Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

LEXICON

der deutschen

Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

Proben aus ihren Werken.

BB. 2

ELBINGER STADTBIBLIOTHEK

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Erster Band.

A und **B.**

FRIEDRICH BUCHNER.

Leipzig,

Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1835.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
846

Thomas Abbt,

ein um die Ausbildung der deutschen Prosa höchst verdienter, geistreicher und liebenswürdiger Schriftsteller, der bei längerem Leben und größerer Reife gewiß eine der ersten Zierden unserer Literatur, vorzüglich im Gebiete der populär dargestellten praktischen Philosophie geworden wäre. Er erblickte das Licht der Welt am 25. November 1738 zu Ulm, wo sein Vater, ein wohlhabender Bürger, ihm eine gute Schulbildung geben ließ. Sobald er sich die nöthigen Vorkenntnisse auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt erworben, bezog er im Jahre 1756 die Universität Halle, um nach dem Wunsche seiner Eltern Theologie zu studiren; doch führte ihn seine Neigung mehr der Mathematik, den neueren Sprachen und den schönen Wissenschaften zu. Nachdem er 1758 durch öffentliche Disputation die Magisterwürde und mit ihr die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, erlangt hatte, ward er 1760 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Frankfurt an der Oder, und 1761 als ordentlicher Professor der Mathematik an die Universität Rinteln berufen. Bevor er jedoch das letztere Amt antrat, verweilte er eine Zeit lang in Berlin, knüpfte hier ein genaueres Verhältniß mit Mendelssohn, Nicolai und anderen ausgezeichneten Gelehrten und nahm thätigen Antheil an den von ihnen herausgegebenen Briefen über die neueste Literatur. Während seines Aufenthaltes in Rinteln schrieb er die Abhandlungen über den Tod für das Vaterland und vom Verdienste, welche ihm großen Ruf erwarben. — Das akademische Leben sagte ihm indessen nicht sonderlich zu; und obwohl ihm später Professuren in Halle und Marburg angetragen wurden, beharrte er doch bei seinem Beschlusse, eine praktische Laufbahn anzutreten. Er studirte demgemäß mit großem Eifer die Rechtsgelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange und machte dann eine größere Reise durch Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich. Im Jahre 1765 lud ihn der regirende Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe zu sich nach Bückeburg ein, um ihn persönlich kennen zu lernen. Abbt's liebenswürdiges und geistreiches Wesen sprach den Grafen, einen der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, in solchem Grade an, daß er dem talentvollen Manne auf das Wohlwollendste entgegen kam, und Beide bald sahen, welchen Gewinnst eine nähere Verbindung ihnen gegenseitig bringen würde. Abbt schlug in Folge dessen einen Ruf nach Halle aus und trat in die Dienste des Grafen als Regirungs- und Consistorialrath; erfreute sich jedoch nur ein Jahr dieser glücklichen, zu literärischen Arbeiten volle Muße gewährenden Stellung. Sein unablässiges geistiges Streben hatte seine physische Gesundheit untergraben. Er starb plötzlich, von einer Hämorrhoidalkolik tödtlich ergriffen, am 3. November 1766 im 28. Jahre seines Alters und ward in der Schloßkapelle zu Bückeburg feierlich begraben. — Sein Fürst setzte ihm selbst folgende Grabschrift, die für Beide gleich ehrenvoll ist: —

Hier lieget der Leichnam von Thomas Abbt, Gräfl. Schaumb. Lippischen Hof-Regierungs-Consistorial-Rath und Patronus Scholar. Gestorben den 3. November 1766 im achtundzwanzigsten Jahre seines Alters. —

Wenn vernünftige Ehrfurcht vor Gott, Weisheit, thätige Tugend, aufrichtige und anmuthige Freundschaft, tiefe Gelehrsamkeit und glänzende Gaben Verdienste sind, so besaß derjenige, dessen Gebeine hier ruhen, was er der Welt angepriesen hat.

Wilhelm I. v. G. G. reg. Graf zu Schaumb. u. s. w., der an dem Verstorbenen einen Rathgeber von den vortrefflichsten Eigenschaften, und was noch edler, einen zärtlichen Freund verloren, hat mehr zum Denkmal seines eigenen Schmerzes als zur Ehre eines Mannes, dessen Name schon ein Lobspruch ist, die entseelte Leiche allhier beerdigen lassen.

Abbt's Werke sammelte nach dessen Tode der bekannte Buchhändler Nicolai zu Berlin. Sie erschienen unter dem Titel:

Thomas Abbt's, weil. Gräfl. Schaumburg-Lippischen Hof- und Regierungs-Rathes vermischte Werke. 6 Thle. in kl. 8. Berlin, 1768 — 81. Neue Auflage, Berlin, 1790, in 8. Ein Nachdruck erschien zu Reutlingen, 1782, in 8.

und enthalten:

Erster Theil: Die Abhandlung vom Verdienste, welche bereits, Berlin, 1765, besonders erschienen war.

Zweiter Theil: a) die Abhandlung vom Tode für das Vaterland (zuerst gedruckt, Berlin, 1761). b) Fragment der portugiesischen Geschichte.

Dritter Theil: Abbt's Correspondenz mit Moses Mendelssohn und Nicolai. (Die zweite Auflage dieses Theils, 1782, ward durch Anmerkungen von M. Mendelssohn bereichert.)

Vierter Theil: Vermischte Aufsätze: 1) Ueber die Freundschaften der Frauenzimmer. 2) Vom Einflusse des Schönen auf die strengen Wissenschaften. 3) Von der Gewißheit in sinnlichen, theoretischen und moralischen Wahrheiten. 4) Ueber die Vorurtheile. 5) Von der Furcht bei Sonnen- und Mondfinsternissen. 6) Leben und Charakter Gottlieb Alexander Baumgarten's.

Fünfter Theil: Vermischte Aufsätze und Briefe: 1) Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitionsgerichte und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Auto da Fe (eine bereits 1766 gedruckte Satyre). 2) Geschichte der Grafen von Schaumburg und von der Lippe. 3) Gedanken von der Einrichtung der ersten Studien eines jungen Herrn von Stande. 4) Briefe an Blum, Gause, Gleim, Klotz, Mendelssohn und Nicolai, nebst Antworten der beiden Letzteren.

Sechster Theil: Briefe und Fragmente: 1) Briefe an Möser, von Segner und Trost. 2) Fragmente: a) Von der Verschiedenheit der Sprachen; b) Von dem Wunder der Sprachverwirrung; c) Vom rechten Studium der Philosophie; d) Vom Vortrage der Geschichte; e) Unterschied zwischen der alten und neuen Geschichte; f) Von der körperlichen Beredsamkeit; g) Plan einer allgemeinen Weltgeschichte; h) Allerhand Muthmaßungen über den ältesten Zustand der Menschen; i) Bemerkungen über den Gottesdienst der Astarte; k) Ueber den jüdischen Geschichtschreiber Josephus; l) Ueber die Patriarchen des alten Testaments; m) Sallust über Cato's und Cäsar's Charakter (aus Abbt's Uebersetzung des catilinarischen Krieges); n) Verordnungen für Schulen zur Erziehung

des Bürgers; o) Sammlung zu einer neuen Auflage des Werks vom Verdienste.

Außerdem erschienen noch besonders:

Fragment der ältesten Begebenheiten des menschlichen Geschlechtes mit einer Vorrede v. J. P. Miller. Halle, 1767. 8.

Sallustius von der Zusammenrottung des Catilina, übersetzt von weiland Herrn Thomas Abbt. Stadthagen, 1767, gedruckt auf landesherrliche Kosten u. s. w. — Zweite Auflage, Lemgo 1800.

In der von J. F. Wagner ihm untergeschobenen Uebersetzung des Krieges der Römer gegen Jugurtha von Sallust rührt durchaus Nichts von Abbt her.

Vgl. Herder: Ueber Thomas Abbt's Schriften; der Torso von einem Denkmal an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück. (Riga.) 1768. 4. Weiter ist Nichts davon erschienen.

Nicolai, F. Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt's, an Herrn D. Joh. Georg Zimmermann. Berlin, 1767, in 4. mit Abbt's Bildniß, welches jedoch nicht so ähnlich seyn soll als das der Uebersetzung des Sallust beigegebene.

Abbt nimmt unter den deutschen Schriftstellern seiner Zeit unstreitig den ersten Rang nach Lessing ein, vorzüglich was die Cultur der didaktischen Prosa betrifft, die er mit seltener Kühnheit und Gewandtheit auszubilden bemüht war. Heller Verstand, geistige Schärfe des Urtheils, Kraft und Beredsamkeit sind allen seinen Schriften eigenthümlich; aber es fehlt ihm oft an geistiger Ruhe; er läßt sich zu sehr von seinem innern Feuer hinreißen, oder verfällt, indem er sich eifrig bestrebt, edel und frei von aller Gemeinheit zu schreiben, in den entgegengesetzten Fehler, gesucht und manierirt, oder künstelnd mit zu großem Wohlgefallen an Witzspielen und Antithesen zu seyn. Seine Gesinnung ist im Grunde stets gesund, doch nicht immer solcher Gesundheit allein angemessen, einfach und klar ausgedrückt; es fehlt ihm, was er bei größerer Reife und Ruhe gewiß erreicht haben würde, um Volksschriftsteller zu seyn, wie er es beabsichtigte, die vollkommene Kenntniß des Volkscharakters. Auch hat er sich nicht stets von den Fesseln fremder Bildung frei zu erhalten gewußt; daher ist sein Styl hin und wieder nicht ganz correct. Alle diese kleinen Mängel werden indessen durch den Reichthum seines Geistes, sein tiefes, ächtes und warmes Gefühl für alles Große und Gute, seine Phantasie und seinen Witz hinlänglich aufgewogen. Seine gründliche und geschmackvolle wissenschaftliche Bildung trägt nicht wenig dazu bei, den Werth dieser schönen Eigenschaften zu erhöhn. Als Historiker nahm er sich Tacitus zum Vorbilde; sein Fragment der portugiesischen Geschichte ist als der erste Versuch, den Styl des großen Römers in der deutschen Literatur einzuführen, bemerkenswerth. Seine beiden Abhandlungen: „Ueber den Tod fürs Vaterland" und „Ueber das Verdienst" sind als seine vorzüglichsten Leistungen zu betrachten. Wir theilen hier ein Bruchstück aus der Ersteren mit. Unter seinen übrigen kleinen Schriften, sowie unter seinen (stets mit B unterzeichneten) Beiträgen zu den Literaturbriefen ist Manches höchst verdienstlich.

Von der Liebe für das Vaterland in Monarchien. *)

Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall die Meinung fast durchgängig angenommen ist, daß nur ein Republikaner auf ein Vaterland stolz thun könne, und daß es in Monarchien nichts weiter als ein bloßer Name, eine leere Einbildung sei. In denen Zeiten, darin die Worte Monarche und Despote gleich viel bedeuteten, war es in Absicht der Republikaner wahr, die nothwendig ihr Vaterland verlieren mußten, so oft die gewaltsame Geburt vor sich ging, daß nach den grausamen Schmerzen eines Bürgerkrieges eine Monarchie zum Vorscheine kam. Es war ferner in Absicht der meisten andern Völker wahr, die nicht in Republiken, sondern unter despotischen Regierungen lebten. Die Stimme des Vaterlands kann nicht mehr erschallen, wenn einmal die Luft der Freiheit entzogen ist. Aber wo man diese Luft noch athmet, ob sie gleich nicht heftig, niemals mit Ungestüm daher rauscht, da muß der Fehler am Gehör liegen, wenn des Vaterlands Stimme nicht gehört wird.

Ich erkläre mich. Die Einrichtung der Monarchien schließt die Liebe zum Vaterlande eben so wenig aus, als sie in einer Republik beständig in gleichem Grade vorhanden ist. Es giebt zufällige Umstände, die sie bald zu einer Wärme treiben, dadurch für den Staat die vortrefflichsten Früchte gezogen werden; bald so sehr erkalten, daß diese Früchte gar nicht mehr ihre Reife erhalten. So lange eine Republik, in einem engen Bezirk eingeschlossen, denselben durch ihre eigenen Bürger gegen feindliche Anfälle schützen muß; so lange ihr kleines Gebiet noch mit dem Blut ihrer Söhne gedüngt wird: so lange muß dieser Boden die Früchte tragen, die schon so lange Zeit in den Jahrbüchern der Welt aufbewahrt, ihren stärkenden Geruch noch über unsere späten Jahrhunderte verbreiten. Wann diese Republik anfängt, sich weiter auszudehnen, eine mächtige Nebenbuhlerin zu bekriegen, und dabei ihr ganzes Wohl zu wagen; wann sie noch dazu in die äußerste Bedrängniß kommt; sich bis an die Thore ihrer Hauptstadt eingeschränkt und auch innerhalb derselben nicht ganz sicher sieht: dann wird diese Liebe zum Vaterlande Wunder thun und zu einer Höhe steigen, die sie in ruhigen Zeiten niemals würde erreicht haben. So keimt der Saame, nachdem das Erdreich durch den Donner erschüttert worden, nur mit desto größerer Pracht hervor, wenn er erst tief in ihrem Schoos Wurzeln geschlagen hat. Rom's Geschichte in den ersten und mittlern Perioden giebt den Beweis zu diesen Anmerkungen. Wann eben diese Republik, zu einer unwiderstehlichen Macht angewachsen, entfernte Königreiche vor sich zu Boden wirft; wann sie ihre Soldaten mit den Hülfstruppen vereiniget, lange außerhalb Landes läßt, und diese endlich durch die Entfernung der Orte und Länge der Jahre das Bild des Vaterlands nur noch in schwächerem Lichte erblicken, oder wohl gar aus den Augen verlieren: so werden die Soldaten nach und nach sich gewöhnen, ihr eigenes Vaterland als eine Provinz anzusehen, die sie erobern könnten, und nicht mehr als die Gebärerin, zu deren Unterhalt sie andere Provinzen erobern müssen. Dann werden sie Neronen, welche erst ihre Mutter schänden, und sie nachher, weil sie diesen Abscheu nicht mehr vor Augen sehen können, ermorden lassen. Aus dieser Blutschande entspringen Tyranneien von Republiken. Die Soldaten des Sylla hatten erst lange mit dem Mithridates Krieg geführt, ehe sie Rom mit dem Blute seiner Bürger befleckten, und die Armee des Marius bestand aus einem Haufen von Sklaven und Leuten, die nichts zu verlieren, aber beim Umsturz der Republik alles zu hoffen hatten. Cäsar's Soldaten mußten erst zehn Jahre in Gallien unter ihm dienen, ehe sie die Vorstellung des Vaterlandes so sehr bei sich vertilgen konnten, daß sie nachher mit dem siegreichen Schwert in dem Eingeweide desselben wühlten. — Aber dieses waren nicht die einzigen Ursachen des Umsturzes der römischen Staatsverfassung. Gewiß nicht; allein sollten sie nicht vieles dazu beigetragen haben? Wenn man es nicht leugnen kann; so habe ich alles, was zur Erläuterung meines Satzes nöthig ist.

Ich wende diese Anmerkungen auf Monarchien an. So lange sie sich noch nicht allzuweit in ihren Eroberungen ausgebreitet, Miethlinge und Schmeichler weder den Prinzen noch die Unterthanen von dem zarten Namen des Vaterlandes verwöhnt haben: so lange muß dieser Name in denenselben *) fast

*) Aus: Thomas Abbt, vom Tode für das Vaterland. Berlin und Stettin, 1770.

*) Ich wage es nicht, eine gänzliche Gleichheit zu setzen. Da die Liebe zum Vaterland, wie unten soll gezeiget werden, eine Leidenschaft ist, deren Wirkungen desto heftiger sind, je mehr Elasticität man ihr hat ertheilen können: so muß sie in Republiken stärker als in Monarchien seyn. Jene besitzen ausgebreitetere und leichtere Mittel, diese Leidenschaft zu einer großen Höhe zu treiben, als die letzteren. Diese Mittel aber sind nichts anders als Belohnungen, die nur Nacheiferung, nicht Neid, und Bestrafungen, die höchstens Schimpf, nicht Mitleiden erwecken. Der römische Consul Duillius, dem der Rath zur Belohnung seiner geleisteten Dienste das Vorrecht ertheilt hatte, sich des Abends mit Fackeln und unter der Musik von Flöten nach Hause bringen zu lassen, fand sich durch dieses Vorrecht sehr belohnt. Sollte er aber wohl dadurch Neid erweckt haben? Es gab damals in Rom noch keine Hofleute, deren großer Ehrgeiz auf unendliche Kleinigkeiten ging. Wenn Cicero die Strafe des Catilina so hätte einrichten können, daß nicht hernach das Mit-

eben so viel, als bei Republikanern wirken, und sie werden den willigen Gehorsam, den sie ihrem Könige leisten, im Herzen zugleich als das Opfer betrachten, das sie dem Vaterlande darbringen.

Einige in den Monarchien nöthige Eintheilungen der Stände sind vielleicht die Ursache gewesen, daß man die Verknüpfung der Bemühungen zum allgemeinen Besten zu sehr aufgelöset hat. Jeder dieser Stände fing bald an zu glauben, daß er nur auf eine einzige Art das Seinige dazu beitragen dürfte. Allein wenn ein allgemeines Bestes statt findet (und dieses findet sich bei allen Gesellschaften), so muß es auch nur eine einzige politische Tugend geben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verschwindet der Unterschied zwischen Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann. Alles vereinigt sich und stellt sich unter dem vormals so herrlichen Namen eines Bürgers dar. Dann ist jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder Edelmann Soldat und Bürger, wie man will. Wie sehr weiche ich nicht von den eingeführten Begriffen ab! Ich gestehe es; aber man muß sich nur an eben den Standort stellen, wo ich stehe, und man wird sich alsdann sehr leicht mit mir vereinigen. Die Monarchie läßt zuweilen die Bande nach, mit denen sie jeden besondern Stand an sich zieht. Nun scheinen die Stände gleichsam getrennt. Ein besonderer Fall ereignet sich. Sie zieht die Bande stärker an, und alsdann verschwindet jeder Unterschied. Man erblicket nicht mehr den Bürger, den Edelmann, den Soldaten besonders. Alles ist Bürger. So stelle ich mir die Monarchie vor, und habe ich nicht Recht zu schließen, daß darin jeder Unterthan Bürger sey, so wie in der freiesten Republik der Bürger Unterthan ist? Alles ist den Gesetzen unterworfen. Niemand ist frei; jeder ist es nach dem Geist der Staatsverfassung, darin er lebt. Auch die Sonne eines Planetensystems bewegt sich nach ihren Gesetzen, nur daß sie den Kreis nicht beschreibt, den die Planeten durchzulaufen gezwungen sind. Was ist wohl das Vaterland? Man kann nicht immer den Geburtsort darunter verstehen. Aber wenn mich die Geburt oder meine freie Entschließung mit einem Staate vereinigen, dessen heilsamen Gesetzen ich mich unterwerfe; Gesetzen, die mir nicht mehr von meiner Freiheit entziehen, als zum Besten des ganzen Staats nöthig ist: alsdann nenne ich diesen Staat mein Vaterland.*) Wenn diese Gesetze ihre Stärke erhalten, wenn sie mit aller ihrer Kraft wirken: was für einen Unterschied in Absicht meines Wohlstandes merke ich denn wohl, sie mögen nun von einem einzigen, oder von allen Gliedern des Staats zusammen genommen gegeben werden; ihre Ausübung mag einer oder mehrern Händen anvertraut seyn; die Macht, sie zu geben und auch in Ausübung zu bringen, mag in einem vereinigt oder bei verschiedenen zertrennt angetroffen werden! Ich kann mich allezeit eines Vaterlandes erfreuen. Der einzige Unterschied ist dieser: in der einen Staatsverfassung hängen die gefährlichsten Veränderungen derselben nicht von dem Willen eines einzigen ab; aber sie können manchmal von der Schwachheit mehrerer herrühren. Wenn hingegen dieser Wille des einzigen durch gute, durch große Einsichten gelenkt wird: was für ein Glück für mich! Die Macht, Gutes zu thun ohne Einschränkung! Die Macht, Böses zu thun ohne den Willen!

Es giebt also auch in der Monarchie ein Vaterland. Wir können dieses Vaterland lieben: und wenn wir es lieben können, so folgt auch, daß wir es lieben müssen. Sind wir nicht verbunden, unsere Wohlfart zu befördern, sie sicher zu gründen? Und diese Wohlfart ist so genau mit der Wohlfart des Vaterlandes, das heißt, mit der Aufrechterhaltung der Gesetze, deren Schutz ich genieße, verbunden!

„Wir verändern den Herrn, aber nicht das Joch." Maxime, welche verdienet, vom Sklaven ihren Ursprung zu haben, aber nicht werth ist, von den Unterthanen einer wohl eingerichteten Monarchie auf sich angewandt zu werden. Man liebt freilich das Joch nicht; und es kann uns wenig daran gelegen sein, wer es auflegt, wenn wir einmal unglücklich genug sind, darunter zu seufzen. Aber können wir wohl Gesetze, die zu unserm Besten eingerichtet sind, ein Joch nennen? Können wir wohl den Mann hassen, dem die Sorgfalt aufgetragen ist, diese Gesetze aufrecht zu erhalten und in Ausübung zu bringen; ja bei veränderten Umständen ihnen eine neue Form zu geben? Und dieser Mann ist der Monarche. Was werden wir wohl daraus schließen? Was anders, wenn es nicht dieses ist, daß wir in den Monarchien zugleich die Gesetze und den Vater derselben, zugleich das Vaterland und den Monarchen lieben müssen, und wenn wir würdige Bürger sind, lieben werden*). In den Monarchien ist eine genaue Verbindung zwischen dem Monarchen und dem Vaterland, davon uns ein Theil immer sichtbar vor Augen schwebt; der andere Theil giebt sich uns bloß durch seine Wirkungen zu erkennen. Das Vaterland sagt gleichsam zum Könige: Setze dich zu meiner Rechten. Es verwirft unsere Opfer, wenn wir sie nicht zugleich aus Ergebenheit für seinen Vielgeliebten bringen, und es geht nur alsdann eine unselige Trennung vor, wann der Monarche die Gesetze, darauf er sonst unser Wohl gründete, umstürzt. In der That, findet man denn nicht Beispiele der größten Liebe für das Vaterland auch unter Monarchien? Die Römer fochten unter ihren Königen eben so herzhaft als unter ihren Consuln. Der Macedonische Phalanx würde vielleicht Römischen Legionen nicht gewichen seyn. Warum führt man denn diese Beispiele nicht so häufig an als die Beispiele der Patrioten in Republiken? Warum glänzen sie uns meistens nur aus den Jahrbüchern der letztern so helle entgegen? — weil die Republiken darauf sehen mußten, daß ihre braven Männer von der Nachwelt die Belohnung erhalten möchten, die ihnen ganz zu geben ihre Zeitgenossen zu arm waren; weil hingegen in Monarchien die Tapferkeit ihre Belohnung (nach den eingeführten Begriffen) sogleich erhalten, und man also zu den Helden der letztern gleichsam sagen kann: Ihr habt die Vergeltung schon in eurer Welt erhalten; die Nachwelt ist euch so viel nicht mehr schuldig; weil man sich gewöhnt hat, die Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes als Bemühungen für den Ruhm des Prinzen in Monarchien zu betrachten; und weil es endlich wohl geschehen kann, daß dieser letztere mehr als der erstere, oder oft gar der eigene Vortheil ein Bewegungsgrund zu rühmlichen Handlungen wird. Wenigstens ist man sehr geneigt, dieses zu vermuthen. Wenn man aber doch glaubt, daß die Erfahrung und die Geschichte den Unterthanen der Monarchien eine starke Liebe fürs Vaterland absprächen: so wird man sich gefallen lassen, mit mir den Grund davon zu untersuchen. Ich denke wenigstens dadurch den übereilten Schluß zu verhindern, daß die Liebe fürs Vaterland in Monarchien gar nicht statt finden könne.

Ich habe schon oben gesagt, daß in Republiken der Eifer fürs Vaterland sich in eben dem Verhältnisse vermindre, wie das Gebiet derselben anwächst. Monarchien aber sind gemeiniglich von großem Umfang. Wegen der größern Macht, die sie folglich besitzen, sind sie auch sicherer vor allzuhäufigen Anfällen. Diese Sicherheit erzeugt mehrere Stände in der Gesellschaft, und diese Stände bereiten einander mehr Bequemlichkeit. Die Bequemlichkeit macht nach und nach den Eifer, für das Vaterland den Degen zu führen, schlaff; sie verträgt sich nicht mehr so leicht mit den Beschwerlichkeiten eines Feldzuges. Ein alter Römischer Consul, der mit eigenen Händen den Pflug führte, hatte auf seinem Landgute nicht so viele Gemächlichkeiten, als einer unserer geringsten Landedelleute genießt. Es kostete also dem erstern nicht so viel Ueberwindung, sich zu der

---

leiden für ihn rege geworden wäre: so würde er selbst sicherer gewesen seyn. Die Zeiten waren schon zu verderbt. Er näherte sich dadurch einer Monarchie, ohne das Stillschweigen befehlen, oder auch ohne Befehl erwarten zu dürfen. Kurz, die Republiken scheinen auf hohen Felsen angelegt zu seyn, wo die Liebe fürs Vaterland, durch sehr einfache Maschinen mit Gewalt hinaufgetrieben, sich alsdenn auch wieder ungestüm ergießet. Die Monarchien liegen niedriger und nehmen eine größere Fläche ein; die Leidenschaft darf nicht so hoch getrieben werden. Besondere Umstände aber können ihr eine neue Kraft ertheilen, wie ich anzumerken Gelegenheit haben werde.

*) Je sinnlicher man freilich das Vaterland machen kann, desto stärker wird die Anhänglichkeit dafür seyn. Daher ist die Anmerkung des Herrn von Mont. richtig: Le partage égal des terres faisoit aussi une bonne armée, chacun ayant un égal interêt et très-grand à défendre sa patrie, und die folgende widerspricht jener keineswegs, wenn man das Vaterland in so engem Verstande nimmt; wenn sie nur nicht so viele Beweise noch in unsern Zeiten für sich hätte: ces sortes de gens (les esclaves et les artisans) n'étoient guères propres à la guerre: ils étoient laches et déjà corrompus par le luxe des villes et souvent par leur art même; outre que comme ils n'avoient point proprement de patrie, et qu'ils jouissoient de leur industrie par tout, il trouvoient peu à perdre ou à conserver. v. Montesq. Considérations sur les causes de la Grandeur des R. et de leur Décadence c. 3.

*) Man kann es so wenig für eine Sklaverei ausgeben, wenn man neue Gesetze annehmen muß, daß es vielmehr die Republiken in die Sklaverei gestürzt hat, wenn sie bei veränderten Umständen ihre Gesetze nicht verändert haben. Die vortrefflichsten Gesetzgeber haben dieses eingesehen, und Rom hat die traurige Erfahrung davon gemacht. — Aber die Gesetze in der Hand eines einzigen Menschen zu sehen, und sie von seiner Willkühr anzunehmen? — Und was war denn Rom, als Gabinius und Piso das Consulat in Händen hatten? Was war es unter verschiedenen Tribunen, als die Gesetze, die zum Wohl der Bürger gereichen sollten, durch die Ermordung vieler derselben durchgetrieben wurden, und man nicht mehr ihre Einwilligung durch Beredsamkeit erhielt, sondern ihren Widerspruch durch das gezückte Schwert hinderte? — Nennt man aber dieses die schlechten Zeiten der Republik: so muß man auch bedenken, daß der Einwurf nur auf schlechte Monarchen gehe.

Armee zu begeben, als es dem letztern vielleicht kosten würde. Daher hat man bald die Nothwendigkeit eingesehen, einen besondern Stand zu errichten, der durch Belohnungen und den ihm angewiesenen Unterhalt aufgemuntert, beständig in den Waffen bleiben und die Vertheidigung des Vaterlandes über sich nehmen könnte. Indem andre durch ihren Fleiß sich die Nothwendigkeiten, manchmal auch den Ueberfluß des Lebens verschafften, sorgte dieser Stand, darum unbekümmert, nur für jener Erhaltung. Nach und nach fingen die übrigen Bürger an, den Schluß zu machen, daß nur gewisse Glieder des Staats gezwungen und gleichsam gedungen wären, sich für denselben aufzuopfern, und daß bei den übrigen diese Verbindlichkeit wegfiele. Noch nicht genug: man hatte es zuweilen der freien Wahl eines jeden überlassen, sich diesem besondern, oder einem andern Stande in der Gesellschaft zu widmen. Was brauchte es weiter, um die Meinung einzuführen, daß diese freie Wahl beständig statt finden müßte, und niemand eine eigentliche Verbindlichkeit zu diesem Stande habe? Aus dieser eingebildeten Freiheit folgte, daß ein Befehl, der diese Wahl nothwendig machte, als tyrannisch angesehen wurde. So hält ein Schwärmer das Verbot, seine ungesunden Einfälle öffentlich auszubreiten, für eine Verfolgung der Wahrheit.

Sieht nicht jeder sogleich die Uebereilung bei diesen Schlüssen? Und doch werden sie noch täglich gemacht. Man seufzt, wenn das Vaterland dem Sohn, den wir ihm, und nicht uns allein erzeugt haben, schon in der Wiege seine Verbindlichkeiten ankündigt. Wie? könnte denn das Vaterland nicht jeden zu seiner Vertheidigung herbei rufen, wenn es gleich nicht jeden herbei rufet? Wenn es aber diese Rechte über uns bei unserer Geburt erhält: kann man die Regierung wohl tyrannisch nennen, die uns diese Rechte ankündigen läßt? würden denn wohl diese Rechte aufhören, wenn die Regierung uns dieselben verschwiege? O Sparta, die du mit dem trockenen Auge, nur mit der Rührung, welche Tugend beim Anblicke der Tugend empfindet, deine Bürger zu ihren Grabmälern bei Thermopylä*) gehen sahst; zu den Grabmälern, die sie sich mit ihren eigenen Schwertern zubereiteten, auf welchen Haufen erschlagener Perser als Grabsteine aufgethürmt stunden, und der Tod fürs Vaterland die prächtigste Aufschrift war: o Sparta, würdest du nicht einen Bürger aus deinen Mauren verbannet haben, der sich geweigert, nicht geweigert, nur einen Augenblick bedacht hätte, den für das Vaterland gebornen Sohn der glänzenden Rolle seiner Streiter einzuverleiben? Du, der ihre Söhne nur deswegen lieb waren, weil sie dich vertheidigen, und die Töchter, weil sie diese Vertheidiger gebären konnten! — Aber dieses geschahe nur in Republiken — ja; und fällt denn in Monarchien diese Verbindlichkeit weg, wenn ihre Ausübung gleich nicht immer in so strengem Grade gefordert wird; oder verringert etwa die Gegenwart eines Königs diese Pflicht? Laßt uns zufrieden seyn, daß wir in Staaten leben, wo nicht jedes Jahr Feinde müssen zurückgetrieben werden. Dies ist ein Glück für uns: aber laßt uns deswegen unsere ursprünglichen Verbindlichkeiten nicht leugnen. Nein, diese Gesetze sind für uns noch eben so heilig; Gesetze, die wir um den Thron eines Monarchen nur in desto hellerem Lichte sehen, anstatt daß sie uns sonst gleichsam aus einem Heiligthum diese Pflichten entgegen donnerten. Die Liebe für den Monarchen vermehrt vielmehr die Liebe für das Vaterland, als daß sie dieselbe vermindern sollte. So war den Israeliten das Kostbarste, wofür sie stritten, noch immer die Bundeslade, ob sie sich gleich einen König gewählet hatten. Jene nicht zu verlassen, erforderte ihre Pflicht, und diesem zu folgen, ermunterte sie ihre Liebe. Die erstere war das Gut, das sie nicht verlieren durften; der letztere ihr Vergnügen, das sie zu erhalten wünschten. Die Zurückkunft des Königs ohne die Bundeslade würde sie mit Schrecken erfüllt; die Errettung derselben mit dem Verluste des Königs würde sie fast untröstbar gemacht haben.

Ich darf nun, glaube ich, aus dem, was bisher gesagt worden, den Schluß ziehen, daß, wenn in den Monarchien für jeden ein Vaterland zu finden ist; wenn dieses Vaterland unsere Liebe fordert; wenn diese Liebe durch die Gegenwart des Monarchen nicht geschwächt, sondern gestärkt wird: daß man alsdann eben die Wirkungen des Eifers für den Staat in Monarchien erwarten dürfe, die man in Republiken erfahren hat; daß wir aber auch zu allen Folgen dieser Liebe, ohne welche sie nicht bestehen könnte, verbunden seyen. Die Voraussetzungen sind alle erwiesen: ich dürfte also nur diese Wirkungen eine nach der andern durchgehen, ihre Vortrefflichkeit in das nöthige Licht setzen und sogar aus dieser Vortrefflichkeit zurückschließen: daß ihr Nutzen auch ohne die erwiesene Verbindlichkeit schon hinreichte, uns zur Ausübung der so oft genannten Pflicht zu bewegen. Allein ich will erst noch ein Hinderniß untersuchen, das der Ausübung dieser Pflicht unter uns am stärksten im Wege zu stehen scheint, und das ich bis auf seine geheimsten Zusammensetzungen aufzudecken hoffe. Dieses Hinderniß ist eine häufig angenommene Denkungsart, daß es lächerlich sey, sich für den Vortheil andrer aufzuopfern, und eine unverzeihliche Thorheit, sein Leben anders als seines eigenen Vortheils wegen in Gefahr zu setzen.

*) Laßt uns auf dieser Erde nochmals das Mittagsmahl einnehmen; auf den Abend werden wir wohl mit den Unterirdischen speisen, sagte Leonidas zu seinen Mitsoldaten. Man redet nicht also, wenn man nicht seinen Posten als seine Grabstätte betrachtet.

Vom Ursprunge der Einwürfe gegen die Liebe fürs Vaterland; — Folgen dieser Liebe auch in den Monarchien.

Es ist überhaupt ein fast unersetzlicher Schade, wenn man gute Grundsätze, die ein ganzes Volk zu edlen Handlungen begeisterten, vertilget *). Man kann diesen Zweck durch zweierlei Mittel erhalten. Entweder diese Grundsätze werden durch Gründe bestritten, oder sie werden lächerlich gemacht. Das erste Mittel wird seinen Endzweck gar nicht, oder nur sehr selten und langsam erreichen. Das andre wirkt mit der Geschwindigkeit eines Gifts in den Adern. Es greift das an, was in uns das Zärtlichste ist, unsre Eitelkeit. Man urtheilt gemeiniglich, daß derjenige, der etwas verlacht, bessere Einsichten haben müsse. Und wer schämt sich nicht, dumm zu seyn? In der That, der Pöbel ist des feinern Gefühls der Schaam über etwas Unanständiges nicht beraubt. Man darf sich nur die Mühe geben, es ihm merklich zu machen. Wie lange hat es wohl gewährt, ehe ein Schuster zu Paris, nach dem Muster der Vornehmern, es für eine Schande gehalten hat, zu gestehen, daß er seine Frau liebe? und die Entfernung vom vornehmen bis zum niedern Pöbel ist nicht so groß, als man insgemein glaubt. Ein Maulesel, der mit Goldblech bedeckt ist, denkt wie ein anderer, der eine wollene Decke auf sich liegen hat.

Man hat aber diesen Weg erwählt, weil es im Gegentheil so schwer ist, Grundsätze durch gründliche Widerlegung umzustoßen, nach denen man seine Handlungen einzurichten gewohnt ist, und die auch übrigens gute Folgen haben. Wenige Menschen sind fähig, wahre Gründe auf eine richtige Art mit ihren Folgen zu verbinden und auch zu überdenken; noch wenigere, falsche Folgerungen, wenn sie einmal gemacht sind, zu trennen, ohne die Grundsätze selbst umzustoßen; und die wenigsten, neue Gründe anzunehmen und neue Folgerungen daraus zu ziehen. Der Philosoph ist glücklich, der unter einer ganzen Nation zwanzig weise Männer als überwundene Sklaven des Irrthums im Tempel der Wahrheit triumphirend aufstellen kann. Und ein witziger Kopf kann wider eingewurzelten Aberglauben mehr durch den Spott, als die ganze Schaar unserer Controversisten mit ihrem schwerfälligem Ernst ausrichten.

Man hat bei einer andern Gelegenheit gesagt, „daß die Menschen sich nicht schämen, lasterhaft, aber wohl, lächerlich zu seyn.“ Diese Anmerkung muß vielleicht noch eingeschränkt werden. Die Schaam setzt allezeit eine Bekanntmachung des Lasters als Laster voraus; es mögen nun dabei andre, oder wir selbst unsere Richter sein. Allein das Laster kann sich vor andern und vor unserm eigenen innern Auge verbergen. Zuweilen haben wir das letztere, gleich rasenden Indianern, wohl gar selbst geblendet. Das Lä-

*) Man darf dieses noch allgemeiner machen. So oft gewisse Dinge, die uns gerührt und unsre Seele bald mit einem Schauer, bald mit einer weichmüthigen Empfindlichkeit durchzittert haben, lächerlich gemacht werden: so oft wird wenigstens ein Mord an unsern Vergnügungen ausgeübt. Ich rede hier nicht einmal von dem rasenden Kützel, solche Dinge, welche einem ganzen Volke heilig und wirklich auch heilsam sind, beißend zu verspotten. Dagegen sind andere Betrachtungen vorhanden. Aber wozu soll z. E. der Witz, Heldengedichte zu parodiren? Wegen einiger lustigen Einfälle verlieren wir das Vergnügen zu bewundern. Das Possierliche erstickt alle ernsthafte Leidenschaften. Was ist wohl rührender, als wenn der Redner, welcher einen Staatsverbrecher vertheidigen soll, in der Hitze des Affects dessen Kinder redend einführt und sie schluchzend ihres Vaters Leben von einem ganzen Volk erflehen läßt? In dem Lustspiele des Hrn. Racine, les Plaideurs, wird dieses parodirt. Ein Advokat läßt junge Hunde für das Leben eines alten Hundes, ihres Vaters, bitten. Man lese einmal diese Stelle; wird man nicht bei der Rückkehr auf die ernsthaften ähnlichen Stellen eine Abnahme der Rührung bei sich spühren? So schön auch Virgil den Aeneas seine Erzählung anfangen läßt: Infandum regina jubes renovare dolorem: so wird uns doch diese Stelle lächerlich, nachdem wir sie so oft aus dem Munde des possierlichen Barbiers Partridge im Thomas Jones, unrecht angebracht, gehört haben. Ein solcher Verfasser giebt uns einige süße Sachen zu kosten, die in dem Augenblicke, wann wir sie genießen, angenehm sind, aber allen Geschmack an dem herrlichen Weine, der uns vorgesetzt ist, verderben.

cherliche hingegen bleibt niemals verborgen, sobald die Mode den Ausspruch gethan hat: dies ist lächerlich. Die Larve des Lasters ist so scheuslich gemacht, daß es nur selten Fälle giebt, wo man eine gänzliche Aehnlichkeit mit derselben bei Menschen antrifft; und nur wenige Personen sind im Stande, ein richtiges Urtheil davon zu fällen. Das Lächerliche aber wird von der Mode nach ihrer Phantasie entworfen; jeder Dummkopf, so wie jeder kluge Mann, sieht es an und erblickt es beinahe an jedem Vorbeigehenden. Man könnte es mit den zerschnittenen und perspektivisch zusammengesetzten Gemälden vergleichen, die uns, von den verschiedenen Seiten betrachtet, verschiedene Bilder darstellen.

Ich komme von dieser Ausschweifung zurück, um — vielleicht in einer andern fortzufahren. Wenn eine Nation aus einer edlen Begeisterung, aus tugendhaften Grundsätzen herausgelacht wird: wie theuer erkauft sie nicht die Hochachtung — einiger Narren! Und weil immer gerade das Gegentheil von dem, was verspottet worden, für schön, für ehrwürdig gehalten wird: so muß sie sich bald gewöhnen, niedrige, schlechte Handlungen mit dem Gepräge des Edlen, des Erhabenen zu bezeichnen. Sie verwirft, um sich ansehnlicher zu machen, das, was ihre Vorfahren geschmückt, aber mit Zierrathen geschmückt hatte, die sie der Nachwelt glänzend und doch ehrwürdig darstellten; und erstickt den Samen, aus welchem so große Thaten aufgekeimt waren. Wie sollen wir denn von diesen Leuten reden, die nach der Vernichtung aller, sogar auch der politischen Tugend, das Erhabene von der Höhe, worauf es steht, herunter spotten; alles, was über sie hinaus ragt, für Chimären erklären; und nur sich, als den Mittelpunkt alles Uebrigen, merklich machen wollen? — „Für das Vaterland „sterben? Lächerlich! Was ist das Vaterland? Ich werde be„zahlt, um mich todtschießen zu lassen, und ich nehme diese Bezah„lung an, weil ich sonst kein andres Mittel weiß, anständig zu le„ben. Aber die Chimäre des Vaterlandes macht mich nicht „schwindlich. Wann ein glückliches Faro oder eine reiche Hei„rath mich in den Stand setzte, gemächlich von meinem eigenen „Vermögen zu leben: so würde ich heute meinen Abschied neh„men und das Vaterland für sich streiten lassen." — O wahrhaftig, so dachten die Römer nicht: und waren die Römer etwa verrückte Köpfe? Waren es Schwärmer, die das Vergnügen des Lebens nicht kannten? Sie kannten es; aber sie kannten auch das Vergnügen — des Todes. Nicht des Todes, der auf dem weichlichen Sopha einen durch Wollüste ausgemergelten Körper vollends starr macht, der bei jedem nähernden Schritte uns stärkere Vorwürfe zuruft, und vor dem man sich nur aus viehischer Dummheit nicht entsetzet: sondern des Todes, der sich in der Vertheidigung des Vaterlandes darbietet, der unsre Seele gleich einer Königin aus dem Gefängnisse ruft und sie nicht gleich einer Sklavin darin erdrosselt; der endlich, wenn ich mich so kühn ausdrücken dürfte, mit dem Blute, das aus unsern Adern quillt, das ächzende Vaterland tränkt, um es wieder aufleben zu lassen. Wo ist denn nun das Lächerliche, das Chimärische? Dieses kann nichts hervorbringen, was einen wirklichen Werth hat; das Ungereimte muß allenthalben durchschimmern. Wenn wir also zeigen können, daß der Tod fürs Vaterland, wenn ihn auch nur wenige Bürger des Staats erlitten haben, in kurzer Zeit den übrigen eine neue und große *) Denkungsart ertheilen könne; daß diese Denkungsart sich nachher in allen ihren übrigen Handlungen äußern und dadurch die Nation zu einem glänzenden Muster für die ganze Nachwelt machen werde: so muß wenigstens der Zweifel entstehen: sollte wohl der Tod fürs Vaterland ein so verachtungsvolles Gelächter verdienen? Wenn zu gleicher Zeit der Grad dieser Wirkungen in den Monarchien gezeigt wird: so muß dadurch der Einwurf, daß es wenigstens in Monarchien lächerlich sey, für das Vaterland zu sterben, unterdrückt werden.

Wenn sich endlich der Gegner von einer andern Seite zeigte und uns entgegensetzte: daß wir wenigstens eine Art von Enthusiasmus zugeben müßten, ohne welchen die Furcht vor dem Tod nicht leicht überwunden werden könne: so dürfen wir nur diesen Enthusiasmus untersuchen und den Nutzen sowohl als die Möglichkeit desselben in Monarchien erweisen.

Dieses sind die Materien, die ich noch jede in einem besondern Stücke ausführen werde.

Andere Hinderniße, die nicht ganz von der verkehrten Denkungsart einer Nation oder des größten Theils unter derselben abhängen, fordern andre Erleichterungen und erhalten sie doch auch zum Theil von unserm Hauptgrundsatze — der Liebe fürs Vaterland.

1) Man sagt: unsere Art, Krieg zu führen, macht es schwerer — was denn? zu sterben? — das sollte ich eben nicht denken. Aber das Geschütz, dessen Gefahren der Tapferste so wie der Feigeste ausgesetzt sind ohne Gegenwehr, ohne daß sie sich von einander unterscheiden können! Wahrhaftig der traurige Rückzug des Antonius, auf dem er seine bravsten Soldaten verlor, die sehr oft keine Parther sahen und doch immer von Parthischen Pfeilen verwundet wurden, beweist hinreichend, daß auch unter den Alten nicht immer thätige Tapferkeit sich den rühmlichen Tod errungen habe, und daß schon damals diese Ehre ohne Unterschied ausgetheilt worden. Das innere Bewußtsein der Liebe für seine Pflicht mache den tapfern Mann.

2) Man beklagt sich, daß die größten, die rühmlichsten Thaten unbekannt bleiben und in ewige Nacht sehr ofte eingehüllet werden, wenn sie nicht vor den Augen des Monarchen geschehen. Sobald ein Officier bekennen wird, daß er bloß um seiner selbst willen tapfer streite: sobald werden wir ihm zugestehen, daß ein solcher Zufall für ihn der empfindlichste unter allen sein müsse. Das Leben gewagt zu haben, um einen höhern Posten zu erhalten! und doch unbemerkt bleiben — unbelohnt! Es ist freilich traurig genug. Aber sollte der Lebenslauf eines solchen Mannes nicht noch trauriger erscheinen, der, wenn er der Wahrheit gemäß geschrieben wird, gemeiniglich so lauten muß: „als Fähnrich stritt er mit dem Muthe eines Löwen, um General zu werden; als General wich er allen Gefahren aus, um General zu bleiben."

3) Aber welcher grausame Künstler hat dort jenes Gemälde zur Beschämung der menschlichen Natur ausgestellt? — O die Vorwürfe dringen mir durch die Seele! — Eine Menge Verwundeter, die um die aufgerichteten Trophäen von Prag, Leuthen, Zorndorf herumsitzen, demüthig für den Rest ihres Lebens, dessen größere Hälfte für uns verschwendet worden, Allmosen verlangen und doch von den meisten zurückgewiesen werden! — Jener Mann streckt den noch übrigen Arm, den er nie vergebens für unsere Sicherheit ausgestreckt hatte, vergebens nach einer unsrer kleinen Gaben aus — der nächste an ihm hat sich müde den Tag über gestanden; nicht einmal seine Krücke war für ihn bereidt; nun liegt sie neben ihm, und er — er wird diesen Abend hungern. — Und wer sind jene vergoldete, nervenlose Figuren dort, die ungerührt vorübergehen und für das verdienstvolle Elend weder Auge noch Ohr haben? Ekelhaft ist der Anblick, den die Unempfindlichkeit dem Menschen giebt. Wer wollte nicht lieber eine Gabe betteln, als mit einem solchen Gesichte geben können? — Weg mit dem Sklaven! — Aber auch sie, die zärtlichere Hälfte des menschlichen Geschlechts, deren sanftere Blicke für jedes Elend ein sympathetisches Gefühl versprechen, — wie? auch sie rollen zum Theil vorüber in prächtigen Karossen, und die Unglücklichen haben sich zu hüten, daß sie nicht beschädigt werden. — Sollte nicht eine menschenfeindliche Phantasey dem Künstler dieses Gemälde eingegeben haben? — O Schande! Es ist Natur, es ist Wahrheit! Mit diesen meinen Augen habe ich sie gesehen. — — Die Vorwürfe des Künstlers sind gerecht, aber ich hoffe, sie sollen es nicht lange mehr bleiben. O ihr würdigen Bürger des Staates! nicht lange mehr sollt ihr das Schicksal eurer Kameraden beneiden, die an eurer Seite das Schlachtfeld mit ihren todten Leichnamen bedeckt haben, deren letztes Röcheln ihr gehöret habt, so wie noch euer Geschrei, das euch der Schmerz abzwang, in der Sterbenden Ohren gedrungen ist. Er kömmt, der euch angeführt hat, nicht mehr Kriegsgott, sondern Vater! Sollte er euch verkennen, euch, die ihr das glorwürdige Zeichen an euch traget, das den wahren Sohn des Vaterlandes glänzend macht? und wenn er euch nicht verkennt: sollte er nicht für euch sorgen? Stützen des Staats, seine Zierde und sein Ruhm! Sammlet euch in ruhige Wohnungen zusammen, und wenn unsere Prinzen euch besuchen (könnten sie sich wohl dieses feierlichen, dieses rührenden Schauspiels entziehen?), dann zeiget zugleich, nachdem ihr sie zu großen Empfindungen werdet gerührt haben, wie ein tapfrer und weiser und guter Monarch von seinem Volke geliebt werde, und was die Liebe fürs Vaterland würke!

*) Hieher gehöret eine Geschichte, die im vorigen Kriege im Halberstädtischen geschehen ist: Ein siebenzigjähriger Schäfer that in seiner Gemeine stolz, daß er sechs Söhne im Dienst des Königs habe. Als in den letzten Jahren des Kriegs auch der siebente, die letzte Stütze seines Alters, in den Krieg gehen sollte, sagte der Alte zum Officier: „Herr Hauptmann! sag er mir aufrichtig, brennt es den König auf die Nägel? Wenn's ihn brennt, so nehme er meinen Sohn und mich auch dazu. Brennt es den König aber noch nicht, so lasse er mir meinen Sohn."

Abraham a Sancta Clara.

Dieser weit mehr, vorzüglich im nördlichen Deutschland unrichtig aufgefaßte und falsch verstandene, als nach seinem wahren Werthe anerkannte, talentvolle Mann kann als das beste Muster populärer katholischer Beredsamkeit seiner Zeit mit vollem Rechte betrachtet werden. Er hieß mit seinem Familiennamen Ulrich Megerle, stammte aus einem adeligen Geschlechte und ward am 4. Juli 1642 armen, aber frommen und redlichen Eltern zu Krähenhennstetten, unweit des Städtchens Möskirch (in den mediatisirten fürstlich fürstenbergischen Besitzungen) in Schwaben, geboren. Seine Eltern hießen Jacob und Verona Megerle. Er zeichnete sich schon in früher Jugend durch einen heftigen Drang nach Wissen, Fleiß und Talent aus und erhielt eine wissenschaftliche Bildung auf den lateinischen Schulen zu Möskirch, Ingolstadt und Salzburg. In seinem achtzehnten Jahre trat er in den Barfüßer-Augustiner Orden zu Mariabrunn, studirte dann in dem zu Wien befindlichen Kloster seines Ordens Philosophie und Theologie, ward zwei Jahre später, 1662, zum Priester geweiht, promovirte als Doctor der Gottesgelahrtheit und ging dann als Festtagsprediger nach Kloster Taxa unweit Dachau in Baiern. Von hier begab er sich als Prediger zurück nach Wien, wo er durch seine glänzende Rednergabe sich bald einen ausgebreiteten Ruf erwarb. In gleicher Eigenschaft darauf eine Zeitlang in Gräz verweilend, ward er 1669 von Leopold I. als kaiserlicher Hofprediger nach Wien berufen; ein Amt, dem er zwanzig Jahre lang, mit allgemeiner Verehrung vorstand, hochgeschätzt und geliebt von seinem Monarchen. — Während dieser Zeit stieg er in seinem Orden von Stufe zu Stufe und ward nach einander Provinzial-Prokurator, Lector, Pater spiritualis, Prior-Provinzial und Definitor seiner Provinz. — Als Prior-Provinzial war er 1689 bei dem General-Ordens-Capitel zu Rom anwesend, predigte daselbst zu verschiedenen Malen mit großem Beifall und ward von Papst Innocenz XI. mit einem geweihten Kreuze beschenkt; als Definitor trug er außerordentlich viel zu der Verbesserung mehrerer Klöster seines Ordens bei. — Er starb am 1sten December 1709 im acht und sechszigsten Jahre seines Alters zu Wien.

Pater Abraham a Sancta Clara war ein seltener, kühner, redlicher, mit vollster Ueberzeugung seinem Glauben anhängender, seinem Orden auf das Treueste ergebener, wohlwollend gesinnter, wohlthätiger, rechtschaffener und tugendhafter Mann, wie er das in unzähligen Fällen seines langen, wirkungsreichen Lebens vollkommen bewährt hat. Eine fromme Heiterkeit, unverwüstlicher Muth und kräftige Ausdauer begleiteten ihn bis zu seinem letzten Gange. —

Ehe wir zur Betrachtung seiner Leistungen als Redner übergehn, möge hier ein vollständiges Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften, von denen mehrere sehr selten geworden sind, mit Anführung der Originalausgaben folgen. Wir verdanken dasselbe dem „Literarischen Anzeiger," Wien, bei Gerold, Jahrgang 1822. —

I. Judas der Erz-Schelm, für ehrliche Leuth, oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung deß Ischariotischen Bößwichts. Worinnen unterschiedliche Discurs, sittliche Lehr-Punkten, Gedicht und Geschicht, auch sehr reicher Vorrath Biblischer Concepten. Welche nit allein einem Prediger auf der Cantzel sehr dienlich fallen, der jetzigen, verkehrten, bethörten, verfehrten Welt die Wahrheit unter die Nasen zu reiben: sondern es kann sich auch dessen ein Privat- und einsamber Leser zur ersprießlichen Zeit-Vertreibung und gewünschten Seelen-Hayl gebrauchen. Zusammengetragen durch P. Abraham a St. Clara, 4 Theile mit Titelkupfern. 4. Bonn, 1687 (nur 1ster Bd.) Salzburg, 1688 — 95. 1710. Nürnberg, 1696. 1709. 1718. 1752. 1775.

II. Reim dich oder ich liß dich, das ist: allerley Materien, Discurs, Concept und Predigten, welche bishero in unterschiedlichen Tractätlein gedruckt worden; Nunmehr aber in ein Werk zusammengereimbt, und zusammen geraumbt, mit einem beigefügten Indice Concionatorio, und neuen Zusatz mehrerer Concepten; denen Herren Predigern für ein Interim geschenkt, biß etwas anders bald folgen wird. Durch Pr. Fr. Abraham a St. Clara. 4. Salzburg, 1687, 1690, 1714. Cöllen, 1688. 1702. Augsburg, 1714, 1754.

Diese Sammlung faßt folgende Aufsätze, die früher und nachher zum Theil einzeln erschienen sind. Nicht in jeder Ausgabe sind alle enthalten, noch in gleicher Folge.

1) Dominika, eine Reihe kurzer Predigten für das ganze Kirchenjahr.

2) Merks Wienn, das ist: des wüttenden Tods eine umbständige Beschreibung. In der berühmten Haupt- und Kayserlichen Residenz-Stadt Wienn in Oesterreich im 1679ten Jahr; mit Beyfügung so wol wissen als gewissen antreffender Lehr. Zusammengetragen mitten in der bedrangten Stadt und Zeit, von Pr. Fr. Abraham a St. Clara. (Zuerst gedruckt. 8. Wien, 1680, mit Vignetten, und das. 1710.)

3) Lösch Wienn, das ist: eine bewegliche Vermahnung an die Kayserliche Residenz-Stadt Wienn in Oesterreich, was gestalten dieselbige der so viel tausend Verstorbenen, Bekandten und Verwandten nicht wolle vergessen, welche vor einem Jahr zur harten Pestzeit, ohne gewöhnliche Leiche-Besingnüs, ohne Begleitung der Freundschaft, elendig unter die Erd gerathen, deren vermuthlich viel in den zeitlichen Flammen des Fegfeuers, ihre größte Zuversicht schöpfen zu der gewöhnlichen Acht-Tägigen Andacht in der Todten-Capellen bei denen P. P. Augustiner Baarfüssern. In Kürze zusammengesetzt durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln. 8. Wien, 1680. 4. Salzburg, 1687. Wien, 1690. Das. 1712.)

4) Große Todten-Brüderschaft, das ist: ein kurzer Entwurff des sterblichen Lebens. Zusammengesetzt durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln, 8. Wien, 1681; Salzburg, 1710.)

5) Auff, auff, ihr Christen! das ist: ein bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den Turkischen Bluet-Egel; sampt beigefügtem Zusatz vieler herrlichen Victorien und Sieg wider den Ottomannischen Erb-Feind; wie auch anderer Sittlicher Lehr- und Lob-Verfassung der Martialischen Tapfferkeit; In Eil ohne Weil zusammengetragen durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln. 8. Wien, 1683. 1685.)

6) Danck- und Denckzahl des Achten gegen dem Drey, das ist: eine kleine Schluß-Predigt, so in der Octav des Solennen Danckfests zu der heiligen Dreyfaltigkeit, mitten in der Stadt Wienn auf öffentlichen Platz bey einer unglaublichen Menge Volks gehalten worden von P. Fr. Abraham a St. Clara, da die dreyfärbige hierzu verfärtigte Latern auß allen Fenstern einen wunderschönen Tracht vorstellten, und haben so viel tausend angezündete Liechter den entzündeten Eyffer der Hochl. N. O. Ständ, ja der gesambten Kayserl. Residenz-Stadt zu der allerheiligsten Dreyfaltigkeit sattsamb bestättiget. (Früher einzeln gedruckt.)

7) Newerwählte Paradeyß-Blum, von dem Allerdurchleuchtigsten Ertz-Hauß Oesterreich, und dessen angehörigen Erb-Cronen und Provintzen, ꝛc. das ist: Dankbarliche Lob- und Lieb-Verfassung von dem glorreichen Heiligen Joseph, welcher hochvermögende Trostvolle Ehr- und Nähr-Vater Christi für einen allgemeinen Patronen und Schutz-Herren mit hochfeyerlicher Solennität und grösten Eyffer, so wohl beyder Kayserl. Majest. als des häuffig versambleten hohen Adels, wie auch des geistreichen Cleri ꝛc. ist öffentlich an und aufgenommen worden den 12. May 1675.

8) Soldaten-Glory, das ist: von dem heiligen Ritter und heylsamen Vorbitter Georgio schuldige Lob-Red, welche an seinem Jährlichen Fest-Tag in dem Freyfinger-Hoff mitten in der Kayserlichen Residenz-Stadt Wienn vor einem Volkreichen Auditorio, unter freyem Himmel, hoffentlich aber nicht in Luft gesagt worden, und nunmehr in Truck verfertigt. (Einzeln. Merks wohl Soldat. 8. Wienn, 1680.)

9) Wohlriechender Spica-Nardt, das ist: eine kurtze Lob-Verfassung des Heiligen Claravellensischen Abbtens und Honigfliessenden Lehrers Bernardi, welche an dem Jährlichen solemnen Fest-Tag ersterwehnten Heiligen Patriarchen in dem uhralten Cistercienser Stifft Rhein, ohnfern der Steyrischen Haupt-Stadt Grätz, vor einem Volkreichen, wie nicht weniger Adelichem Auditorio auf

der Cantzel vorgetragen von P. Fr. Abraham. (Einzeln. 4. Grätz, 1683.)

10) Die Heilige Hof-Art, das ist: eine schuldige Lob-Red, dem grossen Wunderthätigen Indianer Apostel Francisco Xaverio, welche an seinem hochfeyerlichen Festtag in dem herrlichen Tempel deß Profoss Haus der Societet JESU in Wien vorgetragen, und nunmehr in Truck verfertiget worden von Pr. Fr. Abraham a St. Clara.

11) Astriacus Austriacus. Himmelreichischer Oesterreicher, der Hochheilige Marggraff Leopoldus, vor der gesambten Kayserl. Hofstatt, in dem von ihme fundirten Hochlöblichen Stifft, und zu Ehr der Allerseligsten Mutter Gottes erbawten Gotteshauß zu Kloster-Neuburg: In Gegenwart seiner H. Reliquien in einer Lob-Predigt vorgestellt. Von P. P. Fr. Abraham ꝛc. (Früher einzeln gedruckt.)

12) Prophetischer Willkomb, das ist: eine Weissagung von Glück ohne Tück, der dritten Kayserlichen Vermählung Leopoldi mit Eleonora Magdalena Theresia Durchl. gebohrnen Herzogin von Neuburg, so in einer Predigt in dem hohen Passauer Stifft in Wienn, Maria-Stiegen genannt, zu Ehren des Oesterreichischen Schutz-Herrn Leopoldi und seiner allda aufgerichteten Sodalität gehalten worden, den 14. Decemb. Anno 1677. An welchem Tag obbesagtes Kayserliches Beylagers Fest zu Passau Hochfeyerlich vollzogen, nunmehr aber in Truck verfertigt worden von P. Fr. Abraham a St. Clara.

13) Zeugniß und Verzeichniß eines Lobwürdigsten Tugend-Wandels, so in der traurigen Leich-Gesingnuß des Weylands verstorbenen Herrn Abbts Anselm zu Maria Zell in Oesterreich unter der Enß in einer schuldigsten Lob-Red vorgestellt, und bey einer großen Anzahl der versambleten Zuhörer gehalten worden durch P. Fr. Abraham a St. Clara.

14) Der glückliche Fischzug in Anzbach, das ist: ein Trostreiche Predigt von der überschwenklichen Barmherzigkeit der Mutter Gottes, welche den 8ten September an Dero Gnaden-vollen Geburts-Tag in dem uhralten und berühmten Gottes-Hauß zu Anzbach vor einer großen Menge eyffriger Zuhörer gehalten, und nunmehr auf vieles Begehren zu sonderem Trost der Marianischen Hertzen auch in den Truck übersetzt worden durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Früher einzeln gedruckt.)

15) Oesterreichisches DEo gratias, das ist: eine außführliche Beschreibung eines Hochfeyerlichen Dankfests, welches zu Ehren der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit, wegen gnädiger Abwendung der über uns verhängten schwären Straff der Pest in der Kayserl. Haupt- und Residenz-Stadt Wien, den 17. Junii Anno 1680, durch die löbliche N. O. Herren Land-Ständ höchst aufferbäulich angestellt worden. Sambt einer Kurzen Predigt, so vor einer volkreichen Versamblung in Mitte der Stadt bei der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit vorgetragen durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln. 8. Wien, 1680, 1686.)

16) Der klare Sonnen-Schein in dem heiligen und berühmten Dominicaner Orden, das ist: eine kurze Lob-Predigt von dem glorreichen und Englischen Doctore Thoma Aquinate, welche in Gegenwart eines hohen Adels, wie auch eines volkreichen Auditorii an dessen h. Fest-Tag auff der Cantzel in der Herren P. P. Prediger Kirchen zu Grätz in Steyermark hat vorgetragen P. Fr. Abraham a St. Clara. Demüthigst dedicirt der Hochlöblichen Dominicanerischen Provintz in Deutschland.

In frühern Ausgaben ist noch angefügt:

17) Epitaphium Georgii Siegfridi eccl. canon. in Stainz.

18) Epitaphium Joan. Balthasarii, comitis de Hoyos.

III. Gack, Gack, Gack, Gack a Ga, einer Wunderseltsamen Hennen in dem Herzogthume Baiern; das ist: eine ausführliche und umbständliche Beschreibung der berühmten Wallfahrt Maria-Stern in Tara bei den W. W. E. E. P. P. Augustiner Baarfüssern, welche seinen uhrhebelichen Anfang genommen von einem Hennen-Ey, auf deme durch Anordnung des Himmels ein strahlender Stern erhoben ware, in dessen Mitte ein schön-gecröntes Frauen-Haupt. Zusammengetragen 1687 mit etlichen eingemengten sittlichen Lehrpunkten allen Predigern nicht undienlich, von P. Abraham a St. Clara. 8. München, 1688. Cölln, 1688. 2te Ausgabe m. Kupf. 8. Wien, 1732. (Einige Titel sind auch: Gack, Gack, Gack, ein Ey, sagt, was die Kirchfahrt und Kloster Tara sey.)

IV. *Grammatica religiosa*, quae piè docet declinare à malo, et facere bonum, amplecti Perfectum in Praesenti, et respuere Imperfectum, ad obtinendum Futurum Infinitum, cum Participio Salutis. Opus apprime Religiosorum Tyronum Magistris, et etiam Verbi divini Praeconibus, prout ex indice Concionatorio, S. Scripturae, Sermonum, et Authorum annexo patebit, non inutile. Auctore R. P. *Abrahamo a St. Clara.* Mit Titelkupfer. 4. Salzburg, 1691, 1699. Cölln, 1719. Augsburg, 1721, 1725, 1729. Gramatica religiosa oder geistliche Tugendschul, in welcher ein Jeder, sowohl Geist- als Weltlicher, Heilsamb zur geistlichen Vollkommenheit unterwiesen wird; von dem Wohl-Ehrwürd. P. Abraham a St. Clara in lateinischer Sprach verfertigt; nun aber in Ansehung des großen und herrlichen Nutzens, so diese heilsame Tugendschul bißhero gewirket, zu sonderbarem Trost und Auferbauung der Teutschen beyder Geschlechts Nation in diese Mütterliche Sprach übersetzt durch einen einsamben Ordens-Geistlichen der Stadt Cölln. Mit vierfachem Indice oder Register. Mit Titelkupfer. 4. Cölln, 1698. 1699. 1705. 1730. Augsburg, 1766.

V. Etwas für Alle, das ist: Eine kurze Beschreibung allerley Standts- Amts- und Gewerbs-Personen mit beygedruckter sittlichen Lehre und Biblischen Concepten, durch welche der Fromme mit gebührendem Lob hervorgestrichen, der Tadelhaffte aber mit einer mässigen Ermahnung nicht verschont wird; Allen und Jeden heilsamb und heilsamb auch sogar nicht undienlich denen Predigern verfertigt durch P. Abraham a St. Clara. 3 Bände mit Kupfern vermengt durch Christ. Weigeln. 8. Würzburg, 1699, 1711. Salzburg, 1711. Nürnberg, 1733. Aufs neue herausgegeben und mit Anmerkungen vermehrt (von Sam. Heinicke). 8. Halle, 1785. Die Anmerkungen sind Ausfälle auf hallische Theologen in der bahrdtischen Sache, auf die allgem. Literaturzeitung u. a. nebst Vertheidigungen der Ex-Jesuiten.

VI. Mercurialis oder Winter-Grün, das ist: anmuthige und kurzweilvolle (in einigen Ausgaben: ergetzende und lehrreiche) Geschichte und Gedichte, worinnen unterschiedliche sittliche Lehrpunkte und sehr reicher Vorrath biblischer Concepten zu finden, nicht nur den Pfarrherren, Predigern und geistlichen Ordenspersonen sehr nützlich; sondern auch allen Gemüthern zu einem heilsamen Unterricht, christlich freudig zu leben und selig zu sterben, sehr dienlich; von P. Abraham a St. Clara. Mit 23 Kupf. versehen. 4. Nürnberg, 1700, 1731, 1733. Augsburg, 1766.

VII. Abrahamisches Gehab dich wohl! oder Unglaube in diesem End-Werke seiner Schriften. Schau hinein, und liß das, und macht dir einen Knopf auf die Nas. Dann hiern wirst du finden ein Abscheu gegen die Sünden, und in Traurigkeit eine Gewissens-Freud. Sintemalen in diesem letzten Werk allerley sowohl Biblische als Lehrreiche Concepten, Geschichte und Gedichte, wie auch unterschidliche Discurs und ein reicher Vorrath von sittlichen Lehr-Punkten enthalten ist. Denen bethörten, versehrten und verkehrten Weltkindern zur Besserung und zu Gottes Ehr, wie auch Seelenheyl Vergrösserung beschrieben von der durch alle Welt beliebten, belobten Ehr- und Lehrreichen Feder Ihro Wohl-Würden P. Abraham a St. Clara. Mit Titelkupfer. 4. Wien, 1700. Nürnberg und Augsburg, 1729. Wien, 1737. Daselbst, 1739.

VIII. Sterben und Erben, das ist: die schönste Vorbereitung zum Tode oder sicherste Art zu sterben und die Seligkeit zu ererben durch Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens unsers einzigen und liebsten Heilandes Jesu Christi, mit sehr schönen Kupfern geziert und neulich in französischer Sprache vorgestellt von Hrn. de Chertablon, Priestern und Licentiaten der Theologie, anjetzo aber aus solcher getreulich übersetzet durch J. A. F. und nachmals in etwas vermehrt und herausgegeben von Pater Abraham a St. Clara, 4. Amsterdam, 1702. Prag, 1702, 1711. Salzburg, 1710. Nürnberg, 1739. Wien, 1739, 1744.

IX. Drey erbauliche und sinnreiche Andachten. 1) Du mußt sterben. 2) Es geschicht Dir recht. 3) Der Tod ist gut, aber nicht allezeit. 8. Augsburg, 1702.

X. Neu eröffnete Welt-Galeria, worinnen sehr curios und begnügt unter die Augen kommen allerlei Aufzüg und Kleidungen unterschiedlicher Stände und Nationen. Forderist aber ist darinnen in Kupfer entworffen die Kaiserl. Hofstatt in Wien, wie denn auch anderer hohen Häupter und Potentaten bis endlich gar auf den mindesten gemeinen Mann. Mit besonderen Fleiß zusammengebracht von P. Abraham a St. Clara und von Christ. Weigel in Kupfer gestochen zu Nürnberg. Folio. 1703. Dieses Buch hat 100 Kupferstiche und 4 Blätter Text: Titel — Eingang von Weigel — Verzeichniß der Kupfer — und Abrahams Dedication an Kaiser Joseph I.

XI. Heilsames Gemisch, Gemasch, das ist: allerley seltsame und wunderliche Geschichten, mit vielen Concep-

ten und sittlichen Lehren unterspicket, wie auch mit Kupfern vermengt, worinnen einem Jeden nach eigenem Belieben ein Bescheid-Essen vorgesetzt; meistens aber denenjenigen, so vor lieb nehmen mit einer Speiß, die weder gesotten noch gebraten. Von P. Abraham a St. Clara. Würzburg, Nürnberg, 1704, 1724. Wien, 1737.

XII. Abrahamisches Bescheid-Essen, Soll man wohl nicht vergessen, Er hat es hinterlassen, Mir gefällt es über die massen, Wer nicht will glauben dieß, Steck Brillen auf und ließ. So wird er finden, daß es keine gewärmten Speisen, sondern recht saftige Bißlein und wohlgeschmackte Ueberwährlein; aus dem Zehr-Gaden des Jenigen, welcher mit seinem Tractament einiger hierin begriffenen Concepten vor Kayserl. Maj. beliebt hat aufziehen dürfen. Aus den hinterlassenen Manuscripten des durch Teutschland sehr berühmten Wohl Ehrwürdigen P. Abraham a St. Clara statt einer Merenda oder Alabatritta der heißhungrigen Welt auf die Taffel des Drucks vorgesetzt und auffgesetzt von P. Fr. Alexandro a Latere Christi, dessen Ordens, der Zeit Prior des Convents der wunderthätigen Gnaden-Bildnuß Mariä Stern in Tara. Mit Titelkupfer. 4. Nürnberg, 1714. Wien, 1717, 1719, 1737.

XIII. Wunderwürdiges ganz neu ausgeheckt-tes Narren-Fest, oder curieuse Officin und Werkstatt mancherley Narren und Närrinnen zur nützlicher und kurzweilicher Zeit-Vertreibung sittlicher Leser und Nachricht in drey Theil beschrieben, von P. Abraham a St. Clara (der dritte Theil ist von J. N. dem Verfasser des Narren-Calenders). 8. Frankf. 1707. Wien, 1737. Das. 3te Aufl. 1751, 1753. Ins Holländische übersetzt, 2 Thle. 8. Amsterdam, 1737.

XIV. Wohlangefüllter Weinkeller, in welchem manche durstige Seel sich mit einem geistigen Gesang Gott erquicken kann: nach dem Exempel der himmlischen Braut in dem hohen Lied Salomonis, die sich berühmet, daß ihr Liebster sie in den Weinkeller geführt habe, Introduxit me in cellam vinariam, Cant. 2. Ein solcher Keller ist gegenwärtiger Tractat, in welchem süße und saure Trunk nach Belieben zu finden. Dermalen von P. Abraham a St. Clara, in seiner Unpäßlichkeit zusammen getragen. Hat auch wollen bei Mißrathung des Weins seinen Keller eroffnen. Verlegt und mit Kupfer gezieret von Christoph Weigel, Kupferstecher und Kunsthändler in Nürnberg. 4. Würzburg, 1710. Das. 1725. 1739.

XV. Huy! und Pfui! der Welt. Huy oder Anfrischung zu allen schönen Tugenden, Pfui oder Abschreckung von allen schändlichen Lastern, durch unterschiedliche sittliche Concept, Historien und Fabeln vorgestellt. Worinnen der Poet, Prediger, und mancherlei Standes-Personen für ihren Kram etwas finden können, durch P. Abraham a St. Clara. Mit Kupfern geziert und verlegt durch Chr. Weigel, Kupferstecher in Nürnberg. Folio. Würzburg, gedruckt bei Fr. Hertzen, 1707. 4. Salzburg, 1710. Nürnberg, 1725. Würzburg, 1725.

XVI. Geistlicher Kramladen voller Apostolischen Wahren und Wahrheiten, das ist: ein reicher und ausbündiger Vorrath mit besondern Fleiß ausgearbeiteter Solennen Reden und Predigten, welche an mancherlei Orten (im ersten Theil meistens aber zu Wien) von vielen vor andern beredten, gelehrt — und geistreichen Männern gehalten, mit großer Sorgfalt auserlesen, und als ein überaus nützlicher Schatz zusammengetragen von P. Abraham a St. Clara. Anjetzo aber, nach dessen Tod in ein zusammen gedruckt und verlegt durch Christoph Weigel, Kupferstecher und Kunsthändler in Nürnberg. 3 Theile mit Titelkupfer. 4. Würzburg, 1710, 1714, 1719 und 1725, 1743.

Mehrere dieser Predigten in dieser etwas eilfertig (es steht z. B. eine und dieselbe Predigt im 1. und 2. Band) besorgten Sammlung waren früher einzeln gedruckt, auch befinden sich alle jene in diesen drei Bänden, die in Reim dich, oder ich liß dich, stehen.

XVII. Rev. P. Abraham a St. Clara. Besonders meublirt- und gezierte Todten-Kapelle, oder allgemeiner Todten-Spiegel, darinnen alle Menschen, wes Standes sie sind, sich beschauen, an denen manigfaltigen Sinnreichen Gemählden des Memento Mori zu studiren und die Nichtigkeit und Eitelkeit dieses Lebens Democritice oder Heraclitice, das ist: mit lachenden Mund, oder thränenden Augen, wie es beliebt, können betrachten und verachten lernen. Mit Kupfern, von Christoph Weigel, Kupferstecher und Kunsthändler. 8. Nürnberg und Würzburg, 1710, 1711.

XVIII. Abrahamische Lauber-Hütt, ein Tisch mit Speisen in der Mitt, Welche Hütte nicht leeres Laub und Blatt, sondern viel herrliche Früchte hat. Denen Juden zum Trutz, denen Christen zum Nutz, an- und aufgerichtet, wie auch mit vielen auserlesenen sowohl biblischen als andern sinnreichen Concepten, Geschichten und Gedichten geziert und ausspallirt von hinterlassenen Schriften der durch das christliche Europam sehr beliebten und belobten Feder Ihro Wohl-Ehrwürden P. Abraham a St. Clara seel. zusammen getragen. Nunmehro auf den Schau-Platz des öffentlichen Drucks vorgestellet von weiland P. Fr. Alexandro a Latere Christi dessen Ordens, der Zeit Prior des Convents der Wunderthätigen Gnaden Bildnus Mariä-Stern in Tara. 3 Thle. mit Titelkupfer. 4. Wien, 1721 — 23. und Nürnberg, 1717, 1722, 1738, 1747 — 49.

Schon bei dem kurzen biographischen Entwurfe, den wir zu Anfang dieser Zeilen mittheilten, bemerkten wir, daß wohl selten, vorzüglich im nördlichen Deutschland, ein Redner so falsch aufgefaßt und so irrthümlich gedeutet sei, als eben Pater Abraham a Sancta Clara. — Bei den Protestanten galt er lange nur als ein geistlicher Possenreißer; ja Viele unter denselben halten ihn mit dem größten Unrechte noch heutigen Tages für nichts Besseres und bedenken nicht, daß an seine rednerischen Leistungen ein ganz anderer Maßstab gelegt werden müsse, als man es bei den Predigten und Homilien der geistlichen Redner aller Confessionen in unseren Tagen zu thun gewohnt ist. Es sei daher gestattet, mit wenigen Zügen eine allgemeine Schilderung seiner Vorzüge wie seiner Fehler voran zu senden, ehe wir seine Leistungen im Einzelnen näher beleuchten.

Zu seinen Vorzügen gehören besonders eine warme, echte Begeisterung für Glauben und Tugend, vollkommene Ueberzeugung von der Wahrheit Dessen, was er lehrt, eine große und tiefe Menschen- und Weltkenntniß, eine gesunde, praktische Moral, siegreiche Herrschaft über die wenn gleich ungebildete Sprache, eine frische, reiche Phantasie, schlagender Witz, Lebendigkeit des Vortrags, schneidende Schärfe des Spottes: zu seinen Fehlern dagegen völliger Mangel an Geschmack, Sucht nach Effect, Gefallen an Wortspielen und Antithesen, Haschen nach dem Bizarren, ein unedler, wohl seiner Manier, selten aber oder eigentlich nie der Würde seines Gegenstandes angemessener Styl.

Eine reiche Belesenheit und gründliche Gelehrsamkeit sind daher die Träger seiner guten wie seiner schlechten Eigenschaften und dienen dazu, den Werth jener zu erhöhen, den Nachtheil dieser zu vergrößern. — Abraham a Sancta Clara ist durchaus ein Volksredner im ganzen Sinne des Wortes, der allerdings über seiner Zeit stand, der aber, wie jeder begabte Mensch und vorzüglich jeder begabte Redner, seiner Zeit und dem Geschmacke derselben seinen Tribut darbringen mußte; denn nur Der beherrscht seine Zeit, der ihr zu gehorchen weiß. — Faßt man diesen Punkt schärfer ins Auge und bedenkt dabei wohl, wo und wie der talentvolle Mann zu wirken hatte; vergißt man ferner nicht Stimmung und Neigung seiner Landes- und Lebensgenossen: so wird man weit geneigter seyn, viele seiner geistigen und rhetorischen Verirrungen zu entschuldigen und zu verzeihen.

Die höchste Bewunderung verdient vor Allem die Consequenz in dem einmal von ihm als Recht erkannten Streben, eine Consequenz, die so groß ist, daß sie bei ihm zur Manier wird. Er bleibt sich überall gleich, mag er vor dem kaiserlichen Hofe oder in einer Vorstadt Wiens vor dem geringen Volke predigen. Seine Freimüthigkeit, sein schlagender Witz, die Geißel seines Spottes verlassen ihn eben so wenig als die Begeisterung für die Göttlichkeit seines Glaubens und die Pflicht seines Berufes. Arm oder reich, vornehm oder gering, das gilt ihm dasselbe. Doch dürfen wir nie bei ihm vergessen, daß er, streng katholisch gesinnt, nur Zuhörer völlig gleichen Sinnes als einzig würdig der Segnungen seines Glaubens betrachten kann, und daß ihm alle Andersdenkenden ein Gräuel sind.

Abraham a Sancta Clara ist in seinen hinterlassenen Schriften jedem jungen Manne, der den Beruf hat, sich

zum Kanzelredner zu bilden, als Studium zu empfehlen. Er wird von ihm gar Vieles lernen, was er streng zu vermeiden sich befleißigen muß; aber auch Manches, das mit Mäßigung und Verstand beobachtet, nicht wenig zu seiner Bildung nützen kann. Wie er das anzufangen habe, läßt sich freilich nicht lehren; denn jeder Einzelne muß wissen, was ihm als Einzelnen vorzüglich Noth thut oder frommt.

Daß bei einem Manne, bei dem so viel auf Phantasie und Witz ankommt, nicht alle während eines langen Lebens verfaßten Schriften von gleichem Werthe seyn können, versteht sich wohl von selbst; zumal bei einer solchen Reihe von Werken, wie sie Abraham a St. Clara hinterlassen hat. Gegen das Ende seines Lebens nahm sein Feuer und seine Kraft merklich ab, und seine rednerische Manier muß jene Mängel ersetzen. Als seine ausgezeichnetsten Leistungen sind besonders die in dem Verzeichniß unter I. (Judas, der Erzschelm), II., 5) (Auff, auff, ihr Christen), V. (Etwas für Alle), IX. (Du mußt sterben), XV. (Huy und Pfuy der Welt) angeführten vorzüglich hervorzuheben. —

Judae Iscariothis Zucht-Hauß. Namens-Vrsprung, Jugend und Vntugend *).

Es lasset sich doch noch reden, das gemeine Sprich-Wort, wie grösser der Schelm, je besser das Glück, zumalen diser Judas von den Meer-Wellen verschont worden, und so unverhofft zu diser Würde gelanget, daß er als ein Königlicher Printz ist aufferzogen worden; den hat man in ein vergultde Wiegen gelegt, da ihme doch der Sau-Trog hätte sollen die Herberg geben, den hat man in die zartiste Windlein eingefäscht, da doch dem Unflat die Ziggeyner-Fetzen zu gut waren; den hat man mit Piscotten-Koch gespeiset, da doch eine solche Goschen die saure Ruben nit verdient; den hat man auff Königlichen Armben liebkoset, da ihn doch der Hencker hätt sollen einwiegen: dem hat manche Adeliche Dama mit ihrer halben Engel-Stimm das aia pupeia zugesungen, da doch dem kleinen Galgen-Vogel das Raaben-Geschrey gebühret hätte: vor dem hat man tieffeste Reverentz geschnitten, und schier halben Theil mit gebogenen Knyen angebettet, dem man ehender hätte sollen den Daum zwischen dem zwei Finger weisen; es wurden mittler Zeit wider alles Verhoffen die Königin desselbigen Orths in der Warheit groß Leibs, und nachmahlen ein junniglichen schönen Printzen auff die Welt gebracht, worauff dann wie billich und natürlich alle ihre Leibs-Neigungen zu disem holdseeligen Kind gezihlet, und mittler Weil die Affecten gegen dem Judam, als einem unehrlichen Sohn sie gantz verlohren, dergestalten, daß die Königin sambt der Hofstatt ihren Printzen über alles geliebt, den Judam aber halb und halb verehret, welches dann schon ein Zunder war, so einen unlöschlichen Neyd hat angezündt; es köndte demnach Judas dem Printzen mit keinem guten Aug anschauen, sondern tifflete stäts die Nägel seiner Finger, machte dermassen sauere Gesichter, als wäre Holtz-Apffel-Most sein ordinari Trunck, er wurde gantz bleich vor Neyd, welcher ihm, wie ein Schlangen, das Hertz nagte, und plagte, und schlagte und zwagte; die Schwebel-Farb ist ihm hauffenweiß auff die Wangen gefallen, der Neyd sparte endlich sein Gottloses Gemüth dahin, daß er mit eigenen Händen den Königlichen Printzen ermördt, und ware diß schon ein Vortrab, daß er mit der Zeit, GOttes Sohn, werde zum Todt helffen. O Neyd, o Neyd.

Ein wunderlichen Traum hat jener ehrlicher Mann gehabt, welcher vor dem Schlaff Gewohnheit halber pflegte mit absonderlicher Auffmerksamkeit zu lesen in einem Buch, und als ihme dazumahlen ohngefehr die Materi vor Augen kommen von jetzigem verruckten Welt-Lauff, und nach langer Ablesung endlich sanfft eingeschlaffen, traumete ihm folgender Gestalt:

Ich nahme meinen Weg durch eine vornehme Stadt, wolte meine vorwitzige Augen auff die Wayd führen, und einige schöne, wie auch seltzsame Sachen sehen, damit ich nachmals in begebender Gelegenheit an gehörigen Orthen auch weisen kundte, daß ich nit wie ein Bruet-Henn stäts zu Hauß gehockt, sondern mir auch getraut, frembtes Brodt zu essen, mein erster Gang war nach Hof, allda die Beschaffenheit deß Pallasts, die Tracht deß Adels, den Pomp deß Fürstens zu sehen, da ich mich dann nächst der Hof-Porten befunden, seynd mir zwey grosse Thier begegnet, dergleichen ich mein Leben Tag nit bin ansichtig worden; Eines war also speckfaißt, daß es mit seiner Woll-Wampen fast den Erd-Boden köhrte, das andere war dergestalten dürr, daß es ohne weitere Mühe dem Bein-Drärler under sein Arbeit taugte, und weil ich vermerckt, daß solche Thier, wie des Balaams Eselin reden köndten, war ich so kühn oder vilmehr frech, und erstund mich zu fragen, wie es zu Hof hergehe, weil dann das faißte wegen überhäuffigen Schmeer-Last und schnauffen nit köndte reden, also gabe mir das Dürre, ob zwar selbiges Orth die Teutsche Sprach nit gebräuchlich, folgende Antwort:

Ach! ach! ach was wirst du für Wunder-Ding zu Hof sehen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Fechter, aber nur solche, die da über die Schnur hauen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Soldaten, aber nur solche, die Partheyen, oder ich hab gefehlt, Parthitereyen wissen zu führen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Mösner, aber nur solche, die mit der Sau-Glocken leitten.

Du wirst zu Hof sehen lauter Fischer, aber nur solche, die mit faulen Fischen umbgehen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Schneider, aber nur solche, die einem suchen die Ehr abzuschneiden, und ein Schand-Flecken anzuhencken.

Du wirst zu Hof sehen lauter Kauff-Leuth, aber die nur mit Bernheiter-Zeig handeln.

Du wirst zu Hof sehen lauter Drärler, aber nur solche, die einem suchen ein Nasen zu drähen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Hueter, aber nur solche, die unter dem Huetel wissen meisterlich zu spilen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Mahler, aber nur solche, die einem was blaues vor die Augen machen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Fuhrleut, aber nur solche, die einen hinder das Liecht führen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Bildhauer, aber nur solche, die einem das Maul machen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Musicanten, aber nur solche, die das Placebo singen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Geiger, aber nur solche, die einen zu stimmen suchen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Köch, aber nur solche, die einem die Suppen versaltzen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Schlosser, aber nur solche, die einem wollen ein Rigel schiessen.

Du wirst zu Hof sehen lauter Tischler, aber nur solche, die einem pflegen zu verleumbden.

Du wirst zu Hof sehen, daß alldort die Redlichkeit, wie der Palm-Esel, welcher das Jahr nur einmal an das Liecht kombt.

Du wirst zu Hof sehen, daß man alldar mit den wol-Meritirten umbgeht, wie mit dem Nußbaum, zum Lohn, daß diser Nuß tragt, wirfft man mit Prügln darein.

Du wirst zu Hof sehen, daß alldort so vil Treu zu finden, wie vil Speck in den Juden Kuchlen.

Du wirst zu Hof sehen, daß man dort mit den Bedienten umbgehet, wie mit den Lemonien, wenn kein Safft mehr drin, so wirfft man sie hinder die Thür.

Du wirst zu Hof sehen, daß alldorten die guten Freund seynd, wie die Stein auff dem Brett-Spill, welche nur den Namen Stein tragen, und seynd beynebens von Holtz.

Du wirst zu Hof sehen, daß man allda die Nackende bekleidet, aber nur die Warheit, dann dieselbe blosser nicht darff erscheinen.

Du wirst zu Hof sehen, daß man die Hungerige speiset, aber nur mit Worten.

Du wirst zu Hof sehen, daß es mitten im Sommer Eyß gefroren, dann allda das schlüpfferen und fallen gar zu gemein.

Du wirst zu Hof sehen, daß allda wenig Metall, aber vil Ertz, vil Ertz-Dieb, Ertz-Schelmen, Ertz-Betrieger, ꝛc.

Du wirst zu Hof sehen, daß allda schlechte Suppen, aber vil Löfflerey.

Du wirst zu Hof sehen wenig Andacht, aber viel Verdacht.

Mit dergleichen langen Klag-Register thäte sich das dürre Thier also abmatten, daß es mit der Sprach nit mehr fort köndte, und hab ich mich absonderlich sehr verwundert über die Wolredenheit dises Thiers, daß es mit so annehmlichen Farben die Beschaffenheit desselbigen Hofs entworffen: Weil ich aber auch einmahl auff dem Hof-Pflaster ein Blatteren gangen, und mir alle Ding ohne das wol bekandt, also habe ich fernere Red von diß abgeschniten, und Wunder halber hab ich das Thier gefraget, auß was Ursachen es also zaundürr, entgegen aber das andere speckfaißt seye? worauff ich die Antwort erhalten, wie daß sie beyde die Hof-Tafel haben, und ich sagte, das Dürre ist lauter Lieb, finde aber wenig bey Hof, daß ich schier Hungers stirb; das andere aber frißt lauter Neyd, und findet solchen Uberfluß, daß ihm schier der Bauch zerschnellet vor Fuetter: Es ware aber mein Traum noch nit auß; sondern es hat mich fer-

*) Aus: Abraham a St. Clara, Judas, der Ertz-Schelm. Zug, 1687. Thl. I. Seite 44 — 73.

ners gedunckt, als begegnen mir zween Männer auff der Gassen, und truge einer einen großen Sack über die Achseln, dergestalten angefüllt, daß ihme Samson hätte sollen hierzu die Achseln leyhen, wormit er die Statt-Pforten hat getragen; der arme Tropff schwitzte under solchem Last, als käme er erst auß der Bad-Wann, ich förchte augenblicklich, er wurde mit dem Sack zu Boden sincken, der Meynung war ich, es müsse Träyd darinn seyn, wie in den Säcken der Brüder des Josephs, weil ich aber die Gewißheit nicht hätte, fragte ich, mit was dann der Sack seye angefüllt, er gab mir die Antwort, mit lauter Neyd seye er angeschoppet; Der andere, so disen begleitete, tragte auch ein kleines Hebammen-Körbel, mit rothen Leder überzogen, an den Armben, welches zwar dem Schein nach voll angefüllt, aber so gering, daß man es leicht mit den Biscotten oder Hole-Hüpen könte wägen, und war nichts anders darinn, als lauter brüderliche Lieb: ich müßte doch das Orth wissen, wo dise zwey so ungleich auffgeladen, da zeigten sie mir mit den Fingeren auff ein gewisses Closter: Ich hätte noch ein weiteren Traum, und ist mir geweßt, als wäre ich auff einem Volckreichen Jahrmarckt, allwo underschidliche Kauffmanns-Hütten in höltzerne Ordnung gar fein ausgetheilter zu sehen, under andern kam mir under die Augen ein Hütten, in welcher ein bekandter Spital-Meister fail hatte, Wunder wegen wolt ich erfahren, was doch diser für ein Handelschaft führe, in deme seine Waaren, in lanter Spital-Lumpen eingewickelt, gar schlechte Raritäten versprochen, so bericht er mich, wie daß er lauter Neyd und Lieb verkauffe, wie theuer die Lieb? so sagt er, die Ellen umb 30. Reichsthaler, entgegen aber seye der Neid umb leichteren Werth, und übersteige dessen Preiß nit das jenige Tuch oder Loden, auß welchen die Croaten ihre Kepeneck machen, die Ellen umb 8. Groschen. Gleich darauff begegnete mir der Pedell von der Universität, mit zwey Büchern under den Armben, und war eins sehr groß, also daß ich vermuthet, es mußte darin deß großen Calepini Allabotritta von allerley Sprachen verfaßt seyn, das kleine Büchel scheinte ein Grammatic zu seyn, so ich vermeynt, daß ers den jungen Knaben und Söhnen nach Hauß trage, habe aber mehrmahlen die Warheit nit getroffen, dann in diesem kleinen Werckl war mit Fractur geschriben, die Lieb under den Gelehrten, in dem grossen Buch aber gantz eng schrifftlich zusammen getragen, der Neyd under den Gelehrten; hierauff bin ich durch gar zu grosses schreyen und klopffen der Dienstbotten im Hauß erwacht, mein Mitgespann aber mir anstat der Morgen-Suppen ein wolgeschliffenen Verweiß geben, daß ich auff Ratzen-Arth biß umb 9. Uhr den Bolster truckte, setzte auch hinzu, wie daß er kaum 2. Stund habe geschlaffen, seye deßwegen mir neydig umb mein lange Ruhe, auff disen Fruhe Filtz thät ich meine Glider, bekenn die Schuld, durch ohngebertiges rantzen und strecken in die Ordnung richten, und den Tag mit auffgespertem Maul, als gewöhnlicher Faullentz-Posaunen bewillkommen: nach dem waschen aber gleich mit gebognen Knyen, nach Gewohnheit, mein Gebett verricht; der erste Gedancken aber, so sich damahlen hat ein schleichender angemelt, war diser, daß mir mein Mit-Cammerat neydig war umb den Schlaff, wie auch der verlaut deß lang gehabten Traums nichts anders war, als vom Neyd, deßhalben ich die Augen gen Himmel gewendt, und mit zusammengeschlagenen Händen in dise Seufftzer außgebrochen, Allmächtiger Gott! so ist dann kein Orth und Port: so ist dann kein Land noch Stand, so ist dann kein Erd noch Herd, so ist dann kein Zunfft, noch Zusammenkunfft, ja oben und unden, bey Krancken und Gesunden, unden und oben, bey Adel und Groben, dorten und dar, in Gesellschafft und Schaar, dar und dorten, in Wercken und Worten, ist der verruchte Neyd.

Ich meines Theils gibe sonst dem Traum nicht leichtlich einen Glauben, aber diser Ehrlicher Mann, in dessen Buesen kein einige Falschheit zu losiren scheint, gibet mit seinen Traum-Gesicht die scheinbare ohnlaugbare Warheit an Tag, ja gleich wie das Wörtl Neyd mit vier Buchstaben geschriben wird, also nit weniger vergifften diß höllische Schlangen-Bruet die vier Theil der Welt:

Ich hab es zwar allezeit gehört:
Wie die Glocken, also der Klang,
Wie der Musicus, also der G'sang.
Wie der Vogel, also das Ay,
Wie der Koch, also der Bray.
Wie der Schuster, also der Schuch,
Wie der Scribent, also das Buch.
Wie der Artzt, also die Salb,
Wie die Kuhe, also das Kalb.
Wie der Acker, also der Trayd,
Wie die Wisen, also die Wayd.
Wie der Meister, also der Jung,
Wie der Tantzer, also der Sprung.
Wie der Baum, also die Biern,
Wie die Frau, also die Diern.
Wie der Herr, also der Knecht,
Wie der Soldat, also das G'fecht.
Wie der Hirt, also die Rinder,
Wie die Eltern, also die Kinder.

Ich habs allezeit gehört, habs allezeit gelesen, habs allezeit geschriben, habs allezeit geredt, daß disem also seye, aber anjetzo vermercke ich, daß nit allezeit wie die Eltern, also die Kinder seyn, Adam ein guter Vatter, Cain sein Sohn ein Ertz-Böswicht; Noë der Vatter ein Heiliger, Cham sein Sohn ein Heylloser, Abraham der Vatter ein Gottseeliger, Ismael sein Sohn Gottloser, Isaac der Vatter ein Engel, Esau sein Sohn ein Pengel, Iacob der Vatter ein Lambl, Ruben sein Sohn ein Trampel, David der Vatter ein Freund Gottes, Absolon sein Sohn ein Feind Gottes ꝛc. Ja ich weiß, und zeig ein Dama vor dero Schönheit die Helena auß Griechenland sich muß verkriechen; Ein Dama vor dero weissen Gesicht die Lilien Schamroth werden; ein Dama gegen dero Wolgestalt mit seinem Auffbutz der Frühling zu spat kombt, ein Dama dero Angesicht Sonnen-klar scheinender als die Sonnen; ein Dama vor dero Annemlichkeit auß Wunder die Morgenröth erbleichen thut ꝛc. und dannoch dise schöne auserwöhlte Dama hat ein Tochter an dero ein Hauffen Unflat zu sehen, dann sie ist wild wie ein Mist-Hauffen, schwarz wie ein Kohl-Hauffen, ungeschickt wie ein Scheitter-Hauffen, hartnäckig wie ein Stein-Hauffen, unrein wie ein Omaiß-Hauffen, schädlich wie ein Scheer-Hauffen, garstig wie ein Kott-Hauffen, ja wie der Teuffel selbst; dise schönste Dama ist die Tugend, die Ehr, die Wissenschafft, ja alles Gutes, ihr Tochter aber, die sie gebähret, ist der verdambte Neyd. In der Insul Maltha gibt es keine Schlangen, in Sardinia gibt es keine Wölff, in Teutschland gibt es keine Crocodill, in Tuscia gibt es keine Raben, in Helesponto gibt es keine Hund, in Island gibt es nichts Gifftig, aber in der gantzen Welt ist kein Orth, allwo es keinen Neyd gibt. *Sim. Majol.*

Daniel war bey Hof, und gar ein vornehmer Herr bey Hof, ja er ist so hoch gestigen, daß er bey dem König Dario alles vermöchte, es hat auch diser König nie besser gesehen, als wie Daniel sein Aug-Apffel ware, und gehet es bey einem Monarchen allezeit recht her, der eine solche rechte Hand hat, wie da war der treue Daniel, nichts desto weniger hat endlich diser fromme Minister erfahren, daß der König auß dem besten Wein der schärffste Essig worden, indem er durch unmenschliches Decret befohlen, den Daniel in die Löwen-Gruben zu werffen, und mit solchen stattlichen Brocken die freßgierige Thier zu sättigen, es war aber dise Speiß zu gut für solche Gäst: Nun sihe ich dirs an der Stirn an, und fützlet dich der Vorwitz, zu wissen das Verbrechen, und die Ohnthat Danielis, etwan ist er seinem König nit Treu geweßt, dann sonst die Treu zu Hof gantz wahrhafft, und fast noch Nagelneu, weil mans gar selten brauchet! etwan hat er sich mit Denari bestechen lassen, und nachmahls Spadi wider seinen eignen König gebraucht, und deßwegen das Spil verlohren? etwan hat er deß Königs Anschlág und reife Rathschlüß dem Gegentheil entdeckt, und also sträfflich auß der Schul geschwätzet? etwan ist er mit den Königlichen Renten und Geldtern umbgangen, wie der Wolff mit dem Schaaf theilen, diser theilete sechs Schaaf mit dem Hirten solcher Gestalt, das erste gehört mein, das andere gehört sonst dein, und nimbts auch zu sich, das dritte gehört wider mein, das vierdte gehört sonst von rechtswegen wider dein, nimbts aber mehrmaln zu sich, ꝛc. ist demnach dem Hirten nichts überbliben. Es ist etwan der Daniel in seinen Hof-Diensten schläfferig geweßt, und sich nur dazumahlen eingefunden, wann einige Charge vacierend worden? es hat etwan der Daniel gegen einer oder der andern Hof-Dames ein freundliche Grobheit, oder gar ein grobe Freundlichkeit erzeigt? nichts dergleichen, gar nichts, der Daniel ware rechter, ein gerechter, ein wolgeschaffener, ein rechtschaffener, ein wissenhaffter, ein gewißhaffter Minister bey Hof, kein schuldiger, sondern ein unschuldiger, kein sträflicher, sondern unsträflicher Diener, und noch darzu ein Prophet, und noch darzu ein Traum-Außleger, und noch darzu ein Chronist; wann dem also, was hat ihn dann in die tyrannische Löwen-Gruben gestürtzt? frag nit lang, ein Hof-Hund hat ihn gebissen, ein Hof-Katz hat ihn gekratzt, ein Hof-Pfeil hat ihn getroffen, er hats Maul an einer Hof-Suppen verbrent, er hat den Kopf an einer Hof-Thür angestossen! verstehe es recht, der Neyd zu Hof under den Ministern und Hof-Herren hat ihn gestürtzt: so ist es gangen Henrico Grafen von Hollstein, bey dem Hof Eduardi des dritten König in Engelland, so ist es gangen Bellisario dem grossen Krieges-Fürsten bey dem Hof des Kayßers Iustiniani; so ist es gangen dem Aristidi, dem Scipioni, dem Themistocli, dem Tullio, dem Epaminondae, dem Socrati, dem Pompejo, dem Iphicrati, dem Cononi, dem Chabriae, daß seynd aber lauter frömbde Namen; so ist es gangen vil Ferdinandis, Henricis, Rudolphis, Casimiris, Philippis, Conradis, Wolffgangis etc. welche der verdambte Neyd ins Elend gestürtzet hat. O Neyd! O Neyd. Den Neyd sind ich schier auff dem Schlag, wie jener Baum: Es ist einer geweßt, der ihme durch vilfältiges Schaben und Graben ein zimblichen Sack voll Ducaten gesamblet, hatte aber dessentwegen stäts unrühige Gedancken, auß Forcht, es möcht ihm einer solchen guldenen Schatz entröm-

den, ja er traute in dem Fahl weder dem Weib, vil weniger dem Dienst-Botten, es geduncken ihm alle Rigel und Schlösser zu schwach, solche gelbe Batzen zu hütten, absonderlich, so er Geschäfft haber mußte abraisen, könte er niemalen rühig schlaffen, wegen stäter Sorgen, es möchte ihm diser sein guldener Inwohner das Quartier verändern; ersinnet demnach andere Mittel, und nimbt auf einen gewissen Tag sein mit Gold gefülten Sack mit sich, steigt in seinen grossen Garten auf einen Baum, und weil selbiger zwey grossen Aesten etwas holl ware, verbirgt er seinen goldseeligen Schatz darein, voller Freuden, daß er selbigen also sicher salvirt, empfande auch in seinem Gemüth nunmehr ein begnügten Ruhestand, was geschicht aber! sein Nachbar war ein elender und armer Tropff, der so vil Brodt-Esser und kleine Bursch zu Hauß hat, daß sie schier über die Kinder Israel wachsetten, ja er hörte von diser lebendigen Orgel kein anders Liedl, den gantzen Tag, als Päppen, Päppen, ꝛc. nit möglich war es ihme, das Haußwesen länger zu erschwingen, forderist, weil die overdrüssige Schulden-Forderer die Schnallen stäts in den Händen hätten, und mit so vil Schulden-Scheinen auffgezogen, daß er sich fast getrauet alle Kauffleuth alldar mit Starnützlen zu versehen; endlich haben ihn die verzweiffleten Gedancken so kleinmüthig gemacht, daß er beschlossen, lieber zu sterben, als solches Elend ferners außzustehen, nimbt zu disem Zihl einen starken Strick, steigt in des Nachbaren Garten unwissendev auff denselbigen Baum, in welchem der reiche Nachbar das Gold verborgen, fässelt bereits den Strick umb den Halß, wolte aber vorhero umbsehen, ob er von jemand würde wahrgenommen, in wehrendem umbschauen erblicket er den Sack Geldt in dem hollen Baum, schätzt ihm solches für ein Göttliche Schickung, erlöset also bald den Halß von dem Arrest, steigt eylends herab, bald hurtiger als Zachaeus, und vergißt vor Freuden den Strick auff dem Baum, danckte GOtt umb dieses unverhoffte Glück, wormit er sein Hauß-Würtschafft wider in den besten Gang gebracht; nit lang nach disem steigt obbenandter Geitzhalß auff den Baum, in willens seinem guldenen Schatz ein Visita zu geben, auch zugleich sich mit dessen Anblick zu ergötzen, als er aber ersehen, daß die Vögel außgeflogen, war er dergestalten bestürtzt, daß er schier über den Baum herunder gefallen, Ach! lamentirte er, so ist dann hin, so ist dann auß, so ist dann weck das jenige, welches ich vil Jahr am Maul erspart habe, was fang ich nunmehr an! wann ich nur ein Strick hätte, so wolte ich gleich mein unglückseeliges Leben enden, und wie er sich umbgeschauet voll der Verzweifflung, sihet er gleich neben seiner den Strick hangen, welchen der andere vergessen, verweilt dahero nicht lang, sondern mit dem Halß geschwind in die Mäschen, und erhänckt sich, hangte also dises saubere Obst an dem Baum, den kein anderer als der Hencker dörffte schüttlen. Ein wunderseltzamer Baum ist diser gewest, in deme er einem das Leben gebracht, dem anderen aber das Leben genommen, einem hat er auß der Noth geholffen, den andern hat er zum Todt gezogen, einem hat er auß dem Elend errettet, den anderen hat er in das Elend gestürtzt, einem hat er das Hertz erfreuet, dem andern hat er das Hertz abgestossen.

Auf gleichen Schlag tragt es sich zu mit dem Neydigen, als welchem deß Nächsten Glück ihme ein Unglück ist, ja eines anderen sein Seegen, ist dem Neydigen ein Degen, der ihn verwundet; eines anderen sein Heil, ist dem Neydigen sein Sail, so ihn erdrosslet; eines anderen sein Gut, ist dem Neydigen ein Gluth, so ihn brennet; eines anderen sein Würde, ist dem Neydigen ein Bürde, under dere er schwitzet; eines anderen sein Kunst, ist dem Neydigen ein Dunst, so ihm die Augen peiniget; eines anderen sein Doctrin, ist dem Neydigen ein Ruin, so ihm schadet; eines anderen sein Schatz, ist dem Neydigen ein Katz, so ihn kratzet; eines anderen sein Freud, ist dem Neydigen ein Leyd, so ihme das Hertz quellet; eines anderen sein Höhe, ist dem Neydigen ein Wehe, so ihn plaget; eines anderen sein Gruß, ist dem Neydigen ein Buß, so ihn trucket; eines anderen sein Schein, ist dem Neydigen ein Peyn, so ihn schmertzet.

Saubere Brüder hat Joseph gehabt, *Genes.* 37. wann daß Brüder seynd, so können die Schlehen-Stauden auch Weinstöck benambset werden, wann das Brüder seynd, so kann man den Wolff auch einen Burgermeister der Schaaf nennen, nit Brüder, sondern Außbrüter alls Ubels seynd sie gewest, und haben sie das Sch. so wol in ihrem Tittul verdienet, als der Judas Iscarioth: Wie der ehrliche Jünger Joseph ihnen auß Brüderlicher Auffrichtigkeit seinen Traum erzehlt, auß welchem man wol vermuten hat können, daß er nit lähr seye, sondern ein Propheceyung seines künfftigen Glücks, seynd sie alsobald darüber ganz erbleicht, was! sagten sie, du junger Dauben-Schnabel, solst du ein König werden, und soll dein Glück so hoch steigen, daß wir dir sollen aufwarten, und die Knye biegen, ey bieg dir der Hencker den Halß, du übermütiger Bub ꝛc., sie waren über ihn also verbitteret, daß sie ihn nit könnten anschauen, ja dahin, durch den verdambten Neyd getriben, daß sie beschlossen, disen ihren Brudern zu erwürgen; aber last ein wenig mit euch reden ihr Schaf-Hirten, ob ihr zwar billicher hättet sollen Sau-Hirten abgeben; hört mich an, entweder ist es wahr, daß euer Bruder ein König wird oder nit! ist es nicht wahr, so lacht über solchen lähren Traum, und foppet lieber durch brüderlichen Schertz disen jungen A. B. C. Schmid, gebt ihm einen Hirten-Kolben in die Hand, an stadt deß Scepters, und sagt lachender Weiß, grüß dich GOtt Euer Majestät ꝛc. ist es aber wahr, daß er soll König werden, so solt ihr euch desthalben nicht zürnen, sondern vilmehr frolocken, und sagen, also, wird unser Bruder Joseph ein König, so ist es uns die gröste Ehr, und unserem gantzen Hauß ein ewiger Ruhm, ja da werden wir nit mehr unsere schmutzige Hirten-Taschen mit einem alt-bachenen Kipffel angefüllter tragen, sondern ein jeder auß uns wird seyn ein Galanthomo, wie wird es uns so wol schmäcken, wann man uns Gnädige Herren wird schelten, da wird gar gewiß der Bruder Ruben Obrister Hoffmeister werden; da wird gar gewiß der Bruder Zabulon zu der Cammer-Praesidenten Stell gelangen; da kans dem Bruder Isachar nit fählen daß er nit Obrister Kuchel-Meister wird, er isset ohne das gar gern gute Bissel; der Bruder Simeon wird ohne Zweiffel Obrister Cammerer werden, dann er kan mit den Complementen umbspringen, denckt es an mich, der Bruder Aser wird Obrister Jägermeister, der wird sich derhetzen, da wirds anderst hergehen, jetzt müssen wir unsere hungerige Mägen mit sauren Ruben ausschoppen, dort wird man uns andere Bissel auffsetzen, ey Gott geb daß unser Sepperl ein König wird! dergleichen Reden hätten solen die Brüder Josephs führen, aber der verdambte Neyd hat ihnen den Verstand verruckt, die Vernunfft verkehrt, und wolten sie lieber schlimme und arbeitsame Täg leyden, als den Joseph in Königlicher Würde sehen, O höllischer Neyd? Der Neydige ist schon zufriden mit seiner Armuth, wann er nur sihet, daß sein Nächster nit reich wird; der Neydige findt ein contento an seinem Elend, wann er nur merckt, daß es seinem Nächsten auch nit wol gehet; der Neydige beklagt sich nit seines Unverstands, und Unwissenheit, wann er nur sihet, daß sein Nächster auch nit vil kan; der Neydige bleibt gern verworffen, wann er nur find, daß sein Nächster nit vorkombt; den Neydigen betrübt nit sein Ungestalt, und Larven-Gesicht, wann er nur weiß, daß sein Nächster auch nit schön ist, O verfluchter Neyd! du sutzlest und saugest auß der Gall das Hönig, und auß dem Hönig die Gall, dann deß Nächsten Ubel macht dir gut, und deß Nächsten Gut macht dir übel, O! O! O!

Jener reiche Prasser, von dem Meldung geschicht im Evangelio, hatte alle Tag Kirch-Tag, er war alle Tag wol auf, und voll auf, er war zwar kein Soldat, ist doch allezeit mit Krügen umgangen, er war kein grosser Doctor, hat sich doch gern in der Bibliothec aufgehalten, er war kein Fischer, thätte doch stäts im nassen arbeiten, er war vormittag nit nüchter, zu Mittag hatte er einen Rausch, auff dem Abend war er voll, sein hausen war schmausen, sein schmausen war brausen, sein brausen war pfausen, alles Essen und Trincken und anders gut Leben, hat ihm sein Vatter zum Heyrath-Gut geben, aber auff ein solche schlemmerische dämmerische Vigil ist ein harter Feyrtag kommen, da nemblich diser reiche Gesell in dem hölischen Feur begraben worden; *Luce* 16. Der arme Bettler aber, so nur umb die Brösl Suppliciret, die sonst die Diana, der Melampus, der Coridon, der Budl, under den Taffeln zusammen klauben, ist mit grossen Freuden und Triumph in die Glory getragen worden. Jetzt steht zu fragen, wie der arme Bettler gehaissen hat, und der reiche Mann? deß Bettlers sein Nahm ist allbekandt, Lazarus, aber deß Reichen Namen weiß weder Evangelist, noch Scripturist, noch Glossist, noch Commentarist, etc. niemand, gleichwol bin ich der Meynung, ich wolt errathen seinen Namen, er war ein vornehmer Herr, man hat ihn ihr Gnaden gescholten, und hat allem Ansehen nach, Herr Neydhard von Neydlingen gehaissen, auß Ursachen, wie er schon bereits in der Höll gesessen, hat er fast mit unsinniger Stimm geschryen zu dem Abraham, Vatter Abraham ich bitt, ich bitt, ich bitt, schicke doch den Lazarum, daß er mit einem Tropffen Wasser mein feurige Zung erkühle. Diser reiche Vogel ist ein Freyherr, oder wenigst ein Land-Mann gewest, soll er ihm dann nit eingebildet haben, es schickte sich nit, daß der Seelige soll den Verdambten nachgehen, es thät sich ja übel reimen, so ich auf der Gassen ansichtig wurde eines vornehmen Herrn, da er zum Fenster hinauß schaut, und ich hinauff schreyte, Gnädiger Herr, steigt herunder, und spendirt mir etwas, auff daß ich mir kan etliche Bücher Kauffen, ich main die Lackey wurden mich einen groben Münch tauffen, und sagen, ich soll hinauff kommen, und anderthalb stund heraussen warten, dann jetzt seye ein Jud beym Gnädigen Herrn ꝛc. Also hätt auch der reiche Gesell in der Höll sollen schreyen, O Vatter Abraham mach doch Gelegenheit, und bring es bey Gott auß, daß ich zum Lazarum hinauff darff umb ein einiges Tröpffel Wasser. Es hat aber der verdambte Prasser dessentwegen nit hinauff begehrt zu Lazarum, dann, wann er denselben in so grosser Glory, Thron und Cron, hätte gesehen, wär er ihme deßhalben neydig gewest, und wär ihm solches härter ankommen, als die Höll selbst. Dann ein Neydiger leydet unaußsprechlich, wann er sihet, daß es seinem Nächsten wol gehet. Dahero seynd die Neydige, wie seynd sie? sie seynd wie Nacht-Eulen, dieselbigen können kein Liecht sehen, deßwegen fliegen sie hin und

her, darumb und daran, und wollens außlöschen, also die Neydige mögen und können nicht sehen, wann jemand erleucht ist, und glantzet mit Tugenden.

Die Neydige seynd, wie seynd sie? sie seynd wie Kott-Keffer, dise saugen auch auß der schönesten Rosen nur das Gifft, nit das Hönig, also die Neydige suchen an ihrem Gegentheil, nur was Mangelhafft, das Gute verschweigen sie, die Neydige seynd, wie seynd sie? sie seynd wie die Feillen oder Raspeln, welche verzehren, blagen, beissen und reissen andere Sachen, aber verderben sich selbst darmit, also die Neydigen sehen, wie sie den Nächsten mögen schaden, und verzehren ihr einiges Leibs und Seelen Heyl, die Neydigen seynd, wie seynd sie? sie seynd wie die Bron, welche gemeiniglich kalt seynd, wann das Wetter warm ist, und gemeiniglich warm, wann das Wetter forderist im Winter kalt ist, also dem Neydigen ist übel, wanns andern wol gehet, und ist ihme wol, wanns anderen übel gehet. Die Neydigen seynd, wie seynd sie? sie seynd wie der Donner, welcher mehrist Theil nur hohe Gebäu trifft, und nit nidere, also die Neydige nur die jenige hassen, welche von Gott erhöhet; die Neydigen seynd, wie seynd sie? sie seynd wie die Wachtlen, dise schlimme Vögel seufftzen allezeit, wann die Sonn auffgehet, also seynd die Neydige beschaffen, welche alsdann seufftzen, und es schmertzlich empfinden, wann sie sehen den Nächsten in Ehr und Reichthumben auffgehen und wachsen, die Neydige seynd, wie seynd sie? sie seynd wie ein Baum, under dem noch junge Bäuml wachsen, dise aber undertruckt der grosse Baum mit seinen Aesten, dann er nit leyden will, daß ihm einer solle gleich wachsen: also auch ein Neydiger befleisset sich, wie ers kan zuwegen bringen, daß einer von nideren zu höheren Stand soll gelangen, die Neydige seynd, wie seynd sie? sie seynd wie die jenige, so am Fieber Krank ligen, denen kommen auch süsse Speisen bitter vor, also kan die Neydige nichts mehrer verbitteren, als wann der Nächste guts und süsses Glück geniesset, die Neydige seynd, wie seynd sie? sie seynd wie die Fliegen, welche gemeiniglich dem Menschen nur am dem jenigen plagen, wo er ungesund oder verwundt ist, also die Neydige nur dasselbige an ihren Nächsten suchen, was tadelhafftig ist, das Tugendsame und Lobwürdige verschweigen sie freymüthig; die Neydige seynd, wie seynd sie? sie seynd wie die Amper an einem Brunn, wann einer hinunder fallt, so steigt der ander in die Höhe, kombt einer herauff, so fallt der ander hinunder, also ist dem Neydigen wol, und befindet sich wol auff, wann er sihet seinen Nächsten fallen, und so sein Nächster hoch steigt, thut sich der Neydige darüber bestürtzen.

O du verdambtes Laster! du bist ein Maden der Seelen, noch mehr, du bist ein Apostema deß Hertzens, noch mehr, du bist ein Pest der fünff Sinnen; noch mehr, du bist ein Gifft der Glider, noch mehr, du bist ein gefährliches Fiber deß Geblüts, noch mehr, du bist ein Schwindel deß Haupts, noch mehr, du bist ein Finsternuß deß Verstands, noch mehr, du bist ein Hencker und Folterer, und Tyrann deß menschlichen Leibs; andere Laster haben dannoch ein wenige Freud, und eingebildte Ergötzlichkeit: Die Buelschaft mit der Ber-Sabaea hat gleichwol dem David das Hertz ein wenig verzuckert: wie Herodes ein Kostgeher, und Bethgeher geweßt ist bey seines Bruders Frauen, hat er gleichwol darvon ein augenblickliches Contento geschöpfft: Wie Nabuchodonosor sich für einen Gott auffgeworffen, und auß Hochmuth und Ubermuth sich hat lassen anbetten, hat den Narren gleichwol solche Reputation gekitzlet: Wie der reiche Gesell alle Tag geschlempt, hat ihm doch solches tägliche Gurgel-Wasser ein Freud gemacht: Wie der Achan gar zu lange Finger gehabt, und über das sibende Gebott gestolpert, hat er dannoch ein Freud gehabt, daß er ohne Mühe ist reich worden: Wie die Philistaeer dem Samson die Augen außgestochen, und er nach Verlust seiner Stärcke, er ihnen hat müssen durch die Finger sehen, haben sie eine Ergötzlichkeit gehabt, weil sie sich an ihrem Feind gerechnet haben. Wie Zachaeus Partiten gemacht, und auß frembden Häuten hüpsche breite Riemen geschnitten, hat es ihm ein Freud gebracht, in Summa, alle Laster haben ein Hönig, obzwar im geringen Gewicht, an sich, und in sich, und bey sich, aber der Neydige findet nichts als Leyden, ja der Neydige empfindet ein stäten Dorn, der ihn verwundet, hat ein stäten Wurm, der ihme das Gemüth naget, leydet ein stättes Schwerdt, so ihm das Hertz durchtringet, hat ein stätten Hammer, der ihm das Hertz zerschlaget, leydet ein stätte Schlangen, die ihme das Hertz peyniget, hat ein stättes Tiger, so ihm das Hertz verzehret, leydet ein stätten Wolff, der ihm das Hertz triffet, hat ein stättes Uhr-Werck, so ihm das Hertz beunruhiget.

O Du verdambtes Laster! Andere Laster lassen sich etwas vertuschen, verhüllen, verbergen, und zeigt sich mancher außwendig heilig, und ist inwendig heylloß. Zeigt sich offt einer außwendig ein Simon Petrus, und ist inwendig ein Simon Magus. Es stellt sich offt einer außwendig ein Philippus Apostel, und ist inwendig ein Philippus Melanchton, es stecket gar offt in einer neu und guten Scheid ein rostige Passauer-Kling; auch trifft man offt ein schöne Nuß an, dero wurmstichige Kern nachmahls dem Auffbeisser ein Grausen machet; Aber der Neydige kan sein Laster nit verbergen, es ist ihme das Angesicht ein Verräther, die eingefallene Wangen, die finstere Augen, die Berg-grüne Leffzen, die Bürckene Stirn, die gifftige Seufftzer, die melancholische Gebärden, das Zwizeren der Zähn, sein mageres, außgefelchtes, Schwebelfärbiges Angesicht, ist ein sattsamer Tolmetscher seines inwendigen Neyds: Ein Neydiger mag essen, was er will, wie er will, wann er will, wie vil er will, wo er will, so wird er doch Hundsmager bleiben weil alles bey ihme in Gifft verwandlet wird; wie recht hat der Poët den Neydigen entworfen mit folgenden Versen.

Friß Milch, friß Käß, friß von der Kuh
Was deinem Maul mag schmecken.
Schieb ein, schop drauff, schob immerzu,
Schlick Semmel, Küpfel und wecken.
Brauch Löffel wie ein Wasser-Schaff,
Auff daß du füllst dein Wampen.
Friß, daß nit mehr kanst sagen Pfaff,
Vor schmaken, schlinken, schlampen.
Friß du dem hungrigen Wolff zu trutz
Den Braten ohne Zwiffel.
Friß, daß dirs Maul so voller Schmutz
Wird, wie ein geschmierter Stiffel.
Mit Panquet und mit lauter schmauß
Spann deinen Bauch wie Trummel.
Schleck oben und unden die Pfannen auß
Sauff noch darzu ein Tummel.
Friß Brocken mit halb Zentnergewicht
Verzehr gantz kälberne Büegel.
Friß, daß dir dein so schmirbigs gesicht
Hüpsch glantzet wie ein Spiegel.
Friß Butter, schmaltz und speck darzu,
Machs, wie die Gloster-Katzen.
Die fressen Brätel spath und fruh,
Anstatt der Mäuß und Ratzen.
Friß Neydhart, friß, friß alls vom tisch
Bleibst doch ein dürrer Bogen.
Friß Neydhart, friß, ein gselchter Fisch
Bleibst ohne Bauch und Rogen.

Dahero Gott der Herr den Cain selbsten gefraget, nachdem er seine Händ in deß Bruders Blut gewaschen; Quare concidit facies tua? Cain, warum ist dir das Angesicht also eingefallen? *Genes.* 4. der Gesell war so mager wie ein Ladstecken, es war aber dessen kein andere Ursach, als der verdambte Neyd, als welcher ein Gifft ist der menschlichen Gesundheit.

Es ist zwischen dem weissen und dem schwartzen, zwischen dem Esau und dem Jacob, zwischen dem Stättel Hai und der grosen Statt Jericho, zwischen dem Egyptischen Knoblach und dem Himmlischen Manna, zwischen dem David und dem Goliath kein so grosser Underscheid, als zwischen dem Himmel und der Höll, ja ohne alle Gleichnuß. Dann im Himmel ist lauter Freud, in der Höll lauter Leyd: im Himmel ist lauter Lachen, in der Höll ist lauter Krachen, im Himmel ist lauter Guet, in der Höll lauter Gluet, im Himmel ist nichts als Süß, in der Höll ist nichts als Spieß: im Himmel ist lauter Lust, in der Höll ist lauter Unlust; der Himmel ist ein Wohnplatz der Außerwählten, ist ein Hauß der Belohnung, ist ein Thron der Göttlichen Majestät, ist ein Losament der Heiligen, ist ein Tempel deß Liechts, ist ein Paradeyß der Freuden, ist ein Herberg der Seeligen, ist ein Erquickung der Betrübten, ꝛc. Die Höll ist entgegen ein Folterbanck der Verdambten, ist ein Kercker der unglückseeligen Ewigkeit, ist ein Senckgruben des Unflaths, ist ein Orth der Finsternuß, ist ein Quartier der bösen Geister, ist ein Inhalt alles Elends, ꝛc. Im Himmel ist alles, was ergötzt, erfreuet, erlustiget, erquicket, erhöhet, ꝛc. In der Höll ist alles, was peyniget, was schmertzet, was brennet, was quellet, was martert, ꝛc. Und dannoch ist der Teuffel theurer mit der Höll, als GOtt mit dem Himmel, dann ein Neydiger soll vil leyden umb der Höll willen, wann er nur halben Theil thätte wegen GOtt außstehen, so wurde es ihme der Allerhöchste mit der ewigen Cron vergelten. Aemilius, Aemilianus, Basilius, Basilianus, Cassius, Cassianus, Claudius, Claudianus, Donatus, Donatianus, Eutichius, Eutichianus, Flavius, Flavianus, Gordius, Gordianus, Julius, Julianus, Lucius, Lucianus, Marcus, Marcianus, Marius, Marianus, Pontius, Pontianus, Primus, Primianus, etc. seynd Martyrer und Blut-Zeugen Christi, haben vil gelitten zu Caesarea, zu Nicomedia, zu Rom, zu Alexandria, zu Antiochia, zu Aquileia, zu Laodicea, etc. vil gelitten umb den Himmel; aber ein Neydiger leydet vil mehr umb die Höll, O verruchtes Laster!

Ein mancher wird wegen seine Wissenschafft zu grossen Würden erhöhet, wie es dann billich, und ist nichts schädlichers, als wann man unverständige Stroh-Hirn hinauff setzet; Bekandt ist es sattsamb, daß GOtt der Allmächtige gantz umbständig das Gebäu der Archen vorgezeichnet, auch beynebens gar genau befohlen, er solle Ochsen, Esel, sambt denen Thieren in dem underen Stock lossieren, den Menschen aber in das obere Zimmer, es hätte sich ja nit gereimt, wann Ochsen- und Esel-Köpff

hätten in dem oberen Gaden residieret, und die Menschen herunden, ob zwar bey der jetzigen verkehrten Welt gar offt die Erfahrnuß bezeuget, daß fast gleiche Beschaffenheit seye zwischen dem Topff und dem Knopff, zumahlen ein voller Topff auff dem Herd herunder stehet und leydet, daß ihm die Augen übergehen, ein lährer Topff aber, der stehet oben auff der Stöll: also wird nit selten ein lährer Topff in die Höhe zur Officia erhoben, und ein Kopff voller Wissenschafft muß herunden bleiben. Ein manches mahl, ob zwar nit ohne mercklichen Schaden, folget man dem Brunnen nach, all wo der lähre Amper heroben ist, der angefüllte entgegen undertruckt: Thorrecht haben die Philistaeer gehandlet, wie sie den Abgott Dagon verehret, der einen Fisch-Kopff hatte, noch übler ist es, wann man der Zeit manchen muß verehren, der ein Stockfisch-Kopff hat; Die Natur ist eine witzige Mutter, als welche dem kleinen Fingerl an der Hand das Ambt auffgetragen, daß er solle Ohren-Raumer seyn, nit aber dem Daum oder Zeig-Finger, weil sich demnach der kleine besser hierzu schicket, als die andere: deßgleichen soll man fein zu Aembter und Officia erheben die jenige, welche geschickt seynd, und nit ungeschickt. Die Bäumer, obschon etliche grobe und ungeschlachte Kerl under ihnen, seynd dannoch so bescheid geweßt, sagt die H. Schrifft, daß sie einhellig die Dorn-Stauden zum König erwehlt haben, und glaub ich darumb, weil solche spitzfindig, uns zu einer Lehr, daß die Spitzfindige und Witzige vor allen Plumpen sollen den Vorzug haben. Wann zu Ingolstatt in Bayeren, die Studenten auß unarthigen Muthwillen einige Ungelegenheit verursachen, und etwan auff der Gassen die Stein also wetzen, daß ihnen das Feur zum Augen außgehet, werden sie auff der Universitet in die Keichen gesetzt, beklagen sich aber dazumahlen nichts mehrers als wegen eines Nacht-Gespensts, so sie insgemein den Pentzen nennen, welches gantz ohne Kopff ist, also soll warhafftig manches Orth, Statt, Gemein nichts mehrers schröcken, als wann sie ein Obrigkeit ohne Kopff haben, verstehe ohne Verstand; dann wir Teutsche gemeiniglich die jenige, die von Stroh-Hofen schreiben, ohne Kopff benambsen; die jetzige Welt folget leyder! gar oft den Baumeistern nach, welche die Knöpff zu höchst deß Tachs setzen, lamentiren doch, andere zu geschweigen, auch die Bauren, wann ihre vorgesetzte Pfleger grobe Knöpff seynd. Grosse Herren, gemeine Republic, gesambte Stätt, solten dem H. Geist diser dritten Göttlichen Persohn nachthun, als welche in Feurs-Gestalt sich auff die Köpff der Apostlen, und nit anderstwohin gesetzt, es ist so wol schändlich als schädlich, wann man nit den Kopff, sondern die Händ oder das anverwandte Geblüt beobachtet, mit allem Fleiß hat Christus der Herr seinen Vetteren Joannem nit zum Pabstthumb erwehlt, sondern Petrum, damit wir in Außtheilung der Aembter nit sollen beobachten die Verwandtschafft, sondern die Wissenschafft; Unweißlich hat gehandlet Henricus der Achte in Engelland, der seinen Koch zu einem stattlichen Ambt erhoben, umb weilen er ihme ein wolgeschmackte Speiß zugericht. Wann die Vögel köndten reden, so man sie solte fragen, wer sie also in die Höhe bringet, wurden sie ungezweiffelt antwortten, nichts anderst als die Federen, durch solch und mit solchen kommen sie also empor, dahero thun gar weißlich die jenige grosse Monarchen und Fürsten, welche dieselbige zur Hochheit und Würden promoviren, so ein gute Feder haben, das ist Verstand und Wissenschafft; auff gleiche Weiß seynd gar vil zu höchsten Ehren gelanget, und hat Agathoclem König in Sicilien nit gemacht sein Stammen-Hauß, als der eines Haffners Sohn war: dem Lesco König in Pohlen hat nit die Cron auffgesetzt sein uralter Adel, als der eines Bauren Sohn war; *Beierl. lit. M.* und hat Primislaum nit König in Böheim gemacht sein altes Herkommen, als der erst vom Pflug war; und hat Tamerlanem den Kayser nit zu diser höchsten Würde geholffen sein adelichs Hauß, als der nur eines Holtz-Hackers Sohn war; und hat Willigisum nit zum Ertz-Bischoffen geweicht sein uraltes Geschlecht, als der nur eines Wagners Sohn war; sondern alle dise haben die Verdiensten und Wissenschafften erhebet, wie es dann noch auff den heutigen Tag geschicht, daß solcher gestalten offt auß gemeinen Leuten vornehme werden; aber dazumalen erhäbt sich der Neyd; was Neyder hat nit Daniel gehabt, wie er also über sich kommen: was Neyder hat nit der redliche Mardochaeus gehabt, weil er bey dem Hof Assueri also fortkommen, was Neyder haben nicht die drey Knaben gehabt bey den Babyloniſchen Edel-Leuthen, wie sie also hoch kommen: was Neyder hat nit Stephanus gehabt, wie er also bey den Leuthen in so gutes Concept kommen; was Neyder hat nit JEsus unser Heyland gehabt, wie er also bey dem Volk so vil golten, O Neyd! was Neyder hat nit täglich jener, der durch Meriten hoch steiget, ja die Neyder lassen offt nit nach, bewegen alle Stein, schüttten alle Bäumer, brechen alle Mauren, spitzen alle Degen, so lang und vil, biß sie einen solchen auß dem Sattel häben, die Federen rupffen, den Stuhl zucken, daß er übern Hauffen fallt, nachmals schutzen sie vor, aber under deß Teuffels seinem Mantel, under deß Sathans seiner Spannischen Wand, under deß Lucifers seinem Vorhang, wie daß solcher deßhalben gefallen, vom Ambt und Ehr kommen, weil er sich übernommen, sich nit mehr gekennt, und andere nur über die Achseln geschaut, O verdambter Neyd! So ist dann dir deß Nächsten Rosen ein stechender Dorn? ja. So ist dann dir deß Nächsten Hönig ein Gall? ja. So ist dann dir deß Nächsten Alchermes ein Gifft? ja. So ist dann dir deß Nächsten Scepter ein Ochsen-Zahn? ja. So ist dann dir deß Nächsten Freud ein Krieg? ja. O du Teuffels-Martyrer.

Ein ander gelanget durch seine höchst rühmliche Tapfferkeit zu einer höheren Charge im Feld, und seynd wenig Jahr, da ihn der Gefreuter mit Bernheuttern gespeißt, jetzt heißt es, Bursch ins Gewöhr, der Obrist kombt, aber disen hat sein Glück geschmidet die öffters erzeigte Generositet im Feld, also ist es vor disem gewest, also soll es seyn, daß man die jenige promoviret, welche da seynd wie der Granat-Apffel, diese Frucht hat ein rechte Cron auff, auß Ursachen, weil die Natur gesehen, daß der Granat-Apffel einwendig lauter rothe Hertzel habe, also gedachte sie, seye es billich, wo so vil Hertz, soll auch Cron und Lohn seyn, dann ein wolbehertzter Soldat verdienet, daß man ihn ehret und fort helfet: Soldaten, welche da seynd wie der Sallat, wo mehr Oel als scharpffer Essig, die verdienen nichts.

Soldaten, die ins Quartier eylen, wie die Schwalmen ins warme Sommer-Land, verdienen nichts.

Soldaten, die vor dem Feind zitteren, wie ein espenes Laub, verdienen nichts.

Soldaten, die ein Grausen haben vor dem Streitt, als hätten sie einmal ein Haar darinn gefunden, verdienen nichts.

Soldaten, die da wünschen ihre Roß hätten 6. Füß, damit sie desto hurtiger möchten durchgehen, verdienen nichts.

Soldaten, die weniger Wundmähl zeichen, als der Raab weisse Federen, verdienen nichts.

Soldaten, die lieber tummeln als Trummeln hören, verdienen nichts.

Soldaten, die lieber den guldenen Adler am Würts-Hauß, als den schwartzen Adler am Kriegs-Fahnen sehen, verdienen nichts.

Soldaten, die mehr nach Laschi, als Couraschi trachten, verdienen nichts.

Soldaten, die nur den Bauren zwagen, und mit glühender Schauffel also mit ihm Stock schlagen, daß den armen Tropffen von Michaëli biß auff Georgi nit mehr Nidersitzen gelüstet, verdienen nichts. Aber Soldaten, die sich tapffer und ritterlich halten, verdienen alles, dann ein Feder-Busch auff dem Hut macht kein Soldaten, sonst wär auch der Widhoff ein Kriegs-Officier; ein Scharpen umb die Lenden macht kein Soldaten, sonst wären die Engel am Fronleichnambs-Tag Soldaten. Die Beckel-Hauben auff dem Kopff macht kein Soldaten, sonst wären auch die Kott-Lerchen Soldaten. Ein Spieß über die Achseln macht kein Soldaten, sonst wären auch die Landbotten Soldaten, sondern ein ansehnliche Tapfferkeit, unerschrockene Generositet, und unüberwindlicher Helden-mut macht einen Soldaten.

Jener auß Ober-Sachsen, mit Namen Benedict von Fontana, hat sich Anno 1499. in dem Schweitzer-Krieg, und einer Schlacht der Graubindter mit den Tyrollern, nahet der Molser-Hayd tapffer gehalten, in dem er deß Feinds Schantz mannlich erstigen, und da er einwendig verletzt worden, mit einer Hand das verwundte Eingewayd gehalten, und mit der anderen sich gewöhret, ein solcher verdient ewiges Lob und Lohn, *Zeiler. C. 4. Fol.* 39. wann aber dergleichen einer erhebt wird, was Neyder züglet er ihm augenblicklich, der Neyd wirft ihm alle Tag ein Brügel under die Füß, der Neyd sperret ihm alle Tag fast den Paß zu der Victori, der Neyd verstopfft ihm fast alle Tag die Trompeten im Feld: der Neyd vertheuret ihm fast alle Stund das Schieß-Pulffer, und darff nit schiessen, auß Forcht, er wecke auff das Kind auß dem Schlaff. Der Neyd fallt ihm und seinem Pferdt alle Augenblick in Zaum, und diß ist fast das jenige, was uns so vil Sig und Victori auß den Händen rafflet, wir nennen es höflich die Kriegs-Competenzen, aber solche Competenz-Waffen hat der Teuffel in der Werckstadt deß Neyds geschmiedet, O Neyd! Auff solche Weiß ist dir deß Nächsten Erhöhung deine Erniederung, nicht anderst; auff solchen Schlag ist dir deß Nächsten Purpur ein stechendes Cilicium, nit anderst; auff solche Manier ist dir deß Nächsten Gelt-Taschen ein Maul-taschen, nit anderst; auff dise Modi ist dir deß Nächsten wunderliches Lob ein Wunden, nicht anderst; dergestalt ist deß Nächsten Gnad, dir Ihr Gestreng, nit anderst, O Neyd!

Es kombt gar offt ein Armer zu großer Reichthumb, und hat fürwahr der Saul, damalen wenig Sammet angetragen, wie er die Esel seines Vatters Cis gesucht, 1. *Reg.* 9. ist gleichwol hernach ein reicher König worden; eines armen Holtz-Hackers leinene Strümpff, und andere zerrissene Betlers-Lumpen verzweiflen nit an ihrem Glück; auch ist nichts neues, daß offt abgeschabene Ziggeyner Windel durch den Stampff verkehret werden in das schönisste Pappier, worauff man mit Gold und Silber schreibet.

Der jenige Kühe-stall, in welchem die H. Jungfrau Euphemia gedient hat, ist nunmehr in einen schönen kostbaren Gold- und Silberreichen Tempel verwandlet, *Pagata de admir.* n. 92. also geschicht wol öffter, daß gemeine Stall-Knecht und Stall-

Diern zu grossen Ehren und Habschafften kommen; jene drey Krotten, wol ein garstiges Thier, in dem uralten Frantzösischen Wappen, seynd durch Anleitung des Himmels nun anjetzo in schöne Lilien verkehrt; dergleichen hat die Welt öffter gesehen, daß auß denselbigen, so arm und verworffen waren, vornehme und reiche Leuth worden; Es seynd gewisse Würm, welche sich den gantzen Winter hindurch in ein freywilliges Grab einsperren, und gar todt ligen, bey angehendem warmen Sommer aber werden die schönsten Weinfalter darauß, welche mit vilfärbigen Flügel als reiche Sonnen-Vögerl prangen, bist du nun Mensch ein armer Erd-Wurm, und tritt dich fast jedermann mit Füssen, auch dein gantze Habschafft kanst in einem Bettel-Sack salvieren, so hoffe dannoch, dann wol öffter das Glück in der armen Leuten Häußer hat eingekehrt, es können dir noch wol die Flügl wachsen, wormit du dich weit über deines Nächsten Vermögen erhebest; geschicht es dann, daß ein solcher entweder durch eigen Schweiß und Arbeit, oder durch beyfallendes Glück, oder durch unverhoffte Erbschafft zu Mittel gelanget, wie man dann dergleichen vil zehlet, was Neyder verfolgen ihm nit alsobald? man vergunt ihm das Bissel nit, so er mit gutem Gewissen erworben, da heißt es, er hat gut reich zu seyn, er hat dem Kayserlichen Beutel zimblich die Register gezogen, er hat die Puppillen-Gelter nit ein wenig geschrepfft, er hat die Stieff-Kinder das ihrige hüpsch sauber durch die Hächel gezogen, der karge Narr weißt, wie vil man Knödel auß einem Mäßl Meel schnitzlet, züglet er doch auß seinen Dienst-Botten lauter Cartheuser, und haben sie nur einen Fast-Tag, der wehret das gantze Jahr, ꝛc. O Neyd! hat er dir dann was layds gethan, daß du ihm also die Zähn zaigest? er schlagt dich nicht, wie der Cain seinen Bruder, er sticht dich nicht, wie der Joab den Absolon, er beißt dich nicht, wie die Beeren die Elisaeische Knaben, er stost dich nit, wie der Engel den Petrum in der Keichen, er wirfft dich nit, wie der David den Goliath, er brennt dich nit, wie die Samsonische Füchs die Felder der Philistaeer, er haut dich nicht, wie Petrus den Malchum, er nimbt dich nit beym Haar, wie der Engel den Habacuc, er thut dir kein einiges Leyd an, ja, ja, ja, sagt der Neydige, ich leyde unbeschreibliche Peyn, wann ich sihe, daß dem Nächsten wol gehet, das ist mir über rauffen, stossen, hauen, brennen, werffen, schlagen, beissen, stechen und würgen; O du Teuffels Martyrer!

Die Welt hat zum öfftern weit berühmte Künstler gehabt, dero Kunstreiche Hand ein manches mahl die Natur schamroth gemacht haben, und ist höchste Verwunderung gewest, daß sich der Menschen Witz so weit erstrecke; Jene Werckmeister haben schier steinene Mirackel gemacht, welche die stattliche Thürn zu Cremona, Bononien, Venedig, Straßburg und Wien haben auffgeführt; In Aethiopia ist ein überauß schöne Kirch, welche mit allen Säulen und Altären auß einem einigen Stein außgehölt und gebauet. *Alvarez.* c. 44. Der vornehmste König in Sina hat 79. Palläst, dero einer auß Gold, der ander auß Silber, der dritte auß Marmor, Helffenbein, ꝛc. ja gantze Zimmer auß Edelgestein seynd. *De rebus Sin.* l. 3. Die jenige Meister haben ein ewigen Nahmen erworben, welche die Brucken zu Prag in Böhmen, die Brucken zu Dreßden in Sachsen, die Brucken zu London in Engelland, und die Brucken zu Regenspurg verfertiget; Ein Kunst-Stuck ist geweßt jene höltzene Tauben, welche trutz einer lebendigen im Lufft geflogen, durch innerliches Uhrwerck, und von Archita gemacht worden. *Gell. l.* 10. *art.* 12. Ein Kunst-Stuck ist jene Uhr zu Prag am Rathhauß, so fast ein eysener Jahrs-Calender zu nennen, weil nemblich der gantze Himmels-Lauff darinn begriffen, und alle Monath, Wochen, Stund und Augenblick der Planeten-Lauff angedeutet wird. *Brun.* Ein Kunst-Stuck hat Myrmecides gezeigt, wie er auß Helffenbein ein Wagen sambt Pferdt und Gutscher also klein und künstlich geschnitten, daß man alles under dem Flügel einer kleinen Fliegen hat können verhüllen. *Plin. lib.* 7. c. 21. Ein Kunst-Stuck ist jene Kirch in Engelland zu Salisbur, welche so vil Fenster als Tag im Jahr, so vil Säulen als Stund im Jahr, so vil Porten als Monat im Jahr hat; Ein Kunst-Stuck ist die Kirch zu Ulm, an welcher hundert und eilff Jahr gearbeitet worden; Ein Wunderwerck der Welt ist der Tempel Dianae, dessen Gebäu zweyhundert und zwaintzig Jahr gewähret. Ein Kunst-Stuck war jene Statua oder Bildnuß Panormi in Sicilia, welche durch innerliches Uhrwerck die Lauten geschlagen, und hin und her auff Menschliche Art spatzieren gangen. Schott. Ein Kunst-Stuck war jenes Schlössel, welches ein Teutscher Schlosser dem Pabst Paulo dem IV. überreicht, und darfür auff die sechshundert Gulden bekommen. Ein Kunst-Stuck ist jene Glocken zu Erdfurt, welche Gerard Woie gegossen, an dero vier und zwaintzig starcke Männer zu leuten haben, und wird ihr Klang bey heitterem Himmel auff vier teutsche Meyl gehöret. Lauter Kunst-Stuck seynd, was da schier über Menschen-Verstand gemahlet haben Titianus, Bassisanus, Mutianus, Bonarota, Urbinus, Berninus, Salviatus, Sandratus, Blumbinus, Dominichinus, Donatellus. Bandinellus, Zucca und Zuccarus, etc. Lauter Kunst-Stuck seynd, was da auß Holtz und Stein gehaut haben Sansouinus, Franziosius, Vasoldus, Marianus, Mochus, Poggus, Lorenzetus, etc. Und dannoch dise alle obbenandte Meister und Künstler seynd dem bissigen Neyd nit entgangen, ja vil deren wegen der Neydigen kein sicheren Fuß auß dem Hauß gesetzt, etliche von denen Neydern grausamb ermördt worden, etliche durch die Neyder mit tausenterley Schmachreden an der Ehr verletzt worden; ja es haben sich einige gefunden, die auß Neyd gegen disen Künstleren sich selbst ermördt, damit sie nit länger dero Lob möchten anhören, und dero Kunst anschauen, O verdambter Neydhard! du wirst ärger gebrennt, als Laurentius, wann man dein Nächster lobet, du wirst mehr gesteiniget als Stephanus, wann man dein Nächsten ehret; du wirst grausamer gequellet als Sebastianus, wann man deinen Nächsten hervor streichet; du leydest ein grösseres Creutz als Andreas, wann man deinen Nächsten preyset; O Teuffels Martyrer!

Es seynd nit alle Lämbel des Jacobs weiß geweßt, sondern sehr vil auch gesprengt und geschecket, es seynd nicht in allen drey Körben Mund-Semmel geweßt, von denen deß Pharaonis Pfisterer getraumet, sondern in einem ist auch schwartz Gesindl-Brodt geweßt: Es seynd nit lauter Dauben und Paradeyß-Vögel in der Arch Noë geweßt, sondern auch Gimpel und Nacht-Eulen. In dem Neß Petri seynd nit lauter Fohrellen und Sälbling geweßt, sondern auch grobe Stockfisch; Abraham hat seine Verlassenschafft nit gleich außgetheilet, sondern einem mehr geben, dem anderen weniger, also hat die Natur kein Gleichheit der Gesichter, sondern einem ein schönere Gestalt spendieret, als dem andern, und also seynd nit alle Weibs-Bilder schön und wolgestalt, sondern es gibt auch schändliche und ungeformbte Gesichter; dahero wie der König Assuerus seine Vasthi abgedancket, und ein andere Frau-Gemahlin zu erkiesen beschlossen, hat er in alle Landschafften außgeschickt, junge Mädl zu suchen, aber schöne, keine Großmaul-Asiatische, keine Langnaß-Arcadische, keine Gelbfarb-Helespontische, keine Grauaug-Cappadocische, keine Buckelhafft-Atlantische, keine Grobhaut-Mauritanische, keine Ungeschickte Trapezuntische, keine, sondern lauter schöne, ja die allerschönste soll man außerlesen, auß denen er nachmals ein beliebige Königin erwöhlen könne: Nachdem Ihro Majestät dem König Assuero die wolgestaltigste Töchter seynd vorgeführt worden, hat vor allen seinen Augen wolgefallen ein überauß schönes Mädl mit Nahmen Esther, welche er dann unverzüglich zu einer Königlichen Frawen-Gemahlin auserwöhlt. *Esther.* 15. Aber da hätte jemand sollen die Gemüther der anderen einsehen, was Neyd-volle Gedancken sie gegen disem Jüden Töchterl geschöpfft, ach! dachte eine, das Schelmen-Vieh hat ja das Glück, daß ihr der Hencker das Gesicht pegle; die *Bestia* sagt etwan ein andere bey ihr selbst, ich wolt, sie hätte an stadt ihrer schwartzen Augen ein par gläsferne Wammes-Knöpff von einem Flecksieder; die dritte gedacht, wär ich ein Spinnerin, ich wolte ihr bey der Nacht das Gesicht zurichten, daß sie morgens früh solte ein Zitracht haben, wie ein Schwedischer Mantel-Kragen; die Höppin! wünschte ein andere, wäre ich nur ein giftiges Wisserl, ich wolt sie im Hof-Garten einmahl anblasen, daß sie solt Rauden und Krätz bekommen, daß man alle Tag ein Landmetzen kundte von ihr schaben: als wann ich, sagt ein andere, nit auch schön wäre, was wolten endlich seyn ihre Rößl im Gesicht, das hat nun ein jede Krebsen-Richter in, das weisse Fehl, welches sie hat, hat ein andre auch, und wer weißt, obs nit noch einmal die Blatteren hat, und alsdann ein Gesicht bekombt, wie ein gerupfftes Sau-Leder über ein Bauren-Kummet; dise dergleichen Competenz-Fräule seynd vor Neyd gegen der Esther schier gestorben; Dergleichen Begebenheiten seynd fast noch täglich in diser verkehrten Welt, und ist eine der anderen umb ihre schöne Gestalt, so sie von GOttes Händen bekommen, neydig, ja man will Gott in seinen Geschöpffen einreden, und gleichsamb besser machen als er, auch die Natur schimpfflich corrigieren, damit sie nur auch der anderen nichts nachgebe an der Gestalt; sie steht vorn Spiegel so lang, daß ihr möchten Blatteren an Füssen auffahren, sie traußt und zaußt ihre Haar, und ziechts streng, als wären sie in einem stätten Novitiat, da muß ein Haarlocken krump seyn, der ander noch krumper, der dritte zum krumpesten, da muß vil Haar seyn, dort wenig Haar, da muß gar schitter seyn, wie das Trayd der armen Leuthen, da muß in die Höhe stehen, wie ein Reiger-Busch, da muß hinauß stehen, wie ein Bachstelzen-Schweiff, da muß herunder hencken, wie ein Bier-Zeiger, da muß die Schaidel seyn wie ein Lateinisch Ypsilon, da muß rauch seyn, dort glat, da gemischt, da plesant, dort negligant, da galant: Die Lenden müssen geschnieret seyn, eng seyn, gebunden seyn, zwicket seyn, zwungen seyn, und bald mehrer leyden, als die Jsraeliter in Egypten, und muß der Leib so rahn seyn, wie ein zugespitzter Zucker-Hut, da muß das Gesicht sich waschen lassen, pollieren lassen, färben lassen, ziehren lassen, zähren lassen, ziehen lassen, daß es sich schier mit deß Balaams Eßlin möchte beklagen, damit aber das Fehl rein bleibe, nimbt sie bey der Nacht ein Larven über das Gesicht, daß ihr schier der Athem verkürtzt wird, da frißt sie Kreiden, Wachs, Terpenthin, Saltzstain, Fröschbainer, Schnecken-Pulver, damit nur

die Haut nit Braunauerisch wird, damit die Wangen zu Weissenburg bleiben, damit die Lefftzen zu Rottenburg lossieren, da legt sie so enge Schuh an, daß sie fast keine grössere Fußtapffen im Sand laßt, als die Rohr-Aendl, es geschicht aber alles darumb, weil sie der Nächstin neydig ist umb ihr Gestalt, und nit gern hören wolt, daß ein andere schöner soll seyn als sie. O sauberes Muster! Pachomius hat vil gelitten in der Wüsten; Paphnutius hat vil gelitten in der Einöde. Onuphrius hat vil gelitten in der Wildnuß, aber du leydest mehr, dannoch ist die Belohnung ungleich, dann jenen hat GOtt umb ihr Leyden die Seeligkeit ertheilet, dir umb dein Leyden wird der Teuffel auf ewig die Höll spendieren.

Theagenes war ein solcher praver und ritterlicher Held, daß seine Victori und Sieg an allen Orthen erschallen, und weil man dazumahlen die Verdiensten mehrer auff die Waag-Schalen gelegt hat, als der Zeit, und vor disen einen die Faust Faustum, das ist, glückseelig gemacht, *Plutarch. in Elia. l.* 16. *post.* also ist gleichmässig nit allein zu Lebzeiten seine unüberwindliche Tapfferkeit vergolten worden, sondern man wolte auch nach dem Todt sein Lob verewigen, zu solchem Ende, ist ihme ein stattliche Saul mit seiner Bildnuß auffgericht worden, welches aber einem Mißgönner und Neyder dergestalten in die Nasen gerochen, daß er alle Nacht dieselbige Säulen ein halbe stund nach Genügen abgeprüglet, weil aber solches neydige Buben-Stuck gar zu lang gewährt, und einem jeden sein Arbeit solle belohnet werden, also ist diesem Neydhard begeguet, da er einst mitten im Brügl und Gaißlen begriffen, daß die Statua oder Bildnuß herunder gefallen, und dero steinene Kopff dem anderen sein Esels-Kopff gäntzlich zerschmettert; O wie recht! dann der Neydige schadet niemand mehrer als ihme selbst, er ist sein eygener Hencker und Tyrann, er schleifft ihm selbsten den Degen, mit deme sein Hertz immer und immer verwundt wird, er ist dem Tiger so gleich, als die Wölffin dem Wolff, dann das Tiger durch die liebliche Music also ergrimmet, daß es sein eigen Fleisch mit Zähnen zerbeißt, also der Neyder nit weniger ihme selbst das Hertz zerreißt, wann er sihet des Nächsten sein Wolstand.

Was der verlohrne Sohn für ein Landsmann geweßt, ist eigentlich nit bekandt, ich glaube aber ein Irrländer; wie er geheissen hat, ist nit bewußt, ich glaube aber Malefacius, von was vor einem Orth er sich geschriben, allweil er ein Edelmann, hat man noch nit erfahren, ich glaub aber wol von Mädlsperg und Frauenhoffen, ꝛc. was er im Wappen geführt, hat niemand beschriben, ich glaube aber wol ein Sau-Mogen in grünem Feld: Diser Gesell reyßte mit wol gespicktem Beutel in die Länder und Provintzen, aber auß denselben ist er nit frömmer, sondern schlimmer kommen, und werden noch gar offt manchem adelichem Jüngling die Länder in Elender verwandlet, auch reyßet nicht selten ein guter Germanus auß, und kombt ein schlechter Hermanus nach Hauß; Was Ehr und Ruhm ist es dann dem ansehnlichen Fluß Donau, daß er in die Länder reyßt, durch Schwaben, Bayern, Oesterreich, Ungarn, endlich aber in die Sau fließt. *) Der fromme Jacob hat auff seiner Reyß ein Leiter gen Himmel gesehen, aber leyder vil aus unserm Adel finden auff ihrer Reyß ein Leiter in die Höll; Wann der Zeit niemand gereyßt ist, so halt man ihn für einen Stuben-Hocker, der sein Lager hinder den Ofen auffgeschlagen, aber sagt mir liebe halb Teutsche, dann gantze seyt ihr schon lang nit mehr geweſt, ist es nit wahr? Ihr schicket euere Söhne auß, damit sie in frembden Ländern mit grossen Unkosten frembde Laster lehrnen, da sie doch mit wenigerem Unkosten zu Hauß die Tugenden erwerbten, spitzfindiger kommen sie nit zuruck, außgenommen, daß sie neue Modi von Spitzen mit sich bringen, galanter kommen sie nit zuruck, muſt nur seyn, daß Galant vom Galanisieren herrühret, herrlicher in Kleyderen kehren sie zwar offt nach Hauß, es wäre aber besser ehrlicher als herrlicher, neue Modi-Hüt, Modi-Barocken, Modi-Krägen, Modi-Röck, Modi-Hosen, Modi-Strümpff, Modi-Schueh, Modi-Bänder, Modi-Knöpff, auch Modi-Gewissen schleichen durch euere Reyß in unser liebes Teutschland, und veränderen sich euere Narren-Küttel, täglich mit dem Mondschein, es werden bald müssen die Schneider ein hohe Schul auffrichten, worauff sie Doctormässig gradieren, und nachmahls den Titel Ihr Gestreng Herr Modi-Doctor erhalten; wann ich alle Modi-Röck von vier und zwaintzig Jahren bey einander hätt, ich wolt darmit fast ein Fürhang vor die Sonnen machen, daß man beym Tag müßte mit der Latern gehen, oder wenigist getrauete ich mir gantz Türkey darmit zu verhüllen, daß ihnen die Constantinopolitaner möchten einbilden, ihr Mahomet wolt mit ihnen blind Katzen spielen, ꝛc. Eine alte Her hat auff Begehren deß Königs Sauls den Propheten Samuel vom Todten erweckt, damit er durch ihn den Außgang seiner Waffen wissen möchte; Es wird bald dahin kommen, daß man auch denselben Schneider und Meister wird wünschen vom Todten zu erwecken, welcher der schönen Esther das Kleyd gemacht, als sie den Augen deß Assueri so wolgefällig war; Vor Jahren ist in einer vornehmen Statt ein Kleyder-Policey auffkommen, und durch scharpffes Decret einem jeden über standmässig zu halten verbotten worden, es hat aber solches ein geringe Zeit getauret, weßwegen der abgestorbenen Policey einer dise Grabschrifft auffgericht:

Hier ligt begraben
Ein Frau gefressen von Schaben,
Die pappierene Policey,
Der Weiber Peyn und Keyerey,
Schneider, Kauffleuth und Krämmer darzue,
Die wünschten ihr ein ewige Ruhe.

Nimbt also gar zu starck überhand der Kleyder-Pracht, welche mehrist andere Nationen uns mit höchstem Schimpff spendieren, bringt demnach das Außschweiffen in frembde Provintzen uns Teutschen offt mehrer Last als Lust ins Land, ꝛc. Auff gleichen Schlag hat wenig guts erlehrnet der verlohrne Sohn in frembden Länderen, sondern sein Studieren war Galanisieren, seine Bücher waren die Becher, sein Lateinisch Reden war proficiat, sein Wälisch Reden war Brindisi, sein Böhmisch Reden war sasdravi, sein Teutsch Reden war gesegne es GOtt, ꝛc. mit einem Wort, er war ein sauberer Bruder voller Luder, ein Vagant, ein Bachant, ein Amant, ein Turbant, ein Distillant, etc. Nachdem er nun dergestalten das seine verschwendet in frembden Provintzen, und sambt dem Gewissen auch die Kleyder zerrissen, welcher wol mit Warheit hat können sagen dem Vatter, was die Brüder Joseph ohne Warheit dem Jacob vorgetragen, als sie ihm den blutigen Rock gezeiget, fera pessima, etc. Ein übles Thier hat den Joseph also zugericht; ein übles Thier hat den verlohrnen Sohn also zugericht, ein übles Thier der guldene Adler, ein übles Thier der guldene Greiff, ein übles Thier der guldene Hirsch, ein übles Thier der guldene Beer, ꝛc. dise Thier der Wirtshäuser haben das Bürschel also zugericht, daß ihme die Hosen also durchsichtigt worden wie ein Fischer-Netz, daß ihm der Magen zusammengeschrumpfft wie ein alter Stiffel-Balg, und der Spiegel seines Elends auff dem schmutzigen Wammes-Ermel zu sehen war, ꝛc. Nachdeme endlich diesem Früchtl das Sau-Convict nit mehr geschmecket, seynd ihm heylsamere Gedancken eingefallen, er solle unverzüglich zu seinem alten Vatter kehren, und bey dessen Füssen ein glückliches Gehör suchen, welches ihme dann nach allem Wunsch von statten gangen, und ist dem schlimmen Vocativo sein eigener Vatter gantz liebhafft umb den Halß gefallen, dem sonst ein Strick an Halß gebühret, ja mit absonderlicher Freuden und Jubeln ist er in die vätterliche Behausung eingeführt worden, alle schnelle Anstalt gemacht zur Kuchel und Keller, und müßte gleich das beste und gemeste Kalb geschlacht werden, kocht werden, bratten werden, ꝛc. auff die Seyten mit den zerissenen Lumpen, ein sammeten Rock her, ein Hut mit Blumaschi her, ein guldenen Ring her, Spilleuth her, allegro; Underdessen kombt der andere Bruder nach Hauß, hört aber von fern geigen, pfeiffen, leyren, tantzen, hüpffen, jugetzen, jaugetzen, ꝛc. Holla, sagt er, was ist das, potz Täubel, was ist das! es wird ja mein Schwester nit Hochzeit haben, hab ich doch heut fruh noch umb kein Braut gewußt; in dem er in disen Gedancken schwebet, so bringet ihme einer ein Glaß Wein zum Fenster herauß, der Hauß-Knecht laufft ihm entgegen mit der Zeitung sein Bruder seye nach Hauß kommen, deme so schlecht in der Frembde gangen, er soll hurtig hinein gehen auff ein Kälbernes Brätl, dieser wurde alsobald hierüber gantz blaich vor lauter Neyd, umb weilen man seinem Bruder also auffgewartet, er setzte sich vor der Hauß-Thür nider, er kistet die Nägel, er knarret mit den Zähnen, er kratzt im Kopff, er rumpfft die Nasen, er seufftzet von Hertzen, er fast und plaget sich also durch den Neyd, daß ihm gefählt, daß er vom Schlag nit getroffen worden, O Narr! Wär diser Gispus lieber hinein gangen, hätte den Bruder willkombt, und so er ihm endlich auch ein Filtz hät geben, der ohne das kein Hut mit sich gebracht, hät es wenig Schaden verursacht, wär er mit ihm zu Tisch gesessen, hätte den kälbernen Bratten mit helffen verzehren, etlich Gesundtrünck fein wacker Beschaid gethan, auch bey der hell-klingenden Schallmeyen ꝛc. ein öfteren Hupff herabgesprungen, und anderthalb Schueh-Solen abgetantzt, so wär es vil besser geweſt, und GOtt nit also beleydiget, aber mit seinem Fasten, mit seinem Neyd, der ihn mehr gequellt, als die feurige Schlangen das Volck Israel, hat er die Höll verdient; sonst ist Trübsaal ein Straß zum Himmel-Saal, sonst ist Leyden, ein Weg zun ewigen Freuden, sonst seynd Schmertzen allezeit ein Vortrab des ewigen Schertzen, aber des neydigen Lappen sein Marter ist ein Leykauf der ewigen Verdamnuß.

Christus der HErr nimbt auff ein Zeit drey liebe Apostel mit sich auf den Berg Thabor, *Math.* 17. und zeigt ihnen allda in seiner Erklärung die Glory in Compendio, den Himmel in einem Abriß, die Seeligkeit in einem Modell; zeigt ihnen, daß kein Pemsel könne entwerffen, kein Feder beschreiben, kein Zung außsprechen, und kein Hertz fassen die Glory seiner Herrlichkeit, und die Herrlichkeit seiner Glory: Zeiget ihnen, was ein Arbeiß gegen dem Berg Olympum was ein Sand-Körnlein gegen den Baby-

*) Ein großer Fluß Savus die Sau genannt.

lonischen Thurn, was ein Tröpflein Morgen-Thau gegen dem grossen Meer, was sind die Welt-Freuden, gegen den himmlischen Freuden; zeiget ihnen das Schlimp, Schlamp, Schlodi, seye aller Reichthumb **Croesi**; das **Dilli, Dalli** Häusel bauen, seye aller Pracht **Pompei**, das **Lirum Larum**, seye aller Wolluſt **Sardanapali** gegen der mindesten Ergötzlichkeit deß Himmels; zeigt ihnen, wann der gantze Erd-Boden soll ein lauteres Pappier, und das grosse tieffe Meer ein lautere Dinten, und alle gespitzte Gräsel lautere Federn, und alle lebendige Geschöpff lauter Schreiber, und wurden mit disen Federen, aus dieser Dinten, auff dises Pappier biß anff den Jüngsten Tag schreiben, alles was frölich, freundlich, fridlich sie möchten ersinnen, so könten sie dannoch nicht ein halbes Loth der ewigen Freuden erreichen; Nachdeme solcher gestalten Christus ihnen sein Herrlichkeit und Glory in etwas entworffen, hat er nachgehends den Berg herab ihnen den dreyen ernsthafft verbotten, sie sollen diß, was sie gesehen, keinem einigen entdecken, auch den Apostlen nit, auch den anderen Jüngeren nit, sondern alles mit genauister Verschwigenheit verhüllen, auß Ursachen, dafern sie den anderen hätten offenbaret, daß sie Christi des HErrn Verklärung, Herrlichkeit und Glory gesehen, hätten gleich die andere Apostel einen Neyd gefaſt gegen disen dreyen, in Bedenckung, daß sie mehrer gelten bey dem Göttlichen Meister, aber O gebenedeytister GOtt! soll dann auch ein Neyd gefunden werden under den Apostlen, under den Jüngeren deß HErrn, under denen, die ein vollkommenen Wandel führen? was dann, auch noch heutiges Tags ist der Neyd in den Clöſteren, es ist der Neyd offt so heimlich in Geistlichen Häuseren, daß er mit manchen Mönchen zu Tisch sitzet, mit ihnen offt in die Metten aufstehet, mit ihnen ins Capitel-Hauß gehet, mit ihnen gleiche Kappen traget ꝛc. Verwundere dich nicht, es ist auch das **Manna** oder Himmel-Brodt wurmstichig worden, es ist der Neyd ein Wurm, der Cloſter-Wandel ein **Manna**; es ist auch under dem Waitzen im Evangelio ein Unkraut gewachsen, ein Unkraut ist der Neyd, der Waitzen seynd die Ordens-Leuth; es ist auch unter denen Soldaten Josue ein Dieb gefunden worden, ein Dieb ist der Neyd, Soldaten Christi seynd die Geistliche; Es ist auch in der Archen Noë ein schlimmer Bößwicht der Cham gewest, ein solcher böser Gesell ist der Neyd, das Cloſter ist die Archen Noë; Dergleichen Exempel scheinet unnötig beyzubringen, weil solche nur gar zu bekant; ist demnach kein Stand, wo der Neyd nit hat Bestand, ist kein Hauß, wo der Neyd nit hauset, ist kein Platz, wo der Neyd nit darein platzt, ist kein Wohnung, wo der Neyd nit wonhafft, ist kein Gesellschafft, wo der Neyd nit sein Herrschafft, ist kein Bank, wo der Neyd nit seinen Sitz hat.

Was und wie der Neyd, hat erfahren **Habraym** under dem Türckischen Kayser **Solyman**, diser **Habraym** war auß einem geringen Dorff gebürtig, von keinem vornehmen Geblüt, wie die Welt gaggetzt; ob zwar deß Bettlers Blut so roth ist als deß Edelmanns, es war sein Herkommen von Bauren, sein Einkommen wie beyn Bauren, sein Außkommen wie undern Bauren, aber sein Auffkommen blib nit beyn Bauren, und wann schon sein Hauß mit Stroh bedeckt war, so befande sich doch kein Stroh in seinem Hirn, sondern sein reiffer Verstand, und gute Vernunfft zogen ihn vom Bauren-Feld ins Kriegs-Feld, zu versuchen, ob ihme der Säbel mehrer Glück werde zuschneiden als das Pflug-Eysen, wie es dann nit lang angestanden, daß er mittelst seiner berühmten Tapfferkeit und Kriegsmuth zu hohen Ehren erhoben worden, und wurde er under den Bassen nit der geringste geschätzt, ja Kayser **Solyman** sahe, daß die Verdienſten seines getreuesten **Habraym** noch nit nach Gebühr belohnet wären, erkieset demnach ihn zu der höchsten **Dignitet** und Würde nach seiner Kayserlichen Persohn, und stellt ihn als einen grossen Vezier, **Habraym** aber, ehe und bevor er disen höchsten Ehren-Güpffel angetretten, da er einst gantz allein bey dem Kayser war, hat er ihn gantz demütigist gebetten, allergnädigster und unüberwindlichster HErr und GOtt auff Erden, ich bitt, ich bitt abermalen Euer Majestät, sie wollen doch meine Persohn nit mehrer erheben, noch ferners beförderen, dann sonst wird mir die große Ehr nichts als Neyd und Mißgunst außbrütten, daß ich nachmahls wird müssen das Leben darüber einbüssen Darauff schwur ihm der Kayser hoch und theuer, er wolle ihme gewiß bey lebendigem Leib das Leben nit nemmen, was geschahe? Hohe Gipffel werden mehrist von den Winden angetaſt, hohe Thürn werden gemainiglich von dem Donner getroffen, hohe Ehren werden gemainiglich von den Neydern verfolgt, wie das Liecht von der Fledermauß, dahero auch die Neyder bei dem **Solymanischen** Hof nit gefeyret, biß sie ein Feur angeblasen über den **Habraym**, und denselben bey dem Türckischen Kayser in so grossen und schädlichen Verdacht gebracht, daß **Solyman** gäntzlich gesonnen erstbenannten Groß-Vezier zu tödten, könte aber nit wegen seines abgelegten Ayds, fragt demnach seinen Türckischen Priester, wie doch dißfals der Sach zu rathen wäre, der gabe ihm ohnverweilt disen Beschayd, er köndt es nit in den Kopff bringen, oder glauben, daß die Schlaffende under die Lebendige zu zehlen. *Iovius lib.* 33. *pag.* 267. Derowegen soll der Kayser den **Habraym** im Schlaff lassen erstechen, dann auf solche Weiß könnte auch der Ayd-Schwur ohnverbrochen bleiben, welcher einig und allein dises Lauts gewest, daß dem Vezier bei lebendigem Leibs nichts übels widerfahren sollte, darauff dann die Execution schleunig erfolgte, und ein Kämmerling bei nächtlicher Weil den berühmtesten **Habraymum** erstechen müssen, also bleibt darbey, daß der Neyd sein Frey-Taffel zu Hof habe, und hat solcher Hof-Hund schon manchen dergestalt gebissen, daß ihme die Wunden noch schwürig seyn, verwundere aber sich niemand hierüber, dann es bereits der Welt-Lauff, daß der jenige beneydet wird, der wol dienet, deßwegen list man das Wort **Dien** zuruck **Neid**.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren **Belisarius**, diser Welt-kündige Kriegs-Fürst, nachdeme diser über drey Theil der Welt triumphirte, nachdem in **Asia** den Persischen König **Cosroen**, in **Affrika** den **Gilimer**, in **Europa** den Gottischen Monarchen **Theodatum** obgesiget; nachdem er bei Rom in einem Tag neun und sechtzigtausend der Feind erleget, nachdem das Römische Reich vermittlest seines ohnüberwindlichen Heldenmuths in höchsten Glück und Ehrenstand gesetzt, und alles überwunden, außgenommen die Neyder, welchen das grosse Lob und Glück **Belisary** also mißfallen, daß sie so lang undergraben, wie die Maulwurff, daß sie so lang gegrüblet, wie die Hennen in dem Sand, daß sie so lang alles durchsuchet, wie die Bein in dem Garten, bis sie endlich das Hertz des Kayſers umbgekehrt, den **Belisarium** in Ungnad gebracht, daß zur Letzt dem mächtigisten Welt-Helden die Augen seynd außgestochen worden, damit er den Neyd mit blutigen Zähren möchte beweinen, der arme Tropff nachdem er keine Augen mehr hatte, könte erst recht sehen, was der Hof-Neyd für scharpffe Zähn habe, sein Elend wachste so weit, daß er auch das Bettl-Brodt von dem Vorbeygehen samblen müst, und zählte er offt seine wenige Pfenning in seinem höltzeren Schüsserl, deme vorhero gantze Königreich zu eng waren: ich glaub gar wol, er seye offt auff einem Eckstain der Gassen gesessen, seinen Hüt auff seinen Stecken gesetzt, selben offt umb und umb geträhet, und darbey das wanckelmütige Glück betracht, fürwahr, fürwahr hat **Belisar**, der arme Narr, so gantz und gar, ja Sonnen-Klar, genommen war, deß Neyds-Gefahr, die Tugend plage immerdar, dißfolgende Liedel gesungen:

Gebt doch dem **Belisario**
Ich bitt umb Gottes Willen
Ein Stückl Brodt, er ist so fro,
Und kan den Hunger stillen,
Der blinde Mann, nimbt alles an,
Daran ist gar kein Zweiffel,
War vor dem Fall, ein General,
Jetzund ein armer Teuffel.

Der Neyd ist wie ein gewisses Glaß, welches die **A B C** Schmid das Mucken-Glaß nennen, denn so jemand durch diſes Glaß ein Mucken anschaut, so gedunckt ihm diß fast so groß zu seyn, wie ein schwarzer Ketten-Hund, dann solches Glaß alles vergrössert, wann man ein Floh durch diß Glaß beschauet, so scheint er schier, als wie ein halbgewachsener **Rhinoceros** auß **Armenia**, etc. also auch vergrössert der Neyd den allergeringesten Mangel deß Nechsten, schneidet auß einem jeden ohnbehutsamen Schritt ein **Sacrilegium**, schnitzlet auß dem geringsten Wörtl ein Gottslästerung, kocht auß einem jeden ehrlichen Gespaß einen Ehebruch, und wanns zum loben kombt, und er zu deß Nechsten Ruhm auch etwas solle setzen, so wäre vonnöthen, man thäte dem Fantasten die Zung lösen, da man aber den Nechsten außrichtet, und durch die Hächel ziecht, da schreibt er gleich mit **Fractur**-Feder darein, ꝛc.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren der **H. Gregorius** Bischoff zu **Agrigent**, wie diser fromme Mann durch Göttliche Anordnung zu diser hohen Würde gelanget, seynd ihme deßentwegen zwey sehr neydig gewest, allweilen sie selbst umb solche gebuelet, haben auch allerley teuffliſche Anschläg erdicht, wie sie doch möchten den frommen Mann in offentliche Schand und Unehren stürtzen; *Surius in vit.* 23. *Novembr.* Nachdem er einmal bey nächtlicher Weil dem Gottesdienst embsigist abgewart, haben underdessen erst gedachte zwey Bößwicht **Sabinus** und **Tesselinus** ein allbekannt Statt-Fetzen und beschreytes Weibs-Bild durch Gelt dahin beredt, daß sie sich in deß Bischoffs Beth gelegt, nachdem er dann von der Kirchen nach Hauß durch die gantze Geistlichkeit, dem Gebrauch nach, beglait worden, springt diser unverschambte Grind-Schippel in beyseyn aller auß dem Beth, wordurch das Geschrey alsobald mit 6. Flüglen gleichsamb hin und her geflogen, die unbezämbte Zungen freimüthig darein platzten, **Gregorius** seye ein sauberer Bischoff, schicket sich zum Bisitthumb, wie ein krumpe Sichel in ein Messer-Schaid; ja, ja, sagte mancher, die Geistliche seynd wie die Glocken, die lauten anderen in die Kirchen, und sie bleiben selbst drauß, sie machen uns die Höll so haiß, den Teuffel so schwartz, GOtt so streng, und sie luederen mehr als wir Welt-Zärtling, jetzt sieht man, wie ein Kutten zuweilen für ein Schelmen-Futterale seye, ꝛc. Dergleichen Spottwörter führten die Welt-Mäuler, die alle zu verstopffen, vil Baumwohl vonnöthen wäre: Es war auch die Geistlichkeit

über diß nit wenig geärgert, absonderlich aber diſe zwey Neydhard schreyen diſes Geſchicht auß mit ſolcher Ungeſtimme, daß ſie faſt ſo haiſſer worden, wie ein abgeſtandener Musicant, ihr Neyd würckte endlich ſo vil, daß man Gregorium in offentlichen Kercker geworffen, und auff alle Weiß das ſaubere paar Ertz-Schelmen dahin getrungen, man ſolte Gregorium aller Würden entſetzen, aber GOtt defendierte ſein Unſchuld, indeme zum öfftern in Gegenwart viler, die eyſene Band wunderbarlich von Füſſen gefallen, die zwey gottloſe Neyder aber in dem Angeſicht ganz kohlſchwartz worden, mit welcher hölliſchen Larven ſie ſattſamb ihre Unthat an Tag gegeben; O allerliebſter GOtt, und gerechtigſter Richter! ſo du öffter dergleichen Farb ſolleſt anſtreichen den jenigen, welche auß Neyd einen verfolgen, und weiß nit was erdichte Schand-Thaten ihme ankleppen, wie vil wurden müſſen ihr Vatterland in Mauritania ſuchen, und in dem Angeſicht den ſchwartzen Cordabon tragen, weil ſie einwendig Corda mala verborgen.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren jener Kürſchner zu Wienn, welcher ſich gar wol, obzwar arbeitſamb bey dem ſeinigen befunden, auch weil er GOtt forderiſt vor Augen gehabt, die H. Meß an keinem Tag außgelaſſen, ſo ihme nit die Unpäßlichkeit deß Leibs ein Verhindernuß gemacht, iſt er deſtomehr in diſer Hauß-Würthſchafft und Haabſchafft geſegnet worden, welches dann bei ſeinen Nechſten den Neyd deſto mehrer anflammete, als nun gedachter Kürſchner umb etlich hundert Thaller ſchöne Zobel-Bälg waſchen wolte, iſt der andere auß verdamten Neyd, ſo Gewiſſen loß, und wirfft ohnvermerckter ein ohngelöſchten Kalch ins Waſſer, nachdem dann der gute Kürſchner ſeiner Mainung nach die Zobel genugſamb gewaſchen und nachmals auffgehencket, ſo ſeynd ihnen die Haar alle außgefallen, als hätten die Häut ein hitziges Fieber gehabt, und hat der arme Mann mit wainenden Augen müſſen ſehen, daß er auß einem Kürſchner ein Barbierer worden. Der Neyd iſt halt alſo geartet, daß ihme nit wol, ſo lang dem anderen wol, es iſt ihme damahlen übel, wann es dem Nechſten nit übel gehet. Die heiligen Lehrer ſeynd mehriſten Theil der einhelligen Außſag, daß ein unzahlbare Menge der böſen Feind imLufft zwiſchen Himmel und Erden ſchwebe, dannoch aber allerſeits ihr Höll leyden, weil nemblich der Neyd, den ſie ſchöpffen, in Anſehung der groſſen Gnaden, welche GOtt den ſündigen Menſchen auch nach vilfältigem Fall ertheilt, ihnen an ſtatt der hölliſchen Peyn iſt.

Was der Neyd, wie der Neyd, erfahren auch die Prediger, und hats erfahren der H. Bernardinus Senensis, *Ribardinera in Flore Sanct.* Welcher bey ſeinen Apoſtoliſchen Predigen ein ſolchen Zulauff hatte, daß man vermeint, die gantze Welt hange an der Zungen Bernardini, aber es hatte diß bey etlichen ſolchen Neyd angezündet, daß ſie ſo gar bey dem Papſt Martino V. diſen Bernardinum angeklagt, und neben andern vilfältigen Injurien forderiſt angeben, wie daß Bernardinus ein neue Manier im Predigen auffbringe, und auff der Cantzel allezeit ein gewiſſe Tafel, worauff der ſüſſeſte Name JEſus, dem Volck zeige, ſolche Neyder waren ſo embſig in der Verfolgung, daß ſo gar diſer Apoſtoliſche Prediger nach Rom citirt worden; daſelbſt ſich zu verantworten, es iſt aber hierdurch deß Gottſeligen Manns Lob nur vergröſſeret worden bey dem Päpſtlichen Stuhl, und denen Neyderen über Willen die Naſen erlängert worden; es iſt mit einem Wort der Neyd ein ſtätter Begleits-Mann deß Lobs, und der Tugenden. Und gleichwie kein Liecht ohne Schatten, alſo auch kein Ehr und Lob ohne Neyd.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren David von dem Saul, der Adam von dem Lucifer, der Iacob von dem Esau, der Isaac von den Paleſtinern, der Mardochaeus von dem Aman, der Abel von dem Cain: Petrus de Vincis beym Hof Kayſers Friderici II.: Cornelius Gallus beym Hof Kayſers Augusti: Clitus beym Hof deß groſſen Alexandri: Plaucianus beym Hof Kayſers Severi: Seianus beym Hof Kayſers Tiberij: Eutropius beym Hof Kayſers Theodosij deß Anderten: Narsetes beym Hof Kayſers Phoccae: Carbulo beym Hof Kayſers Neronis. *Rich. Axiom. Folio* 410.

A Dio ſo beſſeret dann euch ihr Neyder, und Neydhard, ihr Neydhund, ihr Neydfalcken, ihr Neyd-Teuffel, ihr Neyd-Brüder, ihr Neyd-Verwandte deß Iudae Iscarioth, deß Ertzſchelms. Beſſert euch, wofern ihr nit wolt mit diſem ewig, ach! ewig von GOttes Angeſicht verworffen, und an die Ketten der ewigen Verdambnuß angefäßlet weren, allwo unendliches Heulen und Zähn-Klapperen das ſchmertzliche Ewig, Ewig augenblicklich vergröſſert.

Hans Assmann von Abschatz

ward am 4. Februar 1646 zu Wörbitz in Schleſien geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf der hohen Schule zu Liegnitz und ſtudirte dann die Rechte und die Staatswiſſenſchaften zu Straßburg und Leyden. Nach vollendeten Studien machte er eine größere Reiſe durch Holland, Frankreich und Italien, kehrte darauf in ſein Vaterland zurück und erhielt das Amt eines liegnitziſchen Landesbeſtallten und Abgeordneten bei den breslauer Fürſtentagen und am wiener Hofe. Er war ein vorzüglicher Staatsmann, den Kaiſer Leopold I. um ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften willen beſonders hochſchätzte. Nach einem rühmlich vollbrachten Leben ſtarb er als Landeshauptmann zu Liegnitz im 54. Jahre ſeines Alters am 22. April 1699. Er widmete ſich der Poeſie mehr zur Erheiterung in Mußeſtunden als des Ruhmes wegen. Seine ſämmtlichen Leiſtungen in dieſer Gattung finden ſich in folgender Sammlung:

Hans Aßmann von Abſchatz: Poetiſche Ueberſetzungen und Gedichte. 2 Thle. Leipzig und Breslau, 1704. —

Proben derſelben ſind abgedruckt in:

Matthiſſon's lyriſcher Anthologie. Th. 18. S. 87. (nicht ohne Matthiſon'ſche Veränderungen); Haug und Weiſſens epigrammatiſcher Anthologie. Th. 8. S. 31.; W. Müllers Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts. Bd. 6.

Als Dichter nahm von A. keinen ſehr hohen Schwung der Phantaſie, aber Einfachheit und Correctheit zu einer Zeit, wo die Sprache noch ſo gemißhandelt wurde, zeichnen ihn rühmlich aus und beweiſen, daß er glücklich die Muſter für ſeine poetiſche Ausbildung zu wählen verſtand. Seine Ueberſetzung des Paſtor Fido iſt der Hoffmannswaldau's (S. d.) vorzuziehn; einige von ſeinen Nachbildungen römiſcher und italieniſcher Poeſien ſind mit Rückſicht auf den damaligen Stand der Dinge ebenfalls als gelungen zu betrachten. Von ſeinen geiſtlichen Liedern gingen mehrere, u. A. das bekannte: Nun hab ich überwunden, in die damaligen Kirchengeſangbücher über.

Liebe für Liebe.

Wozu will Silvia, die Werthe, mich verbinden?
Daß ich ſie lieben ſoll? Ich geh es willig ein:
Sie ſoll mich ihren Diener finden.
Doch, wo ihr Hertze will ohn Gegen-Liebe ſeyn,
Wozu will Silvia, die Werthe, mich verbinden?

Liebe und Gegen-Liebe.

Worzu dient ſo ſüſſes Blicken,
Wenn du biſt in nichts verliebt?
Iſts, daß unſer Seufftzer-ſchicken
Cloris dir Vergnügen giebt?

Zwar oft heiſt das Hertze geben
Sich begeben ſeiner Ruh,
Doch wer immer frey will leben,
Bringt ſein Leben übel zu.

Schönheit mit Verſtand vermählet
Trifft offt ſchlechte Gleichheit an:
Manch getreues Hertz erwehlet
Was nicht Farbe halten kan:

Fremde Qual heiſt Achtung geben
Was für eine Wahl man thu;
Doch, wer unverliebt will leben
Bringt ſein Leben übel zu.

Liebe, Cloris, lieb in Zeiten,
Liebe was dich wieder liebt,
Was dir, ohne Widerſtreiten,
Sein getreues Hertze giebt.

Lieb' und Gegen-Liebe geben
Süsse Lust und stille Ruh,
Wer von Liebe frey will leben
Bringt sein Leben übel zu.

Bedörnte Rosen.

Rosen blühn auff deinen Wangen,
Liljen führt die Stirne mit;
Aber den, der nahe tritt,
Stechen Dornen, Bienen, Schlangen.

Die weiße Fillis.

Lasst die bunten Tulpen weisen
Ihrer hohen Farbe Zier,
Lasst die edle Rose preisen,
Zeigt Narciß und Nägeln für:
Liljen, die bey Fillis stehn,
Sind für allen Blumen schön.

Zephyr mit verliebten Küssen
Spielt um ihren zarten Mund,
Lässt die stoltze Flora wissen,
Macht mit lindem Rauschen kund,
Liljen, die bey Fillis stehn,
Sind für allen Blumen schön.

Milch und Schnee kann nicht erreichen
Ihrer reinen Weisse Pracht,
Die Narcissen sind ingleichen
Gegen ihrem Tage Nacht;
Liljen, die bei Fillis stehn,
Sind für allen Blumen schön.

Amor selbst hat, sie zu pflegen,
Mich zum Gärtner eingesezt.
Meine Thränen sind der Regen
Der sie nach und nach benezt,
Biß mir Fillis mit der Zeit
Sie zu brechen Gunst verleiht.

Der berechtigte Kuß.

Wohnet nicht auff deinen Lippen, meine Freude, mein Vergnügen,
Meine Seele, meine Wonne, ja mein Leben, meine Ruh?
Warum soll ich nicht das Meine, wo ichs finde, wieder kriegen?
Alle Recht und Richter sprechen jedem ja das Seine zu.

Morgen-Andacht.

Der beglänzte Mond erbleichet
Von der nahen Sonne Pracht,
Aller Sternen Heer entweichet
Mit der hingelegten Nacht:
Auff mein Hertz, und laß der Sünden
Finsterniß und Schlaff dahinden.

Den gewölbten Himmels-Bogen,
Den Saffirnen Wunder-Bau,
Hielt die dunckle Nacht umzogen,
Die geraume Sternen-Au
Hegte zu des Höchsten Ruhme
Manche Licht- und Feuer-Blume.

Ihre Zier muß nun erblassen,
Ihr entlehnter Glantz stirbt hin;
So muß auch der Mensch verlassen
Ehre, Wollust und Gewinn:
Mühe dich das Licht zu finden,
Das zu keiner Zeit kan schwinden.

Muß die Welt die Sternen missen
Und ohn alle Lichter stehn,
Eh sie kan die Sonne grüssen,
Also pflegt es uns zu gehn,
Daß wir durch des Todes Schatten
Erst zur Ewigkeit gerathen.

Folgt der schnöden Eitelkeiten
Wandelbarer Mond der Nacht,
Weist sich doch zur andern Seiten
Des verjüngten Tages Pracht;
Ach, daß diese Morgen-Röthe
Deiner Sünden Nacht ertödte!

Schau das Gold der Sonne glänzen
Und am Himmel steigen auff,
Da es in gewissen Gräntzen
Muß vollführen seinen Lauff;
Laß die Menge solcher Wunder
Seyn der todten Andacht Zunder.

Sieh, die Perlen-Thränen thauen,
Zu erquicken Laub und Graß,
Wo du deiner Wangen Auen
Machst in wahrer Busse naß,
Wird sich Gottes Gnad eräugen,
Himmel-Schlüssel bey dir zeugen.

Dencke, wie ohn alles Weinen,
Ohne Nacht und Tunckelheit,
Wird die Lebens-Sonne scheinen
In der frohen Ewigkeit,
Da du mit verklärtem Hertzen
Gleichen wirst den Himmels-Kertzen.

Auff! und schwinge dich bey Zeiten
Gleich den Vogeln Himmel an,
Eine Stelle zu bereiten,
Die dich ewig bergen kan:
Da du kanst in Ruhe stehen,
Wenn die Welt muß untergehen.

Uebersteig die Sternen-Bühne,
Suche dir ein heller Licht,
Wünsch, ach, daß der Tag erschiene,
Der die Welt in Stücke bricht,
Daß mein Licht, mein JEsus käme,
Und mich ewig zu sich nehme!

Abend-Lied.

Dieser Tag ist nun zum Ende,
Braunen Schattens tunckler Flor
Hüllt sich um des Himmels Wände,
Birgt der muntern Sternen Chor,
Trübe Nacht und düstres Schrecken
Will den Kreiß der Erde decken.

Dunst und Thau umzieht die Felder,
Die man itzo ledig spürt,
Winde spielen durch die Wälder,
Deren Haubt sich zitternd rührt;
Thiere ruhen, Menschen schweigen,
Biß die Sonn ihr Licht wird zeigen.

Schwartz und finster sind die Thaten,
Die ich diesen Tag gehegt,
Ich bin aus der Bahn gerathen,
Welche zu dem Himmel trägt,
Darum fühl ich auch im Hertzen
Reu und Furcht und bange Schmertzen.

Stechen heißer Sonnen Blicke,
Gottes Zorn sticht noch so sehr,
Traurt man, wenn die Himmel dicke,
Wenn Gott wittert, noch vielmehr,
Besser ists, als im Gewissen
Seine Gunst, den Tag vermissen.

Adam muß das Feuer fühlen,
Welches seine Blösse brennt,
Doch da sich der Tag will kühlen,
Wird das Hertzeleid gewendt,
Gottes Ruff, sein Thau der Gütte,
Labt sein schmachtendes Gemütte.

Ruffe mich, O Gott, desgleichen,
Doch in Gnaden, jzt zu dir,
Muß ich schon für Furcht erbleichen,
Weil nichts guttes wohnt in mir,
Tilgt doch dieser mein Verbrechen
Der sich ließ die Schlange stechen.

Ob mich Grab und Hölle schrecket
Und die Todes-Nacht mir dräut,
Meine Fehler sind bedecket
Durch des reinen Lammes Kleid
Unter Nacht und Finsternissen
Kan ich Licht im Hertzen wissen.

Laß die Decke meiner Sünden,
Die mein Hertz umnebelt hat,
Mit der finstern Nacht verschwinden,
Segne meine Lagerstatt,
Daß ich mit verneuten Sinnen
Morgen kan dein Lob beginnen.

Johann Christoph Adelung

ward am 8. August 1734 zu Spantekow, einem Dorfe bei Anklam in Pommern, geboren, wo sein Vater Pfarrer war. — Er erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf der Stadtschule zu Anklam, besuchte darauf Klosterbergen bei Magdeburg und begab sich dann nach Halle, wo er Theologie studirte. Im Jahre 1759 ward er Professor am evangelischen Gymnasium in Erfurt, hatte aber Verfolgungen wegen seines Glaubens auszustehn, weßhalb er schon zwei Jahre darauf sein Amt niederlegte. Er ließ sich nun in Leipzig als Privatgelehrter nieder und ward im Jahre 1787 als kursächsischer Hofrath und Oberbibliothekar nach Dresden berufen, wo er am 10. September 1806 starb. — Seine Schriften sind:

Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart u. s. w. 5 Thle in gr. 4. Leipzig, 1774—1786. Neue Auflage unter dem Titel: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart u. s. w. Leipzig, 1793—1801. 4 Thle in gr. 4.

Deutsche Sprachlehre für Schulen. Berlin, 1781. in 8. Zweite Aufl. 1794. Dritte A. 1800. 5te Aufl. 1806.

Auszug aus der deutschen Sprachlehre für Schulen. Berlin, 1781. 8. 2te Aufl. 1794. 3te A. 1800.

Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache u. s. w. 2 Bde gr. 8. Leipzig, 1782.

Ueber die Geschichte der deutschen Sprache. Lpz. 1781. in 8.

Ueber den deutschen Styl. Berl. 1785—1786. 3 Thle in 8. Neue Aufl. 1801. 2 Th.

Vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie. Leipz. 1788. 2 Thle in 8. 2te Aufl. Leipz. 1790.

Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde. Berlin, 1806 fgde. (Der erste Theil ist nur von A., die drei übrigen sind von Vater.)

Magazin für die deutsche Sprache. Lpzg. 1782—84. 2 Thl. in 8.

Pütterich von Reicherzhausen. Leipz. 1784 in 4.

Pragmatische Staatsgeschichte Europens von dem Ableben Kaiser Karl VI. an. Gotha, 1762 bis 1769. 9 Bde in 4.

Neue Denkwürdigkeiten der gegenwärtigen Geschichte Europens. Gotha, 1764—65. 2 Thle.

Geschichte der Schifffahrten und Versuche, welche zur Entdeckung des nordöstlichen Weges nach Japan und China unternommen worden. Halle, 1768. in 4.

Geschichte des Jesuiterordens. Berl. 1769—70. 2 Thle.

Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechtes. Leipzig, 1782. in 8.

Geschichte der menschlichen Narrheit. Leipz. 1785—89. 7 Thle in 8.

Geschichte der Philosophie. Leipz. 1786—87. 3 Bde in 8.

Aelteste Geschichte der Deutschen. Leipz. 1806. in 8.

Kurzer Begriff menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse u. s. w. Leipzig, 1778—81. 4 Thle in 8. N. Aufl. Lpzg. 1783.

Neues grammatisch-kritisches Wörterbuch der englischen Sprache u. s. w. Lpzg. 1783 fgde. 2 Bde in 8. u. s. w. u. s. w.

Schon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte Gottsched (S. d.) großen Einfluß in Deutschland hinsichtlich seines Strebens auf Reinheit und Correctheit der deutschen Sprache gewonnen, jedoch bei seiner bekannten Geschmacklosigkeit und seinen beschränkten Einsichten viele Widersacher aufgeregt. Die Vorliebe für den Anbau und die Ausbildung der Muttersprache blieb indessen vorherrschend; und da unter den deutschen Schriftstellern seit jener Zeit immer mehr sprachliche Vorbilder, vor Allen Lessing, hervortraten: so fehlte es nur noch an einem Manne, der, das Vorhandene benutzend, die Gesetze der Grammatik und Syntax entwickelte und aufstellte. Dieses Amt übernahm Adelung, mit rastlosem Fleiße, genügenden Kenntnissen und philosophischer Bildung ausgestattet, und erwarb sich durch seine linguistischen Leistungen große Verdienste, welche die Enkel, trotz dem, daß wir seit jener Zeit außerordentliche Fortschritte in der Cultur unserer Sprache gemacht haben, stets mit dem lebhaftesten Danke anerkennen müssen. Sein Beruf würde vollkommen gewesen seyn, hätte er mehr Geschmack und Tact gehabt; der Mangel an diesen beiden nothwendigen Eigenschaften verführte ihn jedoch zu Verirrungen, die sein wahres Verdienst schon in den Augen der Mitlebenden schmälern mußten. Man darf, um zu einer richtigen Würdigung seiner Leistungen zu gelangen, ja nicht vergessen, daß die Mehrzahl deutscher Gelehrten ihre Muttersprache über dem Griechischen und Lateinischen vernachlässigte und jedenfalls diesen den Rang vor jener einräumte. Trotz aller Mängel, welche A's Wörterbuch besitzt, bleibt es doch ein schönes Denkmal deutschen Fleißes und Eifers und verdient unbedingt den derartigen Leistungen anderer Nationen an die Seite gestellt zu werden. — A's deutsche Grammatik ward ebenfalls lange mit Erfolg als Lehrbuch in unseren Schulen gebraucht, bis sie bei den Fortschritten, welcher sich die Sprache erfreute, den höheren Ansprüchen nicht mehr genügen konnte. Eben so hat sein Buch über den deutschen Styl viel dazu beigetragen, klare und richtige Begriffe von den Erfordernissen einer guten Schreibart nicht allein unter den Gelehrten, sondern unter dem ganzen Volke zu verbreiten.

Als Historiker beurkundet er denselben rastlosen Fleiß, dieselbe eifrige Forschung, welche alle seine Schriften auszeichnet; aber es fehlt ihm hier an kritischem Scharfblick, freier Weltansicht und gefälliger Darstellungsgabe. Die Materialien trägt er überall emsig zusammen, aber sie zu einem tüchtigen und erfreulichen Ganzen zu verarbeiten, gelingt ihm nirgends.

Vgl. Schriften der Kurfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim. Bd. 2. S. 293—305.

Adelung's Portrait findet sich vor dem 30sten Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, von Geyser nach einem Gemälde Graff's gestochen.

Große Verdienste um altdeutsche Geschichte und Literatur, so wie um Sprachkunde überhaupt, erwarb sich des Vorigen Neffe Friedrich von Adelung, kaiserlich russischer Staatsrath, Präsident der asiatischen Akademie zu St. Petersburg, Ritter mehrerer Orden (geb. zu Stettin am 25. Februar 1768), vorzüglich durch folgende Schriften:

Nachrichten von altdeutschen Gedichten u. s. w. Königsberg, 1796. 1798. 2 Thle in 8.

Katharinens Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde. Petersburg, 1815. in 4.

Uebersicht aller bekannten Sprachen. St. Petersburg, 1820. in 4. u. s. w.

Aufsätze über ähnliche Gegenstände in Braga und Hermode, W. G. Beckers Erholungen u. s. w.

Aeltere Entdeckungen der Russen bis auf die Regierung Peters grossen *).

Die Russen haben die entlegenern Provinzen ihres heutigen ungeheuren Reichs erst sehr spät kennen lernen, und es ist sehr glaublich, daß sie von denen Küsten des Eismeeres, ja von Sibirien selbst vor dem sechzehenten Jahrhundert vielleicht kaum den Namen gewußt, ohnerachtet die Handlung mit dem sibirischen Rauchwerke sehr alt, und bereits vor langen Zeiten in Flor gewesen ist. Anica, ein wohlhabender Mann zu Solwytschegodzka, ward, um die Mitte des sechzehenten Jahrhunderts, auf den ansehnlichen Handel, der damals von den Samojeden, Tungusen und andern entlegenen Völkern nach Moscau getrieben wurde, am ersten aufmerksam. Er ließ das Land der erstern auskundschaften, den Oby besuchen, und errichtete eine ansehnliche Handlung in die dasigen Gegenden, welche von seinen Söhnen, den sogenannten Anicowes, mit grossem Vortheil fortgesetzt wurde. Der grosse Reichthum, den die letztern bey diesem Handel erwarben, erweckte den Neid wider sie, daher sie es für das Beste hielten, ihr Geheimniß, um welches sie bisher nur noch allein gewußt hatten, dem Hofe zu entdecken, und sich dadurch Sicherheit und Unterstützung zu verschaffen. Sie gaben dem Boris Gudanow, dem Minister und Schwager des Czaars Fedor Iwanowitz von ihren gemachten Entdeckungen Nachricht, der es denn gar bald dahin brachte, daß sich ein Theil der Samojeden der russischen Herrschaft freywillig unterwarf, und die nordöstlichen Gegenden jenseit des Oby an die 200 Meilen weit auskundschaften ließ. Man ließ hierauf verschiedene Festungen in den neuentdeckten Gegenden anlegen, wodurch denn der nordöstliche Theil von Asien denen Russen immer bekannter wurde, so daß sich um das Ende des sechzehenten Jahrhunderts schon fast das ganze Sibirien in ihrer Gewalt befand **). Doch diese Entdeckungen sind von meinem Endzweck zu weit entfernet, daher ich mich bey denenselben nicht länger aufhalten, sondern mich sogleich zu den Seereisen dieses Volkes wenden will.

Das Eismeer war von den anwohnenden Völkerschaften schon seit langer Zeit befahren worden, allein der russische Hof hat von den auf diesen Reisen gemachten Entdeckungen erst sehr spät einige zuverlässige Nachricht erhalten. Als Hr. Prof. Müller sich 1736 in Jakutzk befand, entdeckte er in dem dasigen Archive die urkundlichen Nachrichten von verschiedenen nordostwärts von Jakutzk angestellten Seefahrten. Diese Reisen hatten bereits 1636 ihren Anfang genommen, und man lernete auf denenselben nach und nach die Flüsse Jana, Indigirka, Alasna und Kolyma kennen. Als man bis an den letztern gekommen war, suchte man auch diejenigen zu entdecken, welche man noch weiter ostwärts vermuthete, um entweder die an ihren Ufern wohnenden Völker zinsbar zu machen, oder auch um aus dem daselbst vorhandenen Pelzwerke vermittelst der Jagd einigen Nutzen zu ziehen. Im Jahr 1646 trat daher ein Haufe russischer Jäger in Siberien oder sogenannter Promyschleni, unter der Anführung eines Isai Ignatiew, die erste Reise von dem Kolyma ostwärts an. Sie fanden zwischen dem festen Lande und dem Eise, mit welchem das Meer bedeckt war, einen freyen Weg, auf welchem sie acht und vierzig Stunden fortschifften, bis sie eine Bucht zwischen den Felsen an der Küste antrafen, in welche sie einliefen. Hier fanden sie einige Tschuktschis, mit welchen sie handelten, aber so, daß sie die Waaren nur an das Ufer legten. Die Tschuktschi nahmen davon, was ihnen gefiel, und legten dagegen entweder rohe oder bearbeitete Wallroßzähne hin. Niemand hatte Muth genug, an Land zu gehen, aus Furcht, denen Tschuktschi in die Hände zu fallen, überdies hatten sie auch keinen Dollmetscher bey sich, der die Sprache der letztern verstanden hätte, daher man mit dieser ersten Entdeckung zufrieden war, und wieder an den Kolyma zurückkehrete ***).

Die in diesen Gegenden häufig vorhandene Wallroßzähne reitzeten im folgenden 1647ten Jahre eine stärkere Anzahl Jäger oder Promyschleni zu einer zweyten Reise. Fedot Alereew, der Bediente eines rußischen Kaufmans, schlug sich zu ihnen, und ohnerachtet er gleichsam ihr Anführer war, so hielt er es dennoch für dienlich, den Befehlshaber zu Kolyma um einen Kosacken zu ersuchen, der das Interesse der Krone auf dieser Reise besorgen möchte. Ein gewisser Semeon Iwanow, Sin Deschnew erbot sich dazu, und der Befehlshaber gab ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle. Sie seegelten hierauf auf vier Barken oder Kotsches im Junio 1647 von Kolyma ab. Sie hatten von einem Flusse Anadir, oder Anandir, wie man ihn damals noch aussprach, und von einem zahlreichen Volke, welches an demselben wohnen sollte, gehöret, sie bildeten sich daher ein, daß dieser Fluß, so wie die andern bekannten Flüsse in das Eismeer fallen würde. Eine der vornehmsten Absichten dieser Reise war also, die Mündung desselben zu entdecken. Allein die ganze Reise hatte nicht den gewünschten Erfolg, indem das Meer in diesem Sommer so voller Eis war, daß sie eine freye Durchfahrt haben könnten *).

Man ließ indessen den Muth nicht sinken, sondern die Anzahl der Neugierigen sowol unter den Kosacken, als auch unter den Promyschleni nahm dergestalt zu, daß man bald hernach sieben Kotsches ausrüsten konte, deren jede ohngefähr 30 Mann an Boord hatte. Deschnew sollte die Ehre und Vortheile der zu machenden Entdeckungen mit einem andern Anführer der Kosacken, Namens Gerasim Ankudinow theilen, allein es ereigneten sich deswegen allerley Streitigkeiten unter ihnen, noch ehe die Reise angetreten wurde. Indessen ging solche den 20. Junii 1648 von Kolyma aus, wirklich vor sich, allein zum Unglück sind die Nachrichten von dieser Reise sehr mager. Die zu Jakutzk befindlichen Originalschriften melden von dem Schicksale, welches vier dieser Fahrzeuge gehabt, nichts. Deschnew, berühret in seinem Berichte, die auf der See ihm zugestoßenen Begebenheiten nur im Vorbeygehen, ja man weiß nichts von dem, was seiner Gesellschaft bis an dem grossen Cap Tschuktschi begegnet ist. Seine Nachricht sagt nichts vom Eise, vermuthlich weil sie damals keines vor sich gefunden, und Deschnew bemerket an einem andern Orte, daß dieses Meer nicht in allen Jahren gleich seegelbar ist. Sein Bericht fänget sich erst bey diesem Vorgebirge an. „Diese Landspitze, sagt er, ist von derjenigen ganz verschie„den, welche sich bey dem Flusse Tschukotschia (in Westen „des Kolyma) befindet **). Sie lieget zwischen Norden und „Nordosten, und erstrecket sich in einen halben Zirkel nach dem „Anadir. Auf der russischen oder westlichen Seite der Land„spitze siehet man einen Bach, an dessen Mündung die Tschuk„tschi von lauter Wallfischknochen eine Art eines Thurms errich„tet haben. Gegen der Landspitze über (aber auf welcher Seite?) „befinden sich zwo Inseln, auf denen man Leute von der Nation „der Tschuktschi gesehen, die an den Wallroßzähnen kenntlich „sind, welche sie sich durch die Lippen stecken. Mit einem recht „guten Winde kan man von dieser Landspitze zur See in dreymal „24 Stunden bis an den Anadir kommen ***). Zu Lande aber „kan der Weg auch nicht länger seyn, weil der Anadir in einen „Meerbusen fällt.“ Indessen litte die Kotsche des Ankudinow Schiffbruch, doch wurde das Volk auf derselben gerettet, und auf die beiden übrigen vertheilet. Deschnew und Fedot Alereew gingen den 20. September an Land, und hatten ein Gefecht mit denen Tschuktschis, worin der letztere verwundet wurde. Bald darauf verlohren sich beide Fahrzeuge aus dem Gesichte, und sind nie wieder zusammen gekommen. Deschnew hatte bis in den October mit Sturm und Wetter zu kämpfen. Endlich litte er ziemlich weit in Süden von dem Anadir, und wie es scheinet in der Gegend des Flusses Olutora Schiffbruch.

---

*) Aus: Johann Christoph Adelung, Geschichte der Schiffahrten und Versuche, welche zur Entdeckung des Nordöstlichen Weges nach Japan und China von verschiedenen Nationen unternommen worden. Halle, 1768.

**) Recueil de Voyages qui ont servi à l'établissement et aux Progrés de la Compagnie des Indes orientales Th. 1. S. 215 f. Capels Vorstellungen des Norden, S. 18—40. Histoire généalogique des *Tartares*, S. 485 f.

***) Müller's Sammlung, Th. 3. S. 6.

*) Müller a. a. O.

**) Dieses Cap stehet auf der russischen Charte sehr klein, und fast ganz unmerklich aus, und wenn das Tschukotzkoi Noß, von welchem hier die Rede ist, sich wirklich so weit in Nordosten erstrecket, als es auf dieser Charte abgebildet ist; so muß es von jenem freylich gar sehr verschieden seyn. Ich weiß daher nicht, wie dem Verfasser der Mémoires et Observations géographiques et critiques S. 238. die Vergleichung beider Caps so verdächtig scheinen können, daß er auch daraus schließen will, entweder jenes müsse sich weiter in das Meer erstrecken, als auf der Charte gezeiget wird, oder dieses müsse bey weitem nicht so fürchterlich und weit hervorragend seyn, als man behaupten will.

***) Dieses und was kurz zuvor von dem Cap Tschuktschi gesaget worden, daß es sich nemlich in einem halben Zirkel bis nach dem Anadir erstrecke, läßet sich freilich nicht wohl mit der russischen Charte reimen, auf welcher die Küste von diesem Vorgebirge bis an den Anadir eine ganz andere Gestalt hat, es auch nicht abzusehen ist, wie ein Fahrzeug diese Reise mit einem Winde wenn anders dies der Verstand der oben angeführten Worte ist, zurücklegen könne. Indessen wollte ich aus diesem scheinbaren Widerspruche mit dem Verfasser der vorhin angeführten Mémoires S. 239. dennoch noch nicht schliessen, daß das Cap Tschuktschi entweder gar nicht vorhanden sey, oder sich bey weitem nicht so weit in Norden und Osten erstrecke, als vorgegeben wird.

Was mit dem Fedot Alexeew und den Seinigen vorgegangen, werden wir im Folgenden hören *).

Deschnew machte sich mit seinen noch übrigen 25 Mann auf, den Anadir zu suchen. Nachdem sie aus Mangel eines Wegweisers zehen Wochen lang herumgeschweifet waren, kamen sie an diesen Fluß, und zwar nicht weit von dessen Mündung, und in einer Gegend, in welcher sie weder Holz noch Einwohner fanden. Dieser Umstand brachte sie in Verzweiflung. Die Jagd war schlecht, weil es in Ermangelung des Gehölzes auch kein Wildpret gab, und zum Fischfange fehleten ihnen die nöthigen Werkzeuge. Sie schickten zwölf Mann von ihrem Haufen ab, welche das Innere des Landes längst dem Anadir untersuchen sollten: allein diese mußten nach einer Reise von 20 Tagen, nachdem sie keine lebendige Seele angetroffen, auch wieder umkehren. Doch kamen nur einige von ihnen wieder zu dem Haufen, indem die andern vor Hunger und Mattigkeit unter Weges sturben. Den folgenden Sommer 1649 gingen Deschnew und seine Leute wieder in ihr Fahrzeug, und fuhren den Anadir hinaufwärts, bis sie Leute antrafen, welche Anaulis hiessen, und das erste Volk am Anadir waren, welches zinsbar gemacht wurde. Weil es nicht zahlreich und dennoch unruhig war, ist es in kurzer Zeit ausgerottet worden. Deschnew legte damals den Grund zum Anadirskoi Ostrog, und schlug seine Wohnung daselbst auf, ob er gleich nicht wuste, wie er einmal wieder nach Kolyma kommen, oder wenigstens einige Nachricht von sich dahin bringen sollte **). Jedoch, als er sich solches am wenigsten vermuthen war, zeigete ihm ein anderer Haufe den Weg, welcher im April 1650 zu Lande zu ihm kam.

Seit des Deschnews Abreise hatte man sich in Kolyma alle Mühe gegeben, neue Unternehmungen sowol zu Wasser als zu Lande zu veranstalten, um doch wenigstens auf eine Art zu dem vorgesetzten Ziele zu gelangen. Unter diesen ist besonders eine, welche angeführet zu werden verdienet. Michel Staduchin, ein Kosacke von Jakutzk hatte im Jahr 1644 mit einigen Gehülfen den letzten Ostrog an dem Kolyma hinabwärts angelegt. Im folgenden Jahre kam er wieder nach Jakutzk, und hinterbrachte seinen Vorgesetzten eine Nachricht, welche eine weitere Untersuchung zu verdienen schien. Eine Frau aus Kolyma hatte ihm erzählet, daß es eine grosse Insel in dem Eismeere gebe, welche sich von dem Flusse Jana an, bis gegen den Kolyma über erstrecke, und von dem festen Lande gesehen werden könte. Die Tschuktschi an dem Flusse Tschukotschia, der in Westen des Kolyma in das Eismeer fällt, fuhren eben dieser Nachricht zu Folge, zur Winterszeit mit Rennthieren in einem Tage über das Eis nach dieser Insel, tödteten daselbst Wallrosse, und nahmen ihre Zähne und den Kopf, welchen sie anbeteten. Staduchin hatte zwar diese Zähne nicht selbst bey ihnen gesehen, allein er hatte doch von den Promyschleni gehöret, daß es deren bey ihnen gebe, und daß gewisse Ringe an ihren Schlitten aus solchen Zähnen verfertigt wären. Eben diese Promyschleni hatten ihm das Daseyn dieser Insel bestätiget und geglaubet, daß sie mit Nowaia-Semlia, welches von denen von Mese besucht würde, zusammen hinge. Ueberdies hatte er von einem grossen Flusse Pogitscha, oder wie ihn andere nannten Kowytscha gehöret, der sich, drey oder vier Tagereisen zur See mit gutem Winde, jenseits des Kolyma in das das Eismeer ergiessen sollte. Endlich stellete er vor, wie vielen Nutzen der Staat aus diesen Gegenden ziehen könte, wenn man eine grössere Anzahl Kosacken dahin schicken wollte u. s. f. ***)

Man hörete diesen Bericht des Staduchin an, und schickte ihn selbst im Junio 1647 zum zweiten Male nach Kolyma, mit dem Befehle, sich von da nach dem Pogitscha zu begeben, daselbst eine Simowie oder Winterwohnung anzulegen, die Einwohner des Landes zinsbar zu machen, und von der vorgegebenen Insel in dem Eismeere so viele Nachricht, als er nur könte, einzuziehen. Staduchin brachte den Winter an dem Jana zu, begab sich gegen den Frühling 1648 in sieben Wochen auf kleinen Schlitten an den Indigirka, und bauete daselbst ein Fahrzeug, welches ihn an den Kolyma brachte. Im folgenden Sommer 1649 ging Staduchin abermals zu Schiffe, den Pogitscha zu suchen. Ein anderes Fahrzeug, welches er bey sich hatte, gerieth auf den Strand. Er indessen seegelte siebenmal 24 Stunden fort, fand aber keinen Fluß. Endlich hielt er stille, und setzte einige von seinen Leuten an Land, welche sich bey den Einwohnern nach diesem Flusse erkundigen sollten, allein, diese wusten nichts davon. Die Felsen, welche sich längst der Küste befanden, hinderten den Fischfang, die Lebensmittel nahmen ab, und Staduchin muste wieder nach dem Kolyma zurückkehren. Was die vorhin gedachte Insel in dem Eismeere betrift, so findet man nicht, ob sie auf diesem Zuge zugleich mit gesuchet, oder gefunden worden. Der ganze Nutzen desselben bestand in einigen Wallroßzähnen, welche Staduchin nach Jakutzk schickte, und zugleich den Vorschlag that, diese Thiere durch erfahrne Leute ausdrücklich fangen zu lassen *).

Man erfuhr damals, daß der Fluß Pogitscha kein anderer als der Anandir sey, und man hielt es nicht für rathsam, dessen Mündung auf dem Wege zu suchen, den Staduchin erwählet hatte. Man erfuhr von den Götzendienern der dasigen Gegend, daß es einen nähern Weg zu Lande dahin gebe. Dies gab zu einer Streiferey der Kosacken von Kolyma aus Anlaß, welche im Jahr 1650 den Fluß Anui hinaufzogen, einige Gefangene von den Chodynzis machten, und unter deren Anführung den Weg zu Lande nach dem Anadir entdeckten, wovon man bisher nur sehr undeutliche Begriffe gehabt hatte. Es that sich sogleich ein Haufe Freywilliger, sowol von Kosacken, als auch von Promyschlenis zusammen, welche den Befehlshaber zu Kolymskoi Ostrog um Erlaubniß ersuchten, sich des Anadirs bemächtigen, und denselben zinsbar machen zu dürfen. Man bewilligte solches, und Simoen Motora, der Anführer des Haufens, machte den 23. März einen vornehmen Chodynzi zu einem Gefangenen, und nahm ihn mit. Dieser Motora war es, welcher im April an dem Anadir auf den Deschnew stieß, wie bereits vorhin bemerket worden. Ihm folgete Michailo Staduchin, welcher sieben Wochen unterweges war, und als er an den Anadir kam, des Deschnews Simowie vorbey ging, und seine Sachen für sich machte. Dies veranlassete bald Eifersucht unter ihnen, so daß sie in beständigem Streite mit ihm lebeten. Deschnew und Motora entschlossen sich, dem Staduchin aus dem Wege zu gehen, und sich an den Fluß Penschina zu machen, allein, weil sie keinen Wegweiser hatten, so mußten sie wieder umkehren. Staduchin begab sich dagegen an den Penschina, und von dieser Zeit an hat man nichts weiter von ihm gehört **).

Deschnew und Motora hatten Fahrzeuge auf dem Anadir erbauet, um vermittelst derselben zur See noch andere Flüsse zu entdecken, allein der letztere wurde gegen das Ende des Jahres 1652 in einem Gefechte mit denen Anaules getödtet. Nichts desto weniger fuhr Deschnew den folgenden Sommer 1652 mit diesen Fahrzeugen bis an die Mündung des Anadir, und bemerkte daselbst eine Bank, welche sich von der nördlichen Seite bis weit in das Meer hinein erstreckte. Diese Arten von Bänken werden in Sibirien Korgi genannt. Die jetztgedachte war ein Sammelplatz einer grossen Menge Wallrosse. Deschnew bekam einige von ihren Zähnen, und glaubte für seine Mühe reichlich bezahlet zu seyn. Im folgenden Jahre 1653 ließ er Holz fällen, eine Kotsche zu bauen, auf welcher er den bis dahin eingenommenen Tribut zur See nach Jakutzk schicken wollen. Allein, weil er nicht alles, was dazu nöthig war, hatte, so muste er von diesem Vorhaben abstehen, zumal da er erfuhr, daß das Meer um das Tschukotzkoi Nosz nicht alle Jahre frey von Eise sey ***).

Im Jahre 1654 that Deschnew eine neue Reise nach der Korga oder Sandbank vor der Mündung des Anadir, um Wallroßzähne zu holen. Es fand sich ein Kosacke daselbst ein, Namens Juschko Seliwerstow, welcher erst neulich von Jakutzk gekommen war. Er hatte den Staduchin auf seiner Seereise begleitet, und war von ihm nach Jakutzk mit dem Auftrage geschickt worden, daß man ihn Wallroßzähne auf Rechnung des Staats aufsuchen lassen sollte, worauf man ihn denn mit den nöthigen Vollmachten wieder abgefertiget hatte. Es war ihm zugleich befohlen worden, die Einwohner an dem Anadir und dem Tschendon, einem andern Flusse, der in den penschinskischen Meerbusen fällt, zinsbar zu machen, denn man wuste damals zu Jakutzk noch nicht, daß sich Deschnew in diesen Gegenden niedergelassen hatte. Dies gab zu Streitigkeiten Anlaß, Seliwerstow maßte sich die Entdeckung der Sandbank an, und behauptete, sie sey der Ort, wohin er 1649 mit dem Staduchin zu Wasser gekommen wäre. Allein Deschnew bewies ihm, daß er nicht einmal bis an das grosse Tschukotzkoi-Nosz gekommen sey, welches lauter Felsen um sich her habe, und ihm nur allzu wol bekannt sey, indem des Ankundinow Kotsche daselbst zu Grunde gegangen. Er setzte hinzu: „Es sey dies nicht das erste Cap, dem man den Namen Swä„toi-Nosz gegeben, das eigentliche und wahre Merkmal dieses „Vorgebirges wären die zwo Inseln, welche dem Tschukotz„koi-Nosz gegenüber lägen, und von denen obengedachten mit „Zähnen geschmückten Menschen bewohnet würden. Weder „Staduchin noch Seliwerstow hätten diese Leute gesehen, „er aber habe sie entdecket, und die Sandbank in der Mündung „des Anadir sey noch sehr weit von ihnen entfernet.“ Deschnew seegelte indessen längst der Küste hin, und fand einige Wohnungen der Koräken, und in einer derselben eine jakutische

*) Müller a. a. O. S. 8 f.
**) Müller a. a. O.
***) Müller a. a. O. S. 12.

*) Müller a. a. O.
**) Müller a. a. O. S. 15.
***) Müller a. a. O.

Frau, welche dem Fedot Ankudinow zugehöret hatte. Von ihr erfuhr er, Fedot und Gerasim Ankudinow wären an dem Scharbock gestorben, einige von ihrem Haufen wären getödtet worden, sehr wenige aber hätten sich in Kähnen gerettet, ohne daß man wisse, wo sie hingekommen wären *). Doch viele Jahre hernach hat man einige Spuren gefunden, woraus sich schliessen lässet, daß sie wirklich nach Kamtschatka gekommen seyn müssen.

Denn als die Russen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Kamtschatka völlig zu erobern suchten, so waren sie denen Einwohnern dieser Halbinsel bereits bekannt, und erfuhren von ihnen, daß lange vorher ein gewisser Fedotow, der vermuthlich Fedot Alexeews Sohn war, mit einigen seiner Gefährten unter ihnen gewohnet, und sich mit ihren Töchtern verheurathet hätten. Sie sollen an der Mündung des kleinen Flusses Nikul gewohnet haben, der sich in den Kamtschatkafluß ergiesset, und daher in der russischen Sprache den Namen Fedotscha bekommen hat *). Die Einwohner versicherten, daß sie diese Russen lange Zeit als Götter verehret, und geglaubet hätten, daß sie nicht verwundet werden könnten. Allein einige Zeit hernach wären sie uneinig geworden, hätten sich geschlagen und zerstreuet, da denn einige bis an den penschinskischen Meerbusen gegangen wären. Als die Kamtschadalen und Koräken bey dieser Gelegenheit ihr Blut fliessen gesehen, hätten sie selbige nicht mehr für unsterblich gehalten, sondern sie getödtet. Die Russen fanden an dem Ufer des Fedotichaflusses noch die Ueberbleibsel von zwoen Winterwohnungen, welche von dem Fedotow und seiner Gesellschaft bewohnt seyn sollten **) ***).

Adolfi S. Neokorus.

D. Johann Valentin Adrian

ward am 17ten September 1794 zu Klingenberg bei Aschaffenburg geboren, erhielt nach vollendeten Studien eine Lehrerstelle an einer Erziehungsanstalt zu Rödelheim im Großherzogthum Hessen, machte darauf größere Reisen durch Italien, die Schweiz, Frankreich und England und lebt jetzt zu Gießen als Professor der neueren Sprachen und Literatur an der dortigen Universität, seit dem Jahre 1823.

Folgende Schriften tragen seinen Namen als Verfasser, Uebersetzer oder Herausgeber.

Der Maientanz oder die Gründung von Würzburg. Bamberg, 1817. in 8.
Bandello's Novellen. Frankf. 1818—19. 2 Th. N. A. 1826.
Nachtstimmen. Frankfurt, 1818.
Byron's Erzählungen. Frkft. 1819.
Byron's Braut von Abydos. Frkft. 1819.
Byron's Lava. Frkft. 1819.
Erzählungen. Frkft. 1821.
Scott, Halidon's Höhe. Frkft. 1822.
Die Priesterinnen der Griechen. Frkft. 1823.
Rheinisches Taschenbuch. Frkft. 1823—34.
Bilder aus England. Frkft. 1828. 2 Thle.
Byron's sämmtliche Werke, übersetzt von Mehreren, herausgegeben von A. Frkft. 1830 fgde. 12 Thle.
Skizzen aus England (Fortsetzung der Bilder a. E.). Frkft. 1830 fgde.
Neuestes Gemälde von London und seinen Umgebungen. Handbuch für Reisende u. s. w. Frkft. 1829 u. s. w. —

A. ist ein geschmackvoller, geistreicher und mit gründlicher Bildung ausgerüsteter Schriftsteller. Sein vorzüglichstes Werk sind seine Bilder und Skizzen aus England, in welchen er mit großem Talente die Eigenthümlichkeiten der englischen Nation in ihren mannichfaltigen Erscheinungen ansprechend und gewandt darzustellen wußte. Unter seinen Uebersetzungen sind Bandello's Novellen, in welchen er höchst glücklich den Ton des Originals traf, so wie Byron's Braut von Abydos besonders gelungen. — Seinen Beruf als Gelehrter hat er durch die Schrift über die Priesterinnen der Griechen und eine provenzalische Grammatik beurkundet. Wir theilen folgende Proben seiner Darstellungsweise, so wie seiner Leistungen als Uebersetzer hier mit.

Der St. Valentin's Tag **).

O Heil dir heute, guter Bischof Valentin!
Deine Diöcese sind die Lüfte blau,
Und die Fluren grün;
Die Vöglein all in Wald und Au
Deine Pfarrkinder sind.
Nie sah ich den Tag so lieblich erblüh'n,
Dich selbst muß er vergünstigen, alter Valentin.

Donne.

Obige, dem warmfühlenden und witzigen Donne nachgebildeten Verse finden sich in einem Gedicht auf die Heirath eines fürstlichen Paares, die am St. Valentin's-Tage statt fand. Die fürstlichen Personen sind jetzt vergessen, der Dichter leider fast auch; aber der alte Valentin, dieser Machthaber über Vögel und Liebe, hat sich in England die Unsterblichkeit errungen durch den süßen Dienst, den er jährlich an seinem Namenstage übernimmt; er kommt mit dem rollenden Jahre wieder, wie ein kanonisirter Anakreon, hochersehnt, hochgefeiert. Kein Heiliger steht in London in so hohem Ansehen, wie St. Valentin; keiner ward je von Dichtern (guten und schlechten) so vergöttert, als dieser Bischof der Liebe †). Drum sprechen ihm aber auch die Finsterlinge und Grämler sein Bischofamt und die Kanonisation ab und behaupten, er sey ein arger Ketzer gewesen, der, weil man ihn nicht zum Bischof gemacht, am 14. Februar jedes Jahres die männlichen Proselyten seiner neuen Lehre um sich versammelt habe, damit jeder sich ein Mädchen wähle, das er in der Religion und eben auch in „weltlichen Dingen" unterrichtete, und der Gefeierte habe den Tod eben so gut verdient, wie der Mönch Dolcino und seine Geliebte Margarita, die wegen ähnlicher Ketzereien am Anfang des zwölften Jahrhunderts in Italien verbrannt wurden ††).

Wie kam dieser Tag zu solcher Berühmtheit? Woher die seltsam liebliche Weise, in welcher er gefeiert wird? Der um Shakspeare so sehr verdiente Drake hat die verschiedenen Meinungen darüber gesammelt †††), und wir wollen, was er ausgeführt, hier wenigstens andeuten.

Dichter und die Sage des Landes leiten seit langer Zeit den Gebrauch, sich an diesem Tage Valentinen zu erwählen, davon ab, daß angenommen ward, die Vögel erwählten sich an demselben ihre Weibchen. Darauf spielt Shakspeare an, wenn er Theseus im Sommernachtstraume sagen läßt: „Guten Morgen, Freunde! St. Valentin ist vorbei: fangen diese Wald-

*) Müller a. a. O. S. 17 f.

**) Aus Dr. Adrian's Rheinisches Taschenbuch, Jahrgang 1826.

*) Der Fluß Fedotscha, der bey dem Kraschenninikow Theodotschine genannt wird, denn Fedot und Theodot sind im Rußischen einerley, fällt unterhalb dem obern Kamtschatka Ostrog auf der Südseite in den Kamtschatkafluß.

**) Ebendas. S. 18. Kraschenninikow Beschreibung des Landes Kamtschatka S. 288 f.

***) Kraschenninikow erzählet diese Ueberlieferungen der Kamtschadalen S. 288 auch; aber mit einigen andern Umständen. Fedotow wurde nach dieser Erzählung durch einen Sturm bis in den Kamtschatkafluß getrieben, wo er überwinterte, den nächsten Sommer die Halbinsel umfuhr, unten um die Kurilskaja Lopatka herum in den penschinskischen Meerbusen kam, und in den Fluß Tigil einlief, wo er nachmals mit allen seinen Gefährten von den Koräken ermordet worden. Ich sehe nicht, wie hier zwo Personen verwechselt worden, wie doch Hr. Prof. Köhler, der des Kraschenninikows Werk nach dem englischen Auszuge des Jacob Grieve übersetzet, in einer Anmerkung behauptet, noch weniger aber, wie solche dem engländischen Uebersetzer zur Last gelegt werden können, auf welchen der Hr. Professor oft zur Ungebühr unwillig ist. Kraschenninikow konte den Grund dieser Ueberlieferung freilich nicht so gut wissen als Hr. Müller, weil ihm das jakutzkische Archiv nicht so zu Dienst gestanden, als diesem. Hr. Köhler begehet in dieser Anmerkung vielmehr selbst einen kleinen Fehler, wenn er den Deschnew 1654 an der nördlichen Küste bey den Koräken landen lässet, da es doch die östliche, in Süden des Anadir war.

†) Drayton und Chaucer verdienen genannt zu werden.

††) Brady, Clavis calendaria, T. 1. pag. 223.

†††) Shakespeare and his Times, Vol. 1. p. 324 u. ff.

vögel erst jetzt an, sich zu paaren!" *) Neben dieser Sage werden jedoch noch andere Quellen der Feier dieses Tages genannt. Die Legende des h. Valentin, der unter dem Kaiser Claudius enthauptet wurde, erklärt in der Sache nichts: es haben aber einige angenommen, die Feier des Tages, der bekanntlich in die Karneval's Zeit fällt, hänge mit den in solcher Zeit üblich gewesenen Gebräuchen zusammen. Es war gewöhnlich, daß dann große Schaaren von Rittern die verschiedenen Höfe Europa's besuchten, und die Frauen durch Spiele und Waffenkämpfe unterhielten: jede Dame wählte sich an diesen glänzenden Festen einen Ritter, der ihr ein ganzes Jahr dienen und jegliches vollbringen mußte, was ihr beliebte, ihm aufzuerlegen; dabei durfte nicht fehlen, daß er seine Herrin auch durch Lieder zu verherrlichen verbunden war.

Menage sagt in seinem Wörterbuch, die Tochter Heinrichs IV. von Frankreich habe sich bei Turin einen Pallast gebaut, und denselben nach dem h. Valentin benannt: bei dem ersten Feste, welches sie dort gegeben, mußten die Damen ihre Liebhaber für ein Jahr durch das Loos wählen, sich aber behielt sie das Vorrecht, selbst wählen zu dürfen, vor; die Erwählten hießen Valentinen.

Alban Bullar **) und Douce ***) gehen gründlicher zu Werk. Nach ihnen sind hier Ueberbleibsel aus dem Heidenthume zu suchen. Bei den Lupercalien wurden, unter anderen Spielen, die Namen junger Mädchen in eine Vase geworfen, und die Männer zogen sich ihr glückliches Loos: dieser Scherz wurde später beibehalten, und da er an dem St. Valentin's Tag statt fand, nannte man die so Vereinten Valentinen.

Die Art, sich Valentinen für das Jahr zu gewinnen, war zu Shakspeare's Zeiten fast dieselbe, wie heut zu Tag. Man zieht entweder am Vorabend des St. Valentin's Tag Loose, oder man sieht in der ersten Person, welcher man am folgenden Morgen begegnet, den bestimmten Gegenstand. Eine bestimmte Anzahl von Jünglingen legt die Namen von eben so vielen Mädchen in eine Vase; dann zieht jeder sein Loos und erhält so seine Valentine für das Jahr, oft für das ganze Leben. Beim Begegnen fand und findet gewöhnlich eine Art List statt; wer bereits gewählt hat, sucht den geliebten Gegenstand am Morgen zuerst zu sehen. Darauf sind die Worte der Orphelia zu beziehen, die in ihrem Wahnsinn singt:

Guten Morgen! es ist St. Valentin's Tag.
Noch früh wohl an der Zeit,
Und ich, 'ne Maid, (bin) an eurem Fenster
Eure Valentine zu seyn.

Die Gewohnheit, Verse an die erwählte Person zu richten und ihr Geschenke zu schicken, begann in den Zeiten Jakobs I. und dauert bis heute fort. Nach einer alten Ballade muß der Jüngling mit übergeschlagenen Füßen zu dem h. Valentin beten, daß er ihm ein glückliches Loos erwirke.

In London ist der Tag ein wahrer Fest- und Feiertag. Wie der Morgen graut, sieht man frohglühende Gesichter in Eile durch die Straßen fliegen; in dem einen liest man das Entzücken der gelungenen List, in dem andern die frohe Erwartung, daß sie gelingen werde. Auf jeder Straße, in jedem Gäßchen, an jeder Ecke siehst du die lieblichen, kleinen Sendschreiben, gleichfalls Valentinen genannt, vorüber tragen und sich durchkreuzen. Der müde Zwei-Pfennigs-Postmann sinkt unter der Last zärtlicher Umarmungen, mit denen er, glücklicherweise nur brieflich, beehrt und beschwert wird. Um die Post ist ein Getümmel, ein Laufen, Rufen, Jubeln, als würde der ewige Frieden oder ein „guter Krieg" dort proclamirt. Es ist fast unglaublich, wie weit diese ephemere Artigkeit in dieser liebenden Stadt, zur großen Bereicherung der Thürsteher und zum Verderben der Schellenzüge und Thürklopfer †) getrieben wird. Auf dem Postbüreau müssen an diesem Tage stets eine bedeutende Anzahl von Aushelfern zur Hand seyn, da die, sonst nicht kleine, Anzahl von Officianten für das Sortiren aller der Liebesbrieflein, welche an diesem Herzensfeste eingehen, nicht hinreichend ist. Auf diesen kleinen Dollmetschern zärtlicher Gefühle ist kein Emblem so gewöhnlich, als das Herz — dieser winzige, dreieckige Exponent alles unsers Hoffens und Bangens — das mit Pfeilen durchbohrte, blutende Herz; Allegorien und Zierrathen aller Arten umgeben, bedecken es.

Mit stillem Erröthen und halb freudiger, halb banger Erwartung sitzt Elisa, die sechszehnjährige Tochter meiner Hausfrau, am Fenster, abwechselnd auf die Straße und auf ihre Arbeit blickend. Die Fülle des blonden Haares spielt noch in natürlichen Locken um die Schläfen und den Marmorhals; in dem großen, blauen Auge glänzt der Himmel der Unschuld, unbewußter Sehnsucht, stiller Schwärmerei, tiefen Gefühls. Bei jedem Schlag an der Thüre blickt sie erschrocken auf, erröthend nieder und lächelt der Neckerei, die ihr der Zufall bereitet. Es klopft wieder, leicht, luftig, zutrauensvoll, wie jemand klopft, der gute Nachrichten bringt. Elisa hat sich vorgenommen, sich nicht mehr täuschen zu lassen: unverwandt sieht sie auf ihre Arbeit nieder, aber die Brust athmet bewegter, die Rosenkuppen der Finger beben, und die Arbeit fällt auf ihren Schoos, denn das Hausmädchen kommt und bringt zwei Valentinen; auf dem einen halten zwei Eroten ein flammendes Herz; auf dem andern steht ein Amor mit ausgestreckten Händen, in jeder ein halbes Herz haltend.

Welches Unheil Ihr schon in der Welt anstellt, Miß Elisa!

„Ich bin ganz unschuldig daran, Doctor!" versetzte sie sehr ernsthaft, und erbrach die Zärtlichkeiten mit sorgfältiger Hand, um das emblematische Siegel nicht zu zerbrechen. Das erste Billet enthielt eine sehr zierliche Zeichnung, einen Amor darstellend, der die Blätter einer sich öffnenden Rosenknospe mit den Fingern der einen Hand entfaltete, und mit der andern eine Taube liebkoßte, die den Rosenzweig gebracht zu haben schien. Die Mutter lächelte zu der Bemerkung, daß auch sie Theil an dieser Huldigung habe. Elisa schien sich nicht um die Deutung des Symbols zu bekümmern. Das zweite Billet aber war ihr sichtbar von größerm Werthe: sie erkannte die Hand eines Bekannten, der ihr gewogen war und dem sie überall ein kindlich-zartes Vertrauen bewies. Er war aus Neu-York, einnehmend von Gestalt und Sitten, hatte sich in London niedergelassen und stand in freundschaftlichen Verhältnissen mit der Familie. Elisa ist jetzt seine Braut. Das Briefchen enthielt folgende Zeilen:

My lips I'll softly lay
Upon thy heav'ly cheek,
And in thine ear I'll say:
„O thou bright morning-star,
„'Tis I that come so far
„My Valentine to seek." *)

Elisa war in Fieberglut, während die Mutter diese Zeilen vorlas: es war, als werde sie sich eines Geheimnisses bewußt, dessen süße Ahnung bis jetzt schlummernd, im Traume halb sprechend, in ihrer Seele lag. Sie entschlüpfte und ließ sich erst beim Mittagsessen wieder sehen, wo die Gesundheit des neuen Paares in ächtem alten Hock getrunken ward. Der gute Bischof hatte hier ein seiner würdiges Wunder verrichtet und Elisa wird es ihm ewig Dank wissen.

Dergleichen Scenen mochte es nun unzählige in London geben und es müßte sehr erfreulich seyn, alle seine Bekanntinnen an diesem Tage in dem Moment belauschen zu können, wo ihre schönen Finger das Siegel ihrer Valentinen lösen und sich einer schön erdachten Allegorie, einer bedeutungsvollen Chiffer, eines jugendlichen Einfalls erfreuen, nicht ohne Verse, wie:

„Liebhaber all
Singen ein Madrigal"

und ähnliche Sprüchlein, in denen nicht zu viel Sinn ist, — die junge Liebe liebt dergleichen nicht — doch auch nicht ganz albern, was man hier „zwischen Wind und Wasser" nennt.

Noch einer Valentin'sgabe will ich gedenken, die das Liebliche dieser Sitte und den Zartsinn der Engländer gegen das weibliche Geschlecht in ein gleich schönes Licht stellt. Eduard M. wohnte einem jungen Mädchen gegenüber, die er von seinem Fenster aus, ungesehen, oft sah und beobachtete. Sie war ganz Heiterkeit und Unschuld, und gerade in einem Alter, in welchem man sich eines Valentin's erfreut, und gerade von einer Gemüthsart, in welcher man den Schmerz, desselben zu entbehren, mit der besten Laune von der Welt erträgt. Eduard ist ein Künstler von ungewöhnlichem Talent; wenn die Phantasie allein den Zeichner machte, wäre er vielleicht der erste in seinem kunstwerkreichen, aber freilich kunsttalentarmen Vaterlande. Eduard sann, wie er dem jungen Mädchen manche glückliche Stunde vergelten sollte, die er ihr, ohne daß sie es wußte, zu danken hatte. Er setzte sich daher an die Arbeit, um dem Mädchen eine Freude zu bereiten; denn St. Valentin's Tag rückte heran. Die gute Stunde begünstigte ihn; nie hatte er mit mehr Leichtigkeit, mit mehr Anmuth, mit mehr Gemüth gezeichnet. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß er das feinste Goldpapier mit Blumenrändern wählte: er zeichnete keine gewöhnlichen Herzen oder herzlose Allegorien, sondern die schönsten Liebesscenen aus den Werken seines Freundes und steten Begleiters, aus Shakspeare, den man nächst Homer als die unversiegbarste Quelle für Künstler ansehen kann. Da war Romeo

*) Act. 4. Sc. 1. und Reel's Shakspeare, Vol. 4. p. 453.

**) Lives of Saints. Febr. XIV.

***) Illustrations of Shakspeare, Vol. 2. p. 252 ff.

†) Gewöhnlich bedient man sich in London statt der Klingeln an der Thüre des Klopfers: die Zahl und Derbheit der Schläge, mit welchen man an eine Hausthüre klopft, verkünden sogleich den Rang des Kommenden. Der Bediente darf nur zweimal klopfen, der Gentleman klopft wenigstens fünfmal und mit Nachdruck.

*) Meine Lippen leg' ich sanft auf deine himmlische Wange und flüstre dir in das Ohr: „O du glänzender Morgenstern, ich bin es der aus solcher Ferne kommt, meine Valentine zu suchen."

und Julie, wie sie sich das erstemal sahen; dort der Garten, wo Julie mit Romeo vom Fenster herab sprach; da Oberon und Titania, dort Hermia und Demetrius, da Viola und Orsino, dort Phebe und Silvius: Blumen, Mottos, sinnreiche Devisen überall — kurz, was der Gabe Anmuth und Bedeutung geben konnte, war erschöpft; Iris schien ihre Farbenzauber über die köstlichen Bildchen gehaucht zu haben. Das übergab er am St. Valentin's Abend dem, rücksichtslos alles verschlingenden Kasten der ordinären Post: aber die ungewöhnlichen Mittel sind nicht immer die besten; das gemeine that hier seine Pflicht und Eduard sah von seinem Observatorium aus, wo er so zu sagen mit tausend Augen stand, am nächsten Morgen den freundlichen Briefboten kommen und klopfen, und zu seinem Entzücken war die Gabe endlich überliefert. Er sah, ungesehn, das glückliche Mädchen die Valentin's-Sendung betrachten, aufbrechen, umher tanzen und in die Hände klatschen, wie eines der köstlichen Bildchen nach dem andern aus der entfalteten Hülle hervorkam. Ihr Entzücken ging nicht aus einer flüchtigen Neigung, nicht aus thörichten Erwartungen hervor, denn sie hatte keinen Liebhaber; oder, wenn sie einen hatte, so wußte sie, daß er nicht im Stande war, dergleichen glänzende Bilder, die sie so sehr erfreuten, hervorzubringen: die Gabe schien ihr eher eine Feenspende zu seyn, eine Gottesgabe, wie man wohl hie und da bei einfach frommen Menschen noch eine Gabe nennen hört, deren Geber man nicht kennt.

Scene aus Marino Faliero *).

(Des Dogen Zimmer.)

Der Doge als Gefangener und die Herzogin.

Doge.

Nun, da der Priester fort ist, wär's ganz nutzlos,
Die elenden Minuten durchzutrauern;
Nur ein Schmerz noch, der Schmerz, von Dir zu scheiden,
Und ich geb' die wen'gen, letzten Körner Sand hin,
Die von der zugestand'nen Stund' noch bleiben,
Und immer fallen — meine Zeit ist aus.

Angiolina.

Ach,
Und ich, ich war die unbewußte Ursach',
Und durch den düstern Bund, die Leichenheirath,
Die Du, nach meines Vaters Wunsch, versprochen
Bei seinem Tod, besiegeltest Du Deinen.

Doge.

Du irrst: stets war etwas in meinem Geiste,
Das ihm mit irgend einem Unglück drohte;
Zu wundern ist's, daß es erst jetzt gekommen —
Mir war's vorausgesagt.

Angiolina.

Vorausgesagt?

Doge.

Viel Jahre sind's — so viel', daß das Gedächtniß
Sie bezweifelt; doch leben sie in Annalen: —
Ich war noch jung und diente dem Senat
Und der Signorie als Podesta und Hauptmann
Der Stadt Treviso; da reizt eines Festtags
Der träge Bischof, der die Hostie trug,
Den raschen jugendlichen Unmuth mir
Durch lange Zögerung und schnöde Antwort
Auf meinen Vorwurf; ich erhob die Hand
Und schlug ihn, bis zu seiner heil'gen Bürde
Er taumelte; und wie er aufstand, hob er
Die Hand, noch zitternd, frommen Zorns gen Himmel;
Zeigt nach der Hostie dann, die ihm entfallen,
Und sprach, zu mir gewandt: „Die Stunde kömmt, wo
Er, den Du niederwarfst, Dich niederwirft:
Der Ruhm soll sich von Deinem Hause trennen,
Die Weisheit Deiner Seel' entrissen werden,
Und in der höchsten Reife Deines Geistes
Soll Dich des Herzens Wahnsinn wild erfassen;
Wenn in Andern sich Leidenschaft stirbt oder
Zu Tugenden sich mildert, quäle sie Dich;
Und Majestät, die andre Häupter schmückt, soll
Dich krönen, hauptlos Dich zu machen; Ehren
Verkünden nur Verderben, graues Haar
Nur Schande und den Tod Dir Beide,
Doch nicht den Tod, wie er dem Greise ziemt."
So sagend, ging er weg. — Die Stund' ist da.

Angiolina.

Und konntest Du, nach solcher Warnung, nicht
Den schrecklichen Moment abwenden und
Dein Thun durch Büßung sühnen.

Doge.

Ich gesteh' es,
Die Worte drangen so zu meinem Herzen,
Daß ich sie mitten im Gewühl des Lebens
Noch hört', als töne eine Geisterstimme,
In wunderbarem Traume mich durchbebend.
Und ich bereute; doch war's meine Art nicht,
In dem Entschluß zu wanken; was seyn mußte,
Konnt' ich nicht ändern, wollte ich nicht fürchten.
Noch mehr — Du weißt wohl noch, was Allen denkt,
Daß an dem Tag, wo ich von Rom kam und
Als Doge hier landet', ein so ungewöhnlich
Dichter Nebel, gleich der Wolkensäule,
Die Israel aus Egypten führte, vor
Dem Bucentaur herzog, daß der Pilot sich
Verirrt' und zwischen den Sanct Markussäulen
Uns ausschiffte, wo man die Staatsverbrecher
Den Tod erleiden läßt, statt, wie man pflegt, an
Der Riva della Paglia anzulegen,
So daß bei diesem Zeichen ganz Venedig
Erbebte.

Angiolina.

Ach, es frommt nur wenig, jetzt
Sich solcher Dinge zu erinnern.

Doge.

Dennoch
Ist mir's ein Trost, zu denken, daß dies alles
Das Werk des Schicksals sey; denn lieber beug' ich
Vor Göttern mich, als Menschen, halte eher
Den Glauben an Bestimmung fest, als ich
Sterbliche, deren Mehrzahl mir so werthlos
Wie Staub erscheint, und so schwach als werthlos,
Für mehr erachten sollt' als Werkzeuge
Der höhern Macht; sie, an sich, waren alle
Ohnmächtig — nimmer konnten sie die Sieger
Von ihm seyn, der so oft für sie gesiegt.

Angiolina.

Zu einem Eifer beßrer Art verwende
Die kurze Frist und nimm in Frieden, selbst
Mit diesen Schlechten, himmelan den Aufflug.

Doge.

Ich bin im Frieden, — in dem Frieden der
Gewißheit, daß einst ihrer Enkel Enkel,
Die stolze Stadt und diese blauen Wasser,
Und alles, was sie herrlich macht und glänzend,
Eine Zerstörung und ein Fluch seyn werden,
Ein Hohn und ein Gespött der Nationen,
Ein Karthago, Tyrus und des Meeres Babel.

Angiolina.

Sprich jetzt nicht so; der Strom der Leidenschaft rauscht
Bis zu dem End' in Dir; Du täuschest Dich,
Und kannst ihnen nicht schaden. Werde ruh'ger.

Doge.

Ich steh' am Rand der Ewigkeit, und sehe
In jene ew'gen Räume, und ich schaue —
Ja, so bestimmt, wie ich Dein liebes Antlitz
Zum letzten Mal nun schaue — jene Tage,
Die ich den flutumkränzten Wällen drohte,
Und denen, die drinn wohnen.

Wache (tritt hervor).

Edler Doge,
Die Zehn erwarten Eure Hoheit.

---

*) Aus Dr. Adrian's Uebersetzung von Lord Byron's sämmtlichen Werken, 8. Th. Frankfurt a. M. 1830.

Doge.

Leb' wohl
Denn, Angiolina! — noch eine Umarmung!
Vergieb dem alten Mann, der Dir ein theurer,
Doch unglückſel'ger Gatte war — denk mein
Mit Lieb' — ich würde lebend mir ſo viel
Nicht wünſchen; doch Du denkſt von mir nun milder,
Wenn Du mein bös Gefühl in Ruhe weißt.
Und dann, von allen Früchten langer Jahre,
Von Ruhm, und Macht und Reichthum, Ehr' und Namen,
Die öfter ein'ge Blumen auf dem Grab doch
Erblühen laſſen, blieb mir nichts, ſelbſt nicht
Ein wenig Liebe, Freundſchaft, oder Achtung,
Nicht ſo viel, eine Grabſchrift eitlen Vettern
Noch zu entringen; all mein früh'res Leben
Hab' ich in einer Stund' entwurzelt und
So manches überlebt, nur nicht Dein Herz,
Das reine, gute, edle, das mich oft noch
Mit ungeſchwächtem, doch nicht lautem Grame —
Du wirſt ſo bleich — o Gott, ſie fällt in Ohnmacht —
Kein Odem mehr, kein Pulsſchlag! Wachen helfet —
Ich kann ſie ſo nicht laſſen; doch wär's beſſer,
Da jeder lebenloſe Augenblick ihr
Ein Weh erſpart. Wenn ſie dem kurzen Tod ſich
Entreißt, ſteh' ich vor Gott. — Ruft ihre Frauen —
Ein Blick — wie kalt die Hand! kalt, wie die meine
Seyn wird, eh ſie erwacht. — Pflegt ihrer liebvoll,
Und nehmt meinen letzten Dank. — Ich bin bereit nun.

(Angiolina's Frauen ſind hereingetreten und umgeben ihre ohnmächtige Gebieterin. Der Doge, Wachen u. ſ. w. ab.)

Adrianow S. Bouterwek.

Aemilia Juliana,

Gräfin von Schwarzburg-Rudolſtadt,

eine durch ihre Frömmigkeit und Herzensgüte ausgezeichnete Frau, beſchäftigte ſich in den Stunden ihrer Muße mit dem Dichten geiſtlicher Lieder, von denen mehrere in die ſächſiſchen und thüringiſchen Geſangbücher übergegangen ſind. Sie war eine Tochter Albrecht Friedrich's, Grafen von Barby, ward am 19ten Auguſt 1637 geboren, vermählte ſich 1665 mit Albrecht Anton, Grafen von Schwarzburg-Rudolſtadt, und ſtarb am 2ten December 1706.

Ihre geiſtlichen, faſt eine Anzahl von 400, nach Anderen ſogar von 600 ereichenden Lieder finden ſich vorzüglich in:

Geiſtlicher Brautſchmuck der Freundin des Lammes. Rudolſtadt, 1714. —

Tägliche Morgen-, Mittags- und Abendopfer. Rudolſtadt, 1699.

doch nannte ſie ſich bei ihren Lebzeiten durchaus nicht als Verfaſſerin eines dieſer Lieder. — Daher kam es denn auch, daß das bekannte und noch jetzt viel geſungene: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" bald ihr, bald dem Superintendenten G. M. Pfefferkorn in Tanna zugeſchrieben wurde und deßhalb heftige Streitigkeiten veranlaßte, ohne daß jedoch bei dem Mangel hinlänglicher Beweiſe etwas Entſcheidendes ausgemittelt werden konnte.

Reine Frömmigkeit, geſunder Verſtand und ein ganz leidlicher Versbau ſind den Liedern der Gräfin v. S. R. eigen; aber es fehlt ihnen doch an dem höheren Schwunge und der wahren religiöſen Begeiſterung, an deren Stelle in vielen derſelben nur flache Alltäglichkeit und nüchterne gereimte Proſa tritt. Folgende Probe wird das Geſagte beſtätigen.

Reiſelied.

Melod. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Gott Vater, nimm in deine Hände
Hiemit mein Leib, Seel, Gut und Blut;
Die Reiſ' zum Guten glücklich wende,
Und ſchließe mich mit deiner Hut;
O Vaterherz, erbarm dich mein,
Laß deine Gnad' mein Führer ſeyn.

Schau Jeſu, meine Hände falten
Und hilf, daß auf der Reiſ' dein Kind
In deiner liebſten Seiten-Spalten
Ich ſteten Schutz und Ruhe find',
Behüt die Meinen, Haab und Haus
Geleit mich fröhlich ein und aus.

Gott, heil'ger Geiſt, ach! mit mir reiſe,
Und weiche nimmermehr von mir,
Daß mir zum Nutz und dir zum Preiſe
Ich meine ganze Reiſe führ'.
So walt' es Gott, in deß Geleit
Ich fort zu reiſen bin bereit.

Johann Agricola

hieß mit ſeinem Familiennamen eigentlich Scheitter und überſetzte denſelben nach damaliger Sitte ins Lateiniſche. Er ward am 20ſten April 1492 zu Eisleben in der Grafſchaft Mannsfeld geboren, weßhalb er ſich auch Magiſter Eisleben (Magister Isleb.) zu nennen pflegte. Ueber ſeine Jugendjahre iſt weiter Nichts bekannt, als daß ſein Vater ein Schneider war. Zu Wittenberg ſtudirte er Philoſophie und Theologie und ward 1519 in Leipzig Baccalaureus derſelben. Bald darauf wurde er Prediger und Rector in Eisleben; 1525 evangeliſcher Prediger zu Frankfurt am Main; 1526 auf dem Reichstage zu Speier Hofprediger des Kurfürſten Johann von Sachſen und 1530 Hofprediger des Grafen Albrecht von Mannsfeld. Er nahm Theil an der augsburgiſchen Confeſſion und an den ſchmalkaldiſchen Artikeln. 1537 als Prediger und Profeſſor der Theologie nach Wittenberg berufen, ward er der Urheber des ſogenannten antinomiſtiſchen Streites, der ihn in mannigfache Verdrießlichkeiten verwickelte und ihn zwang, nach Berlin zu gehn, wo er jedoch nicht eben aus Ueberzeugung widerrief; der Kurfürſt von Brandenburg ernannte ihn zum Hofprediger, Generalſuperintendenten und Probſt von Berlin. — Er ſtarb am 22ſten September 1566 daſelbſt. —

Sein vorzüglichſtes Werk (denn mehrere theologiſche und polemiſche Schriften gehören nicht hieher) iſt ſeine Sammlung deutſcher Sprüchwörter mit einem Commentar, welche in folgenden Ausgaben erſchien.

Dre hundert Gemener Sprekwörde der wy Düdſchen uns gebruken, unde doch nicht wetten wohar ſe komen, dorch Dr. Johann Agricolam von Islewe. Magdeburg, 1526. in 8.

Daſſelbe Buch hochdeutſch. Eisleben, 1528. 8.

Das ander Teyl gemeiner deutſcher Sprüchwörter, 1529. in 8. (Eisleben, Hagenau, Erfurt.)

Der dritte Theil s. t. 500 gemeiner deutſcher neuen Sprüchwörter. 1548.

Die einzelnen Theile erſchienen an verſchiedenen Orten neu aufgelegt; Hagenau, 1537, Eisleben, 1548, Wittenberg, 1582, Hagenau, 1584. Die correcteſte Ausgabe möchte wohl folgende ſeyn: Siebenhundert und funffzig deutſcher Sprüchwörter, erneuert und gebeſſert durch Johann Agricola. Mit vielen ſchönen luſtigen und nützlichen Hiſtorien und Exempeln erkleret und ausgelegt. 1592. Wittenberg, gedruckt bei M. Johan Krafft.

A. ist der Erste, welcher deutsche Sprüchwörter sammelte und mit einem deutschen Commentar begleitete. Das Verdienstliche dieser Bemühung abgerechnet, hat das Werk noch große und gerechte Ansprüche auf unsere Anerkennung. Die Erklärungen sind verständig und geistreich, und in einem vortrefflichen, lebhaften, kräftigen und gedrängten Style abgefaßt. — Manche Eigenthümlichkeiten, so wie z. B. die vielen und derben Flüche, mit denen A. sein Buch zu bereichern für gut fand, muß man freilich auf Rechnung der derben Zeit, in welcher er lebte, schreiben und ihm zu Gute halten.

Warzu die Sprüchwörter dienstlich seind *).

Von anbegin der Welt haben die Weisen Leut alle Gesetz vnd Rechte in kurtze wort verfasset, auff das man sie leichtlich behalten kündte. Gott gabe den Jüden viel Gesetze, aber er fasset sie alle in ein kürtze, nemlich in zehen stück, darinn nichts vergessen ist alles des, das ein Mensch Gott vnd den Menschen schuldig ist zuthun. Die Heiden haben jr Natürlich recht in drey ding gefasset, Das erste, ist erbarlich leben, Das ander, niemand beschedigen, Das dritt, einem jeden geben vnd thun was jm von recht gebüret. Die Griechen haben gehabt nicht mehr denn zwölff Taffeln, darinnen all jre Recht gefast waren. Socrates, Pythagoras, haben wenig wort geredt, aber viel meinung. In verkauffen vnd kauffen, das doch weitleufftig ist, haben sie ein Regel gehalten, Inter bonos bene agier oportet, Es soll ein from Mann ehrlich mit dem andern handeln. Solon ward gefragt, warumb er kein Gesetz gemacht hatte, wie mans halten solt mit dem der seinen Vater erwürget hatte, sagt er, Er hette nicht gemeint, das jemand so boshafftig sein würde, vnd ein solche vbelthat begehen. Summa, Je mehr Gesetze, je mehr vntugend. Zu dem, Je frömmer die Leute gewesen sein, je weniger Gesetze sie bedurfft haben, haben auch gantz einfeltig geredt, vnd einfeldige schlechte wort gebraucht, Vnd noch heute bey tag findet sichs also, das fromme erbare leute wenig wort machen, Aber finantzer vnnd betrieger machen viel wort vnd meinens nicht. Der alte Cato hat zu Athen Lateinisch geredt mit guten kurtzen worten vnnd schlüssen. Da aber der Verdolmetscher Catonis wenig wort mit viel vmbstenden reden muste, wuchs ein Sprüchwort zu Athen, das den Römern die wort im hertzen, den Griechen aber allein im mund wüchsen. Also haben vnsere alte Deutschen einfeltig geredt, vnnd wenig wort gebraucht, auch wenig Gesetz gehabt. Aber wie Cornelius Tacitus von jnen schreibt, so hat bey den Deutschen trew vnd glauben mehr golten on viel Gesetze, denn bey den Römern, die viel Ordnung vnd mancherley Gesetz hatten. Golt ist klein, aber es gilt viel, klein gering müntz ist viel, aber sie gilt wenig, Also gelten auch wenig viel Gesetze vnd viel wort. Ein vas voller Weins klingt nicht sehr, aber es hat viel in sich. Herwiderumb ein leer vas klingt feindlich, und hat nichts in jm. Derhalben seind vnsere alte Deutschen Golt gewesen, denn sie haben ehrlich vnd trewlich gehandelt, mit wenig worten vnd Gesetzen, Wir seind leider jetzt geringe Müntz worden, vnnd halten wenig mit viel worten vnd Gesetzen. Florus schreibt das vnsere alte Deutschen nach dem todt Drusi Germanici der Römer Hauptman, welcher sie hat wöllen mit Gesetzen vnd gerichtszwang regieren, mit allen den seinen ermordet haben, jnen die zungen ausgeschnitten, vnd gesagt, Sibila nunc vipera, Du schlang, zische nu mehr, Damit erweiset würde, das vnsere vorfahren schlecht vnd gerecht, vnd auffgericht mit allen dingen seind vmbgangen, Denn in kurtze schlüsse haben sie das leben der Menschen, als in kurtze Regeln verfasset. Wider die bauchsorge haben sie gesagt, Gott bescheret vber nacht. Item, Gott hat mehr denn er je vergab. Von der Trew vnd vntrew haben sie gesagt, Getrewe Hand geht durch alle land. Vntrewe hand gehet hin, kompt aber nicht herwider. Von der messigkeit in allen Dingen zu halten, sagen sie, Schnell rath nie gut ward, Zuuiel zerreisst den sack, Mas ist zu allen dingen gut, Zuuiel ist vngesund, vnd also fort von allen guten vnd bösen dingen. Zum guten werden wir gereitzt, vnd für dem bösen gewarnet, wenn man sagt, Wer recht thut wirds finden, wer vnrecht thut wirds auch finden, Wie einer thut, so sagt man jm nach, Das werck lobet seinen meister, Recht findet sich, Es ward nie so klein gesponnen, es kam an die Sonnen, ꝛc.

*) Aus: Johann Agricola, Sibenhundert vnd funffzig Deutscher Sprüchwörter; Wittenberg, 1582.

1.

Gott bescheret vber nacht.

Wiewol in Deutscher Sprach nicht viel wörter seind, damit man Gott nennet, denn das einig wort, Gott, Gut, daraus denn folget, das die Deutschen fast wenig von Gott gewüst haben, So erweiset doch dis Sprüchwort sampt andern dergleichen, das auch vnter vnsern vorfahren vnd alten Deutschen viel frommer Gottesfürchtiger leut etwan gewesen seind, die Gott alle Ding mit diesen worten haben heimgestellet, vnd jm die sorge jres leibs, lebens vnd narung allenthalben befohlen, Denn mit dem wort, Gott bescheret vber nacht, ist die Bauchsorge hindan gesetzt, vnd wird Gott lauter vertrawet, er werde vns das bescheren, das wir bedürffen zu vnser vnterhaltung, Nemlich futer vnd mahl, wie man sagt, Ja was wir nicht haben, das bescher vns unser HErrgott.

Bescheren aber heisset auch aus gnaden, vnd nicht aus pflicht einem etwas geben, oder schencken, on alle sein zuthun vnd verdienst, Wie denn die Mütter in Deutschen landen jre Kinder dazu gewehnet haben, wiewol sie selbs nicht gewüst, was es bedeutet hat, Da sie in des heiligen Christs vnd S. Niclas nacht den Kindern gelt, obs, oder pfefferkuchen, vnd andere kinderspiel, ins betthe oder kleider der kinder gesteckt, vnd des morgens zu den kindern gesagt haben, Der heilige Christ, oder S. Niclass habe es jnen bescheret, vnd weil sie geschlaffen haben, für sie gesorgt. Auff diese weise sagt auch Christus Matthei am 6. Jr solt nicht sorgen noch sagen, Was wöllen wir essen, trincken vnd anziehen? Ewer Vater der im Himel ist, weis das jr das alles bedürffet, Allein heisst er seine Jünger, sie sollen jn bitts weise desselbigen erinnern, vnnd sprechen, Vater, vnser teglich brot gib vns heut, das ist, Gib vns Leibs nottursfft, hülle vnd fülle, umb vnd an, so viel als wir teglich bedörffen, ꝛc. Vnd Gott beweiset das auch mit der that, das er allein für vns sorget, in dem, das wir aller Creaturen, sie sey so edel als sie jmmer wölle, müde, satt vnd vberdrus werden, ausgeschlossen des, das wir als das nötigst zur vnterhaltung vnsers lebens haben müssen, nemlich des brots. Dis wort ist aus der erfarung herkommen, das man stets für augen gesehen hat, vnd noch teglich sihet, wie Gott so reichlich alle welt mit gütern, leibsnarung vnd aller notturfft versorget vnd gleich vberschüttet, das es auch offt daher kompt, daher es niemand gedacht hette, vnd geschicht zugleich guten vnd bösen, ja einem schalck viel eh denn einem frommen, wie das Sprüchwort lautet, Je erger schalck, je besser glück. Die Sonne scheinet, der Himel regnet, das Korn wechset, vnnd des nachts wenn wir schlaffen, so behütet Gott das alles vns zu nutz on vnser zuthun, das ist denn Gottes bescheren. Ich wil des ein Exempel setzen, dabey man greiffen möge, wie Gott die Welt nehret durch eitel mirackel. Ein armer Taglöner oder Weinhacker hat vielleicht ein Weib vnd viel Kinder, sitzet zuhaus inne, verdienet ein woch mit seiner sawren arbeit 12. oder 14. groschen, kleidet sich dauon mit Weib vnd Kindern, gibt hauszins, vnd wenn der Sontag kompt, so verthut er fast so vil bey dem wein, bier vnd spiel, als er die gantzen wochen erworben hat, noch wird er ernehret, das, wenn man jn fragte, wie es zugienge, das er also kündte zukommen, müste er sagen, Ich weis nicht, Gott bescheret vber nacht. Die Heiden, Griechen vnd Römer seind aus diesen teglichen erfarungen bewegt worden, vnd geschlossen, es sein alle winckel vol Gottes, vnd sein eitel Gottes werck, alles was wir seind, gehn, stehn, leben, schlaffen, wachen, wircken. Es wöllen auch etliche sagen, vnd ich halt es für war, Es wachsen nicht so viel garben getreides auff dem Felde, als Menschen seind auff Erden, noch werden wir alle mit Brod also versorget, das wir stets vberig vnd im vorrath behalten. Es ist auch gewis, das der hunderste Mensch nicht den Acker bawet, Denn wo tausend Bawren seind auff allen Dörffern, so seind jr zwentzig tausent in Stedten vnd mehr. Ich hab auch mit etlichen meiner herren vnnd guten freunden vberschlagen, wie viel müssigs volcks sey in der Geistlichkeit, wie mans nennet, Nonnen vnd Münche, in dem vmkreis den wir kennen, als in Hispanien, Franckreich, Welschland, Deutschland, Hungern, Dennemarck, Polen, Böhmen, Merhern, Liffland vnd andern Inseln, Cypern, Rodis, ꝛc. vnnd seind gefunden vierzehen hundert mal tausent Münch vnd Nonnen. Denn zu den zeiten Aenee Pij des Deutschen Bapst, hat der Barfusser öberster Minister dem Bapst wöllen zu dem Türckenzug dreissig tausent Brüder ins Feld rüsten, das doch gleichwol alle Klöster wol bestellet sollen sein, vnnd der keinen mangeln. Wo seind nu die Pfaffen, Thumbherren, Stadtpfarrer, Dorffpfarrer, Studenten in Vniuersiteten, Schüler, Jungvolck, Handtwercksleut allerley art, Kauffleute, Knappen in Silber, Eisen, Stahel, Zien, Bley vnnd kupffer Bergwerck, Jüden, Stulreuber, Weinhecker, Schiffleute, Kriegsvolck, Kinder, Weiber, Reuter, vnd die so die Fürsten vnd Herren als Hoffgesind brauchen, welche so man sie solt eigentlich rechnen, weit vnd breit, den hundersten Bawren vnd Acker Bawer in der zal vbertreffen.

Es berichten mich die Landkündigen, das Köln am Rein vber fünff tausent Geistlichen habe, vnd noch mehr. Dieweil denn nun so wenig Leute den Acker bawen, vnd für einen Menschen kaum ein einig garbe wechset, vnnd ein jglicher doch gleichwol aus zwey schock garben Korns frisset, denn ein schock garben geben nach gemeinen jaren gemeiner scheffel kaum drey, so mus eigentlich die tegliche erfahrung zeugnis geben, vnd sprechen, Gott bescheret vber nacht, Wir wissen nicht wie vns Gott nehret.

Keyser Friderich Ertzherzog zu Osterreich, Keyser Maximilianus vater, auff dem Reichstage zu Köln am Rein, hat das gros volck dazumal zu Köln aus allen Lendern, Insulen vnd Königreichen versamlet, zelen lassen, auch das Brod, damit man gegen abend das volck speisen wolte. Vnnd da man alle heupter der frembden vnd einheimischen gegen den Brodten, welche sie allenthalben in der Stadt gefunden, angeschlagen hatte, hat allezeit das vierdte vnd fünffte heupt auff ein pfennig brod getroffen. Des andern tags hat der Keyser wiederumb durch seine verordneten fragen lassen in allen örtern, ob des brods sey gnug gewesen, vnd hat sich befunden, das allenthalben noch brods gnug, vnd vbrig, auch auff den andern tag gewesen ist. Dieses ist mein wahrhafftiger zeug, Herr Thomas Eschius, ein man von 90. jaren, der artzney Doctor zu Wittenberg, ein Kölnisch man, der solchs die zeit zu Köln gesehen vnd gehört hat. Also bezeugen diese erfarung vnd Sprüchwort, Himel vnd Erde, Teuffel vnnd Menschen, visch vnd vögel, gute vnd böse leute, das es war sey, Gott bescheret vber nacht, noch wil die Welt verzweiffeln an Gott, er werde sie lassen hungers sterben, so wir doch für augen sehen, wie er in den Wald schafft vögel, hirsch, hinden, hasen, Rheh, In das Meer allerley visch, Auff erden bey den leuten, Schaf, geiss, tauben, gense, hüner, enten, ꝛc. schmückt wisen vnd awen im anfang des Lentzen, vnd macht das die thier mögen nisten, laichen, vnd mehren sich zur speisen der Menschen. Er zieret die bewme mit blettern vnd hübscher blüte, Er gibt darnach honig, milch, wolle, früchte allerley art, voll gutes geruchs, ꝛc. Wenn die auffhören, so kommen öpffel, byrn mancherley art. Item, nüsse vielerley art, vnd wenn die auffhören, so gibt er korn, weitzen, rocken, habern, gersten, dinckel mit aller fülle, das man gnug abzuschneiden vnd heimzufüren hat. Nach dem gibt er den Wein, vnd beschleusst den Sommer vnd Herbst. Von diesem allen füllet man die Küchen, Keller, boden, haus vnd hoff, vnd den seckel. Darnach schaffet er einen Winter, darinn wir des geniessen vnd brauchen mögen, auff das wir erkennen sollen, das er für den Winter, da weder Korn noch wein wechset, vnnd wir vnserthalben müsten hungers sterben, gesorget hat. Vnd wenn wir nun haben auffgezeret, vnnd keller vnd boden schier leer ist, so heisset er den Winter fürtraben, vnd schaffet von newes einen andern vorrath, heisset die Sonne wider auffsteigen, vnd die erde, so er durch regen, schnee vnd eyss den Winter lang gefeuchtet hat, widerumb früchte bringen, Das also alle Creaturen wider den vngleubigen Menschen am Jüngsten tage werden zeugnis geben seines vnglaubens, das er Gott weder vertrawet noch geglaubt hat. Denn alle Creaturen zeigen an Gottes güte, Ein apffel auff den bawm, das Korn auff dem Felde sagt vnnd erinnert einen jeglichen Menschen also, Sihe du Mensch, hie stehe ich aus Gottes geschöpff, welches er dir zu gut gemachet hat, ich sol dir dienen, vnd anzeigen, das du nit solt zweiffeln, Gott wil dich ernehren, vnd keinen mangel leiden lassen. Also auch dz Korn, Sihe zu Mensch, du wirffest ein körnlin in den Acker, vnd ich vberkomme von demselbigen zween oder drey stengel, vnd ein jeglicher stengel bringt dreyssig, sechtzig, ja offt hundert körner aus vnsers Schöpffers befelch, dir zur narung. Wo du nun Gott nicht trawest, so wil ich am endlichen Gerichts tag vber dich zeugen, ich habe dich solcher wolthat erinnert, Du aber bist fürüber gangen, vnd Gott weder getrawet noch glaubet, darumb wil ich dein Richter sein, denn Gott bescheret vber nacht.

2.

Gott hatt mehr denn er je vergab.

Dis Sprüchwort ist ein hübsche erfarung, dadurch man vnserm Herrngott hat zugesehen vnd erlernet, wie mechtig vnd reich sein schatz vnd gnadenkammer ist, Dieweil Gott bereit ist zu helffen, wo vnd wenn es noth ist, vnd behelt doch gleichwol allezeit gnug, vnd je mehr er gibt, je mehr er hat, Niemand kan seine güte ausgründen noch ausschöpffen. Also gibt dis wort Gott die gröste ehre, die jm auch von recht geburet. Seine hand zu helffen ist vnbeschlossen vnnd jmmer voll. Gott gibt alle Jar Gewechse, gras vnd blumen für das vihe, Vnd zum lieblichen Geruch also viel kreuter, Violen, Rosen, vnd andere, Dergleichen beum vnd holtz zum fewerwerck vnd allerley gebewe. Item, visch, vögel, thiere zam vnd wild zur speise der Menschen. Nehret alle Welt mit reichthumb, also, das auch die erde vns gold, silber vnnd viel ertz vnd metall herfür bringen, dadurch sich die leute entrichten, vnd mit einander hantieren vnd handeln mögen. Gibt auch allerley getreid, als korn, waitzen, habern, gersten, zur speis vnnd zum tranck dem Menschen vnd dem vihe, Wein, Obs, früchte, vnd dasselbige alle jar jerlichen, wie der 104. Psalm sagt, Du legest brunnen quellen in den gründen, das die wasser zwischen den bergen hingehen, das alle Thier auff dem felde trincken, vnd die Waldesel jren durst leschen. Du feuchtest die berge von oben herab, das land wird voll früchte deiner wercke. Du lest wachsen hew für das vihe, vnd saat durch arbeit der Menschen, das du brod aus der erden bringest, vnd das der Wein erfrewe des Menschen hertz, vnd seine gestalt gleisse von öl, vnnd das brod der Menschen Hertz stercke, ꝛc.

Das gantze jar vmb gibt Gott ein wolthat vber die ander on zal vnd mas, aus welcher sichtiger teglicher erfarung vnd Gottesfurcht, alle welt gezwungen wird zusagen vnd zubekennen, das Gott viel mehr hat, denn er je vergabe. D. Martinus Luther sagte auff eine zeit also, Von Adam her haben die Leute Gottes gaben genossen, gessen, getruncken, gekleidet, gebawet, vnser vorfaren, vnd so vor vns gewesen seind, haben auch alle also gethan, noch haben sie es noch nicht alles auffgeessen, noch ausgetruncken, vernützet zum baw vnd kleidung, sonder vns gnug gelassen. Also werden wir dieses alles auch gebrauchen, Vnd selig ist der dieser wol gebrauchet, vnd dennoch werden wir vnsern nachkommen allen auch gnug lassen, Denn Gott hat mehr, denn er je vergab.

Charlotte von Ahlefeld.

Charlotte Sophie Louise Wilhelmine von Ahlefeld, geborene von Seebach, ward am 6ten December 1781 auf dem Rittergute Stedten bei Weimar geboren und äußerte schon in frühester Jugend eine vorherrschende Neigung, sich in der Einsamkeit mit Lectüre zu beschäftigen. Schon in ihrem zehnten Jahre hatte sie Mehreres niedergeschrieben, das, als es Göthen mitgetheilt wurde, diesen zu der Aeußerung veranlaßte, sie berechtige zu großen Erwartungen. Um ihre kleine Bibliothek zu vermehren, überließ sie ihren ersten Roman einem Buchhändler; doch verharrte sie dabei in strenger Anonymität, welche die eben so geistreiche als bescheidene Frau bei der Mehrzahl ihrer Schriften im Allgemeinen zu behaupten strebte, was ihr jedoch bei dem allgemeinen Beifall, den dieselben, vorzüglich unter dem weiblichen Publicum fanden, nicht gelang. Sie vermählte sich am 21. Mai 1798 mit dem Herrn von Ahlefeld, einem holsteinischen Gutsbesitzer, und ward in dieser Ehe Mutter mehrerer Söhne. Seit geraumer Zeit lebt sie abwechselnd in Weimar und im Holsteinischen, die Sommerzeit gewöhnlich zu Reisen benutzend.

Bis jetzt ist Folgendes von ihr, meist anonym oder pseudonym, im Drucke erschienen:

Liebe und Trennung. 1797.
Marie Müller. 1799. N. A. Schleswig, 1814.
Einfache Darstellungen aus dem menschlichen Leben. 1799.
Die Bekanntschaft auf der Reise. 1801. 2 Bde.
Liebe und Entsagung. 1805.
Therese. 2 Thle. 1805.
Luise und Mailand. 1807.
Gedichte von Natalie. 1808.
Die Stiefsöhne. 1810.
Briefe auf einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Sommer 1808. 1810.
Klosterberuf. 1812.
Rose. 1812.
Franziska und Aenneli. 1813.
Myrthe und Schwert. 1819.
Erna. Kein Roman. 1820.
Der Mohrenknabe. 1821.
Gesammelte Erzählungen. 2 Bde. 1822.
Friedchen. 1823.
Der Bote von Jerusalem. 1823.
Klara. 1825.

Felicitas. 1825.
Die Sicilianerin. 1825.
Die Kokette. 1826.
Gedichte. Weimar, 1826.
Amadea. 1827.
Das Römhildstift. 1829. u. s. w. Außerdem einzelne Erzählungen, Aufsätze und Gedichte, in mehreren Jahrgängen von Becker's Taschenbuch, dem Taschenbuch für Liebe und Freundschaft, der Urania, Penelope, dem Morgenblatt, St. Schütze's Wintergarten, der Zeitung für die elegante Welt, dem Kranze, den Schmetterlingen, der Iduna (in Letzteren gemeinschaftlich mit Wilhelmine Willmar) u. s. w.

Frau von Ahlefeld ist, wie bereits bemerkt wurde, eine sehr beliebte deutsche Schriftstellerin. Ein richtig beobachtender Blick, Kenntniß des Lebens und seiner Verhältnisse, eine angenehme und fließende Erzählungsweise, ein reiner, gebildeter Geschmack und ein correcter, gewandter und gefälliger Styl zeichnen ihre Leistungen vortheilhaft aus. Sie kennt genau die ihr zu Gebote stehenden Mittel und wagt nie andere Stoffe zu behandeln als solche, die sie vollkommen beherrscht; deßhalb bewegen sich auch fast alle ihre Gebilde nur in den Lagen des gewöhnlichen Lebens, und sie beschwört vorsichtig nie Geister herauf, welche sie wie Göthe's Zauberlehrling nicht wieder zu bannen vermag. — Ihre Phantasie dagegen ist nicht sehr reich ausgestattet und mehr angebildet als angeboren; dies offenbart sich besonders in ihren Gedichten, welche zwar in Hinsicht auf die Form größtentheils tadellos, aber selten dem Gegenstande, den sie behandeln, angemessen, tief, warm und begeisternd sind. Unter ihren vielen Romanen möchte „die Kokette" als der einzige verfehlte zu betrachten seyn, weil sie sich sowohl in der Wahl des Stoffes vergriff, als auch den Unterschied zwischen kokett und intrigant nicht zu erkennen wußte. Alle Uebrigen sind dagegen, vorzüglich jüngeren Frauen, als eine angenehme und bildende Lectüre sehr zu empfehlen; denn ein streng sittliches Streben, gesunde Aufklärung, der es nicht an wahrer Frömmigkeit fehlt, und eine wahre und naturgemäße Auffassung des Lebens und der Welt herrschen in denselben vor. Leider beschränkt uns der Raum auf wenige Proben.

Die Erscheinung *).

Ist's Dein Schatten, der mit lindem Wehen
Leise oft und flüsternd um mich schwebt,
Daß mir ahnungsvoll das Herz erbebt,
Und ich wähne, selber Dich zu sehen?

Deinen Körper birgt das dunkle Grab;
Doch in lichte, höh're Regionen,
Unter Engeln schwesterlich zu wohnen,
Schwang der Geist sich, welchen Gott Dir gab.

Sollt' er liebevoll Dir wiederkehren,
Weil er weiß, wie bang ich Dich entbehrt?
Weil mein Herz, von Sehnsucht still verzehrt,
Sich des herben Grams nicht kann erwehren?

O gieb Antwort mir auf diese Frage,
Denn Dein nachtumhülltes Schattenbild,
Ohne Deine Rede, süß und mild,
Weckt nur inniger der Wehmuth Klage.

Sprich, wie sonst, mit freundlichem Vertrauen,
Das Dich wiederum mir näher bringt.
Ach! der Schmerz, der bebend mich durchdringt,
Löst sich sonst in schauerliches Grauen.

„Fasse Muth, und hebe ohne Thränen
„Deine Blicke liebend zu mir auf!
„Um zu lindern Dein unendlich Sehnen,
„Stieg ich aus der Schattenwelt herauf.

„Sieh, ich bin noch — nimmer kann vergehen,
„Was in reiner Unschuld einst gelebt,
„Und verlöscht in wonnevollem Wehen
„Wird der Schmerz, der irdisch uns durchbebt.

„Warum klagst Du, daß ich früh gesunken
„In der Erde kühlen Mutterschooß?
„Vom Entzücken höh'rer Sphären trunken
„Ist der Himmel Wonne nun mein Loos.

„Denn in Staub zerfallen ist die Hülle,
„Die so schmerzvoll meinen Geist umwand;
„Doch ihm selbst belohnt des Leidens Fülle
„Jetzt mit ew'ger Ruh' ein beßres Land.

„Daß ich noch Dir tröstend wiederkehre,
„Ist der Freundschaft Werk, die fest und rein
„Uns vereinigte, und sieh! ich ehre
„Ihr Gebot auch noch im bessern Seyn.

„Scheiden muß ich, aber stillen Frieden,
„Statt der bangen Sehnsucht, nimm von mir.
„Wiedersehen ist uns einst beschieden;
„Denn des Lebens Fackel löscht auch Dir.

„Ruhig sieh zu meiner Gruft hinab;
„Denn der Menschheit edelste Gefühle
„Werden nicht zu Staub im tiefen Grab —
„Fest bestehn sie noch am letzten Ziele."

*) Aus: Ch. von Ahlefeld, Gedichte. Weimar, 1826.

Des Schiffers Braut am Meere.

Es braust der Sturm — mit schaumbedeckten Wellen
Erhebt sich rauschend das erzürnte Meer,
Und nur der Blitze Feuerstrahlen hellen
Der Dämm'rung Nebel grausend um mich her.

Dort in der Hütte mir ein Obdach wählen
Möcht' ich so gern, doch ach, der nasse Blick
Schaut, um mit Schreckensbildern mich zu quälen,
Nach dem empörten Element zurück;

Und kann die Schauerscene nicht verlassen,
Die das Gemüth mit schwarzer Ahnung füllt,
Denn des Geliebten fernes Schiff umfassen
Die Wogen tobend, rings von Graun umhüllt.

Und doppelten Gefahren Preis gegeben,
Dem Drohn des Himmels und der Wellen Wuth,
Geht jetzt vielleicht sein ewig theures Leben
Vernichtet unter in der tiefen Fluth.

Entsetzen faßt mich — Nebelschleier schwanken
Wie düstrer Flor vor meinem Angesicht.
Mein Herz steht still — es schwinden die Gedanken —
Und rings umher verbleicht der Hoffnung Licht!

Ihr Mächte dort, in jenen fernen Höhen,
Die Ihr den Sturm zu uns herab gesandt,
O laßt sein Schiff nicht scheiternd untergehen —
Zeigt, Rettung bietend, ihm ein sichres Land!

Und sendet in die drohenden Gefahren
Des Glaubens lichten morgenrothen Strahl,
Laßt ihn den Muth im Busen fest bewahren
Und lindert hülfreich der Erwartung Qual.

Doch — ist des Todes Loos ihm schon gefallen,
So löscht auch mir des Daseyns goldnes Licht.
In ihm nur lebt' ich — mit ihm will ich fallen —
Die ganze Welt reizt ohne ihn mich nicht!

Dora's Abendlied.

Still tritt der Mond in weiter Himmelsferne
Aus des Gewölkes nachtdurchwebtem Flor
In goldner Reinheit schimmernd jetzt hervor,
Umgeben von dem hellen Chor der Sterne;
Ihn, den ich mir zum Freunde auserkohr,
Ihn, dem ich klagte, was ich längst verlor,
Begrüßt mein Blick in stiller Nacht so gerne.

Er leuchtet freundlich mir statt aller Kerzen,
Strahlt leisen Trost in die beklomm'ne Brust
Und schenkt in Thränen mir der Wehmuth Lust.
Wer nimmt des Kummers Last von meinem Herzen,
Wer hat um ihren Umfang je gewußt? —
Ach — tief verschlossen in der wunden Brust
Ist all' mein Weh — sind alle meine Schmerzen.

Du, den ich längst nicht mehr zu nennen wage,
Und dessen Bild mich dennoch stets umschwebt,
Du, der im Innern meines Herzens lebt,
Wo ich nur Dich, und Gram und Sehnsucht trage,
O wenn Dein Blick hinauf zum Himmel strebt,
Und holde Träume Dir der Mondschein webt,
So denk' auch Du an unsres Glückes Tage!

Sie sind dahin — in weite Ferne bannte
Von Dir getrennt mich grausam mein Geschick.
Erloschen ist in Thränen nun der Blick,
In dem sonst Muth und Hoffnung lodernd brannte.
Der ersten Liebe namenloses Glück
Rief meines Schicksals Stimme ernst zurück,
Eh' ich des Lebens vollen Werth erkannte.

Seitdem verhüllt in ihrem schwarzen Schleier
Die Schwermuth mir die weite offne Welt;
Des Himmels hehres, sternbesä'tes Zelt,
Des Mondes Glanz, der oft in stiller Feier
Der Nächte ödes Dunkel mir erhellt
Und sehnsuchtsvoll die bange Brust mir schwellt,
Eröffnet nur mein Herz der Wehmuth freier.

Ist mir auf ewig jenes Glück verschwunden?
Ist schmerzliches Entbehren nur mein Loos?
Und wird allein des Grabes finstrer Schooß
Mich schützen vor des Leidens bittern Stunden,
So reiße schnell mich von dem Leben los,
Willkomm'ner Tod! denn in der Erde Schooß
Verbluten sanft des Herzens tiefe Wunden.

Entzauberung.

So hatten leere Träume mich begeistert
Und meinen Busen ahnungsvoll geschwellt?
Vom falschen Schein der Täuschung übermeistert,
War trügerisch das Daseyn mir erhellt? —

Im Rosenlicht des schönsten Wahnes strahlte
Der Frühling mich in hellern Farben an,
Und himmlisch lächelnde Gestalten malte
Die Phantasie auf meine Jugendbahn.

Da liebt' ich noch der Freiheit weite Räume,
Des eignen Willens ungebeugte Kraft,
Vertieft in süße ahnungsvolle Träume,
Noch unbekannt mit mächt'ger Leidenschaft.

Doch als ich erst den Glanz der Welt gesehen,
Schien in des Herzens dunklem Chaos mir
Ein heller Lichtstrahl schimmernd aufzugehen,
Und andre Wünsche winkten mir in ihr.

Bedeutend mit geheimnißvollem Weben
Sprach die Natur in stiller Regsamkeit
Tief an mein Inn'res, das mit reinem Streben
Zum Eigenthume sich ihr treu geweiht.

In jedes Stromes sanft bewegter Welle
Erblickte ich des Himmels Strahlenbild,
Harmonisch flüsterte die klare Quelle,
Und rosig schien das Daseyn mir und mild.

Im jungen Grün der Fluren und der Haine
Umwehte mich der Hoffnung Zaubergruß,
Und in des Mondes spätem Silberscheine
Berührte Ahnung mich mit Geisterkuß.

Doch — — sie ging unter, jene warme Sonne,
Die glänzend einst die Erde mir verklärt;
Entfloh'n ist jedes Vorgefühl der Wonne —
Die Welt ist nicht mehr meiner Wünsche werth.

Und er erlosch, der fest bewahrte Glaube
An Lieb' und Treue und an reines Glück;
Er wurde der Erfahrung bald zum Raube,
Und floh ins Reich der Phantasie zurück.

Der Schleier sank — und meine goldnen Träume
Zerflossen bleich in trüben Nebelduft —
Die Ahnung schwebte auf in höh're Räume,
Ich senkte ernst die Hoffnung in die Gruft.

Der Frohsinn wich — auf seinen bunten Schwingen
Nahm er des Muthes reiche Fülle mit,
Der immer träumt von fröhlichem Gelingen,
Wenn auch sein Fuß in herbe Dornen tritt.

Und unaufhaltsam schwanden jene Zeiten,
Als mir die Welt ein holdes Eden schien;
Ach! mußten sie mit ihren Seligkeiten
So unerbittlich mir vorüber ziehn?

Nichts ist von jenem Eden mir geblieben
Als des Bewußtseyns unbeflecktes Glück;
Des Truges Schatten kann ich nicht mehr lieben,
Doch blick' ich ruhig in mich selbst zurück.

Und darum trage jede Lebensblüthe
Für mich nur der Entsagung bitt're Frucht —
Lebt doch ein Trost mir flammend im Gemüthe,
Der nicht verschwindet mit der Zeiten Flucht.

Schilderung des Klosters der Elisabethinerinnen in Prag.

Der Kanzler hatte indeß die Unterhaltung des heutigen Tags geordnet. Sie wollten ihn damit beginnen, das Elisabethinerinnen-Kloster zu besehen, das für Amadea, welche noch nie eine klösterliche Schwelle betreten, einen ganz eigenen, schauerlichen Reiz der Erwartung erregte, der, indem sie ihn freimüthig äußerte, den übrigen, weit tiefer gehenden Wallungen ihres Herzens zum verbergenden Schleier diente.

Sie fuhren hin, und während sie in der Vorhalle des großen, stillen Hauses auf die Erlaubniß der Oberin, einzutreten, warten mußten, belehrte Theobald Amadeen flüchtig, daß dieser Orden, nach dem Vorbild seiner Schutzpatronin, der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, sich der Krankenpflege und der Wohlthätigkeit widme, und es zu dem hauptsächlichsten Zweck seines Wirkens mache, das menschliche Elend, das in so vielfachen Gestalten durch körperliche Leiden den Druck der Armuth und des Mangels hienieden noch erschwert, bei Hülflosen und Verlassenen aus christlicher Liebe und mit der höchsten Selbstverläugnung und Barmherzigkeit zu lindern.

Obgleich die Elisabethinerinnen in Prag nach dem hinterlassenen Gebot der Gräfin Caroline von Schönkirch, welche ihr Kloster stiftete, strenge Clausur haben, und nur innerhalb ihrer Mauern Kranke pflegen, nicht aber außerhalb derselben, wie ihnen an anderen Orten gestattet ist, sich diesem ehrwürdigen Geschäft widmen dürfen, so hat doch ihr Leben eine weit weniger beschränkte Tendenz, als das anderer Schwesterschaften hier, zum Beispiel, die der Carmeliterinnen von der strengen Observanz, welche nach der unbeugsamen Härte ihrer Gesetze in steten Gebeten und Meditationen von der ganzen Welt abgeschieden sind, und Niemand den Zutritt zu sich gestatten, ja selbst ihre nächsten Verwandten nur einmal im Jahr hinter einem Gitter, und auch da nicht unbeobachtet und mit unverschleiertem Angesicht, sehen dürfen.

Das selbst von der größten Demuth und Bescheidenheit bei ihrem Streben unzertrennliche Bewußtseyn, die Summe der schmerzlichsten Noth durch ihren Beistand zu mindern, giebt den Elisabethinerinnen, durch welche herbe Opfer sie es auch erkaufen, den heiteren Muth, der auch das Schwerste überwindet, und eine immer wache Thätigkeit, die alles, was sie leistet, im Glauben und Vertrauen auf Gottes Beistand vollbringt, entfernt jeden Schein von düsterer Schwermuth oder Schwärmerei, zu dem die sich so leicht hinneigen, die nicht in dem Nutzen, den sie stiften, sondern nur in müssiger Beschaulichkeit und Ertödtung ihrer Sinne den einzigen und wichtigsten Zweck ihres klösterlichen Berufs zu finden meinen.

Die Thür, die nach innen führt, öffnete sich. Eine Nonne ließ sie in ein großes Zimmer treten, das zum Empfang der Fremden bestimmt zu seyn schien, und das trotz des dunklen Holzwerks, mit dem es zum Theil getäfelt, und der verdüsterten Bilder, mit denen es behangen war, von der unübertrefflichsten Reinlichkeit, die ihren Wohnsitz in diesem Kloster aufgeschlagen hat, gleichsam glänzte. Nirgends im weiten Umfang des großen Gebäudes läßt sich auch nur die leiseste Spur

*) Aus: Ch. von Ahlefeld, Amadea, Weimar, 1827.

von Vernachlässigung, nirgends der geringste Staub finden, und selbst in den mit vielen Betten besetzten Sälen genießen die Kranken einer Luft, die so rein ist, als wehe sie im Freien.

Jetzt erschien die Oberin, eine sanfte, freundliche Frau, die — aus Sachsen gebürtig — einst Clara hieß, und jetzt Mutter Gabriele genannt wird.

Mit einer die Herzen ihrer Untergebenen fesselnden Güte, die jedoch nicht ohne jenen würdigen Ernst ist, der die strengste Pflichterfüllung fodert, leitet sie die Geschäfte der sechs und vierzig Nonnen, welche nebst acht Laienschwestern unter ihr stehen, und die höchste Ordnung und Zweckmäßigkeit der Eintheilung macht, daß im Ganzen, so wie im Einzelnen, nach dem Maaßstab gewöhnlicher Kräfte berechnet, fast Unmögliches geleistet wird, ohne daß dabei irgend ein störendes Geräusch, eine unruhige Hastigkeit des Ganges und der Bewegungen, oder sonst ein scheinbares Treiben und Eilen vermuthen läßt, daß der Druck mühevoller Anstrengungen auf den Schultern der frommen Schwestern ruhe.

Im Refectorium sowohl, als im Zimmer der Oberin hängen gedruckte Tafeln, auf welchen die Geschäfte eines jeden Tages in der Woche stündlich ausgetheilt und bezeichnet sind. Die Namen der Nonnen, welche sich diesen Arbeiten unterziehen müssen, sind daran befestigt, und so weiß jede, ohne zu irren, oder durch vielen Wortwechsel die edle Zeit zu vergeuden, auf das bestimmteste, was ihr in dieser Woche zu thun obliegt.

Der Geist der Liebe, der Eintracht und der Milde scheint auf diesem Hause und seinen Anordnungen zu ruhen; nur auf die sanfteste Art werden Befehle ertheilt und angenommen, und kein rauhes, scheltendes Wort, kein mißvergnügter, zürnender Laut erklingt in diesen Mauern, und beleidigt das Ohr, es durch den Mißton des Unfriedens und der Zwietracht verletzend.

Nichts aber gleicht der aus der innersten Anerkennung, aus der herzlichsten Liebe hervorgehenden Ehrerbietung, mit der die Schwestern ihrer Oberin begegnen. Jede scheint von dem Gefühl der wärmsten Ergebenheit durchbebt, wenn sie ihr naht, und der Handkuß, mit welchem sie von ihnen begrüßt wird, ist keine leere Form gehaltloser Höflichkeit, von der das Herz nichts weiß, sondern der Ausdruck der wahrsten, innigsten Verehrung, die eines äußeren Zeichens bedarf, um sich auszusprechen.

Die Oberin führte ihre Gäste umher, ihnen die Einrichtungen und Anstalten des Klosters zu zeigen, und überall fanden sie Veranlassung, die unbeschreibliche Sauberkeit, Ordnung und Zweckmäßigkeit derselben zu bewundern.

Amadea hielt sich bald so nahe wie möglich zu der würdigen Frau, die sich mit unverkennbarem Wohlwollen ebenfalls zu ihr hingezogen fühlte, und jede ihrer Fragen mit unermüdeter Gefälligkeit beantwortete. Sie sagte ihr, daß ein vierjähriges Noviciat dazu gehöre, um das feierliche, unwiderrufliche Gelübde ablegen zu dürfen, das alsdann für das ganze übrige Leben sie verpflichtet.

In diesem Zeitraum, setzte sie hinzu, ist jede der Schwestern im Stande, den Umfang ihrer Verantwortlichkeit kennen zu lernen, um sich zu prüfen, ob sie Stärke genug besitzt, unseren ernsten, oft schweren Beruf zu erfüllen.

Das erste Jahr erlaubt ihnen noch den Verkehr mit der Welt, damit freie Wahl und ungehinderte Vergleichung den Entschluß ihrer Zukunft bestimme. Wir betrachten die Novizen als unsere Schülerinnen, und theilen ihnen die nöthigen Kenntnisse mit, deren stete Uebung eine Pflicht dieses Ordens ist. Wie früh aber auch immer das begehrte Noviciat begonnen hat, so dürfen sie doch erst *nach* dem vier und zwanzigsten Jahre den *schwarzen* Schleier empfangen, durch den — wenn er einmal mit dem *weißen* vertauscht ist — die, die ihn trägt, der Welt und ihren Freuden ein ewiges Valet sagt.

Die Säle, wo sich die mit schweren Krankheiten Behafteten befinden, werden aus Furcht vor Ansteckung den Fremden nicht gezeigt; aber ein anderer, den die Oberin ihnen öffnete, in welchem ohngefähr sechszehn Frauen lagen, gab ihnen einen klaren Begriff von der wohlthätigen Sorgfalt und Pflege, welche diese Unglücklichen hier genießen.

Es ist nicht möglich, daß das mitleidige, weibliche Gemüth im steten Umgang mit den schmerzlichsten Leiden, die oft nicht zu heilen, kaum zu lindern sind, sich den Frohsinn erhalten kann, der ihm vielleicht angeboren war; denn er läßt sich nicht mit diesem immerwährenden, jammervollen Anblick, und mit der Erfüllung so schwerer Obliegenheiten vereinigen. Aber ein liebevoller Ernst, und jene stille Heiterkeit, die aus dem Bewußtseyn treu geübter, obgleich sauerer Pflicht, wie eine schöne Blume aus dunkler Erde sproßt, macht gleichsam den Grundton im Charakter dieser ehrwürdigen Nonnen aus. Ihre unerschöpfliche Geduld und Fürsorge reicht dem Kranken jede Hülfe, jeden Trost, während ihre sanften Ermahnungen, verbunden mit der Kraft des Beispiels, streben, die Gemüther ihrer oft verwilderten, zum Theil gesunkenen Pfleglinge zu einer edleren Richtung zu vermögen, und sie zu dem empor zu heben, von dem, wo *irdischer* Beistand nicht mehr ausreicht, der *ewige* kommt, der alle Schmerzen beruhigt.

Die größte Reinlichkeit und Ordnung herrschte auch hier. Hoch und luftig ist der Raum, wo die verschiedenen Grade körperlicher Leiden, die beginnende, so wie die fortschreitende Genesung, die nur noch durch tiefe, der Stärkung bedürfende Ermattung an die überstandene Krankheit mahnt, ein rührendes Bild menschlicher Gebrechlichkeit und Schwäche, zugleich aber auch menschlicher Kraft und Selbstüberwindung im Hülfeleistien vor das Auge des Beschauers stellt.

Liebe, Dankbarkeit und den Segen des Himmels herabflehende Blicke strahlen von jedem Gesicht, wenn eine der Nonnen sich den Krankenlagern nähert, und mit dem sanften Ton wahrer Theilnahme nach dem forscht, was wohl eben für den Augenblick nöthig seyn möchte, oder auch, durch inneren Tact geleitet, ohne zu fragen, verrichtet, was zur Erleichterung der Leidenden dienen kann.

Obgleich mit ächt christlicher Toleranz Kranke aller Confessionen aufgenommen werden, so lange noch eines der im Kloster befindlichen dazu bestimmten sechszig Betten frei ist, so haben doch die, die sich zur katholischen Religion bekennen, den Trost täglicher Erbauung vor den Anderen voraus, da sich an dem einen Ende des Saals ein Altar befindet, an welchem täglich Messe gelesen wird. Indeß ist es denen, die zu einer anderen Kirche gehören, unverwehrt, sich von Geistlichen ihres Glaubens besuchen zu lassen, und sich mit ihnen zu unterhalten.

Die Apotheke, ebenfalls weiblichen Händen anvertraut, und musterhaft von ihnen verwaltet, ist ein Beweis, daß die Ausübung dieser schweren Kunst nicht eben bloß ein Eigenthumsrecht des stärkeren Geschlechts zu seyn brauchte, um — wie es hier nach dem Urtheil sachkundiger Männer der Fall ist — in der höchsten Vortrefflichkeit zu bestehen, ja, es würde sogar eine mit mancher parteiischen Anordnung des bürgerlichen Lebens versöhnende Billigkeit seyn, wenn auch außerhalb der Klostermauern dieß halb und halb in das Fach der veredelten Kochkunst einschlagende Geschäft von Frauen betrieben werden dürfte.

Die Novize, der man die Fähigkeit zutraut, Latein, Kräuterkunde, Chemie u. s. w. gründlich wissen zu können, muß, wenn sie in diesen Wissenschaften auf das sorgfältigste unterrichtet ist, in einer Stadtapotheke einen Cursus durchmachen, und wird dann, wenn sie gewissenhaft geprüft, und für geschickt genug dazu erklärt worden ist, als Gehülfin der bereits ins praktische Leben eingeweihten Klosterapothekerin aufgenommen, um unter ihrer Obhut und unter der Aufsicht eines Arztes, der täglich die Kranken besucht, und die Recepte schreibt, diese mit der pünktlichsten Genauigkeit zu bereiten, damit, wenn zu dem Erlernen noch Erfahrung und Gewandheit hinzukommt, sie dereinst im Stande ist, als Nachfolgerin ihrer Vorgesetzten diesem so wichtigen Amte vorstehen zu können.

Obgleich nur Kranke ihres eigenen Geschlechts in dieses Kloster aufgenommen und verpflegt werden (eine Regel, von der die frommen Schwestern bloß in den Kriegsjahren 1813 und 1814 theilweise abwichen, indem Mitleid mit den hülflosen Verwundeten, die das nahgelegene Hospital nicht alle versorgen konnte, sie bewog, die, welche sich, um Beistand flehend, zu ihnen hintragen ließen, oder selbst noch zu kommen vermochten, wenigstens zu verbinden, und mit Arzeneien und zweckmäßigen Speisen zu versehen), so ist doch übrigens Männern, wenn sie die Oberin um Erlaubniß dazu bitten, eben sowohl als Frauen, gestattet, das Kloster zu betreten, um sich mit seinen Einrichtungen bekannt zu machen. Auch verweigert keineswegs eine unzeitige Prüderie den Kranken die erfreulichen Besuche ihrer Männer, Brüder oder Freunde, weil die guten Nonnen glauben, eine sanfte Befriedigung des sehnenden Gemüths trage eben so wohlthätig zur Wiederherstellung bei, als das wirksamste Mittel, das die Medizin zu reichen vermag.

Mutter Gabriele zeigte ihnen noch durch das enge Gitter des Chors die von Vielen besuchte Kirche, die aber die Elisabethinerinnen selbst, vermöge ihrer Clausur, nicht während des Gottesdienstes betreten dürfen. Sogar beim Genuß des Abendmahls reicht ihnen der Priester das heilige Sacrament durch die geöffnete Thür, die in ein zu Andachtsübungen bestimmtes Zimmer führt, wo sie, ohne weiter gesehen zu werden, es empfangen. Fünfmal täglich, und zwar schon von früh vier Uhr an, sind sie verpflichtet, sich zu gemeinschaftlichem Gebet zu versammeln — die übrige Zeit wird von der Menge ihrer regelmäßig geordneten Geschäfte hingenommen, so daß, weit entfernt von aller Langenweile, die Tage ihnen wie ein stiller Traum verschwinden, und leise und unvermerkt zu Jahren werden, die sie sanft zu dem Ziele hinführen, das im Geräusch des Weltlebens der Mensch nur noch herben Kämpfen, und von Stürmen erschüttert, erreicht.

Amadea fühlte sich von allem, was sie hier sah und hörte, auf das tiefste bewegt, und ihre leicht erregte Fantasie war ergriffen von den Bildern, die sie auf diesem ihr so romantisch scheinenden Boden hervorrief, und die mit feierlichem Ernst, mit leiser Mahnung, mit rührender Wehmuth zu ihrem Innern sprachen.

Die katholische Religion hat durch manche ihrer Lehren und Gebräuche für ein Gemüth, das noch in den ersten Flammen der Jugend und des Gefühls lodert, etwas unbeschreiblich Anziehendes und Hinreißendes. Kunst und Poesie umstrahlen sie mit warmem Schimmer, und verleihen ihnen eine Anschaulichkeit und eine Glorie, die die Sinne anregt, und das Gemüth zu schwärmerischem Aufschwung empor trägt, während in der protestantischen Kirche das Denken das Uebergewicht über die Kindlichkeit der Empfindung errungen zu haben scheint, und ihre streng geläuterte Geistigkeit das religiöse Leben oft frostig erkältet.

Während die Männer einige Gemälde auf den Kreuzgängen betrachteten, welche das Kloster in Zeiten, wo es noch nicht, wie jetzt, durch so manchen Verlust bedrängt, und in seinen Ausgaben auf das Nothwendigste beschränkt war, aus dem Nachlaß der Jesuiten gekauft hat, führte Mutter Gabriele Clementinen und Amadea in ihre Zelle, die groß, hell und freundlich, durch die halb vergitterten Fenster eine weite Aussicht auf den Wischehrad und die rasch dahin eilende Moldau gestattet.

Man erblickt, wie in jeder anderen Zelle, nur einfaches Geräth, wie es das dringendste Bedürfniß erfodert, in diesem Gemache. Manch Liebeszeichen der Erinnerung an den Wänden, aus kleinen Bildern, Stickereien und ähnlichen Pfändern des Andenkens bestehend, und vermuthlich von Verwandten und werthen Freunden beim ewigen Scheiden von der Welt ihr mitgegeben, mahnt indeß wohl in einsamen Stunden die würdige Frau an die Vergangenheit, die hinter ihr liegt, wie ein dämmerndes Gefilde, auf dessen verblühtem Boden sie muthig vorwärts strebt, der aufgehenden Sonne entgegen, die von dem Jenseits herüberstrahlt, das vielleicht bald ihre Seele empfangen wird.

Ach! wer einem so edlen Zweck sein Daseyn widmen dürfte! rief Amadea schwärmerisch ergriffen aus, indem sie sich mit Thränen in den Augen in die Arme der Oberin warf. Doch diese, die mit dem Taubensinn der frommen Einfalt auch jene Weltklugheit verband, die der innere Tact für's Schickliche entwickelt, las schnell in Clementinens ernstem, bekümmertem Blick eine leise Mißbilligung dieser Aufwallung, und zu edel, um eine momentane Schwäche zum Proselytenmachen zu benutzen, strebte sie das tief erschütterte Mädchen auch auf die Schattenseite des Berufs aufmerksam zu machen, den zu ergreifen, ihr offenbar so wünschenswerth schien.

Ich glaube wohl, mein liebes Fräulein, sagte sie, daß der Ueberblick unserer Anstalt einen wohlgefälligen und anziehenden Eindruck auf den Beschauer hervorzubringen vermag; denn jeder Besuch überhäuft uns mit Lobsprüchen, die wir ruhig hinnehmen, da unser Bewußtseyn uns sagt, daß wir sie theuer erkaufen. Ich erkenne es als einen besondern Vorzug meiner Religion, daß in ihr die Barmherzigkeit Häuser, wie dieses, stiftete, wo diejenigen meines Geschlechts, die sich zum ehelosen Stande erkohren fühlen, auf eine verdienstliche Art ihr Scherflein zum allgemeinen Besten beitragen, und im Geiste unseres göttlichen Mittlers handeln dürfen, der ja auch sich selber zum Opfer brachte, um der Menschheit wohl zu thun. Aber nicht leicht ist dieser Beruf; nur Wenige haben von Gott den Grad der Selbstverläugnung empfangen, der dazu gehört, um unsere Bestimmung zu erfüllen. Denn das Wort: Krankenpflege umfaßt gar viel, und gar schweres, wozu unser Muth und unsere Kraft oft nicht ausreichen würde, wenn nicht von Oben die Gnade des Herrn uns unterstützte.

Es ist nicht damit gethan, fuhr sie fort, den unserer Sorgfalt Anvertrauten das reinliche Kissen aufzuschütteln und zurecht zu legen, auf das wir ihre Häupter gebettet haben — ihre dürren Lippen mit einem Labetrunk zu erfrischen, oder in sauber blinkendem Löffel ihnen die heilsame Medicin zu reichen. Was der Ekel nur immer Schauderhaftes und Abstoßendes umfaßt, wird uns als tägliche Uebung in der Selbstüberwindung geboten. Die niedrigsten Dienste, vor denen oft das Gefühl zurückbebt, und die Hand in unfreiwilliger Weigerung erzittert, müssen als strenge Foderung der Nothwendigkeit von uns betrachtet und verrichtet werden, und diese Reinlichkeit, die Ihnen wohlgefällt, und die wir für das erste Erforderniß des Gedeihens bei Kranken und bei Gesunden halten — sie geht nur aus dem unaufhörlichen Kampf mit der höchsten Unreinlichkeit hervor, und so lachend ihr Gesammteindruck auch seyn mag, so wahrhaft empörend für einen einigermaßen fein organisirten Sinn sind oft die Einzelnheiten, die wir überwinden müssen, um ihn hervorzubringen.

Man schickte sich jetzt zum Fortgehen an; doch so genau und aufmerksam sie sich auch allenthalben umgesehen hatte, so konnte doch Amadea den Gedanken nicht ertragen, zum ersten und zugleich zum letztenmal in diesem Tempel des mildesten Erbarmens gewesen zu seyn. Sie bat daher Mutter Gabriele um die Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen, und diese ertheilte sie ihr auf eine Weise, die das liebevollste Wohlwollen ausdrückte.

Heinrich Albert (Alberti)

ward am 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren und studirte die Rechte zu Leipzig; beschäftigte sich aber vorzugsweise mit der Musik. — Nachdem er eine geraume Zeit in Dresden verlebt, kam er 1626 nach Königsberg, wo er 1631 Organist ward. Er starb daselbst am 6. October 1668 im 65. Jahre seines Alters. Seine eigenen Lieder, so wie die seiner Freunde, vorzüglich Dach's und Roberthin's, pflegte er in Musik zu setzen und so herauszugeben. Sie erschienen in folgenden Sammlungen:

Arien u. s. w. Königsberg, 1638—50. 8 Thle. in Fol. Neue Auflage. Leipzig, 1657. in 4.

Musikalische Kürbshütte. Königsberg, 1651. Fol.

Poetisch-musikalisch Lustwäldlein. Königsb. 1652. Fol. N. A. Leipzig, 1657. —

A. war ein von seinen Zeitgenossen mit Recht sehr geschätzter lyrischer Dichter, von dem sich Manches bis auf unsere Zeit erhalten hat. — Klarheit, gesunder Verstand, eine heitere Lebensansicht, Einfachheit, eine angenehme und wohllautende Sprache und ein fließender und gut geordneter Versbau zeichnen seine Leistungen höchst vortheilhaft aus zu einer Zeit, wo Uebertreibung, Manier und Seichtigkeit anfingen, sich der, eben nach Regeln behandelten, deutschen Poesie zu bemächtigen.

Folgende Proben werden unser Urtheil bestätigen.

Amor im Tanz.

Junges Volk, man rufet Euch
Zu dem Tanz hervor.
Auf, es spielet schon zugleich
Unser ganzes Chor.
Wer nur Lust zu tanzen hat,
Stelle sich hier ein;
Tanze, bis er Tanzes satt
Und begnügt mag seyn.

Wisset aber, daß sich hab'
Hier auch eingestellt
Amor, der berühmte Knab'
Auf der weiten Welt:
Amor, der viel Possen macht
Und sich nur ergetzt,
Wenn er euch in Leid gebracht
Und in Noth gesetzt.

Er wird wanken hin und her,
Nehmet seiner wahr!
In den Augen ohngefähr
Wird er offenbar.
Drinnen der geschwinde Schütz
Seinen Bogen spannt,
Und euch, wie der schnelle Blitz
Trifft gar unbekannt.

Auf den Lippen wird er oft
Auch zu finden seyn
Und sich bei Euch unverhofft
Heimlich schleichen ein.
Durch der Worte Süßigkeit
Hat er seine Lust,
Euch zu stürzen nur in Leid
Schlau und unbewußt.

Händedrücken keiner trau!
Er ist's der es thut:
Er verbirgt sich so genau,
Quälet manches Blut,
Daß in Hoffnung wird geführt
Einer Schönen Gunst,
Die doch nicht die Hand gerührt —
Es war Amors Kunst.

So er nun durch seine Pfeil'
Euch verliebt gemacht,
Wird er lachen und in Eil
Geben gute Nacht.

Sehet zu, wie, wo und wann
Ihr dann Hülfe kriegt?
Der wird übel seyn daran,
Der verwundet liegt.

Morgenlied.

Gott des Himmels und der Erden,
Vater, Sohn, heiliger Geist,
Der es Tag und Nacht läßt werden,
Sonn und Mond uns scheinen heißt,
Dessen starke Hand die Welt
Und was drinnen ist, erhält.

Gott, ich danke Dir von Herzen,
Daß Du mich in dieser Nacht
Für Gefahr, Angst, Noth und Schmerzen
Hast behütet und bewacht,
Daß des bösen Feindes List
Nicht mein mächtig worden ist.

Laß die Nacht auch meiner Sünden
Jetzt mit dieser Nacht vergehn;
O Herr Jesu, laß mich finden
Deine Wunden offen stehn,
Da allein Trost, Hülf' und Rath
Ist für meine Missethat.

Hilf, daß ich mit diesem Morgen
Geistlich auferstehen mag
Und für meine Seele sorgen:
Daß, wenn nun Dein großer Tag
Uns erscheint und Dein Gericht,
Ich dafür erschrecke nicht.

Führe mich, o Herr, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort;
Sey und bleibe Du auch heute
Mein Beschützer und mein Hort;
Nirgends als von Dir allein
Kann ich recht bewahret seyn.

Meinen Leib und meine Seele
Sammt den Sinnen und Verstand,
Großer Gott, ich Dir befehle
Unter Deine starke Hand;
Herr, mein Schild, mein Ehr und Ruhm,
Nimm mich auf, Dein Eigenthum.

Deinen Engel zu mir sende,
Der des bösen Feindes Macht,
List und Anschlag von mir wende
Und mich hält in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh
Trage nach dem Himmel zu.

Höre, Gott, was ich begehre,
Vater, Sohn und heiliger Geist:
Meiner Bitt' mich, Herr, gewähre,
Der Du mich selbst bitten heißt;
So will ich Dich hier und dort
Herzlich preisen fort und fort.

Johann Baptist von Albertini

ward am 17. Februar 1769 zu Neuwied geboren und erhielt eine wissenschaftliche Bildung in den gelehrten Anstalten der Brüdergemeine zu Niesky und Barby. Er war ein Jugendfreund Schleiermachers, blieb aber der Gemeine treu und ward schon in seinem zwanzigsten Jahre Lehrer an eben denselben Instituten, in welchen er war erzogen worden. Hier verweilte er bis 1804 und beschäftigte sich vorzüglich mit den alten, so wie mit den orientalischen Sprachen, mit Mathematik und Botanik. Die Frucht der letzteren Studien war ein gemeinschaftlich mit L. v. Schweinitz herausgegebenes Werk: Conspectus fungorum in Lusatiae superioris agro Niskiensi crescentium etc. Lips. 1805, das sich einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte. Ferner lieferte er eine syrische Inschrift für das zur Feier des Völkerfriedens 1814 bei Barth in Breslau erscheinende Monumentum pacis. — Seit dem Jahre 1804 widmete er sich gänzlich dem Predigerberuf in den Brüdergemeinen zu Niesky, Gnadenberg und Gnadenfrei. 1821 ward er Mitglied der Direction der Brüderunität, nachdem er 1814 Bischof geworden. Seit 1824 übernahm er den Vorsitz in der Unitäts-Aeltesten-Conferenz und wirkte segensreich und heilbringend in weitem Kreise. — Er starb, von Allen, die ihn kannten, tief betrauert am 6. December 1831 zu Berthelsdorf bei Herrnhut, ein wahrer, echter Diener des göttlichen Wortes, eben so uneigennützig und wohlwollend als reich an Geist und Wissenschaft. —

Außer jenem botanischen Werke sind noch von ihm, jedoch ohne seinen Namen, erschienen:

Dreißig Predigten. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. (Ohne Druckort.) gr. 8. Es erschienen drei Auflagen davon in den Jahren 1805—1829.

Geistl. Lieder. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. 1. Aufl. Bunzlau, 1821; 2. A. Bunzlau, 1827. in 8.

Sechs und dreißig Reden an die Gemeine in Herrnhut, in den Jahren von 1818—1824 gehalten. Gnadau, 1832. 8.

Als geistlicher Liederdichter steht v. A. sehr isolirt da und kann weder mit anderen deutschen geistlichen Lyrikern verglichen, noch allein nach dem Charakter seiner Lieder beurtheilt werden, da ihm hier eine zu bestimmt abgemessene Bahn vorgezeichnet war, und es ihm vor allen Dingen darum zu thun seyn mußte, indem er zugleich den religiösen Forderungen seiner Glaubensverwandten genügte, ihnen bessere Gesänge als die bisher in den Brüdergemeinen üblichen zu schaffen. Aus den ersten Zeiten ihrer Gründung gab es noch eine Unzahl von Liedern, in welchen den allegorischen Spielen mit dem Glauben, den versinnlichenden Darstellungen der Lehre zur Ungebühr, oft auf eine höchst geschmacklose und, um nicht zu streng und verletzend Fehlgriffe zu beurtheilen, denen eine gute Absicht zu Grunde lag, wenigstens unschickliche Weise gehuldigt wurde. Vieles von dieser Neigung hatte sich bei Gesinnungen, auf welche die Zeit ihren Einfluß nur höchst langsam und unmerklich ausübt, wohl bei der Menge erhalten, manches Andere beruhte auf den religiösen Ansichten selbst und gehörte durch Form oder Auffassung wesentlich zum Ganzen, und es war daher dem Dichter eine schwere Fessel auferlegt, die ihn jedenfalls hinderte, sich frei zu bewegen, wenn er auch gleich auf der anderen Seite Vieles fand, was der Poesie als höchst dienstlich entgegentrat. In diesem beschränkten Kreise nun hat v. A. Meisterhaftes geleistet, und wir dürfen nicht mit ihm rechten, wenn wir auch hin und wieder die Form verletzt oder Ausdrucksweisen finden, welche uns fremdartig und seltsam erscheinen. Glühende Begeisterung für den Glauben, tiefes, echtes Gefühl, eine mitunter hinreißende Bildersprache, ein wahrhaft frommer Sinn, der nur Liebe und Versöhnung athmet, sind ein schöner Schmuck dieser Gesänge und beurkunden den glücklichen Beruf ihres Verfassers.

Eben so hoch, ja vielleicht noch höher steht v. A. als geistlicher Redner. Seine Predigten zeichnen sich durch Wahrheit, Einfachheit, Lebendigkeit, Frische, Wärme und Fülle der Empfindungen, Kenntniß des Lebens und seiner Verhältnisse, Tiefe der Beschauung, Kraft des Glaubens und eine jederzeit dem Gegenstande und der Versammlung höchst angemessene Sprache auf das Vortheilhafteste aus und verdienen nicht bloß in den Brüdergemeinen gelesen und geliebt zu werden.

Heilslied *).

Wer weckte doch vom Anfang den Gerechten?
wer rief ihm, daß er ging? wer gürtet' ihn,
der Heiden Länder friedlich zu durchziehn?
ihr Inseln, schweigt! ihr Völker, laßt uns rechten!
wer ruft die Menschen all' vom Anfang her?
„Ich bin's, der Erst' und Letzte!" spricht der Herr.

Ich klopfe sacht als Freund an Herzensthüren,
und ruf': „ich komme, seligs Herz, zu dir,
mein Abendmahl zu halten — öffne mir!" —
„Was steht am Markt ihr müßig? kommt euch rühren;"
tönt mein Weingärtnersruf um Mittagszeit
und früh und spät: „der Lohn ist längst bereit."

Dem Königssohn ist Hochzeit zubereitet:
„kommt, Lahme, Krüppel, Blinde, Groß und Klein —
nehmt's Hochzeitskleid! das Mahl soll euer seyn!" —
„Auf, in die Schranken! auf, ihr Männer, streitet!"
ruf' ich vom Kampfgericht: „noch ist es Zeit!
wer faßt die Krone der Gerechtigkeit?"

Die Inseln schweigen Dir, gewalt'ger Rufer!
Dein sind die Seelen alle: das sey fern,
mit Dir zu rechten! folgen wir dem Herrn
auf Abrams Pfade glaubensvoll zum Ufer!
uns trägt von da, ist's Werk in Gott gethan,
die letzte Fahrt in's ew'ge Kánaan.

Heilslied.

Einsam in der Felsenhöhle
wacht Elia der Thisbit:
still, mit ahnungsvoller Seele,
harrt er auf des Herren Tritt.
Es brausen vorüber gewaltige Winde,
die Felsen zerspalten in grausende Schlünde,
und Berge zerreißen: es tosen des Herrn
zerstörende Boten — doch Er ist noch fern.

Nach dem Sturme heult's in Lüften —
Land und Meer erbebt mit Macht:
furchtbar brechen aus den Klüften
Flammen durch die finstre Nacht.
Doch ruhig in Feuer und Erdbeben stehet
der Fürst der Propheten, vom Geiste durchwehet:
Er kennt als Vertrauter den Herrn Jehovah —
noch tobt die Verwüstung, noch ist Er nicht da.

Welch ein Wechsel! tiefe Stille
plötzlich rings in der Natur!
Auf, Elia, dich verhülle!
jetzt vernimmst du Gottes Spur.
Er eilet, das Antlitz im Mantel verborgen,
im sanften gelinden Gesäusel zu horchen
der Stimme des Kommenden: „betend verehrt
Dein Knecht Dich, Allmächtiger! rede, er hört!"

* * *

Schaut umher in die Zerstörung!
Winde rasen fürchterlich:
Schwerdt und Feuer streut Verheerung,
o Europa! über dich.
Es drehen sich blutige Kriegslegionen,
es stürzen die Hütten, es wanken die Thronen:
das Alte zerstiebet in flüchtigen Staub,
das Recht ist zertreten, es herrschet der Raub.

Kennet ihr des Rächers Finger?
Todesengel sendet Er
vor sich her: dem Weltbezwinger
beugt sich bebend Land und Meer.
Er Selber ist nimmer im Sturm und im Feuer:
sie künden nur an den allmächt'gen Befreier.
Durchglühe den Dichter, du heiliger Geist
der Weissagung! — hört, was sein Wehen verheißt!

Nach dem Sturme, nach dem Zittern,
nach der Flamme wildem Brand
kommt der Herr: Sein sanftes Wittern
säuselt über Meer und Land.

Dann hüllet euch ein vor des Heiligen Blicken,
und höret, ihr Völker! Er kommt zum Erquicken:
durch Trübsal geläutert bewahrt ihr das Glück —
die eiserne Zeit kehrt nimmer zurück.

* * *

Düster herrscht in deinem Herzen,
Sünder! falsche bange Ruh:
heimlich von Gewissensschmerzen
angenagt, erkrankest du.
Doch siehe! urplötzlich erheben sich Stürme:
es stürzen zusammen die lockeren Thürme,
die eigenes Wirken sich mühsam erbaut!
du fühlst dich entwaffnet, dir schaudert die Haut.

Dein felshartes Herz zerspringet —
Angst durchbebt dir Mark und Bein;
Flamme der Verzweiflung dringet
grausam zehrend in dich ein.
Getrost! diese Zeichen sind Boten der Gnade!
bald wandelt in Freude sich Jammer und Schade:
die Seele, gereinigt durch Feuer und Wind,
ergiebt sich dem Retter als folgsames Kind.

Ist Er Selbst gleich in den Flammen
und im Sturme noch nicht da,
sing doch Seinem heil'gen Namen
schon voraus Hallelujah!
Er naht sich, der liebende Tröster der Müden —
dein Herz wird durchströmet von göttlichem Frieden!
im stillen Gesäusel erscheinet der Herr:
hör', liebe und habe! Er sey es, nur Er!

Gebetslied.

Ich geh' in stillen Bitten
dem Herrn mein Herz ausschütten,
daß durch und durch Er sehe,
kein Stäublein Ihm entgehe.

Nichts will ich Ihm verhalten:
auch die geheimsten Falten
des Herzens Ihm ausbreiten —
ach das sind Seligkeiten!

Es mag vor ihm zerfließen —
sein Tiefstes soll Er wissen!
so wird Er's mächtig läutern,
und Muth und Blut mir heitern.

Heimwehlied.

Der Ahnung voll vom Vaterland
durchzogst du, Seele! Meer und Land:
der Bürgerschaft auf Erden satt,
begehrtest du der bessern Stadt:
du wanderteſt durch Zeit und Ewigkeit,
und sahest nicht! dein Heil war längst bereit.

Längst ruht auf blut'gem Felsengrund
die Stadt vom ew'gen Friedensbund:
rings um den Hügel Golgatha
stand längst in stillem Wohlseyn da
die Vorstadt des für ächte Kinder Sems
erbauten himmlischen Jerusalems.

Die Flur durchweht des Frühlings Kraft —
in Aest' und Zweige steigt der Saft:
das Laub ergrünt, es schwillt der Keim —
der Vögel Züge kehren heim:
sie finden's Haus! ein lautes Freudenfest
krönt ihren Flug in's traute Heimathsnest.

Gleich ihrer Schaar ziehn, Seele! dich
des Heimwehs Kräfte mächtiglich:
heb' auf das Haupt! der Sommer naht,
Erlösung winkt dir Gottes Stadt:
Dein müder Fittig sinkt auf Golgatha —
Da ist die Heimath, Seele! da, nur da.

Du fandest, Vögelein, dein Haus:
fortan fleug fröhlich ein und aus!

---

*) Aus: Geistliche Lieder. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeinde. Bunzlau, 1827.

vergiß der Reise Müh' und Streit,
geneuß der Wohnung Lieblichkeit!
niß' am Altar des Herrn der Zebaoth —
o Seele! freu' dich im lebend'gen Gott!

Bereite nun im Vorhof dich,
Beglücktes Herz! einst seliglich
in's Allerheiligste zu gehn,
des Königs Angesicht zu sehn!
schwing dich voraus zum gold'nen Thron empor —
die Liebe schmücke dich für Zions Thor!

Heimwehlied.

Mosch, langen Wechsels müde,
strebt' ins Land der Ruh hinein —
wollte der vollkommnen Hütte
schon hienieden theilhaft seyn.

Ihm versagte Gott sein Flehen:
„steige das Gebirg' hinan,
überschau die sel'gen Höhen —
so vollende deine Bahn!"

Seelen, sehnt ihr euch hienieden
schon nach ungetrübter Ruh?
eilet immerhin dem Frieden
Kanaans verlangend zu:

nur bescheidet euch, ihr Knechte
Gottes, hier nicht einzugehn!
lernt, wie Mosch, Seine Rechte —
gläubt euch selig, ohne Sehn!

Doch der Sehnsucht Durst zu stillen,
heb' uns hoch von Zeit zu Zeit —
löse, Herr! der Augen Hüllen,
zeig' uns Deine Herrlichkeit!

Führ' uns auf des Berges Gipfel,
wenn wir der Vollendung nahn:
Friede durch der Palmen Wipfel
rausch' uns dann von Jenseits an!

Heimgangslied.

Seit Du, o Heiliger! die Gräfte
uns heiligtest durch Deine Ruh' im Grab,
umwehn den Pilger Friedenslüfte,
und stärken heimwärts seinen Wanderstab.
Im dunkeln Thale bleibt er auf und ab
ein Kind des Lichts, und heilig ist sein Grab.

Nach deinem Grabe still und selig
ausschauend wandelt er dem seinen zu:
gen Mittag und gen Morgen fröhlich
durcheilt er seinen Pfad zur ew'gen Ruh:
vom Mittag weht ihm warmer Blumenduft —
vom Morgen kühlt ihn Auferstehungsluft.

Predigt am zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis. 1805 *).

Text: Ephes. 5, 15—21.

Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
weil es nun Abend worden ist:
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
laß unter uns auslöschen nicht!
In dieser lezten betrübten Zeit
verleih' uns, Herr, Beständigkeit!
Bewahre uns Dir unbefleckt,
in Deiner Wundenburg versteckt,
von keinem Feinde angerührt,
viel weniger zu was verführt!
Herr! gib uns blöde Augen
für Dinge, die nichts taugen,
und Augen voller Klarheit
in alle Deine Wahrheit! Amen.

*) Aus: Dreißig Predigten Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. 1825.

Es ist böse Zeit — schrieb Paulus, der Apostel des Herrn, an die Gemeine zu Ephesus. Und die Geschichte seines Zeitalters bestätigt aufs vollkommenste, was er schrieb: es war böse Zeit — böse Zeit in gar mancherlei Betracht, von außen und innen, im Staat und in der Kirche. Das ungeheure Römische Reich, das den halben Erdkreis umspannte, litt sichtbar unter seiner eigenen Größe und der Schwäche seiner Regierung. Bedrückungen, Empörungen, zumal in den entfernten Ländern, Pestilenz und theure Zeit waren abwechselnd an der Tagesordnung, und plagten die Völker. Die neugeborne Kirche Jesu Christi, noch jung und zart, war vom blinden wüsten Heidenthum rings umgeben: Lockungen heidnischer Lustbarkeit und Verfolgungen heidnischer Unduldsamkeit ängstigten sie, daß verführt würden, wo möglich, auch die Auserwählten. Es war böse Zeit! Wie ist es denn ist, meine lieben Zuhörer? Wir können es uns nicht verbergen: es ist böse Zeit, ausgezeichnet böse Zeit — von jener in vielen Punkten verschieden, aber doch auch in mehr als Einer Rücksicht mit ihr vergleichbar. Kaum ist jene bösartige ansteckende Seuche, die uns von Süden her bedrohete, durch Gottes unsers Erhalters Barmherzigkeit von unsern Gränzen abgewendet — kaum ist die Last der Brodtheurung, unter der wir seufzten, durch Gottes unsers lieben Vaters milden Segen merklich erleichtert — kaum, sage ich, sind wir diesen Drangsalen entronnen, so sehen wir Europa in Kriegesflammen; wildes Kriegsgeschrei erschallt von deutschem Boden immer lauter und drohender zu uns herüber — ob und wie bald es zu uns hereinbrechen wird! das steht allein in Gottes des Barmherzigen und Allmächtigen Hand. Die Kirche hat zwar Friede und Ruhe von außen: sie könnte und sollte sich bauen in Eintracht und Liebe: aber im Innern — wie könnte jemals Christus mit Belial stimmen? im Innern ist die Zerrüttung groß. Mit gewaltiger Hand sucht der Geist des Unglaubens die theuersten Wahrheiten, die so vielen Tausenden schon Trost im Leben und Tode gewährten, zu untergraben: fast gefährlicher noch bestürmt der Geist des Leichtsinns, der allen Ernst flieht, der Eitelkeit, die sich dem Tand der Erde preis gibt, Zions Mauern. Mit Sehnsucht erinnern sich unsere lieben Alten jener vergangenen besseren Zeiten, wo noch wenigstens äußere gute Zucht und Sitte galt, wo wenigstens äußere Ehrfurcht dem Heiligen erwiesen wurde, wo man die Sonntage und Festtage heiligte, und zur Einkehr in sich selbst und zu ernsthafter Erwägung unserer ewigen Bestimmung benutzte: aber jetzt? freche nackte Sittenlosigkeit nimmt überhand, Verachtung Gottes und Seines heiligen Wortes, Entweihung der Festtage zu üppigen Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art, zu lärmenden Lustbarkeiten und wilden Trinkgelagen gehört unter die Moden des Zeitalters. Um sich greift das Verderben: wer vermag einen Damm zu bauen, der seinen Verwüstungen wehre? in menschlichen Augen ist alle Aussicht zur Umkehr verloren. Es ist böse Zeit, ausgezeichnet böse Zeit.

Wie nun, meine Geliebten? sollen wir verzagen, und Herzen und Hände sinken lassen? uns schwach oder sorglos der bösen Zeit hingeben? mitmachen, was so Viele thun, und wozu uns der Stolz unserer Vernunft und die Verkehrtheit unsers Herzens ohnedem so lebhaft reizt? sollen wir mit dem großen breiten Strom dahinschwimmen ins ewige Verderben? das sey ferne! davor behüte uns Gottes unsers Erbarmers Gnade! Groß ist zwar das Gedräng' von außen und innen: aber je größer es ist, desto eifriger wollen wir mit Seiner Hülfe mitten hindurch streben, das Geraume zu gewinnen, dessen Pforte Jesus brach. Hoch steht zwar das schöne Ziel, welches uns vorhält unsere himmlische Berufung in Christo Jesu unserm Herrn — hoch steht es, aber nicht unerreichbar. In hellem Licht sehen wir das Erbe der Heiligen glänzen. Auf! hinauf zu ihm in Gottes Kraft! hindurch durchs Weltgetümmel in seinen Freudenhimmel! Aber wie sollen wir's anfangen, meine lieben Zuhörer! um den Kampf zu bestehen? Da greifen wir dankbar nach den Waffen, welche theure Männer Gottes in gleich bösen Zeiten anboten: wir benutzen willig den guten Rath, den sie, von Gottes Geist erleuchtet, ihren Zeitgenossen gaben. Ein solcher doppelter apostolischer Rath ist in unserm heutigen Text enthalten. Es ist böse Zeit, schreibt der Apostel: so schicket euch in die Zeit! und wandelt vorsichtiglich in böser Zeit!

Zuerst also: schicket euch in die Zeit! Der Ausdruck ist einfach und kurz; aber es ist Vieles und Wichtiges in ihm enthalten. Dreierlei hauptsächlich: nehmt sie, wie sie ist, und betrachtet sie mit möglichst unbefangenen Augen und Herzen! nutzet sie für eure eigene Personen! verkennet nicht ihr Gutes über ihrem Bösen! — Verderbt euch nicht euer Leben durch Murren über euren Gott, und Schelten und Zanken mit der Welt: nehmt die Zeit, wie sie ist, aus der Hand des Weltregenten voll Weisheit und Liebe, der noch nie etwas versehen hat in Seinem Regiment! ihr wißt es ja aus unzähligen Beispielen: was Er thut und läßt geschehn, das nimmt ein seligs End'. Tausend Erfahrungen lehren, wie Er im Ganzen und Einzelnen, im Reich der Gnade wie im Reich der Na-

tur, aus Wermuth Honig, aus Gift Arznei zu bereiten weiß. Keine Zeit war jemals so böse, daß Er sie nicht zum Guten zu kehren verstanden hätte: ja die Zeiten vorüber gegangener Proben — die geben die schönste Materie zum Loben. Merket euch das für Euch persönlich! forschet, was Er für Euch aus dem Bösen der Zeit Gutes bereiten, wie Er Euch durch Anfechtungen von innen und außen näher an Sich ziehen, fester auf Sich gründen, zu höherer Seligkeit bereiten, mit Seinem Blut und Seinem Sinn für die Ewigkeit herrlicher ausschmücken will! so könnt ihr manchen Vortheil und Segen aus der bösen Zeit, noch eh' er sich fürs Ganze entwickelt, für Euch vorausnehmen. Dabei übersehet über dem Bösen nicht das Gute der Zeit: freuet euch des hellen Lichtes des Evangelii, das durch die dickste Finsterniß mit doppeltem Glanze strahlt — der fortdauernden Arbeit des Geistes Gottes unter den Menschen — des Fortzündens Seines Feuers auf dem Erdboden, trotz allem Widerstreben der Feinde! freuet euch der weisen Obrigkeiten, der milden Regierungen, der mancherlei trefflichen Anstalten, der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, die die fortschreitende Zeit mitbringt! seyd dankbar für dieses, vorsichtig gegen jenes! Hier treffen wir auf den zweiten Rath des Apostels.

Wandelt vorsichtig in böser Zeit: nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen! ihr stehet wie die Schaafe mitten unter den Wölfen: so seyd ohne Falsch wie die Tauben, aber zugleich klug wie die Schlangen (Matth. 10, 16.). „Wer ist weise und klug unter euch? der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke, in der Weisheit und Sanftmuth" (Jak. 3, 13.). „Ich will, daß ihr einfältig seyd aufs Böse, aber weise aufs Gute" (Röm. 16, 19.). In allen diesen Stellen werden wir erinnert, daß der grade und einfältig auf den Heiland gerichtete Sinn, der klare Blick auf das von Ihm erworbene Gute, Weisheit und Vorsicht im Betragen gegen das eindringende Böse nicht ausschließt. Ein herzliches offenes aufrichtiges Wesen gegen alle Welt — dabei aber doch Umsicht, Zurückhaltung und sorgsame Prüfung alles dessen, was zu den Zeichen der bösen Zeit gehört oder auch nur zu gehören scheint, damit es uns nicht, eh' wir's denken, überschleiche und überwältige und ins Verderben ziehe — das ist des Heilands Schlangenklugheit neben Taubeneinfalt, das ist des Apostels Rath, vorsichtiglich zu wandeln, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen. Um aber diese Anweisung zu befolgen, müssen wir vor allen Dingen die von der bösen Zeit her uns bedrohenden Gefahren kennen. Es sind theils äußere, theils innere: für heute wollen wir unsere Betrachtung auf die letzteren beschränken. Ihrer sind nicht wenige: doch lassen sie sich alle unter zwei Hauptabtheilungen bringen. Es sind entweder Gefahren für unsere Ueberzeugungen, für unsere Einsicht am Evangelium, für unsern Verstand am Geheimnisse Christi; oder es sind Gefahren für Herz und Sinnlichkeit, welche ohnedem schwach und wandelbar, nach dem Bösen der Zeit sich nur allzu sehr hinneigen. Gegen beiderlei Gefahren in böser Versuchungszeit beten wir: „Herr! laß in diesem Prüfungsstand den Dir ergeb'nen Sinn mit nichts für Herz und für Verstand Vergeblichem oder gar Verderblichem sich mühn!" Beide sind höchst beherzigungswerth: gegen Beide warnt der Apostel.

In Beziehung auf die erste sagt er: Werdet nicht unverständig, sondern verständig, was da sey des Herrn Wille! Laßt euch eure heiligsten Ueberzeugungen, in denen ihr einmal Leben und Seligkeit gefunden habt, durch die immer wechselnde, immer auf der Oberfläche leicht dahinfahrende Modeweisheit nicht rauben! mißtrauet mit Besonnenheit und Verstand jeder leichtfertigen Neuerung, und lasset euch nicht dahintreiben von jedem Winde der Lehre! liebet alte Wahrheit mehr als neue Lüge! ehret das menschliche Denkvermögen, so lange es in menschlichen Dingen innerhalb des Kreises menschlicher Erfahrungen seine Kräfte übt und vorwärts dringt, schädlichen Vorurtheilen und verderblichem Aberglauben steuert, Nebel der Unwissenheit vertreibt, und Licht der Erkenntniß um sich her verbreitet! aber weiset es schnell und unerbittlich in seine Schranken, sobald es sich über sein Gebiet versteigen und in göttliche Dinge eingreifen und unbefugte Machtsprüche über das thun will, wovon es nichts vernimmt, weil es des Geistes Gottes ist! da erkennet kein Ansehen, als Gottes Wort — keinen Lehrmeister, als die Stimme Seines Geistes in eurem Gewissen! seyd verständig, gleich jenem klugen Manne in des Heilands Gleißniß zum Schluß der Bergpredigt! gründet das Gebäude eurer Ueberzeugungen auf einen Felsen, damit es nicht stürze, wenn Plazregen fallen, wenn Gewässer kommen, wenn Winde wehen und ans Haus stoßen! seyd nicht so unverständig, dieß heilige Haus auf Sand zu bauen, damit es nicht in Zeiten der Trübsal falle, und einen großen Fall thue! (Matth. 7, 24—27.) O nein! je böser die Zeit ist, je heftiger die Plazregen stürzen, je verwüstender die Gewässer strömen, je gewaltiger die Winde wehen, desto fester gründet euren Bau auf den ewigen Felsen des Heils Jesum Christum! Und wie könnet ihr das? dadurch, daß ihr immer verständiger werdet, was da sey des Herrn Wille, daß „ihr immer ernsthafter prüfet, was da sey wohlgefällig dem Herrn" (Eph. 5, 10.). Vor Allem aber dadurch, daß ihr Seine Rede nicht blos höret, sondern auch thut; denn nur in diesem Fall vergleicht Er euch jenem klugen Baumeister (Matth. 7, 24.). Nur „so ihr thut den Willen dessen, der Ihn gesandt hat, so werdet ihr's immer besser und seliger inne werden, daß Seine Lehre von Gott sey" (Joh. 7, 17.). Kümmert euch also wenig um den Willen und die Launen eurer in göttlichen Dingen blinden und verkehrten Vernunft, desto mehr aber um des Herrn Willen! „Prüfet, welches da sey der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille! das sey euer vernünftiger Gottesdienst!" (Röm. 12, 1. 2.)

Was ist nun ferner des Apostels Rath in Betreff der zweiten Art von Gefahren, die in böser Zeit unser Herz und unsere Sinnlichkeit bedrohen? Er sagt: Werdet (und bleibet) voll heiligen Geistes! Laßt euch eure innigsten seligsten Herzensgefühle nicht rauben! laßt euch das Feuer vom Herrn, das Sein heiliger Geist in euren Herzen als Seinen Tempeln entzündete, durch kalte Vernünftelei nicht dämpfen oder gar verlöschen — oder durch fremdes Feuer verdrängen! tragt euer Herz in Händen! wacht durch Seine Gnade über eure Sinnlichkeit, daß sie nicht wieder zurückgerissen werde in den Strudel der Welt und ihrer eiteln Lüste, der Trunkenheit, der Völlerei und alles unordentlichen Wesens! nehmt den Rausch der falschen betäubenden Freuden der Sünde nicht für wahre Begeisterung! Ihr kennet ja bessere Freuden — die Freuden des Geistes — die Seligkeit eines guten Gewissens vor Gott, eines durch Jesu Blut versöhnten und gereinigten Herzens — das köstliche Gefühl Seines theuren Friedens! habt ihr's nicht erfahren, was Seine Gnade thut? war euch diese Erfahrung nicht lieber als euer Leben, nicht mehr als alle Welt? so trinkt denn mit vollen Zügen diese euch so sauer erworbene überschwängliche Seligkeit! Ueberlaßt euch den Freuden des heiligen Geistes! „Redet unter einander von Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern — singet und spielet dem Herrn in euren Herzen!" Diese ächte heilige Begeisterung wehre jeder fremden unheiligen den Eingang! Die Liebe Gottes, die einmal in euer Innerstes ausgegossen ist durch den heiligen Geist, unterhalte die Flamme des Herzens: die tiefgefühlte Dankbarkeit für Alles, was Er an uns gethan hat, für Seine Menschwerdung, für Seinen Gang auf Erden voll Mühseligkeit, für Seine blutigen Todesleiden, lasse sie niemals verlöschen! dieser Dank verbreite sich über Alles, was Er noch an euch mit unerschöpfter Liebe, mit täglich neuem Erbarmen, im Innern und Aeußern thut! „Saget Dank allezeit für Alles Gott und dem Vater im Namen unsers Herrn Jesu Christi!" und so stehet vor Ihm als Einer im Bunde — ohne Lieben und Danken vergeh' keine Stunde! Gewiß, meine lieben Freunde! es klingt auffallend genug, daß der Apostel unmittelbar, nachdem er über die böse Zeit geklagt hat, zu Psalmen und Lobgesängen aufruft, Gefühle ununterbrochenen Dankes fordert: und doch ist diese Forderung höchst wahr und erfahrungsmäßig. Nichts sichert so zuverlässig vor den Gefahren der bösen Zeit, als eine solche fröhliche Erhebung der Herzen zu dem, durch den wir Alles vermögen: nichts bewahrt so sicher vor all' ihrem Schaden, als wenn dieser Geist der Freude, der Jesum Christum preiset, ohn' Ende bei uns waltet, und uns den Muth aufrecht erhält. Das ist dann die Vorsicht, die Klugheit, die allen Gefahren fürs Herz widersteht — die köstliche Weisheit, die sich das Herz immer fester machen läßt durch Gnade, die sich ihre heiligen Herzens-Erfahrungen und Genüsse als den theuersten Schatz bewahren läßt! Das ist die Klugheit der fünf Jungfrauen, die die Lampe ihres Glaubens und ihrer Liebe sorgsam mit frischem Oel nährten, auf dem Pilgergange durchs Leben nirgends unnütz verweilten, noch mit dem Tand der Erde sich verweltläuftigten, nie vergaßen das Ziel, die himmlische Hochzeit, die Eil' dem Bräutigam entgegen. Lasset uns, meine Geliebten! ihr Beispiel ins Auge fassen und ihrem Glauben nachfolgen! Lasset uns halten, was wir haben, auf daß uns Niemand unsere Krone nehme — die Krone unsers allerheiligsten Glaubens an Gott, unsern Heiland und Sein Wort, unserer flammenden Liebe zu unserm Versöhner, dem treuen nahen Freunde, unserer lebendigen Hoffnung auf Seine ewigen Freuden! „Wer wollte uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist unserm Herrn? Trübsal oder Angst? Verfolgung oder Hunger? Fährlichkeit oder Blöße? oder Schwerdt? gute oder böse Zeit? in Allem dem überwinden wir weit, um Dessen willen, der uns geliebet hat!" (Röm. 8, 35. 37.) Amen.

Aegidius Albertinus.

Ein wenig beachteter, fast verschollener, aber keineswegs talentloser Satyriker des sechszehnten Jahrhunderts, von dessen Lebensumständen jedoch weiter nichts Genaues bekannt ist, als daß er 1560 zu Deventer geboren wurde, später die Stelle eines Geheimschreibers des Kurfürsten Maximilian von Baiern versah und 1620 zu München starb. Er war zu gleicher Zeit ein fleißiger Uebersetzer und verdeutschte u. A. Barter's allgemeine Weltbeschreibung, Guevara's Briefe u. s. w. Unter seinen eigenen Leistungen sind außer dem „Landstörzer Guzmann von Alfarahn", einer freien Nachbildung (München, 1616, 1618, 1631, 2 Th. mit einem dritten Theil von Martin Freudenhold, 1632. in 8.), noch besonders bemerkenswerth:

Lucifers Königreich und Seelengejäide oder Narrenhatz, in 8 Theilen. München, 1617. in 4.

Aegidii Albertini Hirnschleiffer. Köln, 1645 — 1686. in 12.

A. ein eifriger Katholik, was bei der Beurtheilung seiner Arbeiten wohl zu beachten ist, schrieb zu einer Zeit, wo, vorzüglich in Süddeutschland, durch den überhand nehmenden Gebrauch des Lateinischen, vorzüglich bei wissenschaftlichen und geistlichen Angelegenheiten, die deutsche Prosa vernachlässigt wurde, und man durchaus keinen Werth darauf legte, correct und rein zu schreiben. Sein Styl leidet daher durchgängig durch einen übel verstandenen Prunk mit ausländischen Worten und Wendungen, so wie durch eine unzeitig und unpassend zur Schau gestellte Gelehrsamkeit. Auf der anderen Seite ist ihm Kraft, guter Wille und ein hervorspringendes Talent, das Lächerliche an menschlichen Fehlern und Gebrechen aufzufassen und hervorzuheben, und durch moralisirende Satyre zu bessern und zu belehren, durchaus nicht abzusprechen. Seine Art und Weise erreichte jedoch ihren Culminationspunkt erst bei P. Abraham a Sta Clara (S. d. Art.). A. ward seiner Zeit in Süddeutschland viel und gern gelesen, da er auch die Frommen durch Andachtsbücher für sich zu gewinnen wußte; und sein Landstörzer Guzmann, so wie sein Hirnschleiffer, ein bunt zusammengewürfeltes Buch, aus den Erklärungen einer Reihe von Bildern bestehend, fanden viele Freunde und große Verbreitung. Wir theilen aus Letzterem die Erklärung des ersten Bildes, die Statüe einer wie eine Nonne gekleideten Frau, die Göttin Angerona, darstellend, der die Worte „attende tibi", aus dem Munde gehen, mit.

'Angerona '*).

Vnder andern Heydnischen Göttern wurden auch zwo Göttinnen verehrt, die eine hieß Volupia oder Wollustbarkeit: die andere hieß Angerona oder Kummernuß, diese Bildnuß stund mitten im Tempel Volupiae, und deutete mit dem Finger auff den Mund, und sagte gleichsamb: Attende tibi: merck auff dich. Hierdurch werden fürnemlich zwey Ding bedeut: Erstlich, daß der Mund ein Häusel ist, welches einem jeden offen steht, und alle Speisen und Getranck ohne Vnderscheid noch Maß hinein lest, dardurch aber wird Leib und Seel verderbt, dann vielmehr Menschen kommen durch den Fraß umb, weder durch das Schwerd, dann der Krieg wehret nur ein, zwey oder etlich wenig Jahr, aber der Fraß wehret drey oder viermahl im Tag, bißweilen einen gantzen Tag lang, und die Nacht darzu: Der Sontag erkleckt nicht, sondern man machet auch gute (oder vielmehr böse) Montäg.

Durch den Fraß werden die güter verschwendet, das Verstandt verrückt, die Vernunfft verletzt, die Gedächtnuß verschwächt, die vnordentliche Passiones erweckt, die Tugend außgetrieben, die Gesundheit verderbt, die Geylheit angezündet, ja mit einem Wort Gula est radix omnium malorum. Der Fraß ist ein Wurtzel alles übels: der Fraß hat die erste Elter außm Paradeiß getrieben, den Esau deß Reichs der erster Geburt beraubt, das Israelitische Volck zur Abgötterey geführt. Die Philistäer lebten ihn essen, trincken und frewden, sehe der Todt ist über dieselbige gefallen. Der Fraß hat schier dem Ionathae daß leben benommen, wann das Volck seinen Vatter nit abgehalten hette. Dieweil dem Teuffel was maßn außm laster deß Fraß alles übel herrühret, nit unwissig; dahero er den Menschen durch diß mittel zum öfteren versucht. Annibal der grosser Carthaginensischer Kriegsobrister damit er die dem Wein zugethane Africanos, welche der Stadt Carthagini starck zusetzten, vberwunde; vermischte einige Fuder Wein mit safft des Schlaffmachenden Krauts Mandragorae, diese Fuder Wein stelte Annibal ins Läger, und simulierte die Flucht, warauff die Africaner daß Läger angefallen, sich des Weins bemächtiget, damit erlüstiget vnnd biß zur drunckenheit dem Baccho gedienet. Da die Africaner nun im Schlaff darnider lagen, kam Annibal vberfiele vnnd erschluge sie alle. Eben also streidet gegen uns die wir Soldaten Christi sind, der Höllischer Sathan, fallet an das Schloß unsers Hertzens, und damit ers vberwinden möge, reitzet er an den Menschen zum Fraß, wollusten und materialischen Wein; nit unbillich warnet dan Angerona sagent: Attende tibi, merck auff dich.

Am andern, deutet Angerona oder die Kummernuß nicht so fast auff den Mund, als auch auff die Rede, welche auß dem Mund herfür gehet: So spricht derwegen Angerona zu einem unnützen Schwetzer, Schalcksnarren vnnd Afterreder: Attende tibi, merck auff dich, und halte dein Maul im Zaum; dann es stehet geschrieben: der Mensch muß Rechenschafft geben von einem jeglichen vnnutzen Wort, welches auß seinem Munde gangen. Zu den geitzigen Krämern spricht Angerona: Attende tibi, halt dein Maul, liege nicht, verschwere dein Seel dem Teuffel nit umb eines schlechten Gewinns, oder eines eintzigen Hellers wegen. Zu den Geilen und Vnkeuschen spricht sie: rede nicht schambare und ärgerliche Wort in bey seyn ehrbarer Frawen vnnd Jungfrawen, damit dein Zung nit ein Schwerd sey, welches viel Menschen geistlicher Weiß tödtet. Zu den Hoffleuten spricht Angerona: halt dein Maul und rede wenig, und dasselb bedächtlich, dann du hast viel Coriphaeos, Protocollisten, Glossisten und Auffmercker. Zu den Gottlosen Fluchern und Schwerern spricht sie: attende tibi, hüte dich für fluchen, Schweren vnnd Gottslestern, dann der Teuffel hat viel auß Gottes Verhängnuß mit Leib und Seel hinweggeführt, und im Lufft zerrissen. Zu den fürwitzigen Hasen spricht sie: hüte dich, die Ding zu erforschen und zu reden, welche dir viel zu hoch und unergründlich seynd, dann weil etliche Leut viel von den allerhöchsten Geheimnussen von der Dreyfaltigkeit und praedestination disputiren und reden wollen und mit ihrem blechenem Verstandt alles außzirckln, ergründen, wissen und profitiren wöllen, so werden sie zu Narren, und fallen von einer Ketzerey und Schwermerey in die ander, gerathen auch letztlich in den Atheismum, vnnd in solche Gottlosigkeiten, daß sie nicht wissen, was sie glauben, oder mit weme sie es halten sollen.

Zu den Freunden spricht sie: Attende tibi, hüte dich, daß du die Geheimnuß, die dir vertrawet worden, nicht schwetzest und veratheſt, dann darauß erfolgen grosse Vngelegenheiten, als Feindschafften, Mordt und Todtschläg. Zu den Predigern spricht sie: hüte dich, daß du nicht zu viel und zu wenig redest, dann durch zu viel und unbescheidentliche Reden verderbestu den Magen der zarten und subtilen Zuhörer, welche die Warheit nicht leyden mögen: durch zu wenig reden und stillschweigen aber erzürnestu GOTT, welcher nit will, daß die Prediger stumme Hund seyn, oder nur liebliche angenehme Ding predigen, sondern die Schwein oder Laster weidlich straffen sollen.

Zu den Priestern sagt Angerona: attende tibi, verwahre deinen Mund fleissig, dann Ezech. 44. sagt: Dasselbe Thor soll verschlossen seyn. Weil durch das Thor oder den Mund deß Priesters, wann er celebriret, GOtt in das Sacrament deß Altars hinein, und wann er prediget, hinauß gehet; so hat er gewißlich grosse Vrsach auff seinen Mund zu mercken, und ihne dermassen zu verwahren, als wäre es Gottes Mund selbst. Dann, wie jener spricht: Consecrasti os tuum Evangelio, nugis illud aperire illicitum est, assuescere sacrilegium. Wie es sich nicht geziemet, daß des HERREN Grab den Hunden und Schweinen offen stehe, sondern eben deßwegen mit einem Stein bedeckt ist worden, also gezimpt sich nicht weniger, daß nach der Empfahung oder Niessung des Leibs Christi, der Mund deß Priesters leichtlich auffgethan und verunreinigt werde, sonder er bedarff einen guten Clausur, Schlosses oder Steins, der nicht leichtlich hinweg gethan kan werden: es sey ein Priester fromb oder böß, so ist doch ein Notturfft, daß ein grosser Stein des Stillschweigens auff seinen Mund gelegt werde: damit, wofern er fromb ist, die Gnaden niht darauß verschütt werden: Ist er aber böß, damit er andere nicht beleidige, volvite ergo saxa ingentia ad os speluncae. Ios. 10. v. 18. Aber leider bey vielen wird anjetzo erfüllt, was Oseas

*) Aus: Aegidii Albertini Hirnschleiffer. Cöllen, 1686.

am 8. c. sagt: Israel ist verschlunden und under den Händen wie ein unrein Geschierr worden, Ephraim ist wie ein einsamer Waldesel.

Zu den Religiosen spricht Angerona: attende tibi: schwetze nicht, sonder sey still, dann es sagt der H. Jacob: der sich für einen Religiosen außgibt, und aber seine Zung nicht zähmet, sonder seyn Hertz verführet, dessen GOttesdienst sey umbsonst. Vnder andern Vrsachen, warumb die weise Männer die Welt geflohen, unnd sich in die Einöden begeben, war auch diese eine, damit nemblich sie ihr Leben nit beflecken möchten mit vergeblichen Reden: Dieser Vrsachen halben ermahnt der H. Geist alle Religiosen, und spricht: Rede nichts freventlichs, und laß dein Herz nicht eilen etwas zu reden vor GOtt, dann GOtt ist im Himmel, und auff Erden, darumb laß deiner Wort wenig seyn; als wolt er sagen: Die schlechte und verächtliche Menschen dörffen vor den mächtigen Fürsten und Herren nit wol reden, und die jenigen, so da wenig wissen, pflegen vor den Gelehrten zu erstummen: Weil aber GOttes Majestät unnd Weißheit unendtlich ist, du aber ein verächtlicher Erdwurm, unnd voller Vnwissenheit bist, weist auch, daß er alle deine Wort erwögt, so sihe dich wol für, was, und wie du redest, sey nit geschwind im herauß reden, sondern schweig still, so viel dir möglich ist.

Wir sehen, daß der Könige oder Fürsten Cammerdiener in ihren Zimmern oder Losamentern, wenig oder gemach vnd still reden. Dann die Authorität eines Königs erfordert, daß seine Diener still vor ihm seyen, aber herauſſer im Saal reden sie etwas lauters, weil sie weit vom König seynd, schreyen vnd lachen auch bißweilen, als wären sie vnsinnig.

Die Religiosen seind gleichsam Gottes Cammerherrn oder Cammerdiener, warten dem Gebett allzeit ab, wanderen durch die Betrachtung allezeit vor seinem Angesicht vmb, halten ein grosses Silentium oder stillschweigen, reden wenig, vnd führen ein exemplarisches Leben: Andere aber, welche kein solches andächtiges Leben führen, noch auch stets betten, pflegen das Silentium nicht so streng zu halten, vnd nit so mässiglich zu leben: Andere findt man, die leben, als würden sie von GOtt niemals gesehen noch gehört, selten erheben sie ihr Hertz vnnd Gemüth gen Himmel, sonder schreyen laut, reden vnordentlich vnd mercken nit auff ihr Maul, ꝛc. Beschließlich, spricht Angerona zum Weiblichen Geschlecht: attende tibi, merck auff dein Maul, vnd befleisse dich deß stillschweigens, dann du bist von Natur liderlich, vnbestendig, geschwetzig, vnd kanst nichts geheimes bey dir behalten, Daher sagt die Schrifft Num. c. 12. Maria und Aaron haben wider ihren Bruder Moysen geredt und gemurret.

Von der Weiber Geschwätzigkeit erzehlet Plutarchus nachfolgendes artlich Exempel, als einsmals im Römischen Senat etliche Tage lang etwas wichtiges und geheimes tractirt und berathschlagt ward, und weil man interim in der Stadt underschiedlich davon redete, so understund sich eines Senatoris oder Rathsherrn Fraw ihren Herren zu fragen, was doch daß für ein wichtiger Handel wäre, von dem man so lang rathschlage? Damit nun dieser Rathsherr seines Weibes Thorheit und Fürwitz stillen möchte, so gab er ihr zur Antwort und sprach: mein Fraw, es gebührt mir gleichwol nicht auß dem Rath zu schwätzen, aber doch, weil du mich so fast bittest, und mir starck verheissest, es keinem einzigen Menschen zu offenbaren, noch weiter zu sagen, sondern bey dir allein in geheimb zu behalten, so wil ich dirs vertrawen, und ist diß der Handel: Ein Wachtel hat man flogen sehen, die hatte einen güldenen Helm auff dem Kopff, und einen Spieß in den Klawen: derowegen berathschlagen wir uns, ob dieses etwas guts oder böß bedeute.

Sobald nun der Rathsherr auß dem Hauß in den Rath gangen war, gieng die Fraw zu ihrer Mägden eine, schlug auff die Brust, rauffte ihr Haar auß, schrye, heulte und weinte, und sprach: O mein Herr, O mein Herr, O du armes Vatterland, wie wirds uns ergehen? was für ein Vnheil steht uns bevor? die Magd erschrack und fragte jhre Fraw, was doch geschehen wäre? da erzehlte und vertrawte die Fraw ihrer Magd alles was jhr Herr jhr gesagt und vertrawt hatte, aber sie verbotte jhr, sie solte bey leib niemand nichts darvon sagen: die Magd aber schwieg nit lang, sondern vertrawte es alsbald einer anderen Magd, dieselbe vertrawte es geschwind ihrem Liebhaber, der jhr ohngefehr begegnete: dieser Gestalt kam diese Fabel in kurtzer Zeit von einem zum anderen auff den Marckt oder Platz, und zwar dermassen geschwind, daß der Rathsherr nicht so bald das Rathhauß erreicht hatte, sihe, es begegnet jhm einer und fragte jhne, ob er nichts newes gehört habe? nein, antwortet er: ich weiß nichts, weist du aber etwas, so sags mirs. Man sagt (antwortet der ander) es sey ein Wachtel über die Statt geflogen, unnd habe einen güldenen Helm auff dem Kopff, und einen Spieß in den Klawen geführt, und deßwegen werde Rath gehalten. Der Rathsherr lachte, und als er in den Rath kam, erzehlte er seinen Mit-Rathsfreunden die Fabel, und erlöste dadurch den Rath und die Statt auß der eitelen gefasten forcht. Aber zu seiner Heimkunfft stellte er sich gegen seiner Frawen sehr trawrig und betrübt, und sprach: O Weib, wir seynd verlohren, und es wird uns übel ergehen, dann der Rath hat erfahren und innen worden, daß die Geheimnuß von der Wachtel auß unserem Hauß außkommen ist, derwegen bin ich auß der Statt geschafft worden, und muß von deiner Geschwätzigkeit wegen, im Elend umbziehen. Die Fraw erschrack, und fing an zu laugnen, aber er straffte und ermahnte sie, sie solte hinfüran besser auff ihr Maul mercken.

Weißlich hat dieser Rathsherr gehandelt, in deme er die Trew der Weiber ohne sonderbahre Gefahr bewehrt, unnd dardurch erfahren hat, daß nemblich fast alle Weiber ins gemein geschwätzig seyen, und nichts verschweigen können, dann wer hat jemaln ein stummes Weib gesehen?

Erasmus Alberus.

Das Geburtsjahr dieses talentvollen und geistreichen Mannes ist bisher unermittelt geblieben. Er ward nach Einigen in einem Orte der Wetterau, nach Anderen zu Sprendlingen im Darmstädtischen geboren, erhielt seine Schulbildung in Nidda und Mainz und studirte um 1521 Theologie zu Wittenberg, wo er, ein eifriger Anhänger und Verehrer Luther's, von diesem sehr begünstigt wurde. Er bemühte sich, nachdem er seine Studien vollendet hatte, angelegentlich, Luther's Lehre zu verbreiten, und bekleidete nach einander die Stelle eines Schullehrers oder Predigers zu St. Ursel um 1525, Götzenhain (1527), Sprendlingen, Neubrandenburg in der Mittelmark, Staden (1542), Babenhausen und Magdeburg (um 1549), wurde aber gewöhnlich sehr bald wieder von seinen Vorgesetzten entlassen, da er sich gegen Mißbräuche oder Verordnungen, die ihm ungerecht schienen, sehr heftig aufzulehnen pflegte. Während des Jahres 1552 und zu Anfang 1553 privatisirte er in Hamburg, ward darauf Generalsuperintendent zu Neubrandenburg im Mecklenburgischen, starb aber, als er kaum sein Amt angetreten hatte, daselbst am 5. Mai 1553. Er war einer der gelehrtesten und witzigsten Männer jener Zeit, ein eifriger, unermüdlicher Kämpfer für die Kirchenverbesserung und die neue Lehre. Seine, größtentheils nur für diese, verfaßten Schriften sind meist polemisch. Ihre Titel lauten:

1) Der Barfüßer Münche Eulenspiegel und Alcoran. Mit einer schönen Vorrede D. Martin Luthers. — Ohne Angabe des Ortes und der Jahreszahl. in 12. — Fernere Ausgaben, Wittenberg, 1524. in 4. — Ohne Ort, 1573. in 8. — Eine umgearbeitete Ausgabe, 1614. in 8. — Halle, 1615. in 4. Diese Letztere besorgte Matth. Betulejus. — Dieser Alkoran ist ein von Alb. besorgter deutscher Auszug aus den Conformitates S. Francisci des Bartholomäus von Pisa, in welchen die Aehnlichkeiten des heiligen Franciscus mit Christus aufgeführt und durch viele Wundergeschichten bestätigt werden. — Jene Geschichtchen nun gab Alb., wie er sie fand, aber er versah sie zugleich mit höchst beißenden, zuweilen plumpen, satyrischen Randbemerkungen. — Dadurch verschaffte er dem Buche bei allen Gleichgesinnten eine glänzende Aufnahme und die Ehre, in das Lateinische, Französische und Holländische übersetzt zu werden.

2) Neue Zeitung von Rom, woher das Mordbrennen komme; item Pasquini und Marforii neue Te deum laudamus von Pabst Paulo III. zu Rom in lateinischer Sprache gesungen, verdeutscht durch Päbstl. Heiligkeit guten Freund Erasmum Alberum. 1541. o. O. in 4. Eine derbe Satyre.

3) Ein Dialogus oder Gespräch etlicher Personen vom Interim. Item vom Krieg des Antichrists zu Rom, Babst Pauli III. mit Hülff Keiser Caroli V. wider Hertzog Johann Friederichen Churfürsten zu Sachsen und seine Mit-Verwandten: darinn Ursach angezeiget wird, daß es nicht wohl möglich gewesen sey (menschlicher Hülff nach davon zu reden) daß der löbliche Churfürst zu Sachsen diesen obgemeldten seinen Feinden habe obsiegen können, von wegen so grosser Verrätherey und Untreu, die ihm von seinen eignen Räthen und Hauptleuten begegnet. Item von den Zeichen des Jüngsten Tags. o. O. 1548. in 4. Ebenfalls eine scharfe, mitunter sehr derbe und plumpe Satyre.

4) Eilend aber doch wohlgetroffene Contrafactur, da Jörg Witzel abgemalet ist, wie er dem Judas Ischariot so gar ähnlich sieht. o. O. u. J. in 4. Satyre in deutschen Versen gegen Georg Wicelius den Aelteren, der früher Mönch gewesen, dann zur lutherischen Kirche übergetreten und darauf zum Katholicismus zurückgekehrt war. (W. ward 1501 zu Fulda geboren und starb 1573 zu Mainz als kaiserlicher Rath.)

5) Daß der Glaub an Christum allein gerecht und selig mach, wider Jörg Witzeln, Mammeluken und Ischariothen. Item von Jörg Witzels Leben und dabei Ludus Sylvani verdeutscht, sehr kurtzweilig zu lesen. Erasmus Alberus. Im Jahr MDXXXX. in 8. o. O. Ebenfalls gegen Wicelius gerichtet, der wider Luther's Werk de bonis operibus geschrieben hatte und damals nach Leipzig gezogen war. Der Ludus sylvani ist ein satyrisches Possenspiel, in welchem Witzel, dessen Frau Anna, Nicolaus Faber, Crotus und Cochläus redend eingeführt werden, und zwar witzig, aber höchst plump und gemein.

6) De grote Woldadt, so unser Here Godt dorch den truwen unde düren Propheten Doct. Martinum Luther, yn der Graveschap Mannsfelde gebaren, der Werldt ertöget unde den Römischen Widderchrist geapenbaret. Men yndet ock den Namen der Vyende Godes, so Doct. Martinus mit der hiligen Schrift geschlagen und averwunnen hefft. In Rymen körtlick thosamen gevatet. 1546. o. O. in 4. Ein erzählendes Gedicht in plattdeutschen Versen zu Ehren Luthers.

7) Ehebüchlein. o. O. 1539. 4. Auch unter dem Titel: Lustiger Dialogus edder Gespräke twischen twee Fruwen Agathe unde Barbara, deren de eene eeren Mann scheldet, de andere lawet. o. O. 1605. 8.

8) Das Buch von der Tugent und Weisheit, nemlich XLIX Fabeln, der mehrere Theil aus Esopo gezogen und mit guten Reimen verkleret. Frankfurt am Mayn, 1550. in 4. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M. 1579.

9) Geistliche Lieder, welche in mehrere Kirchengesangbücher übergingen.

Alberus ist als Satyriker allerdings kräftig und witzig, aber er verfällt, wie es fast allen jenen Kämpfern für den Glauben auf beiden Seiten in damaliger Zeit erging, zu leicht in das Plumpe und Grobe, ja er wird sogar, ohne es zu merken, unsittlich da, wo er gerade beabsichtigt, die Unsittlichkeit zu züchtigen; er trifft seine Gegner allerdings, aber er trifft sie mit Keulen. Sein entschiedenes Talent für die Erzählung offenbart sich besonders in seinen Fabeln, doch fehlt es ihm auch hier an jener Leichtigkeit und Gewandtheit, welche seinen Zeitgenossen Burkard Waldis (S. d. Art.) so sehr auszeichnen. — Am Wenigsten sind seine geistlichen Lieder beachtet worden, und doch thut sich in diesen gerade seine Originalität am Meisten kund. — Seine Begeisterung für den echten Glauben und die wahre Frömmigkeit, die sich echt und warm ausspricht, gestattet ihm selbst hier seiner polemischen Neigung zu folgen, und er theilt, wo sich die Gelegenheit nur eben darbietet, wie z. B. in dem Gesange: Gott hat das Evangelium ,u. s. w. derbe satyrische Püffe rechts und links aus. —

Vgl. Johann Jakob Körber's Beitrag zu der Lebensbeschreibung Erasmi Alberi, eines der ersten Reformatoren in der Wetterau. Hanau, 1751. 4.

Vom jüngsten Gericht *).

Gott hat das Evangelium
Gegeben, daß wir werden fromm;
Die Welt achtt solchen Schatz nicht hoch,
Der mehrer Theil fragt nicht darnach.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Man fragt nichts nach der guten Lehr:
Der Geitz und Wucher noch vielmehr
Hat überhand genommen gar,
Noch sprechen sie: es hat kein Gfahr.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Täglich erdenckt man neue Netz,
Das sind der Gottlosen Gesetz,
Damit sie alles Gut zu sich
Gern wolten reissen gwaltiglich.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Man rühmt das Evangelium,
Und will doch niemand werden fromm.
Führwahr man spott den lieben GOtt,
Noch sprechen sie: Es hat kein Noth.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Es ist doch eitel Büberey,
Die Welt treibt grosse Schinderey,
Als ob kein Gott im Himmel wär,
Das Armuth muß sich leiden sehr.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Die Schätz der Kirchen nimmt man hin,
Das wird ihnn bringen keinn Gewinn:
Die Armen läst man leiden Noth,
Und nimmt ihnn aus dem Mund das Brod.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Die Schätz der Kirchen sind ihr Gift,
Sie sind von ihnen nicht gestift:
Noch nehmen sie das Kirchen-Gut;
Sieh, was der leidig Geitz nicht thut.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Man fragt nach GOtt dem HErrn nicht mehr,
Die Welt stinckt gantz nach eitel Ehr,
Die Hoffart nimmt gantz überhand,
Betrügen, Lügen ist kein Schand.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Wo bleibt die brüderliche Lieb?
Die gantze Welt ist voller Dieb.
Kein Treu noch Glaub ist in der Welt,
Ein jeder spricht: Hätt ich nur Geld.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Die Welt will ihr nicht lassen wehrn,
An GOtts Wort will sich niemand kehrn:
Sie haben nicht gelernet mehr,
Denn nur Fressen und Sauffen sehr.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Ihr gröste Kunst ist panquetiern,
Und in der Büberey studiern:
Das kan sie aus der massen wohl,
Die Welt ist aller Schalckheit voll.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Die liebe Sonne kan nicht mehr
Zusehen und entsetzt sich sehr;
Darum verleurt sie ihren Schein,
Daß mag ein grosse Trübsal seyn.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

*) Aus: Johann Georg Walch, Geistreiches Gesangbuch, Jena, 1737. Koburgisches Gesangbuch. Kob. 1626. Schmalkaldisches Gesangb. 1706.

Der Mond und Sternen ängsten sich,
Und ihr Gestalt sieht jämmerlich,
Wie gern sie wolten werden frey,
Von solcher grossen Büberey.
Das ist ein Zeichen vor dem Jüngsten Tag.

Darum komm, lieber HErre Christ,
Daß Erdreich überdrüßig ist,
Zu tragen solche Höllen-Bränd,
Drum machs einmahl mit ihr ein End,
Und laß uns sehn den lieben Jüngsten Tag.

Vom jüngsten Gericht.

Ihr lieben Christen freut euch nun,
Bald wird erscheinen GOttes Sohn,
Der unser Bruder worden ist,
Das ist der lieb HErr JEsus Christ.

Der Jüngste Tag ist nun nicht fern;
Komm, JEsu Christe, lieber HErr,
Kein Tag vergeht, wir warten dein
Und wolten gern bald bey dir seyn.

Verrathen ist der Wieder-Christ,
Sein Heucheley und arge List
Sind offenbahr und gar am Tag,
Des führt er täglich grosse Klag.

Du treuer Heyland JEsu Christ!
Dieweil die Zeit erfüllet ist,
Die uns verkündigt Daniel,
Drum komm lieber Immanuel!

Sanct Simeon wart auch auf dich,
Und deiner Zukunft freute sich,
Er ward auch seiner Bitt gewährt,
Da er sah, was sein Hertz begehrt.

Er sprach: Nun will ich sterben gern,
Weil ich gesehn hab meinen HErrn,
Doch soll es nicht gestorben seyn,
Sondern im Friede fahr ich fein.

So warten wir nun auch der Stund
Und bitten dich von Hertzen-Grund:
Du wollest nicht ausbleiben lang,
Und straffn einmahl die alte Schlang,

Die alle Welt ermordet hat,
Und kan nicht Lügens werden satt,
Die nimm samt ihrer Läster-Schul,
Und wirf sie in den feurgen Pfuhl.

Dein lieben Kinder warten all,
Wenn doch einmahl die Welt zerfall,
Und wenn des Teuffels Reich zergeh,
Und er in ewgen Schanden steh.

Er ists, der deinen Nahmen schändt,
Und der die arme Leute blendt,
Der böse Geist sucht seinen Ruhm,
Und hindert, daß dein Reich nicht komm.

Was du befiehlst, das lästert er,
Und tobt darwieder greulich sehr,
Was uns beschehrt dein milde Hand,
Das nähm uns gern der Höllen-Brand.

Der Satan hört nicht auf zu wehrn,
Daß sich so wenig Leut bekehrn,
Er wend die Leut von deinem Wort,
Und richtet an Haß, Neid und Mord.

Der Teuffel brächt uns gern zu Fall,
Und wolt uns gern verschlingen all,
Er tracht nach Leib, Seel, Gut und Ehr,
HErr Christ, dem rothen Drachen wehr.

Die Welt kan nun nicht länger stehn,
Dein Wort ist da, sie muß vergehn,
Sie seufzt an allen Orten sehr,
Und kan die Last nicht tragen mehr.

Die Creatur nicht länger kan
Der Eitelkeit seyn unterthan,
Und wolt gern wieder werden frey
Von Teuffels Mord und Heucheley.

Der Pabst hat sie schon hart beschwehrt,
Und alle gut Ordnung verkehrt,
Drum wär sie gern samt uns erlöst,
Wir hoffen all auf deinen Trost.

Die alten Väter warten all,
Wenn du erscheinst mit grossem Schall,
Mit aller lieben Engel-Schaar,
Drauf warten sie manch hundert Jahr.

Ey! lieber HErr, eil zum Gericht,
Laß sehn dein herrlich Angesicht,
Das Wesen der Dreyfaltigkeit;
Das helf uns GOtt in Ewigkeit.

Am Tage der Erscheinung Christi.

Steht auf, ihr lieben Kinderlein,
Der Morgenstern mit hellem Schein
Läßt sich frey sehn, gleichwie ein Held,
Und leuchtet in der gantzen Welt.

Bis willkommen, du edler Stern,
Du bringst uns Christum, unsern HErrn,
Der unser aller Heyland ist,
Darum du hoch zu loben bist.

Ihr Kinder solt bey diesem Stern
Erkennen Christum, unsern HErrn,
Marien Sohn, den treuen Hort,
Der uns erleucht mit seinem Wort.

GOtts Wort du bist der Morgen-Stern,
Wir können dein gar nicht entbehrn,
Du must uns leuchten immerdar,
Sonst sitzen wir im Finstern gar.

Leucht uns mit deinem Glantzen klar,
Und JEsum Christum offenbahr;
Jag aus der Finsterniß Gewalt,
Daß nicht die Lieb in uns erkalt.

Bis willkommen, du lieber Tag,
Für dir die Nacht nicht bleiben mag,
Leucht uns in unser Hertze fein
Mit deinem himmelischen Schein.

O JEsu Christ, wir warten dein,
Dein heilges Wort leucht uns so fein;
Am End der Welt bleib nicht lang aus,
Und führ uns in deins Vaters Haus

Du bist die liebe Sonne klar,
Wer an dich gläubt, der ist fürwahr
Ein Kind der ewgen Seligkeit,
Die deinen Christen ist bereit.

Wir dancken dir, wir loben dich,
Hie zeitlich und dort ewiglich,
Für deine groß Barmhertzigkeit,
Von nun an bis in Ewigkeit.

Von der Himmelfahrt Jesu Christi.

Nun freut euch GOttes Kinder all,
Der Herr fährt auf mit grossem Schall:
Lobsinget ihm, lobsinget ihm,
Lobsinget ihm mit heller Stimm. Allelujah!

Die Engel und all Himmels-Heer
Erzeigen Christo göttlich Ehr,
Und jauchzen in dem Himmels-Saal,
Das thun die lieben Engel all. All.

Daß unser Heyland JEsus Christ,
Wahr GOttes Sohn, Mensch worden ist
Deß freuen sich die Engel sehr,
Und gönnen uns gern solche Ehr. All

Der HErr hat uns die Stätt bereit,
Bey ihm zu seyn in Ewigkeit:
Lobsinget ihm, lobsinget ihm,
Lobsinget ihm mit lauter Stimm. All.

Wir sind Erben im Himmelreich,
Wir sind den lieben Engeln gleich:
Das sehn die lieben Engel gern,
Und danken mit uns Gott dem HErrn. All.

Es hat mit uns nun nimmer Noth,
Der Satan, Sünd und ewge Tod
Allsamt zu schanden worden sind
Durch GOttes und Marien Kind. All.

Den heilgen Geist send er herab,
Auf daß er unsre Hertzen lab,
Und tröst uns durch das göttlich Wort,
Und uns behüt für Teuffels Mord. All.

Also baut er die Christenheit
Zur ewgen Freud und Seligkeit:
Allein der Glaub an JEsum Christ
Das recht Erkäntniß GOttes ist. All.

Der heilge Geist den Glauben stärckt,
Geduld und Hoffnung in uns wirckt,
Erleucht und macht die Hertzen fest,
Und uns in Trübsal nicht verläst. All.

Was uns die göttlich Majestät
Am heilgen Creutz erworben hat,
Das theilet aus der heilge Geist,
Darum er unser Lehrer heist. All.

Der Vater hat den Sohn gesandt,
Der Sohn wird anderst nicht bekant
Ohn durch den heilgen Geist allein,
Der muß die Hertzen machen rein. All.

So manche schöne GOttes Gab
Bringt uns der heilge Geist herab,
Und uns vorm Satan wohl bewahrt,
Solchs schafft des HErren Himmelfahrt. All.

So danket nun dem lieben HErrn,
Und lobet ihn von Hertzen gern;
Lobsinget mit der Engel-Chör,
Daß man es in dem Himmel hör. All.

GOtt Vater in der Ewigkeit,
Es sagt dir deine Christenheit
Groß Ehr und Danck mit höchstem Fleiß
Zu allen Zeiten Lob und Preis. All.

HErr JEsu Christe GOttes Sohn,
Gewaltig, herrlich, prächtig, schön,
Es danckt dir deine Christenheit
Von nun an bis in Ewigkeit. All.

O heilger Geist, du wahrer GOtt,
Der du uns tröst in aller Noth,
Wir rühmen dich, wir loben dich,
Und sagen dir Danck ewiglich. All.

Albrecht von Halberstadt. S. Minnesinger.

Johann Friedrich Ernst Albrecht,

geboren 1752 zu Stade, studirte Medizin zu Erfurt, ging darauf als D. M. und Arzt des Grafen Mannteufel nach Reval, lebte darauf abwechselnd in Erfurt, Leipzig und Dresden, ward Buchhändler in Prag, dann Theaterdirector in Altona und starb als praktischer Arzt daselbst 1816. Er war einer der fruchtbarsten, aber auch zugleich mittelmäßigsten deutschen Romanschriftsteller. Von seinen sämmtlichen Schriften hat ihn keine überlebt, da sie ihr Publicum nur in den Leihbibliotheken zweiten Ranges fanden; obwohl manche aus eben diesem Grunde zu der zweifelhaften Ehre einer zweiten Auflage gelangte. Wir begnügen uns mit einer Aufzählung der bekanntesten, ohne jedoch aus leicht zu errathenden Gründen Auszüge folgen zu lassen.

Waller und Natalie. 2. Aufl. Lpz. 1782. 3 Thle.
Liebe ist ein wunderlich Ding. Hamb. 1787. 2 Thle.
Faust der Zweite. Stettin, 1782. 2 Thle.
Sophie Berg. Leipzig, 1782. 2 Thle.
Laura di Sola. Hamb. 1782. 2 Thle.
Therese von Edelwald. Frankfurt, 1784. 2 Thle.
Lauretta Pisena. 2. Aufl. Lpz. 1795. 2 Thle.
Dreierlei Wirkungen. Lpz. 1782—90. 8 Thle.
Die Familie Eboli. Dresden, 1791. 4 Th.
Dramatische Werke. Dresden, 1790.
Die Regenten des Thierreichs. Berl. 1790. 4 Th.
Die Familie Medicis. Lpz. 1795. 2 Thle.
Sammlung neuer Schauspiele. Hamburg, 1804.
Maria de Lucca. Altona, 1801.
Ulrika della Marka. Hamburg, 1802. 2 Th.
Die Kreuzfahrerinnen. Leipz. 1804.
u. s. w. u. s. w.

Sophie Albrecht,

des Vorigen Gattin, Tochter des Professors der Medicin J. P. Baumer zu Erfurt, heirathete nach dessen Tode den Obengenannten, der ihr Vormund war, und widmete sich der theatralischen Laufbahn. Seit dem Jahre 1783 zuerst bei der großmannischen Gesellschaft in Mainz, dann bei der bordinischen in Dresden, später bei der ihres Mannes in Altona. Sie ist 1757 geboren und lebt noch sehr bejahrt in einer Vorstadt Hamburgs in gedrückten Verhältnissen.

Als Schauspielerin erwarb sie sich zu ihrer Zeit einen bedeutenden Ruf, welcher nicht wenig dazu beitrug, ihren Schriften freundliche Aufnahme zu verschaffen; doch erhebt sie sich in diesen selten über das Mittelmäßige. — Herzlichkeit und warmes Gefühl sind ihr eigenthümlich, jedoch nicht hinreichend, um eine gewisse Gedankenarmuth zu verdecken. Sie nahm Theil an den Romanen ihres Mannes und bildete sich nach diesem, was ihr keineswegs vortheilhaft war. —

Ihre schriftstellerischen Leistungen sind folgende:

Gedichte und Schauspiele. Erfurt, 1782—1785. } 3 Th.
Gedichte und prosaische Aufsätze. Dresd. 1791 }
Aramena, eine syrische Geschichte. Berlin, 1782 folgende. 3 Thle.
Das höfliche Gespenst. Leipzig, 1797.
Graumännchen oder die Burg Rabenbühl. Hamb. 1791.
Ida von Duba. Altona, 1805.
Legenden u. s. w. Hamburg, 1800.
Romantische Dichtungen u. s. w. Hamb. 1808.

Wir theilen hier einige ihrer gelungensten Gedichte mit: ihre prosaischen Leistungen verdienen es eben so wenig als die ihres Gatten.

An Ferdinand.*)

Im Mai 1788.

Du liebest mich!
Mir blüht die Rose wieder
In neu erwachter Gluth;
Mir tönen meines Haynes Lieder,
Mir braust der Sturm, mir rauscht der Elbe Fluth:
Du liebest mich!

*) Aus: Gedichte und prosaische Aufsätze von Sophie Albrecht. Th. 3. Dresden, 1791.

Ich liebe dich!
Mir lispelts durch die Bäume,
Mir rufts des Morgens Pracht,
Und in des Lebens kleinsten Keime,
In Dämmerung, in schwarzer Mitternacht:
Ich liebe dich!

Du liebest mich!
Der ganzen Schöpfung Fülle
Gehört uns beyden nur.
Des Lebens Puls, noch jüngst so stille,
Hüpft glühend durch die Adern der Natur:
Du liebest mich!

Ich liebe dich!
Von deinem Arm umschlungen,
Fühl ich unsterblich seyn;
Von deiner Liebe Kuß durchdrungen,
Kein Leichentuch hüllt dies Entzücken ein:
Ich liebe dich!

Du liebest mich!
Des Todes kalte Stunde
Schmilzt unsers Herzens Gluth!
Die Flammen in der Seelen Bunde
Löscht nicht der Tod — nicht Lethes schwarze Fluth:
Du liebest mich!

Lied auf dem Kirchhofe.

Sey leiser hier, du meines Kummers Klage,
Und seufze nur, was mich zu Gräbern beugt;
Verzeiht — verzeiht, ihr Todten, daß ichs wage
Zu jammern, wo des Schmerzes Stimme schweigt.

Nichts kann der Gräber stolze Ruhe stören,
Der Friede wohnt im stillen Schattenreich;
Drum will ich heilig eure Thäler ehren,
Ach! er, mein Herzensfreund, wohnt unter euch.

Mein Freund, der wieder all die süßen Bande,
Die längst die Welt von meinem Herzen riß,
Sanft knüpft', und mir im finstern Wechsellande
Elisiums ewig daurend Glück verhieß.

Die heiße Stirn gelehnt am kalten Steine,
Der meiner Trauer stummen Hügel deckt;
Rinnt sanft, ihr Thränen! wie im Frühlingshayne
des Morgens Thau, der junge Rosen weckt.

Sie fließen nicht, dich Freyen zu beklagen,
Der nicht im Kerker der Verwesung wohnt;
Dir jauchz' ich zu, dem nun nach schwülen Tagen
Das kühle Wehn der Dulderpalme lohnt.

Dort seh ich dich den großen Morgen feyern,
Der nur an jenem Purpurufer tagt;
Wohin keins von des Lebens Ungeheuern
Durch Gottes Wachen sich hinüber wagt.

Nur mir, nur mir Gesunknen rinnt die Zähre,
Nur mich Verlaßne klagt dies Thränenlied;
Mir ist die Welt nur eine öde Leere,
Wo mir allein kein stiller Hügel blüht.

Er deckt mit dir auch alle bleiche Schrecken,
Die Gruft und Tod mir einstens schaudernd gab;
So muß die Nacht den jungen Morgen wecken,
Du starbst — und Heymath wird mir Tod und Grab.

Umschlungen unsrer schönsten Hoffnung Büste
Späh ich, ob bald der Kahn herüber schwimmt,
Der mich von der Verwesung schwarzen Küste
Zu dir — zu dir, mein Freund, hinüber nimmt.

Nachts.

Alles ruht — nur meine Seele
Ist noch ihrem Kummer wach;
Schmerzlicher, weil ichs verhehle,
Drückt sie ihr gepreßtes: Ach!

Schwüle liegt auf meinem Herzen,
Schwerer Ahndung bange Last —
Nie verschwinden diese Schmerzen,
Nur im Grabe wohnet Rast —

Gott! mein Gott! o gieb mir Stille,
Sprich zu meinem Geiste: Ruh!
Bey dir ist des Friedens Fülle,
Wink mir süßen Schlummer zu.

An die Träume.

Bunte Kinder schwarzer Nacht,
Die ihr Lebensmüden
Oft das Leben reizend macht,
Und mit süßem Frieden

Gern den Traurenden erfreut,
Und dem Hoffnungslosen
Eure Rosenlauben leiht,
Wo ihn Freuden kosen,

Webt aus sanfter Phantasie,
Aus den schönsten Bildern,
Hold wie Engel Melodie,
Wenn sie Himmel schildern —

Ruhig wie des Morgens Gruß,
Wie des Abends Wehen —
Leise, wie der Weste Kuß,
Wie der Elbe Blähen —

Reizend, wie sein eignes Bild —
Träume meinem Holden;
Liebe, die mein Herz erfüllt,
Soll den Traum vergolden.

Lied.

Wenn früh die graue Dämm'rung flieht,
Wenn sich der Abend senkt,
Erwache meines Dankes Lied,
Dem, der dir Frieden schenkt.

Schwer lag auf mir der Kummer, — schwer,
Ich weinte heiß und viel;
Das Leben war mir wonneleer,
Grab war mein schwarzes Ziel.

Da schickte Gott mir Frieden her,
Und machte leicht die Brust.
Lob ihn! — wo ist ein Gott wie er?
Uns helfen ist ihm Lust.

An Ihn.

Bitte an Winde und Wellen.

Kommt —o kommt ihr lieben Winde,
Nehmt sein Schiffgen auf die Flügel,
Bringt es über Klippen, über Wellen-Hügel,
Schwellt die Segel — eilt geschwinde
Her ans Ufer, wo sein Liebchen weilt.

Wilde Wellen! werdet stille,
Rauschet wie der Liebe Sehnen,
Bringt ihm, krause Wellen, bringt ihm diese Thränen,
Zittert in der Abendhülle
Lieblich seines blassen Mädchens Bild.

Schläft er schon mit Lerch und Käfer?
Beugt euch flacher, hohe Wogen,
Wiegt ihm Schlummer — Mond! vom hohen Sternenbogen
Blicke segnend meinem Schläfer
Träume unsrer goldnen Hoffnung zu.

Wilibald Alexis. S. Georg Wilhelm Heinrich Häring.

Ludwig von Alvensleben,

als Schriftsteller meist Gustav Sellen genannt, ward am 3. Mai 1800 zu Berlin geboren, widmete sich dem Militärstande und stand in königlich hannöverschen und k. preußischen Diensten. Aus großer Neigung für die schönen Wissenschaften nahm er jedoch schon früh seinen Abschied und ließ sich als privatisirender Gelehrter in Leipzig nieder, wo er mehrere Journale, unter Andern die „Hebe" und die allgemeine Theaterchronik redigirte. Zu Ende des Jahres 1833 verließ er jedoch Leipzig wieder und übernahm die Direction des Theaters zu Meiningen, die er jedoch nach kurzer Führung wieder aufgab.

Von A. ist vorzüglich als schneller und gewandter Uebersetzer bekannt, und hat in diesem Fache unglaublich viel in kurzer Zeit geliefert, wie z. B. mehrere Romane von H. Smith, Washington Irving's Eroberung von Granada, die Memoiren der Herzogin von Abrantes u. s. w.

Zu seinen eigenen Leistungen gehören:

Die Zwillingsburgen, der Weiberfeind und der Bühnendieb. Leipzig, 1826.
Das Familienvermächtniß. Leipz. 1826.
Mondlichter und Gasbeleuchtungen von Herloßsohn, Sellen und Schäfer. Lpzg. 1828.
Mosaiksammlung von Erzählungen. Gera, 1828.
Erzählungen. Halberstadt, 1830.
Die Geistererbschaft, und andere Erzählungen. Leipz. 1830.
Der Prophet im Narrenhause zu Dömitz. Ilmenau, 1831.
Winterstunden. Leipzig, 1832.
Novellen und Erzählungen. Nürnberg, 1832.
Der Lügenkaiser. Meißen, 1833.
Einzelne Erzählungen in Zeitschriften u. s. w.

Durch Tiefe, Phantasie und Originalität zeichnen sich v. A's Leistungen im Gebiete der kleineren Erzählungen (denn nur in diesem hat er sich fast allein versucht) eben nicht aus, aber sie gewähren durch ihre Anspruchlosigkeit und den gefälligen und gewandten Styl des Verfassers eine leichte und angenehme Lectüre. Wir theilen hier den Anfang einer seiner gelungensten Novellen als Beweis und Probe mit.

D' Aubigné. *)

Finstern Sinnes wandelte ein Jüngling an den reizenden Ufern der Saone entlang. Eine ärmliche Kleidung bedeckte den schönen Körper, und die edle Haltung des Fremdlings schien zu verkünden, daß er einem höheren Stande angehöre. Noch stand er im Lenz des Lebens, und schon schien Kummer sein Gesicht gefurcht zu haben. Trübe blickte sein Auge in den Strom, und bemerkte nicht die Schönheiten der Natur rings um ihn her. Unter ihm rauschten die Wellen des Flusses, und luden ihn, Ruhe versprechend, ein zum Sprunge in die Tiefe. Schon hatte er den verzweifelten Entschluß gefaßt, schon war der Fuß gehoben, als er sich plötzlich von hinten an seiner Kleidung ergriffen fühlte. —

Er sah um sich, und vor ihm stand ein kleines, reizendes Mädchen, zehn Jahre etwa alt, und wandte, ängstlich besorgt, kein Auge von ihm, während ihre schwache Hand seine Kleidung noch immer fest hielt.

„Lieber Herr," sagte das Mädchen, und der Wohllaut der Stimme des kleinen Wesens erfüllte des Verzweifelten Herz mit sanfteren Regungen, „lieber Herr, was macht Ihr hier, an der reißendsten Stelle des Stromes. Ihr steht an gefährlichem Orte, denn das Ufer ist unterhöhlt und könnte leicht unter Eurer Last brechen." Bei diesen Worten zerrte sie den Fremden ängstlich mit sich fort, bis er auf festerm, sicherem Boden mit ihr stand.

„„Kind,"" erwiederte der Jüngling finster, „„laß das Ufer brechen. Wohler ist mir im kühlen Bette des Stromes, als hier auf der Erde, wo keine Freude mehr meiner wartet.""

„Ei, wie Ihr da nun sprecht," entgegnete das Mädchen mit lieblicher Offenheit. „Wißt Ihr denn, was Euch noch für Freuden bestimmt sind, oder wozu Gott Euch vielleicht ausersehen?"

Verwundert sah der Unglückliche herab auf den kleinen Prediger, aber er fühlte sich durchdrungen von der Wahrheit der Worte. Plötzlich stählte der Muth auf's Neue sein Herz, und er gelobte sich in diesem Momente, nie des Lebens Bürde freventlich von sich zu werfen, sollte auch die Last des irdischen Daseins ihm noch so unerträglich scheinen. Ohne Zögern folgte er daher seiner kleinen Führerin, welche, froh ihrer That, ihn an der Hand mit sich fortzog, und während des Weges nicht müde ward, ihm von der Herzensgüte, von der Menschenfreundlichkeit ihres Vaters zu erzählen, zu dem sie ihren Schützling führen wollte, und der gewiß dem Hülfsbedürftigen, dem Verlassenen, mit Rath und That nach allen Kräften beistehen würde.

Das Mädchen hatte nicht zu viel versprochen. Der Herr von Lezei, ihr Vater, empfing den Jüngling anfangs zwar kalt, aber dennoch freundlich. Des Greises empfehlende, wohlwollende Züge erwarben ihm auf den ersten Blick des Jünglings ganzes Zutrauen, und als der Herr von Lezei sich bereit erklärte, ihm zu helfen, seine Hülfe jedoch keinem Unbekannten, vielleicht gar Unwürdigen zuwenden wollte, da machte der Jüngling ihn ohne fernern Rückhalt mit allen seinen Verhältnissen, mit den Schicksalen seines kurzen Lebens bekannt.

„Mein Name ist d' Aubigné," sagte er. „Mein Vater, ein eifriger Hugenott, war unter Saint-Cyr Commandant von Orleans. In der Religion, der er anhing, wurde auch ich unterrichtet, und mein Verstand sowohl, als mein Herz fühlten sich ganz von dieser reinen Lehre durchdrungen. Dies ist die Quelle meiner Leiden, denn die Verfolgung, welche die Hugenotten fast allgemein getroffen, ward auch mir. Zwar war ich während meines Vaters Leben vor allen Angriffen gesichert, denn er erfreute sich bei Feind und Freund der größten Achtung. Niemand wagte es, des Redlichen Ankläger zu sein, kaum aber hatte er die Augen geschlossen, als habsüchtige Verwandte, denen nach meinem geringen Vermögen gelüstete, es zu veranlassen wußten, daß ich der Ketzerei angeklagt ward. Die Anklage selbst zu übernehmen, scheuten sie sich, des öffentlichen Urtheils wegen, und des Erfolges ihrer hämischen Absicht waren sie auch ohnehin gewiß. Ihre Erwartung traf vollkommen ein, denn das Tribunal, aus den eifrigsten Gegnern unserer Religion bestehend, verurtheilte mich und meinen edlen Lehrer Beroald zum Tode, falls wir nicht unsere falsche Lehre abschwören und die Messe hören wollten. Mit Verachtung antwortete ich auf diesen entehrenden Antrag, und das Urtheil des Todes ward nun vollends bestätigt. Wenige Tage vor der Vollstreckung desselben gelang es mir jedoch, aus meinem Kerker zu entfliehen, und glücklich die Grenze der Schweiz zu erreichen. Dort lebte ich zu Genf mehrere Monate, der Sorge und dem Mangel Preis gegeben, da hörte ich, daß neue Verfolgungen meine Religionsverwandten abermals zu dem verzweifelten Entschlusse gebracht, die Waffen gegen ihren Monarchen, gegen ihre Mitbürger zu ergreifen, welche ihnen grausam das Heiligste, was der Mensch haben kann, die Gewissensfreiheit, rauben wollten. Voll des glühendsten Eifers für die neue Lehre, eilte ich, keine Gefahr beachtend, zurück in mein unglückliches Vaterland, um mich unter die Fahnen der Hugenotten zu stellen, ihn mitzukämpfen, den rühmlichen Kampf, oder fallend auf dem Bette der Ehre, mit meinem Blute die Reinheit meiner Gesinnungen zu besiegeln."

Mit Verwunderung hatte der Herr von Lezei der feurigen Rede des Jünglings zugehört. Er selbst war im Herzen der neuen Lehre zugethan, wenn auch weltliche Rücksichten ihn für jetzt noch bestimmten, den Gebräuchen des katholischen Gottesdienstes treu zu bleiben. Innig freute es ihn, hier einen so eifrigen Vertheidiger seiner eigenen Gesinnungen zu finden, und eine innere Stimme schien ihm zuzuflüstern, daß der Jüngling, der jetzt im Begriffe war, seinen schwachen Arm der Sache seiner Religion zu weihen, einst eine kräftige Stütze seiner bedrängten Glaubensbrüder werden würde. Um sich noch fester zu überzeugen, und zugleich in die Tiefe der Seele des Jünglings einen prüfenden Blick zu werfen, hatte er ihn bis jetzt nicht unterbrochen; und das steigende Feuer, mit welchem d' Aubigné redete, hatte ihn vollkommen überzeugt, daß er der Hülfe werth sei, welche er ihm zuzuwenden Willens war.

Als d' Aubigné jetzt stockte, fragte ihn der Herr von Lezei: „Weßhalb aber, Herr von d' Aubigné, führten Sie Ihren Entschluß, den ich nicht anders, als lobenswerth nennen kann, nicht aus, weßhalb starrten Sie hier, noch weit von dem rühmlichen Ziele entfernt, düstern Blickes hinab in die Wel-

---

*) Aus: Ausgewählte kleine Original-Romane u. s. w. Th. 2. Leipzig, 1828

len der Saone, daß ich nicht anders glauben kann, als, Sie wollten freventlich ihrem Leben selbst ein Ende machen.“

„„Ja! ich will es nicht läugnen,““ erwiederte d' Aubigné, „„ohne Dazwischenkunft des zarten Wesens, vom Himmel mir zur Rettung gesandt, würden die Wellen des Flusses jetzt wahrscheinlich mein Grab sein; denn feiger Kleinmuth hatte so mich übermannt, daß ich wähnte, ich könne die Bürde des Lebens länger nicht tragen. Von allen Hülfsmitteln zur Fortsetzung meiner Reise entblößt, zu stolz, vielleicht auch zu verlegen, von Fremden sie zu erbitten, warf Krankheit mich zu Lyon auf das Siechbett. Kaum wieder genesen, forderte meine Wirthin mit Ungestüm die Bezahlung der Kosten für Wohnung und Pflege. Außer Stande, ihrer gerechten, wenn auch nicht billigen Forderung zu genügen, selbst ohne die Aussicht, Rath hierzu zu schaffen, trieb meine Sorge mich hinaus in die Einsamkeit. Das Uebrige wissen Sie.““

Gerührt von des Jünglings Aufrichtigkeit, und von der Hülflosigkeit seiner Lage ergriffen, erfüllte der Herr von Lezei gern und willig die Bitte seiner kleinen Susanne. Mit den nöthigen Erfordernissen zur Fortsetzung der Reise, auch mit baarem Gelde hinlänglich versehen, verließ d' Aubigné den Ort, an welchem seine kleine Retterin lebte, mit den dankbarsten Gesinnungen gegen das holde Kind erfüllt, indem er bei sich selbst das Gelübde ablegte, ihre Wohlthaten einst, wenn das Schicksal ihn dazu hinlänglich begünstigte, durch mehr als bloße Worte zu vergelten. Voll patriotischen und religiösen Eifers ließ er zu Saintonge sich anwerben, und betrat die Bahn des Ruhms mit dem festen Vorsatze, Ehre für das Leben, oder im Tode auf ihr zu finden.

Johann Baptist von Alxinger

ward am 24. Januar 1775 zu Wien geboren, wo sein Vater in glücklichen Verhältnissen lebte. Der junge A. erhielt schon früh eine vortreffliche Erziehung, an der der berühmte Numismatiker Eckhel großen Antheil hatte, studirte dann in seiner Vaterstadt die Rechte, ward darauf Dr. jur. und k. k. Hofagent; lebte jedoch mehr seinen Neigungen, da ihn ein bedeutendes von seinen Eltern ererbtes Vermögen schon früh aller Nahrungssorgen überhob. Im Jahre 1794 erhielt er die Stelle eines Hoftheatersecretärs, die er aber nicht lange bekleidete. Er starb am 1. Mai 1797, von seinen Freunden tief betrauert. In den Verhältnissen des Lebens ward er von Allen, die ihn näher kannten, als ein vortrefflicher, redlicher, wohlwollender und immer heiterer Mann, den sein guter Humor selbst auf dem Sterbelager nicht verließ, geschildert. Zu seiner Zeit galt er als der erste Dichter Wiens, doch war das freilich eine Zeit, in der Wien eben nichts Bedeutendes aufzuweisen hatte.

Er hat folgende Schriften hinterlassen:

J. B. v. A. sämmtliche Gedichte. 2 Thle. Klagenfurth und Laybach, 1788. in 8.

A's neueste Gedichte. Wien, 1794. 8.

Numa Pompilius. 2 Thl. Lpzig und Klagenfurth, 1792. 8; eine versificirte Bearbeitung des bekannten florian'schen Romans.

Doolin von Mainz. Ein Rittergedicht. Lpzig, 1787. 8. (Nachdruck, Karlsruhe, 1787. 8.) Zweite Aufl. Leipzig, 1797. gr. 8.

Bliomberis. Ein Rittergedicht. Lpzg. 1791. — Zweite Aufl. besorgt von Seume. Leipz. 1802. 8.

Beiträge zur österreichischen Monatsschrift, dem deutschen Merkur, den Horen u. s. w.

Alxingers wohlgetroffenes Bildniß findet sich vor der zweiten Auflage des Doolin von Mainz.

Er war Wieland's Nachahmer und hätte bei seinem Fleiße, seinen Kenntnissen und seinem Charakter Großes leisten können, wenn diese allein hinreichten, einen Dichter zu machen; aber es fehlte ihm an productiver Phantasie und Tiefe: seine Epopöen bleiben daher immer Nachahmungen, denen man zu deutlich die Mühe ansieht, welche sie ihrem Verfasser kosteten; auch hat die Eleganz der Form und die Herrschaft über die Sprache, deren sie sich erfreuen, sie nicht vor der Vergessenheit erretten können, in welche sie wenige Zeit nach des Dichters Tode bereits verfallen warren. Einzelnheiten in denselben sind allerdings gelungen, jedoch nicht immer glücklich. —

Doolin von Maynz.*)

Wer ist der Mann, der tief in diesem finstern Wald,
Wo Dickicht überall das scheue Wild beschützet,
Und selten nur das krumme Jagdhorn schallt,
Vor einer Klause bethend sitzet?

Sein himmelwärts gekehrter Blick,
Sein härnes Kleid, sein hänfner Knotenstrick
Und die Sandal' am nackten Fuße
Zeigt einen Heiligen in überstrenger Buße.

Doch eingegraben steht auf seinem Angesicht,
Daß er den größern Theil des Lebens nicht
In dieser frommen Ruh' und thatenlos durchlebet.
Kraft schwellt ihm jeden Nerv, und jeden Zug erhebet
Ein Selbstgefühl, das Helden angestammt
Und unvertilgbar ist; sein tiefes Auge flammt.
Kaum kann des Bethers Stirn den edlen Trotz verhehlen,
Noch immer scheinet sie zu schrecken, zu befehlen.

Graf Guido, Frankens Stolz, der erste Paladin
Am Hofe seines Freunds, des mächtigen Pipin,
Der Damen Augenmerk, der Held, der Aire's Mauern,
Pavia's Wall erstürmt, hat sich hierher verbannt,
Der Tage Rest als Klausner zu vertrauern.
Kein Eisenhandschuh deckt die sehnenvolle Hand
Des tapfern Mannes mehr, denn mit dem Rosenkranze
Vertauschte sie das Schlachtschwert und die Lanze.

Als Knappe dient' er einst dem kriegrischen Martell,
Verbrüderte sich dann mit dessen älterm Sohne
Und ebnet ihm den Weg zum Frankenthrone.
In dem Entschlusse klug, in der Vollführung schnell,
Erfocht der Held, als Gryphon sich empörte,
Und als Aistulph Italien verheerte,
Der Siege viel; auch war Pipin,
Wiewohl ein Fürst, doch dankbar gegen ihn.

Er lohnt' ihm mit der Hand der schönen Kunigunde.
Die Grafschaft Maynz und jede Tugend war
Ein Brautschatz, Guido's werth, und hochbeglückt das Paar.
Nach Jahren liebt' es sich, wie in der Trauungsstunde.
Zwar Einen Sohn gab Kunigunde nur
Dem zärtlichen Gemahl; doch sparte die Natur,
Nur desto liebender, wie gute Mütter pflegen,
Für diesen Einzigen all ihren reichen Segen.

Der kleine Doolin, so hieß Guido seinen Sohn,
Wuchs bald empor zum hoffnungsvollen Knaben.
Da trieben ritterliche Gaben
Und Geist und Kraft die ersten Blüthen schon.
Der Spielgenossen Schaar schien nur auf ihn zu achten;
Was Doolin vorschlug, das gefiel;
Doch meistens schlug er vor ein kriegerisches Spiel,
Turniere, Kämpfe, Stürme, Schlachten.

Und wies er sich in junger Mädchen Kreis,
Dann war ein Blick von ihm der allerhöchste Preis,
Und jede strebt', ihn zu verdienen.
Man sah das ganze Weib schon in der Kinder Mienen,
Sah, daß schon Leidenschaft im zarten Busen gohr.
Wie manche bargen sich, wenn bei dem Pfänderspiele
Ein Zwist entstand, vor ihm scheinzornig hinter Stühle;
Doch immer sahen sie, gesehn zu seyn, hervor.

Acht Jahre waren so im Kindheitstraum verschwunden.
Zum Edelknabendienst rief itzt des Vaters Rang
Ihn nach Paris, noch mehr sein eigner Hang.
Der kluge Guido selbst entdeckt es Kunigunden.
Sie seufzt und willigt ein; als von des Königs Tod
Die Nachricht kommt sammt einem Aufgeboth
Von dessen Sohne Karl. Er lässet vor die Stufen
Des neuen Throns die Reichsvasallen rufen.

*) Aus: Joh. von Alxinger, Doolin von Maynz, ein Rittergedicht in zehn Gesängen. Leipzig, 1798. Gesang 1.

Graf Guido säumet nicht mit Doolin hinzuziehn.
Der weise Karl empfängt und unterscheidet ihn
Als einen alten Freund, der auf den Pfad der Ehre
Ihn früh gelenkt durch Beispiel und durch Lehre,
Verleihet ihm zum Lohn für die geprüfte Treu'
Noch neue zu den alten Lehen,
Kann sich nicht satt am kleinen Doolin sehen,
Und wünschet, daß er bald ein zweyter Guido sey.

Einst sagt' er ihm, da schau', und hebt zugleich den Knaben
Vom Boden auf, da schau und wähl' ein Kleinod, Kind!
Dein Vater war so treu stets gegen uns gesinnt:
Du mußt dafür von Karln ein Angedenken haben.
Der Knabe nickt ihm Dank und schaut umher im Saal,
Sieht manchen goldenen Pokal,
Voll köstlichen Gesteins, manch schön getriebnes Becken,
Manch seidnes Waffenkleid und manche reiche Decken.

Sein prüfend Auge weilt auf jedem Gegenstand;
Doch plötzlich schreyt er auf, die Hände freudig hebend,
Und ungeduldig niederstrebend,
Läuft er dem Winkel zu. Hier unter prächtgem Tand
Steht, wie ein grauer Held im goldnen Hofgedränge,
Ein kaum bemerktes Schwert von nicht gemeiner Länge,
Doch alt und prunklos; dieß hat Doolin schon gefaßt,
Und mühsam schleppt er her die angenehme Last.

Herr König, gebt mir das; es ist zwar nur von Eisen,
Doch ist es lang und groß. Karl staunt den Knaben an,
Der Vater weint, die Ritter alle preisen
Ihn hochbeglückt. Fürwahr, beginnt Turpin, als Mann,
Als Held hat euer Sohn gewählet.
Das hat er, rufet Karl mit der Entzückung Ton,
Und früher Trefflichkeit gebühret früher Lohn;
Weh dem, der Jahre nur und nicht Verdienste zählet.

Er sagt's, besteigt den Thron, ruft Doolin, lässet ihn
Auf die mit rothem Sammt bedeckten Stufen knien,
Giebt ihm den Ritterschlag mit dem gewählten Schwerte,
Und schenkt es ihm und küsset ihn und spricht:
Der neue Ritter weiß es nicht,
Welch großes Kleinod er von seinem Freund begehrte.
Nach Durandaln ist euch, bey meinem Rittereid!
Ein Schwert, wie dieß, nicht in der Christenheit.

Ich selbst erhielt es einst aus Stephans heilgen Händen.
Vor böser Zauberey Gewaltsamkeit beschützt
Des Schwertes Weihe den, in dessen Faust es blitzt.
Ihn kann die Hölle selbst nur täuschen, nur verblenden.
Ich gönnt' es wenigen, doch dir,
Dir gönn' ichs, Sohn! O Edle, glaubet mir,
Setzt Karl hinzu, im Auge Freudenthränen,
Die Stunde kostet einst viel Blut den Saracenen.

Am Hofe Karls entflohn schnell, wie ein Augenblick,
Acht Tage bey Bankett, bei Ritterspiel und Tanze;
Doch mit des neunten Morgens Glanze
Zeucht Guido und sein Sohn nach Mainz zurück.
Die Gräfinn sieht mit innigem Vergnügen,
Daß auch ihr Doolin schon vom Hofe wiederkehrt;
Er aber eilet, sich an ihre Brust zu schmiegen,
Erzählet, was geschehn, und weiset ihr sein Schwert.

Was nebst dem Kinde noch die Gräfinn immer fester
An ihren liebenden, geliebten Guido band,
War Gloriande, seine Schwester.
An Schönheit, hohem Geist, an Witz und Weisheit fand
Man ihres gleichen nicht. Sie war der Freundschaft offen,
Gut, liebreich gegen ihr Geschlecht;
Doch gegen Männer hart, mißtrauisch, ungerecht;
Der beste durfte nichts als Kaltsinn von ihr hoffen.

Der besten einer, Bertrand, warb
Um ihre Gunst. Umsonst! wiewohl er fast vor Schmerzen,
Verschmäht zu seyn, vor Gram und Liebessehnsucht starb.
Zwar regte Mitgefühl sich oft in ihrem Herzen,
Doch Argwohn, Stolz und Staarsinn überwog.
Um ihm, was sie empfand, sorgfältig zu verhehlen,
Schien sie nur jeden Tag sinnreicher ihn zu quälen,
Bis er verzweiflungsvoll aus Guido's Schlosse zog.

Allein den Edlen ist die Liebe,
So, wie der Tod, gewiß; und säumte sie und bliebe
Sie Jahre fern, sie kommt nach Jahren doch.
Je länger man sich sträubt, je schwerer drückt ihr Joch.
Auch Glorlandens Stolz wird immer mehr gebeuget;
Wenn schon ihr Mund von Bertrand schweiget,
So wünscht ihn doch ihr Herz zurück,
Wünscht, was sie täglich sieht, der Liebe schönstes Glück.

Denn Guido lebte ganz der Gattinn, deren Küssen
Ihn manchmahl nur die Jagd auf kurze Zeit entrissen.
Einst, als der Graf allein sein weit Revier durchstrich,
Vom frühsten Morgen an, der auf den Bergen graute,
In Einem fort durchstrich, bis schon der Abend schaute,
Doch Müh und Zeit verlor; begann er ärgerlich:
Wodurch wohl hab' ich's heut so mit dem Glück verdorben?
Kein Wild im ganzen Forst! er scheinet ausgestorben.

Voll Unmuth kehrt er um; doch auf dem Wege lauscht
Und steht er still; aus nahem Busche rauscht
Ein Hirsch hervor, ein Hirsch mit vierzehn Enden.
Kaum hat der Jäger Zeit, die Sehne straff zu ziehn;
Der Pfeil durchbohrt dem Wilde nur die Lenden,
Und trotz der Wunde kann es fliehn.
Doch flieht es langsam, mit Beschwerde,
Und röthet auf der Flucht vom Schweiße Strauch und Erde.

Der Jäger springt durch Dick und Dünn ihm nach;
Auf einmahl steigt ein niedres Klausnerdach
Aus dem Gebüsch; hier hält das müde Thier und röthet.
Der Eremit, im Abendlied gestöret,
Entstürzt der Klause, sieht und fühlt des Gastes Leid.
Er winkt mit aufgehobnem Arme
Hin, wo im fernen Strauch sich etwas regt, er schreyt,
Daß der Gerechte sich auch eines Viehs erbarme.

Umsonst! Ihn sieht, ihn hört der Jäger nicht.
Schon fleugt der zweyte Pfeil; doch in der Jagdgier Hitze
Und bey dem zweifelhaften Licht
Verfehlt der Graf sein Ziel, und ach! es fährt die Spitze
Dem Klausner in die Brust. Ein fürchterlicher Schrey
Tönt in den Busch und ruft den Jagenden herbey.
Er siehet, daß sein Pfeil den Greis dahin gestrecket,
Und in dem Busen tief dem halb Entseelten stecket.

Ohn' Athem, starren Blicks, wie die Verzweiflung schaut,
Im Antlitz keine Farb', im Munde keinen Laut,
Und lahm, als wären ihm die Sehnen abgeschnitten,
Sinkt er an einen Baum; doch als er sich besann,
Wankt er mit ungewissen Schritten
Zum Sterbenden, und zieht so schonend, als er kann,
Den Pfeil heraus. Doch wie die Ströme Bluts nun hemmen,
Die lau und dunkelroth den Boden überschwemmen?

Laut weinend bethet er zu Gott im Himmel auf,
Und fleht dem Sterbenden, den Mord ihm zu verzeihen.
Doch dieser tröstet ihn. Der Herr setzt meinem Lauf
Durch euch ein Ziel, ich habe nichts zu scheuen.
Ihm, welcher hohen Lohn dem Redlichen verheißt,
Darf ich getrost in's Vaterantlitz sehen;
Euch dank' ich, lebet wohl; und nun, nun ist's geschehen!
In deine Hände, Gott, befehl' ich meinen Geist.

Er sagt's und neigt sein Haupt dem Tode, wie die Aehre
Am Aerntetag ihr Haupt in reifer Schwere
Der Sichel selbst entgegen neigt.
Sein armer Mörder kniet, bang' über ihn gebeugt;
Er will des Blassen Haupt aufrichten und beleben
Mit seinem Hauch — Vergebliches Bestreben!
Es sinkt, bedeckt mit kaltem Schweiß,
Und schwer wie Bley zurück; todt ist der gute Greis.

Der Jäger aber ruft mit aufgehobnen Händen:
Ich bin ein Mörder, Herr! unwissend bin ich's zwar,
Doch Mord ist Mord. Wenn er, der ein Gerechter war,
Als Büßer starb, wie muß der Sünder enden?
Auf seine Leiche schwör' ich dir:
Daß ich vom Blut mich rein durch fromme Thränen wasche,
Tret' ich an seinen Platz, weich' ich nicht mehr von hier;
Bey des Ermordeten ruh' auch des Mörders Asche.

Er ruft es und vertauscht das schöne Jagdgewand,
Das künstlich Kunigundens Hand
Aus Gold gewebt und dunkelgrüner Seide,
Mit des Erschlagnen Büßerkleide.
Jetzt aber nimmt er auch den starren Hirsch in Acht,
Der todt beym Todten liegt. So lieget in der Schlacht
Ein junger beym erfahrnen Krieger,
Zu schwach von ihm geschützt vor dem gewaltgen Sieger.

Der Graf, der schon kein Jägerherz mehr hat,
Beweinet auch das Thier, und beyder Todten Reste
Verscharret er in Eine Ruhestatt.
Die Nachtigall klagt durch das Laub der Aeste,
Der Nußbaum streuet in das Grab,
Statt eines Leichentuchs, sein breites Laub hinab,
Der Wind weht schauerig, und auf den glatten Kieseln
Beginnt der Bach ein Trauerlied zu rieseln.

Der neue Klausner sucht, von Schmerz und Arbeit matt,
Als er nach Christenpflicht die Todten eingegraben,
Sein niedres Dach, mit Schlummer sich zu laben,
Und sinket auf ein Bret, jetzt seine Lagerstatt.
Sonst lud' ihn weicher Flaum, sein Haupt darauf zu legen,
Und eine Schneebrust schwoll ihm nachbarlich entgegen.
Jetzt dienet ihm zum Pfühl ein harter, rauher Stein.
Doch Müdigkeit schläft selbst auf solchen Pfühlen ein.

Die Sonne stand schon hoch und lachte
Sein Hüttchen an, als er vom Schlaf erwachte.
Mit ihren holden Strahlen fließt
Auch neue Kraft auf ihn; der Heiligen Entzücken,
Des Himmels Wonne schwebt so schön vor seinen Blicken,
Daß er darüber Ruhm und Größe ganz vergißt.
Sogar der Seinigen denkt er mit milden Schmerzen.
Verschleyert steht ihr Bild in seinem frommen Herzen.

Eilf Jahre bringt er so mit brünstigem Gebeth,
Mit strenger Buße zu; im zwölften erst entsteht
Der Wunsch in ihm, bey lang' entbehrten Küssen
Der edlen Liebe Glück aufs neue zu genießen.
Der Schwur, der ihn verbannt in diese Wüsteney,
Drückt seinen kranken Geist als eine schwere Bürde.
Sein Wunsch wird Sehnsucht, wird Verlangen, wird Begierde,
Wird Leidenschaft und endlich Raserey.

Daß hier kein Klügler widerspreche
Und wähne, Leidenschaft ergreife nicht so jäh
Der Frommen Herz! Ich weis' ihn auf die See.
Beruhigt sey die ganze Wasserfläche;
Nur hang' am heitern Firmament.
Ein Wölkchen, das zuerst der Schiffer stolz verkennt.
Dieß Wölkchen wird doch bald den Himmel ganz verhüllen,
Wird Blitze niederspeyn und Donner niederbrüllen.

In Guido's Busen weht der alte Geist nicht mehr.
Wild springt er auf und flucht beschließet er
Aus Hang zuerst und dann aus Gründen.
Denn nie mißlang es noch dem Hange, sie zu finden.
Was, ruft er, will ich hier, ich Vater, ich Gemahl?
Wer hat von ältrer Pflicht mich gültig losgezählet
Und mich hierher gesetzt, um durch der Meinen Qual
Zu büßen, was mein Arm, doch nicht mein Herz gefehlet?

Mit welchem Recht schwor ich den Trennungseid?
Wie konnt ich Gott dadurch zu ehren wähnen?
Dich, ewige Gerechtigkeit,
Beleidigte der Schwur; der Meineid soll dich söhnen.
Wie oft verklagten nicht in dieser Zwischenzeit
Mich meiner Wittwe Schmerz, mich meiner Waise Thränen!
Ich fühl' es, daß ich hier ein Ueberläufer bin;
Fort denn, und wieder treu auf meinen Posten hin!

O sieh! wie hastig er von seiner kleinen Habe,
Was nur zur Reise taugt, so viel sein Armkorb faßt,
Zusammenrafft! nun bricht er einen Ast
Vom nächsten Baum zum Wanderstabe.
Heut giebt er keinen Abschiedskuß
Dem Kruciſix, er eilt mit schnellem Fuß,
So wie ein Wandrer aus dem Hause
Der Unbarmherzgen flieht, aus der verhaßten Klause.

Sein starker Wille giebt ihm Kraft
Und macht zum Wettlauf seine Reise.
Die Schenkel bleiben rasch, die Sehnen unerschlafft.
Erst dann erquickt er sich mit lang' entbehrter Speise
Aus seinem Korb, als endlich auszuruhn
Die Nacht ihn zwingt; heißhungrig ißt er nun,
Dann schläft er ein, das Haupt an einem alten Baume.
Beängstigt wird sein Schlaf vom fürchterlichsten Traume.

Er eilet fort, so scheint es ihm,
Mit immer gleicher Kraft und gleichem Ungestüm,
Bis Wald und Nacht vor seinem Blick entfliehet,
Und er im Morgenlicht auf einem Blumenfeld
Sein theures Weib und seinen Doolin siehet.
Die Brust von Freud' und Sehnsucht hoch geschwellt,
Fleugt er dahin, wo ihm die Liebe winket,
Als schnell vor seinem Tritt der Boden krachend sinket.

Ein Abgrund, der sich aufgethan,
Trennt sie und gähnet ihn mit weitem Rachen an.
Kaum reicht der Blick von diesen grausen Höhen
Bis in den Grund hinab, wo Felsenspitzen stehen,
Wie Lanzen scharf, wie Aehren dicht.
Hie stocket Guido's Blut; doch aber weicht er nicht.
Trotz der Gefahr, sich zu zerschmettern,
Will er den steilen Fels tollkühn hinunter klettern.

Doch ein Orcan erwacht, so fürchterlich und wild,
Als müßt' er eine Welt aus ihren Angeln stürmen.
Die Sonn' erlischt, Gewitterwolken thürmen
Am Horizont sich auf. Der hohle Donner brüllt.
An seinen Stab hält Guido sich und bebet,
Vom Sturm umsaust, in Dunkel eingehüllt.
Urplötzlich schweigt der Sturm; die ganze Gegend füllt
Ein fahler Glanz, der sich vom Abgrund hebet.

Und sieh: ein Riesenengel steigt
Mit diesem Glanz empor. Der Locken Schwarz umfleugt
Sein fürchterliches Haupt, sein Richterblick verdammet
Des Klausners kühne That und flammet
Verderblicher, als selbst sein breites Schwert,
Das er mit hohem Zorn nach Guido's Busen kehrt.
Zurück, so donnert er, zurück! hier ist die Hölle.
Meineidiger, du stehst an ihrer Schwelle!

Er spricht es, strebt empor und, schwebend ob der Kluft,
Zerfließet er, wie Nebel, in die Luft.
Indessen birst der Grund und prasselnd Feuer dringet
Aus tausend Oeffnungen; der Klausner steht umringet,
Allein und hülflos; schon brennt zischend sein Gewand,
Sein Haar, sein Bart; mit banger Hand
Fährt er darnach, als schnell Gesicht und Schlaf verschwindet,
Und er vom Tag bestrahlt, an seinem Baum sich findet.

Noch schallt in seinem Ohr das schreckliche Zurück!
Noch suchet er mit scheuem Blick
Den furchtbarn Geist, den Abgrund und das Feuer.
Doch als er sieht, daß alles mit der Nacht
Entflohen ist und hell der Morgen lacht,
Hebt er das Haupt empor, und athmet wieder freyer,
Indem er sich, vom kühlen Wind erfrischt,
Den Angstschweiß von der Stirne wischt.

Reu' fühlt sein Herz, allein noch wagt er keine Bitte
Zum Himmel auf; beschämet eilt er hin,
Zu seiner niedern, ihm nun wieder theuern Hütte,
In der die Segenspenderin,
Gewissensruhe, wohnt; sein nebeldüstrer Sinn
Entwölkt sich mehr mit jedem Schritte.
Ganz heiter findet er sich Abends an der Thür,
Und bethend ruft er jetzt: So bin ich wieder hier!

Dank dir und Preis, Erbarmer, dessen Gnade
Mich auf des Heils verlaßne Pfade
Durch einen Traum zurück gedräut!
Du sorgest für mein Weib mit gleicher Gütigkeit,
Auch ohne daß ich mich in deine Plane mische,
Und fügest, wenn es mir und meinem Sohne frommt,
Daß er dereinst als Gast in diese Zelle kommt.
Hier schwieg er und vernahm ein Rauschen der Gebüsche.

Mit Müh zertheilte sie ein hohes, edles Roß,
Weiß, wie der junge Schnee; die dichten Mähnen wehten,
Um die ein Purpurzaum, mit Gold durchwirket, floß.
Es schien mit starkem Huf den Boden durchzutreten,
Stolz auf den Reiter, den es trug.
Er saß so hehr darauf, als hätte seine Rechte
Auch mit gesiegt im schrecklichen Gefechte,
Als Michael den Feind der Allmacht schlug.

Hier stutzt der Eremit; die Bilder jener Zeiten,
Als er auch, so geschmückt, nach mancher Streitgefahr
Ein angenehmer Gast in frommen Klausen war,
Begannen, aufgefrischt, vor ihm sich auszubreiten.
Er eilt herbey, dem jungen Ritter nun
Die Ehren, die er einst empfangen, anzuthun;
Faßt demuthsvoll mit seiner Hand den Bügel
Und mit der andern Hand den weiß beschäumten Zügel.

Der Paladin dankt seinem neuen Freund,
Befreyt sein Roß vom Zaum, eilt freudig nach der Hütte,
Und lös't im Gehn, erhitzt vom langen Ritte,
Die Lör des Helms; ein Angesicht erscheint,
Auf dem sich Jugendreiz mit Männerhoheit gattet.
Mein frommer Bruder gönnt mir wohl ein Obdach hier.
Erdrückend lag der Sonne Strahl auf mir
Vom frühsten Morgen an; auch ist mein Roß ermattet.

So sagt der Held. In sein enthelmt Gesicht
Schaut starr der Eremit, doch Antwort giebt er nicht.
Es scheinet, seine Seele wohne
Jetzt in den Augen nur. Mit liebevollem Tone
Fragt abermahl der Paladin:
Was blickt ihr so auf mich? Bath ich vielleicht zu kühn?
Und denkt ihr mir die Herberg' abzuschlagen?
Doch nein! der holde Blick, wie könnte der versagen?

Der Klausner, der indeß berechnet, ob sein Sohn
Wohl auch schon so zu Ritterspiel und Streite
Durch Hain und Flur in schwerer Rüstung reite,
Entwacht dem Traum und spricht: Herr Ritter, jetzo schon
Sucht ihr Gefahren auf und voll von Heldenfeuer
Bestandet ihr vielleicht manch schweres Abenteuer?
Und dennoch sprosset erst so seiden, und so dünn
Der neue Bart um euer rundes Kinn.

Noch konnt' ich nicht den Dürst nach Abenteuern stillen,
Versetzt der Paladin, noch kann ich nicht mit Fug
Mich eures Lebens freun; es ist mein erster Zug,
Drum nehmet statt der That den Willen.
Doch felsenfest steht dieser und mein Muth,
Die Unschuld mag getrost mich zum Beschützer wählen.
So lange noch ein Tropfen Blut
In diesen Adern wallt, soll ihr mein Arm nicht fehlen.

So ruft der Jüngling aus; sein Antlitz scheint verklärt,
Sein Auge blitzt. Den Wirth ergetzen
Die Mienen, die er sieht, die Worte, die er hört.
Als sie zum Abendbrod an einen Stein sich setzen,
Beginnet er: Mein Mahl ist ähnlich unserm Tisch,
Fast ganz von der Natur mit milder Hand bereitet.
Hier steht kein theures Wild, noch ferner Wasser Fisch,
Auf goldnen Schüsseln ausgebreitet.

Doch lebt so froh, wie ich, kein Bischof, oder Probst,
Und wenn auch Erde, Luft und Meere Leckerbissen
Zur Küche dieser Herrn frohnpflichtig liefern müssen.
Ich pflücke mir vom Baume frisches Obst,
Im Sommer und im Herbst; ich dörr' es für den Winter
Auf meinem kleinen Heerd; mein Gärtchen ist ein Schatz,
Und noch zum Ueberfluß, nur einen Sprung dahinter,
Der wilden Bienen Sammelplatz.

Ich habe saftige Melonen,
Wie König Karl sie selbst nicht besser ißt,
Schmackhaften Rettig, Säbelbohnen,
Von der Natur nicht karg gesüßt.
Die Früchte meiner wohl gesonnten Feigenbäume
Wetteifern mit dem Honigseime;
Erdbeeren machen dort zum Teppiche den Grund,
Und diese Birnen hier zerfließen in dem Mund.

Zwar euch, Herr Ritter, wird die Mahlzeit ärmlich dünken,
Zumahl da wir hierzu nur aus dem Bache trinken.
Allein die Freundschaft selbst giebt mehr nicht, als sie hat.
So sagt der biedre Wirth; man ißt nun, man wird satt.
Schon zeiget sich am Himmelsbogen
Der volle Mond, der Sterne goldnes Heer,
Doch schwatzt man traulich fort, und fühlet immer mehr
Sich gegenseitig angezogen.

Doolin von Maynz *).

Auf Rheims Gefilden keimt die Fröhlichkeit in Trauben,
Die gelb und röthlich blühn am holden Marnestrand,
Wo vormals, wenn wir fromm der alten Sage glauben,
In öder Wüsteney ein einsam Hüttchen stand.
Ein Greis bewohnte dieß; sein guter Sohn ernährte
Durch Fische, die der Fluß oft kärglich nur gewährte,
Den Vater und sich selbst; doch blieb dem armen Paar
Noch etwas, wenn der Fluß ganz unerbittlich war.

Es blieb ihm eine kleine Ziege,
Mit deren Milch der Alte sich erquickt;
Der gern und frohen Muths die Last der Armuth trüge,
Doch eine größere, der Schmerz des Sohnes drückt
Den Unglückseligen danieder.
Schon lange flieht der Schlaf des Jünglings Augenlieder,
Schon lang' umflort sein Angesicht
Geheimer Gram; doch das gesteht er nicht.

Er zwingt sich bey des Vaters Fragen
Ein läugnend Lächeln ab und weigert sich zu sagen,
Was für ein Wurm an seinem Herzen nagt.
Ein schönes Weib, das einst, zu eifrig auf die Jagd,
Fern vom Gefolg' im Haine fehlgeritten,
Geleitet' er auf ihren Pfad zurück
Und fühlt seit diesem Augenblick,
Was hoffnungslose Lieb' und Sehnsucht je gelitten.

Mit jedem Morgen flog er hin
Zum wild verwachsnen Ort, an dem er sie gefunden.
Vergebne Müh! die schöne Jägerinn
Ist aus der Gegend weggeschwunden.
Auch darf er nicht zu weit sie suchen! ach! er weiß,
Daß hülflos, schwach und krank der Greis
Mit Sehnsucht seiner harrt und jeden Pulsschlag zählet,
Wann ihm sein Sohn, sein Trost, sein Glück, sein Alles fehlet.

Zehn Monden litt er so, sich sehnend in das Grab.
Einst, als er, Stunden lang sein Leiden überdenkend
Und in Melancholie stäts tiefer sich versenkend,
Am Flusse saß; da war's, als zög' es ihn hinab.
Schon senket er das Haupt, doch seines Vaters Bildniß
Erscheint ihm auf der Fluth; er nun, voll Bangigkeit,
Sich rettend vor sich selbst, springt wild empor, stürzt weit
Vom Ufer weg und fliehet durch die Wildniß.

Schon seiner Hütte nah, sieht er ein greises Weib;
Bleich ist sie und entstellt von Jammer und Beschwerde.
Am Stabe wankt einher ihr abgezehrter Leib,
Und, welken Pflanzen gleich, senkt sich ihr Haupt zur Erde.
Ach, rufet sie ihn an, mein Sohn, erbarme dich!
Drey Tag' irr' ich umher, drey Tage labet mich
Kein Bissen. Sieh! ich kann nicht weiter gehen.
Hilfst du mir nicht, so ist's um mich geschehen.

So flehet sie. Des guten Jünglings Herz
Vergißt die eigne Qual und denkt nur ihren Schmerz.
Er faßt sie in den Arm, noch eh sie ihre Bitte
Geendiget, und trägt sie in die Hütte.
Hier wartet vor der Thür der Greis im Abendroth.
Er höret, was geschehn, er sieht der Fremden Noth.
Doch wie ihr helfen? ach! des Jünglings Netz beschweret
Heut kein gefangner Fisch, die Milch ist aufgezehret.

Sie sehn sich schweigend an, und eine Thräne rinnt
Von beider Angesicht; doch ernst und fest beginnt
Der Alte nun: Nein, sie soll nicht verschmachten.
Komm, lieber Sohn, laß uns — die Ziege schlachten.
Du bebst zurück, zu sehr um mich besorgt.
Was man dem Aermern schenkt, das hat man Gott geborgt,
Und er, der den Entschluß mir in den Sinn gegeben,
Sorgt besser noch, als du, für deines Vaters Leben.

Er sprach's, und während noch der Sohn
Bloß seinetwegen zagt, zückt er das Messer schon,
Als jetzt die Fremde schnell herbeystürzt und ihm wehret,
Doch nicht, wie erst, schwach, dürftig, alt;
In schimmerndem Gewand, in himmlischer Gestalt.
Sie ist, der Jüngling wähnt, daß ihn ein Traum bethöret,
Sie ist — die schöne Jägerinn
Und reichet ihm die Hand und rufet: Nimm sie hin!

Dich wählet zum Gemahl die mächtigste der Feen,
Die eure Tugend schwer geprüft,
Und wenn du oft, in stillen Gram vertieft,
Den Hain um sie durchirrt, dir zärtlich nachgesehen.
Doch weg mit Traurigkeit! Hier, wo mein treuer Freund
Zehn Monden hoffnungslos geweint,
Soll jedem Gram ein Lindrungsmittel keimen
Und lieblich weiß und roth die Becher überschäumen.

Beym letzten Wort schwang sie die Lilienhand
Zum Segen in die Luft, die Wüsteney verschwand.
Der Grund, nun milde, ward, so weit das Auge spähet,
Mit Trauben gelb und roth wohlthätig übersäet.
Der Most, daraus gepreßt, hat die geheime Kraft,
Daß er im Trinkenden der Freude Taumel schafft.
So lange dieser währt, schmerzt keine Seelenwunde,
Und neues Lächeln hängt am längst entwöhnten Munde.

*) Gesang 7. V. 9 — 19.

Amaranthes S. Corvinus.

Amaranthes S. Herdegen.

D. Christoph Friedrich von Ammon,

aus altadelichem Geschlecht, ward am 16. Januar 1766 zu Baireuth geboren, studirte zu Erlangen und ward daselbst 1789 Professor der Philosophie, 1792 Professor der Theologie und Universitätsprediger; nahm 1794 einen Ruf als Professor und Consistorialrath in Göttingen an und kehrte von dort im Jahre 1804 als Professor und Superintendent nach Erlangen zurück, wo er bis 1813 verweilte und sich dann als Oberhofprediger, Oberconsistorialassessor und Kirchenrath nach Dresden begab. 1815 ward er Komthur des Civilverdienstordens, 1825 Ritter des rothen Adlerordens; 1824 erneuerte der König von Baiern den seinen Vorfahren bereits von Rudolph II. bestätigten Adel.

Sowohl als Kanzelredner wie als gelehrter Theolog hat v. A. eine vielfache Thätigkeit beurkundet und folgende Schriften herausgegeben:

Christliche Religionsvorträge. Erlangen, 1793—95, 5 Bde.
Predigten. Erlangen, 1799—1802. 3 Bde.
Religionsvorträge im Geiste Jesu. Göttingen, 1804—9. 3 Thle.
Zeit- und Festpredigten. Nürnberg, 1810.
Predigten in der Hof- und Sophienkirche zu Dresden in den Jahren 1813, 14, 15. Nürnberg, 1814—16.
Predigten über Jesum und seine Lehre. Dresden, 1819, 2 Thle.
Predigten an allen Sonn- und Festtagen des Jahres. Dresden, 1828. 31. 2 Bde.
Anleitung zur Kanzelberedsamkeit. 3. Aufl. Nürnberg, 1826.
Geschichte der Homiletik. Göttingen, 1804.
Handbuch der christlichen Sittenlehre. Leipzig, 1823—1829. 3 Bde.
Summa theologiae christianae. Ed. N. Lips. 1830.
Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Leipzig, 1833.
Einzelne Predigten, Abhandlungen u. s. w. u. s. w.

v. A. hat vorzüglich als Kanzelredner durch seine feine, geistreiche und gefühlvolle Behandlung des Stoffes, die Wärme und Anmuth seines Vortrages und die mildernde und vermittelnde Weise der Belehrung einen glänzenden und dauernden Ruf erworben. — Als Theolog gehört er zu den rationellen Supranaturalisten, Glauben mit Wissenschaft vereinigend, doch würde eine genauere Darstellung dessen, was er auf diesem Felde leistete, die uns gezogenen Schranken jedenfalls überschreiten; wir begnügen uns daher folgende Abschnitte aus einem seiner neuesten Werke, als eine Probe seiner eleganten und harmonischen Diction, so wie des reichen Geistes, welcher ihm die Feder leitet, mitzutheilen. —

Sein ältester Sohn, D. Friedrich Wilhelm Philipp von Ammon, geboren am 7. Februar 1791 zu Erlangen, früher Prediger zu Buttenheim und Merzdorf, seit 1821 aber Archidiakonus, Professor der Theologie u. s. w. zu Erlangen, hat sich ebenfalls als Kanzelredner und asketischer Schriftsteller rühmlichst ausgezeichnet und u. A. folgende Schriften herausgegeben:

Andachtsbuch für Christen evangel. Sinnes. Bamberg, 1821.
Christliche Religionsvorträge. Ebendas. 1821.
Andachtsbuch für die heranblühende Jugend. Ebds. 1822.
Predigten. Ebds. 1825.
Geiler von Kaisersberg's Leben u. s. w. Erlangen, 1826.
Rudolph's und Ida's Briefe über die Unterscheidungslehren der protestantischen und kathol. Kirche. Dresden, 1827.
Evangelisches Jubelfestbuch u. s. w. Erlangen, 1829.
Denkmal der dritten Säcularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession u. s. w. Erlang. 1831.
Gallerie der denkwürdigsten Personen, welche im 16., 17. und 18. Jahrh. von der evang. zur katholischen Kirche übergetreten sind. Erlangen, 1833.
Einzelne Predigten u. s. w.

Die Vernunftreligion *).

Wem hallen die Ohren nicht wieder von dem Lieblingsliede unserer Zeit! Wer sollte sich nicht freuen, in einem Jahrhunderte des Lichtes zu leben, wo Vernunft und Religion, diese gleich ebenbürtigen Himmelstöchter, sich für die Ewigkeit verschwistert zu haben scheinen! Fern sey es von uns, ihre Eintracht zu stören, aber eben so fern die Versuchung, die beiden Zwillingsschwestern in gemüthlicher Aufwallung des Gefühls mit einander zu verwechseln!

Wie verschieden man auch die Vernunft von jeher erklärt hat, so ist man doch darüber einverstanden, daß sie das höchste Geistesvermögen ist, alles Denkbare zu vernehmen und es nach ihren eigenen Gesetzen in freie Kenntniß der Wahrheit zu verwandeln. Diese Gesetze sind Einheit, Causalzusammenhang und Zweckmäßigkeit; der Horizont, in dem sich unser Denken bewegt, hat in unserem Bewußtseyn eine relative Unendlichkeit, die zwar rückwärts, oder durch den Standpunkt des Urbewußtseyns in der Zeit fixirt, also anfänglich und endlich, vorwärts aber, oder progressiv durch nichts beschränkt, sondern, wie unsere Freiheit und Selbstthätigkeit, unendlich ist. Diese Erfassung des Einen und Unendlichen in jedem Augenblicke unseres reinen Bewußtseyns nennen wir einen Grundgedanken, oder eine Idee, daher man auch die Vernunft nicht mit Unrecht ein Vermögen der Ideen, oder besser der Uridee nennt, weil diese nicht nur jeder Erfahrung vorangeht, sondern auch der geschlossene Kreis unserer Gemüthswelt und der klare Horizont unsres gesammten Denkens und Erkennens ist, jenseits dessen für uns nur Nacht und Dunkelheit liegt. Wenn wir nun behaupten, Religion zu haben; so erklären wir, uns gedrungen zu fühlen, der Idee des Einen und Unendlichen, in der sich unser ganzes Denken und Wollen bewegt, auch außer unserem Gemüthe eine, wenn schon unbegreifliche, Realität zuzuschreiben und mit diesem unbekannten Wesen, das wir Gott nennen, in der innigsten Verbindung des Denkens und Wollens zu stehn. Diese Genesis aller Religionen ist ohne Vernunft allerdings unmöglich, weil wir ohne sie Gott gar nicht zu denken und ihn in seiner lebendigen Wirklichkeit außer uns zu erfassen vermöchten. Die größten Philosophen und Theologen aller Zeiten sind daher bei der Begründung der Religion immer von dem Glauben an Gott, als einer Thatsache des Bewußtseyns, ausgegangen und haben ihr dieselbe vernünftige Nothwendigkeit zugeschrieben, mit der sie das Eine und Unendliche in einen Gedanken zusammenfaßten; sie haben sogar in dem Gedanken des Urersten und Urletzten eine absolute Wahrheit gefunden, da ohne ihn gar keine haltbare Wirklichkeit des Denkens zu begründen ist. Weil Gott nothwendig als nothwendig von uns gedacht wird, so muß er auch nothwendig seyn; der Glaube an ihn hat folglich für den reinen und tiefen Denker eine Gewißheit, die uns keine andere Schlußfolge und noch viel weniger irgend eine äußere Wahrnehmung gewähren kann. Es ist das bekanntlich das alte, viel besprochene und viel bezweifelte ontologische Argument für Gottes Daseyn, von dem in jedem Falle so viel gewiß ist, daß alle übrigen Beweise dafür in ihm, als der Wurzel unseres religiösen Denkens aufgehen, und daß der gesunde Menschenverstand ihrer gar nicht be-

*) Aus: Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik, von Dr. Chr. Fr. v. Ammon. Leipzig, 1833. B. 1. Cap. 7.

darf, weil er sich an das erhabene Wort, ich bin, der ich bin *), als eine gegebene Idee hält, die sich an und durch sich selbst schon als lebendig und kräftig beweist. Durch diese einzige, aber unwiderlegbare Bemerkung ist der allgemeine, oder ideale Primat der Vernunft in den Angelegenheiten der Religion aus der ursprünglichen Einrichtung unseres Gemüthes unwiderruflich nachgewiesen; frei und selbstthätig soll und muß sich die Vernunft erst Gott nach ihrer eigenen Idee denken und sich von seiner lebendigen Wirklichkeit überzeugen, ehe sie sich zur Reflexion einer göttlichen Offenbarung erheben und aus dieser wieder auf ihren heiligen Urheber zurückschließen kann. Und ob es schon kühn und verwegen scheinen möchte, dem höchsten Wesen vorschreiben zu wollen, was und wie es sich uns offenbaren und seine ewigen Rathschlüsse zu unserer Erkenntniß bringen soll; so ist das doch nur die Sprache einer falschen und heuchlerischen Demuth, weil wir vollkommen gewiß sind, daß die Vernunftgesetze jeder Einsicht, also auch der Erkenntniß einer höheren Offenbarung **) Normen, Regeln und Anordnungen des Schöpfers sind, die mit dem Unterrichte, den er uns in der inneren, oder äußeren Erfahrung darbietet, in keinem Falle streiten, oder im Widerspruche stehen können. Die Vernunft ist daher gleich befugt und verpflichtet, zur Prüfung aller sich im Laufe der Zeit eröffnenden Quellen einer göttlichen Erkenntniß bestimmte Grundsätze aufzustellen; sie muß die allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur immer als Auslegerin jeder besonderen und einzelnen erheben; sie muß die wahre Offenbarung von der falschen, und da sich Objectives und Subjectives fast immer in dem menschlichen Bewußtseyn durchdringen, beide wieder von den vermischten unterscheiden, in der das rein Göttliche durch die menschliche Selbstoffenbarung verdunkelt wird; sie muß das unmittelbar Göttliche, das nur aus der lebendigen Idee des Höchsten fließen kann, von dem mittelbar Göttlichen trennen, das in jedem einzelnen wahren Begriffe gefunden werden kann und also auch nur entfernt auf das religiöse Bewußtseyn einwirkt; sie muß endlich von der höchsten Offenbarung Gottes alles Menschliche und Wirkliche ausscheiden und ihre einzelnen Lehren verständig unter die Idee der freiesten Nothwendigkeit, oder eines ewig weisen, heiligen und gerechten Gottesreiches zusammenfassen. Hat man aber auch in heiligen Urkunden religiöse Belehrungen von göttlichem Inhalte gefunden; so steht auch dann der Vernunft noch das Recht zu, sie nach dem Gesetze der Einheit auf einen Grundsatz zurückzuführen und ihnen dadurch die Gewißheit und Ueberzeugungskraft zu sichern, die, nach der unabänderlichen Ordnung unserer Gedanken und Erkenntnisse, nur auf diesem Wege zu erhalten ist. Und da ferner in der Idee Gottes, als eines absoluten Wesens, schon Alles liegt, was je von ihm gedacht, geurtheilt und gesprochen werden mag; so liegt es der Vernunft, als einem Vermögen, im Zusammenhange zu denken, nicht minder ob, die Vollkommenheiten Gottes in beständiger Beziehung auf das menschliche Denken und Wollen einzeln zu erfassen, sie als ein Ganzes in ihrer vollen Klarheit darzustellen und in ihrer vereinten Wirksamkeit die Gründe und Endzwecke aller Weltveränderungen und menschlichen Schicksale aufzusuchen. Denn da die Religionslehre in den Augen des Weisen die Königin aller Wissenschaften ist und die Kreise aller übrigen Weltkenntnisse mit idealer Gewalt beherrscht; so sind auch ihre Pfleger vor Allem dazu berufen, sie aus ihrer rhapsodischen Spruchregister- und Schatzkästlein-Gestalt zu einem wohlgegliederten Ganzen herauszubilden und dadurch den Spaltungen der Sectirer und Meinungseiferer für immer ein Ende zu machen. Weil überdies Alles, was nicht aus reiner Vernunft von Gott erkannt werden mag, geschichtlichen Inhalts ist und seyn muß; so ist jene nicht minder berechtigt, jede auf Autorität und Thatsachen beruhende Religionsbelehrung unter die Leitung vernünftiger Ideen und Gesetze zu stellen und dadurch die Quelle alles Aberglaubens zu verschließen. Es läßt sich aber an der Richtigkeit dieses Kanons um so viel weniger zweifeln, als jede religiöse Autorität auf der Voraussetzung der Wahrheit und sittlichen Heilsamkeit beruht, die sich ohne Vernunftideen gar nicht denken lassen, Thatsachen aber, wie wunderbar sie auch erscheinen mögen, doch unleugbar eine Ursache und einen Endzweck haben müssen, welche beide abermals vernünftigen Gesetzen anheimfallen. Dieser Ansicht gemäß hat unter den christlichen Kirchenlehrern bereits Augustin das teleologische Gesetz der Gotteswürdigkeit zur höchsten Regel der Auslegung aller Offenbarungsurkunden erhoben und Alles, was in irgend einer Schrift, oder Lehre der Vollkommenheit des höchsten Wesens erweislich widerstreitet, wie die Vorherbestimmung zur ewigen Verdammniß, oder die Seligkeit der Unheiligen, für Wahn und Täuschung erklärt. In diesem vollen Sinne und Umfange des Wortes muß jede Religion, welche göttlich seyn will, vorher wahr und vernünftig seyn. Es würden namentlich die christlichen Theologen die ersten Grundsätze ihres Glaubens verläugnen und an Gott und Menschen freveln, wenn sie das bezweifeln wollten; denn da Christus selbst die Verfinsterung der Vernunft, oder des geistigen Auges, für die Quelle aller Irrthümer erklärt und die Heilsamkeit seiner Lehre unbedingt der Probe des sittlichen Bewußtseyns unterwirft; da ferner Paulus und Johannes zur freien Prüfung ihrer Vorträge auffordern und sich abermals auf das Zeugniß des religiösen Bewußtseyns berufen *); so liegt die Vernunftmäßigkeit des Christenthums klar am Tage, und man ist vollkommen berechtigt, das erweislich Unvernünftige, was man ihm aufgebürdet hat, seinem Schicksale zu überlassen.

Ganz anders muß hingegen über den Werth der Vernunftreligion geurtheilt werden, wenn sich der einzelne Mensch anmaßt, die wahre Gottesverehrung aus seiner individuellen Vernunft, als der einzig lautern und sicheren Quelle zu schöpfen. Denn hier vergißt er, daß vor ihm schon Menschen lebten, welche vernünftiger, weiser und frömmer waren, als er; er vergißt, daß er bei seiner gegenwärtigen Bildung kaum mehr unterscheiden kann, was in seinem Fürwahrhalten christlich, oder selbsterdacht ist; er vergißt, daß der Glaube, auf dem jede Religion beruht, nicht aus der Vernunft, sondern aus dem Herzen kommt; er vergißt, daß ihm die Vernunft nicht gegeben ist, eine Religion zu schaffen, sondern sie zu vernehmen; er vergißt, daß eine Religion, die nicht von Gott selbst kommt, jeder Wahrheit und sittlichen Kraft ermangelt; er vergißt, daß eine für alle Menschen verbindliche Religion sich nothwendig auf eine positiv göttliche Anordnung, als gemeinschaftliches Object beziehen muß; er vergißt, daß eine consequente Rationalreligion sich auf den Glauben an eine besondere Veroffenbarung Gottes stützen muß; er vergißt endlich, daß ein subjectiver Rationalismus zuletzt starrer Egoismus wird, welcher der Tod jeder wahren Religiosität ist. Es ist der Mühe werth, alle diese Punkte einzeln zu erörtern.

Sich aus eigener Vernunft, oder nach bloßem Vernehmen seines besseren Selbst eine Religion zu bilden, ist schon darum ein kühnes und gefährliches Beginnen, weil man bei diesem wichtigen Geschäft die vielen weisen und besseren Menschen übergeht, die vor uns gelebt haben. Jede Gottesverehrung beruht ja auf der Reinheit und Heiligkeit des religiösen Ideals, das wir uns vorhalten, weil wir alle geneigt sind, mit Terenz zu sprechen: wenn das Jupiter thut, warum sollte ich armer Wicht es mir nicht gestatten! Nun ist aber die Idee des höchsten Wesens so unendlich reich an unbedingter Vollkommenheit, daß sie nicht einmal von ganzen Völkern, geschweige denn von einzelnen Individuen in ihrer vollen Würde und Majestät erfaßt wird. Die Heiden zersplitterten nicht nur diese Vollkommenheiten, sondern blieben auch als gemeine Anthropomorphiten bei bedingten Vorzügen der Stärke, Schönheit, Klugheit stehen, die sie in ihren Göttern substantiirten und durch deren Vervielfältigung sie jede Einheit der Weisheit, Tugend und Seligkeit zerstörten, die das Wesen der wahren Frömmigkeit ausmacht. Der Gott der Juden ist ein rein ontologischer Gott, nur sparsam mit einigen klimatischen Gefühlstugenden ausgerüstet, und von dem Gott des Islam weiß man schon viel, wenn man sich gemerkt hat, daß er groß, einzig und barmherzig ist. Plato's ewiger Weltvater blieb ihm so verborgen, daß er wenig von ihm zu sagen wußte; der Gott der Stoiker steht unter der Leitung des Schicksals und seine Tugend hat weniger Werth, als die des ächten Weisen; der ältere Plinius hält es für eine Beleidigung des höchsten Wesens, es mit der Sorge für die Weltregierung im Kleinen zu behelligen, und Spinoza's nothwendige Substanz schreitet, wie Saturn seine Kinder verschlingend, in dem Wechsel der Erscheinungen einher. Wie kannst du dir nun schmeicheln, bei der glaubigen Erfassung deines Schöpfers und Vaters, der dich stufenweise zur Aehnlichkeit mit ihm heranbilden und dich bald in eine höhere Welt aufnehmen will, des Unterrichtes der Weisen und Edlen zu entbehren, welche die Fehler ihrer Vorgänger vermieden und sich zu einer reinen Ansicht Gottes erhoben haben? Wie darfst du das mit einem Bewußtseyn beginnen, das aus der Dunkelheit sinnlicher Vorstellungen erst seit kurzer Zeit an das Licht der Intelligenz hervortrat; mit einer Freiheit, die vielleicht immer noch mehr thierische Willkühr, als reine, sittliche Selbstthätigkeit ist; in einem Horizonte von Gedanken, den du zwar stolz genug Unendlichkeit nennst, der aber im glücklichsten Falle nur ein sich täglich erweiternder, also gewiß beschränkter Kreis von Gefühlen und Ideen ist; in der kleinen Welt deines Gemüthes endlich, die in der Nähe deines eigenen Selbst kaum dürftig erleuchtet, weiterhin schon vielfach beschattet und an den Umrissen und Endpuncten deiner Idealität von Nacht und Finsterniß umhüllt ist? Besser wird das freilich werden, das hoffen wir mit

*) 2 Mos. 3, 14.

**) Cf. *Summa theologiae christianae*. Ed. IV. Lips. 1830. §. 14 ff.

*) Matth. 6, 22 f. Joh. 7, 17. 2 Kor. 4, 2. 1 Thess. 5, 21. 1 Joh. 4, 1. 5, 6.

Zuversicht; bis jetzt aber hast du von dem Ewigen nicht den Donner seiner Kraft, sondern nur einen leisen Hauch vernommen *); du hast vielleicht noch von Glück zu sagen, wenn dein Gott eine dunkle Tiefe, wie der Unendliche der Gnosis, eine hohle Allgemeinheit, wie die trockene Seele Heraklits, eine sich aus dem alten Bunde in den neuen herauswickelnde Substanz, wie das Urwesen der Naturphilosophen, oder ein thränenfroher Erbarmer, wie der Gott der Frömmler und Mystiker ist. Deine Religion also kann nur eine flüchtige Weisheit des Augenblickes seyn, die dir selbst nach kurzen Zwischenräumen schon mißfallen wird.

Wäre aber auch die Ausbeute dieser Selbsterforschung des Göttlichen noch so gediegen; so ist es uns doch auf dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Bildung kaum mehr möglich, unsere eigenen Gedanken von dem Inhalte der christlichen Offenbarung zu unterscheiden. Von dem Geschichtlichen und Persönlichen des Christenthums vermag der trennende und absondernde Verstand zwar mit leichter Mühe abzusehen; aber das, was wir an dem menschlichen Bilde des ewigen Vaters einmal abgesehen und auf das Urbild übergetragen haben, die hohen sittlichen Vollkommenheiten seiner Natur, die Weisheit seiner väterlichen Liebe, die an allen Berührungen unseres Bewußtseyns ein kindliches Verhältniß zu ihm angeknüpft hat, und die hieraus von selbst fließenden Lehren von seiner besondern Vorsehung und der Gewißheit eines ewigen Lebens sind schon von Jugend auf so tief in unsere Gedankenreihe eingedrungen, daß wir der Versuchung gar nicht widerstehen würden, das für unser Geisteseigenthum zu halten, was doch unverkennbar nur der Widerschein eines höheren Lichtes ist. Aber warum ist der homerische Vater der Götter und Menschen ganz ein anderer, als der Weltenvater des Johannes; warum philosophirt Aristoteles halb träumend über die Schöpfung aller Dinge, wenn man seine Muthmaßungen mit den klaren und bestimmten Aussprüchen eines Paulus vergleicht; warum ist der Bruderbund der Pythagoräer und der heilige Weltbau der Stoiker nur ein mystischer Schattenriß gegen das lebendige Gemälde des Himmelreiches, wie es uns Christus vor Augen stellt; warum ist die höchste Weihe der griechischen Mysterien, wenn sie der Forscher mit kaltem Blute durchschaut **), kaum eine schwache Vorbereitung auf die innige sittliche Gemeinschaft mit Gott, die uns das Christenthum durch den Geist der Wahrheit und der Liebe eröffnet? Gewiß darum, weil die sich selbst überlassene Vernunft, auch wenn sie alle Flügel ausbreitet, sich doch aus eigener Kraft nicht zu der Höhe aufschwingen kann, zu der sie ihr heiliger Urheber durch seine Offenbarung erhebt, die dem dankbaren Gemüthe doppelt ehrwürdig und unschätzbar seyn muß, weil sie allmählig in die Denkart ganzer Völker und Zeitalter übergeht und sich aus einem himmlischen Geschenk in eine scheinbar eigene Geistesgabe verwandelt.

Noch wichtiger ist hiebei die Erinnerung, daß der Glaube an einen ewig freien und heiligen Gott, der jeder Religion vorangeht, gar nicht aus der Vernunft, sondern aus dem Herzen kommt. Auch die höchste Idee, mit der unsere Vernunft in Eins zusammenfällt, ist nur ein Umriß ***) des Denkens, den unser Geist bei seinen Forschungen nicht mehr überschreiten kann; aber als bloßes Vorstellungsvermögen fühlt er sich doch keineswegs gedrungen, diese Grenze über sein Bewußtseyn, oder doch über das Universum hinauszurücken. Die Reihe seiner Forschungen ist geschlossen, wenn er die erste Ursache alles beweglichen Seyns gefunden hat; und daß er diese in sich von selbst bewegenden Atomen, in einem ewigen Chaos, in der absoluten Einheit des Seyns und Denkens, oder in der schöpferischen Kraft seiner Ichheit zu finden vermag, sagen uns die bekannten Philosopheme Epikurs, der träumenden Pantheisten und schöpferischen Idealisten, die Alles wissen und Nichts glauben, und darum auch das eigentliche Lebenselement der Religion, die moralische Gewißheit und Ueberzeugung vernichten. Das speculative Nichts, diese subjective Null, die für alle endliche Geister eine nothwendige Unterlage ihres freien Denkens ist, kann in diesen Systemen keine Bedeutung haben, weil sie Eins und Alles, zum Theil auch ohne Gott, in einen Knauel der Entwickelung zusammenknüpfen, in welchem Freiheit, Pflicht und Tugend nur leere Zeichen organischer Lebensbewegungen sind. Wenn sich der Mensch nun dennoch einen außerweltlichen Gott denkt, so ist es nicht die Vernunft, die an ihn glaubt, sondern das Herz; es ist die Tiefe seiner Ehrfurcht, die Sehnsucht seiner Liebe, das Streben nach höherer Vollendung, das heiße Verlangen nach Freude und Seligkeit, welche die Wolken des Bewußtseyns zerstreuen, die engen Schranken der Weltidee durchbrechen, die innerhalb derselben zu früh ausruhende Vernunft über Zeit und Raum in die ewigen Wohnungen des Lichtes und der Freiheit emportragen und in der Heiligkeit des Pflichtgebotes die Stimme des Herrn und Richters erkennen. Regt sich in dem Gemüthe des Menschen dieses Gefühl der Pflicht, dieses Verlangen nach höherer Vollendung und freimachender Wahrheit nicht, so wird sich die Vernunft in öden Speculationen verlieren, die dem Glauben eben so gefährlich sind, als die Betäubungen des Bewußtseyns durch blinde Begierden. Weit entfernt also, daß die Vernunft den Glauben erzeugen sollte, bedarf sie vielmehr selbst der Belebung, Erhebung und Reinigung durch ihn, wie es sich denn gewiß nicht läugnen läßt, daß ihr das Christenthum diesen wichtigen Dienst geleistet hat *).

Es läßt sich daher mit voller Zuverlässigkeit behaupten, daß uns die Vernunft gar nicht dazu gegeben ist, eine eigene Religion zu schaffen, sondern sie nur zu vernehmen. Schaffen, im vollen Sinne des Wortes, können wir überhaupt nichts; die höchste Anstrengung unserer Kräfte, der kühnste Schwung unserer Phantasie, die größte Energie unseres Denkens vermag auch nicht einen Strohhalm, nicht ein Sandkorn in das Daseyn zu rufen; wir können überall in der Natur, in der Kunst, auf dem Gebiete der Wissenschaft und des geselligen Lebens das Vorhandene nur ordnen, bilden, zu einem gewissen Zwecke formen; die moralisch gute That, abgesehen von ihrer äußeren Erscheinung und den Organen, die sie hervorrufen, ist das einzige Werk unserer freien Schöpferkraft; und selbst hier möchte man die unsichtbare Einwirkung eines guten Genius ahnen, wenn man tiefer in sein Inneres eingeblickt hat. Wie sollte es hier nun der Vernunft, als einem bloßen Vermögen allgemeiner Ideen und Gesetze glücken, eine Religion, oder eine vollständige Anweisung zur richtigen Erkenntniß und Verehrung Gottes zu Stande zu bringen, ohne überall die Erfahrung, die Ordnung der Natur, des häuslichen und geselligen Lebens, ohne namentlich eine Reihe von Beobachtungen aus der Gemüthswelt zu Hülfe zu nehmen, welche sämmtlich aus der Quelle eines objectiv angeregten Bewußtseyns fließen? Hat sich doch selbst die empirische und pragmatische Vernunft der Einzelnen schon unendlich oft als eine grundschlechte Baumeisterin dogmatischer Lehrsysteme bewiesen, wenn ihr aus der Mythologie, Tradition, Geschichte und Dialektik unermeßliche Materialien zu Gebote standen; hat doch die scharfsinnigste Scholastik und die begeisterteste Mystik Religionsformen gebildet, die den gemeinsten Sinn für Wahrheit und Tugend beleidigen; hat doch sogar die Bibliolatrie aus zusammengewürfelten Stellen heiliger Urkunden Sentenzen und Dogmen zusammengefügt, die den wahrhaft religiösen Menschen mit Wahn, mit Schwärmerei, mit Schrecken und Entsetzen erfüllen. Phantasie ohne Farbe ist noch nicht Vernunft, und die selbst erwählte Geistlichkeit nur Aufgeblasenheit des fleischlichen Sinnes **); dennoch wird man unvermeidlich von beiden berückt und getäuscht werden, wenn man es versucht, eine Religion nur aus den hohlen Tiefen seines Inneren zu schöpfen.

Eben daher muß auch eine Verehrung Gottes, die nicht von ihm selbst gegeben und verordnet ist, aller Wahrheit und sittlichen Kraft ermangeln. Eine Staatsverfassung nach Gefallen zu dichten, steht zwar Jedem frei; aber es wird ihm nicht beikommen, sie für allgemein verbindlich zu erklären, wenn sie nicht von dem Volke, von seinen Vertretern und Häuptern ausgegangen ist. Eine ähnliche Beglaubigung der Erkenntniß und Verehrung Gottes steht zwar, der Natur der Sache gemäß, nicht zu erwarten, weil das höchste Wesen frei gesucht, gefunden, geliebt und angebetet seyn will. Aber wenn wir einmal glauben, daß Gott den Menschen geschaffen und zur Aehnlichkeit mit ihm bestimmt hat, läßt es sich da wohl denken, daß er ihn über diese Bestimmung in Unwissenheit lassen, daß er ihn nicht vielmehr nach dem Maße seiner Bildung und Fassungskraft über den Endzweck seines Daseyns unterrichten, daß er ihm überall reiche Gaben und Wohlthaten darbieten und ihm doch das Höchste, was ihm Noth ist, die Erkenntniß des wahren Gutes, und den Unterricht über den Weg, der zu ihm führt, vorenthalten, und wenn ihm der gebahnt ist, sich nicht durch Kraft und That zu ihm bekennen soll? Gerade darum zieht sich ja durch alle Religionen der Erde ein reiner Lichtstrahl der ewigen Wahrheit, weil er von Gott und seinem Worte kommt; darum weichen diese Religionen wieder unter allen Völkern in das Unendliche ab, weil ihn jedes wieder durch den Schatten seiner Bilder, Meinungen, falscher Schlüsse und Ueberlieferungen verdunkelt hat. Vor den trägen Göttern Epikurs mag zwar eine Religion gelten, die sich der Philosoph der Gärten in seiner gemüthlichen Lust erdichtete; aber dem einzig wahren und lebendigen Gott, der Himmel und Erde erfüllt, kann unmöglich eine andere Verehrung gefallen, als die, welche er selbst verordnet und dem Menschen in das Herz geschrieben hat.

*) Hiob 26, 14.

**) *Lobeckii* Aglaophamus, Regiomontii, 1829. t. I. p. 98 ff.

***) Ἄπειρον nach Plato.

*) Twesten's Vorlesungen über die Dogmatik. 2. Aufl. Hamburg, 1829. S. 395 f.

**) Coloss. 2. 18 f.

Aus diesen Gründen muß auch die wahre Religion, weil sie für alle Menschen verbindlich seyn soll, sich auf eine göttliche Ordnung beziehen und ein allen Gottesverehrungen gemeinschaftliches Object haben. Es dahin gestellt seyn lassen, ob das höchste Wesen wirklich außer uns sey und wirke, oder sich gar, wie Lescinsky, einbilden, daß der Mensch seinen Gott selbst schaffe, ist eine Verkehrtheit des Denkens, die mit dem Atheism auf gleicher Linie steht. Jede würdige Gottesverehrung beruht vielmehr auf dem Glauben an ein Urbild der Weisheit, Heiligkeit und Seligkeit, welches, menschlich erfaßt, ein gemeinschaftliches Vorbild unseres Strebens, Wirkens und Hoffens ist, und zwar in einer Ordnung der Dinge, wo dieses gewissenhafte Streben auch Früchte des Heils und der sittlichen Vollendung bringt, also in einem Reiche Gottes, wo das, was er will, den Menschen weiser, besser und froher, und das, was er nicht will, ihn thörichter, schlechter und unzufriedener macht. Und da sich der gewöhnliche Sinnenmensch nur wenig über die Ordnung der Natur und der bürgerlichen Gesellschaft in dieses Reich der Freiheit und des Lichtes erhebt, dessen Wirklichkeit die ganze Weltgeschichte bezeugt, so bedarf er zur Kenntniß desselben noch eines sichern Lehrers und Führers, den man, obschon uneigentlich, mit dem Namen eines Religionsstifters zu bezeichnen pflegt. Ohne diesen kann keine Religion bestehen, wie das Beispiel aller Deisten und Naturalisten lehrt; wo hingegen der Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge mangelt, zu der Gottes heiliges Walten die veredelte Menschheit mit immer gleicher Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe erhebt, der Glaube an eine göttliche Sanction der Pflicht und eine alle sittliche Mißverhältnisse ausgleichende Vergeltung, da ist die Religion selbst in ihrer Kraft und Wirksamkeit gelähmt. Ein selig machendes Himmelreich aber aus bloßer Vernunft zu bauen ist noch von keinem Sterblichen versucht worden.

Folgerechte Vertheidiger der Rationalreligion haben daher schon oft die Nothwendigkeit gefühlt, ihr System auf eine besondere Vernunftoffenbarung Gottes zu gründen. Eduard Herbert von Cherbury war einer dieser freien und tiefen Denker, welchen vor länger, als zweihundert Jahren gründliche Forschungen über die Zwiste der Katholiken und Protestanten zu allgemeinern Ansichten des Christenthums, und dann der Religion überhaupt führten. Er trat daher in seinem Buche über die Wahrheit als ein entschiedener Gegner der übernatürlich statutarischen Offenbarung und als ein kräftiger Vertheidiger der menschlichen Vernunft und ihrer Rechte in den Angelegenheiten des Glaubens auf. Die Lehre von einem Gott, von seiner würdigen Verehrung durch Besserung und Tugend, von der Unsterblichkeit der Seele und einer künftigen Vergeltung hält er für wesentliche Dogmen jeder wahren Gottesverehrung, die in dem Gemüthe des Menschen gegründet und ihm von dem Schöpfer eingepflanzt seyen. Dagegen verwirft er jede äußere, geschichtliche und traditionelle Offenbarung, und verweist dafür den gründlichen Forscher, wenn er alle Kräfte seines Geistes angestrengt und Gott um seinen Unterricht angefleht habe, auf eine persönliche Offenbarung, wo er eine eigene göttliche Anbauchung empfinden werde, die sich deutlich von der eigenen Thätigkeit des Gemüthes unterscheide. Er selbst glaubte eine solche Offenbarung empfangen und von Gott, nachdem er ihn demüthig um höhere Aufklärung über seine Religionsgrundsätze gebeten hatte, ein bestätigendes Zeichen durch ein sanftes erquickendes Wehen von oben herab bei heiterem Himmel erhalten zu haben. Diese von den weisen und frommen Menschen aller Zeiten geahnte Offenbarung Gottes in der Gemüthswelt ruht auch in der That mit der fortgehenden Naturoffenbarung auf einem Grunde; Herbert hätte ihre Spuren nur verfolgen und sie mit den ursprünglichen Offenbarungen der Schrift vergleichen dürfen, um sich über die Entstehung seiner, aus der Geschichte früherer Gottesmänner geborgten, Geistesaffectationen zu orientiren. Aber wenn er schon darinnen zu weit ging, daß er sich selbst für einen Inspirirten und einen neuen Elias der Heiden hielt; so schloß er doch ganz richtig, daß es der eigenen Vernunftreligion an innerer Festigkeit gebreche, wenn sie nicht durch eine göttliche Offenbarung beglaubigt werde.

Nach dem Zeugnisse der Geschichte artet daher jede rationale Religion, wenn sie sich zu einer subjectiv-rationalisirenden gestaltet, allmählich in jenen starren Egoism aus, welcher der Tod der wahren Gottesverehrung und Frömmigkeit ist. Die wahre Vernunftreligion läßt über ihre Grundlehren von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit eben so wenig einen Zweifel, oder eine Verschiedenheit der Meinungen aufkommen, als die Mathematik über die Wahrheiten ihrer Anschauung. Der einzelne Mensch aber verwechselt sein noch unausgebildetes Vernunftvermögen *) mit einer schwer zu vermeidenden Selbsttäuschung unmerklich mit der allgemeinen Menschenvernunft; statt rational zu denken und zu lehren, rationalisirt und vernünftelt er; daher die subjectiven Ansichten von den Grundwahrheiten der Religion in allen Systemen des Rationalism und Naturalism; eine Verschiedenheit, die eben so groß ist, als die Meinungsdifferenz der Mystiker und geschichtlichen Dogmatiker. Gesellt sich hierzu noch der stolze Wahn, diese individuelle Ansicht der Religion für die einzig wahre und mögliche und für einen unwiderruflich geschlossenen Kreis ewiger Wahrheiten zu halten, so wird der Rationalism ein starrer, kühner, liebloser, Alles um sich her verhöhnender und verdammender Egoism, der sich von Gott und Menschen losreißt, der nichts lernen und nichts vergessen, und doch überall lehren, gebieten und herrschen will. Haben wir doch Alles, was wir wissen und glauben, empfangen; was rühmen wir uns, als ob wir es nicht empfangen hätten **)! Diese stolze, weltbethörende Weisheit zerfällt bald in sich selbst; nur die reine und lautere Vernunft, die immer bereit ist, das Göttliche zu vernehmen und zu lernen, ist des Geistes Licht, die uns den dunkeln Pfad dieses Lebens erhellt.

Christoph Heinrich Amthor

ward 1678 zu Stolberg in Thüringen geboren, von seinem Oheim zu Rendsburg erzogen und studirte die Rechte. Nach vollendeten Studien erhielt er eine Professur der Jurisprudenz und Politik zu Kiel, welche er 1702 antrat und bis zum Jahre 1714 bekleidete. Dann wurde er königlich dänischer Historiograph, schleswig-holsteinischer Kanzleirath und Präsident zu Kiel und 1719 Justizrath zu Kopenhagen. Er starb daselbst am 15. Februar 1721.

Von ihm erschienen:

Poetischer Versuch einiger teutschen Gedichte und Uebersetzungen. Flensburg, 1717. in 8.

und nach seinem Tode eine neue Auflage derselben unter dem Titel

C. H. Amthors u. s. w. Teutsche Gedichte und Uebersetzungen u. s. w. Rendsburg, 1734 in 8.

Beide Sammlungen enthalten nur Gelegenheitsgedichte und Uebersetzungen; die ersteren im Geschmacke Lohenstein's (S. d.) voll Schwulst, Zwang und Kälte. Die Uebersetzungen sind meistens peinlich genau, aber ohne Wärme und Leben. — Wunderlicher Weise hat sich Amthor's Name erhalten, und man findet ihn fast in allen Lehr- und Handbüchern der deutschen Literatur angeführt, da er doch mehr als irgend ein Reimer seiner Zeit verdiente, vergessen zu werden. Eine kurze Probe möge hier zum Beweise des gewiß nicht ungerechten Tadels, den wir über ihn ausgesprochen, folgen, zumal da eben dieses Sonnet eine seiner besten Leistungen ist.

Auf den Tod des Herrn Wiesen.

Sonnet.

Der Blumen Pracht versengt der Frost von einer Nacht;
Ein strenger Wind zerknickt den Wachsthum vieler Stunden,
Und mancher Tempel ist in schnellem Rauch verschwunden,
Dem tausend Jahre noch den Fall nicht zugedacht.

Armseel'ger Sterblicher, nimm diesen Schluß in Acht;
Kein Schätzgen wird so leicht vom Tyger überwunden,
Kein Blitz und Donnerschlag sind so geschwind verbunden,
Als oft des Todes Keil um deine Schläfe kracht.

Schau diesen wahren Satz durch Wiesens Fall besiegeln,
Worinn dein Hochmuth sich zur Lehre kann bespiegeln.
Ach theurer Musensohn! muß denn der Stürme Zug

Dein Lebens-Schiff so bald nach Lethens Strudeln treiben!
Doch nein; die Feder irrt. Sie sollte dieses schreiben:
Du stirbst der Welt zu jung, dem Himmel alt genug.

*) Nous voilà tous très-sensibles *mais très peu raisonnables.* Oeuvres de Frédéric II.

**) 1. Kor. 4, 7.

Johann Peter Friedrich Ancillon

ward am 30. April 1766 zu Berlin geboren und stammt aus einer französischen Refugié-Familie. Nachdem er seine Studien vollendet, war er zuerst Professor bei der Militärakademie und Prediger der französischen Gemeine zu Berlin. Im Jahre 1803 wurde er Historiograph und Mitglied der Akademie daselbst, 1810 Staatsrath und Erzieher des Kronprinzen, 1814 wirklicher geheimer Legationsrath und seit 1825 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, so wie Großkreuz des baierischen Civilverdienst-, Commandeur des schwedischen Nordstern-, Ritter des russischen St. Annen-I., des polnischen Stanislaus-I., des preußischen rothen Adler-Ordens II. und des eisernen Kreuzes.

A. hat sich durch vortreffliche historische, politische und philosophische Werke einen hochgeehrten Namen erworben. Zu bewundern ist, daß er mit gleicher Anmuth und Eleganz sich des Französischen wie des Deutschen bedient; seine bedeutendsten Leistungen sind vorzugsweise in der ersteren abgefaßt. Zu seinen deutschen Schriften gehören:

Ueber wahre Größe. Berlin, 1815.
Ueber Souverainetät und Staatsverfassungen. Berlin, 1816.
Ueber die Staatswissenschaften. Berl. 1820.
Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie. Berlin, 1824.
Ueber den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf Gesetzgebung. Berlin, 1825.
Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. 1. Th. Berl. 1828 2. Theil. Berl. 1831.

A. ist einer der wenigen Schriftsteller, welche die Welt wie die Wissenschaft gleich harmonisch ausbildeten. Seine Leistungen erfreuen sich daher der glücklichsten Wirkungen, und jeder Staat, wo solche Männer an der Spitze stehen, mag sich wahrhaft preisen. Bewährte Kenntniß, eine feine und geschmackvolle Behandlung der Gegenstände, Anmuth und Würde des Styls, Wärme und Reinheit der Empfindung, echte Begeisterung für das Schöne und Große und in historischen und politischen Werken gerechte Würdigung des Bestehenden, Mäßigung und Milde des Urtheils bei scharfem Blick und tiefer Lebenserfahrung sind ihm eigenthümlich. — Unendlich würden Leben und Wissenschaft gewinnen, wenn alle Berufenen sie so zu behandeln wüßten und so zu behandeln genöthigt wären, wie es Ancillon thut.

Wir theilen hier eine eben so allgemein anzuhende als allgemein verständliche Abhandlung von ihm mit.

Ueber eigennützige und reine Liebe.*)

Satz. Es giebt nur eigennützige Neigungen, und was man Liebe nennt, löst sich immer in eine solche auf.

Gegensatz. Es giebt eine reine Liebe, der eigennützigen nicht allein fremd, sondern ganz entgegengesetzt.

Der oben abgehandelte Gegenstand bringt natürlich eine andere Frage in Erinnerung. Giebt es nur eine sinnliche Liebe, ist die Liebe immer nur ein eigennütziger Trieb, der auch da, wo sie einen höhern Charakter anzunehmen scheint, ihre Quelle in der Selbstsucht hat? oder giebt es eine reine Liebe, einen uneigennützigen Trieb, der, mit dem ersten dem Namen nach verwandt, himmelweit von ihm verschieden ist?

Diese Gegensätze haben unstreitig Berührungspunkte und Verwandtschaften mit den Prinzipien der Ethik und den verschiedenen Meinungen über ihren Ursprung und ihre Natur. Allein so viel Aehnlichkeit und Verbindung zwischen ihnen und den verschiedenen Systemen über das höchste Gut sein möge, so sind sie doch von ganz verschiedener Natur. Die Ethik hat eine reine, allgemeine, nothwendige Objectivität. In der Liebe, wie man sie auch denken mag, handelt es sich immer von Gefühlen, und sie gehört ausschließlich zur Gemüthswelt.

Viele haben behauptet, die Liebe, wenn man dieselbe gehörig zersetzt und zergliedert, sei am Ende und im Grunde immer nur eine sinnliche Lust oder mindestens ein selbstsüchtiger Trieb, der seine Befriedigung immer nur in der äußern Welt sucht.

Diejenigen, die dieser entwürdigenden Meinung anhangen, gehen von der Voraussetzung aus, daß der Mensch, wenn er sich einem Gegenstande nähert, welcher Natur dieser auch sein mag, immer nur nach Vergnügen trachtet und Genuß sucht.

Den Gegenstand oder die Person, die uns Vergnügen und Genuß verspricht, besitzen, ist in einem solchen Fall die erste Bedingung der Glückseligkeit für den Menschen. Der Besitz allein sichert uns das Gut, nach welchem wir streben, und schließt die anderen Menschen davon aus. Die Liebe setzt eine solche Tendenz, sich eines Gegenstandes auf diese Art zu bemächtigen, immer voraus.

Die gewöhnliche, sinnliche Liebe bezieht sich also immer auf uns selbst. Wir lieben uns in den Anderen, und lieben die Anderen unserer selbst wegen. Das Vergnügen und der Genuß, die wir von den Sachen und von den Personen erwarten, sind freilich von sehr verschiedener Art. Es mögen uns die Geistesgaben oder der schöne edle Charakter oder die Tugenden oder die äußeren Vorzüge der Gestalt, des Ranges, der Macht zu einer Person hinziehen und uns für sie dermaaßen einnehmen, daß wir uns nur in ihrem Besitz und in ihrer Gunst glücklich fühlen können, so sehen wir doch immer nur in ihr ein Mittel zu irgend einem uns beliebigen Zweck, und bedienen uns ihrer als eines Werkzeuges zu unseren selbstsüchtigen Absichten.

Daß die Liebe etwas anderes, ja etwas von dem ganz verschiedenes sei, wird ein jeder, der Liebe empfunden oder eingeflößt hat, mit fester Ueberzeugung behaupten. Die oben aufgestellte Lehre wird ihn mit einem tiefen und gerechten Unwillen gegen diese erniedrigende und höchst entwürdigende Lehre erfüllen.

Es ist schon an sich ein unglückliches und unheilbringendes Vorhaben, die Liebe mit dem Verstande zergliedern zu wollen. Das Gefühl läßt sich nicht in seine Elemente auflösen; es wird durch dergleichen Versuche in seiner Wesenheit zerstört und vernichtet: sei es, daß es vermöge seiner Einfachheit einer jeden Analysis widerstrebe, oder, daß seine Natur in der geheimnißvollen Mischung verschiedenartiger Elemente bestehe, die gerade durch eine künstliche Trennung derselben verfliegt, verschwindet und nichts von dem, was ihr eigenthümlich schien, behält.

Wäre auch die Zergliederung der Gefühle rathsam, ja möglich, so würde doch diejenige, die zum Resultat nur Selbstsucht in der Liebe sucht, sieht und findet, gewiß nicht die richtige sein. Daß etwas Egoismus sich auch in die edelsten uneigennützigsten Gefühle einschleicht, beweiset eben so wenig, daß solche Gefühle nur Egoismus sind, als der Umstand, daß es keinen Körper gäbe, in welchem nicht verschiedene Gasarten eindringen oder sich erzeugen, beweisen würde, daß alle Körper nur aus gasartigen Stoffen bestehen.

Diese sogenannte Theorie widerspricht den Phänomenen und allen Thatsachen, welche die Liebe, sie mag nun als eigentliche Liebe oder als Freundschaft oder als Familienliebe erscheinen, darbietet. Wie kann man alles auf kalte Berechnung zurückführen, da wo das bewegte Gemüth keine Berechnung zuläßt? wie kann man den sinnlichen Trieb zum Vergnügen wahrnehmen oder vermuthen, da wo man sich freiwillig des geliebten Gegenstandes willen moralischen und physischen Leiden aussetzt? wie kann man aus dem Eigennutz ein Verhältniß, in welchem man sich selbst aufopfert, ableiten? Denn wie oft giebt man nicht Gesundheit, Wohlstand, ja das Leben selbst hin, um den, den man liebt, zu pflegen, zu retten und zu erhalten?

Von der Herabwürdigung der menschlichen Natur, welche das vermeintliche System, Alles auf Eigennutz oder sinnliches Vergnügen zu beziehen, mit Recht empört, in ihrem Innern reinere Gefühle, edlere Bedürfnisse wahrnehmend, von ihrem eigenen Bewußtsein und herzerhebenden Erfahrungen belehrt, überzeugt, daß um den Menschen zur wahren Größe anzuspornen, man ihn alles Großartigen fähig halten muß, und es viel besser sei, ihn um etwas in dieser Hinsicht zu überschätzen als ihn zu erniedrigen, — haben andere geglaubt, der Mensch könne eine so geläuterte, von allem Irdischen befreite, von aller Beziehung auf sein eigenes Ich so unabhängige Liebe empfinden, daß man sie eine reine Liebe nennen könne, da sie ohne irgend ein persönliches Interesse von allem Fremdartigen getrennt sei und auf das Höchste steigen könne.

Das Ideal einer solchen Liebe, des vollkommensten aller Gefühle, kann allein das allervollkommenste Wesen einflößen. Gott allein verdient so geliebt zu werden, und das unendliche

*) Aus: Friedrich Ancillon, zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. 2. Th. Berlin, 1831.

Wesen kann allein der Gegenstand einer solchen in das Unendliche fortschreitenden Liebe sein. Nicht weil er uns mit Gaben und Wohlthaten aller Art überhäuft hat, und wir alles was wir besitzen von ihm erhalten; nicht allein weil es das seligste Gefühl ist sich mit ihm zu verbinden, zu vereinigen und uns in ihn zu versenken, sollen wir ihn auf diese Art lieben, sondern die Heroen dieser Liebe, die heilige Theresia und der nicht heilig gesprochene Fenelon, erwähnen, daß, wenn wir auch der ewigen Seligkeit verlustig werden sollten, so müßten wir die Gottheit auf diese Art lieben, einzig und allein weil sie die Gottheit ist, wegen ihrer unendlichen Vollkommenheit.

Um dies Ideal der reinen Liebe aufzustellen, hat man sich genöthiget gesehen, Unmöglichkeiten zu erdichten und Voraussetzungen zu machen, die Widersprüche enthalten, und eigentlich keinen Sinn haben. Ein Wesen, welches Gott uneigennützig und ohne Rücksicht im höchsten Grade lieben könnte, wäre schon dadurch der Seligkeit würdig, wenn es nicht schon in dem überirdischen beseligenden Gefühle dieselbe besäße. Gott würde nicht Gott sein, wenn er ein solches auserkohrnes Wesen nicht der höchsten Glückseligkeit theilhaftig machte; aber welcher Mensch gelangt zu dieser unerreichten Höhe? Um den angedeuteten Widerspruch sogar nur denken zu können, müßte man dem unendlichen Wesen eine Unvollkommenheit, ja eine Ungerechtigkeit zuschreiben. Aber damit wird die reine Liebe selbst unmöglich, denn eine solche gebührt nur einem vollkommnen, unendlichen Gegenstande.

Die reine Liebe kann nur im Gegensatz zur sinnlichen oder zur eigennützigen Liebe in ihrem eigenthümlichen Lichte und in ihrer innern Natur aufgefaßt werden, und als solche ist es nur dem Menschen gegeben, sie zu empfinden und in diesem Gefühl sein höchstes Glück so wie seine höchste Würde zu finden. Die sinnliche Liebe strebt nur nach sinnlichem Genuß, nach materieller Vereinigung und Durchdringung zweier Wesen. Reiz gilt hier mehr als Schönheit; die äußere Gestalt mehr als die innere Harmonie; milde Hingebung mehr als Anmuth und Würde. Anmuth und Schönheit sind hier höchstens Mittel zum Genuß. Mit dem Genuß verfliegt das Bedürfniß, mit dem Bedürfniß daß Sehnen nach dem ausschließlichen Besitz des geliebten Gegenstandes.

Die wahre Liebe will vor allen Dingen sich von der Innigkeit der gegenseitigen Gefühle überzeugen. Auf diese allein legt sie einen wirklichen unbegrenzten Werth. Alles andere, was für die sinnliche Liebe zur Hauptsache wird, ist für die wahre Liebe nur Nebensache und erregt nur ihre Sehnsucht, als Zeichen der innigen lebendigen Empfindungen zweier Seelen. Vollkommene Durchdringung und Verschmelzung derselben ist das höchste Ziel der wahren Liebe, und kann ihr allein Glückseligkeit gewähren. Ein jeder Schritt, welcher sie diesem Ideale näher bringt, sei er auch dem Scheine nach noch so unbedeutend, giebt den Liebenden mehr Freude als der Besitz ihres Gegenstandes der sinnlichen Liebe geben und verschaffen kann. Vor allen Dingen wollen sich die Liebenden wechselseitig geistig besitzen und finden sich beiderseits nur in einer freiwilligen totalen Hingebung selig. Ein jeder liebt in dem andern alles was auch schon in der Idee gut, edel, schön, der Huldigung der Menschheit würdig erscheint. Wer ist Zweck, wer ist Mittel in diesem zarten innigen Verhältniß? Keiner von beiden. Es giebt vielmehr weder Zweck noch Mittel für sie außerhalb der Liebe, die zugleich Mittel und Zweck an sich ist. In dieser Verläugnung seines Ich's, die da macht, daß man sich selbst vergißt, daß man nichts auf sich, sondern alles auf den geliebten Gegenstand bezieht, liegt freilich die höchste Glückseligkeit; allein da ein jeder der Liebenden nur an die Glückseligkeit des Andern denkt, so genießt er die seinige absichtslos, man könnte sagen ungewollt, aber nicht unbewußt.

Wer einer solchen Liebe fähig ist, wer aus den Händen der Natur diese höhere Gewalt, ja diese Genialität des Gemüths empfing, der liebt auch in niederer untergeordneter Potenz uneigennützig seine Freunde, alle Gegenstände, welche der Himmel um ihn vereinigt hat, und vor allen sein Vaterland. Während daß die eigennützige Liebe alles auf sich selbst bezieht, und in den anderen nur das schätzt und sucht, was ihn nach einer kalten und klugen Berechnung Vortheil oder Genuß verspricht, bezieht sich das edlere, reinere liebende Gemüth auf die Anderen und tritt immer aus sich selbst heraus. Ein solcher Mensch liebt zwar in seinem Freunde, seinen Eltern, seiner Gattin, seinen Kindern die Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die sie auszeichnen, er liebt die Dienste die sie ihm geleistet, die Wohlthaten die sie ihm erzeigt, die schönen Tage die er ihnen verdankt, er liebt ihre Liebe zu ihm. Allein er scheint dies alles nicht zu wissen, außer in den wenigen Augenblicken, wo er sich Rechenschaft von seinem Thun und Lassen geben will. Der Mensch überläßt sich dann der Gewalt der Wahlverwandtschaften, welche diese Gegenstände seiner Liebe mit ihm haben. Er liebt sie, weil sie sind, was sie sind, weil er selbst ist, was er ist; weil ihr Glück, ihm anvertraut, von ihm abhängt. Für sie leiden, wäre für ihn eine Art höherer geistiger Wollust, und in den Fall zu kommen, ihnen alles, ja das Leben selbst aufzuopfern, würde für ihn die Krone der Liebe und des Lebens sein.

Die reinste, erhabenste Liebe ist unstreitig die Liebe zu Gott, zu dem erhabensten aller Wesen. An ihn, den Unsichtbaren, denken, als wäre er sichtbar, ihn, den Unendlichen, in sich aufnehmen, in so weit die Endlichkeit es zuläßt, oder vielmehr selbst in ihn sich zu versenken; ihn, den Allgütigen, auch im Unglück mit inniger Freude anbeten, weil er die ganze empfindende und lebendige Schöpfung und ihre größtmögliche Seligkeit zu seinen Zweck macht; ihn, den Allerweisesten, bewundern wegen der vollkommenen Harmonie der Dinge, die er angeordnet, und nicht allein weil wir selbst ein Glied der großen Kette der Dinge sind; ihm, dem Gerechtesten, uns mit Demuth unterwerfen, ob wir gleich wegen unserer Sünden diese Gerechtigkeit zu fürchten haben; — darin besteht die Liebe Gottes, und nicht in einem erzwungenen Gehorsam, in einer verkappten Furcht, in dem geheimen Wunsch, Gott zu bestechen, in dem stets erneuerten Versuch, ihn für uns zu gewinnen. Allein so uneigennützig diese Liebe auch sei und sein muß, oder vielmehr weil sie uneigennützig ist, versetzt sie den Menschen in den seligsten Zustand, wird für ihn die Quelle der reinsten Wonne, und giebt ihm Gefühle, die in Hinsicht ihrer Dauer, so wie ihrer steten Steigerung, ihm ein Vorbote der Unsterblichkeit sind. Er liebt nicht Gott um glücklich zu sein, sondern er ist glücklich weil er Gott liebt.

Ueber Glauben und Unglauben.

Satz. Der Unglaube allein bewahrt vor Aberglauben und vor Schwärmerei.

Gegensatz. Der Glaube allein sichert gegen den Aberglauben, so wie gegen die Schwärmerei, indem er die wahre Frömmigkeit erzeugt.

Der Unglaube ist der Hang oder die Gewohnheit, nichts als wahr anzunehmen, als das, was man selbst sinnlich wahrgenommen hat oder wahrnehmen kann.

Die den Unglauben am weitesten treiben, lassen nur die Wahrnehmungen der äußeren Sinne gelten. Was ihnen nicht äußerlich erscheint, es sei als Anschauung oder als Empfindung, was dem inneren Sinn allein, es sei als Gefühl oder Anschauung, sich offenbart, ist in ihren Augen eine leere Täuschung, oder könnte es wenigstens sein; welches in Hinsicht der Gewißheit auf eins hinausläuft.

Hat der Unglaube einmal diesen Schritt gethan, so muß er, um consequent zu sein, die ganze übersinnliche Welt in Zweifel ziehen, oder vielmehr dieselbe läugnen. Für ihn hat nur dasjenige Realität, was gesehen, gehört, geschmeckt und betastet werden kann.

Sobald man das Uebersinnliche als ein reines Phantasiegebilde verwirft, so bleibt nichts anderes als der grobe Materialismus. Der reflectirende Unglaube nimmt nur das an, was verstanden werden kann, und wähnt, dasjenige vollkommen zu verstehen und zu erkennen, was wir mit unseren Sinnen fassen. Ein doppelter Irrthum, da der Mensch vieles annehmen muß, was über seinen Verstand geht, und er eben so wenig die sinnlichen Anschauungen und Empfindungen, als das, was ihnen zur Grundlage dient, zu verstehen vermag.

Der Unglaube geht noch weiter. Die Natur der Vernunft verkennend, schützt er oft dieselbe vor, um sein Abläugnen gewisser Existenzen zu rechtfertigen. Er sieht die Vernunft nur in Vernunftschlüssen, und verfehlt dadurch ihr wahres eigentliches Wesen; er fordert von ihr, zu beweisen, was, als eine Unwahrheit, sich allen Beweisen entzieht, und behauptet, alles, was solche Beweise nicht zuläßt, verwerfen zu dürfen und sogar zu müssen.

Diese drei Stufen oder diese drei Quellen des Unglaubens, nämlich: nur den sinnlichen Wahrnehmungen Realität zuzuschreiben; nur als wahr anzunehmen, was verstanden werden kann; und endlich Gewißheit nur in den Vernunftschlüssen zu finden, führen nothwendig den consequenten Unglauben zum Atheismus; denn sinnlich kann man Gott nicht wahrnehmen, verstehen kann man ihn eben so wenig, und nie hat die Vernunft eine Existenz beweisen können.

Des Unglaubens Gegensatz ist der Aberglaube. Der erste glaubt nichts Uebersinnliches, der zweite spielt gewissermaaßen alles in die übersinnliche Welt. Der eine traut zu viel und allein der sinnlichen Wahrnehmung, dem Verstand, den Vernunftschlüssen, und verschließt sich geflissentlich die höhere Welt, zu welcher diese Flügel nicht erheben können. Der andere befragt die sinnliche Wahrnehmung, den Verstand und die Vernunft gar nicht oder wenig; auch in den Dingen, die ihnen zugänglich sind, und über welche ihnen der Ausspruch ge-

bühret, spricht er ihnen Hohn und Trotz, und folgt einem unwiderstehlichen Hang, der ihn beständig zum Unverständlichen, Unbegreiflichen treibt.

Statt die Erscheinungen der physischen und moralischen Welt mit unbefangenen Augen zu beobachten, richtig aufzufassen, ihre Gesetze zu erforschen, festzuhalten, anzuwenden, und sie wechselseitig als Ursachen und Wirkungen aus einander zu erklären, oder, wenn er ihren wahren Zusammenhang nicht zu erkennen vermag, der Unwissenheit und des Unvermögens des Menschen sich bewußt, kein Urtheil zu fällen, erdichtet der Aberglaube lieber allerlei Verhältnisse zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt um die einen von den andern abzuleiten, verbindet mit einander was in der Wirklichkeit ganz getrennt dasteht, verkennt oder verschmäht die Naturordnung, um an ihre Stelle eine phantastische Welt zu erschaffen, wo alles abenteuerlich erscheint, und nichts natürlich geschieht.

Der Aberglaube kommt theils von Unwissenheit her, theils aber auch von einer lebendigen Phantasie, welche die Welt nach Belieben modelt, erdichtet und umschafft. Bald rührt er von einem kleinmüthigen Charakter, der alles, was ihn umgiebt, als gefahrvoll fürchtet, bald von einem schwärmerisch empfindsamen Gemüthe her, welches alles belebt und bedeutend machen möchte.

Da der Aberglaube gern allenthalben unmittelbare Einwirkung höherer Wesen sieht und annimmt, und allen Gegenständen eine prophetische Bedeutsamkeit zuschreibt, hat er unstreitig Wahlverwandtschaft mit der Dichtkunst und ist selbst eine Art von Gedicht. Hinwieder kann die Dichtkunst leicht dem Aberglauben neue Kraft verleihen, wenn man ihr eigentliches Wesen und ihre wahre Bestimmung verkennt.

Der Unglaube schützt nicht vor dem Aberglauben. Man hat Freigeister gesehen, die von einer Menge abergläubischer Vorstellungen wie mit Fesseln gebunden waren. Die Seele des Menschen kann die Leere der Negativität nicht lange ertragen, und füllt der Mensch diese Leere nicht mit positiven Wahrheiten aus, so muß er es mit Irrthümern thun. Die Vernunft verlangt zu wissen oder zu glauben. Da das menschliche Wissen theils beschränkt, theils schwankend ist, so kann der philosophische Glaube allein die Vernunft befriedigen, indem sie in ihrem Innern und in ihrer Tiefe Wahrheiten auffindet, die ihr zur Beruhigung und zum Stützpunkte dienen. Verliert die Vernunft diesen Halt, läugnet sie die Existenz des unendlichen Wesens die ihr durch eine intellectuelle, unmittelbare Anschauung offenbart wird, so hat der Mensch gegen die unbekannten Größen der Natur keine Bürgschaft mehr. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, der ersteren besonders hingegeben, die unbestimmbare Gewalt der im großen Weltall wirkenden geheimen Kräfte ahnend, und vor ihr zurückbebend, bevölkert er öfters die Welt mit Dämonen, die über sein Schicksal entscheiden, und jeden Augenblick es schrecklich machen können.

Der Glaube allein kann dem Unwesen des Unglaubens und des Aberglaubens ein Ende machen. Er allein vermittelt die beiden Extreme.

Der Glaube ist eine Ueberzeugung, nicht aus Vernunftschlüssen, sondern aus dem Wesen der Vernunft selbst geschöpft, und aus ihrer Tiefe hervorgehend; ein unwiderstehliches Fürwahrhalten gewisser Thatsachen des innern Sinnes, die uns als objective Existenzen aufgedrungen werden. Indem sie uns die Seele, die Freiheit und die Gottheit offenbaren, erheben sie uns über die sinnlichen Schranken, und öffnen uns die ewigen Pforten der übersinnlichen Welt. Dieser Glaube ist zugleich der Anfangs- und der Endpunkt des menschlichen Wissens. Von ihm geht alles aus, zu ihm kehrt alles zurück. Wer ihn nicht in der Wurzel seines Gemüths findet, der findet ihn nirgends, und für den giebt es auch nichts anderes sichres, unzweifelhaftes und gewisses.

Dieser Glaube, die Vernunft selbst in ihrer Wesenheit aufgefaßt, ist die Grundlage aller Vernunftschlüsse; auf diesem festen Punkt müssen sie alle beruhen, oder sie schweben in der Leere. Allein, wenn sie einmal an diese goldene und unbezwingliche Kette befestigt sind, der ähnlich, die, nach Homer's Ausspruch, vom Throne Jupiters ausgeht, so kann der Mensch mit voller Zuversicht die Vernunftschlüsse ausdehnen und in ihrer Anwendung so weit gehen, wie es ihm die Zeit und die Umstände erlauben. Er läßt der schließenden Vernunft, so wie dem Verstande ihre Rechte, er beweis't was bewiesen werden kann, sucht zu verstehen was zu verstehen ist, erkennt den Gang der Natur, forscht nach dem Zusammenhang der Ursachen und der Wirkungen, und so lange von Erscheinungen die Rede ist, tritt er nie aus dieser Verkettung heraus. Indem er dieses thut, schlägt er den Aberglauben zu Boden und verschließt ihm die phantastische Welt seiner eigenen winzigen Schöpfungen, in welcher er so gern der Vernunft Hohn spricht, und dem Verstand Stillschweigen gebietet. Aber zugleich steuert und wirkt der Glaube dem Unglauben entgegen, indem er den sinnlichen Wahrnehmungen reelle Existenzen unterlegt, eine Vernunft annimmt, die höher steht als die, welche Vernunftschlüsse baut, und nur das, was zur Verstandeswelt gehört, zu begreifen sich bemüht.

Man kann zwar Glauben und Gottlosigkeit, Unglauben und Schwärmerei in sich verbinden, aber in der Regel bringt Unglauben Gottlosigkeit mit sich, und die Schwärmerei zeigt sich nur machmal im Gefolge des Glaubens, als ein Auswuchs desselben.

Die Gottlosigkeit lebt im Sinnlichen, Materiellen, Endlichen befangen; sie kann allenfalls einen überirdischen persönlichen Gott annehmen, allein dann denkt sie sich ihn um die menschlichen Handlungen und das menschliche Schicksal unbekümmert und unbesorgt, oder vielmehr sie denkt gar nicht an ihn, und diese Lehre ist höchstens für sie eine unstäte, schwankende Meinung, die keinen Einfluß auf das Thun und Lassen hat. Obgleich im Allgemeinen also Unglaube und Gottlosigkeit zusammenhängen und eine stete Wechselwirkung über einander ausüben, so giebt es doch einzelne Beispiele vom Gegentheil. Ein Mann von hohem Geiste, von einem leidenschaftslosen edlen Charakter, der eine moralische Erziehung genossen, und welchen die Umstände vom Laster entfernt haben, kann auch dann noch in seinen Sitten Reinheit, in seinen Handlungen Tugend zeigen, wenn durch das Uebergewicht seines Verstandes über sein Gemüth und die Verirrung seiner Vernunft er allen Glauben an Gott verloren hat; ja er kann sogar, einen innern Hang zum Uebersinnlichen bewahrend und nährend, oft sehnlich wünschen, daß es eine unsichtbare Welt gäbe, in welcher er sich Gottes und der Unsterblichkeit zu erfreuen hätte. Auch kann ein in gottlosen Neigungen, Begierden, Handlungen versunkener Mensch doch noch des in der Kindheit eingesogenen Glaubens an Gott, an Unsterblichkeit, an Vergeltung sich nicht erwehren. Dieser Glaube wird sich zwar nur in augenblicklichen Aufwallungen, in vorübergehender Reue, in unwillkührlichen Eindrücken offenbaren, allein er beurkundet doch auf eine erfreuliche Weise, daß die Früchte der ersten Erziehung nicht ganz verschwunden sind. Diese Beispiele sind in beiden Fällen und Voraussetzungen Ausnahmen von der Regel, nach welcher der Unglaube und die Gottlosigkeit sich wechselseitig erzeugen und verstärken.

Das dieser Krankheit des menschlichen Gemüths entgegengesetzte Gebrechen ist die Schwärmerei. Ihre Kennzeichen sind leicht aufzufassen und aufzustellen. Sie entspringt aus einem irre geleiteten, blinden, der Würde der menschlichen Natur entgegengesetzten Glauben. Statt mit dem Verstande so weit zu gehen, als es dem Menschen gegeben ist, verschmäht und verhöhnt die Schwärmerei den Verstand. Statt der Vernunft einzuräumen, was ihr gebührt, und sich dann dem Glauben in aller Demuth hinzugeben, verläumdet die Schwärmerei die Vernunft, und spricht ihr alles Vermögen, zur Wahrheit zu gelangen, ab. Statt in der Welt der wahrnehmbaren, erklärlichen Dinge mit Vergnügen zu handeln, legt die Schwärmerei keinen großen Werth auf die thätige Tugend, sondern einzig und allein auf Gefühle, Gebete und geistige Verzückungen. Statt überzeugt zu sein, daß kein Mensch zu übernatürlichen Gaben oder zu einer wirklichen Vereinigung mit Gott und der übersinnlichen Welt gelangen könne, wähnt die Schwärmerei solcher Gaben theilhaftig zu sein, oder werden zu können, und rühmt sich mit stolzer Demuth eines innigeren ausschließlichen Verkehrs mit Gott. Statt das Gesetz Gottes als den Polarstern des menschlichen Lebens zu betrachten, und es immer im Auge zu haben, um sich durch ihn in den Verwickelungen der Verhältnisse und in dem Getümmel der Leidenschaften zu orientiren, setzt die Schwärmerei ihre trüben, dunkeln, wilden Gefühle über das Gesetz, ordnet die bestimmtesten, heiligsten Pflichten ihrem vermeintlichen höhern Beruf unter, und behandelt dieselben wie bloße Mittel, die sie dem sich selbst erschaffenen Zweck aufopfern kann und muß.

Von der Gottlosigkeit, die nach dem Uebersinnlichen, Unsichtbaren, Geheimnißvollen der Religion gar nicht trachtet, und außer dem Sinnlichen nichts ahnet, wünscht und will, und von der Schwärmerei, die durch phantastische Bilder die Wirklichkeit der sichtbaren Welt verdrängt und durch erdichtete Mittel sich der von ihr erträumten Welt zu bemächtigen glaubt, von diesen beiden Extremen gleich entfernt, tritt die wahre Frömmigkeit einher. Mit demüthigem Vertrauen, mit einfacher, herzlicher Ergebung, mit unbefangener Würde geschmückt, athmet und lebt sie gern in der übersinnlichen Welt; allein aus Ansichten und Gefühlen, die dieser Welt entlehnt sind, handelt und wirkt sie wohlwollend und wohlthätig in der sichtbaren Welt, und bewährt sich dadurch als ächte Tochter der Religion.

Der Begriff der wahren Frömmigkeit fällt mit dem der Religion zusammen. Denn das Wesen der Religion besteht nicht in den rein objectiven Gegenständen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, sondern in dem subjectiven Verschmelzen dieser objectiven Gegenstände mit dem Gemüth des Menschen. Glaube, Liebe, Hoffnung, alle drei sich auf die übersinnliche Welt beziehend, haben alle drei etwas Unendliches an sich. Indem der Mensch

das Unsichtbare glaubt, liebt und hofft, nimmt leicht seine ganze Existenz den Anstrich eines unschuldigen Mysticismus an, der nichts anderes ist, als das Aufnehmen der übersinnlichen Welt in das Gemüth, und das sehnsuchtsvolle Versenken des Gemüths in dieselbe Welt.

Der Mensch hat einen angebornen Hang zum Mysticismus, weil alles in der Natur, und die Natur selbst, jeder Theil des Weltalls und das Weltall in seiner Totalität, ihm ein Geheimniß erscheint und bleibt. Er kann auf der einen Seite weder durch seinen Verstand diese ihn umgebenden Mysterien durchdringen und erklären, noch durch seine Vernunft alle Existenzen umfassen; andererseits erkennt er genug, um zu wissen, daß obgleich alles dem geistigen Auge verschleiert ist, doch hinter diesem Schleier die Wesen liegen, wie sie sind. Auf dem Schleier selbst erscheinen sie nur, indem sie ihn mit flüchtigen Gestalten, glänzenden Farben und einem vielfach gebrochenen und zurückgeworfenen Lichte bedecken. Vermöge seiner Intelligenz kann der Mensch diesen Schleier nicht ganz lüften, allein sein Gemüth, das in seinen Ahnungen so wie in seinen Wünschen etwas Unendliches verräth, verweilt gern, seines unsterblichen Ursprungs sich bewußt, in dieser verschleierten geheimnißvollen Welt. Nicht aus eitler Neugierde, sondern von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben, verlieren wir uns in den unermeßlichen Ocean der Existenzen, und versenken uns freiwillig mit einem wollüstigen Grauen in denselben. Dieser Mysticismus findet sich mehr oder weniger entwickelt. Allen Religionen liegen die großen und ewigen Geheimnisse des Weltalls und der Menschen zum Grunde, und die Mythen, die Symbole, die Bilder treiben nur auf der Oberfläche dieses dunkeln und unerforschten Grundes ihr buntes und leichtes Spiel. Hinter den personifizirten Symbolen der ägyptischen und indischen Religionen, hinter dem Fetischismus oder dem Gottesdienst der Natur unter seinen unendlich mannichfaltigen Formen, von der Sternverehrung an bis zur Anbetung der Pflanze; hinter dem heitern glänzenden Olymp der Griechen und den idealisch menschlichen Gestalten die ihn belebten, lag das ewige Chaos, die uralte Nacht, das immer sich gleiche große All, und die, den Menschen und Göttern gebietende, alles beherrschende und zwingende Nothwendigkeit des Schicksals. Alles dieses war dem menschlichen Auge zwar unerforschlich, aber erfüllte das menschliche Gemüth mit einer geheimen Scheu, einer Art bald erhebender, bald niederschlagender Furcht, und einer unbestimmten aber stets wiederkehrenden Sehnsucht.

Keiner Religion ist dieser Mysticismus eigenthümlicher und einheimischer als der christlichen, dessen Heimath, die übersinnliche Welt, sich in allen Lehren, Vorschriften, Gesetzen, Hoffnungen, die sie dem Menschen darbietet, beurkundet und ausspricht. Hier findet der Verstand viel Unbegreifliches, die Vernunft wenig zu folgern und zu forschen; aber eine unermeßliche, übersinnliche Welt öffnet sich der Phantasie und dem Gemüth. Aus diesen gehen Hoffnung und Liebe hervor, und der Mensch wird von einem unaussprechlichen und unersättlichen Begehren getrieben, sich den ewigen, unsichtbaren Gegenständen seiner Hoffnung und seiner Liebe zu nähern. Zu diesem nie ganz befriedigten Wunsch und immer von neuem versuchten Fluge leihen ihm die Phantasie und das Gemüth die ohnmächtigen Flügel, die ihn zwar nie bis in das innere Heiligthum führen, aber bis auf die Schwelle desselben erheben. Da verweilt er nun mit herzerhebendem Gefühl, von der Gegenwart unbefriedigt, durch den Gedanken der Zukunft gestärkt, die undurchdringlichen Geheimnisse ahnend, anbetend, ohne ihnen näher treten zu können, die Augen auf den Schleier geheftet, ohne ihn heben zu dürfen, seine Schwäche und sein Unvermögen in tiefer Demuth anerkennend, ohne von denselben entmuthigt oder niedergedrückt zu werden. So betrachtet der Mensch mit Ehrfurcht die Höhen und die Tiefen der Religion. In seinem jetzigen Zustand wird er von denselben zugleich angezogen und zurückgestoßen: indem er öfters betrauert, daß sein Vermögen und seine Kräfte seinen Wünschen und Bedürfnissen so sehr nachstehen, so freut er sich doch, solcher Bedürfnisse und solcher Wünsche, die seine Kräfte überflügeln, fähig zu sein.

Johann André

ward am 28. März 1741 zu Offenbach geboren, hatte sich ursprünglich dem Kaufmannsstande gewidmet, wandte sich aber der Tonkunst zu und wurde 1775 Musikdirector bei der döbbelin'schen Schauspielergesellschaft in Berlin. Er lebte darauf eine Zeitlang zu Frankfurt am Main, erhielt 1784 vom Markgrafen von Schwedt den Titel eines Kapellmeisters und kehrte dann nach Offenbach zurück, wo er eine große Musikhandlung gründete. Er starb daselbst am 18. Juni 1799.

A. war ein zu seiner Zeit sehr beliebter und glücklicher Tonsetzer, dessen Liedercompositionen ihm vorzüglich Beifall erwarben. Er pflegte den Text zu seinen Opern, meist nach französischen Vorbildern, selbst zu verfassen und war nicht ganz unglücklich im Epigramm. Seine sämmtlichen Arbeiten dieser Art sind aber längst vergessen und durchaus nicht werthvoll genug, um Auszüge mitzutheilen, zumal da sie ihrer leichten und luftigen Beschaffenheit zufolge nicht den mindesten Einfluß auf die Zeitgenossen ausübten. Eine Aufzählung der Titel seiner Lustspiele, Opern u. s. w. möge daher genügen.

Der Komödienfeine. Lustspiel. Offenbach, 1765.
Komische Versuche von J. A. Hanau, 1766.
Lustspiele. Frankfurt a. M. 1772.
Lustspiele und Operetten nach französischen Mustern. 3 Thle, Frankfurt a. M. 1772—73.
Der Töpfer, komische Oper. Frkft. 1773.
Der alte Freier, kom. Op. Frkft. 1775.
Die undankbaren Söhne oder die Schule der Väter, Lustspiel aus dem Franz. Offenbach, 1776.
Die Bezauberten, kom. Op. nach Mad. Favart. Berlin, 1778.
Epigrammatische Blumenlese. 3 Thle, Offenbach, 1776—1778.

A's Portrait findet sich im gothaischen Taschenkalender von 1778.

Vgl. Gothe's nachgelassene Werke. Bd. 8. S. 42 und flgde. —

Christian Karl André

ward am 20. März 1763 zu Hildburghausen geboren und erhielt nach vollendeten Studien die Stelle eines fürstlichen Secretärs zu Arolsen, gab dieselbe jedoch schon 1785 wieder auf und widmete sich dem Erziehungsfache am salzmann'schen Institute zu Schnepfenthal. Im Jahre 1790 ertheilte ihm der Fürst von Waldeck den Rathstitel; zu gleicher Zeit wurde er Director einer weiblichen Erziehungsanstalt in Gotha. 1798 ging er als Director der protestantischen Schule nach Brünn und wirkte hier höchst vortheilhaft für die Landescultur durch die Leitung des ihm anvertrauten Institutes, wie durch gemeinnützige Schriften und die Herausgabe mehrerer Journale. — Als jedoch die Vergünstigungen, welche er hinsichtlich der Censur genossen, aufhörten, verließ er die österreichischen Staaten, ward 1812 fürstl. salmischer Wirthschaftsrath und 1821 k. würtembergischer Hofrath und Secretär der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart, wo er am 19. Juli 1831 starb.

A. ist ein sehr verdienter pädagogischer Schriftsteller, der in späteren Verhältnissen eben so erfolgreich durch populäre Werke für die Bildung des Volkes wirkte und sein thätiges Streben allgemein anerkannt sah.

Zu seinen eigenen Schriften gehören:

Marie von Bismark. Leipzig, 1786—88. 2 Th.
Lustige Kinderbibliothek. Marburg, 1787—89. 2 Th.

Kleine Wanderungen der weiblichen Zöglinge zu Schnepfenthal. Leipzig, 1788.
Felsenburg. Gotha, 1788—89. 3 Thle.
Der Mädchenfreund. Leipz. 1789—91. 2 Thle.
Gemeinnützige Spaziergänge. (Gemeinschaftlich mit Bechstein.) Braunschweig, 1790—97. 10 Thle.
Friedrich's des Einzigen Characteristik. Berl. 1790
Merkwürdigkeiten der Natur, Kunst, des Menschenlebens. Erf 1798—99. 2 Thle.
Die Kinderstube. Königslutter, 1799. 1. Heft.
Geographisch-statistische Beschreibung des Kaiserthums Oestreich. Weimar, 1813.

Unter seiner Leitung wurden herausgegeben:

Patriotisches Tageblatt. Brünn, 1800—1805. 10 Th.
Hesperus. Prag, 1809—21. Stuttgart, 1821—31.
Nationalkalender für die östreichische Monarchie. Prag, 1810-1822.
Oekonomische Neuigkeiten. Prag, 1811 ff.
Vaterländisches Magazin. Prag, 1813—14. 2 Bde.
Korrespondenzblatt des würtembergisch. landwirthschaftlichen Vereins. Stuttgart, 1822 fgde.
Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten. Stuttgart, 1823 fgde.

Johann Valentin Andreä,

einer der geistvollsten Männer seiner Zeit, ward am 17. August 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen geboren, wo sein Vater, ein Sohn des berühmten Jacob Andreä, Stadtpfarrer war. Schon als Kind entwickelte er bei zierlichem und schwächlichem Körper große Anlagen und einen scharfen, durchdringenden Verstand. Er studirte seit dem Jahre 1601 zu Tübingen Theologie, Mathematik und Philologie und machte dann seit 1607 Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland wurde er 1614 Diakonus zu Vachingen, 1620 Specialsuperintendent und Stadtpfarrer zu Calw, 1639 Consistorialrath und Hofprediger zu Stuttgart, 1641 Doctor der Theologie, 1642 Kirchenrath des Herzogs August zu Braunschweig-Wolfenbüttel, 1646 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft (S. d. A.) unter dem Namen der Mürbe (von deren ganzem Treiben er jedoch, nach einem seiner Briefe zu urtheilen, nicht sonderlich erbaut war), 1650 Abt und Generalsuperintendent zu Bebenhausen und gleich darauf in Adelberg. Er starb am 27. Juni 1654 zu Stuttgart.

Seine meisten Schriften waren lateinisch abgefaßt und sind so wie die beiden deutschen:

1) Christlich Gemäl. Tübingen, 1612. in 4.
2) Geistliche Kurzweil. Straßburg, 1619. in 12.

sehr selten geworden. Thomasius und nach ihm Herder erwarben sich das große Verdienst, wieder auf die Leistungen des eben so geistreichen als redlichen und kräftigen Mannes aufmerksam zu machen und sie der Vergessenheit zu entreißen. Der Letztere urtheilt von A. „Er hat Vieles und dies meist in einer sonderbaren Art geschrieben. Es sind nicht Schriften, sondern Schriftchen; nicht große leere Säle, sondern niedliche Wohnzimmer, zum Theil voll seltner, ungesuchter Merkwürdigkeiten; Aufsätze, die der Pöbel seiner Zeit anstaunte, die auch Vielen unsrer Zeit zuweilen befremdend, hie und da unverständlich und als Spielzeug vorkommen müssen; die aber alle von der feinen Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und scharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem wiewohl unausgebildeten Dichtergeist des Verfassers zeugen. Alles, was er schreibt, wird Fabel, Gespräch, sinnreiche Einkleidung; er sagt in ihnen Wahrheiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter gerückt sind, zu sagen getrauen; er sagt sie mit so viel Liebe und Redlichkeit als Kürze und Scharfsinn; so daß er in seinem streitenden, verketzernden Jahrhundert wie eine Rose unter Dornen noch jetzt neu und frisch dasteht und in zartem Wohlgeruch blühet. — — Damals schrieb Alles Latein und auch Er schrieb, was er gefeilt schreiben wollte, in dieser Sprache, für's Deutsche blieben, wenn ich so sagen darf, nur die Haus- und Herzensgeschäfte übrig. Das Meiste also, auch in dieser geistlichen Kurzweil, ist für Weib, Kinder, Volk, Freunde, und der Verfasser sagt am Ende:

Ohn Kunst, ohn Müh, ohn Fleiß ich dicht:
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis du schwitz'st, spitz'st und schnitz'st im Sinn,
Hab ich's gesetzt und fahr dahin.
Gefällt dir's nicht, wie ich ihm thu',
Mach's besser: nimm ein Jahr dazu. *)

Ueberdem lebte Andreä in Zeiten, die vom gothischen Geschmack nicht frei waren, ja in denen sich dieser Geschmack eben auf die verführendste Art zeigte. Die neueren Sprachen, deren Lecture er vorzüglich liebte, waren die italienische und spanische, gerade aber die berühmtesten Schriftsteller dieser Sprachen flossen damals von dem süßen Schaum über, der der Geschmack des siebenzehnten Jahrhunderts heißen könnte und ihm allein eigen bleiben möge, von dem also auch unser Andreä nicht ganz frei war." **)

Vgl. Vollständiges Verzeichniß aller in Druck gekommenen lateinischen und deutschen Schriften des verdienstvollen Würtembergischen Gottesgelehrten D. Joh. Valentin Andreä, in 100 Nummern nach der Zeitfolge geordnet von B. (M. P. Burk.) Tübingen, 1793. in 8. Nachträge dazu finden sich im Leipziger Allgem. liter. Anzeiger. 1798. N. 67. S. 689—694.
— Gottlieb Andreä Christliche Trauerklag über den seligen Abtritt J. V. Andreä auf 7. Trinit. des 1654. Jahres wehmüthig wiederholt. Lüneburg, 1654. 12.
— J. V. Andreä's Selbstbiographie aus dem (lateinischen) Manuscript übersetzt von D. C. Seybold. Winterthur, 1799.
— Andreä und sein Zeitalter, von Wilh. Hoßbach. Berlin, 1819.

Außer ursprünglich deutschen Gedichten A's theilen wir ihrer Vortrefflichkeit wegen einige von Herder aus dem Lateinischen übersetzte Parabeln desselben mit, verweisen zu weiterer Kenntniß den des lateinischen unkundigen Leser auf den bereits angeführten fünften Band von Herder's zerstreuten Blättern, so wie auf:

J. Val. Andreä's Dichtungen zur Beherzigung unseres Zeitalters (a. d. Lat. 1619), von K. G. Sonntag, mit einer Vorrede von J. G. Herder. Leipzig, 1786. 8.

Das Herz und die Zunge ***).

Zur Zeit des Glückes, wenn holde Gestirne regieren, schwätzet die Zunge gern, erlaubt sich alles, und will den Namen einer beherzten Sprecherin für Freiheit und Rechtschaffenheit davon tragen.

---

*) Herder's zerstreute Blätter. Th. 5. S. 250 fgde.
**) Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. 13. S. 270.
***) Aus: Zerstreute Blätter von J. G. Herder. 5. Samml. Gotha, 1793.

Es fehlet ihr auch nicht an Schmeichlern, denen die schamlose Frechheit, über alles und gegen alle zu reden, wohlgefällt.

So schwatzte die Zunge einst in begünstigten, glücklichen Zeiten; wer aber diese Frechheit nicht ertragen konnte, war das Herz.

Das männliche Herz hatte andere, schwerere Zeiten erlebt und sich unter den Schrecknissen der Tyrannei tapfer geübet. Es hatte Zeiten erlebt, da die Religion verachtet, das Verdienst unter die Füße getreten war. Talente hungerten, die Gerechtigkeit erröthete, die Schaam war Landes verwiesen.

„Vortrefflich! rief es jetzt der Schwätzerin Zunge zu, weil du einmal im Reden bist, rede! Erinnere dich aber, wie du zu anderer Zeit heucheltest, schmeicheltest, logest, krochest und schändlich dientest. Da bat ich dich, meine Dolmetscherin zu seyn, und du erschrakst. Jetzt bist du eine herzlose Weiberzunge, die nicht aus Eifer fürs Gute, sondern weil dirs so wohl behagt, das Ohr der Guten mißbraucht. Irre ich nicht, so wird bald wieder der Winter da seyn, da du mit allen Fröschen aufs neue verstummest."

Die Zunge schwieg, und vermied fortan, der Sprache des Herzens irgend zu begegnen.

Die Wissenschaft.

Die Grammatiker hatten gehört, daß die Burg der Wissenschaft oben auf dem Gipfel eines Berges stehe; wo irgend sie also ein Häusgen auf einem Hügel wahrnahmen, da eilten sie mit großem Geräusch hin, und begehrten eingelassen zu werden.

Wie sehr betrogen sie sich! Der Weg zur wahren Burg hebet sich nur allmählich; er führt durch mehrere verschlossene Pforten, und hat manche Ruheplätze nöthig.

Unten, kaum über dem Fuß des Berges, ist die erste Herberge; da wird den Knaben zuerst die Zunge gelöset und sie etwa zu drei Sprachen gewöhnt. Höher hinauf lernen sie diese Sprachen feiner, artiger reden. Nun kommt man an ein höheres Schloß, wo der ganze Leib gleichsam, mit allen seinen Gliedern geübt, anatomirt, behende und schlank gemacht wird. Jetzt wandern sie höher hinauf, um sich an Maas, Zahl und Gewicht zu versuchen und zu jedem Geschäft tüchtig zu werden. Eine höhere Burg übt in wichtigern Dingen: sie giebt allen Ständen des Staats ihre Vorsteher, ihre Führer. Endlich und zuletzt erreicht man den wahren Pallast der Wissenschaft; er liegt dem Himmel nahe, und schaut die weite Erde tief unter sich. Diese betrachten, die nähere Harmonie des Himmels hören, mit reinem Gemüth den Umgang der erhabensten Geister, Gottes selbst, genießen, das ist der Gipfel der Wissenschaft auf Erden.

Wie entfernt von ihm sind die, die auf einem kleinen Hügel sich ein Thürmchen erklimmt haben, von da sie eben nur auf die Gipfel der Bäume hinabsehn, und sich im Olympus dünken.

Antipathien.

Der Natur gebührt Lob, nicht nur für das wohlthätige Heilsame, das sie den Geschöpfen einpflanzte, sondern noch vielmehr vielleicht für das wohlthätige Gift, mit welchem sie Gifte unschädlich machte. Der Mensch, ihr erstes Geschöpf, der Ausleger ihrer Kräfte, soll ihr dies Lob sagen.

Solch ein Dankfest der Natur ward irgendwo jährlich gefeiert und dem Schöpfer Preis dafür gebracht, daß er jedem Gifte sein Gegengift verordnet.

Den Tyrannen setzte er schreckliche Unfälle entgegen, die ihnen vor einem höheren Gericht Schauder erwecken sollten. Den Hinterhaltigen gab er ein Gewissen, das sie inwendig nage. Den Allwissern legte er Abgründe der Natur in den Weg, die, ihnen unerforschlich, sie wenigstens zu einer Schaam brächten. Wohllüstige hielt er mitten im Lauf nach Wohllüsten durch Krankheiten zurück; Geizigen stellte er das boshafte Glück entgegen, das ihre sichersten Hoffnungen oft so unvermuthet vernichtet; Hochmüthigen das Hohngelächter, das sie unter andere, die sie verachteten, tief hinabsetzt. Dem anmaaßenden Stolz schuf er einen mächtigen Feind, das Gefühl der Freiheit, dessen unbesiegter Muth sich kein ehrloses Stillschweigen, keine niedrige Schmeichelei, keine närrische Leichtgläubigkeit, keine schändliche Dienstbarkeit gebieten läßt. Der größesten Macht des Bösen endlich setzte er das Kreuz, aufopfernde, tapfere Geduld, entgegen, mit dem ein Christ, wie ein zweiter Herkules, alle Ungeheuer der Hölle überwindet.

Der Tod.

Der Auszug der Theologie, der Inbegriff der Philosophie, der Rückhalt der Politik, des Menschengeschlechts unerklärbarer Wohlthäter, der Tod erschien.

Blaß war sein Angesicht, seine Beingestalt war fast allen schrecklich; aber er umwand sich mit den Sterbekleidern, die der Auferstandene im Grabe gelassen hatte; und so ging er freundlich umher.

Liebreich redete er die Christen an, ohne logische Fallstricke; er berief sich blos auf jedes Menschen inneres Zeugniß: „wie? ist nicht Gott euer Vater? seyd ihr also nicht das edelste Geschlecht? unter Gottes Obhut sicher? durchs Band einer obern Liebe verbunden? Und ihr beflecket euer Geschlecht? werdet Thiere, und werft Gottes Gebot von euch? Warum gebt ihr eure Freiheit auf und löset das Band der Bruderliebe? Ihr haltet an dem vest, was euch nur geliehn ist, und schaudert, Unsterbliche, für dem Sterben!"

Er predigte Tauben; und nachdem jeder seinem Körper diente, nachdem vergaß er auch den Tod und setzte seinen Dienst fort.

Da Worte nicht halfen, griff der aufgebrachte Warner zu seinen Pfeilen. Hie und da lagen Leichen umher; er sah die traurige Niederlage und sprach: „Muß ich es ihnen also lehren? den Hohen demüthig seyn, den Sophisten schweigen, Neugierigen und Geizigen ihre Neugier und Habsucht begrenzen, Zornigen sich versöhnen, Wohllüstigen Schmerz fühlen, Wilden und Hartnäckigen nachlassen, nachgeben? Glücklich sind die Armen, sie werden reich; die Traurigen, sie werden getröstet; die Duldenden, sie werden gerächet; allen endlich, deren Leben Christus war, wird der Tod Gewinn!"

Die begrabene Wahrheit.

Nur Gott ists, der die Todten erweckt; es sey dann, daß er seiner Lieblinge Einem diese Wundergabe verleihet. Unsre Pflicht ists, verstorbene Heilige zu ehren, und sie als Wohnungen himmlischer Geschenke andrer Nachahmung zu empfehlen.

So gaben es einst viele Anzeigen, daß irgend hier die Wahrheit begraben sey; man scharrte die Erde auf, grub einige Tage, und fand endlich einen unkostbaren Sarg, auf dem nichts als die wenigen Worte standen: zu meiner Zeit! —

Man hob den Deckel auf und sahe einen Leichnam, zerfetzt, verunreinigt, mit Dingen bedeckt, die ich zu nennen mich scheue. Offenbar wars, daß man ihn nicht mit Würz' und Balsam, sondern mit Unrath eingesargt und versen[illegible]t hatte.

Als man den Körper endlich mit vieler Mühe reinigte, fand man zu Haupt ihm eine schöne, eherne Tafel mit dieser Inschrift:

Ich die Wahrheit,
Gottes Tochter;
Durch Satans Trügerei,
Der Welt ansteckend Gift,
Durch der Tyrannen Gewaltthätigkeit,
Der Priester Trägheit,
Der Staatsmänner Bosheit,
Durch Leichtsinn der Geschichtenschreiber,
Durch der Gelehrten Narrheit,
Und durch des Volks Stupidität
Ermordet,
Lieg ich hier
Im Schlamm der Lügen.
Nach hundert Jahren siehet mich
Die Sonne wieder.
Sey mir gegrüsset, Nachwelt!

Als diese Grabschrift bekannt gemacht wurde, mischte sich Schmerz mit Freude. Man schalt die Vorwelt; man pries die jetzige Zeit. Ein Marmor-Grabmahl ward der Wahrheit errichtet, und sie darin wiederum prächtig und kostbar begraben. Aufgehänget ward die gefundene Tafel, und die stolzen Worte dazu gefügt:

Wären Wir
Zu unsrer Väter Zeit gewesen;
Wir hätten nicht Theil genommen
Am Morde der Wahrheit.

Aus einem Gedichte Andreä's auf den Tod einer Freundin *).

Wenn wir die Welt mit Fleiß ansehn,
Wie All's thut durch einander gehn,
Wie der Bös' herrscht, der Fromme leidt,
Der Narr viel schwätzt, der Weise schweigt,
Der Dieb wohllebt, der Redlich' fast't,
Faulheit bringt Lohn, die Arbeit Last,
Frechheit gewinnt, der Sorgsam' liegt,
Wer viel hat, nimmt; wer nichts hat, giebt:
Und läuft also, in einer Summ,
Die Weltkugel im Cirkel um —
So wird uns unsre Lebenszeit
Zu lauter Pein und Herzeleid,
Zu Kerker, Ketten, Brand und Strick,
Und sehnen uns all' Augenblick,
Wie wir ein' Lüft mögen gewinnen,
Daß wir der Dienstbarkeit entrinnen,
Daß uns so manche Jahr' und Tag'
Nicht werden zu ein'r lautern Klag',
Daß wir in diesem Jammerthal
Erhalten auch ein klein Labsal.

Drum mancher ihm selbst nimmt die Flucht,
Und nur Ruh in der Wildniß sucht,
Vermeint, was nicht bei Menschenkindern,
Woll' er bei wilden Thieren finden.
Allda kein Hof, kein' Schul, kein Rath,
Kein Schmeichler, Heuchler, Advocat,
Kein Wuchrer, Künstler und Sophist,
Kein Wirth, Kriegsgurgel und Maulchrist
Und was dergleichen Werkzeug' seyn,
Dadurch die Welt ihr macht viel Pein;
Zumal der Mensch sein hoch Herkunft
Macht schnöder denn die Unvernunft:
Denn je die Thier' in ihrer Art
Mehr Gnüg und minder Widerpart
Haben in dem, was Gott beschert,
Wo's ihnen nur der Mensch nicht wehrt,
Der sie mit seiner List und Pracht
Auch seiner Unruh theilhaft macht,
Daß Unvernunft durch Witz regiert,
Noch mehr ein wildes Leben führt.

Also kam mir neulich zu Sinn,
Daß ich von Menschen lief dahin,
Und sucht mir einen grünen Wald,
Da ich so manch scheußlich Gestalt,
Der Menschen Werk, schlug aus dem G'müth,
Und stillt mein Herz, das in mir wüt,
Erhohlt die Sinn', die gar verwirrt,
Erforscht mein Seel', die sehr verirrt,
Fragt die Natur um ihren Willen,
Sprachet mit Gott, der gern bei Stillen
Schauet den Dienst der Kreatur,
Und besah mit Fleiß die ganze Uhr
Der großen Welt, wie die regiert,
Mit Weisheit, Lieb' und Macht geziert:
Das macht mich bald ein'n solchen Herren,
Daß ich all' Gemeinschaft wollt verschwören,
Und deucht mich: ja, hie wär' gut seyn,
Da nicht wär'n Löwen, Wölf und Schwein,
Füchs' und Hund' in der Menschen Gestalt,
Sondern ein Jedes sein' Art behalt.

Indem mein' Seel' sich so ergetzt,
Mein Leib sich auch in Schatten setzt,
Meine Sinn' ruhten in sanftem Saus,
Meine Fantasei wollt fliegen aus;
Allgemach mein Haupt sich neigt zur Erd,
Vor Sicherheit kein Sinn sich wehrt,
Die Augen blintzten; Händ' und Füß',
Mein ganzer Leib sein Nerven ließ.

Ich hört' und hört' nicht, sah ohn' Gesicht,
Mein Leben war wie ein Gedicht,
Bis daß der ganze Block da liegt,
Und hat der Schlaf an mir gesiegt.
Und sorgt nun nicht, was Ost und West
Uns bringen möcht' für fremde Gäst,
Oder das fünft' Hauptkönigreich
Glaub' und Scepter werd' machen gleich,
Oder wer mach' den großen Stein?
Wenn lauf der ewige Haspel fein?
Das Alles mich gar nicht verletzt;
Aber ein Traum mich wohl ergetzt.

Mich daucht, wie es fast finster wär,
Viel Nacht und Nebel um mich her,
Auch Schrecken, Furcht und Traurigkeit;
Ein jedes scheint, als trüg' es Leid.
Manch Vöglein seufzt, manch Täublein kirrt;
Und wurd' ein kläglich Leben geführt.
Es schien, als wollt die Erd und Himmel
Einen Zank anheben und Getümmel,
Und jedes Ursach' hab zu klagen, —
Ich kann es doch nicht alles sagen:
Denn mir in solchem Wunderding'
All' Muth und Witz war gar gering';
Zuletzt hört' ich ein' weiblich Stimm:

„Mit Fried und Freud' fahr' ich dahin:
O treuer Gott, nach deinem Wort,
Führ mich hin in der Freuden Ort."

Die Wort' hatt' sie kaum ausgeredt,
Alsbald beweget sich die Stät',
Und ließ sich merken ein dunkler Schein,
Gleich wenn die Sonn' schier auf will seyn,
Und faßt die ganze Natur ein Muth,
Hofft, es soll wieder werden gut.
Ach, wie gar mag ich sprechen nicht,
Wie sichs hält, wenn dies Licht anbricht,
Und wird dabei gehört ein Gesang,
Wie aller Freuden ein Anfang —
Der lautet: „Wohl dem Menschen, wohl!
Der die Welt kann verlassen!
Und lebet wie ein Christ thun soll,
Geht auf der Himmels-Strassen,
Der wird zuletzt, des Leids ergetzt,
In Freud gesetzt,
Da ihn kein Feind nicht mehr verletzt,
Drum komm hieher, du Gottes-Braut,
Dich holet heim, dem du vertraut." u. s. w.

*) Aus: Herder's zerstreute Blätter. B. V. S. 254.

Einige Sprüche *).

Wer sich demüthiget vor Gott,
Der Mensch gewiß auch Gaben hat;
Nichts Eitelers als eigen Ehr',
Der Stolze ist gewiß auch leer.

Wer weise zähmet seinen Mund,
Dem Menschen ist sein Herz gesund;
Nichts Schnöders als Wort ohne That,
Geschwätz ist der Thorheit Verrath.

Wer sich verlobt zu Gottes Dienst,
Der Mensch hat immer, was er wünscht;
Nichts Aermers als der Welt seyn hold,
Undank und Schande ist ihr Sold.

Wer sich vergnügt mit seinen Gaben,
Der Mensch muß viele Gaben haben;
Nichts Schreienders als leere Töpf,
Suchen ohn Zweck macht Schwindelköpf.

*) Ebendas. S. 266.

Anna Sophia, Landgräfin zu Hessen-Darmstadt,

eine der vorzüglichsten unter den fürstlichen geistlichen Liederdichterinnen jener Zeit. Sie ward am 17. December 1638, eine Tochter Georg's II., Landgrafen von Hessen-Darmstadt, zu Marburg geboren und starb am 13. December 1683 als Aebtissin zu Quedlinburg. Ihre wissenschaftliche Bildung soll nicht unbedeutend gewesen seyn. Die Sammlung, welche ihre religiösen Lieder enthält, führt den Titel:

Der treue Seelenfreund Jesus Christus. Jena, 1660. 8.

Wärme und Innigkeit der Empfindung, Tiefe und Wahrheit des Glaubens, zarte Demuth und Ergebung verliehen ihren frommen Ergießungen einen dauernden Werth, wie folgende Mittheilung beweist.

Aus einem ihrer Lieder:

Vom heiligen Abendmahl.

Ach, Gnad über alle Gnaden!
Heißet das nicht Gütigkeit?
Jesus hat uns selbst geladen
Zu dem Tisch, den er bereit;
Jesus bittet uns zu Gast,
Daß wir aller Sorg und Last,
Aller Sünd und Noth entronnen,
Zu dem Himmel möchten kommen.

Jesus Christus will uns speisen
Und auch selbst die Kösle seyn;
Heißet das nicht Gnad erweisen?
O mein liebstes Jesulein!
Solches ist an keinem Ort,
O mein liebster Seelenhort,
Sonst gehöret noch gesehen,
Solches ist noch nie geschehen.

Hast du dich doch schon gegeben
Unserntwegen in den Tod,
Daß wir mögten wieder leben,
Frey von aller Quaal und Noth:
Aber deiner Liebe Macht
Hat dich auch dahin gebracht,
Daß du deinen Leib uns schenkest,
Und mit deinem Blut uns tränkest u. s. w.

Angelus Silesius. S. Johann Scheffler.

Herzog (Heinrich?) von Anhalt. S. Minnesänger.

Fürst Ludwig von Anhalt. S. Fruchtbringende Gesellschaft.

D. Karl Gottlob von Anton

ward am 23. Juli 1751 zu Lauban geboren, studirte zu Leipzig die Rechte, erhielt daselbst die höchsten akademischen Würden in der Philosophie und Jurisprudenz und wurde darauf Oberamtsadvocat zu Görlitz. Im Jahre 1797 trat er in den Rath dieser Stadt und bekleidete daselbst seit 1806 das Amt eines Rathsscabinus. Seiner vielfachen Verdienste wegen ward er von dem Könige von Sachsen geadelt. Er starb am 17. November 1818 zu Görlitz.

Durch seine gründlichen, geistreichen und scharfsinnigen historischen Forschungen erwarb sich A. einen sehr geachteten Namen in der gelehrten Welt. Er hat folgende Schriften hinterlassen:

Analogie der Sprachen. Leipzig, 1774.

Diplomatische Beiträge zu deutschen Geschichten und Rechten. Leipzig, 1777.

Geschichte des Tempelherrnordens. 2. A. Leipzig, 1781.

Untersuchung über das Geheimniß der Tempelherrn. Dessau, 1782.

Ueber den Ursprung u. s. w. der alten Slaven. Leipzig, 1783—89. 2 Thle.

Geschichte der deutschen Nation. Leipzig, 1793. 1. Th. (Blieb unvollendet.)

Handbuch der Geschichte der Deutschen. Görlitz, 1796.

Ueber Sprache. Görlitz, 1799.

Geschichte der deutschen Landwirthschaft. Görlitz, 1799—1802. 3 Thle.

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel,

ein Sohn Herzogs August des Jüngeren, ward am 4. October 1633 zu Hitzacker im Lüneburgischen geboren und erhielt schon früh eine gelehrte Bildung durch Friedrich von Kramm, Justus Georg Schottels und Siegmund von Birken, seine Erzieher. Darauf machte er eine größere Reise durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien und vermählte sich nach seiner Heimkehr mit der Prinzessin Elisabeth Juliane von Holstein. Nach seines Vaters Tode ernannte ihn sein ältester Bruder Rudolph August zum Statthalter, 1685 aber zum Mitregenten des Landes. Als Rudolph August 1704 kinderlos starb, ward Anton Ulrich allein regirender Herzog. Er trat 1710 öffentlich in Bamberg zur katholischen Religion über, ohne daß jedoch dieser Wechsel den mindesten Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse seiner Unterthanen hatte. Nach einer langen und segensreichen Regirung starb er am 27. März 1714, geliebt und beklagt von seinen Unterthanen.

Anton Ulrich war ein geistreicher, thätiger und scharfsinniger Mann, ein wahrer Freund der Künste und Wissenschaften, die er nach allen Kräften begünstigte und förderte, und einer der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit. Unter dem Namen „der Siegprangende" gehörte er zu den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft, deren Oberhaupt er später wurde.

In seinen poetischen Leistungen, welche zu ihrer Zeit von den Deutschen mit großer Neigung gelesen wurden, offenbaren sich als die vorzüglichsten Eigenschaften derselben eine reine, edle Neigung für deutsche Sprache, Wissenschaft und Kunst. Er hinterließ:

Christfürstliches Davids Harpffenspie u. s. w. Nürnberg, 1667. in 8. Wolfenbüttel, 1670. in 8. Eine Sammlung geistlicher Lieder mit ihren Singweisen, welche letzteren von seiner Stiefmutter Sophia Elisabeth, einer gebornen Herzogin von Mecklenburg, herrühren.

Die durchleuchtige Syrerinn Aramena. Nürnberg, 1669—1670. 5 Thl. in 8. N. A. Nürnberg, 1678. 8.

5 Thle. (Eine Umarbeitung dieses Romans gab S. Albrecht (S. d.) Berlin, 1782—1786, heraus.)

Octavia. Römische Geschichte, der hochlöblichen Nymphen-Gesellschaft an der Donau gewidmet. Nürnberg, 1685—1707. 8. 6 Thle. N. A. Die römische Octavia. Braunschweig, 1712. 6 Thle. in 8.

Gott gewidmetes Opfer der Heiligen u. s. w. Oettingen, 1732. in 8. Gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin verfaßt.

Mehrere einzeln gedruckte Sing- und Freudenspiele: Regierkunst-Schatten, 1658. Andromeda, 1659. Friedenssieg, 1648 u. s. w.

Seine Romane zeichnen sich durch gewandte Einkleidung, reine Sprache und für jene Zeit elegante, jedoch weitschweifige Schreibart aus; dagegen mangelt es den Charakteren derselben an Kraft und Bestimmtheit, den Erfindungen an Wahrscheinlichkeit und innerem Zusammenhang. Ihr Interesse ward bei den Zeitgenossen dadurch erhöht, daß man vorzüglich in der Octavia allegorische Darstellungen historischer Personen und Ereignisse vermuthete und sich bemühte, den Schlüssel zu denselben zu finden. — Die geistlichen Lieder des Fürsten erheben sich nicht über den damaligen Geschmack; doch sind ihnen gesunder Verstand, Ruhe und Innigkeit der Empfindung eigenthümlich.

Die geschicht der Coelidiane *).

Damit ich alles, was ich zu berichten habe, deutlich möge fürbringen, muß ich erstlich sagen, was sich vor unserer zeit begeben, und aus was Ursachen meine schwester und ich allhier erzogen worden. Unser herr vatter der Fürst Ahusath von Caphtor, des Königs der Philister herrbruder, verheuratete sich mit der Saradine, des Königs von Salem schwester, und zwar eben um die zeit, als die frömden völker, die Teutschen, unter dem König Marsius, gleich einer Wasserflut, in Asien kamen: da, wie aller welt bekant, die Philister mit ihnen in einen bund traten, und, durch meinen herr vatter, dem König von Babel ganz Syrien abnamen, und seinem rechten herrn, dem unvergleichlichen Arameres, wieder zustelleten. Meine fraumutter hielte sich, in währendem diesem krieg, zu Byblis in Syrien auf: alda sie bei einem wegen der sternkunst berümten Chaldeer, der sich daselbst niedergelassen, wohnete, und nach etlicher zeit die unglückliche post bekame, wie daß ihr gemal von den Assyriern gefangen worden. Hierüber geriete sie, als billig, in grosse traurigkeit: allermeist, wie ihr das gerüchte offenbarete, wiedaß der Ahusath auf keine andere weise seine freiheit wieder solte erlangen, als wann der König sein bruder Syrien verlassen würde.

Besagter Chaldeer aber tröstete sie zum bästen, und sagte ihr alles zuvor, wie es ergehen: daß nämlich der Ahusath wieder los kommen, Syrien aber dadurch verloren gehen würde. Er sezte ferner hinzu, wiedaß Saradine zwei töchter würde gebären, deren unglücklicher lebenslauf ersetzen sollte, was Ahusath jezt Syrien für schaden zufügete. Doch, wo ihn seine wissenschaft nicht betriege, so könte es nicht anderst seyn, als daß eine seiner töchter endlich Syrische Königin werden würde. Diese profezeiung beachtete meine fraumutter desto mehr, weil sonst alles eintraffe, was dieser Chaldeer bis zu unser beider geburt geweissaget. Dann, ihr gemal kame wieder los, Syrien ginge darüber verloren; und wie sie nachdem in der Philister land wieder angekommen, wurde sie zweimal schwanger, und gebare erstlich mich, und ein jahr hernach die Jaelinde. Also wurde bei ihr die furcht sehr groß, diese zwei töchtere würden, des Chaldeers aussage nach, viel unglücks in der welt erleben müssen. Deswegen, als sie sterben wolte, bate sie ihren gemal, uns beide, nach ihren tod, zu ihrem bruder dem König Melchisedech zu senden, daß wir bei deme möchten erzogen werden: weil sie verhoffte, seine Gottesfurcht, und gute weise, kinder zu erziehen, würde uns in unserem angedrohetem unglücke zum bästen kommen.

Dieses ihr begehren erfüllte nachmals unser herr vatter, und kamen wir also hieher ins Königreich Salem, wie ich das fünfte, und Jaelinde kaum das vierte jahr erreicht hatte. Der König liebte uns, als seine eigene kinder, und liesse nichts an guter zucht ermangelen. Es ware auch zur selbigen zeit, wie jetzo zu Kiriath Sepher, eine hohe schule zu Salem, (welche die haubtstadt des reiches ist, vier und zwänzig meilen von hier gelegen, und ist dieses schloß nach jener stadt genennet,) alda, fast von allen orten her, die vorneme herren ihre kinder auferziehen liessen. Unter diesen waren, Hiarbas der Prinz aus Egypten, Bileam der Prinz von Hemath, Aran ein Fürst von Seir: und diese waren die ersten, so auch zum längsten in Salem sich aufhielten. Hiarbas ware, wegen seiner sonderbaren geschicklichkeit und grossen tugend, bei jederman sehr beliebet: hingegen die beide andere, wegen ihres lasterhaften gemütes, sehr verhasset. Woraus dann abzunemen, daß nicht allemal die gute zucht glücklich wirke, wann ihr die natur nicht zu hülf kommet.

Es fügte sich aber, zu meinem unglück, daß der Prinz von Hemath bald anfangs eine zuneigung gegen mir gefasset, gleichwie ich hingegen einen sonderbaren haß wider ihn bei mir entfunde: und name dieses an beiden teilen also zu, daß jederman leichtlich vermerkete, wie wir gegeneinander gesinnt wären. Der König selber merkte solches, der diesem Prinzen, wegen seiner üblen natur, gleichfals nicht hold ware: daß also, in dieser liebe, vor ihn wenig hoffnung erschiene, indem ich, sowol als alle die meinigen, ihme nie kein gutes auge verliehen. Er liesse sich aber solches nicht abschrecken: wie er dann, in allem seinem thun, unerträglich kühn ware.

Inzwischen kame der Prinz Abimelech an unsern hof, den sein herr vatter von Babel wieder abfordern lassen: alda er von jugend auf erzogen worden, und zu geissel gedienet hatte, daß der Philister König sich nicht wieder in einen krieg wider den Bel Ochus einmischen solte. Er muste, auf befehl seines herr vattern, eine weile bei uns verbleiben, um den rechten Gottesdienst wieder volkömlich zu erlernen, dessen ihn die Babylonische gebräuche etwas vergessen gemacht. Dieser nun, machte sich, durch seinen hohen verstand, gute geschicklichkeit und edles gemüte, alsobald beliebe, und waren wir allerseits fro, einen so wackern vettern bei uns zu haben. In allen ritterspielen und männlichen übungen, erwiese er sich also, daß er seines gleichen bei uns nicht funde: wiewol der Prinz Hiarbas, in etlichen dingen ihm nicht ungleich ware. Er war daneben eines so reifen urteiles, daß ihn der König, wie er recht sein gemüt erforschet, in den wichtigsten händeln mit zu raht zoge, und bei erkennung seiner so vollkommenen natur ihn dermassen liebgewann, daß er in allen briefen, die er mit dem König der Philister wechselte, diesen seinen sohn nicht genug erheben und preisen konte.

Dem König Abimelech gefiele dieses lob des Prinzen sehr wol, und schriebe er an den Melchisedech hinwieder, daß er nichtes höher wünsche, als seinen sohn künftig mit einer von seinen des Melchisedech basen verheuratet zu sehen. Weil mein herr vatter solches auch sehr verlangete, als liesse er mit freuden zu, daß wir viel miteinander umgingen, und gabe ihm selbst alle gelegenheit an die hand, meine gegenwart zu haben: insonderheit, da er merkete, daß er mehr bei mir, als bei meiner schwester, kundschaft suchete. Seine angeborne ehrerbietung gegen das frauenzimmer, machte ihn anfangs ganz stumm, daß er mir seine liebe nicht entdecken dorfte: von der er doch, wie mein herr vatter genug mutmassen konte, an den König seinen herr vatter bald muste geschrieben haben, weil derselbe in allen briefen davon gedachte, und nun auch absonderlich auf mich wehlete, daß er mich gern einmal zu einer schwiegertochter haben wolte, weil ihme mein gemüt wäre gerümet worden; welches rümen wir von niemand anders, als von dem Prinzen Abimelech, geschehen zu seyn, schliessen kunten.

Auf solche weise lebten wir ein zeitlang, da uns die gesellschaft des Prinzen der Philister die angenemste von der welt war. Er hatte seiner liebe sich noch gar nichtes merken lassen: als ich ihn eines tags im garten gar tiefsinnig allein sitzen fande. Er hatte einen zedel für sich ligen, auf welchen er mit dem griffel etwas schriebe. Weil ich nun gewohnt war, frei mit ihm umzugehen, als beschliche ich ihn, und kam von hinten hinzu, ihm den zedel aus der hand nemend. Er erschrack über alle massen, ward auch ganz errötet, wie er seine arbeit in meinen händen sahe, und entschuldigte sich, daß diese zeilen viel zu unwürdig wären, vor meine augen zu kommen: mich sehr bittend, sie ihme ungelesen wieder zu geben. Ich aber, dadurch noch begieriger gemacht, lase, und fande diese worte:

O himlisch bild, du zierde dieser erden!
jezt da ich dich nicht seh, kan es mir leichter werden,
ohn deinen hellen glanz, dich besser zu betrachten.
Er hat bei dir geblendet mein gesicht,
daß ich, dich sehend, sahe nicht,
wie hoch du bist zu achten.

Die himmels-schön, die alle länder ehren;
der schwarzen augen licht, die lieb und furcht gebären;
der stirne schnee-gewölb; die rosen-helle wangen;
des munds rubin; die königliche brust;
das silber-haar, der winde lust,
an dir ich sehe prangen.

*) Aus: Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig; die durchleuchtige Syrerinn Aramena. Nürnberg, 1669.

Der hohe geist, der diesen bau regiret,
ist von der weißheit selbst und tugend ausgezieret;
daß auch der klügste muß vor ihm verehrend schweigen.
Ich sehe schon, wie du dich machst bekant,
wie seelig sich schäzt dieses land,
das soll dein Zepter beugen.

Ich weiß, es wird die welt mit mir gestehen,
wann sie, was ich von dir jezt schreibe, solte sehen,
daß wir — — —

Hier hatte er wollen fortschreiben, wann er von mir nicht wäre verstöret worden. Wie ich nun hieraus, wegen der schwarzen augen und des weissen haares, ersehen, daß er mich gemeinet, ob er wol sonst allzuviel zu meinem vorteil geredet hatte, bliebe ich etwas beschämt, und sagte: Ich müste gestehen, daß er die person sehr erhoben, von der ihme diese reimen zu machen beliebet. Nicht so hoch, (antwortete er mir,) mag diese himlische person von einem sterblichen erhoben werden, daß es nicht noch viel zu wenig wäre: dann ihre würde erstrecket sich sogar über alle beredsamkeit, daß sie keine zunge oder feder gnug aussprechen kan. Mein vetter ist gar zu gut auf der seite, die er anzunemen erwehlet hat, (gab ich zur antwort) und möchte vieleicht nicht alle welt ein so vorteilhaftes urteil, als er, davon fällen.

Als er mir hierauf antworten wolte, kam der König darzu, und fragte, was wir miteinander spracheten? Ich zeigete ihm gleich Abimelechs reimen. Er, als er sie gelesen, lachete, und sagte: Abimelech müste seine arbeit zum ende machen. Wie nun der Prinz solches noch etwas in bedenken zoge, weil er vieleicht mich mit seiner gar zu öffentlichen bekentnüs zu beleidigen fürchtete, name Melchisedech ihme den griffel aus der hand, und seßete selbst diesen vers hinzu:

Daß wir, mit diesem lob, Coelidiane meinen.

Er machte den Prinzen, als er ihm den reim gezeiget, ganz errötet, also daß er fast keine gebärde zu fassen wuste. Diß gefiele dem König nicht übel, und sagte er zu ihm: Ihr dürfet, mein sohn! eure gedanken so gar nicht verhelen, weil wir solche gut heissen; und ist mir von herzen lieb, daß ich euren und eures herr vatters sinn dem meinigen so änlich finde. Und ihr, liebste tochter! (sagte er ferner, sich zu mir wendend,) werdet diesem Prinzen also begegnen, wie seine verdienste und euer glück es begehren.

Ich ward über diesen worten ja so beschämet, als Abimelech. Weil sich aber der König sonderlich mit uns erlustigen wolte, hiesse er ihn vollends disen saß aus dichten, das er dann also verrichtete:

Dann sie ist ja der höchsten schönheit preis:
die wahre tugend gleicher weis
aus ihr wir sehen scheinen.

Nach verfärtigung dieser reimen stellte er das gedichte dem König wieder zu: der es mir gabe, und zugleich befahle, mit einem par zeilen darauf zu antworten. Ich, die ich seinem befehl jederzeit gehorsamet, verrichtete solches in folgendem saße:

Ob sonst, dein scharfer sinn, kan alles völlig kennen:
so schleust du doch von mir, viel anderst, als es ist.
Wie komt das? soll man dich drum unverständig nennen?
O nein! die ursach war, daß du so höflich bist.

Diese kurze antwort gefiel dem König sehr wol, und Abimelech rümete sie über die massen: wiewol er nicht gestehen wolte, daß er in seinen versen was unrechtes geurteilet. Melchisedech begehrte hierauf, wir solten uns stäts also zusammen üben, und ihme alsdann die erfundene gedichte sehen lassen: welches wir nach der zeit fleissig in acht namen. Unsere freundschaft wuchse also von tag zu tag, also daß wir so vertäulich, als schwester und brüder leben mögen, miteinander umgingen. Meiner schwester erzeigte er auch grosse freundschaft: dennoch konte ich, vor ihr, in allen dingen bei ihm einen vorzug spüren. Wir gewoneten also beisammen zu seyn, daß fast nie eines ohne das andere gefunden wurde.

Weil nun diese unsere keusche liebe nicht mehr heimlich war, sondern hof-kündig wurde, als war der Prinz von Hemath, der eine weile von uns gewesen, und bei seinem herr vatter sich aufgehalten hatte, auch nicht der lezte von denen, die es erfuhren, und geriete deshalben in eine grosse eiversucht gegen den Abimelech. Weil bei ihme der hochmut so heftig als die liebe war, gedachte er keines wegs dem Prinzen der Philister zu weichen. Es konte ihm auch der Zutritt bei hof nicht verwehret werden, weil er von einem vornehmen haus war. Also hatte er freiheit genug, vielfältig um mich zu seyn, und mich mit seiner verdrieslichen liebe zu plagen: die mir nun noch viel widriger wurde, als ich den unterscheid zwischen beiden Prinzen sahe, und wie so gar ungleich sie mit mir lebeten. Dann Abimelech, dessen liebe von mir und ganz Salem gebilliget wurde, ging so ehrerbietig mit mir um, daß ich fast nie das wort liebe aus seinen mund hörete: da er mich doch sonst mit den angenemsten gesprächen unterhielte, und in allen seinen handlungen seine liebe sehen lies.

Es rürete zwar dieses, daß er in seinen reden so behutsam war, grossen teils daher, weil ich mich oft gegen ihm über die unbescheidenheit Bileams beklagte: das er dann so wol zu ohren fassete, daß er sich täglich bässer in acht name, mich nicht auf solche weise zu beleidigen. Mir gefiele auch seine verhältnis, daß er mich also fürchtete, so überwol, daß ich ihm hierdurch immer gewogener wurde: dann ich dorfte frei mit ihm umgehen, und wuste alle seine gedanken, ob sie mir gleich sein mund so deutlich nicht sagete. Ich dorfte also nicht hören, was mir der wolstand zu dulten nicht erlaubete: wiewol es auch mit uns nicht viel zu bedeuten gehabt, indem es unsere eltern und verwandten gut hiessen. Bileam hingegen war so frech, mir ohne unterlas mit seinem leiden ein leiden zu machen, daß ich ihm oft sehr unhöflich begegnete: in der hoffnung, er würde desto eher von mir ablassen. Es ware aber hiemit nichtes geschaffet: er blieb bei seiner weise, sich und mich zu quälen. Und hierzu suchete er noch mehr gelegenheit, als er meiner gunst gegen den Abimelech inne werden: dem er auf allerhand weise hinterlich war, alleine bei mir zu seyn, also daß sie deswegen oft an einander geraten wären, wann ich es nicht immer verhütet hätte.

Sonderlich wäre es einsmals bald übel ausgeschlagen, als der Prinz der Philister im Schloßgarten sich bei mir befunde. Als wir einer nachtigall mit sonderbarer vergnügung zuhöreten, kame Bileam dazu, und wolte dem Abimelech, wie er ihn so stille bei mir sitzen sahe, einen hönischen stich geben, ihn schimpflich fragend: Ob man die gute geschicklichkeit eines jungen ritters daran erkennen könte, wann man dem frauenzimmer mit seinen stummen gedanken die zeit vertriebe? Es wäre wol mancher mehr damit gedienet, (antwortete Abimelech,) wann der jenige, so sie mit ungeschickten gesprächen unterhalten wolte, still schwiege, als daß er mit unnützen geplär ihre zarte ohren beunruhigte. Wie mich dann bedünkt, die Prinzessin Coelidiane wäre auch wol zu frieden, wann wir beide schwiegen, um ihr die vergnügung nicht zu nemen, der nachtigall gesängen zuzuhören. Eines so liederlichen vogels stimme, (sagte Bileam hingegen,) wird mich niemals einige gelegenheit versäumen machen, meine Prinzessin mit gesprächen zu unterhalten. Lasset mich deswegen eure stelle vertretten, und höret ihr anderswo ungehindert eurer nachtigalle zu, so lang ihr wollet. Wann ich nicht (antwortete Abimelech, den diese reden beleidiget hatten,) der Prinzessin Coelidiane aus gebürender ehrerbietung schonete, so wolte ich weisen, wie man so höfliche reden beantworten müsse. Wann ihr aber ein so erfahrner hofmann seit, so sparet solche worte, bis wir allein sind, so sollen sie nach gebür beantwortet werden. Im übrigen seit versichert, daß ich meinen platz keinem in der welt, am wenigsten aber dem Bileam von Hemath, überlassen werde.

Ich sahe wol, daß dieses gespräch in die länge kein gut thun würde, trate deswegen dazwischen, und beschwerete mich hoch, daß der Bileam meiner gegenwart so wenig geschonet, und name den Abimelech bei der hand, sagende: Lasst uns von diesem ungestümen hinweg gehen, und einen anderen ort suchen, da wir der nachtigall gesang ungehindert zuhören mögen! Diese worte verdrossen ihn heftig: wir aber liessen ihn stehen. Doch befahrete ich mich, sie möchten hierüber nachgehends an einander kommen, sagte es demnach gleich dem König: der dann alsofort nach ihnen sandte, um ihrer personen versichert zu seyn. Wir erfuhren aber, daß sie schon aneinander gewesen, und der Bileam etliche wunden entfangen hatte. Melchisedech verwiese ihnen beiderseits diesen handel gar hoch, insonderheit dem Bileam, als er Abimelechs entschuldigung vernommen. Ihn besucheten nachgehends, weder der König, noch wir andere, als er etliche tage der kammer hüten muste: um ihme zu zeigen, wir wir uns beleidigt befänden. Dieses verdrosse den hoffärtigen Prinzen dermassen, daß er, in den Assyrischen krieg, den damals die Könige Bel Ochus und Marsius mit einander füreten, hinweg zu ziehen, ihm vorname: wiewol sich solches von einem monat zum andern verschobe. Abimelech hätte diesem krieg auch gern beigewonet, zwar aus anderem antrieb: wann er von seinem herrn vatter hätte erlaubnüs bekommen können.

Nach diesem begabe es sich, daß Abimelech mit dem Ahusath, der mit ihme von jugend auf erzogen, und der nach meinem herr vattern genennet worden, auf den berg Morija, alda die opfere zu geschehen pflägen, spaziren ginge, (wie er oft zu thun gewonet war,) zweifelsohn, sich mit ihme von unserer liebe zu besprechen. Sie waren kaum in das dicke gebüsche, das diesen berg umgiebet, gekommen, da traffen sie etliche personen an, die sich wider eine grosse anzal rauber wehreten, und so dapfer fochten, daß Abimelech straks eine zuneigung zu diesen unbekanten frömden in ihm entfunde, und nebst dem Ahusath sich großmütig entschlosse, denselben beizuspringen. Selbige waren solcher hülfe eben zum höchsten benötiget, weil der lange streit wider so ungleiche menge sie so

abgemattet, daß sie nicht mehr, ohne Abimelechs hülfe, hätten bestehen können. Also wurden durch diese dapfere Prinzen, die rauber teils erleget, teils verjaget, und dadurch die frömden errettet: welche sie sehr verwundet mit sich nach Salem namen.

Selbige wurden von den König, weil sie hohe personen waren, sehr wol entfangen: dann es waren darunter zween teutsche Fürsten, deren der fürnemste sich Cimber, der andere Tubal nennte, beide dem König von Basan nahe verwandt; und der dritte ware der Fürst Eliphas von Theman, der in seiner kindheit mit dem Abimelech zu Ur erzogen worden, und also die alte kundschaft hier wieder erneurete. Aller dreier ihre geschicklichkeit, machte ihnen den ganzen hof zu freunde: und weil sie sehr verwundet, musten sie eine gute zeit zu ihrer wiedergenesung hinbringen. Abimelech und Cimber machten eine vertrauliche freundschaft mit einander: weil der letztere dem ersten, wegen seines lebens rettung, so hoch verbunden, jener aber diesen ihm von sinne ganz änlich befande: daher sie fast nie von einander bleiben kunten. Als sie nun an ihren wunden wieder geheilet waren, hielte sie der könig noch eine zeitlang auf, der den Cimber ebenfals hoch zu lieben anfinge, und sich belustigte, von ihm die Teutsche sprache in etwas zu erlernen, in deren übung er eine sonderbare vergnügung funde. Weil nun Cimber sich entschlosse, noch etwas bei uns zu verbleiben, schickete er den Tubal hinweg in seinen geschäften.

Unser hof ware nun, durch die gegenwart dieser Fürsten, sehr erfrölicht: indem sie fast täglich etwas neues anstelleten, dem König die zeit zu vertreiben, und dem frauenzimmer sich gefällig zu machen. Unter andern fingen sie ein lustiges wagen-rennspiel an: da ich, auf befehl des Königs, den preis muste aufsetzen. Abimelech und Cimber, als sie gegen einander rennten, wolten aus höflichkeit keiner gegen dem andern einen vorteil haben, blösseten, liessen also mit fleis einander ihre schilde. Als aber Cimber merkete, daß Abimelech so wol als er keinen ernst gebrauchte, bemühte er sich beim dritten rennen, einen vorteil über seinen freund im verlieren zu erlangen: machte also, durch seine geschicklichkeit, daß, wie Abimelech seine pfeile auf des Cimbers schild nicht anzubringen sich hütete, er dennoch etliche pfeile auf seinen schild auffinge, und also den sieg dem Abimelech zuweg brachte. Der junge Prinz Hiarbas aus Egypten, rannte hierauf mit dem Eliphas, und Bileam mit dem Aran: da sie alle es sehr wol macheten, wie auch die edelleute, so nach ihnen rannten. Bileam allein, legte grossen schimpf ein: Dann, weil er in seinen ersten rennen mit dem Hiarbas ware gleich worden, muste er mit diesem Prinzen noch einmal lassen laufen: da er es dann versahe, und im werfen nicht allein den schild verlore, sondern auch gar aus den wagen fiele. Niemand in der ganzen gesellschaft enthielte sich hierüber des lachens, weil jederman ihme dieses unglück gönnete. Er muste überdas mit neid ansehen, wie ich seinem mitbuler den preis gabe: der ihn zwar lang nicht wolte annemen, mit fürwand, der Cimber hätte solchen gewonnen, indem er mit so grosser kunst verloren. Meine schwester, legte diesen streit bei, indem sie dem Cimber den zierdank zuerkante.

Ich hätte aber bald vergessen, die ursach dieses luststreites anzufüren. Der Prinz von Egypten hielte sein abzugs-fest, welchen der König von Ophir, dessen schwestersohn er war, abfordern lassen, um ihn bei seiner regirung, weil er keinen sohn hatte, zu gebrauchen: deme zu ehren Abimelech dieses rennspiel angestellet. Selbiger Prinz machte, wegen seiner annemlichkeit, den König und uns alle klagen, daß wir seine gesellschaft missen solten; und hinterliesse er eine so gute nachrede, daß noch diesen tag, von dem Hiarbas, in Salem viel geredet wird. Weil aber Bileam so unglücklich gewesen, als machete der scherzhafte Abimelech hierüber diese reimen:

Den eine nachtigall nicht bringen kunt zum schweigen,
weil bei der schönsten er sein wort viel edler hielt:
hat fug, daß er nit recht im rennen hat gezielt,
weil er so höflich ist, vor ihr sich tief zu neigen.

Diese reimen gefielen der ganzen gesellschaft, die bei mir im gemach war. Cimber vermehrte unsre hierüber habende kurzweil, indem er meiner schwester, zur danksagung wegen zuerkennung des zierdankes, diese reimen ersonnen und übergabe:

Wie komt ihr doch hierzu, den zierdank mir zu geben?
da ich, nicht lust noch zier in dieses spiel gebracht.
Der, der so zierlich fiel, hat wol mit recht gedacht,
er dürfte nur allein nach dieser Ehre streben.

Diese reimen kamen gleich überall hin, und als Bileam erfuhre, daß wir also über ihn unsere possen gehabt, verdrosse es ihm so sehr, daß er, sich an dem Abimelech und Cimber meuchelmörderischer weise zu rächen, ihme aus erbosetem gemüte fürname. Unter anderen seinen helfern, gebrauchete er sich vornemlich des Arans, der stäts sein guter freund gewesen. Mit diesem und der übrigen rotte stellete er es an, daß sie einsmals den Abimelech, Cimber und Eliphas, die sich nichts böses versahen, und im feld allein spazirten, feindlich überfielen, und, wäre es ohne derselbigen unbeschreibliche dapferkeit gewesen, sie gewiß erleget hätten. Sie beschützeten aber ihr leben dermassen, daß viele des Bileams leute auf dem platz blieben: bis ihnen aus der stadt, darinn es rüchtig worden, vom König hülfe zukame. Diese funden den Abimelech auf der erden ligen, und den dapfern Cimber über ihm stehen, der da verwehrete, daß die feinde dieses vorteils sich bedienend ihn nicht todt machen kunten. Wie sie nun endlich des Bileams haufen verjaget, wurden diese helden, alle drei sehr verwundt, in Salem gebracht. Bileam aber und Aran machten sich davon: weil sie, nach dieser verübten unthat, die ihnen so übel geraten, nicht länger daselbst bleiben dorften.

Unser kummer, den wir hierüber erlitten, ist nicht zu beschreiben: welcher auch nicht eher gelindert worden, bis wir eigentlich wusten, daß sie auser lebensgefahr wären. Sie hüteten etliche wochen des bettes: in melcher zeit meine schwester und ich sie fleissig besucheten. Ich wieche fast niemals von Abimelech, ihme alle handreichung erstattende: der sich dann immer entfärbete, so oft ich hinein kame, und mir für die gnade, (wie er es nennte,) so ich ihme mit meiner besuchung anthäte, mit den zierlichsten worten dankete. Sie wurden von allen, die von diesem ungleichen streit gehöret, sehr gerümet, wie es ihre hohe tugenden verdieneten. Abimelechs und Cimbers freundschaft ward hierzwischen immer gröfser, also daß fast keiner ohne den andern seyn kunte.

Nicht lang hernach, als sie kaum wieder gesund worden, forderte der König der Philister seinen sohn wieder ab: da dann der ganze hof um seinen abschied trauerte, und konte der König den jenigen ohne betrübnis nicht hinweg ziehen sehen, den er also hoch liebete. Cimber und Eliphas namen, nicht gar lang hernach, auch ihren abschied, und ward also unser hof ganz leer, daß wir von keiner lust mehr wusten, die uns bisher ihre gegenwart verursachet. Weil Abimelech von seinem thun mir fleissige nachricht gabe, als erfuhre ich, wiedaß er dem krieg unter dem Fürsten von Edom nachzöge, der wider den statthalter in Basan die völker des Königs der Philister fürete: dann die witwe des Marsius, die Königin Salamis, bekriegte den Suevus, und wolte, als eine geborne Prinzessin aus Basan, die regirung haben. Ob nun zwar dieser kriegszug wider seines freundes des Cimbers landsleute ergienge, so fochte er dennoch dapfer und redlich, und hielte sich so wol, daß sein gerüchte weit und breit erschallete: das dann meinem herr vatter und mir auch nicht unannemlich zu hören ware.

Lange zeit hernach kame er wieder zu uns, als er vom König in Assyrien, auf sein inständiges anhalten, verheisung erlanget hatte, daß er ihn ferner in kriegesdiensten gebrauchen wolte. Wir funden, bei dieser anderen zusammenkunft, beiderseits einander noch unverändert wieder, und schöpften eines vom andern grosse vergnügung. Er hielte sich aber diesesmal nicht lang bei uns auf, und konte ihn der König kaum zu etlichen wochen bereden: die er dann, wie er mir sagte, blos meine gegenwart zu geniessen, bei uns zubrachte. Ich fande ihn einsmals auf dem berg Sion, der mit in der stadt Salem begrieffen ist, unter einem schattichten baum schlaffen, und nicht weit von ihm eine schrift ligen, die ich dieses innhalts ablase:

Zu vieles glück ist unbequem zu tragen.
Ich fühle wol, wie ihre huld mich drückt:
ich bin mit der, als einem netz, bestrickt.
Ich darf mir selbst nicht, was mich quälet, klagen.
Wol dem, der sich weiß frei von solchen plagen!
Wann sonst ein leid hat unser herz berückt,
so wird die angst zum himmel hingeschickt:
Nun aber muß in mir mich alles nagen.
Worüber kan ich billig mich beschweren?
Daß man mich liebt? Wie? Wil ich dann den haß?
Nein! ihre gunst, doch nicht in übermaß:
Zu viele lieb, möcht meine treu verzehren.
Mein herz ist hin: drum hab ich nichtes mehr,
Als daß die lieb mit freundschaft ich verehr.

Diese reimen machten mir anfangs allerhand frömde gedanken: da ich vermutete, mein Abimelech hatte sie auf sich und eine dame gemachet, die ihm ihre gunst erzeiget, deren er, um meinetwillen, mit gleicher gegengunst nicht wilfahren können. Wie ich ihn aber, als er erwacht, hierüber zur rede gestellet, erklärte er sich dergestalt: wie daß er dieses gedicht nicht selber gemachet, sondern nur am Babylonischen hofe abgeschrieben hatte, da es einer seiner guten freunde verfärtiget. Er muste es mir überlassen: da ich es nachgehends auswendig gelernet. Weil aber nun, wie gesagt, der Prinz Abimelech nach Babel eilete, als musten wir von einander scheiden: da ich

ihm versprache, wie daß ich, mit meinen seufzern zu Gott für sein wolergehen, stäts bei ihm seyn wolte.

Kurz darnach, wie er hinweg war, kamen abgesandten von Hemath an, die um mich, von des Königs Jobat wegen, für den Prinzen Bileam die werbung ablegten. Wir erfuhren von ihnen, daß dieser Prinz, wie er unsern hof verlassen, nach dem Königreich Ammon gezogen wäre: alda er dem König Hanon wider die Teutschen, und lezlich wider den jungen König Marsius, zu kriege gedienet hatte, nunmehr aber sich wieder zu Hemath befände. Der König Melchisedech aber, liesse ihnen zur antwort wissen: wie daß ich bereits an den Prinzen der Philister verlobt wäre, und also des Jobats sohne nicht zu theil werden könte; der zudeme sich nicht also bei uns verhalten hätte, daß wir beliebung tragen könten, seine befreundung zu wünschen. Mit dieser abschlägigen antwort, reiseten sie wieder nach Hemath ab: und lebete ich nach deme in ziemlicher ruhe und zufriedenheit, an nichts weniger, als an das, so mir vorstunde, gedenkende.

Im vergangnen jahr, begabe ich mich neben meiner schwester hieher, wie wir alle sommer zu thun pflegten, weil dieses schloß, wegen der nähe des Jordans, gar annemlich und lustreich ist: der König aber bliebe dißmal zu Jebus, weil er viele geschäfte hatte, die ihm nicht zuliessen, hieher zu kommen. Wir waren aber kaum etliche tage hier gewesen, da begabe es sich an einem abend, daß wir, als wir nahe hierbei in einem lustigen thal spaziren gingen, einen wagen mit vielen reisenden ersahen, der nicht weit von uns seinen weg fürbei name. Dieser als er gerad gegen uns über gekommen, brache entzwei, und machte also das aufhabende frauenzimmer heraus steigen: da dann eine unter ihnen, welcher alle die anderen grosse ehre erwiesen, im fallen des wagens ein bein gebrochen, worüber die anderen sich über die massen beängstigt und betrübt anstelleten. Ich, aus mitleiden bewogen, ginge neben meiner schwester und meinen leuten zu diesen frömden, beklagte ihren unfall, und bote ihnen das schloß an, daselbst einzukehren und nach ihren entfangenen schaden sehen zu lassen. Die alte Dame, welche dieses unglück erlitten, kunte mir für schmerzen nicht viel antworten: von ihren leuten aber, wurde mein anbot willigst angenommen. Ich erfuhre von ihnen, daß es die Königin der Bactrianer wäre, welche, wieder von Hemath kommend, in ihr land reisen wolte. Diese köntnis von der mumen des Bileams, machte meine fürsorge für sie nicht verringern: weil ich damals noch nicht wuste, wie lieb ihr dieser vetter ware. Als sie auf das schloß gekommen, und nach ihrem schaden gesehen wurde, befunden die wundärzte den also, daß ein monat verliefe, ehe sie ihre reise fortsetzen kunte. In dieser zeit machete sie, wie ich nachgehends gewar wurde, einen anschlag mit dem Bileam: der heimlich in verstellter kleidung, weil er, da seine gesandten eine solche abschlägige antwort bekommen, sich von mir nicht wolte sehen lassen, zu ihr hieher kame, mich in Bactra zu entfüren. Weil mir dieses unglück bestimmet war, als muste sich alles darzu schicken. Als die Königin Clotis fortreisen wolte, und ich ihr bis auf eine kleine Insel, die im Jordan liget, das geleit gabe: liesse ich mich durch ihr vielfaltiges bitten überreden, mit nach Pniel zu gehen, und hinterliesse ich alle meine leute auf der Insel, als gesonnen, in zweien tagen wieder bei ihnen zu seyn.

Als wir nach Pniel gekommen, gab sich Bileam mir zu erkennen, mich so sehr mit seiner gegenwart, als durch sein unvermutetes anbringen, erschreckend. Es fehlte nicht viel, ich wäre gar vor schrecken gestorben. Wiewol ich mich widersetzen wolte, so muste ich dennoch mit fortreisen: und halfen mir meine thränen nirgend zu, als bei diesem böswicht freude zu erwecken, daß er mich also in seine gewalt gebracht hatte. Die Königin wolte zwar, auf dieser verdruß-reise, mich zu frieden sprechen: Ich aber war so ungedultig über diesem betrug, daß weder sie noch Bileam ein einiges gutes wort von mir erlangeten. Nach zweien monaten kamen wir in die haubtstadt Bactra, da Oryartes der König mich herrlich entfinge. Dieser wolte, neben den andern, mich zwingen, den Bileam zu heuraten. Mir ward fürgeschwatzet, wiedaß er, nach seinem tode, den Bileam zum erben hinterlassen wolte, weil er keine kinder hatte. Dann Merotas, der sohn von seiner einzigen tochter, die den König von Tyrus gehabt, ware zu Hebron umgekommen. Und weil der König von Tyrus, nachdem des Oryartes tochter gestorben, sich mit der Königlichen wittib von Elam, die des Bel Ochus schwester war, wieder vermälet: als ware dieser König seinem schwiegersohn deswegen so gehässig, daß er von den beiden Prrinzessinnen, die seiner tochter kinder und des Merotas schwestern waren, keine zur erbin machen wolte. Alle diese betrachtungen nun, die mir die Königin oftmals zu gemüte füren wolte, konten mich nicht bewegen, den lasterhaften Bileam zu lieben, und des tugend-volkommenen Abimelechs zu vergessen: sondern ich widersetzte mich immerfort, daß sie wol sahen, es würde viel zeit dazu gehören, ehe ich mich gewinnen liesse.

Es kame aber bald darauf, von dem stäts anhaltenden krieg mit den Assyriern, die zeitung nach hof, daß sie über den fluß Sarangis gegangen, und ein festes schloß eingenommen hätten. Bileam ward vom König mit frischen völkern gleich abgefärtiget, und war meine freude unaussprechlich, als ich erfure, daß mein Prinz die Assyrischen völker fürete. Ich pochete öffentlich auf denselbigen, und hoffete gänzlich, durch ihn wieder erledigt zu werden. Täglich hörete ich von dieses Prinzen unvergleichlichen thaten, und war ich die einige, die sich darob freuete, da sonst sein name allen Bactrianern furcht einjagete. Abimelech siegete mit so geschwindem Fortgang, daß er endlich den Oryartes in seiner eigenen Haubtstadt belagerte. Bileam befande sich dazumal, von einen teil der Assyrischen völker, die der junge Ahusath fürete, so umschlossen, daß er dem König keine hülfe senden kunte. Der Prinz ängstigte die stadt dermassen, daß sie sich endlich ergeben und den Abimelech sieghaft einlassen muste.

Ich stunde an einem fenster, als dieser vortreffliche held seinen einzug hielte. Er kennete mich gleich, und zwar um soviel leichter, weil er bereits vorher meine gewaltsame entfürung vernommen. Wie er mich demnach auf das höflichste gegrüsset, kame er, sobald er nur konte, zu mir in das zimmer. Unser beiderseits freude ist nicht zu beschreiben: daß nämlich ich wieder frei war, und er mich erlöset hatte. Er beklagte so wol mein ausgestandenes ungemach, als er sich nun hingegen mit mir über meiner freiheit ergetzete: seine höchste vergnügung darneben bezeugend, daß er mir diesen dienst thun können, deren ewig-verbundenen diener sich nennte. Weil aber sein damaliges amt ihm nicht die zeit vergönte, ein mehrers mit mir zu reden, als brache er bald ab: damit er, nach dieser grossen eroberung, alle nötige anstalt machen möchte. Oryartes ward zwar gefangen genommen, dennoch königlich gehalten: weil Abimelech eines viel zu edlen gemütes war, als daß er diesem König sein unglück solte vermehret haben. Derselbe aber konte diß unglück so übel vertragen, daß er, am vierten Tag nach eroberung der stadt, den geist aufgabe. Der Prinz tröstete hierauf die alte Königin, so gut es sich wolte thun lassen, und raumete ihr ein schloß ein, da sie ruhig leben, und vom krieg keine beschwerung fürchten dorfte. Nun war er ferner auf nichtes mehr bedacht, als wie er mich in sicherheit brächte. Und ob er wohl nichtes höher wünschete, als mich meinem betrübten vatter, dem König Melchisedech, selbst zu überbringen: so ware doch solches der zeit unmüglich, weil er den krieg weiter verfolgen muste.

Gleichwol begleitete er mich mit allem seinem volke bis an den Fluß Moscus, der schon ins Königreich Elam gehöret; alda er einen ganz treuherzigen abschied von mir name. Als ich ihm nochmals höchlich für meine erlösung dankete, und ihm darneben bezeugete, daß sie von keinem menschen in der welt angenemer, als von ihm, wiederfahren können: versicherte er mich, daß ihme dieses glück noch viel angenemer begegnet, und wünschete mir darneben tausend gutes, mich versichernd, daß ich in allen begebenheiten von ihm verspüren solte, wie bereitwillig er wäre, auch sein leben für mich in die schanze zu schlagen. Damit name er meine hand, die er ganz inbrünstig küssete: welches ich dann beim abschied, und weil ich ihm so hoch verbunden, geschehen liesse; wiewol er sich sonst dergleichen freiheit nicht anmassete. Er seufzete gar sehr, als er mich sahe auf den wagen steigen, und hinweg fahren. Weil ich schon in freundes land war, auch von den reichsstatthalters in Elam kammerherren begleitet wurde; und weil der König Melchisedech mir, von des Königs von Canaan völkern, leute entgegen gesendet: als thäte ich diese weite reise bis ins land Canaan ganz sicher, da ich von nichtes beschwerde entfande, als von dem bösen wetter, weil es noch winter ware. Man kan leichtlich sich einbilden, wie ich den König mit meiner wiederkunft erfreuet, den ich hier zu Salem wieder angetroffen: da nun das glück, mit ankunft und kentnüs der schönen Aramena, mir die freude verzweifachet.

Johann August Apel

ward im Jahre 1771 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. Nachdem er durch Privatlehrer und auf der Thomasschule vorbereitet worden, studirte er die Rechte zu Leipzig und Wittenberg, ward in Folge dessen Dr. juris und prakticirte als Hofgerichts- und Consistorialadvocat, wobei er zugleich akademische Vorlesungen hielt, in seiner Vaterstadt. Im Jahre 1801 ward er daselbst Rathsherr. Er starb am 9. August 1818.

Er hinterließ folgende Schriften:

Polyidos. Tragödie. Leipz. 1805.
Die Aitolier. Tragödie. Leipz. 1806.
Kalirrhoe. Tragödie. Leipzig, 1807.
Themistokles. Tragödie. Leipzig, 1808.
Kunz von Kauffungen. Trauerspiel. Leipzig, 1809.
Gespensterbuch (in Gemeinschaft mit Fr. Laun.) Lpzg. 1810—1816. 6 Thle.
Cikaden. Berlin, 1810—11. 3 Thle.
Zeitlosen. Berlin, 1817.
Metrik. Leipzig, 1814—1817. 2 Thle.

Apel verband in seinen Leistungen Feinheit des Geschmackes, poetisches Talent und Herrschaft über Sprache und Vers mit gründlichem und vielseitigem Wissen; aber es fehlte ihm fast durchgängig an der eigentlichen wahren Begeisterung, an der Gluth und Echtheit der Gefühle, ohne welche ein Dichter nie nachhaltend wirkt: obwohl ihm auf der anderen Seite Ernst und Tiefe nicht abzusprechen sind, die er jedoch mehr von außen aufgenommen und durch das Leben sich angeeignet hat, als daß sie aus seinem Gemüthe quöllen. Wie ihn seine Neigung zu speculativen Forschungen zog, so liebte er es auch in der Poesie zu experimentiren, und fast alle seine früheren Leistungen sind in dieser Absicht geschrieben. Durch echt klassische Bildung besonders in seinen jüngeren Jahren vorzüglich den Alten zugewandt, strebte er seine Ansichten über die antike Tragödie praktisch darzulegen und dichtete zu diesem Zwecke jene im Verzeichniß seiner Werke angeführten Dramen; im Polyides wollte er den Aeschylus, in der Aitoliern den Euripides nachbilden; und wenn auch immer diese Werke nur Pastellcopien eines Oelgemäldes zu vergleichen sind, so ist doch die Meisterhand unverkennbar, wegen der wahrhaft vollendeten technischen Ausführung, deren sich seine sämmtlichen Versuche in diesem Genre, vorzüglich aber die Aitolier erfreuen, aus welchen wir eben deßhalb auch den Anfang mittheilen. — Als lyrischer Dichter ist A. gewandt und gefällig, weit bedeutender jedoch als Erzähler sowohl in Hinsicht auf die Erfindung wie auf die Behandlung; seine Erzählung im Gespensterbuche „der Freischütz", welche den Stoff zu der bekannten Oper gleiches Namens lieferte, ist mit vollem Rechte ein Meisterwerk zu nennen.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft zeichnete sich A. durch Gründlichkeit, Klarheit und Besonnenheit aus; die jenaische, hallesche und leipziger Literaturzeitung verdankten ihm viele gediegene Recensionen, von denen manche wohl eine Abhandlung zu nennen ist. — Als sein bedeutendstes Werk auf diesem Felde ist seine Metrik zu betrachten: er war der Erste, welcher seine Lehre dieser Wissenschaft auf der Theorie der Musik begründete und von hier aus entwickelte, durchaus unbekümmert um die gewichtigen Gegner, die sich ihm entgegen stellten.

Vgl. Zeitgenossen Bd. 3. Heft 4. S. 171.
Morgenblatt 1816, Nr. 222 und 274.

Die Aitolier. *)

Der Ort der Handlung ist ein freier Platz vor Kalydon.

Artemis.

Zu euch hernieder, von des hohen Aithers Glanz,
Bin ich gestiegen, schreckliche Erinnyen!
Aus eurer Nacht ruft euch der Götter Ruf herauf,
Herauf von Ades' finsterm unterirdschem Thron,
Wo ihr, umspähend nach des Menschen Frevel, sitzt,
Und Todesschrecken zu den Schuldgen führt herauf.
Hör' meinen Ruf, Erinnys! Süße Beute harrt
Am Königshause. Steig herauf aus deiner Nacht!

Die Eumeniden

schweben herauf.

Wo verweilet das Wild? Sag es mir an! Nenne den Schuldigen!
Mit gewaltigem Flug eil' ich ihm nach, geißle den Flüchtigen.

Artemis.

In Oineus' Königshause harret schon das Wild.
Ihr kennet mich, die Tochter Leto's, die dem Zeus
In Einer Nacht zwei Götterkinder einst gebar,
Den hohen Foibos, dessen stralend Angesicht
Der Wolkenführer erst den Sterblichen verhüllt,
Eh er mit seiner Blitze Stralen sie bedroht,
Und mich, die Jungfrau, die der Wälder Schatten liebt,
Vom goldnen Bogen sendend den gewissen Pfeil.
Wir rächten einst an Niobe der Mutter Schmach;
Denn sterben muß, wer gegen Götter sich vermißt.
Jetzt aber rief ich euch herauf vom dunkeln Sitz
Zur ernsten Rach' an Oineus' königlichem Stamm.
Denn als der Herrscher Kalydon's der Früchte Last,
Vom Sturm und Hagel nicht zerknickt, vom Eber nicht
Durchwühlt, noch nieder von des scheuen Hirsches Fuß
Gestampfet, prangen sah in schwerer goldner Pracht,
Da dankt' im Uebermuth der Lust sein stolzer Sinn
Der Göttin nicht, die gnädig ihm das Land beschützt,
Und einsam öde, stand der Altar Artemis'.
Denn frevelnd ehrte Meleagros, Oineus' Sohn,
Des Waldes Jungfrau, von der Bärin einst gesäugt,
An Statt der Göttin, die auf goldnem Throne sitzt,
An Zeus des Göttervaters Seite. Jener dankt
Er, von der Liebe Wahn umstrickt, des Landes Schutz.
Da sandt' ich zürnend aus von Krommyon's Geschlecht
Den mächtigsten der Eber in des Königs Reich,
Gleich jenem schrecklich, den Herakles einst besiegt.
Der wütet grimmig durch das Land von Kalydon,
Und stürzt die Eichen nieder, wie den schwachen Halm;
Doch wird er fallen durch der Jungfrau starken Arm,
Und Meleagros spotten über Artemis'
Ohnmächtgen Zorn — Drum rief ich euch, ihr Schrecklichen,
Und eurer Rache weih' ich Oineus ganzen Stamm,
Daß nicht der Menschen übermüthiges Geschlecht
Straflos der Götter Macht verachte, welche Tod
Und Leben spenden, wie es ihrem Sinn gefällt.

Eine Eumenide.

Gerecht zu nennen ist, o Artemis, dein Zorn,
Und schuldbeladen Melagros, Oineus' Sohn;
Doch nur des finstern Mordes blutbefleckte That
Ruft die Erinnen zu der Oberwelt hinauf,
Daß nicht der Frevler, der des Todes stille Hand
Den Menschen raubte, ruhig wandl' ins Schattenreich.
Ihn jagen wir mit schwarzer Fackeln düstrer Gluth,
Und mit gehobner blutger Geißeln wildem Schwung,
Daß er sich angstvoll rufe selbst den Tod herbei,
Und, seine Schrecken fühlend in der tiefsten Brust,
Sich rasend stürze wieder in des Lebens Qual.
Denn Tod und Leben stößt den Mörder gleich zurück,
Der Leben tödtet und dem Tod das Opfer raubt.
Drum faßt ihn lebend tausendfache Todesqual
Und todt noch lebt er, daß er nicht entflieh' der Pein.

*) Aus: Apel, die Aitolier. Tragödie. Leipzig, 1806.

Artemis.

Vom Blute bleibt, wer nicht die Götter ehrt, nicht rein.
Nur Götterfurcht hält Menschen auf der Bahn des Rechts;
Der Uebermüthge frevelt und der Menschen Blut
Wird fließen stromweis, wenn es seinem Sinn gefällt.

Die Eumeniden.

Zu dem Blutigen dann fahren wir auf, geißeln den Schuldigen.

Die Eumeniden verschwinden.

Artemis.

Dort naht das Volk von Kalydon; vergebens fleht
Ihr Mund um Schonung alle Götter opfernd an.
Denn zürnen Oineus' Stamm muß ich, so lange noch
Sein Herz die Rettung thöricht hofft vom eignen Arm,
Und Helden waffnet gegen meines Zornes Macht.
Des Ebers Kraft wird weichen seiner Helden Arm,
Doch bringt er Unglück über Oineus' Haus im Tod,
Es öffnend furchtbar schwarzer Eumeniden Chor.

Der Chor

zu beiden Seiten auftretend.

Neuer Schrecken grausende Spur
Enthüllst du dem bangen forschenden Blick,
Eos! des trügenden Traums Schreckengebild
Scheuchst du hinweg; aber die Nacht entflieht,
Und es blicket Entsetzen der Tag, gräßlicher blickt
Nicht des Erebos schwarze menschengeflohene Nacht.

Halbchor.

Strofe.

Sahst du die Saat, Demetra's goldnes Geschenk,
Wie sie wogt in dem Wind, gleich dem blonden Gelock
Auf Demeter's ambrosischem Haupte,
Wenn das Opfergedüft wallend empor sich erhebt,
Und die Göttin heran schwebet mit segnendem Blick?

Zweiter Halbchor.

Gegenstrofe.

Sahst du am Berg Bromio's göttliche Frucht,
Wie hinauf an den Ulmbaum die Rebe sich schlang,
Dithyrambos' Geschenk, und die Traube,
Von dem Safte geschwellt, nieder sich senkt', und das Blatt,
Um die Zweige gerankt, harrte des bacchischen Fests?

Chor.

Niedergestampft, — ach! Deo, warum
Wandest du ab den segnenden Blick?
Niedergestampft ist der Halm, — unzeitige Frucht
Gestreut in der Erde klagenden Schoos,
Von dem heiligen Pflug nicht ordnend gefurcht.
Weh! von des Wütenden Zahn durchwühlt!
Niedergestürzt, — Dithyrambos, ach!
Wer, am Jacchischen Fest, wird dir den Stab
Schwingen, den Weinumrankten?
Niedergestürzt an dem Berg lieget der Baum,
Mit der Rebe Geflecht. Ach! von der Traube Saft
Troff die borstige Seite des Ungeheurs.

Halbchor.

Strofe.

Und die Heerden im Thal, auf der umwühlten Flur,
Aengstlich suchend des spärlichen Krautes Blatt —
Die Verschmachteten schon — schreckliche Jammernacht! —
Selbst zerfleischt liegen sie dort, tränken mit Blut das Land.

Zweiter Halbchor

Gegenstrofe.

Und die Hirten im Wald, kaum noch dem Tod entflohn,
Suchend hoch in dem Gipfel der Bäume Schutz
Vor des Wütenden Grimm — Bäume zu Boden hin
Warf sein Zahn, stürzte mit Lust auf die Zerschmetterten.

Chor.

Welcher der Götter, oder der Sterblichen
Rettet das Volk mit siegender Hand
Von der Wut des wilden Verderbers?:
Herakles! jammert dich nicht das Land
Der lieblichen Deianeira?
Dich nicht, Dionysos, die prangende Flur,
Wo segnend dein Fuß gewandelt?
Nicht würdiger deines gewaltigen Arms
War Fäa's Geburt in Mainalos' Wald.
Herakles, Mächtiger, eile herbei,
Hoch schwingend der Keule gewaltige Kraft,
Oder zerbrechend mit tödtendem Arm
Den ehernen Nacken des Feindes!

Meleagros, Althaia, Kleopatra, der Chor.

Meleagros.

Getrost, o Volk von Kalydon! Versammelt sind
Die ersten Helden unter dem Hellenenvolk,
Das Thier zu tödten mit dem Jagdspieß und Geschoß.
Echion, schnell von Füßen, Hermes' weiser Sohn,
Und Eurytos, des Helden Bruder, dessen Arm
Des Bogens Kraft, zum fernsten Ziel Tod sendend, spannt
Kastor und Polydeukes, Leda's Zwillingspaar;
Auch Aiakos' Erzeugter, Peleus, und noch viel
Der tapfern Männer, die nach Kolchis auf dem Meer
Mit Jason schiffen nach des Widders goldnem Vließ.
Mich selbst seht ihr gewaffnet mit dem Spieß der Jagd,
Dem schweren, sichern, der die Beute nie verfehlt.
Auch Atalanta wird uns, die ferntreffende,
Begleiten. Keinem ist die Jungfrau unbekannt.
Wer sie gesehen, meint, die hohe Artemis
Erschein' ihm selbst in hoher göttlicher Gestalt.
Geflügelt scheint im schnellen sichern Lauf ihr Fuß
Doch wird der zarte, nimmer rastend nie verletzt,
Der silberweiße nie von rothem Blut gefärbt.
Vom starken Bogen nimmer fehlend trifft ihr Pfeil,
Und schnell erspäht in jeder Fern' ihr Aug' das Wild.
Geheim ist jedem ihr Geschlecht und wunderbar,
Und Göttin ist sie, oder Göttertochter doch;
Und wär sie's nicht, so ist sie doch den Göttern gleich.
Im Walde harrt sie unser; darum seyd getrost!
Atalanta schützt uns gleich der goldnen Artemis.

Chor.

Voll Muth, o Jüngling, sprichst du. Mögen deinen Arm
Die Götter leiten, und den Wurfspieß Artemis,
Die Tochter Lato's und Kronion's, daß uns nicht
Ein größer Leid betreffe, wenn des Königs Sohn
Des Waldes wildem Ungeheur zur Beute wird!

Meleagros.

Den sichern Ort erwähle du, mich schützt mein Arm.

Althaia.

Viel Männer, Sohn, rief uns des Ebers Jagd herbei.
Laß jene streiten, die der Heimath Sitz nicht hält,
Nicht grauer Aeltern Sorge, nicht der Gattin Arm!

Meleagros.

Wie schmähst du, Mutter, mit der Feigheit Wort den Sohn!

Kleopatra.

Nur Sorg' und Ahndung, keine Feigheit spricht zu dir.

Meleagros.

Feig ist, wer furchtsam eitler Ahndung Sorge weicht.

Kleopatra.

Gilt mehr die Jagdlust, als das Wort der Gattin dir?

Meleagros.

Die Gattin rühm' ich, die des Mannes Ruhm nicht stört.

Kleopatra.

Des Ruhmes viel erwarbst du schon, o mein Gemal!
Zu Kampf und Thaten hast du nie den Ruf verschmäht,
Und nie, du weißt es, hielt ich weibisch dich zurück:
Doch heute hör', ich flehe dich, der Gattin Wort:
Laß andern Männern jenes Raubthiers wilde Jagd.

Althaia.

Hör deine Gattin, hör die Mutter, bleib zurück!

Chor.

Geheime Ahndung, wie mich dünkt, spricht aus der Brust
Der Königinnen, und erfüllt mein Herz mit Graun.

Meleagros.

Schlingt eure Arme nicht so fest um meinen Hals!
Der Weiber Spott verdient' ich, wenn mich eure Furcht
Vom Kampf zurückhielt, den ich siegreich oft bestand.
Laßt mich! umarmt den Sieger, wenn er wiederkehrt

Kleopatra.

Du kehrst nicht wieder, wie du gingst, o mein Gemal!
Sieh, deine Knie umfangend fleh' ich, bleib zurück!
Unendlich Unglück häufst du über dein Geschlecht,
Wenn dich der flehnden Gattin liebend Wort nicht rührt!

Meleagros.

Der Weiber kleine Sorgen sind mir wol bekannt,
Und wie sie spähend lauschen auf der Männer Tritt.
Doch, wie das Glück den ängstlich Suchenden verschmäht,
Und nur dem freien, raschen Sinn entgegen kommt,
So auch die Liebe. Glaub' es mir, Kleopatra!

Althaia.

Mit falschem Vorwurf kränkst du, Sohn, der Gattin Herz.
Mir ahndet unsers Hauses schwerer, tiefer Fall.
Der Götter Zorn droht unserm Stamm; du führst herauf,
O Sohn, des Ades schwarze furchtbar wilde Schaar,
Selbst schwere Blutschuld häufend Oineus' altem Haus. —
Hör deine Gattin, höre, Sohn, der Mutter Wort!

Meleagros.

Spricht Dithyrambos böse Wahnsinnswort' aus dir?

Chor.

Jüngling, des Gottes heilgen Wahnsinn schmähe nicht,
Und nicht den fernhin schaunden Geisterblick der Fraun,
Mit stolzem Sinn verwirf nicht deiner Mutter Wort
Und nicht der Gattin Bitte! denn es bringt dir Fluch.
Der Gattin Klage scheucht den Sieg von dir hinweg
Und Götter zürnen, wenn um dich die Mutter weint.

Meleagros.

Dort naht sich Oineus; sein Gebot entscheide selbst!

Oineus. Vorige.

Oineus.

Was säumst du noch, Meleagros? fort zur ernsten Jagd!
Versammelt sind die Helden des Hellenenvolks,
Dich nur erwartend. — Eile, sei nicht länger fern!

Meleagros.

Die Mutter hielt mich ängstlich sorgend noch zurück.

Althaia.

Ach, wüßtest du die schwere Sorge, die mich drückt.

Oineus.

Kein Held war jemals, den die Mutter nicht beweint;
Des Feigen Mutter einzig bleibt von Thränen fern.
Dort naht sich Toreus; auch Plexippos kommt heran,
Unwillig schauend, was den Jüngling noch verweilt.

Toreus. Plexippos. Vorige.

Toreus.

Auf! Meleagros, schon ertönt aus nahem Wald
Des wilden Ebers lautes, wütendes Geschrei.
Die Helden zürnen und sie stürmen schon voll Muths
Zum nahen Dickig, wo das Unthier sich verbirgt.

Meleagros.

Ich folg' Euch.

Althaia.

Brüder, schützt, ich fleh' euch, meinen Sohn!
Ihn trifft ein Unglück, Jammer bringt uns diese Jagd
Auf unser Haus, mehr als der Eber auf das Land.

Meleagros, Toreus und Plexippos gehn.

Oineus, Althaia, Kleopatra, der Chor.

Oineus.

Sag' mir, verheelend nichts vor mir, geliebtes Weib,
Ist's mehr als Sorge, was dein mütterliches Herz
Mit Pein der Ahndung ängstet um des Sohns Geschick?
Ward dir ein Unglück, das uns droht, vielleicht bekannt
Aus eines Gottes, oder weisen Sehers Mund?

Althaia.

Nicht bange Sorge quält mich wegen der Gefahr,
Wenn mit dem Waldschwein Meleagros tapfer kämpft,
Er wird nicht fallen durch das Schwert, nicht durch den Zahn
Des wilden Raubthiers; sicher stieg er selbst hinab
Zur Nacht des Ades, wie der Held Herakles that.
Ich weiß es sicher!

Oineus.

Was besorgst du noch für ihn?

Althaia.

Ein schrecklich Traumbild hab' ich diese Nacht gesehn,
Zur Zeit, wenn finstre Schatten kämpfen mit dem Licht
Und aller Täuschungsträume Thor verschlossen ist.
Die Eumeniden stiegen auf aus finsterm Grund,
Mit ernstem Schritt durchwandelnd unser ganzes Haus.
Schwarz war der Einen weitgefaltetes Gewand,
In blutig rothes war der Andern Leib gehüllt,
Aus Feuergluten schien der Dritten Kleid gewebt.
Von ihren Fackeln dampfte schwarzer glühnder Rauch
Sie dicht umschwebend, unterirdschen Wolken gleich,
Und bald verhüllend, zeigend bald das Schreckgebild.
Vor meinem Lager tanzten sie den ernsten Tanz,
Anstimmend furchtbar dann des Ades Weihgesang,
Den keiner noch der Menschen wahnsinnlos vernahm.
Von Meleagros sangen sie — doch frage nicht
Was ich gehört! Die Götter flehe, daß ich nicht
Enthüllen muß die Schrecken dieses Traumgesichts,
Das aus dem kurzen Leben mir die Freude scheucht,
Und ewig folternd mich zur nahen Gruft verfolgt.

Oineus.

Vergiß das schreckliche Gesicht, geliebtes Weib!
Oft deuten böse Träume uns ein nahes Glück,
Und oft von Unglück spricht des frohen Traums Gebild;
Denn gütig sind die Götter: was der Tag uns raubt,
Gibt bald des Traumbilds süße Täuschung mild zurück,
Und fernen Glückes Uebermuth bestrafen sie
Zuvor im Traum, daß uns nicht zürne Nemesis.

Althaia.

O, daß du Wahrheit sprächest, theuerster Gemal!
Doch meine Brust verläßt die bange Sorge nicht,
Bis Meleagros glücklich heim ist von der Jagd.
Nicht für sein Leben fürcht' ich, aber für sein Heil;
Denn ernst und furchtbar steht das Traumbild noch vor mir.

Kleopatra.

Horch! näher tönt der wilde Lärm, die Jäger nahn.
Laßt uns zurück zu des Pallastes sicherm Thor!
Ein Bote bringt uns Kunde, wenn die Jagd vorbei,
Daß wir den Siegern lohnen mit dem Siegeskranz.

Oineus.

Folg' mir, Althaia! bald zurück kehrt dir der Sohn,
In Freude wandelnd deiner Sorgen herbe Pein.

Der Chor.

Strofe.

Unsterblich beherrschest du, Sorge,
Gleich ewig seligen Göttern,
Der Erdgebornen Geschlecht.
Nie fehlt das Opfer dem Altar;
Es bringet dir gleiche Gabe
Des Güterbeglückten gefüllte,
Des Darbenden leere Hand.

Gegenstrofe.

Das Beste, was keinem der Götter
Der Mensch zum Opfer bereitet,
Bringt dir des Sterblichen Herz.
Dir weiht er die Ruhe der Seele,
Gibt deinem ewigen Dienste
Sein ganzes Leben; denn nimmer
Entfliehet er deiner Macht.

Zweite Strofe.

Durch dich sendet der Götter Hand
Den Menschen jedes Geschenk herab.
Unsichtbar umschwebst die Gebärerin du;
Die Frucht des Leibes legest du ihr
Selbst in die pflegenden Arme,
Selbst an die nährende Mutterbrust.

Zweite Gegenstrofe.

Den brautführenden Chor umschwebt
Dein Fittig; um die Verhüllten weht
Dein Athem, aus Hymenaien selbst
Ertönet dein Ruf, du leitest die Braut
In des Geliebten Umarmung,
Ihm an die Seite legest du sie!

Dritte Strofe.

Nur Thoren schmähen, o Himmlische,
Den heiligen Dienst deines Altars;
Denn freundlich den Menschen bist du stets,
Du weichest von ihnen nimmer.
Du lohnest die Opfer, wie keiner je
Der herrschenden Götter des Himmels belohnt
Des Weihrauchs duftendes Opfer.

Dritte Gegenstrofe.

Der Götter Geschenk, befreundest du
Mit segnender Hand der Menschen Brust;
Du schlingest das Band der göttlichen,
Der Menschen vereinenden Liebe.
Du warnest die Stolzen, daß nimmer den Zorn
Der Götter sie wecken, die mächtig das Glück
Aussenden vom hohen Olympos.

Mesode.

Sorge, mächtige Sühnerin,
Wenn hernieder im Zorne blickt
Adrasteia, die Ernste!
Göttin, du hebst zu den Göttern das Herz,
Führst zu den Menschen die Götter herab,
Weckend im Herzen die Liebe.

Vierte Strofe.

Horch! es ertönt näher die schallende Jagd,
Das Stampfen der Rosse, der Hunde lautes Gebell;
Von den Wäldern erklingt schallendes Getön;
Von den Mauern der Stadt hallet es zurück.

Vierte Gegenstrofe.

Wirbelnder Staub hebt in die Luft sich empor,
Es glänzt in dem Licht das Geschoß! Der leuchtende Speer
Meleagros' entfliegt, mächtig wie der Blitz,
Den Kronion herabsendet vom Olymp.

Fünfte Strofe.

Siegesgetön! Horch! freudiger Ruf erschallt.
Es erklingt des gewundenen Horns Siegesgesang!
Es jauchzt die Luft, die gerettete Dryas jauchzt!
Wiederhallend kehrt die verscheuchte
Echo zurück, mit lauterem, längerem Ruf
Meleagros zu preisen, den Mächtigen in dem Wald.

Fünfte Gegenstrofe.

Hoch in der Hand, schau! wie er empor das Haupt
Des gewaltigen Wildes erhebt! Seinem Geschoß,
Des Helden mächtigem Arm unterlag der Feind.
Sieh, schon naht er. Schallet Gesänge!
Siegesgesang erklinge mit festlichem Ton,
Meleagros zu preisen, den Mächtigen in dem Streit!

Epode.

Meleagros, Heil! Preis dem Gewaltigen!
Dir entgegen ruft lauten Jubel das Volk,
Und die Nymfen des Walds preisen den Mächtigen,
Der den Feind, den wilden Zerstörer,
Todt hinstürzte mit mächtigem Wurf
Des schweren glänzenden Eisens.

Johann Wilhelm von Archenholz

ward am 3. September 1745 zu Langenfurth vor Danzig geboren, erhielt seine Erziehung im Cadettenhause zu Berlin und trat schon sehr früh (1760) als Offizier in der preußischen Armee ein, wo er dem siebenjährigen Kriege beiwohnte. Später erhielt er jedoch seinen Abschied als Hauptmann wegen seiner Spielsucht und durchreiste nun fast ganz Europa, erfreute sich jedoch nicht des besten Rufes. Er wußte indessen seine Reisen vortrefflich zu benutzen, da es ihm nicht an vielfachen Kenntnissen fehlte, und trat als gefälliger und gewandter historischer und politischer Schriftsteller zu einer Zeit auf, wo ein solcher sehr willkommen seyn mußte, da es im Ganzen an Männern fehlte, welche jene Gegenstände angenehm in deutscher Sprache zu behandeln wußten. Er lebte nun abwechselnd in Dresden, Berlin, Leipzig und Hamburg, kaufte sich später ein Gut (Oyendorf) in der Nähe der letzteren Stadt und beendete hier seine Tage am 28. Februar 1812.

Von ihm erschienen:

Literatur und Völkerkunde. Dessau und Leipzig, 1782—91. 10 Jahrgänge.
England und Italien. — Neue Aufl. Leipzig, 1787. 5 Bde.
Geschichte des siebenjährigen Krieges. N. A. Berlin, 1792. 2 Bde.
Annalen der brittischen Geschichte. Mannheim und Hamburg, 1789—98. 20 Bde.
Kleine historische Schriften. Berl. 1791.
Minerva, ein Journal, 1792—1812. — Seit 1812 fortgesetzt von D. F. A. Bran, seit 1832 von D. F. Bran.
Miscellen zur Geschichte des Tages. — 2 Bde. Hamburg und Göttingen, 1795.
Geschichte Gustav Wasa's. Tübingen, 1801.
Uebersetzungen, kleinere Aufsätze u. s. w.

v. A. erfreute sich seiner Zeit großen Beifalls. Scharfblick, Darstellungstalent, Lebens- und Menschenkenntniß, Geschmack und Reinheit der Sprache sind ihm eigenthümlich, aber er ist nicht immer gerecht und unparteiisch, wodurch er leicht in Einseitigkeit verfällt und mitunter unzuverlässig wird. Seine Reisebeschreibung (England und Italien) und seine Geschichte des siebenjährigen Krieges galten lange als Meisterwerke, bis sie durch bessere und vorzüglich treuere Darstellungen verdrängt wurden. Vorzüglich wußte A. den Ton des Tages zu treffen. Wir theilen als Probe seiner Art und Weise eine Skizze la Fayette's mit, welche jetzt ein neues Interesse hat, da die Zeit nun selbst den Maßstab zu einer richtigen Würdigung derselben darreicht.

Vgl. England und Italien. Th. 5. S. 223. — S. 247.
Merkel. Skizzen aus meinem Erinnerungsbuch. Heft 3. S. 248.
Liter. Conversationsblatt. 1821. Nr. 255. 258. 262.

La Fayette. *)

Die Geschichte zeigt uns keine Revolution, ohne grosse Männer. Es ist nicht genug, daß das Maas der Unterdrückung eines Volks voll ist, daß eine Nation bis zu der Geistesreife und der Macht gediehen, wo sie fähig ist, Vorurtheile zu besiegen, und sclavische Fesseln zu zerbrechen. Nein. Wenn die Despotie und ein Zusammenfluß von Umständen die Keime einer Revolution auch wirklich entwickelt haben, und alles zu einem glücklichen Erfolg sich bereit zeigt, so kann sie dennoch ohne ausserordentliche, mit seltnen Eigenschaften des Geistes und Herzens begabte Männer nicht ausgeführt werden. Fehlen diese Männer, so wird die versuchte Anstrengung des Volks unterdrückt, und man spricht von einer gedämpften Rebellion; geleitet aber durch Weisheit und Muth wird diese Anstrengung durch Erfolg gekrönt, und so führt sie zu einer Revolution. Ohne Brutus und Collatinus wären die Tyrannen von den ewig berühmten sieben Hügeln nicht verjagt worden; eine Vertreibung, die den Grund zu der Grösse Roms legte. Ohne einen Cromwell hätten die Engländer noch lange nicht über ihre Freyheit nachgedacht, und hätten höchst wahrscheinlich ihre glorreiche Revolution von 1688 nicht vollzogen; so wie die Amerikaner uns gewiß nicht das grosse Schauspiel einer gewaltsamen Befreyung von dem so mächtigen Mutterlande gegeben hätten, wären nicht, ohne die erhabenen Patrioten von minderer Grösse zu nennen, Washington und Franklin ihre Führer gewesen.

Mit eben solchem Rechte kann man behaupten, daß die Revolution in Frankreich ohne Mirabeau nicht vollbracht worden, und ohne la Fayette nur von sehr kurzer Dauer gewesen wäre. Der erstere wirkte mächtig, bald durch seine Beredsamkeit, bald durch sein Beyspiel, und wußte seinen Starkmuth auch den neuen Gesetzgebern mitzutheilen; und nichts geringers als la Fayettes Seelengröße, Geistesgegenwart,

*) Aus: J. W. v. Archenholz, Minerva. Ein Journal hist. u. polit. Inhalts. B. 5. Febr.-Heft. 1793. Hamburg.

Kaltblütigkeit in Gefahren, Muth, gepaart mit Uneigennützigkeit und allen Tugenden, die die Menschheit veredeln, waren erforderlich, um in einer ungeheuern Stadt, die das Schicksal des Reichs bestimmte, wo Ueppigkeit im höchsten Maaße herrschte, und wo nun auf einmal ein zügellos gewordener zahlloser Pöbel Titanen ähnlich stürmte, den gewaltsamen Durchbruch der Freyheit in gewissen Schranken zu halten, und dadurch den Provinzen des Reichs Zutrauen einzuflößen. Ohne la Fayette hätten auch die Greuelscenen in Versailles einen andern weit schrecklichern Ausgang gehabt. Nur allein seine unbegränzte Thätigkeit, seine unbesiegbare Standhaftigkeit, das Beyspiel seiner Tugenden und seines Patriotismus, die großmüthige Aufopferung seiner Gesundheit und seines Vermögens, retteten das Leben vieler Tausende, sicherten Paris gegen Plünderung, und selbst das Reich gegen die Greuel einer sich allmählig nähernden Anarchie. Dieser Mann, der erste Bürger Frankreichs, den alle unbefangene und unterrichtete Menschen in seinem Vaterlande und im Auslande verehren, der bey den Griechen und Römern Altäre verdient hätte, und den die späteste Nachwelt unter der kleinen Anzahl wahrer Helden setzen wird, schmachtet jetzt wie ein Missethäter im Kerker.

Die hier angeführten Tugenden, Talente und Aufopferungen werden selbst von seinen grausamsten Feinden nicht geleugnet; denn sie gründen sich auf offenbare, von Tausenden gesehene, noch in jedermanns Gedächtniß schwebenden Thatsachen, die alle Zweifel heben müssen. Auch ließen seine barbarischen Ankläger, an deren Spitze der größte Bösewicht Frankreichs stand, der Beschützer der entmenschten Mörder in Avignon, der Stifter so vieler Tumulte, Ungerechtigkeiten und Mordspiele, der Urheber der Canibal-Scenen am 2. September, das moralische Ungeheuer Robespierre, alle obigen Puncte unberührt, und schränken sich allein auf die Beschuldigung einer spätern Verrätherey ein.

La Fayette hatte die überaus schwere Kunst verstanden, bloß durch sein Betragen, durch die theoretische Aeusserung und practische Ausübung edler Grundsätze, ohne alle Kunstgriffe, sich zu gleicher Zeit die Achtung der National-Versammlung und der Pariser Municipalität, die Verehrung der Truppen, das Vertrauen der erleuchteten Patrioten, die Liebe des Volks und der ganzen Nation zu erwerben; ja selbst der König hörte nie auf ihn zu schätzen; am wenigsten da er in den Thuillerien im Jahr 1791 als ein Gefangener der Aufsicht dieses Generals überlassen war, und wo der edle Mann auch diese so schwere Pflicht zu jedermanns Zufriedenheit erfüllte. Nur allein die Jacobiner, von denen er sich entfernt hielt, obwohl es zwischen beyden Partheyen noch zu keiner Kriegserklärung gekommen, waren ihm nicht hold, so wie sich auch bey den National-Garden schon damals der Brauer Santerre, der sogenannte Mord-General des 2. Septembers, zum Rival des jungen Helden aufwarf, und, durch die Jacobiner unterstützt, auch Anhänger fand.

Sobald der König die Constitution angenommen hatte, legte la Fayette seine Oberbefehlshaberstelle bey der Pariser National-Garde nieder, und begab sich aufs Land. Sein Vermögen, das vor der Revolution in 200,000 Livres Einkünften bestanden hatte, war durch seinen nöthigen Aufwand, als General, da er alle Tage vierzig Officiere, ja manchmal bis auf fünfhundert Personen an seiner Tafel hatte, und durch seine Großmuth, die sich auf alle Unglücklichen erstreckte, welche sich ihm näherten, am Ende des Jahres 1791, als er seine Ober-Commandanten-Stelle niederlegte, bis auf 18,000 Livres Einkünfte geschmolzen. Diese seine Lage rief die Patrioten zur Dankbarkeit auf. Es ward vorgeschlagen, ihm den Pallast der Militairschule am Föderationsfelde als ein National-Geschenk zu übergeben, seine Töchter als Kinder des Vaterlandes zu adoptiren, und sie sodann auf eine der Großmuth einer mächtigen Nation würdige Art auszusteuern. La Fayette aber verwarf standhaft alle diese Anträge, und alle Beredsamkeit seiner Freunde, die sich auf die Beyspiele eines Marlborough und Chatham beriefen, grosse Männer, die nicht die Belohnung ihres Vaterlandes ausgeschlagen hatten, war vergebens. Der französische Patriot wollte allein dem Muster seines erhabenen Lehres und Freundes, des Americanischen Cincinatus, folgen. Man erinnerte ihn, daß dieser sein Freund in der Sache der Freyheit sein Vermögen nicht aufgeopfert, und daß er keine Kinder hätte. La Fayette sagte, sein noch übriges Vermögen sey größer, als seine und der Seinigen Bedürfnisse, und daß er im Grunde reicher wäre, wie jemals, weil er den Luxus besäße, den er am meisten gewünscht hätte, nämlich bürgerliche und Religions-Freyheit. Er verkaufte alle seine Güter, und behielt nichts, als einen alten Familiensitz in Auvergne, wo er mit seiner Familie hinzog und wo er sich dem Landbau zu widmen beschloß. Ja er wollte durch sein Beyspiel auch ein Lehrer des französischen Volks in dem so wenig in Frankreich vervollkommten Ackerbau werden; er verschrieb deshalb zwey englische zum Landbau und Gartenbau bestimmte Familien, aus England nach Auvergne; und hier war seine Absicht unter dem Schatten der von ihm selbst gepflanzten Bäume sein Leben in der Freyheit zu geniessen, zu deren Gründung er so viel beygetragen hatte; ein Ort, den, wie er sagte, er nicht verlassen wollte, es wäre denn, sein Vaterland gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen.

Sein ruhiges Leben aber, das die Schmähungen der Jacobiner nicht zu unterbrechen vermochten, war nur von kurzer Dauer. Der ausbrechende Krieg rief ihn ins Feld an der Spitze eines Heeres. Dies geschah im März 1792. Noch waren seine Tugenden bloß von Bösewichtern und besoldeten Marktschreyern angefochten worden. Noch wurde er bey Hofe so wie vom Pöbel geehrt. Noch stand seine Büste, ein Geschenk der Americaner, in dem Rathssaal der Hauptstadt. Noch arbeiteten die Künstler an so prächtig als sinnreichen National-Geschenken, die man ihm bestimmt hatte. Noch wurde sein Name mit Verehrung in allen Provinzen des Reichs genannt, wie zahllose Adressen bezeugten. Noch priesen ihn mit sehr geringer Ausnahme fast alle Journalisten. Noch besangen ihn die Dichter. Noch ertönten die Rednerbühnen im Senat so wie in den patriotischen Clubs von seinem Lobe, und alle aufgeklärte ächte Patrioten stimmten mit ein. Noch erschien er in der National-Versammlung unter lautem Beyfall. Noch legte ihm der Präsident unter andern Lobsprüchen auch den erhabenen Titel bey: Held der beyden Welten. Noch drängte sich das Volk mit Jubelgeschrey zu seinem Pallast, und begleitete ihn zu vielen Tausenden beym Abschiede mit Thränen der Liebe und des Kummers bis vor den Barrieren von Paris.

Nur ein unzweydeutiges, offenes, gleichförmiges und durchaus edles Betragen konnte eine so allgemeine Volksstimmung hervorbringen. Kaum reifte la Fayette zum Jüngling heran, so ging er heimlich nach Amerika, focht für die dortige Freyheit, studirte die Natur derselben, erwarb sich unter den Americanern eine allgemeine Hochachtung, und kam berühmt durch Erfahrung und Einsichten, mit Wunden und Lorbeern nach Frankreich zurück. War es ein Wunder, daß ein solcher Mann ein thätiger Theilnehmer an der Revolution in seinem Lande war? Aber auch hier blieb er seinem Character getreu. Keine Unbesonnenheiten, keine Schwärmerey, kein Toben in der National-Versammlung, keine Cabalen ausser derselben, zeichneten seine Handlungen aus, destomehr aber die zweckmäßigsten Bemühungen, der eintretenden Unordnung und den mannichfaltigen Greueln zu steuern. Alle Gesetze, die auf eine ausgedehnte Freyheit seiner Mitbürger abzweckten, hatten seine herzliche Beystimmung; auch war er einer der ersten, der seine Geburt, seine Ahnenreiche Familie, so wie seinen Rang vergaß, um für die Abschaffung des Adels zu stimmen.

Obgleich mit jugendlicher Kraft und einem fast unbezwingbaren Muth ausgerüstet, war la Fayette doch einigemale in den Jahren 1790 und 1791 auf dem Punct, den Machinationen seiner Gegner unterzuliegen; Gegner, die von zwiefacher höchst verschiedener Composition waren, und hier zwar nicht gemeinschaftlich, doch auf ein Ziel losarbeiteten: die wüthenden Democraten, die den philosophischen Befehlshaber nicht zu ihrer Fahne bringen konnten, und die wüthenden Aristocraten, die seine Thätigkeit bey der Revolution verabscheuten. Beyde Theile hatten seinen Untergang geschworen, und beyde waren unerschöpflich an Erfindungen, an Kränkungen jeder Art, an Verläumdungen und persönlichen Beleidigungen, wozu endlich auch bedungene Meuchelmörder kamen, von denen einer am hellen Tage nach ihm stieß, ihm das Pferd unterm Leibe verwundete, auch festgenommen wurde, dem aber der Edle auf der Stelle verzieh. Durch Ränke aller Art aufs äusserste getrieben, resignirte er im Jahr 1791 seinen Posten als General-Commandant; allein seinem Patriotismus getreu, dem er schon so viel aufgeopfert, lies er sich noch am nämlichen Tage als gemeiner Soldat bey der Nationalgarde einzeichnen. Nur das unabläßige Bitten der ganzen Pariser National-Armee überwand seinen Entschluß. Die Ränke gegen ihn wurden nun verdoppelt. So aber wie der Körper des Achill blieb der Character des la Fayette unverwundbar. Alle Pfeile prallten von einem Mann ab, der so stark wie wenige Menschen seines Jahrhunderts mit Ehre und Tugend gepanzert war.

Dieser Umstand und alle mißlungenen Anschläge ermüdeten die aristocratischen Gegner, nicht aber die wüthenden Democraten, die endlich einen höllischen Plan erdachten. Sie ließen von einem gedungenen Pöbel unter dem Vorwand, den König abzusetzen, (es war noch vor seiner mißlungenen Flucht) einen großen Tumult erregen; der Altar des Vaterlandes wurde gewaltsam in Besitz genommen; alles Bitten und alle Vorstellungen wurden verspottet, die anrückenden National-Garden mit Steinen begrüßt, mehrere Soldaten verwundet, und nun mußte der bedrängte la Fayette, dem die Wehmuth Thränen auspreßte, Feuer geben lassen, wodurch einige Tumultuanten um-

kamen. Einige meiner Freunde, die damals nahe um seine Person waren, haben diese Thränen des tiefsten Schmerzes fließen, sehen. Jetzt wurde er von den Jacobinern als ein Mörder seiner Mitbürger verschrien, und da er ein Verwandter des Bouille war, so mußte auch dieser Umstand dienen, ihn mit jenem wahrhaft verabscheuungswürdigen Verräther in eine Classe zu setzen, und ihm schwarze Complotte anzudichten. Dennoch würkten diese Beschuldigungen nur noch sehr wenig, oder eigentlich gar nicht aufs Volk; desto tiefern Eindruck aber machten sie auf das Gemüth des grossen Mannes. Nur allein das Bewußtseyn der Reinigkeit seiner Absichten, die grosse Sache seines Vaterlandes, der Beyfall der edelsten Menschen, und die fortdauernde unbegränzte Verehrung des Volks vermochten ihn, allen angewandten Bemühungen seiner Feinde zu trotzen, die ihm seine Popularität nicht verzeihen konnten. Ein auffallender Beweis dieser Popularität war, daß am Ende des Jahres 1791 nur sehr wenig Stimmen fehlten, so hätte der abwesende und damals nichts als Ruhe wünschende la Fayette bey der Wahl eines Maire von Paris über seinen Mitcandidaten, den in der Hauptstadt anwesenden, rastlos sich bewerbenden und von der ganzen Jacobinermacht unterstützten Petion den Sieg davon getragen; ein Sieg, der das Schicksal Frankreichs entschied, da ohne denselben die schrecklichen Pariser Begebenheiten des Jahres 1792 so wenig als der Königsmord nicht geschehn wären, nicht geschehn konnten; den seine Anwesenheit in Paris, oder auch nur die geringste Bewerbung zu seinem Vortheil unfehlbar entschieden hätte, und der jetzt seinem ehrsüchtigen Gegner zum Loose fiel; ein Sieg, der bloß durch die Nachläßigkeit mehrerer tausend an la Fayette hängender Wahlbürger veranlaßt wurde, die, durch seine gänzliche Unthätigkeit und Sorglosigkeit bey der Wahl irre gemacht, sich nicht zum Stimmen eingestellt hatten.

Es schien, als ob die Häupter der Jacobiner, als die eigentlichen Gegner des la Fayette, nunmehr verzweifelten, ihn zu Boden reissen zu können, da sie nun aber diesen mit der Volksliebe zu sehr begabten Mann zu ihren Absichten durchaus nöthig glaubten, so blieb kein Mittel unversucht, ihn zu gewinnen; und noch im März 1792, als er auf kurze Zeit nach Paris kam, wurde deshalb ein neuer Versuch gemacht. Laute Verachtung war die moralisch preißwürdige, vielleicht aber unpolitische Antwort eines Mannes, der, von allen Augen beobachtet, auf einer dornichten Laufbahn nie anders als nach den Grundsätzen der Rechtschaffenheit und Tugend gehandelt hatte und auch so forthandeln wollte; und nun reiste er nach Metz, um das Commando seiner Armee zu übernehmen.

Von diesem Augenblicke an war sein Untergang unwiderruflich beschlossen. Kein Sitzungstag verging im Jacobinerclub zu Paris, wo nicht von den Demagogen Robespierre, Marat, Carra, Collot, Brissot, Merlin, Chabot, Duhem, Thuriot und andern verworfenen Menschen dieser Race laute Verwünschungen gegen ihn ausgestoßen, und er, der offene, freymüthige la Fayette, als der treuloseste aller Verräther, und als das gröste Ungeheuer auf Erden aufgestellt wurde. Der Scheingrund dazu war der, daß er bey seiner Anwesenheit in Paris aus Wohlstand mehreremale im Pallast der Thuillerien gewesen, und der König, der ihn hochachtete, und hochhalten mußte, ihm eben keine Beweise des Hasses gegeben hatte. Nunmehr fingen auch die Jacobinischen Mitglieder in der National-Versammlung an, la Fayette zu verläumden; ein gleiches geschah in den Versammlungen der Municipalität und der Sectionen, ohne jedoch die geringsten Beweise anzuführen; auch thaten es die hosenlosen Zeitungsschreiber: selbst der Jacobiner Condorcet, der die Societät fürchtete, schämte sich nicht, auch in diesen Ton mit einzustimmen. Hiezu kamen noch die Beredsamkeit der Strassenredner, die Adressen ans Volk, und die Gassenlieder.

La Fayette achtete alles dieses nicht; allein nun nahmen die Jacobinischen Minister das Staatsruder in die Hand, und jetzt fing sein Unglück an. Er erhielt Befehl zum Aufbruch, und seiner Armee fehlte alles; sie hatte kein Brod, keine Fourage, kein Pulver, keine Pferde; weder die Gewehre noch die Kanonen waren in hinreichender Anzahl vorhanden; ja nicht einmal Schuhe hatten die Soldaten, und der Krieg fing erst an. Der Feldherr überwand jedoch anfangs alle diese unübersteigbar scheinenden Schwierigkeiten, setzte sich in Marsch und betrat das feindliche Land. Der Mangel wurde immer gröster und immer fühlbarer und die Kriegsminister, sowohl Graves als sein Nachfolger Servan, beyde eifrige Glieder des hosenlosen Bundes, hatten nicht den mindesten Willen, seinen Bedürfnissen abzuhelfen, damit die Jacobiner in der National-Versammlung desto leichter ihn einer absichtsvollen Unthätigkeit und boshaften Verrätherey anklagen konnten. In dieser schrecklichen Lage schickte la Fayette seinen Adjutanten la Colombe nach Paris, um von den Machthabern das der Armee Nöthige als eine Gunst zu erflehen; allein dieser Adjutant erhielt kein Gehör. Ich befand mich mit ihm in Gesellschaft wo er das grausame Schicksal seines Generals bejammerte, und anführte, daß la Fayette jetzt keinen andern Wunsch hätte, als durch eine feindliche Kugel nur bald sein Leben zu endigen.

Das Geschrey über seine sogenannte treulose Unthätigkeit wurde immer grösser, und doch vermochten seine Gegner damals noch nicht durchzudringen, als diese, unterstützt von den beyden vornehmsten Pariser Magistrats-Personen, Petion und Manuel, im Monat May, die Büste des la Fayette aus dem Rathssaal wegschaffen wollten. Petion hatte dabey allen seinen Credit aufgeboten, und Manuel alle seine Intriguen zu Hülfe gerufen, aber zu ihrer Kränkung vergebens. Noch siegte die Tugend. Bald nachher ereigneten sich die Scenen am 20. Juny, die bekanntlich den Feldherrn bewogen, seine ohnehin zur Unthätigkeit bestimmte Armee auf wenige Tage zu verlassen, und vor den Schranken der National-Versammlung über die Jacobiner und ihre bösen Entwürfe laute Klagen zu führen. Wie groß mußte das Bewußtseyn, tadelfrey gehandelt zu haben, bey diesem Manne seyn, der es wagte, mitten unter seinen mit aller Macht bewaffneten Feinden zu erscheinen, und auf seine Unschuld zu trotzen! Er gieng aus der National-Versammlung ganz allein, ohne alle Begleitung durchs Volk nach den Thuillerien, um den König, als das constitutionsmäßige Oberhaupt des Reichs, in seinem leidenden Zustande zu trösten. Höchstwahrscheinlich hielt er den Monarchen für patriotisch gutgesinnt, und glaubte noch nicht an die hernach bekannt gewordenen, und wahrlich übelausgesonnenen Machinationen des Hofes; wenigstens konnte er demselben nicht die Schuld der Unthätigkeit und des bey allen Armeen herrschenden grossen Mangels geben, da die volle Macht, diese Hindernisse zu heben, ganz allein von den Jacobinischen Ministern abhing.

Man bittet die Leser, auf diesen höchstwichtigen Umstand wohl zu achten, der, unterstützt von den bekanntesten Thatsachen, der allgemeinen Behauptung geradezu widerspricht, als wäre zur bessern Führung des Kriegs die Regierungsänderung eine absolute Nothwendigkeit gewesen.

„Warum thaten denn die mit aller Gewalt, so wie mit Anweisungen auf die Schatzkammer reichlich versehenen, und mit dem Zutrauen der National-Versammlung begabten Minister in Zeit von viertehalb Monaten, von der Mitte des März bis Ende des Juny, nichts, gar nichts?"

„Warum wurde dem Mangel an allen Feldbedürfnissen weder bey la Fayettes, noch bey Luckners Armee in dieser langen Zeit nicht abgeholfen?"

Auch die Arme des Rochambeau hatte Mangel an allem, und da dieser Feldherr vor seinen unwürdigen Gegnern nicht kriechen wollte, so wurde er mit proscribirt, und durch die empfindlichsten Kränkungen gezwungen, seinen Posten zu resigniren. Luckner versuchte sich leidend zu verhalten; die Klagen über den Mangel bey seiner Armee waren gemäßigt, so groß auch sein Verdruß über den schlechten Zustand seines Heeres und die dadurch erzeugte Unthätigkeit war. Die bösen Absichten des Hofes hielten doch die Minister nicht ab, das Nöthige anzuschaffen und transportiren zu lassen? Nichts aber von allen diesen so unumgänglich nöthigen Maaßregeln geschahe; denn es war der tiefgelegte Plan der Republiklustigen Demagogen, selbst bey dem gefahrdrohenden Anzuge der deutschen Heere, diese Unthätigkeit allenthalben zu unterhalten, um desto leichter, desto überzeugender und lauter über die Verrätherey der Feldherrn zu schreyen, la Fayette und andere Jacobinische Feinde, deren Widersetzung man fürchten mußte, aufopfern, und hernach die Constitution vernichten zu können. Hier war der Prospect der Ausführung von Lieblings-Entwürfen und die Süßigkeit der Rache mächtig vereinigt. Dieser Zweck wurde auch vollkommen erreicht.

La Fayette, mit allem Nöthigen ausgerüstet, wäre an der Spitze der Freyheits-Soldaten der fürchterlichste Feind für Deutschlands Beherrscher gewesen. Es waren von ihm keine dictatorische Freyheits-Vorschriften in Belgien, keine Stiftungen von ausländischen Clubs, keine politische Nothzüchtigungen, keine gewaltsame Aufpflanzung von Freyheits-Bäumen, keine beleidigende Großsprechereyen, keine Brandschatzungen freundschaftlicher Städte zu erwarten; wohl aber ein Verfahren, das, von anschaulichen Dingen begleitet, den Verstand besiegt, und die Herzen denkender und undenkender Menschen unwiderstehlich bezwungen haben würde.

Und dieser Mann wurde des Hochverraths beschuldigt? Das heißt: Ein exemplarisch tugendhafter, höchst uneigennütziger, gnügsamer und bis zum Romanhaften edelmüthiger Mann wäre auf einmal ein Bösewicht geworden; ein nach wahrer Ehre ringender, und ihr allein huldigender Mann hätte alle seine Grundsätze verläugnet, alle seine in zwey Welttheilen erworbenen Lorbeern befleckt, um ein Verbrecher zu werden; um die schwerste aller nur denkbaren Unternehmungen auszuführen: den Aristocratismus in Frankreich wieder herzustellen, als worauf es eigentlich angesehn war. Und sein grosses Ziel, wenn das un-

möglich scheinende wirklich glückte? Ein Hofmann zu werden, oder ein Satrape einer Provinz; vorausgesetzt, daß man bey Hofe sein erstes freyheitsathmendes Betragen großmüthig vergessen hätte.

Und welche Beweise hat man, um diese so boshafte als unsinnige Beschuldigung zu belegen? Keine, gar keine! Es wurden weder bey der Plünderung der Thuillerien am 10. August, wo man so viele Papiere fand, noch bey dem so seltsam zurückgelassenen Briefschatz in Verdun, noch in dem berüchtigten Wandloch des königlichen Schlosses von la Fayette auch nicht das geringste Blatt, noch überhaupt irgend ein Brief entdeckt, der auf geheime Absichten dieses Feldherrn angespielt hätte. Auch nicht die entfernteste Spur zeigte sich davon. Zwar sprachen Chabot, Merlin, Robespierre und andere Bösewichter dieses Gelichters oft im National-Convent von aufgefundenen Briefen dieses Generals; nie aber wurde bis zum heutigen Tage (den 24. Januar 1793) kein einziger vorgezeigt, ja nicht einmal der Inhalt eines solchen Briefes berührt, um durch die Entlarvung des sogenannten Verräthers la Fayette, so vielen einsichtsvollen, edeldenkenden Menschen, die ihn seit vier Jahren einstimmig lobgepriesen hatten, Hohn zu sprechen und Lügen zu strafen. Es war, sonderbar genug! ein Verräther da, aber keine Verrätherey.

Der Untergang dieses Feldherrn war ganz unvermeidlich, sobald am 10. August viele seiner angesehensten Freunde, worunter sich die preißwürdigen Männer la Rochefoucault und du Port du Tertre befanden, gemordet wurden, als seine erbitterten Feinde die würdigsten Patrioten, an deren Spitze der edle Baublanc stand, aus der National-Versammlung gedrängt hatten, und das wahrhaft respectable Departement von Paris aufgehoben und an deren Stelle eine Anzahl Lotterbuben, die Commune genannt, gekommen war. Die schimpfliche Zurückberufung des la Fayette war eine der ersten Handlungen der neuen Machthaber. Commissarien waren unterweges; die benachbarten Departements unschlüssig; seine Truppen betäubt. Wie konnte ein Mann von dem Character des la Fayette bey einer solchen Gelegenheit eine niedrige Unterwerfung gegen unwürdige Gesetzgeber zeigen? Er äußerte natürlich eine Art von Widerstand, die keine Folgen hatte, aber völlig hinreichend schien, ihn jetzt als einen unbezweifelten Verräther vogelfrey zu erklären; und nun blieb ihm bei einem längern Verweilen in seinem Vaterlande kein andrer Prospect übrig, als unter den Händen des Scharfrichters, oder von der Faust eines Meuchelmörders zu fallen. Alle Bestandtheile seines Characters geben den großen moralischen Beweis, daß er, um die Sache der Freyheit, für die er so lange gestritten hatte, zu befördern, den Tod nicht vermieden haben würde; allein dieser mit allen nur denkbaren Schandzeichen verbundene Tod konnte seinem Vaterlande nichts nützen; im Gegentheil war es Pflicht, zu dessen Dienst in künftigen minder unglücklichen Zeiten sein Leben aufzubehalten. Nur allein durch eine schleunige Entfernung konnte er den Triumph seiner Feinde vereiteln, und dies bestimmte seinen Entschluß. Er wollte nach Holland gehn, als er den Oesterreichischen Truppen in die Hände fiel, die ihn den Preussen übergaben; und nun wurde ihm, nicht als ein Kriegsgefangener, denn er hatte den feindlichen Dienst verlassen; nicht als ein fremder Staatsverbrecher, denn die neue französische Regierung war nicht anerkannt, aus unbekannten, muthmaßlich sehr weisen Absichten ein Preußisches Gefängniß zum Loose; eine Lage, die er wohl nicht ahnete, als er an der Seite des großen Friedrichs, und von ihm vorzüglich begünstigt, der letzten Musterung dieses unsterblichen Monarchen beywohnte.

Johann Christoph Anton Freiherr von Aretin

ward am 12. December 1773 zu München geboren, zeichnete sich schon früh durch Wissen und Talent aus und ward bereits 1793 kurfürstlicher Hofrath daselbst, 1799 Generallandesdirectionsrath, 1804 Oberhofbibliothekar und Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften. Seine heftigen Zänkereien und Händel wurden jedoch die Ursache, daß er 1811 München verlassen und sich als Director des Appellationsgerichts, dessen Vicepräsident er 1813 wurde, nach Neuburg begeben mußte. 1819 kehrte er als Landtagsdeputirter nach München zurück und ging von hier als Präsident des Appellationsgerichtes nach Amberg im Rezatkreise, wo er am 24. December 1824 starb.

Seine eigenen Schriften sind:

Zwei Kantaten. München, 1795.
Literatur der baierischen Geschichte. München, 1800.
Von den ältesten Denkmälern der Buchdruckerkunst in Baiern. München, 1801.
Die Aussprüche der Minnegerichte. München, 1803.
Die älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen. München, 1803.
Geschichte der Juden in Baiern. Landshut, 1803.
Beiträge zur Geschichte und Literatur. München, 1803—1805.
Mnemonik. Zw. A. Sulzbach, 1810.
Baierisch-tyrolische Denkwürdigkeiten. 2 Th. Münch. 1807.
Biographie Napoleon's. Wien, 1810.
Literarisches Handbuch für die baierische Geschichte. München, 1810.
Nachrichten zur baierischen Geschichte. München, 1812. 2 Thle.
Sachsen und Preußen. o. O. 1815.
Ludwig der Baier. Schauspiel. München, 1820.

Herausgegeben wurde von ihm:

Aurora. München, 1804—6.
Literarischer Anzeiger. 1806 fgde.
Politische Miscellen. 1805 fgde.
Allemannia. 1815, 16 u. s. w. u. s. w.

Als fleißiger Sammler und Forscher besonders auf dem Gebiete der Weltgeschichte und der Geschichte der Literatur verdient v. A. lebhafte Anerkennung. Seine Intoleranz gegen Andersdenkende und sein heftiges gehässiges Wesen erwarben ihm jedoch viele Feinde und schadeten seinem Rufe sehr. — Seine poetischen Leistungen erregten nie große Aufmerksamkeit.

Bernhard Christoph d'Arien

ward am 20. Juli 1754 zu Hamburg geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung auf dem hamburgischen Johanneum, studirte dann die Rechte in Leipzig, wo er sich 1778 die juristische Doctorwürde erwarb, und brachte sein übriges Leben in seiner Vaterstadt als Rechtsanwald zu. Er starb daselbst im Jahre 1794.

Seine schriftstellerische Muße war hauptsächlich dem Theater gewidmet, und er erfreute sich seiner Zeit nicht geringen Beifalls bei der Menge; da er aber zu rasch und flüchtig arbeitete, so wurden seine Leistungen, denen ein höherer poetischer Werth gänzlich abging, sehr bald wieder vergessen, und sein Name lebte nur noch in literärhistorischen Werken. Zu seinen vorzüglichsten dramatischen Arbeiten, welche fast alle einzeln gedruckt erschienen, gehören:

Claus Storzebecher, ein vaterländisches Trauerspiel. Hamburg, 1783.
Schauspiele von D. B. C. d'Arien. Hamburg, 1783. u. s. w.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Meusel's gelehrtem Deutschland. 5. Ausg. Bd. 1. S. 89. B. 9. S. 33.

Ernst Moritz Arndt

ward am 26. December 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen geboren, machte, nachdem er seine Studien geendet, eine größere Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien und ward darauf im Jahre 1803 Adjunct, 1806 aber außerordentlicher Professor in der philosophischen Facultät an der Universität zu Greifswalde. Früher Napoleon's Lobredner, sah er bald, welche Knechtschaft durch ihn dem deutschen Lande drohe, und trat nun so entschieden, kräftig und kühn gegen denselben auf, daß er sich 1808 genöthigt sah, um sich vor den Verfolgungen zu retten, sein Heil in einer Flucht nach Schweden zu suchen. Zur Zeit des Völkerkrieges kehrte er zurück und trug nicht wenig durch seine Schriften wie durch sein eigenes Beispiel dazu bei, die Deutschen zum Kampfe zu entflammen. 1818 ward er ordentlicher Professor der Geschichte in Bonn, sah sich jedoch kurz darauf in demagogische Untersuchungen verwickelt, welche ihm die Lehrfreiheit raubten. — Er ward indessen freigesprochen.

Außer vielen politischen und patriotischen Flugschriften, welche A. während des Befreiungskrieges gleichsam als Boten der Freiheit unter das Volk sendete, lieferte er:

Reise durch einen Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs. Leipzig, 1800 ff. 6 Thle.
Ueber die Freiheit der alten Republiken. Greifswalde, 1800.
Germanien und Europa. Altona, 1803.
Gedichte. Rostock, 1804. N. A. Frankf. 1818.
Der Storch und seine Familie. Trag. Greifswalde, 1804. N. A. 1815.
Fragmente über Menschenbildung. Alt. 1805—19. 3 Thle.
Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache. Rostock, 1805.
Reise durch Schweden. Berlin, 1806. 4 Thle.
Geist der Zeit. 1806—1818. 4 Thle.
Briefe an Freunde. Alt. 1810.
Einleitung zu historischen Characterschilderungen. Berlin, 1810.
Glocke der Stunde. Königsberg, 1812.
Historisches Taschenbuch für 1813 und 1814. S. Petersburg und Königsberg.
Ueber die Franzosen und über uns. 1813. 1814.
Lieder für Deutsche. 1813.
Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte. Leipzig, 1814.
Kriegslieder und Wehrlieder. Frankfurt, 1815.
Der Wächter. Köln, 1815. 3 Thle.
Mährchen und Jugenderinnerungen. Berl. 1818.
Erinnerungen aus Schweden. Berlin, 1819.
Nebenstunden. Leipzig, 1826.
Christliches und Türkisches. Stuttgart, 1828.
Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande. Leipzig, 1831.
Mehrere Ueberschriften u. s. w. Leipzig, 1831 u. s. w. u. s. w.

Wir wüßten nicht leicht einen Mann zu nennen, der mehr die Achtung und Verehrung seiner Landsleute verdiente, als Ernst Moritz Arndt, obwohl ihm seine Gegner vorwerfen, er sei in den letzten Jahren nicht mit der Zeit fortgeschritten. In seinen Reisen und wissenschaftlichen Werken zeigt sich die höchste Wahrheitsliebe und Treue, verbunden mit Scharfblick, Klarheit, ausgebreiteter Kenntniß, Lebenserfahrung und tiefer Bildung, geschmückt durch die edelste und kräftigste Sprache. Seine Feder war in jenen Zeiten des wogenden Kampfes ein scharfes, zweischneidiges Schwert; seine siegverkündenden, glühenden Lieder haben manches deutsche Herz zu freudiger, heldenmüthiger That begeistert, und A. ist einer von den wenigen Schriftstellern, die sich stets treu geblieben sind in ihrem ernsten und heiligen Bestreben für das Gute, Wahre und Große. Sein Geist der Zeit, ein Meisterwerk, erregte bei seinem Erscheinen ungeheures Aufsehn.

In Arndt's dichterischen Werken findet sich die zarteste Innigkeit mit der reichsten Phantasie, dem wärmsten und reinsten Gefühle für die edelsten Interessen der Menschen, kindlicher Einfachheit und einer schönen und ernsten Sprache verschwistert. — Wenn wir einige seiner frühesten Lieder und aus seinen prosaischen Leistungen nur ein trauliches Mährchen mittheilen, so geschieht das, um etwas allgemein Ansprechendes zu geben. — Seine patriotischen Dichtungen leben im Munde des Volkes; seine wissenschaftlichen und politischen Schriften sind nicht Allen zugänglich und verständlich; in die Unschuld der Kinderjahre wird sich aber Jeder gern durch diesen echt deutschen Mann zurückgeführt sehn. — Wer mehr von ihm zu lesen wünscht, wird es auch zu finden wissen. —

Lebenslied.

Steh und falle mit eignem Kopfe!
Thu' das Deine und thu' es frisch!
Besser stolz an dem irdnen Topfe,
Als demüthig am goldnen Tisch.
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Gold hat Kummer und Schlangengezisch.

Bau Dein Nest, weil der Frühling währet,
Lustig bau's in die Welt hinein!
Hell der Himmel sich droben kläret,
Drunten duften die Blümelein.
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet.
Wage! dulde! die Welt ist Dein.

Steh nicht horchend, was Narren sprechen;
Jedem blüht aus der Brust sein Stern.
Schicksal webet an styg'schen Bächen,
Feigen webet es schrecklich fern.
Steige hinnieder!
Fasse die Hyder!
Starken folget das Starke gern.

Wechselnd geht unter Leid und Freuden
Nicht mitfühlend der schnelle Tag.
Jeder suche zum Kranz bescheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet:
Lebe! halte! doch lauf nicht nach.

Des Knaben Segen.

Wir haben den Knaben ins Gras gelegt.
Wie der Schelm sich lustig bewegt!
Wie er strebet mit Händen und Füßen!
Will mit Gewalt hinein in den süßen
Taumel, der um ihn summt und schwirrt.
Wie ihm das Auge lebendig wird!
Läßt es in der Entzückung schweifen
In des Lichts unermeßlichem Blau;
Möchte alles so gern genau
Mit den Fingern und Augen greifen,
Möchte in das fröhliche Leben
Mit den Schwalben und Bienen schweben,
Möchte sich stürzen nimmersatt
In der Welten unendliches Bad. —

Kleiner Unschuldiger, halte still!
Dein Geschlecht kann nicht, was es will.
Ach! wie schimmert Dir, süßer Knabe,
In dem Blick die gefährliche Gabe,
Alles zu fassen mit inniger Lust,
Alles zu ziehen in die Brust!
Wirst den unendlichen Durst nicht stillen,
Wirst die unendliche Brust nicht füllen.

Spiele denn die fröhliche Zeit,
Ehe der Lenz mit den Blumen verschneit,
Ehe die süße Nachtigall schweigt
Und der Sommer mit Wettern zeucht.
O wie wird's dann dem Busen enge!
Wie ist auf dem Wege so heiß das Gedränge!
Ein ewig Fluchen und Stoßen und Treiben —
Kannst nicht fliehen und kannst nicht bleiben,
Darfst nicht lieben und sollst nicht hassen:
Wo soll das geängstete Herz sich lassen?
Flehend suchet das Aug' umher,
Wie der Wehrlose nach dem Speer:
Sehnst Dich hinaus aus dem wilden Getümmel
Unter der Kindheit freundlichen Himmel,
Zu dem Steckenpferde, zum Ball;
Wünschest, daß in der schönen Erde,
Ferne von Sonne und Vogelschall,
Dir die Ruhe gegraben werde.

Wir haben den Knaben gesetzt auf die Bühne,
Worauf er künftig spielen soll.
Es gehe dem Unschuldigen wohl!
Wir vertrauen ihn Dir, Erde, Du grüne!
Dir, leuchtender Himmel! liebevoll.
Wollet ihm kindlich das Herz bewahren
In der Verschuldung bösen Jahren!
Wollet ihn machen liebereich!
So bleibt das Herz ihm fromm und weich.
Großes Schicksal, das mächtig waltet
Und das Leben verborgen gestaltet,
Nimm die lächelnde Unschuld hin!
Gesund ist sein Leib, gesund sein Sinn,
Ist in süßer Liebe gebohren:
Laß ihn freundlich führen die Horen.

Wir haben zu den Göttern gebetet,
Drum leise um das Kindlein tretet.
Er ist von Himmel und Erde gesegnet,
Vom Schicksal, das uns still begegnet.
Drum weicher, als des Kranken Kissen,
Sei um die Kindheit das Gewissen.
Sie gleichet wohl dem süßen Mai,
Liebt süße Gesänge, doch kein Geschrei,
Mag still schauend in Blumen liegen
Und läßt sich spielend in Schlummer wiegen.

Der Knabe und die Jungfrau.

Der Knabe sprach zur Jungfrau schön
Nach süßem Liebesscherz:
„Horch! schon die Morgenlüfte wehn,
Süß Lieb', ich muß von hinnen gehn;
Leb wohl, Du trautes Herz!"

Die Jungfrau zu dem Knaben sprach:
„Ist Dir das Bleiben Müh?
Noch streifet nicht den Ost der Tag,
Noch rufet nicht der Finkenschlag;
Was eilest Du so früh?"

Die Jungfrau zu dem Knaben sprach:
„Wird Dir die Lust schon alt?
Wie oft Dein Herz an meinem lag,
Wann schon mit Licht der rothe Tag
Guckt' in den grünen Wald?"

„Ach! Jungfrau! süße Jungfrau schön!
Die liebe Mutter schilt:
Was thust Du, Knabe, früh aufstehn?
Sieh! Deine Wangen Dir vergehn;
Siehst wie ein Jammerbild.

Ach! Jungfrau! süße Jungfrau schön!
Der Tag ist heiß und lang
Und keinen Schlaf die Augen sehn;
Ich muß des Vaters Schwade mähn,
Er hat mirs keinen Dank.

Zwar süß ist Schlaf im Sternenschein
Hier in dem grünen Wald,
Wann küsset mich Dein Mündlein fein,
Wann mir Dein Brüstlein weiß und rein
Wie Schnee entgegen wallt.

Doch süßer wär' es tausendmal
Im eignen Kämmerlein,
In stiller Nacht, bei'm Sonnenstrahl,
Du meine Braut, ich Dein Gemahl,
Uns süßer Lust zu freu'n."

„Willst Du im eignen Kämmerlein
Nun schlafen gern bei mir,
So soll noch heute Hochzeit seyn,
So lieg ich in dem grünen Hain
Das letzte Mal bei Dir."

„Mein Kind, wie kann die Hochzeit seyn?
Wir sind ja nicht bereit.
Wie laden wir die Gäste ein?
Wo nehmen wir den Hochzeitwein?
Und wo Dein Ehrenkleid?"

„Die Gäste längst geladen sind
Und zu dem Tanz bereit;
Der Wein in allen Quellen rinnt,
Und was die kluge Spinne spinnt,
Das wird mein Ehrenkleid."

„Mein Kind, wie schmückest du Dein Haar?
Wo ist der goldne Ring,
Den mir und Dir am Traualtar
Der Pfarrer segnend reichet dar?
Wo ist er, liebes Ding?"

„Die Perlen blitzend für mein Haar
Auf allen Blumen stehn;
Den goldnen Ring zum Traualtar
Ich flecht' aus meinem goldnen Haar —
So macht die Braut sich schön."

„Mein Kind, wo sind zum Hochzeitball
Die Spieler mit dem Spiel?"
„Die Spieler sind die Vögel all,
Die Drossel und die Nachtigall,
Sie können schönes Spiel."

„Mein Kind, wo nimmst Du Lampen her,
Zu leuchten in der Nacht?"
„An Lampen fehlt mir's nimmermehr,
Der Mond und aller Sterne Heer,
Sie leuchten in der Nacht."

„Wo wohnt Dein Vater, Jungfrau schön?
Wo ist der Hochzeitsaal?"
„Tief, tief, wo keine Winde wehn,
Mußt du mit mir hinuntergehn,
Da ist der Hochzeitsaal."

„Ist schon geschmückt Dein Kämmerlein?
Gemacht Dein Hochzeitbett?"
„Geschmückt ist schon das Kämmerlein
Mit Silber und mit Muscheln fein,
Gemacht das Hochzeitbett."

„O Jungfrau! süße Jungfrau mein!
So nimm mich hin mit Dir!
Wie schön muß da zu wohnen seyn!
Wie süß in Deinem Aermelein
Zu schlafen für und für!"

Und freundlich springt die Jungfrau auf —
„Komm, Knabe! komm zum Glück!"
Sie führt ihn an des Stromes Lauf,
Es thun sich weit die Wellen auf —
Er kommt nicht mehr zurück.

Dem General Freiherrn Wilhelm von Dörnberg

zu seiner Schwerdtjubelfeier den 2. Feb. 1832.

Auf, Freunde, frisch zu Lust und Wein,
Den blinkenden, den brausenden!
Denn eine Wonne soll es seyn
Der klingenden, der sausenden:
Der fünfzig Jahr im Dunkeln lag,
Heut tragt den Kellergeist ans Licht!
Er war gespart für solchen Tag,
Und beßre Tage findt er nicht.

Die schönste Hochzeit feiern wir,
Die golden ist und stählern ist,
Und einen Ruhm begrüßen wir,
Der reich an Ehrenmälern ist:
Vor fünfzig Jahren hat das Schwerdt
Dem Wilhelm Dörnberg sich vermält,
In Glück und Unglück treu bewährt,
Hat's nie dem deutschen Streit gefehlt.

O glücklich Schwerdt! kein Herz voll Tand
Riß dich zum wilden Morden hin,
Dich trieb kein Etzel Zwingeland
Mit feilen wüsten Horden hin;
Du warst ein Strahl in guter Hand,
Der nur auf schuld'ge Köpfe fuhr,
Du blitztest nur fürs Vaterland,
Und schlugst für deutsche Freiheit nur.

Ha Waterloo und Lüneburg!
Das war ein Sieg, das war ein Glanz.
Wie riß sich da der Kühne durch
Zum Lorbeerkranz, zum Eichenkranz!
Hie Deutschland! diese Losung rief
Der edle Zorn von Schaar zu Schaar,
Und Wälschlands Banner sanken tief
Und himm'lan flog der deutsche Aar.

O edles Schwerdt! o edler Mann!
Wer wüßte reinern Ehrenschein
Als Stahl, wovon kein Tropfen rann
Des Blutes grimmer Zährenpein,
Vergossen für Tyrannenwuth,
Für Sklaverei, für Meuchelei?
Dafür war dieser Mann zu gut,
Davon blieb dieser Degen frei.

Klingt nun den letzten hellsten Klang
Dem grauen Ruhm beim grauen Wein —
So muß der Bräutigamsempfang
In ächten deutschen Gauen seyn —
Klingt: Jeder Dörnbergsenkel sei
Nie ehrenbleich vor diesem Schwerdt,
Sey gleich dem Ahn stark, fromm und frei,
Und Deutschlands grünster Kränze werth!

Rückblick.

Und haben wir das all durchlebt,
Durchwunden und durchrungen,
So dicht verworren und verwebt,
Mit Knoten viel durchschlungen
Und Dorngeflechten scharf und spitz?
Sind wir durch Kunst und Mutterwitz
Durch oder drüber gesprungen?

O nein! fest steht das Weltgesetz
Der alten ew'gen Dinge:
Wir sind mit Hand und Fuß im Netz,
Mit Schnabel und mit Schwinge;
Und woll'n wir brechen aus der Pein,
Wir zerren fester nur uns ein,
Und rollen im engeren Ringe.

Wild wälzt das Schicksalsrad im Saus
Die blutbesprützten Speichen,
Daß starke Männer drob von Graus
Im tiefsten Muth erbleichen;
Und sperr'n sie auch sich kühn und stolz,
Sie stürzen hin wie morsches Holz,
Wann Sturmwind schüttelt die Eichen.

Und doch über all den Saus und Braus,
Ueber all die grausen Sätze,
Schwingt oft das Herz sich hoch hinaus
Und glaubt an keine Netze;
Es wieh'rt, ein edles Schlachtenroß,
Hinan zum goldnen Freiheitsschloß,
Wie hartes Gebiß auch verletze.

So sang der alte Lebensfürst,
Und wie ein Held so stand er,
Er hatt' die volle Jagd durchbürscht,
Und fragt ihr ihn: was fand er?
Er sprach: „Wie blinde Hessen drauf!
„Das Räthsel löset keiner auf,
„Haut's durch wie Alexander."

Abentheuer des Johann Dietrich.

In Rambin lebte einst ein Arbeitsmann, der hieß Jacob Dietrich, ein Mann, schlecht und recht und gottesfürchtig, und der auch eine gute und gottesfürchtige Frau hatte. Die beiden Eheleute besaßen dort ein Häuschen und ein Gärtchen, und nährten sich redlich von der Arbeit ihrer Hände; denn andere Künste kannten sie nicht. Sie hatte viele liebe Kinder, von welchen das jüngste, Johann Dietrich genannt, ihnen fast das liebste war. Denn es war ein schöner, munterer Junge, aufgeweckt und quik, fleißig in der Schule und gehorsam zu Hause, und behielt alle Lehren und Geschichten sehr gut, welche die Aeltern ihm vorsagten. Auch von vielen andern Leuten lernte er, und hielt Jeden fest, der Geschichten wußte, und ließ ihn nicht eher los, als bis er sie erzählt hatte.

Johann war acht Jahre alt geworden, und lebte den Sommer bei seines Vaters Bruder, der Bauer in Rodenkirchen war, und mußte, nebst andern Knaben, Kühe hüten, die sie in's Feld gegen die neun Berge hinaustrieben, wo damals noch viel mehr Wald war, als jetzt. Da war ein alter Kuhhirt aus Rodenkirchen, Klas Starkwolt genannt, der gesellte sich oft zu den Knaben, und sie trieben die Heerden zusammen und setzten sich hin und erzählten Geschichten. Der alte Klas wußte viele, und erzählte sie sehr lebendig; er war bald Johann Dietrichs liebster Freund. Besonders aber wußte er viele Mährchen von den neun Bergen und von den Unterirdischen aus der allerfrühesten Zeit, als die Riesen im Lande untergegangen und die Kleinen in die Berge gekommen waren; und Johann hörte sie immer mit dem innigsten Wohlgefallen, und plagte den alten Mann jeden Tag um neue Geschichten, obgleich ihm dieser das Herz so in Flammen setzte, daß er des Abends spät und des Morgens früh, wenn er hier zuweilen heraus mußte, mit sausendem Haar über das Feld hinstrich, als hätte er alle Unterirdischen als Jäger hinter sich gehabt, die ihn fangen wollten. Der kleine Johann Dietrich hatte sich so vertieft und verliebt in diese Mährchen von den Unterirdischen, daß er nichts anderes sah und hörte, von nichts anderem sprach und fabelte, als von goldenen Bechern und Kronen, gläsernen Schuhen, Taschen voll Ducaten, goldenen Ringen, diamantenen Kränzen, schneeweißen Bräuten und klingenden Hochzeiten. Wenn er nun ganz darin war, und in kindischer Freude auffauchzte und umhersprang, dann pflegte der alte Starkwolt wohl den Kopf zu schütteln und ihm zuzurufen: „Johann! Johann! wo willst du hin! Spaten und Sense, — das sind dein Scepter und deine Krone, und deine Braut wird ein Kränzel von Rosmarin und einen bunten Rock von Drell tragen." Johann ließ sich das aber nicht anfechten, und träumte immer lustig fort. Und obwohl er herzlich graulich war, und in der Dunkelheit um alles in der Welt nicht über den Kirchhof gegangen wäre, hatte er sich das Leben da in dem Berge, und die Schätze und Herrlichkeiten darin doch so ausgemalt, daß ihn fast gelüstete, einmal hinabzusteigen; denn der alte Klas hatte gesagt, wie man es anfangen müsse, damit man da unten Herr werde, und nicht Diener, und damit sie einen nicht fünfzig Jahre festhalten und die Becher spülen und das Estrich kehren lassen konnten. Wer nämlich so klug und so glücklich sey, die Mütze eines Unterirdischen zu finden oder zu erhaschen, der könne sicher hinabsteigen, dem dürfen sie nichts thun, noch befehlen, sondern müssen ihm dienen, wie er wolle, und derjenige Unterirdische, dem die Mütze gehört, müsse sein Diener seyn und ihm schaffen, was er wolle. Das hatte Johann sich hinter's Ohr geschrieben und seinen Theil dabei gedacht, ja er hatte wohl hinzugesetzt, so etwas unterstehe er sich wohl auch zu wagen. Die Leute glaubten ihm das aber nicht, sondern lachten ihn aus; und doch hat er es gethan, und sie haben genug geweint, als er nicht wiedergekommen ist.

Es war nun die Zeit des Johannisfestes, wo die Tage am längsten sind und die Nächte am kürzesten, und wo die Jahreszeit am schönsten ist. Die Alten und die Kinder hatten die Festtage fröhlich gelebt und gespielt und allerlei Geschichten erzählt; da konnte Johann sich nicht länger halten, sondern den Tag nach Johannis schlich er sich heimlich weg, und als es dunkel ward, legte er sich auf den Gipfel des höchsten der neun Berge hin, wo die Unterirdischen, wie Klas ihm erzählte, ihren vornehmsten Tanzplatz hatten. Und wahrlich, er legte sich nicht ohne Angst hin, und hätte er nicht einmal da gelegen, vielleicht wäre nimmer etwas daraus geworden; denn sein Herz schlug ihm wie ein Hammer, und sein Athem ging wie ein frischer Wind. So lauschte er in Furcht und Hoffnung von zehn Uhr Abends bis zwölf Uhr Mitternacht. Und als es Zwölf schlug, sieh, da fing es an zu klingen und zu singen in den Bergen, und bald wispelte und lispelte und pfiff und säuselte es um ihn her; denn die kleinen Leute dreheten sich jetzt in Tänzen rund, und andere spielten und tummelten sich im Mondschein, und machten tausend lustige Schwänke und Possen.

Ihn überlief bei diesem Gewispel und Gesäusel ein geheimer Schauder — denn sehen konnte er nichts von ihnen, da ihre Mützen, die sie tragen, sie unsichtbar machen — er aber lag ganz still, das Gesicht in's Gras gedrückt und die Augen fest zugeschlossen und leise schnarchend, als schlief er. Doch konnte er es nicht lassen, zuweilen ein wenig umherzublinzeln, damit er etwa seinen Vortheil ersähe, einen der kleinen Leute finge und ein Herr würde, denn dazu hatte er ja große Lust; aber wie ein heller Mondschein es auch war, er konnte auch nicht das Geringste von ihnen erblicken.

Und siehe, es währte nicht lange, so kamen drei der Unterirdischen daher gesprungen, wo er lag, gaben aber nicht Acht auf ihn, warfen ihre braunen Mützen in die Luft und fingen sie einander ab. Da riß der Eine dem Andern in Schalkheit die Mütze aus der Hand und warf sie weg. Und die Mütze flog dem Johann gerade auf den Kopf, und er fühlte sie, griff zu, und richtete sich sogleich auf, und ließ Schlaf Schlaf seyn. Er schwang mit Freuden seine Mütze, daß das silberne Glöcklein daran klingelte, und setzte sie sich dann auf den Kopf, und — o Wunder! — in demselben Augenblicke sah er das zahllose und lustige Gewimmel der kleine Leute, und sie waren ihm nicht mehr unsichtbar. Die drei kleinen Männer kamen listig herbei, und wollten mit Behendigkeit die Mütze wiedergewinnen, er aber hielt seine Beute fest, und sie sahen wohl, daß sie auf diese Weise nichts von ihm gewinnen würden; denn Johann war ein Riese gegen sie an Größe und Stärke, und sie reichten ihm kaum bis an's Knie. Da kam derjenige, dem die Mütze gehörte, und trat ganz demüthig vor den Finder hin, und bat flehentlich, als hänge sein Leben daran, ihm die Mütze wiederzugeben. Johann aber antwortete ihm. „Nein, du kleiner schlauer Schelm, die Mütze bekommst du nicht wieder, das ist nichts, was man für ein Butterbrod weggiebt, ich wäre schlimm daran mit euch, wenn ich nichts von euch hätte, jetzt aber habt ihr kein Recht an mir, sondern müßt mir, was ich nur will, zu Gefallen thun. Und ich will mit euch hinabfahren und sehen, wie ihr es da unten treibt, du aber sollst mein Diener seyn, denn du mußt wohl. Das weiß ich so, als ihr, denn Klas Starkwolt hat mir es alles erzählt." Der kleine Mensch aber geberdete sich, als ob er dieß alles nicht gehört, noch verstanden hätte, er fing seine Quälerei und Winselei und Plinselei wieder von vorn an, klagte und jammerte und heulte erbärmlich um sein verlornes Mützchen; aber als Johann ihm kurzweg sagte: „Es bleibt dabei, du bist der Diener, und will eine Fahrt mit euch machen," da fand er sich endlich drein, zumal da auch die Andern ihm zuredeten, daß es so seyn müsse. Johann aber warf seinen schlechten Hut nun weg, und setzte sich die Mütze an seiner Stelle auf und befestigte sie wohl auf seinem Kopfe, damit sie ihm nicht abgleiten oder abfliegen könnte; denn in ihr trug er die Herrschaft.

Und er versuchte es sogleich und befahl seinem neuen Diener, ihm Speise und Trank zu bringen; denn ihn hungerte. Und der Diener lief wie der Wind davon, und in einem Hui war er wieder da, und trug Wein in Flaschen herbei, und Brod und köstliche Früchte. Und Johann aß und trank, und sah dem Spiel und den Tänzen der Kleinen zu, und es gefiel ihm sehr wohl. Und er führte sich in allen Dingen beherzt und klug auf, als wäre er ein geborner Herr gewesen.

Und als der Hahn seinen dritten Schrei gethan hatte, und die kleinen Lerchen in der Luft die ersten Wirbel anschlugen, und das junge Licht in einzelnen weißen Streifen im Osten aufdämmerte, da ging es husch, husch, husch, durch die Büsche und Blumen und Halmen fort, und die Berge klangen wieder und thaten sich auf, und die kleinen Menschen fuhren hinab, und Johann gab wohl Acht auf Alles, und fand es wirklich so, wie sie ihm erzählt hatten. Siehe, auf den Wipfeln der Berge, wo sie eben noch getanzt hatten, und wo alles eben voll Gras und Blumen stand, wie die Menschen es bei Tage sahen, hob sich, als es zum Abzuge blies, plötzlich eine glänzende, gläserne Spitze hervor; auf diese trat, wer hinein wollte, sie öffnete sich, und er glitt sanft hinab, und sie that sich wieder hinter ihm zu; als sie aber alle hinein waren, verschwand sie, und war auch keine Spur mehr von ihr zu sehen. Die aber durch die gläserne Spitze fielen, sanken gar sanft in eine weite silberne Tonne, die sie Alle aufnahm, und wohl tausend solcher Leutlein beherbergen konnte. In eine solche fiel auch Johann mit seinem Diener und mit mehreren hinab, und sie Alle schrieen, und baten ihn, daß er sie nicht treten möge, denn sie wären des Todes gewesen von seiner Last. Er aber hütete sich, und war sehr freundlich gegen sie. Es gingen aber mehrere solcher Tonnen neben einander hin immer hinauf und hinab, bis alle hinunter waren. Sie hingen an langen silbernen Ketten, die unten gezogen und gehalten wurden.

Johann erstaunte bei'm Hinabfahren über den wunderbaren Glanz der Wände, zwischen welchen das Tönnchen fortglitt. Es war Alles wie mit Perlchen und Diamanten besetzt, so blitzte und funkelte es; unter sich aber hörte er die lieblichste Musik aus der Ferne klingen. So ward er auf das anmuthigste hinabgewiegt, da er nicht wußte, wie ihm geschah, und vor lauter Lust in einen tiefen Schlaf fiel.

Er mochte lange geschlafen haben. Als er erwachte, fand er sich in dem allerweichsten und nettesten Bette, wie er es in seines Vaters Hause nimmer gesehen hatte, und dieses Bette stand in den allerniedlichsten Zimmer; vor ihm aber stand ein kleiner Brauner mit dem Fliegenwedel in der Hand, womit er Mücken und Fliegen abwehrte, daß sie seines Herrn Schlummer nicht stören konnten. Johann that kaum die Augen auf, so brachte der kleine Diener schon das Handtuch und das Waschwasser, und hielt ihm sogleich die nettesten neuen Kleider zum Anziehen hin, aus brauner Seide sehr niedlich gemacht, und ein Paar neue schwarze Schuhe mit rothen Bandschleifen, wie Johann sie in Rambin und Rodenkirchen nie gesehen hatte; auch standen dort einige Paare der niedlichsten und glänzenden gläsernen Schuhe, die nur bei großen Festlichkeiten gebraucht zu werden pflegen. Es gefiel dem kleinen Knaben sehr, daß er so leichte und saubere Kleider tragen sollte, und er ließ sich gern anziehen. Und als Johann angekleidet war, flugs flog der Diener fort und war geschwind, wie der Blitz, wieder da. Er trug auf einer goldenen Schüssel eine Flasche süßen Wein, und ein Töpfchen Milch und schönes Weißbrod und Früchte und andere köstliche Speisen, wie kleine Knaben sie gern essen. Und Johann sah nunmehr, daß Klas Starkwolt, der alte Kuhhirt, es wohl gewußt habe, denn so herrlich und prächtig, als er hier alles fand, hatte er es sich doch nicht geträumt. Auch war sein Diener der allergehorsamste, und that alles von selbst, was er ihm nur von den Augen absehen konnte. Der Worte bedurfte es nicht, sondern nur leichter Blicke und Winke; denn er war klug, wie ein Bienchen, wie alle diese kleinen Leute von Natur sind.

Und nun muß ich Johann's Zimmer beschreiben. Sein Bettchen war schneeweiß, mit den weichsten Polstern, und mit den weißesten Laken überzogen, mit Kissen aus Atlas und einer solchen gesteppten Decke. Ein Königssohn hätte darin schlafen können. Neben und vor diesem Bette standen die niedlichsten Stühle, auf das Netteste gearbeitet und mit allerlei bunten Vögeln und Thieren geziert, welche kunstreiche Hände eingeschnitten hatten. Einige waren auch von edlen Steinen bunt eingelegt. An den Wänden standen weiße Marmortische und ein paar kleinere aus grünen Smaragden, und zwei blanke Spiegel glänzten an den beiden Enden des Zimmers, deren Rahmen mit blitzenden Edelsteinen eingefaßt waren. Die Wände des Zimmers waren mit grünen Smaragden getäfelt, und hatte einen solchen Glanz wie nie ein Mensch auf Erden gesehen, und wird ihn auch keiner dort sehen, auch nicht in des größten Kaisers Haus. Und in solchem Zimmer wohnte nun der kleine Johann Dietrich, eines Tagelöhners aus Rambin Sohn. Daß man wohl sagen mag: das Glück fängt, wem es von Gott beschert ist. Hier unter der Erde sah man nun freilich nie Sonne, Mond und Sterne leuchten, und das schien allerdings ein großer Fehler zu seyn. Aber sie brauchten hier solche Lichter nicht, auch bedurften sie weder der Wachslichter, noch der Talglichter, noch der Kerzen und Oellampen und Laternen; sie hatten andern Lichtes genug. Denn die Unterirdischen wohnen recht eigentlich mitten unter den Edelsteinen, und sind die Meister des reinsten Silbers und Goldes, das in der Erde wächst, und sie haben die Kunst wohl gelernt, wie sie es hell haben können bei sich, Tag und Nacht. Eigentlich muß man hier von Tag und Nacht nicht reden, denn die unterscheiden sie hier unten nicht, weil keine Sonne hier auf- und untergeht, welche die Scheidung macht, sondern sie rechnen hier nur nach Wochen. Sie setzen aber ihre Wohnungen und die Wege und Gänge, welche sie unter der Erde durchwandern, und die Orte, wo sie ihre großen Säle haben und ihre Reihen und Feste halten, mit den allerkostbarsten Edelgesteinen aus, daß es funkelt, als wäre es der ewige Tag. Einen solchen Stein hatte der kleine Johann auch in seinem Zimmer. Das war ein auserlesener Diamant, gang rund, und wohl so groß als eine Kugel, womit man Kegel zu werfen pflegt. Dieser war oben in der Decke des Zimmers befestigt und leuchtete so hell, daß es keiner andern Lampen und Lichter bedurfte.

Als Johann Frühstück gegessen hatte, öffnete der Diener ein Thürchen in der Wand, und Johann's Augen fielen hinein, und er sah die zierlichsten goldenen und silbernen Becher und Schalen und Gefäße und viele Körbchen voll Ducaten und Kästchen voll Kleinodien und kostbarer Steine. Auch waren da viele liebliche Bilder und die allersaubersten Mährchenbücher mit Bildern, die er in seinem Leben gesehen hatte. Und er wollte diesen Vormittag gar nicht ausgehen, sondern betastete und besah sich Alles, und blätterte und las in den schönen Bilderbüchern und Mährchenbüchern.

Und als es Mittag geworden, da klang eine helle Glocke, und der Diener rief: „Herr, willst Du allein essen, oder in der großen Gesellschaft?" und Johann antwortete: „in der großen Gesellschaft." Und der Diener führte ihn hinaus. Jo-

hann sah aber nichts als einzelne von Edelsteinen erleuchtete Hallen und einzelne kleine Männer und Frauen, die ihm aus Felsritzen und Steinklüften herauszuschlüpfen schienen, und er verwunderte sich, woher die Glocke klänge, und sprach zu dem Diener: „aber wo ist denn die Gesellschaft?“ Und als er noch fragte, so öffnete sich die Halle, worin sie gingen, zu einer großen Weite, und ward ein unendlicher Saal, über welchen eine weite gewölbte und mit Edelsteinen und Diamanten geschmückte Decke gezogen war. Und in demselben Augenblicke sah er auch ein unendliches Gewimmel von zierlich gekleideten kleinen Männern und Frauen durch viele geöffnete Thüren hineinströmen, und that sich der Boden an vielen Stellen auf, und die niedlichsten, mit den köstlichsten Gefäßen und schmackhaftesten Speisen und Früchten und Weinen besetzten Tische stellten sich an einander hin, und die Stühle und Polster reiheten sich von selbst um die Tische, und die Männer und Frauen nahmen Platz. Und die Vornehmsten des kleinen Völkchens kamen und verneigten sich vor Johann, und führten ihn mit sich an ihren Tisch, und setzten ihn zwischen ihre schönsten Jungfrauen, daß er seine Lust hatte, mit den lieblichen Kindern zu seyn, und daß es ihm da über die Maaßen wohl gefiel. Es war auch eine sehr fröhliche Tafel, denn die Unterirdischen sind ein sehr lebendiges und lustiges Völkchen, und können nicht lange still seyn. Dazu klang die allerlieblichste Musik aus den Lüften, und die buntesten Vögel flogen umher und sangen in gar anmuthigen Tönen, die einem die Seele aus der Brust holen konnten. Es waren aber keine lebendigen Vögel, die da sangen, sondern künstliche Vögel und künstliche Töne, und von den kleinen Männern so sinnreich gemacht, daß sie fliegen und singen konnten. Und Johann erstaunte und entsetzte sich sehr über alle die Wunder, die er sah, und freute sich gewaltig. Die Diener und Dienerinnen aber, welche bei Tische aufwarteten und Blumen streuten und die Flur mit Rosenöl und andern Düften besprengten, und die goldenen Schalen und Becher herumtrugen, und die silbernen und crystallenen Körbe mit Früchten, waren Kinder der Menschen da droben, welche aus Neugier oder von Ungefähr unter die Kleinen gerathen und hier hinabgestiegen waren, ohne sich vorher eines Pfandes zu bemeistern, und die also in die Gewalt der Kleinen gekommen waren, oder die sich nächtlich und mitternächtlich unter ihre Sternenspiele auf dem gläsernen Berge verirrt hatten. Diese waren anders gekeidet, als sie. Die Knaben und die Mädchen waren in schneeweiße Röckchen und Jäckchen gekleidet und trugen feine gläserne Schuhe, daß man ihre Tritte immer hören konnte, und blaue Mützchen auf dem Kopfe; ihre Leibchen aber hatten sie mit silbernen Gurten umgürtet. Das war die Tracht der Diener und Dienerinnen. Den kleinen Johann jammerten sie anfangs wohl, als er sie sah, wie sie springend unter den Unterirdischen aufwarten mußten, aber weil sie munter aussahen und fein gekleidet waren und rosenrothe Wangen hatten, so dachte er: Nun, es geht ihnen doch so schlimm nicht, und ich habe es noch lange nicht so gut gehabt, als ich hinter den Kühen und Ochsen laufen mußte. Ich bin nun freilich ein Herr hier, und sie müssen als Diener laufen. Das kann aber nicht anders seyn; warum haben sie sich auch so dumm fangen lassen und sie vorher kein Zeichen gewonnen? Es muß doch die Zeit kommen, wo sie einmal erlöst werden, und länger als funfzig Jahre werden sie hier gewiß nicht bleiben. Dabei tröstete er sich, und spielte und scherzte mit seiner kleinen Gesellin und aß und trank in Freuden, und ließ sich von seinem Diener und von den Andern allerlei unterirdische Geschichten erzählen; denn er wollte Alles genau wissen.

So saßen sie ungefähr zwei Stunden lustig beisammen und aßen und tranken, und horchten auf die liebliche Musik, die aus den Lüften erklang. Da klingelte der Vornehmste mit einem Glöckchen, und wo eben die Tafeln gestanden, erhoben sich grüne Orangen- und Palm- und Lorbeerbäume mit Blüthen und Früchten, und andere lustigere und klangreichere Vögel, als die vorher durch die Luft geflattert hatten, saßen in ihren Zweigen und sangen. Und sie sangen alle wie in einer Weise und in einem Maaße, und Johann sah bald, woher dieß kam; denn am Ende des Saales, hoch oben an der Decke, saß in einer hohlen Wand ein eisgrauer Greis und gab den Ton an, nach welchem sie singen mußten. Sie nannten ihn ihren großen Ballmeister. Er war aber so ernst, als er weise war, und verschwiegen, wie die graue Zeit, und sprach nie ein Sterbenswort, da die andern Alle wohl oft zu viel plapperten und schwätzelten.

Der alte Eisgraue droben strich nun die Geige zum Tanze, und alle die bunten Vögel klangen dem Strich nach. Es war aber ein recht fliegender Strich, denn ihr Tanz geht immer äußerst geschwind und lebendig. Als nun der Reigen angeklungen war, siehe, da bewegten sich die leichten und fröhlichen Schaaren, und sprangen und hüpften und drehten sich, als wenn die Welt im Wirbel auseinander fliegen sollte. Und die kleinen hübschen und feinen unterirdischen Dirnen, die sich neben Johann gesetzt hatten, faßten ihn auch, und drehten ihn mit rund. Und er ließ es gern geschehen, und tanzte mit ihnen rund wohl zwei Stunden lang. Und diesen lustigen Tanz hat er jeden Nachmittag mit gehalten, so lange er da unten geblieben ist, und in seinem spätesten Alter noch immer mit vielem Vergnügen davon erzählt. Er pflegte dann zu sagen: die himmlische Freude und der Gesang und das Saitenspiel der Engel, welche die Seligen im Himmel einst zu hoffen hätten, mögen wohl überschwenglich schön seyn, er aber könne sich nichts Schöneres und Lieblicheres denken, als die Musik dieses unterirdischen Reigens: die schönen und beseelten kleinen Menschen, die wunderbaren Vögel in den Zweigen mit den allerzauberischsten Tönen, und die klingenden Silberglöckchen an den Mützen. Ein Mensch, der das nicht gesehen, könne sich gar keine Vorstellung davon machen.

Als die Musik schwieg und der Tanz geendigt war — das mochte wohl die Zeit seyn, die wir vier Uhr Nachmittag nennen — verschwand das kleine luftige Völkchen, die einen hierhin, die andern dahin, und Jeder ging wieder an sein Werk und seine Lust. Des Abends ward nach dem Essen gewöhnlich eben so gejubelt und getanzt. Des Nachts aber schlüpften Alle heraus aus den Bergen, besonders in schönen sternhellen Nächten, und wenn sie auf Erden etwas Besonderes zu thun hatten. Da ging aber der kleine Johann immer ruhig schlafen, und hielt, wie es einem frommen christlichen Knaben geziemte, andächtig sein Abendgebet, und auch des Morgens vergaß er nie, zu beten.

Doch nun muß ich noch mehr erzählen von den Unterirdischen, ehe ich weiter melde, wie es unserm kleinen Johann Dietrich da unten die folgenden Wochen und Jahre ergangen ist.

Daß solche kleine Unterirdische, die man mit vielen Namen, auch wohl Braunchen, Weißchen, Elfen, Weißelfen, Schwarzelfen, Kobolde, Puke, Heinzlein, Trolle nennt, seit uralten Zeiten unter den Bergen und Hügeln wohnen und ihre wunderbaren crystallenen und gläsernen Häuser haben, ist gewiß. Aber wie sie dahin gekommen sind, und was es denn eigentlich für Geister sind, und wozu der liebe Gott sie eigentlich geschaffen hat, das hat uns bisher noch Keiner sagen können. Sie sind wohl, gleich den Seelen und Herzen der Menschen, von sehr verschiedener Art, Einige bös, Andere gut, Einige freundlich, Andere neckisch; das wird aber von Allen ohne Unterschied gesagt, daß sie sehr sinnreich und geschickt sind und die künstlichsten Werke und Geschmeide machen können, die ihnen kein Mensch nachmachen kann, und die von den Menschen deswegen oft für Zauberwerk und Hexenwerk gehalten werden. Alles, was ich hier erzähle, hat Johann Dietrich mitgebracht und es seinen Freunden erzählt, und seinen Kindern so hinterlassen. Von diesen haben es wieder Andere gehört, und so hat sich's erzählt bis diesen Tag.

Die Unterirdischen, zu welchen Johann hinabgestiegen war, gehörten zu den Braunen. Sie hatten auch kleine Schelmstreiche im Herzen, waren aber im Ganzen doch gutmüthiger und fröhlicher Art. Die Braunen hießen sie, weil sie braune Jäckchen und Röckchen trugen und braune Mützen auf dem Kopfe, mit silbernen Glöckchen; Einige trugen schwarze Schuhe mit rothen Bändern, die Meisten aber feine gläserne, und bei'm Tanze trugen sie Alle keine andern. Sie hatten ihre Häuschen in den Bergen, aber damit waren sie sehr geheim, und Johann Dietrich, so lange er bei ihnen gewesen, hat keine ihrer Kammern gesehen. Er und der Diener hatten ihre Kammer hart bei der Stelle, wo der herrliche Speise- und Tanzsaal immer kam und verschwand; er hat auch an vielen andern Stellen schöne Hallen und offene Plätze und liebliche Anger und Auen gesehen, aber nirgends Wohnungen; sondern die Kleinen waren immer nur einzeln oder schaarweise da, entweder daß sie tanzten, lustwandelten oder auch geschwind vorübergingen. Und wie sie aus den Steinen, worin sie wohnen, herauskamen und wieder hineinschwanden, das hat er mit seinen Augen nie gesehen, wie sehr er auch oft darauf gelauscht hat; sondern sie kamen vor seine Augen und verschwanden wie Blitze und Scheine. Einige kleine Dirnen aber, die ihn lieb hatten, haben ihm zugeflüstert: Jeder habe sein eigenes Häuschen tief im Gestein, ein liebliches, helles, gläsernes Häuschen; auch sey der ganze Berg durchsichtig, von Anfang bis zu Ende, und eigentlich rings mit Gras umwachsen, das sey aber seinen Augen zu sehen nicht möglich.

Von diesen kleinen Unterirdischen waren die größten kaum einer Elle lang, und die Knaben und Mädchen also sehr klein, aber sie waren von Gestalt und Geberden sehr schön, mit hellen lichten Augen und mit gar feinen und anmuthigen Händchen und Füßchen. Und eben durch diese Lieblichkeit und Freundlichkeit haben sie manches Menschenkind verführt, daß es zu ihnen heruntergekommen ist, ohne irgend ein Pfand und Zeichen, und lange Jahre da hat bleiben und dienen müssen. Denn wenn man ein Pfand von ihnen hat, schadet es nichts, daß man mit in den silbernen Tönnchen hinabsteigt, und sie müssen einen immer wieder herauslassen. Sie geben aber nicht gern ein Pfand. Das Klügste und Richtigste ist, daß man mit List ein Pfand von ihnen nimmt; denn dann müssen sie einem dienen, da sie sonst gern herrschen wollen. Denn sie sind sehr herrschsüchtig, und

das ist eigentlich ihr Hauptfehler; vorzüglich herrschen sie gern über die Menschen, und bilden sich etwas darauf ein, weil die so viel stärker und größer sind, daß sie sie mit List zu ihren Dienern und Knechten machen. Das beste Pfand, das man von ihnen gewinnen kann, und wodurch man am meisten Macht über sie bekommt, ist eine braune Mütze mit dem Glöckchen; sehr gut ist auch ein gläserner Schuh oder eine silberne Spange, womit sie ihren Leibgürtel zu schließen pflegen. Wer die hat, der hat aller Freuden Fülle bei ihnen, und ist ein großer Gebieter.

Ob sie auch sterben, das weiß man nicht, oder ob sie, wie Einige erzählen, wenn sie alt werden wollen, sich in Steine und Bäume verkriechen und so sich verwachsen und zu wundersamen Klängen, Aechzern und Seufzern werden, die sich zuweilen hören lassen, ohne daß man weiß, woher sie kommen, oder zu abentheuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Hexen schlüpfen sollen, wenn sie von dem wilden Jäger gejagt werden. Eine Leiche von ihnen hat Keiner gesehen, und wenn man sie darnach gefragt hat, haben sie immer so geantwortet, als verständen sie das Wort gar nicht. Das ist gewiß, daß manche von ihnen über zweitausend Jahre alt sind. Da ist es denn kein Wunder, daß man so weise Leute unter ihnen findet.

Sie haben einen großen Vortheil voraus vor uns Menschenkindern, daß sie nicht nöthig haben, für das tägliche Brod zu sorgen und zu arbeiten; denn Speise und Trank kommt ihnen von selber, oder Gott weiß, durch welche wundersame Kunst, und es fehlt nie Brod und Wein und Braten auf ihrem Tische. Auch sieht man dort unten, wo sie wohnen und wo hin und wieder auch weite Fluren und Felder sind, nirgends Korn wachsen und Vieh weiden oder Wild laufen, sondern bloß das Allerlustigste ist zum Genuß da, nämlich die schönsten Bäume und Reben, die mit den auserlesensten Früchten und Trauben prangen; auch die lieblichsten Blumen in Menge, worauf so bunte Schmetterlinge flattern, als man in dem Lande der Sonne und des Mondes nimmer sieht, und die allerschönsten und schimmerndsten Vögel, die alle wie Paradiesvögel und wie der Vogel Phönix aussehen, wiegen sich in den Zweigen und singen süße Lieder. Anderes Lebendiges sieht man dort nicht, wenn man das nicht etwas Lebendiges nennen will, daß hier und da aus den Krystallwänden Quellen von Wein und Milch sich ergießen.

So scheint dieß Völkchen denn sehr glücklich zu seyn und bloß für die Freude und Lust geboren, und sie verstehen sich sehr wohl auf die Kunst, vergnügt zu seyn und ihr Leben lustig zu gebrauchen. Doch muß man nicht glauben, daß sie nichts weiter thun, als Tafel, Spiel und Tanz halten, dann in ihre Kammer schlüpfen und schlafen und etwa die Mitternächte über der Erde verspielen — nein, sie sind wohl die allerregsamsten und allerfleißigsten Wesen, die man je gesehen hat, Niemand versteht so gut, als sie, das Innere der Erde und die Kräfte der Natur und was in Bergen, Steinen und Metallen wächst und was in den Farben der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Triebe lauschen. Denn ihre Sinne sind die allerklarsten und allerfeinsten, viel feiner als die des heitersten und hellsten Kindes, von Menschen geboren; denn auch unsere kleinen Kindlein haben wohl recht feine Sinne und Gedanken, welche die Erwachsenen nur nicht immer verstehen; weil diese meistens schon wieder durch Stein und Erde verhärtet und vergröbert sind. Die Unterirdischen haben viel Freude an Silber und Gold und edeln Steinen, und machen die allerkünstlichsten Arbeiten daraus; so, daß die besten Meister hier oben erstaunen, wenn ein solches unterirdisches Werk hier einmal gesehen wird. Deswegen nennen Viele sie auch wohl Hüter des Goldes und des Silbers, und meinen, daß sie von schlimmer Gier besessen und böse metallische Geister sind. Die Meisten, die das sagen, thun ihnen aber Unrecht; denn die weißen und braunen Unterirdischen sind wohl nicht so gierig. Sie verschenken ja so viel Schönes an die Menschenkinder; das würden sie aber nicht thun, wenn sie das Gold und die Edelsteine zu lieb hätten. Sie haben es nur lieb wegen des Glanzes; denn Glanz und Licht lieben sie über Alles in der Welt. Die mit den schwarzen Jacken und Mützen sind aber wohl geizig und überhaupt von schlimmerer Natur, als diese.

Wie die Unterirdischen des Nachts aus ihren gläsernen Bergen schlüpfen und in Mondschein und Sternenschein tanzen und sich erlustigen, habe ich schon erzählt. Sie können sich aber auch unsichtbar in die Häuser der Menschen schleichen; denn wenn sie ihre Mütze auf haben, kann sie kein Mensch sehen, er habe denn selbst eine solche Mütze. Da sagen die Leute denn, daß sie allerlei Schalkereien treiben, die Kinder in den Wiegen vertauschen, ja gar wegnehmen und mitnehmen. Das ist aber gewiß nicht wahr von den Weißen und Braunen. Sie kommen wohl in die Häuser der Menschen, sie können sich auch verwandeln, so, daß kein Schlüsselloch so klein ist, da sie nicht hindurchschlüpfen; aber sie thun den Menschen nichts Böses, sondern wollen nur zuweilen sehen, was sie machen. Meistens bringen sie ihnen was Schönes mit, besonders den Kindern, die sie sehr lieb haben. Und wenn die Kinder beim Spielen Ducaten oder goldene Ringe gefunden haben, wie das wohl zuweilen geschieht, und mit nach Hause bringen, oder wenn kleine zierliche Schuhe oder ein neues Kleidchen oder grünes Kränzlein, wann sie erwachen, auf ihren Wiegen und Bettchen hängen, so haben das wohl nicht immer die himmlischen Engelein gethan, sondern oft auch die kleinen Unterirdischen. Das sagen aber viele Leute, die es wissen, daß sie oft unsichtbar um die Kinder sind und sie behüten, besonders, daß sie nicht im Feuer und Wasser umkommen. Wenn sie ja Jemand necken und schrecken, so sind es faule Knechte und schmutzige Mägde, die sie mit bösen Träumen ängstigen, als Alp drücken, als Flöhe stechen, als Hunde und Katzen ungesehen beißen und kratzen, oder es sind Diebe und Buhler, welchen sie, wenn sie des Nachts auf verbotenen Wegen schleichen, als Eulen in den Nacken stoßen, oder sie als Irrlichter in Sümpfe und Moräste stoßen und locken, oder gar ihren Verfolgern entgegenbringen. Aber das, denke ich, ist keine Sünde. Die Schwarzjäckigen aber sind bösartig und üben gern arge Tücken. Die dürfen aber den Häusern der Menschen nicht nahe kommen, auch überhaupt wenig auf der Erde seyn, es sey denn in Wüsten und Einöden, wohin selten Menschen kommen. Sie kommen auch nicht zu den Menschen, außer wenn diese ihnen selbst die Gewalt über sich gegeben oder sich ihnen verpfändet und verschrieben haben. Denn darauf sinnen diese schwermüthigen und grüblerischen Geister Tag und Nacht, wie sie arme Narren und listige Schelme verstricken und sich endlich an ihrer Noth ergötzen mögen. Und diese Schwarzen sind auch nicht schön, wie die andern Unterirdischen, sondern grundhäßlich, haben trübe und triefende Augen, wie die Köhler und Grobschmiede, sind stumm und heimlich bei ihrer Arbeit, leben einsam und höchstens zu Zweien und Dreien, und kennen keinen Tanz und Musik, sondern nur Geheul und Gewimmer. Und wenn es in Wäldern und Sümpfen schreit wie eine Menge schreiender Kinder oder wie ein Haufe Katzen miauen und eine Schaar Eulen kreischen und wehklagen würde — das sind ihre nächtlichen Versammlungen, das ist ihre Musik, das sind sie.

Doch haben die Menschen vor allen Unterirdischen ein Grauen, und das ist wohl natürlich. Denn dem Menschen ist das Licht angeboren, und die Liebe zu allem Lichten und Hellen, und es schaudert ihm vor dem Dunkeln und Verborgenen und vor allen geheimen Kräften, die unsichtbar umherschleichen und walten. Auch wissen sie ja, daß die Unterirdischen allenthalben seyn und sich verwandeln und zaubern können. Freilich erzählt man viel mehr von ihren Zaubereien, als wahr ist; das Meiste machen sie durch ihre Unsichtbarkeit und Künstlichkeit, wodurch sie so feine Arbeit, als Spinnen und Wespen weben und wirken, und den Menschen allerlei Gaukelei und Einbildung vormachen können. Und wenn sie ja viel zaubern, thun sie es mehr zur Freude und zum Spiel, als zum Bösen. Die Schwarzen aber können auch heren, und sind schlimme Herenmeister, und wenn die sich verwandeln, sind sie scheußliche Thiere und Gewürme, Bären, Wölfe, Hyänen, Tiger, Katzen, Schlangen, Kröten, Scorpionen, Krähen und Eulen; und wehe den armen Menschen, die sich mit ihnen eingelassen haben! Denn von ihnen muß man dreifache Pfänder nehmen, und auch der Klügste wird von ihnen betrogen, wenn er nicht kurzen Kauf mit ihnen hält. Daß diese Herenkappen oder Nebelkappen weben, womit man sich unsichtbar machen und in einem Hui über Land und Meer fahren kann, das ist wahr. Dem Doctor Faust haben sie seinen Mantel gemacht, womit er in einer Secunde von Straßburg nach Rom und von Mainz nach Paris gefahren ist. Aber wie ist es diesem armen Doctor Faust auch ergangen? Er ist aus diesem schwarzen Künstler, weil er zu weise werden wollte, ein Schwarzkünstler geworden und endlich ist er zu dem Allerschwärzesten gefahren. Die Schwarzen machen auch Zauberwaffen, Harnische, die gegen Stahl und Hieb fest sind, Degen, die nie Scharten bekommen und vor welchen kein Panzer und Helm aushält; dünne Kettenhemde, leicht wie Spinnenwebe, wodurch keine Kugel dringt. Der Gebrauch derselben ist aber sehr abgekommen, seit die meisten Menschen Christen sind, und war mehr in der heidnischen Zeit. Das ist einmal wahr, künstliche Schmiede und Waffenschmiede sind sie, und wissen eine Härtung und zugleich Schmeidigung des Stahls, die ihnen kein irdischer Schmied nachmachen kann; denn ihre Klingen sind zugleich biegsam wie Rohrhalme und scharf wie Diamanten. Auch wirken sie noch viel anderes Zaubergeschmeide aus Stahl und Eisen, das zu mancherlei verborgenen Künsten gebraucht wird und zum Theil die seltsamsten und unbegreiflichsten Eigenschaften hat. Die Braunen sind aber die Juweliere der Berge, die mehr in Gold und Silber und Edelsteinen arbeiten. Die feinsten und künstlichsten aller Unterirdischen sind die Weißen; die wirken ihre Arbeit so fein und dünn, wie die zartesten Blumen aus, so fein und zart, daß viele Augen sie gar nicht sehen können, und sie können aus Silber und Gold Röckchen weben, von denen man

schwören sollte, sie seyen aus Sonnenstrahlen oder Mondschein gewebt; denn sie sind leichter als die leichtesten Spinnweben.

Johann Dietrich kam die ersten Wochen, die er in den gläsernen Bergen verlebte, nicht weiter, als in sein Kämmerchen, in den Speise- und Tanzsaal und wieder zurück. Er konnte gar kein Ende finden, die schönen und köstlichen Sachen zu betrachten und zu loben, die in seinem Zimmer und dem Schränkchen aufgestellt waren. Am meisten aber ergötzte er sich an den schönen Bildern und an seinem Bücherschranke, wo viele hundert der sauberst gebundenen Bücher mit goldenem Schnitte neben einander standen, und in welchen er die allerfeinsten und lustigsten Mährchen fand, an welchen er sich nicht satt lesen konnte. Als aber die ersten Wochen vergangen waren, da spazierte er oft aus, und ließ sich von seinem Diener Alles zeigen und erzählen. Es gab da unten aber die allerlieblichsten Spaziergänge nach allen Seiten hin, und er konnte viele Meilen weit wandeln, und sie nahmen kein Ende; und man sieht daraus, wie unendlich groß der Berg war, worin die Unterirdischen wohnen, und doch schien die Spitze oben wie ein kleiner Hügel, worauf einige Bäume und Sträuche stehen. Und daraus kann man auch wissen, wie viele viele Meilen seine Tiefe nach unten hinabgehen mußte. Das aber war das Besondere, daß zwischen jeder Au und jedem Anger, die man hier mit Hügeln und Bäumen und Blumen und Inseln und Seen durchsäet, in der größten Mannigfaltigkeit hatte, gleichsam eine schmale Gasse war, durch welche man wie durch eine crystallene Felsenmauer gehen mußte, bis man zu etwas Neuem gelangte. Die einzelnen Anger und Auen waren aber wohl oft eine Meile lang. Von den Bäumen habe ich schon erzählt, wie sie voll köstlicher Früchte hingen, und von den Quellen, in welchen Milch und Wein aus den Felsen rieselte. Da konnten die Wanderer sich nicht so weit vergehen, sie fanden immer, womit sie sich erquicken konnten. Aber das Allerlustigste waren die bunten Vögel, die immer von Zweig zu Zweig flatterten und wie tausend himmlische Nachtigallen sangen, und die Blumen, so wunderschön von Farben und Düften, daß Johann ihres Gleichen auf Erden nimmer gesehen hatte. Kurz es war hier Alles zauberisch lustig und anmuthig und bei aller der Lust und dem Jubel ein so stilles Leben. Es wehete und man fühlte keinen Wind; es schien hell und man fühlte keine Hitze; die Wellen brauseten und man fand keine Gefahr, sondern die niedlichsten Nachen und Gondeln, als schneeweiße Schwäne gestaltet, kamen, wenn man über einen Strom wollte, von selbst an das Land geschwommen, und führten an das jenseitige Ufer, und ebenso führten sie über die Seen zu den Inseln. Woher das Alles kam, wußte Niemand, und der Diener durfte es nicht sagen; das aber sah Johann wohl, und konnte es mit Händen greifen, daß die großen Karfunkel und Diamanten, womit die hohe Decke statt des Himmels gewölbt war, und womit alle Wände des Berges geschmückt standen, für Sonne, Mond und Sterne leuchteten. Diese lieblichen Fluren und Auen waren meist einsam. Man sah wenige Unterirdische auf ihnen, und die man sah, schienen immer nur so vorüber zu schlüpfen, als hätten sie die größte Eile, davon zu kommen. Selten geschah es, daß Einige hier im Freien einmal einen Reigen aufführten, etwa zu Dreien, höchstens zu einem halben Dutzend; mehr hat Johann hier nicht beisammen gesehen. Nur dann ging es lustig her, wenn die Schaar der Diener und Dienerinnen, die wohl ein paar Hundert seyn mochten, ausgelassen und spazieren geführt wurden. Das geschah aber alle Wochen nur zweimal; meistens waren sie dann drinnen in dem großen Saal oder in den anstoßenden Zimmern beschäftigt, oder mußten auch in der Schule sitzen.

Das war hier auch noch besonders, daß, wie die Diamanten und Edelsteine oben die Sonne und den Mond und die Sterne vorstellen mußten, es hier eigentlich keine Jahreszeiten gab, sondern die Luft war immer gleich; d. i. es war Jahr aus, Jahr ein eine milde, linde Frühlingsluft, von Blüthenathem durchwehet und von Vogelgesang durchklungen. Doch zwei Tageszeiten gab es, Tag und Nacht, und diese theilten sich wieder in vier Theile, in Morgen, Mittag, Abend und Nacht; doch war der Mittag nicht wärmer, als die andern Tageszeiten. Das aber hatte es hier Besonderes, daß die Nacht nie so dunkel und der Tag nie so hell ward, als sie oben auf der Erde sind.

Johann hatte viele Monate hier verlebt — ich glaube es waren zehen — und sie waren ihm hingeschwunden wie ein Tag. Da begegnete ihm Etwas, das ihn in die Schule brachte. Ich will erzählen, wie das zuging. Er wandelte einst, nach seiner Gewohnheit, mit seinem Diener herum. Da sah er in der Abenddämmerung etwas Schneeweißes in eine crystallene Felswand hineinschlüpfen und dann plötzlich verschwinden. Und es hatte ihm gedäucht, daß es von den kleinen Leuten war, und daß ihm auch schneeweiße Locken von den Schultern herabhingen. Er fragte denn seinen Begleiter: „Was war das? giebt es auch unter euch welche, die in weißen Kleidern gehen, wie die Diener und Dienerinnen, die ihr uns abgefangen habt?" Der Diener antwortete: „Ja, es giebt deren, aber wenige, und sie erscheinen nie bei dem Tanze, noch an den großen Tafeln, außer einmal im Jahre, wann des großen Bergkönigs, der viele tausend Meilen weit unter uns in der innersten Tiefe wohnt, Geburtstag ist. Darum hast Du sie noch nie gesehen. Das sind die ältesten Männer unter uns, und Einige von ihnen wohl manches Jahrtausend alt, und wissen vom Anfange der Welt und vom Ursprunge der Dinge zu erzählen, und werden die Weisen genannt. Sie leben sehr einsam für sich und kommen nur aus ihren Kammern, daß sie unsere Kinder und die Diener und Dienerinnen unterweisen, für welche hier auch eine große Schule ist; sonst sind sie meist mit der Betrachtung der innerlichen und himmlischen Dinge und mit der Sternkunde und Alchymie beschäftigt." „Was? giebt es hier auch Schulen? rief Johann, das ist nicht recht, Diener, daß Du mir das verschwiegen hast; ich habe immer große Lust gehabt, in die Schule zu gehen und etwas Ordentliches zu lernen." „Das kannst Du haben, wie Du willst, antwortete der Diener, Du bist hier der Herr, und was Du haben willst, müssen wir Dir schon zu Gefallen thun. Du kannst Dir einen der schneeweißen Weisen in die Kammer kommen lassen, wenn Dir das gefällt, oder kannst auch in eine der Schulen gehen." „Das will ich gleich morgenden Tages thun, sprach Johann, und ich will mit in die Schule gehen, wo die Diener und Dienerinnen unterwiesen werden. Denn ich will mit denen lernen, die auf der Erde geboren sind; ihr möchtet mir zu fein seyn, und ich käme nicht mit, und der Hinterste zu seyn, wäre unlustig."

Und gleich den andern Morgen ließ Johann sich von dem Diener in die Schule führen, und es gefiel ihm da so gut, daß er nachher nie einen Tag versäumt hat. Das ist nämlich sehr löblich von den Unterirdischen, daß die Kinder, welche zu ihnen herabkommen, immer sehr gut unterwiesen werden, so daß sehr kluge und geschickte Leute aus den Bergen gekommen sind, Männer und Frauen, die ihre Wissenschaft bei den Unterirdischen gelernt haben. Hier waren Meister in allen Künsten. Die Kinder lernten schreiben, lesen, zeichnen, malen, Geschichten und Mährchen aufschreiben und erzählen, und wurden zugleich in mancherlei feiner und künstlicher Arbeit unterwiesen. Die Größern und Fähigern erhielten auch Unterricht von der Natur und von den Gestirnen, und wurden auch in der Dichtkunst und Räthselkunst geübt, welche beiden Künste die Unterirdischen über Alles lieben, und womit sie sich bei der Tafel und bei Festen unter einander viel reizen und ergötzen. Der kleine Johann war sehr fleißig, und ward bald einer der geschicktesten Zeichner und Maler, auch arbeitete er sehr fein in Silber und in Gold und Stein, ja er konnte aus Stein zuletzt so feine Früchte und Blumen wirken, daß man glauben sollte, der liebe Gott, der doch Alles auf das Schönste und Künstlichste geschaffen hat, könne es kaum besser machen; er machte auch hübsche Reimlein, und im Räthselkampfe war er sehr gewandt, daß er fast Allen antworten konnte, und ihm Mancher die Antwort schuldig blieb.

Manches liebe Jahr hatte Johann hier verlebt, ohne daß er an seine schöne Erde gedacht hätte und an diejenigen, welche er dort oben zurückgelassen hatte. Auch hatte er hier unter den Kindern manchen lieben Gespielen und Gespielin gefunden. Nur war das betrübt, daß diese gewisse Stunden immer dienen mußten und dann nicht mit ihm seyn durften, obgleich sie keineswegs hart gehalten wurden und einen sehr leichten und meistens nur spielenden Dienst hatten, denn schwere und schmutzige und mühevolle Arbeit gab es hier unten gar nicht.

Unter allen seinen Gesellen und Gesellinnen hatte Johann Niemand lieber als ein kleines blondes Mädchen, welches Lisbeth Krabbin hieß. Diese war mit ihm aus demselben Dorfe, es war die Tochter des Pfarrers Friedrich Krabbe in Rambin. Sie war als ein vierjähriges Kind weggekommen, und Johann erinnerte sich wohl, wie sie ihm von ihr erzählt hatten. Sie war aber nicht gestohlen von den Unterirdischen, sondern einen Sommertag mit den andern Kindern in's Feld gelaufen. Sie waren zu den neun Bergen gegangen, da war die kleine Lisbeth eingeschlafen und von den Andern vergessen, und des Nachts, als sie erwachte, unter die Unterirdischen und mit ihnen unter die Erde gekommen. Johann hatte sie aber nicht deswegen so lieb, weil sie mit ihm aus einem Dorfe war, sondern Lisbeth war von Natur ein ausnehmend freundliches und liebes Kind mit hellblauen Aeuglein und blonden Löckchen, und als sie groß ward, war sie ausbündig schön.

Mit diesem niedlichen Kinde hatte Johann hier seine Kinderjahre recht lustig verspielt und gar nicht mehr daran gedacht, daß da oben über den Bergen auch noch Leute wohnten. So war es achtzehn Jahre alt geworden und Lisbeth sechszehn. Und was bis jetzt ein unschuldiges Kinderspiel gewesen war, ward nun eine süße Liebe. Sie konnten nicht mehr von einander lassen und nannten sich Braut und Bräutigam, und waren lieber allein, als unter den andern Gespielen. Die Unterirdischen sahen das aber sehr gern, denn sie hatten den Johann alle sehr lieb, und hätten ihn auch sehr gern als ihren Die-

ner gehabt — denn Herrschsucht ist ihr Laster bei manchen Tugenden. Und sie dachten: durch diese hübsche Dirne werden wir ihn fangen, und er wird sich um ihretwillen zuletzt wohl gefallen lassen, bei Tische aufzuwarten und Aepfel und Trauben von den Bäumen zu lesen und Blumen zu streuen und das Estrich zu kehren. Sie irrten sich aber sehr. Der kleine Diener, dem er die Mütze genommen, und den die Langeweile oft bei ihm geplagt, hatte ihm zu viel erzählt: daß er hier nur das Befehlen habe, und daß sie Alles thun müßten, was er wolle; denn wer Meister von einem Unterirdischen geworden, sey dadurch auch so weit Meister aller übrigen, daß sie ihm Alles zu Gefallen thun müssen, was in ihrer Macht stehe.

Johann ging nun viel spazieren mit seiner kleinen süßen Braut, und ließ den Diener oft zu Hause; denn jetzt waren dort keine Wege und Stege mehr, die er nicht kannte. Und sie spazierten viel in der Dämmerung und oft bis in die sinkende Nacht hinein, ohne daß sie merkten, wo ihnen die Zeit blieb; denn die Liebe ist eine Zeitdiebin, die ihres Gleichen nicht hat. Der Johann war bei diesen Spaziergängen immer fröhlich und munter, aber die Lisbeth war oft stumm und traurig, und erinnerte sich oft des Landes da droben, wo die Menschen wohnen und Sonne, Mond und Sterne scheinen. Weil er das aber immer wegschob, durch andere Gespräche, so verstummte sie wieder und seufzte still in sich, vergaß es auch wohl endlich wieder durch das Glück, daß sie an seinen Armen wandeln durfte. Nun begab es sich einmal, daß sie bei einem Spaziergange über ihrer Liebe und dem lustigen Gekose und Geflüster derselben ganz der Zeit vergessen hatten und Gott weiß wie weit geschlendert waren. Es war schon nach Mitternacht, und sie waren zufällig an die Stelle gekommen, wo die Spitze des gläsernen Berges sich aufzuthun und wo die Unterirdischen hinaus- und hereinzuspülpfen pflegten. Als sie nun da wandelten, hörten sie mit einem Male mehrere irdische Hähne laut krähen. Bei diesem süßen Klange, den sie nun in zwölf Jahren nicht gehört hatte, ward der kleinen Lisbeth gar wundersam um das Herz, sie konnte sich nicht länger halten, sie umfaßte ihren Johann, als wollte sie ihn todt drücken, und netzte ihm mit heißen Thränen die Wangen. So hing sie lange sprachlos an seiner Brust, dann küßte sie ihn wieder und bat ihn, daß er ihr den unterirdischen Kerker doch aufschließen sollte. Sie sprach ungefähr also zu ihm:

„Lieber Johann, es ist hier unten wohl schön, und die kleinen Leute sind auch freundlich und thun einem nichts zu Leide, aber geheimelt hat es mir hier nie, sondern mir ist doch immer schauerlich zu Muthe gewesen, und eigentlich froh bin ich hier erst geworden, seit ich Dich so lieb habe, und doch nicht recht froh, denn es ist hier doch kein rechtes Leben, wie es für Menschen seyn soll. Ich habe hier doch keine Ruhe Tag und Nacht, und ich will Dir es nun sagen, was ich immer verschwiegen habe: alle Nacht träumt mir von meinem lieben Vater und von meiner Mutter und von unserm Kirchhofe, wo die Leute so andächtig an den Kirchthüren stehen und auf den Vater warten, und mir ist es dann so sehnsüchtig im Herzen, daß ich Blut weinen möchte, weil ich nicht mit ihnen in die Kirche gehen und beten und Gott loben und preisen kann, wie Menschen sollen. Denn ein christliches Leben ist hier unten einmal nicht, sondern nur so ein buntes, künstliches in der Mitte, wobei es einem doch nicht ganz wohl wird, weil es wohl halb heidnisch ist. Und, lieber Johann, auch das mußt Du bedenken, wir können hier ja nie Mann und Frau werden, denn es ist hier ja kein Priester, der uns trauen kann; und so müssen wir immerfort Brautleute bleiben, und können alt und grau darüber werden. Darum denke darüber und mache Anstalt, daß wir von hier kommen; mich verlangt unbeschreiblich, wieder bei meinem Vater und unter frommen Christen zu seyn."

Auch für Johann hatten die Hähne ganz wunderbar gekräht, und er empfand etwas, was er hier unten noch nie empfunden hatte, nämlich eine tiefe Sehnsucht nach dem schönen Sonnenlande, und er antwortete seiner Braut:

„Liebe süße Lisbeth, Du ermahnest mich ganz recht. Ich empfinde nun auch, daß es Sünde ist für Christen, hier zu bleiben, und mir ist im Herzen fast, als hätte der Herr Christus uns mit diesem Hahnenkrei als mit seiner Liebesstimme gerufen: „Kommt herauf, ihr Christenkinder, aus der Bezauberung und aus den Wohnungen der Verblendung! kommt herauf an das Sternenlicht und wandelt wie die Kinder des Lichts!" Ja, Lisbeth, mir ist zum ersten Mal recht weh um das Herz geworden, und ich sehe wohl, daß es ein großer Fürwitz und eine schreckliche Sünde war, daß ich so mit den Unterirdischen hinabgefahren bin. Das mag Gott meinen jungen Jahren vergeben, weil ich ein Kind war und nicht wußte, was ich that. Und nun will ich auch nicht länger warten, sondern geschwinde Anstalt machen, daß ich fortkomme. Mich dürfen sie hier nicht halten."

Und er war sehr bewegt in seiner Seele, und führte sein liebes Kind eilends von dannen. So trieb ihn der Vorsatz fort, der schon in ihm lebendig war. Er hatte aber nicht bemerkt, daß Lisbeth bei seinen letzten Worten todtenblaß geworden war und wie schwer sie ihr auf's Herz gefallen waren; denn sie hatte vorher nicht bedacht, daß sie Dienerin war und ihre funfzig Jahre aushalten mußte und daß sie mit ihm nicht fort konnte. Und der Schmerz war so gewaltig in ihr, daß sie endlich laut weinen und schluchzen mußte und er sie nun fragte, was ihr sey, er wolle ja gerne mit ihr fortziehen, ja durch die ganze Welt mit ihr, wohin sie wolle. Da antwortete sie ihm: „Ach! Du bist hier der Herr und kannst es; aber ich bin die Dienerin, und muß nach dem strengen Gesetze, das hier gilt, aushalten, bis die funfzig Jahre um sind. Und was soll ich dann auf der Erde thun, wann Vater und Mutter todt und die Gespielen alt und grau sind? und Du bist dann auch grau und alt; was kann es mir da helfen, daß ich hier jung bleibe und nicht älter werden kann, als zwanzig Jahre? Ach! ich arme Lisbeth."

Sie sprach diese Worte so kläglich aus, daß sie einen Stein hätte rühren können, und in Johann's Ohren tönten sie wie Donnerschläge, und er ward auch so traurig. Denn das fühlte er wohl, ohne sie konnte er von hier nicht gehen — und er konnte doch in seiner Seele nirgends einen Ausweg finden. Sie schieden also, als sie heimgekommen waren, sehr traurig von einander. Johann aber drückte Lisbeth's Hand an sein Herz und küßte sie viel tausendmal und sagte ihr: „Nein, liebe Lisbeth, ohne Dich gehe ich nimmer von hier, das glaube mir." Und Lisbeth ward sehr getröstet durch diese Worte.

Johann wälzte sich die ganze Nacht auf seinen Kissen hin und her, und konnte kein Auge zuthun, denn die Gedanken ließen ihm keine Ruhe, sondern flogen, wie aufgescheuchte Vögel, hinter welchen der Falke ist, immer rundum in seiner Seele. Endlich, als der Morgen schon graute, fuhr er geschwind aus dem Bette, und sprang hoch auf vor Freuden, und jauchzte in seiner Stube hin und her und schrie überlaut: „Nun hab' ich's! nun hab' ich's! Diener! Diener! Du hast mir zu viel erzählt!" Und er klingelte, und der Diener kam, und er befahl: „Diener, geschwind! geschwind! bringe mir Lisbeth!" und in einem Augenblicke war der Diener da und führte die schöne Lisbeth an der Hand. Und er hieß den Diener hinausgehen und küßte seine Lisbeth und sprach zu ihr: „Liebe Lisbeth, nun freue dich mit mir Ich habe es gefunden! ich habe es gefunden! wir werden nun beide bald wieder zu Christen kommen, und sie können uns hier nicht festhalten. Verlaß Dich nur darauf, ich kann es machen. Und nun gehe, mein Herzchen, und sey froh." Und er küßte sein liebes Kind, rief darauf den Diener und hieß ihm die Lisbeth wieder heimführen und auf dem Rückwege die sechs Vornehmsten zu ihm rufen. Der Diener aber verwunderte sich über diese Sendung, und die Sechs wunderten sich noch mehr, als er ihnen die Muthung Johann's brachte, und munkelten und flüsterten unter einander, gingen aber mit ihm.

Und als die Sechse in Johann's Zimmer traten, empfing er sie sehr freundlich, denn es waren ja die, mit welchen er alle Tage zu Tische zu sitzen pflegte, und sprach also zu ihnen:

„Liebe Herren und Freunde, Euch ist wohl bewußt, auf welche Weise ich hierher gekommen bin, nicht als ein Gefangener und Ueberlisteter, oder Diener, sondern als ein Herr und Meister über Einen von Euch, und dadurch über Alle; nur daß dieser Eine immer mein leiblicher und stündlicher, ja secundlicher Diener seyn muß. Ihr habt mich die zehn Jahre, welche ich bei Euch lebe, wie einen Herrn empfangen und gehalten, und dafür bin ich Euch Dank schuldig, denn ich hätte Euch mit allerlei Befehlen und Einfällen manche Mühe und Arbeit, Neckerei und Plage anthun, ja, ich hätte ein recht tückischer und unfreundlicher Tyrann gegen Euch seyn können, und Ihr hättet es alles in Gehorsam leisten und thun müssen und nicht mucksen dürfen. Ich habe das aber nicht gethan, sondern mich wie Eures Gleichen aufgeführt und mehr mit Euch gejubelt und gespielt, als daß ich unter Euch geherrscht hätte. Nun bitte ich Euch, seyd wieder freundlich gegen mich, wie ich gegen Euch gewesen bin, und gewährt mir eine Bitte. Es ist hier unter den Dienerinnen eine feine Dirne, die ich lieb habe, Lisbeth Krabbin aus Rambin, wo ich auch geboren bin. Diese gebt mir, und lasset sie mit mir ziehen. Denn ich will nun wieder hinauf, wo die Sonne scheint und der Pflug in's Feld geht. Weiter begehre ich nichts, als dieses schöne Kind und den Geschmuck und das Geräth meines Zimmers mitzunehmen."

So sprach er mit sehr lebendigem und kräftigem Tone, daß sie den Ernst wohl fühlten. Sie aber schlugen die verlegenen und bedenklichen Blicke zu Boden und schwiegen Alle; darauf nahm der Aelteste unter ihnen das leise Wort und lispelte: „Herr, Du begehrest, was wir nicht geben können; es thut uns leid, daß Du Unmögliches verlangest. Es ist ein unverbrüchliches Gesetz, daß nie ein Diener oder eine Dienerin entlassen werden kann von hier vor der bestimmten Zeit. Brächen wir das Gesetz, so würde unser ganzes unterirdisches Reich einen Fall thun. Sonst Alles,

denn Du bist uns sehr lieb und ehrenwerth, aber die Lisbeth können wir Dir nicht herausgeben."

„Ihr könnt die Lisbeth herausgeben und ihr sollt sie herausgeben, rief Johann im Zorn. Nun geht, und bedenkt Euch bis morgen. Ihr wißt meinen Befehl, es ist keine Bitte mehr. Morgen kommt zu dieser Stunde wieder. Ich will Euch zeigen, ob ich über Eure schmeichlerischen und füchsischen Listen herrschen kann."

Die Sechs verneigten sich und gingen, den begleitenden Diener aber schalten sie, daß er zu viel erzählt habe. Er aber entschuldigte sich und verneinte es und sagte: „Ihr wißt ja, wie klug er mich überlistet hat mit der Mütze, und wie er von den Geheimnissen unserer Herrschaft Alles gewußt hat durch den alten Kuhhirten aus Rodenkirchen; der hat ihm dieß auch erzählt." — Und sie glaubten ihm und schalten ihn nicht mehr.

Als die Sechs den andern Morgen zur befohlenen Stunde wiederkamen, empfing Johann sie doch freundlich und sprach: „Ich habe Euch gestern hart angeredet, aber ich habe es so schlimm nicht gemeint, als ich ausgesehen habe. Aber die Lisbeth will ich und muß ich haben, dabei bleibt es! Und ich weiß wohl, daß Ihr auch mich nicht gerne misset, weil Ihr die Menschenkinder gern habt, besonders wenn sie freundlich und lustig sind, wie ich bin. Aber ich kann's nun einmal nicht helfen, ich muß wieder zu Christen, und wie ein Christ leben und sterben, und es ist eine große Sünde, wenn ich hier länger säume. Und deswegen verlasse ich Euch, und nicht aus Widerwillen und Haß. Und meine liebe Lisbeth will ich auch mitnehmen; dabei bleibt es! Und nun geberdet Euch nicht länger widerwärtig und widerspänstig, und thut wie Freunde dem Freunde, was Ihr sonst aus Noth thun müsset, und gebet mir die schöne Dirne heraus, und lasset uns freundlich von einander scheiden und hier und dort ein freundliches Andenken in den Herzen bewahren."

Und die Sechs thaten sehr freundlich und redeten nun Einer nach dem Andern, und machten sehr schöne Wendungen und Schlingungen der Worte, womit sie ihn zu bestricken hofften, denn darin sind sie sehr geschickt. Auch hatten sie sich heute vorbereitet, daß sie wußten, was sie sprechen wollten. Aber es half ihnen nichts, und ihre Worte verflogen sich in den Winden und berührten Johann nicht stärker, als hätten sie Spreu aus dem Munde geblasen. Und das Ende vom Liede war wieder, nachdem er alle die schönen künstlichen Worte angehört hatte: „Gebt die Lisbeth heraus! ich gehe nicht ohne die Lisbeth!" Denn Johann war zu sterblich verliebt, als daß er die schöne Lisbeth gelassen hätte. Die Sechs aber weigerten sich, als hätten sie Recht und würden es nimmer thun. Johann aber sagte ihnen lächelnd: „Geht nun! Fahrt wohl bis morgen! Morgen seyd Ihr wieder zu dieser Stunde hier. Ich gebe Euch nun das dritte und letzte Mal. Wollt Ihr meinen Wunsch dann nicht in Güte erfüllen, sollt Ihr sehen, ob ich verstehe, Herr zu seyn." — Er hatte aber, da er sie so hartnäckig sah, in sich beschlossen, sie durch Plagen zum Gehorsam zu zwingen, falls sie nicht unterdessen auf bessere Gedanken kämen.

Und sie kamen den dritten Morgen, und Johann sah sie mit ernstem und strengem Blicke an und erwiederte ihre Verbeugung nicht, sondern fragte kurz: „Ja oder Nein?" Und sie antworteten einstimmig: „Nein!" Darauf befahl er dem Diener, er sollte noch vierundvierzig der Vornehmsten rufen und sollte ihre Frauen und Töchter mitkommen heißen, und auch die Frauen und Töchter von diesen Sechsen, die vor ihm standen. Und der Diener fuhr dahin wie der Wind, und in wenig Minuten standen die Vierundvierzig da, mit ihren Frauen und Töchtern, und auch die Frauen und Töchter der Sechse, und waren in Allem wohl fünfhundert Männer, Frauen und Kinder da. Und Johann hieß sie hingehen und hauen, Karsten und Stangen holen und dann flugs wiederkommen. Und sie thaten, wie er befohlen hatte, und waren bald wieder da. Er aber gedachte sie nun zu plagen, damit sie aus Noth thäten, was sie aus Liebe nicht thun wollten.

Er führte sie auf einen Felsenberg, der auf einem der Anger lag. Da mußten diese feinen zarten Wesen, die für schwere Arbeit nicht geschaffen waren, Steine hauen, sprengen und schleppen. Sie thaten das ganz geduldig und ließen sich nichts merken, sondern geberdeten sich, als sey es ihnen ein leichtes und gewohntes Spiel. Er aber ließ sie sich plagen vom Morgen bis an den Abend, und sie mußten schwitzen und arbeiten, daß ihnen der Athem fast ausging; denn er stand immer dabei und trieb sie an. Sie aber hofften, er werde die Geduld verlieren und der Jammer werde ihn überwinden, daß er sie und ihre Frauen und Kinder so bleich und welk werden sah, die sonst so schön und lustig waren. Und wirklich war Johann zu keinem König Pharao und Nebukadnezar geboren, denn, nachdem er es einige Wochen so getrieben, ging ihm die Geduld aus, und der Jammer, daß er die schönen kleinen Menschen so mißhandeln mußte, that auch sein Theil dazu. Sie aber wurden nicht mürb, denn es ist ein gar eigensinniges Völkchen. Sie brauchten aber immer die List, daß die Schönsten immer zunächst bei Johann arbeiten mußten, besonders stellten sie die niedlichen kleinen Dirnen dahin, die sonst seine Tischgesellinnen waren, und die mußten auf seine Mienen und Geberden Acht haben, und hatten bald bemerkt, daß er sich oft verstohlen wegwendete und eine Thräne aus den Augen wegwischte. Johann dachte nun darauf, wie er eine Plage erfände, die ihn geschwinder zum Ziele führte.

Und er machte sich hart und geberdete sich noch viel härter und rief sie einen Abend zusammen und sprach: „Ich sehe, Ihr seyd ein hartnäckiges Geschlecht, so will ich denn viel hartnäckiger seyn, denn Ihr seyd. Morgen, wann Ihr zur Arbeit kommt, bringe sich Jeder eine neue Geißel mit." Und er hieß sie sich Alle entkleiden und einander mit den Geißeln zerhauen, bis das Blut darnach floß; und er sah grimmig und grausam dabei aus, als hätte ihn eine Tigerin gesäugt oder ein schwarzer Galgenvogel das Futter zugetragen. Aber die kleinen Leute zerhieben sich und bluteten und hohnlachten dabei, und thaten ihm doch nicht den Willen. So thaten sie drei, vier Tage.

Da konnte er es nicht länger aushalten, es jammerte und ekelte ihn, und er hieß sie ablassen und schickte sie nach Hause. Und er dachte auf viele andere Plagen und Martern, die er ihnen anthun könne. Da er aber von Natur weich und mitleidig war, und die Wochen wirklich mehr ausgestanden hatte, daß er sie plagen mußte, als sie, die geplagt wurden, so gab er den Gedanken daran ganz auf; für sich und für seine Lisbeth wußte er aber auch gar keinen Rath, und ward so traurig, daß sie ihn oft trösten und aufrichten mußte, der sonst immer so fröhlich und beherzt war. So lieb er die kleinen Leute sonst hatte, so unlieb wurden sie ihm jetzt. Er schied sich ganz aus ihrer Gesellschaft und von ihren Festen und Tänzen, und lebte einsam mit seiner Dirne und aß und trank einsam in seinem Zimmer; so, daß er fast ein Einsiedler ward und ganz in Trübsinn und Schmermuth versank.

Als er einmal in dieser Stimmung in der Dämmerung spazierte, warf er in Unmuth, wie man zu thun pflegt, kleine Steine, die ihm vor den Füßen lagen, gegen einander, daß sie zersprängen. Vielleicht erquickte es seinen schweren Muth auch, daß er die Steine so an einander zerschlagen sah, denn wenn ein Mensch in sich uneins und zerrissen ist, möchte er in Unmuth oft die ganze Welt zerschlagen. Genug, Johann, der nichts Besseres thun mochte, zerwarf die armen Steine, und da geschah es, daß aus einem ziemlich großen Steine, der aus einander sprang, ein Vogel schlüpfte, der ihn erlösen sollte. Es war dieß eine Kröte, deren Haus in den Stein mit ihr gewachsen war und die vielleicht seit der Schöpfung der Welt darin gesessen hatte. Kaum sah Johann die Kröte springen, so war er ganz freudenvoll und sprang hinter sie drein und haschte sie und rief einmal über das andere: „Nun hab' ich sie! nun hab' ich meine Lisbeth! nun will ich euch schon kirr machen, nun sollt ihr's kriegen, ihr tückischen kleinen Gesellen. Habt ihr euch mit Ruthen nicht zum Gehorsam geißeln lassen, so will ich euch mit Kröten und Skorpionen geißeln." Und er barg die Kröte wie einen kostbaren Schatz in seiner Tasche und lief eilends zu Hause und nahm ein festes silbernes Gefäß und setzte sie darein, damit sie ihm nicht entrinnen könnte. Und in seiner Freude sprach er überlaut für sich viele Worte und geberdete sich so wunderlich, als sey er närrisch geworden, und sprang dann in's Freie hinaus. „Komm mit, mein Vögelein, rief er, nun will ich dich versuchen, ob du ächt bist." Und er nahm das Gefäß mit der Kröte unter den Arm und lief hin, wo ein paar Unterirdische in der Einsamkeit des Weges gingen. Und als er ihnen näher kam, stürzten sie hin auf den Boden und winselten und heulten jämmerlich. Er aber ließ flugs ab von ihnen und rief: „Lisbeth, Lisbeth, nun hab' ich Dich! nun bist Du mein!" und so stürmte er zu Hause, schellte den Diener herein und ließ ihn Lisbeth holen.

Und als Lisbeth kam, war sie ganz erstaunt, daß sie ihn so munter fand, denn seit einem halben Jahre hatte sie ihn nicht mehr froh gesehen. Und er lief auf sie zu und umhalsete sie und sprach: „Lisbeth! süße Lisbeth! nun bist Du mein, nun nehme ich Dich mit; übermorgen soll der Auszug seyn, und, Juchhe! wie bald die lustige Hochzeit!" Sie aber staunte noch mehr und sagte: „Lieber Johann, bist Du jeck geworden? wie soll das möglich seyn?" Er aber lächelte und sprach: „Ich bin nicht jeck geworden, aber die kleinen Schlingel will ich jeck machen, wenn sie sich nicht zum Ziele legen wollen. Sieh', hier! hier ist Dein und mein Erlöser." Und er nahm das silbern Geschirr und öffnete es und zeigte ihr die Kröte, vor deren Garstigkeit es ihr fast geschwunden hätte. Nun erzählte er ihr, wie er zu dem seltenen Vogel gekommen war und wie herrlich ihm die Probe geglückt war, die er mit ihm unter den Unterirdischen angestellt hatte, und wohlgefällig rief er noch einmal: „Sey froh, meine liebe Lisbeth! Du sollst es sehen, wie ich sie mit dieser zu Paaren treiben will."

Nun muß ich auch das Geheimniß erzählen, das in der Kröte steckte. Klas Starkwolt hatte dem kleinen Jo-

hann oft erzählt, daß die Unterirdischen keinen Gestank vertragen könnten, und das sie bei dem Anblick, ja bei dem Geruch von Kröten gleich in Ohnmacht fielen und die entsetzlichsten Schmerzen litten; mit Gestank und mit diesen garstigen, scheußlichen Thieren könne man sie zu Allem zwingen. Daher findet sich auch nicht etwas Stinkendes in dem ganzen gläsernen Reiche, und die Kröten sind dort etwas Unerhörtes, und man muß daher diese Kröte, die so wunderbar in einen Stein gehäuft und fast eben so wunderbar aus diesem ihrem steinernen Hause herausgekommen war, fast ansehen, als von Gott von Ewigkeit her zu solcher geheimen Wohnung verdammt, damit Johann und Lisbeth zusammen aus dem Berge kommen und Mann und Frau werden könnten.

Johann und Lisbeth glaubten auch gern an ein solches Wunder, besonders Lisbeth, die Gottes liebes Kind war. Und als Johann ihr alles erzählt und erklärt hatte, was er ferner thun und wie er die Kleinen ferner zu seinem Willen zwingen wollte, da fiel sie ganz entzückt und gerührt auf ihr Gesichtchen zur Erde und betete und dankte Gott, daß er sie endlich von den kleinen Heiden erlösen und wieder zu Christenmenschen bringen wollte. Und sie ging ganz fröhlich heim und faltete ihre Händchen im Bette noch viel zum Gebete und hatte die Nacht die allersüßesten Träume. Johann legte sich auch nicht traurig nieder und er überdachte und überlegte sich Alles, wie er die Kleinen erschrecken und endlich mit seiner geliebten Braut aus dem Berge ziehen wollte.

Und den folgenden Morgen, als es getagt hatte, rief er seinen Diener und hieß ihn die funfzig Vornehmsten holen mit ihren Frauen und Töchtern. Und sie erschienen alsbald vor Johann, und er sprach zu ihnen!

„Ihr wisset alle, und ist Euch nicht verborgen, wie ich hierher gekommen bin und wie ich diese manchen Jahre mit Euch gelebt habe, nicht als ein Herr und Gebieter, sondern als ein Freund und Genosse. Und ich habe es wohl gewußt, wie ich hätte Herr seyn und meiner Herrschaft gegen Euch gebrauchen können; und das habe ich nicht gethan, sondern einen Einzigen von Euch hab' ich als Diener gebraucht, und auch nicht als Diener, sondern mehr als Freund. Und Ihr scheinet mit mir zufrieden zu seyn und mich lieb zu haben; als es aber dahin gekommen ist, daß ich endlich eine einzige kleine Freundlichkeit von Euch begehren mußte, habt Ihr Euch geberdet, als forderte ich Leben und Reich von Euch, und mir sie trotzig abgeschlagen. Ihr wißt auch, was ich da ergriffen habe, und wie ich angefangen habe, Euch mit Arbeit und Streichen zu plagen, damit Ihr einsähet, daß Ihr Unrecht hättet und mir die Liebe thätet. Aber Ihr seyd trotziger und hartnäckiger gewesen, als ich strenge, und aus Barmherzigkeit habe ich ablassen müssen von der Strafe. Ihr habt das aber nicht erkannt, sondern habt mich ausgelacht als einen Dummen, der keinen Rath wisse, Euch zum Gehorsam zu zwingen. Ich aber weiß wohl Rath, und will Euch bald zeigen, wenn Ihr in Eurer Verstocktheit bleibet und mir die Lisbeth nicht losgeben wollet. Darum zum letzten Male, besinnet Euch noch eine Minute, und sagt Ihr dann Nein, so sollt Ihr die Pein fühlen, die Euch und Euern Kindern von allen Peinen die fürchterlichste ist."

Und sie säumten nicht lange, und sagten mit Einer Stimme „Nein", und dachten bei sich: Welche neue List hat der Jüngling erdacht, womit er so weise Männer einzuschrecken meint? Und sie lächelten, als sie Nein sagten. Dieß Lächeln ärgerte Johann mehr, als alles Andere, und voll Zorns rief er: „Nun denn! da Ihr nicht hören wollt, so sollt Ihr fühlen!" und lief geschwind mit einem Blitz einige hundert Schritte weg, wo er das Gefäß mit der Kröte unter einem Strauch versteckt hatte.

Und er kam zurück, und als er sich ihnen auf hundert Schritte genähert hatte, stürzten sie Alle hin, als wären sie mit Einem Schlage zugleich vom Donner gerührt, und begannen zu heulen und zu winseln und sich zu krümmen, als ob sie von den entsetzlichsten Schmerzen gefoltert würden. Und sie streckten die Hände aus und schrieen Einer um den Andern: „Laß ab, Herr! laß ab! und sey barmherzig! wir fühlen, daß Du eine Kröte hast und daß kein Entrinnen ist. Nimm die gräulichen Plagen weg, wir wollen ja Alles thun, was Du befiehlst." — Und er ließ sie noch einige Secunden zappeln, dann entfernte er das Gefäß mit der Kröte, und sie richteten sich wieder auf und ihre Züge erheiterten sich wieder, denn die Pein war weg, wie das Thier weggenommen war.

Johann behielt nur die sechs Vornehmsten bei sich und ließ die Weiber und Kinder und die übrigen Männer alle gehen, wohin jeder wollte. Zu den Sechsen aber sprach er seinen Willen also aus:

„Diese Nacht zwischen zwölf und ein Uhr ziehe ich mit der Lisbeth von dannen, und Ihr beladet mir drei Wagen mit Silber und Gold und edlen Steinen. Wiewohl ich Alles nehmen könnte, was Ihr in den Bergen habt, da ihr so widerspänstig und ungehorsam gegen mich gewesen seyd, will ich Euch doch so hart nicht strafen, sondern barmherziger gegen Euch seyn, als Ihr gegen mich und die Lisbeth gewesen seyd. Und alle meine Herrlichkeiten und Kostbarkeiten und Bilder und Bücher und Geräthe, die in meinem Zimmer sind, werden auf zwei Wagen geladen; also, daß in Allem fünf Frachtwagen bereit gemacht werden. Mir selbst aber rüstet den schönsten Reisewagen, den Ihr in Euren Bergen habt, mit sechs schwarzen Rappen, worauf ich und meine Braut sitzen und zu den Unsrigen einfahren wollen. Zugleich befehle ich Euch, daß von den Dienern und Dienerinnen alle diejenigen freigelassen werden, welche so lange hier gewesen sind, daß sie droben zwanzig Jahre und drüber alt seyn würden; und Ihr sollt ihnen so viel Silber und Gold mitgeben, daß sie auf der Erde reiche Leute heißen können. Und das soll künftig ein ewiges Gesetz seyn und Ihr sollt mir es hier diesen Augenblick beschwören, daß nimmer ein Menschenkind hier länger festgehalten werden soll, als bis zu seinem zwanzigsten Jahre."

Und die Sechse leisteten ihm den Schwur und gingen dann traurig weg; er aber nahm jetzt die Kröte und vergrub sie tief in die Erde. Und sie und die übrigen Unterirdischen rüsteten Alles zu, und auch Johann und Lisbeth bereiteten sich zur Reise und schmückten sich festlich gegen die Nacht, damit sie als Braut und Bräutigam erscheinen konnten. Es war aber jetzt beinahe dieselbe Zeit, in welcher er einst in den Berg hinabgestiegen war, die Zeit der längsten Tage, also Mittsommerszeit, die sie die Sonnengicht nennen. Und er war etwas über zwölf Jahre in den Bergen gewesen, und Lisbeth etwas über dreizehn, und er ging in sein einundzwanzigstes Jahr und Lisbeth in ihr achtzehntes. Die kleinen Leute thaten mit großem Gehorsam, aber sehr still, Alles, wie er ihnen befohlen hatte; desto lauter aber war die Schaar der Diener und Dienerinnen, welche sein neues Gesetz über das zwanzigste Jahr mit erlöset hatte. Diese jubelten um ihn und um seine Lisbeth her, und freueten sich sehr, daß sie mit ihnen auf die Oberwelt ziehen durften.

Und als alle Kostbarkeiten herausgeschafft und die erlöseten Diener und Dienerinnen hinaufgefahren waren, setzte Johann und seine Lisbeth sich zuletzt in die silberne Tonne und ließen sich hinaufziehen. Es mochte wohl eine Stunde nach Mitternacht seyn. Und es däuchte ihnen ebenso, wie sie hinabgefahren waren. Sie waren vom Jubel umrauscht und von Musik umtönt, und endlich klang es über ihren Köpfen und sie sahen den gläsernen Berg sich öffnen, und die ersten Himmelsstrahlen blickten zu ihnen herab nach so manchen Jahren, und bald waren sie draußen und sahen das Morgenroth schon im Osten dämmern. Johann sah eine Menge Unterirdischer, die um ihn und Lisbeth und um die Wagen beschäftigt waren, dort hin und her wallen, und er sagte ihnen das letzte Lebewohl, dann nahm er seine braune Mütze, schwang sie dreimal in der Luft und warf sie unter sie. Und in demselben Augenblicke sah er nichts mehr von ihnen, sondern erblickte nichts weiter, als einen grünen Hügel und bekannte Büsche und Felder, und hörte die Glocke vom Rambiner Kirchthurm eben Zwei schlagen. Und als es still geworden war und er von dem unterirdischen und überirdischen Getümmel nichts weiter hörte, als einige Lerchen, die ihre ersten Morgenlieder anstimmten, da fiel er mit seiner Lisbeth im Grase auf die Kniee, und sie beteten beide recht andächtig und gelobten Gott ein recht christliches Leben, weil er sie so wunderbar von den Unterirdischen errettet hatte. Und alle Diener und Dienerinnen, welche mit ihnen und durch ihn erlöset waren, thaten desgleichen.

Darauf erhuben sie sich Alle, und die Sonne ging eben auf, und Johann ordnete nun den Zug seiner Wagen. Voran fuhren zwei Wagen, jeder mit vier Rothfüchsen bespannt, die waren mit eitel Gold und Ducaten beladen, so schwer, daß die Pferde von der Last stöhneten; diesen folgte ein anderer Wagen mit sechs schneeweißen Pferden, welche alles Silber und Crystall zogen: hinter diesem fuhren zwei letzte Wagen, jeder mit vier Grauschimmeln bespannt, und diese waren mit den herrlichsten Geräthen und Gefäßen und Edelgesteinen und mit der Bibliothek Johann's beladen. Er mit seiner Braut fuhr zuletzt in einem offenen Wagen, aus lauter grünem Smaragd, dessen Decke und Vorderseite mit vielen Diamanten besetzt waren, und sechs muthige wiehernde Rappen zogen ihn. Er war aber, nebst seiner Braut, auf das Kostbarste geschmückt, damit sie den Ihrigen auch durch den Schmuck und die Pracht als ein rechtes Wunder Gottes kämen. Denn beide waren von ihnen lange als todt betrauert, und wer hätte wohl gedacht, daß sie jemals wiederkommen würden. Die erlösten Diener und Dienerinnen in gläsernen Schuhen und weißen Kleidern und Jäckchen mit silbernen Gürteln gingen vor und hinter und neben den Wagen und geleiteten sie; Einige führten auch die Pferde, denn sie wollten sie Alle bis Rambin begleiten und von da Jeder seines Weges weiter ziehen. Es waren ihrer in Allem zwischen funfzig und sechzig. Und sie jauchzeten vor Freuden, und Einige, welche Geigen und Pfeifen und Trompeten mit hatten, spielten lustig auf. So zogen sie mit Jauchzen und Klingen die Hügel hinab auf die Straße, welche von Rambin

nach Gartz führt. Es war aber dem Johann und der Lisbeth gar wundersam zu Muthe, als sie den Thurm von Rambin wiedersahen und die Sturmweiden von Drammendorf und Giesendorf aus der Ferne, wo sie als Kinder so viel gespielt hatten. Als sie vor Rodenkirchen hingingen, kam eben die Kühheerde über den Weg, und Klas Starkwolt mit seinem treuen Hurtig zog ihr langsamen Schrittes nach. Johann sah ihn und erkannte ihn stracks und dachte bei sich: den treuen Alten wirst du nicht vergessen. Und so zog er mit seiner Begleitung, und alle Leute, die auf der Straße waren, hielten oder standen still, und viele liefen ihnen nach, ja einige liefen voraus und meldeten in Rambin, welche blanke und prächtige Wagen dort auf der Straße führen, und brachten das ganze Dorf auf die Beine. Der Zug ging aber sehr langsam wegen der schwerbeladenen Wagen.

So zogen sie etwa um vier Uhr Morgens in Rambin ein und hielten still mitten im Dorfe, etwa zwanzig Schritte von dem Hause, wo Johann geboren war. Und es war alles Volk zusammengelaufen und aus den Häusern gegangen, damit sie die glänzende Herrlichkeit mit eigenen Augen sähen. Johann entdeckte bald seinen alten Vater und seine Mutter und erkannte unter den Vielen auch seinen Bruder Andres und seine Schwester Trine. Auch der alte Pfarrer Krabbe stand da, in schwarzen Pantoffeln und einer weißen Schlafmütze, wie er eben aus dem Bette gekommen war, und gaffte mit Andern; aber Lisbeth erkannte ihn nicht mehr, denn sie war zu klein gewesen, als sie in den Berg entführt worden. So hielten sie etwa zehn Minuten still, ohne sich etwas merken zu lassen. Und man kann wohl sagen, daß in dem Dorfe Rambin nie eine solche Herrlichkeit erschienen war und auch nicht erscheinen wird bis an der Welt Ende. Johann und seine Braut funkelten von Diamanten und edlen Steinen; die Wagen, die Pferde, die Geschirre waren auf das Prächtigste geziert, die Begleiter und Begleiterinnen, alle in der Blüthe der Jahre, mit den schönsten weißen Kleidern angethan und den sonderbaren Mützen und gläsernen Schuhen. Alles war wie aus einer andern Welt, so daß der Küster, seines Handwerks ein Schuhmacher, der in seiner Jugendwanderschaft bis nach Moskau und Constantinopel gekommen war, sagte: „Sind es keine tartarische und persische und asiatische Prinzen, so müssen sie vom Mond herunter gekommen seyn, denn in dem Lande Europa habe ich dergleichen nie gesehen, und bin doch auch in vielen Städten gewesen, wo Kaiser und Könige wohnen." Der gute Küster irrte sich aber, sie kamen weder aus Persien, noch aus der Tartarei, sondern ganz aus der Nähe, aber freilich aus einer sehr wenig entdeckten Welt.

Als Johann nun glaubte, es sey genug und sie hätten ihre Augen bis zur Sättigung geweidet, sprang er rasch vom Wagen und hob sein schönes Kind auch heraus und drang durch die Menge hin, die ihm ehrerbietig Platz machte. Und ohne sich lange zu besinnen, eilte er zu dem niedrigen strohenen Häuschen, wo Jacob Dietrich mit seiner Frau stand und umhalsete sie beide und küßte sie, die sich vor ihm auf die Erde warfen und seine Kniee küssen wollten. Er aber wehrte ihnen und sprach: „Mit nichten! Das darf nicht seyn. Kennt Ihr mich denn nicht! Ich bin Euer verlorner Sohn Johann Dietrich, und diese hier ist meine Braut." Und die beiden Alten erstaunten und wußten nicht, ob sie wachten oder träumten, alles Volk aber, das dieß sah und hörte, verwunderte sich und rief: „Johann Dietrich, der verlorne Johann Dietrich ist von den Unterirdischen wiedergekommen, und seht, was er mitgebracht hat!"

Johann Dietrich stand dort aber nicht lange müssig bei seinen Eltern, sondern als er den alten Pfarrer Krabbe in der weißen Schlafmütze erblickte, lief er eilends hin und holte ihn, fast mit Gewalt, herbei; denn der alte Mann wußte nicht, was der ungestüme Jüngling im Sinne hatte. Und er führte den alten ehrwürdigen Herrn zu Lisbeth und fragte ihn: „kennst Du diese?" Ehe er aber noch antworten konnte, zog er ihm Lisbeth in die Arme und sprach: „Dieß ist Deine verlorne Tochter und meine Braut, die bringe ich Dir wieder. Und nun sollst Du uns segnen und christlich zusammensprechen, da wir auf eine so wundersame Weise wieder zu den Unsrigen gekommen sind." Und der alte Mann war lange sprachlos und hing an der Brust seiner Lisbeth und weinte vor Freuden; denn sie war sein einziges Kind, und er hatte sie lange als Todte beweint. Und als er sich besonnen hatte von dem ersten Erstaunen, nahm er die Hände seines Kindes und legte sie in die Hände Johann's und hieß Jacob Dietrich und seine Frau auch hinzutreten und sprach: „So segne Euch denn der Gott des Friedens und der Barmherzigkeit, der Euch so wunderbar zusammengebracht hat, und lasse Euch Kinder und Kindeskinder sehen und in seiner Furcht wandeln bis an's Ende Eures Lebens. Siehe ich preise ihn, daß er mir diesen Tag hat sehen lassen."

Als dies vorbei und noch viel gefragt und erzählt war, und als die Nachbarn und Gespielen und Gespielinnen sich den Johann und die Lisbeth wieder besehen und Jeder auf seine Weise an seinen Zeichen wieder erkannt hatten, da gingen die Beiden zu den Eltern in die Häuser. Johann säumte nicht mit der Hauptluft, mit der Hochzeit, die binnen acht Tagen seyn sollte. Und er schickte viele hundert Wagen aus in den Wald, welche Bäume und Zweige in unendlicher Menge herbeifuhren. Und er ließ viele Zimmerleute und Schreiner und Tapezierer kommen. Und wo jetzt das Kloster steht, einige hundert Schritte vor dem Dorfe, da ließ er einen hohen und weiten Laubsaal bauen und von beiden Seiten Tische aufschlagen und in der Mitte eine Tanzbühne, und der Saal war so groß, daß er wohl fünftausend Menschen fassen konnte. Zu gleicher Zeit schickte er nach Stralsund und Greifswald, und ließ ganze Böte voll Wein, Zucker und Caffee laden; auch wurden ganze Heerden Ochsen und Schweine zur Hochzeit herbeigetrieben, und wie viele Hirsche, Rehe und Hasen dazu geschossen sind, das ist nicht zu sagen, so wenig, als die Fische zu zählen sind, die dazu bestellt wurden.

In ganz Rügen und Pommern ist auch kein einziger Musikant geblieben, der nicht dazu verdungen wurde. Denn Johann war sehr reich und wollte seine Pracht sehen lassen. Auch hatte er das ganze Kirchspiel zur Hochzeit geladen und auch alle die schönen weißen Jünglinge und Jungfrauen dabehalten, die er erlöst hatte, und die nun seinen Ehrentanz mitfeiern wollten.

Dieß war die Ordnung der Hochzeit. Als der Morgen angebrochen war, gingen alle Gäste in die Kirche, und der alte Krabbe dankte Gott und erzählte die wunderbare Erhaltung und Errettung und Verlobung der Kinder; darauf segnete er sie ein und gab sie feierlich zusammen. Nun gingen sie in zierlicher Reihe alle in den großen Laubsaal, so daß Jacob Dietrich und seine Frau die Lisbeth zwischen sich führten, Johann aber zwischen Vater Krabbe und seinem alten Klas Starkwolt ging. Denn diesen hatte er sogleich kommen lassen und ihn reichlich beschenkt, so daß er für seine übrigen Lebenstage geborgen war; auch hatte er ihm die schönsten Hochzeitskleider anmessen lassen. Und Klas hatte ihm versprechen müssen, bei ihm zu bleiben und mit ihm zu leben, so oft und viel er wollte, und das hat er redlich gehalten. Nach diesen Ehrenpaaren folgten die feinen Weißen aus dem Berge Paar um Paar, und darauf die ganze übrige Freundschaft, Nachbarschaft und Kirchspielschaft nach Stand und Würden und Alter, wie es sich gebührte. Und sie hielten eine Hochzeit, wie sie in Rambin nie wieder gehalten worden, und wovon noch die Urenkel zu erzählen wissen. Vierzehn ausgeschlagene Tage und Nächte ist getanzt und geschmauft worden, und da hat man über vierzig Paare auf gläsernen Schuhen tanzen sehen, was seitdem etwas Unerhörtes gewesen. Und die Leute haben sich über die Tänzerinnen gewundert, so anmuthigen Tanz haben sie gehalten; denn die Unterirdischen sind die ersten Tanzmeister in der Welt, und da hatten sie ja tanzen gelernt.

Und als die Hochzeit vorbei war, da ist Johann herumgereist im Lande mit seiner schönen Lisbeth, und sie haben sich viele Städte und Dörfer und Güter gekauft, und er ist Herr von beinahe ganz Rügen geworden und ein sehr vornehmer Graf im Lande. Und auch der alte Jacob, sein Vater, ist ein Edelmann geworden, und Johann's Brüder und Schwestern haben Junker und Fräulein geheißen. Denn was kann man sich nicht alles für Silber und Gold schaffen? Schier Alles, nur nicht die Seligkeit; sonst hätte der arme Mensch auf Erden auch gar keinen Trost. Johann hat aber in all' seinem Reichthum nie vergessen, auf welche wunderbare Weise Gott seine Tugend geführt hatte, und ist ein frommer christlicher Mann gewesen. Und seine Frau, Lisbeth, ist fast noch frömmer gewesen, als er. Und Beide haben Kirchen und Armen sehr viel Gutes gethan, auch selbst viele Kirchen gebaut und sind endlich, von Allen, die sie kannten, gesegnet, seliglich im Herrn verschieden. Und diese Kirche, die jetzt in Rambin steht, hat der Graf Johann Dietrich auch erbauen lassen und hat sie sehr reich beschenkt von seinem vielen Gelde. Und sie ist zum ewigen Andenken an seine Geburt da erbaut, wo Jacob Dietrich's Häuschen gestanden hat. Und er hat viele kostbare Geräthe dahin geschenkt, goldene Becher und silberne Schaalen von der allerkünstlichsten Arbeit, wie die Unterirdischen sie in ihren Bergen machen, nebst seinen und der Lisbeth gläsernen Schuhen, zum ewigen Andenken, was ihnen in der Jugend geschehen war. Diese sind aber weggekommen unter dem großen König Carolus dem Zwölften von Schweden, als die Russen hier auf die Insel kamen und schlimm hauseten. Da haben die Kosaken auch die Kirche geplündert und das alles mitgenommen.

Johann Arndt

ward am 27. December 1555 zu Ballenstedt geboren. Nachdem er sich die nöthigen Vorkenntnisse erworben, studirte er anfangs die Arzneiwissenschaft, dann aber, durch eine gefährliche Krankheit veranlaßt, die Theologie zu Helmstädt, Wittenberg, Straßburg und Basel. Darauf bekleidete er seit 1582 ein Schulamt, das Rectorat zu Badeborn, ward aber 1590 abgesetzt, nachdem er viele Verfolgungen ausgestanden, weil er sich der Bilderstürmerei entgegengestellt und den Exorcismus vertheidigt hatte. Er verwaltete hierauf mehrere geistliche Stellen nach einander, ward Prediger zu Quedlinburg, Braunschweig und Eisleben und kam endlich im Jahre 1611 als Generalsuperintendent nach Zelle, wo er am 11. Mai 1621 starb.

Er hinterließ:

Vier Bücher vom wahren Christenthum. Magdeburg, 1610. (Das erste Buch bereits schon Braunschweig, 1605. in 12, das 2., 3., 4. B. Eisleben und Magdeburg, 1607.) — Neueste Ausgabe von Sintenis. Nürnberg, 1826. — Es ward in eilf Sprachen übersetzt und erlebte unzählige Auflagen.

Paradießgärtlein. Leipzig, 1612. (?) in 12. später öfter und ebenfalls in viele Sprachen übersetzt. Neueste Ausgabe unter dem Titel: „Gebetbuch", von Sintenis besorgt. Nürnberg, 1826. in 8.

Postille. Leipzig und Jena, 1616 und öfter.

Der ganze Katechism in 60 Predigten. Leipzig und Jena, 1616 und öfter.

Auslegung des ganzen Psalter David's. Leipzig und Jena, 1617 und öfter u. s. w.

Sämmtliche geistreiche Schriften und Werke. Görlitz, 1734 — 36. 5 Thle. in Folio. —

A. war ein während seines Lebens schwer und viel geprüfter Mann, dem innige, wahre, warme Frömmigkeit zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, und der es sich daher zum Ziele setzte, sie bei Anderen zu wecken und zu befördern, damit sie ihnen ebenfalls eine Quelle reichen Trostes würde, wie sie sich ihm als eine solche erwiesen hatte. Er sagte sich los von dem starren kirchlichen Lehrbegriffe und wandte sich mit ganzer Seele geistiger Thätigkeit, tiefer Naturbetrachtung, beseligender innerer Gemüthsanschauung zu. Seine Mystik ist eine reine, im Bewußtseyn ihres Glaubens freudige Lehre. Sein Wort mußte daher unendlich wirken zu einer Zeit, als sich ein erstarrendes Formenwesen und kalter Verstand die Herrschaft in der protestantischen Kirche angemaßt hatten. Treffend sagt ein geistreicher Kirchenhistoriker von ihm: „Im Sinne der alten volksthümlichen Mystik hat Arndt sein Leben geführt und seine Bücher vom wahren Christenthum geschrieben; einst entsetzt als Märtyrer für den Exorcismus, von den orthodoxen Theologen aller gangbaren Ketzereien beschuldigt, hat er in der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges und bis auf unsere Tage ein mildes, tröstliches und praktisches Christenthum im Volke gefördert" *).

Seine Schreibart ist klar, deutlich, einfach und wohlklingend, so wie für jene Zeit sehr correct, obwohl mitunter etwas weitschweifig und breit.

Vgl. J. G. Pahl, in Tzschirner's Memorabilia. B. 3. S. 1 fgde. —

*) Kirchengeschichte von Dr. Karl Hase. Leipzig, 1834. §. 455.

Ein wahrer Christ kan nirgend anerkandt werden, denn an der Liebe vnd täglichen Besserung seines Lebens, wie ein Baum an seinen Früchten *).

Psalm. 92. Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, Er wird wachsen wie eine Ceder auff dem Libano; Die gepflantzet sind in dem Hause des HERRN, werden in den Vorhöfen vnsers Gottes grünen, Vnd wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar vnd frisch seyn, daß sie verkündigen, daß der HERR so fromm ist, mein Hort, vnd ist kein Vnrecht an jhm.

Nicht der Name, sondern ein Christlich Leben beweiset einen wahren Christen, vnd wer ein rechter Christ seyn wil, sol sich befleissigen, daß man Christum selbst in jhme sehe an seiner Liebe, Demuht vnd Freundlichkeit. Denn niemand kan ein Christ seyn, in welchem Christus nicht lebet. Ein solch Leben muß von innen aus dem Hertzen vnd Geist gehen, wie ein Apffel aus der innerlichen grünenden Krafft des Baums. Denn der Geist Christi muß das Leben regieren, vnd Christo gleichförmig machen, wie S. Paulus Röm. 8. spricht: Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder, wer den Geist Gottes nicht hat, der ist nicht sein. Was nu für ein Geist den Menschen inwendig treibt vnd beweget, so lebet er außwendig, Darumb zu einem rechten Christlichen Leben der H. Geist hoch von nöten ist. Denn ein jeglich Leben gehet aus dem Geist, es sey gut oder böse: Darumb hat uns der HErr befohlen, vmb den H. Geist zu bitten, vnd er hat vns denselbigen verheissen, vnd er ist der Geist der newen Geburt, der vns in Christo lebendig machet zu einem newen, geistlichen, himlischen Leben. Aus demselbigen jmmer grünenden lebendigen Geist Gottes müssen hervor blüen die Christlichen Tugenden, daß der Gerechte grünet wie ein Palmbaum, vnd wächset wie ein Ceder auff dem Libano, die der HERR gepflantzet hat.

Darumb muß der Mensch erstlich inwendig ernewert werden in dem Geist seines Gemühts nach Gottes Bilde, vnd seine innerliche Begierden vnd Affecten müssen Christo gleichförmig werden, welches S. Paulus nennet, nach Gott gebildet werden, Ephes. 4. auff daß ein eusserlich Leben aus dem Grunde seines Hertzens gehe, vnd er von innen also sey, wie er von aussen vor den Menschen ist. Vnd billich sol inwendig im Menschen vielmehr seyn, denn außwendig gespüret wird, denn Gott sihet ins Verborgene, vnd prüfet Hertzen vnd Nieren, Psal. 7.

Vnd ob wir wol inwendig nicht so rein seyn als die Engel, sollen wir doch darnach seufftzen, vnd diß gläubige Seufftzen nimpt Gott an vns zu reinigen, denn der H. Geist hilfft vnserer Schwachheit, vnd vertritt vns bey Gott mit vnaussprechlichen Seufftzen, Röm. 8. Ja, das Blut Christi reiniget vns also durch den Glauben, daß kein Runtzel oder Flecken an vns ist, Eph. 5. Vnd das noch mehr ist, Vnser Reinigkeit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, ist nicht eines Engels Reinigkeit, sondern sie ist Christi Gerechtigkeit, ja Christus selbst, 1. Corinth. 1.

Darumb wir vnser Heiligkeit weit über alle Engel Reinigkeit vnd Heiligkeit setzen sollen. Denn sie ist Christus selbst, Jerem. 33. Vnd diese empfangene, vnverdiente, aus Gnaden geschenckte Gerechtigkeit, Reinigkeit vnd Heiligung, sol billich Leib, Seele vnd Geist ernewern, vnd ein heilig Leben wircken. Darum müssen wir seyn in vnserm Christenthumb wie ein junges Palmbäumlein, das jmmer grünet, fort wächset vnd grösser wird: Also müssen wir wachsen vnd zunemen in Christo. So viel wächset aber ein Mensch in Christo, so viel er am Glauben vnd an Tugenden vnd Christlichem Leben zunimpt, vnd sich täglich bessert, vnd so viel Christus in jhm lebt, vnd das heisst grünen wie ein Palmbaum.

Ein Christ muß sich täglich ernewern vnd auffspriessen wie ein Palmbaum, vnd jhme vorsetzen, seinem Namen gnug zu thun, als ob er heute erst wäre ein Christ worden, vnd sol täglich darnach seufftzen, daß er nit ein falscher Christ seyn möge. Wie ein jeglicher, der beruffen ist zu einem Ampt, sich befleissigen muß, seinem Beruff gnug zu thun; Also sind wir beruffen zu Christo mit einem heiligen Beruff. Vnd wo ein solcher heiliger Vorsatz nicht ist, da ist auch keine Besserung, vnd grünen vnd zunemen in Christo, ja der lebendigmachende Geist Christi ist nicht da. Denn ein solcher Vorsatz gutes zu thun kompt aus dem H. Geiste, vnd

*) Aus: Johann Arndt, vier Bücher vom wahren Christenthumb, Lüneburg, 1648.

ist die vorlauffende Gnade Gottes, die alle Menschen locket, reitzet vnd treibet. Wol dem, der jhr statt vnd raum gibt, vnd die Stimme der Weißheit Gottes höret, die auff der Gassen ruffet. Alles was ein Mensch ansihet, ist eine Erinnerung seines Schöpffers, dadurch ruffet jhm Gott, vnd wil jhn zu sich ziehen.

Vnd so offt wir nun das merken, daß wir geruffen vnd gelocket werden, sollen wir bald anfahen gutes zu thun, denn das ist die rechte Zeit, da wir nicht verhindert werden: Es wird bald ein ander Zeit kommen, da wir verhindert werden, gutes zu gedencken, hören, reden vnd thun. Darumb sihet dasselbige die ewige Weißheit Gottes zuvor, vnd ruffet vns an allen Orten, daß wir die Zeit nicht versäumen.

Sihe einen Baum an, der stehet jmmer vnd wartet auff den Sonnenschein vnd gute Einflüsse des Himmels, vnd ist jmmer bereit dieselbe zu empfahen: Also scheinet die Gnade Gottes vnd himlische Einflüsse auff dich, würdestu nur nicht von der Welt verhindert, dieselbige zu empfahen.

Bedenke die kurtze Zeit deines Lebens, wie viel Vbungen Christlicher Tugenden du versäumet hast, die halbe Zeit deines Lebens hastu geschlaffen, die ander helffte hastu mit Essen vnd Trincken zugebracht, vnd wenn du nun sterben solt, hastu kaum angefangen recht zu leben, vnd gutes zu thun.

Wie ein Mensch zu sterben begert, so sol er auch leben. Du woltest ja nicht gerne sterben als ein Gottloser, ey so soltu auch nit leben als ein Gottloser, Wiltu sterben als ein Christ, so mustu leben als ein Christ. Der lebet aber als ein Christ, der also lebet, als wenn er heute sterben solte. Ein Knecht muß jmmer bereit seyn vor seinem Herrn zu erscheinen, wenn er jhm ruffet: Nun ruffet Gott einem jeglichen durch den Todt.

Selig ist der Knecht, den der HERR wachend findet, wenn er kompt, Er wird jhn über alle seine Güter setzen. Wer ist aber der da wachet? O er sich die Welt, vnd die nach der Welt leben, nicht lässt verführen. Die Ergernissen sind die böse Pfropffreiser, die offt einen guten Baum verderben, daß er nicht grünen vnd blühen kann, ꝛc.

Vertrauen in Gott *).

Wenn Menschen-Hülf scheint aus zu seyn,
So stellt sich GOttes Hülfe ein,
Wenn niemand hilft, so hilfet er,
Und macht mein Leiden nicht zu schwer.

Was tracht ich lang nach Menschen-Gunst,
Die doch vergehet, wie ein Dunst?
Es ist in dieser Welt kein Freund,
Der stets es gut mit einem meynt.

Nimm deine Zuflucht nur zu GOtt,
Der dir kan nehmen deine Noth,
Such den zum Freund, der dir allein
Mit seiner Hülf' kann nützlich seyn.

Wenn GOtt dein Freund, alsdenn dein Feind
Ist ohne Macht, und ganz verkleint,
Und wären noch viel tausend hier,
So könt doch keiner schaden dir.

Es muß doch gehn, wies GOtt gefällt,
Wenn sich gleich alles gegen stellt,
Laß GOtt nur machen, wie er will,
Und halte seinem Willen still.

Ludwig Achim von Arnim

ward am 26. Januar 1781 zu Berlin geboren (nach Anderen schon 1775 im Ländchen Behrwalde). Er studirte in Göttingen Medizin und vorzüglich Naturwissenschaften, ward Dr. der Medizin, lebte längere Zeit mit seinem Freunde Clemens Brentano (S. d.), dessen Schwester er später heirathete, in Heidelberg und dann abwechselnd auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme und in Berlin. Ein Nervenschlag endete unerwartet sein Leben am 20. Januar 1831.

Außer mehreren physikalischen Abhandlungen schrieb von Arnim:

Hollin's Liebeleben. Göttingen, 1803.
Ariel's Offenbarungen. Göttingen, 1804. 1. Thl.
Trost-Einsamkeit. Heidelberg, 1809.
Der Wintergarten. Berlin, 1809.
Nachtfeier. Berlin, 1810.
Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Berlin. o. J. (1810) 2 Thle.
Halle und Jerusalem. Heidelberg, 1811.
Isabelle von Aegypten u. s. w. Heidelberg, 1811.
Schaubühne. Berlin, 1813. 1. Theil.
Die Kronenwächter. Berlin, 1817. 1. Th.
Die Gleichen. Berlin, 1819.
Landhausleben. Leipz. 1826.
Einzelnes in Journalen, Almanachen u. s. w.

Gemeinschaftlich mit Cl. Brentano gab er heraus:

Des Knaben Wunderhorn, Alt-deutsche Lieder. Heidelberg, 1806—8. 3 Thle. N. A. des 1. Thls. Heidelberg, 1819.

Arnim's Schriften haben während seines Lebens sich nicht der regen Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erfreuen gehabt, auf die sie mit großem Rechte Anspruch machen konnten. Er war ein Dichter von Ruf, aber sein Ruf lebte nicht im Volke; er gehörte zwar der romantischen Schule im Allgemeinen an, aber er stand doch allein für sich da, ein genialer Sonderling. So kam es, daß er wenig beachtet wurde, daß die Menge ihn in einer stürmischen, bedrängten Zeit nicht genauer kennen lernte, denn er stieß nie in die Trompete der Menge, und ihn später im Gewirre des Tages vergaß. Und doch ist er einer der reichsten deutschen Dichter, voll gigantischer Phantasie, Kraft, Lieblichkeit, Anmuth und Eigenthümlichkeit, der nur das Eine nicht aufzufassen, zu behandeln und zu benutzen verstand, die Gestaltung der Zeit. — Er kommt mir immer vor wie Jemand, der sich in einer Gesellschaft junger spielender Genossen bei Seite setzt und sich auf seine eigene Hand amüsirt. — Er nimmt nur aus der wirklichen Welt in seine herüber, was ihm auffällt und gefällt, und läßt es in seiner Phantasie ein neues Leben beginnen; daher sagt seine Welt nie der wirklichen zu, denn die Letztere versteht die Erstere nicht. Hätte er sich nicht durch die Herausgabe von des Knaben Wunderhorn ein bleibendes Andenken gestiftet, so würde sein Name noch unbekannter seyn, denn, Görres ausgenommen, der ihm ein ehrenwerthes Denkmal setzte, in welchem er aber mehr von sich als von Arnim spricht **), und Heine, der den Franzosen gegenüber ihn etwas wunderlich abhandelt und nicht recht im Klaren zu seyn scheint ***), hat Niemand versucht, ihn ausführlich, wie er es verdient, zu würdigen, und man sucht fast in allen Hand- und Lehrbüchern der Geschichte der deutschen Literatur seinen Namen vergebens oder findet ihn höchstens mit wenigen Worten vornehm abgefertigt.

Sehr geistreich sagt Görres in dem bereits angeführten Aufsatze von ihm und seinen Leistungen: „Man kann seine Poesie nicht kürzer bezeichnen, als wenn man sie dem Vogelgeschlechte angehörig erklärt. Wie die alte zauberhafte Jynx, so sitzt sie wohlgemuth oben auf hohem Zweig im Baumeswipfel, unaufhörlich wiegend und wendend mit Zierlichkeit den Kopf, schlagend ohne Aufhör mit dem Flügelpaar, wie im Pendelschlag pulsirend mit dem Gabelschweife, bald sich niederduckend, dann wieder aufschnellend, nun zur Rechten, dann wieder zur Linken schwimmend, immerfort in allen Gliedern vom munteren Leben durchzuckt. Selbst seine Prosa kann daher, von diesem innerlichen Zuck und Blitz unaufhörlich bewegt, nur mit Mühe Anstand und Schritt behaupten und macht sich oft die Lust, wo sie sich ungese-

---

*) Aus: Joh. Georg Walch, Geistreiches Gesangbuch, Jena, 1737.

**) Literaturblatt zum Morgenblatt. Jahrg. 1831. Nr. 27—30.

***) Heine. Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland. Th. II. S. 157 fgde.

hen glaubt, in einem halb versteckten Rythmus aufzuhüpfen und daher zu tanzen. Werden ihr aber die Banden von den Füßen und Flügeln abgenommen, und kann sie nur dem inneren singenden Jauchzen ohne Zwang sich hingeben, dann steigt die Losgekettete im freudigen Jubel zur Höhe auf, wie das geflügelte Jodeln aus der Kehle des Berghirten gerade auf sich über ihn in die Lüfte schwingt und nun hoch über seinem Haupte sich wie der Adler im Kreise dreht, nun wallend und schlagend sich auf der Bläue wiegt, dann im schnellen Sturze durch die ganze Tonfolge niederstürzt; eine Zeit lang in der Tiefe sich wie auf gespanntem Seil im Tacte auf- und niederschwingt und dann wieder steil recht schnell sich zur vorigen Höhe schnellt, und sich hoch oben wirbelnd in der Schwebe hält, ohne durch all das Tönen und Schießen und Wirbeln und Tanzen die innere Lust auszuarten und auszugießen. Wie die Zugschwalbe, die heut noch in diesem Welttheil schwirrt und, ehe am anderen Tage der Abend graut, schon die afrikanische Wüste unter sich erblickt, so ist sie daher wenig von Raum und Zeit gebunden und gehemmt; aus der Vogelperspective Land und Meere überblickend, ragen nur die höchsten Gipfel in ihre Region hinauf, und indem sie sich leicht von Einem zum Andern schwingt, verbindet sie in dem regen Instinkte, der innerlich in ihr wie ein verborgener Magnetismus nach den verhüllten Polen der Geisterwelt deutet und neigt, leicht das Entfernteste in Welt und Geschichte und webt aus diesen geheimnißvollen Beziehungen ihr goldenes Netz, das sie spielend um sich breitet."

Arnim's ganze dichterische Persönlichkeit mit allen ihren Eigenthümlichkeiten offenbart sich vorzüglich in seiner Gräfin Dolores, die überhaupt wohl als seine bedeutendste Leistung zu betrachten ist, da er hier mit großer Besonnenheit verfährt und Dichtung und wirkliches Leben übereinstimmender als sonst irgendwo zu verbinden weiß. Die einzelnen Charaktere treten klar und entschieden hervor, die Handlung ist einfach, gut verwickelt und consequent durchgeführt; das Gemüth des Dichters öffnet seinen ganzen Reichthum, und die Phantasie behält freien Spielraum, lustig ihre Schwingen zu entfalten, ohne der künstlerischen Einheit zu schaden. So bizarr auch Manches erscheint, so ist doch in dem ganzen Buche nichts Falsches und Gemachtes, dagegen aber viel Tiefe echter Empfindung und treffende Wahrheit wirklicher Erfahrung. — Es ist ein Werk, in dem jeder Stand, jedes Alter, jede Gesinnung Etwas finden wird, das anspricht, wohlthut, beruhigt, tröstet und erheitert.

W. Menzel hat als Nachschrift zu jenem Denkmale von Görres lebhaft und dringend das Verlangen nach einer vollständigen Sammlung von v. Arnim's Werken ausgesprochen. Leider ist dieser Wunsch bisher noch nicht von den Erben oder Freunden des genialen Abgeschiedenen erfüllt worden, und doch sind sie es ihm, sich und dem deutschen Vaterlande durchaus schuldig. Ludwig Achim von Arnim hat als Mensch wie als Dichter seiner Nation Ehre gemacht; sie sollte dankbarer seyn.

Hollin's Liebeleben *).

Hollin und Odoardo kamen denselben Tag auf eine Schule, gewannen einander sogleich lieb und veranlaßten dadurch, daß ihnen der Rektor ein gemeinschaftliches Zimmer anwies, das sie auch bis zu ihrem Abgange nach der Universität mit einander bewohnten. Jener war dem letzteren an Alter, Vermögen und Talent überlegen; diese Ueberlegenheit war alte Gewohnheit und machte keinen Riß durch ihre Freundschaft. Sie versuchten sich mit einander in allem, was das Schulleben mit sich führt; sie präparirten sich mit einander, brateten heimlich einander Kartoffeln, schlugen gemeinschaftlich ihre Feinde auf andern Schulen, hielten sich zusammen heimlich einen Renommistenanzug, in welchem sie abwechselnd Komödie und Caffeehaus besuchten; sie waren auf der ganzen Schule unter dem Namen Kastor und Pollux bekannt. Odoardo, der früher schlimme Jahre bei seinem armen Vater zugebracht hatte, welcher Doktor in G. war, hatte mehr Bewußtsein dadurch, mehr Vorsicht und Klugheit gewonnen, war dadurch eine Art wohlthätiger Hofmeister Hollin's, der ihn von tausend Unbesonnenheiten zurückhielt; in allem übrigen lebten sie so in einander über, daß die Lehrer Mühe hatten, ihre Handschriften zu unterscheiden. Die Vormünder schickten Hollin nach H., der Vater berief Odoardo nach G.; beides war ihren vereinigten Bemühungen unabänderlich, weil jeder vom andern die Abänderung erwartet hatte; sie trennten sich mit tausend Schmerzen und fühlten doch erst nachher, was sie an einander verloren hatten. Als sie von einander Abschied nahmen, sagte Odoardo, dies ist ein Augenblick, wo wir uns trennen, vielleicht kommt ein Augenblick, wo wir uns wiedersehen, gewiß aber einer, wo wir uns hinlegen und nicht wieder aufstehen; und erinnerte seinen Freund daran in seinem ersten Briefe und an manches andre Traurige: wie ihre kleine Schulwelt hinter ihnen bis auf die Namen, die sie in ihre Bänke eingeschnitten, bald vernichtet sein werde; dabei erinnerte er sich, wie er als Kind fest geglaubt, er werde ewig leben, bis sein liebster Spielkammerad, ein Hund, sich in der Morgensonne ausgestreckt, still geworden und gestorben sei; — von der Universität schrieb er nichts. Ganz anders beschrieb Hollin seine Gedanken bei dem Anblicke der Universität: Himmel, welch ein Gefühl, als ich die ersten Spitzen der Thürme und immer mehr, endlich die ganze herrliche Freistadt der Jugend aus der Ebene hervortreten sah. Noch ist er nicht verhallt in mir der innere Ruf nach Freiheit, der mich als Kind schon zum kühnen Spiele auftrieb. Ringt nicht jedes Wesen nach Licht und Freiheit, Keime, Blüthen, Vogelbrut, selbst die stummen Fische verlassen im Sonnenschein ihr Element und schlagen sich empor und rauschen über seine Fläche hin. Und wir, frei aufgerichtet zur Mittagssonne, die wir unsre Erde in Luft und Wasser umkreisen und durchstreifen dürfen, sollten die Fülle der schwellenden Kraft und Freude im trägen Kleinmuthe des Bürgerlebens eindämmen. Der Wagen schien mir unerträglich langsam fortzuschleichen, wie die Zeit auf unsern Schulbänken. Bald kam eine Schaar in ritterlicher Kleidung mit Helm und Schwert, bewillkommte uns zutraulich, ohne uns zu kennen, lud uns gastfrei zum Mahle ein und verbrüderte sich mit uns: verbrüdert uns nicht alle menschliche Gestalt, ist nicht die Liebe frei und ist es nicht der innerste Drang des Menschen, alles liebevoll zu umfassen und in sich aufzunehmen. — Im nächsten Briefe erzählte er seinem Freunde, daß er in eine Landsmannschaft aufgenommen, einer der besten Fechter geworden sei; daß er sich bemühe, ihnen dagegen seinen Sinn für alles Tiefe in der Philosophie mitzutheilen. Warnend schreibt Odoardo von seiner Universität: Mir ist alles hier unerträglich einförmig bis auf die untergeschobenen, auswendig gelernten Einfälle. Ein paar lächerliche Namen, ein Dutzend Scherze über Dinge des täglichen Gebrauchs, dieselbe Manier, arme Leute zu beleidigen, die sie nicht fürchten, viel Erzählungen ehemaliger Tapferkeit und nachahmenden Muth aus Furcht vor der Schande; das hab ich schon entdeckt. Wer nicht platt ist, wird aberwitzig genannt, wer Poesie liebt, ein Kraftgenie, wer einen andern als den hergebrachten Spaß treibt, von dem heißt es, er wolle etwas vorstellen. In den Gesellschaften ist stummes eitles Hofmachen, alles in ernsthafter Wichtigkeit; haben sie dann etwas Wein genossen, so werden sie grob, nach ihrer Art genialisch, und sagen den Frauen Unanständigkeiten; diese fliegen verstört auf und werden von ihren Beleidigern nach Hause geführt. Dann giebts Schlägereien, selbst zwischen Freunden, die einander alles verziehen haben; zum Glück kommt selten was dabei heraus. Von dem unsinnigen Lernen sage ich kein Wort, die meisten thun nichts als Heftschreiben.

Hollin hatte sich mit solcher Lust in die Studentenwirthschaft geworfen, daß ihm sehr bald ein Vorsteheramt seiner Landsmannschaft übergeben wurde. Eine große Streitigkeit zwischen Landsmannschaften und Orden entzweite damals die Universität; er nahm heftig die Partei der erstern, weil er darin wenigstens keinen solchen Trennungsgrund wie in den Orden fand, die nothwendig, weil alle daran theilnehmen konnten, im ewigen Kampfe unter einander bleiben mußten. Alles sollte durch einen Zweikampf zwischen beiden Parteien ausgeglichen werden; er wollte für alle fechten, das erfüllte ihn mit Freude; nur das Unbestimmte des Kampfes bewegte ihn; hätte er sich bestimmt einen Arm, einen Fuß, abhauen lassen dürfen, es wäre ihm lieber gewesen. Er kam früh auf das Dorf, wo gekämpft werden sollte. Freunde und Feinde unterhielten sich wie gewöhnlich von Nebensachen ganz frei. Vor allen gewann er einen gewissen Lenardo aus G... ganz ungemein lieb, der aus Hang zur Unabhängigkeit von seinem Vater, der ihn dort einschränken wollte, ohne Abschied nach H. abgereist war. Offen ohne Zweck, lustig aus Bedürfniß und darum dem Weine, dem Spiele, den Mädchen erge-

*) Aus: Ludwig Achim von Armin, Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Band I. Berlin. (1810.)

ben; fleißig zum Scherz, muthig ohne es zu wissen, nie Beleidiger fast immer Versöhner beim Weine; mit allen Gutfreund, mit keinem insbesondere, hatte er so viel Bekanntschaften gestiftet, so viel Brüderschaften getrunken, so viel Trennungen erfahren, daß er in jedem neuen Bekannten zehn alte wieder begrüßte und wiederfand, ohne es zu wissen. Er war immer der einzige ohne Stammbuch, der sich in allen Stammbüchern fand; immer von Memorabilien umgeben, der aber keine einzige behielt, dem die vergangene Zeit ganz vergangen. Witz hörte er gern von andern, um Gelegenheit zum Lachen zu haben, er selbst hatte den Witz nur im Trunke; rasch im Wetten, aber selten glücklich, weil er wenig genau hörte; glücklich im Spiele, gewann er doch selten, weil er nur im Unglücke wagte; leichten Weibern sehr willkommen, war er doch selten geneigt, den Umständen einer etwas vornehmeren Verbindung sich zu unterziehen; die schnellere Entscheidung bei den unteren Klassen machte ihm mehr Genuß; in den Künsten zeigte er stets ein vorwiegendes dramatisches Talent. So ist er noch jetzt, und so war er; denn er gehört zu den unveränderlichsten Menschen, unversehrt ob er gleich zehn verschiedene Weine an einem Abende auf einander setzte. Dies wurde sein Gegner, sie umarmten sich erst, dann schlugen sie sich; Lenardo wurde sehr bald schwer in den Leib verwundet. Hollin hätte sich in seinen Hieber stürzen mögen; doch der Wunsch, seinem Freunde zu helfen, trieb ihn zu Pferde nach der Stadt einen Wundarzt zu holen; dem Mediziner, der gegenwärtig, fehlte es an Geschick, er hatte mit seinem Bindezeuge bloß figurirt. Als dieser ankam und den Verwundeten, der an einem Ofen halb gebraten und halb erstarrt lag, von dem drückenden Verbande der Schnupftücher befreit hatte, und mit der Sonde auf und nieder fuhr in der Wunde, da hing Hollin wie ein loser Stein über dem Abgrunde; endlich hielt ihn die Hoffnung fest und die Hoffnung ließ ihn nicht zu Schanden werden; die edlen Theile im Inneren waren unverletzt. Ohne Ermüdung wachte er in den kalten Nächten bei dem Freunde und der Zufall machte ihn bald mit allen Lebensverhältnissen Lenardo's bekannt. Er mußte an dessen Schwester Marie schreiben, sie möchte sein böses Verhältniß mit dem Vater ausgleichen; dabei rühmte er ihm die Schwester als unendlich liebevoll und gut. Hollin hatte einen jugendlichen Hochmuth gegen die Weiber, aus Mangel an Umgang mit ihnen hielt er sie kaum für Menschen; insbesondere hatte er gegen alle moderne Sitten derselben aus irrigen Darstellungen in Komödien neuerer Zeit einen bestimmten Abscheu; was er von Liebe wußte war nur im Allgemeinen empfunden, nie bei einer einzelnen entdeckt. Lenardo sprach mit ihm, ob er ein Mädchen heirathen sollte, die ihm recht gut sei, und viel Geld habe, er wäre dann auf einmal aus seiner Schuldenlast. Hollin fand das frevelhaft, behauptete, wenn es überhaupt eine Ehe geben dürfe, so müsse sie das Band zweier Liebenden sein; der Liebe gehöre jede Hingebung und alle äußeren Verhältnisse müßten vor ihr verschwinden: ein Hingeben ohne Liebe sei Unzucht; wer mit dem Feuer der Haushaltung die Liebesfackel anzünden wolle, der werde darin wie im höllischen Feuer verbrennen und nur aus dieser Unnatur, die häufig sogar aus Pflicht getrieben würde, entstehe alle sinnlose Ausschweifung der Männer und die feile Liebe. —

Da hat er einmal nicht ganz recht! rief die Gräfin eifrig. — Sie haben recht, entgegnete der Prediger; ich leugne, was er von dem Hinaussetzen der Liebe über äußere Verhältnisse sagt, insofern sie doch nicht aus der Welt hinaus versetzen kann. — Das meinte ich nicht, antwortete die Gräfin, aber mir sind viele Beispiele bekannt, daß Ehen bloß der Ausstattung wegen gestiftet worden, die sehr glücklich ausschlugen; das Entgegengesetzte sah ich oft bei Liebenden. — So etwas muß man nicht sehen! brummte der Graf vor sich.

.... Lenardo genas, und Hollin zog sich von dem großen Studentenhaufen zu seinen Büchern zurück; der Wunsch andre zu bilden mißlang ihm fast gänzlich, denn er wollte alles in der Natur übereilen. Einsam durchstrich er zum erstenmal die schnell aufgrünende Frühlingsbühne, schwelgte an jedem neu grünen Blatte und im Laufe der krummen Fußwege kam er über eine Brücke auf eine Insel; im Gefühle der Einsamkeit ließ er sich einen kleinen Geiger kommen, setzte sich in eine Laube und knackte Nüsse, die meist hohl waren; sein Herz war voll. Lenardo schreckte ihn heranspringend mit den Worten auf, er werde gleich seine Schwester zu ihm führen, die heute angekommen; sein Vater sey versöhnt, Hollins Brief habe das ganze Haus entzückt, alle wären begierig ihn kennen zu lernen. Er sprang fort, ohne Hollins Antwort zu hören, der ihm versicherte, er könne in dem Augenblicke mit keinem Weibe reden. Hollin warf aus Verdruß Tisch und Bank um, ließ den Kleinen ein Schandlied musiciren und lief in das Dickicht. Bald kam Lenardo mit seiner Schwester und noch einem Mädchen. Lenardo erklärte ihnen lachend den wunderlichen Haß seines Freundes gegen alle Weiber; beide schienen dadurch etwas beleidigt. Alles das sah Hollin aus dem Dickicht und für seinen Haß und für seine Ruhe sah er zu viel; beide verschwanden im Augenblicke. Was hätte er jetzt dafür gegeben mit Marien sprechen zu dürfen; aber er hatte sie beleidigt, was hätte er ihr sagen können; ihr Bild schwebte ihm noch deutlich vor, als sie lange fort war, und am Abend trieb er sich vor ihrem Fenster herum und meinte, wo ein Schatten durch die Gardinen der erleuchteten Fenster dunkelte, da stehe sie, und da meinte er etwas zu sehen. — Lenardo reiste den nächsten Tag mit seiner Schwester und seinem Vater fort; nach seiner Weise hatte er vergessen, irgend jemand davon zu sprechen; niemand wußte wohin. Hollin ärgerte diese Nachlässigkeit, denn er konnte nicht Ruhe finden, bis er die Beleidigung gut gemacht, der er selbst diese stille Abreise fälschlich zuschrieb; er entschloß sich zur Zerstreuung den Harz zu Fuße zu durchstreichen und es gelang ihm wenigstens auf den wilden Höhen, in den großen Ansichten der Natur sich selbst zu vergessen. Eines Tages kehrte er in Goslar spät Abends ein; die Alterthümlichkeit der Stadt machte ihn selbst alt; er ging durch die engen Gassen, von fließendem Wasser durchschnitten, vor dem Rathhause voll bunter Schnitzwerke, vor der alten Kirche, mit wunderbaren Bildern geziert, vorbei; ihm ward ein so wohlthuendes Gefühl durch alle Adern gegossen, als kehre er nach abgebüßten Sünden von einem Kreuzzuge heim, als werde ihm morgen des Glückes Sonne einmal wieder scheinen. Im Gasthofe fand er einen trüben Brief von Odoardo, Werthers Leiden waren dem in die Hände gefallen, und fühlte er auch nicht das zerstörende, sich selbst wiederkäuende Ungeheuer in der Welt, so fühlte er doch, bedrängt von lästiger ärztlicher Praxis, die er für seinen Vater übernommen hatte, eine ewig leere lieblose freudelose Bewegung, ein thörichtes ermüdendes Spiel aller Naturerscheinungen, eine ewige Wiederkehr der Jahre, derselben Blüten, derselben Menschen, ihrer Verhältnisse, weswegen man in alle Ewigkeit hin in demselben Zinne, aus derselben Apokalipse prophezeien könne. Wir müssen so laufen, schrieb er, damit die Schuhe ausgetreten werden, und sind sie ausgetreten, so sind sie zerrissen und die neuen drücken wieder; die Unendlichkeit steht, lacht dazu verzweiflungsvoll aus der Ferne und wir können ihr Angesicht nicht erblicken. Und denke ich deiner Freundschaft, sieh, da füllt sich meine Seele mit Herrlichkeit wie der gehemmte Strom vor mir, in welchem noch eben ein armer Junge nach Lumpen suchte, mit klarem Wasser, nachdem die Schleusen erschlossen sind. Wie ist alles so voll und so leer, so freundlich und traurig zugleich: alles Tag in Nacht. Im Lichte der Freundschaft glänzt die Spitze unsres Hauptes in Klarheit, aber die Augen trauren schon in der dunkelen Nacht. Tausend Menschen leben in Feindschaft eng beisammen; die wenigen, welche ihr Inneres austauschen und Freude zeugen, sie treibt der starke Bogen des Schicksals in alle vier Welttheile. Und wie wenige dieser verschossenen Pfeile erreichen ein Ziel? Giebt es ein Ziel? Könnte ich diese Welt der Bewegung nur aus mir los werden — alle Abende denke ich mit Freude und Sehnsucht an den Tod einer Gräfin, von der erzählt worden, wie sie ruhig zu Bette gegangen, und in Selbstverbrennung vernichtet, ohne Verletzung ihres Bettes und ihrer Umgebung, in ein Aschenhäufchen verwandelt wiedergefunden sey. — Hollin antwortete gleich seinem alten Schulfreunde zur Aufmunterung und Warnung: Dein Brief war Selbstmord. Glaub mir nur dies, die meisten Menschen sind Selbstmörder, und du gehörst zu den vielen, die es verachten ihr Leben durch einen mächtigen Giftbecher zu enden, aber das Gift gierig in tausend schönen Lebensblumen aufsuchen und einsaugen. Und ist nicht das letzte unwillkührliche Ringen nach Leben, der Todeskampf, das letzte Aufathmen, der Todesseufzer ein eigentlicher Abscheu der Natur, das Verdammungsurtheil des Selbstmörders. Uns leitet das elende Zeitalter zum Selbstmorde; die meisten folgen und fallen darin, wenn sie auch nicht Hand an sich legen; laß uns muthig und kräftig dem Strome der Zeit entgegen schwimmen; wer in dem Kampfe zur Rettung jedes guten Lebens erliegt, der stirbt für die Freiheit und lebt in ihr. Bist du aber wahnsinnig in trüben Stunden und kannst nicht anders, und mußt so denken wie Werther, so laß dich anketten in guten Stunden durch eine andere gleiche, weniger anstrengende, dir mehr angemessene Thätigkeit, als jene ist, zu welcher dich dein Vater bestimmt, auf daß dir die müßige leere Zeit zum Nachdenken verschwinde, die dir nicht taugt und nie getaugt hat.

Mitten in dem Schreiben wurde er durch einen Seufzer im Nebenzimmer gestört; das regte ihn an, allerlei sanfte Nachtlieder anzustimmen; es klingelte im Nebenzimmer, er hörte eine weibliche Stimme; seine Lust an Abentheuern erwachte; er trat an die Thüre und fragte mit einer nachgemachten Kellnerstimme: Was beliebt? — Eine alte Weiberstimme antwortete ihm: Bitt' er doch den Herrn im Nebenzimmer, daß er seine Nachtmusik bis morgen verspart, wenn wir fort sind. — Dies Abentheuer machte ihm ungemein viel Spaß; aber wie wurde er erschreckt, als er am Morgen vom echten Kellner die Namen seiner Nachbarn hörte; es war Maria Lenardo mit ihrer Mut-

ter gewesen. Beide waren ganz früh mit dem Vater dem Brocken zugewandert. Kaum war der Kellner fort, so sprang er in sich wüthend und tief gekränkt in das Nebenzimmer, alle verlassenen Reste ihres kurzen Daseyns zu sammeln; sie mußte ganz ihm zunächst geschlafen haben, durch ein dünnes Brett geschieden; denn das andere Bette war nach der Gewohnheit älterer Leute hoch aufgestapelt mit Kissen. Er konnte es nicht lassen, er stürzte sich in das glückliche Bett, das sie umschlossen; es war noch erwärmt, und der Duft der Gesundheit erfüllte es ganz und immer tiefer drängte er sich in das Federbett, es schlägt über ihm zusammen, er sinkt in Wohlseyn unter. Als er sich zusammengerafft, sich angezogen hatte, eilte er der Gesellschaft mit solcher Eile nach, daß er sie in drei Stunden schweißtriefend erreichte; er wollte sich erst als Fremdling ihnen vorstellen, um kein Vorurtheil für sich und gegen sich zu erregen. In der schönen Gegend ließ er sich aber so frei aus, daß sein Geheimniß bald seinen Lippen entfiel, von Marien recht zart aufgenommen und mit einem Kranze für alles Verdienst zurückgegeben wurde, was er sich um ihren Bruder erworben. Die Mutter sorgte an einem Ruhepunkte für die Haushaltung aller, und Marie schenkte mit sorgsamen, freundlichen, fragenden Blicken den Thee ein; der Vater botanisirte nachher mit seiner Frau, die nichts davon verstand; Hollin ging mit Marien über Thal und Höhe so selig, daß er über die schöne Gegend kein Wort sagen konnte. Sie kamen bei sternklarem Himmel im neuen Brockenhause an, das wie der Mond am Berge zu ruhen geschienen, woraus ihnen aber Lenardo mit vollem Glase entgegentrat. Er neckte Schwester und Freund; der Vater stellte sich auch jung mit ihm, um sich vor seiner Frau auszuzeichnen. Lenardo brachte eine Zahl steifer Gesellen herein, die in ihren hohen Stiefeln beinahe Arm und Bein auf den Felsen gebrochen hatten; alle wußte er in Thätigkeit zu bringen, sie mußten mit seiner Schwester tanzen; auch Hollin legte seine Hand zum Walzer auf ihren schönen Rücken. Dann forderte Lenardo Hollin auf, seine Schwester zur Ruhe zu magnetisiren; das war dem Vater ein sehr willkommenes Experiment, und Hollin mußte sich anschicken, mit dem wundervollen Treiben des Bluts in der Nähe der Geliebten, in der ganzen Anspannung des geheimnißvollen Schwungs der magnetischen Bewegung über alle Schönheit zwischen Berührung und Nichtberührung hinzuschweben: der qualvollste Genuß in der ganzen Welt, fast wie aller Umgang zwischen Braut und Bräutigam, die zu vertraut sind, um sich Gewöhnliches zu sagen und sich nicht mehr erlauben dürfen. Einer meiner Freunde klagte mir einst in solchem Zustande, daß ihm von dem ewigen Lächeln dabei die Lippen wehe thäten. Hollin lief gleich darauf ins Freie, während der Rath das Einschlafen der Tochter wissenschaftlich erklärte; er ging und stolperte über die Hexenaltäre und als er zurückkam, stand Maria in Nachtkleidern mit ihrem Munde gegen die Scheiben des Fensters gelehnt, zu tief in sich versenkt, um zu bemerken wie er still einen Kuß auf dieselbe Scheibe von aussen drückte. Nachher stieg er zu den Studenten auf den Thurm, und trank der deutschen Freiheit ein Lebehoch! — Am Morgen früh auf, sah er Städte, Hügel, Ströme im Frühscheine durch das Wolkenmeer leise vordringen, sah die Grundsteine vieler Häuser rings, wo jetzt alles unbewohnt nur ein Schauplatz der Neugierde geworden ist, und er dachte sich ein Volk, daß diese große Natur und ihre Beschwerden in täglicher Gewohnheit gebraucht, und fragte sich, ob wohl alle Künste zu dieser Herrschaft über die Natur wieder hinführen könnten? Ein scharfes Wehen am Himmel verkündete ihm die Nähe der Sonne, er nahte sich dem Hause und Maria trat mit einem Brockenstrauße hinaus. Er glaubte das alles gerade so und alles umher aus einem anderen Leben vorausgesehen zu haben; er sank in stiller Andacht vor ihr nieder und betete unbewußt. Sie berührte seine Stirne mit ihrer Hand, er sprang freudig auf; die Sonne jagte durchbrechend das Wolkenmeer vor sich fort, daß eine Welt in der Reinheit erster Schöpfung vor ihnen lag und als sie sich vom Glanze abwandten und hinter sich blickten, da sahen sie sich selbst in ungeheurer Größe auf den Wolken, daß sie in sich tief erschauderten. Der Rath und die Studenten, die beim Kaffe den Sonnenaufgang versäumt hatten, kamen dazu und freuten sich über die Lufterscheinung des sogenannten Brockengespenstes, wovon sie alle gehört hatten. Lenardo spielte eine lächerliche Tragödienscene als Schattenspiel in den Wolken. — Da Hollin bald enger mit Marien verbunden wird, so scheint es nöthig, ihre frühere Geschichte zu characterisiren. Nie gab es ein *ergebeneres* Mädchen: der Ausdruck läßt sich durch keinen andern erklären; sie setzte sich allen nach und wo sie liebte, wußte sie nichts Höheres, als ganz demüthig zu dienen, den leisesten Wünschen des Geliebten ohne Ueberlegung und Rücksicht entgegen zu kommen. Schon ihre Kinderfrau sagte ihr deswegen, sie werde noch viel Noth erleben; mit gleicher Ergebenheit liebte sie Mutter, Bruder und Vater, so streitig jene drei unter einander waren; jedem that sie einzeln wohl, schmeichelte und half jedem; waren sie beisammen, dann ging ihre Verlegenheit an, die ein sehr verschlossenes Leben in ihr hervorgebracht hatte. Unserm Hollin fühlte sie sich eigen, noch ehe sie ihn gesehen und seit der Zeit war ihr stetes Bemühen, ihm das zu beweisen, doch lange vergeblich, da seine Bescheidenheit sich solch eine Eroberung nicht beizumessen wagte. Aber sie reisten jetzt weiter mit einander, waren oft allein, durchkrochen die Bielshöhle zusammen und verstanden sich, ohne einander etwas Bestimmtes gesagt zu haben; alles war abgemacht, doch mußte alles geheim gehalten werden, weil Hollin ohne Amt in den Augen des Vaters für keinen Freier gelten konnte. Bald sollte auch der ganz offenen Freundschaft gegen Odoardo ein Geheimniß aus dieser Liebe werden, denn die Liebe hat höhere Geheimnisse. Maria verweilte einige Zeit mit ihren Aeltern bei Freunden in der Nähe von Blankenburg; um Marien desto ungestörter allein zu sehen, nahm er von den Aeltern Abschied und versteckte sich in der Nähe in einer öden Försterhütte unter dem angenommenen Namen eines bekannten Malers, und als er die erste Nacht weit entfernt von ihr schlief, träumte er die ganze Nacht, er liege verkehrt in seinem Bette. Maria ging oft allein aus, dies fiel niemand auf; an einem der schönsten Morgen traf sie mit dem Geliebten zusammen auf dem Wege nach der Roßtrappe; sie gestützt auf ihn, er umschlungen von ihr, so strichen sie in leisem Geflüster durch das dichte Buchengebüsch; es war Sonntag und niemand begegnete ihnen. Auf einmal wurde es hell über ihnen, sie thaten aufjauchzend noch einige Schritte und standen dann auf der Spitze der Granitwand, die schrof aufgerichtet steht zwischen dem Toben und Blühen freier Natur im eingeschlossenen grünen Thale, von Wasserfällen durchschnitten und zwischen dem gesetzten Wirken der Menschen, von welchem das dumpfe gleiche Stoßen des Eisenhammers an der andern Seite entgegenschallte. Und sie gedachten mit Rührung der schönen Königstochter, die von einem verhaßten Freier verfolgt, ihr Roß muthig über den Abgrund spornte und ihm entkam. Noch war der Tritt des Rosses im Felsen zu sehen; der Regen hatte den Eindruck erfüllt und Maria ließ eine Thräne dabei fallen; auch sie erwartete bei ihrer Rückkehr ein verhaßter reicher Freier und sie fühlte nicht Kraft in sich, den Bitten von Vater und Mutter zu widerstehen. Erst hier erfuhr Hollin diesen geheimen Kummer, der in den festen Schranken bürgerlicher Ordnung und Weltsitte ihr schönes Leben aufzehren wollte. Zu uns! deutete ihnen das Rauschen des Baches unter ihnen, die tiefe Klarheit des Thals, das dichte Grün, die Stimmen der Vögel in ihrer Sicherheit: ergebt euch der Natur mit aller ihrer Schönheit in allen ihren Schrecken; hier unten lieget die goldene Krone der schönen Königstochter, die ihr im raschen Sprunge vom Haupte fiel, euch ists bestimmt, sie zu finden, die lange aufgegeben ist. Ich steige hinab, sagte Hollin, und will da einsam mein Leben beschließen, wenn du mir nicht folgst Maria. — Und so stieg er rasch voran, und bezeichnete ihr die Stufen, und sie folgte ihm wie eine junge Gemse der alten, so kindlich ergeben und treu in der Gefahr nach. Und wie sie unten ins Thal kamen, da schien ihnen alle Welt anders, sie glaubten sich im Paradiese und die einzigen Menschen auf Erden; sie lagerten sich unter einer Laube, wo ein Reh aufgesprungen war; die Schranken des Lebens öffneten sich, er fand und raubte die Mirtenkrone, der ewige Bund wurde geschlossen. Sie waren eins, aber dieses Einsseyn war ihr Alles; sie hatten die Welt vergessen, auf der sie so sanft ruhten, den Himmel, der sie so mild gedeckt hatte und der nun furchtbar schwarz über ihnen gewitterte und seine Regenschauer sandte. Mit Anstrengung aller Kraft brachte Hollin die Halbohnmächtige nach Hause; der Liebe Leben währt ewig, rief er ihr scheidend; sie konnte in diesem Ungewitter leicht einen Grund ihrer verzögerten Rückkehr angeben. Sie kehrte noch mehrmals zu ihm zurück, so lange die guten Tage dauern wollten, und doch kam endlich der schwere letzte Tag, wo Hollin ihr nochmals unwandelbare Treue gelobte und ernstes Bestreben nach einem bürgerlichen Unterkommen. Als Hollin nun nach der Universität zurückkehrte, war es Nacht; einzelne Lichtfenster blickten im Thale, die Thürme sahen finster über die dunkle Häusermasse hinaus, das Wasser unter ihm glänzte und rauschte über das Wehr, Gesang schallte an einer Seite; im Ganzen herrschte tiefe Ruhe und keiner dachte seiner. Und da grauete ihm, wie er dachte, daß andre noch Lust am Leben bewahren könnten, die nicht lebten wie er; er fragte sich, womit er dies Glück vor allen andern verdiene. Alles schwieg umher, auch zwei Nachtigallen, die bis dahin wetteifernd geschlagen; ihm war, als hätten sie sich todt gesungen, weil nichts ihr Glück ganz sagen und verkünden könne. — Bald eilte er von der Universität nach der Hauptstadt; die bürgerliche Ordnung, die er erst kühn gebrochen, suchte er jetzt auf, um darin Schutz, Unterhalt und Ruhe für sein Glück zu finden. Er gefiel allgemein; seine Kenntnisse waren eben so gründlich als mittheilbar; der Strom der Gesellschaft erfaßte ihn von allen Seiten und er spielte mit jeder Welle, denn alles war ihm neu und er traute jeder.

Sie erinnern sich, daß eine Bekannte von Marien sie damals auf der Insel begleitete, wo Hollin sie so unhöflich abgewiesen hatte; dieses Mädchen, deren Namen ich verschweige,

die häßlich und boshaft, dennoch das Vertrauen von Marien gewonnen hatte, hielt sich in der Hauptstadt auf, und wurde von Marien erwählt, den geheimen Briefwechsel zu bestellen. Sie haßte Hollin seit jenem Tage, und nun hörte sie in dem gemeinen Stadtgeschwätze, wie er verschiedene sehr verdächtige Frauen besuche, wie er mit verschiedenen Mädchen versprochen sei, darum hielt sie die ersten Briefe Mariens zurück, und berichtete ihr alles so bedenklich, daß Maria sich nicht trauete, wieder zu schreiben. Hollin ohne allen bösen Willen und Absicht, in aller schlechten Gesellschaft rein und einzig mit seiner Marie beschäftigt, konnte dieses Stillschweigen nicht begreifen. Mariens Freundin leugnete ihm alle Aufträge ab, Briefe an sie zu bestellen. Endlich schrieb er an Odoardo, er möchte ihm doch von Marien Nachricht geben. Odoardo suchte mit großer Feinheit Bekanntschaft, fand nie eine gute Gelegenheit, mit Vorsicht sich zu erklären, und konnte ihm weiter nichts schreiben, als was die Stadt wußte, daß die Heirath Mariens mit dem reichen Kaufmann rückgängig geworden; dabei warnte er seinen Freund, keiner flüchtig feurigen Gewalt eines Frühlingsaugenblicks über seine ganze Zukunft die Zügel zu geben; Maria sei kein Weib für ihn; sein umfassender Geist würde ihres kleinen häuslichen Kreises bald überdrüßig sein; die Schönheit werde bei einer gewissen Geistesbeschränkung undenklich verhaßt. — Hollin lachte des Briefes; er kannte seine Marie besser; aber der Brief verschloß ihn gegen den Freund, sein Urtheil schien ihm hochmüthig; ließ er aber seine Empfindlichkeit aus, so konnte jener das Geheimniß errathen, das er ihm mit Mühe verbarg. Er schob seinen Brief auf, bis eine Krankheit, die er rettend bei einer großen Feuersbrunst sich zugezogen, ihn längere Zeit dazu unfähig machte. Kaum war er so weit genesen, so schrieb er in erster Freude dem Freunde; die Versündigung an Marien verwies er ihm mit wenigen Worten; dann erzählte er ihm seine Krankheit ausführlich, insbesondere einen schweren Traum, der ihn sehr gequält. Bald sah ich viele Erscheinungen umher, schreibt er: Maria in einem schwarzen Kleide, eine Königskrone auf dem Haupte, trat weinend zu mir und legte eine warme Hand auf meine Stirn; du warfest dich schmerzlich bei mir nieder, es standen viele alte Krieger umher, man trug mich fort; die Leichenfrau war mit mir beschäftigt; ich sah mich selbst, wie ich in dem schwarzen Sarge mit zinnernen Griffen lag. Da schoß es mir urplötzlich in den Sinn: aber ich sähe ja das alles, wie könne ich todt sein; ich schauderte vor dem Gedanken, lebend begraben zu werden; ich wollte den Trauernden umher mein Leben kund thun. Aber keinen Arm konnte ich heben, mein Mund war geschlossen, nur mit den starren Augen blickte ich, um Schonung von euch zu fordern. Da kam Maria und drückte auch diese Augen mir zu und ließ eine Thräne darauf fallen. Ich fühlte ihren Schmerz und den meinen, sie zu verlassen; ich konnte euch und mich nicht mehr retten; der Sargdeckel wurde zugeschlagen, die Träger hoben mich, die Schüler sangen: Ach wie herrlich, ach wie labend ist nach einem heißen Tage, solch ein schöner kühler Abend; das Geläut der Glocken klang durch und das Weinen der Lieben, die mich begleiteten. Da sammelte ich meine letzte Kraft, euch ein Zeichen meines Lebens zu geben und erwachte zum Genesen. — Mariens Freundin war unterdessen beschäftigt gewesen, ihr jede Stunde zu verkümmern, von ihr erfuhr sie, er sei durch Ausschweifungen gefährlich krank; eine sehr verrufene Frau pflege sein. Dieser Pflege, es ist wahr, dankte er sein Leben; aber diese Pflege war bloß Folge jener Güte, die fast das Einzige Löbliche ist, wozu der Sinn durch ein leichtsinniges Hingeben geweckt wird; der herrliche Mann that ihr leid, ob sie ihn gleich nie näher gekannt hatte. Sie wissen noch nicht, in welchem Grade Marie aus dem Himmel ihrer Liebe gestoßen, auch in allen andern Verhältnissen durch die falschen Nachrichten der Freundin unglücklich wurde; sie wissen nicht, was Marie sich und der ganzen Welt gern verheimlicht hätte, daß sie in wenig Monaten von den Folgen jener schönen Besuche im einsamen Gebirge entbunden werden sollte, die jetzt ihr Inneres doppelt zerrissen. Lenardo quälte sie dabei mit einem besonderen Ansinnen; er hatte die eben erschienene Maria Stuart Schillers so lieb gewonnen und den Vater ganz auf seine Seite gebracht, daß dieses Trauerspiel zu einem Geburtstage der Mutter in ihrem Hause aufgeführt werden solle, und daß Maria die Hauptrolle übernehmen müsse. Er schrieb an Hollin, daß er ihm auf dem Krankenlager nach der Verwundung versprochen, ihm einmal einen Dienst zu leisten, insofern er seinen Kräften angemessen; nun sei Niemand in G ... der den Mortimer machen könne und niemand in der Welt, der ihn besser machen könne, als Hollin, er möchte sich also dazu einfinden. Hollin kam die Einladung sehr gelegen; er war denselben Morgen als Bergrath angestellt worden; er konnte jetzt, bei dem Besitze von dem eignen Vermögen, eine Frau ernähren; gleich schrieb er an Lenardo, er komme gewiß, aber erst am Tage der Aufführung; er müsse ganz geheim halten, wer die Rolle übernommen; er selbst könne sie leicht in den Proben spielen und für die Kleider wolle er selbst sorgen. — Seinem Odoardo meldete er seine Versorgung und seine Ankunft und bat ihn, Marien davon zu benachrichtigen; den letzteren Brief legte er in jenen. — Lenardo war zu erfreut über das Gelingen seines Planes, um den Brief an seinen Freund richtig zu bestellen, erst am Morgen der Aufführung fand er ihn in einer Tasche und gab ihn dem Odoardo, der den Leicester im Stücke recht brav probirte. Odoardo fand in seinem Briefe einen andern an Maria eingeschlossen; er fand keine Gelegenheit, ihn während der Probe abzugeben und wollte ihr nachher einen Besuch machen.

Hollin hatte unterdessen die Reise mit unglaublicher Ungeduld zurückgelegt; er kam in der Nacht in einem Wirthshause zu G... an. Hier am Ziele seiner Wünsche scheint ihn die erste Unentschlossenheit angewandelt zu haben, die erste Besorgniß über Mariens Schweigen, das er bis dahin der strengen Bewachung der Ihren zugeschrieben hatte, man fand in seinem Taschenbuche aufgeschrieben: Maria, als mein Arm zuerst dich umfing, spielte die Natur zu unserm Tanz eine fröhliche Weise; Blumen sproßten unter deinem Tritte, die Vögel liebkosten dich mit süßen Klängen. Die Blumen sind verblüht, die Vögel hinweggezogen, der kalte Herbstwind kräuselt mit dürrem Laube den Staub des Bodens. Noch in eben dem Tanze bebt, pocht mein Herz bei dem leisesten Anhauche deiner Erinnerung, sein Frühling ist nicht entschwunden, nicht seine Blüthen. Bist Du es noch Hochgeliebte, die wie ehemals meiner wartet; süße Liebe, hättest Du nur ein Wort zur Antwort mir geschrieben, nur ein Angedenken jener Zeit, ein Tannensträußchen mir gesandt, ich wäre nicht einsam allein so nahe dir: doch ich war ja immer dir nahe und selbst dein Schweigen war mir lieb.

Nach Endigung der Probe ging Marie auf ihr Zimmer und fand einen Brief von der boshaften Freundin, die ihr Hollins Anstellung und seine nahe Abreise anzeigte; man glaube, er hole sich eine Frau aus der Gegend, wer aber diese Glückliche sei bei den vielen, denen er Hof gemacht, sei schwer zu bestimmen. — Mariens erste Empfindung war, das sei gelogen; aber dann ergriff sie eine Angst, Rache härtete sie; mit aller Heftigkeit der gemißhandelten Liebe wollte sie ihm schreiben, sie wollte aller Welt ihre Liebe und ihre Schande bekennen. In dem Augenblicke trat Hollin herein, der sich bei einem Untermiether im Hause ein Zimmer schon frühmorgens zu verschaffen gewußt hatte — er sieht sie und stürzt sprachlos in ihre Arme. Sie dreht sich in einem Gemische aus Zorn und Liebe von ihm weg; sie drückt ihn sanft von sich. In diesem Wegwenden fühlt er unschuldig die Qual der Verdammten, von denen Gott sein Angesicht gekehrt; halb erstickt ruft er: Maria, du wendest dich von mir, bist nicht mehr ganz mein? nur ein Wort, ein Blick bei aller Liebe, die uns einte, bei aller heiligen Treue, du bist mein! — Treue, Liebe! rief sie, das ist vorbei, ganz vorbei; wie hast du mich so berauben können um beide, und sie nachher der Welt Preis gegeben; fort, deine Nähe quält mich mehr, als ewige Entfernung von dir; wie warst du anders sonst, wie war alles anders! — Was sollte er sagen; es giebt Augenblicke, wo man glaubt, die Welt habe eine andere Sprache gelernt, oder man habe die eigne vergessen; er stammelte unzusammenhängende Worte von Angedenken und Seligkeit; sie sagte mit den ersten Thränen, die sich in ihren Augen gesammelt hatten: Wohl bleibt mir ein Angedenken unsrer Liebe, der Schmerz! — Jetzt hörte sie im Gange vor der Thüre einige laute Fußtritte; sie rief: Um meiner Ruhe willen fort, fort, mein Vater kommt! — Sie drängte Hollin mit Angst, mehr aus einer unwillkührlichen Scheu, als aus Ueberlegung nach der Thüre. — Elende! sagte er leise im Abgehen und ging nach dem Zimmer im Unterstocke in einem wunderbar schmerzlich träumenden Zustande, wie ein Opferthier, das der Schlag, der es niederstrecken sollte, nur betäubt hatte. So saß er auf einem Stuhle betäubt und einsam; während Odoardo, denn der war es, sich vorsichtig dem Zimmer Mariens genähert und im dunklen Gange den, nach der andern Seite eilenden Freund nicht erkannt hatte. Die mitgebrachten Briefe und Nachrichten erweckten in ihr eine Freude, an die sie nicht glauben wollte. Sie mußte ihm ganz laut den Schluß von Hollins Briefe lesen: dir bringe ich dasselbe liebende Herz zurück, welches in den herrlichsten Tagen meines Lebens mein ganzes Wesen erfüllte, das deine Liebe nur gewonnen. Maria, die Erinnerung der blitzschnellen Stunde im Harze erfüllt mich ganz; bald liebes Lebenswunder werde ich dich umfangen, dich küssen im fremden Namen, aber dich nicht mein nennen. Du wirst mich zurückstoßen. Sei nur recht hart zurückstoßend, weiches Herz, verbirg dich im Königsschmucke, du Schönste ohne Schmuck und Kleid, damit ich nicht taumle und des ganzen Lebens Wonne in der gedoppelten Liebe der Kunst und der Natur, allen zur Schau an mich reiße. Du verstehst mich noch nicht Herzenskündige; Odoardo wird dir alles, alles erklären; ich kann jetzt nicht, die Hand bebt mir von Lust. In neun Tagen bin ich bei dir; eine Ringmauer umfaßt uns, aber nicht ein Bett; Fräulein Lenardo bist du und ich Herr Hollin; die Lichter sind angezündet, der Vorhang rauscht auf;

warum trauerst du Maria Stuart, hat dir die Liebe nichts verrathen, kein Traum, keine Ahndung dich umstrahlet; der Retter ist dir nah, wie freudig will er für dich sterben, wie selig mit dir leben! Wie soll ich meinen Augen trauen? der harte böse Neffe Pandets, der Mortimer ist dein Hollin! Eilende Wolken! Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, mit euch schiffte.

Dieses laute Vorlesen hatte Odoardo ein Vertrauen geschenkt, wozu er sonst nach seiner rückhaltenden Art schwerlich gelangt wäre. Maria erzählte ihm jetzt, welche Nachrichten sie von Hollin durch eine Freundin empfangen; erzählte ihm von des Freundes Ankunft. Odoardo freudig dieser Ankunft, schwor ihr bei allen Heiligen, die bösen Gerüchte seien falsche Verläumdung, alles sei Mißverständniß und lasse sich leicht heben; er eile Hollin aufzusuchen, um ihn zu versöhnen. Der ungeheure Wechsel von Schmerz in Freude nahm ihr wie den lange Eingekerkerten bei der Rückkehr an die freie Luft Athem und Besinnung; sie fiel sprachlos und bewußtlos in Odoardos Arme. In diesem Augenblicke eröffnete Hollin, der sich noch zu einem Versuche entschlossen, alles Räthselhafte in der Geschichte aufzuklären, ganz leise die Thüre; Odoardo war ängstlich beschäftigt, seine schöne Bürde zu ermuntern, er achtete nicht des Geräusches. Hollin starrte, wandte sich um, eilte fort und ließ die Thüre offen, deren frischer Luftstrom die Ohnmächtige erweckte. Odoardo eilte jetzt, Marien alle Briefe Hollins zu bringen, wo er von seinem Umgange mit allen den Weibern so offen, so wahr, so unschuldig schrieb, daß sie innig von seiner Treue überzeugt wurde; ihre Freude war das letzte Aufleben, die Eßlust eines Todtkranken. Dann eilte Odoardo in alle Wirthshäuser, seinen Freund aufzusuchen; wo er wohnte, war er unter fremden Namen aufgeschrieben, und wie wir wissen, hatte er schon seit dem Morgen das Wirthshaus verlassen. Odoardo ahndete ein Unglück, aber er durchstrich die Stadt vergebens; er begegnete Hollin nirgends.

Hollin scheint indessen weit umhergewesen zu sein, sich an den verschiedensten Orten einen Ruheplatz zu suchen, wo er sich schreibend zu sammeln bemüht war; was sollte er thun? die überall abgerissene Schrift in seinem Taschenbuche zeigte, daß er nirgends mit sich abschließen konnte. Wahrscheinlich nachdem er die Litaney in einer Kirche gehört, schrieb er hinein:

Kirie Eleison, Christe Eleison, ich habe euch vergeben, Halleluja dem Allerbarmer, er hat die fressende Wuth eingedämmt. — Buhlerin, wie du so leichtsinnig mit mir fromme alte Sitte gebrochen, so leicht wurde es dir auch mit andern; wie du deine Aeltern betrogst, so betrogst du mich.

Mußte ich dich so wiederfinden, Odoardo, liebster Freund, ärgster Feind in den schändlichen Armen. Odoardo du bist unschuldig; eine Umarmung von ihr ist reicher wie der Himmel. Noch einmal will ich sie sehen, sie umarmen, dann fort, fort, über Land und Meer.

Die Zeit der Aufführung kam heran, die Zuhörer sammelten sich. Maria ohne Argwohn kleidete sich fröhlich an; Odoardo vermied es, ihr seine Besorgnisse mitzutheilen. Es begann eine rührende Symphonie, als Hollin unbemerkt im Dunkel in sein gemiethetes Zimmer zurückkam und ohne Beihülfe andrer seine Theaterkleider anlegte. Wahrscheinlich während dieser Musik schrieb er zu seiner Beruhigung in die Schreibtafel. ... Was es für Töne sein mögen, die aus dem Innern hervordringend den Schmerz des unruhigen Lebens übertönen? Nicht von außen kommen sie mir, es ist die Trauermusik vor einem Todten. Zuerst der Posaunenklang, in welchem die großen Orgelgeister erwachen, wie sie allmächtig die Kirchenwände erschüttern, daß die Betglocke leise anschlägt. In diesen luftwandeln Oboen und Clarinetten; es schallen munter Geigen und Zimbeln dazwischen. Da erschallt die erste geweckte Menschenbrust und schwebt im Gesange empor getragen, aber der Athem geht ihr aus. Wie du so einsam trauerst, Maria, Mutter Gottes um den verrathenen Sohn; kann denn dein Sohn nicht mehr trauern, daß du ihn geboren! Warum durchbricht so selten der Strahl des Auferstandenen diese dunklen Fenster? — Es ist tiefe Nacht übers ganze Land ausgegossen. — Da muß ich in der Finsterniß an die blöden Augen schlagen; ich sehe dann funkelndes Morgenlicht. — Sieh wie die Mauern erbeben, Strahlen auf und nieder schweben, Kindlein mit goldnen Flüglein auf der Leiter herniedersteigen, die Himmelsscharen sich freundlich beugen, Luft, Luft, es öffnet sich jede Gruft, Mariens Auge die Himmelsbläue durchbricht; freudig Erbeben, seliges Leben, ewiges Licht.

Lenardo hatte indessen mit unglaublicher Ungeduld nach allen Seiten umgeblickt, ob Hollin nicht komme, und als der Vorhang aufging, selbst ein Kleid angelegt, das der Rolle bestimmt war.

Maria rührte durch ihr Elend als Stuart ungemein; sie war so ruhig, war so gewiß, daß Hollin seine Rolle spielen werde und wirklich trat er unerwartet zu dem Auftritte heraus, wo er sich ihr als treuester Freund offenbaren sollte. Unser Freund, durch die Schönheit seines kräftigen Baues, durch den vortheilhaften alten Anzug gehoben, erregte allgemeines Aufsehen; das Rollen seiner Augen wurde als erste Theaterverwirrung aufgenommen, man machte ihm mit Händeklatschen Muth, und Lenardo sprang triumphirend ins Parterre, um den Dank für seinen Scherz in Empfang zu nehmen. Auch Maria war bei seinem Anblicke selig erstaunt, doch gewannen beide bald genug Geistesfreiheit, um ihre Rolle auszuspielen. Mit überirdischer Heiligkeit sprach er die Rede von der hohen Wirkung des großen Kirchenfestes. Hollin schien nur gekommen, Marien noch einmal, zum letztenmal zu sehen, und nun sah er sie in aller Schönheit, in allem Glanze, mit dem ganzen Zauber der Kunst; er fühlte erst jetzt alles Treffende seiner Rolle auf sich; er glaubte eine höhere Macht in diesem wunderbaren Zufalle und überließ sich ihrer bösen Gewalt. — Am Schlusse seines Auftrittes verschwand er; Odoardo wollte ihm nach, aber Lenardo stellte sich vor ihn und hinderte es, weil Hollin ihm geschrieben, er bäte sich aus, ihn während der Vorstellung gegen alle Anreden zu schützen; er habe die Rolle so schnell gelernt, daß er jede Pause zum Wiederholen strenge benutzen müsse. — In dieser Zwischenpause scheint er das folgende in sein Taschenbuch geschrieben zu haben: So ruhig heilig traurig konntest du vor mir erscheinen, Maria, meinen Blick ertragen? — Du spielst im Leben auch zur Schau! — Mir ward in deinem Blick so weh und bang; die Engel und die Teufel alle, sie schienen, von dir loszulassen, mich zu umdrängen, mich zu fassen, die Liebe und die Rache rangen auf, die Allmacht riß mich fort: Soll durch den Tod sich Liebe lohnen, muß Liebe in dem Tode wohnen! — Die Sterne gehn in ewger Nacht, sie drängen unaufhaltsam fort, sie schweben in einem engen Raume; das Leben kämpft und erlöscht im Leben; bald ist die Bühne voll, es freuen alle sich des vielen Glänzens; die eine Bahn von Ost nach West strebt jeder zu durchlaufen; sie wollen alle sich ersticken — verzweifelnd bricht dem Helden nun das Herz, der seine Bahn an ihre Bahn geknüpft. Wohl dann, bin ich kein Held, ich sterbe doch als Held! ich opfre mich, weil ich nichts anderes zu opfern hier vermag. Auf ewig soll ich von euch scheiden. Noch einmal will ich ihn, den Saum des strahlenden Gewandes, küssen, das deinen Mond Maria blau umflattert; noch einmal streb ich mich, dem Ring der Kette anzuschließen, die mich so lange hat umschlossen. Der Ring zerspringt; es klingt der laute Beifallsjubel der künstlerischen Freunde; Verzweiflung packt mich, Wuth reißt geißelnd mich durch Meeresfluth. Ha Kunst, du hast gesiegt! Jetzt wirft mich Nordwind auf die öde Felsenspitze; gefesselt lieg ich und kann nichts erfassen; es schwimmen über mir die kalten Morgennebel und die Gestaltung all ist fern. Noch liebevoll geb ich den wolkigen Gestalten Namen; schließ Freundschaftsbündniß mit den dunklen Armen, deren schwarzer Ring durch alle Winde standhaft kämpft; da mein ich schon, ich sind ihn wieder den verlornen Ring; ich faß nach ihm mit beiden Armen, da schleudert er des Blitzstrahls zackig rollende Schlangen auf mich herab. Ich leb nicht mehr, da hallts im Wiederhall der Felsen: Soll durch den Tod die Liebe lohnen, wird Liebe in dem Tode wohnen. .....

Das verstehe ich nicht, unterbrach die Gräfin den Erzähler. Den Grafen mußte heut alles ärgern, auch das fühllose Unterbrechen der Erzählung. Es ist ja so klar: er zeigt durch den verhängnißvollen schwarzen Gewitterring die neue unechte Verbindung an, die zwischen ihm und Maria im Schauspiele dargestellt wird.

..... Sie erinnern sich wohl, daß Mortimer in seiner Liebe zu Maria Stuart einen glücklichen aber elenden Nebenbuhler an Leicester hat, den Odoardo spielte; Leicester wünscht Maria zu retten, doch ohne eigne Aufopferung; er hat den Mortimer in Verdacht, daß er gegen Marien kundschafte, Mortimer gegen ihn; eine Unterredung voll gegenseitigen Mißtrauens konnte Hollin nicht ohne Bitterkeit ausführen. Odoardo wurde beklommen und wußte nicht warum; wäre er festeren Entschlusses gewesen, er hätte Hollin aufgesucht, als er eben in seinem Zimmer geschrieben:

Gott segne euch mit allem, was ihr liebt! erleuchte euch nimmer, daß ihr eure Fehler nicht seht, behüte euch vor jeder Erinnerung an mich in alle Ewigkeit!

Nun begann der dritte Akt des erregenden Spiels mit aller seiner Schönheit. Maria übertraf alle Erwartung. Nach der unseligen Unterredung mit Elisabeth trat unser Mortimer mit aller Heftigkeit auf; er schien mit dem Leben zu ringen, als er ausrief:

Was ist mir alles Leben gegen dich
Und meine Liebe. Eh ich dir entsage,
Eh nahe sich das Ende aller Tage.

Maria rief wie aus eigner Seele: Gott welche Sprache Herr, und welche Blicke! — Und wie er sie umarmte und wie sie ihn zurück stieß: es ist unwiderstehlich wahr und reizend gewesen. Mit welcher Gewalt warf er einen Sessel, der sie beide trennte, in die Kulissen. Was ist alle andere Schauspielkunst gegen die schreckliche Wahrheit solcher Darstellung. Alle waren beklommen, es schien etwas Grausenvolles sich zu entwickeln; keiner wagte es, zum Nachbar zu sprechen; allen klopfte das Herz. Maria fühlte sich so heiter in ihrer Rolle, weil sie dadurch vom ersten liebevollen Kusse wieder beschenkt worden. In der Zwischenzeit bis zum letzten Auftritte blieb Hollin so weit in der Kulisse vorstehen, daß niemand mit ihm reden konnte. Nun kam die Unterredung zwischen ihm und Leicester: der schreckliche Verrath des letzteren; sein Edelmuth zog unwiderstehlich aller Menschen Neigung zu ihm hin. Mit welcher Verachtung wendete sich Hollin zu der Wache, die ihn fesseln will. „Was willst du, feiler Sklav der Tirannei, Ich spotte deiner, ich bin frei.“ Wie geschickt erwehrte er sich der Eindringenden und rief dann: Geliebte, nicht erretten kann ich dich, so will ich dir ein männlich Beispiel geben. Maria, Heilge bitt für mich und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben. — Bei diesen Worten durchsticht sich Mortimer mit dem Dolche. — Laut riefen alle Beifall, riefen Bravo; da ruft einer aus der Wache, der ihn aufheben will: Jesus, er zuckt fürchterlich und ist voll Blut. Entsetzen überfällt alle, lähmt alle; nur Maria in dem glücklichen Wahne, alles sei nur Täuschung, wagt es hinzublicken. Hollin winkte ihr sich zu nähern und sagte fest: Meiner Augenblicke sind wenige, täuschende Kunst hat mich hingerafft; Odoardo wird für dich sorgen, bleibe ihm treu! — Odoardo hielt den Dolch fest, den Hollin bei diesen Worten aus der Wunde reißen wollte, er sah als geschickter Chirurg, daß er dann im Augenblicke sterbe; wer will seinen Schmerz als Freund dabei fühlen, fast fürchten wir uns vor der Stärke des eignen Mitgefühles. Maria erwachte aus der ersten Betäubung, die sie neben ihm hingestreckt; sie beschwor ihn, für sie, für sein Kind unter ihrem Herzen zu leben; die Wunde schien nicht gefährlich; es entwickelte sich der ganze schreckliche Irrthum, der ihn verwirrt hatte; seine Liebe und Freundschaft kehrten aus der Ewigkeit zurück, wohin er sie schon verbannt hatte. Er ließ den Vorhang niederziehen, ließ alle Fremden entfernen, flehete bei Mariens Vater um Verzeihung, daß er die heiligen Rechte bürgerlicher Ordnung und göttlicher Einsetzung leichtsinnig gebrochen; er wollte sich ihrer guten Folgen für Maria und ihr Kind nach seinem Tode noch erfreuen, ihnen sein Vermögen sichern. Ein Geistlicher, mit Hintansetzung einiger Bedenklichkeit, trauete ihn mit der bewußtlosen Maria durch die einfachen Worte: Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen. Amen, sagten alle! Hollin rief aber: Ich habe es doch gethan, Odoardo, edler Freund, sorge für sie — der Liebe Leben — ewig! Bei diesen Worten zog er den Dolch aus seiner Wunde; das Blut strömte heftig, sein Kopf sank nieder, er war todt.

Maria drückte ihm in der schrecklichen Fühllosigkeit des unsäglichen Schmerzes die Augen zu. Odoardo mußte sie gewaltsam von der Leiche wegreißen. Er grub seinem Freunde ein Grab außerhalb der Kirchhofsmauer im Flugsande. Maria starb eine Woche später in der frühzeitigen Geburt mit dem Kinde zugleich. Auch sie begrub er außer der Kirchhofsmauer neben ihm, und das Kind zwischen ihnen und alle Rosen und andere Erinnerungen ihrer Liebe. Nachdem er alles, was er liebte, begraben, ging er in ein Kloster. Sein böses Schicksal ging nicht mit ihm ein; er verlor Gedächtniß und Erinnerung, wurde froh wie ein Kind und las oft lächelnd die Briefe seines Freundes, als sei es ihm eine fremde Geschichte.

Ausgestreute Stammbuchsblätter.*)

Melodie.

Auch Melodie ist irdisch wandelbar,
Dieselben Noten bleiben nicht dieselben,
Aus einer Kehle klingt sie ernst und klar
Und kann die Luft zu einer Kirche wölben;
In andrer Kehle schwankt sie wie ein Meer,
Auf dem Syrenen lockend mich umringen.
Aus ganzer Seele singt, sonst ist sie leer,
Ich lasse mich von beider Art bezwingen.

*) Aus: Veit's Berliner Musenalmanach für 1831. S. 8 fgde. —

Der Pokal.

Freunde, weihet den Pokal
Jener fremden Menschenwelt,
Die an gleichem Sonnenstrahl
Sich erhellt, gesellt, gefällt;
Glück den lieben unbekannten
Lichtgesandten Herzverwandten,
Deren Augen übergehen,
Wenn sie in die Sonne sehen!

Laune.

Ein kühner Sinn kann Ströme hemmen
Und bricht durch Felsen seine Bahn,
Doch wenn die Nebel ihn beklemmen,
Da fühlt er, seine Macht sei Wahn.
Verhüllt ist ihm die frohe Ferne,
Das Nächste scheint ihm unbekannt;
Die Sonne gleicht dem schwächsten Sterne,
Er irrt, wohin er sich gewandt! —
Bald wirken dann die Himmelszeichen,
Die rings um unsre Erde ziehn;
Die heitre Thatkraft muß entweichen,
Wenn Scorpionen droben glühn. —
Es reicht kein Arm zum Flammensterne,
Der unerwartet zu uns dringt,
Es ringt kein Arm zum Erdenkerne,
Der uns der Krankheit Unheil bringt!
Und geht die Welt noch einmal unter,
So ists in böser Laune Spiel;
Dem Herrn gefiel sie, als sie munter,
Der Traurigen sind ihm zu viel.

Jung und Alt im Frühling.

1.

Aus der Berge dunklen Klüften
Braust nicht mehr die kalte Fluth,
Fenster öffne ich den Lüften
Und das Thor dem Jugendmuth;
Springend gehts zum Thale nieder,
Leicht beflügelt ist das Herz,
Frühling breitet das Gefieder,
Luft erklingt wie edles Erz.

Neue Vögel sind erschienen,
Fort ins Freie, in die Luft,
Neues Schauspiel, grüne Bühnen,
Nachtigall so sehnlich ruft:
Seht das Schauspielhaus geschmücket
Mit dem Dach aus Himmelblau.
Wolken-Schäflein sehn entzücket
Nach dem hocherhabnen Bau.

Alle schweben im Verlangen
Nach des Tages Neuigkeit:
Ist der Vorhang aufgegangen?
Welches Schauspiel giebt man heut?
Soll ein Heldenspiel beginnen,
Rüstet sich die frische Kraft?
Soll die Lieb in Lieb zerrinnen
Daß sich neues Volk erschafft?

Alles drängt sich noch zusammen,
Herz an Herz und Baum an Baum,
All aus einer Erde stammen,
Flammend einer Liebe Traum:
Himmlisch Spiel, die frischen Kränze
Decken all mit gleichem Grün,
Jenen, das er siegend glänze,
Diesen, daß sie drunter blühn.

2.

Eine bange Reiselust
Weht in Frühlingstagen,
Füllt mit Wehmuth unsre Brust,
Will zum Himmel tragen,
Wo die ganze Seligkeit
Schimmert in dem Lichte
Und ein Bild der Ewigkeit
Wird des Jahrs Geschichte.

Erste Jugend stellt sich dar
Mit verwirrtem Leiden
In den Blättern, die so klar
Alles erst umkleiden,
Wie wir aus erschloßner Haf
In die Welt gedrungen,
Wie in neuer Schöpfungskraft
Vieles uns gelungen.

Oeffnet dann die Blüthenzeit
Des Triumphes Pforte,
Wird ihr Fall in Lust geweiht
Durch die schönsten Worte;
Jedes Wort, es dringt hinauf,
Eh' wir es noch meinen,
Aufwärts zu dem Sonnenlauf,
Daß wir strahlend scheinen.

Ja dies ist die Himmelfahrt,
Die wir heute feiern,
Bis die Wolken golden zart
Uns die Welt verschleiern:
Ach dann fraget wohl die Welt,
Wo wir sind geblieben?
Vieles dann von uns gefällt,
Manches lernt sie lieben.

Belehrende Entschuldigung.

Du zürnst, weil ich dir um den Hals gefallen,
Als heut dein Mund so freudig zu mir sprach,
Laß meine Freude dir im Kuß erschallen,
Mein Lächeln suchte sich ein freundlich Dach:
Ein solcher Kuß, er deutet sich nicht weiter,
Er löscht sich wie ein hellgefallner Stern,
Der Himmel scheint dahinter ewig heiter,
Im tiefen Blau verliert er sich so gern.

Im Glücke ist ein höheres Berühren,
Wir sind vereint von seiner Wunderkraft,
Was sollten wir um Zeichen uns noch zieren,
Wir hatten uns so lange angegafft:
Wie machts die Rebe, will sie sich erheben?
Mit sich allein, sie hat doch keine Ruh!
O häng dich an die Welt wie diese Reben,
Und deck ihr dennoch deine Trauben zu!

An eine wandernde Mahlerin.

Da singt die junge Pilgerin,
Gestützt vom Malerstab,
Sie zieht zum fernen Kloster hin
Und mahnt um letzte Gab,
Um fromme Bildchen in ihr Buch,
Um ein erbaulich Wort:
„Gewarnt, ermahnt bist Du genug
„Und dennoch ziehst Du fort."

Ich schenk als Bild den Abschiedsblick,
Als Wort den Händedruck,
Du suchst zu fern des Himmels Glück
In südlich irdschem Schmuck:
Des Bildes Kunde Dir verhieß
Der Bilder reiche Wahl,
Ich sah das schönste Paradies
Bei Dir im nordschen Thal.

Was Du Dir suchst, Du schönes Kind,
Es ist schon alles Dein,
Dir nach im seltnen Wirbelwind
Fliegt mit der goldne Schein,
Dir folgt der Strom wie in das Meer,
Dir folgt, was Du gesandt,
Und hier wird alles öd und leer,
Wenn Du Dich abgewandt.

So wie Magnet mit Eisen spielt,
Es aus dem Auge zieht,
So nimmst Du mit, was wir gefühlt,
Der süße Schmerz uns flieht;
Wir sehen wieder in die Welt
Wie in den Wintertag,
Das grüne Laub schon wieder fällt
Und fliegt Dir rauschend nach.

Kindergeschrei.

Ach wär mein Kind, mein liebes einzges Kind
Ein klein geschwind Waldvögelein,
Es sänge froh im lustgen Morgenwind
Und ließ sein ewges, ewges Schrein!
Und flöge es mir auch davon,
Es flöge doch nicht in die Sonn,
Es flög zum Nachbar auf den Ast
Und wär des Kirschbaums lieber Gast.
Die ganze Welt wär sein — allein —
Nun muß es nach den Kirschen schrein!
Ich denke meiner Jugend Pein
Und mein, es wird nicht klüger sein, —
Es wird ihm auch nicht besser gehn, —
Was es nur sieht, das will es haben,
Wie schön die Kirschen übersehn,
Wie würden uns die Kirschen laben.
Ach wär mein Kind, mein liebes einzges Kind
Ein klein geschwind Waldvögelein,
Es brächte mir im lustgen Morgenwind
Der Kirschen viel am Stiel im Schnäblein fein.

Heutige Ritterprobe.

Von allen schweren Ritterproben,
Die einst dem Jüngling auferlegt,
Gilt eine noch — und hoch zu loben
Ist jeder, der sie fest erträgt.

Zwar heiße That ists nicht zu nennen,
Doch hat sich mancher dran verbrannt;
Weil Worte auf der Zunge brennen,
Wird Feuerprobe sie genannt.

Zur Probe öffnet Nacht die Pforte,
Geheimniß in den Sternen stralt,
Süß tönen schöner Frauen Worte,
Womit so gern der Jüngling pralt.

Doch jede legt auf ihre Lippen
Den Zeigefinger, eh sie spricht,
Es zeiget jede ihm die Klippen,
Woran der Ehre Woge bricht.

Die Liebste schmückt ihm Lieblingsplätze
Mit ihrer Kränze buntem Glanz,
Es reihet sich zu dem Geschwätze
Der Händedruck im heitern Tanz.

Zu bald, — als Morgenlicht erschienen,
Er kehret heim in Seligkeit;
Es lacht die Welt der frohen Mienen
Und fragt ihn aus, was ihn erfreut.

Daß ihm allein dies Glück sei eigen,
Es drückt ihm fast die Seele ab,
Doch wollt er sich als Ritter zeigen,
Müßt ers verschweigen bis ins Grab.

Beim ersten Wort, das er gesprochen,
Schlägt zu die Pforte seiner Lust,
Die Sterne haben sich verkrochen,
Des Ritters Stern fällt von der Brust.

Er reitet auf den hölzern Schranken,
Statt auf dem hohen Rittergaul! —
Darum sei glücklich in Gedanken,
Sei glücklich, Jüngling, halt das Maul! —

Canon

auf einen Lichterputzer.

Gelobt sei, wer die Lichter putzt,
Er ist ein Mann, der allen nutzt,
Er brauchet gar nicht viel Verstand,
Nur eine Lichtscheer in die Hand,
Vertrauen und Gewandtheit viel,
Sonst wird er aller Spötter Ziel.

Ein Licht, das er hat ausgeputzt,
Wird ihm von allen aufgemutzt,

Und tritt er wieder an das Licht,
So schreien alle: Putze nicht,
Ein gutes Licht sich selber putzt
Und deine Lichtscheer uns beschmutzt.

Siegeslied nach Aussprüchen des Paracelsus.

Uebers Haupt des lieben Todten
Jagen freudge Siegesboten,
Seine Ahnung ist erfüllt!
Mehr wird noch der Welt enthüllt,
Denn die Welt verlangt noch mehr,
Fragt nach neuer Neuigkeit,
Ihr scheint morgen Kleinigkeit
Heutge That und heutge Lehr;
Auf wohlan, die Zeit ist kommen,
Und so kommt nun mit der Zeit
Das, warum die Zeit ist kommen,
Aus dem Streit die Einigkeit.

Einen schlägt des Adlers Flügel,
Der sich selber schien ein Siegel,
Und ein Schluß der ganzen Zeit,
Ihn umschlingt der Zweifel heut,
Ihn erdrückt der Kette Last,
Die er mit gewandter Hand
Hat gezogen übers Land,
Frei sind die, die ihn gehaßt:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und so kommt denn mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Wenn wir alle sind bereit.

Schlecht Gehorchen, schlecht Regieren
Wird zu neuem Streite führen!
Weil ihr euch zu kühn vermeßt,
Weil die Einheit ihr vergeßt,
Sinket vieler Schwerdter Schein,
Eines glänzet himmelan,
Der es führt, ein alter Mann,
Wird des Friedens Herold sein:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und so kommt dann mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Und aus Drei'n kommt Einigkeit.

Die aus sich die Welt berathen,
Stört der Held mit seinen Thaten,
Zeiget jedem seinen Zorn,
Denn nur ihm gebührt das Horn.
Nach dem Tagwerk schläft der Held,
Selig, die sein Schlaf erschafft,
Seiner Kinder frische Kraft
Tanzt um ihn auf blutgem Feld:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und so kommt dann mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Das, warum sie sich erneut.

Was der alte Mann geträumet,
In dem wilden Meere schäumet,
Weht heran in Sturmes Nacht,
Er hält schlafend gute Wacht.
Wie der Fischer aus dem Meer
Fische zieht, die niemand sah,
Also ist Erfüllung nah,
Wenn die Ahnung schien so leer:
Auf wohlan, die Zeit ist kommen,
Wo die alte Schlangenhaut
Dieser Welt ist abgenommen,
Knieet nieder, schaut, vertraut.

Maria Therese von Artner,

Tochter des k. k. Generalmajors von Artner, ward am 19. April 1772 zu Schnitau, einem Dorfe in Ungarn, geboren, erhielt ihre Jugendbildung vorzüglich in Oedenburg und zeigte schon früh große Neigung und Talent zur Poesie, die sie im Umgange mit zwei gleichgesinnten Freundinnen, Doris von Conrad und Mariane von Tiell, nährte und beförderte. Nachdem sie das Unglück gehabt, in dem Zeitraum von 1796 — 1799 ihre Eltern zu verlieren, lebte sie abwechselnd auf Reisen oder bei ihren verheiratheten Schwestern im Oesterreichischen. Nach der Schlacht von Aspern beschäftigte sie sich mit einem epischen Gedichte, in welchem sie diese verherrlichen wollte, aber die k. k. Hofcensur erlaubte den Druck dieses Werkes nicht wegen einiger bedenklichen Stellen. 1811 traf sie das harte Schicksal, ihr halbes Vermögen zu verlieren. Seit dem Jahre 1818 nahm sie ihren bleibenden Aufenthalt bei ihrer Freundin Maria von Zay in Ugrocz. — Sie starb am 25. November 1829. zu Agram.

Th. v. A. hinterließ folgende Schriften:

Feldblumen auf Ungarns Fluren gesammelt von Minna und Theone. (Th. v. Artner und M. v. Tiell.) Jena, 1800.
Neuere Gedichte von Theone. Tübingen, 1806.
Gedichte; gewählt, verbessert und vermehrt. 2 Th. Leipz. 1818.
Die That. Trauerspiel. Erster Theil zu Müllner's Schuld. 2. A. Pesth und Leipzig, 1820.
Stille Größe. Schauspiel. Kaschau, 1824.
Regenda und Wladimir. Kaschau, 1824.
Briefe über einen Theil von Kroatien und Italien. Pesth, 1830.

Th. von Artner ist durchaus nicht ohne wahre poetische Anlagen, vorzüglich auf dem Gebiete der Lyrik, allein da es ihr an der richtigen Leitung fehlte, zu oft auf falschem Wege. Nur in Momenten wirklicher poetischer Begeisterung hat sie Lobenswerthes geliefert. Ihr Trauerspiel „die That" fand zu einer Zeit, als durch Müllner's Schuld die deutsche dramatische Poesie auf große Abwege gerathen war, eine günstige Aufnahme, ist jedoch bald der Vergessenheit anheim gefallen, obgleich einige Scenen in demselben durchaus nicht ohne Werth sind. — In ihren an Karoline Pichler gerichteten Briefen über Kroatien und Italien zeigt sie eine glückliche Darstellungsgabe, feine Beobachtung, Geschmack und einen liebenswürdigen Charakter. — Jedenfalls sind ihre Schriften der Empfehlung würdiger als die mancher schriftstellernden Damen, welche sich zu unserer Zeit in Deutschland unberufen und talentlos vordrängen.

Die That. *)

Waldgegend mit verschiedenen zusammenlaufenden Wegen. Im Vordergrunde links eine Einsiedlerklause, wovon Thür und Fenster gegen die Zuschauer gehn, rechts das Eingangsthor eines Parks. Im Hintergrund Aussicht auf einen Hügel mit einem großen Baum.

(Gorgo, beschäftigt, an der Seitenwand der Klause, die gegen die Mitte des Theaters geht, ein Zelt anzuheften. Ruffina **) kommt aus dem Walde mit einem Bündel Holz.)

Ruffina
(nachdem sie Gorgo mit steigender Aufmerksamkeit betrachtet, mit zweifelnder Freude).
Schwester Gorgo, bist Dus'? — —

Gorgo
(welche gleich Anfangs einen kurzen, aber scharfen Blick auf sie warf).
Bin's.

Ruffina
(das Bündel abwerfend und auf sie zu eilend).
Ach Willkomm! kaum dünkt mich's wahr!
Wie so faltenreich die Stirne,
Wie ergraut das schwarze Haar!
Warst so eine schmucke Dirne.

---

*) Aus: Die That, Trauerspiel in fünf Acten, von Therese von Artner. 2. Aufl. Leipzig, 1820

**) Gorgo, eine Zigeunerin; Ruffina, ihre Schwester.

Gorgo.

Sonderbar!
Auch in mir fühl' ich ein Regen
Ihr entgegen. (Reicht ihr die Hand.)

Ruffina.

Ach wie manches, manches Jahr
Hab' ich fruchtlos Dich geſucht,
Nicht gefunden!

Gorgo.

Seit den unheilvollen Stunden
Unſrer allgemeinen Flucht,
Da die Mutter in die Krallen
Fiel der Inquiſition.

Ruffina (ſich ängſtlich umſehend).

Still davon! —
Mich, noch hülflos, nahm der Haufen
Nach Leon,
Du nur warſt allein entlaufen.

Gorgo.

Ich alleine von Euch allen
Folgt' ihr zu der Richtſtatt nach.
Grauſer Tag!
Noch hör' ich der Glocken Schallen
Schlag um Schlag,
Seh' den Zug der Opfer wallen
Zwiſchen Bütteln,
Bleich, in ſchwefelgelben Kitteln,
Dicht beſät mit Teufelsfratzen,
Die Verzweiflung in den Mienen,
Unſre Mutter unter ihnen!

Ruffina.

O halt ein,
Dieſe Greuel zu erneuen!
Willſt du gar nicht mein dich freuen?

Gorgo.

Ha, für dies, und dies allein,
Hat nur mein Gehirn Gedanken. —
— Und wie ſie nun näher wanken,
Und das Volk von ihnen wich,
Mußte, halb bewußtlos, ich
Vor mich drängen.
Ach, da fiel ihr Blick auf mich,
Und nach lang' verhaltnem Grimme
Schrie ſie auf mit Donnerſtimme:
„Räche, räche, räche mich!
Oder, wie mich Flammen ſengen,
Brenn es Dich
Ewiglich!" —
Schrie's, und ſtarrte wild zur Erde,
Daß ihr letzter Mutterblick
Nicht noch mein Verräther werde.

Ruffina.

Gräuelvolles Mißgeſchick!
Und Du haſt es nicht gehalten,
Der Unſel'gen letzt Gebot?
Zwar noch Kind bei jener Noth
Hab' ich dennoch es behalten:
Donna Lauren und dem Alten
(auf die Klauſe deutend)
Dankte ſie den Feuertod.

Gorgo.

Ja, ſie ſind, die ſie verdarben!
Mit der Kunſt war ſie vertraut,
Zu bereiten helle Farben
Aus den Wurzeln, aus den Rinden.
Laura hatt' es oft erſchaut,
Wenn ſie ging, ſie aufzufinden,
Und ſie dann des Nachts gebraut.
Den benützten Ueberguß
Trug ſie dann hinab zum Fluß;
Roth und grün entrann die Welle.
Einmal trank an dieſer Stelle
Laura's Heerde — und in Schnelle
Kam ein Sterben über's Vieh.
Laura, jedem Wahn ergeben,
Schuldigte des Zaubers ſie,
Ließ den Siedler Klag' erheben,
Angeſteckt von gleicher Wuth —
Und verfallen war ihr Leben,
Sie geſchleppt zum Tod der Glut.

Ruffina.

O, der Mutter ſchuldlos Blut!

Gorgo.

Von der Stund' an überkamen
Schmerz und Grimm mich ohne Namen,
Und beſchloſſen war's in mir,
Das, weshalb ſie mußte ſterben,
Müſſ' ich nun aus Rachegier,
Koſt' es auch die Seel', erwerben.
In der Zauberkunſt Revier,
An die Nil- und Nordſeeküſte,
Wollt' ich wandern, doch nach hier
Zog mich eher ein Gelüſte,
Die mit Flüchen zu erſchrecken,
Bis ich käme, zu vollſtrecken.
Und ich kam, und wandelnd fand
Laura'n ich, voll Schmuck und Zierde,
Einen Knaben an der Hand
Und im Leibe neue Bürde.
Trotzig heiſcht' ich große Gabe,
Und als ſtolz ſie mir's verwies,
Donnert' ich in's Ohr ihr dies:'

„Tage lang ſollſt du dich quälen,
„Eh du quitt wirſt deiner Laſt;
„Iſt, was du gebierſt, ein Knabe,
„Würgt er den, den du ſchon haſt;
„Iſt's ein Mädel, ſtirbt's durch ihn,
„Und du fährſt in Sünden hin."

Ruffina.

Ach, ohnmächt'ge, ſchwache
Muttermordes Rache!
Leere Worte — gegen Flammen.

Gorgo.

Böſes Wort, es iſt ein Pfeil,
Der das Herz unheilbar ritzet,
Verdienter Fluch iſt ein Donnerkeil,
Der zerſchmetternd das Inn're durchblitzet,
Verdienten Fluch
Gräbt, der über den Wolken ſitzet,
Gräbt der Richter in's Schickſalsbuch.

Ruffina.

Doch der Deine war nur Schatten!
Wiſſe, Laurens zweiter Sohn
Starb — mich dünkt als Säugling ſchon.
(Gorgo lacht laut auf.)
Und ſie ſelber mit dem Gatten,
Hoch vom Könige geſtellt,
Schiffte nach der neuen Welt,
Iſt der Rache ganz entflohn,
Denn — nicht lang — erhielt ihr Sohn,
Carlos, welcher Hof hier hält,
Nachricht ihres ſanften Todes.

Gorgo (höhniſch).

Sanft? So mögen's Zeugen nennen,
Doch das Eingeweid' kann brennen.
Hör' und wiſſe, wiſſ' und ſtaune,
Schaue meiner Fluchesſaat
Erndten, reich an Miſſethat.
Als ich's flucht' in grimmer Laune,
Floh ich fort,
Und aus Carthagena's Port
Trug mich bald des Schiffes Kiel
Hin zum Nil.
Doch alldort,
In der Heimath der Magie,
Lebt ein Volk, bedrückt und dumm,
Und die Mumien ſind Leichen,
Und die Hieroglyphen ſtumm,
Denn es fehlt der Deutung Zeichen,
Und die Silbe der Beſchwörung,
Zu geſtalten die Zerſtörung.
Unbefriedigt kehrt' ich heim,
Stieg an's Land zu Barcellona,
Wählte nordwärts nun den Pfad.
Ziehend durch die Pyrenäen
Kam ich in Barège's Thal,
Wo ein Brunnen, reich an Heilkraft,
Gäſte lockt aus allen Ländern;
Da erblickt' ich, ungeſehn,
Lauren an der Freundin Seite,
Die ſchon hier bei ihr gewohnt,
Gräfin Salm ließ ſie ſich nennen.

Jeder folgten ihre Frauen,
Auf den Armen junge Knaben,
Gleich an Alter, doch an Kraft
Ungleich. Laurens Söhnlein blühte,
Aus den Kindesaugen sprühte
Zunder künft'ger Leidenschaft,
Doch der andre, schlapp und bleich,
Hing am Halse seiner Amme,
Einer halben Leiche gleich. —
Und nun mied ich Lauren zwar,
Noch zur Rache nicht gerüstet,
Doch durch Kuppeln, Trödeltand,
Träume deuten und die Hand,
Hatt' ich bald mich eingenistet
Bei dem Weibervolk im Haus,
Das auch Gräfin Salm bewohnte,
Ob mir's nicht gelingen möchte,
Daß ich Unheil wo vollbrächte.
Einmal schlich ich spät mich ein,
Da drang aus der Gräfin Mauern
Schmerzlich Klaggetön hervor.
Schnell verriegelt ward das Thor,
Doch ich blieb, was zu erlauern,
Stille in dem Winkel kauern.
Dumpfes Klopfen — einen kleinen
Sarg nun trägt ein alter Diener
Von der Gräfin Treppe nieder,
Und darauf, mit lautem Weinen,
Seh' ich selbst die Salm erscheinen
An dem Fenster, neben ihr
Donna Laura auch ich Thränen,
Tröstend so der Freundin Stöhnen:
„Ob dein Kind im Leichentuch,
„Bist doch minder zu beklagen,
„Als ich selber, die ein Fluch
„Zwingt, dem meinen zu entsagen.
„Nimm es fort an Sohnes Statt,
„Laß es nun und nimmer wissen,
„Daß ein Bruder ihm gegeben,
„Wer's erzeugt, geboren hat,
„Denn so lang mir beide leben,
„Muß ich ja für beide beben." —
Dies vernahm ich — o der süßen
Harmonie!

Ruffina.

Wie? ist's möglich? Hätte sie
Selber sich den Sohn entrissen?

Gorgo.

In Barège nun gab man vor,
Laurens Söhnlein sey gestorben.
Eingehüllt in Trauerflor
Wallt' am Sarg ihr Dienerchor,
Der des Kindes Namen trug,
Und auf seinem schwarzen Tuch
Glänzten ihre Wappenschilde.

Ruffina.

Ha, so schaute sie im Bilde
Ihres Sohnes Leichenzug!
Das war Rache für Gonilde.

Gorgo (fröhlich).

Ja, in ihrem Arm den Knaben,
Sah sie langsam ihn begraben!
Und berechne nun die Schmerzen,
Als sie Morgens abgereist,
Das Bewußtseyn in dem Herzen,
Daß sie den, den sie geboren,
Sich freiwillig gab verloren!

Ruffina.

Nicht unkräftig war dein Fluch.
Das vergalt!

Gorgo.

O nicht genug.
Als ich nun nach manchen Jahren
Um mich trieb im Norderland,
Viel erforschet, viel erfahren,
Da, vom Geist gezogen, fand
Wieder ich des Wildes Fährte.
Ich kam Nachts an eine Burg,
Wo man Herberg mir gewährte.
Als der Tag sich kaum verklärte,
Stürmt' ein Jüngling in den Forst,
Schöners kann kein Auge schauen;
Doch beim holden Anblick fällt
Mich ein Ahnen an, ein Grauen;
Nach dem Namen forsch' ich nur,
Aber da verlischt die Spur,
Denn man nannt' ihn Derindur;
Bis ich unter'm Schloßgesinde
Gräfin Salm's Amme finde.
Mich erkennend, heischt sie gleich
Prophezeihung, und bei Seite
Nehm' ich sie, mein Ahnen deute
Ich als Wissen aus der Hand,
Bis sie klärlich mir gestand,
Ob ein Eid sie sonst auch band,
Namen und Religion
Hab' in Spanien ihre Dame
Falsch genannt:
Laurens Sohn
Zog sie auf als Protestant,
Derindur sey jetzt sein Name.

Ruffina.

Protestant? Zu viel des Bösen!
O das kann nicht gut sich lösen.

Gorgo.

Der bigotten Laura Reis,
Eingeimpft dem Ketzerstamme —
Das war Flamme.

Ruffina.

Wohl, daß sie ihr brennend heiß
Nicht mehr in das Mark kann fallen!

Gorgo.

Wohl — wie sprichst du? ist gefallen
Auf des Rachegott's Geheiß,
That vielleicht sie heimlich morden —
Als ich kehrte aus dem Norden
Und zu Cadix stieg an's Land,
Traf ich — Lauren an dem Strand,
Schon bereit, sich einzuschiffen.
Lachend trat ich hin vor sie,
Und, wie vor der Klapperschlange
Eingewurzelt, bleich und bange,
Stand sie da, indem ich schrie:
„Jenen alten Fluch von mir,
„Daß sich deine Söhne morden,
„Wendest nimmer du von dir,
„Mußte Otto gleich nach Norden.
„Fruchtlos, ihm dich zu entziehn,
„Stürztest du in Irrgewinde,
„Wo sich Sünde reiht an Sünde,
„Denn zur Mutter deinem Kinde
„Gabst du — eine Ketzerin.
„Den abtrünn'gen Stamm verderben
„Wollte Gott, und ließ ersterben
„Das Geschlecht der Derindur,
„Doch du, trügend die Natur,
„Gabst aus deinem Schooß ihm Erben,
„Und die Seel', aus dir geboren,
„Ist schon jetzt vor Gott verloren." —

Ruffina.

Welch ein Donner ihren Ohren!
Wahrlich, sie hat abgebüßt.

Gorgo.

Wie du doch versöhnlich bist!
Ich hab' ew'ge Rach' geschworen.

Ruffina.

Furchtbar Weib, du wolltest noch —
Doch da naht ein Zug von Rittern,
Und die Küche wartet schon
Auf mein Holz. (Ihre Bündel aufnehmend.)
Kommst du nicht mit
Zu dem Mahl in unser Lager?

Gorgo.

Nein.

Ruffina.

Ich finde später doch
Dich noch hier?

Gorgo.

Ja, stumpfe Seele.

(Ruffina ab. Gorgo zieht sich spähend in's Gebüsch.)

Asmus S. Matthias Claudius.

Dietmar von Ast S. Minnesänger.

Georg Anton Friedrich Ast,

Dr. phil., k. baier. Hofrath und ordentlicher Professor der Philologie in München, ward am 29. December 1778 zu Gotha geboren und auf der dortigen hohen Schule vorbereitet. Er zeigte schon früh eine vorherrschende Neigung für die philologischen Studien und gab bereits als Gymnasiast Anmerkungen über den Properz heraus. Im Jahre 1798 bezog er die Universität Jena, um Philologie und Theologie zu studiren, gab aber die Letztere bald auf, um sich ganz der Ersteren, so wie der Philosophie und Aesthetik zu widmen. Noch als Student schrieb er Mehreres über Gegenstände seines Fachs und verfaßte in Verbindung mit einem Studiengenossen Briefe über die Religion, welche im Druck erschienen. 1802 ward er Doctor der Weltweisheit und Privatdocent zu Jena; 1805 ordentlicher Professor der Philologie an der Universität zu Landshut, in welcher Eigenschaft er später nach München ging. Im Jahre 1827 erhielt er die Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der münchener Akademie der Wissenschaften in der philosophisch-philologischen Klasse.

Außer mehreren lateinisch geschriebenen Werken und Ausgaben alter Klassiker sind von ihm erschienen:

Leukippe aus dem Griechischen des Achilles Tatios (gemeinschaftlich mit Güldenapfel). Leipzig, 1802.
Briefe über die Religion. Würzburg, 1802.
Sophokles Trauerspiele. Leipzig, 1804.
System der Kunstlehre. Leipzig, 1805. N. A. Leipzig, 1807.
Grundlinien der Aesthetik. (Auszug aus dem Vorigen.) Leipz. 1813.
Krösus. Trauerspiel. Leipzig, 1805.
Ueber den Geist des Alterthums. Rede. Landshut, 1805.
Grundlinien der Philosophie. Landshut, 1807.
Grundriß einer Geschichte der Philosophie. Landshut, 1807. N. Aufl. 1825.
Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. 2 Bde. Landshut, 1808.
Grundriß der Philologie. Landshut, 1808.
Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik. Landshut, 1808.
Entwurf der Universalgeschichte. Landshut, 1808. N. A. Landsh. 1810.
Platon's Leben und Schriften. Leipzig, 1816.
Platon's Phädros und Gastmahl, übersetzt u. s. w. Jena, 1817.
Hauptmomente der Geschichte der Philosophie. München, 1829.
Beleuchtung der epikureischen Ethik. München, 1831. in 4.

Den Grundsätzen der schellingischen Philosophie folgend, bearbeitete Ast vorzüglich die Theorie der Kunst und erwarb sich hier, so wie durch seine Ausgaben alter Klassiker und vorzüglich durch seine Schrift über Plato großes und bleibendes Verdienst um die Wissenschaft. Seine dichterischen Leistungen sind dagegen nicht bedeutend.

Hartmann von der Aue (Ouwe) S. Minnesänger.

Joseph Freiherr von Auffenberg,

am 25. August 1798 zu Freiburg im Breisgau geboren, großherzoglich badenscher Kammerherr, Offizier in der Garde zu Pferde und Mitglied des Hoftheater-Comité in Karlsruhe. Er ist einer der fruchtbarsten lebenden dramatischen Dichter. Bis jetzt erschienen von ihm:

Dramen:

Pizarro. Wien, 1817.
Die Spartaner. Wien, 1818.
Victoria. Wien, 1818.
Die Flibustier. Bamberg und Würzburg, 1819. 3. Aufl. 1821.
Die Bartholomäusnacht. Bamberg und Würzb. 1819.
Gelon und Hiero. Ebend. 1819
Wallas. Ebend. 1820.
König Erich. Ebend. 1820.
Die Verbannten. Ebend. 1821.
Das Opfer des Themistokles. Ebend. 1821.
Die Syrakuser. Ebend. 1821.
Dramatische Werke. Ebend. 1822. 2 Thle.
Viola. Ebend. 1824.
Fergus Mac'Ivor. Ebend. 1827.
Der Löwe von Kurdistan. Ebend. 1827.
Ludwig XI. in Peronne. Karlsruhe, 1828.
Die Schwestern von Amiens. Ebend. 1828.
Alhambra (in vier Abtheilungen). Ebend. 1829—30.
Die Eroberung von Granada. 2 Th. Ebendas. 1830.
Die Furie von Toledo. Roman. 2 Th. Karlsruhe, 1832.

Wenn von A. nicht zu rasch arbeitete, sondern seine Kräfte mehr concentrirte und seinen poetischen Leistungen längere Zeit der Reife vergönnte, so würde er bei den schönen und glücklichen Anlagen, deren er sich erfreut, gewiß Ausgezeichnetes liefern. Unter den jüngeren Dichtern, welche sich an Schiller heraufbildeten und die von ihm eingeschlagene Bahn zu beschreiten strebten, ist er unbedingt in geistiger wie in sittlicher Hinsicht der Begabteste, voll jugendlich frischer Phantasie, Kraft und Gewandtheit; aber eben, weil er es sich zu leicht macht, jeden Stoff, der ihm einer dramatischen Behandlung fähig scheint, ergreift und mehr für die Bühne als für das Leben arbeitet, überläßt er sich zu sehr dem, was ihm eine freundliche Stunde bringt, und seine gelungensten Dichtungen sind oder scheinen wenigstens das Resultat eines glücklichen Griffes, nicht anhaltender, durch tiefes, ernstes Sinnen genährter Begeisterung. Die aus diesem Uebelstande entspringenden Mängel treten daher auch in seinen sämmtlichen Werken schroff hervor, und eine störende Ungleichheit herrscht in allen. — Die erhabenste, glühendste dichterische Sprache wechselt oft mit der gewöhnlichsten, mit einer in Jamben abgemessenen Prosa; den kühnsten Bildern folgen die alltäglichsten; die wichtigsten Scenen halten sich durch eigene Kraft, die anderen, nur verbindend oder ausfüllend, erscheinen neben diesen öfters wie die Nacht neben dem Tag; die Charaktere sind häufig nur skizzirt, nicht psychologisch consequent durchgeführt; die Begebenheiten unwahrscheinlich, die Situationen nur des Effectes wegen, nicht aus tiefgefühlter innerer Nothwendigkeit angelegt. — Alle diese Fehler kann der talentvolle Dichter aber vermeiden und wird es gewiß, sobald sich Ruhe

und Besonnenheit zu seinen schönen Gaben gesellen, und ihm die Production nicht mehr so leicht wird, wie dies nur zu oft bei reichen jugendlichen Gemüthern der Fall zu seyn pflegt.

Unter seinen vielen dramatischen Dichtungen sind „das Opfer des Themistokles" und „die Verbannten" in Hinsicht auf Tiefe und großartige Gesinnung, „der Flibustier" und „der Löwe von Kurdistan" in Hinsicht auf technische Anordnung und Kunst wohl die vorzüglichsten.

Die Verbannten.

Das Nachspiel *).

(An der Grenze von Siberien.)

(Morgendämmerung.)

Erste Scene.

(Im Hintergrunde einige schlechte Hütten. Daneben Wachfeuer, wobei sich ein Theil von Menzikof's Begleitung gelagert hat. Rings in der Gegend sieht man von Zeit zu Zeit Wachen.)

(Im Vorgrunde ein frisches Grab mit einem Kreuze. Daneben kniet Menzikof **) mit Lisinka ***). — Beide in dürftigen Kleidern.)

Menzikof.

So endet Ruhm! so endet Menschengröße! —
Was bin ich nun? verschwunden ist der Traum,
Und die zwölf Spannen Erde, die allhier
Der theuren Gattin Leiche decken — sind
Nicht mein. Sie starb im unwirthbaren Lande
Von allem fern, was dieses Leben schmückt.
Ich wollte Kronen setzen auf ihr Haupt,
Und muß nun in der Wüste sie begraben.
Ich habe ihr verziehen! was sie that,
Wird uns dereinst zum Wiedersehen führen.
Schlaf' wohl da unten, liebende Gefährtin!
Bald folg' ich Dir zur ew'gen Ruhe nach.
Schlaf' wohl! Dein Auge hat nun ausgeweint,
Und an des bessern Lebens milder Sonne
Ist Deiner Thränen herber Quell versiegt.
Du hast mit mir geduldet und gelitten,
Für mich verwelkte Deines Glückes Kranz.
Nun ruhst Du sanft im kühlen Erdenschooße,
Und giebst kein Zeichen Deiner Liebe mehr.
Nicht Blumen werden diesem Grab entkeimen,
Kalt ist Dein Lager wie der starre Tod.
Kein Denkmal wird dem Wanderer verkünden:
Daß dieses Grab ein theures Haupt umschließt,
Von meinem Ruhme ist mir nichts geblieben,
Das ich Dir geben konnte — als — dieß Grab.

(Sie stehen auf.)

Lisinka! liebe Tochter, höre nun
Des tief gebeugten Vaters letzte Bitte:
Du folgtest mir bis an die dunkle Grenze,
Die Glück von Unglück, Lust von Qualen trennt.
Verlasse mich! denn gräßlich wär' mein Tod,
Wenn ich im unverdienten Jammer — Dich
Mein theures Kind erblickte.

Lisinka.

Ford're Alles,
Nur dieses einz'ge nicht.

Menzikof.

Die Mutter starb,
Ein Opfer ihres Grames, den ich schuf.
Willst Du mit zweitem Morde mich belasten?
Nur den Verbrecher kann die Strafe treffen,
Des Kaisers Gnade rufet Dich zurück.
Er wird die Unschuld schützen, und im Glück
Des Kindes mir den letzten Trost gewähren.
Du weißt! ich wollte Deinen Schlaf nicht stören,
Und ohne Abschied trennen mich von Dir.

Lisinka.

Doch anders will es Gott! ich bleibe hier!

Menzikof (schmerzvoll).

Dein Glück hab' ich zerstört, und freudenlos
Ist Dir der Jugend Morgentraum entschwunden.
Ich kann Dir das Geraubte nicht ersetzen,
Und keine Buße tilget diese Schuld.

Lisinka.

O glaub' das nicht, mein theurer Vater! froh
Bin ich in Deiner Nähe! für das Glück
Der Liebe ward Lisinka nicht geboren!
Entsagung ist mein Loos! ich hab' entsagt,
Und all mein Hoffen richtet sich nach oben,
Wo meine frühverklärte Mutter wohnt.
Es ist die schönste Pflicht, das Vaterhaupt
Mit jeder Freudenblüthe auszuschmücken.
Der selt'nen Blume hab' ich mich beraubt,
Und durch Entsagung will ich Dich beglücken.

Menzikof.

Mein Elend drücket schwer.

Lisinka (sanft).

Was ist das Leben,
Wenn ihm der Liebe süßer Zauber fehlt?
In Deiner Nähe, Vater! muß ich leben,
Der Kindesliebe hohe Pflicht erfüllend.
Was sonst noch im verschwieg'nen Busen wohnt,
Es wird sich nie der Erde offenbaren.
Alexis lebt in mir! sein theures Bild
Will ich für's bess're Leben mir bewahren.

Menzikof.

Ich trennte Euch. Dem Ruhm ist alles feil,
Und Größe kauft er sich mit Seelenheil.

Lisinka.

Verstoße nicht Dein Kind.

Menzikof.

Geh! ruh' ein wenig.
Dort kommt ein Fremdling her. Ich glaube ein
Verbannter, dem mein Fall nun Frieden bringt.
Ich geh' hinein, und er heraus. So spielt
Der Zufall mit den großen Kinderpuppen,
Und hebt sie wechselnd auf der Erdenbühne.

(Lisinka geht ab in eine der Hütten.)

Menzikof (aufmerksam nach der Seite hinblickend).

Was seh' ich? Fürst Alexis Dolgorucky?! *)
Er ward zurückberufen! großer Gott!
Welch' schöner Trost erfüllet nun mein Herz.
Wenn er sie liebet noch?! ich muß ihn prüfen,
Der Himmel wolle: daß ich treu ihn finde!

(Er geht in den Hintergrund.)

Zweite Scene.

Der Vorige. Alexis (kommt von der Seite).

Alexis.

Sie rufen mich zurück in's frohe Leben,
Mir aber blüht kein Glück hienieden mehr.
Der Wechsel ist so schnell — ich faß' ihn kaum.
Geheimnißvoll schreibt mir der Vater — gleich
Als dürfe er der Feder nicht vertrauen.
Er räth mir Eile, denn ich würde viel
Verändert finden in der Kaiserstadt.
Was kann es seyn? Lisinka blieb mir treu;
Sie hat den Thron verschmäht — das ist gewiß,
Doch ihres Vaters Stolz wird uns verderben.
Wenn sie dem Zwang, der Drohung unterlag?
Wenn ich sie finde, wie sie mir im Traum
Des Elends oft erschien? O hättet Ihr
Dem Jammer mich auf immer preis gegeben!
Mehr als Verbannung — mehr als Todesschrecken
Ist dieser Anblick, den ich fürchten muß!!

(Er sieht den Menzikof von der Ferne.)

Wie weit hab' ich nach Petersburg, mein Freund?

---

*) Aus: Joseph Freiherr von Auffenberg: Die Verbannten, ein Drama in 4 Act. Bamberg und Würzburg, 1821.

**) Alexander Menzikof, Herzog von Ingermannland, Fürst des deutschen Reiches und Oberfeldherr der Russischen Heere. In Folge Hochverraths an Peter II. ins Exil geschickt.

***) Dessen Tochter.

*) Oberst eines Garderegiments, Geliebter der Lisinka, welcher durch Menzikof nach Siberien verbannt worden war

Menzikof (vortretend).

Sehr weit: d'rum eilet fort, und sagt dem Kaiser:
Der Herzog Menzikof sey Euch begegnet.
Ich führe diesen Titel in der Wüste,
Denn er enthält den Nachhall meines Glückes.

Alexis.

Ihr seyd es und an diesem Orte?

Menzikof.

Ja.
Wär't Ihr so alt wie ich, Ihr stauntet nicht.
Wir lösen uns auf einem Posten ab.
Ich geh' nach — Beresow.

Alexis.

Ihr seyd verbannt

Menzikof.

Den Fürstenpurpur habe ich zerrissen,
Und geh' als Bettler in der Weisheit Schule.
Die Lehrerin verlangt das Glück zum Lohn.
Ich geb' es ihr. Man nennet mich gefallen,
Doch in dem Herzen wohnt des Menschen Größe,
Und in dem Unglück lebt der wahre Stolz.
Ich bin gefallen; doch im Bettlerkleid
Hab' ich die Fürsten-Ehre mir erhalten.
Die Zeichen schwinden, nur der Sinn bleibt wahr.
In diesem Anblick lernet, was Ihr seyd:
Der Mensch muß wissen, daß er wenig ist,
Dann wird er viel vor seinem Richter gelten.

Alexis (dringend).

Wo ist Lisinka?

Menzikof.

Laßt sie ruhig schlafen.
Wir brauchen Kraft zur Reise!

Alexis.

Gott!

Menzikof.

Sie ward
Verbannt mit mir nach Beresow.

Alexis (auf das Grab zeigend, welches er so eben erblickte).

Und hier?

Menzikof.

Schläft ihre Mutter! wie das Alles kam,
Ihr werdet es in Petersburg erfahren.
(Für sich.)
Laß seh'n, ob er auch die Verbannte liebt?!

Alexis (schnell).

In Petersburg?

Menzikof.

D'rum zaudert länger nicht.

Alexis.

Als Feldherr standet Ihr vor mir. Ich zog
Das Schwert auf Eure Brust: Ihr werdet staunen,
Wenn ich die Hand Euch zur Versöhnung reiche.
Lisinka hat den Thron verschmäht!

Menzikof.

Sie liebt.
Ich kenne nun die Stärke dieser Worte.

Alexis.

Wohlan! so segnet uns! Ich folge Euch,
Denn selig wird der Jammer durch die Liebe!
(Ihn umarmend.)
Dem Feinde sink' ich freudig an die Brust
Und die Umarmung schafft ihn mir zum Freunde!

Menzikof.

Du liebst Lisinka treu! Ich bin nun Mensch,
Von keinem bösen Geiste mehr umwunden.
Verzeihe mir, daß ich Dein Herz erprobte!
Lisinka ist begnadigt von dem Kaiser,
Du führst sie in das Vaterland zurück!
Als meinen Sohn will ich Dich nun umarmen,
Und dieses Grab — erwähl' ich zum Altar!
(Er geht schnell zurück, die Thüre einer Hütte öffnend.)
Lisinka!!

Lisinka (kommt; Alexis stürzt in ihre Arme).

Mein Alexis!!

Menzikof (sie betrachtend).

So vereint
Das Unglück, was vom Glücke ward geschieden.
Nun tretet her, und reicht mir Eure Hände,
Vertilgen will ich jede Lebensschuld
Und ausgesöhnt vor meinem Richter stehen.
Die Qualen Eurer hoffnungslosen Liebe,
Die Thränen alle, die Ihr schuldlos weintet,
Sie ruhen noch auf meiner bangen Brust.
Mein böser Geist allein hat Euch getrennt,
Er ist verschwunden mit dem falschen Glücke,
Ich bin nun Mensch, und darf es froh bekennen,
Was mir die Brust so wundersam bewegt:
Der Vaterliebe heiligstes Gefühl
Entlockt die erste Thräne meinem Auge.
Ich hab' Euch hart gekränkt! verzeihet mir!

Alexis.

Als Freund will ich an Eurem Herzen ruhen.

Menzikof.

Nun denn! so ziehet hin in Frieden.
(Zu Lisinka.)
Nimm
Den letzten Segen Deines Vaters hier,
Wo seiner Gattin heil'ge Leiche ruht.

Lisinka (zu Alexis).

Ich sollte ihn verlassen? mein Alexis!
Um diesen Preis folgt Dir Lisinka nicht.

Menzikof.

Mein Fall befreite ihn, das bringt mir Ruhe.
Mit dem Geliebten zieh' in's Vaterland.
Ich will es so, und möchte ruhig enden,
Bist Du vereint mit ihm, dann sterb' ich sanft.

Lisinka.

O Vater!

Menzikof.

Fluchen müßte ich der Tochter,
Die meinem Willen widerstrebend — mir
Die Seligkeit und Gottes Gnade raubt.
(Zu Alexis.)
Sie folgte mir hieher! nimm sie zurück,
Die Gottes mächt'ger Wille Dir erhalten.
Sag' Deinem Vater, daß ich ihm verzeihe.
Wir haben Beide einen Traum geträumt,
Ich bin erwacht. Er schlummert noch, und fest
Umstrickt die Erde ihn mit eitlem Hoffen.
Beschreibe ihm, wie Du mich hier erblickt.
Gesunk'ne Größe ist ein mahnend Bild,
D'ran mag sich spiegeln, wer nach Hohem trachtet.
Es giebt kein Ziel für den verwegnen Geist,
Zufriedenheit muß vor dem Ruhme fliehen.
(Feierlich.)
Ich hatte einen wunderbaren Traum,
Als ich zum erstenmal im Bettlerkleid
Das müde Haupt zur Ruhe neigte. Rings
Umher — hört' ich mich Erdenkönig nennen,
Und lüstern blickt' ich schon die Sterne an,
Die unbesiegt und frei den Himmel zieren.
Da kam ein streifender Komet, und riß
Im Flammensturm die erste Schichte weg,
Auf der die lebenden Geschöpfe wohnen.
Die Erde ihrer bunten Pracht beraubt,
Lag schwarz und nackt, wir aber flogen nun
Wie Sonnenstäubchen in dem ew'gen Raum.
(Zu Beiden.)
Glaubt mir, ich wurde klug durch diesen Traum.
(In ihre Mitte tretend.)
D'rum denket stets an die Vergänglichkeit,
Damit das beff're Glück Euch nicht entgehe.
Dem eitlen Stolze schließet Eure Brust,
Wir leben hier in einer Kinderschule.
Erkenntniß gleicht der Sonne, die uns wärmt,
Wir fühlen ihre segenreiche Strahlen,
Doch immer fern ist uns des Lichtes Quelle.
In Erdennächten leite Euch ein Stern,
Es ist die Seele, die von oben stammt,
Das beff're Ich, der ew'gen Wahrheit Tochter.
Erhaltet rein des Himmels schönste Gabe,

Und wenn Euch jemals eine Schuld befleckt,
So büßet strenge, wie mein Beispiel lehret.
Es muß die Strafe dem Verbrechen folgen,
Ein Richter lebt, der Weltgesetze schrieb.
Ihn habt vor Augen, daß sein Wort Euch leite,
Dann sterbt Ihr friedlich — wär's im Bettlerkleide.
(Er umarmt Beide, dann geht er mit ihnen zu Nathaliens Grabe.)
Wenn Ihr des Vaters letztes Wort verehret,
So trauet nie dem Schicksal, das uns täuscht.
Der Mensch ist frei! nur seine Träume sind
Die falschen Priester, die Orakel sprechen.
Der Glaub' an Flüche ist's, der Flüche zeugt.
Von meinem Weib empfing ich diese Lehre,
Amilka's *) Wort betäubte ihren Sinn,
Vernichtet war des Hauses inn'rer Friede.
Ich hab' ihr gern verziehen. Was sie that,
War Gottes Wille, nicht des Fluches Kraft!
Sie aber that es, weil der blinde Glaube
An Schicksalsmacht ihr banges Herz erfüllte.
Nun ist's geschehn! gleichviel aus welchem Grunde,
Denn Ruhe und Versöhnung bringt die That.
Sie wird nun selbst das Bessere erkennen,
Da ihre staubgeborne Hülle sank.

Lisinka (sich an ihn schmiegend).

Nie kann ich, theurer Vater! Dich verlassen!

Menzikof.

Lisinka, sieh! es ist mein letzter Wille.
Sey meine gute Tochter! flehe Segen
Vom Himmel nieder auf das Vaterhaupt.
Du kannst ja hier nichts nützen, nur die Schuld
Mir neu vor's Auge stellen. Ziehe hin,
Geliebtes Kind! Du wirst mit Gott mich sühnen,
Denn das Gebet der Unschuld wird erhört!

Aleris.

Gehorche seinem Willen. Hoffnung lebt
Im Vaterlande. Alles will ich wagen,
Begnadigung vom Kaiser zu erfleh'n.

Menzikof (für sich).

Ich will die süße Hoffnung nicht zerstören,
Doch mein Entschluß bleibt fest — unwandelbar,
Ja! doppelt stark nenn' ich freiwill'ge Buße.
Im Unglück lernen wir uns selbst verehren,
Und büßen muß ich, weil ich strafbar bin.
(Zu Lisinka.)
Vielleicht ist's möglich, daß Du Gnade mir
Erwirkst, d'rum, liebes Kind! gehorch' dem Vater.

Lisinka.

Nur diese Hoffnung trennet mich von Dir.

Menzikof.

Der Ort ist heilig, wo wir jetzo weilen.
Da unten ruht die fromme Dulderin,
Von keinem ird'schen Fluche mehr belastet.
Die Seele schwang sich froh zu Gott empor,
Und fand Versöhnung in dem ewgen Lichte.
Ich würd' ihr folgen, doch das Leben muß
Die Schuld mit wohlverdientem Jammer tilgen.
Es kommt ein Tag, wo alle Schmerzen schwinden,
Und rein werd' ich die Reine wiederfinden.
Knie't her! Aleris! reiche mir die Hand.
Gieb meiner Tochter das verdiente Glück,
Und meiner Seele ihren ew'gen Frieden.
Du kannst es, denn wir sind nicht Feinde mehr,
An dieser Grenze stirbt der blut'ge Haß,
Und was der Himmel einte — will sich finden.
Wir sind versöhnt, und meiner Gattin Geist
Schwebt jetzo hochverklärt ob unserm Haupte.
Bei diesem Kreuz, dem Sinnbild ihrer Leiden,
Bei diesem Kreuz, dem Sinnbild der Versöhnung,
Will ich vereinen, was ich einst getrennt.
Nicht am Altare kann der Vater segnen,
Doch heilig! dreimal heilig! sey die Stelle!!
Das Firmament ist unser Tempeldach,
Und Gottes Aug' glänzt aus den lichten Sternen.
Nehmt, theure Kinder! Eures Vaters Segen —
In diesem Bunde ward ihm Glück beschieden,
Nun stehet auf, und ziehet hin — im Frieden.
(Lisinka hält ihn fest umschlungen, er drängt sie von sich.)
Lebt wohl, der Abschied schmerzt. Entfernet Euch!
(Zu Lisinka, sie küssend.)
Und kann Dein Fürwort Gnade mir erringen,
So sehen wir uns froh im Leben wieder.

Lisinka.

Mit dieser Hoffnung scheide ich von Dir.

Menzikof (umarmt Beide noch einmal, dann winkt er ihnen zum Abgehen).

Laßt mich allein. Ich bitt' Euch — lebet wohl.
(Aleris und Lisinka gehen ab.)

Letzte Scene.

(Ein Hauptmann der Begleitung geht vor.)

Menzikof.

Ich mußte ihr die falsche Hoffnung schenken,
Denn ihre Liebe drohte meinem Frieden.
Ich athme leicht, und bin gestärkt zur Reise.
Nun Hauptmann, kommt! der erste Morgenstrahl
Umleuchtet trauernd die beeisten Berge,
Aus düst'rer Wiege steigt ein kalter Tag.
So trat ich in das Leben. —
Kommt, mein Freund!
Und wollt Ihr meinen letzten Wunsch erfüllen:
So betet — auf dem Heimweg —
(Auf das Grab zeigend.)
hier im Stillen.

---

*) Menzikof, der Günstling des Kaisers und Amilka's Freund, warb um die Tochter des letztern, der ihn dadurch in eine Verschwörung gegen den Kaiser lockte. Reuig entdeckte Menzikof dieselbe und Amilka endete auf dem Schafotte.

Die Flibustier *).

Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1670.

Erster Act.

Erste Scene.

Morgen.

Felsengegend auf dem Eylande Bayaha. Im Hintergrunde öffnet sich die Aussicht auf das Meer. Einige kleine Schiffe mit englischer Flagge kreuzen in der Nähe des Ufers. Taureau **) kommt mit vielen Bukaniern. Alle sind bewaffnet mit Kugelbüchsen, Säbeln und Pistolen. Die gemeinen Bukanier sind blos in Stierhäute gekleidet. Man sieht einige Zelte.

Taureau.

Für diesen Morgen ist's genug. Die Jagd
War schlecht — doch besser als auf Hispaniola.
Dort hat die Treibjagd der verdammten Spanier
Die letzten Stiere uns hinweggerafft.
Wir wollen's ihnen derb vergelten — Freunde.
Es könnte mich zum Lachen fast bewegen,
Wie die entnervten, ausgebrannten Zwerge
Die längst verdorrte Kraft an uns versuchen.
Gält' es nur off'nen Kampf! sie wären längst
Mit Sack und Pack aus Süd-Amerika
Hinweggejagt, es muß sich endlich zeigen,
Was Spaniens Krone hier zu suchen hat.
Wie Geyer an dem Fleisch des todten Stier's
So nagen sie an unsern Goldgebürgen.
Dieß Volk will seinen nimmersatten Schlund
Auf unsern segenreichen Triften füllen.
Laßt es nur gut seyn! wenn die Riesenschlange
Mit ihrer Beute sich hat voll gepfropft,
Dann mögen Kinder sie bemeistern. Seht!
So wird's den Spaniern gehn in diesem Lande.

Ein Bukanier.

Es ist doch schad um unsre schöne Jagd,
Die wir auf Hispaniola nun verloren.

---

*) Aus: Joseph Freiherr v. Auffenberg, die Flibustier oder die Eroberung von Panama, ein romant. Trauerspiel in 4 Act. Bamberg und Würzburg, 1819.

**) Anführer der Bukanier, oder Stierjäger in den Gebirgen von Südamerika.

Taureau.

Was mahnst Du mich daran? Bukanier sind
Auf Süd-Amerika's Gebürgen heimisch. —
Dort ist des Waldstiers moosbedeckte Wiege,
An keinen Platz ist unsre Jagd gebunden,
Auf den Gebürgen einer neuen Welt
Haust sie — die kühne Tochter der Gefahr,
In keine Marken sind wir eingezwängt,
Und Eigenthum des Jägers bleibt sein Wild.
Er wagt das Leben d'ran, und mag genießen
Was er von der Natur sich abgetrotzt.
So will es unsre angeborne Freiheit
Das alte Machtgesetz der großen Völker.

Ein Bukanier.

Den Spaniern können wir das nie vergeben.

Taureau.

Wohl weiß ich — warum sie die Stiere fingen.
Für's erste — sollen wir langsam verhungern.
Für's zweite möchten sie die eigne Kraft
Damit verstärken — bei Panama wird
Es nächstens blutig hergeh'n: sie gedenken
Im Kampf die Stiere dann auf uns zu hetzen —
Soviel weiß ich gewiß — Ihr könnt mir's glauben.
(Allgemeines Gelächter.)
Welch rasender Gedanke! diesen hat
Ein span'scher Feldherr, mein' ich, ausgebrütet
Vom süßen Ebro-Weine hochbegeistert.
Wir sind aus freier Wahl hieher gezogen,
Und bess're Kämpfe giebt es hier für uns.
Nun lagert Euch Bukanier, denn Ihr sollt
Aus meinem Munde Wunderdinge hören:
Es naht sich der Entscheidung großer Tag —
Die Quelle ist entdeckt, an der wir ganz
Den Rachedurst der Seele stillen können,
Morgan, der brittische Seeräuber-König,
Wird sich mit uns verbinden, und wir werden
Die Brüder seyn der tapferen Flibustier!
Dann soll es hier ein Schlachtgetümmel geben,
Darob im Königshause zu Madrid
Die Fensterscheiben zittern werden!
(Alle lagern sich.)
Es sind nun zwanzig Jahre schon verflossen,
Seit ich zum erstenmal Euch Brüder nannte;
Seit Ihr den Taureau durch der Stärke Vorrecht
Zum Hauptmann der Bukanier erwähltet.
An Eurer Seite bin ich grau geworden,
Doch niemals habt Ihr forschend mich befragt
Um das verworrne Schicksal meines Lebens:
Ihr kennet nichts an mir, als meine That,
Nichts, als den unvertilgbar wilden Haß,
Der gegen Spanien flammt in meinen Adern.
Solch' ein Vertrauen ehret mich, Bukanier,
Es lehrt mich kennen Euern edlen Sinn.
Der Held schätzt nicht nach Namen seine Brüder,
Die That allein erprobt das kühne Herz:
Die schimmert ihm nicht aus der Vorwelt zu,
Mit eig'nem Blut erkauft er eig'ne Ehre.
Denn, was die großen Väter auch gethan:
Noch bess'res thun ist ihrer Enkel Stolz.
So kenn' ich Euch, und so will ich Euch lohnen:
Ihr sollt vertraut mit meinem Schicksal seyn.

Ein Bukanier.

Erzähle — großer Hauptmann!

Taureau.

Nimmer frommt es,
Wenn, auf des Geistes Vorrecht stolz, der Mann
Gewaltsam sich der Menschenkraft versichert,
Und sie mechanisch lenkt nach seinem Willen,
Ein jeder wisse, wie er handelt, und
Warum. Die große That, die frei gethan wird,
Nur sie hat Anspruch auf Unsterblichkeit.
Was von dem Menschen streng der Mensch erzwingt:
Es schmilzt am Sonnenstrahl der ew'gen Zeit,
Und sinket hin im Wechsel der Geschlechter.
Seht Brüder — ich bin Europäer, und
Als solchen werdet Ihr mich achten lernen.
Wohl mehr denn ein Jahrhundert bin ich Euch
Vorangeschritten auf der Lebens-Bahn,
Und meine Gegenwart ist Eure Zukunft.
Am Ziele rühm' ich mich zu stehen, wenn
Kein Spanier mehr in Süd-Amerika
Des Frevels blut'ge Schreckensfahne schwingt.
Wenn die Gefilde dieser neuen Welt
Vom eig'nen Blute nicht mehr überströmen,
Wenn nicht das Henker-Schwert des Fanatismus
Im Herzen der empörten Völker wühlt,
Und auf die blutbefleckten Crucifire
Im Martertod der Neger-Sclave schwört:
Wenn alle Spanier hier ihr Grab gefunden,
Der Rache schand- und fluchbedecktes Erbtheil:
Dann stehet Euer Hauptmann unter Euch —
Des alten Schwures mächtiger Vollender!
Dann stirbt er gern in seinen freien Wäldern,
Er sinket früh in's Grab mit der Gewißheit:
Es sey nun ganz das große Ziel erreicht,
Er habe die verweg'ne Tyrannei
Zurück in alte Nacht geworfen:
Und auf den Trümmern ihrer blut'gen Werke
Den Freiheits-Tempel wieder aufgebaut.
Amerika sey frei von diesen Henkern —
Sein Jubelton wird Taureau's Todgesang!

Ein Bukanier.

Fern sey der Tag, wo Taureau von uns scheidet!

Taureau.

Er wird bald kommen, Brüder, dieses fühl' ich.
Die Wogenbrandung des Geschickes schlägt
Zerstörend an des Lebens Fundament:
Und in der eig'nen Brust wird mir der Tod
Am Feu'r des wilden Hasses ausgebrütet.
Was Taureau hat erlitten, dafür ist
Der Haß zu klein, mit dem die Höllengeister
Durch irgend eine Kluft der Unterwelt
Des Himmels hohen Friedens-Thron betrachten.

Ein Bukanier.

So schwer hat Spanien an Dir gefrevelt?

Taureau.

So schwer — ja schwerer als Ihr könnt begreifen.
Im Vaterlande Frankreich wuchs ich auf
Aus altem adeligem Blut entsprossen.
Zu jeder Hoffnung fühlt' ich mich berechtigt
Und Kraft in mir für jede große That.
Mein Unstern trieb mich hin nach Spanien;
Betrachtet hatte ich auf meinen Reisen
Der Völker vielfach wandelbare Sitte,
Und ihrer Staaten innere Verkettung.
An Spanien scheiterte mein tiefes Forschen
Und bald war ich des Landes satt — wo träg
Die bess're Kraft der Erdensöhne schlummert,
Um das ein blutbedecktes Blutgericht
Die riesigen Polypen-Arme schlingt:
Wo alles Große schon im Keim verdorrt
Und in des Mönchthums altem Eisenjoche
Dahingebeugt der Mensch durch's Leben kriecht.
Schon wollt' ich diese Fesseln von mir werfen,
Da erst bemerkt' ich, daß im Land des Todes
Mein wahres Leben mir entgegen kam.
Die Königs-Stadt Madrid schloß meinen Himmel
In ihren alten Jammermauern ein.
Ein Mädchen sah ich — fürstlichen Geblütes:
Doch meinem Ringen stand kein Ziel zu hoch.
Die Orden, die ich trug auf meiner Brust,
Im frühern Kampf für's Vaterland erfochten;
Die Narben auf der sonn'verbrannten Stirne —
Sie galten mehr, als Spaniens Fürstenhut;
Das Herz des Vaters wußt' ich zu erweichen,
Und heimwärts führt' ich meine schöne Braut.
(Finster.)
Ein kurzer Traum des Glücks hat mir gelächelt.
So blickt das Tags-Gestirn mit mattem Schein
Auf des entfernten Nordmeers eis'ge Berge.
Mag auch einmal ein kurzer Frühlings-Wahn
Die Nacht der ew'gen Grabesstätte lichten;
Er geht vorüber, und kein Sommertag
Erwärmet die entschlummerte Natur!

Ein Bukanier.

Du bist bewegt .....

Taureau.

Und — sollt' ich es nicht seyn?
Dem Elend bleibt oft nichts mehr als die Klage:
Die feindliche Natur versagt sie mir.
Kaum wag' ich's, jetzo rückwärts noch zu schauen,
Wo in den Tiefen der Vergangenheit
Verborgen liegt die ungeheure That ...
Mein Weib ward mir geraubt!!

Einige Bukanier.
Ha! Tod und Teufel!

Taureau.
Ein span'scher Geck kam in mein Vaterland.
Ich baute thöricht auf des Weibes Treue,
Die mich nie liebte, denn der Völkerhaß ...
Er pflanzet auch im Einzelnen sich fort:
Den saugen Kinder an der Mutterbrust
In's tiefe Mark des jungen Lebens ein.
Ich selbst war keiner Liebe fähig, wie
Die Südlands-Tochter von dem Mann sie fordert:
Nicht tändeln konnte ich — nicht schmachten, mir
War jedes Kinderspiel der Liebe fremd.
Der span'sche Geck verstand das alles besser,
Und — eines Morgens war mein Weib — entfloh'n.
Des Spaniers Namen — hab' ich nie erfahren *).
(Steht auf.)
Dieß ist die erste Quelle meines Hasses,
Der mich aus meinem Vaterlande trieb
Nach Süd-Amerika, wo es genug
Zu rächen giebt an Spanien's stolzen Söhnen.
Hätt' ich mein Weib auch nie geliebt — es wäre
Der bloße Schimpf schon solcher Rache werth.
Hier bin ich nun seit zwanzig langen Jahren:
Und längst vertrocknet ist in meiner Brust
Die stille Quelle reineren Gefühles.
D'rum weiß ich's, Brüder, daß mein Ende naht!

Ein Bukanier.
Du täuschest Dich durch eine leere Furcht.

Taureau.
O nein, wer so gelebt wie ich — der muß
Im Sturme seiner eignen Kraft vergehen.
Wohl manches Menschenleben schleicht dahin
In stiller Ruhe — wie der klare Bach,
Der sich durch blumige Gefilde schlängelt.
An seinem Ufer lächelt die Natur
In ihrer Unschuld reizendem Gewande,
Und friedlich, unbemerkt birgt ihn dereinst
Der Strom der Ewigkeit in seinen Tiefen.
Mein Leben aber gleicht dem wilden Flusse,
Der mächtig stürmend durch die Länder tobt,
Der überschwemmend manche Saat vertilgt,
Und manches stillverborg'ne Glück vernichtet!
Kennt ihr sein Ziel? ... er strömt in eine Wüste —
Er stirbt in ihrer brennenden Umarmung
Und spurlos muß der Wüthrich untergeh'n!!
(Schlägt sich an die Stirn.)
O Gott!!

Ein Bukanier.
Erbarme Dich!

Taureau.
Ja: Du hast recht!
Ich darf nicht länger mit mir selber kämpfen,
Früh schon hat mich der wilde Sturm erfaßt,
Und hingeschleudert auf die öde Bahn.
Mag auch am Ziel der Abgrund mich erwarten:
Ich zitt're nicht — ich gehe ihm entgegen:
Das Schicksal wandelt fluchend neben mir:
Mit seinem Fluche — trage es die Schuld!

Zweite Scene.

Vorige. Montbars **) (wie die andern bewaffnet, kommt).

Montbars.
Schön' guten Tag, Herr Ohm! seyd mir gegrüßt,
Bukanier!

Taureau.
Du warst nicht mit auf der Jagd ...
Von Anfang mag es gehen, aber wisse,
Wer ein Flibustier werden will, der steht
Zugleich auf mit dem ersten Morgenstrahl.

Montbars.
Bringt mir nur einen Becher Wein, und ihr
Sollt Wunderdinge hören!

Taureau.
Wein — Herr Neffe,
Den findest Du bei den Bukaniern nicht.
Wir pflanzen keine Reben, und den Wein
Kannst Du auf Spaniens Gallionen holen.

Montbars.
Was hat man denn zum Frühstück mir bereitet?

Taureau.
Ha! dieses ward schon auf der Jagd verzehrt:
Da magst dafür den Morgenschlaf behalten.

Montbars.
Herr Ohm, Du spottest! drinnen in dem Zelt
Da liegt ein Frühstück, das ich mir geholt,
Ich hätte fast das Leben d'ran gesetzt.

Taureau.
So geh — verzehre Deinen Leckerbissen!

Montbars.
Ein schöner Leckerbissen, Ohm! es ist
Ein ungeheurer Waldstier ...

Taureau.
Was? ...

Montbars.
Ja, ja!
Ihr war't schon fort zur Jagd, da wurmte mir's,
Nahm meine Kugelbüchse auf den Rücken,
Und ging hinaus ...

Taureau.
Allein?

Montbars.
Warum denn nicht?
Im tiefen Walde fand' ich einen Stier,
Und jagt' ihm rasch die Kugel durch das Fell:
Er sank zusammen, brüllte wie der Donner,
Und goß das schwarze Blut in Strömen aus,
Der hat genug gelebt, so dacht' ich mir,
Wird auch von keinem Spanier mehr geschossen.
Ich schwang mich d'rauf, um ihm nach Landes-Sitte
Das schöne Horn vom dicken Kopf zu trennen;
Kaum ist mein Messer angesetzt — so springt
Die Bestie auf mit letzter Lebens-Kraft;
Ich selbst, ein Reiter wider Willen, muß
Halb fluchend, und halb lachend mit ihm fort!
Am Ende doch verging mir fast das Lachen,
Herr Ohm! es war kein Scherz mehr, sag' ich Dir.
Er wälzte sich mit mir im Todeszücken,
Da nahm ich meine letzte Kraft zusammen,
Hau' ihm den dicken Schädel morsch entzwei,
So ward ich des verdammten Reitens quitt.
Hier sind die Hörner — drinnen liegt das Frühstück.
(Wirft ein paar Hörner auf den Boden, die Bukanier besehen sie freudig, und schütteln ihm die Hand.)

Taureau.
Du braver Junge! Seht Bukanier, der
Wird seinen großen Vater uns ersetzen.
Wein her! vom besten Spanier-Wein — schnell,
Wir feiern heut' ein doppelt schönes Fest.
Jetzt sollst Du trinken, Montbars! wer wie Du
Durch solche That uns schnell vertraut geworden,
Der muß auch keine Probe mehr bestehn.
Ein großer Geist bedarf nur Augenblicke,
Um kennbar an dem eig'nen Licht zu seyn.
Ich weiß nun, wer Du bist.
(Es wird Wein gebracht aus den Zelten. Taureau trinkt dem Montbars zu.)
Dein Vater lebe
In jener bessern Welt!

Alle (trinken und rufen).
Er lebe hoch!

---

*) Es war Don Alonzo Benalkazar, Grand von Spanien, und Gouverneur von Panama; seine Gemalin: Donna Clarissa; — später werden Taureau und Montbars als Gesandte der Flibustier in das belagerte Panama während eines kurzen Waffenstillstandes geschickt, Taureau erkennt in Clarissa seine entflohene Gemalin und ersticht sie.

**) Ein junger Franzose, späterhin Hauptmann der Flibustier, indem er ein von Benalkazar nach Spanien gesendetes Schiff, das um Hülfe gegen die Flibustier bitten sollte, nimmt. Er findet auf demselben Maria, des Gouverneurs von Panama Tochter, und Don Gusman, den Schiffscapitän und Gemal derselben, sie verlieben sich und Montbars führt Beide während der Belagerung von Panama ihrem Vater wieder zu. Montbars wird als Gefangener in Folge des gebrochenen Waffenstillstandes, den Taureau durch den Mord seiner Gemalin brach, in einen Kerker geworfen, auf Anstiften des Gouverneurs durch Maria jedoch befreit, Maria wird Anführerin der Spanier bei der Einnahme von Panama, wird von Taureau verwundet und stirbt in Montbars Armen; letzterer nimmt ihr Schwert und endet damit sein Leben; Taureau reißt den Verband von seinen empfangenen Wunden und stirbt ebenfalls.

Taureau.

Der Sohn Montbars steht hier in unsrer Mitte,
Er wird des großen Vaters würdig seyn,
Es lebe Montbars, der Flibustier!!

Alle.

Hoch!

Taureau.

Nun lagert euch, Bukanier — Morgan wird
Auf diesem Eyland sich mit uns verbinden.
Erwartet seine Ankunft! Hier wird uns
Ein neuer Tag der Freude aufersteh'n.
(Sie lagern sich.)
(Taureau geht vor mit Montbars.)

Taureau.

Du hast nun keine Probe zu besteh'n,
Mein eignes Wort kann sattsam für Dich bürgen.

Montbars.

Ich fühle mich geehrt durch Dein Vertrauen.

Taureau.

Nun Montbars, sollst Du wissen, welchem Bund
Dein ganzes Leben jetzo wird verpfändet.
Du kommst aus Frankreich, Deinem Vaterlande.
Zwei Tage sind's, seit ich zum erstenmal
Den Sohn erblickte des verstorb'nen Montbars.
Er war mein bester Freund in diesen Wäldern,
Von gleichem Haß wie ich hierhergetrieben!
Doch mehr noch von dem hochbegeisterten
Gefühl der Freiheit, und des Menschenrechtes.
Ein früher Tod nahm ihm sein treues Weib
In ihres Lebens schönster Blüthe hin.
In ihr bewein' ich eine gute Schwester,
Du Montbars bist das einz'ge Unterpfand,
Das mich noch an mein ödes Leben fesselt.
Ich will Dein zweiter Vater seyn.
(Umarmt ihn.)

Montbars.

Du bist es.

Taureau.

Gleich — nach dem Tode seines Weibes, zog
Montbars hierher nach Süd-Amerika!
Er focht die großen Freiheits-Kämpfe mit,
Und war als Sieger rühmlich stets bekannt.
Oft hat er mir erzählt — wie ihm ein Sohn
Im weitentfernten Vaterland noch lebe.
Er ließ Dich auferziehen, unbekannt
Mit allen Freuden der Natur — allein
Dem Haß g'en Spanien widmet er Dein Leben.
Den Männern, die Dich auferzogen, war
Sein Wille eingeschärft — sie sandten Dich
Hierher, des Vaters Greueltod zu rächen.
Die Inquisition nahm ihn gefangen
Bei einem Streifzug an der Span'schen Küste,
Sie warf ihn in das unerforschte Grab.
Man nannte ihn den Würger, und Madrid
Mag zittern noch bei seiner blut'gen Leiche,
Den Körper haben sie vertilgt — der Geist
Er lebet fort in seinem tapfern Sohne.

Montbars.

Erfüllen werd' ich Deine große Hoffnung!
Wir sind verwandt, Du bist mein Ohm Taureau,
Im Namen Frankreichs stehest Du vor mir,
Im Namen meines Vaters: enger kann
Uns keine Macht der Erde mehr verbinden.

Taureau.

Dein Vater war französischer Flibustier
In Süd-Amerika — der ersten einer,
Die zu dem fernsten Rachebund geschworen.
Flibustier waren damals bloße Horden,
Die regellos, aus England und aus Frankreich
Zu dem Paniere der Corsaren strömten,
Die gleicher Haß g'en Spanien verband,
Die alle fochten für ein gleiches Recht.
Denn — rede selbst — wie konnt' es Spanien wagen,
Der neuentdeckten Welt das Blutgesetz
Des Fanatismus aufzudringen? wo
Spricht wohl ein Recht für solche Greuelthaten?
Wie kann ein Volk die Lehre unsers Gottes
Mit Feu'r und Schwert, mit Raub und Mord befest'gen?
Wie können Priester die Altäre bau'n
Auf Trümmern halbvertilgter Nationen?
Zur Geißel ist die Religion geworden.
Hier Montbars handelt sich's, das ew'ge Recht
Der Menschheit nun gewaltsam zu behaupten:
Hier Montbars gilt es Gottes Ehre, der
Für uns am blut'gen Kreuzesstamm' verschied,
Der dieser Erde Sündenlast vertilgte,
Und Friedens-Worte sprach zu allen Völkern.
Er wendet ab das Aug' von solchen Greueln,
Denn nicht im Blute wird sein Name groß!
Westindiens Klage schreyt zum Himmel auf,
Der Völkerjammer dringt zu Gottes Ohr:
Die Donner des Gerichtes hallen wieder,
Aus Blutesströmen steh'n die Rächer auf:
Zum großen Bunde haben sie geschworen,
Amerika aus seinem Schlaf erweckt!
Die neue Welt zersprenget ihre Ketten,
Ergreift das Schwert der finsteren Vergeltung:
Sie schleudert aus dem blutgedüngten Schooße
Den alten Erbfeind in das Meer zurück.
Die Stürme toben, Wellen brausen auf:
Der Sieges-Donner des Geschützes hallt,
Der Himmel blitzt darein mit seinen Wettern,
Und gierig schlingt das tiefe Wellengrab
Die Würger von Amerika hinab!

Montbars.

Allmächtig fühl' ich mich begeistert. Ja
Du bist der Mann, der meine Hoffnung krönt,
Was auch der Haß g'en Spanien kann vollenden,
Noch mehr vermag das herrliche Bewußtseyn
Zu fechten für das Wohl der Menschheit! Hier,
Ich fühl' es, ist mein Lebens-Ziel gefunden,
Nichts größ'res reicht mir diese Erde mehr.

Taureau.

Nun endlich haben die Flibustier sich
Gesammelt unter regelmäß'ge Fahnen.
Zwar sind's Freibeuter nur, doch lebt ein Geist
In dieser sieggewohnten Heldenschaar.
Die Freiheit ist ein felsenfester Grund,
Auf dem sich jedes große Werk erhält.
Auf solchen Grund baut nur ein kühner Meister,
Doch was er baut, hebt sich zum Ew'gen auf,
Es trotzt der neid'schen Zeit und ihren Stürmen.

Montbars.

Ja! diesen Glauben will ich mir bewahren!

Taureau.

Der große Morgan — brittischer Seeräuber
Und Krone der Flibustier eilet her,
Mit uns gemeine Sache zu beginnen.
Auch die Bukanier sind des Kampfes werth
Für Süd-Amerika's Befreiung,
Heut ist der Bundestag der beiden Mächte
Und nächstens, wenn es Gott will, gehen wir
Im wilden Sturme auf Panama los.
Nun Freund — entdecke mir das innerste
Geheimniß Deines Herzens! rede frei;
(Blickt ihn scharf an.)
Wirst Du aus eigner Wahl Flibustier seyn?

Montbars.

Wozu die Frage?

Taureau.

Düstre Schwermuth weilt
Sehr oft auf Deinem Antlitz, dennoch bricht
Siegreich der jugendliche Geist hervor.
Du willst den Kummer überwinden, Freund ...
Vertraue mir Dein ganzes Herz — vielleicht
Zieht es Dich heimwärts in das Vaterland —
Vielleicht — o laß mich dieses nicht befürchten ...

Montbars.

Was fürchtest Du?

Taureau.

Der Gram in Deinem Auge
Kann einem Weibe gelten, dann hinweg
Von mir! dann wär' es besser, wenn die Wellen
Im Sturme Dich verschlungen hätten.

Montbars.

Ha!
Was glaubst Du von dem Sohne Deines Freundes?
Ein Weib? Zum Lachen zwingt mich diese Furcht.
Was kann ein Weib dem Sohne Montbars gelten?

Tief unter meinem Ziele steht die Liebe,
Und niemals hab' ich ihr die Brust eröffnet.
Ein Weib? was könnte ich dem Weibe seyn?
Sieh mich nur an, Herr Ohm, und lache derb!
Wild ist mein ganzes Wesen, roh bin ich,
Und unbeugsam, von Dir allein zu lenken.
Wer seine volle Kraft im Busen fühlt,
Dem wird es schwer, den Herren zu erkennen:
Und ich, glaubst Du — sollt' an ein Weib mich binden?

Taureau.

Erkläre mir nur Deine Schwermuth . . .

Montbars.

Du
Magst es so nennen, was mein Auge trübt,
Mir bleibt für dieses Fühlen noch kein Wort . . .
Dem Geiste ist die Sprache viel zu arm.

Taureau (für sich).

Welch sonderbares Räthsel . . . !

Montbars.

Ja — ich will
Selbst das Geheimste Dir entdecken, Du
Allein kannst treu, und väterlich mir rathen.
Vielleicht gelingt Dir's, diesen Sturm zu enden,
Der unaufhaltsam meine Brust durchwühlt.
Seit ich zum erstenmal die Welt betrat,
Ist meines Herzens inn'rer Friede hin.
Oft mit des Abends letztem Strahle war
Mein brennend Auge himmelwärts gerichtet:
Erweitert fühlte ich die bange Brust,
Und an den Sternen hingen meine Blicke.
Mir war's so heimisch dort in jenen Höhen:
Ach! die Natur schien mir so mütterlich,
Leis athmend, um das Kind an ihrer Brust
In seinem süßen Traume nicht zu stören!
Dann glaubt ich wieder auf den ferner'n Wellen
Ein nie betret'nes sel'ges Land zu schauen,
Am blüthenvollen Ufer stand ein Bild
Mit lichtumfloss'nem, wallendem Gewande,
Es winkte mir mit heimathlichem Gruße,
Und hob die weiße Friedensfahne auf.
Umwunden von des Meeres Silberarmen
Sank mit der Sonne auch mein Bild dahin:
Mir schien, ich müßte ein verlornes Glück
Bei ihrem nächsten Auferstehen finden.
Die Sonne kam, sie grüßte mich von oben,
Doch nimmer hab' ich noch dieß Glück gefunden,
Und wiederkehret in die starre Brust
Die Wildheit meiner rohen Jugend-Kraft.

Taureau.

Sprich — welches Glück hoff'st Du zu finden?

Montbars.

Weiß ich's!
Wenn mich die Freuden der Natur begrüßen,
Dann fühl' ich erst des Herzens öde Leere,
Wohin ich sehe — ist mein Daseyn fremd,
Nicht heimisch bin ich auf der schönen Erde.
Wenn meine Träume schwinden, könnt' ich weinen,
Dem Kinde gleich um das zerbroch'ne Spielwerk:
Mir selbst ein Räthsel — selbst mein größter Feind,
So scheuche ich das Glück von meiner Seite.

Taureau.

Wie sonderbar! — dem schwärmerischen Jüngling
Reicht die Natur der Freuden herrlichste,
Was andere beglückt — ist Dir verhaßt.

Montbars.

Aus einer Quelle strömt das Gute nicht.
Die Sonne, die am Himmel friedlich leuchtet,
Wie der Komet, der durch die Schöpfung strahlet,
Aus einem Lichte wurden sie erschaffen,
Und dennoch zieht die milde Sonnenwärme
Mit ihrem Strahl der Erde Segen auf:
Indeß der feindlich wandelbare Stern
Des Himmels hohen Göttersitz erschüttert,
Und nach sich zieht die Furchen der Zerstörung.
So wird in mir, was andere beglückt,
Zur ersten Quelle meines Elends; — oft
Möcht' ich in meiner angebornen Wildheit
Die dumpfen Wehmuthsschmerzen übertäuben!
Vergebens! wenn der Abend niederthaut,
Die rollenden Gestirne mir erscheinen,
Die Sonne ihren letzten Flammen-Kuß
Auf dieser Meere weite Flächen brennt,
Dann fühl' ich, wie mein Auge sich befeuchtet,
Die Wehmuth schmilzt in sanfte Thränen hin,
Der freie Geist blickt durch den Schleier auf:
Das Himmels-Ideal der reinen Brust
Möcht' er in jenen ew'gen Räumen finden,
Doch immer unbefriedigt kehrt er wieder!
Verschwunden ist ich fühl's, mein Lebens-Stern —
Und ach! das Auge hat ihn nie erblickt!!

(Es fallen in der Entfernung einige Kanonenschüsse. Die Bukanier springen auf. Man hört von weitem eine wilde kriegerische Musik.)

Taureau.

Auf! Auf! Bukanier! der große Morgan,
Der brittische Seeräuber-König kommt.

(Die Bukanier stellen sich im Hintergrunde in Ordnung. Montbars gesellt sich zu ihnen.)

Taureau (freudig gen Himmel blickend).

Ich grüße dich, du Sonne dieses Tages,
Jahrtausende bescheint dein Flammenbild
Die Riesenberge von Amerika!
Doch — heute strahlen sie im schönern Glanze
Des Vaterlandes nahe Freiheit ahnend!
Sey mir gegrüßt — du Wiege meiner Thaten
Bayaha! felsumthürmtes Eyland! du
Hebst aus Westindiens Meeren dich empor,
Ein Bild der Stärke und der Ewigkeit.
Ja — wie die Welle brauşt zu deinen Füßen,
So thürmen sich die Wogen des Geschickes
Am Freiheits-Thron der großen Völker auf:
Er aber leuchtet fort im eig'nen Glanze —
Ein zweiter Pharos durch die Wetternacht!
O höre mich mein Gott — in dieser Stunde,
Und laß mich fechten für Dein ewig Wort!
Für's Völkerwohl laß mich das Schwert erheben,
Dein heil'ger Glaube stärke mein Bestreben!

(Es fallen wieder einige Schüsse. Die Musik kommt näher.)

Taureau (begeistert).

Wie dieses meerumschäumte Eyland hier —
So laß mich stehn im herben Todes-Kampfe!
Des Waldes Ungeheu'r hab' ich vertilgt,
Zur bessern Jagd ruft mich Dein ew'ger Name —
Zum schönern Kampfe winkt mir Dein Gebot!
Laß mich den Bau der Tyrannei erschüttern,
Die eigne Rache stillt mir diese That:
Ich seh' im Geist Panama's Thürme zittern,
Ein Tag der schrecklichen Vergeltung naht.
Bald wird die ernste Zukunft sich enthüllen,
Und was ich hoffe, wird mein Gott erfüllen!!!

Dritte Scene.

(Mehrere Schiffe nähern sich dem Ufer. Morgan's Corsaren und Flibustier steigen aus, und gehen singend vor.)

Lied der Flibustier.

Chor.

Wir Flibustier sind die Herren der Erde,
Wir kämpfen um Freiheit, wir kämpfen um Ruhm.
Wir dringen mit unserm hellflammenden Schwerte
Hinein in Victoria's Heiligthum!
Wir schreiten auf unserer blutigen Bahn
Allmächtig dem trägen Jahrhundert voran.
Wir schreiten ꝛc. ꝛc.

Eine Stimme.

Es mag sich die Welt in den Friedens-Schlaf wiegen,
Wir donnern mit ehrner Stimme sie wach.
Hispania zittert vor unseren Siegen:
Amerika jauchzet den Siegenden nach!
Und fern über'm Meere im heimischen Land
Sind unsere Namen mit Staunen genannt!

Chor.

Und fern über'm Meere ꝛc. ꝛc.

Eine Stimme.

Im Sonnenschein — stolz auf den felsigen Höhen —
Da sind unsre Tempel der Freiheit erbaut,
Da sieht man die Fahne Victoria's wehen,
Die heilige Göttin verkündet es laut:
„Hier oben, wo heller das Sonnenlicht scheint,
Ist mit Victoria die Freiheit vereint!"

Chor.

Hier oben, wo heller ꝛc. ꝛc.

(Der ganze Chor repetirt die erste Strophe — „wir Flibustier"; unterdessen sieht man das Admiralschiff landen. Morgan steigt unter dem Donner der Kanonen aus, er geht vor, begleitet von Van-Horn, vielen See-Offizieren, englischen und französischen Flibustiern, Matrosen ꝛc. Der Gesang hört auf.)

Die Bukanier (rufen).

Es lebe Morgan, der Corsaren-Fürst!!

(Morgan tritt rasch vor, und sieht sich im Kreise um.)

Morgan.

Willkommen ihr Bukanier auf Bayaha —
Nehmt Morgan's Gruß mit treuem Sinne an.
Taureau! ich grüße Dich und Deine Helden —
Es ist schon lange, seit wir uns gesehen.
So viel noch weiß ich: den Kanonen-Donner
Hat mir Dein wilder Name zugeschallt.

Taureau.

Mein Name ist von meiner Jagd geborgt:
Nur einmal macht' ich einen kleinen Streifzug
Um meine Leute auf der See zu üben:
Mit dreizehn Barken ist es mir gelungen,
Hispanien eine Silbergallione
Im wilden Kampfe schnell hinwegzukapern:
Auch Deine Schiffe halfen treulich mit.

Morgan.

Ganz recht — Du führest einen guten Hieb;
Ich kenne Dich.

Taureau.

Von dieser Zeit an war
Mein Treiben auf die Stierjagd nur beschränkt.
Zur bessern Jagd, hoff' ich, wirst Du uns führen.
Doch wisse erst warum, und wie ich kämpfe —
Mich freut es nicht, die Schiffe wegzukapern,
Die Mexico und Peru ausgeraubt.
Ich dürste nicht nach Spaniens Gold — sein Blut —
Sein Herzblut möcht' ich fließen sehen.

Morgan.

Ja —
Morgan wird Deine Hoffnung schnell erfüllen.
Vor seinem Namen zittert jetzt die Welt,
Von Pol zu Pol verkündet Fama's Ruf
Des Siegers neuerschaffene Gesetze!
Morgan, der König in dem Räuberstaat
Kann jeder Macht der schlaffen Erde trotzen;
Denn unerschütterlich steht seine Größe,
Und tief im Staube blickt die scheue Welt
Am Riesenbilde des Jahrhunderts auf.
Das Chaos hab' ich unter mir gesammelt,
Und eine neue Schöpfung tritt hervor:
Sie wird von mir im Gleichgewicht erhalten,
Sie wird von meinem Lichte überstrahlt.
Es ist der große Augenblick gekommen,
Der meine jahrelange Hoffnung krönt!
Dem höchsten Ziele, das ein Mensch erreicht,
Geh' ich auf freier Laufbahn stolz entgegen!
Was mir die Zukunft Herrliches verschließt,
Es muß sich bald allmächtig offenbaren:
Und einzeln, Stern für Stern, gehn meine Thaten
Aus des Geschickes tiefer Nacht hervor,
Um an dem Horizont der Ewigkeit zu leuchten.
Fortuna seufzet unter meinem Drucke,
Denn seht, ich theile gleiche Ehre mit
Des Schicksals Bändigern der grauen Vorwelt!

Taureau.

Auf Deine Größe — baut sich unsre Hoffnung!

Morgan.

Wohlan — so schreiten wir zum großen Werke!
Gewaltsam muß ich von der kargen Zeit
Die kleine Gunst des Augenblicks erpressen.
Denn wer sein eignes Glück im Busen trägt,
Hat ewig mit der fremden Macht zu kämpfen,
Die seiner Thaten Riesenschritte hemmt.
Die Zeit blickt neidisch auf den Heldenruhm,
Weil sie mit ihm die Ewigkeit muß theilen.

Taureau.

Ein Wort noch Herr — vergönne mir. Hier steht
Montbars, der Sohn des Würgers.

(Zeigt auf Montbars.)

Morgan (betrachtet ihn).

Dieser ist's?
Bei Gott! ein tücht'ger Ast vom starken Stamme!

Taureau.

Er kommt aus Frankreich, seinem Vaterlande,
Will hier mit den Flibustiern sich vereinen:
Und will der Rächer seines Vaters seyn!

Morgan.

Dir giebt's ein schwer Stück Arbeit — junger Mann.
Im Schlachtenfeu'r muß jetzt der Bart Dir wachsen,
Sonst wirst Du nie des großen Vaters werth!

Montbars (kalt).

Gieb mir Gelegenheit . . .

Morgan.

Die soll Dir werden.

(Zurückrufend.)

Der erste Spanier, der vorüber kreuzt,
Muß eilends mir gemeldet werden.

(Zu Montbars.)

Du
Magst ihn bestürmen, und für Dich behalten,
Dem Sohn des Würgers ziemt ein eignes Schiff,
Ich will dann sehen, wie er es behauptet.
Ein Blick von mir, und schnell kann ich entscheiden,
Von welchem Geist ein Schiff beherrschet wird.
Es ist ein kleiner Staat, in dem die Kraft
Auf engem Raume sich erhalten muß;
Ein blinder, eiserner Gehorsam treibt
Den Doppelsinn aus jedem Herrscherworte.
Still wirkt des Führers vielgewalt'ger Sinn,
Kalt in Gefahren, ungebeugt im Sturme
Giebt er die Zeichen seiner Herrscherkraft.
Es schlägt ein Königsherz in seiner Brust,
Der Thron, auf welchen ihn das Schicksal setzte,
Muß kämpfen mit dem Schrecken der Natur:
Wer ihn behauptet, ist des Thrones werth.

Montbars.

So Morgan — wünsch' ich einst vor Dir zu stehen.
Die Rache trieb mich aus dem heim'schen Lande.
Um meines Vaters Schatten zu versöhnen,
Muß ich so leben, wie er hat gelebt.
Ein Schrecken Spaniens und seiner Schaaren:
Dieß schwur ich auf mein blankes, treues Schwert,
Auf's Bild des Vaters in dem heim'schen Hause,
Und auf das Crucifix des Heilands.

Morgan.

Nun,
Die Zeit der Thaten wird Dir bald erscheinen.

(Er wendet sich an die Bukanier.)

Bukanier! ihr seyd werth mit mir zu fechten,
Auf euern Stirnen thront die Heldenkraft,
In euern Adern glüht der Rache Feuer.
D'rum höret mich! vergeßt die Stunde nie!

(Tritt in ihre Mitte.)

Ich Morgan — brittischer Seeräuber-König,
Und Admiral der großen Kaperflotte,
Freund und Beschützer der Flibustier,
Die in ganz Süd-Amerika nun fechten,
Ich reiche hier dem Hauptmann der Bukanier —
Dem vielgewalt'gen Taureau meine Hand,
Ich fordr' ihn auf zum großen Rachebund,
Er sey nun eng vereint mit den Flibustiern,
Er streite für das allgemeine Recht.

Taureau (giebt ihm die Hand).

Wir fühlen uns geehrt durch Dein Vertrauen.
Wir schwören Dir den Eid der ew'gen Treue,
Und fechten an der Seite der Flibustier.

Alle Bukanier.

Wir fechten an der Seite der Flibustier!!

Morgan.

Vor euch entblöße ich mein altes Schwert,
Und sende zu dem Himmel meinen Schwur!

(Er zieht den Säbel, und mit ihm alle Anwesenden.)

Hier auf Bayahas ödem Felsenufer
Steh'n wir, die Rächer von Amerika,
Wir Spaniens mächt'ge und gerechte Feinde!
So soll in diesem Augenblick das Meer
Die Morgans-Flotte in den Abgrund schlingen,
Ein heulender Orkan erhebe sich,

Und reiße aus dem Mittelpunkt der Erde
Bayaha's tausendjähr'gen Felsenthron,
Wenn jetzt nicht Wahrheit spricht aus meinem Munde!
Eröffne dich, o Himmel! diesem Schwur,
Und schrieb ihn an das hohe Firmament,
Damit er flamme unter den Gestirnen,
Und sichtbar sey den Völkern dieser Welt!!
Ich schwöre, alle Spanier zu vertreiben
Aus Süd-Amerika; noch eh' die Zeit
Den vierten Theil des Jahres hat durchwandelt,
Soll mir als Rachefeu'r Panama leuchten!
Dort sey des Werkes erste That vollbracht.
In jener Stadt vereinen sich die Ströme,
Die aus den Goldgebürgen Peru's fließen,
Und aus den Silberminen Mexico's!
Erfechten wollen wir's, und Eigenthum
Sey uns die Krone dieser neuen Welt.
Kein Säugling wird verschont am Mutterbusen,
Wenn span'sches Blut in seinen Adern fließt!
Ein Schlag muß alle Feinde niederschmettern,
Den Weg uns bahnend zur Unsterblichkeit.
Von Englands König bin ich anerkannt
Als Herr der mächtigen Corsaren-Flotte!
Behaupten will ich dieß gewalt'ge Recht!
Es sollen meine Sieges-Fahnen wehen
Auf Spaniens zertretenen Trophäen;
Das stolze Volk wird seinen Frevel büßen,
Als Retter uns Amerika begrüßen!
Die neue Welt hat diesen Schwur gehört,
Ich leg' ihn nieder auf mein siegreich' Schwert,
Der Rache ernster Todesruf erschalle:
Zu Gott schwör' ich es auf: Panama falle!!!

Alle Anwesenden.

Panama falle!

(Sie stecken die Säbel ein.)

(Van-Horn geht in den Hintergrund.)

Morgan (zu Montbars).

Montbars! Sohn des Würgers,
Dich weihen wir nun zum Flibustier ein,
Ein blutig Feld hast Du betreten, doch
Auf diesem Felde keimen Deine Lorbeern.
Jedwedem Fühlen sey Dein Herz verschlossen,
Denn nur der Rache bist Du hochverpfändet:
An Sie weist Dich Dein großes Schicksal an,
Auf Sie beschränke Deiner Jugend Hoffnung,
Zum ersten, und zum letzten ward sie Dir.
Die Pole Deines Lebens sind umschlungen
Von ihres Armes richtender Gewalt,
Mit dieser Freundin darf der Mensch nicht scherzen,
Aus ihren Banden windet er sich nie.
Nun schwöre, Deines Vaters Tod zu rächen,
Und treu zu bleiben den Flibustiern!

Montbars.

Ich schwör' es Dir beim Geiste meines Vaters.

(Van-Horn kommt eiligst vor.)

Van-Horn.

Ein Spanier kreuzt im Meere, Admiral!
Verschlagen durch die Stürme dieser Nacht
Betrachtet er die unfruchtbare Küste.

Morgan.

Frisch auf, Montbars! hol' uns den Spanier — sieh,
Ich schenk' ihn Dir mit allem, was er trägt!

Montbars.

Gelobt sey Gott! mein Tagwerk hat begonnen!

Morgan.

Van-Horn! laß schnell die alte Barke lichten,
Sie ist schon halb baufällig — Montbars soll
Sie mit dem schönen Spanier uns vertauschen.
Wie viel, glaubst Du, hat er an Bord?

Van-Horn.

Die Größe
Des Schiffs läßt an zweihundert Mann mich rechnen.

Morgan (zu Montbars).

So nimm Dir fünfzig tapfere Flibustier:
Du seyst ihr Chef — Van-Horn wird mit Dir ziehn,
Und Rath ertheilen in dem herben Kampfe.
Van-Horn! Laß ihm das völlige Commando,
Ich will erblicken, ob der junge Löwe
Des Vaters Blut in seinen Adern fühlt.
Du wirst mir dann genau Rapport erstatten,
Ob Montbars Sohn der Ehre würdig ist,
Die ihm der Britte Morgan zugedacht.

Montbars (den Taureau umarmend).

Leb' wohl, Herr Ohm! ich will den Spanier bringen,
Und laß ihn ankern in dem Höllenschlund —
Mein wird er bei dem Geist des Vaters!

Taureau.

Ha!
solchen Sohn wär' wohl ein Halbgott stolz!

Morgan.

Nun — geh Montbars — es ist dein Probestück!

Montbars (den Säbel ziehend).

Auf! Auf! zu Schiffe, tapfere Flibustier!
Mit meiner Rache und mit Gottes Segen
Geh' ich der ersten Heldenthat entgegen!!

Brunwart von Augheim S. Minnesänger.

Emil Leopold August,

Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg,

ein durch seinen Geist und seine witzigen, aber mitunter höchst wunderlichen Einfälle berühmter Fürst, ward am 23. November 1772 zu Gotha geboren, studirte in den Jahren 1788—1791 zu Genf, folgte seinem Vater 1804 in der Regirung und starb am 17. Mai 1822.

Gedruckt wurden von seinen Schriften:

Kyllenion oder Auch ich war in Arkadien. Gotha, 1805.

Er nahm ferner Theil an der Uebersetzung der „vierzehn Briefe eines Karthäusers. Aus dem Französischen. Paris, 1820." Handschriftlich existirt noch Vieles von ihm. —

Tiefes Gefühl, lebhafte Phantasie und eine reiche, feine geistige Bildung offenbaren sich in Allem, was er schrieb, doch läßt sich kein entschiedenes Urtheil fällen, da man es dahingestellt lassen muß, wie viel der geistreiche und gelehrte Jacobs zur Veredlung und Correctheit der fürstlichen Leistungen beitrug.

Vgl. Jacobs: vermischte Schriften. Th. I.
Eichstaedt: Memoria Augusti etc. Ienae, 1822. Fol.

Thargelion.*) **)

Das Spiel.

Die Sonne überdeckte mit ihrem Abendgolde die Cedernhayne des Kyllenos und seine Pinien, die immer grünen Eichen der Felsen, die Kapern- und blühenden Kassisbüsche der Steinklüfte, den Schaum der Wasserfälle, die Ziziphen der Abhänge, die Ulmen und die Riesenbuchen der Stromufer, die Pappeln der Bäche, die Hängebirken und Wasserlinden der Seen, die Wachholderbüsche und die Farrenkräuter der magerern Triften, die Myrthen und Lorbeerbäume der Hayne, die Rosen und das Geisblatt der Lauben, den Jasmin und das Lycion, die Feigenbäume und den Oleander der Gärten, die bleichen Binsen der Dächer und die höchsten Friesen der Tempel; alles schillerte Gold und Grün auf der Erde, und Azur und Gold in dem Himmel; und alles, was in Arkadien lebte, schwamm in Wohlgerüchen und Lust, und sehnte sich nach des lauen Abends

*) Der zweite Frühlingsmonat.

**) Aus: Kyllenion oder Auch ich war in Arkadien. Gotha, 1805.

Stille. Die Vögel zwitscherten heißer und buhlend; die Bienen summeten, Ambra und Gewürze aus den Frühlingsblüthen sammelnd. Alle Herzen waren satt, oder genießend, oder begehrend, und Liebe und Freundschaft verschmolzen sich in der allgegenwärtigen und allmächtigen Gluth, wie Erde und Himmel. Die wollearmen Heerden lagen nach dem Bade in gedrängten Haufen am Abhange des Gebirges. Die Schäfer vertauschten um Wein und Oel die zarte reinliche Wolle an die reichen Städter, und die leicht gekleideten Hirtinnen spielten lachend und schäckernd, neckend und küssend im Kühlen der Lauben das Spiel der Diota *). Nur die spröde Onikleia saß einsam am Rande des plätschernden Borns, ihrer jüngern Schwester Molissa einen spitzigen Kalathiskos flechtend, das mit Zittergras nymphenhaft gekränzte Haupt gleichgültig schüttelnd, daß die breiten doppelt eingeschlagenen Schilfblätter zu dem Rauschen der Quelle rasselten; neben ihr lag ihre Chelys. Aber keine Lippe trennte die ihrige, kein Busen klopfte an dem ihrigen, und kein vertrauter Finger zog ihr das kleine Ohr. Onikleia war immer spröde; aber zu der gewohnten Sprödigkeit kam heute noch eine ungewöhnliche Zerstreuung. Der wunderschöne Städter, der alle Jahre an diesem Tage gekommen war, mit ihren Brüdern zu handeln, war immer noch unsichtbar. Ueber ihre geheimsten Gedanken erröthend, und mit sich selbst und dem goldlockichten, zögernden Mantinäer gleich unzufrieden, wollte sie eben aufstehen und von neuem mit ihrer kalten Sprödigkeit prahlen, als ihre Schwester Molissa, und Alsophila, Chloe und Leukopis, die muntern Gespielinnen, zu ihr mit einem bettelnden — bitte, bitte! hüpfend kamen. Molissa nahm das Wort und bat auch nicht lange, denn Onikleia sang, nach kurzem Weigern, das Lied der Bienen, wobey sie das Summen der Flügel mit den Saiten ihrer Chelys geschickt nachzuahmen wußte. Hier das Lied, das sie sang:

Es bannet uns die Liebe
Zur Strafe kecker Thaten,
Weil Nektar wir naschend geraubet,
Die Pfeile ihr listig entwendet;
Drum hat uns gebannet die Liebe.
Ach! Nektar umsonst wir nun suchen
In Rosen und Veilchen, auf Linden,
Daß niemals die Heimath wir finden.

Schlau strafte uns die Liebe:
Sie ließ uns ihre Waffen,
Daß man uns wie Feinde verfolge,
Und letzend wir waffenlos sterben.
Arg hat uns bestrafet die Liebe;
Gefesselt an weibliche Launen,
Daß traurig die Tage verschwinden,
Daß niemals die Heimath wir finden.

So sang sie, und die Euphonie ihrer Stimme tönte in den wiedergebenden Seufzern des Echo, und es rauschte durch die Aeste der wilden blühenden Sträuche, und Onikleia unterbrach durch ein schlecht unterdrücktes Ach! der freudigsten Ahndung den Lydischen Modus, den sie eben zu ergreifen begann. — Molissa gab ihr einen leichten Schlag, neckend ihr den Namen einer wohlbekannten Stadt ins Ohr raunend. Verwirrt wandte sich die schöne Chelysspielerinn um, und — erblickte den lang Ersehnten. Unwillkührlich öffnete sie den kleinen Mund zum Gruß, als der apollinische Jüngling die mit dem Korymbos **) geschmückte Stirne grüßend zu ihr neigte: „Verzeihe dem neugierigen Horcher, verzeihe es, schönste der Jungfrauen aus Arkadien, daß ich dein liebliches Saitenspiel und den herrlichen Euphon deiner Stimme eher genoß, als das Glück deines Anblicks. Doch du schweigst und zürnst, theure Onikleia; noch nie empfingst du mich wie heute; doch zu klagen habe ich kein Recht. Ich gehe mit dem unvergeßlichen Ausdruck deiner himmlischen Stimme im Herzen. Ich hörte Sappho in Mitylene und Korinna zu Thebe. Beide würden verstummen, hörten sie dich, holde Reizende; und Pindaros, der unbestechlichste der Richter und nicht mehr Nebenbuhler, würde dir seinen Epheukranz überlassen haben." Verschämt und beschämt wußte Onikleia nicht, was sie sagen sollte; sie griff unsichere Töne in die Saiten der Chelys, die sie in ihrer Verlegenheit hin und her schwenkte. Molissa nahm das kühne Wort der Munterkeit: „Siehe, wohlredender Mantinäer, die Schwester ist gut, aber sie ist auch nicht minder spröde; da macht sie es wie die Kastalinischen Jungfrauen, sie singt oder schweigt, wenn sie reden sollte. Bitte sie um ein Lied; die zierliche Leyer hängt dann nicht mehr so unthätig zur Erde." Ich bin nicht spröde, fiel stammelnd Onikleia der voreiligen Schwester in die Rede; aber ihr wißt selbst, schmeichelnder Mann, daß es dem Manne der Fremde nicht ziemt, sich in die Spiele der Jungfrauen zu mischen, und dabey warf sie einen zürnenden Blick ihrer Schwester zu. — Ach! das wüßte ich nicht, antwortete Molissa mit verdoppeltem Muthwillen: der Mantinäer hier ist kein Mann der Fremde, er ist der Freund unserer Brüder; wir sehen ihn nicht zum erstenmal. Hat er mir nicht dieses Halsband von Silber und Korallen geschenkt? Und ist es meine Schuld, daß du dazumal nichts von ihm annehmen wolltest? Komm, lang ersehnter Freund, komm mit uns, wenn meine Schwester und ihre Chelys verstimmt sind; du wirst gewiß mit uns das Spiel der Diota spielen; oder ist man auch so spröde in der Stadt? Ich kenne nicht dein Spiel, reizende Plagerinn; aber wenn die vielgeliebte Schwester mit mir schmollt, so bin ich nicht geneigt zu lachen. Sie bestimme, ob ich zum erstenmale in Arkadiens Haynen den Mismuth kennen, ob ich bereuen soll, den Gesang der schönsten der Nymphen erspähet zu haben, und er berührte flehend und verführerisch lächelnd den Saum von Onikleiens Gewand. — Sie wußte nicht, ob sie ihn nicht gar um Verzeihung bitten müßte; doch sie sammelte sich und reichte von weitem dem Städter die Hand. Daß ich nicht so spröde bin, wie es meine Schwester sagt, will ich dir zeigen. Der schöne Mantinäer drückte die zarten Spitzen ihrer Finger dankbar an seine Augen, einmal rechts und dann links. — Ihr wollt also auch, ihr Gespielinnen, daß ich das Lied wiederhole? Und alle sagten bittend, ja; und der verliebte Städter warf sich mit zierlichem Anstand und freudig entzückt der erweichten Spröden zu Füßen, und Molissa umarmte schmeichelnd die leicht versöhnte Schwester. Onikleia begann nun von neuem den lieblichen Gang der Töne, und sang doppelt entzückt das Lied, das wir schon einmal bewundert, und es entglühte doppelt das Herz des Mantinäischen Jünglings. Als sie geendet, fiel ihr siegender Blick auf den Minneberauschten, und mit einem namenlosen Ach! verbarg sie das Plektrum *) in den hochpochenden Busen. Nun unterbrach schäckernd Molissa das beredte Schweigen der Leidenschaft. Billig ist's, edler Gastfreund unserer Brüder, daß du die Gefälligkeit meiner Schwester nachahmest. Komm und spiele mit uns das Spiel der Diota. Er ließ sich nicht zweymal bitten, und gab willig Lippen und Ohren den schönsten Hirtinnen Preis. Zum erstenmal spielte es die spröde Onikleia; aber ehe die Sonne ihre jährliche Laufbahn vollendete, eh' sich die Erde von neuem mit dem jungen Grüne des Lenzes schmückte, sollte ihr der goldlockige Städter ein noch viel schöneres Spiel lehren, das sie, aller Mühe ungeachtet, weder ihrer Schwester noch ihren Gespielinnen lehren konnte.

*) Eigentlich ein Gefäß mit zwei Handhaben. Bei dem hier bezeichneten Spiele faßte man die Ohren derer, die man küßte.

**) Die Haarlocke an der Stirne, oder auf dem Scheitel.

Skirophorion.**)

Die Zusammenkunft.

Der blasse Mond schimmerte durch die runden Gipfel der Pinien; die Sterne der Mitternacht durchfunkelten die östlich fliehenden Gewölke; nur die lauen Winde krümmten die lieblich duftenden Myrthen, die graublätterigen Oelbäume und die mächtigen Ulmen, und der schäumende Ikaris stürzte sein hüpfendes Kalt über schwarze Klüfte, durch hohe Farrenbüschel in das stumme Thal tief hinab. Alles schwieg, die Hirten und die Heerden; selbst die wachsamen Hunde, die seufzenden Turteltauben, die Bienen in den Felsen und die geschlossenen Blumen; nur die zagende Liebe und die schwelgende Liebe wachten und glühten. —

Ja, ich muß ihn sehen! Dein Haß, o Mutter, wird uns trennen, doch bleib' ich ihm treu, flüsterte weinend Minoe, und drückte einen leisen Kuß auf die verschlossenen Wimpern der Mutter, und eine Thräne der Angst fiel auf die betagte Stirne. Minoe stieg langsam von dem niedern Lager, und hüllte sich in den lohfarbigen Regenschleyer. Noch einmal blieb sie, mit sich selbst kämpfend, vor der rohrgeflochtenen Thüre stehen, und seufzte ganz leise: Ach! Mutter, könnten die Nymphen, die milden Herrscherinnen, dein Herz erweichen! — oder soll nie Alethophonens, der göttlichen Seherinn, bedeutungsvolle Verheißung in Erfüllung gehn? — O gewiß, setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu, — gewiß, sie wird in Erfüllung gehn, — und gestärktern Muthes, mit einem dreisteren Schritte trat sie über die Schwelle und entschlüpfte über die feucht bethaute Wiese durch die schützenden Hecken längs dem Walde. Cynthia lächelte der sich selbst Opfernden von ihrem eburnen Wagen herab; unsichtbar flog der göttliche Knabe vor ihr her mit Rosenlicht und Wohlgerüchen den düstern Thalweg übergießend, und Muth er-

*) Ein Instrument, die Saiten der Laute zu schlagen.

**) Der dritte Frühlingsmonat.

füllte das bange Gemüth der schamhaften Hirtinn, und sie lächelte unschuldig und unwissend hinauf zu den sich ehrerbietig bückenden Lorbeern, und wähnte, es gälte ihr und nicht Eros, dem Allmächtigen. — Götter, was hebt mich, was trägt mich, was scheucht so plötzlich jede Furcht aus meinem Herzen? Und als wenn sie beschwinget wäre, folgte sie wunschschnell dem Lichte, dem Wohlgeruch und dem unwiderstehlichen Götterruf, und sank in den kühlen Schatten der Granatbäume und der Rosenbüsche, die die heilige Quelle der Nymphe umpurperten, athemlos, aber freudigträumend in das weiche Moos und die Nachtviolen; aber der erste Kuß ihres Cyparissos weckte sie schnell aus der kurzen Ohnmacht. Spröde glitt sie aus den Armen des schwarzlockigen Jünglings und verbarg ihr glühendes Gesicht in den Schatten des Heiligthums. Aber wer gab dir das Herz, Holde, Theure, bey schauriger Nachtzeit hierher zu schleichen? Minoe, wer leitete dich durch die leicht täuschenden Irrwege des Waldes? Ach, sprich; bringst du mir vielleicht das letzte schmerzliche Lebewohl? Was schweigst Du, reizendes Mädchen? Rede, wenn Du mich liebst. — Laß mich besinnen; weiß ich doch selbst nicht, welche Wunderfackel mich hieher leitete. Ich wollte weinen, und kann es nicht; ich wollte Abschied nehmen, und kann es nicht; ich wollte dir die Flöte meines Vaters bringen, und habe sie vergessen. — Und ich wollte auch weinen, und kann es auch nicht; ich wollte mein letztes Urtheil hören, und zage nicht mehr; ich wagte, dir meine Leyer aus Chelysschale und das Plektrum zu bringen; aber ich weiß selbst nicht, warum ich sie in der väterlichen Wohnung ließ. Gleich ist unsere Stimmung, gleich unser Vergessen, und gleich unsere Hoffnung. Aber thöricht wär' es, die süße Zeit zu verkosen. — Cypariß sprich nicht so, denn du weißt: heilig sind die Quellen in den Schatten, die uns umgeben, und unbestraft bleiben gewiß nie hier zu gewagte Gespräche. —

Aber Minoe, kein Fuß betritt den friedlichen Ort, niemand wagt sich zu dieser heiligen Quelle; und ungestört —

Cypariß, Cypariß, laß mich nicht bereuen, was ich that; beleidige nicht meine sich selbst vergessende Treue. Sage dir, daß nur ein unbegreifliches Etwas mich bereden konnte, deinem ewigen Bitten und deinen Thränen nachzugeben. Ich entfliehe, wenn deine Heftigkeit mich länger erschreckt. —

O! Minoe, winde dich nicht so ängstlich aus meinen Armen. Ist denn ein Kuß ein so großes Verbrechen? Fühle, wie hastig mein Herz pocht, und schließe dich näher an deinen Freund. —

Ach! bey den mächtigen Nymphen! hörst du nicht das Rauschen in den Aesten? —

Beym Eros! Lieblichste, es ist der kühle Hauch der Mitternacht, der durch die Rosen flüstert und durch das Murmeln des nassen Kalts die Wellen des entfernten Sees kräuselt. Aber fühle; der Gipfelwieger kann doch die Gluth meiner Wangen nicht kühlen. —

Höre; ich bringe dir ein schweres Opfer. Erwacht meine Mutter, und sucht sie mich, und findet sie mich, so bin ich verloren. Ich weiß, daß du mich liebst; ich glaube, daß mein Hierherkommen deine männliche Gluth mit frecher Hoffnung nährt; aber, was giebt dir ein Recht, mich zu verkennen und zu beleidigen? Höre; bewache den Eingang der belaubten Quelle. Ich will zu den heiligen Bildern der Wunderthätigen dringen; ich will den Schauder überwinden. Leer sind meine Hände, aber rein; die Göttinnen werden meine Gebete hören. —

Wohlan denn, einzig Geliebte! erweiche die Beschützerinnen dieser Gründe; dann laß uns fliehen, denn leichter erbittest du den Schutz der Götter, als du den Groll der Aeltern versöhnst. Reiche mir den Kuß, und noch diesen. —

Genug, Unersättlicher! — Und die tugendhafte Hirtinn verschwand in der Tiefe des Heiligthums, welches kein Männerfuß berühren darf. Er segnete sie und seufzte hoffend gen Himmel, und setzte sich singend unter den gewölbten Granatbaum und die schlanken Pappeln des Eingangs:

Furchtbar ist der Nymphen Rache,
Sterbend sank der freche Späher
In die reinen keuschen Wellen;
Und die Wogen tobten lange.

Schnell erfolgt der Nymphen Strafe;
Blutend sank die blasse Hirtinn
Zu dem Fuß der Wunderbilder;
Und die Stürme klagten lange.

Ehrt das Heiligthum der Nymphen,
Und bekränzt das Mahl, den Altar;
Gießet Milch, und färbt die Wogen
Mit dem Purpur zarter Lämmer.

Lieblich ist der Nymphen Lohnen;
Segnend ist ihr mildes Herrschen.
Jungfrau'n, naht der düstern Stelle,
Singt zum Murmeln heil'ge Lieder.

Cypariß sang mit milder, aber nicht zu tiefer Stimme; denn zarte Daunen kräuselten sich noch auf seinen braunen Wangen, und der Wiederklang der nahen Hügel wiederholte dreymal in geschwächter Wiederkehr den hüpfenden Rhythmus des ländlichen Euphons. Da saß er, die Maiaporische *) Gestalt kaum in den kurzen Mantel gehüllt, das kräftige Haupt ungeduldig und verliebt auf die Hand stützend. Plötzlich hörte er nahes Gespräch, und schon wollte er unwillig den frevelhaften Horcher erspähen, als aus der tiefen Nacht ungeschleyert die schönste der Arkadierinnen, die goldgelockte Minoe, sanft lächelnd, aber traurig gefaßt hervortrat. Ehrerbietiger wie vorher blieb der hoffende Schäfer stehen. Die Worte fehlten ihm; und fast nahm er sie selbst für die jüngste der Göttinnen; auch hing über die gescheiteten Stirnwellen ein langblättriger Schilfkranz herab, und in ihren zarten Fingern hielt sie den dunkeln Saum ihres weichanschließenden Gewandes. Schäfer, sprach sie schon aus der Ferne, ich opferte meinen Schleyer den Nymphen, breitete ihn über das Grab der frechen Neugierde, wo itzt von braunem Byssus umflattert, der Mond die Gestalt des frevelnden Wasserschöpfers und die Rosen und die Granaten erleuchtet, die ich zur Sühne ausstreuete. Dann betete ich, denn ich durfte jetzt den wunderthätigen Gebilden nahen. Dreymal beugte ich mich, die Stufen mit schaudernder Stirne berührend, nachdem ich mir mit der Fingerspitze die Haare der Stirn und die Zöpfe des Nackens gelüftet. Himmlische Stimmen tönten zwischen den vier Riesensäulen, die die Felsengrotte schließen und sie zum Tempel wandeln. Es war keine Täuschung. — Einer der Kränze, der über dem Eingange die hohe Friese zierte, und den die Jungfrauen der Weihe daselbst aufgehängt, löste sich von den flatternden Binden und senkte sich, als Zeichen der göttlichen Huld, auf meine tiefgebeugte Stirn. Cypariß, sieh' hier den theuern Lohn; ich schwur, nicht meine Mutter zu lassen; meine Armuth und meinen Jammer stumm zu ertragen; dich ewig treu zu lieben, und mich dann .... Aber Minoe konnte den zu gewagten Eid nicht aussprechen, denn ihre Mutter Oenone, und Cyparissens Vater Nikon, traten Hand in Hand aus dem Schatten der dicht verwachsenen Pappeln. Mit einem ängstlichen Schrey barg die Schäferinn ihr reizendes, blasses Gesicht an dem Busen ihres verlegenen Geliebten. Doch schnell sammelte sie sich, um wieder zu dem Heiligthum ihrer himmlischen Beschützerinnen zu fliehen. — Bleibe, bleibe, liebes Kind; die Fackel, die dich hieher geleitet, hat mich erweckt, rief die Mutter, auch sie hat mich hieher geführt. Die Stimme der nämlichen Macht hat mich hieher gerufen, sprach am Eingange des Heiligthums der fromme Nikon. Die Stimme der Götter hat uns versöhnet. Kommt, Kinder, ihr braucht nicht zu fliehen; kommt, Eros selbst hat euch verbunden. Minoe und Cypariß lobten die Nymphen und dankten aus frohem Herzen Eros und ihren Aeltern; und jetzt brauchen sie nicht mehr ihr nächtliches Lager zu verlassen, um sich zu finden.

Hekatombäon. **)

Die Kräutersammlerinn.

Telebiades, der reichste der Hirten Arkadiens, war gegangen, in des wilden Erymanthos kräuterreichen Thälern zu sehen, ob seine Ziegenhirten ihre Schuldigkeit thäten; und schon fünfmal hatte er vor dem Aufgang der Sonne die stillen Weiden durchwandert, und schon fünfmal die junge Agathyllis Kräuter suchend angetroffen. Jetzt aber stand die Sonne schon hoch über den Glauchydrischen Grotten, und die durstigen Ziegen kletterten längs den hohen Felsen des Sees, und noch immer war die hellgelockte Kräutersammlerinn unsichtbar, und Telebiades harrte noch immer ihres Kommens; denn er wollte die stille Jungfrau endlich fragen: warum sie glaukes Moly und wunderthätigen Diptam und ungewöhnliches Nepenthes und krampfstillendes Phu wähle, und Fenchel und Thymian, und alle die Wohlgerüche der Wildnisse nicht eines Blicks würdige. Mykas, der lieblich Singende, hatte ihm die Schäferinn genannt. Bey seinen Liedern, in seiner Nähe hatte sie ausgeruht. Der Jüngling hatte ihr geholfen, die Pflanzen zu säubern und im kühlen Bache zu waschen. Mykas mußte Agathyllis kennen; er wußte gewiß,

*) Maiaporisch, dem Hermes ähnlich.

**) Der erste Sommermonat.

was sie mit den heilsamen Kräutern beginnen wollte. Zu ihm wollte er gehn und ihn wollte er fragen. Die Wiesen längs des Erymanthos, die Gesträuche, die die Glauchydrischen Grotten beschirmten, hatte er dem singenden Hirten angewiesen, um dort seine Ziegen zu weiden. Dort ging er also hin, gewiß, ihn dort zu finden. Da es schon heiß war, wand er sich durch die engen schattigen Wege des Waldes, die zu den kühlen, tiefen Höhlen führten. Er folgte dem Rauschen des Baches, hörte endlich die weittönende Stimme, und trat unter das stachlichte Lycion, unter welchem nachlässig hingegossen sein munterer Ziegenhirt lag. Ehrerbietig stand der Knabe auf und wedelnd sprang Lykiskas, der treue Vertheidiger der Ziegen, seinem Herrn entgegen. Schmeichelnd das buntgestreifte Thier, begann Telebiades also die freundliche Rede. Ich komme nicht, dich zu stören, nein; reiche mir, Phrygischer Knabe, von der kühlen Milch der eben gemelkten Ziegen. Beliebt es Euch, Gebieter, so trinket in dem kalten Dunkel des Felsen; dort steht in eng geflochtenen Körben der gerinnende Rahm, aus welchem ich Euch die kleinen Käse bereite. Telebiades folgte in die Tiefe hinab dem ladenden Treiber der Ziegen, und lobte ihn wegen des reinlichen Eifers, mit welchem er die Vorräthe des Sommers besorgte und sie in dem natürlichen Speicher verwahrte, und strich ihm kosend die kaum umdaunten Wangen. Hier, sieben Felsenstufen tiefer, liegen auf trockenem Schilfe die Wurzeln, dort die frühern Gaben des Sommers. In diesem schwarzumreiften Dioten *) gährt der dunkele Purpursaft der Moros **), und hier in den tiefen roth und schwarz bemalten Kraterisken ***) der dick gekochte Saft der glänzenden Myrtillen. An den Wänden trocknen Fenchel und Origanen †) und Thymben ††); auf den Blättern hier liegen die Staubfäden des Krokos †††); dieser Haufen ist Milion [1]) und jener Bromos [2]); denn bis hieher dringt nicht die Feuchte des Winters, und an jenen Kyklen [3]) hoch an den rauhen Gewölben kommen Dionysos saftige Gaben zu hängen, und in jenen düstern Vertiefungen im kalten zugigen Winde, wo das Wasser in ehernen Becken geschwungen schnell zu Eis friert, liegen die leicht verwesenden Beuten der Jagd. Nachdem der reiche Telebiades seinen treuen Diener mit Lob überhäuft und seinen Durst gestillet, bat er ihn, ein munteres Lied zu singen; doch zuvor, eh' du beginnst, sage mir: weißt du, warum die junge Agathyllis so stumm und trauernd diese heilsamen Pflanzen pflückt? Blaß ist ihr zartes Gesicht und ärmlich ihre Gewänder. Sage, wenn du es weißt, was beginnt sie hier in diesen öden Gauen ohne Heerde, ohne Begleiterinn? Erröthend antwortete also der Phrygische Jüngling: Agathyllis ist arm, und sie schweigt während des Sammelns; denn sympathetisch ist die Kraft dieser Gewächse, die sie ihrer kranken Mutter schon seit funfzehn Tagen vor dem Aufgang der Sonne hier mühsam pflückt, und reden darf sie nicht, sonst verlören die kräftigen Kräuter ihre wunderthätige Natur. Oft bat ich sie flehend, zu sprechen, und glaubte, sie schmolle mit mir; aber immer bleibt sie treu ihrem Eide, und selten verweilt sie bei mir, ihrem Jugendgespielen, und das nur, wenn ich ihr Lieblingslied singe. Nun so singe es, guter Mykas; vielleicht daß die geliebten Töne sie hierher locken. Sie verließen die kühlen glauchydrischen Höhlen, und der Hirte begann sein Lied, nachdem sich sein Herr im Schatten der Pinien niedergesetzt hatte.

Einsam sind des Erymanthos Thäler,
Heil'ger Schauer zittert durch die Wipfel,
Gleitet längs der Pinien schlanken Stämmen,
Lagert sich in langgedehnten Schatten
Ueber Büsche, über schwanke Gräser,
Hüpft am Felsen längs den Wasserfällen
Und belebt das Murmeln heil'ger Quellen.

Sanfter Friede herrscht im Thal und Höhen
In der Kühle übermooster Grotten,
Haucht im Balsam jeder wilden Blüthe,
Ruht im Becher zarter Abendlilien,
Ruft im Lied der holden Philomelen:
„An des Erymanthos heil'gen Gründen
„Kann allein dein Herz den Frieden finden!"

Aber umsonst hatte Mykas gesungen, umsonst sein Herr gewartet; da fing er an, um die fromme, die Einsamkeit liebende Jungfrau zu zagen, und ängstlich begann des jungen Sängers Herz zu pochen. Die Rosen seiner Wangen erblichen, und die Bangigkeit einer schlimmen Ahndung bedeckte mit Schweiß seine umlockte Stirne. Verlegen rückte er seine phrygische Mütze von einem Ohre zum andern, und mehr als mitleidige Seufzer entquollen seiner immer engern Brust. — Gewiß, rief er endlich schluchzend aus, gewiß ist Eunome, die arme Greisinn, nicht mehr, und meine Freundinn, nachdem sie alles verkauft, weiß nun nicht, wie sie die letzte Pflicht der kindlichen Zärtlichkeit erfüllen soll. Ach, vergönnt, gütiger Gebieter — und dabey umschlang er seines Herrn Knie, sie mit Thränen und Küssen bedeckend, — erlaubet, daß ich zu der Theuern eile. Gerührt reichte ihm Telebiades die Hand. Nimm diesen Beutel; Agathyllis ist nicht mehr arm. Diese Wiesen, diese Wälder, die Heerden und die drey Hütten am See mit ihren Hausgeräthen, und was mehr ist, die Freyheit ist dein. Mykas war reich an Allem, an Glück und an Gefühl, nur nicht an Worten. Sein ehemaliger Herr ergriff ihn bey der Hand, und in weniger denn einer Stunde waren sie vor der Hütte der armen Wittwe. Aber, o Freude! sie fanden die Genesende sich in den Stralen des Nachmittags badend, und unter dem zerrissenen Schleyer lächelte ihnen ein ehemals schönes Gesicht entgegen. — Nun darfst du wieder sprechen, holdes Mädchen, rief ihnen freudig entgegen Telebiades; und die alte Mutter erzählte ihnen dann die Geschichte ihrer Genesung mit ruhiger, aber doch leiser Stimme, und endete also ihre Rede: Agathyllis schwieg, und ertrug stumm ihres Freundes Vorwürfe; so konnte sie allein das Wunder vollenden. Wär' ich nicht so arm, so brächte ich Hygiäen und den Nymphen des Erymanthos ein Opfer. — Auch Hymen und Eros eins, unterbrach sie Telebiades. Unwissend wollte die Alte ihn fragen, — da sah sie, daß ihre Tochter erröthend in des Phrygiers Armen lag, der aus Freude den schweren Beutel auf die Erde fallen ließ. Die jetzt nicht mehr Arme, nicht mehr Kränkelnde erfuhr den Gang der Geschichte. Ein schönerer Schleyer bedeckte ihre grauenden Locken, und in drey Tagen hingen Kränze von Krokus und Myrthen vor der zierlich durchbrochenen Thüre der drey Hütten am See; und Hygiäa und die Erymanthischen Nymphen, Hymen und Eros blickten segnend auf die hingebrachten Opfer.

*) Gefäße mit doppelter Handhabe.

**) Maulbeeren.

***) Kleinere Schalen.

†) Eine wohlriechende Pflanze.

††) Trauben.

†††) Safran.

[1]) Hirse.

[2]) Eine Grasart, welche mit der Schwade Aehnlichkeit hat und als Nahrungsmittel im Alterthum diente.

[3]) Bogen.

Kornelius Hermann von Ayrenhoff

ward im Jahre 1733 zu Wien geboren, diente seit seiner Jugend in der österreichischen Armee, avancirte bis zum k. k. Feldmarschall-Lieutenant (1794), ward später in Ruhestand versetzt und starb am 14. August 1819 in seiner Vaterstadt. Schon früh beschäftigte er sich mit dramatischen Arbeiten und verfaßte eine Reihe von Lust- und Trauerspielen, welche theils einzeln, theils in folgenden Sammlungen gedruckt wurden:

Dramatische Unterhaltungen eines k. k. Officiers. Wien, 1772. (enthält: Aurelius, der Postzug, Herrmanns Tod, die große Batterie, Antiope und einzelne dramaturgische und historische Abhandlungen.)

Sämmtliche Werke. Vier Bände. Wien und Leipzig, 1789. gr. 8.

Sämmtliche Werke. Neue verbesserte und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Wien, 1803. Mit dem Bildniß des Verfassers. (Diese Sammlung umfaßt Aurelius, Herrmanns Tod, Tumelikus, Antiope, Kleopatra und Antonius, Virginia, sämmtlich Trauerspiele; der Postzug, die gelehrte Frau, alte Liebe rostet wohl, die große Batterie, Erziehung macht den Menschen, die Freundschaft der Weiber nach der Mode, Maskeraden, Alceste, sämmtlich Lustspiele; kleine Gedichte und Erzählungen, einzelne Abhandlungen; Briefe über Italien u. s. w.)

Sämmtliche Werke, herausgegeben von von Retzer. Wien, 1817. 6 Bde. — Hier findet sich die unten angeführte Autobiographie wieder abgedruckt.

Kleine Gedichte. N. A. Wien, 1816.

Trauerspiele. N. A. Wien, 1817. 2 Thle.

v. Ayrenhoff war durchaus nicht ohne dramatisches Talent, aber er beharrte eigensinnig bei dem Wahn, die Regeln der französischen Tragödie seyen allein dem deutschen Trauerspiele angemessen, und behandelte dasselbe stets nur so, wie es früher Johann Elias Schlegel, von Cronegk u. A. behandelt hatten, und suchte den neuen großartigen Geschmack, der die Herrschaft über die deutsche Bühne gewonnen hatte, durch Lehre und Beispiel auf das Entschiedenste zu bekämpfen; was ihm jedoch so wenig gelang, daß er zuletzt ganz allein da stand wie ein Licht, das noch am Tage fortbrennt, weil man es auszulöschen vergessen. Ueberwindet man die steife veraltete Form seiner Tragödien, so wird man hinter derselben noch manches Lobenswerthe und vorzüglich einen ausgezeichneten Dialog, jedoch wenig Großartiges finden. In seinen Lustspielen herrscht Witz und Munterkeit, wodurch sie zu ihrer Zeit mehr oder weniger (besonders der Postzug oder die nobeln Leidenschaften, eine launige und treffende, obwohl etwas derbe Satyre) gefielen; doch sind sie bereits gänzlich von der Bühne verschwunden. —

Vgl. Ayrenhoff's Schreiben an J. F. von Retzer über einige seiner militärischen und literärischen Begebenheiten. Wien, 1810.

Berliner Monatsschrift, 1811. October. S. 241.

Jakob Ayrer.

Ueber Ayrer's Lebensumstände ist weiter nichts Gewisses bekannt, als daß er Notar und Gerichtsprokurator in Nürnberg war, in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts blühte und, wie Tieck meint, wahrscheinlich bis gegen 1618 lebte. Lust und Neigung führten ihn der dramatischen Poesie zu, welche damals in Deutschland noch sehr in den Windeln lag und von ihm einen Schritt weiter gefördert wurde. Seine Komödien und Tragödien erschienen nach seinem Tode gesammelt unter dem Titel:

Opus thaeatricum (sic) dreißig ausbündige schöne Komedien und Tragedien von allerhand denkwürdigen Römischen Historien u. s. w. Samt noch andern sechs und dreißig schönen lustigen und kurtzweiligen Fastnacht oder Possen Spielen, durch weyland den Erbarn und wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer, Notarium publicum u. s. w. Nürnberg, 1618. Folio. (1262 Seiten mit gespaltenen Columnen.)

und sind außerordentlich selten. Außerdem erschien noch von ihm bei seinen Lebzeiten:

Historischer Processus Juris, in welchem sich Lucifer über Jesum u. s. w. auf das allerhefftigste beklaget, darinnen ein ganzer Ordentlicher Proceß von anfang der Citation bis auff das Endvrtheil inclusive in erster und anderer Instanz u. s. w. durch Jacob Ayrern beyder Rechten Doctorem und Advocatum in Nürenberg. Frankfurt a. M. 1601. Folio.

ein ebenfalls selten gewordenes Buch, welches die vollständigen Acten eines Processes des Teufels gegen Christus enthält, weil dieser ihm die Hölle zerstörte.

Ayrer bildete sich ohne Zweifel nach Hans Sachs, aber er ging weiter als dieser und ist der Erste, welcher deutsche Intriguenstücke und höchst wahrscheinlich auch Lustspiele dichtete. Er ist voll Phantasie, reich an komischer Laune, aber zu sehr von seiner Zeit befangen, mitunter platt und roh und selten im Stande, den Stoff zu bewältigen. Seine Lustspiele sind ihm am Meisten gelungen und zeigen hin und wieder, wenn auch nur skizzirte Charakterzeichnung. Seine Erfindungen sind zu Zeiten wahrhaft glücklich.

Vgl. Tieck's deutsches Theater. Berlin, 1817. 2 Thle., wo sich fünf Stücke von Ayrer abgedruckt finden. —

Ein Fastnacht-Spil,
von dem
Engelendischen Jann Posset,

wie er sich in dinsten verhalten, mit acht Personen, in deß Rolandts Thou. *)

Die Personen in das Spil.

Jann Posset.
Herr Emerich, der alt Mann.
Herr Friderich, der reich Nachbaur.
Dietrich } Zwen Trabanten.
Heinrich }
Ela, deß Jannen Weib.
Rolandt, deß Jannen Vatter.
Willanda, sein Mutter.

Rolandt geht ein mit Willanda, seinem Weib in Baurs Kleidern vnd singt.

1.

Ach soll ich nit dir sagen
Von Jannen vnserm Sohn?
Der thut sich so hart klagen,
Vnd will kurtzumb davon;
Er will nicht bey vns bleiben
Sonder verdingen sich,
Will lernen lesen vnd schreiben:
Liebs Weib, wie düncket dich?

2.

Willanda.

Er ist nun bey sein Jaren,
Wenn er nicht bleiben will,
So laß den lecker faren,
Er nützt dir sonst nit vil;
Dann er arbeit nit geren,
Leyrt geren feurent vmb,
Sein kan ich wol emperen,
Biß er wider herkumb.

Jann Posset (geht ein, tregt sein Bündel an ein Spießlein vnd singt).

3.

Hört Vatter, ich will wandern,
Mag nicht mehr eur Knecht sein,
Darumb dingt euch ein andern,
Ich will in die Stadt nein,
Mir schaffen einen Herren
Der mir gibt einen lohn,
Vnd mich thut etwas lehren,
Eur beeder ich gnug hon.

Rolandt.

4.

Du bist ein fauler Bengel,
Drumb bleib bey mir herauß,
Ich meint du habst kein mengel

*) Aus: Ludwig Tieck, deutsches Theater. Th. 1.

In deines Vatters hauß;
Kanst du aber nicht bleiben
Solst du wissen von mir,
Ich will dir den Buckl reiben,
Du solsts empfinden schir.

Jann.

5.

Fürwar, alhie so bleib ich nicht,
Ir seit ein grober Baur,
Ir haht ein strenges Angesicht,
Vnd secht schellig vnd saur;
So ist die Mutter vngschaffen,
Zeicht gar zerlampet her,
Runtzlet gleich wie die Affen,
Vnd brummet als wie ein Beer.

Willanda.

6.

Ach du leichtfertiger Hudler,
Wolst mich so machen auß?
Du bist ein fauler Sudler,
Pack dich balt aus meim Hauß,
Mit dir mag ich nicht palgen;
Wend je nicht bleibest wilt
So droll dich nauß an Galgen,
Deinhalb es mir gleich gilt.

(Jann will fortgehn, sein Vater ist zornig.)

Rolandt.

7.

Wart, Lecker, thu vor hören;
Ich will dirs drencken ein,
Vnd dich vor lernen ehren
Vatter vnd Mutter dein,
Das nimm zu einer zehrung mit,
Pack dich zum Teuffel heut,
Dann wenn du schon hie bleibest nit,
Hab ich dennoch gnug freundt.

(Er schlegt jn ab, vnd gehn alle ab.)

Kummt Herr Emerich.

8.

Ich bin fürwar ein alter Mann
Vnd gar vbel zufuß,
Ein Knecht den will ich nemen an
Der auff mich warten muß,
Im Hauß vnd auff der Gassen,
Dieweil die Haußfrau mein
Mich nicht allein will lassen
Also gehn auß vnd ein.

Jann Posset geht ein, Herr Emerich.

9.

Schaut dort kummt hergegangen
Ein Knecht, den nimm ich an,
Will jn gehn balt empfangen:

(Er geht zu jm.)

Was seit jr für ein Mann?
Ein Knecht den solt ich dingen,
Der thet warten auff mich;
Will du dich lassen zwingen,
Darff ich annemen dich.

Jann.

10.

So wist, ich kumm geloffen rein,
Von einem Dorff drey Meil,
Von Rolandten dem Vatter mein,
Bey dem ich ward ein weil,
Von dem ich nichts kund lehren.
Vnd kumm her in die Stadt
Halt jr mich nun in ehren,
So finden wir beid stat,

11.

Auch will ich gern sein euer Knecht,
Wenn jr mich dingen wolt,
Wils euch auch als verrichten recht,
Jedoch jr mir auch solt
Als was ich hab zuschaffen
Schreiben auff einen Brieff,
Vnd dörfft mich auch drumb straffen,
Wenn ichs nicht als wol triff.

Herr Emerich.

12.

Was soll ich dir lang schreiben?
Thu balt was ich dir heiß,
So kanst du bey mir bleiben,
Wann du es thust mit fleiß,
Du must halt auff mich warten
Vnd all Handreichunch than,
Mich führen in mein Garten,
Vnd was ich dir zeig an.

Jann.

13.

Weil ich vor nicht bin gwest alhie
Vnd gedint in der Stadt,
Den gebrauch auch erfahren nie
Was es für Arbeit hat,
So last euch nicht schwer fallen für
Zumachen mir ein Brieff,
Das ichs als hab geschriebn bey mir,
Und mich nicht vbergrieff;

14.

Ich bin gar ein vergessner Mann,
Wenn man mir sagt zuvil
Ich es fürwar nicht mercken kan,
Jedoch ich als thon will,
Was man mir wird aufffschreiben,
Mein Herr versuchts mit mir.

Herr Emerich.

Nun so thu bey mir bleiben,
Ich will dirs schreiben für.

15.

So geh balt in die Stuben nein
Vnd foder ein Schreibzeug,
Denselben trag zu mir herein
So beschreib ich dirs gleich,
Wastu hast zuschaffen bey mir:
Kummst du demselben nach,
So bin ich znfriden mit dir
Itzund vnd mein lebtag.

Jann (neigt sich vnd geht ab. Kummt balt wider bringt ein Feurzeug).

16.

Alhie bring ich den Feurzeug euch,
Wie jr den habt begert.

Herr Emerich.

Ey nein, ich mein ein Schreibzeug,
Du hast nicht recht gehört,
Ein Schreibzeug bring mit Dinten,
Daß ich kan schreiben dir,
Geh nein du wirst jn finden,
Vnd bring denselben mir.

(Er geht wider ab, zeicht den Hut ab, kummt balt wider, bringt einen Krug.)

17.

Ach mein Herr da habt jr den Krug,
Dieweil jr trincken wölt,
Da trincket euch halt eben gnug,
So vil als euch gefelt.

Emerich.

Wie bist du so vnbesunnen?
Duch hast nicht gsuchet recht,
Sonst hast gnug Dinten gfunnen.

(Jann will gehn.)

Emerich.

Ey hör, noch eins, mein Knecht!

18.

Wenn du die Dinten bringen thust,
So bring sie mir herein,
Dabey du mir auch bringen must
Ein Federn tragen rein,
So will ich dir aufffschreiben
Wie ich mit dir hab gredt.

Jann.

Ich will nicht lang außbleiben,
Balt kommen an der stet.

(Er geht ab.)

Emerich.

19.

Daß ist ein rechter Knecht für mich
Vnd für die Frauen mein,
Für gar frumm ich jn zwar ansich:
Dort kummt er gleich herein,
Er thut die Dinten tragen,
Drumb hort mir alle zu
Was der gut gesell wird sagen
Wenn ich jetzt schreiben thu.

Jann (geht ein, tregt ein Schreibzeug in der ein Hand, vnd in der andern ein lange Hannenfedern).

20.

Seht da, Herr, diesen Schreibzeug,
Die schicket euch die Fraw,
Auch schicket sie die Federn euch.

Emerich.

Du grober Dilldapp, schau,
Was soll doch diese Federn mir?
Man kan nit schreiben mit;
Der Federn baß geziemet dir!

(Er steckt Jannen die Federn auff.)

Jann.

Ach, mein Herr, zürnet nit.

Herr Emerich.

21.

So geh balt wider reinwartz du,
Vnd bring ein Federn mir,
So richt ich dir dein bstallung zu,
Auch hol mir ein Papir,
So kan ich darauff schreiben,
Was du must richten auß.

Jann (geht ab vnd singt)

Ich will nicht lang auß bleiben
Sonder balt kommen rauß.

Jann

(geht balt wider ein, bringt ein Spielfedern vnd ein Glaß mit Bier).

22.

Hort, Herr, jtzt kumm ich wider rein,
Bring ein Feder mit mir,
Eur Frau hat mir auch erst geschenket ein
Dieses frisch Glaß mit Bier,
Daß solt jr von mir haben
Wenn es euch schmecken thut,
Eur Hertz damit zu laben
Vnd haben ein guten muth.

Herr Emerich.

23.

Du must ein seltzamer Vogl sein,
Ich schick dich nach Papir;
So bringstu mir zu trincken rein,
Geh nein, heiß geben dir
Ein Papir drauff zu schreiben,
Vnd thu der Sachen recht,
Sonst kanst nicht bey mir bleiben
Du Eilenspigels Knecht.

(Er geht ab.)

Emerich.

24.

Was soll ich mit dem Narrn thun?
Ich glaub er sey nicht gscheidt,
Was ich jm heut befohlen han,
So hat er allezeit
Dafür ein widerwertigs bracht,
Das es mich gleich verdreist,
Wenn ers je ja nit anderst macht
So wird er abgeweist.

Jann (geht ein, bringt Papier gibts seim Herrn).

25.

Ach Herr, habts nicht für vbel mir,
Ich kan lesen noch nicht,
Von euch will ichs noch lernen schir
Wenn jr michs vnterricht,
Darumb thut jr auffschreiben
Was ich bey euch soll than,
Bey euch so will ich bleiben,
Vnd als thun was ich kan.

Der Herr (schüttelt den Kopf, schreibt).

26.

Daß hab ich all mein lebtag
Keim Diener nie gethan,
So schau vnd halte dich darnach,
Nimb dich mein fleissig an,
Wenn Du das wirst verrichten
So ich auffgschriben dir,
So fehlt es dir mit nichten
Du bleibst noch lang bey mir

Herr Emerich (gibt jm den Brief, vnd singt).

27.

Nun so kumm mit mir nein ins Hauß,
So red ich mehr mit dir
Was du auch hast zurichten auß —

(der alt fehlt vmb)

O mein Knecht, hilff du mir,
Ein schwindel ist mir gangen zu,
Gar hart ich gfallen bin.
Darumb thu mir auffhelffen du
Ich weiß sonst nicht wo hin.

Jann.

28

Ach Herr, seit doch gedultig,
Vnd lasts vor sehen mich
Ob ich es auch sey schuldig,
Das euch auffhebe ich,
Weil ich nicht hab vernommen
Das auch in mein geding
Das auffheben sey kommen,
Wenn ich mit euch außging.

(Der alt steht allein auff mit großer mühe, Jann lacht.)

Emerich.

29.

Du bist zwar ein vertrogner Knecht,
Doch dült ich mich mit dir,
Vnd wenn dus mir nicht machest recht,
Schlag ich dich mit der Thür
Fürs gseß, vnd laß dich lauffen,
Dieweil ich alle Tag
Deins gleich in gantzen hauffen,
Gar wol bekommen mag.

Jann (stürtzt die Arm vnder, sieht saur).

30.

Gnad Herr, ich will es nimmer than,
Habt mir nur das für gut.

Herr Emerich.

Du solst fein weidlich nacher gahn
Vnd abziehen dein hut,
Ein wenig Hofzucht lehren,
Du bist alt gnug darzu.

Jann.

Ja, ich will mich bekehren
Was jr mir schafft ich thu.

(Sie gehn ab.)

Kummen all beyd wider, Herr Emerich (tregt ein Schüssel mit Pirn, gibt sie dem Jannen).

31.

Seh in vnd nimb die Piren
Mit zu Herr Fridrich lauff,
Thu nichts davon verliren,
Sprich, ich schick sie jm nauff,
Die soll er nicht verschmehen,
Jn gutem nemen an,
Darauß so kan er sehen
Was neuer frucht ich han.

(Der alt geht wieder ab.)

Jann (singt wider sich selber).

32.

O Jann, wenn dich der Piren
Etwan thet glüsten an,
Vnd du list dich verführen, —
Ey nein! ich wils nicht than!

(Er befind sich.)

Aber, was könt es schaden,
Wenn ichs schon halbig freß?
Wer wolt mir das verrathen?

(Er beist in eine.)

Sie seind dennoch nicht böß.

33.

O Jann, du wilt es wagen,
Den Piren sprechen zu?
Weils doch niemand thät sagen
Wie vil ich liffern thu,
Will ich mich drinn ergötzen,
Mir fressen Piren gnug,
Will mich da nidersetzen,
Da hab ich guten fug.

Jann (setzt sich, frist vil Pirn, geht dann ab, kummt balt wider, vnd bringt nur ein Pirn).

34.

Ach sagt mir, hab ich vnrecht thon?
Ein Piren hab ich noch,
Die andern hab ich gfressen schon,
Ich meint es könt sich doch
Herr Fridrich wol versuchen
Wenn er noch eine hat,
Mein Herr wird aber fluchen
Wenn mich einer verrath.

Friderich (geht ein).

35.

Sieh, Jann, was wilt du machen hie
So spat vor meinem Hauß?
Da hab ich dich noch gsehen nie;
Wo wilt du erst hinauß?

Jann (zicht sein Hütlein ab).

Ach, mein Herr, soll ich sagen,
Mein Herr der schicket mich
Zu euch die Pirn zu tragen,
Daß will außrichten ich.

36.

Mein Herr der lest euch sagen
Daß diese Piren gleich
Ein junger Baum hat tragen,
Vnd hat sie gschicket euch,
Dieselben zu versuchen.

Herr Friderich.

Hat das dein Herr gethan,
So soll man jn verfluchen
Den vngetreuen Mann,

37.

Drumb geh, sag deinem alten,
Wolt er nichts schicken mir
Als die, soll ers auch bhalten,
Doch will mich dünken schir
Der Pirn seind mehr gewessen,
Drum zeig die wahrheit an:
Hast du sie selber gfressen?

Jann.

Der groß Lust hats gethan.

Herr Friderich.

38.

Wie bist du mit vmbgangen,
Dasselbig zeig du mir?

Jann.

Thut mir die Pirn herlangen
So solts balt sehen jr.

(Er frist die Pirn.)

Wie ich jetzt fahr der Piren mit,
Hab ich jn allen than.

Herr Friderich.

Du Lecker, so schend dich der ried,
Ich zeigs deim Herren an.

(Er geht ab.)

Jann.

39.

Wenn dus nicht wilt emperen
So thu es wenn du wilt,
Hat mich mein Herr nicht geren
Es mir fürwar gleich gilt,
So will ich mich umbschauen
Ob ich vielleicht bekumm
Ein schöne junge Frauen
Vnd ist mir nichts darumb.

(Er geht ab.)

Ela (geht ein, tregt ein Korb).

40.

Ach, wie hab ich so vbel gethan,
Wo hab ich hingedacht?
Ich hab mir gnommen einen Mann,
Der mich schir döricht macht,
Dann er thut sich stets stellen
Als sey er nicht bey sinn,
Henck sich an loß Gesellen
Drob ich gar zornig bin.

41.

Ich thet jm schon offt sagen,
Wolt er jr nicht abstahn,
So wolt ich jn erschlagen,
Doch lest er nicht davon,
Lest sich dir gselln verführen,
Drumb wils versuchen ich,
Vnd will jn jtzt probiren,
Ob er thu fürchten mich.

Jann (geht ein mit seiner Stangen).

42.

Ey grüß dich Gott, mein liebe Frau,
Wo wiltu so frü nauß?

Ela.

Ich rath dirs zwar, wir nicht vertrau
Wilt du so halten hauß
Kan ich dirs nicht vertragen,
Ich büst als mit dir ein.
Ich will dirs Maul zerschlagen,
Daß du solst dencken mein.

Jann (neigt sich).

43.

Gnad Frau, ich will es nimmer than,
Sonder euch ghorsam sein.

Ela (würfft den Korb für jm nider).

Seh, Löll, so faß den Korb balt an,
Vnd was ich kauffe ein
Daß must du mir heimtragen,
Darumb mir balt nach tritt,
Ich will dirs Maul zerschlagen.

Jann.

Fy, Frau, vmb gnad ich bitt.

Die Frau

(geht vor, stürtzt die Arm vnter, sicht je einmal vmb).

44.

Die Arm solst vnterstützen
Vnd wacker nacher gahn,
Werd dich sonst jns gsicht schmitzen.

(Ela schlegt jn an Hals.)

Jann.

Gnad frau, will ichs doch than,
Denn ich fürcht euer taschen
Ich spinn vnd haspel ab,
Auch will ich geren waschen,
Daß ich euer hult nur hab.

Ela.

45.

Ich rath dirs auch, du solst es than,
Wilt du vngschlagen sein,
Hast ein Nasen die schmecken kan,
So gib dich nur darein.

(Sie schlegt jn wider. Er weind.)

Du bist im Ehliche Orden
Von dem Apostelstand
Zu einem Märtrer worden,
Daß thut dir etwas andt.

Sie gehn mit einander herumb, wie oben angezeigt, endlich gehn sie ab.)

Kummen Dietrich und Heinrich, zwen Trabanten.

Dietrich.

46.

Ach, ich hab hören sagen,
Jannen Weib rüme sich
Wie sie so offt thu schlagen
Iren Mann, der taurt mich,

Wie wenn wir sie bereden
Daß Königlich Mayestat
Jr ernstlich botten hette
Bey hochster vngenad,

47.

Soll jr Mann jr Herr sein im Hauß
Vnd sie jm nichtes thon?

(Jann vnd sein Weib kommen, er tregt den Korb, geht jr nach.)

Heinrich.

Schau da kummen sie beede rauß
Den wöll wirs zeigen an.

Ela (sagt zu Jannen).

Wolst du den Korb nicht tragen,
Hast mir die Tauben verlorn,
Wolt ich dir den Korb schlagen
Weidlich zwischen die ohrn.

(Sie nimmt jhm den Korb von der stangen, gibt jhn den an Arm, balt schlegt sie jn an den Kopff, die Trabanten lauffen zu, reissen sie von jhm.)

Heinrich.

48.

Ey, mein El, thu ein wenig gmach,
Schlag dein Mann nicht so hart,
Jch will dir sagn ein andere sach:
Beym König ist es angebracht,
Daß in der Stadt die Frauen
Seind gern Herren im Hauß,
Das will er nicht zuschauen
Hats verbotten durchauß.

49.

Darumb will ich dir sagen
Faß du den Korb selbst an,
Vnd thu jn selbst heim tragen,
Laß den Jannen seyn Mann,
Vnd tritt hinder jm here,
Wilt du das haben nicht
So felt es dir gar schwere,
Mit dem Schwerdt wirst du gricht.

Ela (nimmt den Korb).

50.

Hat denn der König sonst nichts zu thon,
Als das er denck an mich?
Das Mandat ich nicht halten kan.

Jann (reist jr die Schlüssel vnd Beutel von der seiten).

So bscheist der Teuffel dich!
Gib mir die Schlüssel vnd Beutel her,
Vnd trit züchtig nach mir!

(Er stürtzt die Arm vnder, sie auch, gehn also rumb, die Trabanten lachen, vnd Ela singt.)

Ach, wie felt mir die sach so schwer!
Der Teuffel bscheist mich mit dir.

Jann.

51.

Jr Königlich Trabanten,
Wie gfall ich euch jtzund?
Jch bin auß spot vnd schanden
Erlöst auff diese stundt,
Darumb so seid geladen
Zu einer Collation,
Ohn beeder euren schaden;
Jtzund bin ich ein Mann!

(Er sicht sich nach der Frauen vmb, gibt jr eins am Kopff.)

52.

Gelt, Frau, du must wider büsen
Was du mir hast gethan?
Jch habs auch lang leiden müssen.

Ela.

Du bist ein loser Mann,
Laß nur wegk kommen dein gsellen,
Vnd sich dann was ich thu.

Dietrich.

Darnach wir vns einstellen,
Wenn die Nacht geht herzu.

(Sie gehn ab die Trabanten, Ela würfft jm den Korb wider für.)

53.

Das Gebot ich nicht halten kan,
Kosts das Leben mir:
Seh da, faß den Korb wider an
Ehe ich dich auch abschmir,
Daß alle Engel lachen,
Weil dein gsellen wegk sein!

(Sie reist jm den Beutel auß den Händen, schlegt jhn damit vber die lend.)

Jann.

Ey Frau, was wilt du machen,
Jch bitt schon mein vnd dein;

54.

Vnd wirst du das lang treiben
Will ich dich verklagen
Daß du noch Herr wilst bleiben.

Ela.

Will dich noch besser zwagen,
Dich dein Maul lernen halten
Vnd mir gehorsam sein.

(Sie schlegt jn zu boden, steht ober jm, vnd schmirt jn weidlich ab.)

Jann.

Das muß der Teuffel walten!
O helfft, jr Nachbaurn mein!

(Heinrich vnd Dietrich die zwen Trabanten lauffen ein.)

Heinrich.

55.

Ach Jann, sag mir, was soll das sein,
Was machst vnder dem Weib?

Jann.

Da wehr ich mich der Frauen mein
Von Leben vnd von Leib,
Wie mir Ehnhalb gebüret,
Denn het ich das nit than,
Sie het mich abgeschmiret.

(Sie reissen sie von einander.)

Dietrich.

Das ist nicht recht, wolan,

56.

Solts der König erfahren,
Daß kostet dir dein Leib,
Weil doch in langen Jaren
Hie war kein bösers Weib,
Das jren Mann thet schlagen
Vnd so vbel tractirn.

Ela.

Was thu ich darnach fragen?
Jch will euch beed abschmirn;

(Sie springt auf schlegt die beede Trabanten vnd jren Mann ab.)

57.

Also habt jr vernommen,
Wie ein jungs Weib allein
Jn der schlacht vberkommen
Hat sich gewehret fein
Dreyer Männer wol einmal;
Darumb wer freyen will
Vnd nicht kommen in pein vnd qual
Der lerne auß dem spil;

58

Das er jm nemm ein solches Weib,
Die ehr vnd tugent kan,
Das er bey jr zufrieden bleib,
Regir als wie ein Mann,
So besteht sein Haußhalten,
Ein frumms Weib ist ein Ehr,
Bey der man kan wol alten;
Daß bhalt zu einer lehr.

Joseph Maria Babo,

nach Anderen Franz Maria und Franz Marius von B., ward am 14. Januar 1756 zu Ehrenbreitstein geboren, widmete sich den Studien der schönen Wissenschaften, erhielt anfangs das Amt eines Professors der Aesthetik zu München, wurde dann 1793 Studiendirector der Militärakademie und geheimer Secretär, 1799 Büchercensurrath, Intendant und Kameralcommissär des deutschen Theaters daselbst und in der Folge Ritter des baierischen Civilverdienstordens. — Er starb am 5. Januar 1822 zu München, folgende Schriften hinterlassend:

Arno. Ein milit. Drama. Frankfurt und Leipzig (Augsburg), 1777.
Das Winterquartier in Amerika. München, 1778.
Oda oder die Frau von zween Männern. München, 1782.
Die Römer in Deutschland. Trauerspiel. München, 1779. Frankenthal, 1780. Coblenz, 1782.
Kora und Alonzo. Ein Melodrama. München, 1780.
Otto von Wittelsbach. Trauersp. München, 1782, N. A. 85, 1803.
Die Maler, ein Lustspiel. München, 1783.
Das Fräulein Wolerzogen, ein Lustsp. München, 1783.
Dagobert. Trauersp. München, 1787.
Die Strelitzen. Schauspiel. Frkft. und Leipz. 1790. N. A. Berl. 1793.
Bürgerglück. Lustsp. Berlin, 1792.
Der Frühling. Vorspiel. München, 1799.
Schauspiele. Berlin, 1793. 1. Bd. (Otto von Wittelsbach, die Strelitzen, Bürgerglück enthaltend.)
Neue Schauspiele. Berlin, 1804. 1. Bd. (Der Puls, Genua und Rache enthaltend.)
Gemälde aus dem Leben der Menschen. Erzähl. München, 1784.

Babo widmete sich vorzüglich der dramatischen Poesie, ohne eigentlichen wahren dichterischen Beruf zu haben. Was sich mit Verstand, Scharfblick und Gewandtheit allein leisten läßt, das hat er erreicht, aber er wird nirgends den Zuschauer ergreifen und fortreißen, da es ihm an wahrer Begeisterung fehlt, und überall die kühle, nüchterne Berechnung der Mittel, durch welche der theatralische Effect hervorgebracht werden soll, nur zu deutlich durchblickt. Sein glücklichstes Werk ist das Trauerspiel Otto von Wittelsbach; eine gelungene Nachahmung jener Art und Weise, zu welcher Göthe durch seinen großartigen Götz von Berlichingen den Ton angegeben und eine Schaar von Nachfolgern erweckt hatte, unter denen Babo allerdings eben durch diese Leistung den ersten Rang behauptet. Das Ansprechende des vaterländischen Stoffes und die geschickte scenische Behandlung, verbunden mit dem Umstande, daß die Titelrolle selbst oft und viel eine Glanzparthie bedeutender Schauspieler (wie z. B. in neuester Zeit Eßlair's) wurde, erhielten es lange auf der Bühne, auf welcher es noch jetzt dann und wann erscheint und unter Verhältnissen, wie die eben angedeuteten, gern gesehen wird. Zur Zeit seines ersten Erscheinens fand es daher großen Beifall, so daß selbst der fein blickende Engel sich desselben bediente, wo es ihm darum zu thun war, in seiner Mimik praktische Nachweisungen zu geben. — Ueberhaupt fand man in jenen Tagen an B's dramatischen Leistungen viel Gefallen, doch dauerte dieses nicht lange, und sie mußten bald neuen besseren Erscheinungen den Platz räumen. Als die gelungensten unter denselben sind vorzüglich die Strelitzen und das Lustspiel, der Puls, zu betrachten. — Als Erzähler ist B. unbedeutend. —

In des Kaisers Gemach *).

Philipp, Artenberg.

Philipp (liegt auf einem Ruhebette).

Das ist recht gut, daß der Arzt eine Aderlässe nöthig fand; man wird nun gewiß glauben, daß eine plözliche Unpäßlichkeit mir zugestoßen sey.

Artenberg.

Ein plözlich's Schrecken macht immer eine Aderlässe nöthig.

Philipp.

Meynst du, man hätte bemerkt, daß ich bey seinem Anblick erschrak?

Artenberg.

Man sah' deutlich, wie Ihr erblaßtet und zu zittern anfiengt, als hätte euch ein scheuslicher Unhold am Bart gefaßt. Euer Erschrecken kitzelt seinen Stolz mehr, als eine gewonnene Schlacht. Ich bin der Mann, der mit einem Blick den Kaiser in Ohnmacht ängstigte! so sagt er nun zu sich und zu andern.

Philipp.

Ha! verdammt! Ich will deinem Rathe folgen, Artenberg! und diesem Uebermuth, den meine Nachgiebigkeit mehr und mehr aufblähte, das kaiserliche Ansehen entgegen setzen. Geh', such ihn auf! erforsche die Ursache seiner Wiederkunft, und sey klug und behutsam, wenn du mit ihm redest. — Der Truchseß Waldburg soll kommen! (Artenberg ab.) Artenberg hat Recht! Ich will nicht mehr den Trotz mit Sanftmuth und den Stolz mit Herablassung beantworten, sonst geht der Frevel immer weiter und meine Würde wird ihm zum Scherz.

Truchseß Waldburg kömmt.

Philipp.

Truchseß! wir wollen fortspielen. (setzen sich zum Schachbrett.) Mit mir steht's gut. Sieh' zu, Truchseß!

Truchseß.

Der Zug macht mir Luft. — So!

Philipp.

Ey! du Schalk! — Was sagt man von dem scherzhaften Einfall des Pfalzgrafen und von ihm selbst?

Truchseß.

Allerley.

Philipp.

Unter anderm?

Truchseß.

Daß er mit eurer Majestät ganz zerfallen sey.

Philipp.

Und die Ursache?

Truchseß.

Weiß man nicht. Seht, gnädigster Herr, wie's steht!

Philipp.

Was! mit fünf Zügen so weit über mir? — Wer lärmt denn so im Vorzimmer?

Truchseß (sieht durch die Thür. Otto geht nach ihm herein).

Der Pfalzgraf spielt mit den Hellebarden der Leibwächter.

Philipp, Otto, Truchseß.

Otto.

Meynt ihr etwa, die Hellebarden sollten mit meinem Eingeweide spielen?

Philipp.

Nur zu, Truchseß, nur zu!

(zieht verwirrt.)

Truchseß.

Nun hab ich gewonnen Spiel. Euer lezter Zug —

Otto (steht am Tische).

Ja, ja! der Truchseß zieht seinen König daher, und der Kaiser ist schach und matt.

(er thut den Zug und wirft die Steine untereinander.)

---

*) Aus: Babo, Otto von Wittelsbach, 3. Akt.

Philipp.

Was soll das?

Otto.

Ihr seyd schach und matt!

Philipp.

Nein! es war noch zu helfen.

Otto.

Unmöglich! ihr hättet denn den Truchseß mit dem Spielbrett müssen zum Fenster hinauswerfen, da hättet ihr noch recht kaiserlich gewonnen.

Philipp.

Kindisch! Herr Pfalzgraf!

Otto.

Ihr seyd schachmatt an Leib und Seel!

Philipp.

Wer rufte euch? was wollt ihr?

Otto.

Wie befindet ihr euch auf die Aderlässe? Wo ist euer Blut? will gleich sehen, was euch fehlt.

Philipp.

Ich hab schon einen Arzt.

Otto.

Das ist ein Narr. Euer Beichtvater sollt' euch am Gewissen aderlassen.

Philipp.

Pfalzgraf! besinnt euch, mit wem ihr redet!

Otto.

Laßt euch ein paar Worte ins geheim sagen!

Philipp.

Bleib, Truchseß! es walten keine Geheimnisse ob zwischen dem Pfalzgrafen und mir. Was er zu sagen hat, mag er in deiner Gegenwart sagen, und dabey nicht vergessen, mit wem er spricht.

Otto.

Kennt ihr mich denn noch? — Ho! die Majestät hat des Wittelsbachers vergessen. Ich bin so fremd, und mir ist alles so fremd, als ob ich ein Pohle wär!

Philipp.

Warum sezt ihr eure Reise nicht fort?

Otto.

Nach Pohlen geh' ich nicht; das kalte Land behagt meinem warmen Blute nicht. Wo ich jung ward, da will ich auch alt werden.

Philipp.

So gebt mir euren Brief zurück!

Otto.

Ha! euren Brief! O laßt mir ihn, den lieben Brief! ich bitte euch. Will in Bayern eine Kirch' bauen lassen: da soll er am Altar hangen, vor Gottes Angesicht, als ein Heiligthum. Laßt mir ihn!

Philipp.

Gebt ihn her! ich will's.

Otto.

Wollt's? da, da!

(hält ihn offen hin.)

Philipp.

Wer zerriß mein Siegel? das ist arglistig und hämisch!

Otto.

Gott that's! Gott, Gott selbst!

Philipp.

Träumer! gebt her! Eure Unbesonnenheit ist unerträglich!

Otto.

O Geduld, heilige Geduld! halte die Sehnen meines Herzens zusammen, daß sie die Wuth nicht zerreißt!

Philipp.

Pfalzgraf! vergeßt euch nicht!

Otto.

Wohl mir, wenn ich vergessen könnt', wer ich bin!

Philipp.

Gebt mir meinen Brief!

Otto.

Nein! nein! Was? ihr wollt mir den Lohn meines Blutes wiedernehmen? wer seyd ihr? Ihr gebt euch für einen Mann aus; ich bin einer! die Gerechtigkeit soll uns auf ihrer Wage prüfen. — Philipp! soll der beleidigte Fürst oder der hintergangene Freund mit euch reden? Doch was ist euch Freund! der Eigennutz lehrte euch diesen Schall aussprechen; euer Herz kannte das Wesen nie. Kein Wort von der Vergangenheit! Besser, nichts edles thun, als mit dem Gethanen prahlen. Wortbrüchiger Herzog! ich fodre keinen Dank von euch, hab nie Dank gefodert; aber Schande duld' ich nicht auf mir. Beweiset mir einen Aufruhr, einen Zwist, den ich anspann; einen Verrath, eine Untreue, ein Vergehen wider das Reich oder euch, beweiset! — — beweiset! sag ich. — Nun, so schreibt mir diese drey Worte unter diesen Brief: „Ich hab gelogen."

Philipp.

Wahnsinniger! so zu deinem Kaiser!

Otto.

Fluch dem teutschen Manne, der seinen Kaiser nicht verehrt! aber meynt ihr, ihr trügt des großen Karls Schwert, um der Fürsten heilige Ehre zu kränken? meynt ihr, die Krone bedecke Schandthaten? haltet ihr den Reichsapfel für einen Talisman, der alle Menschen für eure Thaten blind, stumm und lahm zaubert? — Philipp! schreibt, schreibt! widerruft diese Lüge! es ist besser, als wenn ich euch vor dem Reich über eine so schändliche Sache verklagen muß.

Philipp.

Schweig, Rasender! Ich will ein Gericht bestellen über den Mörder Wenzels und über den Schänder der Majestät! Das lezte Wort meiner Huld zu dir, ist: Fliehe! nun nimm es mit meinem Zorn auf, Ausgearteter deines Stammes!

(geht mit dem Truchseß in ein Nebengemach.)

Otto (schlägt sich wüthend auf die Brust).

Herzog Philipp! — Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell?

(er fährt mit dem Schwert um sich, und stürzt in die Nebenthür.)

Heinrich von Andechs (kömmt aus dem Vorzimmer).

Bruder! Wo ist er? Ich hörte ihn gewaltig schreyen! (geht an die Nebenthür.) Großer Gott! Mordgeschrey! (Otto kömmt blaß, zitternd, sinnlos.) Bruder! Bruder!

Otto.

Kaiser = = mörder — —

(zeigt sein blutiges Schwert.)

Heinrich von Andechs.

O! fort! fort! fort!

(reißt ihn mit sich.)

Truchseß (innerhalb).

Hülf! Hülf! Mord!

(die Wächter stürzen herein, die Thür des Vorzimmers bleibt offen. Artenberg kömmt.)

Artenberg.

Eilt ihm nach! eilt! eilt!

Truchseß.

Den Arzt! Hülfe! Hülfe!

Artenberg.

Will dem Braunschweiger geschwind den ersten Bothen senden! — Verfolgt den Mörder! Eilt! eilt! (geht ab.)

Kunegunde und Beatrix (zugleich).

O Gott! Gott! mein Vater!

(Das Zetergeschrey nimmt zu. Alle drängen sich in das Nebengemach.)

Ludwig Adolph Franz Joseph von Baczko,

ein liebenswürdiger, talentvoller Mann, der schwere körperliche Leiden nicht allein mit der Gelassenheit eines Weisen zu ertragen, sondern durch rastlose geistige Thätigkeit standhaft zu besiegen wußte, und dessen Andenken daher in Deutschland weit mehr verbreitet seyn sollte. Er ward am 8. Juni 1756 zu Lyk in Ostpreußen geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf dem Collegium Fridericianum zu Königsberg, das er seit seinem funfzehnten Jahre besuchte. Nachwirkungen bösartiger Blattern, welche seinen rechten Fuß gelähmt und seinen rechten Arm geschwächt hatten, so wie die beschränkten Vermögensumstände seines Vaters, eines preußischen Rittmeisters im activen Dienst, bereiteten dem jungen aufstrebenden Geist oft schwere, drückende Sorgen, die ihm jedoch sein Eifer für die Wissenschaft glücklich überwinden half. Da traf ihn in seinem 21. Jahre das Unglück, völlig und unheilbar zu erblinden, und ohne hinreichende Unterstützung sah er sich jetzt genöthigt, den schriftstellerischen Erwerb zum Hauptmittel seines Lebensunterhaltes zu machen. Er lebte nun eine Zeit lang als Privatmann, anfangs auf einem Gute in Ostpreußen, dann zu Königsberg in Preußen und erhielt endlich durch den preußischen Minister von Wöllner eine jährliche Unterstützung von 200 Rthlrn. Liebe zu seinem Vaterlande und Dankbarkeit trieb ihn jetzt an, den seit Jahren gehegten Gedanken einer Geschichte von Preußen zu verwirklichen. Seine Arbeit erschien und fand allgemeinen Beifall und lebhafte Anerkennung, welche ihm vielfache Früchte trug. Er verheirathete sich im Jahre 1792 und ward in glücklicher Ehe Vater mehrerer Kinder. 1799 ward er Professor der Geschichte an der Artillerieakademie zu Königsberg, verlor jedoch dieses Amt später wieder, als die Anstalt aufgelöst wurde. — Während des Befreiungskrieges zeigte er sich als ein warmer, wahrer, uneigennütziger Sohn seines Vaterlandes, der die glühendste Liebe zu demselben mit der anspruchlosesten Bescheidenheit verband. — Er sandte alle seine Söhne in den Kampf, scheute trotz seiner beschränkten Verhältnisse kein Opfer, das er dem Scherflein der Wittwe im Evangelio gleich darzubringen vermochte und lehnte jede öffentliche Anerkennung mit Entschiedenheit ab. — Als Alles wieder in das alte Gleis zurückkehrte, ward er Professor an der Brigadeschule und Mitglied der Militärprüfungsbehörde zu Königsberg. Er starb am 27. März 1823 daselbst. —

v. B. ist der Verf. folgender Schriften:

Romane.

Folgen einer akademischen Mädchenerziehung. Königsberg, 1786.
Die akademischen Freunde. 1788.
Abentheuer eines Maurers. 1788.
Leben und Leiden m. V. Jonathan Eiche. 1790.
Hans von Boysen. 2 Th. 1795.
Der Ehrentisch. 1795.
Leben und Abentheuer Wilh. Walters. 1795.
Witold. 1796. 2 Thle.
Das Kloster zu Vallombrosa. 2 Th. 1805.
Gerhard von Malberg. 1806.
Nachtviolen. Halle, 1811—14. 2 Thle.
Galeazzo Visconti. Halle, 1814.
Die Familie Eisenberg. Halle, 1814.
Legenden, Volkssagen u. s. w. Halle, 1815—18. 3 Bde.
Geschichte des Paolo Pennaloso. Leipzig, 1820.
Bodo und Laura. Halle, 1822.
Erzählungen. 2 Th. Halle, 1823.

Schauspiele.

Die Reue. Königsb. 1780.
Konrad Lezkau. 1791.
Operetten. 1794.
Die Mennoniten. 1809.

Poetische Versuche. 1824.

Wissenschaftliches.

Geschichte Preußens. 1792—1800. 6 Thle.
Handbuch der Geschichte u. s. w. Preußens. 1802—1803, 3 Thle.
Lehrbuch der Welt- und Menschengeschichte. 1803. 2 Thle.
Historische Unterhaltungen. 1812. 2. A. 1826.
Geschichte der Franz. Revolution. 1808. 2. A. 1812. 2. Thle. u. s. w.

Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden. Leipz. 1807.
Geschichte meines Lebens. (Von seinem Sohne herausgegeben.) Königsberg, 1824. 3 Thle.

Von Baczko's Romane zeichnen sich durch Wärme, Kraft, Reichthum der Phantasie und beredte lebendige Darstellung aus, so daß sie, besonders die historischen unter ihnen, großen Beifall fanden. Er ist in seinen übrigen poetischen Schriften nicht so glücklich, da es ihm doch eigentlich an jener tieferen Bildung fehlt, welche den Dichter als solchen vollendet. — Seinen historischen Schriften mangelt es nicht an Lebendigkeit und gutem Willen, aber man vermißt überall zu sehr gründliche Quellenforschung, höhere Kritik und die aus dieser entspringende geistvolle Auffassung und Verarbeitung der Begebenheiten. Bedenkt man jedoch, welche störenden Hindernisse sich dem freien, geistigen Wirken des vortrefflichen Mannes in den Weg stellten, und erwägt man, daß er mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die ein Anderer schon deßhalb nicht zu würdigen weiß, weil er sie gar nicht kennt, so muß aller Tadel verstummen, und selbst ein strenger Richter eingestehn, daß unter solchen Umständen Alles, was v. B. leistete, unbedingt auf lobende Anerkennung rechnen dürfe. — Wir theilen hier eine der gelungensten von v. B's kleineren Erzählungen mit.

Vgl. seine oben angeführte Autobiographie; ferner Nationalzeitung der Deutschen, 1823. Apr. Nro. 16. S. 254. — Neuer Nekrolog der Deutschen, I, 1. S. 338. —

Die vermauerte Pforte *).

Zum zehnten Mal, sagte Wilhelm von Dalbeck, indem er das Auge voll Thränen gen Himmel aufschlug, scheint die Frühlingssonne durch diese Gitterstäbe, und ich, hier auf ewig eingekerkert, bin lebendig todt, von aller Welt vergessen. Die Verfertigung dieser Kleinigkeiten, die man nur aus Mitleid, nicht aus Bedürfniß kauft, — wäre dies der Zweck meines Daseyns? und könnte dann der Allbarmherzige mich verdammen, wenn ich endlich ermüdet die Last von mir werfen sollte? Er wetzte, ohne dabei etwas Bestimmtes zu denken, das große Messer, welches er zu seinen Papparbeiten gebrauchte. Da schlug ein Finke auf dem Weidenbaume neben der Mauer, die seine Aussicht beschränkte. Der Himmel war so klar. Vater! rief er, wäre ich denn das einzige deiner Wesen, für welches die Schöpfung freudenlos ist? Er öffnete das Fenster, sanft umwehte ihn die Frühlingsluft. Da erwachte die Erinnerung, daß auch während der zehn Jahre, seit welchen er hier eingekerkert war, ihm nie ein Bedürfniß gefehlt hatte, und daß, so sehr sein Freund Rohde das Gegentheil behaupte, dies unmöglich die Frucht seiner Papparbeiten seyn könnte. Gute Menschen, sagte ihm eine innere Stimme, nehmen an deinem Schicksale Antheil, ein Gott, ein Vater, hat dein nicht vergessen. Er griff nach seiner Flöte, die Melodie des Kirchengesanges: Befiehl du deine Wege, entströmte seinen Lippen und wohlthätige Thränen schafften dem gepreßten Herzen Erleichterung. Da wurde die Thür aufgeschlossen, der Aufwärter brachte ihm sein Frühstück, und die Zeitung, die ihm Magister Rohde regelmäßig zusandte.

Wilhelm wäre ohne diesen ehrwürdigen Mann längst ein Opfer der Verzweiflung gewesen. Er war als hoffnungsvoller Knabe der einzige Trost seiner armen, frommen Mutter, die gerade, weil Wilhelm so gut, so fleißig war, manchen seiner Fehler,

*) Aus: Erzählungen von L. v. Baczko. Halle u. Leipzig, 1822.

hierunter seine leidenschaftliche Heftigkeit übersah, und der Beifall seiner Lehrer, der ihm unausgesetzt zu Theil ward, nährte den Stolz des feurigen Knaben. Er kam in eine militärische Bildungsanstalt, galt auch dort für den ersten unter seinen Mitschülern, wurde aus der Anstalt als Offizier entlassen, und die Mutter vergoß bei seinem Anblick Freudenthränen. Gott hatte ihre sehnlichsten Wünsche erfüllt, Wilhelm war auf dem Wege zu Beförderung und Glück; sie erlebte es nicht, die gute Mutter, wie alle diese schönen Pläne und Hoffnungen dahin welkten, denn nach wenigen Monaten weinte Wilhelm an ihrem Grabe. Er, der sich damals so einsam, so verlassen fühlte, dankte nach wenigen Jahren Gott dafür, daß seine Mutter nicht seinen Schmerz, seinen Jammer theilte.

Jetzt, nachdem er die Zeitung gelesen hatte, durchlief er noch die darin enthaltenen Bekanntmachungen, sein Auge fiel auf den Namen Zinkmar, es war die Anzeige vom Tode dieses Mannes, ein Schauder durchbebt ihn. Barmherziger! rief er, indem er die Hände faltete, vergieb ihm, der mich so unaussprechlich elend machte, und sende mir auch bald den Tod als Tröster zu! Ueberwältigt von seinen Gefühlen, hatte er eine Zeitlang schweigend und in sich gekehrt dagesessen, als ihn die Ankunft des Magisters Rohde erweckte. Ich bringe Ihnen, sagte der ehrwürdige Greis, eine angenehme Botschaft: Der Director unserer Anstalt hat es mir zugegeben, daß Ihre Thüre nicht mehr verschlossen seyn darf. Sie sind jetzt bei Ihren Spaziergängen nicht mehr auf eine Stunde beschränkt, können mich, so oft Sie wollen, besuchen, ich darf Sie jetzt bei den Meinen, die schon lange Ihre Bekanntschaft wünschten, einführen, und daher bitte ich Sie, schlagen Sie mir nicht ab, heute mein Gast zu seyn. Dalbeck machte Einwendungen; allein Rohde ließ nicht ab, auf seinem Antrage zu bestehen, und holte ihn zur Mittagszeit zu sich. Der Tisch war in einer Laube des Gärtchens gedeckt, welches hinter der Wohnung des guten Rohde lag, der als Diener der Religion, als edler Mann und Menschenkenner, auch schon manchen Unglücklichen in dieser Anstalt, durch Zuspruch, Trost und Beruhigung des empörten Gewissens mit sich und der Welt versöhnt und so der Menschheit wieder zurückgegeben hatte. Daher, als Dalbeck in dies Irrenhaus gebracht und dem Director als ein Wahnsinniger angezeigt wurde, der periodisch von der heftigsten Wuth überfallen und hierdurch äußerst gefährlich würde, so hatte Rohde den jungen Mann, für den sein Aeußeres so vortheilhaft sprach, dem nur, wenn kein anderer im Garten zugegen war, von zwei Aufwärtern begleitet, in einer bestimmten Stunde ein Spaziergang gestattet wurde, zuerst aus der Ferne betrachtet, und da er durchaus nichts Wildes, nichts Wüthendes bemerkte, sich ihm freundlich genähert.

Genauere Bekanntschaft erzeugte höhere Theilnahme und bald erhielt Rohde den Brief eines Ungenannten, der ihn sich des jungen Dalbecks, dieses Opfers der schändlichsten Ränke, anzunehmen bat, ihm hierzu eine nicht unbeträchtliche Summe sandte und jährlich damit fortfuhr. Der Unglückliche hatte wenige Bedürfnisse, diese wurden reichlich befriedigt, wie Rohde, um ihn zu schonen, jederzeit behauptete, einzig von dem Ertrage ausgezeichnet schöner Papparbeiten, mit deren Verfertigung, wie mit Lectüre und Musik, sich Dalbeck einzig beschäftigte. Er fand jetzt in der Laube die Gattin seines Freundes, an welcher, ungeachtet des herangerückten Alters, noch alle Spuren vormals ausgezeichneter Schönheit sichtbar waren, und es war ihm, als ob er diese Frau schon gesehen, oder gekannt hätte. Allein da sie und ihre beiden erwachsenen Töchter ihn als einen neuen Bekannten bewillkommten, und die Aussprache der Mutter eine Ausländerin verrieth, überzeugte er sich bald, durch seine lebhafte Einbildungskraft getäuscht zu seyn.

Schonend wurden die Schicksale des neuen Bekannten von keinem der Anwesenden berührt, er selbst aber hatte das Herz so voll von dem Tode Zinkmars, daß er sich nicht der Aeußerung erwehren konnte, jetzt, wenn nicht alle seine ehemaligen Freunde im Grabe ruhten, seine Befreiung hoffen zu können. Aber, fügte er traurig hinzu, welche Laufbahn könnte ich alsdann noch wählen? ich ein Mann ohne Vermögen, den wahrscheinlich Jeder wie einen Wahnsinnigen flieht! Die Frauenzimmer hatten sich bereits entfernt, als Dalbeck sich diese Aeußerung gegen seinen väterlichen Freund gestattete. Auch dafür, antwortete dieser, hat Gott gesorgt, denn, warum sollte ich es Ihnen in diesem Augenblicke verheimlichen? schon ist der Befehl angelangt, Ihren Gesundheitszustand noch einer ärztlichen Prüfung zu unterwerfen, und wenn, wie ich überzeugt bin, der Bericht ganz zu Ihrem Vortheil ausfällt, so ist auch die günstige Wendung Ihres Geschicks nicht zu bezweifeln. Ein Strahl von Freude schien bei dem Unglücklichen zu erwachen, der aber doch bald wieder düsterm Trübsinne Raum gab. Getrost! fuhr Rohde fort, der bisher Ihr Schicksal so väterlich leitete, hat auch ferner gesorgt. Er erzählte ihm jetzt, was ein Ungenannter für ihn gethan hatte, und daß er den Ueberschuß des ihm gesandten Geldes zinsbar angelegt, und so in den zehn Jahren über 1500 Thaler für ihn gesammelt hätte. Ihre Kenntnisse in der Mathematik, Ihr herrliches Planzeichnen, fügte er hinzu, müssen Sie empfehlen, und Ihre Anstellung im Baufache, wobei Sie die erforderlichen Kosten zu bestreiten im Stande sind, kann Ihnen folglich nicht entgehen.

Auf Dalbecks Bitte holte Rohde die Briefe des Ungenannten, die ihnen völlig unbekannten Züge verriethen die Hand eines Kaufmanns. O! rief Dalbeck, der Bankier Hilgert, der Freund meines Vaters, ist im Grabe; nur Dörfer, vielleicht Mathilde. — Er versank in tiefes Nachsinnen. Sey es, wer da wolle, antwortete Rohde, es war ein guter Mensch, der Sie seiner Liebe, seiner Achtung, werth fand und mein Vertrauen auf die Vorsehung, die mich so wunderbar durchs Leben leitete, und mir so unerwartet meine Mariane, mein höchstes Glück zuführte, o dieses Vertrauen sagt mir auch, daß für Sie noch Glück und Freude blühe.

Jetzt äußerte Dalbeck, wie er vorhin geglaubt hätte, in Marianens Zügen eine alte Bekannte zu entdecken. Schwerlich, sagte Rohde, haben Sie meine Frau jemals früher erblickt; aber gern erzähle ich, wie uns Gott zusammenführte und jetzt geschieht es noch voll der Hoffnung, Ihr Vertrauen auf den zu erhöhen, der unser Schicksal mit hoher Weisheit lenkt.

Ich war Feldprediger, als die Armee des Prinzen Heinrich am 15. Oktober 1762 durch feindliche Uebermacht Freiberg zu verlassen gezwungen wurde. Wir bezogen enge Quartiere, so daß selbst die sterbenskranke Bewohnerin des Wittwenhauses nicht verschont blieb, ob man gleich aus einiger Rücksicht mich, den Feldprediger, zu ihr hinwies. Ich trat in das kleine Stübchen, wo meine Mariane am Lager der bleichen Mutter saß, welches diese schon seit einigen Monaten nicht mehr verlassen hatte. Mariane hörte noch die Erzählung ihres Mannes, als sie diesen Augenblick mit dem Kaffee in die Laube trat. Fahre fort, sagte sie, indem sie mit himmlischem Lächeln auf ihren Gatten blickte, nie kann ich jener glücklichen Tage, worin sich unsre Herzen fanden, oft genug gedenken. Nun, sagte Rohde, indem er die kleine Liebkosung seiner Gattin freundlich erwiederte; schon der erste Anblick der schönen Jungfrau wirkte auf mich, ich fühlte ihre Verlegenheit und suchte sie nach Möglichkeit zu vermindern. O, laß mich jetzt erzählen! rief Mariane. Nicht allein, daß mein guter Mann darauf drang, ihm blos eine unbedeutende Kammer einzuräumen, worin noch ein Theil unseres Hausrathes stand, nicht genug, daß er die Kranke tröstete, ihr Muth und Hoffnung einsprach; er bemerkte unsere Armuth, sah, daß wir in der völlig ausgezehrten Gegend drückenden Mangel litten, sorgte für die Erquickung der Kranken und ließ uns am folgenden Morgen einige Lebensmittel zurück. Wir schieden von ihm mit dankbarer Rührung. O, sagte meine Mutter, indeß eine Thräne in ihr Auge trat, so ein Mann wäre auch dein Bruder geworden, aber den werde ich nie wiedersehen, nie die segnende Hand sterbend auf ihn legen. Ich hatte Mühe, die arme Kranke zu beruhigen; indeß währte das Getümmel des Krieges um uns fort, die Preußen drangen wieder vor, wir hörten von fern den Donner der Kanonen, als Heinrich am 29. Oktober seinen herrlichen Sieg erkämpfte; und wenn gleich an alle Schrecknisse des Kriegs gewöhnt, so waren wir doch voll der bangsten Erwartung, so lange der Kampf noch unentschieden war. Ich mußte meiner Mutter aus einem Erbauungsbuche vorlesen; denn wo hätten wir anders Trost suchen sollen, als beim Himmel? Da hörten wir die Ankunft von Reitern, es wurde lebhaft an die verriegelte Thüre geklopft, wir sahen einander bestürzt an; aber wie schnell schwand jede Furcht, da ich die bekannte Stimme meines jetzigen Mannes hörte, der hinter seinem Regimente zog; er erschien als ein hülfreicher Engel, versorgte uns aufs Neue und blieb bei uns, bis die Schlacht völlig entschieden war. Aber in diesen wenigen Tagen hatte sich die Lage meiner Mutter sehr verändert, nur mit schwacher Stimme vermochte sie ihm noch ihren Dank zu stammeln, ihre Züge verklärten sich, als er sie auf die Freuden der Ewigkeit hinwies; ich kniete vor ihrem Sterbelager nieder, denn ich sah, die Stunde des Scheidens war gekommen. Gott segne dich! er lohne deine kindliche Treue, sagte sie mit schwacher Stimme; mein guter Mann weinte mit mir. Mutter! sagte er, wenn Marianen mein kleines Amt und ein treues Herz genügen, das sie liebt und ehrt, dann segnen Sie auch mich, Ihren Sohn. Ein sanftes Lächeln umschwebte den Mund der Sterbenden, willig bot ich ihr meine Hand, die sie, indeß mein guter Mann neben mir niederkniete, in die seine legte. Ihre letzten Worte, mehr noch ihr zum Himmel gerichteter Blick, sprachen ihren Segen über uns, und nach wenigen Augenblicken hatte sie der Todesengel in die Wohnung des ewigen Friedens abgerufen. Nach einigen Wochen ward ich die Seine, und es sind uns nun bald dreißig Jahre dahin geschwunden, als wären es eben so viel schöne Frühlingstage.

Die herzliche Anhänglichkeit der beiden Eheleute wirkte wohlthätig auf Dalbeck. Sie sind aus der Gegend von Freiberg? Wäre es möglich, daß Ihre Züge mich nicht täuschten? Wäre es möglich, daß der erste Lehrer meiner Jugend, der Mann, der zuerst bei mir den Sinn für alles Schöne und Gute weckte, Ferdinand Hobald — Ferdinand Hobald! o das ist mein Bruder! Wo lebt mein Ferdinand? oder — er hat, antwortete Dalbeck seufzend, die Ruhe im Grabe gefunden. Mariane weihte

dem Andenken des Entschlummerten, den sie schon wieder gefunden zu haben hoffte, ihre Thränen, auch Dalbecks Auge ward feucht. Erzählen Sie, sagte Mariane, was Sie von dem Verewigten wissen. Ich kann nicht, sagte Dalbeck, indeß die höchste Glut seine bleiche Wange färbte. Warum nicht? rief Mariane; Ferdinand war fromm und gut, es möge ihn auch betroffen haben, was da wolle, er konnte nur unglücklich, schlecht konnte er nie seyn. O er war gut und edel, unaussprechlich gut, sagte Dalbeck, indem er ihre Hand in seine drückte; sein Schicksal ist mit dem meinen genau verwebt, aber er wurde unglücklich. Ich bin, antwortete Mariane, auf alles gefaßt, wenn gleich für den einzigen theuern Bruder mein Herz noch die innigste Liebe hegt, die seine, mehr als dreißigjährige Entfernung nicht geschwächt hat. Ich bitte Sie flehentlich, und wäre es auch das Schrecklichste, machen Sie mich mit seinem Schicksale bekannt.

Mein Vater, erzählte nun Dalbeck, war in einer der angesehensten preußischen Festungen Ingenieur des Orts; er hatte sich während des siebenjährigen Krieges verheirathet, und bestimmte, da ich als sechsjähriger Knabe den ersten Unterricht bedurfte, Hobald, den Flügelmann des Regiments, zu meinem Lehrer. Dieser, vormals ein Candidat der Gottesgelahrtheit, war, als er aus Leipzig seine Eltern besuchen wollte, aufgefangen und zu Kriegsdiensten gezwungen worden; er wurde noch jetzt, da man ihn wegen seiner Größe und seines vorzüglichen Aeußern schätzte und für klug genug hielt, um die erste vortheilhafte Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, mit doppelter Strenge beobachtet. Nicht ohne Mühe erhielt mein Vater von dem Compagniechef die Erlaubniß, daß Hobald meinem Unterrichte täglich ein Paar Stunden weihen konnte. Sein Beifall machte, daß sein Unterricht sich mehrte, und da Hobald hierdurch einen einträglichen Erwerb hatte, so bewilligte ihm auch endlich, auf Verwendung meines Vaters, sein Wirth, der Maler Braun, die Hand seiner sanften, nicht ungebildeten Tochter. Er ward Vater, und da man ihn durch seine Verhältnisse gefesselt hielt, gestattete man ihm mehr Freiheit, und sein Erwerb durch vermehrten Unterricht brachte ihm einigen Wohlstand. Da starb sein Schwiegervater. Bei dessen vielen Kindern bekam ein jedes nur ein Paar hundert Thaler, die Hobald sogleich für seinen Abschied anbot; allein Oberst Zinkmar wies ihn mit Härte zurück und erklärte, da er jetzt etwas zuzusetzen habe, nicht mehr zu schulmeistern brauche, ihn zum Unteroffizier und nach einigen Jahren zum Feldwebel machen zu wollen. Vergeblich bat er, ihn zu verschonen; er ward Unteroffizier und mußte bei den vielen Geschäften, die man ihm jetzt übertrug, allen Unterricht aufgeben, mit Ausnahme dessen, den er mir ertheilte, welches ihm noch aus Rücksicht auf meinen Vater gestattet wurde. Hobald wurde Vater mehrerer Kinder, und bei dem Mangel an Erwerb wurde bald seine Lage drückend, wenn gleich mein Vater, der selbst kein Vermögen besaß, ihn nach Möglichkeit zu unterstützen versuchte. Der sanfte, fromme Mann wurde schwermüthig; doch hinderte ihn dies nicht, alles Mögliche zu meiner Bildung aufzubieten.

Um diese Zeit machte sich der Sous-Brigadier Guichot von der Tabacksferme im ganzen Orte furchtbar. Er war kürzlich aus Frankreich angelangt, stand unter dem Schutze seines Onkels, eines der wichtigsten Männer bei der Regie, und hoffte bald durch häufige Beschläge sein Glück zu gründen. Einige Soldaten, bei denen er Contrebande entdeckte, wurden mit Spießruthen bestraft; überall äußerte sich der Unwille gegen ihn, und bei einer solchen Veranlassung hatte einst Hobald in Gegenwart Mehrer gesagt: mich wundert, daß man den Schurken, der überall umherschleicht, nicht todt schlägt oder ersäuft. Nach wenigen Tagen erhielt er die Wache neben einer Pforte, welche durch die Festungsmauer unfern dem Hause des Commandanten, nach dem Flusse führte, die des Nachts verschlossen und deren Schlüssel dem Commandanten übergeben wurde. Da kam Guichot mit einem schriftlichen Befehl des Commandanten, der ihm den Schlüssel anvertraut hatte, ihn während der Nacht ungehindert durch die Pforte aus- und eingehen zu lassen, und die Wache wurde, wenn er sie zu Hülfe rufen sollte, ihn zu unterstützen angewiesen. Guichot ging nun mit einem seiner Gefährten durch die Pforte, welche er hinter sich zuschloß. Hobald aber blieb während der Sommernacht auf der Bank neben der Thür der Wache, als die Pforte aufgeschlossen wurde, und ihn den Schlummernden, ein Geschrei nach Hülfe erweckte. Er wollte hinzueilen; einige Leute mit Päcken auf dem Rücken stürzten in die Stadt und rannten eilig davon. Hobald hätte Lärm machen, sie als verdächtig verhaften sollen; allein der Gedanke, daß dieß Soldaten seyn könnten, die alsdann auch durch Spießruthen zerfleischt würden, hielt ihn zurück, um so mehr, da Niemand weiter nach Hülfe rief. Er sah die Pforte offen, den Schlüssel darin stecken, zog ihn aus und schloß sie zu. Am Morgen kämpfte er mit sich selbst: sollte er die Begebenheit enzeigen? Unannehmlichkeiten, daß er die, welche zur Pforte herein gekommen waren, nicht verhaftet, waren alsdann gewiß. Der Soldat, der vor dem Gewehr stand, hatte während der Zeit, da dieses vorfiel, im Schilderhause gestanden und daher, wie Hobald glaubte, weder die offene Pforte, noch daß er sie verschlossen hatte, bemerkt. Der Schlüssel, welchen er in Händen hatte, war ganz neu, von dem alten, verrosteten, den Guichot erhalten hatte, völlig verschieden. Er hoffte jeden Augenblick, daß dieser erscheinen würde und wollte alsdann seinen Entschluß fassen. Da aber verschiedene nach der Pforte kamen, um Wasser zu holen, hierunter selbst die Leute des Commandanten, so mußte er sie mit der Aeußerung abfertigen, daß Guichot, der den Schlüssel erhalten hätte, noch nicht zurückgekehrt wäre. Seine Angst stieg mit jeder Minute; da kam der Adjutant des Commandanten und ein Auditeur, Hobald wurde durch einen andern Unteroffizier abgelöst, verhaftet und verhört. Man hatte in seinem Hause schon eine Nachsuchung angestellt, ein Paar Pfund Taback und einige Pfund Kaffee, die damals auch rechtliche Leute ohne Bedenken von den Contrebandiers kauften, gefunden. Man fragte ihn: von wem er dies gekauft hätte? er wurde verlegen und wußte es nicht anzugeben. Man fragte ferner: ob er nicht in der Nacht ein Geschrei nach Hülfe gehört hätte, und warum er nicht herbeigeeilt wäre? Er gestand, dies gehört zu haben; allein es hätte auch augenblicklich nachgelassen. Der Soldat, welcher vor dem Gewehr gestanden hatte, wurde herbeigerufen, der in Betreff des Geschreis nach Hülfe Hobalds Aussage bestätigte, aber nun auch treuherzig erzählte, wie die Pforte wäre aufgeschlossen worden, einige Leute hindurch gelaufen wären und Hobald nun die Pforte verschlossen habe. Dieser ward leichenblaß. Dies erzeugte Argwohn, seine Taschen wurden untersucht, der Schlüssel gefunden. So erschien er nun als überwiesener Verbrecher, mit den Contrebandiers im Bunde, und wegen seiner früheren unvorsichtigen Aeußerung selbst als Theilnehmer an Guichots Ermordung, wenigstens als Rathgeber dazu.

Denn Guichot und sein Gefährte waren von den Contrebandiers in den Fluß gestürzt worden; er war ertrunken, sein Gefährte aber hatte sich durch Schwimmen gerettet, die Sache angezeigt und die Untersuchung veranlaßt. Daß von den Soldaten Contrebande in die Stadt gebracht wurde, nicht aber der Weg, auf welchem es geschah, war bekannt. Jetzt versicherte der Gerettete, er habe sie durch die Pforte in die Stadt laufen sehen. Daß Hobald die Nacht über allein vor der Wache gesessen, und hierdurch fast bewiesen habe, auf dieselben zu warten, daß er sie nicht aufgehalten, davon keine Anzeige gemacht hätte, schien, vorzüglich bei seinem Benehmen in Betreff des Schlüssels, und da man seine zerrütteten Umstände kannte, eine Verbindung mit ihnen nicht unwahrscheinlich zu machen. Es wurde alles aufgeboten, die Thäter auszumitteln, endlich wurden einige Pfund Taback bei einem Soldaten entdeckt, der durch Härte zu dem Geständniß gezwungen wurde, daß ihn und seine Cameraden, die aber indeß Gelegenheit zur Desertion fanden, ein ihnen bekannter Unteroffizier, den er aber selbst nicht genauer zu bezeichnen wußte, wenn er die Wache gehabt, mit Hülfe eines Nachschlüssels durch die Pforte gelassen hätte. Mein Vater erschrak nicht wenig bei dieser Nachricht, er eilte auf die Wache, Hobald betheuerte aufs Heiligste seine Unschuld. Mein Vater eilte zum Obersten, der wüthend darüber war, den schönsten Mann seiner Compagnie durch lange Festungsstrafe zu verlieren. Beide geriethen in Wortwechsel, mein Vater wurde heftig, der Oberste forderte ihn. Mein Vater blieb unverwundet; allein dem Obersten wurde der linke Arm durch die Kugel meines Vaters zerschmettert. Hobald wurde jetzt der Gegenstand seiner Rache und Lieutenant Zinkmar, ein würdiger Sohn seines Vaters, das Werkzeug. Der entdeckte Contrebandier wurde so lange gemißhandelt, bis er den Unteroffizier Hobald als Theilnehmer nannte, und nun traf diesen das Loos. Durch Mißhandlungen ermüdet, gestand er ein, was man von ihm forderte. Beim Tode Guichots konnte er nicht Hand angelegt, wohl aber dazu gerathen haben; er gab es zu. Dalbeck vermochte nicht weiter zu erzählen. O mein armer Bruder! rief Mariane, er verlor gewiß sein Leben auf eine schimpfliche Weise. Nein, sagte Dalbeck, indem er seine Thränen trocknete; die allgemeine Theilnahme brachte es dennoch dahin, daß er erschossen wurde, und innerhalb der Bastion, wo er sank, sorgte mein Vater für sein Grab. Von dem Feldprediger, meinem Freunde, erfuhr ich in der Folge, daß Hobald am Abende vor seinem Tode ihn noch darauf aufmerksam gemacht hätte, daß ein bei der Compagnie stehender Unteroffizier commandirt, ein anderer plötzlich erkrankt und hierdurch die Tour beim Aufziehn auf die Wache wichtig verändert worden wäre; die Contrebandiers aber wahrscheinlich hiermit unbekannt statt seiner ihren Verbündeten dort anzutreffen gehofft hätten; bat ihn aber, dies nicht weiter rege zu machen, weil er doch nun schon nach dem, was er eingestanden hätte, seinem Schicksale nicht entgehen könne, und keinen seiner Cameraden unglücklich machen wolle. Und wo blieben die Seinen? forschte Mariane. Mein Vater, antwortete Dalbeck, starb wenige Monate später; ich kam in eine militairische Erziehungsanstalt, und als ich daraus entlassen wurde, durch mein unglückliches Schicksal als Offizier in das Regiment des General von Zinkmar.

O mein unglücklicher Freund! rief Rohde. Noch war mein Schicksal erträglich, fuhr Dalbeck fort, so lange der ehrwürdige

General von Woinitz lebte. Dieser war als Commandant der Freund meines Vaters. O die verfluchte Pforte! sagte Woinitz einst zu diesem, sie hat schon so manchen elend gemacht, an ihr klebt schon so vieles Menschenblut! Sie ist, antwortete jener, blos zu Ihrer Bequemlichkeit, um das Wasserholen auf ein Paar hundert Schritte zu erleichtern. Wäre dies nicht, so würde ich, da sie den Festungswerken nachtheilig ist, schon längst auf ihre Vermauerung angetragen haben. Wenn das wäre, meinte Woinitz, müßte sie noch heute vermauert werden, damit durch sie kein ehrlicher Mann Gelegenheit und Versuchung zum Bösen erhalten könnte.

Da nun zugleich hierdurch die Wache abging, der Dienst erleichtert wurde, so erfüllte mein Vater schon nach wenigen Tagen diesen Auftrag. Zinkmar, der seit jenem unglücklichen Zweikampfe alles, was durch meinen Vater geschah, als unnütz oder lächerlich darzustellen suchte, spottete auch, als er genesen war, über die vermauerte Pforte gegen Woinitz, und suchte ihn zur Wiedereröffnung zu bestimmen. Nein, sagte der fromme Greis, ich würde mir ein Gewissen daraus machen. Nun, sagte Zinkmar lächelnd, so wird es doch gewiß Ihr Nachfolger thun! Das soll er bleiben lassen! antwortete Woinitz entrüstet. Und wodurch wollen Sie es hindern? O! rief Woinitz, der keinen Widerspruch ertragen konnte, einen Fluch will ich darauf setzen: wer nicht auf das viele Leiden achtet, welches durch diese Pforte veranlaßt wurde, und sie wieder öffnet, dem soll es nimmer gut gehen, hier zeitlich und dort ewiglich! Zinkmar wollte den Greis nicht reizen, er schwieg. Aber, fragte er nach ein Paar Minuten, glauben Sie denn, daß ein solcher Fluch Wirkung hat? Ich meine, fuhr der entrüstete Alte fort, Gott wird den nicht ungestraft lassen, der die gutgemeinte Absicht eines Greises, der bald vor seinem Richterstuhle steht, leichtsinnig verachtet.

So blieb die Sache auf sich beruhen, bis ich wieder zurückkehrte, und Zinkmar, was irgend in seinen Kräften stand, zu meiner Kränkung aufbot. Aber noch war mein jugendlicher Frohsinn ungebeugt, noch lebten manche Freunde meines Vaters und vor allen war Woinitz mein Beschützer. Der ehrwürdige Greis erkrankte; ich hörte, daß er schwächer würde, und hielt es um so mehr zur Pflicht, mich täglich nach ihm zu erkundigen. Ich sprach eben mit seiner Gemahlin, welche mir mit Thränen sagte, daß der Kranke zuweilen zu phantasieren anfange. Er hatte den General Zinkmar zu sprechen gewünscht, dieser trat eben ins Zimmer, er nannte bei der lauten Erwiderung meines Grusses meinen Namen. Ist, fragte, der Kranke, als er die Thür seines Zimmers öffnen hörte, Dalbeck hier? Zinkmar bejahte dies. Laßt ihn hereinkommen! rief der Kranke. Tief gerührt nahte ich mich dem sterbenden Greise. Mein Sohn! sagte er, indem er mir freundlich die Hand reichte, Du weißt, ich habe einen Fluch darauf gesetzt, daß die, auf den Rath deines Vaters vermauerte Pforte nicht wieder geöffnet werde; gieb mir die Hand darauf, daß Du, wenn ich todt bin, sogleich wenn mein Nachfolger hier eintrifft, zu ihm gehen und ihm sagen willst: er solle die Pforte nicht öffnen, meinen Fluch nicht auf sich laden; gieb mir die Hand darauf, dies treulich auszurichten! Ich reichte dem Sterbenden die Hand. Du kannst nun gehen, sagte er, Gott segne Dich, mein Sohn! Ich freute mich, das Zimmer verlassen zu können; denn ich sah, daß Zinkmar sein Gesicht zum höhnischen Lächeln verzog. Am folgenden Morgen war mein ehrwürdiger Beschützer nicht mehr und Zinkmar wurde sein Nachfolger. Bald wurden nun meine Leiden grenzenlos. Alles wurde mir zum Versehen ausgedeutet, durch die härtesten, mir öffentlich ertheilten Verweise, durch häufigen Arrest wurde mein Ehrgefühl unaufhörlich gekränkt.

Gleich den Tag, nach dem Zinkmar die Commandantenwohnung bezogen hatte, rief er mich auf der Parade und befahl mir, daß ich die Grenadierzimmerleute nehmen und die vermauerte Wasserpforte aufbrechen lassen sollte. Der verstorbene General von Woinitz, fing ich an, gab mir auf dem Sterbebette — Herr! keine Einwendungen, antwortete Zinkmar, Sie vollziehen augenblicklich meinen Befehl! Keiner meiner Kameraden wollte mir das Geschäft abnehmen, denn alle scheuten den bösartigen Mann, und so mit gebrochenem Herzen mußte ich gehorchen.

Zu meinem größten Unglücke war kurz zuvor meine gute Mutter gestorben; sie hatte zwar kein anderes Einkommen, als ihr doch immer nicht ganz unbeträchtliches Witwengehalt, allein ich wohnte mit ihr zusammen, aß an ihrem Tische, verlor daher schon in ökonomischer Hinsicht; unersetzlich aber war für mich der Verlust einer Trösterin, einer Freundin, die meine Fehler, meine Schwächen kannte, meine heftigen Leidenschaften zügelte, mich oft wieder zu Geduld und Ruhe leitete. Jetzt war ich mir allein überlassen; rücksichtslos wurden daher meine leidenschaftlichen Aeußerungen über Zinkmar, um so mehr, da die Aufbrechung der Pforte eine Zeitlang Stadtgespräch ward. Denn nach Eröffnung derselben wurde auch wieder die benachbarte Wache besetzt, und sey es nun, daß Aberglaube, oder auch der Unwille über die neue Beschwerde im Dienst dazu die Veranlassung gab, durch die Schildwachen, welche um Mitternacht vor dem Gewehr standen, wurde das Gerücht verbreitet, daß sie oft ein klägliches Winseln, oft wieder ein wüthendes Heulen und Toben an der Pforte gehört hätten. Ich, der ich meine Zeit den Wissenschaften, die Erholungsstunden meiner Mutter und dem Umgange mit wenigen gebildeten Freunden weihte, an wenig rauschenden, gar keinen rohen Vergnügungen Antheil nahm, galt für einen halben Sonderling, und hatte als solcher auch meine Gegner, die vielleicht auch, um sich die Gunst des neuen Commandanten zu erwerben, den Argwohn rege machten, daß ich vielleicht die Rolle des Gespenstes übernommen haben könnte. Zinkmar kam einige Nächte hindurch zwischen zwölf und ein Uhr nach der Pforte geritten, verweilte dort eine Zeit, sah und hörte nichts, und äußerte nun mit manchem hämischen Seitenblick auf mich, daß er mit Hülfe seiner doppelläufigen geladenen Pistolen sich jetzt als ein vorzüglicher Geisterbanner bewährt hätte. Diese Aeußerung wurde bald mit mir nachtheiligen Zusätzen verbreitet, meine Wuth hierdurch noch erhöht. In vielen, vielleicht ganz unschuldigen Aeußerungen meiner Kameraden ahnete ich sogleich Anspielung, die ich nur durch Blut sühnen zu können glaubte. Hierdurch entsprangen häufige Zweikämpfe, in allen war ich glücklich; aber nun auch als ein wüthender Händelmacher, als Störer aller geselligen Freuden verschrien. Daher zog sich beinahe ein Jeder von meinem Umgange zurück.

So stand ich einsam da, und suchte noch einigen Trost im Schoße der Natur; aber Zinkmar erhielt vielleicht von meinen entfernten Spaziergängen Nachricht, ließ Lärm schlagen, ich fehlte, wurde mit Arrest bestraft und erhielt die Weisung, mich nie, ohne mich vorher gemeldet zu haben, aus der Festung zu entfernen. Oft dachte ich daran, meinen Abschied zu nehmen; allein die Verpflichtung, nicht in fremde Kriegsdienste zu treten, war damit verbunden; als Invalider konnte ich keine Anstellung fordern und bei dem Mangel alles Vermögens mich nicht für eine Wissenschaft bilden, um durch diese mein Brod zu haben. Ich sank in tiefe Schwermuth, mein Zustand grenzte an Verzweiflung, die selbst in meinem abgezehrten wilden Aeußern sich zeigte. Oft lief ich in schlaflosen Nächten durch die Straßen, auch wohl auf dem Walle umher, und suchte vergeblich mein erhitztes Blut abzukühlen. Jene Stelle, wo Hobald den Tod gefunden hatte, und seine Asche ruhte, wurde bald mein Lieblingsplätzchen, denn auch sein Schicksal überzeugte mich, es müsse eine ewige Vergeltung seyn. Bald kam noch ein anderer Grund hinzu. Man übersah von hier den in der Vorstadt liegenden herrlichen Garten des Bankiers Hilgert, dieses Freundes meines Vaters. Hier hatte ich mit dem, nachher auf seinen Reisen in England verstorbenen Sohne Hilgerts die fröhlichsten Stunden in meinen Knabenjahren hingebracht. Mit Wehmuth dachte ich an die Vergangenheit, an alle die lieben Todten, und die Hoffnung, bald mit ihnen vereint zu seyn, gewährte mir Trost. Mein Zustand milderte selbst den Haß meiner Gegner, ich schien ihnen tiefer gebeugt, als sie es bei meiner leidenschaftlichen Heftigkeit erwartet hatten. Doch mein nächtliches Herumwanken, mein Tiefsinn, meine Zerstreuung gaben auch wieder Stoff zu dem Gerüchte, daß mein Zustand an Geisteszerrüttung grenze.

An einem schönen Sommerabende sah ich nach dem Garten, da erblickte mein scharfes Auge den Gärtner. Es war noch der nämliche, der vor funfzehn Jahren dem Knaben so manche kleine Freude gewährt hatte; außer ihm war Niemand im Garten. Von einem unwiderstehlichen Zuge, noch einmal meine Lieblingsplätze zu sehen, fortgerissen, eilte ich dahin; ich wurde freundlich von dem Gärtner empfangen, der mich überall umherführte. Ich fragte, was für ein neues Gebäude sich dort in dem kleinen Lustwäldchen erhoben hätte, wo der verstorbene Franz als Knabe ein eigenes kleines Gärtchen besaß, bei dessen Bearbeitung ich ihm damals so oft zur Hand ging? Wir eilten dahin, auf sechs korinthischen Säulen erhob sich eine kleine Rotunde, in ihr ein Denkmal auf meinen so früh verblühten Jugendfreund. Ich umfaßte die Urne, meine Thränen flossen darauf herab, meine Innigkeit rührte den Greis, er lud mich ein, doch recht oft wieder zu kommen, und ich nahm dies gern unter der Bedingung an, daß er mich, wenn Jemand im Garten wäre, sogleich warnen sollte. Es war mir hier so wohl, an mancher Stelle hatte ich hier mit meinen Eltern, an mancher mit meinem Jugendfreunde verweilt; ich glaubte hier den theuern Abgeschiedenen näher zu seyn. Ich saß hier einst am Fuße des Monuments und las Youngs Nachtgedanken, jetzt, weil sie meiner Schwermuth Nahrung gaben, mein Lieblingsbuch, als unerwartet Hilgert erschien. Er, den ich sonst als einen blühenden, kräftigen Mann kannte, nahte sich schwankend, denn ihn hatte der Tod seines Sohnes tief gebeugt und noch vor der Zeit zum Greise gemacht, und so trat auch er, der Leidende, gleich meinem Herzen näher.

Freundlich wurde ich von ihm bewillkommnet; ich wollte mich entschuldigen. Freund meines Sohnes, sagte Hilgert, Sie bedürfen der Entschuldigung nicht. Der theure Verstorbene wurde der Gegenstand unsers Gesprächs, und an seinem Denkmale verband uns wieder der gemeinschaftliche Schmerz, freundschaftliche Vorwürfe folgten von dem ehrwürdigen Greise, daß

ich ihn vernachlässiget, so lange nicht besucht hätte; er forderte mich auf, dies zu vergüten, diesen Garten, so oft ich wollte, zu besuchen, erinnerte sich noch einiger meiner Lieblingsfrüchte, befahl dem Gärtner, sie mir jederzeit vorzusetzen und mir wurde wohl, daß ich wieder einen Mann gefunden hatte, der meinem Herzen nahe war. Bald ward ich der Hausfreund Hilgerts, der oft große Gesellschaften gab, wozu ich jederzeit eingeladen wurde, die ich aber nach Möglichkeit vermied. Spät im Herbste kehrte Madam Hilgert aus dem Bade und von einem Besuche bei ihrer Schwester zurück. Daß sie Mathilden, die Tochter derselben, mitbringen, und an Kindesstatt annehmen würde, hatte ich häufig gehört, und jetzt von ihrem Gemahl, der ihr einige Meilen entgegen fuhr, zu seiner Begleitung eingeladen, nahm ich mit Freuden an der kleinen Reise Theil.

Es war einer jener schönen Herbsttage, an welchen die Natur von ihren Verehrern noch so freundlich Abschied nimmt. Die vielen Bilder des Todes, die der Herbst herbeiführt, hatten meine Schwermuth gemildert und so horchte ich auf die Erzählung Hilgerts, daß Mathilde von ihm und seiner Frau seinem Sohne zur Braut bestimmt, auch dieser durch die Vorzüge ihres Geistes und ihre Schönheit gefesselt gewesen wäre, und ihnen ein glückliches Alter verheißen hätte. Aber, fügte er seufzend hinzu, alles ist hin! Was hilft mir mein großes Vermögen? wenn es mir doch nur die einzige Freude gewährte, die ehemalige Verlobte meines verewigten Sohnes dadurch glücklich machen zu können!

So erreichten wir ein Gasthaus, das in einem kleinen Wäldchen lag; Hilgert harrte voll Ungeduld. Lassen Sie uns, sagte er, ihnen entgegen gehen. Wir gingen ein Paar hundert Schritte, da tönte ein Posthorn, mein ehrwürdiger Freund fühlte sich innigst erschüttert. So hoffte ich, sagte er, sollte sie einst erscheinen, um meinem Franz in die Arme zu sinken. Er hatte Mühe, sich zu fassen; da erschien der Reisewagen, die Gattin lag in seinen Armen, Mathilde drückte seine Hand an ihre Lippen. Ich wurde überrascht, eine so regelmäßige Schönheit, solche Züge voll Sanftmuth und Würde hatte ich noch nie erblickt. Wir speisten in einem besondern Zimmer im Gasthofe. Mathildens Verstand, ihr sanftes, gefühlvolles Herz erhöhten noch meine Verehrung. Ich wußte bisher nicht, was Liebe war und schauderte bei dem Gedanken; armer Unglücklicher! wie willst du deinen Blick bis zu ihr erheben?

Ich wurde ihr als der Jugendfreund ihres entseelten Bräutigams vorgestellt, schon dies hatte Annäherung zur Folge; sie war Künstlerin auf dem Pianoforte und hatte eine herrliche Stimme zum Gesange, Hilgert war enthusiastischer Freund der Musik, ich blies die Flöte gerade nicht schlecht, sang einen guten Tenor; Dörfer, der Buchhalter, spielte das Violoncell vorzüglich, noch ein Paar der jungen Leute, die auf Hilgerts Comptoir und musikalisch waren, wurden eingeladen, und so verging, wenn uns nicht Gesellschaft störte, selten ein Abend ohne musikalische Unterhaltung. Ich fühlte mich wieder unter guten Menschen, meine Schwermuth entwich, und selbst ein blühendes Aeußeres zeigte die Rückkehr der Gesundheit. Mancher flüsterte sich zu, daß ich wohl Absichten auf die Nichte des reichen Bankiers hätte; allein da ich bei der hohen Achtung, mit der ich von ihr sprach, sobald man diesen Punkt nur entfernt berührte, ihre großen Vorzüge, ihre hohen Ansprüche und meine Unbedeutendheit zusammenstellte, so erlosch auch wieder dies Gerücht. Doch mir selbst verheimlichte ich es nicht, daß, so hoffnungslos ich auch liebte, Mathilde die Einzige wäre, die mich auf Erden glücklich machen könnte. Ich suchte meine Gefühle zu verbergen; aber oft, wenn ich mit ihr gemeinschaftlich sang, war ich nicht immer Herr meiner Empfindungen. Einst sangen wir ein Duett, worin ein liebendes Paar, durch die Hand des Schicksals getrennt, sich das letzte Lebewohl sagt. Ueberwältigt von dem, was mir jetzt aus dem Herzen sprach, ruhte mein feuchtes Auge auf ihr, mit der ich jetzt wohl in dem nämlichen Verhältniß stand; auch dem ihren entsank eine Thräne. Mir selbst unbewußt, drückte ich leise ihre Hand, unsere Herzen hatten sich verstanden. Es kam zu keiner Erklärung; aber die sanfte Röthe, die ihr Gesicht überzog, ihr Blick, der zuweilen wohlwollend auf mir ruhte, und dann wieder meinem Blicke zu entgehen suchte, erfüllten mich oft mit der seligen Hoffnung, dem herrlichen Wesen nicht gleichgültig zu seyn.

Major Zinkmar, der Sohn des Generals, besuchte jetzt häufig dies Haus, sah, wie freundschaftlich ich behandelt wurde, näherte sich mir jetzt zuvorkommend, indeß ich selbst immer von ihm in ehrerbietiger Entfernung blieb. Hingegen zwischen dem Buchhalter Dörfer und mir, der die Vorzüge und Kenntnisse des gebildeten jungen Mannes schätzte, war ein freundschaftliches Verhältniß entstanden.

Er brachte mir einst einige Musikalien, lenkte das Gespräch von Mathildens Stimme auf sie selbst zurück; wenn sie Zinkmar heirathet, sagte er, so ist es freilich zu meinem Glück, denn wahrscheinlich wird mir alsdann nach Hilgerts Tode die Handlung; auch ist Zinkmar ein wohlgebildeter Mann in seinen besten Jahren, und einst der Erbe großer Güter; aber als ich letzthin sah, wie faunenmäßig beim Tanzen seine Blicke auf Mathilden ruhten, wenn ich seine seltene Geschmeidigkeit und Herablassung betrachte, die oft mit unwillkürlichen Ausbrüchen von Stolz und Anmaßung contrastiren, und das Gerede, daß er gegen seine Untergebenen einer der grausamsten, fühllosesten Menschen ist, erwäge, so halte ich ihn des Engels nicht werth. Nein! rief ich aus, das ist er auch nicht! Dieser herzlose Bösewicht, der über alles Höhere und Heilige spottet, sich schamlos seiner Sünden und der verführten Unschuld rühmt, wäre es möglich, daß dieser Teufel sich um Mathilden bewerben könnte? Das ist Ihnen unbemerkt geblieben? fragte Dörfer; der General hat unsern treuherzigen Alten schon ganz für die Sache gewonnen, nur Mathildens Abneigung steht noch im Wege; denn die gute Tante, welche sie bisher stützte, ist jetzt auch beinahe auf die Seite Zinkmars getreten. Nein! rief ich aus, sie soll nie seine Beute werden! und fortgerissen von meiner Leidenschaft und meiner Heftigkeit, machte ich Dörfern mit allen Zügen, die ich von Zinkmar wußte, und seinen niedrigen Ausschweifungen bekannt, ja zeigte ihm selbst die Mittel an, wie er sich hiervon Ueberzeugung verschaffen könnte. Als ich am Abend bei Hilgert erschien, nahm dieser, dem Dörfer Alles mitgetheilt hatte, mich in ein besonderes Zimmer, ich glaubte, ihm um Mathildens willen Zinkmars Entlarvung schuldig zu seyn; Hilgert erschrak, prüfte, meinem Rathe gemäß, und wurde von der Wahrheit meiner Angaben überzeugt. Er theilte seiner Gattin, er theilte Mathilden selbst die Entdeckung mit. Bei den nächsten Besuchen Zinkmars erschienen die Damen nicht, er bemerkte bald, daß etwas zu seinem Nachtheile vorgefallen wäre, sein Ingrimm fiel auf mich, er ließ mir dieses durch bittere Ausfälle merken, die von mir in dem nämlichen Tone erwidert wurden. Der gute Hilgert aber war schon so weit gegangen, daß er durch einen entscheidenden Schritt wieder brechen zu müssen glaubte. Seine Gemahlin brachte also wieder Mathilden zu ihrer Mutter, bei der sie, wie es hieß, ein Jahr zuzubringen wünschte.

Zinkmar Vater und Sohn betrachteten mich als den Urheber von allem. Sie verheimlichten ihre Rache; wählten aber jedes Mittel zu ihrer Befriedigung. Der Frühling erschien, mir wurde das Exerciren der Recruten übertragen. Bei aller meiner Heftigkeit lag nie Härte in meinem Charakter, mit unermüdlicher Geduld suchte ich daher auch hier meinen Zweck zu erreichen. Wegen der Langsamkeit, womit ich fortschritt, wurde ich täglich mit Vorwürfen überhäuft, alle meine Bemühungen, ohne Einwirkung des Stocks diese rohen Leute auszubilden, wurden zum Gegenstande des Gelächters gemacht und selbst durch manche ärgerliche Anecdoten das Gerücht erneuert, es müsse doch wohl mit meinem Verstande nicht zum Besten bestellt seyn. Ich verlachte diese Tücke; allein als Dörfer an einem Morgen voll des höchsten Unwillens zu mir kam und mir die Nachricht mittheilte, daß, um Mathildens Ehre anzugreifen, wahrscheinlich durch Zinkmar, das Gerücht verbreitet wäre: daß sie, um nicht die Folgen ihres Umgangs, ungewiß, ob mit ihm oder mit mir, sichtbar zu machen, sich auf so lange Zeit entfernt hätte; da erreichte auch mein Ingrimm gegen diese so verächtlichen Menschen den höchsten Grad. Zitternd vor Aerger ging ich auf die Parade, ich war gerade im Dienst und mußte mich beim General melden. Sie kommen, wie gerufen, sagte dieser; mein Adjutant ist abwesend, da — man brachte einen Unteroffizier aus der Wache, geben Sie dem Kerl funfzig Fuchtel! Ich habe, sagte ich, dies Geschäft noch nie getrieben. So müssen Sie es lernen, rief der General, ohne Widerrede, funfzig Fuchtel aus aller Kraft! Ich gehorchte, kann es aber gar nicht läugnen, daß ich mich dabei höchst ungeschickt benahm, wozu denn auch wohl das Hohngelächter des mir gegenüberstehenden Majors nicht wenig beitrug. Donner und Wetter! rief der General, hätte Ihr thörichter Vater Sie nicht zum Empfindler erzogen, so würden Sie sich auch nicht im Dienste wie ein Weib oder Kind benehmen. Die Lästerung meines Vaters, so wie dieser grobe Verweis raubte mir alle Besinnung; und als der General mir nun den Degen aus der Hand reißen wollte, entweder um mich zu verhaften, oder um mir zu zeigen, wie ich mein Geschäft verrichten sollte, glaubte ich diese persönliche Beleidigung nicht ertragen zu müssen; ein Schlag mit der linken Faust auf die Brust des Alten machte, daß er taumelte, und zu Boden sank. Entwaffnet den Wahnsinnigen! rief der Major. Aber nun handelte ich auch wie ein Rasender. Zieh, feiger Bösewicht! rief ich, indem ich auf ihn einstürzte. Soldaten! stoßt ihn mit den Bajonetten nieder! rief der Major. In dem Augenblick aber hatte er auch von mir ein Paar Schläge mit der Klinge erhalten. Jetzt fielen mir meine Kameraden in den Arm, ich wurde entwaffnet, der Major zog seinen Degen, wurde aber auch von ihnen, mich zu durchbohren, verhindert; ich wüthete, wurde in die Wache gebracht, in das Arrestantenzimmer gesperrt.

Nachdem die Wuth sich gelegt hatte, überdachte ich die Folgen meiner Handlung und hielt meinen Tod für unvermeidlich. Gegen Abend besuchte mich der Regimentschirurgus Lenz, ein ehemaliger Freund meines Vaters. Er äußerte mir seine Theilnahme, so sehr er mein Benehmen auch tadelte, verordnete mir

ein Arzneimittel und bestimmte mich, ihm zu dessen Gebrauch mein Wort zu geben. Er fand mich am folgenden Morgen ruhiger, als er es vielleicht selbst erwartet hatte. Armer Dalbeck! sagte er, wird Ihr Vergehen nach den Kriegsgesetzen best aft, so dürfte Ihre Strafe schrecklich seyn; allein Ihre Gegner wünschen selbst, daß die ihnen zugefügte Beschimpfung auf Rechnung des Wahnsinns komme, um hierdurch zugleich mancher, sonst unvermeidlichen Verantwortlichkeit zu entgehen. Ihre hohe Schwermuth ist mir bekannt, so wie die von Ihnen ausgesprengten Gerüchte und Ihre gestrige Handlung, verargen Sie mir diesen Ausdruck nicht, ist doch wahrlich nicht des Wahnsinns unwürdig. Das ganze Offiziercorps wünscht sie zu retten; wirken Sie daher selbst nicht entgegen, wenn Sie für periodisch wahnsinnig erklärt, auf eine kurze Zeit als ein Wahnsinniger behandelt und dann wieder durch ein ärztliches Zeugniß völlig genesen zu seyn erklärt, in Freiheit gesetzt werden. Sie entgehen dadurch einem schimpflichen Tode, sollen sich zu keiner entehrenden Verstellung herabwürdigen, sondern lassen Sie den General, lassen Sie mich handeln und hoffentlich werden Sie noch vielleicht einst als glücklicher Mann diese Wendung Ihres Schicksals durch einen Freund Ihres Vaters liebreich erkennen. Ich wollte sterben; allein mein Freund, der Feldprediger, der mich besuchte, führte schon eine mildere Stimmung herbei. Den Tod zu ertrotzen, sagte er, ist beinahe halber Selbstmord. Dennoch würde ich mich noch schwerlich in Alles gefügt haben, und daher wurde auch unter dem Vorwande meiner Krankheit mein Verhör aufgehalten. Da kam eines Tages Dörfer in Begleitung des Feldpredigers zu mir, und steckte mir beim Weggehen ein Zettelchen in die Hand. Ich las nach ihrer Entfernung die Worte: Ist Ihnen mein Andenken nur etwas werth, so erhalten Sie Ihr Leben.

Die Handschrift und der Buchstabe M. zeigten, es kam von Mathilden. Jetzt fügte ich mich in alles; eine Menge von Zeugnissen meines angeblichen Wahnsinns wurden herbeigeschafft, und so wurde ich dann in diese Anstalt gebracht. Allein die Rache meiner Gegner ruhte nicht, der General wünschte meine Verhältnisse so traurig als möglich zu machen, und nur durch Ihre Güte, mein väterlicher Freund! sagte Dalbeck, indem er sich zu dem Magister wandte, wurde mein Schicksal gemildert, bis mir jetzt, nach beinahe zehnjährigen Leiden, der Tod meines Feindes wieder einige Hoffnung gewährt.

Diese blieb nicht unerfüllt. Nach wiederholten Prüfungen von Aerzten und Gerichtspersonen wurde Dalbeck für völlig genesen erklärt und Rohde that ihm nun den Vorschlag, bei dem mit seiner Schwester vermählten Pächter Reimar auf einige Monate sich einzudingen, um, durch die Landluft und Bewegung gestärkt, seine neue Laufbahn um so kraftvoller zu beginnen. Mit Dank nahm Dalbeck den ihm gemachten Antrag an, bald jauchzte er beim Anblick der Natur, bald vergoß er Thränen, die manche Erinnerung weckte. Er war anfänglich wie berauscht; doch endlich verlor sich die kräftige Einwirkung der Neuheit und er wurde bald Liebling der Familie, die ihn so freundlich bei sich aufgenommen hatte. Das Landleben gewann für ihn hohen Reiz, und der Vorschlag Reimars, den Rohde unterstützte, sich ihm zu weihen und nachher seinen Fond zu einer Pachtung anzulegen, war ganz nach seinem Geschmack. Um aber nun die Wirthschaft in allen ihren Zweigen kennen zu lernen, brachte er auch noch den Winter in Reimars Hause zu. Seine ganze vormalige Heftigkeit war dahin geschwunden; denn die Härte seines Schicksals hatte ihn an Geduld gewöhnt. Freund! sagte Rohde, als sie einst über die Vergangenheit sprachen, fühlen Sie nicht selbst, daß Ihre Leiden Sie besser gemacht, jede rauhe Seite Ihres Charakters, die vielleicht Sie und Andere unglücklich gemacht hätte, abgeglättet haben? Dalbeck selbst gestand dieß ein und ließ sich nun den Antrag gefallen, im nächsten Frühlinge in Begleitung der Familie Reimar und Rohde den Amtmann Münter, der einige zwanzig Meilen davon wohnte, zu besuchen. Sie werden, sagte Rohde, als sie bei einander im Wagen saßen, dort ein sonderbares Mädchen kennen lernen, die, freilich nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, aber noch ein sehr reizendes Geschöpf ist, wenn sie gleich das Unglück hat, taubstumm zu seyn. Sie hätten, sagte Dalbeck, mich nicht mitnehmen sollen; der Anblick der Unglücklichen wird meinen kaum erwachten Frohsinn wieder verscheuchen. Sie sind mir noch, sagte Rohde, der das Gespräch auf etwas anderes zu lenken wünschte, einiges aus Ihrer Lebensgeschichte schuldig. Wissen Sie nichts von Mathildens Schicksal? Aus den Zeitungen, welche Sie mir mittheilten, antwortete Dalbeck, weiß ich, daß sie Dörfern geheirathet hat. Da ich meine Freiheit wieder erlangt hatte, suchte ich Nachricht von meinen ehemaligen Bekannten. Major Zinkmar hat, um dem allgemeinen Hasse der Offiziere zu entgehen, seinen Abschied genommen, die wenigen Offiziere, mit denen ich Umgang gehabt hatte, lebten auf entfernten Gütern, oder waren versetzt, Lenz war längst im Grabe; nur der ehemalige Feldprediger hätte eine benachbarte Predigerstelle erhalten; er berichtete mir, daß Hilgert auf seinem Sterbebette Dörfern mit Mathilden verlobt habe, diese wäre Mutter von vier Kindern geworden, alle wären gestorben; Dörfer, wie man glaube, hierüber in Schwermuth versunken, ob ihn gleich das Glück bei seinem Handel außerordentlich begünstigt hätte. Die beiden Eheleute, die sich ohne wechselseitige Neigung, bloß aus Achtung für den Willen des Sterbenden vermählt hätten, wären, obgleich von allen guten Menschen geschätzt und geliebt, und bei allem äußern Glanze, wenn man dem allgemeinen Rufe trauen dürfe, keineswegs glücklich.

Tief seufzte Dalbeck am Schlusse dieser Erzählung. O, sagte er, jeder meiner eifrigsten Wünsche bleibt unerfüllt, jede Freude des Lebens geht für mich verloren! Gern wollte ich ohne Murren mein Schicksal ertragen, wenn nur sie glücklich wäre! Aber, ist es denn auch so gewiß? fragte Rohde. Der Feldprediger, antwortete Dalbeck, war Dörfers Freund, warum sollte ich zweifeln? Das Gespräch stockte, auch Rohde wurde nachdenkend. Getrost mein Freund, sagte er nach einigem Schweigen, der Ewige weiß, warum er unsere Schicksale so oft gegen unsere Wünsche und Hoffnungen lenkt, auch Ihnen kann noch die Freude auf Erden blühen, auch Sie können noch an der Seite der zärtlichen Gattin als Hausvater — Nimmer, nimmer! fiel Dalbeck heftig ein; sie war meine erste, sie bleibt meine einzige Liebe; gern will ich meine Zukunft einsam und freudenlos hinbringen, könnte sie, die für mich ewig verloren ist, nur glücklich seyn.

Sie kamen an den Ort ihrer Bestimmung, und von guten Menschen freundlich empfangen, kehrte wenigstens die Ruhe bei Dalbeck zurück; die Flügelthüren des Saales gingen nach dem herrlichen Garten; wollen wir nicht, fragte die Wirthin, noch vor dem Abendessen einen Spaziergang in den Garten machen? Sie traten aus dem Bogengange und sahen am Blumenbeete ein einfach gekleidetes Frauenzimmer, welches ihnen den Rücken zukehrte und sie gar nicht zu bemerken schien. Louise, meine taubstumme Nichte, sagte die Amtmännin; unwillkürlich fühlte sich Dalbeck äußerst bewegt. Als sie sich ganz genaht hatten, und die Amtmännin sie leise berührte, richtete sich Louise, die indeß Blumen gepflückt hatte, auf, begrüßte die Kommenden schweigend und Dalbeck bebte zurück. Wer ist, fragte er mit Heftigkeit, diese Dame? Meine taubstumme Nichte; sollte sie vielleicht schon die Ehre haben, Ihnen bekannt zu seyn? O diese Züge, sagte er zu Rohde, so dachte ich mir Mathilden, wenn sie älter wäre. Louise vertheilte ihre Blumen, sie reichte auch einige an Dalbeck, sie bebte, als er ihre Hand an seine Lippen drückte. Warum, sagte er, zittert diese Hand? Ihre Blicke und Ihre lebhafte Pantomime, sagte Münter, setzen die Arme in Verlegenheit. Nein! rief Dalbeck, unmöglich, sie ist es! ein Paar Thränen traten in Louisens Auge, sie riß die Hand aus der seinigen und eilte davon. Er machte eine schnelle Bewegung, ihr zu folgen. Ich bitte Sie, sagte Madam Münter, schonen Sie die Aermste, welche Sie bereits so erschreckt haben, sie dürfte sonst, so lange Sie hier sind, nicht wieder erscheinen.

Ein alter Mann, der, ungeachtet seiner sanften, wohlwollenden Züge auf Dalbeck, weil er ihn aufmerksam zu beobachten schien, einen unangenehmen Eindruck gemacht hatte, näherte sich ihm. Verzeihen Sie, mein Herr! einem Unbekannten, sagte er, indem er seine Hand faßte, und seinen Puls unbemerkt zu berühren schien, Sie scheinen bei dem Anblick dieser Unglücklichen in eine so heftige Gemüthsbewegung gerathen zu seyn, daß Sie es uns wohl nicht als übertriebene Neugier ausdeuten werden, wenn wir hierüber einen Aufschluß zu erhalten wünschen. O mein Herr! antwortete Dalbeck, o Ihr alle, martert mich nicht, wozu diese Täuschung? Eine solche Aehnlichkeit der Züge ist unmöglich, es ist keine Taubstumme, Madam Dörfer, Mathilde, Mathilde, sie ist es! Um des Himmels willen! sagte der Amtmann, beruhigen Sie sich, erholen Sie sich einige Augenblicke hier auf dieser Rasenbank. Die Amtmännin brachte ein Glas mit Limonade, man drang in ihn, zu trinken, er that es. Aber wer ist denn diese Dame, von der Sie sprechen? fragte der ältliche Mann, der sich neben ihn gesetzt hatte. Sie ists, von der ich meinen Himmel auf Erden erwartete, wenn ich sie gleich nur im Verborgenen liebte, nie die Meine zu nennen hoffen konnte, sie ists, die mich bestimmte, nicht dem Leben zu entsagen, und lieber für wahnsinnig zu gelten; die mich während meiner langen Einsperrung in meinen Träumen als tröstender Engel umschwebte, mich hierdurch vom Wahnsinn rettete, und um ihrer einst im Himmel würdig zu seyn, wenn Verzweifelung erwachte, mich vom Selbstmorde zurückhielt. Aber, sagte der Doktor Funk, der ältliche Mann, der ihm zur Seite saß, Sie nannten sie ja Madam Dörfer. Ich danke Ihnen, mein Herr! sagte Dalbeck mit Würde, daß Sie mich heran erinnern, sie ist die Gattin eines Andern und folglich waren meine Wünsche, selbst meine Aufwallung war ungerecht! Aber daß Sie, er blickte unwillig umher, aber daß Sie mir diese qualvollen Augenblicke bereiteten, das verzeihe Ihnen Gott! Nehmen Sie, sagte Doktor Funk, ich bitte Sie, dieses kühlende Mittel. O mein Herr, sagte Dalbeck mit Bitterkeit, sparen Sie Ihre Kunst, denn ich bin wahrlich nicht der, für den man mich ausgab. Das haben Sie in diesem Augenblicke bewiesen, antwortete Funk;

aber Freude, größer als der Schrecken, könnte Ihrer Gesundheit nachtheilig seyn; nehmen Sie daher, Mathilde bittet Sie, Ihre Gesundheit zu erhalten.

Er verschlang die ihm dargebotene Arzenei. Aber, rief er nun, wo ist sie, und wozu dies Alles? Darum, rief Mathilde, die hinter einer Hecke hervortrat, indeß die Thränen ihren Augen entstürzten und sie die Arme gegen ihn ausbreitete, um nun ungestört von Angst und Besorgniß ewig die Deine zu seyn. Dalbeck sank in ihre Arme, Freudenthränen standen in den Augen aller Anwesenden.

Der erste Taumel ging vorüber, zuerst sammelte sich Dalbeck. Lebt Dörfer? fragte er. Er lebt, antwortete Mathilde; aber unsere Ehe ist getrennt, und ich, sagte er innigst gerührt, eine Paar Schritte zurücktretend, davon die unglückliche Ursache? Ich ehre dies Zartgefühl, antwortete Mathilde; unsere Trennung erfolgte, als noch Zinkmar lebte, wurde dir aber auf Dörfers Bitte von deinem Freunde, dem ehemaligen Feldprediger, verschwiegen. Aber wo ist Dörfer? forschte Dalbeck aufs Neue. Im Besitze der Handlung meines Onkels, im höchsten Wohlstande, frei von aller bisherigen Schwermuth, ein glücklicher Gatte und Vater. Löst mir diese Räthsel! Alle setzten sich nun unter den Schatten einiger sich über sie wölbenden blühenden Linden und Akazien. Mathilde begann:

Du, mein Dalbeck, warst für mich verloren und beinah ohne Wunsch und Hoffnung schlich mein Leben dahin. Da starb meine Tante nach einer langen schmerzhaften Krankheit; es war mir Trost, ihr auf dem Sterbelager jeden möglichen Beistand zu leisten, und die Ueberzeugung, doch noch in der Welt nützen zu können, linderte in etwas meinen Gram. Länger als vierzig Jahre hatte sie das Schicksal meines Onkels getheilt, er liebte sie innig, ihr Tod zerstörte völlig die Gesundheit des ohnehin schwächlichen Greises, durch Dankbarkeit und kindliche Liebe an ihn gefesselt, vergaß ich meinen eigenen Schmerz. Er wurde einige Tage lang höchst unruhig, sprach oft ins Geheim mit Dörfer, mir ahnete nichts Gutes, der Arzt zuckte bedenklich die Schultern; es ist etwas, sagte er, im Gemüthe des Kranken, das seine letzte Lebenskraft verzehrt. Er wurde wieder heiter, obgleich die Entkräftung beinahe mit jeder Stunde stieg. Was hältst du, sagte er, da ich einst an seinem Krankenbette saß, was hältst du von Dörfer? Es ist nach meiner Ueberzeugung ein vorzüglicher junger Mann. Recht mein Kind! recht, sagte er; es ist ein herrlicher Mann; sein Eifer, seine Treue, seine Einsichten haben mich aus einer schrecklichen Lage gerissen, gern möchte ich ihm reichlich lohnen. Mathilde! du bist meine einzige Erbin, mache ihn durch deine Hand glücklich, gewähre mir die letzte Bitte, Euch meine guten Kinder, ehe ich sterbe, zu segnen. Konnte ich Nein sagen? Ich küßte die Hand des Greises, aus allen seinen Zügen strahlte Freude, da trat Dörfer ins Zimmer. Er winkte ihn an sein Lager. Mein Sohn, sagte er, so wünsche ich Sie nun künftig zu nennen, Sie haben viel für mich gethan, gern möchte ich Ihnen, noch ehe ich sterbe, meinen Dank zeigen. Mathilde, ich habe es längst bemerkt, ist Ihnen nicht gleichgültig; so eben hat meine gute Tochter meine Bitte erfüllt, und mir für Sie ihre Hand zugesagt. Kommen Sie, mein Sohn! er legte meine Hand in die seine. Dörfer hatte keine Worte, Thränen traten ihm ins Auge, ach und ich nahm dies für Ueberraschung, Dankbarkeit und Freude. Ich kniete am Bette des Greises nieder, Dörfer an meiner Seite, der Kranke richtete sich auf seinem Lager empor, er segnete uns beide, seine Thränen strömten auf uns herab, und so erhielt Dörfer den ersten Bräutigamskuß.

Mein ehrwürdiger Onkel schien durch die Freude auf Augenblicke genesen zu seyn. Ich, rief er, muß, ehe ich sterbe, euch noch als Eheleute erblicken. Er schickte sogleich seinen Wagen nach Dörfers Vater, einem nur wenige Meilen entfernten Landgeistlichen, der nun nach seinem Wunsche die Sache mit solcher Schnelligkeit betrieb, daß er uns nach wenigen Tagen, blos in Gegenwart einiger Verwandten vor dem Bette des Kranken zusammengab. Er wird es nicht lange machen, sagte der Arzt; selbst diese Heftigkeit ist Krankheit; ich fühlte mich glücklich, seine letzten Stunden aufgeheitert zu haben, denn schon zwei Tage nach meiner Trauung war er nicht mehr.

Dörfer, dieser gebildete junge Mann, behandelte mich zuvorkommend, mit hoher Achtung, ich suchte diese Gesinnungen zu erwiedern und so war unsere Ehe nicht unglücklich. Ich ward Mutter, mein Eduard, ein schöner Knabe, machte mich unaussprechlich glücklich, schon konnte er den Vater- und Muttern amen lallen, da sank er ins Grab. Ich tröstete mich, noch lebte meine Mathilde, aber ich litt unaussprechlich, als ich auch sie im zweiten Jahre verlor; dies was auch das Schicksal ihrer jüngsten Schwester. Mein Mann wurde schweigend und in sich gekehrt, oft sah ich Thränen in seinen Augen, forschte aber nicht nach dem Grunde, denn ich maß seinen Schmerz nach dem meinigen. Da nöthigten ihn seine Geschäfte zu einer Reise nach Hamburg, er kam verstört und trübsinnig zurück, ich schob den Grund auf ungünstige Handelsverhältnisse, aber er selbst gab mir Nachricht von unerwartetem sehr großem Gewinn. Ich sah, es lag ihm etwas auf dem Herzen, wünschte sein Vertrauen und suchte es durch Wohlwollen zu verdienen, erbetteln wollte ich es nicht. Er blieb verschlossen, nur wenn der einzige uns noch übrige Knabe, der freundliche Rudolph, die kleinen Händchen nach ihm ausstreckte, auf seinem Schooße saß, Vater! stammelte und ihm kindlich schmeichelte, dann schien sein guter Engel ihn freundlich zu umschweben. Aber auch mein Rudolph erkrankte. Dörfer ward außer sich, er bot alle Aerzte auf, versprach fürstlich zu lohnen, umsonst! Der Knabe litt unter den schrecklichsten Zuckungen, selbst seine Wärterin wurde durch diesen Anblick so angegriffen, daß sie das Zimmer verließ und auch ich, einer Ohnmacht nahe, trat auf einige Augenblicke in ein Nebenzimmer, um an einem offenen Fenster die frische Luft zu genießen, und sah noch im Hinaustreten, wie Dörfer, der mit unverwandtem Auge am Bette seines Lieblings gestanden hatte, sich daneben auf die Knie warf. Um so mehr eilte ich zurück; er aber, der Blick und Hände verzweiflungsvoll zum Himmel emporhob, bemerkte mich nicht. O du strenger Richter! rief er aus, mir dem Meineidigen, dem Verführer deine Strafe! diese gräßlichen Zuckungen, diese Qualen, erspare sie Erbarmer der leidenden Unschuld und sende Alles auf mein treuloses Haupt! Ich bebte zurück; eine solche Entdeckung hatte ich nicht erwartet. Mein armes, leidendes Kind starb erst nach einigen Stunden; noch an dem nämlichen Tage erkrankte Dörfer tödtlich, ich glaubte ihm jetzt um so mehr jede Pflicht der Gattin schuldig zu seyn. Er lag in wilder Phantasie, der Arzt zweifelte an seiner Rettung. O Sophie, Sophie! rief er aus, indem er meine beiden Hände ergriff, du nanntest ja unsern Knaben Eduard! o wenn ich auch dich nie die meine nennen darf, o so laß mich doch der Vater meines unglücklichen Kindes seyn! Georg, der alte Bediente meines Oheims, den wir im Dienste behalten hatten, war zugegen und wurde todtenbleich. Was ist dir Alter? sagte ich. O daß Sie auch diese schrecklichen Dinge erfahren müssen! Solltest du etwas davon wissen? Leider! antwortete er. Ich winkte ihm ins Nebenzimmer. Du sollst nicht, sagte ich, der Ankläger deines Herrn seyn, blos um ihn zu retten, wünschte ich sein Geheimniß zu wissen, sprich! Die Thränen des Greises strömten die graue Wimper herab. Sie wissen, daß, als der Herr vor wenigen Monaten nach Hamburg reiste, er mich mitnahm. Der Wagen brach auf der Rückreise und wir mußten, bis er ausgebessert war, einen ganzen Tag in einem kleinen Städtchen hinbringen. Der Herr stand am Fenster des Gasthofes, es war gegen Mittag, da kamen aus dem Hause gegenüber einige kleine Mädchen, mit diesen ein ausgezeichnet schöner Knabe, den nach wenigen Augenblicken eine junge Frau, die das Fenster öffnete, bei dem Namen Eduard hineinrief. Wer ist diese Dame und wem gehört der Knabe? fragte mein Herr lebhaft. Es ist der Sohn der Madam Waldner, dieser jungen Witwe, antwortete der Wirth, einer vorzüglichen Frau, die hier eine Mädchenschule hält. In dem Augenblicke stürzte mein Herr aus dem Zimmer, er blieb lange fort, kam mit rothgeweinten Augen zurück. Nach ein Paar Stunden mußte ich einen Brief an die Witwe bringen, die mir zwar bekannt schien, doch ohne daß ich mich genau auf sie erinnern konnte. Sie gab mir den Knaben mit, er mußte mit meinem Herrn auf seinem Zimmer speisen. Mein Herr, der den Knaben Eduard nannte, liebkoste ihn unaufhörlich, doch konnte er sich auch dabei nicht der Thränen enthalten. Die Mutter schickte gegen Abend, um ihn abzuholen, mein Herr schrieb an sie, versiegelte eine beträchtliche Summe in Golde und gab mir den Auftrag, den Knaben zurückzubringen und Brief und Geld der Mutter zu übergeben. Diese, wie ich nun genauer bemerkte, eine wunderschöne junge Frau, erbrach den Brief; gab mir aber, wie es mir schien, nicht ohne Unwillen den Beutel zurück, mit dem Auftrage, meinem Herrn in ihrem Namen eine glückliche Reise zu wünschen. Mein armer Herr schien hierüber außer sich zu gerathen, es blieb mir nicht länger ein Geheimniß, daß etwas Schweres auf seinem Herzen laste. Ach er war nicht mehr derselbe Mann. Oft bat ich ihn, doch Alles zu vergessen; allein dann blickte er mich immer fürchterlich an, gebot mir das strengste Stillschweigen und ich gehorchte, bis er sich nun selbst verrieth.

Auch ich gebot dem Greise die höchste Verschwiegenheit; Dörfer erholte sich allmählig. Daß ich im Besitze seines Geheimnisses wäre, ahnete er nicht. Ich bemerkte oft, daß seine Blicke mit Wehmuth auf mir ruhten, sah, daß er mich nach Möglichkeit vermied. Der Arzt wünschte, daß er die freie Luft genießen möchte, er fuhr daher nach dem Garten. Ich wußte, daß er allein war, und folgte ihm. Er stand am Grabmale unsers verewigten Freundes, hatte das Haupt an die Urne gelehnt und blickte düster zur Erde. Eduard! sagte ich, auf deine Liebe habe ich kein Recht, wohl aber auf Vertrauen und Freundschaft. Ich will dir ein Geheimniß, das dir so schwer auf dem

Herzen liegt, nicht abpressen; aber giebt es ein Mittel, deinen Gram zu lindern, kann ich hierbei wirken, so — ich beschwöre dich bei meiner Ruhe, bei meinem Glück, fordere, was ich zu thun, zu leisten vermag, vergiß jede Rücksicht, schone mich nicht! O Mathilde! rief er aus und umfaßte meine Knie, vergieb dem Elenden, der nicht sterben kann und dich, die du das höchste Erdenglück verdientest, in sein Unglück zog. Freundlich richtete ich ihn empor. Eduard! rief ich, du bist der Vater meiner Kinder, ist dir ihr Andenken lieb und werth, so beschwöre ich dich bei ihrer Asche, öffne mir dein Herz. Damit auch du mich verachtest! rief er knirschend, der ich mir schon selbst verächtlich bin! Damit ich dich Unglücklichen tröste, dich mit deinem eigenen Herzen wieder aussöhnen kann. Mathilde! rief er, wäre es möglich? Eduard! nicht Liebe, sondern der Wille eines Sterbenden, den wir beide ehrten, knüpfte unsere Ehe, zerriß vielleicht ein früheres Band, das deinem Herzen theuer war! Du bist Vater, unsere Kinder schlummern im Grabe, traue es mir zu, daß ich auch für deinen Sohn ein Mutterherz habe. Jetzt strömten seine Thränen; ich glaubte diesen Augenblick, wo er so erweicht war, benutzen zu müssen; sagte ihm, daß er mich in seiner Phantasie selbst mit seinem Geheimnisse bekannt gemacht hätte. O, rief er, dann kennst du den Treulosen, den Verbrecher! aber ich bin kein Bösewicht, komm in die Laube, dort will ich dich ganz mit meinem Vergehen, mit meinen Leiden bekannt machen.

Daß mir dein Onkel deine Hand bestimmt hätte, ahnete ich nie; daß er mir seine Handlung zurücklassen würde, hielt ich für Gewißheit, ich war in der Blüthe des Lebens, mein Herz frei und der Gedanke an eheliches Glück schwebte oft wie ein reizender Traum vor meiner Seele; da gestatteten es die Geschäfte der Handlung, daß ich eine Frühlingscur bei meinem Vater brauchen konnte. Dort lernte ich Sophien, eins der reizendsten weiblichen Wesen, die mit hoher Bildung Anmuth und unerschöpflichen Frohsinn vereinigte, kennen. Sie, die selbst kaum das siebenzehnte Jahr zurückgelegt hatte, war die Erzieherin der jungen Töchter des Herrn von Elmenhorst. Mein Vater, der auf dessen Gütern Prediger war, wurde von ihm als Hausfreund betrachtet, daher war ich auch beinahe täglich in diesem Hause, lernte mit jedem Tage Sophien mehr kennen und schätzen, schmeichelte mir, daß ich ihr wenigstens nicht gleichgültig war, konnte auch schon als Buchhalter unter Einschränkungen eine Familie ernähren, und trug ihr meine Hand an. Sie schlug diese nicht aus, machte aber eine Forderung, die mich in die größte Verlegenheit setzte.

Ich betrachte Sie, sagte sie, als einen Freund, für den ich kein Geheimniß haben muß. Ich nenne mich hier Waldner, bin aber die Tochter jenes unglücklichen Hobald, der, wenn gleich unschuldig, doch durch das Zusammentreffen der Umstände beinahe überwiesen, den Tod des Verbrechers starb. Meine Mutter eilte, den Ort zu verlassen, wo alles ihren Schmerz aufregte. Geschickt in jeder weiblichen Arbeit, legte sie in einer entfernten großen Stadt eine Putzhandlung an, die jetzt nach ihrem Tode von meiner ältern Schwester fortgesetzt wird. An diesem Gewerbe Theil zu nehmen, war nicht nach meinem Geschmacke, besonders da meine verewigte Mutter bei den Lobsprüchen, die man meinen unbedeutenden Anlagen ertheilte, jeden Sparpfennig auf meine Erziehung gewandt hatte, und so übernahm ich hier das Geschäft der Erzieherin. An den Ort zurückzukehren, wo mich in meinen Kinderjahren Jedermann kannte und mich bald wieder erkennen und es Ihnen vielleicht bald zum Vorwurfe machen würde, die arme Tochter eines Hingerichteten geheirathet zu haben, hierdurch selbst in manche mißliche Verhältnisse gesetzt, nicht selten schmerzlich daran erinnert zu werden, — nennen Sie es immerhin Schwäche und Vorurtheil, allein ich kann mich, dort meinen Wohnsitz zu wählen, nicht entschließen. Wenn Sie aber an einem andern, wo möglich entfernten Ort, auch nur ein mäßiges Auskommen finden, und das Opfer, welches Sie mir hierdurch bringen, nicht zu hoch ist, dann soll es mein Stolz, meine Freude seyn, Sie für Alles, was Sie der armen Sophie aufopferten, durch ihre ganze Lebenszeit, so weit es Dankbarkeit und Liebe vermag, zu entschädigen.

Zurückzutreten war unmöglich; jetzt erkrankte dein ehrwürdiger Oheim, dennoch suchte ich ein anderes Unterkommen. Mir wurde eine einträgliche Buchhalterstelle zu Nantes angetragen, ich gewann einige Tage Zeit und eilte, um Sophien damit bekannt zu machen. Das liebe, dankbare Mädchen behandelte mich nun als ihren Verlobten. Zu unserm Unglücke waren Herr von Elmenhorst und seine Gemahlin verreist, wir waren daher häufig allein und wurden in einer unseligen Stunde das Opfer unserer Leidenschaft. Jetzt entdeckte ich meinen Eltern meine Absicht; denn nach meinem Plane sollte Sophie nach wenigen Tagen meine Frau seyn. Allein mein Vater, der Reichthum für das höchste Erdenglück hielt, und mich schon immer als den künftigen Inhaber der großen Hilgertschen Handlung betrachtet hatte, wurde außer sich, meine Mutter weinte bei dem Gedanken, die Tochter eines Verbrechers als Schwiegertochter zu umarmen. Ich blieb unerschüttert, tröstete Sophien durch die erneuerten Schwüre meiner Treue und eilte zurück. Ich fand bei meiner Rückkehr wichtige Briefe, die Hilgertsche Handlung schwebte in der größten Gefahr, der ehrwürdige Greis, dem ich so viel verdankte, wurde hierdurch dem Tode nahe gebracht. Da ich jetzt uneigennützig handeln mußte, schien es mir um so mehr heilige Pflicht, alle meine Kräfte aufzubieten. An ein anderes Unterkommen konnte ich jetzt gar nicht, selbst an Sophie nur selten denken. Meine Bemühungen wurden vom glücklichsten Erfolge begleitet, der Sterbende glaubte mir lohnen zu müssen, du standest vor mir in aller Fülle der Jugend und Schönheit, hattest eingewilligt. Sie liebt dich, sagte mir meine Eitelkeit; alle die Verführungen, die Glanz und Reichthum darbieten können, stürmten auf mich ein. Bald erwachte die Reue, ich wollte mich dir entdecken; aber mein Vater, meine Mutter, von dem Sterbenden eingeladen, stürmten auf mich ein; durch ihr Mitwirken wurde alles aufs Aeußerste beschleunigt, du weißt das Uebrige. Wiederholentlich schrieb ich an Sophien, suchte mich zu entschuldigen, bot ihr eine ansehnliche Summe als Aussteuer, meine Briefe kamen unerbrochen zurück, sie verließ nach wenigen Monaten das Haus des Herrn von Elmenhorst. Jede Spur von ihr verschwand; Reichthum, Arbeit und dein Besitz veranlaßten, daß die Stimme des erwachten Gewissens immer leiser ward. Da starben unsere Kinder, und jetzt rief es unaufhörlich in meinem Innern: Elender! du bist der Vaterfreuden nicht werth! Das Glück begünstigte jede meiner Unternehmungen, mein Wohlstand stieg mit jedem Tage, und doch hatte ich keinen frohen Augenblick. Da reiste ich vor wenigen Monaten nach Hamburg und fand zufällig Sophien wieder. Sie war Mutter eines beinahe achtjährigen Sohnes; ich näherte mich ihr, wurde mit Kälte zurückgewiesen; ich bot ihr meine Unterstützung für den Knaben an. O, sagte sie mit einem schneidenden Tone, wer nach dem, was Sie gethan hatten, die Mutter vergessen konnte, dem kann auch diese weder ihr Kind anvertrauen, noch das Glück desselben verdanken. Doch gab sie es zu, daß Eduard mich auf einige Stunden besuchen konnte. Der schöne, fähige Knabe entzückte mich, er war für mich verloren. Noch tröstete mich mein Rudolph, barmherziger Gott! auch er wurde dem verbrecherischen Vater entrissen.

Daß unter den jetzigen Verhältnissen kein Glück mehr durch mich für Dörfer blühte, ich an seiner Seite nicht glücklich, nicht einmal ruhig seyn konnte, sah ich ein. Ich trat mit Sophien in Briefwechsel, anfänglich lehnte sie alle Anträge ab; allein da ich ihr Dörfers schreckliche Lage, seine Reue schilderte, als es Mutter zu ihrem Herzen sprach, vergab sie dem Reuigen und willigte in meine Vorschläge. Jetzt machte ich Dörfern erst mit Allem bekannt, er fühlte sich so tief gebeugt, so beschämt und erniedrigt, daß es mir Mühe kostete, ihn wieder aufzurichten. Bei Uebereinstimmung unsers Willens wurde unsere Ehe sehr bald getrennt. Es kostete mir Mühe, zu hindern, daß Dörfer, ein Millionär, mir nicht mehr als den Nachlaß meines Onkels aufdrang. Er überließ die Handlung, wovon er sich nur einen Antheil vorbehielt, einem bewährten Freunde, legte einen Theil seines Kapitals in sichere Fonds an, kaufte ein reizendes Landgut im Holsteinschen und lebt dort mit Sophien, die ihrem Eduard schon zwei Geschwister geschenkt hat, zufrieden und glücklich.

Sein Glück weckte auch die Erinnerung an dich. So lange Zinkmar lebte, war jeder Versuch, dich zu retten, vergeblich, und Doktor Funk, der Bruder meiner Mutter, glaubte als Arzt, nachdem er, was man in den Acten gegen dich angebracht hatte, mitgetheilt erhielt, jede Annäherung widerrathen zu müssen. Dörfer war mit deinem Freunde, dem ehrlichen Magister Rohde, in Briefwechsel getreten, diesen setzte ich fort; alle die guten Nachrichten, die ich nach deiner wiedererlangten Freiheit erhielt, Alles, was ich von deiner für mich immer gleich gebliebenen Neigung erfuhr, vermochten, so sehr auch mein Herz für dich sprach, die Zweifel des bedenklichen Arztes nicht zu heben. Da wurden diese Güter verkauft, ein Drittel meines Vermögens reichte hin, sie zu bezahlen, aber schon schüttelte mein guter Oheim bedenklich den Kopf, als ich ohne sein Wissen diesen Kauf abgeschlossen hatte. Wenn, sagte er, Ihr Anblick, ohne irgend eine heftige Gemüthsbewegung, das jetzt aus Theilnahme, Freundschaft und Milde abgeläugnete Uebel dennoch zum Ausbruch brächte? Der Gedanke war gräßlich, doch ich vermochte meinen Empfindungen nicht zu widerstehen und so brachte mein Oheim die gefahrvolle Prüfung in Vorschlag, mich dir als Taubstumme vorzustellen; du hast zu meiner und aussprechlichen Freude die Prüfung bestanden, und, fügte Funk hinzu, indem er eine Thräne vom Auge trocknete, Gott segne Euch!

Georg Nicolaus Bärmann

am 19. Mai 1785 zu Hamburg geboren, Doctor der Philosophie und Vorsteher einer Erziehungsanstalt daselbst, ein sprachkundiger und talentvoller Schriftsteller, gab heraus:

Homonymikon der Deutschen. Hamburg, 1810.
Alexander von Soltwedel. Hamburg, 1817.
Die glücklichen Bettler. Maskenspiel nach Gozzi. Leipzig, 1819.
Hamburgische Chronik. N. A. Hamburg, 1822. — 2 Thle.
Das Haus mit zwei Thüren. Schausp. n. Calderon. Altona, 1821.
Dolch und Maske. Bremen, 1822.
Hamburg und Hamburg's Umgegend. Hamburg, 1822.
Rymels un Dichtels; Höög und Häwelbook. 1. 2. 1822. 1823.
Papiere aus meiner bunten Mappe. Berlin, 1826.
Dat groote Höög und Häwelbook u. s. w. Hamb. 1827.
Die Assonanzen der deutschen Sprache. Berlin, 1829.
Einzelne Beiträge in Zeitschriften, Uebersetzungen des Calderon, W. Scott, Bulwer, Byron u. s. w. vorzüglich für die in Zwickau erscheinende Taschenbibliothek ausländischer Klassiker u. s. w. u. s. w.

Bärmann hat in dramatischen Versuchen manches Gelungene, das sich vorzüglich auf seiner vaterländischen Bühne ungetheilten Beifalls erfreute, dargebracht, wie er sich überhaupt in seinen Leistungen durch schöne und blühende Diction, Lebendigkeit und Gewandtheit auszeichnet. — Noch größeres Verdienst hat er jedoch als Uebersetzer, da er bei reicher Kenntniß fremder Idiome und fester Herrschaft über die Muttersprache sich die Schönheiten fremder Dichtungen vollkommen anzueignen und dieselben höchst glücklich wiederzugeben weiß. Dankbare Anerkennung werden ihm endlich die Freunde des Plattdeutschen nicht versagen, da er dasselbe mit entschiedenem Talent und seltener Leichtigkeit und Gefälligkeit in seinem Höög und Häwelbuche behandelte und, in der Absicht, ihm größeren Eingang in den höheren Ständen zu verschaffen, so wie seinem, wenn auch langsamen doch allmählichen Absterben entgegen zu wirken, zeigte, welchen Reichthum es besitze, und welcher Behandlung der anscheinend spröde Stoff von naturbegabter geübter Hand fähig sey. —

Der Teufelsbanner,

ein Schwank. *)

„Hab' ich morgen
Kleid und Brot —
Weg mit Sorgen,
Angst und Noth!
Lächeln mir der Wein im Becher,
Feueraugen hinterm Fächer —
Was da Geld!
Mir allein gehört die Welt!"

„Der ist glücklich
In der Welt,
Der geschicklich
's Glück festhält.
Und Fortuna locket jeden,
Was auch Misantropen reden;
D'rum greif' zu,
Deines Glückes Schmied bist du!"

„Mädchenküsse,
Goldner Wein,
Hochgenüsse
Sind dann dein!
Fasset du das Glück beim Schopfe,
Kocht dein fettes Huhn im Topfe;
Was da Geld!
Du bist König dieser Welt!"

So lautete Basco's, des lustigen Bruders Wahlspruch. Basco hatte sein ziemlich beträchtliches Erbtheil mit Andern seines Gelichters vergeudet, und seine schwindsüchtige Goldbörse gebot ihm, auf solidere Mittel zu sinnen, seinem Wahlspruche auch fernerhin nachleben zu können.

Irgend ein ehrlich Gewerbe — so schloß er, wenn nicht völlig, doch so ziemlich richtig — wirft dergleichen Sporteln nicht ab; und nach langem Spintisiren fiel ihm endlich ein, daß der Soldatenstand wohl am ersten auf den Weg leite, auf welchem das Erhaschen der Frau Fortuna gelingen könnte.

König Philipp ließ zu eben der Zeit in Granada Volk zum Kriege gegen die Algierer werben, und Basco säumte daher nicht, sich einzeichnen zu lassen. Er ward angenommen und bis zum Abmarsche bei einem Bewohner Granada's einquartirt.

Ging auch in Philipps Reichen die Sonne nicht unter, so war es doch in Granada schon ziemlich dunkel geworden, als Basco an die Hausthüre seines Wirthes pochte. „Auf Befehl des Königs!" brummte er der Zofe entgegen, die ihm öffnete, indem er des Monarchen Siegel vorzeigte, und dabei mit plötzlich lustiger Miene der bräunlichen Andalusierin die Wange streichelte.

Die rasche Josephe war mit Einem Sprunge die Stiege hinauf, ihrer Herrschaft den ungebetenen, indessen ihr selbst wohl nicht ganz unwillkommenen Gast zu melden.

Donna Maria aber wollte sich anfänglich nicht dazu verstehen, den Springinsfeld aufzunehmen. Sie lispelt' ein Langes und Breites von ihrer erst kürzlich vollzogenen Vermählung mit dem alten steinreichen und zugleich hectischen Don Rosauro d' Espada, und wie derselbe in Amtsgeschäften verreiset sey, wie es gegen Zucht und Sitte liefe, in Abwesenheit ihres Eheherrn fremde Mannspersonen zu beherbergen. Josephe aber — weil Herr Basco vertieft in den Anblick der schönen Donna Maria da stand, und sie seine brennenden Blicke auf sich gerichtet wähnte — erinnerte an das Königliche Siegel, und alle Weigerungen, die die züchtige Donna auch machen mochte, zerflossen in Ehrfurcht vor dem Wachsbilde, das Basco jetzt hurtig aus der Kapsel hervorzog.

Unser Abenteurer ward nunmehr in das obere Stockwerk logirt, wo ihm ein Nachtlager angewiesen, und ein Stück Käse mit Brote gereicht ward; das wollte dem Glücksritter nicht recht munden. Unmuthig streckt' er sich auf das Lager, und wollte schier anfangen zu bereuen, daß er sich habe in den Rekrutenkittel stecken lassen.

Wie jener Hahn im Sande scharrte,
Und einen klaren Diamant
Statt der ersehnten Gerste fand:
So unser Held! — Ein Bratspieß knarrte,
Und würz'ger Duft das Haus durchwallt;
Ein langgehalt'ner Kuß erschallt.
„Sankt Benedictus!" ruft er aus:
„Ich selber will das Glück erhaschen,
Doch merk' ich, wie hier Andre naschen,
Und keiner ladet mich zum Schmaus."

„Der Nase nach geht's wohl am besten!"
Denkt er, und macht sich schnell empor.
Er muß doch wissen, welchen Gästen
Man auftischt hier. Er spitzt das Ohr,
Er reckt die Nase lang hervor;
Nichts hilft; doch endlich seine Augen,
Die sonst im Finstern wenig taugen —
Ob Nas' und Ohr ihn irre führen —
Sind's diesmal, die den Quell erspüren,
Aus dem das Dampfbad sich enthebt,
Das lüstern machend ihn umschwebt:
Denn durch der Holzwand schmale Ritze
Dringt eines hellen Lichtes Schein.
„Ha! bei des heilgen Lorenz Mütze!
Da drinnen muß der Glücksquell seyn!"
So schließt er, und mit Aug' und Ohren
Späh't er — die Nase schlürft den Duft —
Doch wehe! wär' er nie geboren,
Wenn ihm Fortuna jetzt nicht ruft.

Die züchtige Donna Maria war es, die im Nebenzimmer mit einer Mannsperson sich gütlich that. Das Masculinum schien, seinem Gewande nach, ein Rechtsverweser zu seyn, und

*) Aus: G. N. Bärmann, Papiere aus meiner bunten Mappe; eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen und Gedichten. Berlin, 1826.

da Bosco gar wohl den Hausherrn kannte, so sah er bald, daß der Schwarzrock ein Marder im Hühnerstalle sey. Doch focht ihn dieß fast weniger an, als die vom Spieß hereingetragenen Kapaunen und was sonst von lieblich kalter Küche umher stand:

Fürwahr! dem ärgsten Speisenhasser
Läuft unbedingt der Mund voll Wasser,
Wenn er dergleichen Ding' erschau't.
Auch unser Basco stand — wer zweifelt?
Von Eßlust ganz wie eingeteufelt,
Und tief im Magen bellt's ihm laut.
Dazu die feurigen Karessen,
Worauf die Beiden wie versessen —
Das macht ihm gar die Sinne toll:
Wie Tantalus im Orkus gieret,
Steht er erstarrt und angeschnüret,
Und weiß nicht, was er will und soll.

Man denke sich an Freund Bascos Stelle, und werfe den ersten Stein auf ihn. Mit jedem Athemzuge schien sein Glücksstern sich immer weiter von ihm zu entfernen und drohte, bald ganz unterzugehen. — Horch! da pochte es an die Einlaßpforte und: „der Hausherr, Don Rosauro!" rief Josephine die Treppe herauf und ging, um zu öffnen.

Ha! welch ein Schrecken den Liebesleuten!
Für unsern Basco welcher Scherz!
Fortunens Gürtel zu erbeuten,
Pocht vor Begier ihm schon das Herz,
Denn eh' noch unser hektischer Alter
Sich keuchend die Stiege herauf gedrückt,
Da wußte Basco schon wie sein Psalter
Das Plänchen, wodurch er Fortuna zwickt.
Und eh' Josephe noch aufthat die Pforte,
Da flogen — lustig war's anzusehn —
Kapaun und Braten und mancherlei Torte —
Als rührte sie neidisch Gott Aeolus Weh'n —
Husch, husch, in ein Schränkchen der Zimmerecke,
Dort mußt' Alles — Teller und Tischtuch hinein.
Das Masculinum kroch unter die Decke
Im Kabinet, um versteckt zu seyn.

„Na, Schäfchen" — begann Don Rosauro nach etlichen langen Athemzügen — „Na? Wie thut's? Bin in dreizehn Stunden sieben Meilen geritten, um dich heute wieder zu sehen. Aber weshalb das große Feuer im Kamine?"

„Seyd mir gegrüßt, mein Herr und Gemahl!" rief Donna Maria, indem sie den Alten streichelte: „Es freut mich, daß Ihr so bald zurück seyd. Ich habe mancherlei Fährlichkeit erlitten während Eures Wegseyns. Darum auch dies große Feuer. Vernehmt nur: Auf Königs Befehl mußt' ich diesen Abend einen jungen Kerl, einen Soldaten in das Haus nehmen. Denkt Euch meinen Schrecken darüber, und die verdächtige Lage, in welche ich dadurch versetzt ward. Die Kolik war Folge meines Verdrusses. Darum das Feuer, an welchem Josephe mir etliche Tücher wärmen mußte, um meinen schneidenden Schmerzen hülfreich entgegen zu kommen."

„Na, na, Schäfchen! Respekt vor des Königs Befehl! — Aber mich hungert. Was vermag die Küche?"

„Blutwenig" — war die Antwort, — „um nicht zu sagen; gar nichts. Ich und Josephe, wir haben die drei Tage, während welcher Ihr abwesend waret, gleichsam fastend zugebracht. Eure Ankunft überrascht uns daher: wie sollten wir also für Eure gewöhnliche Abendtafel gesorgt haben?"

„Schlimm, sehr schlimm, Schäfchen — und jetzt, so spät Euch noch zu bemühen — —"

„Herein!" rief Donna Maria einem draußen Klopfenden zu, und herein trat — Basco.

„Grüß' Euch Gott, Herr Don Rosauro d'Espada!" begann der Eintretende. „Mag dies Siegel meine Kühnheit entschuldigen. Ich vernahm draußen, daß Ihr Euch wohl würdet entschließen müssen, ohne Abendessen zu Bette zu gehen, und das thut mir leid, indem Ihr sicher einen weiten Ritt gemacht habt. Auch ich habe Lust, vor dem Schlafengehen noch eine kleine Mahlzeit zu halten. Ich komme daher, Euch zu Gaste zu bitten."

„Was? Ihr! Wo denn hernehmen bei so später Abendzeit?" fragte Don Rosauro.

„Kleinigkeit! Kleinigkeit!" entgegnete Basco und sprach dem Alten etwas in's Ohr, worüber dieser bedeutend zu erschrecken schien.

Was konnte Donna Maria anders ahnen, als Verrätherei? Der Schrank, dachte sie, wird seine Aussage bestätigen. Der Tagedieb hat mich sicher belauscht und o weh! wenn Don Alvares drinnen nicht bald einen Rettungsweg findet. —

„Wenn nur Eure Frau Gemahlin" — verlautbarte Basco. —

„Wird nichts thun, nichts sagen, Freundchen; aber den Geist sehen, möcht' ich selber nicht!" erwiederte Don Rosauro.

„Nun dann! fehlen kann mir's nicht!" rief unser Held: „in so fern Ihr die Handlung durch tiefes Schweigen ehrt. Da müßt' ich ein Stümper in meiner Kunst seyn, wenn sie mir nicht auf den ersten Wink ein schmackhaftes Nachtessen einbringen sollte. — Wie gesagt, fürchtet Euch nicht! Auch Ihr nicht, schöne Donna; der Geist, der mir dienstbar ist, und uns jetzt mit etwas Eßbarem versehen soll, wird Euch nicht sichtbar seyn. Laßt mich nur machen."

Mächtig wirkte Basco's Rede auf die zitternde Donna. Ein neuer Lebensgeist drang durch ihre Adern, und tief einschauend in den Plan unsers Abentheurers, dankte sie ihm im Stillen für sein Rettungswerk, zu dessen Beginnen er sich schon mit ziemlich geheimnißvoller Weitläuftigkeit anschickte. Don Rosauro, der nicht wußte, ob er den Jüngling für wahnwitzig halten, oder ihm glauben sollte, ließ ihn gewähren und antwortete auf dessen Frage, welche Speisen er begehre, blos: „Ihr seyd hier der Wirth, ich der Gast, also nach Eurem Gefallen."

Der lose Basco zog mit seinem Seitengewehr einen Kreis um sich her und begann mit dumpfer Stimme:

„Esko waumi dumaschkalo,
Perro, perro infernalo,
Hör', und thue mein Gebot!
Hurtig fördr' in jenes Schränkchen
Einen Braten von dem Spieß,
Zwei geröstete Kapaunen;
Flink! beginne nicht zu launen!
Fette Saucen, scharf und süß;
Auch Salat nicht zu vergessen,
Und als Nachtisch zu dem Essen
Tort' und andre Näscherei.

Esko waumi dumaschkalo,
Perro, perro infernalo,
Hör' und thue mein Gebot!
Alte Weine mit Signetten,
Teller, Tischtuch, Servietten,
Messer, Gabeln, Salz und Brot:
Was zum Tafeln nöthig sey,
Hurtig allzumal dabei!
Hör' und thue mein Gebot!
Daß die Donna nicht erschrecke,
Ihre Furcht sich nicht vermehrt,
Uns nicht sichtbar, dort verstecke,
Was Dein Herr von Dir begehrt.
Nicht wie Sturmwind laß dich nieder;
Höre des Gebieters Wort!
Ungesehen kehrst du wieder,
Harrest in der Kammer dort,
Bis ich Dich nach Hause schicke;
Dann erst trollst Du sonder Tücke
Dich zu neuen Diensten fort.

Esko waumi dumaschkalo,
Perro, perro infernalo,
Eilig sey vor Mitternacht
Diese Kleinigkeit vollbracht!"

Schalk Basco winkte nun, aber weder Don Rosauro, noch seine Donna hatten Herz genug, den Schrank zu öffnen.

„Nur ohne Furcht, schöne Donna," sprach der Teufelsbanner, „ein Junggesell, wie ich, weiß Alles, was unangenehm ist, von den Damen zu entfernen. Nur den Schrank aufgemacht, und wenn Ihr nicht alles Geforderte darin findet, so heißt mich einen Lügner!"

Donna Maria schien sich noch ein wenig zu fürchten, jedoch bald hatte sie sich entschlossen und die wohlgefüllten Schüsseln machten sich aus dem Schranke hervor, um nunmehr auch Theil an der Posse zu nehmen. Herr Don Rosauro wollte anfänglich nicht recht in die Höllengerichte einbeißen, der liebliche Duft aber, der sich aus ihnen entwickelte, ließ ihn bald nicht müßig beim Schmause seyn. Basco hatte schon einen Kapaun dergestalt zergliedert, daß wenig Geflügeltes übrig geblieben wäre, wenn er so im Anatomiren fortgefahren hätte. Donna Maria's Kolik wollte sich verloren haben, darum ließ sie sich das Gebratene trefflich munden. Wie konnte der hectische, appetitreiche Don Rosauro wohl anstehen, solchem Beispiele zu folgen? Auch ließ er sich's wohl schmecken, und manches Gläschen Xeres ward auf die Gesundheit des liberalen Wirthes geleert, so daß das Trio sich gar weidlich erlustigte.

Ob Don Alvares in der Kammer auch so guter Dinge seyn mochte, ist nicht schwer zu entscheiden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wiederholte er die Rolle des Tantalus, die unser Basco vorhin gespielt hatte, und obendrein peitschte ihn die

Furcht, entdeckt zu werden; denn vergebens sah er sich nach einem Rettungswege um. Die Fenster der Kammer lagen zwar nicht hoch, aber unter ihnen rauschte ein tiefer Bach: wie also entkommen?

Freund Basco, der längst entschlossen war, ihn zu erlösen, wie wir aus seiner Beschwörungsformel leicht haben ermessen können, ließ ihn, boshaft genug, erst eine lange Weile zappeln. Endlich brachten Maria's Feuerblicke ihn dahin, die Einleitung zur Abfahrt des armseligen Geistes in der Kammer zu finden.

„Ein Meisterstreich wär' es doch, wenn mir's glückte!" sprach er zu sich selbst, und war im Geiste nahe daran, die Frau Fortuna beim Schopfe zu fassen, denn Donna Maria ward mit jedem Augenblicke zuthulicher, und wem Fortuna wohl will — das wußte unser Schalk recht gut, — dem naht sie, ihr Geschlecht niemals verläugnend, in Gestalt eines Weibes; wie viel lieblicher aber noch in Gestalt eines schönen, feurigen Weibes?

„Wie schmeckt's, Don Rosauro?" hob er bald nach seinem Selbstgespräch an. Und Herr Rosauro konnte nicht genug die Teufelsküche loben, aus der so würzige Gerichte versandt würden. Mehr aber noch mundete ihm der Wein, den er — wie gesagt — schon in reichem Maaße zu sich genommen hatte, und welchen er ungleich besser fand, als den aus seinem eigenen Keller. Basco neckte ihn mit seiner vorhin geäußerten Furcht vor dem dienstbaren Geiste und erst nach langem Necken schien's, als ob Don Rosauro's Muth zu wachsen beginnen wollte.

„Herr!" rief Basco: „Ihr könnt Euch nicht dankbarer gegen den geistigen Freudenspender beweisen, als wenn Ihr ihm Eure und Eurer frommen Gemahlin achtungswerthe Personen zeigt. Auch wird meine Schuld gegen ihn dadurch getilgt; also laßt mich ihn beschwören —"

„Halt! Nein! doch — wenn Ihr könntet, wenn er in einer andern Gestalt als — seinem gewöhnlichen Ornate — mit Verlaub — — ich und meine Donna Maria — —"

„Laßt mich machen!" unterbrach ihn Basco, der unterdessen einen Zettel beschrieben hatte.

Donna Maria drückte verstohlen unserm Helden die Hand — wie hätt' es ihm an Scharfsinn fehlen können?

Der Zauberkreis ward abermals gemacht. Don Rosauro zu seiner Rechten, Donna Maria, die sich furchtsam, das will sagen: zärtlich an ihn schmiegte, zu seiner Linken, trat Basco in den Cyklus ein:

„Esko waumi dumaschkalo,
Perro, perro infernalo,
In der Kammer, höre mich!
Eile flugs dich anzuschicken,
Dich zu zeigen unsern Blicken;
Ich befehl' es — zeige Dich!
Doch vernimm, wie ich gebiete:
Nicht in Deinem Höllenstaat
Kommst Du — nein! im schwarzen Rocke
Mach dich eilend auf die Socke,
Tritt hervor — als Advocat!"

Schon wollte Don Rosauro durch lautes Gelächter die Beschwörung unterbrechen, und Hexenmeister Basco anfangen, zu zürnen, als ein flüchtiger Kuß von Donna Maria's schönem Munde die Wange unseres Abentheurers berührte. Ein dankbarer Händedruck links und ein donnerndes Halt! rechts und gegen die Kammerthür hieß den Lacher schweigen und den schon vorhandenen Schwarzrock zurücktreten.

„Fasse frisch das Glück beim Schopfe!" war jetzt mehr als je Basco's Wahlspruch, und er fuhr fort:

„Esko waumi dumaschkalo
Perro, perro, infernalo,
Höre, wie Dein Herr befiehlt!
Manches Plänchen wird vereitelt;
Mancher Näscher wird gebeutelt,
Muß oft zahlen, eh er stiehlt.
Aber ich bin Herr und Meister
Aller hier zugegnen Geister,
D'rum merk' auf, wie man befiehlt:
Deines wahren Namens Züge
Schreibst du unter diese Schrift;
Doch daß Alles friedlich trifft,
Mach die Quittung nicht zur Lüge!
Jetzt hervor aus deiner Hocke!
Muthig schreite zu der That;
Wohl gemerkt: in schwarzem Rocke
Mach' Dich eilend auf die Socke,
Schreib' und geh' als — Advocat!"

Und Don Alvares, der Rechtsverweser, trat hervor, hob die Schrift vom Boden auf, las, unterschrieb seufzend und eilte dann schweigend fort durch die Thür.

Basco sprang aus dem Kreise, griff hastig nach dem Papier und fand, daß die Verschreibung über viertausend Piaster, auf Sicht zu zahlen, ehrlich unterschrieben sey.

Don Rosauro lachte noch eine Weile über den gefälligen Teufel, der so, mir nichts, dir nichts, sich hinbugsiren ließ, wohin sein jovialischer Meister ihn haben wollte; dankte — obschon mit einem kleinen Schauder — seinem Wirth und begab sich zu Bett.

Herr Alvares zahlte am Morgen die viertausend Piaster gegen einen Eid des Stillschweigens von Seiten des Glücksritters Basco, welcher nun hinging, und sich von den Fahnen Philipps des Zweiten loskaufte.

Donna Maria hatte sich kaum durch etliche Stunden Schlafes von dem gehabten kleinen Schrecken erholt, als ein zweiter sie überfiel, der jedoch nach einigen Minuten Bedenkens sie bald verließ.

Ganz erbärmlich ächzte Don Rosauro an der Seite seines jungen Weibes und war allminuthlich bereit, seinen Geist aufzugeben, indem der vorhin genossene Wein ihm einen solchen Blutsturz zugezogen, daß schleunig ein Seelsorger geschafft werden mußte, um die ringende Seele gebührend vorzubereiten auf ihren unmaßgeblich-baldigen Eintritt in's himmlische Freudenreich.

Nach wenigen Stunden war der Hektikus entschlafen und Don Basco säumte nicht, die trauernde Wittwe nach Kräften zu trösten, welches, wie die Sage verlauten will, ihm auch sehr wohl gelang; denn nach einigen Monaten war er der lustige Gemahl der dankbaren Donna Maria. Die muntere Josephe soll, wie es heißt, nicht ganz leer ausgegangen seyn bei der bekannten jovialischen Laune ihres Gebieters.

„Frau Fortuna locket Jeden,
Was auch blöde Thoren reden,
D'rum greif' zu!
Deines Glückes Schmied bist Du."

trällerte der gestrenge Don Basco und ließ sich's wohl seyn am Busen seiner Maria und bei jedem Griff in ihre gefüllten Geldkisten.

Kunz, der Sänger.

Ballade.

Was klopft an Elsbeth's Kämmerlein?
Was zischelt: „Mädlein, bist allein?
„Mach' auf, mach' auf die Thüre!"
Was lispelt leiser: „Nur herein,
„Geliebter, komm; ich bin allein —"
Wer schlüpft dann durch die Thüre?

Kunz ist's, des Grafen wackrer Knecht,
Von nied'rem Stande, schlecht und recht
In Einfalt fromm erzogen.
Des Grafen Gerhard edle Maid
Erfüllt sein Herz mit Zärtlichkeit
Gewaltig unerwogen.

„Ach Kunz, nicht länger zaud're mehr,
„Es leidet sonst der Jungfrau Ehr;
„Der Vater darf's nicht wissen.
„Zieh hin, zieh hin, in fernes Land,
„Erwerbe Dir den Ritterstand,
„Soll ich als Weib Dich küssen."

Und Kunz nimmt Abschied weinerlich,
Und ruft: „Bei Gott! vergißt Du mich,
„So kostet's mich das Leben."
Doch tröstend spricht ihr Rosenmund:
„Der Liebe Allmacht ist Dir kund;
„Ich bleibe Dir ergeben."

Er zieht hinab in trübem Sinn,
Zum heilgen Grabe zieht er hin,
Sein Liebchen zu erkämpfen.
Verwundet sinkt er im Gefecht,
Genesen — aber bleibet Knecht:
Was wird die Gluth ihm dämpfen?

„Vergebens all mein Streben bleibt;
„Ach! immer geht's nicht, wie man's treibt;
„Ach sie wird nie die Meine!
„Du lang' versäumtes Saitenspiel,
„Herbei und lindre mein Gefühl;
„Sprich's aus: „Sie wird die Deine!""

So über Berg und Thal entklang
Tönt klagend Kunzens Harfenklang:
„Ach! sie wird nie die Meine!"
Doch mählich lindert sich sein Schmerz,
Die Hoffnung hebt sein banges Herz:
„Vertraue nicht dem Scheine!"

Gar lieblich schallet der Gesang,
Stets rascher tönt der Harfe Klang:
„Vertraue nicht dem Scheine!
„Des Menschen Wahn oft irrig denkt,
„Doch Gott der Menschen Schicksal lenkt;
„Die Liebste wird die Deine!"

Der Hoffnung voll, gelangt er bald
Nach flinkem Zug durch Feld und Wald
Zu Kaiser Friedrichs Hofe,
Und daß ergötzt sein Saitenspiel
Der edlen Herr'n und Frauen viel',
Den Knappen und die Zofe.

Des Kaisers Erbe jugendlich
In Männerkraft verlobte sich
Mit Fräulein Kunigunden;
Doch Beider Väter wurden Feind,
Sey's bös nun, oder gut gemeint:
Das Paar ward nicht verbunden.

In Franzens Brust wogt's auf und ab,
Er siehet nur der Liebe Grab,
Beklagend die Verlorne.
Und düster wird des Jünglings Sinn:
„Mit ihr, mit ihr schwand Alles hin;
„Verloren die Erkor'ne!"

Der Außenwelt sich nicht bewußt,
Des Grames Wurm in tiefer Brust,
Wird enger ihm und enger,
Und ob des Sohnes dumpfem Schmerz
Erbanget schier des Kaisers Herz,
Und trägt es nun nicht länger.

Laut schallt das Aufgebot durch's Land:
„Prinz Franzens Wahnwitz ist bekannt,
„Wer kann, wer wird ihn heilen?
„Wer mir ihn wiederschenkt den Sohn,
„Der fordre kühn den reichsten Lohn,
„Sollt' ich den Thron auch theilen."

Viel' edle Frau'n und große Herrn
Versuchen's, Alle wollen gern
Den reichen Lohn erwerben;
Doch wie sich Alles auch bemüht,
Fortdauernd irrer Wahn erglüh't
Im Aug' des jungen Erben.

Da tönet Kunzens Harfenklang
Und zauberisch sein Trostgesang:
„Vertraue nicht dem Scheine!
„Des Menschen Wahn oft irrig denkt,
„Doch Gott der Menschen Schicksal lenkt;
„Die Liebste wird die Deine!"

Erwachend schaut der Jüngling auf,
Den Thränen läßt er freien Lauf,
Beginnet zu genesen.
Die Väter reichen sich die Hand:
„Wohlan: es knüpfe sich das Band,
Die Feindschaft sey gewesen!"

„Du hast den Sohn aus Irrwahns Nacht —"
Ruft Friedrich — „mir zurückgebracht
„Auf lebensfrohe Pfade.
„Dem Sänger dieses Lorbeerreis,
„Drei feste Schlösser an der Pleiß'
„Und Kaisers Schutz und Gnade!"

Da tönet jubelnd Kunzens Sang
Ein Siegslied in der Harfe Klang:
„Triumph! sie wird die Meine.
„Des Menschen Wahn oft irrig denkt,
„Doch Gott der Menschen Schicksal lenkt;
„Drum traue nie dem Scheine!"

Sängerwürde.

Wenn mit blutgefärbter Siegesfahne
Eris um die Friedensländer kreis't,
Und das Volk in wildem Pöbelwahne
Seines Glückes Tempel niederreißt;

Wenn der Kirche ehr'ne Pfeiler zittern
Vom Tumult des Bilderſturms erfaßt;
Wenn Gedankenfreiheit hinter Gittern
Wimmernd duldet böſen Zwanges Laſt;

Wenn die Ehrſucht mit Gigantenſchritten
Zu dem fluchbelad'nen Ziele eilt,
Und, verhöhnend der Getret'nen Bitten,
Die Ergebung in die Knechtſchaft heilt;

Wenn Gemeingeiſt, durch den Krampf erwürget,
In den Abgrund des Vergeſſens ſinkt,
Egoismus für das Ganze bürget,
Gift ſtatt Labetrunks im Becher blinkt;

Wenn der Liebe ſegensreiche Bande
Frecher Räuber Mörderfauſt zerreißt;
Wenn des zücht'gen Mädchens Unſchuld — Schande,
Und des Chriſten Demuth — Feigheit heißt;

Wenn die Redlichkeit mit Schmach beladen
Seufzend, einſam und verlaſſen ſteht;
Wenn die Freundſchaft wie von Gottes Gnaden
Treu und dennoch fruchtlos betteln geht;

Wenn ein Schwarm gedungner Ariſtarchen
Dort den Krautkopf zum Genie kreirt,
Hier den ächten Sohn Apolls mit Schnarchen
Zu des Pöbels Brudel einquartiert;

Wenn nur täglich Helios, der reine,
Stets daſſelbe Jammerbild beſtrahlt,
Und in Heſpers goldnem Dämmerſcheine
Stets ſich nur daſſelbe Zerrbild mahlt; —

Was vermag die Thräne da zu löſen,
Die im Aug' des Fühlenden erſtarrt,
Während wilden Schwarmes tolles Weſen
Ihn und ſeines Buſens Gottheit narrt?

O, ich weiß es und mein Lied ſoll's künden!
Sänger, Dir nicht, Dir iſt es bekannt;
Aber Jenen nenn ich's, jenen Blinden,
Die der heil'gen Muſe nicht verwandt.

Sänger, der in holde Phantaſieen
Durch des Liedes Zauber uns verſetzt,
Du biſt's, dem die Hochgefühle glühen,
Wenn das Herz an Bildern ſich ergötzt;

An den Bildern, die Du aufgeſtellet,
Die uns öffnen einen mildern Kreis,
Wo zur Liebe Freundſchaft ſich geſellet
Und der Waller nichts von Sorge weiß.

Sänger, ſo erblühe Dir zum Lohne
Friſcher Lorbeer aus dem Thränenland;
Und kaum braucht's der Myrte hier zur Krone,
Die Dir längſt die Muſe lieblich wand.

Stoffels Nachtmuſik.

Vor das Guckloch der Charmanten,
Die mein Herz ſich auserwählt,
Hab' ich dritthalb Muſikanten
Für ein Trankgeld hingepfählt.

Hanſel dudelt in die Flöte,
Jürgen Triller piept Clar'nett,
Und ich ſelber peitſch und knete
Ein zerbrochenes Spinett

Wie das piept und schwirrt und dudelt
Durch die stock-pech-finst're Nacht!
Wen, wie mich, die Liebe hudelt,
Der hat's ärger wohl gemacht.

Klingklang — dudu — o Spektakel!
Spitz die Oehrchen weit heraus!
Mod'scher Lecker Lieb'sgekakel
Nimmt sich zehnmal lump'ger aus.

Liesmarie'chen, hör', o höre!
Hör' zumal, mein Schatz, auf mich:
Keine andr' — ich schwör's, ich schwöre,
Keine Andre je als Dich.

Liesmariechen, Zuckerstengel,
Süßholzbäumlein, Honigbrei!
Heiß mich einen Galgenschwengel,
Bleib' ich jemals Dir nicht treu.

Laß mein Ständchen Dich erbarmen,
Zwick' den alten Knasterbart,
Daß er Ja sagt, und mich Armen
Vor Verzweifelung bewahrt.

Sieh, dann schlüg mit einer Klatsche
Ich zwei garst'ge Fliegen todt:
Erstens bin ich aus der Patsche
Aller Liebs- und Herzensnoth;

Zweitens aber — Liesmariechen,
Merk' Dir's! — bin ich eingehetzt,
Wenn die garstigste der Fliegen
Auf die Nase mir sich setzt;

Wenn armirt mit des Pantoffels
Prügel droh'nder Centnerwucht,
Dein lieb Patschchen Deines Stoffels
Kirschbraunrothe Nase sucht.

Hui, da weiß ich mir zu helfen!
Ein Genie hängt nicht am Schein,
Heult nicht hundisch mit den Wölfen,
Läßt nicht fünf gerade seyn.

Hurtig hol' ich mir den Jürgen
Und den Hansel und's Spinett;
Daß am Schrei'n Du magst erwürgen,
Dudeln lustig wir'n Terzett.

Klingklang — dudu — o Spektakel!
Wie das piept und schwirrt und klingt,
Bis von dem Xantippgekakel
Dir die Lungenader springt.

So kommt Pfiffigkeit zum Ziele;
Denn sie übet sich bei Nacht,
Daß sie leicht zum bösen Spiele
Gute Mien' am Tage macht.

Jens Immanuel Baggesen,

ein Däne, der sich jedoch vollkommenes Bürgerrecht unter den deutschen Dichtern erworben hat. Er ward am 16. Februar 1764 zu Korsöer auf Seeland, wo sein Vater das Amt eines Kornschreibers verwaltete, geboren, erhielt eine gute wissenschaftliche Bildung und studirte mit großem Eifer neben den Alten die philosophischen Systeme der Neueren, besonders Kant's, ohne jedoch darüber sein schon frühzeitig rege gewordenes poetisches Talent zu vernachlässigen. Bereits im zwanzigsten Jahre seines Alters gab er komische Erzählungen in seiner Muttersprache heraus, welche seine glücklichen Anlagen, besonders für das Humoristische, beurkunden und sehr günstig aufgenommen wurden. Mehrere ernste Oden und Lieder, die gleichen Anklang bei seiner Nation fanden, vermehrten seinen Ruf, und es gelang dem unbemittelten jungen Manne, sich bedeutende Gönner, u. A. den Herzog von Holstein-Augustenburg zu erwerben, die ihn in den Stand setzten, eine größere Reise theils zu seiner weiteren Ausbildung, theils zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit zu machen. Sie führte ihn während der Jahre 1789 und 1790 durch Deutschland nach der Schweiz. Hier vermählte er sich mit einer Enkelin des großen Haller und kehrte dann mit seiner jungen Gattin nach Kopenhagen zurück. Er hatte auf dieser Reise Voß, Klopstock, von Gerstenberg, von Knigge, Reinhold u. A. mehr kennen lernen und war zu ihnen in ein mehr oder weniger enges Verhältniß getreten. 1793 machte er eine zweite Wanderung, nach Italien, und wurde dann nach seiner Rückkehr 1796 Probst der Communität und Regens der Stipendiaten in Kopenhagen; doch ließ es ihm nicht lange Ruhe an einem Ort, und er ging wiederholt nach Paris, wo er sich für die Revolution lebhaft interessirte, so wie nach Italien. Im Jahre 1800 zog er mit seiner ganzen Familie nach Frankreich und wohnte eine Zeit lang auf einem Meierhofe bei Marly, der sein Eigenthum war. — 1811 erhielt er eine ordentliche Professur der dänischen Sprache und Literatur an der kieler Universität zugleich mit dem Titel eines Justizrathes, beschäftigte sich jedoch nicht sehr mit Vorlesungen und nahm bereits 1814 seine Entlassung, worauf er nach Kopenhagen ging, nachdem er sich zum zweiten Male, da seine erste Frau schon früher gestorben war, vermählt hatte. Seine jetzige Gattin war eine Französin. Während seines diesmaligen Aufenthaltes gerieth er in einen heftigen Streit mit Oehlenschläger (S. d.), der wohl von ihm allein veranlaßt war, auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde und höchst ärgerliche Auftritte herbeiführte. — Er verließ nun von Neuem sein Vaterland und lebte von nun an abwechselnd zu Paris und Kopenhagen. — Um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen, besuchte er 1825 die böhmischen Bäder und starb auf der Rückkehr nach Dänemark am 3. October 1826 zu Hamburg.

Folgendes schrieb B. in deutscher Sprache:

Gedichte. Hamburg, 1803. 2 Thle.
Parthenais oder die Alpenreise, ein idyll. Epos. Amsterdam, 1806. N. verm. Aufl. 1812. 3. A. Leipz. 1819. 2 Th.
Heidebluмen. Amsterdam, 1808. N. A. Leipz. 1819.
Der Karfunkel- oder Klingklingelalmanach. Tübing. 1810.
Taschenbuch für Liebende. Tüb. 1810.
Adam und Eva, humor. Epos. Leipz. 1826.
Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. (Herausgegeben von seinen Söhnen.) Leipz. 1831. 2 Thle.

Glänzender Witz, eine scharfe und treffende Beobachtungsgabe, ausgebildet durch seine vielen Reisen und sein unstetes Leben, und ein harmonischer Versbau charakterisiren B's Leistungen vorzüglich; sein flüchtiges Ueberspringen aber von einem Gegenstande zum anderen, seine fast unbegrenzte Eitelkeit und die daraus entspringende Reizbarkeit hinderten ihn, tief zu seyn und seinen Arbeiten jenen Werth zu geben, der ihnen allein eine längere Dauer verleihen kann. Im Liede, der Epistel, der Satyre und der humoristischen Erzählung ist er oft unübertrefflich, und mehrere von seinen Liedern besonders leben in Dänemark wie in Deutschland (vorzüglich im nördlichen) im Munde des Volkes fort, getragen durch leichte und glückliche Compositionen. Sein idyllisches Epos fand bei seinem ersten Erscheinen großen Beifall und ward, obwohl mit Unrecht, Göthe's Herrmann und Dorothee und Vossens Luise an die Seite gestellt, erhielt sich jedoch nicht dauernd in dieser Gunst und wird jetzt wenig gelesen. Das zweite, Adam und Eva, fand, obgleich es einen Reichthum von feinen und glücklichen Ideen enthält, gleich anfangs wenig Be-

achtung, da der Ton, in welchem es geschrieben ist, der Menge gar zu fremd klang. — Unter den dänischen Gaben seiner Muse sind seine komischen Erzählungen wohl das Gelungenste. Mehrere derselben finden sich übersetzt in folgender Sammlung:

Salz, Laune und Mannichfaltigkeit in komischen Erzählungen. Hamburg, 1808.

Ein bedeutendes Werk Baggesen's, das er kurz vor seinem Tode vollendete, und das neben großen Schönheiten, heftige Persönlichkeiten enthält, „der moderne Faust," ist bis jetzt noch nicht im Druck erschienen. — Baggesen's ziemlich getroffenes Portrait findet sich vor den Heideblumen.

Vgl. den oben angeführten Briefwechsel.

Memoria defuncti J. Baggesen; ed. Dr. Fricke. Hamburg. 1826.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 4. Th. 2. S. 585.

Dresdener Morgenzeitung, 1827; N. 11—14; N. 87. 88.

Historisch-kritische Einleitung *).

Die Weltgeschichte (wenn man so betiteln kann
Das Tagbuch der Ameisenhaufen,
Die sich auf einer Scholle raufen
Seit gestern) ist für mich, und jedermann,
Der ernstlich sie beherziget, mitnichten
So trocken, seicht und unterhaltungsleer,
Wie es gewöhnlich glaubt, wer nur so obenher
Den Blick d'rauf wirft von ohngefähr.
Meint man, sie sey gar traurig, irrt man sehr;
Sie strotzt im Gegentheil von komischen Geschichten,
Die kein Cervantes droll'ger würd' erdichten.
Zwar hieße sie dennoch mit gutem Fug
Ein großes Trauerspiel. Will man dramatisch geben
Des menschlichen Geschlechts bisher'ges Leben,
Ist allerdings der Name passend g'nug;
Allein für's Ganze bloß. Stückweise sind die Sachen
Durchgängig, um sich todt zu lachen.
Mir scheint ein Possenspiel das Drama der Natur,
Wie's spielt und wird gespielt auf unsrer Erdenflur;
Das hohe Tragische liegt im Begriffe nur,
Nicht im Begriffenen; die Sache paßt zum Namen,
Wie eines Bettlers Bild zu einem gold'nen Rahmen.

Der liebe Gott hat's, scheint es, so gemacht,
Auf dieser Bühne, die wir kennen,
(Denn andre können wir doch höchstens nur benennen)
So wie sein Shakespear — und mit Bedacht:
Im Welten-Drama und Planeten,
Wovon die mehrsten, wie bekannt, Kometen,
Excentrisch, mit und ohne Schwanz,
Fast nimmer ausgebildet, rund und ganz,
Giebt's viel, das Aristoteles verboten,
Und wimmelt es zumal von Possen und von — Zoten.

Die Sach' ist: Gott, auch Shakespear lieben nur
Die Kunst, als schön're Tochter der Natur,
Und sind, trotz scheinbar'n Trivialitäten,
Nichts weniger, als französische Poeten.
Ich folge treu der erstern Spur,
Die letzten lassend sonst in allen Ehren;
Ich weiß so gut wie sie, daß artig ist, zu seh'n,
Wie Ein und Zwei und Fünf geh'n auf in Zehn,
Nach mathematischer Kunstrichter Lehren;
Doch lass' ich Gott und Shakespear auch gewähren,
In ihrer Drei- und Vier- und Sieben-Wahl,
Wenn Welten oder Dramen sie gebähren —
Und finde art'ger noch, daß, ohne sich zu kehren
An Aristoteles und Decimal,
Sie liefern, was da zählt, anstatt der bloßen Zahl.

Die Weltgeschicht' ist also, wie gesagt,
Mein Omne portans suum secum,
Mein Walter-Scott, mein Vademecum,
Mein Aristophanes, und Plautus, und Horaz,
Aesopus, Holberg, Ariost, Boccaz,
Und Lucian und Swift und Sterne,
Ja mein Jean-Paul sogar. Der Wahrheit sey's geklagt,
Mit andern Studien hab' ich mich nie geplagt;
Denn was mir nah' ist, such' ich nicht von ferne.
Ich schöpf' aus ungetrübter Quelle gerne,
Und lieb in allem die Frugalität,
Auch als Poet.
Das Buch der Bücher, wie der Quell der Quellen,
Ist mir die menschliche Natur,
Und ihr Decameron, die Weltgeschichte, nur
Brauch' ich, als Magazin, in allen Fällen,
Wo's gilt, was Lächerliches darzustellen;
Sie geht mir über Don Quixote gar,
Weil der am End' aus ihr geschöpft auch war.
Ihr Lexicon liegt vor mir immerdar;
Denn will ich etwas Drolliges erzählen,
Kann ich darin auf jegliche Gefahr
Die erste beste Seite wählen.

Sie fängt zum Beispiel gleich mit einer an,
Die, als burleske Poss' im Droll'gen, über alles
Bei weitem geht, was Rabelais ersann —
Ich meine: die des Sündenfalles.
In dem historischen Pankomikon,
Das ich in Versen, spart mir Gott das Leben,
Gesonnen bin, herauszugeben,
Steh' an der Spitze sie! Wer nicht sie schon
Gelesen wo, dem wird sie wohl erscheinen
Alt-Eulenspiegelisch und er wird meinen,
„Es sey ein Mährchen," er wird rufen, „Bah!
„Das mache man mir weiß, daß je so was geschah!
„Daß die Geschichte, die authentische Geschichte,
„Die wirkliche, die kein fantastisches Gedichte,
„Die ächt urkundliche, die wahre — die
„Da wandelt Hand in Hand mit der Chronologie,
„Gestützt auf die Geographie —
„Mit einem Wort: die Reihe der Geschäfte,
„Der Strom von Handlungen und Thaten der Vernunft,
„In jeder Klass' und jeder Zunft —
„Die Offenbarung aller Menschenkräfte —
„Die Folg' in der Entwickelung
„Des Absoluten, ohne Lück' und Sprung —
„Das freie Spiel in den Begebenheiten —
„Die Perfektib'lität — der Genius der Zeiten —
„Das Leben, kurz des Ichs Historie — daß die
„So angefangen!" — Lieber! eben sie!
Mein Mährchen ist ihr Anfang, wie die Fibel
Der Anfang aller Wissenschaft! Es steht
Mit dürren Worten in der Bibel;
Und hat sogar der Kirch' Authorität,
Die (wie wir wissen) nimmermehr kann fehlen;
Es ist der Welthistorie Beginn.
Ich läugne nicht das Drollige darin;
Es ist zum Lachen — wie ich es erzähle,
Von allen tollen Mährchen offenbar
(Was ich ja, Theuerster, auch nicht verhehle)
Das tollste; doch es ist, bei der Geschichte Seele!
Historisch wahr.

Zwar weiß ich wohl, daß viele von den bloßen
Historikern (man weiß doch hoffentlich,
Was bloß bedeutet in der Sprach' an sich),
Zumal die alles zählenden Franzosen,
Die Genesis, nach wörtlicher Kritik,
Verwerfen, als von keinerlei Gewichte —
Behauptend: dieser Anfang der Geschichte
Sey nichts als Fabel und Metaphysik —
Und daß er uns kein wahres Wort berichte.
Das glaub' ich selbst; allein das thut mir nichts —
Auch macht im mindesten mich nicht verlegen
Ein alter Einwurf von mir selbst dagegen,
Der nämlich: das der Autor Jude war.
Mithin — die Folge wäre ziemlich klar;
Denn die Prämisse läugn' ich, und behaupte,
Daß nie die Genesis gelesen mit Bedacht,
Der immer glaubt (wenn er's auch einmal glaubte)
Ein Jude habe sie gemacht.
Dagegen streiten inn'r' und äuß're Gründe,
Zumal der Jüdische Begriff von Sünde.
Wenn auch Spinoza zwar, und Mendelsohn,
Der erste gar zu weit, der letzte gar zu enge
Getrieben die Spekulation,
Geschah's im christlichen Gedränge;
Spinoza dacht' und schrieb, als Benedikt, —
Was unser frommer Moses war, als halbe,
Nur erst mit ihm genommen, ganze Schwalbe,

*) Aus: Adam und Eva, oder die Geschichte des Sündenfalls. Ein humoristisches Epos in zwölf Büchern. Leipzig, 1826.

Sieht man aus dem Jacobischen Konflikt.
Ach! eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, Theurer!
Und einer winzigen Ausnahme Spur
Macht mir die ungeheure Regel nur
Gewissermaßen ungeheurer.

Ein Jude hätt' (es kostet' ihm ja nichts!)
Die Hauptverführung anders eingerichtet,
Und etwas rares, goldenen Gewichts,
Von Geldeswerth hineingeschichtet,
Statt eines Apfels vom Erkenntnißbaum,
Woran von Allem in des Gartens Raum
Ihm g'rade war am wenigsten gelegen;
Zur Lockung hätt' er in dem Paradies
Wo irgend aufgehängt ein goldnes Vließ! —
Auch hätt' ein Jude nicht, der Klugheit wegen,
Es mit der Schlange so verdorben, wie
Der Autor — und vor Allem hätt' er nie
Beim Ausgang (wenigstens ich kann's nicht passen
Mit ächter Juden-Phantasie)
Bedellion und Gold und Onyx liegen lassen;
Hätt' Adam auch davon er weggeschreckt,
Das Evchen hätte was zu sich gesteckt.
Der Jude wird den Juden nie verhehlen,
Auch als Erzähler nicht, weil, wie er sinnt,
Er mahlt und darstellt. Jüdisches Erzählen,
Und die Historie des ganzen Volks beginnt
Mit Schachern, und mit Schmuggeln, und mit Stehlen.
In Jacob wird uns erst der Ursprung klar
Des Unkrauts, das noch wuchert immerdar
In vier Welttheilen, und zumal in Pohlen —
Schon die Geburt des Volks, die erste, war gestohlen —
Ich frage jeden Juden: „Ist's nicht wahr?"

Man wird mir hoffentlich die andern Gründe schenken,
Warum ich nicht die drei Kapitel, die
Vom Sündenfall berichten: Was und Wie,
Betracht' als jüdische Kosmogonie.
Schenkt man sie nicht, so geb' ich zu bedenken,
Daß der Verfasser, wer er sonst auch war,
Zu einer Zeit gelebt, da noch natürlich
Die Thiere redeten und nicht figürlich,
Wie die Erzählung darthut offenbar, —
Ein nachsündfluthlicher Erzähler, zweifelsohne,
Hätt' es erzählt in einem andern Tone.
Es wundert Even im geringsten nicht,
Daß jener Wurm mit ihr geläufig spricht:
Ganz recht! Denn was wohl konnt' ihr offenbaren,
Daß sie nur und ihr Mann vernünftig waren?
„Kann unser Eins," vermuthlich dachte sie
In ihrer Unschuld so, „schon raisonniren,
„Die wir von gestern her, ich weiß nicht wie,
„Erst hier im Garten h'rum spatzieren,
„Warum sollt' es nicht können auch ein Vieh,
„Das vor uns da war? und vielleicht seit immer —
„Deß Haut von Kopf zu Fuß ist nichts als Schimmer,
„Deß Wuchs ist so vollendet ganz,
„So g'rade, glatt und schlank, als wär' er lauter Schwanz,
„Und dessen ganzen Leib viel schöne Ringel zieren?"
Das alles lass' ich noch dahingestellt,
(Bis weiter wenigstens, wenn's so gefällt)
Allein, was jeden Leser muß frappiren:
Auch der Erzähler findet ganz und gar
Den Ursprungsdialog, den Plato's und Jacobi's
Nur commentiren, so wie Trims und Tobis,
Und alle folgende, nicht sonderbar!
Man sage nicht: „Er habe sich enthalten
„Zu äußern, was er selbst davon geglaubt,
„Weil Reflexionen überhaupt
„Er, als Historiker, sich nicht erlaubt,
„Und niemals pflegt sein Urtheil einzuschalten:
„Er sey beständig völlig objectiv,
„Als plastischer Darsteller und Enthüller,
„Und lange nicht einmal so subjectiv,
„Wie sein Collega, Herr Johannes Müller:
„Es stelle sich in ihm nur die Geschichte dar —
„Drum sey er auch so groß, so göthisch tief und klar,
„Weil stets mit seinem Glauben und Gewissen
„Sein eignes Ich bleibt hinter den Kulissen;" —
Denn, mit Erlaubniß, das ist gar nicht wahr!
Zwar geht der Urbericht vom Sündenfalle
Als Darstellung auch mir entschieden über alle;
Zwar find' ich auch den Autor wundergroß;
Allein, er giebt sich doch, als solcher, einmal bloß.

Er findet nehmlich kurios
Des ersten Paars natürliches Benehmen:
Daß nackt sie gingen, ohne sich zu schämen;
Wär' auch zu seiner Zeit der Thiere Loos
Brutal gewesen schon, ihr Maul gebunden,
Und ihre Sprache ganz und gar verschwunden,
Hätt' er die Schlangenrhetorik
Gewiß viel kurioser noch gefunden!
Wer nur ein Nasenloch historischer Kritik
Halb offen hat, riecht hier, schon als Primaner,
Beim Buchstabiren seiner Genesis,
Den unbefang'nen Prädiluvianer.
Nun aber ist's historisch ganz gewiß,
Daß Juden nach der Sündfluth erst entstanden —
Die wenigstens, die noch vorhanden —
Mithin gehört (nachdem ich weggefegt
Von der Historie gewohnten Eingangsthüren
Die Zweifel, die man hier und dort noch hegt,
Ob sie zum Vorsaal oder Abtritt führen)
Das Abenteuer, das ich hier
Denselben ganz gemäß berichte,
Zur wahren, ächten, klassischen Geschichte.

Wenn übrigens unchristlich sollte scheinen,
Und lieblos, einem Juden irgendwo
Mein Nichtvielhalten von den Seinen,
Bemerk' ich, um ein möglich qui pro quo
Bei diesem Anlaß zu vermeiden,
Daß man Hebräer wohl muß unterscheiden
Und selbst Israeliten von den Heiden
Und Christen, die ich nenne so —
Ich meine nicht die Trödler in den Buden,
Ich mein' auch die Rothschilde nicht allein,
Wenn tadelnd, und sogar mit einem Schein
Von Hohn, ich spreche von den Juden;
Ich meine zwar auch sie mit vollem Recht,
Allein vorzüglich: die sogar noch unbeschnitten,
Getauft und ungetauft, nicht ihre Strafe litten —
Neun Zehntel nehmlich von dem menschlichen Geschlecht —
Und mein' es selbst, trotz allem Reim-Getöse,
Mit diesen armen Teufeln nicht so böse.
Bin ich doch selber, ach! (in meinem Sinn
Das Schlechte nehmend, und das Jüdische darin)
Vielleicht der schlimmste Jude trotz dem Schelten;
Denn wenn auch Schätze mir von Gold
Nicht eben über alle Schätze gelten,
Bin ich doch vielen andern Schätzen hold,
Die wohl, genau beseh'n, auf einer Unschuldswiese,
Dem Dichter viel gefährlicher, als diese.
Drum wiederhol' ich stets das Sprüchlein mir:
Sind auch die Juden nirgends recht zu Hause,
Die Christen pilgern auch am Ende hier,
Und schmausen, wenn sie können. Wir sind Wir;
Und vor dem Herrgott sind wir alle Schmause.

Zum Schluß der Vorerinnerung noch dies:
Obgleich, der Sache nach, was ich in deutschen Reimen
Versuchen werde hier der Lesewelt zu leimen,
Man alles lesen kann in jener Genesis,
Weil ich das Factum selbst nicht umgestaltet —
Steht dennoch meine Schnurre dort
Natürlich nicht gerade Wort für Wort.
Ich habe die Urkund' entwickelt und entfaltet,
Wie Herder und wie Kant, poetisch, kritisch schier,
Doch alles so auf eigene Manier,
Wie mir die Laune kreuz und quer gewaltet:
Was innwärts lag im Stoff' herausgekehrt —
Kurz, der Geschichte Knollen klein gespaltet,
Was niemand dem Erzähler wehrt,
Wenn er des Factums Holz nur nicht vermehrt.
Auch hab' ich mich bestrebt, in manchen Stellen,
Wo etwas dunkel, oder wenig klar,
Das Vorsündfluthliche gehörig zu erhellen
Aus nachsündfluthlichen Erfahrungsquellen,
Was eigentlich sehr leicht mir war —
Weil in der Welt, und in dem ganzen Weltlauf alles,
Von jenen großen Monarchien vier,
Bis auf mein schlechtes Reimen hier,
Nichts ist, im Grund', als deutliche Bewährung,
Entwickelung, Erweiterung, Erklärung,
Und öfters bloße Wiederholung schier,
Des Sündenfalles.

Wer übrigens nicht viel für Untersuchung giebt,
Und keine Gründlichkeit, kein tiefes Dringen
In etwas, nicht einmal in's Lächerliche, liebt,
Kann diese Vorerinn'rung überspringen.
Ich hielt es zwar für strenge Pflicht,
Sie als historische Einleitung anzubringen,
Doch möcht' ich niemand sie zu lesen zwingen;
Denn sie gefällt mir selber nicht.
Wird die Erzählung selbst nicht angenehmer,
Spaziere sie nur g'radeswegs zum Krämer,
Und komme wöchentlich mir, Stück nach Stück,
Statt Tags- und Nachts-Journal von ihm zurück.

Der Geschichte des Sündenfalls zweites Buch.

— Ut sibi quivis
Speret idem. —
Hor.

Der Leser schließt vielleicht aus dem, was schon gesagt
Von dem Entsteh'n des Himmels und der Erde,
Daß *ihn* und *mich* gemacht dasselbe große Werde,
Das jene schuf; der Schluß ist zu gewagt.
Uns hat der liebe Gott zwar auch hervorgerufen,
Allein so wie wir sind, mit Haut und Haar,
Er *selber* nicht unmittelbar.
Aus der Urkunde sieht man klar,
Daß *mehrere* den ersten Menschen schufen.

Der Schöpfung großer Meister gab sich nicht
Mit dem Detail die Mühe — was mit Ellen
Sich messen ließ, sagt der Bericht,
Das überließ er den Gesellen,
Die Er zu dem Behuf, als fertig war das All,
Und schon der große Ringeltanz begonnen
Der Monde, der Planeten und der Sonnen,
Herabgeschickt auf unsern kleinen Ball.

Es thut mir leid für alle Spinozisten,
Idealisten oder Realisten;
Denn der Philosophie aus *einem* Stück
Bricht dies im Mutterleibe das Genick.
Zum wenigsten stört's mich gewaltig
Im Glauben an das Einmaleins-System.
Wie kann man hoffen ein Philosophem
Der absoluten Einheit, wenn so spaltig
Der Mensch von Anfang ist, daß auch das Wesen gar,
Das ihn gebildet, mannichfaltig war?
Es thut mir leid für's Ich, und seine großen Herren,
Daß vor dem sum und cogito
Man fand auf Erden *Du'en* schon und *Er'en*;
Allein es ist nun einmal so.

Die *Elohim* (so hießen die Gesellen
Des lieben Gotts) rathschlagten unter sich:
Ob nicht ein neu Geschöpf nach ihren Ellen,
Ein Ueberthier, mit einem Wort, *ein Ich*,
Sich bilden ließ aus den gegeb'nen Sachen,
Und wurden eins, das ließe sich wohl machen
Sie nahmen etwas Koth — was giebt es da zu lachen?
Koth, sag' ich, eben Koth, wie jedermann,
Der selbst den Text studirt, sich überzeugen kann —
Und fingen gleich zu modeln an,
Nach ihrem eig'nen Schnitt und Ebenmaße,
Mit Händen, Füßen, Rippen, Mund und Nase,
Mit Ohren und mit Augen, die Figur,
Die wir (vermuthlich weil sie unsre) halten
Für weit die schönste der unzähligen Gestalten
In der unendlichen Natur.

Da lag das Meisterstück der himmlischen Sculptur,
Sie konnten's nur nicht recht zum Stehen bringen;
Es fehlte der vollkomm'nen Kreatur
Das Leben nur;
Allein das konnten die Gesellen nicht erzwingen.

„Was ist denn noch dem Dinge Noth?"
So frugen sie sich, maßen, zählten
Die Glieder alle — keine fehlten;
Und dennoch war und blieb das Männchen todt.
„Wie Schade" sagten sie, „es ist doch ganz vollkommen,
„Ganz nach dem Maaße, das wir von uns selbst genommen,
„Proportionirt, und weiß und roth!"
Nach viel vergeblichem Darüberraisonniren
Spazierten sie davon, und sagten im Spazieren
Einander leis' in's Ohr: „Mein Lieber! Koth ist Koth!"

Da kam der Meister hergegangen,
Zu sehn, was die Gesellen unterfangen,
Und sah
Das neue Kothfigürchen liegen da
Zu seinen Füßen in dem Grase;
Der kleinste Wurm war schon von mehr Gewicht;
Und, Gott sey Dank! und doch — zertrat Er's nicht;
Er hob es lächelnd auf mit seiner Hand,
Blies in die Nase:
Und sieh'! es stand.
„Geh!" sprach Er, „sinn', und brauche den Verstand,
„Den Ich mit diesem Hauche dir gegeben!"
Und er verschwand.

Der Kothmann fand sich kaum beweglich und im Leben,
So fing er schon zu weinen an.
„Zu weinen?" Allerdings! Trotz allen Herrlichkeiten,
Die rings er sah im Nahen und im Weiten,
Fehlt' immer etwas noch dem armen jungen Mann.
Umsonst fand er genug zu essen und zu trinken,
Am Platze, wo er sich befand,
Und Nahrung g'nug zugleich für den Verstand;
Es war ihm alles reichlich zugemessen
Zum Glücklichleben auf dem Land;
Und wo er ging, und wo er stand,
War Hüll' und Fülle zum Genuß — indessen
War er auf seinem Bett von Blumen-Stroh
Nichts weniger, als herzlich froh.

Zwar legt' er sich gleich anfangs auf's Studiren
Des Physicalischen in Pflanzen und in Thieren,
Begann die ersten zu klassificiren,
Und nach und nach allmählich auch
Sich einen ordentlichen Sprachgebrauch
Durch ihre Namen zu fixiren —
Auch setzt' er sich wohl öfters hin
Auf einen Onyxstein im Grase
Den Zeigefinger auf die Nase,
Und sprach bald laut bald leise so: „Ich *bin*! —
Ich *setze mich*! — ich *denke*! — cogito,
„Und ergo sum — sum, ergo cogito!" —
Umsonst! das Alles half ihm nichts. Er einte
Das Mannigfaltige, fand alles *ganz*
Nach seiner Untersuchung, wie nach Kants;
Allein er fand sich selber *halb* — und weinte.

Ich mag nicht hererzählen, was er sich
Für Mühe gab vom Morgen bis zum Abend,
Die Sinne so, bald so, bald anders labend,
Ein wenig zu befriedigen sein Ich,
Das immer in des Edens Ueberflusse
Nach etwas suchte, das noch da nicht war,
Und im Genuß des Guten immerdar
Sich sehnte nach was Gutem im Genusse.
Oft ritt er in dem Garten wie ein Narr,
Auf einem Ast; — oft sucht' auf allen Vieren
Er wettzulaufen mit den Thieren —
Oft lief er in dem nächsten Bach Gefahr
Sich zu ersäufen, schwimmend nach den Schwänen
In einer Doppelfluth von Wasser und von Thränen.
Umringt von Blumen, fiel ihm endlich ein,
Ein Exemplar von jeder sich zu pflücken,
Und aus der sämmtlichen *Verein*
Sich ein vollständiges Entzücken
Selbst zu bereiten. Anfangs schien ihm das,
So wie der Straus allmählig wuchs an Zierde,
Das Räthsel der unschuldigen Begierde
Nach einem *kleinen Paradies*
Im *großen* schön zu lösen. „Ja, das war,
„Was hier noch fehlte," murmelt' er im Gehen,
An Blume Blume fügend, bei'm Entstehen
Des neuen Werks, — „Das ist es offenbar,
„Das Ideal — zugleich für Aug' und Nase,
„Und für ich weiß nicht was! Wie füllt's die Sinnen-Kluft
„In meiner Aesthetik mit Schmelz und Duft,
„Der Zauber bringt mich schon fast gänzlich in Extase!
„Wie reizend und wie sanft! wie dunkel und wie licht! —
„Nur noch die Schlanke, Weiße, Hohe, Reine,
„Aus deren Blick der Unschuld Himmel spricht —
„Und die Verborgne hier, die Süße,
„Die lächelnd weint: Vergiß mein nicht!

„Euch alle hab' ich nun im lieblichen Vereine;
„Kein Reiz, kein' Anmuth, keine Wonne fehlt —
„In einem einz'gen holden Bund vermählt,
„Seyd, all' ihr mannigfaltigen, mir Eine!
„Zum erstenmal drück' ich mit Herzenslust
„Der Schöpfung schönste Zierd' an meine Brust!"

Ach! Er zerdrückte sie! Sein heftiges Entzücken
Zerstörte die so zarte Harmonie:
Der schöne Straus zerfiel zu schönen Stücken —
Und, eines nach dem andern, welkten die.
Zwar fing er immer wieder an zu pflücken,
Und baute sich sein Ideal auf's neu',
Und immer schöner schien es ihm zu glücken;
Doch keins bestand, der Straus ward immer Streu.
Auch, der Anthologie stets eifriger beflissen,
Fing er allmählig an, nach jeder neuen Wahl,
Der Farben und der Düfte sonder Zahl
Selbst an dem schönstgelung'nen Ideal,
Trotz der Vollkommenheit, ein Etwas zu vermissen.
„Vermuthlich," seufzt' er, „giebt's dergleichen nicht,
„Das meinem Ideale ganz entspricht!
„Was hilft's, darnach zu laufen und zu gaffen?
„Es ist am Ende nicht erschaffen. —"
Indessen lief, und gafft' er immerfort,
Bewährend schon auf seiner Blumen-Wiese:
Daß wenig helfe, selbst im Paradiese,
Zur weisen That ein weises Wort.

Ich mag nicht, wie gesagt, erwähnen,
Was alles er gethan, so lang' er einsam war,
In diesem wahren Flegeljahr
Des Unschuldsstands, um nicht sich todt zu gähnen.
Genug: er aß und trank, und ging, und lief,
Und kroch, und schwamm, und streckte sich, und schlief,
In jeder Lag', auf allen Wegen,
Mit seines Körpers und mit seines Geistes Kraft,
Mit seinem Muth, mit seiner Wissenschaft,
Mit seiner Unschuld gar, — kurz mit sich selbst verlegen.

Der Meister sah's, und sprach: „Es ist nicht gut,
„Daß er alleine sey! hab' ich auch gleich vernommen
„Von Ewigkeit, was sicher dann wird kommen,
„Ich werd' ihm geben, was ihm nöthig thut.
„So geht es nicht, es ist in jedem Falle
„Dem Menschen besser, daß er stirbt,
„Als daß er ganz und gar verdirbt —
„Was einer dann nicht wird, das werden alle!
„Ich mach' ihm eine Hälft' an Liebe reich:
„Aus seinem starken, festen Leibe
„Soll, während dort er schläft, ein Mädchen sanft, und weich,
„Und zart und anmuthsvoll, ihm sonst in Allem gleich,
„Entspringen, und ich geb' es ihm zum Weibe!"

Gesagt, gethan. Der Adam schlief —
Das Mädchen sprang empor, und lief
Zum nächsten Bach sogleich, und wusch die schönen Haare.
Sie sieht sich selbst verwundert in der Fluth,
Und lächelt, als wenn ihr sich offenbare
Der ganze Himmel, wie er wirklich thut.
„Jetzt," sprach der Meister, der das höchste Gut
Dem Menschen gab: „Jetzt erst ist Alles gut!"

Mein Adam, der indessen ausgeschlafen,
Erwacht, umringt von Ziegen und von Schaafen
Und Tauben, und dergleichen Thieren mehr,
Und gähnt, und spricht: „Ich schlief entsetzlich schwer,
„Unruhig, ängstlich hin und her,
„Erhitzt, als hätt' ich das gehabt, was Fieber
„Man nennen wird einmal, wenn's erst dergleichen giebt:
„Mich dünkt, ich war zum Wahnsinn, gar verliebt,
„(Ja, wenn es etwas giebt, darüber)
„In etwas außer mir, ich weiß nicht wie:
„Doch schlief ich gerne wieder ein; denn lieber
„Ist mir ein solcher Traum, trotz der Philosophie,
„Als dies gelehrte Leben mit dem Vieh.
„Was hilft mir mein selbstdenkendes Erwachen
„Hier unter diesen Nicht-Ichs-Siebensachen
„Von Strahlen, Schatten, Bäumen, Affen, und
„Was sonst sich hier thut meinen Sinnen kund?
„Mit keinem von dem Allen kann ich scherzen.
„Zwar sind' ich manches schön, gewandt, und stark, und klug,
„Zwar brummt's, und zischt's, und blökt's, und schwatzt's genug,
„Allein kein Einzig's spricht zu meinem Herzen,
„Selbst nicht mein bester Freund, der Hund;
„Auch er am Ende spricht nur mit dem Mund!

„Zwar lern' ich was von ihnen alle Tage,
„Und sehe halb schon manches Was und Wie,
„Doch niemals ein Warum? Wozu die ganze Plage
„Mit meinem Lexicon, mit der Zoologie,
„Sammt der vergleichenden Anatomie
„Von Physiognomien aller Affen,
„Die mich Studirenden begaffen.
„Ich werde nie doch so gescheit, wie sie —
„Nie sag' ich's, weil ich's meine — nie! nie! nie! —
„Sie schränken sich auf etwas ein im Leben
„Des Daseyns, sind zufrieden, drücken sich
„Dicht an einander, innig, fröhlich,
„Und überhaupt multipliciren sich,
„Und ihre süße Lust — das nenn' ich leben!
„Das ist gescheit, da sieht man einen Zweck;
„Doch meine Weisheit ist ein ewig Streben
„Nach dem, was nirgend ist, — nach allem. Keck
„Behaupt' ich, wenn ich alles recht betrachte
„Um mich herum, und dann mich selbst beachte:
„Ein Himmel ist die Welt an jeder Ecke' —
„Ein Meisterstück im Großen und im Kleinen —
„In jedem Leben seh' ich einen Zweck —
„In meinem nur, in meinem seh' ich keinen —
„Ich bin allein der faule Fleck!"

In diesem Selbstgespräch ging er beständig weiter,
(Denn er war schon im Gang)
Den Bach entlang.
Die Morgenluft war ungewöhnlich heiter,
Und alles hüpft' in Eden, sprang und sang,
Und bot ihm freundlich guten Morgen
Mit Zwitschern, Brüllen, und Gesumm;
Er aber sah sich gar nicht um,
Verdrießlich murmelnd: „ich bin stumm!
„Schwatzt, was ihr wollt, Ihr Ohnesorgen!
„Ich spreche heute wenigstens kein Wort!"
Und ging, wie halb im Traume, weiter fort.

So naht' er sich dem Platz, wo jene fand
Sich selbst, und noch im Blick verloren stand.
(Gott Vater folgt' ihm mit dem Auge lange;
Denn er blieb, ohne Sie zu seh'n, im Gange.)
Auf einmal warf er, Arm in Arm verschränkt,
Den Kopf empor, den er gesenkt,
Und rief: „O Himmel, der du hell und heiter
„Dich über mir, und selbst der Sonne wölbst!
„Bin ich gestürzt denn auf der Wesen Leiter
„Seit gestern unter — gar mich selbst?
„Ich weiß nicht, wie mir ist, ich finde kein Behagen
„Am Daseyn; alles ist mir nichts an sich,
„Besonders heut' — an allen vor'gen Tagen
„Sonst liebt' ich wenigstens doch mich
„So halb und halb; ich war mir gut, und deckte,
„So sehr ich konnte, mir die Augen zu
„Für jeden Mangel, der mein Herz erschreckte."
Der Arme wußte nicht, daß in ihm steckte
Noch gestern ein gewisses Du,
Das jetzt herausgerissen, eine Lücke
Gemacht — ein wahres Loch im Ich, —
Und daß er jetzo nur mit einem Stücke
Der Menschlichkeit herum im Garten schlich.

„O!" rief er wild, „ich flieh', ich hasse mich,"
Und blickte vor sich hin mit starrem Auge,
„Ich weiß gar nicht, wozu ich tauge
„Mit meiner ewigen Metaphysik — — —"
Doch in demselben wilden starren Blick
Begegnet ihm die kaum erschaff'ne Rose,
Die junge Schönheit, jene süße Braut,
Die wallend in der Ahndung dunklem Schooße
Sein sehnend Herz im Traum geschaut!
Sie sahen sich zugleich, und sah'n nicht mehr die Sonne,
Und sah'n nicht mehr den Bach,
Sie glühten, bebten, zitterten vor Wonne,
Und seufzten, staunend, lächelnd, weinend: „Ach! —"
Dann flogen sie zusammen, wieder wach,
Und hielten sich einander in den warmen,
Weitausgestreckten, starken Liebesarmen,
Und sanken, Herz an Herz, und Brust an Brust,
Dahin vor namenloser Lust;
Sie zuckten wieder auf, und bebten immer wieder
In seligen Entzückungen darnieder,
Und sah'n sich wieder an so inniglich,
Und drückten sich die Händ' — und — küßten sich.

Die erste Menschenlust — den Gruß der Grüße —
Der Ur-Umarmung Urkuß aller Küsse —
Der allerersten Liebe Himmelreich —
Den Ursprung aller wonnevollen Triebe —
Die Lieb' im Paradies: Der Liebe Liebe,
Die stärkst' und die unschuldigste zugleich,
Noch vor dem Sündenfall — mit Worten zu beschreiben —
Das laß' ich armer Sünder bleiben.

Nach langem Taumel süßer Lust,
Das All' vergessend, ihrer nur bewußt,
Erwachten sie zu sanfterer Entzückung
Aus der gen Himmel flammenden Entrückung;
Und Adams Auge trank in langem Zug,
Die Reize der Umarmten still betrachtend,
Auf jede Lieblichkeit besonders achtend,
Des schönen Anblicks seliges Genug.
„O!" rief er aus, „das ist es, was ich wähnte
„Mir zu ergrübeln, und was immer wich;
„Das Schöne, Gute, Göttliche an sich,
„Wonach ich mich umsonst im All der Schöpfung sehnte —
„Das ist ein Ich, und doch nicht Ich!
„O Du! Du! Du! — o! nenne mich, Du Süße,
„Nur Du in jedem holden Nu!"
„Du!" sprach sie — Küsse folgten dann auf Küsse,
Und Du auf Du. —
„Nun glaub' ich erst an Gott!" rief Adam laut und weinte
Vor Freude jetzt, „durch Dich, in Dir
„Wird, was mit Körper Geist, und mich mit mir vereinte,
„Erst fühlbar mir!"
Du war das erste Wort, das Adam Eva lehrte,
Das zweite: Gott — und, als sie knieend sich
Umarmt, das dritte: Liebe! — „Liebst Du mich?"
Frug er, und drückt' ihr Händchen inniglich.
„Du du" antwortete sie ihm, und kehrte
Die Rosenlipp' ihm lächelnd, „liebet Dich!"

So scherzten sie voll Unschuld, und die Sonne,
Die Vöglein und die Engel, Mond und Stern',
Und alle Wesen sahen es mit Wonne,
Und selbst der Liebe Schöpfer sah' es gern.

Epigramm.*)

Was sollen wir, die etwas wir gelernt,
Noch schreiben?
Ich dächt', wir ließen es in Zukunft bleiben
Und blieben lieber stumm.
Es schreibt ja jetzt für uns das ganze Publicum.

Der Liebenden Erdenwallen.**)

Getrieben zu Paaren
Rennen und laufen
Entathmete Haufen.
Auf Zeltern, zu Roß,
In Kutschen und Wagen —
Voll Päcken und Plagen,
Gefolgt von dem Troß
Der Särgen und Baaren,
Reiten und fahren
Die schnaubenden Schaaren
Durch's todte Gehege
Der staubigen Wege
Nach Erdengewinn —
Das schlechte beginnend,
Das ärgere sinnend,
Und endlich gewinnend
Das schlechteste drin.
Laß fahren und laufen
Die thörichten Haufen!

Zu Fuß und alleine,
Durch tönende Haine,
Mit ruhigem Sinn —
Auf schattigem Stege
Entfernt vom Gewimmel
Und von dem Getümmel
Des Todes darin —
Im Auge der Himmel,
Im Ohre die Töne,
Im Herzen die Schöne —
Geleitet vom Triebe
Der ewigen Liebe —
Das Hohe beginnend,
Das Höhere sinnend,
Das Höchste gewinnend,
Ich wandle dahin.

Wie scheinet so seicht mir
Das irdische Leben:
Das Senken und Heben
Der goldenen Wage —
Das Treiben und Streben
Im künstlichen Weben
Geselliger Plage!
Wie schwinden so leicht mir
Die seligen Tage,
Seitdem ich, alleine,
Bald lächle, bald weine,
Nichts weltliches achtend —
Auf einsamen Pfade
Der fernen Gestade
Dich, Holde, betrachtend —
Nur Dich in dem Raume,
Nur Dich in der Zeit,
Erwacht und im Traume
Dir ewig geweiht!
In wechselnder Lage,
Nun dort und nun hier,
Bey Nacht und bey Tage,
Wo Wellchen sich kräuseln,
Wo Blätterchen säuseln,
Vernehm' ich Dein Schweben
In leiser Bewegung,
In leiserer Regung,
Im leisesten Leben.

Wie tönet der Hall mir
So lieblich von Dir?
Wie strahlt überall mir,
Ringsum in dem Kranze
Der Näh' und der Ferne —
Hoch oben im Glanze
Der schillernden Sterne —
Bald hier in dem blühenden
Wonnegefild,
Bald dort in der glühenden
Sonne — Dein Bild!

Wie sinkt die Gewalt mir
Der irdischen Macht!
Wie ferne verhallt mir
Der Sterblichen Klage,
Seitdem ich, o Sonne
Der liebenden Wonne,
Bey Tag und bey Nacht
Im Busen Dich trage!

Mir Hoffenden blühen
Mit lieblichem Prangen
Die Blumen im Haine!
Mir Brennenden glühen
Im doppelten Scheine
Durch grünende Flechten
Zur Linken und Rechten
Die rosigen Wangen
Des Himmels, wie Deine!
Mir Schmachtenden bringen
Ambrosische Düfte
Auf kosenden Schwingen
Aetherischer Lüfte
Nektarische Grüße —
Ich athme die Süße
Der himmlischen Küsse
Wie Odem von Dir!
Mir Horchenden singen
Der offenen Felder,
Der heimlichen Wälder,
Der heiteren Gipfel,
Der schaurigen Wipfel
Geflügelte Chöre

---

*) Ward 1826 in Dresden von Baggesen selbst dem Herausgeber mitgetheilt.

**) Aus: Heideblumen; vom Verf. der Parthenais. Amsterdam, 1808.

Nun dort und nun hier —
Ich hör' im Gewimmel
Der lieblichen Klänge,
Der Zaubergesänge
Der tönenden Himmel —
Ich lausch' und ich höre
Der Seligen Chöre,
Als sängest Du mir.

Wenn Donner erschallen —
Wenn schäumender Flüsse
Herstürzende Güsse
Dem Himmel entfallen —
Wenn über die Kiesel
Mit leisem Gerieſel
Die murmelnde Wogen
Der silbernen Bogen
Die Blumen durchwallen —
Des Liebenden Klagen
Voll Sehnen und Zagen,
Des Wallenden Lieder
Voll zärtlicher Schmerzen
Und Wonnen und Scherzen,
O Schönste der Schönen,
Die Lieder von Dir
Nachseufzen, und tönen,
Und hallen sie wieder
Mir Seligen, mir!

Dem Herrscher der Schaaren,
Die reiten und fahren —
Dem Treiber der Haufen,
Die rennen und laufen,
Dem Fürsten im Zelt,
Umringt von den Rachen
Glutspeyender Drachen,
Gehöret die Welt.
Was kümmert die Liebe
Mit himmlischem Triebe,
Wer diese behält:
Der ewigen Fülle,
Vergängliche Hülle,
Die zeitlich zerfällt?

Dem liebenden Reinen
Getreuen der Einen
In singenden Hainen,
In tönender Flur;
Auf luftigen Gipfeln
Gebirgiger Wege,
Und unter den Wipfeln
Beschatteter Stege,
Gehöret, was nur
In allem, was eilet
Und schwindet, verweilet —
Gehöret, was bliebe,
Wenn alles zerstiebe —
Gehöret die Fülle
Der nichtigen Hülle —
Gehöret die Liebe,
Gehört die Natur.

Die kleine Muse.

Süße Kleine! zürne nicht mit mir,
Wegen meiner kindlich losen Streiche!
Bin ich Kind, so gleich ich eben Dir;
Und ist's Sünde wohl, daß ich Dir gleiche?

Wie gebot der Heiland uns zu seyn?
Stets werd' ich mich auf sein Wort besinnen:
Komm als Kind ins Himmelreich hinein;
Oder du wirst nimmer es gewinnen!

Kleiner Engel! reich Dein Händchen mir!
In der Kinder Himmel Du mich führe!
Wenn der liebe Gott sie öffnet Dir,
Schließe nicht mir Weinenden die Thüre!

Gib der Kindheit Jahre mir zurück!
Gib mir ihre Blumen, ihre Spiele!
Gib mir Deiner Unschuld stilles Glück!
Setze Deine Freude mir zum Ziele!

Kleine Holde! Dir will ich mich weih'n;
Dein Gespiele will ich seyn auf Erden;
Meine Lieblingsmuse sollst Du seyn;
Und ich will Dein Lieblingsdichter werden!

Weltkenntniß.

Wie war ich glücklich,
Als noch ein Jüngling
Voll Kindeseinfalt,
Und Kindesunschuld,
Ich auf der kleinen
Beblümten Höhe
Der Menschheit stand!

Da sah ich unten
Ein bunt Gewimmel
Von holden Kleinen
Auf Steckenpferden
Im Sande reiten,
Mit hübschen Puppen
Im Grase tanzen,
Sich herzlich freuend
Des holden Nichts.

Da sah ich um mich
Auf andern Hügeln
Kraftvolle Buben,
Herzvolle Mägdlein,
Nach Regenbogen
Voll Hoffnung greifen,
Indem ich selber,
In jedem Jungen
Den Herzensbruder,
In jedem Mädchen
Die Herzensschwester
Voll Wonne sah!

Da sah ich — Götter!
Wie schlägt das Herz mir
Bey der Erinn'rung!
Auf hohen Bergen,
Hoch über jenen
Beblümten Hügeln,
Erhabne Menschen,
Gekrönte Helden,
Bekränzte Dichter,
Umstrahlte Weisen —
Der Erde Götter;
Und über allen
Des hohen Himmels
Im tiefen Aether,
In allen Sternen,
Im tiefen Dunkel,
In allen Blitzen
Sichtbaren Gott!

O! wie ganz anders,
Wie tief unglücklich —
Wie schrecklich einsam,
Und gänzlich elend,
Auf diesem hohen,
Mit Schweiß errungnen
Erfahrungs-Gipfel
Steh ich, vollendet,
Nunmehr ein Mann!

Kahl ist des Felsens
Erhabne Scheitel —
Kein Bäumchen schattet —
Kein Bächlein labet —
Kein Blümchen lacht mir;
Und ringsum ragen
Nur kahle Gipfel
Dem Meinen gleich!

Sie stehn zur Seite
Mir jetzt, zu denen
Ich vormals staunend
Erhob die Blicke —
Die Hügel alle
Mit ihren Blumen,
Mit ihren Buben,
Und ihren Mädchen,

Sind tief gesunken —
Und selbst unsichtbar
Der Kinder Gott!
Und jene Helden,
Und jene Dichter,
Und jene Weisen —
Der Erde Götter —
Sind gegenüber
Gemeine Menschen —
Sind höchstens einsam,
Und jeder Täuschung
Beraubt wie ich!

Wiederkunft des Liebenden.

Steh nicht auf, obgleich am hellen Tage!
Bleib im dunklen grünen Bette hier!
Daß ich, süßes Mädchen, über Dir,
Niederblickend auf die holde Lage,
Nur ein Weilchen voll Entzückung rage!
Daß sich meiner Liebe Glut
Spiegl' in Deiner blauen Augen Flut,
Und nach langem Lauf, im Stillestehen,
Ich mich lab' an Deinem Wiedersehen!
Laß mich meine schwer errungne Lust,
Nach so langem ungestümen Schmachten,
Götterruhig, aufrecht, still betrachten,
Meines ganzen Glückes mir bewußt!
O wie hebt sich Deine Brust!
O! wie selig, weil ich hier! —
Süßes Schweben
Meines wundersamen Bangens,
Meines brennenden Verlangens,
Meiner Flammenflügel, über Dir!
Gerne weilt' ich ewig hier!
Doch ein namenloses Wonnebeben
Faßt in dieser Höhe selbst mein Leben!
O! Du lächelst hold hinauf zu mir! —
So dem Sonnengott an hoher Mitte
Seines Himmels lächelt Amphitrite!
Und er eilt hinab zu ihr —
Liebeglühend, wonnetrunken,
Flammenroth entsendend alle Funken,
Stürzt er in der holden Zaubrerin
Sanfte Wollustarme hin —
Und es ist der Tag versunken.

Am Gestade.

Ich wandle her, ich wandle hin,
Am Pilgerstab,
Wohl ohne Ruh und Lust,
Mit wildem Blick, mit trübem Sinn —
Bergauf, bergab —
Ach! mit beklommner Brust.

Erlöscht ist schon des Tages Strahl;
Die Gegend grau't
In schwarzem Dämmrungsflor —
Und rings, wohin durch Berg und Thal
Mein Auge schaut,
Steigt Finsterniß empor.

Und immer hohler wird der Klang,
Beym dumpfen Tritt,
Am hallenden Gestad —
Und immer bebender der Gang
Mit bangem Schritt
Auf immer engerm Pfad.

Und dennoch muß ich weiter fort;
Stets weiter fort;
Es kann nicht anders seyn —
Mein Weg geht durch das Dickigt dort
Zum düstren Ort;
Und ach! ich muß hinein.

Die Schöpfung des Teufels.

Ich hörte jüngst des Teufels Affter-Werde
Zur Höll' organisiren Gottes Erde.
Auf einmal ward die sämmtliche Natur
Verwandelt in französische Cultur:
Die Seen wurden Teiche, Höh'n die Berge,
Die Schwäne Frösch', und alle Riesen Zwerge;
Das Ganze ward, in Rauch und Dampf gehüllt,
Mit Städten und mit Lagern rings erfüllt;
In allen Städten waren Pestilenzen,
Denn alle waren Freiheitsresidenzen —
Statt Feld, und Flur, und Berg, und Thal, und Hain,
Umgaben diese lauter Boulewarden;
Der Hirten Plätze nahmen Trödler ein,
Und der Hirtinnen Poissarden;
Nur auf den Bühnen sah man Sonnenschein;
Aussichten fand man nur in Panoramen —
Und überall, wo man ging aus und ein,
Statt Thaten Wort', und statt der Sachen Namen.
In allen Straßen voll Pariserkoth
War Vollgedräng von Buben und von Dirnen
Mit feigen Herzen, und mit frechen Stirnen;
In allen Häusern war die schwere Noth;
In allen Räthen richteten Couthone —
Wo sonst ein Bauer ging, stand ein Soldat —
Auf jedem Lehrerstuhl saß ein Prälat —
Und ein Duc d'Orleans auf jedem Throne.

Der gestürzte Riese.

An Klopstock*) 1793.

Klopstock, zürne mir nicht! ich zweifl' an des Traumes Erfüllung;
Zweifl', ob noch kehre die Sonne, die sank
Unsern erstaunenden Blicken, wie kaum aus nächtlichen Wolken
Spät vorführend den säumenden Tag,
Ueber das jauchzende Gallien jüngst ihr strahlendes Antlitz
Leuchtete; zweifl' an dem rettenden Sieg
Nach so vielen verlohrnen, vergeblichen, blutigen Kämpfen;
Zweifle, daß je sich empor aus dem Staub,
Wo voll Wunden er liegt, mit Kraft noch hebe der hundert-
Köpfige Riese, der Thronen gestürzt —
Wie der herkulische Richter das Säulengewölbe des Dagons
Stürzte — zerschmettert vom Sturze des Feinds!
Ach! da liegt er nun selber ein Trumm! und schaurige Stille
Schweigt um des Blutigen schweigende Gruft;
Schweigt den Namen sogar des längst thatlosen, den leeren
Namen, deß tugenderweckender Hall
Flog vom Pole zum Pole, Gesang den entferntesten Völkern,
Donner den fernsten Tyrannen, und Sturm.
Schlägt ihm annoch das verborgene Herz? Entsetzliche Frage!
Oder verblutet's im Busen durchbohrt?
Wer giebt Kund' im Gebiete des Trugs, wo nichts, als die Lüge,
Spricht? — Das Schweigen! — Es schweigt auch der Tod.
Wehe! mein Zweifel wird Angst! Ein Leichnam liegt sie, ein Leichnam,
Jene lebendige, hehre Gestalt
Hundertarmiger Kraft und hundertäugiger Weisheit,
Die sich dem schlummernden Fürsten erhub
Schrecklicher noch als Todesgestalt, dem Fürsten, deß Kebsweib,
Ihn zu betäuben, den blinkenden Wein,
Und den Gesang zu der Laut', und den Duft der persischen Rosen,
Und das mit Menschen spielende Spiel
(Todblaß blieb er) umsonst aufbot. Da liegt sie, der Freiheit
Riesengestalt, in dem blutigen Staub.
Und von der Laut' in Schlummer gelullt, und berauschet vom Nektar,
Ruhig im rosenbeduftenden Bett
Schläft nun wieder der Fürst, und träumt den ewigen Schachtraum,
Jeglicher Furcht vor Gespenstern beraubt;
Während die Weichlinge rings um den Thron Siegslieder posaunen,
Und die Verdorbneren um den Altar
Festliche Chöre beginnen zum Lob der göttlichen Rache,
Die sie vertilgte, die schreckliche Schau!
Sicher sind sie nunmehr der bald allwaltenden Herrschaft,
Sicher, die Freiheit störe nicht mehr
Ihre Caligulafest' und Borgiaspiel' und der neuen
Heliogabale ruhigen Schlaf.

*) Siehe dessen Ode: der Fürst und sein Kebsweib.

Doch ist nicht Ihrer der Sieg. Den hundertköpfigen Riesen
Streckte das tausendfäustige Volk,
Welches zu jugendlich kühn er selbst voreilig entfesselt.
Hört's! und schlummert so ruhig noch nicht!
Wütend bohrt es dem Rettenden aus die leuchtenden Augen,
Haute das sieben und neunzigste Haupt
Schon dem mit Füßen getretenen ab; da kam er, der letzte
Freiheitsmörder, der fünffache Zwerg;
Sah ohnmächtig zu Boden gestreckt den blutenden Riesen,
Aber noch frey — denn das Wütende schlug,
Kettete nicht — und entwand dem blinden berauscheten Wütrich
Schmeichelnd die Keulen: Ihr tödtet den Leib!
Sprach er dem staunenden laut, und leis': Ich tödte die Seele!
Hört's — und bohrte den giftigen Dolch
Jenem in's Herz. Hört's, hört's, ihr Fürsten und Priester!
Nicht Ihr siegtet! Es siegten des Volks
Keulen, im tobenden Rasen des Volks fünf kriechende Laurer,
Aus dem Gezücht, das euch immer umgiebt:
Fünf, von denen so viel es noch giebt, als Lutetia Meuchler,
Feile Vergifter, die Romula zählt.

Carl Friedrich Bahrdt,

ein talentvoller, aber höchst unruhiger Kopf, ward am 25. August 1741 zu Bischofswerda in der Lausitz, wo sein Vater Diaconus war, geboren. Er studirte zu Leipzig Theologie und wurde nach vollendeter akademischer Laufbahn daselbst Katechet und außerordentlicher Professor der Philosophie, mußte aber 1768 seine Aemter aufgeben und diese Stadt wegen unordentlichen Lebenswandels verlassen. Er ging nun als Professor der Philosophie und hebräischen Antiquitäten an die Universität zu Erfurt, erhielt in Erlangen die theologische Doctorwürde und trat jetzt mit seinen theologischen Neuerungen hervor, welche zu jener Zeit besonders ihm viele Feinde zuzogen und vorzüglich ein Verdammungsurtheil der theologischen Facultät zu Wittenberg gegen ihn veranlaßten. Er unterlag jedoch nicht in diesem Kampfe, sondern nahm einen Ruf als Professor und Prediger in Gießen an, wo er jedoch bald mit den orthodox Gesinnten in Händel verwickelt wurde, die ihm seinen Aufenthalt dort verleideten. 1775 ward er Director des Philanthropins zu Marschlins in Graubünden, vertrug sich indessen mit Herrn von Salis, dem Stifter desselben, nicht sonderlich, verließ diese Anstalt bereits im folgenden Jahr und trat das Amt eines Generalsuperintendenten zu Türkheim im Fürstenthum Leiningen-Dachsburg an. Dies genügte ihm bald nicht mehr und er stiftete nun ein Philanthropin in der Nähe, auf dem Schlosse Heidesheim bei Worms. Um seinem Institut, das nicht recht gedeihen wollte, Zöglinge zuzuführen, machte er eine Reise nach Holland und England, die nicht erfolglos blieb. Mittlerweile aber hatten seine Schriften und vorzüglich eine sehr freie Uebersetzung des neuen Testamentes ihm neue Angriffe zugezogen; der Reichshofrath erklärte ihn durch ein Conclusum aller seiner Aemter entsetzt und legte ihm auf, entweder die ihm Schuld gegebenen Irrthümer in Puncto der Dreieinigkeitslehre zu widerrufen oder das deutsche Reich zu meiden. B. begab sich jetzt nach Halle und hielt hier als Privatdocent Vorlesungen, welche zwar viele Zuhörer herbeizogen, aber, besonders nach der Herausgabe seines Glaubensbekenntnisses, in welchem er alle Wunder verwarf u. s. w., ihn in neue Händel verwickelten. Er beschloß daher fortan nur von schriftstellerischem Erwerb zu leben und kaufte einen Weinberg bei Halle, auf welchem er zugleich Gastwirthschaft trieb. Zwei ihm beigelegte Schriften: „das Religionsedict", ein Pasquill auf den preußischen Minister von Wöllner, und „die deutsche Union," ein Plan zu einer engeren maurerischen Verbindung, zogen ihm gerichtliche Untersuchung und in Folge derselben einjährige Festungsstrafe in Magdeburg zu. — Hier schrieb er die Geschichte seines Lebens. Nachdem seine Strafzeit vorüber, kehrte er nach Halle auf seinen Weinberg zu seinem alten Treiben zurück und starb daselbst am 23. April 1792.

Seine deutschen Schriften sind:

Der Christ in der Einsamkeit, verbessert und mit neuen Abhandlungen vermehrt. Leipz. 1763. 2 Bde.
Predigten von einer Seele, die den Frieden Jesu hat. Leipz. 1764.
Sammlung von Kanzelreden über wichtige Wahrheiten der Religion. Leipz. 1764
Versuch eines biblischen Systems der Dogmatik. Erfurt und Gotha, 1768. 2 Bde.
Laute Wünsche des stummen Patrioten. Ebend. 1768.
Briefe über die systematische Theologie. Ebend. 1768—72. 2 Bde.
System der Moral-Theologie. Ebend. 1768.
Sieg der Religion u. s. w. Erfurt, 1769. Eine Predigt.
Vorschläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unserer Kirche. Riga, 1770, nebst Anhang, 1770.
Predigten. Frankfurt a. M. 1772.
Die neuesten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen. 4 Thle. Riga, 1772—75. 2. Ausg. Frankenthal, 1777. 2 Bde.
Entwurf einer unpartheiischen Kirchengeschichte N. T. Frankfurt a. M. 1772.
Homiletik. Ebendas. 1772.
Allgemeine theologische Bibliothek. Mietau, 1774—75. 4 Bde.
Die Lehre von der Person und dem Amte unseres Erlösers. Predigten u. s. w. Frankf. 1773.
Eden. Frankfurt, 1774.
Philanthropinischer Erziehungsplan u. s. w. Frankf. 1775.
Nachrichten über das Leiningische Erziehungshaus. 1776—1777.
Literarisches Correspondenz- und Intelligenzblatt. Heidesheim, 1776.
Pädagogisches Wochenblatt. Heidesh. 1778.
Glaubensbekenntniß, veranlaßt durch ein kaiserliches Reichshofraths-Conclusum. Berlin, 1779.
Kurze Erklärung über Semlers Antwort auf das vorige. Berlin, 1779. 8.
Die kleine Bibel. Berlin, 1780.
Apologie der Vernunft u. s. w. Basel, 1780.
Versuch über die Beredsamkeit. Halle, 1780. N. A. Dessau, 1782.
Tacitus Annalen, 1. und 2. Buch. Halle, 1780.
Tacitus übersetzt. Halle, 1780. 2 Bde.
Juvenal's Satyren in metrischer Uebersetzung. Dessau, 1781.
Briefe über die Bibel, im Volkston. Halle, 1782 fgde. 6 Hefte.
Ausführung des Plans und Zwecks Jesu u. s. w. (Fortsetzung des vorigen Buches.) Berlin, 1783—85. 10 Bändchen.
Gedichte. Halle, 1786.
Magazin für Prediger u. s. w. Züllichau, 1782—88. 8 Bde.
Das neue Testament u. s. w. (3. Aufl. der neuesten Offenbarungen.) Berlin, 1783. 2 Bde.
Rhetorik für geistliche Redner. Halle, 1785.
Ueber das theologische Studium auf Universitäten. Berl. 1785.
Kirchen- und Ketzeralmanach auf das Jahr 1782.
Standrede am Sarge des u. s. w. Joh. Melch. Göze. Hamb. 1786.
Neue Literaturbriefe. 1. Bd. Berlin, 1786.
Christliches Sittenbuch für's Gesinde. Berlin, 1786.
Sämmtliche Reden Jesu u. s. w. Berlin, 1787. 2 Thle.
System der moralischen Religion. Berl. 1787. 2 Bde.
Ueber Preßfreiheit und deren Grenzen. Züllichau, 1787.
Kirchen- und Ketzeralmanach. Zweites Quinquennium. 1787.

Analytische Erklärung aller Briefe der Apostel Jesu. Berl. 1787—89. 3 Bde.
Zamor oder der Mann im Monde. Kein bloßer Roman. Berl. 1787.
Ueber Aufklärung. Leipzig, 1788.
Sittenbuch für den Bürger. Halle, 1789.
Alvaro und Ximenes. Halle, 1790.
Geschichte meines Gefängnisses u. s. w. Berlin, 1790.
Ala Lama, oder der König unter den Schäfern. Halle, 1790.
Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale. Berlin, 1790. 4 Bde.
Katechismus der natürlichen Religion. Halle, 1790.
Auszug aus Luther's Tischreden. Halle, 1791.
Ausführung des Plans und Zwecks Jesu. 11. und 12. Bändchen. Berl. 1791.

Das Religionsedict. Lustspiel. 1789.

Einzelne Flugschriften, Abhandlungen u. s. w.

Bahrdt war ohne Zweifel ein talentvoller, ideenreicher, lebhafter und leicht erregter Kopf, der bei weniger Eitelkeit und Flüchtigkeit und bei größerer Ruhe und tieferem Ernst gewiß sehr Bedeutendes geleistet haben würde. So aber ließ er sich nur zu leicht von Sinnlichkeit und Leidenschaft hinreißen und zerstörte durch sein unruhiges Treiben das Gute wieder, das er vielleicht hier und da bewirkt hatte. Daß er seiner Zeit bedeutend vorausgeschritten war, daß es ihm nicht an den Mitteln fehlte, wenn er wollte, das Begonnene durchzuführen, dazu hat er die Beweise geliefert; doch war es ihm nie aus innerster Seele darum zu thun, und die echte herzentsprungene Begeisterung nie die alleinige Quelle seiner Handlungen und Schriften. Sehr geistreich charakterisirt ein competenter Richter kurz und klar mit folgenden Worten Bahrdt's hauptsächlichstes Streben, den religiösen Naturalismus in Deutschland zu verbreiten! „B., gewandt und leichtsinnig in der Wissenschaft wie im Leben, suchte den geschichtlichen Inhalt des neuen Testaments durch abenteuerliche, einander widersprechende Hypothesen zu zerstören" *). Diese Gewandtheit zeigte er in Allem; er besitzt dieselbe Leichtigkeit in der Behandlung der Form wie des Stoffes und ist in dieser Hinsicht ebenfalls nicht ohne Verdienst; nur ließ er sich auch hier zu sehr gehn, und sein Styl ist mitunter, anstatt populär und einfach zu seyn, gemein und plump. — Wir theilen die ersten Capitel seiner Lebensgeschichte, die von allgemeinem Interesse sind, als Beweis und Probe mit.

Vgl. die Berichtigungen zu B's Leben von Volland (Jena, 1791) und Laukhard (Halle, 1791).

An meine Zeitgenossen **).

Mit dem Abfluß des halben Jahrhunderts von meiner Lebenszeit, beginne ich, liebe Zeitgenossen, Ihnen die Geschichte meiner Schikfale und Meinungen, meiner Freuden und Leiden, meiner Thorheiten und meiner Verdienste — zu entwerfen, und vor Ihrem und dem noch unpartheiischeren Richterstuhle der Nachwelt dieselbe niederzulegen.

Ich schmeichele mir, daß ich den meisten unter Ihnen mit dieser Arbeit wilkommen seyn werde. Denn ich bin nicht nur seit vielen Jahren von allen Orten und Gegenden her zu derselben aufgemuntert, und zum Theil auch recht dringend darum gebeten worden, sondern ich kan mir selbst schon von dem Inhalte dieser Geschichte versprechen, daß sie für den Leser, durch die Mannigfaltigkeit der Auftritte, durch die Sonderbarkeit meiner Schikfale, und durch das Neue und Unerwartete der vielen Aufschlüsse, welche sie über manche Scenen meines Lebens erhalten werden, so wie selbst durch die Freimüthigkeit und Offenherzigkeit der Erzählung, — anziehend genug seyn werde.

Schon seit zehn Jahren bin ich damit umgegangen, meine eigene Geschichte zu beschreiben. Aber ich habe um hundert Ursachen willen es immer von einer Zeit zur andern aufgeschoben. Und ich glaube meinen Lesern neun und neunzig derselben entbehrlich zu machen, wenn ich der einzigen gedenke, daß soviel Menschen bisher noch am Leben waren, welche ich schlechterdings nennen und vor dem Publicum kompromittiren mußte (was ich äusserst ungern thue), wenn meine Geschichte nicht alles Interesse verlieren solte. Denn ich weiß es aus Erfahrung, wie geschwind die meisten Leser eine Schrift aus der Hand legen, zu deren vollem und leichtem Verständniß ihnen erst ein Schlüssel nöthig ist, ohne den soviel Thatsachen ohne Licht und soviel Anspielungen ohne Wirkung bleiben.

Schwer ists freilich auch an sich, sein eigener Biograph zu werden. Und fast möchte ich sagen, es gehöre zu einer solchen Arbeit gerade ein Mann wie ich, der nun bald funfzig Jahre lang durch ein ungeheuer großes Publikum gleichsam Spießruthen gelaufen, und eben dadurch gegen Lob und Tadel des großen Haufens so abgehärtet worden ist, daß er fast gar nichts mehr von derjenigen Empfindlichkeit übrig hat, welche die meisten Menschen unfähig macht, die reine und nackende Wahrheit von sich selbst aufzustellen, und eigenes Lob und eigenen Tadel, ohne die beschwerlichste Erröthung, wie ein Bänkelsänger unter dem Haufen abzusingen.

Wenn Ihnen also, liebe Zeitgenossen, daran gelegen ist, meine Geschichte genau zu wissen und in die geheimsten Falten meines Herzens, so wie in die kleinsten Umstände und Triebfedern meiner Handlungen und Schikfale, einzuschauen; so können Sie sicher darauf rechnen, daß Sie mich hier in puris naturalibus zu sehen bekommen werden. Denn Recensenten und Priester und Theologen und Maurer und Gott weiß, was noch sonst für Menschenracen, haben mich bereits dermaßen an den Pranger der Publicität gestellt, daß mir die auf mich gerichteten Blicke der Menschen so gleichgültig geworden sind, wie Adam und Eva ihre Blöße gewesen seyn muß, ehe der unglückliche Apfel sie zwang — sich zu bedecken.

Was kan ich wohl nachtheiliges von mir sagen, das nicht die Hasser meiner Meinungen schon von mir gesagt, und mit den kralsten Farben geschildert haben? Was kan ich durch die aufrichtigsten Geständnisse meiner Menschlichkeiten verderben, und in Absicht auf Gut oder Ehre verlieren, das mir jene starkklauigten Verfechter der Priesterreligion nicht bereits entrissen hätten? Und was ists am Ende überhaupt um aller Menschen Tugend und Thorheit, wenn man bedenkt, daß die unbefiederten Zweyfüßler unter dem Monde alles, was sie sind, durch den von ihnen ganz unabhängigen Zusammenfluß der Umstände sind, unter denen sie leben und handeln, und daß jeder Mensch schlechterdings so zu wollen und zu handeln genöthigt ist, wie es seine jedesmaligen, wahren oder falschen, vollständigen oder unvollständigen, dunkeln oder hellen Vorstellungen mit sich bringen, die in dem Augenblicke, wo er wil oder handelt, in ihm eben zum Bewußtseyn gelangten?

Zudem, liebe Zeitgenossen, bin ich ja in der Welt nicht blos gescholten worden, sondern ich habe von Norden nach Westen und von Süden nach Osten unzählige Freunde, die mich schäzen und lieben und welche mit ehrlicher Wage mein Gutes und meine Unvolkommenheiten wägen, und es recht gut wissen, daß wahre Verdienste um die Menschheit durch keine Art der vorgeworfnen Fehler aufgehoben und ihres Werthes verlustig gemacht werden können. Und dieser Weisen Urtheile sind es, so wie das eigne Bewußtseyn meines Werths vor Gott und Menschen, was mich gegen allen Tadel entschädigt, und mich so gelassen macht, daß ich gar keine Schmähungen mehr achte, mich über kein Lob unbändig freue und über keinen Tadel härme, und daß mir alle Urtheile der Welt, vom Throne bis zur Hütte, so gleichgültig sind, wie unserm lieben Gott das Glockengeläut und alle Litaneien der Christenheit es nur immer seyn mögen.

Und diese Betrachtungen sind mir jezt erst ganz einleuchtend geworden, seitdem ich unter die Bewohner der Kerker aufgenommen worden bin. Denn Kerker sind in der That für den Philosophen das, was schattige Pfade und romantische Aussichten für den Dichter sind. Sie bringen beide in eine Lage, in welcher ihre Seele ganz allein für ihren Zwek in Spannung gesezt wird. Die Kerker zerstöhren für den Philosophen die Täuschungen der Phantasie, und lehren die irdischen Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkte betrachten, und dadurch die eigentliche Philosophie des Lebens sich selbst verständlich machen.

Vielleicht hätte ich ohne diese Rükkehr meiner Seele zur ruhigsten und reinsten Kontemplation noch lange mit meiner Geschichte gezögert. Denn wirklich hatte ich vor dieser Epoche verschiedene Projekte entworfen, dieselbe der Welt auf eine andere Art mitzutheilen, darunter dies das unglücklichste war, sie in der Waltherschen Buchhandlung in Leipzig maskirt herauszugeben, wie wenn ein Dritter sie schriebe, um — sie desto unpartheiischer schreiben zu können.

Daß in besagter Handlung wirklich der erste Band erschienen ist, darf nicht auf meine Rechnung gesezt werden. Denn Herr Pott, der mit der Waltherschen Handlung in Verbindung steht, hat ohne mein Wissen und Willen, zur Zeit, wo ich im Ge-

*) D. Karl Hase, Kirchengeschichte. Leipz. 1834. S. 502.

**) Aus: D. C. Fr. Bahrdt, Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale. Berlin, 1790.

fängnisse keinen Menschen sprechen durfte, meine unerfahrne Tochter, ein Kind von funfzehn Jahren, beredet, ihm alle meine, seit vier und zwanzig Jahren gesamleten Briefschaften und Dokumente einzuhändigen, unter dem Versprechen, daß er meine Geschichte schreiben, und den Gewin davon meiner Familie zu ihrer und meiner Unterstüzung schenken wolle. Ich habe aber theils von denen längst eingegangenen Pränumerationsgeldern nicht einen Heller erhalten, theils von glaubwürdigen Freunden gehört, daß der erste Theil so wenig meine Geschichte sey, als die gemahlten Tauben auf den Altären dem heiligen Geiste ähnlich sehn.

Jezt also ergreife ich die Feder selbst, um Ihnen, liebe Zeitgenossen, ein richtiges Gemählde von meiner berühmten, oder wie einige lieber sagen werden, berüchtigten Person vorzulegen. Und ich habe Ihnen davon hauptsächlich vier Ursachen anzugeben, die mich zu diesem Entschlusse bestimt haben.

Die erste ist meine Lage, in welcher ich mich befinde. Ich habe in meinem Arrest nicht nur mehr Muße, als ich jemals gehabt habe, und insonderheit eine Menge ganz einsamer Stunden, wo ich, von allem Geräusche und Zerstreuungen entfernt, über mich selbst nachdenken, alle alten und tief hinabgesunkenen Ideen wieder zum Spiegel des Bewusstseyns empor heben, und der kleinsten Umstände und Triebfedern mich erinnern kan, welche die verschiedenen Begebenheiten und Handlungen meines Lebens erzeugt haben.

Dazu kam denn, bei der Entstehung meines Entschlusses, das verdoppelte Interesse, welches in jeziger Epoche meine Schikale für das Publikum haben. Denn wenn je in der Welt von mir gesprochen und nach mir gefragt worden ist; so ist es gewiß jezt geschehen, seitdem die tausendzüngige Fama den alten Gelehrten im Kerker durch Europa herumgetragen hat.

Und eben diese so geschäftige und redselige Dame hat mir durch die Menge der sonderbarsten Urtheile, die sie bei dieser Gelegenheit theils neu ausgestreut, theils wieder aufgewärmt hat, einen neuen und schier dringenden Bewegungsgrund gegeben, mich der Welt endlich doch lieber in natura zu zeigen, als mich in soviel herumgehenden Karrikaturen länger miskennen zu lassen.

Endlich komt zu dem allen noch eine etwas traurige Ursache. Ich fühle es jezt nur alzusehr, daß theils bei dem mühseligen Leben, das ich von jeher geführt habe, und das in den lezten zehn Jahren mit fast übermenschlichen Arbeiten verbunden gewesen ist, theils durch so nagende Sorgen, Bekümmernisse, und — häusliche sowohl als ausserhäusliche Kränkungen, meine Gesundheit zerstört und mein Nervensystem dergestalt geschwächt ist, daß ich mir wenig Hofnung machen kan, diejenige Lebhaftigkeit meines Geistes noch lange zu behaupten, welche ein Schriftsteller bedarf, der sein Publikum erhalten und ihm interessant zu bleiben wünscht. Um also wenigstens diese Arbeit, welche mir selbst in Absicht auf Zeitgenossen und Nachwelt so wichtig ist, noch mit dem Reste meiner Geisteskraft zu arbeiten und ihr all' das bisgen Feuer zu widmen, was meine Feinde mir, troz aller Versuche, mich aufzuzehren, etwa noch übrig gelassen haben; so bin ich dadurch vornehmlich bewogen worden, meine Geschichte vor allen andern zur Hand zu nehmen, und das Andenken meiner schriftstellerischen Laufbahn durch sie zu verewigen.

Und Du — Gottheit meines Lebens! der ich meine Ruhe, meine Gesundheit, meine Bequemlichkeit — der ich angebotne Geldeinnahmen und engegenströmende Vergötterungen meiner Talente geopfert — für die ich den Genuß so mancher Freude mit so mancher trüben Stunde vertauscht — der zu Liebe ich jezt krank und ein Bettler worden bin — Du, mir ewig heilige Wahrheit! folst auch bei dieser vielleicht lezten Frucht meines Geistes mich leiten und jeden Schritt mir vorzeichnen, auf welchem ich streben werde, sie zur Reife zu bringen!!!

Dem Andenken meines Vaters gewidmet.

Mein Vater war der Sohn eines unbegüterten Advokaten in Lübben in der Lausiz, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er bis in sein ein und neunzigstes Jahr, bei einem freundschaftlichen Podagra, gelebt und sich wohl befunden hat. Sein Vater und Großvater hatten diesen Gast schon bewirthet, und mein Vater hat ihn nicht minder beherberget und mir folglich die Hofnung gelassen, daß er sich in linea recta descendente erhalten und mit mir (wie wohl ich noch eben nichts davon merke) — da ich keinen Sohn habe, aussterben wird. Der alte Mann bekam es alle Frühjahr, 14 Tage lang, äusserst heftig, linderte seine Qualen mit Hollunderrinden, die er von frischen Zweigen schälte und auf den schmerzhaften Flek legte, und war im ganzen übrigen Theile des Jahres so gesund, daß er, was ihm schmekte, essen und trinken, ohne Brille lesen, und seine Motion als Fußgänger sich machen konte, bis an sein seliges Ende.

Was für Schulen mein Vater besucht hat, ist mir nicht mehr erinnerlich. So viel aber weiß ich, daß er auf den Universitäten Wittenberg und Leipzig studiret und sich da in den allerarmseligsten Umständen befunden hat. Oft hat er mir erzählt, wie er die ganze Woche keinen Bissen warmes Essen zu sich genommen, und nicht so viel Barschaft gehabt habe, um sich eine hebräische Biebel und andere zu den akademischen Vorlesungen erforderlichen Bücher zu kaufen. Seine gewöhnliche Mittagsmahlzeit war eine Kanne Thee und ein Dreyerbrod. Nur des Sontags nahm ihn gewöhnlich ein Landsmann mit zu Pohlens (so hiessen die Wirthsleute, welche auf dem Paulinum, der geräumigen Wohnung der armen Studenten in Leipzig, speiseten), wo er mit einer Portion Fleisch für achtzehn Pfennige ihn traktirte.

Bei diesem kümmerlichen Leben war mein Vater beständig heiter und von der munterstен Laune — eine Gabe der Natur, die ich ganz von ihm geerbt habe. Ueberhaupt erzeugte seine Armuth nie eine der ihr gewöhnlichen Wirkungen. Er war zwar in seinen Sitten äusserst bescheiden und insinuant, aber nie kriechend und schüchtern. Und er behauptete beständig, auch wenn er in den größten Verlegenheiten sich befand, bei seiner Munterkeit einen edeln Stolz und entschloßne Dreistigkeit, mit welcher er jedem Reichen ins Gesicht sahe, und sich gewiß darum, weil er ärmer war, nichts vergab.

Einer seiner besten Freunde, ein Mensch von den herrlichsten Talenten und dem edelsten Karakter, der mit ihm in gleicher Dürftigkeit lebte, hatte eine minder glükliche Stimmung seiner Seele. Seine tiefste Armuth machte ihn nicht niederträchtig, aber schwermüthig. Er war zu stolz, um sich des Hungers durch Betteln oder Schmeicheln zu erwähren: ja er ging in dieser Art von Delikatesse so weit, daß er seine armseligen Umstände nicht einmal gestehen wolte. Gleichwohl nahm endlich Mangel und Elend dermaßen bei ihm überhand, daß ihm seine Lage unerträglich wurde. Kurz man fand ihn eines Morgens über seinem Bette aufgehängt und einen Zeddel an seiner Brust, den er mit den Worten beschrieben hatte: Vater, ich komme, ehe du mich gerufen hast. — Mochte dieser Mensch wohl mehr Schuld haben an der unvolkomnen Stimmung seiner Seele und an der Schwäche seines Nervensystems, als mein Vater, an seiner glücklichern Laune und Geistesstärke?

Daß übrigens mein Vater bei seiner Dürftigkeit und, was noch weit mehr in Rechnung gebracht werden muß, bei dem elenden Universitätsunterrichte, der damals noch ungleich schlechter war, als heut zu tage, keinen Grund zu eigentlicher Gelehrsamkeit legen konte, wird man von selbst schon voraussezen können. Er ward, bei seinen wirklich ungemeinen Talenten und unermüdetem Fleiße ein ganz gemeiner Theolog, d. h. ein Mann, der seine Dogmatik, Polemik und alle den unnüzen Kram am Schnürchen hatte; der dabei eine gute Predigt ausarbeiten und sie mit einer ihm natürlichen äußerlichen Beredsamkeit hersagen konte. Aber zu einem großen Gelehrten, der dereinst in glänzenden Aemtern sich zeigen solte, war auch nicht der geringste Zuschnitt gemacht. Und gleichwohl führte ihn ein kleiner unbedeutend scheinender Zufal auf einen Pfad, der ganz andere Vorbereitungen erfordert hätte, und öfnete ihm sehr bald die Aussicht zu den größten Ehrenstellen.

Er hatte nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn, eine Hofmeisterstelle in dem Gräflich Flemmingschen Hause erhalten, wo seine Kentnisse, seine geschikte Art, die Kinder zu behandeln, sein angenehmer Wiz und seine gute Laune ihn außerordentlich beliebt gemacht hatten. Hier fügte sichs, daß in der Familie ein Hochzeitfest gefeiert wurde, welches sich durch einen merkwürdigen Kontrast zwischen Braut und Bräutigam auszeichnete. Das eine war von schönem Wuchs, reizender Bildung und hellem Geist. Der andere Theil war buklicht, von verzerrtem Gesicht und ohne allen Geist. Bei diesem Fest erschien, als Verwandter und Gast, der damalige Präsident des Dresdner Oberkonsistorium, der Graf v. Hohendorf, ein Mann, der Talente, wo er sie fand, mit Scharfblik bemerkte, und mit Enthusiasmus schäzte und begünstigte. Da das Hochzeitmahl bald zu Ende war, fiel es diesem Freunde der Kunst und der Gelehrsamkeit ein, nach dem Strohkranzredner zu fragen, welches zu damaliger Zeit noch eine sehr modische Rolle war. Der Herr vom Hause sah sich genöthigt, Sr. Excellenz zu gestehen, daß ihm diese Schnurre diesmal ganz entfallen und folglich kein Redner bestelt sey. Der Präsident aber wolte sich damit nicht abspeisen lassen. Er war von zu fröhlicher Laune und — die sämtlichen Gäste hatten durch die großen Pokale sich schon zu sehr von seinem Einfalle bezaubern lassen, als daß die gewöhnliche Strohkranzrede hätte können erlassen werden. Man brachte zur Ehre desjenigen, der jezt gleich diese Rolle übernehmen würde, eine lauttönende Gesundheit aus: und da niemand sich von selbst melden wolte, um den Dank und die Lobsprüche der Gesellschaft zu verdienen, so rufte endlich Graf Hohendorf meinem Vater zu: „nun, Herr Kandidat! haben Sie keine Kurage? Predigen ist Ihr Amt." — Mein Vater entschuldigte sich. — „Ei, da hilft nichts. Machen Sie es so gut wie Sie können. Kurz und erbaulich! Wir nehmen vorlieb." — Es half also nichts, mein Vater mußte von der Tafel aufstehn und die Versamlung mit einer Rede aus dem Stegreif amüsiren. Und siehe

da, sie gelang ihm so sehr, daß er als Genie vom ersten Range bewundert wurde. Er ergrif das frappante Thema, „die Harmonie als die Grundlage glüklicher Ehen" und führte dasselbe, nachdem er alle Anwesende durch die Ankündigung desselben stuzig und fast verlegen gemacht hatte, mit solcher Delikatesse und so allgemeiner Zufriedenheit aus, daß ihm der Präsident die glänzendsten Lobsprüche ertheilte, und von Stund an beschloß, diesen zufällig entdekten Mann von den seltensten Talenten in der Welt groß zu machen.

Von dieser Zeit an ward mein Vater von einer Stelle zur andern beinahe gejagt. Der Präsident war so schwärmerisch für ihn eingenommen, daß er ihm gar keine Zeit ließ, sich zu besinnen. Er wolte ihn mit Gewalt zu den ersten Ehrenstellen im Lande erhoben sehen und schien die Zeit nicht erwarten zu können, welche der gewöhnliche Stufengang erforderte.

Er beförderte ihn noch in demselben Jahre zum Diakonat nach Bischofswerda in der Lausiz, wo mein Vater eine Predigerstochter heirathete, welche eben in ihr sechzehntes Jahr getreten war, und für das schönste Mädchen im Umkreise gehalten wurde. Doch übertraf die Schönheit ihrer Seele ihre körperlichen Reize unendlich. Nie habe ich ein weibliches Geschöpf von so einer reinen, treuen, liebevollen, sanften, und besonders in Leiden duldsame Seele gesehn. Und sie wird mir als Muster der stillen Tugend unvergeßlich bleiben. In Bischofswerda ward ich im Jahre 1741 am 25. August geboren.

Kaum war mein Vater anderthalb Jahr da gewesen, so gab ihm der Präsident eine der schönsten Pfarreien bei Dresden, in Schönefeld.

Da war er etwa zwei Jahre, so machte er ihn zum Superintendenten in Dobrilug, und kündigte ihm damals schon an, daß er auch hier nicht lange bleiben, sondern in kurzer Zeit in einen größern und glanzvollern Wirkungskreis versezt werden solte.

Des Grafen Absicht, die er ihm aber nie bestimmt entdekt hatte, war, meinen Vater auf eine Universität zu befördern, wo er glaubte, daß seine Talente am meisten wuchern würden. Er hatte aber nie untersucht, ob auch mit den Talenten die nöthigen Kentnisse verbunden waren. Das Genie schien ihm das einzige Requisit zum großen Manne: — ein Irthum, den in unsern Zeiten so viel junge Leute hegen, und dadurch sich selbst verleiten, die soliden Wissenschaften zu vernachläßigen, und ihr bisgen Kopf mit dem Flitterstaate der Schöngeisterei zu verhunzen und — alle wahre Nuzbarkeit für den Staat zu verlieren.

Leipzig oder Wittenberg waren sein Augenmerk. Und da zuerst in Leipzig die Predigerstelle an der Petrikirche aufging, und der Graf mit dem damaligen Bürgermeister Born in vertraulichem Briefwechsel stand, so ward es ihm leicht, für seinen Liebling eine Vokation nach Leipzig zu erhalten.

Und so führte er ihn von Stufe zu Stufe immer weiter. Denn die größte Schwierigkeit, woher nehmen wir Brod? schien ihm überwunden zu seyn. Der Prediger mußte nun den Magister, den Bakalaur, der Professor Extraordinarius, den Doktor u. s. w. ernähren. Und so stieg mein Vater in kurzer Zeit durch alle Ehrenstellen, ward ordentlicher Professor der Theologie, bekam eine Kollegiatur, wurde Kanonikus in Zeiz, Decemvir, zulezt auch Domherr in Meissen und Superintendent in Leipzig.

Fortsetzung.

Aber dieser schnelle Gang seines anscheinenden Glüks hatte viel traurige Folgen. Der Neid erwachte gegen ihn, sobald er nach Leipzig kam. Es verdroß so manchen, der auf die Stelle, die er erhielt, sich Rechnung gemacht hatte, daß ein Fremder herbeigeholt werden mußte, wie wenn nicht würdige Kandidaten genug in Leipzig vorhanden gewesen wären. Und nach dem herschenden Geiste der Universitäten, wars schon algemeiner Verdruß, auch für die, welche nichts dabei verloren, daß ein Auswärtiger ihre Zahl vermehrte: besonders in Leipzig, wo man es weniger als auf andern Universitäten gewohnt ist, daß Fremde hinberufen werden, und wo wirklich die Menge der jungen Magisters und Professoren, welche am Teiche Bethesda liegen, so groß ist, daß man ihnen einen kleinen Unwillen über den Eintrit eines Fremden kaum verargen kann.

Die Menge der kleinen und großen Feinde, die meinem Vater nun als einem neuen Ankömlinge die Federn auszurupfen strebten, verursachte bei ihm nichts als einen ganz ausserordentlichen Eifer, sich durch seine Talente auszuzeichnen und sein Publikum zu dem Geständnisse zu zwingen, daß er seines Glücks würdig sey.

Aber eben dies kostete meinem guten Vater seine Gesundheit und seinen Kindern die Erziehung. Denn er war jezt genöthiget, da er in keiner einzigen Wissenschaft sehr bewandert war, sondern blos die moralischen Kentnisse eines Landpredigers besaß, Tag und Nacht zu sizen und zu studiren, um nur mit Ehren vor seinen Feinden zu bestehen, welche von allen Seiten her auf ihn lauerten und sich Gelegenheit wünschten, ihn als einen armen Sünder blos zu stellen, und den hohendorfischen Liebling verächtlich zu machen.

Ich erinnere mich, daß er mir selbst es nachmahls gestanden hat, daß er in den ersten beiden Monaten Tag und Nacht die lateinischen Klassiker gelesen hat, um in der Latinität, die er freilich als bloßer Prediger sehr füglich hatte entbehren können, sich wenigstens so weit nachzuhelfen, daß er seine Programmen erträglich schreiben, und bei Disputationen fehlerlos sprechen konte.

Hernach fing er an, die orientalischen Sprachen zu studiren, suchte sich über Hals und Kopf im Hebräischen vestzusezen, lernte in der Folge noch chaldäisch, syrisch und zulezt auch noch, (mit mir, da ich Student war) vom seligen Reiske das arabische. Dabei trieb er Kirchengeschichte und sezte noch viele Jahre lang täglich eine halbe Stunde für die Lesung der Römer und Griechen aus.

Und so ward er durch unsäglichen Fleiß, und mit Hülfe eines glüklichen Genies, nach und nach wirklich der Mann, der seinem Posten Ehre machte, und den Plan seiner Feinde (der auf nichts geringers gerichtet war, als ihn, durch die wiederholtesten Blosstellungen seiner Unwissenheit so lange zu kränken und zu quälen, bis er seine hohen Gönner selbst um einen andern Posten zu bitten genöthiget würde) glüklich vereiteln konte.

Aber man kan auch leicht urtheilen, was für Angst, Bekümmernisse, schlaflose Nächte und drükende Sorgen mein Vater hat überstehen müssen, ehe er sich durcharbeiten konte: wie er in den ersten zehn Jahren seine Kräfte erschöpfen und allen Genuß des Lebens, alle Ruhe, alle Erholungen entbehren mußte. Und — wie wenig er im Stande war, auf die Erziehung seiner Kinder zu sehen, und einen unmittelbaren Antheil daran zu nehmen.

Man wird aber den Grad seiner Lasten und Leiden noch weit fürchterlicher finden, wenn man erst noch dies erwäget, daß er bei dem allen mit der äußersten Armuth kämpfen mußte. Denn alles, was er in den ersten acht Jahren einzunehmen hatte, war die Besoldung, die er als Peterspredigter genoß. Als Professor extraordinarius hatte er gar nichts, und von Kollegiis so wenig, daß er froh seyn mußte, wenn er Auditoren bekam, die umsonst bei ihm hören wolten. Auch war sein enthusiastischer Gönner nicht im Stande, ihm irgend eine Zulage zu verschaffen, weil die Universität sehr wenige Einkünfte hat, die nur zu den armseligen Pensionen der ordentlichen Professoren und Kollegiaten hinreichen, und von Hofe — damals wenigstens, alle möglichen Titel, aber kein Heller bares Geld zu erhalten war. Nun betrug seine Predigerbesoldung (Beichtstuhl war nicht an dieser Kirche) jährlich vierhundert Thaler. Man kan also leicht ermessen, wie kümmerlich der gute Vater leben, und wie er fast alles, was dem Körper Kraft, Nahrung, Erquikung giebt, entbehren mußte, da er genöthigt war, an einem Orte wie Leipzig, mit einer Gattin und sieben Kindern (deren jezt fünfe noch am Leben sind) sich durchzubringen.

In der That wird es jeder, der Leipzig kent, und weiß, was zu einer Haushaltung gehört, schlechterdings unmöglich finden, mit einer solchen Summe auszureichen. Und das war es auch. Mein Vater mußte Schulden machen, und mit ihnen neue Lasten und Sorgen und Bekümmernisse übernehmen.

Aber hier kan ich das Gefühl der Dankbarkeit nicht unterdrücken, welche die Theilnehmung des Sohnes an den Wohlthaten erzeugt, die dem Vater wiederfuhren. Das Plazische Haus war es, welches von dem ersten Augenblicke an meinem Vater mit der wärmsten und thätigsten Freundschaft entgegen kam, und dieselbe bis an sein Ende ununterbrochen fortgesezt hat. Er, ein gelehrter Arzt, ein großer Kenner der Römer und Griechen, ein Mann von ächtem Wiz und der angenehmste Gesellschafter: Sie, ein liebes, frommes, häusliches Weib, das ganz für seinen Gatten lebte, und im kleinen und stillen Zirkel einiger Hausfreunde die Befriedigung aller ihrer Wünsche fand: beide, vol der zärtlichsten Liebe gegen meinen Vater, thaten alles, was ihnen möglich war, seine traurige Lage ihm zu erleichtern. Sie bewirtheten ihn und meine Mutter wöchentlich ein bis zweimal aufs beste, und ließen sie diejenigen Erquikungen durch Speis und Trank und gesellschaftliche Aufheiterung genießen, welche sie sich zu Hause nicht erzeugen konten: ohne dafür Gegenbittereien zu verlangen. Sie benachrichtigten meinen Vater von allen Kabalen, die gegen ihn auf dem Tapete waren, und gaben ihm Rath, ihnen zu entgehen. Sie borgten ihm endlich von Zeit zu Zeit kleine Kapitale, so viel ich weiß, ohne Intressen, welche er erst spät und nach und nach wie seine Einnahme sich mehrte, wieder abzahlen durfte. Kurz, sie waren seine einzigen, treuen und thätigen Freunde, welche in seinen Trübsalen ihn trösteten, und in Verlegenheiten unterstüzten.

Ich wil damit nicht sagen, daß mein Vater in der Folge nicht noch andere Freunde gefunden hätte. Denn es ist bekant genug, daß seine Kanzelredner-Talente, so wie sein äusserst liebreiches und einnehmendes Wesen ihm die Herzen des Raths, rer Kaufmannschaft und der Bürger gewannen, und daß die dührendsten Merkmale der Liebe und Achtung ihn für so manche Kränkungen seiner gelehrten Antagonisten in schwarzen und bunten Röken entschädigten. Und ich muß insonderheit die ausdauernde Freundschaft der würdigsten Männer im Rath, eines Borns, Schubarts, Gutschmidts u. s. w. rühmen, welche ihm nie, ich erinnere michs lebhaft, eine Bitte abschlugen, die sie ihm zu Erleichterung seines Amts, zur bequemern Einrichtung seiner Wohnung u. s. w. nur gewähren konten — auch in der Folge die ansehnlichsten Zulagen ihm machten, so daß er zulezt achthundert Thaler fixe Besoldung genoß.

Indeß war doch das Plazische Haus (mit dem späterhin das Kammerrath Hoesche wetteiferte, ohne es doch je zu erreichen) das vertrauteste und wolthätigste gegen meinen Vater, welches ihn in der Noth ganz allein unterstüzte und die wesentlichsten Dienste ihm leistete.

Und war es wohl Wunder, wenn mein Vater dieses Haus allen andern vorzog, dessen Umgang allein genoß und alle seine wenigen Erhohlungsstunden in den Armen solcher redlichen Freunde zubrachte? Aber leider wußte der Neid und die Liebloßigkeit aus dieser so natürlichen und unvermeidlichen Vertraulichkeit vergiftete Pfeile zuzubereiten, welche seine Ehre und Ruhe verwundeten.

Freilich — hätte mein Vater vorher schon in der großen Welt gelebt und sich die nöthige Menschenkentniß erworben: hätte er gewußt, daß selbst diejenigen Herren und Damen, welche sich den freisten Genuß ihrer Wollüste erlauben, gerade die allerstrengsten Richter fremder Tugend sind, und daß Leipzig von solchen Herren und Damen wimmelt: wäre ihm bekant gewesen, daß es in der heutigen Welt für eine Unmöglichkeit gilt, auch mit einer vierzigjährigen Matrone, wenn sie nur noch einige Annehmlichkeiten hat, einige Stunden allein in einem Garten zu seyn, ohne die heiligsten Pflichten der Ehe und der Freundschaft zu verletzen: hätte er bedacht, daß einem Geistlichen insonderheit Dinge zur Sünde gemacht, und als Widersprüche gegen seine Kanzelbelehrungen angerechnet werden, welche sich alle übrigen Menschen ohne alles Bedenken gestatten; so würde er vielleicht den schönsten Genuß der Freundschaft, der ihm bei seinem mühseligen Leben für seine Gesundheit und Geisteskraft so nöthig war, dem Vorurtheile aufgeopfert, und nur die seltenen Stunden dem Plazischen Garten gewidmet haben, in denen der fast immer kränkliche Mann seiner Gattin Gesellschaft leisten konte.

Da er nun das alles nicht wußte, sondern freie Luft, Bewegung, Gebrauch mineralischer Wasser und alles, was dahin gehört, in dem Plazischen Garten genoß, wo das rechtschaffenste Weib dem armen, kränklichen und kummervollen Manne alle mögliche Bequemlichkeit selbst täglich veranstaltete; so ward er einige Jahre lang der Gegenstand der giftigen Lästerungen, die sich unter vornehmen und gemeinen Pöbel verbreiteten.

Indessen behielt mein Vater seinen in der That außerordentlichen Applausus bis an sein Ende. Seine Kirche war immer (wenn auch einmal eine neue Erscheinung sich zeigte, welche das Maulgesperr des Publikums erregte) gedrängt voll. Und er behielt bis an seinen Tod den Ruhm eines algemein beliebten Redners, welcher durch seine hinreissende Beredsamkeit, so wie durch das lichtvolle und herzangreifende seiner Lehren und das hinzukommende Beispiel eines sanften, redlichen, gefälligen und in allem Betracht unbescholten tugendhaften Karakters vielen Tausenden Unterricht und Trost gegeben, und sie auf die Wege der Rechtschaffenheit und Glükseligkeit geleitet hat.

Mein Vater war übrigens, was er in seiner Epoche unvermeidlich werden mußte, ein ganz orthodoxer Theologus. Aber ich muß es ihm zum Ruhm nachsagen, daß er noch in seinem Alter sich bekehrt, und wenigstens die Hälfte des alten Systems aufgegeben hat. Die Veranlassung dazu waren ihm meine Schriften. Diese las er natürlich mit derjenigen Prädilektion, deren sich ein zärtliches Vaterherz gar nicht erwähren kan. Und dadurch wirkten sie ganz natürlich stärker auf ihn, als sie auf jeden andern Leser seines Standes und Alters wirken konten und jemals gewirkt haben. Es leuchtete ihm so manches ein, was ich schon in Erfurth über symbolische Bücher, Willkührlichkeit theologischer Begriffe und Schwäche dogmatischer Beweise schrieb. Und so schritt er gleichsam mit mir fort und fing an, da ich in Giesen an den Lehrsätzen von Erbsünde, Gnadenwirkungen, Dreyeinigkeit und Versöhnungslehren hämmerte, um nach Absonderung der Schlaken reines Gold zu finden (wo freilich nichts zu finden war), in Absicht auf alle diese Lehrsäze zweifelhaft zu werden, und nach bessern Bestimmungen und Beweisen derselben sich umzusehen. — Und er hat auch kurz vor seinem Tode durch einen Band Predigten zu Bestreitung schädlicher Vorurtheile in der Religion, wo er selbst Hrn. Eberhard, dem damals durch seine Apologie des Sokrates ziemlich verkezerten Philosophen, seinen lauten Beifal gab, deutlich genug gezeigt, daß er angefangen hatte, ein Selbstdenker zu werden, und daß er gewiß in seinen theologischen Einsichten zur Reife gekommen, und — vielleicht mit Aufopferung, wie ich — sehr veränderte Meinungen bekant haben würde (denn er war ein redlicher und dabei muthvoller Mann), wenn er länger gelebt hätte.

Seine ganz vorzüglich veste Natur war freilich durch das unmäßige Studiren zerstört worden, allein ich bin versichert, daß er sein Leben höher gebracht haben würde, wenn er in die Hände eines andern Arztes gefallen wäre. Denn der, welchen er gebrauchte, verdarb ihn durch unaufhörliches Mediciniren. Es verging kein Tag, wo nicht bald ein Wienertränkchen, bald Magentropfen, bald andre Arzneien verschrieben und eingenommen wurden. Ja ich wette, daß mein Vater in einer Zeit von zwanzig Jahren ein Stükfaß mineralischer Wasser und ein Orthof Purganzen und Magentropfen hat einschluken müssen. Zulezt wurde seine Verdauungskraft gänzlich zerstört und alle seine Säfte verdorben. Er starb an der Wassersucht, ohngefähr im sechzigsten Jahre seines Alters.

Er liebte mich unaussprechlich und meine Fortschritte in Einsichten und Ehrenstellen waren zuverlässig die süßesten Freuden seines Lebens. Aber auch meine ganze Seele hing an der seinigen und gern, gern wolte ich noch von meinem Leben Jahr um Jahr mit ihm vertauschen, wenn ich ihn noch mit mir lebend haben könte.

Ich habe mich ganz nach ihm gebildet. Und wenn er nichts für meine Erziehung hat selbst thun können; so hat er doch dadurch viel Einfluß auf mich gehabt, daß meine Liebe zu ihm und mein lebhaftestes Wohlgefallen an allem, was an ihm sehbar und hörbar war, dies alles in meiner Seele sowohl, als in meinem Aeußerlichen gleichsam abdrükte, und jede Mine, jede Art sich auszudrüken, jede Bewegung seines Körpers, (auf der Kanzel, wie im Umgange) mit den Hauptzügen des Karakters mir mittheilte, dessen Ausdruk jenes Aeußerliche war.

Wir lebten auch, da ich in die Jahre der Reife kam, wie die vertrautesten Freunde. Er bediente sich oft und viel meines Raths, und es reichen nicht zweihundert Dispositionen zu Predigten, die ich ihm noch des Sonnabends machen mußte, wenn Gicht oder andere Krankheitszufälle seinen Kopf unfähig machten, zu denken, und über die er hernach den Sontag früh, wie er mir oft sagte, weit leichter und mit mehr Ideenzuströhmung predigte, als über seine eigenen.

Heilig ist mir sein Andenken! Unvergeßlich seine treueste Vaterliebe! Ueberströhmende Freude der Gedanke, ihn einst wiederzusehen!

Meine ersten Jugendjahre unter dem Regiment leidiger Hausinformatoren.

Von den Jahren meiner Kindheit in Bischofswerda, Schönfeld und Dobrilugk kan ich meinen Lesern nichts erhebliches noch interessantes erzählen. Und Dinge, die gar nichts enthalten, was die Neugierde befriedigt, wollen sie ja nicht wissen.

Kleine lustige Vorfälle und Anekdoten zwar, die mein Vater aus diesem Zeitpunkte mir erzählt hat, könte ich in Menge auftischen. Z. B. — daß ein gewisser benachbarter Prediger, Namens Schuman, der eine garstige Frau hatte und selbst ein herzlich garstiger Schaz war, ihm in Schönfeld, mit ernster und schier andächtiger Mine, den Antrag that, unter sich, bei einer zärtlichen Freundschaft, communionem uxorum einzuführen, und die communionem bonorum der ersten Christen dadurch nachzuahmen; wobei er, wie leicht zu erachten steht, einen ziemlich unappetitlichen Repuls erhielt — daß mein Vater, der auf der moralischen Seite äußerst empfindlich und bei der scheinbarsten Verlezung derselben fast zu hizig war, die Freundschaft, mit dem einzig geniesbaren Hause, einem sächsischen Dragoner Rittmeister in Dobrilugk, dadurch verscherzte, daß er diesen Offizier wegen seiner Vertraulichkeit mit einem dicken Fräulein und der daraus entstandenen Vernachläßigung seiner liebenswürdigen aber bürgerlichen Gemahlin (die er wegen ihrer 20,000 Thaler geheirathet hätte) zu streng tadelte und (da dieser bei einer fröhlichen Mahlzeit gewisse Anspielungen meines Vaters, den er erstaunend liebte, zu verschmerzen und zu verschlucken sich bemühte, und daher die Gesundheit meinem Vater zutrank: nun Herr Gevatter: lustig gelebt und selig gestorben, heist dem Teufel die Rechnung verdorben —) mit Heftigkeit erwiederte: mein Herr, so muß es hier heissen: wollüstig gelebt und hundsvoigtsch gestorben, heist mit Leib und Seele verdorben: — allein meine Leser wollen ja meine Geschichte und werden daher alle solche Kleinigkeiten, wenn sie auch für den und jenen Gaumen seyn solten, mit Recht sich verbitten. Also zur Sache!

Mein Vater war bei seinen Sorgen und Arbeiten nicht vermögend, und — aufrichtig zu reden, bei dem Mangel pädagogischer Kentnisse nicht geschikt dazu — unsere Erziehung selbst zu besorgen und wirksamen Antheil daran zu nehmen. Er mußte uns ganz den Hauslehrern überlassen.

Und hier ging es ihm leider, wie es den meisten Vätern und Müttern geht, welche die Pfänder ihrer Liebe fremden Händen anvertrauen müssen. Er hatte keine Gelegenheit, selbst junge Männer kennen zu lernen, und durch Umgang ihre Kentnisse und Erziehertalente zu prüfen und — er war dabei zu arm, als daß sich junge Männer von sonderlichem Werth bei ihm hätten melden, und seine Hauslehrerstelle ambiren sollen. Alles, was er thun konte, war, daß er den oder jenen bat, ihm für seine Kinder ein brauchbares Subjekt zu empfehlen. Und der Gebetne nahm, wie gewöhnlich, den ersten besten Studenten, der bei ihm Zutrit hatte und durch eigne Dürftigkeit genöthigt war, eine armselige Hausinformation anzunehmen, und schitte ihn meinem Vater zu. Oder es kam auch wohl selbst ein demüthiger Pauliner, der seine Hochwürden und Magnificenz um das Patrocinium bat und sich Dero Diensten anbot. So ward der Mentor angenommen und eingeführt. Die Instruktion war kurz. „Geben Sie den Jungens täglich so und so viel Stunden, halten Sie sie dann auf der Stube, daß sie keine Teufeleien machen, und hauen mit dem Ochsenziemer drunter, daß das Fel stiebt, wo sie nicht folgen wollen," Was und wie der Herr Präceptor lehren solte, blieb ihm selbst anheim gestelt. Und an physikalische und moralische Erziehung war gar nicht zu denken. Es war dem armen Vater, der bei seinen Büchern schwizte, und unter tausend Sorgen erlag, genug, wenn die wilden Jungens nur stille saßen, und ihm nicht das Haus umkehrten. Daß sie in vier bis sechs Informationsstunden doch etwas lernen müßten, schien sich von selbst zu verstehen.

Zu dem Uebel der schlechten Wahl meiner Jugendlehrer kam noch das Uebel, ihre Menge. Oft muste mein Vater im Jahre dreimal wechseln, weil er sich immer betrogen sahe. Bald hatte er einen Menschen bekommen, der durch die rohesten Sitten sich auszeichnete, und als ein ungestümer und ungeschlifner Mensch meinem Vater mehr Unruhe machte, als wir. Bald war ihm einer empfohlen worden, der in der ersten Woche gleich einen Grad von Unwissenheit verrieth, der selbst den Zöglingen und dem Gesinde merklich werden mußte. Daher kam es, daß wir alle Augenblike einen andern Informator hatten, und folglich alle Augenblike andre Behandlungsarten, andern Unterricht, andre Bücher u. d. uns gefallen lassen und das, was der Vorgänger geleistet hatte, wieder zerstört und unnüz sehen musten.

Ich kan mich nur an einige wenige dieser Hauslehrer erinnern. Der erste derselben ist mir aus meiner frühsten Jugend noch im Andenken. Er hieß Banden, war ein baumlanger Mensch, hager, wie ein Windspiel, arm, wie eine Kirchenmaus, geistlos, wie eine Gans. Sein einziges Talent, das mir an ihm sichtbar wurde, war die Dichtkunst: damit beschäftigte er sich beständig. Er hatte ganze Foliobände vol Verse vorräthig, die aus seiner Fabrik waren. Seine ganze Kunst war das Reimen. Und er hatte darinnen so eine Fertigkeit, daß er Verse extemporirte und, wenns drauf ankam, 1000 Zeilen in einem Tage lieferte. Er war daher der gewöhnliche Karmenmacher der Stadt, d. h. wenn Schneider und Schuster und Leute dieser Art Hochzeit- und Leichengedichte brauchten. Sein Preis war 16 Groschen für ein Karmen. Mich selbst hielt er eifrig dazu an, ein Dichter zu werden. Und ich besinne mich wohl, daß meine poetische Ader vortreflich floß, und ein weißes Schreibebuch von zwölf Bogen in wenig Monaten fülte. Aber in seinem übrigen Unterrichte war er ein unausstehlicher Mensch, der mir aber dadurch im Gedächtnisse geblieben ist. Er rauchte unaufhörlich Tabak und schwizte dabei im Gesicht, daß die Tropfen immer auf der Nase standen. So saß er am Tische, klemte mich und meine zwei Brüder in seine Seiten ein, und zwang uns, zu lesen und unaufhörlich zu exponiren: denn mehr konte er selbst nicht. Diese ängstliche Stellung nun, die wir nehmen musten, und dieses einförmige und ekelhafte Exponiren verursachte uns an seinen Stunden, wie an seiner Person, einen Ekel, den wir in der Folge nicht mehr zu verbergen im Stande waren. Wie nun dieser Ekel zunahm, so nahm unsere Arbeit ab, d. h. wir exponirten alle Tage schlechter. Je schlechter wir aber exponirten, desto mehr Kopfnüsse und Schimpfnamen regnete es. Und wie dies unsern Verdruß vermehrte, so feuerte es uns an, ihn denselben empfinden zu lassen. Und dazu schuf uns unser lebhafter Geist tausend Methoden. Wir suchten uns z. B. dadurch für unsere Informationspein zu entschädigen, daß wir beim Exponiren uns allerlei wizige Einfälle zuflüsterten, und unter andern auch mit Verkehrung der Buchstaben auf unsern Plagegeist schimpften. So murmelte denn mein Bruder: Nednab sti nie Ran, und ich erwiederte: Nednab sti nie Lese (Banden ist ein Narr: Banden ist ein Esel). Wenn nun endlich der Schulmonarch diese Geheimnisse unserer neuen Sprache entdekte; so karbatschte er uns rein durch und nöthigte uns zu neuen Erfindungen: bis endlich mein Vater gelegentlich erfuhr, was unser Banden für ein Held war, und ihn verabschiedete.

Nach der Zeit kam ein gewisser Schulz in unser Haus, welcher etwas mehr Fähigkeit zum Lehrer, aber desto weniger zum moralischen Erzieher hatte. Er war ein eingebildeter Narr, welcher bei aller seiner Zigeunerfarbe den Stuzer zu machen glaubte und, nach damaliger Mode, auf jeder Seite seines Kopfes etliche dreißig geklebte Loken mit einem halben Pfunde Puder trug. Ich — war von Jugend auf begierig, alles zu lernen, und alles, was ich lernen wolte, gelang mir auch. Ich ergrif jede Gelegenheit, in die Werkstat eines Handwerkers zu kommen und ihm zuzusehen, und, alle seine Arbeiten beschauen und seine Handgriffe bemerken, war eine meiner größten Vergnügungen. Als Knabe von zehn Jahren konte ich schon frisiren, wie ein alter Geselle. Und ich hatte die Ehre, nicht nur meiner Mutter den schönsten Krepp zu machen, wenn sie Sontags in die Kirche ging, sondern ich verstand mich auch dazu, dem Herrn Schulz des Sonnabends seine Unschlitreichen Löckchen auszukämmen, jede derselben frisch aufzuwikeln, mit dem Brenneisen die alten Fettigkeiten herauszuschmelzen, und des Sontags seinen lokenvollen Kopf in höchster Schönheit wieder herzustellen. — Dieser Mensch ward mir und meinen Brüdern in kurzer Zeit verächtlich: wozu seine übrigen Sitten das meiste beitrugen. Unter andern war er ein erschrekklicher Esser, und seine elastische Leibeskonstitution brachte gewisse bäuersche Wirkungen nach jeder Mahlzeit hervor, von welchen wir ihm einen schmuzigen Namen gaben, der seinen Respekt mit jedem Tage mehr heruntersezte. Aber das, was ihn am meisten erniedrigte, und als Erzieher junger Knaben äußerst verwerflich machte, war sein Umgang mit einem gewissen Röschen, welche meine Mutter als Näterin brauchte. So oft er uns spaziren führte, wählte er das Haus einer Kohlgärtnerin zu unserm Aufenthalte, und veranstaltete jedesmal, daß unsere Kinderfrau, welche das jüngere Geschwister trug oder führte, sein Röschen mitnehmen mußte, welches er vor unsern Augen auf dem Schooße hatte, mit Kaffestölchen fütterte und mit tausend Küssen beehrte. — Und dieser Mensch war fünf Vierteljahr unser Mentor.

Max Karl Baldamus

nannte sich vor seinem Uebertritt zur katholischen Religion bloß Karl Baldamus. Er ward am 14. October 1784 zu Roßla am Harz geboren, studirte Jurisprudenz und erhielt, nachdem er die juristische Doctorwürde erlangt hatte, das Amt eines Bürgermeisters zu Bleckede. Während der Besitznahme Hannovers und Braunschweigs durch die Franzosen und deren Verbündete bekleidete er unter diesen mehrere Stellen; mußte dann eine Zeit lang zu Dömitz als Gefangener verweilen und ging darauf 1814 als Advocat nach Lüneburg. Besondere Verhältnisse bewogen ihn, 1822 diese Stadt zu verlassen und sich nach Hamburg zu begeben, wo er privatisirte. Im Jahre 1825 vertauschte er diesen Aufenthalt mit Leipzig und den lutherischen Glauben, zu dem er sich früher bekannte, mit dem katholischen. Von Leipzig ging er nach Wien und hielt sich bis zur neuesten Zeit in Oesterreich auf. Gegenwärtig ist er in Stuttgart. —

Er hat Folgendes geschrieben:

Oskar und Theone. Lüneburg, 1815.
Eranen. Lüneb. 1815.
Zeitgenossen. Hamburg, 1818.
Gedichte. Lüneburg, 1821.
Oenotheren. Hamb. 1822.
Hippolyte. Roman. Leipz. 1822.
Brocken in Prosa und Reimen. Leip. 1822.
Zerstreute Blätter. Altenb. 1823.
Neueste Gedichte. Hamb. 1823.
Liebe und Tod. Leipzig, 1826.
Wahnsinn und Liebe. Leipz. 1826.
Klänge nach Oben, christlicher Liederkranz. Wien, 1830.

Chronologisch geordneter Bildnißsaal u. s. w. Wien, 1833. 2 Thle.

Einzelne Aufsätze, Erzählungen und Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

B. ist ein gewandter, talentvoller Schriftsteller, der seinen Schicksalen eine reiche Lebenserfahrung verdankt und in seinen Leistungen Herr der Form ist, ohne jedoch tief und wahrhaft poetisch zu seyn. Ein wohlgebauter, einschmeichelnder Vers, gefällige Schilderung und angenehme Darstellung haben seinen Gedichten mehr oder weniger freundliche Anerkennung verschafft; seine Romane sind dagegen nicht sehr beachtet worden. Seine Art und Weise der Auffassung spricht sich am Deutlichsten in den hier mitgetheilten Aphorismen aus.

Aphorismen.*)

Der Irrthum eines geistvollen Mannes hat für mich von jeher etwas sehr Ehrwürdiges gehabt. Die Welt geht dabei nie ganz leer aus, denn was die Genialität für die Befestigung ihrer falschen Meinung thut, was sie an Baumaterialien dazu anfährt, das läßt sich alles trefflich zu anderen Zwecken benutzen. Werden auch gleich die Beweise, die das Genie zusammentreibt, zu einer Art von Teufelsmauer, so kann doch die Wahrheit bedeutende Vortheile herausziehen. Sie gründet hinter dieser Mauer eine Stadt, die, ein zweites Nürnberg, dem guten Bürgersamen einen Markt bereitet, auf dem Gilden und Zünfte reichlichen Absatz finden. Man stellt einen Roland auf, der als Malzeichen der hohen und niederen Gerichtsbarkeit so lange seinen Platz behauptet, bis es dem Genie einfällt, unter Leitung des Humors, der als Rottenmeister schon oft die Rolle eines Erasmo da Nayni spielte, einen mittelalterlichen Scherz zu erneuen und die hochverehrte Ritterstatue entführen zu lassen. Oft legt das Genie auch selbst Hand an, hebt ein neuer Samson die Stadtthore aus, und trägt sie auf einen nahe belegenen Berg. Jetzt wird die ganze Bürgerschaft aufgeboten, um das Palladium wieder heimzuschleppen, das wurmstichig, wie ein alter Sargdeckel, unter dem Ameisentreiben der ehrbaren Philister zusammenbricht.

Ein Schriftsteller, der seine Werke in einer wohlgeordneten Gesammtausgabe vor sich liegen sieht, gleicht einem kinderreichen Vater, der noch bei seinen Lebzeiten alle seine Söhne und Töchter anständig versorgt und verheirathet weiß.

Wenn wir uns in unsern Entschlüssen übernehmen, wenn wir spanische Schlösser aufzimmern, und babylonische Thürme hinstellen wollen, und mit unsern Plänen an das Uebermenschliche anstoßen, wo wir Halt machen, und der irdischen Schwäche uns bewußt werden müssen, so packen wir dem Schicksal das Mißlingen unserer Entwürfe auf und erinnern auf diese Weise an die alten Bausagen, die das Unvollendete, das Abgebrochene, an den kühnen mittelalterlichen Münstern und Thürmen dem Teufel zuschreiben, der in den Domkirchen zu Wien und Nürnberg, und mehren andern Orten sein Wesen getrieben haben soll.

Die sogenannten Großthaten der meisten Menschen erinnerten mich oft an die aufgefahrenen Hügel eines in der Ebene belegenen Lustgartens, denen man durch künstlich angelegte Schneckengänge einen Anstrich von Erhabenheit zu geben suchte.

Wir sehen die Reue zuerst als ein Gespenst an, das durch die oft noch rauchenden Trümmer sündhafter Freuden schleicht. Fliehen wir vor dieser grauenhaften Erscheinung, oder verstecken wir uns in den Laubgängen einer frischgepflanzten Lust, so wird die Reue zu einer zürnenden Ahnfrau, die in ein Bahrtuch gehüllt, mit fliegenden Haaren, ein blutiges Messer in ihrer Rechten haltend, in jeder Mitternacht an den Wänden unseres Herzens vorüberzieht. Nähern wir uns dagegen der ernsten Nachtwandlerin, sind wir bereit, Zwiesprache mit ihr zu halten, so streift sie das leichenartige Gewand ab und legt halbe Trauer an. Das gefürchtete Gespenst, das uns schon als Alp bedrohte, das als ein nimmersatter Vampyr den Pulsschlag unserer Gefühle belauschte, kommt uns bald als theilnehmende Hausfreundin entgegen und hat Thränen für uns, in denen der Glaube, ein geistiger Johannes der Täufer, den Fehl badet. Liebe und Hoffnung vertreten die Pathenstelle und reichen uns lächelnd den Seelenfrieden zum stillen Angebinde.

Ein edelsinniger Liberaler, der sich nicht ohne Anstand den Servilen anschloß, kam mir vor wie die Pinakotheka zu Rom, der Michael Angelo die Gestalt eines griechischen Kreuzes gab und sie so zur Karthause zurichtete.

Wer unbekümmert um das Urtheil der öffentlichen Meinung lediglich den Eingebungen seiner Laune folgt, der gleicht einem Manne, der noch lebend seinen Leichnam an ein anatomisches Theater verhandelt.

Der Zweifel gleicht dem Bandwurme, der gewöhnlich nur stückweise abgetrieben und höchst selten ganz verjagt wird. Wenn der Kopf des häßlichen Thieres zurückbleibt, so hebt das Leiden von neuem an. — Wenn der Zweifel auch nur eine kleine Faser zurückläßt, so wächst er wieder nach. Wer diesen Lindwurm besiegen will, der muß sich mit dem Muthe eines heiligen Georgs waffnen.

Das Herz des hochsinnigen und gefühlvollen Mannes gleicht leider nur allzuhäufig dem Foro des alten Roms, das, einst Zeuge der quirinalischen Herrlichkeit, jetzt als Campo vacchino halb mit Gras bewachsen ist.

Ruhm und Liebe führen gewöhnlich eine schlechte Ehe. Die Liebe hat die größte Aehnlichkeit mit einer eifersüchtigen und eigennützigen Hausfrau, die dem Ruhme das Ausgehen zu verleiden sucht. Er, der sich ins Freie hinaussehnt, der gern Bergluft athmet, und in den Wäldern nach dem Bär und dem Eber jagt, soll in den vier Wänden des Hauses hucken, immer en famille leben und von den schäferstündlichen Erinnerungen zehren, die ihm die gestrenge Hausehre auf irdenen Schüsseln aufzutragen pflegt. Der Ruhm ist nicht für aufgewärmte Kost, auch speist er gern von Silber; darum tritt zwischen beiden Eheleuten bald eine Spannung ein, die in den meisten Fällen mit einer freiwilligen Trennung endet.

Der Schmerz wird am gefährlichsten, wenn er als Leichenräuber die halbversunkenen Gräber der längst zur Ruhe bestatteten Freuden öffnet, um sie im Gefühle seiner Armuth ihres Schmuckes zu entkleiden.

*) Aus: Abendzeitung. Jahrg. 1831.

Jacob Balde,

seit seinem zwanzigsten Jahre Mitglied der Gesellschaft Jesu, ward im Jahr 1603 zu Ensisheim im Elsaß geboren und brachte den größten Theil seines Lebens in Baiern, theils als Lehrer der Rhetorik zu Ingolstadt, theils als Hofprediger des Kurfürsten in München zu. Er starb am 8. August 1668 zu Neuburg an der Donau.

Seine vorzüglichsten und meisten Gedichte sind lateinisch geschrieben; einige deutsche Verse, u. a. das hier mitgetheilte Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, finden sich in der Sammlung seiner Werke, welche unter folgendem Titel erschien:

Jacobi Balde e Societate Iesu Poemata. Monac. 1638. 3. Voll. in 12. — Colon. Ubior. 1660. 4 Bde in 12. — N. A. München, 1729. 8 Bde. — Carmina selecta ed. Orell. Ed. II. Turic. 1818.

Einzeln erschien:

Ehrenpreis Mariä. München, 1647.

Beigelegt wird ihm von Weißlinger (Merkwürdigkeiten, Th. III. S. 86. not. 8.) und Koch (Compendium der deutschen Literärgeschichte, Th. I. S. 76.) eine Satyre auf Luther:

Paradoxon musicum, das ist, neues geistliches Lied von einer wilden Sau u. s. w.

Jac. Balde gehört eigentlich nicht in die Geschichte der deutschen Poesie, da er in der Befangenheit seiner Zeit und

seines Standes sich bei seinen Gedichten vorzugsweise der lateinischen Sprache bediente. Unter vielen körperlichen und geistigen Leiden, schwer bekümmert durch die Reformation und ihre Folgen, welche seinen Frieden gar oft störten, schilderte er seine Gefühle auf eine edle und kräftige Weise in römischen Oden, bei denen Horaz sein Vorbild war, und hat hier, obwohl nie und nirgends ganz frei von dem Einflusse der Gesinnungen und Lebensansichten seines Ordens, Vorzügliches geleistet. Unter anderen Verhältnissen und besonders bei anderer Bildung würde er ohne Zweifel ein Chorführer deutscher Dichtkunst geworden seyn und Opitz u. A. m. weit hinter sich gelassen haben: so aber, die deutsche Sprache nur als ein Mittel betrachtend, um auf den gemeinen Mann zu wirken und dessen religiöse Ansichten zu befestigen und zu leiten, verschmähte er es, sich um ihre Veredlung zu bemühen, und hielt sie nicht für geeignet, der Dollmetscher erhabener Gefühle und Gesinnungen zu seyn. — Das Lateinische war ihm wie so vielen Gelehrten jener Zeit zur Muttersprache geworden; ein Fluch, der lange auf dem armen Deutschland lastete, länger als auf jedem anderen Lande, und eins der größten Hindernisse ward, die sich dem Fortschritt der Cultur entgegenstellten. — Daher sind die wenigen deutschen Gedichte Balde's plump, roh, derb, so wie sie dem Plebs in Baiern wohl zusagen mochten, und nur hin und wieder offenbaren sich seltene Ergüsse wahrer herzentsprungener Kraft und Begeisterung. Es gemuthet Einem, wenn man B's lateinische und deutsche Gedichte mit einander vergleicht, als höre man dasselbe Lied ein Mal von einem ausgezeichnetem, kunstreichen und gefühlvollen Meister, und dann von einem Bänkelsänger auf der Straße zu einer Drehorgel vortragen. Treffend bemerkte Herder daher: „Also lege man unserem Dichter nicht zur Last, was der Fehler seines Orts und seiner Zeit war; in deutschen Versen wollte er populär seyn und glaubte, daß er es nicht besser als also seyn könnte."

Damit der deutsche Leser selbst entscheide, theilen wir neben einem ursprünglich deutschen Gedichte Balde's mehrere von Herder übersetzte lateinische Gedichte desselben mit. Zu näherer Kenntniß des Dichters verweisen wir des Lateinischen Unkundige auf:

Herder's Terpsichore. Lübeck, 1796. 3 Bde. (Uebersetzungen der lateinischen Gedichte Balde's und Abhandlungen über ihn und seine Leistungen enthaltend.)
Silbert's Dom heiliger Sänger. Wien, 1820
A. W. v. Schlegel: Characteristiken und Kritiken, Th. 2. S. 342.

Ehrenpreis Mariae*).

Ach! wie lang hab ich schon begehrt,
Maria, dich zu loben:
Nit zwar, als wie du wirst verehrt
Im hohen Himmel oben.
Diß wär vmbsonst: mein gringe kunst
Wird an der harpffen hangen:
Vnd dieses Lied, mit gantzem Gmüht,
Tieff in dem Baß anfangen.

Demühtig sey von mir gegrüst,
Nimb gnädig an diß grüssen:
Von der so viel der Gnaden flüst,
Was immer her mag flieſſen.
Der dich erwehlt hat, vnd gewölt,
An deinen Brüsten saugen;
So schön Er ist, so schön du bist:
Er scheint dir auß den Augen.

Was in der welt so manigfalt
Zierlichs ist außgeflossen:
Wird in vergleichung deiner gstalt,
Verworffen vnd verstossen:
Die gröste krafft, den besten safft,
Die fünfft Essentz der Gaben,
Soll, wie man sagt, deß Herren Magd,
Vom Sohn empfangen haben.

Der Annae Leibsfrucht deinem Kind
Ist gantz nit zu vergleichen:
Vnd was ich guts in Sara find,
Muß eben so wohl weichen.
Die Rachel zwar die schönste war,
Der Jacob oft thät rüssen;
Doch gegen dir, weißsag ich ihr,
Wird sie, wie Lia trieffen.

Abigail, war nie so klug,
Die David eingenommen:
Vnd die durch ihren Wasserkrug
Den Isaac hat bekommen.
Juditae blut vnd Heldin muht,
Vnd stärcke, müst verzagen.
Der vorzug ghört Mariae Schwerdt:
Was wil ich lang viel sagen?

Erfahren hats der Holofern,
Der Gott hat gleichen wöllen,
Der Lucifer vnd Morgenstern,
Mit seinen schönen Gsellen.
Du hast den Pracht zu nichten gmacht:
Vnd der verfluchten Schlangen,
Dem Höllen Fürst, bey Kopff zerknirscht,
Daß ihm der muht vergangen.

Selvm erfahrt es der Tyrann,
Vor etlich sechtzig Jahren:
Als er zu Meer mit Schiff vnd Mann
Hinab in Abgrundt gfahren.
Der Türckisch Hundt, dort wohl empfundt,
Das nichts mehr halff das bellen;
Hinumb, herumb, getrieben vmb
In Sturmb vnd Wasserwellen.

Das Meer der Statt Corintho gantz
Mit Blut war überloffen.
Alis dem Bassa, hat ein Lantz
Das lebendig getroffen.
Gantz bitter weh war Sisarae,
In diesem leid vnd jammer:
Dem Hirn vnd Bein hat gschlagen ein
Der alt Jahelis Hammer.

Hie, weiser Mann, dein starckes Weib,
Hie, mein ich, werstu erfragen:
So starck, daß sie in ihrem leib
Hat gar ein Riesen tragen.
Da noch so klein, ein Jungfraw rein,
Den grösten Mann vmbfangen:
Der ohn beschwerdt kont von der Erdt
Hoch bis an Himmel langen.

Zier, Mardochee, tausendmahl
Dein schöne Hesster, zier sie:
Vnd führs drauff in deß Königs Saal,
Zur Hand Assueri, führ sie.
Laß ihr geschmück vnd güldes stück
Mit Perlen vbersetzen.
So werd ich doch, Mariam noch,
Ohn maß weit höher schetzen.

Was soll ein blosser schatten sein,
Nur ein figur der Alten,
Gegen dem hellen Sonnenschein?
Das Feld kans nit erhalten.
Ein Engel sag, so viel er mag,
Vnd hör nie auff zu schreiben:
Wird doch darob allzeit vom lob,
Das meist ihm vberbleiben.

Zwölff Stern vmb ihr glorwürdigs Haupt
Ringsweiß heroben schweben;
Dann ihn allein ist es erlaubt
Daſſelbig vmbzugeben.
Kein Schwerd, kein stab, kein gwalt triebs ab,
So steiff thuns hie verharren:
Sie liessen ehn, der Himmel zween,
Ja sämptlich alle fahren.

*) Aus: *Jacobi Balde*, e societate Jesu, poematum T. IV., compl. Miscellanea, Coloniae Ubiorum, MDCLX.

Ihr gröste frewd vnd hertzens lust
Ist, dieses Gsicht anschawen;
Den Mund, den Gott so offt gekust,
Die Augen vnd Augbrawen;
Gesalbte Händ, Lefftzen vermengt
Mit Hönig vnd mit Rosen.
Oelfliessend Red, die von ihr geht,
Ist vber alls liebkosen.

Dem Palmenbaum ihr länge gleicht,
Die Wang den Turteltauben:
Vnd ihren süssen Brüsten weicht
Der Wein auß Cypris Trauben:
Voll Hyacinth: von keiner sünd
Noch groß, noch klein beladen:
Deß Adams gifft, das alle trifft,
Hat ihr nicht können schaden.

Weiß, roth, ihr Lieb vnd Schatz sein soll,
Als der im Krieg gestritten;
Sie köstenbraun; vnd steht auch wol,
Gleich wie die Cedar Hütten.
Der sie entferbt, hats nit verderbt,
Sonder nur wöllen mehren.
Viel schöner seys auff diese weiß,
Der Augenschein thut lehren.

Wie sie dem König auffgewart
Zu Hesebon, in Reben,
Da hat den besten gruch ihr Nard
Herumb welt von sich geben:
Ihr Sommerhauß durchgehend auß
War voll der Zimmetrinden,
Darzu, so hats ein solchen schatz,
Dergleichen nit zu finden.

Der Mon, all Monat hat sein gnants,
Von seiner lieben Sonnen,
Vnd mehrers nit; dann all sein glantz
Quellt her auß diesem Bronnen.
Hat er sein meists Liecht auffzehrt, heists,
Sparamundus halt darzwischen;
Vis wiederumb die Sonne kumb;
Die muß die fleck abwischen.

Weit anderst ist das Firmament,
Das in Maria leuchtet.
Mon hat sein anfang, hat sein end,
Nur Tröpflesweiß befeuchtet.
Du, du Planet von Nazareth,
Du hohes Gstirn der deinen,
Du bist das Faß, das ohne maß
Mit stätem Licht thut scheinen.

Gantz Tonnen Sonnen seind in dir,
Gantz Million voll Tonnen.
O köstlich außerwehltes Gschirr,
In der all Klarheit wohnen.
Wohl innerlich vnd äusserlich,
Hat dich die Zier vmbfangen:
Bist vber all hoch Berg vnd Thal,
Von Libano außgangen.

O Fürsten Tochter, O wie schön,
Seynd deine Schritt, ders zehlet,
Was für ein Festtag wirdt begehn,
Dem du einmahl vermählet!
Dein Bräutigamb, wirdt bey dem Lamb
Ein anders Gsänglein stimmen:
In lauter Frewd, vnd Süssigkeit,
Gleich wie ein Meerfisch, schwimmen.

Komb her, dem Keuschheit angenemb,
Vnd will ein Sponß erfragen:
Die Töchter zu Jerusalem
Einhellig alle sagen;
Vnd heben drauff zween Finger auff,
Daß, (vnd sey zu bekommen)
Maria frey die schönste sey,
Durchauß kein außgenommen.

Ein Paradeyß hat diesen Ruhm,
Ein Garten, der beschlossen,
In dem ein wundersame Blum,
Iesse, IESUS entsprossen.

Wanns gliebt muß seyn, so lieb was fein,
Was löblich zu begehren;
Was seeliglich, was adelich
Herbracht mit allen ehren.

Mariam lieb, Mariae dich,
Sollst allerdings verschreiben:
Die Morgengab, glaub sicherlich,
Wirdt keines wegs außbleiben.
Der Hochzeit Kleidt ist schon bereit,
Begehr die Farb auß allen,
Das Himmelblaw (gen Himmel schaw)
Sollt dir am besten gfallen.

Maria hat den besten Theil
Wie gschrieben steht, erwöhlet.
Mariae Theil, ist aller Heyl:
Ders hat, nit wol verfählet.
Weil sie so gut, vnd wohlgemuht,
Weil jeder muß bekennen:
Thu ich mit fleiß im Ehrenpreiß,
So oft ihr Namen nennen.

O daß von Siena noch so viel
Der Bernardini wären:
Deren diß einig Endt vnd Zihl,
Diese Gesponß zu ehren.
Er schencket ihr all sein gebür;
Lust, Hoffnung, frewd vnd Schmertzen:
Vnd, wie ich sing, sein liebster Ring,
Ein Adamant im Hertzen.

Ich greiff zum Endt, laß allgemach
(Ade) die Seiten lauffen.
Der weiter will, thut zu der Sach,
Laß auch ein Harpffen lauffen.
Schlag selber auff; nur wacker drauff,
Mit seinem gut Vertrawten:
Und sing das Gsang sein Lebenlang:
Ist vber siben Lauten.

Alls soll er, was Spieß tragen kan,
Von Mundt vnd Hertz auffmahnen:
All seine Nerv vnd Adern dran
Für Seyten lassen spannen.
Gsetzt nun, daß ein, groß oder klein,
Sext oder Quint thät schnellen:
Wirdt sie ihm schon den Schlagerlohn
Im Himmel baar herzehlen.

Wanns solche Meinung hat: so schlag;
Biet auff die Kunst zum singen;
Die gantze Nacht, den gantzen Tag
Solt Harff vnd Hertz verspringen.
Ich lasse, sprich, O Jungfraw, dich,
Vnd deinen Sohn jetzt walten.
Mein Seel vnd Leib ich dir verschreib
Es steht vnd bleibt im Alten.

Hilff vns, O Thurn auß Helffenbain,
In Diemand woll gegründet,
Vnd auffgeführt mit Edelgstain,
Wie selig, der dich findet.
Hilff vns, O Thron, den Salomon
Mit seinem Goldt beklaidet.
Dem du vergwißt, kein wunder ist,
Daß ihm die welt verlaidet.

Hind an mit dir, O Menschengstalt,
Mit Milch vnd Blut gewaschen:
Die letztlich welck wird vnd veralt,
Zu lauter Staub vnd Aschen:
Besonders die in falscher blue
Ihr Schönheit nur erdichten:
Ohn Kunst vnd Oel, nur wasser Gmähl,
Vnd drauff bald gar zu nichten.

Würff vnd verdamb all Vppigkeit,
Die niemand wol gelungen.
Die schöne Welt vnd Eytelkeit,
Von der so viel gesungen.
Vnd was für Pfeil der Lieb, in eyl,
Doch nit vom Himmel gschossen,
Vilen das Hertz, in bitterm schertz,
Mit süssem Gifft abgstossen.

Sag hiemit auch den Parcis ab,
Die mir bißher gespunnen.
Bey denen ich an meinem Grab
Verlohren mehr, als gwunnen.
Falsch vnd Vntrew seynd alle drey
Haimblich mit mir vmbgangen.
Müßt an ihr Gspunst vnd blawen Dunst,
Mein Leib vnd Leben hangen.

Diß sey, Maria, dir vertrawt
Von Tag zu Tag der Jahren:
Der dir vertrawt, hat woll gebawt,
Sodales diß erfahren.
In letster Noth vnd bittern Todt,
Bitt, thu mich nit verwerffen.
Erzaig dein Macht, vertreib die Nacht
Wirdts jeder wol bedörffen.

Wann dann die Kranckheit wirdt zu schwer,
Daß ichs nit mehr kan leyden:
Soll mir den Faden nimmermehr
Derselben ein abschneyden.
Dein schöne Hand, dein mildte Hand,
(Weil je die Stund abgloffen)
Schneid oder halt, gleich wies dir gfalt,
Sonst ist es auß mit hoffen.

Wann bey dem Beth die Kertzen brinnt,
Die Augen nimmer wachen;
Vom Leib der kalte Todtschwaiß rinnt
Die Bainer jtzt schon krachen:
Dein schöne Hand, dein mildte Hand,
O Jungfraw außerkohren;
Schneid oder halt, gleich wies dir gfalt,
Sonst ist es alls verlohren.

Wann nun geschwächt seynd all fünff Sinn,
Die vmbstehnd Rott wirdt sagen:
Jetzt hat ers gar, jetzt ist er hin,
Man merckt kein Pulß mehr schlagen:
Dein schöne Hand, dein mildte Hand,
O Mutter meines Lebens;
Schneid oder halt, gleich wies dir gfalt,
Sonst ist es alls vergebens.

Melancholie *).

Muß ich im Kerker dann, in diesem traurigen Lande
Oede verblühn und frühe verwelken?
Sind die Bande, die hier mich fesseln, nimmer zu lösen?
Nicht zu zersprengen der Thurm, der mich einschließt?

Dädalus schuf sich Flügel; ich darf der wächsernen Flügel
Nicht, die über dem Meere zerschmelzen! —
Kann mein freies Gemüth sich nicht aufschwingen, wohin es
Will? Kein tobender Wind in den Fluthen,
Auf dem Lande kein Riegel verhindert den Geist, daß er auffliegt,
Ueber Alpen und Wolken und Sterne.

Und hat Apollo mir nicht der Gaben höchste, die Dichtkunst,
Milde geschenkt, die auf Flügeln des Ostwinds,
Auf der Aurora Flügeln sich hebt? — — O Erretterin,
auf dann!
Ferne von hier! bis zum Bett der Aurora! —

Verwünschungen des Katarrhs.

Du Pful des Lebens! Seuche dem armen Volk
Der Sterblichen! Ob Cerberus dich gespien
Aus seinem heisern Höllenrachen,
Oder der tückische Krokodill dich

Ausweinte, als den Schlafenden er ergriff;
Wie oder haben lachend die Furien
Dich ausgebohren, als im Tanz sich
Giftger die Schlangen der Haare küßten.

Woher du stammest, sinke, versink', o Pest
Des Menschenvolkes! fahre zur Höll' hinab,
Du Lungenzehrer, Lungenbohrer,
Erebus Schaum und des Hauptes Henker.

Was fällest frech du, Räuber der Stimme, selbst
Auf dürre Dichter, die, dem Olymp verwandt,
Des Erdenreifs und Erdennebels
Quälende Seuche nicht kennen sollten!

Auf jene Feisten falle, du Unglücksohn!
Die Müßig-Feisten fördere du zur Gruft,
Du Todesbote! — Weh! er fördert
Früher mich selbst zum ereilten Grabe.

Den Kahn des Lebens ruderten jugendlich
Des Mannes Kräfte; siehe, da sprang ins Schiff
Ein Räuber, ach! und kehrt die Spitze
Mächtig hinab, und das Schiff erfinket.

Vergebens scheun wir fürder des Meeres Schlund,
Auf trockner Erde fahren im Schiffbruch wir
Zum Orkus; hundert Gräber öfnen
Sich dem erschleichenden leisen Mörder.

*) Aus: J. G. Herder's Terpsichore. Lübeck, 1796.

Die Virginische Pflanze.

Bacchus Einzug feireten einst die seligen Götter,
Als er nach vielen und reichen Geschenken,
Die er der Erde verlassen, mit Lüchsen hinauf zum Olymp kam.
Seine Triumphe hatte der Thyrsus
Ihm erfochten. Er kam mit Kränzen von duftendem Weinlaub,
Nicht geschmückt mit dem traurigen Lorbeer.
Hinter ihm flossen Ströme von Wein, statt blutiger Ströme;
Um ihn sangen Mänaden und Nymphen,
Und der Satyren Chor. Er bot den goldenen Becher
Seines Getränks dem fröhlichen Vater,
Der den Nektar dafür verschmähte. Desgleichen die Götter
Tranken und sangen und dankten ihm alle,
Für den labenden Trank, womit er die Menschen beseligt. —

Unvermuthet erschollen die Pforten
Von unbändigem Lärm. Es hatten die Riesen den Ossa
Hoch auf Pelions Gipfel gethürmet,
Und erstiegen die Burg *). In Gestalt des brüllenden Löwen
Warf sich ihnen entgegen Jacchus.
Pallas griff nach dem Helm und dem Speer; der Vater der Götter
Nach dem flammenden Blitz, und bemerkte,
Mavors fehle. (Der grausame Gott, der Jammer und Blut liebt,
Neidend Dionysus schönere Siege,
Wohnete seinem Triumphe nicht bei.) „Auf! eile zu Mavors!" **)
Sprach zum Füßegeflügelten Sohne
Zevs. „Er komme zum Streit! und Dich begleite Diana."

Rastlos-eilend gingen die Beide;
Aber als sie vom heitern Olymp in die Thracischen Wolken,
Voll von Schnee und Hagel und Kälte
Kamen, ergriff den beredten Gott der häßliche Schnupfen
Also grimmig, daß er verstummte.

War es, weil er in Eile mit unbedecktem Haupt ging?
Oder von ungewohnetem Tranke
Warm, in die Eisluft kam? Genug, ihm stockte die Rede,
Und sein Haupt war ihm wie ein Fels schwer. —
Als er zu Mavors Pforten gelangte, „Wie soll ich die Botschaft
Jetzt ausrichten?" athmet er heisern,
„Wie bewegen den harten Gott mit lieblicher Rede?" —

Und Diana zog eine dürre
Pflanze hervor; sie bestreute die Pflanze mit glühenden Funken. —
Auf stieg aus der zerfallenden Asche
Ein wohlthätiger Rauch. Dem gedrückten Gott war die Stirn frei
Wie im Olymp, und die klingende Sprache
Wiedergegeben.

Sie traten hinein, und brachten die Botschaft
Glücklich. Mavors eilte zum Himmel
(Zwar unwillig) hinauf, und die Riesen wurden gebändigt.

*) Die Erstürmung des Olymp durch die Titanen.

**) Mars Wohnung in Thracien.

„Schwester", sprach nach geendetem Streite,
Maja's Sohn, „o sage mir, Schwester, woher Du das Kraut nahmst,
Das so schnell mir die Sinnen enthüllte,
Und dem entlasteten Haupt den Klang der Sprache zurückgab?
Sieh', ich wandre beschwerliche Wege
Oft hinauf und hinab, durch Wolken, bis in die Höle
Pluto's, wo ich die Schatten geleite.
Dumpf dann fühl' ich mich oft. Ich muß durch Regen und Kälte —
Komm, und zeige mir, jagende Schwester,
Wo die Pflanze dir blüht." —

„Sie blüht in westlichen Wäldern,
Fern entlegen hinter dem Meere.
Bacchus setzte dahin nie seine Tritte. Der Stolze
Rühme sich nicht auch dieser Erfindung.
Für den Jäger blühet sie dort *). Ich lehrte den Jäger
Ihre verborgnen nützlichen Kräfte.
Wenn in düsterer Wolke der Regen dort und die Nebel
Wälder umhüllen und Häupter der Menschen,
Treibt dies Moly **) die Uebel hinweg durch sanftere Wolken;
Frei wird das Haupt und die Nässe des Hirns sinkt. —
Brauche die Pflanze, jedoch nur reisend im Zuge der Lüfte,
Oder drunten in Hölen des Pluto,
Nicht im Olymp; sonst fliehen Dich bald Göttinnen und Götter;
Aber im Freien wird sie Dir wohlthun."

Und die Jägerinn führte den Gott zum Lande der Jäger,
Und umwand mit der Pflanze den Stab ihm,
Der zum Rohre gedieh. Virginien heißt das Geburtsland
Dieser Pflanze, Dianens Erfindung.
Allen Freunden Merkurs auf Wegen und Stegen, in Hainen,
Oder auf nebelbeschwereten Küsten,
Ueber den Wogen des Meeres, in nassen Thälern und Ebnen,
Rednern, denen die Sprache versiegt ist,
Allen blühet sie jetzt die Sorg'- entnehmende Pflanze,
Mutter ruhiger, weiser Gedanken.

An einen Nachäffer seiner Gedichte.

Mein Spiel der Saiten, das du so oft verlangt,
Ich sende dirs, und schwöre bei Phöbus Pfeil
Und Bogen, und bei seiner Cither,
Und bei der goldenen Locke Phöbus:

Es ist das Meine, das mir so oft erklang
In dunkeln Hainen, oder am heilgen Quell. —
Jedoch wenn etwa deinem Finger
Zürnend sich weigert die goldne Saite;

Gib mir die Schuld nicht. Sandte dem Türken ***) einst
Nicht Skanderbeg †), der Schrecken des Türken, auch
Den Säbel? Aber seine Rechte
Sandt' er ihm nicht, die den Säbel führte.

Die Rache des Dichters ††).

Hieher, Verruchter! Der mir meine Lieder schmäht,
Und naget sie mit schwarzem Zahn,
Hieher, daß ich mich grausam räche, daß ich dich
Bezähme, beißger Zoilus.

Zuerst, Verbrecher! weih' in süßer' Rach' ich dich,
Ich weihe dich — den Grazien,
Daß, wenn du weinen willst, du lachen müssest, wenn
Sie dir die Zwiebeln, wenn sie dir
Den Rettig und den scharfen Knoblauch nehmen, der
Dir unrein deinen Athem macht.
Dafür dann düfte deine Lippe süßen Duft,
Vom Nektar, den die Biene sog.

Ich wünsch', o Abscheu, ferner dir, daß nie der Schlaf —
Daß dich der Schlaf am Morgen nie
Beschleiche, und dafür die ganze Nacht hindurch
Versenke in den schönsten Traum.

Wenn du erwachest, reiche Ceres dir ein Brot
Von ihrer zarten, reinsten Frucht;
Im andern Korbe Bacchus einen Wein, den du
Für Formianer *) etwa hältst;
Und dazu, Unverschämter, wünsch' ich Hunger dir
Des Tucca bei Lucullus Mahl;
Den Durst des Cato, als er Afrika durchstrich,
Bei vollen Krügen Manlius.
Gebt ihm, ihr Götter, daß mein unversöhnter Feind,
Mein Theon, wider Willen froh
Und glücklich werde, ja, wo möglich, glücklicher,
Als Der, den er so rauh verfolgt.

In seiner schlechten Schüssel werd' ein Stockfisch ihm
Zum Karpfen oder gar zum Stör.
Betrogen werd er, daß der Sperling seinem Gaum
Nur wie ein Krammetsvogel schmeckt,
Die wilde Taube wie Fasan. —

Weil ich noch,
Langmüthiger als Naso, Ihn
Den Ibis **) völlig abzuthun. Ihr Furien!
— (Ihr weissen Furien;) wo seyd
Ihr, Schicksalssterne! — Weilst du noch, o Blitz?
— Der Cäsars Haupt umleuchtete,
Ihr Donner, die zur Linken tönen? — ***)

Was voreinst
Nasika †) auf die Römer lud,
Wie seinen Flaccus dort Mäcenas, Flaccus ihn
Verwünschte, so verwünsch' ich dich.
Gequälet werde deine Brust — von süßem Schmerz;
Bestürmt dein Ohr — von Orpheus Ton.

Unwürdger Momus, werth, daß dreigespaltner Blitz
Vom Jupiter dich treffe, dich
Der Ocean ersäufe, dich der Erde Schlund
Verschlinge, — wie? Du blickest mich
Gleich einer Kröte an? betroffen und erstarrt.
Hast du an meinen Flüchen gnug,
So fort von hier! Hinweg! — Und wenn du eilig nicht
Gen Himmel fliegest, streu ich dir,
Ein Unversöhnlicher dem Unversöhnlichen,
Noch glühndre Kohlen auf dein Haupt.

Die Göttin des Frühlings.

Einzig Holde, Zarte, Schöne,
Deren Glanz die Welt erleuchtet,
Deren Lieblichkeit den Frühling
Wiederbringt mit tausend Blumen,
Zarten Blumen, die dir gleichen,
Sei gegrüßet, Frühlingsmutter, Blumengöttin, sei gegrüßt.

In dem Chor der schlanken Schönen,
Ihren Bräutigam zu kränzen,
Suchen viele Gold und Kleinod.
Du, ein Kleinod selbst, erscheinest
Wie der Mond im Chor der Sterne,
Wie die Sonn' im blauen Aether glänzend Alles überdeckt.

Wenn aus unserm Thränenthale
Du zum Himmel wieder aufsteigst,
Liebend wallet jeder Zephyr
Zu berühren deine Locke;
Und den Schleier dir zu lösen
Drängen sich im Taubenfluge Engelknaben zu dir an.

---

*) Nord-Amerika, das Land der Jägernationen.

**) Eine vor dem Zauber beschützende Pflanze des Homer. (Odyss. κ. 287.)

***) Murad II.

†) Georg Castriota Skanderberg, ein Prinz in Albanien, war unversöhnlicher Feind der Türken.

††) Im Original: die christliche Nemesis.

*) Ein Campanischer Landwein.

**) Ibis, ein Feind Ovids, an dem er sich mit einem beißenden Spottgedicht rächte.

***) Ein glückliches Zeichen.

†) Ist Scipio, der den Römern wohlwollte.

Darf ich was von dir erflehen,
Königin, so laß der Sonne
Schönen Glanz uns froh genießen,
Treibe weg die bösen Tage,
Bändige der Seelen Aufruhr,
Und zerbrich des Krieges Waffen, holde Friedenskönigin.
Laß den Müttern ihre Knaben,
Ihre Töchter froh erwachsen,
Töchter, wie die leichten Rehe,
Knaben, wie die jungen Löwen. —
Wenn der Rächer Wolken sammlet,
So besänftige, du Holde, bittend ihn mit deinem Kuß.

Till Ballistarius S. J. L. Casper.

Karl Ludwig Heinrich Bardeleben

ward am 9. Mai 1775 zu Spandau geboren, studirte die Rechte und erwarb sich die Doctorwürde in dieser Wissenschaft. Im Jahr 1798 ward er Gouverneur und Lehrer bei dem Cadettencorps zu Berlin, 1804 Regirungsassessor, dann Stadtgerichtssecretär zu Frankfurt an der Oder. In den Jahren 1813 und 1814 nahm er Theil am Befreiungskriege als Hauptmann bei der Landwehr und kehrte mit dem eisernen Kreuze geschmückt in die Heimath zurück, wo er k. pr. Kommissionsrath wurde. —

Unter dem Namen Heinrich Frohreich hat er den größten Theil seiner hier angeführten Schriften herausgegeben.

Darstellungen aus der Welt der Erlanger Musensöhne. Frankf. und Leipzig, 1799.
Cäsar Cafarelli, Graf von Casara, der kühne Räuberherzog. Posen und Leipzig, 1803. 2 Bde.
Die Wahl der Braut. Pos. und Leipz. 1804.
Preußens Zukunft. Berlin, 1807. N. A. B. 1808.
Der Palmensonntag, in drei Romanen. Leipzig, 1803. 3 Bde. N. A. Leipz. 1811.
Hans Kasper, der Seifensieder. Leipz. 1811.
Die Weberstochter zu Eichterheim. Leipz. 1811
Bernhard Naphtali. Leipz. 1811.
Kunst und Vaterland. Prolog. Königsb. 1808.
Friedrich Wilhelm III. und sein Volk, an Beide. Frankf. a. O. 1809.

B. ist nicht ohne Talent der Darstellung, aber seine Romane überschreiten das Gebiet des Alltäglichen nicht und haben sich daher nur bei einer gewissen Klasse von Lesern beliebt gemacht, welche im gewöhnlichen Futter der Leihbibliotheken Nahrung für Geist und Herz zu suchen pflegt. Größere Tüchtigkeit und Kraft beurkunden seine patriotischen Schriften und Gedichte, die, durch B's praktisches Wirken getragen, seine Gesinnungen im vortheilhaftesten Lichte zeigen.

Christoph Gottfried Bardili

ward am 18. Mai 1761 zu Blaubeuren geboren, widmete sich dem Studium der Theologie und erhielt, als er seine akademische Laufbahn vollendet, die Stelle eines Vicars zu Kirchheim unter Teck. Im Jahre 1786 bekam er den Ruf als Repetent an der Universität zu Tübingen; 1790 aber eine Professur an der hohen Karlsschule zu Stuttgart. Er starb am 5. Juni 1808 als Dr. und ordentlicher Professor der Philosophie am Obergymnasium in Stuttgart und fürstlich hessen-rothenburgischer Hofrath.

Von ihm erschienen:

Epochen der vorzüglichsten philosophischen Begriffe. Halle, 1788. 1. Th.
Ueber den Ursprung des Begriffs von der Willensfreiheit. Stuttg. 1790.
Sophylus oder Sittlichkeit und Natur als Fundament der Weltweisheit. Stuttg. 1794.
Allgemeine practische Philosophie. Stuttg. 1795.
Ueber die Lehre vom Temperament. Stuttg. 1795.
Grundriß der ersten Logik u. s. w. Stuttg. 1800.
Briefe über den Ursprung einer Metaphysik. Altenb. 1799.
Philosophische Elementarlehre. 1. Heft. Landshut, 1802. 2. Heft. (bearbeitet und herausgegeben von einem Freunde des rationalen Realismus) Landsh. 1806.
Beiträge zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes d. Vernunftlehre. Landsh. 1803.

B. war ein scharfsinniger philosophischer Kopf, der eine neue Lehre aufzustellen versuchte, welche zuerst von K. L. Reinhold mit dem Namen des „rationalen Realismus" belegt und durch dessen Beitritt und Bemühung, wenn auch nur kurze Zeit, gehalten wurde. B. selbst schadete ihr indessen, theils durch seine Polemik, theils aber und vorzüglich, daß er zu sehr sich Sophismen hingab, durch welche er die wichtigsten Probleme der theoretischen Philosophie zu lösen bemüht war, und überhaupt zu flüchtig und unklar verfuhr. Die ihm eigenthümliche Ansicht wird von E. Reinhold (Handbuch der allgemeinen Geschichte der Philosophie, Th. 2. H. 2. S. 166.) mit folgenden Worten dargestellt: „Das Denken, so wie es seinem Wesen nach von den Menschen geübt werde und von dem Menschen mit Deutlichkeit anerkannt werden könne, sey keine bloß subjective menschliche Thätigkeit, wofür es, insbesondere von Kant, ausdrücklich ausgegeben worden, sondern es sey die allgemeine weltbildende und weltordnende Thätigkeit, es sey in seinem nothwendigen Zusammenhange mit der durch dasselbe gestalteten und organisirten Materie die reine dynamische Möglichkeit, der Grund von allem Wirklichen. Deshalb dürfe die Denklehre keine Aufstellung bloß subjectiver menschlicher Denkformen, sondern sie müsse die wahre Ontologie, die Lehre von dem Urgrund und Wesen aller Dinge seyn."

Vgl. K. L. Reinhold, Beiträge zur leichteren Uebersicht des Zustandes der Philosophie. Hamburg, 1801—1803. —

D. August Christian Bartels,

geboren am 9. December 1749 zu Harterode im Braunschweigischen, studirte Theologie zu Helmstädt und Göttingen, ward 1773 Prediger zu Eimbeck, 1778 zu Braunschweig, 1789 Abt von Riddagshausen, Probst und herzoglicher Hofprediger zu Braunschweig, 1799 Consistorialrath und 1818 Vicepräsident des Consistoriums zu Wolfenbüttel. Er starb hochgeehrt am 16. December 1826

Er verfaßte folgende Schriften:

Ueber den Werth und die Wirkungen der Sittenlehre Jesu. Hamburg, 1788—89. 2 Thle.

Predigten zur Beförderung einer vernünftigen Aufklärung in der Religion. Züllichau, 1793.

Einzelne Predigten u. s. w. —

B. war ein würdiger Diener des Herrn, der mit Klarheit, Ruhe und Besonnenheit seine menschenfreundlichen Zwecke zu erreichen suchte, und dem es vorzüglich darum zu thun war, Aufklärung, Liebe und Duldung zu verbreiten. Seine Predigten sind ebenfalls in diesem Geiste abgefaßt; doch würden sie weit mehr gewirkt haben, wenn es ihnen nicht hin und wieder an Tiefe und Gluth religiöser Begeisterung mangelte.

Vgl. Denkschrift für die Freunde und Verehrer B's, von Th. W. H. Banck. Braunschweig, 1824.

Johann Heinrich Bartels,

D. der Rechte, Assessor der k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, Mitglied der Akademie der Volscer zu Velletri, Bürgermeister zu Hamburg, ein um seine Vaterstadt in vielfacher Hinsicht hochverdienter Mann, ward im Jahre 1761 zu H. geboren, studirte zu Göttingen, machte darauf eine größere Reise durch Deutschland und Italien und kehrte dann als Dr. jur. und Advocat nach Hamburg zurück. 1798 ward er juristischer Senator, 1814 als solcher Polizeiherr und 1820 Bürgermeister daselbst. —

Seine auf jener erwähnten Reise über das südliche Italien gewonnenen Erfahrungen gab er heraus unter dem Titel:

Briefe über Kalabrien und Sizilien. 3 Th. Göttingen, 1787—89. N. A. Gött. 1791.

und lieferte in denselben zuerst genaue und authentische Nachrichten über ein Land, das zu jener Zeit noch fast gänzlich unbekannt war, da neuere Reisende in Italien sich um diese Gegend theils wenig bekümmert, theils, wenn sie es auch gethan, nur unbedeutende und unzuverlässige Kunde von demselben gegeben hatten. B's Reisebeschreibung ist ein wahrhaft klassisches Werk, dessen hoher Werth noch immer lebhaft anerkannt wird und stets als treffliches Muster zu betrachten ist. — Mit gleichem Interesse umfaßt der gründlich und geschmackvoll gebildete Verfasser alle ihm vorkommenden merkwürdigen Gegenstände, deren keiner, zu welchem Reiche des Wissens er auch gehöre, seinem forschenden Auge entgeht, und schildert mit derselben Frische, Wärme, Unparteilichkeit und Ruhe merkwürdige Alterthümer, interessante Gegenden, Naturereignisse, Sitten und Gebräuche, Verfassung und Regirung u. s. w. der von ihm durchreisten Provinzen in anmuthiger, klarer Darstellung. — Wir glauben durch die Mittheilung eines größeren Auszuges um so mehr den Dank der Leser zu verdienen, als dieser, schon an und für sich vortrefflich und anziehend, desto lebendiger zur näheren Bekanntschaft mit einem älteren hochverdienten Werke bei der Masse unbedeutender Reisebeschreibungen, welche jetzt über Italien im Umlaufe sind, anzuregen vermag.

Beschreibung eines Erdbebens in Messina*).

(Vierzehnter Brief.)

Messina, im Oktober 1786.

Heute müssen Sie mit mir, mein Freund, eine Weile aus Ihrem frohen Zirkel hinweg zu Messina's Schutthaufen eilen, hier Menschen-Elend in seiner ganzen Größe entdecken, und alle Schrecken der empörten Natur hereinbrechen sehen, sehen, daß in einem Moment Ruhe und Glück in Zerstörung, Verwirrung und Elend, Zufriedenheit und Ueberfluß in bittre Verzweiflung und verzehrenden Mangel umgeschaffen wird. Das Erdbeben rollte unter der Erde fürchterlich daher, und Messina sank in Ruinen dahin!

Ich will versuchen, Ihnen ein schwaches Gemälde von den Verwüstungen, die das Erdbeben in Messina anrichtete, zu entwerfen. Unwillkührliche Thränen drangen aus meinen Augen beim Anblick des Schutthaufens hervor, und ich sah bei der neuen Erinnerung Eltern ihre Kinder, Weiber ihre Gatten, und Freunde ihre Freunde noch einmal beweinen. Einer meiner schätzbaren und dienstfertigen Freunde führte mich unter den Ruinen umher, und bei ihm merkte ich das allmälige Steigen des Schmerzgefühles bis zum endlichen heftigen Ausbruch desselben, wie ichs noch nie sah. Wenn es einem Künstler, wie Schröder, möglich gewesen wäre, bei dieser Szene ruhig zu bemerken, so hätte ich ihn an meiner Stelle gewünscht, um für die Kunst, allmälig steigende Affekte darzustellen, neue Bemerkungen aus der Natur zu schöpfen. Wir eilten über manchen Ruinenhaufen hin, und mein Führer machte mit inniger Theilnahme hie und da Bemerkungen über das Elend, das die Leute, die dort wohnten, erlitten hatten, blieb aber sonst noch munter und froh: allmälig nahm seine Theilnahme zu, und je weiter wir gingen, desto lebhafter ward seine Erzählung und desto heftiger seine Aktion, bis wir endlich auf einen Fleck kamen, wo eine Menge Bruchstücke vereinigt lagen. Beim Anblick derselben faßte er einen geborstenen Quaderstein an und rief mit wildem Blick verschiedentlich aus: „Ist das nicht ein trauriger Anblick!" Dann ergriff er plötzlich mit heftig emporströmenden Thränen meine Hand, und sagte: „(Caro mio amico, ecco la mia casa!) Hier stand einst mein Haus! Ich war reich, und bin jetzt arm, wie der Taglöhner! Nichts habe ich gerettet, und bin kaum selbst der epidemischen Seuche, die nach dem Erdbeben eindrang, entgangen." Die Bilder jener unglücklichen Nacht erwachten nun immer heftiger, er malte sie aus mit einem Feuer, daß ich für seine Gesundheit bange war, und es für meine Pflicht hielt, ihn von dem Fleck so bald wie möglich hinwegzuziehen. Wir eilten fort, und es folgte unmittelbar auf diese leidenschaftliche Aeußerung eine Stille in ihm, deren Grund sonst in seinem Charakter nicht lag, es schien mir beinah, als folgte nach der überspannten Empfindung eine Erschlaffung, und die Munterkeit, die er vorher hatte, kehrte den ganzen Tag nicht wieder zurück.

Alle Beschreibungen von Messina scheinen in der Schilderung des trefflichen Anblicks zu wetteifern, den die ohngefähr eine Millie längs dem Hafen hinlaufenden Gebäude verursachten, in denen edle Simplizität mit hoher Schönheit vereinigt war. Meine Beschreibung macht hier eine Ausnahme; denn ich fand die Paläste-Reihe in Ruinen. Indeß konnte ich doch noch soviel davon entdecken, daß ichs zu behaupten wage, keine mir bekannte Schilderung ihrer ehemaligen Schönheit war übertrieben. Der Pame Pallazzata kommt ihr mit Recht zu. Sie gehörte zu den vorzüglichsten Werken der neuen Kunst, und der Künstler bewies nicht weniger Scharfsinn bei ihrer Erfindung, als Kunst bei der Ausführung. Er scheint die stolze Idee gefaßt zu haben, daß mit dem Meisterstück der Natur — so kann man mit Recht den stolzen Hafen Messinas nennen, der vielleicht nirgends seines gleichen findet — seine Kunst einen Wettstreit beginnen sollte, ob es ihr nicht gelingen würde, das Auge des Bemerkers von jenem hinweg und auf sich zu ziehen. Aber die Solidität der Natur verstand er seinem Kunstwerke nicht zu geben, sie trug bei dem zerstörenden Unglück von 1783 den Preis davon. Obgleich das Erdbeben gleichsam übers Meer von Italien nach Sizilien herüber rollte, und von der Meerseite seinen ersten Angriff auf Messina wagte; so trotzte doch der Hafen den zerstörenden Wellen, und steht noch jetzt in seiner ganzen Schöne da: da hingegen die Meisterstücke der Kunst in einen Schutthaufen zusammen fielen. Man sagt, es sei aufs neue der Plan im Werke, die Pracht der alten Gebäude wieder herzustellen: aber, wer weiß wie viele Jahrzehende noch drüber hingehen? Jetzt wenigstens fällt noch täglich mehr ein, und jeder neue Einsturz, den man so leicht verhindern könnte, zerstört neue Theile des Ganzen.

Ganz dieser Unthätigkeit ähnlich fanden wir es im Innern der Stadt, noch war nichts für Hinwegräumung des Schutts geschehen. Kirchen, Paläste, öffentliche Gebäude und Häuser aller Art lagen noch eingestürzt über einander, die schönen, großen, parallel mit dem Hafen laufenden Straßen fanden wir

*) Aus: Briefe über Kalabrien und Sizilien, von Joh. Heinr. Bartels. Th. 2, Göttingen, 1789.

gänzlich Menschenleer, und nur hie und da nach besänftigter Erde zwischen den Ruinen ein kleines Hüttchen zur armseligen Bewohnung erbaut; wie wenig allgemein dieß aber war, können Sie daraus schließen, daß in den besten Gassen der Stadt noch 1 Fuß hoch und drüber Staub, Sand und Schutt lag, der es beinah unmöglich machte, durch die Stadt hinzugehen. Noch wohnt alles in Baraken, die außer Messina auf der Höhe errichtet sind, aus denen die Einwohner, wie man mir sagte, ungern wieder heraus wollen, nachdem sie einmal gegen Näße und Kälte abgehärtet zu sein glauben.

Uebrigens schleifte die Verwüstung, die Messina im Februar und März 1783 erfuhr, die Stadt nicht so durchgängig, wie einige Städte in Kalabrien; sondern nur der niedrige Theil derselben ward ein Raub des Erdbebens, der höhere Theil hingegen blieb beinah ganz stehen, und ward nur heftig beschädigt. Aber auch selbst hier hat man noch wenig an Wiederaufbauung gedacht, und die Nachricht, die man von jedem angesehnen Manne hier erhält, daß schon 300 Häuser außer den königlichen Gebäuden und Kirchen wieder erbaut sein sollen, kann ich mit völliger Gewißheit für unrichtig erklären. Es ist, als ob sie dieß Gerücht absichtlich ausbreiteten, um die Aufmerksamkeit der Neapolitanischen Regierung von Messina abzuziehen. *)

Das Meer verkündigte in Messina zuerst die kommenden Schrecken, man bemerkte einige Tage vorher eine ungewöhnliche Unordnung in Ebbe und Fluth, die Natur schien gleichsam von ihren Gesetzen losgerissen, und ohne bestimmte Regeln tobte das Meer bald wüthend daher, und brauste plötzlich hoch auf, als wollte es den Damm übersteigen, und Messina verschlingen, bald legte es auf einmal und unerwartet seine Wuth. In dem bekannten Meerstrudel von Charibdis zeigten sich Wirbel, wie wir sie in unsern Tagen nicht mehr zu sehen gewohnt sind; es schien als würde das Zeitalter jener Dichter zurückkehren, die uns die Wuth derselben mit so schrecklichen Farben schildern. Boten von der großen Empörung im Innern des Meeres waren ferner ganze Schaaren Fische, die sich fast nie zu diesen Zeiten auf der Oberfläche des Wassers sehen lassen. Bei jedem hernach erfolgten Erdbebenstoße waren sie immer die ersten Vorboten der einbrechenden Verwüstung. Daher hörte man auch in der Stadt, so oft sich dieses Phänomen aufs neue zeigte, schreckliche Verwünschungen gegen sie ausstoßen, und sah einen jeden verzweiflungsvoll dem Unglück entgegen gehen. Bei dem Toben des Meeres verspürte man zugleich ein beständiges Getöse im Innern der Erde, dem Schall eines entfernten Donners zu vergleichen, und dieses rollte ganze Tage hindurch langsam und schwach fort, ward aber bei jedem Aufbrausen des Meeres stärker. Vom Anfang des Februars an bis zum 5ten dauerten ohne Zerstörung zu bringen diese Vorzeichen fort. Am 5ten Februar endlich fiel Messina gleich nach Mittag in einer Stunde mit so vielen Städten Kalabriens. Der Tag selbst war in der Stadt ein finstrer neblichter Tag, und durch die Nebel schien am hellen Mittage das Licht der Sonne schwach und blaß wie Mondschein. Es war eine Stille in der Natur, die etwas schauervolles gehabt haben soll, man nannte sie mir, ein schreckliches fürchterliches Warten, und wollte selbst bei Menschen an diesem Tage eine gewisse Trägheit, Erschlaffung und Unlust wahrgenommen haben. Endlich um Mittag hörte man ein Getöse von Kalabrien herüber ertönen; es schien allmälig näher zu kommen, und das Meer empörte sich immer mehr; so rollte das Erdbeben fürchterlich und langsam in der Tiefe des Meeres und auf den Wellen daher. Wie es endlich Messinas Ufer erreicht hatte, so war zuerst die schöne Palazzata seiner Wuth ausgesetzt, ein großer Theil derselben ward zerstört und dann nur noch hie und da im Innern der Stadt einige Gebäude niedergeworfen. Der eigentliche Schaden war damals noch sehr geringe: aber um desto größer und allgemeiner war der Schrecken, und um desto quälender die Furcht; denn vom Mittage an bis zum Abend hin war die Erde nur wenige Augenblicke ruhig. Wie es endlich finster war, schien die Empörung in der Natur vermehrt, das Getöse im Innern der Erde rollte heftiger, das Meer wüthete fürchterlicher und außer diesen Phänomenen vermehrte das Geächze und Geheule verunglückter, beschädigter, verzweifelnder und sterbender Menschen die Schreckensszene noch um vieles. Eine der schrecklichsten Nächte folgte jetzt, in ihr ward der größte und beste Theil der Stadt gänzlich zerstört. Freilich am 7ten, am 13ten Februar, am 28. März und mehrere folgende Tage und Nächte wiederholte das Erdbeben seinen Angriff und stürzte das ein, was diese Nacht nur in seiner Grundfeste erschütterte, nicht umwarf; aber nie kehrte es so heftig wieder wie damals grade um Mitternacht, 12 Stunden nach dem ersten heftigen Stoße. Es wurde selbst die 12 Fuß dicke Mauer der Zitadelle, die man für unzerstörbar gehalten hatte, von oben bis unten gespalten, und diese Nacht raffte in Messina die meisten Menschen hinweg. Der Zustand der Einwohner war während der ganzen Erdrevolution sehr traurig. Gleich nach dem ersten zerstörenden Stoße flüchtete sich alles aufs freie, und mußte ohne Schutz und Dach mehrere Tage hindurch ununterbrochen heftige Platzregen, Hagelschauer und Stürme ertragen. Da man nicht Baumaterialien weder Holz noch Ziegel genug hatte, um die Baraken mit Dächern zu versehen, so mußten selbst die Angesehnern der Stadt mehrere Nächte hindurch, nur einen Schirm über sich haltend auf einem Stuhl unter freiem Himmel schlafen, und mehrere Tage hindurch, wegen Mangel an Kleidung, ohne ihr genäßtes Zeug wechseln zu können, zubringen. Dieß war die traurige Ursache von so vielen nachmaligen Krankheiten, die mehr Menschen wie das Erdbeben hinwegrafften. Daß die Anzahl der durchs Erdbeben getödteten Menschen in Messina sich nicht über 1000 erstreckte, daran war einzig der nur wenig zerstörende Stoß vom 5ten Febr. des Mittags schuld, alles war jetzt schon aus den Häusern geflüchtet, und so waren nur die, die vielleicht in der Absicht zu stehlen, oder um noch etwas von dem ihrigen zu retten in den verlaßnen Häusern sich aufhielten, vielleicht auch einige die zu sicher gewesen, und weniger das noch ungewisse Erdbeben als den heftigen Platzregen scheuten, und in ihren Wohnungen geblieben waren, ein Raub der traurigen Erderschütterung.

Der Anblick der Verwüstung wurde noch weit fürchterlicher und der Schade der armen Einwohner noch weit größer durch die heftigen Feuersbrünste, die entstanden; 7 Tage wüthete das Feuer ununterbrochen und unaufhaltbar fort, griff die größten Magazine an, verzehrte beträchtliche Waarenläger verschiedener großer Kaufleute und raubte den armen Messinesen ihre letzten Hoffnungen. Der ganze Schaden, den Messina durch dieses vereinigte Unglück erlitt, belief sich auf 40 Millionen Lire, ohngefähr 5 Millionen Thaler, Mobilien, Edelsteine und andre Pretiosa nicht mitgerechnet.

Aber noch hatte Messina nicht die höchste Stufe ihres Unglücks erreicht. Da alle Magazine verbrannt, aller Privatvorrath von Getreide und andern Lebensmitteln verloren war; so entstand eine allgemeine Hungersnoth, die traurige Folgen gehabt haben würde, wenn nicht die Regierung diesen Leiden schnell abgeholfen hätte. Allgemein war auch die Klage über Mangel an süßem Wasser, und man sah gar nicht voraus, wie man diesen Mangel entfernen wollte. Größtentheils hatten sich die besten und ergiebigsten Quellen bei dem Erdbeben verstopft, und die Brunnen blieben völlig wasserleer: oder wenn noch andre Wasser gaben, so schien es beinah unmöglich, sich ihnen zu nähern, weil noch täglich große Bruchstücke von den zerstörten Gebäuden herabfielen, und ohne dieß lange Zeit, viele Beschwerden und eine Menge Arbeiter dazu gehörte, den Schutt hinwegzuräumen. So stieg mit jeder Minute das Gefühl des Mangels nothwendiger Bedürfnisse, und die Hoffnung von nachbarlicher Hülfe war nur sehr schwach.

Man suchte indeß soviel als möglich das Unglück zu lindern, der Marchese von Caraccioli, damaliger Vicekönig von Sizilien, zeigte hier, wie bei allen seinen Unternehmungen, seinen großen Kopf und seine menschenfreundlichen Gesinnungen. Er that alles, wozu er nur immer die Mittel in den Händen hatte und so wurde dem Mangel auf einige Zeit Einhalt gethan, einiger Vorrath, wenn gleich anfangs nur in geringer Menge herbeigeschafft, die Sklaven zur Reinigung der Brunnen gebraucht, und auch durch sie ein andres Geschäfte bewirkt, das, wie ein jeder wohl einsah, wenn es unterlassen würde, die traurigsten Folgen nach sich ziehen müßte, woran aber keiner Hand anzulegen Herz genug hatte. Es schien, als hätte im Innern der Erde die Revolution auch den Platz getroffen, wo alle die Körper begraben lagen, die an der letzten Pest starben; schon hin und wieder waren tiefe Löcher eingefallen, und man hatte die gegründetsten Ursachen zu der Besorgniß, daß aus den emporsteigenden pestilenzialischen Dünsten eine neue Pest entstehen würde. Es kam zu ihrer Verhütung daher sehr darauf an, diesen Platz zu besetzen, jede eingefallene Grube auszufüllen, und überhaupt ihn mit Erde zu erhöhen; auch dafür sorgte sogleich die Regierung, und damit ihre bessern Bürger nicht dieser Gefahr ausgesetzt sein möchten, so bewirkte sie es durch Sklaven, und erreichte ihre heilsamen Zwecke.

Während der Zeit wurden Gesandte nach Neapel geschickt, um dem Regenten Nachricht von der Zerstörung Messina's zu bringen; der Marchese di Regalmici erhielt darauf die Stelle eines Vicario Generale in Messina, wie Pignatelli in Kalabrien, mit gleicher Autorität ausgerüstet, und mit thätiger Hülfe, das Unglück zu lindern, versehen. Eine Menge Lebensmittel, Arzeneien, Aerzte und Chirurgen, und überdieß noch 85,000 Lire wurden ihm zu seiner Disposition gegeben, er mußte die leidende Armuth aufsuchen und unentgeltlich ihre dringendsten Bedürfnisse befriedigen. Der König that alles was er nur konnte, wie Sie auch schon aus meinen Briefen über Kalabrien werden gese-

*) Dieß ist mir hernach noch wahrscheinlicher geworden, da ich selbst in Neapel von einigen der Vornehmsten hörte: Messina kann sich jetzt selbst helfen, so und so viel ist schon durch Hülfe der Regierung geschehen. Als ich dem widersprach, wiederholte man beständig die Versichrung, es sei gewiß so, und damit basta! Warum man so verfährt, das wird die Folge meiner Briefe zeigen.

hen haben; die Thränen, die er dem Unglück seiner Unterthanen weinte, der Muth, der ihn sogleich beseelte, und seine thätige Menschenliebe anfeuerte, und dann die Wahl der besten Mittel, um zu seinem Zweck zu kommen, geben von seinen trefflichen und menschenfreundlichen Gesinnungen den deutlichsten Beweis. Freilich war es unmöglich, die Wunden gleich ganz zu heilen, unmöglich daß ein jeder befriedigt mit dem was die milde Hand des Monarchen ihm reichte, heimkehrte, und daher mußten, da vielleicht viele in ihren großen Erwartungen getäuscht waren, manche Klagen über Mangel an Hülfe entstehen. Aber diese Klagen zeigen es deutlich, wie wenig die Menschen den ganzen Umfang des Elends kannten, wie sich jeder aus zu großer Eigenliebe für den hielt, auf dessen Rettung man am mehrsten denken sollte; zeigen es deutlich, wie jeder Privatmann zu viel von der Regierung forderte, und sind daher größtentheils ungerecht. Was konnte die Regierung mehr thun, als daß sie sogleich einen eignen Gerichtshof ernannte, um dem Unglücke der Menschen abzuhelfen, und Männer von Geistesfähigkeiten und erkannter Rechtschaffenheit bestimmte, um allen Unordnungen zuvorzukommen und sie zu stillen? was mehr, als sogleich alle Auflagen und Accise, die sonst für die ersten und unentbehrlichsten Bedürfnisse bezahlt werden mußten, aufzuheben? was mehr, um Messina so bald wie möglich zu ihrem vorigen blühenden Zustande zurückzuführen, als daß sie ihren Hafen zum Freihafen mit neuen Privilegien erklärte, und besonders um den Handel mit Seidenwaaren, den wichtigsten von Messina, zu beleben, alle Auflagen von schon verarbeiteten Seidenwaaren aufhob, und verschiedenen Privatleuten aus eigenem Antriebe beträchtliche Summen vorschoß, die sie ohne die geringste Interesse erst nach 3 Jahren wieder bezahlen durften? was mehr, um den Handel mit auswärtigen Nationen anzufeuern, als daß sie die Auflagen auf eingebrachte fremde Waaren zu 1 Procent herabsetzte, und die besten und thätigsten Unterstützungen zur Wiederaufbauung der Stadt und der Magazine hergab, ja gar selbst sogleich anfing, verschiedene öffentliche Gebäude und Kirchen auf königliche Kosten wieder erbauen zu lassen? Es ist daher Undank, die unterstützende Thätigkeit der Regierung bei dem Unglück der Messinesen verkennen zu wollen.

Aber das worüber man mit Recht zu klagen Ursache hatte, und worüber auch eigentlich die vernünftigsten Einwohner klagten, waren die vielen Unterschleife, die bei Vertheilung der Geschenke des Königs von Seiten der Unterbedienten gemacht wurden. Diese sollen sich aus dem Unglück der Messinesen durch die größten Bedrückungen Schätze zusammen gesammlet, und die uneigennützige Gabe des Königs wohl gar den armen Bedrückten verkauft haben. Ursache zu klagen glaubt man ferner in der Nichterfüllung so mancher in dem ersten Gefühl des Mitleidens gegebnen Versprechungen zu finden; der Handel sollte noch mehr belebt, und Messina's Wohlstand noch mehr befördert werden, und doch ist's noch immer, als läge der Handel gefesselt, als arbeitete irgend eine verborgene Kraft dem Aufkommen der Stadt entgegen. In Messina will man diese verborgene Kraft in Palermo, dieser Nebenbuhlerin Messina's, und in dem großen Adel, der alle Vortheile des Handels allein zu genießen wünscht, finden. Man versprach, so klagt man ferner, Befreiung von drückenden Abgaben; aber heißt das Befreiung vom Druck, wenn man mit der einen Hand Balsam in die Wunden gießt, und mit der andern neue Wunden schlägt? Ich theile Ihnen hier die allgemeinen Klagen der Nation mit; die allgemeine Volksstimme scheint die Wahrheit zu verbürgen. Es ist aber sehr traurig, daß ein so guter Regent, bei allem seinem Wunsche und Willen, seine Unterthanen glücklich zu sehen, doch ihm unbekannte und daher unvermeidliche Hindernisse findet, und dadurch, indem er glaubt man eile hin um seinem Willen gemäß zu handeln, selbst Wege, neuen Druck einzuführen, veranlaßt. Nein, mein Freund, ein Land wo das Interesse des Königs und seine Unterthanen so sehr mit dem der großen Baronen im Widerspruche steht, und diese mächtig genug sind ihre Pläne gegen den Willen des entfernten Regenten auszuführen, der keine andre Nachrichten aus seinen Ländern erhält, als die sie ihm bringen, das kann kein glückliches Land sein, und wäre es auch das Kanaan unserer Zeit.

Als Generalvikarius lag dem Marchese di Regalmici die Pflicht ob, so schleunig wie möglich Messina Hülfe zu verschaffen, damit der Schaden nicht weiter um sich fräße. Nachdem er diese seine Pflicht mit möglichster Treue erfüllt hatte, so ward er ferner zum Präsidenten einer neuen Giunta oder eines neuen Gerichtshofes ernannt, der hauptsächlich auf Heilung des Schadens bedacht war. Dieser Gerichtshof bestand außer dem Präsidenten aus dem Prinzen von Calvaruso, dem Befehlshaber über das Militär, dem Erzbischof von Messina und dem Prinzen Persichelli. Dieser Gerichtshof steht nicht unter dem Vicekönige von Sizilien, sondern nach Actons Einrichtung unmittelbar unter Neapel, und alle Verordnungen und Einrichtungen zur Wiedererbauung der Stadt hängen von ihm ab. Läßt sich aber nach dem, was geschehen ist, seine Thätigkeit bestimmen, so möchte ich wenigstens nicht sein Panegyrist seyn.

Außer der Zerstörung Messina's richtete das Erdbeben in Sizilien wenigen Schaden an. Nur ein einziger kleiner Ort, Rometta, ward noch ganz verwüstet, und einige kleine Dörfer und Städte wurden mehr oder weniger beschädigt, so wie sie in größerer oder geringerer Entfernung von Messina lagen. Die Erderschütterung fühlte man aber im ganzen Vall Demona. In einem kleinen Ort, Castrorcale, fand man nur wenige Spuren der Zerstörung, und so wurden auch Patti, Linguagrossa, S. Lucia, S. Martino, Melazzo, Condro, Calvaruso, Barcellonetta, S. Pietro di Monforte, Pozzo di Sotto, Valdina, Venetico, Randazzo und Rocca nur wenig beschädigt. Sonst richtete das Erdbeben keinen weitern Schaden an.

Bemerkungen über Messina.

(Funfzehnter Brief.)

Messina, im Oktober 1786.

Ich muß Ihre Ungeduld nach Briefen aus Sizilien von mir wohl nicht aufs höchste treiben, sonst fürcht ich Sie zu erzürnen. Es wird mir freilich schwer, mich an meinen Schreibtisch zu fesseln, ich möchte so gerne jeden Augenblick genießen, und keine Schönheit der Natur und des Landes ungesehen und ungekannt vorbei lassen: aber Sie haben Recht, man muß auch Zeit zum Verdauen haben; zu viel Genuß stumpft unsre Empfindungsnerven ab, unser Gedächtniß ist nicht treu gnug um alles fassen zu können, und man wirft nur zu leicht ganz verschiedenartige Dinge unter einander, und verwirrt sich, wenn man das Rekapituliren vergißt. Ich eile daher Ihnen meine Bemerkungen aufzuzeichnen.

Was war Messina einst, und was ist's jetzt? Diese Frage die so natürlich und so nothwendig ist, wenn man mit Nutzen reisen und nicht Gefahr laufen will, einen falschen Maaßstab bei seinen Beurtheilungen anzunehmen, kann ich nicht unbeantwortet lassen, ehe ich Ihnen mehr vom heutigen Zustand dieser trefflichen, jetzt aber so sehr gesunkenen Stadt sage. Messina ward zuerst, wie die Geschichte sagt, vom Tyrannen von Rhegium in Kalabrien Anarilas, nachdem dieser die Samier überwunden, und Zankle von Grund aus zerstört hatte, tausend Schritt vom alten Zankle entfernt erbaut. Also eigentlich aus den Ruinen dieser Stadt stieg sie empor, und vertauschte ihren alten Namen, der vom sichelförmigen Hafen herrührte, mit Messana. So nannte Anarilas die neue Stadt nach seinem Vaterlande. Herumschweifendes Raubgesindel waren die ersten Erbauer des alten Zankle; Seeräuber nämlich, die aus Cuböa nach Sizilien kamen, setzten sich hier zuerst fest, nachdem sie sich vorher mit dem herrlichen Boden des Landes, und mit der vorzüglichen Lage dieses Distrikts, den die Natur für eine große mächtige Handelsstadt bestimmt zu haben schien, bekannt gemacht hatten. Die zweite Gründung der Stadt geschah ebenfalls durch herumschweifendes Raubgesindel, die Anarilas wo er nur konnte zusammenraffte, und hieher schickte. Messina ward bald sein Liebling, wuchs unter ihm zu einer reichen und bevölkerten Stadt empor, und mit jedem Tage vermehrte sich ihr Ansehn. Daher ward es ihr auch hernach leicht, das Tyrannenjoch eines Alleinherrschers abzuwerfen; das Gefühl der innern Stärke nährte bei den Einwohnern republikanischen Geist, und Messina blieb bis zum Ueberfalle der Mamertiner Republik. Wie aber dieß umherschweifende Raubgesindel hier seine Siegsfahne aufgesteckt hatte, war die glänzendste Epoche vorüber. Nun entstand der erste punische Krieg, und die Römer wurden Herren von Sizilien. Doch Messina fühlte weniger den Druck der neuen Beherrscher, wie die andern Städte der Insel; da sie nämlich die erste Veranlassung zur Landung der Römer gab und sie als ihre Bundsgenossen ins Land rief, wurde sie auch nach Endigung des Krieges noch immer als Bundsgenossin der Republik Rom behandelt. Selbst in den nachfolgenden Zeiten ward sie noch immer vorzüglich von den Römern begünstigt, und besonders mit neuen Vorrechten und Freiheiten von ihnen beschenkt, wie der unglückliche Sklavenkrieg in Sizilien ausbrach, der dort so viele Verwüstungen anrichtete. Messina zeigte sich damals des Vertrauens der Römer würdig, denn durch Klugheit und Macht trieb sie allein die Sklaven zu paaren.

So wie damals, handelte sie beständig. Die Geschichte liefert uns eine Menge Beispiele zum Beweise der Wahrheit, daß Messina sich immer durch Tapferkeit, Entschlossenheit und standhafte Treue hervor that. Es ist bekannt wie die Schwärme von Ausländern sowohl Gothen als Sarazenen viele Jahrhunderte hindurch die Reichthümer Siziliens verzehrten, und jedes Glück der alten Einwohner zerstörten. Messina fühlte damals vorzüglich heftig diese Strafruthe des Landes; denn so oft neue Schwärme von Italien übersetzten, war sie zuerst ihrem Angriff ausgesetzt: aber dieß unterdrückte ihren Muth nicht, sondern in

der Geschichte der Demüthigung dieser Völker-Schwärme spielte sie immer eine Hauptrolle; und daß sowohl Arcadius so siegreich auf den Naken seiner Feinde und Rebellen treten konnte, als auch, daß das Unternehmen die Sarazenen aus Sizilien zu treiben glückte, davon schreibt die Geschichte eine großen Theil der Standhaftigkeit und Tapferkeit der Messineser zu. Das Joch der Muselmänner, das mit dem der Sarazenen abwechselte, war nicht weniger drückend wie dieses, Messina fühlte auch seine ganze Last, bis der tapfere Normanne durch Religionseifer und Rachsucht angefeuert, Messina und Sizilien in Freiheit setzte.

Eine Stadt die jedesmal die ersten Schläge heranziehender Krieger fühlt; die beständig in Nothwendigkeit gesetzt ist, sich für diesen oder jenen Herrn zu erklären, noch ehe das Loos über die ganze Provinz geworfen ist; die bei jedem kühnen Schritte die Rache des Siegers zu fürchten hat, und bei den entscheidendsten Unternehmungen nur nach Wahrscheinlichkeit handeln muß, die so oft ein Spiel des Glücks ist, findet sich unstreitig in der unglücklichsten Lage. Sehen Sie hier, mein Freund, die nachmalige traurige Geschichte von Messina. Sie machte nicht mehr einen von dem übrigen Lande getrennten, für sich bestehenden Staat aus, sondern ihre Begebenheiten waren immer genau mit dem Schicksale der ganzen Insel verwebt. Durch ihre Lage war sie immer dem Angriff heranziehender Feinde zuerst ausgesetzt, und sie mochte entweder sogleich dem herbeieilenden Feinde die Thore öffnen, oder treu ihrem alten Besitzer, sich gegen neuen Angriff und stolz gegen sie schwimmende Flotten vertheidigen; beides war ihr oft nachtheilig. Indeß ist's nicht zu leugnen, daß in ähnlichen Lagen Messina sich immer klug und entschlossen benahm: sie zögerte so lange sie konnte, ehe sie sich für irgend eine Partie erklärte, war sie aber einmal entschieden, so war ihr Beistand mächtig und ihre Streiche waren von großem Gewicht.

Eben so betrug sich Messina in der für die französischen Usurpateurs von Sizilien so entscheidenden Begebenheit, die unter dem Namen der Sizilianischen Vesper hinlänglich bekannt ist, und den Franzosen in Sizilien auf einmal das Garaus machte. Lange zögerte Messina ehe sie den Verschwornen beitrat; wie sie sich aber einmal mit ihnen eingelassen hatte, so waren auch die Aeußerungen ihrer Rache heftiger, wie in jeder andern Stadt. Karl zeichnete sie eben deswegen als Hauptgegenstand seines Zorns aus, und so unerschüttert auch ihr Muth und so ausdauernd ihre Standhaftigkeit war, so hätte sie doch zuletzt unter seinem Rachschwerdte ihren Naken beugen müssen; wenn nicht Roger von Loria mit der Spanischen Flotte auf einmal ihren Leiden ein Ende gemacht hätte.

Die Spanier wurden also jetzt Herren von Messina und Sizilien, und blieben es — kurze unruhige Zeiträume abgerechnet — bis auf die neuesten Zeiten herab. Aber Sie irren sich sehr, wenn Sie in diesem Zeitraume eine Ruhe vermuthen, die Erholung von dem vormaligen Unglücke ist, und neue Kräfte zu sammeln Gelegenheit und Muße giebt: nein, mein Freund, ununterbrochen dauerte die innere Gährung fort, der Druck der Spanier stieg immer höher, und ihr unbeschränkter Geiz trieb sie zu den schrecklichsten Ausschweifungen; so daß die Messineser sich bald durch sie beschränkt, ausgesogen und kraftlos fühlten. Dieß plötzliche Gefühl nach den Beweisen ihrer ehemaligen Thatkraft, die noch im frischen Andenken lebten, erhöhte natürlich ihre geheime Wuth; aber die tyrannischsten Fesseln banden ihre Hände, und Hoffnung künftiger Aenderung war das Einzige was ihren Muth beleben konnte, und ihre ganze Rachsucht bis auf diesen Zeitpunkt aufhielt. Endlich kam er herein: aber so sehr das Betragen der Messineser es bewies, daß sie es wohl wußten, es sei um Leben oder Tod in diesem Kampfe zu thun, so standhaft und ausdauernd sie sich auch darin betrugen; so war doch leider die Folge desselben der gewöhnliche Weltlauf, der Stärkere verschlingt den Schwächern, und verlassen von seinen treulosen Freunden muß er eiserne Fesseln sich anlegen lassen. Die Messineser hatten 2 Jahre vorher, ehe die große schon lange vorbereitete Verschwörung ausbrach, im voraus, was in ihrem Innern vorginge, gezeigt. Der schändliche Unterschleif, der beim Korn-Verkauf einriß, hatte sie mit allen schrecklichen Plagen einer Hungersnoth bedrohet, und ihren Unwillen über den habsüchtigen Geiz ihrer Großen zur öffentlichen Empörung reif gemacht. Indeß wurde noch alles gütlich beigelegt: aber das Feuer des Aufruhrs verloschen nicht ganz, sondern es glimmte unter der Asche immer fort. Die Franzosen nährten aus politischen Absichten den geheimen Zwist, und endlich 1674, da Don Diego Soria der spanische Gouverneur sich wegen einer ihm angethanen Verspottung rächte, brach die Flamme der Empörung aufs neue aus, und mit Hülfe der Franzosen führten die Messineser einen Krieg, der ihren tief eingewurzelten Haß bewies: doch der politische Ludwig von Frankreich war nur auf ihrer Seite, so lange es sein Interesse erforderte, und gab sie hernach unbarmherzig der Rache der Spanier Preis. Seit der Zeit ist Messina mit jedem Jahre tiefer gesunken, ihre Blitze ruhen *), und das drückende Joch, das der Spanier auf den Hals der Messineser wälzte, unterdrückte ihren unternehmenden Geist. Selbst jetzt fühlt die Stadt noch die traurigen Folgen jener Verschwörung in seiner tyrannischen Regierung. Aber sie war nicht das einzige Elend, das damals über Messina hereinbrach, ein Gefolge von Leiden zog wie ein Leichenzug in ihre Thore ein. Wenige Jahre nach Endigung der Kriegsunruhen wüthete die Pest in Messina mit türkischer Wuth, und raffte einen großen Theil der Einwohner hinweg. Kurze Zeit hernach gesellten sich zu diesen Leiden noch die bösartigen Kinderblattern, und verzehrten einen großen Theil des kleinen Ueberrests von Menschen. So gedemüthigt ists kein Wunder, daß Handlung, Volksmenge, politisches Gewicht und Reichthum von Messina immer mehr abnahmen; kein Wunder, daß die Stadt zu der Unthätigkeit herabsank, in der sie uns die nachmalige Geschichte zeigt; Wunder ists vielmehr, daß der Messineser noch der unternehmende Kopf blieb, wie wir ihn beständig bei seinen häuslichen Geschäften finden. Die nachmalige Geschichte dieser Stadt ist daher nichts weiter, als beständiges Streben aus dem Staube sich wieder empor zu arbeiten, und ewiges Kämpfen mit den Hindernissen die der Druck der Regierung ihr in den Weg legte: aber kaum fing sie an ihres vormaligen Unglücks zu vergessen, so drang 1783 das Erdbeben ein, und zerstörte, was sie so eben aufgebauet hatte.

Schon habe ich in meinem vorigen Briefe Ihnen etwas von der trefflichen Lage Messinas und von ihrem Hafen gesagt: jetzt will ich das, was mir noch übrig bleibt darüber, nachholen. Je mehr ich die Majestät und Pracht des Hafens, jemehr ich die Schönheit und den Reichthum des Landes, die Fruchtbarkeit der Felder, Wiesen und Bäume, die Anmuth des Klimas, wo ein beständig heitrer Himmel die Einwohner zu immer neuer Freude ruft, und endlich die über alle Beschreibung treffliche Lage der Stadt, hart am Ufer des Meeres im vollen Angesichte Italiens, gekühlt durch die erfrischende Seewinde kennen lerne, destomehr werde ich zum bewundrungsvollen Erstaunen und zum Entzücken hingerissen, destomehr fühl ich den vortheilhaften Einfluß des Klimas auf meine Gesundheit und Heiterkeit, und desto mehr dank ich meinem Schicksal für die Freuden, die es mir vergönnte, dieß irdische Paradies kennen zu lernen. Der Umfang des Hafens von Messina ist zwischen 4 und 5 Italienischen Meilen; seine Bildung war einzig Werk der Natur; die Kunst hingegen trug das ihrige bei ihn zu befestigen und sicher zu machen. Wie gewöhnlich der Mensch um seinen Körper zu schützen und jeden fremden Angriff aufzufangen seinen gekrümmten Arm vorhält, so hat auch hier die Natur, um Messina vor dem Eindringen der Wellen zu sichern, einen Landstrich in Form eines gekrümmten Armes hergedämmt, und dieser ist es, der den Hafen bildet. Mich dünkt nichts war natürlicher, als daß man bei dem Anblick dieses Landstrichs die Vergleichung mit einem vorgehaltenen krummen Arm machte, wenigstens fiel sie mir ein, noch ehe ich den Namen desselben wußte, der auch daher seinen Ursprung zu haben scheint, denn Il braccio di S. Rainero (den Arm des heiligen Rainero) nennen ihn die Einwohner; woher der Heilige zu der Ehre kam weiß ich nicht. Dieser Landarm ist von Osten nach Westen vor der in Süden liegenden Stadt hingedämmt, und an der westlichen Spitze, wo der Eingang im Hafen ist, der 1250 Fuß breit sein soll, liegt ein Kastell S. Salvatore, das die Aufsicht darüber hat. Am Ende der Stadt oder am Anfange des Landstrichs, also östlich, ohngefähr dem Kastell S. Salvatore gegenüber, oder wenn ich das Bild des vorgehaltenen Arms beibehalten soll, ohngefähr zwischen Schulter und Ellenbogen, liegt die Hauptfestung des Hafens, die große fünfeckige Zitadelle, die zu Karls V. Zeiten vom Grafen di S. Stefano erbaut ward. Sie macht den Hafen unüberwindlich: dieß erfuhren die Spanier im spanischen Successionskriege zu ihrem großen Nachtheil; denn nachdem ihnen schon das Unternehmen sie mit Sturm zu erobern viele Zeit und Menschen gekostet hatte, mußten sie doch endlich von ihrem Vorsatz abstehen, und ein langsameres aber sicheres Mittel die Zitadelle einzunehmen erwählen, sie nämlich aushungern zu lassen; dieß gelang ihnen nach einer achtmonatlichen Belagerung.

Der Umfang des Hafens ist mit einer festen Mauer versehen und gepflastert: dadurch wird ein breiter Weg längs dem Hafen hin gebildet, der mit Statuen und Brunnen geziert ist, und zum anmuthigen Spaziergange dient. Die Messineser nennen ihn la Panchetta. Durch die nicht zu sehr überladenen Ornamente wird der Anblick des Ganzen weit frappanter; aber für die Kunst sind weder die Statuen einiger Krieger, noch die Gruppen von dichterischer Erfindung (wie z. B. die, die allgemein il Gigante genannt wird, wo neben

*) Man zeigt noch in der Zitadelle Kanonen aus jenen unruhigen Zeiten mit der Inschrift: Habet sua fulmina Zancle!

Neptun Scilla und Charibdis gefesselt liegen) wichtig: deswegen übergehe ich sie. Auf einer kleinen Insel im Bezirk des Hafens ist ein Lazareth gebaut, dessen innere Einrichtung sehr gut sein, und ganz seinem Zwecke entsprechen soll: es bringt eine angenehme Abwechselung in die ganze Aussicht.

Die Stadt selbst liegt am Berge, und die ganze Gegend umher ist so hüglicht, daß selbst der niedrige Theil der Stadt, und folglich auch die schöne Pallazata auf einer Reihe von Hügeln gebaut ist, die doch die Kunst geschickt gnug zu verstecken gewußt hat. Die Pallazata, die auch il Teatro genannt wird, verdankt dem Prinzen Philibert von Savoyen als damaligem Vicekönige von Sizilien ums Jahr 1622 ihre Existenz. Nicht nur von der Seeseite, sondern auch von der Landseite ist Messina gut befestigt, und das Schloß Matagrison, so wie auch das Schloß Gonzago und Castellazo dienen zu einer guten Vorwehr. Alle Befestigungswerke der Stadt rühren größtentheils vom Kaiser Karl V. her, er ließ sie mit einer Mauer umziehen, und eben damals ward ihr Umkreis, die Vorstädte nicht mitgerechnet, auf ohngefähr 5 Millien bestimmt.

An der Spitze der Landzunge steht ein Leuchtthurm, der die Schiffer vor dem Wirbel der Charibdis, jetzt Charilla, Rema, Calofaro oder Garofalo genannt, warnt. Wie ich vor einigen Tagen in einem kleinen Boot, im Hafen umher fuhr, vermehrte das stille heitre Wetter und die Versichrung meiner Fuhrleute, daß keine Gefahr damit verbunden sei, mein Verlangen, die Charilla in der Nähe zu betrachten. Ich fuhr hinaus, und hüpfte mit meinem kleinen Boote selbst ohne merklich stärkere Bewegung über den Meerstrudel hin, dessen Wirkung alte und neuere Schriftsteller mit den schrecklichsten Farben zu schildern sich bemühen. Bald nennen sie sie die unversöhnliche, bald die verwickelte, bald die nie ruhige Charibdis, die wie Virgil sagt *):

imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos et sidera verberat unda;

die ferner wie Ovid sagt: **)

raptas vorat revomitque carinas;

oder die wie Homer ***) in der furchtbar schönen Stelle sagt:
Δεινὸν ἀγερροίβδησε θαλάσσης ἁλμυρὸν ὕδωρ u. s. w.;

oder die, wenn Sie einen jüngern Schriftsteller wollen, Fazell in Sicular. rerum Decad. I. l. II. c. I. noch sehr schrecklich beschreibt. Meine Bootsleute sprachen in keinen so fürchterlichen Ausdrücken von dem Wirbel der Charibdis, sondern sie versicherten mir, daß an den mehrsten Stellen desselben das Wasser nicht tiefer wie 3 Ellen sei, daß es ruhig fortflösse, bis es unweit dem Eingange des Hafens gekommen, und dann, als würd' es plötzlich ergriffen, sich in Schneckenlinien umherdrehe und die Oberfläche des Meeres kräusele. Sie mischten nichts von den fürchterlichen Erzählungen dort vom Strudel ergriffner und verunglückter Schiffe ein, erwähnten nichts von dem furchtbaren und schrecklichen Getöse, das das in einem Wirbel umhergedrehte Wasser verursachen soll, und das die Dichtung eines nach seinem Raube heishungrig brüllenden Ungeheuers veranlaßte, und spannten dadurch meine Erwartung schon um vieles herab. Aber dennoch fand ich bei weiten nicht das was ich suchte. Ich fuhr lange auf dem vermeinten fürchterlichen Fleck umher und sah nichts, als die spiegelhelle sich kräuselnde Fläche eines ruhigen nicht sehr tiefen Meers. Die Tiefe des Meers läßt sich indeß nicht genau bestimmen, weil sie verschieden ist, doch geringer als drei Ellen war sie nirgends. Freilich mag bei stürmischem Wetter der Anblick weit frappanter und fürchterlicher sein, und die Klugheit der Schiffer, um nicht auf einer Menge verborgener Felsen zu scheitern, es dann erfordern die Küste zu fliehen und sich auf die Höhe zu begeben. Freilich mag auch den Einwohnern die tobende Unruhe des Meerstrudels bei dem neulichen Erdbeben es aufs neue gezeigt haben, daß die Schrecken der Charibdis nicht bloß in der feurigen Einbildungskraft der Dichter vorhanden waren, die den Wirbel allgemein verschrieen, und mag ihnen den besten Kommentar zu Virgil seinem imo barathri ter gurgite u. s. w. gegeben haben: dieß leugne ich alles nicht; aber was ich sah, mein Freund, hatte nicht den geringsten Schein von etwas außerordentlichem. Wenn Sie eher auf der Oberfläche eines Wassers kleine Wirbel, die durch aus der Tiefe emporsteigende Dünste, oder auch durch hervorsprudelndes Quellwasser veranlaßt werden, gesehen, und das Spiel der kreiselnden Zirkel bemerkt haben, so sahen Sie alles, was ich von den Schrecken der Charibdis sah. Nach langem aufmerksamen Bemerken dieses Phänomens, das ich an verschiedenen Stellen wiederholte, und nach Maßgabe der Erzählung meiner Bootsleute, nehme ich vorzüglich zwei Ursachen als Hauptgründe dieses beständigen Meerstrudels an: Sowohl den felsichten Grund der See angefüllt mit vielen Abgründen, die vielleicht schon Folge von der großen Revolution waren, durch die muthmaßlich Sizilien von Italien losgerissen ward, vielleicht auch Folge von spätern Erdbeben sind; als auch die Menge emporsteigender Dünste aus dem Innern der Erde, die mit so vieler Feuermaterie geschwängert ist. Je mehr nun der Zufluß in der Erde ist, und je dicker und häufiger die Dünste emporsteigen, desto mehrere und stärkere Wirbel veranlassen sie auf der Oberfläche des Wassers. Bei dieser Meinung ließe es sich auch leicht erklären, warum grade vor und bei dem Erdbeben die Wirbel der Charibdis so fürchterlich heftig waren? Die Feuermaterie hatte sich im Innern der damals noch ruhigen Erde schon so angehäuft, daß ein heftiger Ausbruch nothwendig erfolgen mußte; alles war also in der größten Gährung, und kurz vorher ehe Erdbeben und Auswürfe der Vulkane die Erde von ihrer Feuermaterie entbanden, mußten daher natürlich mit Macht die kompakten Dünste hervordringen, und heftigere Wirbel als gewöhnlich veranlassen. Daß aber immer bei Ebbe und Fluth, die bekanntlich hier täglich ihre bestimmten Stunden hält, der Meerstrudel sich vermindert oder vermehrt, kann von dem mehr oder wenigern Druck des Wassers herrühren, durch das die Dünste bei niedrigem Wasser ohne heftiges Vordringen, bei hohem Wasser aber mit größerer Gewalt emporsteigen müssen. Sei dem wie ihm wolle, das bleibt immer gewiß, der Flug der Einbildungskraft der Dichter sah entweder hier Dinge, die in der Natur nie da waren, oder die Wuth der Charibdis hat sich mit der Zeit sehr gelegt.

Uebrigens bin ich den Dichtern vielen Dank schuldig, daß sie mir einen Abend verschafft haben, den ich in meinem Leben nicht froher hatte: vielleicht würde ich ohne ihre Schilderung sonst nie so lange dort auf dem Meere verweilt seyn, vielleicht nie den Einbruch der Nacht daselbst erwartet haben; und in der That ich hätte viel entbehrt. Es gehört langes aufmerksames Bemerken, und ein Studium, das den kleinsten Veränderungen auflauscht, dazu, um die einzelnen Schönheiten der hiesigen Gegenden ganz kennen zu lernen, und den Freuden-Kelch, den die Natur hier den Menschen reicht, ganz leeren zu können. Wie ist doch der Anblick der Schönheiten der Natur beim Aufgange der Sonne so ganz verschieden von dem beim Niedergange! Jener das plötzliche Erwachen aller Reize; in einem Augenblick ist durch die ganze Schöpfung auf der Erde, im Meer und in der Luft Leben verbreitet, und es scheinen frische Kräfte zum neuen Genuß gesammelt: dieser hingegen gleicht dem allmäligen ruhigen Einschlafen des Müden, auf dessen Gesicht das Gefühl des Danks für die genossenen Freuden, ausgedrückt ist. —

Da das Erdbeben besonders den niedrigen Theil der Stadt über den Haufen warf, so ist jetzt einzig der höhere Theil derselben bewohnt, und auch dort sind alle Baraken entweder in Reihen neben einander gezogen, oder wenn dieß die Lage des Orts nicht zuließ, so sind sie unordentlich hie oder dorthin zerstreut. Am mehrsten aber haben sich doch die Einwohner nach dem Theil der Stadt hinbegeben, der Terranova heißt, weil sie hier am sichersten zu sein glaubten, und die Baraken hier am besten Raum hatten. Hier muß man also hergehen, um den Charakter der Nation im allgemeinen zu studiren; denn Handlung und Gewerbe schränkt sich jetzt größtentheils auf diesen Platz ein, alles ist mit Käufern und Verkäufern angefüllt, die Landleute drängen sich hier zusammen, um ihre Waaren feil zu bieten, und ihre Bedürfnisse dafür einzulösen; hier sind die mehrsten Kochbuden und Erfrischungen, und was dem Italiener unentbehrlich ist, Eiswasser und Eis in großer Menge. So wie in ganz Italien, so ziehn auch hier Leute mit großen Gefäßen mit Eiswasser auf ihrem Rücken durch die Gasse hin, bieten für ¼ Pfennig ihren Labetrunk feil, und erquicken so den Dürstenden; oder es sind auch eine Menge Buden längs den Gassen aufgeschlagen, wo man Eiswasser mit und ohne andern Zusatz erhalten kann. Ich führe dieß hier absichtlich an, da ich einmal gelegentlich auf Eiswasser und Eis zu sprechen kam, und nannte gleich anfangs absichtlich dieß den Italienern unentbehrlich. Ich wünschte nämlich zu zeigen, wie übereilt Herr Brydone zuweilen urtheilt, der in seinen Briefen S. 114 der deutschen Uebersetzung so grade weg das viele Eisessen und trinken der Italiener für Schwelgerei hält. Er sagt nämlich: „Selbst die Bauern in diesen heißen Gegenden traktiren sich während der Sommerhitze mit Eis, und bei dem Adel macht es einen vornehmen Theil von jedem Gastmahle aus. Eine Schneehungersnoth würde ihnen, wie sie selbst sagen, noch empfindlicher fallen, als Mangel an Getreide oder an Wein. Es ist eine Bemerkung unter ihnen, die ich oft habe machen hören, daß ihre Insel ohne den Schnee des Berges Etna nicht bewohnt werden könnte; so nothwendig ist ihnen dieß Stück der Schwelgerei geworden." Es würde ein sehr schlechtes Verdienst von Messina für Sizilien sein, zuerst den Gebrauch des Eiswassers eingeführt zu haben, wie dieß der Fall sein soll, wenn es sich wirklich so verhielte, daß nur die Bedürfnisse der Menschen dadurch unnöthig vermehrt, und ein neuer Luxus dadurch eingeführt worden wäre, der je allgemeiner er ward, um desto schädlicher sein muß. Aber dieß ist nicht so; tausende von Menschen hat Messina

*) Virg. Aen. lib. III. v. 412 seq.

**) Metamorph. l. XIII. v. 731.

***) Odys. lib. XII. v. 236 seq.

durch die Bekanntmachung des kalten Getränks vom frühen Tode gerettet, und viele epidemische Krankheiten, die Folge der großen Hitze waren, weil man den neu belebenden Labetrank nicht kannte, wo nicht gar ausgerottet, doch wenigstens ihr schnelleres Verbreiten verhindert. Das ist das Urtheil verschiedner Aerzte, die ich um ihre Meinung fragte, und wird durch die Geschichte bestätigt. Lesen Sie nur was Placidus Rayna *) darüber sagt: „Man muß es nicht übersehen, daß der viele Jahrhunderte hindurch veraltert gewesene Gebrauch Eiswasser zu trinken nicht bloß der Schwelgerei wegen aufs neue wieder eingeführt worden sei, sondern weil es die Erfahrung lehrte, daß dieß in Sizilien der Gesundheit der Menschen so sehr zuträglich wäre. Daß ich nur von dieser Stadt rede, wo dieser Gebrauch zuerst entstand; so ist es hinlänglich bekannt, daß seit der Zeit, da man wieder Eiswasser zu trinken angefangen hat, weit weniger Menschen an bösartigen Fiebern starben wie zuvor." Nicht weniger wichtig ist eine andre von ihm angeführte Stelle aus einem gewissen Balthasar Pisanelli, der de natura ciborum schrieb, und im letzten Kapitel: „von den Wirkungen des kalten Getränks" unter andern dieß sagt: „Es ist gewiß, daß in Sizilien, wo „die Hitze sehr groß ist, und kaltes Wasser mangelt, vor Einführung des Eiswassers jährlich eine große Menschen-Menge „an bösartigen Fiebern starb, die aus Verstopfung der Blutgefäße entstanden, und durch schlechte Verdauung, eine Folge „des warmen Getränks, veranlaßt wurden. Nachdem man „aber vor ohngefähr 25 Jahren Eiswasser eingeführt hat, so „haben die bösartigen Fieber nachgelassen. Besonders zu Messina hat man es bemerkt, daß die jährlichen Sterbe-Listen „um tausend Menschen kleiner geworden sind, seitdem man Eiswasser zu trinken angefangen hat. Daher rechnet selbst der „ärmste Tagelöhner jetzt unter seine nothwendigsten Bedürfnisse „Brod, Wein und Schnee." Wenn Herr Brydone sich hiernach erkundigt hätte, so würde er nicht den voreiligen Schluß daraus gezogen haben: „So nothwendig ist ihnen dieß Stück der Schwelgerei geworden!" Man hat Beispiele, daß die größte Noth in Sizilien durch Schneemangel entstanden ist, das Volk verzehrt von innerer Hitze den heftigsten Tumult erregte, und ungeachtet aller ihm entgegen gesetzten Gewalt nicht eher ruhte, als bis dem Mangel abgeholfen war. So ist z. B. das Jahr 1777 für Sirakus merkwürdig. Das Volk war wegen einer Schneehungersnoth im vollen Aufruhr, wie grade ein Schiff mit Eis und Schnee vorbeifuhr, um Malta zu verproviantiren; man eilte sogleich mit Ungestüm hinaus, brachte das Schiff auf, und raubte, was der Stadt schon lange fehlte.

Manche Stunde bin ich in diesem Bezirk von Messina, wohin sich alles drängt, und wo die Thätigkeit der Messinesen gleichsam konzentrirt ist, auf und abgewandelt, habe so viel es mir möglich war die Menschen kennen zu lernen und ihnen näher zu kommen gesucht, habe mit ihnen über ihren häuslichen Zustand gesprochen und ihren Karakter studirt; — und im ganzen habe ich sie frei, offen und dienstfertig gefunden: aber jenen Zug der Uneigennützigkeit, der die Kalabresen so sehr auszeichnete; jenes rastlose Bemühen, dem Mann, der sich ihr Zutrauen und ihre Liebe zu erwerben wünscht, auf halbem Wege entgegen zu kommen; es ihm zu zeigen, wie auch ihnen nicht weniger an seiner Freundschaft gelegen sei, wie ihm an der ihrigen; wie sie bereit wären sich selbst einige Bequemlichkeiten um ihm zu dienen zu entziehen, und so viel es an ihnen läge, ihm zur Erreichung seiner Zwecke beförderlich zu seyn; — dieses habe ich nicht bei ihnen gefunden. Vielmehr scheint eine gewisse habsüchtige Geldgierde die Triebfeder aller ihrer Handluengen zu sein. Armuth, die sie selbst Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen fühlen läßt, und ihnen kaum so viel darreicht, als sie um ihre Blöße zu bedecken und ihren Hunger stillen zu können bedürfen; ist freilich offenbar die erste Ursache dieser Leidenschaft, die die Menschen so sehr entehrt; aber sie hat so tiefe Wurzel unter ihnen geschlagen, daß man fast keinen Messinesen findet, der nicht schon seine Hand zum Trinkgeld offen hält, ehe er seine Antwort auf irgend eine Frage giebt, und nach dem Gelde, durch das man sie zu erkaufen wünscht, sie bestimmter oder unbestimmter einrichtet, und mit mehr oder weniger verbindlichen Gestikulationen begleitet. Kaum hat man seinen Bissen zum Munde, so fordert man schon schreiend das Geld, und selbst in einem der größten Wirthshäuser Messinas, Locanda del Principe Boraccino genannt, mußten wir unmittelbar nach dem Essen unsre Kost bezahlen. Ich urtheile nicht zu hart, wenn ich Ihnen versichere, daß der Messinese, ehe er 4 Gran borger sollte, 8 an Schuhen abläuft. Ich habe selbst ein Beispiel der Art an meinem Miethbedienten erlebt, der einen ganzen Tag bei mir sich nicht sehen ließ, und also mein Tagegeld verlohr, um halb so viel von einem seiner Schuldner einzutreiben; und da er dieß nicht erhielt, und natürlich über seine unpolitische Habsucht sehr gelacht ward, einzig sich mit der zukünftigen Rache tröstete, die er an seinem Schuldner nehmen wolle, der ihn um beides Geld auf einmal gebracht hätte. Es scheint selbst, daß das Kind mit der Muttermilch diese Haubsucht einsaugte; denn kaum kann es gehn und so viel reden, um einen Dienstboten zu rufen, so verlangt es schon einige Grane zur Belohnung.

Das bleibt aber ausgemacht gewiß, mein Freund, es kann nicht leicht Menschen mit größern Geistesfähigkeiten geben, wie die Messinesen; ihr schnelles Fassungsvermögen, ihre richtige Urtheilskraft, ihre Gegenwart des Geistes und ihre Entschlossenheit, die selbst die größten Hindernisse zu übersteigen nicht scheut, und den mächtigen Tyrannen aus seinem Schlupfwinkel hervorzuziehen wagt, ihre Klugheit die jedem Unternehmen, und ihre Gewandtheit und ihr Muth bei der Ausführung leuchten aus allem hervor: aber, Menschen die sich bei diesen Anlagen und Kräften so sehr fühlen, müssen unter dem Joch der Tyrannei nothwendig argwöhnisch, hinterlistig, Schmeichler und Heuchler werden, müssen, da grad und offen zu reden und handeln ihnen verwehrt ist, alle ihre Kräfte auf die Verstellungskunst verwenden, und dadurch die gefährlichsten Menschen werden, so wie sie in einer andern Lage die größten, edelsten und besten Menschen geworden wären. Ich kenne keine Stadt, deren Einwohner so zum großen, starken republikanischen Freiheitssinn geboren zu sein scheinen, wie Messina, und daher keine Stadt, deren Einwohner ich bei dem jetzigen Druck für gefährlichere Menschen halte, wie eben sie. So eine schiefe Richtung giebt Regierung dem menschlichen Karakter! Sollte aber einmal eine Zeit kommen, wo die Messinesen ihre Fesseln werden zerbrechen können, so fürcht ich, werden sie dem eingesperrt gewesenen Löven gleichen, der nun heftiger wüthet, nachdem man ihn so lange im Kerker ruhen, und neue Kräfte sammlen ließ.

Die körperliche Bildung der Einwohner ist größtentheils häßlich; es scheint beinah, als hätte ihnen die körperliche Anstrengung und Thätigkeit gefehlt, die zur völligen Ausbildung unumgänglich nothwendig gewesen wäre. Ihr starker Knochenbau, ihre kleine untersätzige Figur mit dicken festen Muskeln, ihre gelbe Farbe, ihr großes, braunes, funkelndes Auge, und ihr krauses schwarzes Haar, alles sind Zeichen von Kraft, die, um ihre Häßlichkeit zu vermehren, nicht wenig beitragen: nehmen Sie dazu ihre säuische Tracht, ihre Ungestütheit in ihrem Wesen, ihre heftigen Gestikulationen, die ins Leidenschaftliche ausarten und ihr Gesicht verzerren, und dann ihr kreischendes unnatürliches Geschrei, das einem beständig Glauben macht, man rede nicht mit einem Menschen, der von unbedeutenden Dingen spricht, sondern der seine Existenz zu vertheidigen hat; alles dieß entstellt ihren Körper noch mehr. Ueberhaupt ist das gemeine Volk hier so roh und ungebildet wie es nur immer die Lazaroni in Neapel sein können; wie dort so leben sie auch hier mit ihren Familien beständig unter freiem Himmel, und führen dieselbe Oekonomie; stellen sich auch hier wie dort halb nackt bei den Kochbuden hin, kaufen für einige Gran ihr Mittagessen, das größtentheils in gesalzenen Fischen und Makaroni besteht, die sie dann, mit der vollen Hand aus der Schüssel auffassend, mit schlürfendem Getöse verschlingen. Es ist in der That ein unterhaltender Anblick, so eine Gesellschaft fressender Menschen, die wie sie alles mit Leidenschaft thun, so auch dieß, an den Ecken der Gassen stehen und ihr Mittagsbrod verzehren, zu sehen! Wo ich bei andern öffentlichen Gelegenheiten das Volk sah, herrscht eben diese Rohheit und eben dieses leidenschaftliche Wesen. Grade gegen meinem Wirthshause über ist die Dogane, wo die Landleute, ehe sie ihr Korn zu Markte bringen dürfen, es wägen, untersuchen und verzollen lassen müssen; ich glaube, wenn ein ganzes Heer Tataren schreiend auf seinen Feind eindringt, so kann ihr Geschrei nicht stärker sein, als es hier ist; und diese Musik habe ich von früh Morgens an bis spät in die Nacht hinein.

In der Messe zeigt sich der Messinese eben so leidenschaftlich; seine Andacht ist ein Verzerren aller seiner Gesichtsmuskeln, ein Aufsperren und Verdrehen der Augen, ein leidenschaftliches Stöhnen und ein Schlagen an die Brust, das man für Kasteiung des Körpers und für auferlegte Pönitenz halten möchte. Im Theater herrschte eben diese Ungezogenheit, und da sah man es, daß selbst der beständige Umgang mit solchen Menschen auch auf den gebildeteren Theil der Nation unvermerkt wirkte. Sie sprachen während der Oper laut von den obersten Logen ins Parterr herab, sagten ihr Urtheil unverhohlen und lachten über diesen und jenen Akteur so, daß er selbst es hörte, sich aber dadurch weiter gar nicht aus seiner Fassung bringen ließ. Einen ähnlichen Ton of Liberty habe ich in Rom wahrgenommen, aber doch noch mit mehr Anstand und Mäßigung. Laute Kabale herrschte hier im Theater, eine Partie wollte diese, die andre jene Sängerin haben, und so klatschten, schrieen und pfiffen sie gegen einander an. Sie bezeugten ihren Beifall sogar zuletzt

*) In seiner Introductio ad notitiam historicam urbis Messinae, eingerückt im 9ten Theil des Thes. Sicul. p. 14.

thätlich, und ich sahe Geldbörsen aufs Theater fliegen, wie eine begünstigte Sängerin sang. Sie verhielt sich sehr ruhig dabei, ließ ihre Geschenke liegen, bis sie ihre Arie geendigt hatte, wiederholte, wenn man es verlangte, nahm dann erst ihre Belohnung auf, dankte ziemlich kalt für die Freigebigkeit und ging fort. Man soll darin einen besondern Ruhm suchen die Geldbörsen sehr reich zu spicken und mit einander darin wetteifern, wer seinen Günstling am besten zu belohnen weiß. Die Sitte herrscht, wie man mir sagt, in ganz Sizilien und Malta. Die Sängerin scheut sich auch nicht, wenn sie wieder heraus kommt, sichs deutlich merken zu lassen, ob sie mit ihrem Wohlthäter zufrieden ist oder nicht. Kenntniß und Enthusiasmus für Musik kann man den Messinesen übrigens nicht absprechen.

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen noch nichts von den in der Stadt befindlichen Merkwürdigkeiten gesagt habe: aber in der That, es läßt sich wenig davon sagen. Theils waren sie nie von großer Bedeutung, theils aber gingen sie mit den öffentlichen Gebäuden und Kirchen, die ein Raub des Erdbebens wurden, unter. Die Kirchen werden jetzt größtentheils auf königliche Kosten wieder aufgebaut; besonders viel hat die Kathedralkirche gelitten, und man ist jetzt beschäftigt, sie von Holz wieder herzustellen. Ihre Form und Bauart ist altgotisch, und sie hat nie eine von Polidor Caravaggi gemalte Decke gehabt; dieß ist ein Irrthum vom Baron von Riedesel. Die alte Decke stürzte nicht ein, wenn gleich der ganze vordere Theil der Kirche zerstört ward, aber sie verdient nicht erwähnt zu werden, denn sie ist völlig geschmacklos. Wahrscheinlich ist diese Kirche auf den Ruinen eines alten Tempels gebaut; denn man fand eine große Menge Marmorstücke und andre architektonische Ueberbleibsel daselbst, unter denen sich auch unter andern eine kleine Ara befand, auf welcher folgende Inschrift zu lesen ist:

ΑCΚΛΗΠΙΩ
ΚΑΙΥΓΕΙΑ
CΩΤΗΡCΙΝ
ΠΟΛΙΟΥΧΟΙC

Nach dieser Inschrift zu rechnen, so wäre hier ein Tempel des Aeskulaps und der Hygiäa gewesen, eine Meinung, der man jetzt in Messina sehr gewogen ist; die Geschichte widerspricht auch nicht, denn daß diese Gottheiten einst in Messina in besonderm Ansehn stunden ist bekannt genug. Jetzt ist die Kirche der heil. Jungfrau, die die Stadt besonders für ihre Schutzheilige erkennt, geweiht, mit dem Beinamen Madonna del Grafeo, der sich auf das Mährchen mit dem Briefe bezieht. Es soll nämlich, si fabula vera est, der heil. Paulus sich einige Zeit in Messina aufgehalten *) und die Stadt eine Gesandtschaft nach Jerusalem an Maria zu senden bewogen haben. Maria nahm die Herren gnädig auf, und gab ihnen einen von ihr selbst geschriebenen Brief an die Messinesen zurück. Lange war dieser Brief vergessen, wie 1467 ein griechischer Flüchtling, Konstantin Laskaris sein Andenken erneuerte, und eine Abschrift davon wieder gefunden haben will, wahrscheinlich aber selbst einen Brief erdichtete. Maria verspricht in dem Briefe, daß sie die Schutzheilige von Messina sein wolle. Der vernünftgere Theil der Stadt, unter welche ich einige von meinen hiesigen Freunden rechnen kann, gestanden mir offenherzig den Betrug, andre hingegen, zu denen der größere Haufe gehört, hängen so fest an diesem Mährchen, daß sie auf den Grund mit nicht wenigerm Religionseifer die Stütze ihres Glücks bauen, wie der große Haufe von Neapel auf seinen Januarius. Dem Andenken dieser wichtigen Begebenheit wird nun jährlich ein Fest der heil. Jungfrau gefeiert, wo Maria sichs gefallen lassen muß, durch die ganze Stadt zur Schau geführt zu werden, wie die heil. Rosalia in Palermo oder die heil. Agatha in Katanien. Leider war ich nicht Augenzeuge von dieser National-Zeremonie; meine Freunde aber erzählten mir: daß ein armes Mädchen alsdann die Rolle der heil. Jungfrau spielen muß, und in weiß gekleidet mit dem Glanz um den Kopf in vollem Pomp durch die Stadt getragen wird. Es wäre nicht recht, wenn so ein armes Mädchen öffentlich zur Schau aufgestellt würde, ohne daß sie reellen Nutzen davon trüge; trägt doch bei uns der sogenannte Waisen-Kapitän, ein Knabe der jährlich einmal vor dem singenden Waisenhaufen her durch die Stadt ziehen muß, auch seine Belohnung davon: eben so ists auch hier, den Tag nach der Zeremonie geht die heil. Jungfrau in demselben Ornat, in welchem sie die Madonnen-Rolle spielte, selbst mit dem Glanze um den Kopf in alle Häuser bettelnd umher, und singt:

Middi grazii t'innu Eternu Padri
Chi dil' ancidda ta ti ricurdasti,
A tia cruzifigghiu chia la madri
La ta cidda fidili chista racummannasti:
Mi sia l' avucada da ta Messina, ti sia racummannata.
Tausend Dank bring ich dir, ewiger Vater,
Daß du deiner Magd dich erinnertest;
Am Kreuze hängend deine Mutter riefst,
Und ihr diese treue Stadt empfahlst:
Sei mir die Fürsprecherin deines Messina,
Messina sei dir empfohlen!

Auf Hererzählung der in Messina öffentlich umhergestellten Statuen lasse ich mich nicht ein, ich würde mich sonst bei unwichtigen Dingen verweilen und müßte fürchten Sie zu ermüden.

Im Benediktiner-Kloster befanden sich vor der Erdrevolution eine Menge von 200 meistentheils lateinischen Manuscripten, die aber beinah gänzlich durch das Erdbeben zernichtet worden sind. Nach dem mündlichen Berichte meines Freundes, des Hrn. Professor Münter in Kopenhagen, sollen in ihrem Archiv sich alle ihre Stiftungs- und Schenkungsbriefe befinden, unter andern auch ein Dokument vom Tertullian, in welchem er dem heil. Benedikt alle seine Güter in Sizilien vermachte. Dieses Dokument soll, was Schriftform betrifft, ganz im Karakter des 6. Jahrhunderts geschrieben sein, übrigens aber die Zeichen der krassesten Dummheit des 14. und 15. Jahrhunderts an sich tragen. Mabillon in seiner Anal. Ord. S. Bened. Lib. III. n. XI. ist freilich andrer Meinung; aber es ist gar nicht abzusehen, wie er auf diesen Brief eine Thatsache gründen konnte. Den Benediktinern ist es indeß nicht zu verdenken, daß sie mit Leib und Seele für die Aechtheit dieses Briefes fechten, weil ihre politische Wichtigkeit in Sizilien sich einzig darauf gründet; wie wollten sie sonst den größten Theil ihrer Besitzungen mit überzeugenden Beweisen als rechtmäßig darthun können? Wie mit lauter Stimme gegen Ungerechtigkeiten schreien können, wenn sie nur auf entfernte Weise die Idee aufkommen ließen, daß sie nach und nach durch feine listige Streiche das an sich gezogen hätten, was man ihnen mit Gewalt zu entreißen Lust haben möchte? Uebrigens ist die Sache eine eben so lächerliche Fiktion, als die mit dem Madonnen Briefe.

Mit der Bevölkerung Messinas sieht es jetzt sehr traurig aus. Es scheint, als ob seit einigen Jahrhunderten Natur und Druck der Regierung einzig darauf abzielten, die Stadt von der Stufe ihres Ruhms und ihres Glanzes herabzubringen. Noch erinnern sich die Messinesen im tiefen Gefühl des tyrannischen Drucks der traurigen Epoche der Empörung von 1674, wo die Stadt der Erbittrung der Spanier vom politisch treulosen Ludwig XIV. überlassen ward, weil dieß eigentlich der Zeitpunkt ist, von dem angerechnet Messinas Handlung sank. Seit der Zeit wurden durch eine Menge der drückendsten Auflagen die Fremden von ihrem trefflichen Hafen zurückgehalten, seit der Zeit mußten die Einwohner die ersten und nöthigsten Bedürfnisse mit schweren Abgaben aufwiegen; seit der Zeit ward die Exportation ihrer Produkte ihnen beinah unmöglich gemacht. Dieß ist die Epoche, in der das Rachschwerdt der Spanier tyrannisch in Messina wüthete; damals ward ihre Verfassung in militärischen Despotismus umgeschaffen und prompte Exequirung mit militärischer Strenge eingeführt. Dieß ist die Epoche, mein Freund, seit der man eine Ungerechtigkeit über die andere beging, in der bloßer Verdacht schon zum Schaffott reif machte, wo Menschenblut vergießen ein tägliches Schauspiel war *) und viele Einwohner um dem Tod zu entgehen die Stadt verließen. Damals flüchteten sich viele Familien nach Tunis und Algier, nach Konstantinopel, Smirna und nach der Levante hin; andre retteten sich in weniger gedrückte Provinzen Italiens; andre nach der südlichen Küste von Frankreich, wo jetzt noch verschiedene von den Familien vorhanden sein sollen. Unter diesen Flüchtlingen waren gerade die Reichsten, mochten es nun Kaufleute oder Edelleute sein. Das leerte Messina sehr aus, und schuf den Wohlstand der Stadt in Armuth, Volksmenge in Volksmangel um. Indeß zählte man damals doch noch nach Abzug der Unglücklichen und Geflüchteten 90 bis 100,000 Menschen daselbst; freilich keine beträchtliche Anzahl, wenn man Messinas Größe bedenkt, indeß doch noch immer hinreichend, um ihr einiges Gewicht unter den größern Städten Siziliens zu geben. Einige Jahrzehnte hernach 1693 wüthete das große Erdbeben in Sizilien. Dieß war ein neuer Stoß für Messinas Bevölkerung, denn wenn auch gleich damals in der Stadt selbst nur wenige Menschen durch die Wuth des Erdbebens umkamen, so erfolgten doch hernach nach einer solchen Revolution unausbleibliche Krankheiten, die Leichen auf Leichen häuften. Jahrhunderte gehören dazu, um sich von solchen Leiden erholen zu können; aber noch war kein halb Jahrhundert verflossen, wie schon 1743 die Pest Messina überfiel und auf einmal allein in einem Tage mehr wie 10000 Menschen hinwegraffte. Durch sie

*) Da Lukas von einer solchen Reise gar nichts sagt, so wollen andre, daß die Messinesen eine Gesandtschaft an Paulus schickten, die er an Maria verwies.

*) Daß dieß nicht bloße Deklamationen, sondern auf Wahrheit gegründete Fakta sind, brauche ich dem Kenner der Geschichte nicht erst zu sagen.

und durch die bald hernach heftig grassirenden Kinderblattern, und durch andre Umstände, zu denen besonders auch die Verlegung aller großen Gerichtshöfe und des vizeköniglichen Sitzes nach Palermo gerechnet werden muß, ward die Volksmenge auf 30000 herabgesetzt. Jetzt beträgt nach einer neuen Zählung die Menschenmenge nur 24000, wenn gleich eigentlich 30,000 für jetzt sich dort aufhalten sollen: 6000 sind aber Fremde, die seit dem Erdbeben Geschäfte haben in Messina leben, und nach Endigung derselben sich wieder zurückziehen werden.

Jetzt scheint es beinah als hätte die Regierung ihren Zorn gegen Messina gestillt, und als sänne sie darauf das drückende Joch vom Hals der Einwohner hinwegzuwälzen; jetzt scheint es beinah, als sähe sie es endlich, wenn gleich sehr spät, ein, wie es ganz aller gesunden Politik entgegen sei, Jahrhunderte lang die Nachkommen das Verbrechen ihrer Väter büßen zu lassen, und dadurch den blühendsten Handelsstaat ihrer Lande zu verarmen, aller Geschäfte zu berauben und menschenleer zu machen. Wenigstens scheinen die Maßregeln, die die Regierung nach dem letzten Erdbeben genommen hat, Messina eine frohe Aussicht für die Zukunft zu eröffnen. Aber das Uebel ist zu tief eingewurzelt, als daß man schleunige Hülfe erwarten könnte. Das ganze Gebäude unsrer Verfassung, sagte mir heute einer meiner Freunde, muß erst umgeworfen und der Grund festgelegt werden; sonst baut man schöne Schlösser auf einen sandigten Boden, welche kommenden Stürmen nicht widerstehen können. Das scheint auch jetzt Plan der Regierung; denn man arbeitet an Einführung einer ganz neuen Regierungsform in Messina; bisher herrschte militärischer Despotismus in der Stadt, der, je nachdem der Gouverneur und der Vicekönig streng oder nachsichtig waren, die Einwohner mit Ruthen peischte, oder die Gerechtigkeit einschläferte.

In der Gerechtigkeitspflege sind manche Lücken, die unausgefüllt von großem Nachtheil sein müssen. Ein Beispiel mag hier zum Beweis dienen. Es ist doch wohl das erste Gesetz der Gerechtigkeit, daß zwei gegen einander streitende Parteien gleiche Vortheile zu genießen haben, und man dem Beklagten nicht weniger Zeit, um sich von dem gegen ihn erregten Verdacht zu reinigen vergönne, als dem Kläger, um seine Klage zu formiren. Geschieht das nicht, so scheints als ob die Anklage allein schon die Richter zur Strafe disponire, und man weiter nicht daran denke, daß der Kläger auch die Unschuld verdächtig machen könne. Das war bis jetzt der Fall in Messina. Der Avocato fisci oder der Ankläger hatte große Vorrechte vor dem Avocato pauperum oder dem Vertheidiger des Beklagten voraus. Jenem stand es frei sich so viele Zeit zur Formirung seiner Klage zu nehmen, als er um seine Absichten in ein helles Licht zu stellen bedurfte; dem Beklagten hingegen wurden nie mehr als 24 Stunden zu seiner Vertheidigung erlaubt. Wußte er nun in diesem kurzen Zeitpunkte die Richter dahin zu bewegen, etwas zu Gunsten seiner Sache vorzunehmen, so trat sogleich der Avocato fisci wieder auf und erklärte, dieß sei contra fiscum und damit wars vorbei. Heißt das Gerechtigkeit? Läßt man hier einem jeden sein ihm gebührendes Quantum auf die Wagschale der Gerechtigkeit legen, bevor man entscheidet? Oder nimmt man nicht vielmehr alles von dem Einen und faßt nichts von den andern, und wägt und richtet?

Aber auch diese Mißbräuche nicht mitgerechnet, frage ich, wie läßt sich militärischer Despotismus überhaupt mit der Freiheit, die nothwendig ein blühender Handelsstaat genießen muß, vereinigen? Kann ein Ausländer einen Theil seines Vermögens ruhig einem Kaufmanne anvertrauen, der in einem Lande lebt, wo die üble Laune des Gouverneurs eben die Autorität hat, wie in andern Landen ein durch lange Erfahrungen bestimmtes Gesetz? Wird sich wohl ein fremder Kaufmann gern mit einem Messinesen einlassen, wenn er voraussieht, daß er bei entstandnem Streite wegen Uebertretung von Handelsverträgen oder Verletzung andrer Pflichten sein Recht dem Machtspruch eines Richters anvertrauen muß, der mit dem Schwerdte drein zu schlagen gewohnt ist, aber vom Handel so wenig als von Justiz-Verwaltung versteht? Und wenn auch gleich, wie man mir versicherte, alles was den Handel betrifft in Messina immer mit allen juristischen Formulitäten verhandelt werden muß, und der Gouverneur nichts dabei zu sagen hat; so bleibt es doch immer gewiß, daß man vor allem indirekten Mitwirken des Oberhauptes der Stadt nicht völlig gesichert ist, und da dieser Soldat ist, so wird der Gedanke der bloßen Möglichkeit seines Einflusses schon manche Handlungsverbindung zerstören. Doch gesetzt er hätte seine Hände hiebei gar nicht im Spiele, ist denn der Kaufmann besser dran? Wer soll jetzt den Ungerechtigkeiten der Rechtsgelehrten, ihren Chikanen und Geldprellereien Einhalt thun? Wer die Grenze bestimmen, die der Advokat nicht überschreiten darf? Sehen Sie, mein Freund, so ist's schlimm, wenn der Gouverneur sich drein mischt, und beinah noch schlimmer, wenn er ruhig bleibt, denn nun fehlts an Oberaufsicht und die Juristen ziehen die Sache unaufhörlich in die Länge, wenn nur noch Vortheil für sie daraus zu ziehen ist. Doch was brauchts weiter des Beweises? Die Natur der Sache lehrts, daß ohne auf lokal Umstände Acht zu haben, militairischer Despotismus nicht mit Handelsfreiheit bestehen könne.

Dieß alles versicherte man mir, sieht die Regierung jetzt ein, und deswegen beschäftigt sie sich mit einer ganz neuen Reform, durch die das Glück der Bürger Messina's auf alle nur mögliche Weise befördert werden soll, oder daß ich mich des Ausdrucks der Messinesen bediene, sie beschäftigt sich, di dare una nuova forma al Governo politico ed economico di questa citta, adattato al Vantaggio degl' Abitanti. Man will die alten, durch die Menge von Kommentatoren so sehr verwirrten Gesetze völlig verbannen, und ein ganz neues mehr zusammengedrängtes und dem Geist unsers Zeitalters angemesseneres Gesetzbuch geben: so viel wie möglich darauf sehen, Autorität der Gesetzgebenden Gewalt dadurch heilig zu erhalten, daß man nichts ohne vorhergegangene Prüfung festsetze, und besonders dabei aufs Lokale der Stadt Rücksicht nehmen, damit man nicht morgen wieder umzustoßen nöthig habe, was man heute aufbaute; man will sich endlich so viel wie möglich der Kürze und Deutlichkeit im Ausdruck befleißigen, und den Auslegern den Weg zur Chikane zu versperren. Es ist nichts mehr zu wünschen, als daß diese Reform, die von dem besten Erfolg für Messina sein müßte, mit dem Eifer fortgesetzt werde, mit dem man bereits Hand ans Werk gelegt haben soll. Ich hoffe es soll geschehen, da so häufige Beispiele die Nothwendigkeit dieser Umschaffung zeigen, da man es z. E. weiß, daß verschiedene Privatleute vom höchsten Unwillen gereizt, wie sie sahen, daß so mancher Gesetzschänder frei und ungehindert seine Schandthaten ausführen durfte, sich zu Rächern der Nation aufgeworfen, und in der Stille die Menschen getödtet haben sollen, die die strafende Gerechtigkeit ungezüchtigt laufen ließ. Dieß dünkt mich ist der lauteste Beweis, wie sehr weit es mit dem Unwillen der Nation gekommen, und wie hoch die Unordnung im Staat gestiegen sei. Und doch, mein Freund, hat man schon ein Jahrhundert hindurch ähnlichen Handlungen zusehen können, ohne an Aenderung zu denken *)!

Schon jetzt ist eine ungewohnte Thätigkeit in Messina erwacht, erweckt durch die Aufhebung der vielen drückenden Abgaben. Es wäre sehr gut, wenn man nur erst hauptsächlich sein Augenmerk auf Verbesserung der Manufakturen richtete. So lange wie die Messinesen noch ruhig sagen können: „Unsre Seide geht größtentheils noch nach Frankreich, wo man sie nur recht zu schätzen und vollkommen zu verarbeiten versteht," **) so lange nicht edler Nacheifer bei ihnen entsteht, der vielleicht einzig durch ausgestellte Prämien angefeuert, und durch glücklichen Erfolg, der ihnen gewiß nicht fehlen würde, unterhalten werden könnte; so lange ists unmöglich, daß Messina zu der Höhe emporsteigen kann, die sie zu erreichen fähig ist. Bis jetzt arbeiten in Messina 1200 Weberstühle, aber ihre Seidenwaaren finden der geringen Güte wegen fast nirgends anders Absatz, als in der Levante, und zwar größtentheils mit französischen Schiffen, ***) denn was nach Spanien und andern Ländern geht, ist wenig. In Sizilien selbst werden ihre Stoffe sehr wenig geschätzt, und nur die Armen, die fremde Stoffe nicht bezahlen können, tragen sie; man hält es für einen reichen und angesehnen Mann auf gewisse Weise für eine Schande, einheimische Seidenzeuge zu tragen. Daß die in ganz Europa sich verbreitet habende Fran-

---

*) Herr Baron von Riedesel führt in seinen Briefen über Sizilien und Großgriechl. S. 21 der Zürcher Ausgabe an, daß sich zu Karl V. Zeiten in Trapani eine Brüderschaft vereinigt hatte, deren Gelübde war, über Handlung ihrer Obrigkeit, ihrer Mitbürger und jedes Einwohners der Stadt zu urtheilen; wen die ganze Versammlung verdammte, der war verloren, und einer von diesen Mitbrüdern, welchem das grausame Amt eines Mörders aufgetragen wurde, mußte ohne Widerrede diesen in Geheim verdammten Menschen heimlich aus dem Wege räumen. — Von ähnlichen Verbindungen sagte man mir hier, und sie beweisen nicht sowohl sizilianische Rachgier, als den erbärmlichen Zustand der Gerechtigkeitspflege.

**) Jährlich wird den Schleichhandel ungerechnet über 200,000 Pfund rohe Seide von Messina ausgeführt, wovon der größte Theil nach Frankreich geht, und der übrige in Toskana und Genua bleibt. Bekanntlich hat Messina und Palermo die Stapelgerechtigkeit von aller in Sizilien gezognen Seide, wo eigne Konsulate zu diesem Geschäfte sind.

***) Die Messinesischen Stoffe verlangt man von der Levante am mehrsten, weil sie größern Glanz haben wie die übrigen; besonders ist dort der Absatz von sogenannten Tabi ondati oder gewässertem Taffet sehr stark. Da die mehrsten Maulbeerbäume im Vall Demone sind, so schränkt sich auf den Bezirk größtentheils der Seidenbau ein; in Katanien, Milazzo, Castroreale und den Gegenden von Messina sind die vorzüglichsten Seidenwürmer-Anpflanzungen: doch findet man auch hie und dort einige in ganz Sizilien.

komanie zum Theil hieran Schuld ist, ist gewiß: aber daß eben diese Frankomanie auch Folge von geringerer Geschicklichkeit der Nationen sowohl als auch der Messinesen ist, scheint mir eben so unleugbar.

Die Hauptseidenzeuge, die in Messina, Katanien, Jaci und Palermo, wo nur allein Fabriken sind, verarbeitet werden, heißen terzanelli, molle und siviglia; aber alle sind von geringem Werthe. Theils ist die Seide grob und fäßrigt, theils taugt der ganze Handgriff der Arbeiter nichts, theils sind die Weberstühle elend gemacht; dieß alles trägt dazu bei, daß man sich bald über zu große Dicke, bald über zu große Dünne der Zeuge beklagt, dazu kommt noch die elende Appretur, durch die sie äußerst zerbrechlich werden. Nur der Seidendamast soll vorzüglich gut gearbeitet sein, doch ist er zu schwer und die Farben nicht lebhaft und rein genug. Ueberhaupt ist die Farbe der hiesigen Seidenzeuge elend.

Andre Kunstfabriken, mit deren Produkten man einen Handel treiben könnte, sind gar nicht in Sizilien. Der Sizilianer verläßt sich ganz auf den Fleiß andrer Nationen. Alles, mein Freund, selbst die nothwendigsten Bedürfnisse, wenn Sie von den Fellen anfangen, von denen ihre Schuhe verarbeitet sind, und bei ihren Hüten und Mützen aufhören, erhalten die Sizilianer von Ausländern. Nichts wird von der Art in Sizilien verarbeitet, was auch nur ein Mann, der nicht als Bettler in der Stadt umherzugehen braucht, tragen kann und mag. In einem solchen Stande der Barbarei liegen die Künste von Sizilien! Sie haben vielleicht etwas von ihren Wollenfabriken gehört; aber glauben Sie nicht, daß diese hierin eine Ausnahme machen. Alles was davon in Messina und der übrigen Insel verarbeitet wird, sind grobe dicke Tücher, die die Kapuziner und auch wohl Landleute im Winter bei ihrer Arbeit tragen; die auch wohl zu Matrazen verbraucht werden. Sie scheinen von Stricken zusammengeflochten zu sein, und sind beinah gar nicht in Kleiderform zu bringen. *) Die Wolle ist überhaupt so schlecht und so vernachlässigt, daß selbst die ärmsten Leute kaum sich der daraus verfertigten Matrazen bedienen können, daher lassen auch die Einwohner in den Seestädten Siziliens, selbst die aus dem Mittelstande, ihre Wolle dazu aus der Barbarei kommen. Uebrigens ist zur Ausfuhr der Seide sowohl als zu andern Produkten die gewöhnliche Erlaubniß nöthig, von der ich ein andermal reden werde.

Ich muß beinah fürchten Sie zu ermüden, wenn ich meinen Brief noch weiter ausdehne, und doch habe ich Ihnen noch verschiedenes zu sagen, ehe ich Messina verlasse. Die wenigen Augenblicke indeß, die mir noch vor Abgang der Post übrig sind, erlauben Sie mir zur Mittheilung einiger so eben eingezogener Nachrichten anzuwenden. Zuerst etwas von der speziellen Regierung der Stadt. Messina hat natürlich so wie jede andere Stadt, ohngeachtet ihrer Abhängigkeit vom Vicekönige, ihren eignen Magistrat und ihre eigne Gerichtsbarkeit. Außer dem Befehlshaber, der ersten Magistratsperson in der Stadt, der aus dem Militärstande ist (jetzt heißt er Feldmarschall D. Micheli Odea), dessen Herrschaft sich über das Innere der Stadt erstreckt, und der daher Governadore interino heißt, und außer dem Ober-Inspektor über die königlichen Einkünfte, und dem Befehlshaber über den Hafen, der den Titel ministro della Real Azienda e Giudice dello Scalo e porto franco führt; sitzt hier wie in jeder Provinz von Kalabrien eine Reggia udienza, ein Gerichtshof, der aus einem Avocato fiscale, der beständig die toga trägt, aus drei Richtern, dem Giudice delle Apellazioni, und aus dem Senat besteht. Die Autorität des Senats ist geringe, und erstreckt sich nicht viel weiter als über die Sorge fürs Getreide. Er besteht aus acht Mitgliedern, von denen einer den Titel als Obrist-Lieutenant hat, einer Administratore Generale e Regio Secreto delle Dogane e Sovrintendente dello Scalo e Porto franco, und ein dritter Pro-Uditore degli Eserciti heißt. Die Uebrigen haben keine weitere bestimmte Chargen, sind aber alle aus dem ersten Adel, so daß die ganze Regierung, so wie überhaupt in Sizilien, völlig aristokratisch ist.

Von dem hiesigen Zustande der Literatur habe ich wenig erfahren können, der Maßstab aber nach dem ich sie beurtheilen möchte ist dieser: daß alle hiesige Bibliotheken, die ich sah, spolirten Häusern glichen, und die Buchhändler in Messina selbst die bekanntesten neusten Italienischen Werke nicht kennen, und kaum die Schulknaben mit elenden verstümmelten Editionen vom Horaz, Virgil und andern Klassikern zu versehen vermögen. Ihr ganzer Reichthum läuft auf Kirchenbücher und Kalender hinaus. Ein glänzender Schatz voll Unsinn!

Und nun noch eine Nachricht von den sich hier aufhaltenden Griechen! Es sind, wie Sie vielleicht wissen werden, noch verschiedene Griechen in Messina und Sizilien, die ihre Kirchen und ihre Priester, ihr Griechisches Officium und Brevier haben, auch ihre Messe auf Griechisch, doch nach lateinischem Ritus, halten, und ebenfalls, wie überhaupt die griechische Kirche, keine Heiligen, die übers 8. bis 9. Jahrhundert hinaus gehen, kennen. Außer den in Messina lebenden Griechen sind in ganz Sizilien nur noch vier Dörfer, oder, wie sie eigentlich heißen, Casali mit griechischen Kolonien vorhanden, nämlich la Piana, il Palazzo Adriano, la Contessa und Mezzoiuso. Alle diese liegen im Vall di Mazzara und sollen in blühenden Umständen sein; die ersten griechischen Familien oder Albaneser kamen 1482 nach Sizilien, andre später 1488 nach Georg Castriota's Tode und erhielten diese Distrikte zu Wohnplätzen. In Messina selbst ist aus den Zeiten, da die Insel unter dem Konstantinopolitanischen Sprengel stand, eine Archimandriten-Kirche über. Der Archimandrit übt bischöfliche Macht in seiner Diözes aus, und der Geistliche der griechischen Kollegiatkirche heißt Protopapas.

So viel vom heutigen Zustande Messina's. Man kann von ihr mit Recht sagen: Fuit Ilium! denn kaum ist noch ein Schatten ihrer vormaligen Größe übrig. Ich eile jetzt mit diesem Briefe zum Postschiff an den schönen Hafen hin, und will ihn dort beim frohen Spaziergang nach Kalabrien hinüberschwimmen und seine Reise nordwärts antreten sehen. Mög ein guter Schutzgeist ihn geleiten! —

*) Es giebt davon einige Ausnahmen, aber sie sind kaum der Mühe werth anzuführen. Man nennt die Manufakturen, wo diese Wolle feiner gearbeitet wird, Manifatture di Lanaglia und verfertigt dort Strümpfe, Westen, Handschuhe u. s. w. Diese Manufakturen sind in den beiden königlichen Städten Naro im Vall di Mazara und Traina im Vall Demona. Von den übrigen unbedeutenden Kunstfabriken ein andermal mehr.

Kaspar von Barth

ward am 22. Juni 1567 zu Küstrin geboren, ein Sohn des brandenburgischen Kanzlers, früheren Professors zu Frankfurt an der Oder, Karl B., erhielt seine gelehrte Bildung zu Gotha und Eisenach, machte dann größere Reisen durch Italien, Frankreich, Spanien, England und Holland und lebte nach seiner Rückkehr als Privatmann ganz den Wissenschaften in Leipzig und Halle. Er starb am 17. September 1658 in Leipzig. —

Die Zahl seiner Schriften ist außerordentlich groß, doch gehört nur folgende hieher:

Caspar Barthen deutscher Phoenix. Frankfurt am Main, 1626. in 4.

Als Humanist und lateinischer Dichter ist B. sehr schätzenswerth, doch werden seine guten Eigenschaften häufig durch seine Eitelkeit und Anmaßung verdunkelt. — Sein deutscher Phönix, ein didaktisches Gedicht über die Unsterblichkeit der Seele in Alexandrinern nach opitzischer Weise geschrieben, bleibt jedoch weit hinter seinen übrigen poetischen Leistungen zurück und ist nur eine rohe Masse moralischer und religiöser Sentenzen in einer plumpen, rohen Sprache und holprigen, unbeholfenen Versen, die seinen Ruhm eben nicht vergrößerten und sehr bald vergessen wurden. —

Johann Bernhard Basedow,

der verdienstliche Reformator des Erziehungswesens in Deutschland und Gründer der Schule der Philanthropen, ward am 11. September 1723 in Hamburg geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem dortigen Johanneum und studirte dann zu Leipzig. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn ward er Hauslehrer im Holsteinischen, 1753 Lehrer an der Ritterakademie zu Soröe und 1761 Professor am Christianeum zu Altona. Er hatte vielfach Gelegenheit gehabt, die mannichfachen Fehler in der häuslichen wie in der öffentlichen Erziehung, an denen jene Zeit besonders kränkelte, kennen zu lernen, und nahm sich vor, durch Rousseau's Emile, der damals im ganzen nördlichen Europa mit außerordentlicher Theilnahme gelesen wurde, so wie durch eigenen Trieb vielfach angeregt, Reformator des Erziehungswesens in Deutschland zu werden. Gleichen Beifall wie der französische Philosoph hatte bei ihm ein bekannter Pädagog des 17. Jahrhunderts, Amos Comenius, durch seine versinnlichende Lehrweise gefunden, und B. beschloß daher, Beider Weise benutzend, ein Werk herauszugeben, das allen lebhaft gefühlten Mängeln in der Erziehung abhelfen sollte, so wie nach dem von ihm entworfenen Plane Lehranstalten zu errichten. Seine öffentliche Ankündigung, in welcher er zur thätigen Theilnahme aufforderte, blieb nicht wirkungslos; er ward von allen Seiten mit Geldmitteln unterstützt und vorzüglich von dem vortrefflichen Fürsten Franz von Dessau begünstigt. Nachdem nun B's Elementarwerk in drei Sprachen, mit 100 Kupfern von Chodowiecky, erschienen war, gründete er das philanthropische Erziehungsinstitut zu Dessau, dessen Wirksamkeit im Jahre 1774 begann. Talentvolle Männer, u. A. Campe und Wolke (s. d.), gesellten sich zu ihm, aber B's unruhiger, wankelmüthiger und herrschsüchtiger Geist brachte bald große Spaltungen und unangenehme Auftritte hervor, welche selbst nach seinem Weggange beständig fortdauerten und 1793 die Auflösung des Philanthropins zur Folge hatten. B. selbst verließ die Anstalt und Dessau schon 1778, nachdem er Wolke und Campe zu Curatoren derselben ernannt hatte, lebte nun als Privatmann auf Reisen, fuhr fort, durch Schriften seine Ideen zu verbreiten und für seine Pläne zu wirken, und ließ sich endlich 1789 in Magdeburg nieder, vorzüglich in der Absicht, die gelehrte Bildung seines Sohnes hier zu befördern. Er starb daselbst am 25. Juli 1790.

Seine Schriften sind:

Lehrbuch der prosaischen und poetischen Wohlredenheit. Copenhagen, 1756.
Philalethie oder neue Aussichten in die Wahrheit und Religion der Vernunft u. s. w. Altona, 1764. 2. Th.
Methodischer Unterricht in der natürlichen und christlichen Religion. Altona, 1764. 2 Th.
Theoretisches System der gesunden Vernunft. Altona, 1765.
Vorstellung an Menschenfreunde u. s. w. über Schulen, Studien u. s. w. Mit einem Plane eines Elementarbuches. Hamburg, 1768.
Elementarbuch. 3 Th. Altona und Leipzig, 1770.
Elementarwerk (Umarbeitung des Vorigen). Dessau und Leipzig, 1774. 4 Thle.
Agathokrator. Dessau, 1771.
Methodenbuch für Väter und Mütter. 3. A. Dessau, 1773.
Politische und moralische Reden. Kopenhag. und Leipzig, 1771.
Das in Dessau errichtete Philanthropin. Leipzig, 1774.
Vermächtniß für die Gewissen. Dessau, 1774. — 2 Thle.
Practische Philosophie für alle Stände. Dessau, 1777. 2 Thle.
Pädagogische Unterhaltungen (gemeinschaftlich mit Campe). 12 St. Dessau, 1777—79.
Allgemeines christliches Gesangbuch. Riga, 1781.

Als Philosoph hat B. durch seinen flachen Synkretismus wenig gewirkt. Es war ihm keineswegs um eine methodische Behandlung des theoretischen Theils derselben zu thun, zumal da er sie nur zu praktischen Zwecken benutzen wollte. Aber auch selbst für diese waren seine Ansichten beschränkt und befangen, denn die Philosophie sollte ihm überhaupt Nichts weiter seyn als ein Inbegriff gründlich vorgetragener gemeinnütziger Erkenntnisse, deren Hauptheile die Anthropologie und die Theologie bildeten. — Ueber seine Leistungen als praktischer Pädagog möge hier das Urtheil eines der competentesten Richter, Niemeyer, (in seinen Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichtes Th. III. S. 370) folgen. „Basedow's Wankelmuth in seinen Freundschaften, das zu große Geschrei, das nur auf kurze Zeit wirkt, die höchst ungerechte Herabwürdigung des Alten, die Ueberschätzung des unmittelbar Praktischen, die Menge der Spielereien, Tändeleien und Erleichterungsmethoden, mehr noch die Kraftgenies, welche sich an das Philanthropin anschlossen, die Trennungen vorzüglicher Köpfe von dem Institute, der geringe Erfolg der neuen Methode an manchen der ersten Zöglinge: — dies Alles mußte von selbst eine Revision dessen, was so rasch unternommen war, nothwendig machen. Sogar von denen, welche aus dieser Schule ausgegangen waren, wurde jene Revision für nothwendig erklärt. — Aber auch die Unbefangensten, wohl selbst die Gegner, gestehen das Verdienst dem Stifter der Schule zu, daß er einen von Vielen vergessenen Gegenstand, an welchem der Menschheit Viel, an welchem ihr, genau genommen, Alles liegen sollte, aufs Neue in Anregung gebracht; daß er Aufmerksamkeit und Enthusiasmus dafür zu erwecken gewußt; daß er die Theilnahme der Regierungen gewonnen und sie zuerst wieder fühlen gelehrt, daß sie es dem Wohle der Staatsbürger und ihrem eigenen Wohle schuldig wären, wo nicht selbst Hand anzulegen, doch die Arbeiten tüchtiger Schulverbesserer zu schützen, zu erleichtern, zu befördern. Er selbst strebte übrigens mehr danach, umzuwälzen und neu zu schaffen als auszubilden, zu ordnen und zu vervollkommnen." B's Styl ist lebhaft, klar und deutlich und stets dem Gegenstande vollkommen angemessen, nur daß er sich im Feuer der Darstellung mitunter überpoltert. —

Vgl. H. Rathmann's Beiträge zur Lebensgeschichte Basedow's. Magdeburg, 1791.
Meyer's, Leben, Charakter und Schriften B's. 2 Thle. Hamburg, 1791 — 92.
Göthe. Aus meinem Leben. Th. 3. S. 415 fgde.
Schlichtegroll's Nekrolog vom Jahr 1790.

Von der Staatsaufsicht über Erziehung, Schulen und Studien *).

Man hört und liest ewige Klagen, daß das Wesen der Schulen und Studien verfallen oder verdorben sey. Aber man nenne mir doch in tausend Jahren einen Zeitpunkt, in welchem es besser war. Ich bin aus Liebe für die Menschen und Nachwelt so unzufrieden damit, als irgend jemand, der die nöthigen Erfahrungen davon hat, und dessen Aufmersamkeit seit vielen Jahren auf Verbesserungen gerichtet gewesen ist. Aber ich glaube, daß nach dem Untergange der alten Republiquen und Reiche, die es einsahn, daß die beständige Sorge für Erziehung und Unterricht zu den wichtigsten Gegenständen des vornehmsten Staats-Raths gehöre, nirgends solche berühmte Anstalten gewesen sind, die wir zum Muster nehmen, oder zum Grunde legen müssen. Wir werden sonst Mängel mit Mängeln vertauschen, oder nur so geringe Grade der Besserung veranlas-

*) Aus: Vorstellung an Menschenfreunde u. vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentl. Wohlfarth. Mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntniß. Hamburg, 1768.

sen, die mit dem Bedürfnisse und dem Lichte unserer Zeiten in keiner Proportion stehen.

Die finsterste Periode der christlichen Zeiten hat den Universitäten, und überhaupt dem Wesen des öffentlichen Unterrichts, ehemals die Form gegeben, wovon an den Orten, wo es am besten damit steht, zum mindesten drey Viertheile beybehalten sind. Wie können wir hoffen, daß viel Gutes und Brauchbares darinnen anzutreffen sey? Der Kürze halber sage ich Vieles in einem Tone, den man zu entscheidend nennen möchte; Vieles ohne Beweisgründe. Allein, ich bediene mich dieser Schreibart nur für Verständige, welche nach meinem Wunsche die einzigen Leser dieser Abhandlung seyn sollen; welche ermüdet sind, weitläuftige Vorschläge zur Verbesserung des Studienwesens vergeblich zu lesen, welche die Beweisgründe dessen, was ich sage, besser, als ich selbst, kennen; welche ich mehr ihrer eignen Gedanken und Wünsche erinnern, als meine lehren will; und welche es wissen, daß kein vernünftiger Mensch, wenn er auf die kürzeste Art seine Gedanken sagt, die vollkommne Wahrheit derselben entscheiden, oder sich wundern wolle, wenn Andere das Gegentheil denken. Die Uebrigen, welchen meine Schrift in die Hände fallen möchte, bitte ich gleich anfangs, sich den Verdruß des vergeblichen Lesens zu ersparen.

Ihr vernünftigen Patrioten des menschlichen Geschlechts und der Staaten, ihr seyd mit mir einig, daß die öffentliche Glückseligkeit (was man auch für die Vermehrung des Reichthums, der Macht, der Bevölkerung und des äusserlichen Aufsehens der Künste und Wissenschaften, wenn sie der öffentlichen Tugend zum Schaden geschieht, nach der falschen Politik schwazzen mag), ihr seyd, sage ich, dennoch mit mir einig, daß die Glückseligkeit des Staats von der gemeinen Glückseligkeit der Bewohner nicht unterschieden sey; daß diese Glückseligkeit mit der öffentlichen Tugend in Proportion stehe; daß die öffentliche Tugend von der gewöhnlichsten Erziehung aller, und von dem Unterrichte derer abhange, welche in den vornehmen Ständen die Sitten und das Schicksal der übrigen bestimmen werden; daß eine zur öffentlichen Tugend führende Erziehung und Unterweisung, ausser den beständigen Regeln, auch solche beobachten müsse, welche, nach dem Unterschiede der Zeiten, der Gegenden und der Regierungsformen, einer oftmaligen Abänderung bedürfen. Ihr seyd mit mir einig, daß das Wesen der Schulen und Studien das brauchbarste und sicherste Werkzeug sey, den ganzen Staat, nach seiner besonderen Beschaffenheit, glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten, daß also die beständige Aufsicht auf den Gebrauch dieses Werkzeugs ein unmittelbares Geschäft eines solchen patriotischen Collegiums seyn müsse, von welchem die Majestät eben so oft Vorstellungen anhören könnte, als von dem Collegio der Finanzen, des Kriegswesens und des richterlichen Ausspruchs über Ehre und Güther. In welchem Lande, zu welcher Zeit (wenn man Egypten, Lacedemon und Athen vergißt) war ein solches von der Majestät unmittelbar abhangendes, und, wenn ich so reden darf, bey dem Throne versammletes Collegium, welches die höchste Aufsicht über Erziehung und Unterricht, und über die nöthigen Abänderungen derselben, als eines der wichtigsten Reichs-Geschäfte verwaltete?

Ehe dieser Mangel gehoben wird, und so lange dennoch das schon festgesetzte Wesen der Studien und Schulen äusserliche Rechte hat, alle erheblichen Versuche der nöthigen Abänderung zu hindern; so lange sind alle Klagen und Projecte vergeblich, oder doch nur schwache Mittel zur nöthigen Verbesserung, die erst alsdann etwas wirken werden, wenn jemals die äusserliche Noth eines Staats ihn zwingen sollte, die vorzüglichste Werkstätte der öffentlichen Glückseligkeit so zu achten, daß zur obersten Aufsicht über dieselbe ein besonderes nur damit beschäftigtes Collegium eben so angesehener als verständiger Patrioten bestellt werde. Denn bey wem sollen jetzt die Privatfreunde des menschlichen Geschlechts, welche in dieser wichtigen Sache neue Einsichten, Erfahrungen und Kräfte erlangt haben, ihre Vorschläge zur bedachtsamen Durchlesung anbringen? wo können sie hoffen, daß, wenn etwas Wichtiges davon gebilligt wird, wirklich entweder öffentliche Hülfe oder nur Begünstigung und Freyheit erfolge, ohne welche alle Vorschläge nichts anders werden können, als schwarze Striche auf weissem Papier, welches mit der Zeit entweder von den Motten wird verzehrt, oder in den Kramladen verbraucht werden? Was hilft es zur öffentlichen Wohlfarth, wenn solches angefärbte Papier vor diesem Schicksale die Augen einiger Leser vorbey passirt ist, welche allenfalls ausrufen: Der Mann hat in manchen Stücken zwar Recht, aber wer kann sein Recht gültig machen? Oder: wer ist der, daß er uns Gutes erinnern sollte?

In so wichtigen Dingen, als für das menschliche Geschlecht und für die Staaten die Verbesserung des Unterrichts und der Studien ist, sollte niemals gefragt werden, von wem, sondern was vorgeschlagen sey; nicht von wem, sondern was derselbe anzufangen oder auszuführen sich erbiete. Können Euclidis Anfangsgründe, weil er ein Heyde war, nicht nützlich seyn? Sendeten die ersten Christen im Vertrauen auf ihre sieghafte Wahrheit ihre Kinder nicht in die guten rhetorischen, philosophischen und juristischen Schulen der Heyden? Ist es bey den Pr — unerlaubt, die politischen Wahrheiten eines Montesquieu zu hören, und nach den Landes-Umständen zu erfüllen, weil er ein C— war? Gilt Rammler's Batteux nicht in Wien, ob er gleich das Tr. Conc. nicht unterschreibt? Wäre der vortreffliche Wiener Sonnenfels nicht ein höchst brauchbarer Lehrer der schönen Wissenschaften in Stockholm? Das Quadrat der Hypotenuse ist doch so groß, als die Quadrate der andern Seiten zusammen, und wenn es auch nicht Pythagoras, sondern Origenes, Manes, Huß, Luther, Eck, Arminius, oder Socinus zuerst gelehrt hätten; lauter Männer, welche irgendwo in der Theologie, wovon die Rede nicht ist, für sehr irrgläubig gehalten werden. Ich werde nur lauter solche Gedanken und Anschläge entdecken, welche von allen Kirchen keine betreffen, vielweniger beleidigen, weil ich sie allesammt als große und zum guten Zwecke errichtete Gesellschaften verehre. Der Leser verzeihe mir diese einzige etwas lange Anmerkung, welche mehr des Verfassers, als der Materie wegen nothwendig ist.

Ich kehre auf meinen Weg gerade zurück durch Wiederholung des Gedankens, daß die Oberaufsicht über die Erziehung und den Unterricht wegen ihrer Wichtigkeit ein angesehenes Staats-Collegium erfordere. Allerdings ein angesehenes Collegium, welches von der Majestät des Landes angehört zu werden Gelegenheit hätte; welches nicht nur die Menschen und die Wissenschaften, sondern auch im Ganzen das Land, und sowohl die Bedürfnisse, als die Kräfte des Staats nach seiner besondern Regierungsform kennte, und von den Beschwerlichkeiten oder anfänglichen Nachtheilen, welche mit jeder großen Veränderung verbunden sind, desto unpartheyischer urtheilte, je weniger es selbst dadurch leiden oder gewinnen könnte. Der Beweis dieser Bedürfniß, welcher auch von andern eingesehen wird, ist klar. Denn die Oberaufsicht, die jetzund von angesehenen Staatsmännern ausgeübt wird, muß zur nöthigen Verbesserung des Studienwesens sehr unwirksam bleiben, weil sie das Hundertste ihrer Geschäfte, oder wohl gar eines einzigen Ministers ist, der, so groß er immer seyn mag, (denn ich kenne und verehre Grandisons unter den Ministern) doch seiner Länge keine Elle zusetzen, oder sie nicht über die äusserste menschliche Höhe erheben kann. Daher sind an den meisten Orten sehr subalterne Gesellschaften und Personen, die eigentlichen wirksamen Aufseher über das Wesen der Erziehung, der Schulen und der Studien. Diese Subalternen sind zuweilen eben dieselbigen, welche auch die Last und die Nachrede, die mit allen Neuerungen verknüpft ist, selbst ertragen müssen, wie die Professoren der Universitäten. Oder es ist etwa einer dem Amte nach vornehmer Geistlicher, dem es an nöthiger Kenntniß der öffentlichen Bedürfnisse, des Umfangs der Wissenschaften und der Proportion in der Nothwendigkeit und Ausdehnung ihrer Theile fehlet. Besitzt er aber diese Erkenntniß, wie ich denn einige Geistliche auch allerdings dafür verehre; so übt er doch seine Aufsicht mehr als ein Kirchengeschäfte, als wie ein Staatsgeschäfte aus, welches es doch nach der Natur der Sache seyn muß. Dazu hat er entweder eine mit dem Amte gemeiniglich verbundene Neigung; oder wenn er gerne anders wollte, so darf er in seinen Anschlägen nicht so sehr von dem Gewöhnlichen abgehen. Denn die Professoren und Schulmänner müssen bey allen Neuerungen von dem gebahnten Wege weichen, und auf rauhern Straßen anfangs fortstolpern lernen, ehe sie bequem gehen können. Dieses thut natürlicher Weise ein Mann sehr ungerne, der auch seiner Familie genießen will, sein Glück und seine Methode fortgesetzet hat, und eine Abänderung seiner Geschäfte wenigstens anfangs für einen Eingriff in die von der Majestät ertheilte Vocation halten muß. Die meisten werden sich in solchem Falle widersetzen, und für schädlich oder unmöglich ausgeben, was höchst nützlich und nur mit Beschwerlichkeiten möglich ist. Will der geistliche Aufseher durchdringen, so hat er Feinde, die in keinem Stande, als in dem seinigen, unerträglicher sind. Denn nichts ist leichter, als einem Geistlichen empfindlich zu schaden, besonders, wenn er etwas geschrieben, und also zu allerley Anschuldigungen, bis sogar des Irrglaubens, Anlaß gegeben hat. Um des Wesens der Studien willen, die mehr den Staat als die Kirche angehen, um der unleugbaren Gewohnheit vieler Geistlicher willen, und ihres eigenen nöthigen Friedens halber, ist es also eine Frage, ob es zu wünschen sey, daß die angesehenen Geistlichen, die ohne dies sehr beläßtiget sind, von der gewöhnlichen Oberaufsicht über das Wesen der Erziehung, Schulen und Studien mögten befreyet werden. Hier aber rede ich nicht von dem Unterrichte und Rathe, den sie ihrer Gemeine allerdings darüber zu geben schuldig sind, durch welche

Unterweisung und andere Mittel die Kinder derselben von denjenigen Lehrsätzen benachrichtiget und vergewissert werden können, welche wahr und wesentlich sind, oder nach dem Kirchensysteme dafür gehalten werden. Dieser Unterricht, dieser Rath ist allerdings eines der wichtigsten Geschäfte der geistlichen Hirten und eine wahrhaftige Sache der Kirchengesellschaft, welche derselben und ihren Lehrern von den weltlichen Hirten des ganzen Vaterlandes, nach wahrem Rechte niemals kann gewonnen, niemals kann eingeschränkt werden, als nur in den Punkten, welche etwa mit der bürgerlichen Moralität, mit den politischen Rechten der Majestät, oder der Stände (an Orten, wo Stände sind) und mit der bürgerlichen von der Obrigkeit beliebten Vertragsamkeit verschiedener Religionsverwandten streiten möchten.

Ein mit hundert wichtigen Geschäften beläßtigter Minister, ein Collegium von Professoren und Schulmännern; einzelne oder versammelte Geistliche können also die für den Staat erstaunlich wichtige und sehr beschäftigende Aufsicht über das Wesen der Schulen und Wissenschaften nicht haben, wenn der Staat nach der Proportion der Wichtigkeit in dieser Sache handeln will, wovon die weisern alten Völker uns das Muster geben. Kurz, ich sehe nicht, wie diese Oberaufsicht nach Würden und nach dem Bedürfnisse, ausser jenem zum Theil beschriebenen Staats-Collegio, verwaltet werden könne. Denn nur eine Gesellschaft solcher Männer, wenn, nach Endigung eigener Studien, und nach einigen Auscultanten-Jahren in diesem Collegio, das Lesen merkwürdiger Schriften und Vorschläge, der Gebrauch der Nachrichten aus den Provinzen, die gemeinschaftlichen Berathschlagungen und die Vorstellungen vor dem Throne, oder vor der Regierung, ihr einziges und höchst angesehenes Hauptgeschäfte wäre, nur ein solches Collegium ist alsdann im Stande, eines der wichtigsten Geschäfte des Vaterlandes mit dem nöthigen Nachdrucke zu treiben; ohne Schaden der nöthigen Einförmigkeit, dennoch guten neuen Anschlägen Raum zu lassen, für die Moralität sowohl in der dissidentischen, als in der zahlreichsten Kirche zu sorgen; die Erziehung nach der Beschaffenheit des Landes und der Regierungsform einzurichten; jedem politischen Stande und Amte die erforderlichen jugendlichen Studien anzumessen; das Verhältniß der Zeiten, in welcher der Vortrag einer öffentlichen Wissenschaft dauren soll, zu bestimmen; eine sowohl dem Staate nützliche, als der Privatfreyheit nicht nachtheilige Reformation des Bücherwesens vorzunehmen; die in den meisten Staaten zureichende Fonds zu dem Wesen der Schulen und Studien zu untersuchen; sich nützliche Veränderungen des Gebrauchs, der Zusammenschmelzung und der Trennung derselben vortragen zu lassen; die nöthige Verminderung oder Vermehrung, die Oerter und die Policey, der öffentlichen Schulanstalten und der Academien zu überlegen; den Staat zum nöthigen Aufwande (wenn die bisherigen Fonds, wie fast nirgends der Fall ist, nicht zureichend wären), durch den Vorschlag der leidlichsten Mittel zu bereden; und endlich solche Versuche zu erleichtern und zu begünstigen, welche wichtig genug dazu sind, und doch nur einige Wahrscheinlichkeit und keine Gewißheit für sich haben. Ich rede von Versuchen, die im Falle des Mißlingens gar nicht oder wenig schaden, aber ohne öffentliche Begünstigung nicht können angestellt werden. Ich glaube also, meinen Satz, von der Nothwendigkeit eines höchst angesehenen Educations- und Studien-Collegii bey jeder Regierung erwiesen zu haben. Einen Satz, welchen nebst andern auch der höchst verdiente Herr Rector Ehlers einer höhern Ueberlegung dargestellet hat.

Ich habe Vieles im Vorbeygehen berührt. Wer zu diesen Lesern gehört, die ich mir vorstelle, und wer langsam genug lesen und denken will, der wird es für ihn selbst weitläuftig genug ausgeführt und bewiesen finden, und mir das Vergnügen nicht absprechen, es auch für andre zu beweisen, wenn mein Zweck wäre, eine vollständige Abhandlung von der Verbesserung des Unterrichts und der Studien zu schreiben, und nicht vielmehr, nach einigen allgemeinen Anmerkungen darüber, nur die Beschaffenheit derjenigen Schulbibliothek zureichend zu erklären, welche mit mir eine kleine Gesellschaft von Mitarbeitern, mit völligem Stillschweigen von den Systemen der verschiedenen Kirchen, und ohne Eingriff in die Rechte irgend eines Standes, nach Berathschlagung mit mehrern Personen zu schreiben und drucken zu lassen, unter einigen noch ungewissen Bedingungen beschlossen hat. Ich eile also zur Hauptsache, wenn ich erst von dem Unterrichte und den Studien einige Gedanken mit einer solchen Kürze entdeckt habe, welche man ohne meine Schuld für den Ton einer zu zuversichtlichen Entscheidung halten würde. Denn dieser Zusammenhang meiner Gedanken hat grossen Einfluß auf die beschloßne Beschaffenheit derjenigen Schulbibliothek, welche bisher noch ein bloßes Project ist, und welche es vielleicht nach der Lauligkeit unsers Jahrhunderts in Beförderung guter Werke beständig bleiben muß.

Die öffentliche Glückseligkeit aller mir bekannten Länder wird auf eine erstaunliche Weise weiter abnehmen, wenn die Rathgeber der Majestäten und der Republiken nicht bald inne werden, daß nicht etwa mit einem gewöhnlichen Kaltsinne, sondern mit einem vollkommenen patriotischen Eifer, nicht nach und nach durch kleine Veränderungen, sondern durch eine gänzliche Untersuchung aller Theile und Umstände, an der Verbesserung der Kinderzucht, des Unterrichts, der Moralität und Sitten und des Studienwesens gearbeitet werden müsse. Nicht durch Salben und Pflaster werden Wunden geheilet, die wegen des fressenden Eiters eine bodenlose Tiefe haben.

Denn in welcher Nation ist die Liebe des Vaterlandes in vornehmen und geringen Ständen jetzund der herrschende Character, wie sie es etwa bei den alten weisern Nationen war? Wo ist also die bürgerliche Tugend? wo ist die ehemals mögliche allgemeine Glückseligkeit? Und zwar jetzund, da wenigstens äusserlich eine Religion bekannt wird, welche in der uneigennützigen Menschenliebe, und zwar um Gottes und des Himmels willen, das einzige von uns gefoderte Opfer verlangt? Wo ist Patriotismus in freywilligen Darbietungen des überflüssigen Vermögens; in der Amtstreue, die mehr thun muß, als die Instruction erzwingen kann; in der Hintansetzung seiner eigenen Familie, bey Beförderung zum Besten des Landes? Wo ist ein geduldiger Eifer, mit Dank und Undank dem Publico zu nutzen? Wo ist Patriotismus an den Höfen, in der Armee, bey den öffentlichen Lehrern, bey den Schriftstellern, und insonderheit bey dem ehrwürdigsten Theile des Staates, in den zahlreichsten Ständen? Ja, wer tadelt uns nicht, wer lacht nicht über uns, wenn wir so thöricht scheinen, unser Privatbestes in Bemühungen für das Publicum aufzuopfern, oder wenn wir es gewagt haben, durch Gutesthun uns mißfällig zu machen? Welcher Freund sagt nicht zu dem andern: schweig und sprich, wie es die Welt gern haben will; warum willst du dich dem undankbaren Publico aufopfern! Ich kenne in jedem Stande zwar Patrioten des menschlichen Geschlechts und des Vaterlandes. Aber höchst wenige. Andre seufzen über eben diesen Mangel, und vielleicht seufzt man hierüber auf manchen Fürstenstühlen und in den Sälen des Staatsraths. Seufzen hilft nicht! Die wohlthätige Hand der Mächtigen und Weisen muß den Grund des Schadens erforschen und dann heilen. Die Sitten, folglich der Unterricht und die Erziehung aller, und das Studienwesen der vornehmern Stände müssen ohnfehlbar äusserst verderbt seyn. Die Kirchen mögen so rechtgläubig seyn, als sie wollen, so wirken sie dennoch vermöge dieser traurigen Erfahrung nicht jetzt, und nicht genug bürgerliche Erleuchtung und Tugend. Die Staaten müssen sich selbst heilen, wenn sie sich verwundet und krank fühlen, und die gewöhnlichen Aerzte die Beschaffenheit ihrer Uebel nicht kennen, oder ihnen nicht abhelfen. Wo denn anders kann der erstorbene Patriotismus wieder aufleben, als in den Schulen und auf den Academien? Wer kann glauben, daß dieses große Werk, welches unter der bisherigen Aufsicht über Auferziehung, Schulen und Studien fast gänzlich versäumt ist, und nach welchem sich als nach einem Mittelpuncte der ganze Umfang aller zur irdischen Wohlfahrt gehörigen Aufsicht richten sollte, ohne gänzliche Umschaffung der Schulen und des Studienwesens könne zu Stande gebracht werden? Ihr Patrioten des menschlichen Geschlechts und der Staaten, könnt ihr die Zeichen der tödtlichen Schwindsucht an der öffentlichen Glückseligkeit nicht ungerührt sehen; müßt ihr euch der Millionen erbarmen, so erleichtert die Möglichkeit einer bürgerlichen Tugend, die Wiedergeburt der Liebe zum Vaterlande in dem Schooße der niedrigen und höhern Schulen, wo sie geschehen muß, und nach der bisherigen Verfassung nicht geschehen ist. Ich weiß zwar, das Schulwesen sey in seiner itzigen Beschaffenheit nicht die einzige Ursache des fast allgemeinen Kaltsinnes für das öffentliche Beste an vielen Orten. Aber eine der wichtigsten Ursachen ist es doch. Dieses ist mir genug.

Wie der Anwachs der Macht, der Bevölkerung und des Nationalreichthums auf eine solche Art befördert werden kann, daß die Summe der öffentlichen Glückseligkeit gemindert wird; so kann eben dieses auch mit der Erweiterung der Künste und Wissenschaften geschehen, erstlich, wenn zu viel Personen entweder ihr ganzes Leben, oder bis ins fünf und zwanzigste oder dreyßigste Jahr nichts anders thun, oder zu thun scheinen, als memoriren, hören, lesen, excerpiren, an der Schreibart künsteln, kritisiren, peroriren, disputiren, programmatisiren, promoviren, und nicht etwa aus hundert Büchern eines machen, welches oft sehr nützlich ist; sondern ein kurzes nützliches Buch durch hundert andere verdrängen, die weitläuftiger und gemeiniglich unnützer sind; zweytens, wenn eine solche falsche Polyhistorie, das ist, ein solcher Schein des Vielwissens eine Sitte der vornehmern und wichtigen Stände wird, daß sie zu eigentlichen Uebungen der Moralität, zur Angewöhnung der Tugenden keine Zeit übrig behalten; und drittens vornehmlich,

wenn die höhern und niedern Schulen alle Erfindung und allen Gebrauch moralischer Uebungen fast gänzlich versäumen, weil sie den Zweck des Vielwissens, oder des Nichts-recht-wissens für nothwendiger halten, wobey sie zu so kleinen Dingen, als die Uebungen der Tugend sind, keine Zeit zu verlieren haben. Ich schweige von den Freyheiten der academischen Pursche, ungestrafter, als andre, wild und lasterhaft zu seyn, ehe sie Priester, Richter und Aerzte werden. Kann wohl die offenbar nöthige Reformation in Bestimmung der Anzahl der studirenden Jugend in der bey ihnen aufs sorgfältigste einzuführenden Moralität, und in der Abschaffung der offenbar unnützen und zeitkostenden Formalitäten, anders geschehen, als durch eine gänzliche Umschaffung aller öffentlichen Schul- und Studien-Anstalten?

Die weise Aufrichtigkeit und Simplicität des Characters ist die halbe Tugend. Der Geist der Formalitäten, der Verstellung und der unnöthigen Künsteley macht in demselben Maasse, als er anwächst, die Bürger den Mitbürgern entweder schädlicher, oder unbrauchbarer. Wo sind aber mehr offenbar unnütze Formalitäten, mehr respectable Lügen und Verstellungen, als bey den öffentlichen Schulen und Academien? Ich will von den unleugbarsten anfangen. Wer kann itzt nicht für Geld und gute Worte promoviren, Doctor, Licentiat, Magister und Baccalaureus (ein den Zeiten seiner Erfindung angemeßner Mann) werden? Ich weiß die ärgerlichen Exempel bey Dutzenden. Und wenn diese Sache nur mit einer Unterschrift abgethan wäre, wie bey Ertheilung andrer Titel! Aber, was werden unter dem Scheine der größten Ernsthaftigkeit, und also auf strafbare Weise für erz-comische Comödien dabey gespielt? Testimonium ohne Zeugniß! Examen ohne Untersuchung! Autor, ohne zu wissen, wovon? Respondens ohne selbst erfundene Antworten. Opponens ohne alle wirkliche Zweifel. Ein grosser Hut im Hörsale. Ein Kuß ohne Ehrfurcht und Liebe. Ein Ring für alle Finger. Lobeserhebungen, die nicht einmal derjenige, der sie empfängt, für wahr hält. Unsterbliche Danksagungen für keine Wohlthaten. Wünsche, die dem Wünscher gleichgültiger sind, als die Regelmäßigkeit einer einzigen Locke seiner Perüque. Glockenläuten, Processionen, zahlreiche Versammlungen, Gratulationen, nichts bedeutende Carmina in allen Sprachen, kostbare Schmäuse und aller solcher Kleinigkeiten zu geschweigen. Ich muß ernsthaft werden; öffentliche Gebete! in welchen man an nichts weniger, als dem majestätischen Gott denkt! Eide! Eide, die der Schwörer nicht versteht, nicht halten kann, nicht halten will. Man bedenke alles dieses! Wenn nur ein Drittel oder Viertel dieser zeit- und geldkostenden Promotionen und Disputationen in sich selbst so comisch und wegen des Betruges für den Menschenfreund so traurig sind, und wenn dem Unwesen nicht abgeholfen wird; was ist denn überhaupt die reale Wichtigkeit des Ganzen, zu welchem Prinzen, Minister und Patrioten ganz ernsthaft eingeladen werden, und aus überflüssiger Herablassung erscheinen? Was ist die Tändeley, womit der angesehenste Theil einer grossen Stadt sich einige Stunden beschäftigt? Die Mode der Lügen, der Verstellung, der Formalitäten, der mit dem Schein eines heiligen Eifers gespielten Comödien und der leichtsinnigen Meineide, wenn sie bey diesen und andern Gelegenheiten respectabel ist und bleibt, verdirbt den ganzen Nationalcharacter, die Tugend, die bürgerliche Glückseligkeit. Ich lasse einigen Kirchen ihre vielleicht ähnlichen Formalitäten. Sie können sich auf die Einsicht ihrer Gewissen berufen. Aber öffentliche Promotionen und Schulübungen sind unter bloßer Staatsaufsicht.

Aber, spricht man, es sind die Proben nöthig, ob die Männer, die man zu gewissen Geschäften gebrauchen oder für fähig halten will, öffentlich reden und die Wahrheit vertheidigen können. Ich antworte, daß dieses der wirkliche Zweck bey den Disputationen und Promotionen nicht mehr sey, oder sehr selten. Wird denn der Doctorand abgewiesen, wenn er anstatt zu declamiren stottert, lispelt, stöhnt, oder ein ermüdendes Stückchen singt? Wird er abgewiesen, wenn er anstatt die Geberde und Stellung eines guten Redners zu haben, krumgebückt sein Exercitium verliest, sich tactmäßig einwiegt, oder andere widerrednerische Sitten sehen läßt? Wird nicht der Herr Präses und der Herr Respondens immer für die vortreffliche Auflösung der Zweifel, und jeder Opponent für die Spitzfindigkeit derselben gelobt, und dem Staate, der Kirche, und beinahe selbst Gott Glück gewünscht, daß sie solche Männer in ihren Diensten haben, oder haben können? Sind nicht alle diese Oratiunkeln und alle Carmina gratulatoria vorher fertig geschrieben, oder gar gedruckt, ehe man den Ausgang der Sache weiß?

Ein Fest, das alle Kinder in der Schule wissen, steht bevor. Es wird ernsthaft angekündigt, durch ein gelehrtes Programma, worinnen oftmals von nichts weniger, als von dem Fest, sondern etwa von varianten Lectionen, von den Bacchuslustbarkeiten der Griechen oder von Ciceros Großmutter die Rede ist, und welches sich endigt mit einer sich über ihren Zufall verwundernden Ermahnung, das heilige Fest mit vieler Andacht zu feiern. Eine Abänderung der Universitäts-Regierung steht bevor! Programmata, Reden, Processionen, Disputationen, Schmäuse, Abendmusiken, Grassationen der Pursche. Wovon wird bey diesen Abänderungen oftmals programmatisirt, oder perorirt? Von den eingerissenen Misbräuchen, von der Wichtigkeit der Tugend und Ordnung der Studirenden? Von den ernsthaften Vorsätzen, die man sich in seinem neuen Amte fast? Wenigstens ist dieses selten die Hauptsache. Von codicibus manuscriptis, von der zur griechischen Sprache und zur bürgerlichen Wohlfahrt unentbehrlichen Sappho, oder ihrem Freunde Anacreon, von der Unschuld Socratis an der Knabenschänderey, von den Melodien der Pythagoräer, ob Dionysius von Syracus eine Prinzessin Tochter gehabt habe, welche mit einem Prinzen vermählt sey, einem Stammvater der Familie des Attila, oder des americanischen Montezuma, welche uns gar nichts angingen, wenn wir keine ausserordentlich gelehrte Geschichtskundige seyn oder scheinen müßten! O ihr armen Zuhörer bey einem so tönenden Erze, oder bey einer so klingenden Schelle!

Versammlet euch, Mäcenaten, und alles, was das Ansehn haben will, daß es die Sprachen aller Sprachen, die man unmöglich in zehn Jahren ex fundamento lernen kann, die lateinische Sprache, verstehe. Es wird ein Professor oder ein Schulrector eingeführt. Ihr wißt selbst, für wie wichtig ich solche Aemter halte oder halten würde, wenn die ganze Verfassung dieses Wesens nach dem Zwecke der öffentlichen Glückseligkeit eingerichtet wäre. Ihr hört auch zuweilen bei solchen Solennitäten erbauliche Reden verständiger und gerührter Menschenfreunde unter den Proto-gymnasiarchen, Proto-scholarchen, Gymnasiarchen, Scholarchen, Professoren, Directoren, Rectoren. Denn es giebt Menschenfreunde von allerley Namen. Aber nicht alle sind es. Und nicht alle Reden gehören zur Sache, oder sind erbaulich und für das Schulwesen patriotisch. Was geht es aber uns Menschenfreunde zu solchen Zeiten an, ob die samaritanische, hebräische oder die siebzig-dolmetscherische Zeitrechnung die rechte sey; was die Ophiten gelehrt haben; ob Pope den Homer gut übersetzt oder abgeändert habe; was das Urim und Thummim gewesen sey; wie weit sich das Arelatische oder Burgundische Reich erstrecke; ob das heilige römische Reich in Deutschland deswegen noch Prätensionen an Frankreich habe; worinnen eigentlich die Lullianische Methode, von der wir voraus setzen, daß sie nichts tauge, bestanden sey. — Ein Magnificus stirbt! Er sey, wer er wolle. War er nicht Magnificus? Er muß durch Programmata, Orationen, Lebensbeschreibungen, die früher als die Empfängniß anfangen, mit seinen Großvätern, Großmüttern, Tanten, Großtanten, Gemahlinnen, Brüdern, Schwestern, todten und lebendigen Kindern, Werken, die er gemacht, oder zu machen sich vorgesetzt hat, mit seiner Studierstube, mit seiner Nachtlampe, mit seinem zierlichen Bücherrepositorio, mit seiner gravitätischen Fettigkeit, oder mit seiner von Arbeiten und Sorgen zeugenden schwindsüchtigen Magerkeit, vermöge eines so lauten und langen Geschreyes gelobt werden, daß die späteste Nachwelt wohl hören muß. Wenn dieses Privatpersonen aus Zeitvertreib thun, das kann man nicht wehren. Aber dieses Lob geschieht auf Befehl, auf öffentliche Unkosten, von andern Staatsbeamten, fast im Namen des Staats, zum Ruhm eines jeden, der so heißt. Ihr Censoren der öffentlichen Sitte! Gebt ferner nur zu, daß mit Befehlen des öffentlichen Lobes immer gespielt werde. Dann wird nur ein wahrer Christ, der allerseltenste Mensch, mühsame Verdienste erreichen wollen. Die Verdienste werden gar nicht mehr seyn, und sie sind schon ziemlich selten.

Alle öffentliche Lobeserhebungen der Mächtigen und Angesehenen, dazu Zeit und Ort vorgeschrieben ist, und die schlechterdings nicht dürfen unterlassen werden, die nicht auf dem Felde der außerordentlichsten Verdienste, ohne eine ihrentwegen geschehene Veranstaltung aufwachsen, sind, was sie sind, Lügen, Schmeicheleyen, Zweydeutigkeiten, leere Töne, oder Wahrheiten, die der Veranstaltung wegen verdächtig bleiben. Wohl dem öffentlichen Redner, der wenigstens das Glück des ersten Umstandes hat! Wohl dem Redner, der in jedem Falle befohlne Lobreden halten kann, ohne wider die Wahrheit zu loben; welcher sich aus den Lobeserhebungen zu rechter Zeit in Wünsche, in Prophezeyungen, in guten Rath, in herrliche Exempel (u. s. w.) unvermerkt fortschleichen kann! Hassan, ein arabischer Prinz, wo ich nicht irre, im dreyzehnten Jahrhunderte, fand, daß der Tag seiner Beschneidung auf Verordnung aller Bassen in den Hörsälen der Professoren mußte mit Lobreden und Hymnen gefeyret werden, und daß diese Gewohnheit von seinen Vorfahren aus andern Familien, unter welchen er selbst einige für sehr mittelmäßige Fürsten hielt, fortgepflanzet war. Er selbst war ein vortrefflicher Herr, und liebte sein Volk; er hielt ein Journal seiner von ihm selbst entschiedenen Regierungsgeschäfte, seiner Verordnungen und Instructionen, seines persönlichen und seines patriotischen Aufwandes, sei-

ner Lectüre und seiner eigenen häuslichen Sorgfalt, in seinem Nachfolger einen bessern Emir zu erziehen, als er selbst war. Er verbot alle Lobreden und Hymnen; aber er wollte, daß an dem jährlichen Feste des Vaterlandes eine Abschrift dieses Journals oder ein Auszug aus demselben sollte öffentlich vorgelesen, und ein Lied nach morgenländischer Weise gesungen werden, daß ihm Gott seine Sünden vergeben, daß er das Fehlerhafte in ihm ausrotten, das Gute vermehren und bestärken, die Verführer von seinem Hofe entfernen, den Patrioten Geduld mit seinen Schwachheiten verleihen und seinen Sohn zu einem noch bessern Emir, als ihn selbst, machen wolle. Diesem Emir hielt das ganze Volk täglich Lobreden, mit einem Jubelgeschrey, Vater Hassan lebe, Vater Hassan lebe. Seine Weisheit ist durchdringend, wie die Sonne; seine Güte lieblicher, wie der Mond, wenn er das ruhig wallende Meer versilbert. Jede Stunde seines Lebens ist uns ein Stern, welcher Gutes verkündigt. Man kennet die orientalische Schreibart und den Aberglauben von dem Einflusse der Sterne. Die Wahrheit meiner Geschichte könnte ich mit hundert Citationen erhärten und mit sehr gelehrten Anmerkungen erläutern.

Ich will laconisch seyn, und muß doch so asiatisch aufschwellen? Dies ist eine moralische Wassersucht vieler Gelehrten und Professoren, wovon ich mich selbst nicht ganz heilen kann. Ich habe die Universalhistorie bey Schurzfleisch dem Zweiten, einem sehr großen Manne, hören wollen. Alles war angenehm, und, als einzelne Gedanken, des Druckes werth. Aber nichts war eine Universalhistorie. Er benannte nur alles mit diesem Namen, was er in zehn Jahren Schönes und Gutes gesagt hatte. Weniger konnte er nicht haben, das große Werk zu vollbringen. Was jemand mit Wohlgefallen seiner Privatschüler als ein Privatlehrer thun will, das kann niemand, wenn es nicht unmoralisch ist, mit Recht hindern. Aber in Schulen des Staats muß Ordnung und Maaße seyn. Unter tausend Ausschweifern ist kein Schurzfleisch. Punctilus ist es nicht, der die D — — in eben so vielen Jahren unmöglich zu Ende erklären kann; nicht Justus Romanus, der die römischen Antiquitäten so hoch schätzt, daß er die Lehre davon in seinem Leben nicht endiget, und es bedauert, daß seine Schüler im Mutterleibe dieses Studium nicht anfangen, und in dem dunkeln Grabe nicht fortsetzen können. Doch muß man zu Ehren unserer Zeit sagen, daß diesem Unwesen an den meisten Orten durch Verordnungen gesteuert sey. Nur bedaure ich, daß solche Sammlungen von Erkenntnissen, die von Natur als Eins zusammen gehören, in verschiedene Wissenschaften, Vorlesungen und Professionen höchst wunderbar aus einander gezerrt sind. Alsdann sieht man jede abgerissene Erkenntniß durch ein Vergrößerungs-Glas an, und ruft aus: O wie groß, mannigfaltig und unerschöpflich ist diese neue Ologie. Nun muß eine neue Profession dafür errichtet, besonders Geld dafür bezahlt werden. Nun wird von dem Ursprunge und der Geschichte dieser neuen Wissenschaft geschrieben und disputirt. Auch bedauere ich, daß mir wenigstens keine solche Ordnung der Academischen Wissenschaften bekannt ist, welche von einer Anzahl rechtschaffener und gelehrter Menschenfreunde zum Besten der Jugend vorgeschrieben oder angerathen und in Ansehn gekommen wäre. Zu mir, zu mir, ihr Herren, ruft fast jeder Professor. Meiner Wissenschaft kann Niemand entbehren, der auf Vernunft und Gelehrsamkeit Anspruch machen will. Man kann nicht zu früh damit anfangen, nicht zu spät damit endigen. Wie wenig ist es, meine güldne Wissenschaft nur ein einzig Mal zu hören? Decies repetita placebit. Und wo dieses nicht häufig geschieht, da müssen die Professorate reiche Pfründen, und die Vorlesung keine besonders bezahlte Arbeit seyn. Anderswo ist fast nirgends Freundschaft, Hochachtung und Vertrauen unter denen, die Muster der vernünftigsten Sitten seyn sollten. Ein jeder auf seine Art sucht nur seinen Hörsaal zu bevölkern, der eine durch eine versprechende Hofmiene, der zweyte als ein Großprahler von einer andern Art, der dritte durch Kopfhängerey, der vierte durch Lästerung seiner Rivalen, der fünfte durch die unanständigsten Zoten bey Gelegenheit der ernsthaftesten Wissenschaften, der sechste durch eine ausgelernte purschicose Beredsamkeit (u. s. w.). An Orten, wo die Besoldungen nicht unmäßig klein, der Lehrer nicht zu viel, der Zuhörer nicht zu wenig sind, mag es erträglich seyn. Aber wie viele vom Staate unterhaltene Studienstiftungen sind nicht jetzund, wo auf jeden Lehrer zwey und ein Achtel, ein und ein Viertel, oder sieben Neuntel Zuhörer gerechnet werden können? Das währt zwanzig, dreyßig und hundert Jahre. Es wird nicht besser. Was kann ein rechtschaffner Mann, ein Aufseher dabey thun? Er selbst kann nichts erhebliches ändern. Die gründlichen Vorschläge zur Cur solcher immer in den letzten Zügen ächzender Körper müßten zuweilen weitläuftig seyn, lange überlegt und mehrmalen abgeändert werden, die Vorsteher müßten — die Lehrer müßten — die Bürger müßten — die Oerter müßten — die Verordnungen müßten — die Beförderungen müßten. Dies könnte, jenes könnte, das Dritte könnte. Wer soll alles das Müssen und Können untersuchen? An dem Orte, wovon jedesmal die Rede ist, wird man sich niemals darüber einig werden. Unterdessen sagt ein jeder vielleicht etwas Gutes wider die Meinung des Andern. Wo ist die Zeit, wo ist das Ansehn zu solchen fast jährlich in großen Staaten irgendwo nöthigen Untersuchungen und Reformationen, die im ganzen für die öffentliche Wohlfarth wichtig genug sind?

Das vorgängige Examen der academischen Bürger ist wenigstens auf einigen Universitäten und Gymnasien nichts, als eine geldkostende Formalität, und das an Eidesstatt gegebene Purschenversprechen, nach den Gesetzen zu leben, nichts als ein Spiel mit dem Namen Gottes. Ich rede aus allerley Art von Erfahrung. Ich mußte eidpflichtig versprechen, in L*** auf kein Caffeehaus zu gehen, denn es stund in den alten akademischen Gesetzen, deren Abänderung, wenn gleich die Umstände sich ändern, der Mühe nicht werth ist. Und doch sahen meine Professoren und ich uns wöchentlich auf mehr als einem Caffeehause, beyde mit guten Gewissen. Solche Spiele mit Gesetzen und eidlichen Versprechungen sind so häufig, und die bürgerliche Tugend ist auch dadurch schon so verdorben, daß sie kaum mehr schaden können, als schon geschehen ist.

In einem wohl eingerichteten Staate sollte kein Mensch leben, von dem es nicht von Zeit zu Zeit untersucht würde, ob er vermittelst des Hauptgeschäfts, das er wirklich treibt, oder zu treiben vorgiebt, dem gemeinen Besten mehr zur Last oder mehr zum wahren Vortheile lebe. Von Landarbeitern, Handwerkern, Künstlern und Kaufleuten ist diese Frage leicht zu beantworten, weil die Sache in die Augen fällt. Aber diejenigen, die in dem Stande der Gelehrten dem gemeinen Besten entweder wirklich, oder dem Scheine nach dienen, sollten billig sowohl unter einer ganz besondern Vorsorge, als auch unter einer ganz besondern Aufsicht des Staates stehen. 1) die Zahl derselben muß nach dem Bedürfnisse des Staates und der Zeiten bestimmt seyn. 2) Vor dem funfzehnten oder sechszehnten Jahre kann schwerlich gesehen werden, ob in einem Jünglinge eine natürliche und solche Bestimmung zu diesem Stande da sey, daß der Staat wahrscheinlich hoffen könne, diese bürgerlichen Kräfte durch Anweisung zu diesem Stande nicht vergeblich zu verlieren, und einen solchen Menschen nicht zur unnützen Last zu machen. Also sollte die Erziehung und der öffentliche Unterricht vor dem sechszehnten Jahre billig so beschaffen seyn, daß keiner, der allenfalls den Studien gewidmet ist, zu einem andern bürgerlichen Geschäfte ungeschickt geworden wäre. 3) Es sollte keinem erlaubt seyn, die Absicht des Studirens ohne Wahl einer andern Lebensart fortzusetzen, wo er nicht wahrscheinlicher Weise Vermögen genug hätte, als ein mittelmäßig angesehener Bürger zu leben. Wird aber unter den Aermeren ein außerordentliches Genie entdeckt; so muß, daß ich so rede, der Staat ihn an Statt eines besondern Sohnes annehmen, wofür dieser Client sich gleichfalls einer besonders genauen Direction des Vaterlandes unterwerfen müßte. Denn die Menge ungeschickter und besonders armer Gelehrten ist eine der größten Hindernisse der öffentlichen Glückseligkeit. Soll der Stand der Gelehrten dem Ganzen wahren Nutzen schaffen, so müssen diejenigen, welche in demselben sind, eine vorzügliche Ehrwürdigkeit besitzen, und ein mit demselben übereinkommendes äußerlich Schicksal haben. Ueberdies ist keine elendere Creatur, als ein dürftiger Gelehrter, der seinen Stand nicht lieben kann. Er denkt und empfindet sein Elend mehr, als Andre, die auch elend sind, und kann sich viel weniger durch solche Mittel, die er selbst billigen darf, heraus helfen. Nach guter Einrichtung möchte vielleicht der vierte Theil der heutigen Gelehrten in jedem Staate nicht nur zureichen, sondern auch die Zwecke dieses Standes in weit höherm Grade erfüllen. Denn ich setze voraus, daß die mittlern Stände der Bürger ohne gelehrte Studien besser, als jetzund geschieht, können unterrichtet werden. 4) Da aber der Gegenstand der Kirchengesellschaften in Sachen des Gewissens besteht, über welche die Majestät keine andere Obermacht hat, als dahin zu sehen, daß nichts wider die allgemeine bürgerliche Tugend und wesentliche Theile des allgemeinen Besten geschehe; so hat jede Kirchengesellschaft ein Recht, so viele freywillige Personen, als sie will, zu ihren Kirchenämtern zu bestimmen und zu erziehen, und als Candidaten derselben anzusehen; obgleich dem Staate allerdings die Aufsicht oblieget, daß diese Gesellschaften auch für den Unterhalt ihrer wirklichen oder bestimmten Lehrer und Diener so sorgen, daß das allgemeine Beste von ihrer Menge und Armuth nichts zu befürchten habe. Ehe solche allgemeine Vorschläge practisch werden, erfordern sie so viele umständliche Untersu-

chungen, welche kein vernünftiger Autor zu einer solchen Zeit, in welcher man noch fast gar keine Hoffnung des wirklichen Gebrauchs hat, mit Verlust seiner Zeit und Arbeit vergeblich anstellen wird.

Die Unterscheidung der öffentlichen und nicht öffentlichen Schulen ist sehr wesentlich. Die öffentlichen müssen für die Bürger und Einwohner eine Staatswohlthat, aber kein Zwang seyn. Die Erziehung und der Unterricht im Hause und in Privatschulen muß frey stehen. Man würde sonst die menschliche Freyheit, und zwar in Gewissenssachen, auf eine nicht nur unnöthige, sondern auch schädliche Art einschränken. Ueber die Erziehung und Unterweisung im väterlichen Hause kann schwerlich eine besondere Staatsaufsicht ausgeübt werden. Aber weil der Stand der Gelehrten ein öffentlicher Stand, und gleichsam eine Würde im Staate seyn muß; so folgt natürlicher Weise, daß die im Hause und nur in Privatschulen unterrichteten jungen Bürger diese Würde nicht erlangen, wenn sie nicht durch öffentliche Prüfungen nachmals dazu legitimirt werden. Ferner ist es der erwünschten Ordnung zuwider, daß zahlreiche Privatschulen ohne vorgängige Anzeige vor der Obrigkeit gehalten werden. Denn der Staat muß untersuchen, ob ein Kinderlehrer eine moralisch-unschuldige Religion habe, welche die Lehre von Tugend und Lastern, von einem vergeltenden Richter nach dem Tode und von der Pflicht des Gehorsams gegen die Majestät und ihre Gesetze als wesentliche Theile in sich fasse. Wider diese Staats-Religion kann kein Unterricht ohne Verderben des Volks geduldet werden, da nicht einmal jemand ohne Wissenschaft und Bekenntniß derselben des Bürgerrechts in einem weislich regierten Staate für fähig erklärt werden kann. Auch müssen die Privatschulen den moralischen Visitatoren, die der Staat dazu bestellt, zur Untersuchung offen stehen, ob etwas Erhebliches wider die Gesundheit und wider die nöthigen guten Angewöhnungen zu einem gemeinnützigen Leben daselbst geschehe, wovon ich das Gegentheil von allen öffentlichen Staatsschulen als bekannt, oder als unentbehrlich hier voraussetze. Aber daß einzelne Priester, oder ein Collegium derselben ein Recht haben sollte, Schulen, worein die Eltern ihre Kinder freywillig senden, wegen anderer Paradoxie rechtskräftig zu verbieten, da solche Priester doch in Ansehung solcher Eltern eben so wohl paradox sind, als diese in Ansehung jener, indem die Paradoxie relativ ist; dieses äußerliche oder blos scheinbare Recht der Geistlichen, sage ich, gehört ganz offenbar zur unchristlichen Intoleranz, welche, Gott sey Dank, an vielen Orten schon sehr geschwächt ist, und innerhalb hundert Jahren mehr lächerlich werden, als furchtbar bleiben wird. Unterdessen aber behält die Gesellschaft der Kirche das Recht, Schulen, die von ihren Lehren abweichen, oder deren Uebereinstimmung damit ihnen nicht bekannt ist, für unkatholisch, ungriechisch, unlutherisch, unreformirt, unarminianisch, unsocinianisch u. s. w. zu erklären, und nur die ihrigen dem Gewissen ihrer Mitglieder anzupreisen.

Eine Nation müßte so gebessert seyn, als sie fast niemals wird, wenn niedrige und hohe Staatsschulen, das ist solche, die von dem Staate unterhalten werden, und unter ganz besonderer Aufsicht derselben stehen, unentbehrlich seyn sollten. Ob nun gleich dieselbigen kein Zwangrecht haben dürfen, so ist es dennoch nicht unbillig, sondern vielleicht nothwendig, wofern die Staatsschulen im guten Stande sind, daß verordnet werde, zu welchen Aemtern niemand als ein solcher, der daselbst erzogen und unterrichtet wäre, zugelassen werden, oder daß er im Falle einer nöthigen Ausnahme zum Vortheile der Staatsschule ein Gewisses bezahlen sollte.

Da solche öffentliche Schulen auf allgemeine Kosten der Reiche und Provinzen unterhalten werden, wozu in einem Lande, welches verschiedene Religionsverwandte hat, ein jeder Einwohner etwas beyträgt: so ist es auch billig, daß diese Wohlthat für einen jeden Bürger allgemein sey, und daß der Religion oder Kirche halber keine Kinder von dem Genusse derselben ausgeschlossen werden. Dieses ist auch daraus erweislich, weil der Staat von allen seinen Kindern gleiche Treue oder gleichen Patriotismus fodert, oder zu fodern das Recht hat; und also in allen Staatshandlungen unpartheyisch seyn muß. Nun ist es zwar weder möglich noch nützlich, daß es in den Staatsschulen an dem Unterrichte in der Religion der zahlreichsten Kirche fehle, welche die Landesreligion genannt wird. Aber nach der strengsten Billigkeit muß es erlaubt seyn, daß die Eltern der dissidentischen Religionen und Kirchen nach ihren Gewissen ihre Kinder dieses Unterrichts nicht geniessen lassen, und daß sie dennoch nicht gänzlich des Vortheils beraubt werden, die Ihrigen zu Erlernung der bloßen weltlichen Wissenschaften hineinzuschicken. Zu diesem Ende müßte der Unterricht von der Art seyn, daß bey Gelegenheit der weltlichen Wissenschaften von den Lehrern und in den Lehrbüchern keine Voraussetzung von der Falschheit oder Wahrheit irgend einer unter den zusammen wohnenden Religionen vorkäme, vielweniger eine Feindschaft gegen irgend eine bezeuget würde. Kann man denn nicht die Sprachen, die Rhetorik, die ganze Philosophie, die Mathematik und die Moral schriftlich und mündlich so vortragen, daß keine Entscheidung wider Katholiken, Griechen, Lutheraner, Reformirte, Arminianer und Socinianer gegeben werde? In Ansehung der Staatslehre und der Historie scheint es schwer. Doch nach meiner Meinung darf in höhern und niedrigen Schulen nur derjenige Grund dieser Wissenschaft gelegt werden, bey welchem es ebenfalls noch möglich ist, sich der unverträgsamen Anzüglichkeit gegen alle Religionsverwandte zu enthalten. Die Kenntniß der berühmten Schriftsteller ist dabey das vornehmste. Ein jeder mag durch Hülfe derselben nach den Schuljahren denjenigen Theil dieses Studii weiter fortsetzen, der seinen Absichten am gemäßesten ist, und in Lesung der ihm bekannt gewordenen Bücher nach seinem Gewissen verfahren. Die Erleuchtung und Brauchbarkeit aller Einwohner des Landes, von welcher Religion sie auch seyn möchten, würde dadurch allgemeiner werden, und die Wahrheit, auf welcher Seite sie auch seyn mag, durch eine solche Methode der Staatsschulen mehr gewinnen, als es in der Welt geschehen kann, so lange ein jeder Staat seine öffentlichen Schulen beordert, die zartesten Kinder von jedem Satze der Landesreligion und von jedem Greuel des Gegentheils weit eher zu überreden, als sie des Urtheils oder der Ueberzeugung fähig werden. Es hätte auch selbst die zahlreichste Kirche kein Recht, sich über eine solche gemeinnützige Methode der Staatsschulen zu beschweren, indem nicht nur dieser besondern Religion abgetheilte Stunden gewidmet wären, sondern auch die Kirchengesellschaft das Recht und die Pflicht behielte, die Ihrigen vor Aufnahme in die Kirchengemeinschaft zur Entscheidung aller solcher Puncte genug zu unterrichten, welche sie in den Staatsschulen etwa nicht genug nach der Wahrheit oder der angenommenen Meynung von der Wahrheit zu entscheiden möchten angewohnt seyn. Der Staat und das Lehramt in der Religion, die Handlungen dieses und die Handlungen jenes, sind zwar in einem Lande beysammen; aber von ganz verschiedenem Zwecke, von ganz verschiedener Natur. Die Kirche sucht die Religion zu befördern in ihrer ganzen Ausdehnung, so fern sie für wahr gehalten wird; aber sie darf es nur thun durch überredende oder überzeugende Gründe oder Vorstellungen, ohne Befehl, Zwang und Strafe. Der Staat hat die irdische Wohlfarth der Einwohner zum Zwecke, welche er im nöthigen Falle auch durch Gesetze und Zwang befördert. Sein vorzüglichstes Mittel ist die Ausbreitung der bürgerlichen Tugend. Er sieht ein, daß diese Tugend durch Erkenntniß der Wahrheit von einem richtenden Vergelter unsterblicher Seelen sehr gesichert werde. Also hat der Staat sowohl Recht als Pflicht, diese Erkenntniß auch durch Staatshandlungen zu befördern, und einen gefährlichen Widerspruch dawider zu verhindern. Könnte ein Staat jemals auf die falsche Meynung gerathen, daß diese Wahrheit von einem künftigen Vergelter der Tugenden und der Laster sich bloß durch die Gründe aus der Wahrscheinlichkeit und aus der Glaubenspflicht, welche die sich selbst gelassene Vernunft den Nachdenkenden anbeut, wider die Macht der Zweifel und Einwürfe, ohne Annahme einer Offenbarung, schützen könnte: so wäre es nicht zu läugnen, daß der Staat nur zur Beförderung dieser natürlichen Religion eine gesetzgebende Autorität zu gebrauchen berechtigt wäre. Allein, da unter tausend Seelen nicht eine seyn kann, in welcher die Vernunft diese zur bürgerlichen Tugend zureichende Wirkung hätte; so ist der Staat auch berechtiget, dahin zu sehen, daß in einem jugendlichen Unterrichte der Bürger diese geoffenbarte Lehre auch als geoffenbart erkannt werde. Alle andere Rechtgläubigkeit aber ist dem Staate als Staate gleichgültig, weil jene die guten Wirkungen der Gesetzgebung nicht befördert, und diese sie nicht hindert. Denn zur Ausbreitung des ganzen Umfangs der Religionswahrheiten ist die Kirche eine von dem Staate verschiedene Gesellschaft. Solche Lehrsätze, die man noch lange Zeit nicht glauben wird, habe ich in andern Schriften mehr erläutert und bewiesen. Hier erwähne ich derselben nur im Vorbeygehen, weil sie in die Methoden der Schulen, die der Staat auf gemeine Kosten erhält, einen Einfluß haben.

Das Staatsbeste ist die allgemeine Wohlfarth der Einwohner; diese fällt und steigt mit der bürgerlichen Tugend; die Erziehung und der Unterricht, vornehmlich in öffentlichen Schulen, ist entweder das vorzüglichste Hülfsmittel, oder das vorzüglichste Hinderniß dieses höchsten Staatszwecks, die bürgerliche Tugend zu befördern. Was kann man von der öffentlichen Glückseligkeit also denken, wenn man fast allenthalben das Wesen der Schulen und Studien in dem äußersten Verfalle sieht? Alles, was zur öffentlichen Wohlfarth gepflanzt ist, muß beständig im Werden bleiben, aufblühen, wachsen, Früchte tragen; niemals verwelken, verdorren, oder verfaulen. Besser ist es, das Unnütze umhauen. Die Säfte, die es aus der Erde zog, sind kostbar. Die Stelle muß gebraucht

werden. Der Staat muß allen Familien ein Exempel der beständigen Lebhaftigkeit und Ordnung in allen Geschäften seyn. Aber wie manche Universität? — wie manches Gymnasium? — wie manche Schule? Große Gebäude, welche Wüsteneyen werden, Stipendien und Wohlthaten, ohne daß eine zureichende Zahl da ist, die sie verlangen! Eine erstaunliche Menge ekelhafter Verbalerkenntniß, ohne Realität! Eine Ordnung der Schulwissenschaften und Studien, bey deren Bestimmung weder Unterschied der künftigen Lebensart der Kinder, noch die Möglichkeit in dem fortschreitenden Anbau des menschlichen Verstandes zu Rathe gezogen ist! Warum sind oder heissen alle öffentliche Schulen der Städte lateinische Schulen! Was hilft dem künftigen Tischler oder Maurer sein Vocabelbuch, sein Donat, sein lateinischer Catechismus! sein Vorrath von lateinischen Sentenzen! sein Miltiades! seine Briefe eines römischen Bürgermeisters; alle Zeit, die er dabei verloren, alles Elend, das er dabei ausgestanden hat? Ich schreibe als ein Augenzeuge höchst berühmter Schulen. Wer einen lateinischen Schriftsteller einigermaßen versteht, und mit Mühe zur Noth so schreiben kann, daß er ohne Ekel andern verständlich bleibt; kann sich der wohl rühmen, wenn er alle dazu verwandte Zeit zusammen rechnet, daß er es in sieben oder zehn ganzen und den wichtigsten Lebensjahren gelernt habe? Die fast allgemeinen Mängel des Schulwesens sind unzählbar. Nirgends ist eine so feste Anlage zur wahren Tugend und zum Patriotismus, als sie seyn sollte, und auch möglich ist. Die Tugend der Keuschheit ist z. E. eine der wichtigsten. Dieselbe ist, wie ich aus vielen eingeholten Erfahrungen weiß, nicht selten in öffentlichen Schulen der schlimmsten und unnatürlichsten Gefahr*) ausgesetzt, in einem Alter, da viele, ohne fast zu wissen, daß es Sünde sey, so sündigen lernen, daß, wenn sie sich auch bessern, dennoch weder der Leib noch die Seele jemals wieder zu der Stärke und Glückseligkeit der Unschuld gelangen kann. Ich weiß, wie schwer dieses zu vermeiden ist. Aber desto mehr sollte über alle Mittel berathschlagt werden, ob vielleicht tüchtigere zu finden wären, als die man itzo weiß. Denn die Sache ist für das ganze menschliche Geschlecht höchst wichtig. Kurz, das Schulwesen muß eine Zeitlang einigen der ehrwürdigsten und angesehensten Menschenfreunde der Gegenstand ihrer wichtigsten Ueberlegungen werden. Das Aussuchen vieler vorigen und gegenwärtigen Erfahrungen; die Prüfung vieler merkwürdigen Vorschläge und eine Menge von unschädlichen Versuchen ist nöthig, um das Schulwesen zu derjenigen Vollkommenheit zu bringen, welcher dieses Weltalter nicht entbehren kann, ohne immer unglücklicher zu werden. Es ist gar keine Proportion mehr auf der einen Seite, zwischen den zufällig entstandenen Einsichten und neuen Uebeln, und auf der andern Seite, zwischen dem Werthe des öffentlichen Schulwesens und den Gegenmitteln, welche man wider die Uebel erfindet. Wäre auch vormals das Schulwesen schlechter bestellt gewesen, als jetzund, so konnten doch die blindern und folgsamen Zeiten es besser ertragen als die unsrigen. Sie konnten, wollten und durften die Schulen, Schulmänner und Schulbücher nicht so verachten, wie jetzund von vielen geschieht, und bis große Verbesserungen erfolgt, ohnfehlbar geschehen muß. Eine zufällige Lectüre und Uebung giebt jetzund Vielen mehr Einsicht, als man in den meisten niedrigen und hohen Schulen erlangen kann. Zum Unglück aber ist diese Einsicht nichts Ganzes, nichts Zusammenhangendes, nichts den Ständen der Leser Angemessenes, nichts mit dem jugendlichen Unterrichte Harmonirendes, und nicht von einer solchen Art, daß es die Bürger in den Häusern tugendhafter, und in Staatshandlungen patriotischer machen sollte. Unterdessen, wenn man mit solcher oder auch mit moralischer Einsicht in seine Schuljahre zurück denkt, oder das Schulwesen anschauet, so kann man sich des traurigen Urtheils nicht enthalten, daß in dem Schulwesen noch die Vernunft oder der Geschmack der barbarischen Jahrhunderte herrsche; daß sehr viel Unnöthiges daselbst gelernt, und sehr viel Nöthiges versäumt werde; daß die meisten Methoden in Schneckenlinien fortschreiten, und daß zu vielen Geschäften, wozu man Gelehrte, das ist, solche verlangt, die auch auf Universitäten gewesen sind, mancher weit geschickter wäre, wenn er nicht studirt, sondern einer andern Anführung zu solchen Geschäften genossen hätte. Auf solche Weise muß das Schulwesen noch mehr in Verachtung kommen, als es seiner wahren Mängel wegen billig ist. Die Eltern können sich der nachtheiligen Reden davon in Gegenwart ihrer Kinder schwerlich enthalten. Sie suchen entweder andere Mittel, oder wenn sie ihnen noch öffentliche Schulen, Gymnasien und Academien anrathen, so hat doch die Critick der Eltern über die großen Mängel derselben eine solche Wirkung auf die Gemüther der Jugend, daß ihr auch dadurch diese Stiftungen noch unnützer werden. Ist es nicht bey mancher Person eine sehr schlechte Empfehlung, ein Gelehrter, ein Schulmann, ein Professor zu seyn? Wie kann ein solcher Mann, heißt es zuweilen, einen practischen Verstand haben? Und dies ist doch nicht vielmehr als die gesunde Vernunft und Reflexion über die Erfahrung. Wenn dieses kränkende Urtheil oftmals wahr ist; so hat man desto mehr Ursache, über die Disproportion des Studienwesens und der zufälligen Einsicht unsers Jahrhunderts zu klagen, und also alle Menschenfreunde und Patrioten um Rath und Hülfe bei dieser Gefahr der öffentlichen Wohlfarth anzurufen. Wenn das Studienwesen im guten Stande seyn wird, so muß die geendigte Laufbahn der Studentenjahre ordentlicher Weise ein gutes Vorurtheil für jemandes vorzügliche Einsicht, Tugend und Brauchbarkeit erwecken; so muß man keinen Schulman sehn, und ohne starke Vermuthung, daß es ein erfahrner, gesitteter und beredter Mann sey, der die Menschen eben so gut kennt, als ein Hofmann; so müssen die Professorate Belohnungen der verdientesten Schulmänner werden, und ein niemals oder selten falsches Zeugniß von vorzüglichen Talenten und Tugenden seyn.

Wie weit sind wir von dieser Vollkommenheit entfernt? Wie wichtig wäre es, wenn wir uns ihr näherten? Wie kann aber dieses geschehen, ohne eine vieljährige Ueberlegung eines dazu verordneten Collegiums? Ohne Vorsätze, welche nur die Majestät ausführen kann? Ohne gänzliche Umschaffung des Studienwesens? Ohne ein dazu eingerichtetes Seminarium künftiger Schulmänner? Wie kann dazu der Anfang gemacht werden, wenn nicht zuvor mit nöthiger Veranstaltung versucht wird, ob es nach Vereinigung einiger Männer möglich sey, eine wirklich gute Schulbibliothek zu schreiben, das ist eine ordentliche Folge von nützlichen Schulbüchern, welche einförmig zu dem wichtigen Zwecke fortschritte; welche von dem Alphabete des menschlichen Verstandes anfinge; welche die zu allen Ständen nöthigen Erkenntnisse zu erst festsetzte, alsdann zur Unterweisung der mittlern Bürger Gelegenheit gäbe, und sich mit den Gründen der Wissenschaften eines Studirenden endigte; in welcher jeder vorhergehende Theil den folgenden erleichterte, welche die Verbalerkenntniß nicht zur Hauptsache machte; welche die Streitigkeiten der Kirchen nicht in den allgemeinen Schulen anfeuerten, welche auf eine vernünftige Art die Proportion der Wissenschaften träfe; welche diejenigen Erkenntnisse, die mit Schaden zerstreuet sind, vereinigte; welche mit allem Fleiße nach dem Bedürfnisse unsrer Zeiten eingerichtet wäre; welche sowohl der schädlichen Armuth, als der geitzigen Polyhistorie in den Wissenschaften widerstünde; welche zur möglichen Praxis jeder Kenntniß Gelegenheit gäbe; kurz, welche so beschaffen wäre, daß ich mir nur getraue, zu einem verbesserlichen Versuche etwas Weniges beizutragen, wenn ich Mitarbeiter und andere zureichende Hülfe sollte erlangen können. Nöthig, höchst nöthig, ist ein solches Werk. Denn durch Verordnungen ist wenig ausgerichtet. Wo sind die Männer, die etwas Besseres ausüben wollen oder können, ehe sie in Seminarien dazu erzogen werden? Hat ein G***, ungeachtet der Befehle seines Hofes, die Schulmethode dortiger Gegend mit einiger Allgemeinheit verbessern können? Kann ein solch Seminarium anfangen, ehe eine nützliche Schulbibliothek da ist? Und ich frage keinesweges, wo sie denn sey; sondern ich will weit weniger fragen: wo ist in einer einzigen Wissenschaft das erste, zweyte und dritte auf einander folgende Schulbuch, welches nicht nach dem Maaße der jetzigen Einsicht die verkehrtesten Methoden hätte? Die Religion überlasse ich den Kirchen, ich frage nur von weltlichen Wissenschaften; und nehme allenfalls noch die Mathemathik aus, wo die Natur der Sachen die Schriftsteller schon zur Ordnung gezwungen hat. Aber in der Schulmoral? — in den Sprachen? — in historischen Wissenschaften? — in der ersten Bildung des Geschmacks? u. s. w. Wenn man der Natur der Menschen und der Dinge folgen will, wie wenig hilft uns dann noch die beste Chrestomathie, um eine bessere zu versuchen? Doch muß ich mit Danke im Namen Vieler gestehen, daß des Herrn D. Büsching's über latinus das noch nie erhörte Verdienste habe, ein solch lateinisch Buch zu seyn, welches keine Zeile enthält, dessen Realinhalt nicht den Kräften und dem Nutzen des Alters, dem es bestimmt ist, angemessen wäre. Aber wie sehr wäre die Möglichkeit zu wünschen, daß ein solches Buch eben sowohl mit den leichtesten Redensarten und Constructionen anfangen, als mit jedem Blatte oder Bogen durch die höhern Grade der nöthigen Schwierigkeiten fortschreiten könnte?

*) M. s. in Bahrdt's Selbstbiographie Th. I. die Schilderung von Schulpforta.

Ludwig Friedrich Otto Baumgarten-Crusius,

Dr. und Professor der Theologie, geheimer Kirchenrath, Ritter des großherzoglich-sächsischen Falkenordens, zu Jena, ward im Jahre 1788 zu Merseburg geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung dort und auf der kön. Landschule zu Grimma und bezog dann im 17. Jahre seines Alters die Universität Leipzig. Nach dreijährigen Studien machte er das theologische Examen unter Reinhard, habilitirte sich darauf 1809 als Privatdocent in Leipzig und ward im folgenden Jahre Universitätsprediger daselbst. 1812 nahm er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Theologie zu Jena an und ward 1817 ordentlicher Professor, 1818 Mitglied des Senates und der theologischen Facultät an dieser Universität, stets einen großen, dankbaren Kreis von Schülern und Zuhörern um sich versammelnd.

Außer einer Reihe von lateinischen Abhandlungen hat er Folgendes verfaßt:

Das Menschenleben und die Religion. Sechs Vorles. Jena, 1816.
Einleitung in das Studium der Dogmatik. Leipz. 1820.
Ueber wissenschaftliche Freiheit an sich und in Beziehung auf die deutschen Universitäten; eine Rede. Jena, 1826.
Lehrbuch der christlichen Sittenlehre. Leipz. 1826.
Grundzüge der biblischen Theologie. Jena, 1828.
Ueber Gewissensfreiheit, Lehrfreiheit und über den Rationalismus und seine Gegner. Berl. 1830.
Grundriß der evangelisch-kirchlichen Dogmatik. Jena, 1830.
Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Jena, 1831 – 32. 2 Abtheil.
Ueber D. Friedr. Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst. Jena, 1834.

B-C. ist ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, tiefem Forscherblick und im Leben wie in der Wissenschaft voll freundlicher, wohlwollender Milde, den wahren Geist aller Zeiten anerkennend und befördernd und mit sicherer Hand an das Tageslicht fördernd, wo die Stürme früherer Jahrhunderte ihn mit Trümmern bedeckten und den Blicken der Nachwelt entzogen. Von diesem Sinne geleitet ist seine Rede, wie sein Styl einfach und ernst, aber ein Spiegel seines Geistes und Gemüthes. Eine Darstellung seines Wirkens als Lehrer der Wissenschaft des göttlichen Wortes und der Grundsätze, die ihm dabei zur Richtschnur dienen, sey uns gestattet hier aus der lautersten Quelle zu schöpfen, wo uns selbst auch nur im Entferntesten bei anderem, diesen Studien fremdartigem Beruf keine Stimme des Urtheils gewährt werden kann. Sie lautet *): „In der Ueberzeugung, daß sich das Evangelium nicht habe im Widerspruche mit der religiösen und sittlichen Anlage des Menschen und mit seinen höhern Angelegenheiten aufstellen können, und daß die Sache Gottes von jeher auch die der Menschheit gewesen sey, hat ihn die genauere Durchforschung der heiligen Sache und Schrift vollkommen und innigst befestigt. Das Evangelium will nur eine Ankündigung und Aufforderung seyn, welche sich auf ein geistiges Gottesreich unter den Menschen bezieht. Dabei hat er sich gewöhnt, immer mehr an die Göttlichkeit der Sache und ihrer Erfolge, als an die Inspiration der Personen zu denken. Die Fragen über das Unmittelbare und Mittelbare der göttlichen Offenbarung scheinen ihm, tiefer aufgefaßt, so unauflöslich als unerheblich. Das Außerordentliche in der christlichen Urgeschichte dünkt ihm auch in historischer Hinsicht wenigstens nicht dafür geeignet, die Sache des Evangeliums darauf zu gründen: wenn er gleich ebenso geneigt ist, außernatürliche Kräfte in jener Zeit wirksam zu denken, als sich ihm Person und Rede Christi entschieden als einzig in der menschlichen Geschichte darstellen. Aber selbst wenn jenes Außerordentliche nur in den Gefühlen und Ansichten der Zeitgenossen gelegen hätte, würde das bedeutend genug seyn, daß Zeit und Person Christi einen solchen lichten Kreis um sich zu ziehen und auf einen solchen Standpunkt zu treten vermocht hätten. Die Dogmen der Kirche sind ihm nach mannigfachen philosophischen und historischen Studien zum Theile als unvollendete, oft auch entstellte Auffassungen des Urchristenthums, zum Theile als Nachklänge fremder Lehren aller Art erschienen, welche er eben so wenig behaupten, als speculativ oder moralisch deuten mag, sondern die er vollständig zu erklären und hinter denen er die reine Urgestalt des Evangeliums aufzufassen stets bemüht gewesen ist."

Wir theilen hier einen Auszug aus B-C's neuester Schrift mit, welcher allgemein ansprechen muß, und dessen Darstellung dem würdigen und großen Gegenstande, den sie behandelt, vollkommen angemessen ist, und lassen hierauf eine ausgezeichnete Rede des würdigen Verfassers folgen.

*) Hutterus redivivus. Zweite Aufl. Leipzig, 1833. S. 69. Anm. 16.

Schleiermacher, nach Geist und Schriften dargestellt *).

Das innere Leben vollzieht und bewegt sich in zwei Richtungen: sie mögen Geist und Kraft genannt werden. Es sind dieselben beiden Principien, welche durch den ganzen Weltbau hin schaffen und herrschen, und die unter jener Gestalt im menschlichen Gemüthe erscheinen: das Eine, aneignend, in sich gezogen, das andere nach Außen gerichtet, sich ausbreitend. Hier im inneren Leben sind es also die Richtungen: aufzunehmen, in sich hineinzubilden, und die zur Gegenwürkung, zum Streben, Schaffen nach Außen hin; jene ist immer innerlich, geistig-rein, diese sich mit dem Aeußerlichen verbindend, dem Weltlichen näher, concreter.

In Allem, was in der innerlichen Region des Lebens da ist und geschieht, erkennen wir jene zwei Principien, ja ihre Vereinigung hält und trägt eben das Leben. Aber alle Verschiedenheiten unter den Menschen, die der Anlage, des Sinnes, der Richtung ihres Daseins, haben ihren Grund in der Ungleichmäßigkeit dieser Principien, in dem Vorherrschen Eines vor dem andern. Dieses hat schon die gemeine Erfahrung längst erkannt und die gewöhnliche Sprache auf mannichfache Weise bezeichnet. Es giebt vorzugsweise intelligente und wieder andere, vorzugsweise praktische Naturen: auch der Beruf der Menschen scheidet sich in dieser Weise. Bis zur Ueberspannung bildeten in alten Zeiten die Freunde des abgezogendn, beschaulichen Lebens, bis zur schroffen Einseitigkeit in der späteren Zeit die Pedanterie der Gelehrten, sich in der ausschlüßlich intelligenten Sphäre aus; die Rohheit der Empirismus, die Unwissenschaftlichkeit haben sich in der ausschlüßlich praktischen Richtung gehalten. Der gesunde Sinn hat dagegen immer für das Leben die Forderung ausgesprochen, daß beide Richtungen mit einander vereint werden, daß sie sich ausgleichen, ergänzen sollen.

Aber nur bei Wenigen, den Ausgezeichneteren, zeigen sich im Inneren das Intelligente und das Praktische, Geist und Kraft, gleichmäßig entwickelt und im Einklange mit einander. Einer dieser Seltenen war Schleiermacher. Und der Grund eines solchen Ebenmaßes kann immer nur in der Ausbildung des geistigen Lebens liegen: denn nur das Rechte, das Tüchtige und Vollkommene vermag sich zum Ebenmaße, zur Harmonie zu verbinden. Und eben bei Schleiermacher zeigt sich auch dieser Grad, diese Vollendung der geistigen Bildung.

Tief im Inneren ferner giebt es ein zwiefaches Interesse, in welchem alles Edle und Würdige beruht, das sich in jedem hohen Streben und in jedem heiligen Drange offenbart: es ist das In-

*) Aus: Ueber Dr. Friedrich Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst, von Dr. Ludw. Fr. Otto Baumgarten-Crusius. Jena, 1834.

teresse für die Wahrheit und das für die Religion und die Tugend, oder (wollen wir einen herrlichen Namen von seinem Misbrauch retten, um mit ihm jenes Beides zugleich zu bezeichnen) das für das Heilige. Auch diese Richtungen hat das gewöhnliche menschliche Leben, innerlich und äußerlich, getrennt: auch hier kommt Alles auf die Vereinigung der beiden an, und auch hier findet diese nur bei der Durchbildung, der Vollendung Statt.

Eine solche Seele spricht aus den Werken und den Lehren Schleiermacher's. Wir kennen ihn als den erleuchteten Freund und Herold der Wahrheit, der Wahrheit in allen Beziehungen, für alle Verhältnisse: aber er schied sie nicht von der Religion, und diese nicht von dem Guten und Edlen: und die Begeisterung für diese Gegenstände hat ihn nie verlassen, noch seine letzten Reden haben sie verkündigt.

In solcher Vereinigung und in solcher Vollendung von Geist und Kraft, und von Intelligenz und Religion und Tugend, laßt uns Schleiermacher darstellen. Er hat hiermit noch als leuchtenden Schmuck seines Lebens, die Liebe zum Evangelium und ein hohes Verdienst um dessen Sache verbunden. In dieser Lebendigkeit, dieser Lauterkeit und Höhe seines Wesens konnte er denn die ewige Jugend finden, welche er sich selbst weissagte: „frisch bleibt der Puls des inneren Lebens bis an den Tod."

Daß die intelligente Natur Schleiermacher's, wie bei unendlich Wenigen mächtig und durchgebildet gewesen sei; dieses ist das Anerkannteste von alle dem, was wir von ihm hier darzulegen haben. Aber es hat sich auch in seinen geistigen Richtungen, und dann in seinen Arbeiten und Schriften zu glänzend offenbart.

Weit mehr als der wissenschaftliche Stoff hatte der Gedanke für seinen Geist Interesse und Bedeutung. Dieses hat ihm als Lehrer jene unersetzliche Vollendung gegeben, in welcher er die Geister, ihnen vordenkend, sie beherrschend und leitend, entwickelt hat: und dieses gab ihm auch jene Hinneigung zur Dialektik, zu der freiesten, reinsten Auffassung der Gedanken, und die Kraft, welche er in derselben dargelegt hat. Die Dialektik hat, seitdem Aristoteles die alte, edle Bedeutung des Wortes abgeändert hatte, einen üblen Ruf in den gewöhnlichen Schulen gehabt. Auch Schleiermacher'n ist ihr Gebrauch oft verübelt worden, oder man hat ihn wenigstens eines Misbrauchs derselben durch Uebertreibung angeklagt. Wie man die Dialektik früher der eigentlichen Wahrheitsforschung entgegensetzte, so meinte man, daß Schleiermacher, indem er oft nur den Begriffen an sich folgte, ihren logischen Werth und ihre Anwendung prüfte, oder oft nur mögliche Gedankenreihen, Hypothesen, bisweilen auch unvollendet, verfolgte, wenigstens häufig seine Erörterungen des Gehaltes oder des Resultats beraube. Man erwog nicht, welche Entwickelung der geistigen Kraft, wie die Begründung aller wissenschaftlichen Forschung in dieser dialektischen Art und Kunst liege; daß es etwas Anderes um sie und um die Spitzfindigkeit sei, welche die Schwierigkeiten, die sie lösen will, erst in die Gegenstände hineinträgt, und daß sich die Richtigkeit der Form, die Wahrheit des Begriffes, und die des Gedankens wechselseitig bedingen.

Diese Dialektik begleitet Schleiermacher in alle Beschäftigungen seines geistigen Lebens: ein unübertroffenes Denkmal derselben ist die „Kritik der Sittenlehre." Hier hat er sich den alten und neuen Systemen der philosophischen Moral gegenübergestellt, um, ohne vorerst das, was ihm als sittliche Wahrheit galt, anders als nur in Andeutungen auszusprechen, zu erweisen, wie unbestimmt und ungenau bisher Principien, Begriffe, allgemeine und besondere, und Systeme der Sittenlehre gewesen und wie die ethischen Lehren meist theils ohne Gehalt, theils aus den gemeinen Begriffen und der Erfahrung entlehnt gewesen seien. Vornehmlich hat das Buch viele entscheidende Bemerkungen über die Kantische Ethik und moralische Philosophie vom Standpuncte der Dialektik aus gegeben.

Aber Schleiermacher's Geist zeigt sich in seiner Tiefe und Macht auch da, wo er sich auf Erörterung und Verarbeitung eines Stoffes gerichtet hat.

Ueberblicken wir zuerst in seinen Schriften die Gegenstände, welche er für die Untersuchung aufgegriffen hat, so sind es fast durchgängig gerade die tiefsten, oder die am wenigsten aufgesuchten und bearbeiteten gewesen. Um Platon, den tiefen und vielgedeuteten, noch zu übergehen, der ihm weit mehr als nur für Geist und Verstand zusagte, dem sich vielmehr sein ganzes Wesen angeeignet hatte; so waren es auf dem geschichtlich-philosophischen Gebiete: Heraklit, auf dessen Namen schon ein uraltes Vorurtheil der Unbegreiflichkeit ruhte, und dessen Bruchstücke von Schleiermacher zuerst vollständiger und geordneter zusammengestellt wurden, ferner die jonischen Philosophen, sie, deren Lehren nur in zweideutigen, auch widersprechenden, Nachrichten erhalten worden sind, und bei denen schon Aristoteles im Urtheile befangen war, Diogenes von Apollonia, den das Alterthum für den Vermittler des uralten Materialismus und des Anaxagoreischen Theismus ansahe: so endlich die große Erscheinung des Sokrates. Dieser bedurfte um so mehr einer unbefangenen, sinnigeren Darstellung nach seinem philosophischen Verdienste, als man bei ihm gewöhnlich nur nach Resultaten und Lehren zu fragen pflegte, und als sich gerade das Matte und Dürftige oft an seinen Namen angeschlossen hatte.

Die Geschichte der Kirche und der Dogmen hat Schleiermacher weniger, für besondere Studien und Arbeiten, beschäftigt. Er forschte und schuf auf einem schon unermeßlich ausgebreiteten Gebiete: übrigens war er gewohnt, dieses christlich-Geschichtliche mehr in Beziehung auf die kirchliche Glaubenslehre, für welche es das Verständniß gebe, und auf die kirchliche Würksamkeit zu betrachten, für welche es den Ausgangspunct und Anhalt darböte. Aber ganz im gleichen Sinne, wie wir ihn eben anderwärts erblickt haben, wählte Schleiermacher für Forschung und Darstellung auf diesem Felde den Sabellianismus und sein Verhältniß zur Athanasianischen Lehre. Denn dieses ist eine uns nur lückenhaft und vielfach verfälscht bekannt gewordene Denkart in der alten Kirche, aber in den vornehmsten Vertretern von entschieden speculativem Charakter: und von dieser Seite faßte sie Schleiermacher auf. Von dieser Seite ist auch die Abhandlung musterhaft, wenn auch immer manche Urtheile und Ansichten derselben noch streitig werden müssen.

Wie in der Wahl der Gegenstände, so erwies sich Schleiermacher's Intelligenz auch überall in der Auffassung und Behandlung derselben: auch da, wo er eben nicht blos Dialektiker sein wollte. Es war Wenigen so wie ihm verliehen, in Allem, wo sein Blick hintraf, die tiefere Bedeutung, die Idee, Philosophie zu erkennen und herauszustellen. Mag sich auch hierbei vor ihm bisweilen der Stoff zu weit zurückgezogen haben; aber es ist nur aus der Gedankenlosigkeit zu erklären, mit welcher Manche lesen und welche sie suchen und wollen, daß diese tief aufklärende Art seiner Betrachtung und Darstellung oft als Verdunkelung oder Entstellung angesehen worden ist. Die sinnvolle „Darstellung des theologischen Studium" möge hier vor Allem genannt werden.

Doch mit besonderer Vorliebe und eigenthümlichem Berufe hat er vornehmlich die Kritik geübt. Aber sein Geist eilte gewöhnlich über die Einzelnheiten der gangbaren Texte hinaus; und es kann sein, daß er in dieser niederen Kritik oft nicht glücklich gewesen sei. Da ist sie ihm freilich am meisten gelungen, wo, wie in den wichtigsten Platonischen Dialogen, Urtheil und Verbesserung in der Tiefe des Sinnes lag. Aber das, was man die höhere Kritik genannt hat, die Beurtheilung der alten Schriftdenkmale im Ganzen, des Aechten oder Unächten, der Stellung und Bedeutung derselben; dieses zog seinen Geist vorzüglich an, und wiederum gerade da am meisten, wo die Kritik lange geruht hatte. Doch hat er ebensowenig als Kritiker gebieten, das weitere Urtheil abschneiden wollen, als sein ernster Sinn die Kritik wie ein Spiel des Witzes und Scharfsinnes und des gelehrten Wissens ansehen mochte.

So hat sein Talent sich in dem berühmten Werke hervorgethan, in welchem die Weisheit und Herrlichkeit Platons zuerst unserer Sprache, und so einem größeren Kreise bildungsfähiger Leser näher trat. Mit den Dialogen Platons stand es seit der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften und der neuen Akademie zu Florenz schlimmer als in den älteren Zeiten und zu Alexandria. Die Tradition nahm ohne Unterschied Wahres und Falsches, selbst lächerlich Falsches wie es die meisten angeblichen Briefe des Philosophen sind, auf: die Anordnung der Schriften geschahe unter den beschränktesten Gesichtspuncten, bald nur nach dem was äußerlich zu passen schien, bald nach dem Lehrinhalte derselben, wie man ihn in ihnen allen, als ihren eigentlichen Endzweck, voraussetzte und sowie man ihn, meistens theologisch, auffaßte. Schleiermacher's Geist hat zuerst in dieser Masse geleuchtet, geschieden und geordnet: seit seinem Werke giebt es eine höhere Kritik der Platonischen Schriften. Nur daß wir ein, nicht nur in der Uebersetzung, sondern auch in den noch bei den Büchern vom Staate verhießenen Beigaben über Platon, seine Philosophie und Kunst, unvollendetes Werk empfangen haben! Und wie sehr muß man es beklagen, daß ihn sein Lebensgeschäft nicht auch zu der Kritik der Aristotelischen Schriften hat gelangen lassen, über welche er nur allenthalben zerstreute Andeutungen gegeben hat; aber deren durchgängige Unsicherheit und Verfälschung von Altersher bekannt und entschieden ist, und für deren Beurtheilung man noch nicht einmal Principien und Normen gefunden hat.

Denn freilich wurde Schleiermacher für eine lange Reihe seiner späteren Jahre vorzugsweise auf das Gebiet der christlichen Literatur hingeführt. Wir haben hier nur kurze Hindeutungen zu geben auf das, was seine Kritik dort geschaffen hat. Unvollendet sind seine Forschungen über die Evangelien geblieben: aber sie müssen (während in der theologischen Einleitungswissenschaft so Vieles gemeint und versucht worden ist, was durch den Fleiß und Scharfsinn unserer Gelehrten nur mit Mühe noch über dem Strom der Zeit gehalten wird), jene müssen ein Anhalt für bedeutende Untersuchungen bleiben: und, wie

es mit aller vernünftigen Prüfung lauterer und würdiger Dinge geschieht, diese Untersuchungen werden immer zugleich sowohl sondern und läutern als befestigen und sichern.

Schleiermacher konnte sich mit einem Sinne, welcher dem Alterthume und seinem Studien so vertraut war, und bei unbefangener Ansicht, weder die Hypothese von Einer gemeinsamen schriftlichen Quelle der Evangelien noch ähnliche künstliche Ausführungen aneignen, wie sie die neuere Zeit beliebt hatte. Aber neben der ursprünglichen evangelischen Tradition, auf welche ja Alles in der ältesten Kirche hinführt, nahm er für die drei ersten Evangelien (denn das Johanneische sahe er als eine ursprüngliche Denkschrift an, und er theilte mit der alten Kirche die hohe Bewunderung für dasselbe) noch originale Aufzeichnungen an von mancherlei Art und verschieden benutzt von den Schriftstellern. Die Kritik, welche er (in einer bekannten Schrift, welche, wie wir hoffen dürfen, aus seinem Nachlasse vollendet werden wird) an Lukas Evangelium übte, mochte wohl zu zuversichtlich sein und zu weit führen, auch läßt sich an dem, was er jüngst erst über Matthäus aus dem uralten Zeugnisse des Papias aufgestellt hat, eben in Beziehung darauf wie er dieses Zeugniß gebrauchte, Manches aussetzen. Aber das Beides konnte seinem Scharfsinne nicht entgehen, und es wird sich, meinen wir, immer mehr bewähren, daß das Evangelium des Lukas das am wenigsten selbständige sei, auch nicht habe sein wollen, und daß die kanonische Form des Evangelium von Matthäus der Person des Apostels etwas ferner stehe, selbst nach ältesten kirchlichen Meinungen. Doch während er so frei und kritisch scheidend arbeitete, erkannte er gern und freudig den Sinn und gleichsam die höhere Ordnung an, mit welcher sich dennoch diese kanonische Vierzahl der Evangelien zusammengestellt habe.

Fast durchgesprochen ist in der theologischen Literatur seine früheste Kritik auf dem Felde der N. T.lichen Schriften, die über den 1. Brief an Timotheus. Indem er Etwas erweist, was man die langen Zeiten vor ihm hindurch kaum geahndet hatte, daß dieser Brief einen nichtpaulinischen Klang habe, legt er sich fast gewaltsam ein Gesetz der Mäßigung auf in Beziehung auf den 2. Brief und den an Titus. Man fand aber bald, daß die drei unter Eine Kategorie gehörten: doch die Allermeisten haben der Kritik Schleiermacher's und seiner Nachfolger widersprochen, bis sich ausgleichende, und, wie uns dünkt, die wahren Urtheile herausgehoben haben. Denn das ist durch Schleiermacher entschieden und sicher geworden, daß man die Authentie dieser Briefe nur dann zu vertheidigen vermöge, wenn man eine genügende Erklärung der nicht Paulinischen Sprache bei einer Abfassung durch Paulus, zu geben im Stande sei.

Hat Schleiermacher zu wenig für die eigentliche Auslegung der biblischen Urkunden gethan, so mögen wir dieses nur beklagen, und schon seine unmittelbaren Schüler (wir wollen nur L. Usteri nennen) haben Manches in seinem Sinne vollbracht, was ihm nicht auszuführen, oder auch nicht anzufangen vergönnt war. Doch mag Schleiermacher da wo er die eigentliche Schriftauslegung geübt hat, oft weniger glücklich gewesen sein: er war zu sehr Kritiker, zu sehr Dialektiker, auch zu lange nur Ausleger der Alten, und zwar der tiefsinnigsten und gebildetsten, gewesen; endlich beschäftigte ihn die praktische Behandlung jener Urkunden zu sehr, daß nicht auch die wissenschaftliche Auslegung Etwas von der freieren, mehr anwendenden, Art und Methode von jener hätte annehmen sollen. Die Bücher des A. T., welche ihn der Sage nach (und wie man bei Dem schon voraussetzen kann, welcher nirgends obenhin und von Außen herein oder nur mit der Meinung Anderer forschte und urtheilte) früherhin viel beschäftigt hatten, blieben von seinen theologischen Arbeiten ausgeschlossen. Sie standen aber schon in seiner Denkart in einem, ohne Zweifel zu sehr entfernten, Verhältnisse zu der christlichen Sache und zur Kirche und ihrer geistigen Leitung.

So hat sich denn sein Geist gebildet, bewegt, erwiesen: wie ein helles Gestirn überall, wo er erschienen ist, in der Schule und in der Wissenschaft nach allen ihren Seiten hin. Aber, wir haben gesagt, gleichmäßig mit dem Geiste, und eben so vollendet wie seine Intelligenz, habe sich auch seine Kraft, praktisch, würkend und schaffend erwiesen.

Das war ja seine eigene, stete Anforderung: lebendige Theilnahme und Würksamkeit überall; Geist und Wissenschaft in allseitiger Anwendung und als Wahrheit im Leben; die Welt im Einklange mit der Idee. Und daß er dieser Forderung an seinem Theile genügt habe, im weitesten, reichsten Sinne, in Wort und That, mit Begeisterung und Weisheit: dafür bedarf es keines Zeugnisses, keiner Darstellung: das hat die öffentliche Meinung längst gewußt und bekannt. Darum galt ihm der Lehrerberuf und im kirchlichen Leben die Predigt so viel, er sahe sie beide als das Ziel und als die Bewährung der Bildung an; und wir wissen was er in diesem zwiefachen Berufe selbst gewesen sei.

Doch auch weit in das öffentliche Leben hinaus drang sein Gedanke und reichte sein Eifer. Die Lehre vom Staate und die bürgerlichen Pflichten und Rechte beschäftigten Geist und Gemüth Schleiermacher's ununterbrochen, auch in seine Lehrerthätigkeit hatte er diese Gegenstände aufgenommen: wiewohl er nur seltener, und niemals außerhalb der wissenschaftlichen und religiösen Sphäre, nie blos für die oberflächliche, übereilende Meinung der Menschen, immer aber versöhnend und ordnend, seine Stimme über einzelne Verhältnisse und Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens erhoben hat. Dagegen hat er gern über Alles öffentlich gesprochen, was in einem näheren Zusammenhange mit seinem Berufe in dem Leben stand. So über die Idee und die Anordnung der Universitäten im deutschen Sinne, so von vielen Seiten über die Einrichtung der Gottesverehrung, und über das Verhältniß der evangelischen Kirche zum Staate, über diesen schwierigen Gegenstand, welcher, wie Schleiermacher wohl erkannte, entscheidend und völlig weder durch die Schule noch auf äußerlichem Wege, sondern nur durch den guten Geist und eine zusammenwürkende Gesinnung geordnet werden kann. Doch wie er für die Ehre seines Vaterlandes überhaupt gedacht und gewürkt hat, in Glück und Unglück, lehrend, ermahnend und begeisternd: das hat seinem Namen bei seinen Volks- und Zeitgenossen einen unsterblichen Klang gegeben.

Aber die Thätigkeit, mit welcher er in dem Leben würkte, würde weder die Kraft und den Eifer, noch diese Richtung, noch den Erfolg gehabt haben, wie sie bei ihm aufleuchteten, wenn sie nicht aus einem guten Geiste des Lebens hervorgegangen wäre. Das Unedle und Unheilige spannt sich, auch wo es verständig und hochgebildet sein mag, umsonst zu kräftigem, anhaltenden Thun und Würken an, es gelingt ihm nicht auch nur zum Scheine die gute Sache im Menschenleben zu fördern; und nach dem alten herrlichen Spruche, die Welt vergeht zusammt ihrem Gelüste und ihrem Wollen. So führt uns denn das, was wir von der praktischen Trefflichkeit Schleiermacher's zu sagen hatten, auf seine sittliche und fromme Gesinnung hin, wie sie beide im Bunde mit einander und mit seiner geistigen Ausbildung und wie sie so rein und hoch bestanden haben.

Es könnte dem, welcher sich im Zusammenhange mit seiner Denkart, wie er sie stets voll und lebendig geäußert hat, und mit seinem Würken erhalten hat, oder der da fähig ist, sie anzuerkennen, auffallend sein, daß es hier gerade Zweifel gegeben haben könne: Zweifel an der Beständigkeit oder an der Lauterkeit seiner Gesinnung. Laßt uns, aber nur um den Blick frei zu erhalten, und nur mit Einem Worte bei diesem Widerspruche verweilen. Wir wiederholen es: wir trennen weder bei Schleiermacher noch sonst bei einem Manne seiner Art und Sprache, die Gesinnung und ihre Aeußerung im Leben; gewiß war Schleiermacher so wie er sich gab und wie viele innige Zeugnisse hat dieses nicht gefunden! aber hier haben wir nur von dem zu reden, wie er sich ausgesprochen hat. Auch wollen wir hier nur von jenen Zweifeln nach Einer Seite hin, der sittlichen, handeln: die Widersprüche der andern Art, die gegen seine religiöse Denkart, haben mehr auf dem Gebiete der Lehre gelegen, und wir werden auf sie im folgenden Abschnitte Rücksicht nehmen.

Kaum würde es jetzt noch eine Erwähnung verdienen, da es doch in der sittlichen Denkart dieses Mannes auch als Vorwurf viel zu isolirt stehen würde, wenn es nicht die Leichtfertigkeit in der Person des Herren H. Heine jüngst aufgegriffen hätte, um einen großen Namen dem Auslande Preis zu geben: daß es eine Zeit gegeben habe, da von Schleiermacher „vertraute Briefe über Fr. Schlegel's Lucinde" geschrieben worden seien. Man würde diese Erscheinung (die Abfassung jener Briefe durch Schleiermacher vorausgesetzt) wenigstens in einer andern Weise erwähnt haben, wenn man Zeit und Verhältnisse erwogen, oder wenn man auch nur das getadelte Buch selbst gekannt hätte.

Die Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts kündigte sich in der deutschen Literatur mit großen Bewegungen, großer Gährung an. Es trat, aber in einer höhern Potenz, und unter weit kräftigerem Ringen und stärkeren Schlägen, bei den Begabteren wieder eine solche Auflehnung ein gegen das Bestehende, in Meinung und Denkart, als gegen Todtes, Rohes, Beschränktes, wie in der Epoche, in welcher vormals Göthe auftrat. Dieser Gegensatz schlug freilich, jetzt auch noch offenbarer, in übertreibende Richtungen und Aeußerungen um. Das war auch die Zeit des „Athenäum" und die Art seiner Stifter, besonders Friedrich Schlegel's. Schleiermacher war ihnen, wie bekannt, wiewohl immer mit Mäßigung und mit tieferem Verständnisse, in der freien Regung, in der Lebendigkeit des Geistes eng verbunden. Es ist gewiß, daß jene „Lucinde" eben eine solche Uebertreibung im Sinne jener Opposition war, daß sie, wieviel Licht und Glanz der Phantasie in sie gelegt worden sei, ein unedles, undeutsches Erzeugniß gewesen: und gewiß ist auch das, daß jene „Briefe" so wenig wie ähnliche Schriften aus derselben Veranlassung, eine rechtfertigende Darstellung des ursprünglichen Sinnes des Buchs haben sein sollen. Sie waren eine Entschuldigung des Freun-

des und des deutschen Volkes, indem sie eine mögliche geistige, sittlichere Tendenz der Schrift entwickelten: und um den Sinn des Verfassers zu erkennen, muß man das Für und Wider, wie es in den Briefen kunstreich dargestellt wird, zusammenfassen, man muß auf dasjenige wohl merken, was in den vertheidigenden Briefen nicht entschuldigt wird: aber denkt man an Schleiermacher, so muß man vor Allem erwägen, daß diese Briefe in dieselbe Zeit der Abfassung fallen, in der sich unter anderen die hohe Sittenlehre seiner „Monologen" ausgesprochen hat.

Sollen wir noch hier die Beschuldigungen erwähnen, welche sich in Beziehung auf die Streitschriften Schleiermacher's oft haben vernehmen lassen: daß sie schroff, bitter, spottsüchtig, daß sie nicht im Sinne des Sittenlehrers, geschweige des Lehrers vom Evangelium, geschrieben seien? Er selbst hat gelegentlich darüber Manches gesagt, und wir bekennen, daß uns die Sache vollkommen lauter und recht erscheine. Es liegt Vieles, was die Meinung Einiger am schwersten aufnahm, nur in der Form jener Schriften, zum Theile in der Weise, welche Er sich angeeignet hatte; er hat niemals, und wie hätte es dieser vermocht? den Menschen gelästert, dessen Sache er verwarf: und hat er jemals für seine Person auch nur Ein Wort gesprochen? Endlich mag es wohl auch noch jetzt an der Zeit sein, daß Männer solcher Gaben und dieses Namens Aufsicht und Gericht über Sinn und Meinung im Volke halten. Denn unter hohen Gesinnungen, herrlichen Thaten, großen Resultaten, klingt doch unaussprechlich viel Thorheit durch diese Zeit.

Nein, so wie sich Schleiermacher gegeben hat, so und nicht anders mögen und ehren wir die Gesinnung der Sittlichkeit, wie der Religion: und gerade jene Schriften, in denen sein Eifer Wunden brannte und sein Geist schneidend eindrang, jene Streitschriften zeigen, worauf es ihm im Leben am meisten ankam, ebenso klar, wie wo er dieses eigentlich darstellen wollte. Die „Kritik der Sittenlehre" in Andeutungen, die jugendlich idealen „Monologen", um von Andern zu schweigen, können uns dieses so lange sagen, bis Schleiermacher's „Sittenlehre" aus seinem Nachlasse hervorgegangen sein wird.

Lebendigkeit, Geistigkeit, Freiheit, Freundschaft: dieses sind die Ideen, in denen sich der Sinn, die Rede, die Begeisterung Schleiermacher's regte und ausgesprochen hat. Es sind diejenigen, auf welche zuletzt alle wahrhafte Menschlichkeit zurückführt, und in denen sich Alles vereinigt, was von Anbeginn unter den Menschen gut und edel geheißen hat: diejenigen, in denen allein ein jedes Leben seine Genüge und Kraft und seinen Stolz finden muß. Die Trägheit und Abgestorbenheit, die Rohheit und Geistlosigkeit, die Unterdrückung menschlicher Entwickelung und des Menschenlebens, die Gefühllosigkeit, die Selbstsucht, und wiederum der Verrath an der Freundschaft: dieses waren die Gegenstände seines Hasses, und unter ihnen sind freilich einige Götzen und einige Schwächen dieser Zeit.

Der freie und edle Mann verabscheut nichts mehr als die Heimlichkeit, das Verstellen, das Heucheln. Es ist unbegreiflich gewesen, wie man Schleiermacher auf irgend einer Stelle des Lebens auch nur von fern solcher Eigenschaften habe anklagen können: dennoch hat man es bisweilen wenigstens in seinem Verhältnisse zur Kirche gethan. Aber in seinem offenen Sinn erklärte er sich, schneidender als je sonst, und sogar wie herausgetreten aus den persönlichen, und fast auch aus den amtlichen Verhältnissen, damals, als eine unbegreifliche Uebereilung auch redlicher Männer von weitverzweigten, geheimen Bündnissen im Volke berichtete, durch welche alles Bestehende, alles Rechte und Heilige, unsicher und gefährdet würde. Zweierlei entrüstete ihn: daß diese hingeworfene Meinung der heuchlerischen Selbstsucht und dem tückischen Verrathe erst einen Anlaß geben könne ihr heimliches Werk zu treiben, und daß man einem wackeren Volke, das laut und kräftig genug gesprochen und gethan hatte, ein geheimes Verbrechen beimessen wollte.

Aber wie die Sittlichkeit Schleiermacher's so heiter, menschlich war als bestimmt und ernst, so war es auch seine religiöse Gesinnung. Wir dürfen hier dem nicht vorgreifen, was wir in der folgenden Abtheilung über seine Religionslehre zu sagen haben. Aber die religiöse Ansicht, welche bei ihm ebenso sehr aus Gesinnung hervorging, als sie eigentlich nur Gesinnung war, hatte viel Eigenthümliches in Vergleich mit dem, was in der früheren Zeit gegolten hatte: doch sie führte eben die Religion auf ein menschliches, freies Gebiet zurück.

Die Bestimmung der „Reden über die Religion," dieser gefeiertsten unter Schleiermacher's Schriften, war ebenso sehr gegen die gangbaren Lehren über Religion, als gegen ihre Verächter gerichtet. Sie sollten derselben ein eigenthümliches Gebiet im menschlichen Gemüthe, aber auch eine allumschließende Macht im Leben behaupten und sichern: nachdem, weniger das Leben als die Schulen, sie bisher meistens nur in beschränkten Formen, als Dogma, als Cultus, oder zuletzt auch, in der Kantischen Lehre, als Moral, aufgefaßt hatten. Und dieses ist die Stelle der Religion in allen Lehren Schleiermacher's: daß sie überall und im ganzen Leben das Göttliche aufnehme und halte; vornehmlich aber in den Momenten der Erregung, zur Freude (wie es die herrliche „Weihnachtsfeier" ausführt) zum Danke, zur Erhebung, die göttliche Bewegung des Geistes erkenne. Freilich wo die Religion zur großen Gesinnung wird, spricht sie sich innerlicher, so zu sagen subjectiver, aus über das Göttliche und Unsterbliche, aber sie leugnet es nicht.

Religion und Evangelium waren in Schleiermacher's Denkart gleichbedeutende Begriffe und im Leben Eines. Daher galt ihm das Christenthum auch als Sache der Gesinnung: nicht als todter Begriff, als äußerliche Lehre und Form, oder als Cultus. Es war auch ganz dieselbe Art, wie er die Begeisterung für Religion und für das Evangelium aussprach, und wie er meinte daß es überhaupt geschehen müsse. Für eine Gesinnung soll, ja kann man nur lehrend und nur durch die Sache bewegt und anregend sprechen. Gerade dieses ist der Charakter der Predigten unseres Meisters: man hat sie mit Recht „unvergleichliche" genannt, und sie erinnern an das Edelste, was das christliche Alterthum damals, als sich antike Redekunst mit evangelischer Begeisterung vermählte, hervorgebracht hat. In treuer, stetiger Entwickelung, darum auch demjenigen überall klar, welcher ihnen mit Sinn und Seele folgt, in stetem Zusammenhange mit der Idee und der Geschichte des Evangelium, nur auf das Wesentliche und Nothwendige gerichtet; verschmähen sie jede fremde Kunst, jeden herbeigeholten Schmuck; und wo sich die Sprache erhebt, da geschieht es nur in den heiligen Tönen der urchristlichen Zeiten: Alles spricht und würkt in ihnen nur durch die Sache. Und so war seine Rede schon damals, als die dichterische Phantasie noch oft auch in seinem Gemüthe Wellen schlug und bildete: er urtheilte eben, daß die Religion nicht anders sprechen solle.

Rede bei dem Antritte des Prorectorates der Universität Jena *).

Als die erhabenen Gesetzgeber eine alte, würdige Sitte erneueten, indem sie den Wechsel der Verwaltung bei unserer Anstalt mit einem öffentlichen Worte bezeichnet und begonnen wollten: da war es nicht ihre Absicht, den Redner nur sich ankündigen, und von sich, oder nur aus dem unmittelbaren Kreise seines Forschens und Würkens sich aussprechen zu lassen. Ja, selbst dieser Ort und diese Versammlung erheben andere Ansprüche an den Redner und an sein Wort. Das Amt, welches er antritt, gehört dem Ganzen an: und er soll hier, wo er es öffentlich beginnt, und vor dieser Versammlung, sich selbst in dieser seiner Bestimmung noch bewußter und klarer werden; er soll in seinem Worte die Meinung von sich rechtfertigen, daß er, wie im Wollen und Streben, so auch in seinem Denken und seiner Berufsansicht, nicht erst jetzt das Ganze zu erwägen und zu umfassen beginne; es soll endlich an diesen Tagen auch von Zeit zu Zeit das, was uns Alle berührt, ja, worin Alle leben, zur Sprache gebracht werden.

Die Wissenschaft aber ist es, und die Liebe zu ihr, welche uns gemeinsam beseelen soll, Verehrte Versammlung: sie hat diese Hallen erbauet und geweiht; und diese Anstalt begründet, für welche wir Alle, Ehrwürdige Väter und Amtsgenossen, zu leben und zu würken berufen sind. Und, hat man die Wissenschaft von jeher und mannichfach, in Anstalten und Vereinen geehrt und gepflegt; von Einer Seite besonders gehört sie diesen Anstalten an: und dieses ist die Freiheit. Ich erbitte mir daher Ihre Aufmerksamkeit für das, was ich hier in den allgemeinsten Umrissen, über die wissenschaftliche Freiheit, an sich und in Beziehung auf die Bedeutung der Universitäten, welche sie auszuführen bestimmt waren, darlegen werde.

Wo das menschliche Leben aus der sinnlichen Roheit, aus den Fesseln der Gewohnheit, aus todten Formen und Lehren und dem Geisteszwange, oder aus den Schrecknissen und von der Dumpfheit eines unentwickelten oder aufgedrungenen Glaubens, sich zur geistigen Regsamkeit emporgearbeitet hat; wo es also eine Wissenschaft giebt, ein Streben, sich im Denken aufzuklären und in der Erkenntniß zu erweitern und zu vollenden; da hat man sie, die man selbst in der freien Entwickelung des Geistes gewonnen hatte, fortwährend mit der Freiheit zusammengedacht. Die Weisheit der Griechen bezeichnete die Eigenthümlichkeit der Wissenschaft, selbst in der Sprache des Volkes so, daß man sie des Freigebornen würdig nannte; und man meinte damit den Geist, die Lebendigkeit und

*) Aus: Ueber wissenschaftliche Freiheit an sich und in Beziehung auf die deutschen Universitäten, von Dr. Ludw. Fr. Otto Baumgarten-Crusius. Jena, 1826.

die Erhabenheit derselben, wie sie dem Sklavensinne immer fremd wäre. Auch in dem äußeren Leben suchte sich die Wissenschaft von Zeit zu Zeit offenere, freiere Stäten: sie bekämpfte im Sokrates die Vorurtheile der Gesellschaft und die Anmaßungen der Schulen, strebte in dem philosophischen Leben der folgenden Zeiten in freie Vereine hinein, außer aller Lebensbeschränkung; sie trat in solchen, neben den Schulen, mitten in dem befangenen Leben des abendländischen Mittelalters auf. Die Freiheit der Wissenschaft suchte sich endlich in jenen Anstalten zu bestimmen und festzustellen, in den Universitäten: anfangs nach einem dunkleren, oder mehr äußerlichen, Begriffe; allmälig zu dem höheren und dem vollen Begriffe hingewendet: während sie doch auch oft wieder, theils in Misdeutungen, theils in Rückschritte von dem, was sie schon erreicht hatte, verfiel, und nur in unserer Zeit, wenigstens auf eine bestimmte Einsicht in ihre Bedeutung rechnen kann.

Es liegen drei Begriffe in dem Gedanken der wissenschaftlichen Freiheit, welche sich da, wo sie herrschen soll, und in diesen Anstalten besonders, beisammen finden sollen; und sie stellt sich zuerst als eine Freiheit des Lebens für die Wissenschaft dar.

Das äußere Leben hat, neben seinen unabweisbaren Bedürfnissen, auch eine Menge von Anforderungen, in Beziehung auf die Einzelnen und auf die Gesellschaft, welchen durch Arbeit und äußerliches Werk genügt werden muß; und, um es zusammenzuhalten und zu ordnen, um es ersprießlich zu machen, bedarf es in der bürgerlichen Gesellschaft, welche eben diese Zwecke hat, einer strengen Form und Verwaltung, und oft eines heilsamen Zwanges. Aber das geistige Leben ist so zart, es ist so leicht zu stören und zu hemmen, und so schwer wiederhervorzurufen, daß man es ihm, und besonders in seiner reichsten Entwickelung, in der Wissenschaft, immer gern zugestand, sich von jenen Verhältnissen entfernter zu halten. Gewiß hat dieß seine Misbräuche gehabt; und die Trägheit, die Selbstsucht, der böse Wille hat oft die Gunst benutzt, welche der Wissenschaft geworden war, sie haben sie oft gebraucht, um sich aus dem bürgerlichen Leben herauszustellen, oder sich ihm entgegenzusetzen. Auch jene lebenslose, erheuchelte Vollkommenheit, welche sich aus der Gesellschaft hinweg, in Einöden verbannte, um, unberührt von dem Leben, nur für den Gedanken, die Beschauung dazusein; indem sie mit der gemeinen Sorge, Leben, Gemeinsamkeit und Menschenpflicht selbst aufgab; sie, welche, im Geleite von unzähligen Irrthümern, auch in die Kirche eingedrungen war: auch sie gieng aus dem Misbrauche jener zarten Achtung hervor, mit welcher die Meinung der Menschen immer dem Geiste, dem Gedanken, der Wissenschaft, gehuldigt hat. Und oft suchte doch diese selbst gerade am wenigsten das, was man ihr gern einräumte: sich selbst genug, begeistert und eifrig zu handeln und zu würken, sich und das Leben dabei oft miskennend, ließ sie sich oft in den Menschenverkehr und seine Sorge verketten, und an ihrer Kraft und ihren Erfolgen verringern.

Doch war es immer billig und recht, jene Ansprüche der Wissenschaft auf die Freiheit des Lebens, zu beachten und zu wahren. Möge sie sich in ihren Bestrebungen und Resultaten entfernter von dem öffentlichen Leben halten, so gehören sie doch immer der Menschheit an: mögen sie im näheren Zusammenhange mit ihm stehen, so bereitet sie Geist und Kraft für dasselbe, so gewährt sie Würdigkeit für alle Verhältnisse, so hat man sie, als die Seele des öffentlichen Lebens zu ehren; und, wo es keine Achtung mehr vor dem Gebiete und den Regungen des Geistes giebt, da möge man es sich nicht verbergen, daß in dem verletzten Inneren, immer auch die Lebenskräfte für das Aeußere getroffen und aufgelöst werden. Aber jene Freiheit ist der Wissenschaft angemessen, und, wenn man sie ihr zugesteht, so achtet man die Würde des Geistes selbst: und sie bedarf eines geborgenen, freundlichen Daseins. Die Lasten also, welche dem äußeren Leben aufgelegt werden in der bürgerlichen Gesellschaft; Verhältnisse, welche in das Gemeine herabziehen oder sich mit diesem berühren können, drückende und hemmende Verpflichtungen, in denen sich Sinn und Seele herabstimmen, und jene strenge Form im Leben; sie sind der Wissenschaft nicht angemessen. Wieviel weniger darf die niedere Lebenssorge, wenn sie auch durch das starke Gemüth bestanden werden kann, Sinn und Thätigkeit beschränken und trüben, wenn nicht das geistige Leben zuletzt verkümmern soll!

Und dieses erkannten Alle diejenigen wohl, welche von alten Zeiten her, für die Wissenschaft, als ihre Begünstiger, eifrig waren: als diese Anstalten für sie gegründet wurden, war es der erste Gegenstand, den man beachtete, und es ist, wenn immer auch nur das äußerlichste, doch ein wesentliches, Moment der wissenschaftlichen Freiheit. Als die Ptolemäer jenen Gedanken ihres Helden zu verewigen gedachten, die Verbindung des Morgenlandes und des Griechischen Lebens, zu welcher das Schwerdt den Weg gebahnt hatte, zu einer geistigen Verschmelzung zu machen: gaben sie den Wissenschaften, denen sie eine Stäte bei sich eröffneten, reiche Freiheit im äußeren Leben. Sie ließen ihre Bekenner und Lehrer selbständig und in gesicherten, reichen Verhältnissen sein; sie ehrten sie und ihre Werke: und, hätten sie dabei auch nicht zugleich ihren Ruhm bedacht, so haben sie doch unsterblichen Ruhm darin gefunden. Zwar hat die Ungunst jener Zeiten, ihr gesunkener, ermatteter Geist, sie das nicht erreichen lassen, was sie verlangten und hofften: die Alexandrinische Wissenschaft blieb ohne den tieferschöpfenden Sinn und ohne dasjenige Leben, welches in ihr wiederhergestellt werden sollte. Aber das Streben der Könige und der Männer, und manches Verdienst für jene Zeit und für die Nachwelt, ist geblieben; und während die Priester in dunklen Zügen aus ihrer uralten Weisheit diese Könige vergötterten, sprechen Werke und Erfolge der Wissenschaften mit ewiger Klarheit für ihr wahres, menschliches Verdienst. Als ihnen vornehmlich nacheifernd, die glanzvollen arabischen Herrscher, welche Heldenruhm und Glaubenseifer selbst in das Abendland hereinführte, sich für die Wissenschaft beeiferten; gaben sie den Bekennern und den Anstalten, welche sie gründeten, vor Allem Freiheit, Wohlstand und Ehre. Die christlichen Fürsten strebten ihnen nach, und selbst in der seelen- und tugendlosen byzantinischen Herrschaft traten Einzelne auf, welche es erschreckte, in der Begünstigung der Wissenschaften hinter den Glaubensfeinden zurückzubleiben: aber hier, zum Glücke für die Wissenschaft, blieb sie sich dann Jahrhunderte hindurch selbst überlassen, um später in dem Abendlande, aus dem Frieden der Klöster, wie ein Geist aus den Gräbern des Alterthums, wieder sichtbar zu werden. Aber als im eilften Jahrhundert sich jene freien Schulen der Wissenschaft bildeten, indem sich um das Talent und den Ruhm Einzelner freudige Schaaren von Jünglingen versammelten; ergriffen bald viele Herrscher im Abendlande diesen Anlaß, die Wissenschaft würdig und angemessen zu stellen: und, um sie nicht nur sorglos und geachtet, sondern auch eigentlich frei in allen Beziehungen sein zu lassen, nahm sich die Kirche jener Anstalten an. Sie, welche damals noch die geweihte Stäte für das geistige Leben sein wollte, und in ihren Freistäten schon langeher, wenn auch nur im beschränkten Sinne, die Wissenschaften beschirmt und gepflegt hatte; erklärte die Universitäten für ihre Sache; sie gab ihnen und ihren Genossen die Vorrechte und die Befreiungen ihrer Diener: und, haben auch andere Rücksichten eingewürkt, hat auch die Kirche dann ihr Geschenk, selbst gegen den Empfänger, wie gegen die bürgerliche Ordnung, gemisbraucht; dennoch war die Idee wahr und groß gedacht, welche sie aussprach. Als die Kirche die Herrschaft immer mehr verlor, und als diese endlich in einer neuen Ordnung der Dinge untergieng; wollte die weltliche Macht dennoch nicht das Geschenk der Freiheit schmälern, wie sie auch sonst die Anstalten, mehr und weniger, mit der bürgerlichen Ordnung vereinigte. Es ist keine beschränkte Ansicht unseres Standes und Würkungskreises, V. V., wenn wir behaupten, daß ein edler Sinn, das Leben und seine Verhältnisse aufzufassen, das höhere Streben, das bürgerliche Leben von einem menschlichen Standpunkte aus, und für solche Zwecke anzuordnen, und selbst das Bewußtsein, daß man das Rechte und Gute wolle, seit daher sich immer in dieser Begünstigung ausgesprochen habe, in welcher man die Wissenschaften selbst zu ehren glaubte. Oft gab oder gestattete man selbst mehr, als es nothwendig war; aber in der Freiheit, dem Wohlstande, der Ehre, welche man den Anstalten und ihren Genossen einräumte, wollte man auf jede Weise, und selbst den Schein meiden, das geistige Leben zu entwürdigen und unterordnen zu wollen; und vertraute übrigens dem Geiste, welcher in ihnen herrschte, daß er sich in allen Verhältnissen immer mäßigen und ordnen würde.

Indessen liegt die wissenschaftliche Freiheit bei weitem nicht in diesen Verhältnissen allein; sie sind nur das Aeußerlichste von jener. Die Wissenschaft selbst soll frei sein, so wie sie sich aus dem inneren Leben nur durch die Freiheit entwickelt. Und diese Freiheit ist Etwas, was sie sich selbst geben soll, und wofür sie nur das ansprechen darf, daß man sie nicht hemmen und beschränken möge.

Das Denken und die Erkenntniß sollen schon in ihren Gegenständen unbeschränkt sein. Der Mensch hat seine Bestimmung eben sowohl im Gedanken, wie in dem würksamen Leben; und selbst Kraft zum Wollen und Handeln würde dürftig und beschränkt werden, wenn es für sein Denken irgendwo Schranken gäbe, oder, wenn sich ihm nur die Furcht vor solcher Beschränkung aufdrängen müßte. Das Reich der Natur, die Geschichte der Menschenwelt, ihre Verschiedenheit in Anlage und Entwickelung, wie sie sich in der Sprache, in den Denkmalen ihrer Wissenschaft, ihres Glaubens, ihrer Kunst, darlegt: der Zusammenhang endlich von Natur und Menschenwelt mit dem Geisterreiche und mit der stillen Welt des Geheimnisses: es muß Alles dem menschlichen Geiste aufgeschlossen sein und bleiben; denn er hat das Vermögen, er hat die Bestimmung dafür in sich, und sie kündigen sich in ihm fortwährend in dem Unbefriedigten und dem immer Regen seines geistigen

Strebens an. Zwar giebt es Unbekanntes und Unerkennbares für die Wissenschaft: die Gründe der Dinge, die Quellen des Lebens, das Ewige, die Gottheit: es giebt ein geheimes Wesen im Inneren des Menschen, seinen Glauben an das Unendliche; und man darf ihm nicht im Allgemeinen gewisse Grenzen bestimmen wollen für diesen Glauben, und, wieviel einem Jeden auf dem Gebiete der Religion im Lichte des Ewigen erscheinen solle. Fordert man unbeschränktes Denken; so soll man dabei immer das Heiligthum des Gemüthes achten und das Göttliche ehren. Dennoch breitet sich die Anforderung der Wissenschaft überall hin aus; denn sie will Alles nur mit Ueberzeugung, erwogen und geprüft aufnehmen, und in ihrer Einsicht soll es wenigstens mit Klarheit und Sicherheit dastehen, wo die Grenze zwischen dem Erkennbaren und dem Geheimnisse, dem Weltlichen und dem Ewigen sei; es soll die Verbindung wenigstens erkannt werden, welche zwischen diesen Reichen Statt hat; und, je bescheidener außer ihren Grenzen, desto entschiedener will sie auf ihrem Gebiete sein.

Die Wissenschaft soll frei sein, auch in ihrer Entwikkelung und in dem Interesse, von welchem sie belebt und angeregt wird. Man soll das Wesen und Leben derselben nicht aufhalten, und nicht zu dämpfen suchen: und, wenn es nicht schon ihrer Würde zuwider wäre, wenn es sich auch nicht selbst widerspräche, es, im Allgemeinen frei gegeben, wieder zu beschränken, und Alles nicht so einer willkührlichen Bestimmung anheim fallen müßte; so wäre es sogar gefährlich, weil das geistige Leben in seiner Beschränkung, immer in die Irrthümer des befangenen oder verkünstelten Denkens, oder in die Thorheiten der Schwärmerei, verfällt. Man soll ihr aber auch ihr Streben, ihre Zwecke überlassen, und ihre Angelegenheiten rein erhalten: sie nicht Formen unterordnen, welche sie sich nicht selbst gegeben hat, und welche ihr fremd bleiben müssen; oder sie zu einem zufälligen äußerlichen Gebrauche zwingen; und am allerwenigsten die Idee der Wissenschaft in diesen Sklavendienst hingeben. Aber sie soll es auch nicht selbst thun; und gewöhnlich ist sie freilich nur dann herabgewürdigt worden, wenn sie schon selbst ihre Würde verloren hatte. Vornehmlich soll sie sich dann vor dem Geiste der Schulen hüten, in welchen sich immer menschliches Ansehen, stehende Formen, Verschrobenheit der Richtung, Unduldsamkeit und Erbitterung, dargelegt hat.

Und solche Freiheit suchten die würdigen Freunde der Wissenschaft immer für dieselbe; aber sie wurde ihnen nicht immer gewährt. Das Alterthum mit seinem Glanze und seinen Idealen zeigt sich uns nur selten. Da wo nicht das ausgeartete Priesterthum geherrscht hat, und man die wissenschaftliche Freiheit selbst haßte, begünstigte das Alterthum oft nur die Wissenschaft, als Zierde des Lebens; aber es wollte nicht die Befreiung des Menschengeistes, es scheute das Licht der Erkenntniß, wenn es in die willkührlichen Formen, in die Nacht seiner Heiligthümer fallen sollte; es wehrte der Klarheit des Gedankens, wenn er das bürgerliche Leben zu läutern und zu erheben suchte; und, seit es eine Wissenschaft giebt, sind Märtyrer derselben, und so der verkehrten Sitte, wie dem falschen Glauben, gefallen. Nur der höhere Geist, der der Religion, ist der Gedankenfreiheit günstig, und hat sie hervorgerufen, weil er das Geistige umfaßt, weil er an gleiche Menschenwürde glaubt, weil er so erhaben als menschlich ist. Darum auch erkannten jene hochherzigen arabischen Herrscher, obgleich in den Fesseln des Islam, diese Freiheit an; und, wenn sie dem Vorurtheile ihres Volkes nicht gebieten konnten, so wußten sie die Wissenschaft mit ihm auszugleichen, indem sie in ihren heiligen Schriften die Spuren tiefen und reichen Sinnes aus dem Alterthum benutzten, oder Forschungen und Gedanken in die anerkannten Formen kleideten. Aber die herrschende Kirche des abendländischen Mittelalters war der Freiheit nicht zugethan, wie sie von den Bekennern der Wissenschaft gefordert wurde; weil sie verdorben, weil sie nicht im Lichte, weil sie nicht mehr das Evangelium war. Sie ließ jenen Anstalten nur das Aeußerliche dieser Freiheit, indem sie dieselben getrennt von der Schule erhielt; aber sie scheute die Weisheit, ob sie gleich ihren Haß gegen sie nur in der Verurtheilung einzelner Schulen und Männer aussprach; sie legte diese Anstalten endlich in die Hände der Mönche, welche nicht mehr der Einsamkeit und der stillen Buße, sondern einem werkthätigen Dienste der Kirche lebten: sie wehrte dem, was tiefer in das Gemüth zu dringen, oder die Seele zu erregen schien, verwarf die geistigen Lehren, welche sich in der Form platonischer Gedanken aussprachen; und ließ der Wissenschaft nur eine, äußerlich vereinigende, aber innerlich beschränkende, Lehrform in dialektischen Formeln. Und sie schritt nun weiter gegen die Geistesfreiheit vor, als es je geschehen war, weil sie tiefergreifende Mittel hatte: sie wollte nicht nur die Rede, den Verkehr, sie wollte Gedanken, Glauben und Gewissen beschränken, und so war jene bürgerliche Freiheit, welche sie der Wissenschaft erhielt, beinahe ein unwürdiges Geschenk für den Geistesdruck, welchen sie übte. Es war die Nacht gekommen; und die Wissenschaft selbst, welche sich so frei und rege angekündigt hatte, begab sich immer williger und immer unwürdiger in den Dienst, so dieser Kirche als der Schulen. Dennoch bestand diese Forderung der Freiheit, für die Wissenschaft, wie für die Kirche selbst, in den Seelen Einzelner: absichtlich dunkle Dogmen und Fragen der Schulen verbargen sie, und bereiteten die Herrschaft des freien Geistes vor: und, als die Wiederherstellung der Kirche die Idee der Freiheit auf dem ganzen höhern Gebiete des Lebens verkündigt hatte, wurde sie auch sogleich für die Wissenschaft, und selbst da, wo man sich den Neuerungen widersetzte, in Anspruch genommen. Aber nur spärlich kam es dazu, sie würklich auszuführen; und die Wissenschaft selbst erlag sehr bald unter der bürgerlichen Parteiung, unter dem kirchlichen und unter dem Meinungsstreite. Die Männer, welche das Unternehmen begonnen hatten, konnten noch nicht die Misdeutung und den Misbrauch abwehren, ohne der Sache selbst zu nahe zu treten; und, indem sie die kirchliche Herrschaft vernichteten, stellten sie eine der Formeln auf, unter welcher sich Geist und Sinn fast noch schwieriger regte und weniger entfalten konnte, weil sie das Denken selbst bestimmen wollte. Doch mit der ausgesprochenen Idee ist auch immer die Möglichkeit, und die Aufforderung gegeben, sie in ihrem ganzen Umfange auszuführen, und die zufällige, oft armselige, Form abzuwerfen, in welcher sie sich ursprünglich aussprach. Und so hat auch diese unsere Anstalt, wiewohl sie ursprünglich unter jener Herrschaft des Buchstabens und für dieselbe gestiftet war, sich dann allmälig immer mehr zum freien Leben der Wissenschaft erhoben; und ist, begünstigt von erleuchteten Fürsten, von langen Zeiten her selbst eine gefeierte Stäte und Zuversicht für dasselbe, und für jede würdige Entwickelung von ihm geblieben.

Die wissenschaftliche Freiheit faßt aber noch einen Begriff in sich; und man kann sie nicht für vollständig dargestellt halten, wo nicht auch dieser sich entfaltet hat oder möglich geworden ist. Sie verlangt nicht nur nach einer freieren Stellung im äußerlichen Leben, sie will nicht nur in sich selbst frei sein: sie hat auch die Aufgabe, eine geistige Befreiung des Lebens durch die Wissenschaft zu sein; und diese Anstalten, denen wir angehören, V. V., sind ganz besonders dazu bestimmt, sie für die Einzelnen und für die Menschheit, immer mehr und immer reifer zu gewinnen. Es ist klar, und es war an sich nie einer Misdeutung unterworfen, worin sich diese Befreiung im Leben des Menschen darlege.

Die Wissenschaft giebt ihm den Geist, in welchem er sich nicht nur über alles Niedere und Gemeine erhebt, sondern auch die Herrschaft der Außenwelt und der Gegenwart im reinvernünftigen Dasein überwindet; sie verleiht ihm, tiefer in der Seele, die Lebendigkeit des Sinnes, welche seine Kräfte und Bestrebungen immer rege, immer bestimmt und entschieden, erhält; sie hält ihm die Aufgaben und die Angelegenheiten des Lebens gegenwärtig, und giebt ihm die Begeisterung für sie, welche ihn nie in die Gewalt der Geistesherrschaft fallen läßt; aber sie legt auch hierin die Achtung vor dem Gesetze, vor der Vernunft, in ihn; denn die Freiheit steht am bestimmtesten der Willkühr, und in unserem eigenen, inneren Leben entgegen. Ja die Wissenschaft führt zu der Weisheit; und darum vermochte das Alterthum immer nur mit Mühe, und gleichsam erzwungen, zur Unterscheidung dieser Begriffe zu gelangen. Und in diesem Sinne faßt dieses befreiete Leben auch die Anforderungen, welche für die äußerliche That und Würksamkeit an dasselbe geschehen.

Dem, welchen der Geist, und in ihm die Wissenschaft, befreiet hat, wird es in seinem Seelenadel unmöglich sein, ein Werkzeug für das Unedle zu sein, in welcher Gestalt es ihm auch erscheine, und wie es ihn auch, aus seinem Innerem oder von Außen, zu bethören suchen möge. Er wird sich seinen ganzen Würkungskreis geistig und sittlich rein erhalten: und hier zuerst möge sich im öffentlichen Leben der ächte Jünger der Weisheit bewähren. Aber vor ihm liegt das Leben ausgebreitet; er hat in sich den Drang, über sich den Beruf, darauf einzuwürken, und, ein Jeder an seinem Theile, das Gute auch außer sich zu schaffen, dessen er sich in sich selbst bewußt ist: und auch hier soll sich die Freiheit seines Geistes darlegen.

Die Freiheit aus Geist und Wissenschaft hat auch hier immer nur das Geistige vor Augen, und um es geistig auszuführen. Den Sinn des Lebens, welcher sie selbst belebt, arbeitet und sorgt sie immerfort, und so mild als kräftig, zu verkündigen, und Menschen dafür zu gewinnen, zu bilden, zu erheben: aber sie thut es gern und von Herzen, eben, weil sie Freiheit ist; sie thut es endlich immer nur in stiller, sittlicher Würksamkeit. Und, selbst berufen für das öffentliche Leben, und in jedem Verhältnisse desselben, findet diese Freiheit aus Geist, immer nur Anlaß und Stoff für dieselbe Würksamkeit. Sie bringt in alle jenen Sinn aus ihrer Seele mit und ihre Idee des Lebens, um in allen nur Menschenwürdiges zu wollen und zu schaffen; und sie will auch ihren be-

sonderen Würkungskreis nur zum Geistigen auf geistige Weise bilden und verklären. Jene Achtung vor dem Gesetze, welche in der Weisheit liegt, geht auch auf das äußere Leben und die Würksamkeit in ihm über. Hier ist das Gesetz, der Ausdruck der allgemeinen Vernunft und des allgemeinen Besten; das Gegentheil, Trennung des Einzelnen von dem Ganzen, und allgemeine Verwirrung, vor welcher sie sich entsetzt, in welcher sie selbst zu Grunde gehen würde. Selbst das Anerkannte, Bestehende, achtet sie, von welcher Art es immer sei; um sich mit ihrem Handeln daran anzuschließen, und um es, wenn es ihr zusteht, oder möglich ist, nur schonend, allmälig und still, zu verbessern.

Die Freiheit, die aus dem Geiste stammt, hat, in und außer ihren eigentlichen Verhältnissen, niemals umstürzend, verletzend, gehandelt; denn sie steht, so der Willkühr, als der rohen Kraft, entgegen, und sie will ja eben keine Herrschaft unter Verwirrung und Trümmern. In sich ruhig und klar, will sie außer sich, für ihre Würksamkeit und für das Gedeihen der Menschenwelt, nur vernunftgemäßes Dasein; sie will es nur durch Geist und Vernunft vorbereiten und schaffen, und sie vertraut eben der Vernunft und ihrer Macht, sie hofft auf die Menschheit, sie vertraut dem göttlichen Walten, daß es auf diesem Wege sich entwickeln, daß es aufblühen und sich vollenden werde; und mit der Vernunft das Glück der Welt: denn alles Unglück der Menschen liegt in ihrem verworrenen und verkehrten Sinne, und nur für die Weisheit giebt es eine Hoffnung.

Diese unsere Anstalten also, welche die wissenschaftliche Freiheit geschaffen hat, richteten sich von jeher auch auf diese Erfolge für das gesammte Leben. Sie wollten nicht nur die Einzelnen bilden, oder nur für die Stände und den Beruf des bürgerlichen Lebens, Kenntniß und Fertigkeit verleihen: sie waren bestimmt und bemüht, auch eine Vorbereitung für das Leben im Großen, eine Schule edler Lebensansicht und Behandlung, die Grundlage der Volksveredelung, zu sein. Es lag in Zeiten und Verhältnissen, daß diese Bestimmung oft nur beschränkt aufgefaßt wurde: und, wie die Kirche sie vormals gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Ordnung zu misbrauchen gesucht hat, so gab es immerfort Misdeutungen dieser Begriffe, und die bürgerliche Gesellschaft hat bisweilen die wissenschaftliche Freiheit und ihre Sitze gefürchtet. Aber aus ihnen selbst, und nach ihrem eigentlichen Wesen, konnte nur der Geist der Menschheit hervorgehen, und jener Friede, welcher nicht der erzwungene, nicht der der Gräber ist, sondern der der bestimmten, geordneten Kraft, und des heiteren und stillen Würkens im sittlichen Leben, voll von Freude und Segen. Und nicht mit Unrecht sind diese Anstalten, in denen die wissenschaftliche Freiheit wohnt, unserem Volke so lieb, und die Zierde des deutschen Landes. Denn sie sind sein Eigenthum, und haben in ihm vor Allen noch die Andeutungen des ursprünglichen Sinnes behalten; und es ist dieses Volkes Bestimmung gerade, geistig und sittlich bedeutend zu sein, und selbst geistig zu herrschen: endlich wird es nur auf diesem Wege, und in der Würde und dem Ernste der Gesinnung, sich sein Glück und den Ruhm seiner Väter erhalten.

Detlev Karl Wilhelm Baumgarten-Crusius,

ein Sohn des 1816 verstorbenen Consistorialrathes B=C. zu Merseburg, ward am 24. Januar 1788 zu Dresden geboren, besuchte seit 1798 die Landschule zu Grimma und seit 1803 die Universität zu Leipzig, wo er Theologie studirte, sich jedoch nebenbei sehr anhaltend mit Philologie, Geschichte und neuerer Literatur vertraut machte. Nachdem er seine Studien vollendet und sein Examen mit großem Lobe bestanden hatte, wandte er sich nach Merseburg und privatisirte daselbst, zu Zeiten mit erfreulichem Beifalle predigend. Zwei gefährliche Krankheiten, von denen er überfallen wurde, machten es ihm jedoch auf Verlangen des Arztes zur Pflicht, diesem Beruf zu entsagen, und er widmete sich daher gänzlich der Philologie. — Im Jahre 1810 erhielt er das Conrectorat am Gymnasium zu Merseburg und verwaltete dasselbe bis 1817, wo er einstimmig als Conrector an die Kreuzschule nach Dresden berufen wurde. Hier blieb er bis zum Jahre 1832, außerordentlich viel Gutes stiftend, höchst verdient um das sächsische Schulwesen, und ging dann als Rector der Fürstenschule zu St. Afra nach Meißen.

Außer mehreren von ihm besorgten Ausgaben klassischer Schriftsteller des Alterthums u. s. w. gab B=C. heraus:

Vier Reden über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung und das Kreuz. Leipzig, 1814. 2. A. 1816.

Die unsichtbare Kirche. Leipzig, 1816.

Reise aus dem Herzen in das Herz. 2 Thle. Dresden, 1819.

Reise auf der Post von Dresden nach Leipzig. Dresd. 1820.

Licht und Schatten. 2 Thle. Dresden, 1824.

Leben des Regierungs- und Cons. Rathes Dr. G. A. Baumgarten-Crusius. Dresden, 1821.

Briefe über Bildung und Kunst in Gelehrtenschulen. Leipzig, 1824.

Geschichte der Schweiz. 2 Thle. Dresden, 1826.

Mehrere Schul- u. Gelegenheitsschriften u. s. w.

An einem so begabten Manne wie B=C. bewährt sich vollkommen die herrliche Bildung, welche das Alterthum gibt, wenn es, in reicher Seele aufgenommen, mit dem Leben der Gegenwart in Einklang gebracht wird. Ein begeisterter, gemüthswarmer, geschmackvoller Redner, stehen seine Leistungen auf diesem Gebiete als Muster da und können nicht genug empfohlen werden. — In seinen Romanen geht er seine eigene Bahn, unbekümmert um die Mode des Tages, tief in das Innere der Menschen dringend und die Regungen des Herzens bis in die leisesten Zuckungen verfolgend, stets aber mit gesundem Sinne und zarter Hand, Leben und Dichtkunst verbindend. Eine blühende, höchst correcte und elegante Sprache, wie sie sich von einem so reich gebildeten Manne nicht anders erwarten läßt, Lebendigkeit und Frische des Vortrags, Wärme der Empfindung, Fülle der Phantasie und ein köstlicher frischer Humor sind eine reiche Zierde seiner Romane und gewähren dem denkenden Leser einen hohen Genuß, da B=C. stets mit zarter Hand die wichtigsten Interessen des Herzens, die bedeutendsten Erscheinungen der Lebensverhältnisse entfaltet und darstellt, stets zu hochsittlichem, schönem Zwecke. Ein Land, das solche Männer an der Spitze seiner höhern Bildungsanstalten sieht, mag sich Glück wünschen, denn B=C. wirkte stets segenbringend und das Rechte befördernd in allen Richtungen, denen er sich zuwandte.

Licht und Schatten*).

Als ich in das öffentliche Leben eintrat, hatte ich so viel gelesen, wohl auch gelernt, daß man mir ausgezeichnete Belobungen angedeihen ließ. Ich hatte mich nie in den Mitteln beschränkt, in den Wegen gehemmt gesehen; meine Kräfte und bedeutende Anstrengung, wenn es etwas Neues zu erringen gab, erstürmten Schwierigkeiten; und, wo es nicht gehen wollte, halfen mir andere, die schon einheimisch waren. Was mein Werk war, galt mir allein etwas. Fremdes nahm ich bald immer vorsichtiger an. Nach und nach suchte ich wegzuschaffen, auch was ich mir schon von solchen Gaben angeeignet hatte. Es war die Zeit, wo jeder Genie, Original seyn wollte. Ueber die Schwachen sah ich mit Stolz hinweg. Der langsame, besonnene Fleiß, der in tiefen Schachten mühsam das Körnlein edlen Metalls ergräbt, und nach der Perle in den Ocean taucht, erregte mein Mitleid. Wer alles in sich trägt, ist der Reiche und Glückliche, sprach ich vermessen einem weisen Manne nach. So übermüthig war ich, weil ich nichts weniger kannte, als mich selbst.

Die Zeit, in die meine Jünglingsjahre fielen, hatte die beiden Krankheiten, die sich entgegengesetzt scheinen, Ueberspannung und Erschlaffung zugleich. In der langen Friedensruhe wollten wir doch etwas Bedeutendes zu thun haben, und es fehlte uns an Hebeln, die uns über die Krämerei, die öffentlich am schwunghaftesten war, hätten herausbringen können. Den meisten war

*) Aus: Licht und Schatten, Darstellungen aus der Schule des Lebens von Carl B=C. Theil 2. Dresden, 1824.

die Religion ein gutes Hausmittel, das jeder sich nach seinem Dafürhalten und Geschmack zusammenmischte, und dessen er sich auch wohl entrathen zu können meinte, weil der Gebrauch zu lange allgemein gewesen war. Das Vaterland hatte einen Namen, bei dem sich keiner, der vernünftig seyn wollte, etwas zu denken wußte. Wer einen Dienst oder ein Gewerbe brauchte, nahm das Wort in seinen Mund, so oft er sich des täglichen Brods erinnerte. Von der Freiheit hatten die Alten so viel gesprochen, und es war die höchste Zeit, daß sie aus der Mode kamen.

Wir hatten eine Menge großer Männer in unserm Volke, weniger im Staate — da waren die meisten mit ihm zugleich alt und schwach geworden — als in dem größern Reiche der Wissenschaft. Aber von den Besten durften wir jungen Menschen nichts hören. Was uns zukam, war verbotene Speise. Manche nahmen sie nicht aus ängstlicher Scheu; andere konnten sie nicht verdauen, so überreizt oder reizlos waren sie. Desto mächtiger war die Wirkung derer, die ausboten, was dem Gaumen gerade zusagte. Erregt wollte die Zeit seyn. Da sie selbst so etwas noch nicht hervorzubringen vermochte, beschwor sie das Mittelalter, und lieh ihm ihre Wirklichkeit und ihren Stolz, ihre Genußsucht und die Süßigkeit viel abgekosteter Gefühle. Der Ritterhelm deckte die kahle Scheitel, und in den Harnisch barg sich die Brust, an der die Verzehrung nagte. Fehden und Faustrecht, Adelsrohheit und Knechtschaft der Gemeinen, Trinkgelage und Mönchslieder, Turniere, Klöster und Verschmachter im Mondenscheine, das waren die altväterlichen Gespenster, die in einem Geschlecht herumspuckten, das an Geist und Gemüth immer mehr erschlaffend einen mächtigen Zauber verlangte, den es in der Wirklichkeit zu finden verzweifelte. Wenn ich an die ungeheuren Ereignisse der letzten Zeit, an das Aufstehen aller Völker, wenn ich an die Erfahrungen denke, die ich selbst gemacht habe, so erfüllt mich ein solcher Unwille über die verschwendeten Jahre, die einer kräftigen Vorbereitung hätten gewidmet seyn sollen, daß ich das Lächerliche zu Hülfe rufe, und mir mich und meine Genossen wie Leichtsinnige abbilde, die von dem tollsten Maskenball zu den wichtigsten Geschäften des Lebens übergehen, und das Phantastische ihres Anzugs noch in halbem Taumel mit der würdigen Kleidung zu vertauschen vergessen haben. Ich war halb Ritter, halb Schäfer, da ich in einen Sturm eintrat, der einen ganzen Mann verlangte.

Wo der ächte Ernst der Seele fehlt, hat die Eitelkeit ihr sicheres Spiel. Wir wollten wieder Deutsche seyn. Aber wir nahmen das alte heimische Gewand mit ausländischer Ziererei um; wir trugen es, nicht weil und wie es uns zukam, sondern um darin schön zu seyn. Was soll ich Ihnen Jugendthorheiten einzeln hererzählen? Ich war lange einer der ersten unter den Ritterlichen, und auch bei den Thränen- und Mondlichtleuten angesehen durch schwärmerische Dichtungen, die in ihrem Kreise von Hand zu Hand gingen. Leicht erworbenes Uebergewicht verblendet. Darum zog ich vor, von den Unmündigen gefeiert zu werden, anstatt bei den Verständigen mich zur Reife zu bilden. Die meisten unter diesen sahen mit Bedauern auf mich und mein Treiben. Einige baten mich väterlich, ich möchte den kurzen Schimmer, in dem ich mich sonnte, schwinden lassen, und mit der Kraft, die sie mir zugestanden, ein tüchtigeres Wirken beginnen. Andere gingen strenger auf mich ein, und schlugen den Uebermuth, der sich wie eine große Sommerblume aufblätterte, auf die breite Krone, daß es bis in den Kern schmerzte. Aber alles wollte noch nicht helfen. Jene schienen mir beengte und in mühseligem Studium verschrumpfte Seelen, die den Aufflug meiner Schwingen nicht verfolgen könnten, und aus Neid ihn zu lähmen versuchten. Gegen die andern wehrte ich mich, wie ein junger Ritter in den Schranken. Nachdem ich einige schwache Speere gebrochen hatte, fühlte ich mich stark genug, selbst den Handschuh hinzuwerfen, unter großem Jubel meiner Bewunderer.

Nichts ist geeigneter, junge Männer zu bilden oder zu verderben, als der Umgang mit Frauen. Die Natur hat diesen ein sicheres Urtheil gegeben, das sie vor den Trugbildern, die uns aus dem Leben, der Schule, und der Phantasie begegnen, in Ruhe und Frieden erhält. Aber, wie alles unter den Menschen seiner Bestimmung entgegen sich sonderbare Wege sucht, hat auch dieses Geschlecht die eigne Leidenschaft, aus seiner Natur heraustreten zu wollen. Was wir nicht ohne Schaden für unsere Unbefangenheit durcharbeiten müssen, wollen sie sich auch zum Geistesspiel machen. Was uns erhebt, und oft, im Kampfe des Gefühls und der Anwendung, uns das Herz erdrücken möchte, das ergötzt sie. Die großen Wahrheiten, denen tausend Männer sich aufopfern, werden zum Schaugenuß einiger Weiber. Wenn aber zum Unglück in sinkenden Zeitaltern die Männer nicht mehr wissen, was ihres Beruf's ist, wenn sie sich, und was ihr Geist erzeugt, schmücken, zieren, pomphaft vorführen; dann haben die ihr Fest, die eigentlich berufen, die Größe und den Ernst zu achten, auch wieder mit schnellem Blick die Karikatur zu fassen verstehen, und sie in verjüngtem Maßstabe zu unzähligen Lachbildern nachformen. Das sind die Zeiten der gelehrten Frauen. Zu unserer Schande sehen wir uns von ihnen abgemalt, schief, querköpfig, engbrüstig, eitel und geistesarm; wir sind lauter Nebvil's, die vor den königlichen Corinen zu Staub und Asche werden möchten. Das Schlimmste ist, daß das Gewissen uns sagt, daß wir es nicht besser verdienen. Das ist die Strafe der männlichen Eitelkeit.

In jener Erstlingsperiode meines öffentlichen geistigen Lebens gehörte ich auch zu den Lieblingen der Frauen; nicht als ob ich in der großen Gesellschaft sehr zu glänzen versucht hätte — was gar nichts sagen und bedeuten wollte, ging doch unbegrüßt an mir vorüber — aber ich hatte ein geistiges Wesen, das ziemlich männlich aussah, und doch zum Gefallen ausstaffirt war. Es fanden sich entschiedene Gönnerinnen von allem, was ich sagte, sprach und that. Da mich Männer nicht anerkennen wollten, tröstete ich mich unterweilen mit dem Lobe dieser. Das schönste Frauenlob, das allein bessert und erhebt, das Lob, das aus der Werthachtung sittlicher Reinheit und edler Geisteskraft hervorgeht, das uns für würdige Führer und Beschützer erklärt, verstand ich nicht, und es ist mir auch damals nicht zu Theil geworden. Im Gegentheil empfand ich mit tiefem Verdruß, daß sehr gebildete Mütter, die Gatten und Kindern alles waren, was sie seyn sollten, mir den Zutritt zu ihren Familien verschlossen, wenn ich ihn zuversichtlich suchte.

Ich gerieth — um mit wenig Worten das schimpfliche Geständniß abzuthun — auf den traurigsten Abweg, den ein Mann gehen kann. Das französische Wort will mir noch heute nicht über den Mund; etwas weitläuftiger deutsch also: ich wollte von vielen geliebt, hochgestellt, bewundert seyn, und ich ließ es mich unendliche Mühe, Sorgen, ja Kummer kosten, um meinen Zweck zu erreichen. Von der Sinnlichkeit noch unverführt, huldigte ich nicht der Tugend, sondern dem Selbstgefühl, das ich neben den Leichtsinnigen oder Lasterhaften hatte. Was ich wußte und leistete, mußte mir reiche Zinsen tragen, so oft ich sprach oder von mir sprechen ließ. Ich fing an, der Einfalt nachzulaufen, wenn sie mich auszeichnete, und gegen ehrenwerthe Freunde kalt zu werden, wenn sie mein Handeln nicht gut hießen.

Eine starke Lehre zum Anfang war mir nothwendig. Unter den Frauen der Stadt, die ich bewohnte, wurde einer fast einstimmig der Kranz der Schönheit und der gesellschaftlichen Bildung zuerkannt. Dieß war genug, um meine Augen auf sie zu richten. Aber jemehr sie von Gecken umschwärmt wurde, desto kälter und stolzer war ich. Donna Diana fügte sich dem Stolzen. Es war mir ein königlicher Triumph, als sie mir ihre Liebe bekannte; ich meinte in den ersten Tagen jener Seligkeit, selbst Liebe zu fühlen. Die stille Hinneigung, das Gefühl, das sich versteckt, und den Mund wie einen Verräther fürchtet, war nicht bei uns. Wir mußten Zeugen haben, die das seltne Paar anstaunten, und ihm die Anstrengung belohnten, die der Doppelsieg gekostet hatte. Mit den äußern Huldigungen aber wuchsen auch die Ansprüche unter uns. Weil jeder Theil nur sich gesucht, nur sich geliebt hatte, entstand bald Eifersucht, Groll, Mißmuth. Nach lebhaften Auftritten und schwärmerischen Versöhnungen, die nur stundenlangen Frieden gewährten, um neue Zwiste herbeizubringen, überzeugten wir uns, daß baldige Trennung beiden heilsam seyn würde. Stolz und Ehrgefühl erlaubten mir nicht, davon zu reden. So sehr ich ein qualvolles Leben vorher sah, so ernstlich widerstrebte ich allem, was es verhüten konnte. Sie handelte rascher. Während ich grämelnd ein wieder entstandenes Mißverständniß mit längerer Entfernung strafen wollte, verreiste sie ohne Abschied und Nachricht. Nach einigen Wochen bekam ich von ihrer eignen Hand die Anmeldung ihrer Verlobung, und mit einem Manne, den ich, so oft er mir zu Gesicht gekommen war, meiner Ansprache kaum werth gehalten, den sie selbst in Stunden der Vertraulichkeit bitter bespöttelt hatte.

Die Menge freut sich über den Fall der wahren Größe, wie viel mehr über die Demüthigung des anmaßenden Stolzes. Einige Zeit trotzte ich den Anspielungen, den Erzählungen, selbst der Theilnahme derer, die kein größeres Glück kannten, als mich so hingestellt zu sehen. In mir war eine Hölle von Erbitterung. Jetzt erst glaubte ich, wirklich geliebt zu haben, und schändlicher Verrath war das Wort, über dem ich brütete. Endlich beschloß ich, die ganze Umgebung zu verlassen, in der es mir so übel gegangen war. Unabhängig, wie ich war, konnte ich alle Himmelsgegenden zur Zuflucht wählen. Ich ging nach dem Rhein, um schneller von den Ereignissen zu hören, die alle Welt mit Staunen und ängstlichem Warten erfüllten. Meine Ausbildung, so viel Glanz ich ihr zu geben versucht hatte, war ungründlich und mangelhaft. Die neue Zeit wollte mit den Ansprüchen der vorigen sich nicht mehr begnügen. Um etwas zu seyn und zu werden, warf ich mich auf alles, das Wege bahnen konnte. Zwei Jahre verlebte ich nun in meinem Zimmer und in der schönen Natur. Sie schenkten mir einen guten Vorrath an Kenntnissen, einen stillen Ernst, der auf eine feste Grundlage

fußen konnte, und muthige Fassung, um in aller Veränderung der Dinge, die sich denken ließ, zu bestehen.

Ich wohnte in Coblenz bei einem würdigen Manne, dessen Büchersammlung und mündliche Belehrung mir ein geöffneter Schatz wurde, nachdem er meine Eingezogenheit und meinen Fleiß bemerkt hatte. Des Abends waren wir beisammen, und die großen Interessen, um die sich die Nachbarn jenseits stritten, beschäftigten uns, wie alle Männer in Hütten und Palästen. Wir nahmen die aufgeworfenen Fragen ernsthaft vor, und beleuchteten sie mit der Geschichte. Dann nahm es uns wohl Wunder, wenn den Angegriffnen neu erschien, was auf jeder Seite des großen Lehrbuchs mit klaren Buchstaben nach Anfang, Fortgang und Ende vorgezeichnet ist; wir sahen aber auch, wohin der Wahn, die Tollheit, der Taumel führen mußte, ohne Unterschied die, welche den Becher kredenzten, und die ihn lachend ausleerten. Daß am Ende ein schöner Wein aus der Gährung werden könne, war unsere feste Ueberzeugung. Aber die Arbeiter dabei wollten uns nicht gefallen. Sie gossen bald abscheuliches Gemisch in das gute Gewächs, bald zapften sie zur Unzeit heraus, bald schlugen sie auf die Fässer, als wenn sie nicht so schon zu halten gehabt hätten. Dazu erhub sich ein Lärmen und Schreien von außen, daß die Männer drinnen ganz von Sinnen kamen, und berauscht sich schlugen und die Fremden, bis es an diese allein ging.

Die Auswanderer besuchten uns in Schaaren, und im Ganzen waren sie eben nicht die Leute, an denen wir unsere Freude haben konnten. Sie belehrten uns mit solcher Zuversicht, daß sie allein und in Allem Recht hätten, daß uns bei unserer Gelehrsamkeit ganz sonderbar zu Muthe ward. Wir mußten durchaus es glauben, daß die Deutschen keine dringendere Pflicht hätten, als sie in den räuberisch entzognen Besitz wieder einzusetzen. Sind wir so lange eure Lehrer und Meister gewesen, sagte ein solcher, so könnt ihr nun aus Erkenntlichkeit auch einmal euer Brod und euer Blut für uns hergeben. Die es in ihrem Vaterlande am schlechtesten getrieben hatten, waren die erbittertsten. Wenn sie ihre abgemergelten Leiber mit Kraftbrühen gestärkt hatten, warfen sie das Fleisch zum Fenster heraus, daß sich der deutsche Pöbel auch satt essen konnte. Viele Unglückliche, die der Sturm der Noth und der Greuel mit über die Grenze geschleudert hatte, sahen seufzend die Verderbniß ihrer verjagten Brüder: sie wendeten die nassen Augen noch einmal nach dem schönen Frankreich, und zogen mit dem Wanderstabe weiter gegen Morgen.

Eines Abends saß ich mit meinem Wirth bei der gewöhnlichen Arbeit. Da trat ein schöner Mann bei uns ein, auch der Auswanderer einer, und ersuchte uns um einige Zimmer auf wenige Tage. „Die Stadt ist so überfüllt, und es ist unser Schicksal, jede schöne Ruhe zu stören. Aber um der Menschheit willen, sagte er mit rührendem Tone, nehmen sie eine kleine Familie auf, die sich aus dem Gewühl zu dem Edelmuth retten möchte.“ Er erzählte uns, wie der Vater von ihnen gerissen sey, sie wußten nicht, ob er daheim den Tod gefunden oder mit andern sich noch gerettet habe. Während er ausgehe, ihn zu suchen, wünsche er Mutter und Schwester unter treuer Obhut. Mein Wirth war ihm als ein würdiger Mann gerühmt worden. Mit dem Vertrauen, das dem Gefühle entspricht, auch mit andern in gleicher Lage eben so zu verfahren, und zugleich mit dem Muth des Unglücks that er seine Bitte, und der Hausbesitzer, so fern er sich immer von den Ausländern gehalten hatte, bedachte sich nicht, sie zu gewähren. Nach wenigen Stunden waren die Frauen in den entbehrlichen Raum eingeführt, und mit allen Bequemlichkeiten versorgt, die sie der traurigen Wanderschaft vergessen machen konnten.

Die Eitelkeit, dem schönen Geschlecht zu gefallen, war bei mir vorüber. Aus Haß hatte ich es nach der schmerzlichen Täuschung vermieden. Dann waren meine Studien zu ernst, um für den Leichtsinn Raum zu lassen. In dem letzten Jahre war mein Streben nur auf die Stellung gerichtet, die ich in der furchtbaren Bewegung der Zeit nehmen wollte. So enthusiastisch ich für die Freiheit und die Verbesserung fehlerhafter Einrichtungen war, so sehr haßte ich die Frevel der schändlichen Volksführer, die sich an die Spitze gedrängt hatten, und die gräßlichen Ausbrüche viehischer Wuth, in der ein sittenloser Pöbel sich für lange Knechtschaft erholte. Glühende Liebe zu meinem Vaterlande war die einzige Frucht, die ich aus den Lustgärten meiner ersten Jugend gerettet hatte, und sie war am männlichen Herzen gereift. Warum stehe ich frei da, sagte ich mir selbst, als um jetzt einen Entschluß fassen zu können? Ich will in die Reihen treten, die den heimischen Boden schützen sollen, damit da das Gute mit Besonnenheit und deutscher Ordnung geschafft werden könne, und fremder Uebermuth uns nicht gebiete, was und wie wir es machen sollen. Ich hatte meine Dienste als Freiwilliger bei einer Abtheilung kaiserlicher Reiter angeboten. Sie wurden angenommen, und ich erwartete den Befehl zum Aufbruch, als die französischen Flüchtlinge sich in unserm Hause bargen.

Meine Fertigkeit in ihrer Sprache machte mich zu ihrem Gesellschafter. Die Mutter, von Gram und Reise und Krankheit geschwächt, fühlte doch immer das Bedürfniß der Unterhaltung. Ich war mit der französischen Literatur hinlänglich bekannt, um sie nicht absterben zu lassen. Was mir erst eine nützliche Vorübung für das neue Leben schien, das mich erwartete, wurde mir in kurzem Genuß, als auch die Tochter an den Gesprächen Theil nahm. In den ersten Tagen war sie in ihrem Zimmer geblieben, so oft ich die Mutter besuchte. Als der schlimme Zustand dieser beständige Pflege verlangte, blieb sie auch während meiner Gegenwart, und sie vertraute mir um so mehr, da sie aus dem Munde, dem sie alles glaubte, mein Lob vernommen hatte. Es waren die schönsten Tage meines Lebens, die ich in diesem stillen Kreise mitten unter den Rüstungen zu dem Kriege der größten Erbitterung zubrachte. Wer konnte der Liebe wehren, die stürmischer erwachte und eilte, je mehr die Zeit drängte! Die Mutter, dem Tode nahe, legte meine Hand in die zitternde der Tochter. Nur die Rückkehr des Bruders sollte erwartet werden. Dann vereinigte uns, so hatten wir beschlossen, der priesterliche Segen.

Immer näher kam der Tag, an dem ich mit dem Heere ziehen sollte. Die Verbindlichkeit war ich aus eignem Antrieb eingegangen. Aber jetzt sie aufzuheben, wo der Krieg begann, gestattete mir die Ehre nicht. Die Mutter wagte nicht die Bitte, ich möchte bleiben. Meine Therese konnte den Mann nicht achten, der in den Armen der Liebe verweilte, wenn das Vaterland zum Kampf rufte. So oft die Trompeten der gerüsteten Schaaren unter unsern Fenstern ertönten, erblaßte sie. Doch schnell erhob sie sich. „Ich bin eine Deutsche geworden, sagte sie dann, seit ich diesem Herzen gehöre. Diese Töne erschrecken mich, weil sie das Verderben meiner Landsleute verkündigen. Aber mein Hugo wird ein menschlicher Krieger seyn; er wird in manche Hütte Beruhigung und Hülfe tragen, wenn wilde Haufen in ihr wüthen. Du kannst mein Volk nicht hassen, weil einige von ihnen schweres Unrecht thun.“ Wir glaubten, ein Feldzug würde den Frieden herbeiführen. Die Liebe denkt nicht an die Möglichkeiten, die eine so kurze Zeit ihr entgegenwerfen kann. Nichts bekümmerte uns, als daß der Bruder noch nicht erschien. Ohne seine Einwilligung konnten wir unsere Verbindung nicht schließen. Wie hätte ich ihm antworten sollen, wenn er mir den Vorwurf machte, heimlich der schwachen Mutter das anvertraute Kind abgedrungen zu haben? Noch eine kurze Prüfung, und ich kam mit ihm zurück, um in einer Stunde den Preis meiner Geduld zu erhalten, und die Geliebte und den Freund auf immer in die lieblichste Gegend zu führen, die wir uns wählen konnten.

Der Erwartete kam nicht, und ich mußte scheiden, ohne meiner Zukunft gewiß zu seyn. Ich beschwor den Mann, in dessen Hause wir so glückliche Zeit verlebt hatten, für die Verlassenen väterlich zu sorgen. „Es ist schon meine Familie, sagte ich ihm, als ich meine Anweisungen zurückließ. Nur die äußere Form fehlt, um sie öffentlich dafür zu erklären. Von Ihnen fordere ich die Meinen zurück, wenn ich wiederkomme.“

Sie riß sich aus meinen Armen, die sie, wie zur Rettung aus einer feindlichen Welt, umfetteten, um zu der Mutter zu eilen, die bei dem Abschied bewußtlos niedersank. Träumend ritt ich unter meinen jubelnden Kriegsgenossen. Ich fühlte, welche Verpflichtung ich mir auferlegt hatte, und vor und hinter mir sah ich nur Zerstörung meiner Hoffnungen. Wir hatten bald heiße Gefechte, und ich erhielt die Genugthuung, daß meine stille Trauer nicht durch die Gefahren des Kampfs erzeugt war. Ich bekam ein kleines Häuflein zu führen, und die wilden Reiter liebten mich, wie ihren Bruder. Es galt, Theresen zu gewinnen mit jedem Vortheil, den wir erstritten. Der Sieg bringt den Frieden, der Friede das Glück, nach dem du dich sehnst. So sprach ich, so oft zum Angriff geblasen wurde, und ich flog zu der blutigen Arbeit.

Die Schlacht von Jemappe riß mich aus der stolzen Laufbahn, die ich begann, lieb zu gewinnen. Ich kämpfte um die Auszeichnung, die mich meines Mädchens würdig machen sollte. Die Wunden, die ich zum Andenken jenes Tages trage, warfen mich in den Staub. Aber eine Wunde wurde mir geschlagen, die die Seele meines ganzen Lebens durchdrang. Man schleppte mich unter den blutenden Gefangnen fort nach den innern Provinzen Frankreichs. Von nun an schwieg alle Kunde von meiner Geliebten. Sie hielten mich für todt, und der Räuber faßte die unbewachte Taube.

Während ich in Noth und Krankheit schmachtete, und Hohn und Schmach von erbitterten Feinden ertrug, weinte Therese um den Mann ihres Herzens, die Mutter aber erlag dem bangen Gram. Die Hülfsmittel, die ich zurückgelassen hatte, wurden nach und nach erschöpft. Aber der edelmüthige Mensch, dem ich sie anvertraut hatte, verschwieg ihr, daß sie ganz von seiner Wohlthätigkeit lebte. Sie, aus dem Ueberfluß in gänzliche Armuth geworfen, trug einen Sinn in sich, der höher war, als ihre Lage. Sie vermuthete, was ihr nicht gesagt wurde, und

belohnte das Wenige, was sie bedurfte, mit treuen Diensten, die sie sich selbst auferlegte. In dem Drange des Kriegs verwaltete sie das viel bestürmte Hauswesen, und bald der deutschen Sprache mächtig, der sie mit ihrem Geliebten angehörte, vermochte sie, in jeder Verlegenheit zu rathen und zu helfen. Sie wurde von der Familie wie ein mildes Wesen verehrt, dem Thränen bestimmt waren, um Thränen zu trocknen.

Als sie eines Tags um mich im Stillen trauerte und um alle die Ihrigen, die sie, wie mich, todt glaubte, trat ihr Vater mit dem Manne ein, der sie unglücklich gemacht hat. Schon lange hatte dieser die einsame Schönheit belauert, und er wollte von einem Theile seines Goldes scheiden, um sie zu erkaufen. Vergebens waren alle Bemühungen gewesen, sich in das Haus einzudrängen, das keinen Fremden aufnahm, als die ihm zugewiesen wurden. Demohngeachtet hatte er den Namen und die Verhältnisse des Mädchens erfahren, und er bot alles auf, sich um sie so verdient zu machen, daß sie seiner sich nicht erwehren könnte. Er hatte durch seinen Reichthum sich eine bedeutende Stelle bei dem verbündeten Heere erworben. Während er dem Kriege Summen abgewann, stieg er in seiner Wichtigkeit durch Dienste, die er einzelnen leistete. Es gelang ihm, den Vater meiner Therese auszuforschen, der lange verborgen, und ohne Nachricht von seiner Familie, von den Trümmern seines Vermögens lebte, die er auf der Flucht hatte retten können. Dieser, ein stolzer Mann und in dem Glanz und den Vorurtheilen eines alten Geschlechts erzogen, ertrug mit Mühe die Entbehrungen und die verachtete Einsamkeit seiner Lage. So wie jener Arglistige durch andere Auswanderer seinen Zufluchtsort erkundet hatte, eilte er zu ihm. Er meldete ihm, daß er die verloren geglaubte Tochter gefunden hatte, er redete von seiner Liebe und den gültigen Ansprüchen seines Rangs und seiner Reichthümer. Zugleich öffnete er dem Verarmten seine Casse, und verschaffte ihm die Genüsse wieder, die er nicht missen konnte. Das Kind wurde zugesagt, ehe der Vater sie gesprochen, sie gehört hatte.

Therese weinte Thränen der Freude an dem Herzen, das ihr statt des Trostes das Elend gab. Nur wenige Stunden genoß sie arglos des Wiedersehens. Dann wurde sie von der Bestimmung unterrichtet, die ihr der Vater, wie einem leicht zu veräußernden Eigenthum, gegeben hatte. Sie berief sich auf ihre Verbindung mit mir, auf den Willen, den Segen ihrer Mutter. Die Ansprüche der Todten galten nichts mehr. Ihr Versorger widersetzte sich mit aller Kraft, und erwähnte meine Veranstaltungen. Man wollte ihm eine Summe zum Ersatz anbieten. Als er gegen den Vater und den zukünftigen Gatten nichts mehr vermochte, nahm er sie, und theilte sie unter die Verwundeten aus, die die Stadt füllten.

So wurde mir die Braut geraubt, die vor Gott und Menschen rechtlich mein war. Sie mußte mit dem Vater nach den Besitzungen des herzlosen Käufers abgehen. Bald folgte er selbst, nachdem er seine Angelegenheiten bei dem Heere geordnet hatte, um sich seiner Beute zu erfreuen. Ihre Thränen und ihr Widerstand vermochten nicht, sie zu retten. Als der Vater mit dem Fluche drohte, schlich sie wie ein Opfer zum Altar.

Indessen hatte ihrem Bruder das Glück auf eine eigne Weise gelächelt. Es schien, als solle er der Einzige von dieser Familie seyn, der nicht durch eigne oder anderer Thorheit zu Grund gerichtet wurde, um zu verbessern, was jene so schlimm als möglich gemacht hatten. Er war kühn genug gewesen, auf französischen Boden zurückzukehren, um Gewißheit über das Schicksal seines Vaters zu erlangen. Als ihn schon der Tod erwartete, vergaß einer der Machthaber nicht, wie die meisten, der Tugenden, durch die jener in früherer Zeit alle, die ihn umgaben, mit seinen ausgezeichnetern Verhältnissen und mit dem Stolz seiner Vaters ausgesöhnt hatte. Er hatte ihm selbst viel zu verdanken, und that, was er vermochte, um zu beweisen, daß menschliche Gefühle auch in einem rauhen Herzen nicht ganz ersterben. Er lieh ihm verbergende Kleider, und ließ ihn so zu einem der republikanischen Heere entkommen, bei dem er geltende Freunde hatte. St. Pierre liebte die Freiheit, weil er sie selbst zu brauchen verstand. Er war einer der edeln Schwärmer, die alles hinwarfen, wenn sie dem Vaterlande ein günstigeres Loos gewinnen konnten. Gebildet, wie es unter den Franzosen selten ist, durch die Werke der Alten, und mit der Literatur der Britten und Deutschen vertraut, hoffte er, das Ideal verwirklicht zu sehen, das dichterische Philosophen und Geschichtschreiber aufgestellt hatten. Aus dem Chaos, das im Kampf mit sich selbst und mit den äußern Gewalten verflochten war, erwartete er das Aufblühen einer jugendlichen Schöpfung. Ueberzeugt, daß keiner feiern dürfe, der die stürmenden Kräfte zum Guten lenken könne, stritt er in den Reihen der Begeisterten, und führte immer so sicher zum Siege, daß auch der Neid bei dem schnellen Emporsteigen schwieg, das seinen Enthusiasmus belohnte.

In den Zeiten der Waffenruhe war es sein angelegentlichstes Geschäft, Wunden des Kriegs zu heilen, wo er konnte. Wie Howard, richtete er seine Augen auf das Elend der Gefangenen, die in diesem um die Rechte der Völker geführten Kriege von dem Volke, das die hohen Lehren mit Mahomeds Beredsamkeit predigte, mit entsetzlicher Barbarei behandelt wurden. Als er an den Ort kam, wo ich der Verzweiflung fast unterlag, der schon mehrere meiner Genossen des Jammers sich geopfert hatten, erkannte ich sogleich den Bruder meiner Therese. Ich flehte ihn an, mir ein geheimes Gespräch zu gewähren. Er hörte mich nicht eher, als bis er mir Kleidung und die Stärkungen gereicht hatte, die meine erschöpfte Natur nöthig hatte, um die Geschichte meiner Noth zu erzählen. Da er mich jetzt erst wieder erkannte, lag er in meinen Armen, und als ich ihm von den heiligen Banden sagte, die mich an die Seinigen knüpften, rief er mit Thränen: Mein Bruder, Sohn meiner Mutter, du mußt in deine Heimath eilen, um mir Kunde von den Lieben zu geben, die du so lange beschützt hast. Ueberall, wohin unsere Heere drangen, hab ich nachgeforscht, und keine Spur finden können. Wir werden bald Frieden haben, und die werden wieder glücklich beisammen seyn können, die in diesem entsetzlichen Streite Menschen geblieben sind. Dann komme ich zurück. Denn hier, wo der Despotismus schrecklicher sein Haupt erhebt, als je, ist meines Bleibens nicht.

Er wirkte gegen mein Ehrenwort, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, mir Befreiung und Pässe aus. Ich eilte nach Coblenz, und dort in das Haus, in dem der Frühling meines Glücks geblüht hatte. Aber der erdrückenden Sommerglut waren Herbststürme gefolgt. Jetzt lastete kalter, erstorbener Winter, wie in der Natur, so auf meinem Leben. Ich fand meinen alten Wirth nicht mehr. Der war längst in den Tagen des allgemeinen Jammers in seine Kammer schlafen gegangen. Der einfache Wohlstand war verschwunden, und die Wittwe wohnte in dem ärmlichsten Stübchen des Hauses, das sie besessen hatte. Von ihr hörte ich, was mit Theresen geschehen war.

Welche Hand hielt mich damals, als ich gegen mein Leben wüthen wollte? Was gab mir Kraft, auszuhalten und den Sturm zu bestehen, der durch den heiligen Hain meiner Glückseligkeit brauste, wie ein Wehen der Unterwelt? Es war dieselbe Hand, die ich erst demüthig erkennen lernte, nachdem ich mein ganzes Elend überschauen konnte, die mich von Schmerz zu Schmerz führte, bis ich den Blick in das Land der Ruhe fand, und wieder auf sichern Weg geleitet mit wackern Füßen die übrige Wallfahrt anzutreten vermochte. Aber wie tief mußte ich fallen, um mich erheben zu können!

Ich komme zu der traurigsten Periode meines Lebens, der, wo ich mit Himmel und Erde zerfallen, ein Wahnsinniger fortstürzte, um meinen Verderbern und mir Unglück für Unglück und den Tod zu geben. Ich wußte nicht, was ich wollte, ich beschloß nichts. Eine blinde Wuth war meiner Meister, und sie riß mich fort, nach ihr hin und zu denen, die sie mir genommen haben. Wie ich in Haß und Liebe glühte, so sollten diese Flammen auch die verzehren, die sie entzündet hatten.

Auf der ganzen Reise war ich ein Gegenstand der Scheu oder des Mitleides. Mein vernachlässigtes Aeußere, mein bleiches Gesicht, und der unsichere Blick verriethen den entsetzlichen Irrthum, in dem mein Geist über sich und sein Treiben befangen war. Was lange Leiden und Gram während der Gefangenschaft begonnen hatten, das vollendete eine Erbitterung, die schonungsloser aus den Trümmern meines Stolzes und meiner Hoffnungen sich erhob. Diese Verwilderung gefiel mir selbst, weil sie die Rolle schien, zu der mich mein Schicksal bestimmt habe. Man wies mich oft in Gasthäusern ab, weil man mir nicht traute. Das entlockte mir ein Lächeln der Freude. So sind die Menschen, rief ich, ich irre mich nicht; und durch die Nacht, am liebsten, wenn alles sich in die schützende Wohnung verbarg, setzte ich den Weg fort. Wenn ich freundliches Bedauern, milde Theilnahme fand, suchte ich den Trug, die boshafte Absicht bei den gutmüthigsten Leuten auszudeuten. Ich dachte nicht an St. Pierre und an die Edeln alle, die mir so oft wohl gethan hatten.

Der Name des Gatten meiner Therese war auf meinen Lippen, so wie ich über die Grenzen seiner Heimath gekommen war. Die meisten sprachen mit Bewunderung von seinem Vermögen, seinen großen Unternehmungen; einige, wie um mich langsam zu vergiften, erzählten von seiner schönen Gemahlin, ihren Tugenden, und der Einfachheit, die mit Perlenreinheit allen Schimmer, in dem sie strahlen müsse, überleuchte. Die besseren Menschen vermieden, von ihm zu reden; die Aermsten aus niedrigem Stande nannten ihn den reichen Teufel, der die Heilige gefreiet habe. Er wohnte auf seinem Gute, und ich erreichte es am späten Abend, ermüdet zum Zusammensinken, aber ohne Hoffnung, hier ruhen zu können. Ich nahm meine Wohnung in dem elenden Gasthause, wie sie in jenem Lande sind, und umschweifte dann noch einige Stunden lang Garten und Schloß, ohne jemand zu sehen. Nach einer schlaflosen Nacht war ich wieder in den versteckten Anlagen des weiten Parks, einem Verbrecher gleich oder einem Wild, das der Beute nachstellt. Ich

sah mit Entsetzen mich selbst, ich bebte, in mein Inneres zu schauen, und so wollte ich vor die treten, die ich noch freventlich die Meinige nannte, wie schändlich sie mir immer entrissen worden war, und ihr von meiner Liebe sagen.

Eine lange Stunde verschlich, und ungeduldiger trat ich in die offnern Gänge hervor. Da sah ich sie von weitem gehen. Sie war auch blaß vor langem Harm. Aber Heiterkeit war auch auf dem bleichen Gesicht. Wie über den blauen Himmel Wolken hinziehen, die seiner Klarheit nichts nehmen können, so umflorte ihr reines Wesen irdischer Schmerz. Ihr Auge schien matt von vielen Thränen; aber die Ruhe der Unschuld wohnte darin. Sie war, wie mir alle gesagt hatten, frömmer und milder, je unglücklicher sie war. Da verglich ich mich in Abbadona, wie er dunkel und nächtlich dem verlornen Freunde, Abdiel, entgegentritt. Ich floh vor ihr zurück in das tiefere Gebüsch, und auf den Boden hingeworfen, weinte ich zum erstenmal wieder heiße Thränen. Wie lange ich so lag, weiß ich nicht. Als ich mich aufrichtete, sah ich sie in einiger Entfernung vor mir stehen, ungewiß, ob sie dem Unglücklichen nahen und ihm helfen könne. Therese! riß sich der Schrei von meinem Herzen los, und sie erkannte meine Stimme und sank zusammen. Hätten Tausende mich umringt, ich konnte sie so nicht verlassen. Ich hob sie wieder auf, wie an dem Tage meines letzten Abschieds, ich sprach wieder mit dem milden Tone, der mir wiederkehrte, ich gab ihr zärtliche, liebkosende Namen. Ihrer selbst vergessen sank sie in meine Arme, und drückte den Kuß des Wiedersehens auf meine Lippen.

O mein Freund, jenes Wiedersehen ist es, das ich beklagen werde, so lange ich lebe. Mußte ich ihren Frieden aufs neue stören, da sie mich für todt hielt? durfte ich den Sturm aufregen in einer Brust, die ein schweres Schicksal Gott ergeben ertrug? Durfte ich mit verbrecherischen Armen die umschließen, die ein Wille mir genommen hatte, den ich schon jetzt demüthig verehre, den ich lobpreisen werde, wenn ich einst alle Räthsel gelöst sehe?

Wie wenig denkt der Mensch an die Folgen seiner Handlungen, wie wenig streng führt er sie vor den unparteiischen Stuhl der Gerechtigkeit, wo nicht gefragt wird, was andere um uns verdient haben, sondern nur, was wir zu thun schuldig sind! In jener Stunde erinnerte ich mich nur des Unrechts, das mir angethan worden war, nur der Ansprüche, die ich gehabt hatte, nur der Genugthuung, die der Augenblick meiner Liebe gab. In süßer Unterredung erzählte ich ihr von meinen Leiden, und wischte die Thränen ihr von den Augen, die sie meinem Schicksal weinte. Sie sagte mir, wie sie hingeliefert worden, wie ihr Vater in Gram und Reue und unwürdiger Behandlung hingewelkt sey. Das verschwieg sie, was sie selbst duldete; aber der verschlossene Kummer sprach aus den Zügen, unter denen er seine stille Wohnung hatte. Was vermochte ich nicht zu thun in jener Stunde, wo Rachsucht, Ingrimm, Leidenschaft der Liebe, wo das Entzücken mich berauschte, sie zu haben? Aber sie war edler, als ich. Wie sie mir in der Abwesenheit treu gewesen war, so hielt sie auch den abgedrungenen Eid dem entfernten Peiniger. Sich anklagend, daß sie so lange mit mir gesprochen hatte, wendete sie sich von mir, als ich stürmischer sie umfaßte. Mit Mühe erflehte ich von ihr die Zusage noch einer Unterredung.

Mit bangem Herzklopfen erwartete ich sie in der bestimmten Stunde. Endlich kam sie, das Kind auf dem Arme, das Sie, der Mutter Ebenbild, gesehen haben, die kleine Rosalie, hingeopfert, wie jene.

„Weil ich Ihnen versprochen habe, sagte sie sanft, doch ernst, weil ich Ihnen versprochen habe, was ich nimmermehr hätte thun sollen, Sie noch einmal zu sehen, so sey diese Kleine unser unmündiger Zeuge, der uns an die Macht der göttlichen Gesetze, an die menschlichen Pflichten erinnere."

Sie reichte mir das Kind, das mich mit den kleinen Armen umhalste, wie sonst die zarten Wesen mit Fremden nicht thun. Ich zog es an meine Brust, und schluchzte laut. Von meiner Heftigkeit erschreckt bog es sich nach der Mutter hin, die still weinend es wieder an sich nahm. „Sie sehen, sagte sie, daß auf dieser Erde uns nichts gemeinschaftlich ist. Eilen Sie fort von hier. Wenn Sie mich lieben, so kommen Sie nicht wieder in meine Nähe, als wenn Sie mich mit Ruhe, mit Ergebung als das Eigenthum eines andern sehen können. Bitten Sie Gott, daß er dieses Kind segne, das ich unter vielen Thränen getragen und geboren habe, daß er das Herz seines Vaters erweiche, und nur einen Funken seiner göttlichen Liebe ihm einhauche, bitten Sie Gott, daß er auch uns den Muth gebe, zu seyn und zu thun, was er uns beschieden hat."

Sie war aus meinen Augen verschwunden, als ich wieder vom Boden aufsah. Lange stand ich und sann. Ich habe sie nicht verdient, sagte ich zu mir, warum aber dieser? Da that ich einen Blick in mein stolzes, stürmisches Herz, und ich erkannte den ersten Grund, warum mir nicht geworden war, was ich wollte; ich sah die Eitelkeit, die Hoffahrt, den Uebermuth meiner Jugend, den kühnen Trotz meiner besten Handlungen, die Bitterkeit in den Tagen des Unglücks, die Feindschaft gegen Gott und Menschen, die noch in mir war. O ich höre dich, du Stimme, die mich verdammt, rief ich in dumpfer Verzweiflung, verließ den Ort, dessen ich mich nicht werth hielt, und ritt, belastet mit allen Qualen der innern Pein, wieder in die leere Welt hinaus.

Lieber Freund, das Andenken jener Zeiten hat mich sehr weich gemacht. In meiner Krankheit traten alle die Augenblicke vor meine Seele, die ich Ihnen beschrieben habe. Es ist mir recht frei geworden, da ich über mich gegen einen Mann habe ausreden können, der mir so freundlich zugethan ist. Sie erinnern sich gewiß, wie ich in dem Garten, wo wir alle so erwarmten, von dem Fieberkranken redete, dessen der treue Arzt, der ungekannt ihn suchte, sich erbarmt. Doch nicht durch Wunder wird der Mensch mit einemmal ausgeheilt. Wie gesund er auch wieder scheine, es kommen zuweilen Boten, die ihn vor zu großem Selbstvertrauen warnen, und strenge Vorsicht gebieten. Ich rufe es mir selbst in meine Seele zurück, was ich so oft wiederhole.

Nachdem ich Theresen verlassen hatte, zog ich in allen Gegenden Deutschlands umher, nicht mehr von den Furien des Zorns gehetzt, aber in wüster theilnahmloser Trauer. Ich konnte und wollte nichts unternehmen. Mein Geist bot mir keine Ideen, mein Herz keine Gefühle. Man hielt mich so allgemein für einen Irren, daß ich es selbst nicht anders glaubte, und in dem Gedanken mich wohl befand. Wie ich gerne am längsten weilte, wo es am ödsten und finstersten war, verbrachte ich auch einige Wintermonde in dem höchsten Theile des Erzgebirgs. Bis zur Nacht saß ich oft unter den beschneiten Kiefern auf eisigem Boden, und horchte dem Abendlauten, das aus den armen Dörfchen zu mir klang, wie Hälle aus einer frohen Zeit, wo ich nach der Arbeit zur Ruhe ging. Ich sehnte mich, so einzuschlummern, bis ich im Frühling der neuen Erde wieder erwachte. Die gutmüthigen Bewohner trieben mich oft auf, wenn ich schon ein süßes Erstarren meiner Kräfte fühlte. Aber ich setzte in meinem Eigensinn fort, wovor ich herzlich gewarnt wurde. An einem Weihnachtsabend, wo ich in die starren, glänzenden Christbäume hinaussah, und mit Theresen und den Kindern sprach, denen ich bescheren wollte, übermannte mich der Schlaf, und die Welt erstarb vor meinen Sinnen.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem reinlichen Stübchen, und die Wintermorgensonne beschien ein aufgeputztes Christbäumchen meinem Bette gegenüber, an dem ein Kind, so groß ich Rosalien jetzt dachte, spielte. Ich ging in ihr Lallen ein, und sie antwortete mit der unschuldigen, neckenden Freude ihres Alters. Ich war außer mir, und wollte von meinem Lager zu ihr hin. Da drückte mich jemand sanft zurück, und ich erblickte einen Mann, der mit milden Worten mich zur Ruhe ermahnte. Er nannte mich Sohn, und die Liebe, die in diesem Worte liegt, drang mir in die Seele, noch mehr die fromme Herzlichkeit, mit der er es aussprach. Die Glocken läuteten wieder, und ihr Klang erpreßte mir Thränen. „Bald wird Ihr Arzt kommen, sagte er. Mich ruft jetzt mein Amt von Ihnen." Jetzt sah ich, daß ich nicht in einer Wunderwelt, sondern in dem Hause des Predigers war, der mich bei der Rückkehr von einem späten Amtswege schon im Hinüberträumen gefunden, und, in seine Wohnung gerettet, dem Tode entrissen hatte.

Ich könnte Ihnen nur beschreiben, was mir im Aeußern von diesen Leuten Gutes geschah, und auch das will ich nicht, weil die Liebe und Herzlichkeit, mit der sie alles thaten, was mir helfen und mich erheitern konnte, der fromme Sinn, der Quell und Zierde ihrer Handlungen war, sich doch nicht mit Worten schildern läßt. Meine Lage war zu traurig gewesen, als daß ich nicht die Veränderung mit frohem Gefühl hätte empfinden sollen, die dadurch in meiner Seele entstand. Hier waren Menschen, die mich aufrichtig und ohne Eigennutz lieb hatten. Konnte ich der Liebe wehren, die mit der Rührung der Dankbarkeit wieder in mein gebrochenes Herz eindrang, und es, wie ein kühlender Morgenthau, wieder empfänglich machte für guten Samen, und kräftig, ihn zur Frucht tragenden Pflanze aufschießen zu lassen? Wie versöhnte ich mich mit meinen Mitbrüdern, die mir Böses gethan hatten, um dieser willen, die mir zeigten, das Glück und Zufriedenheit nicht in dem, was wir besitzen, sondern in uns selbst ist. Wie hochschätzen lernte ich jeden mir erwiesenen Dienst, seitdem ich erfuhr, daß auch mir mit Dank und Liebe erwiedert werde, was ich nicht um mein willen, sondern aus reiner Absicht und von Herzen that. Jetzt leuchtete mir der Unterschied ein zwischen der großsprecherischen Tugend, die ich nirgends schöner hatte verkündigen hören, als wo man die Humanität mit Füßen trat, und der stillen Wirksamkeit, die nicht anders handeln kann, als sie thut, weil die Liebe das ganze Leben durchdrungen hat.

Ich blieb einige Jahre in diesem Hause. Da ich mit Geld nicht belohnen konnte, was unschätzbar war, die Freude zu le-

ben und nützlich zu leben, so suchte ich wenigstens unser Beisammenseyn zu verschönern. Nach und nach wurde ein kleiner Büchervorrath angeschafft, längst der stille Wunsch des Predigers, den er bei seinem beschränkten Einkommen nicht hatte befriedigen können. Der Mann legte sich mit unermüdetem Fleiß auf die Erlernung der neuern Sprachen, in denen ich ihm einige Anleitung geben konnte. Das Kind wuchs fröhlich heran, und es war mir Genuß, ihm erster Lehrer zu seyn. Die Entfaltung eines so wunderbaren Wesens, wie die menschliche Seele ist, muß dem kältesten Beobachter Bewunderung und Staunen abnöthigen. Wer mit lebhafterem Interesse ihr entgegen kommt, und den Weg aufmerksam verfolgt, den die Natur immer richtig und mit sicherer Behutsamkeit geht, wird, indem er zu führen meint, in eine Schule geschickt, die ihn selbst weiser und besser macht. Er begreift, was der große Meister sagen wollte, als er uns werden hieß, wie diese Kleinen. Die Erziehung der Kinder in dem Orte selbst und dem benachbarten Dörfchen, wurde unter treuer Aufsicht des Predigers von einem jungen Manne geleitet, den bei dem lautersten Willen gänzlicher Mangel an allen Hülfsmitteln drückte. Was ich sonst dem äußern Glanz und einer Menge erträumter Bedürfnisse geopfert hatte, reichte ich hier einer bequemern und besser ausgestatteten Einrichtung der Anstalt. Wir brachten von nun an manche Stunde unter dem muntern Häuflein zu, und ich übernahm selbst einigen Unterricht, der künftigen Landleute ersprießlich seyn konnte. Die Alten wußten es mir herzlich Dank, weil nirgends ein Zwang, ein Aufdringen, und — was den immer in Anspruch genommenen wohl auch nicht zu verdenken ist — keine Forderung Statt fand. Wenn wir die übrigen Stunden des Tags im Gärtchen gebaut oder die Felder durchwandert hatten, versammelten wir uns am runden Tische, und genossen unser gesundes Mahl mit Dank und Fröhlichkeit. An Winterabenden wurde der Bücherschatz zu Hülfe genommen. Sonntags stand auch jedem der Dorfbewohner der Zutritt offen, dem diese Unterhaltung lieber war, als Trunk und Kartenspiel, und wir wählten die Gegenstände des Lesens und Sprechens nach ihren Bedürfnissen. Es dauerte nicht lange, so kam die ganze kleine Gemeine. Nun ließ ich in dem Hause des Dorfwirths selbst einrichten, was zu unserer gelehrten Versammlung nöthig war. Er verlor so nichts an seiner Einnahme, und hatte dazu den Vortheil, alles bei sich in Ordnung und Zucht zu sehen.

Dem edeln St. Pierre allein hatte ich während dieser Zeit bisweilen Nachricht von mir gegeben. Der übrigen weiten Welt war ich in meinem Versteck wie abgestorben. Ich wußte von ihm, daß er Anstalten träfe, ganz in meine Nähe zu kommen. Das Werk des Despotismus war vollendet. Aus dem jungen Republikaner, der alle Köpfe entzündet, alle Seelen begeistert hatte, war ein finsterer, selbstsüchtiger Herrscher geworden. Für diesen wollte sich St. Pierre nicht die Wunden aufreißen lassen, die er für Freiheit und Frieden sich hatte schlagen lassen. Die Ordnung war hergestellt. Aber ihre Grundlage war Furcht und Zittern. So knechtischer Gehorsam war nicht für das hohe Gemüth meines Freundes, eben so wenig das Gaukelspiel, das man mit allem Heiligen trieb in unheiliger Gesinnung. Er sammelte, was ihm von seinem Vermögen gerettet worden war, ging dann zu Wiederherstellung seiner Gesundheit in das südliche Frankreich, und, da er dort als ein zum Modehandwerk fortan Untüchtiger den Abschied erlangt hatte, nach der Schweiz, wohin er mich zu einer gemeinschaftlichen Reise entbot. Es wurde mir schwer, mich von meinen Hausgenossen, von allen Bewohnern des Dorfs zu trennen, in dem ich an Körper und Geist genesen war, und in dem ganzen Wohlgefühl frischer Lebenskraft so viele glückliche Tage zugebracht hatte. Aber mein Pflegevater — so nennte ich den Pfarrer — ermahnte mich selbst, nun wieder unter die Menschen hinauszugehen. „Sie sind noch so jung, sagte er, daß Sie sich nicht für immer hier verkriechen dürfen. Dazu ist Ihre Bildung einer weniger beschränkten Uebung bestimmt. Sie können nun schon die frische, oft auch rauhe Luft des Lebens ertragen. Ich will indeß in dem kleinen Garten, der mir zum Tagewerk gegeben ist, fortbauen, damit Sie Ihre Freude an den Blumen und Früchten sehen, wenn Sie wieder zu uns zurückkommen."

Ich fand St. Pierre in Zürich. Wir umarmten uns mit dem tiefen Gefühl des großen Schmerzes, den wir zusammen zu tragen hatten. „Ich habe verloren, sagte er, was ich Theures im Leben hatte. Mein Vaterland ist unterdrückt. Wir haben Ströme Bluts vergossen, um einen Baum zu düngen, aus dem der Stuhl des Tyrannen zusammengeschlagen worden ist. Mein Vater hat die Vorurtheile, die ihn und seines Gleichen die Heimath kosteten, auch in das innerste Heiligthum der Familie eingetragen. Weil er lieblos gehandelt, hat ihn der Haß erst der Reue, dann dem langsamen Tode des Grames hingegeben. Und meine Schwester — warum muß ich mit Dir von ihr reden? Noch bin ich nicht im Stande, mit ihrem Gatten zu sprechen. Ich weiß noch nicht, ob ich ihn züchtigen oder verachten soll. Mein französisches Blut kocht bei dem Gedanken an die heimtückische Räuberei dieses Geldmenschen. Wir wollen noch einige Monate auf der Erde umherziehen, und sehen, wo es am freundlichsten ist, damit ich mit milderm Sinn zu der Unglücklichen kommen und thun kann, was zu ihrem Besten seyn möchte."

Selten werden zwei Männer zusammen reisen, die so einverstanden in ihren Ansichten, so gleich in ihren Gefühlen, und auch durch Kummer so vereinigt gewesen wären, wie wir. Wenn uns der Einklang unsers Denkens und Wollens bisweilen recht plötzlich, wie ein Harmonikaton, durchzog, lächelten wir, daß uns die Fügung der Dinge in manchem Kampfe feindlich entgegengestellt hatte. Wir konnten damals zusammentreffen, und in blinder Wuth uns den Tod geben. Und nun, — was hatte mein, was sein Vaterland durch jenes Morden gewonnen, wenn es nicht die großen Lehren waren, die dieses Geschlecht noch nicht verstand, die vielleicht auch das kommende in unverstandne Feindschaft verwickelte? Was meinen feurigen Gefährten am meisten Wunder nahm, war, daß ich über das Schicksal seiner Schwester nicht aufglühte, wie er. Aber die Erzählungen, die ich ihm oft weitläufiger von meiner Heilungsperiode gab, als ich sie Ihnen zu wiederholen wagte, machten ihm klar, wie ich so ruhig in die Wellen zurückblicken konnte, aus denen mich die höhere Macht gerettet hatte, wie ich an meine Geliebte wie an eine früh Verstorbene nur mit stillen Wehmuthsthränen denken, und dem Grabe entgegenlächeln konnte, durch das der Weg zu unserer ewigen Wohnung führt.

Er befand sich wohl in der Ruhe, mit der meine Heiterkeit wuchs. Ich hatte verlernt, in Eifer und Zorn aufzubrausen. Was konnte mich noch überreizen, nachdem ich die ungeheure Beleidigung meiner Hoffnungen, die ich erfahren, überwunden hatte? Die Gifttropfen, die ich verzweifelnd in mich trank, hatten mein Wesen durchdrungen, und den Krankheitsstoff getödtet, um selbst in und mit ihm sich aufzulösen. Weil ich aber wußte, wer das an mir gethan hatte, war ich sanft und demüthig.

So gewannen wir beide, ich an neu belebter Theilnahme an den Interessen der Menschheit im Allgemeinen durch sein glühendes Streben nach dem Ideal des Guten, das keine Täuschung der Wirklichkeit ihm verdunkeln konnte, er an Schonung und Duldsamkeit bei den Irrthümern der Schwachen durch meine Ruhe, die in ihn überging.

Wir waren mehrere Jahre auf unsern Reisen. Jetzt war es Zeit, die Unsrigen wieder zu sehen. Er lud seinen Schwager zu einer Zusammenkunft in Karlsbad ein. Denn seine Wohnung wollte er nicht betreten. Ich fragte mich streng, ob ich ihn begleiten dürfe, und mein Herz gab mir vor den Augen des unsichtbaren Zeugen die Genehmigung. Mich verlangte sehr, die guten Menschen im Gebirge zuvor zu sehen, und St. Pierre freute sich selbst auf die kleine Colonie, wie er es nannte. Es war die Erndtezeit, und wir fanden die Bewohner fröhlich mit ihrer sparsam belohnten Arbeit beschäftigt. Die jungen Leute, zum grossentheil meine ehemaligen Schüler, erkannten mich sogleich, und mit Jubelgeschrei wurde ich zu dem Pfarrer geführt, der mitten unter seinen Kirchkindern stand, wie ein guter Vater, und mit freundlicher Rede und heiterem Scherz die fleißige Gesellschaft so belebte, daß sie den Schweiß ihres Angesichts mit Lust vergossen. „Sie kommen zu Gottes großem Fest- und Freudentag, bewillkommte er uns. Er steht mit keinem Heiligen im Kalender. Aber der gütige Gott, der ihn mit Regen und fruchtbaren Zeiten hereingeführt hat, schreibt ihn mit Zügen der Vaterliebe dort oben an den blauen Himmel an." Wir setzten uns unter den Haufen hin, und St. Pierre war außer sich vor Freude. Die Dirnen neckten ihn mit seinem gebrochnen Deutsch, und er wollte sich todt lachen, wenn ich ihm die Späße, die immer anständig, und oft witzig genug waren, aus dem Volksdialekte, den er nicht verstand, übersetzte. Die Alten sagten heimlich zu mir: „Das ist einmal ein Franzos, den wir gern sehen."

So kam der Abend heran. Nachdem die letzte Garbe gebunden und die Rechen zusammengestellt waren, traten die Arbeiter unaufgefordert in einen Kreis, einen Vers zum Lobe des Vaters zu singen, der den Segen und Kraft und Frieden gegeben hatte, ihn einzuerndten. Der Pfarrer sprach einige Worte, wie sie ihm Dank und Freude eingaben. Dann ging der fröhliche Zug zurück nach den Hütten, und die Jugend stimmte muntere Volkslieder an, mit einer Wahl und mit einem Gesang, die Lehrern und Lernenden alle Ehre machte. Mein Freund ließ es sich nicht nehmen, auf heimathliche Weise ein Fest zu geben. Er nahm in Beschlag, was zu haben war, und bewirthete das ganze Dorf auf das köstlichste. „Ich habe heute einen rechten Nationalstolz, sagte er zu mir, indem er in seinem Amtseifer bei mir vorüberging. Meine Landsleute mögen sich hier manchesmal ein übles Gedächtniß gestiftet haben. Die lieben Menschen sollen mich nicht umsonst gelobt haben."

Die Mitternachtstunde rief zur Ruhe, und ich bettete mich in das Zimmerchen, in dem ich einst unter ganz andern Umständen und Empfindungen geschlummert hatte. Wie soll ich Ihnen die Rührung schildern, die ich bei dem Vergleich zwi-

schen jetzt und damals fühlte! Sanfter Schlaf umarmte mich unter sanften Thränen.

Den ersten Besuch am andern Morgen machte mir die kleine Emilie. Sie strampfte keck zu mir herein, und rief: Ich will meinen Bräutigam sehen. Das Kind am Christbaum erschien mir wieder, jetzt ein blühender, holder Mädchenengel. Ich zog es zu mir heran. Die Aeltern kamen dazu, und ich bedung mir, dem zur Einsamkeit bestimmten, wenigstens das Vorrecht aus, einmal die Braut zur Kirche zu führen, wenn sie, wie ich wohl hoffen dürfte, sich einem würdigen Lebensgefährten vermählte. Die Kleine schmollte, daß ich sie einem andern verschenkte, und ich hatte Mühe, sie zu versöhnen.

Den Tag über wurden alle Anstalten wieder besehen, und überall bemerkten wir schöne Fortschritte. St. Pierre hatte schon mit Verwunderung in des Pfarrers Bibliothek gekramt. „Das alles versteht bei uns ein Professor nicht, sagte er, als er die Mannichfaltigkeit der Schriften, und Beweise sah, daß sie gelesen und verstanden waren. Noch mehr überraschte ihn die Schule des kleinen Dorfs. Er herzte die hausbäckigen Kinder, die so natürlich gut antworteten, und mit Freuden machten, was sie gelehrt waren. „O ihr glücklichen Deutschen, rief er einmal über das andere, wenn wird es bei uns dahin kommen! Das hat euer Luther gemacht und sein Geist, der in euren Schulen ist. Und den wollen die Wirrköpfe austreiben!" „Ja, wendete er sich zum Pfarrer, ich bin Katholik, und ich will es bleiben, weil ich alles Wechseln nicht leiden kann. Die aber, die mir den großen Mann antasten, könnte ich züchtigen, wie ein Schulmeister die ungezogenen Buben. Es sind abscheuliche Menschen, die das Herrliche nicht ertragen können, weil sie selbst so erbärmlich klein sind."

Wir freuten uns des Zusammenseyns mit so unschuldigen guten Menschen so lange als möglich, um dann mit unserm eignen Wesen versöhnt, der verfeinerten Bösartigkeit uns zu nähern. Doch wurde uns der erste Schritt immer schwerer, je mehr uns die Zeit mahnte, daß er nun gethan werden müsse. Ein Tag nach dem andern wurde zugegeben. Solchen Reiz hat die Einfachheit der Tugend. Sie ist dem Menschen ein Bild von dem, was er einst war, und wovon er immer mehr abirrt.

Bei unserer Ankunft in Karlsbad wollte ich, um auszuweichen, eine besondere Wohnung beziehen. St. Pierre duldete es nicht. „Er soll zu seiner Demüthigung erfahren, sagte er, daß wir innige Freunde sind, die er nicht trennen kann. Warum soll sich das gute Gewissen bergen vor dem bösen? Das sey die einzige Rache, die ich an ihm nehmen will, daß ich Sie immer herzlicher an mich ketten werde, je mehr er Sie abstößt."

Wir erhielten bald einen Besuch von dem Gatten Theresens. Es galt ihm viel, einen Verwandten für sich zu gewinnen, dessen Widerwillen er kannte, und von dem er doch eine Entschädigung für den schnellen Entschluß hoffen konnte, der ihm die Verbindung mit einer unbegüterten, vielleicht die einzige Uebereilung seines Lebens, aufgebürdet hatte. Sinnlichkeit und Geiz haben einen kurzen Kampf mit einander. Die erste weicht einer kleinen Befriedigung und überläßt dem Sieger eine unbeschränktere Herrschaft. Von den Verfügungen des beleidigten Bruders hingen so viele Wünsche ab, daß auch dem kalten Ernst nachzugeben schien, der unabänderliche Verhältnisse mit stolzem Anstand ehrte, ohne je eine heuchlerische Vertraulichkeit aufkommen zu lassen, die dem Charakter beider nicht angemessen war. In dem ersten Gespräch, an dem ich Theil nahm, wurde ich wie ein Fremder behandelt, dessen alte Ansprüche als unbekannt zu übergehen, dessen Einflüsterungen zu fürchten wären. Ich sah wohl, daß er mir eigennützige Absichten zutraute. Aber er gestattete dem Verdacht keine Aeußerung. St. Pierre beruhigte ihn, wie er mir später sagte. Durch diesen versichert, daß ich Verbesserung meiner Umstände weder brauchte, noch annehmen würde, gab er mir nun noch reichlicher von den Artigkeiten, die er an alle, die ihm nützlich seyn konnten, verschwendete. Er wurde um desto geneigter, die einzige unwiderrufliche Bedingung einzugehen, von der die künftigen Maßregeln abhingen, um die er die schwierige Unterhandlung mit so ungleichen Menschen führte.

Mein Freund hatte fest beschlossen, das Kind von den Aeltern zu trennen, das, die Frucht einer moralisch unnatürlichen Verbindung, unter so widersprechender Einwirkung nicht gedeihen konnte. Er theilte mir seinen Plan schon auf der Reise mit, und, was ich auch dagegen einwenden mochte, er war von der abgeschiedenen Erziehung, die die Kleine, zu allem Guten angeleitet, von allem Bösen möglichst entfernt, bei ihm erhalten sollte, so schwärmerisch eingenommen, daß an ein längeres Entgegenstreben nicht zu denken war. Ich mußte sogar, seitdem ihm meine Thätigkeit auf dem Dörfchen bekannt geworden war, meine Beihülfe zusagen. Er fand eine schöne Ausgleichung in dem mir zugetheilten Berufe, Lehrer des Kindes zu seyn, das mir mit der Mutter geraubt worden war.

Es war das erstemal, daß ich sie wieder sah, als sie mit Rosalien ankam, um sie unsern vereinigten Bemühungen zu übergeben. Wie hätte ich vor ihr, und neben dem getäuschten Gatten, dem vertrauenden Bruder stehen können, hätte ein Verbrechen unsere erste Zusammenkunft befleckt? Sie reichte mir das Kind hin, wie damals in dem Garten, und jetzt sah es mir fröhlich in die heitern Augen. Ich fühlte, welche Macht sich Gott in dem Blicke der jungen Kinder und Säuglinge bereitet hat, wie in ihrem Munde. Die Mutter drückte dem Freunde wehmüthig lächelnd die Hand, der es wagen wollte, die Liebe, die vor ihr hatte schweigen müssen, in milden Worten zu dem kleinen Wesen reden zu lassen, das, ihr einziges Glück, auch von ihr scheiden mußte, wenn ihm die Tage der Unschuld nicht in Furcht und Zweifel vergehen sollten. Wie verehrte ich die herrliche Kraft der höhern Beruhigung, als in diesem ganzen Gespräch kein Gedanke des alten Grolls, keine Regung des Verlangens wiederkehrte, und nur Dank und Rührung das Verhältniß verklärte, in das wir von nun an zu einander gestellt waren. Wir waren in diesen Stunden, denen gewiß alle mit Bangigkeit entgegen gesehen hatten, so still und selig vergnügt, daß wir uns von Himmelsluft umweht glaubten, und diese ging von dem Friedensengel der Religion aus, der seine Palme über uns streckte.

Therese hatte die lange Zeit meiner Abwesenheit über so viel zu tragen gehabt, daß der Schmerz, wie eine Gewohnheit, in ihrem Herzen lagerte. Ein günstiger Freudenblick war ein Sonnenstrahl im Wintersturm, dem das erdrückte Pflänzchen sich zurichtet, wie einem Boten der wiederkehrenden bessern Zeit. Es war ein Glück für sie, daß ihren Gatten die vielen Geschäfte, in die er sich verwickelte, wenig an die Einsamkeit denken ließen, in der sie hinwelkte. Da er von mir erst durch St. Pierre wieder gehört hatte, so war ihm jeder Anlaß genommen, sie zu quälen. Ihre Wohlthätigkeit allein konnte manchen harten Tadel begründen. Seitdem sie ihren Antheil an Vermögen von dem großmüthig berechnenden Bruder zur Verwaltung erhielt, war ihr die Freude geworden, ungehindert in der Tröstung anderer den Trost schöpfen zu dürfen, der ihr nöthig war.

Sie kennen die Erziehung Rosaliens aus ihren eignen und zum Theil aus meinen Gesprächen. Ich fürchtete oft, diese zu ängstliche Bewahrung vor jedem möglichen ungünstigen Eindruck möchte ihr den Eintritt in das Leben einst noch gefährlicher machen, wenn sie nicht mehr statt finden könnte. Wir Männer allein würden viel verdorben haben mit unsern Idealen, hätte nicht die Mutter selbst dem Kinde eine Führerin mitgegeben, der sie mit vollem Recht vertraute. Diese wußte auch aus unsern oft zu reichlichen Gaben, die wir dem lebhaften Wesen boten, eine Nahrung zu bereiten, die der zarten weiblichen Natur mehr zusagte. Wir sahen mit Freuden, wie das Gemüth der Mutter, das schönste Erbtheil der Kleinen, auch dem Sinne eine sanfte Richtung gab, der, nicht ohne Einwirkung der väterlichen Behandlung, und von uns zu schnell gehoben, bisweilen ein Wollen verrieth, das bei feindseligem Widerstand in Trotz ausarten könnte. St. Pierre verlangte festen, ernsten Charakter auch bei dem Weibe. Die Heldinnen und die Ungeheuer, die in seinem Vaterlande in der letzten Zeit aufgetreten waren, dienten ihm als Beweise für und wider bei unsern kleinen Streitigkeiten. Er behauptete, daß das Unglück seiner Schwester nur von der Nachgiebigkeit herkomme, die nicht unbedingt über sich entscheiden lassen müsse, wenn sie nicht, für waffenlose Schwäche gehalten, der übermüthigen Gewalt erliegen wolle. So verschieden indessen unsere Meinungen im Einzelnen waren, so kamen wir doch, von denselben Erfahrungen belehrt, darin überein, daß der Grund aller Bildung herzliche Frömmigkeit seyn müsse, demüthig, um sich unter die Hand des Höhern zu beugen, und stark, um über dem Uebel der Erde stehen zu können.

Ich glaube nicht, daß ein längerer Einfluß auf das Kind gut gewesen wäre. Für die ersten Jahre mochte meine weichere Stimmung, die in jedem Gespräche den Hauptton führte, nicht unheilsam seyn. Aber für die Dauer hätte sie widersprechend gewirkt, und auf Einheit kam es vorzüglich an. Dazu war auch mein Freund immer kindlicher geworden, und es war ihm damit gelungen, die Kleine, die ihren Wohlthäter erkennen lernte, mit der innigsten Liebe an sich zu ketten. Mich begann der Mangel an Thätigkeit zu drücken. Der Vater spielte in Briefen wiederholt auf den Einfluß an, den sich Fremde in seinen Familienangelegenheiten anmaßten. Ich erkannte die Sprache eines nicht versöhnten Hasses, ich fürchtete für das Weib, das ihm am ersten ausgesetzt war, für die Ruhe der Uebrigen. Ueberzeugt, daß der Freund scheiden müsse, wenn er Verwandten ein Hinderniß dauernder Einigkeit werden kann, beschloß ich bald, wieder meinen Wanderstab in die Welt zu tragen, wie schwer mir auch St. Pierre den Abschied machte. Er erkannte endlich selbst die Gültigkeit meiner Gründe, und wir verabredeten bestimmte Zeiten des Wiedersehens.

Die letzten Zeiten waren so unruhig, daß ich nur einmal ihm habe Wort halten können. Als ich mit Ihnen in Teplitz zusammentraf, beweinte ich schon die tödtliche Krankheit des edeln

Mannes, und unbemerkt war ich bei der Bestattung, wo Eduard Rosalien zum erstenmal sah. Wie ich die Verhältnisse kannte, mußte erst die gegenwärtige Gesinnung des Vaters erforscht werden. Ich hoffte, Alter und Warnungen aller Art würden ihn weicher gemacht haben. Sie wissen, wie schmerzlich ich getäuscht worden bin. Niemand verzeiht schwerer, als wer Unrecht gethan hat. Auch weiß ich von bittern Verlusten, die jedes Hülfsmittel annehmlich gemacht haben mögen. So meinte er, die Thränen, die er aufs neue den Seinigen erpreßt, eher ertragen zu können, als einen Rückschritt von der Höhe des Besitzes, den er erreicht hatte.

Ich habe diesen Brief während meiner Gefangenschaft zu Hause geschrieben, die zwar etwas erweitert, aber noch nicht aufgehoben ist. Sie sehen daraus, warum ich von Eduard so wenig zu sagen weiß. Nur durch Erich erfahre ich, wie finster eingezogen er lebt. Sein Herz hat sich mir nicht ganz verschlossen. Denn er hat sich mehrmals nach mir erkundigt, da meine Krankheit gefährlich schien. Sein persönliches Erscheinen, meinte er, würde mich in der Genesung stören. Warum ist er so fremd, so mißtrauisch geworden? Er muß mir Rede stehen, so bald mir der erste Ausgang gestattet ist. Wie kann er von dem Manne lassen, den er so oft mit Sohnsliebe umarmte?

Es war während meiner letzten Reise, wo ich ihn in einer bedenklichen Verwicklung fand. Seine Heftigkeit hatte ihn damals, wo man die Worte wog, wie Verbrechen, zu starken Aeußerungen verleitet, und an einem Orte, wo der Verräther sehr viel waren. Schon lange aufmerksam auf den Jüngling, der zu unbewacht in das Leben zu stürmen schien, versuchte ich, ihn aus den Händen der Bosheit zu reißen, und es gelang. Seitdem wollte er in meiner Nähe bleiben, und wir eilten zusammen in ein Land, das sicherer war. Jeder Tag überzeugte mich mehr, wie reich er von der Natur ausgestattet war. Aber er verschwendete oft ohne Berechnung, geistig und körperlich, wie Phantasie und Reiz des Augenblicks schmeichelte. Da ich sah, wie ihn das Gefallen mehr anzog, als das Seyn, wie ihn Schwelgen mehr entzückte, als Genuß, und Ausstattung mehr, als Wahrheit, machte ich die Ansprüche geltend, die mir sein Vertrauen eingeräumt hatte. Seine Arbeiten und seine Freuden wurden regelmäßiger. Das unbestimmte Herumschweifen in der Kunst und der Wissenschaft begann ihm in der ganzen Unfruchtbarkeit zu erscheinen, womit es bestraft. Indem ich ihn veranlaßte, den Geist in seine Tiefen zu verfolgen, gewann ich selbst durch die Bilder, mit denen er die Wanderungen zur Rechten und Linken ausschmückte. Mein einziger Wunsch war, er möcht einen Vereinigungspunkt erwählen, auf den er die Fülle seiner Kräfte verwendete. Dann, hoffte ich, würde der Ehrgeiz, der in ihm loderte, über den Werth der Dinge und des Lohns, das Verlangen über die wahre Befriedigung, die Phantasie über das Urbild des Schönen und Guten sich bald verständigen. Aber noch flog er zu hastig. Er wollte der Sonne entgegen, und die Adlerschwingen waren ihm noch nicht erstarkt. Das Ziel der Anstrengungen leuchtete in seinem Gemüth, und die Blumen lockten noch auf die Abwege. Sie wissen, wie in Teplitz ihn eine gewisse Wuth, sich zu vergnügen, ergriff, und wie oft ich ihn entschuldigte, wenn Sie ihn zu hart des Leichtsinns anklagten. Er büßte durch den Ueberdruß. Der Eitelkeit, die ihm eine Zeit lang gehuldigt hatte, nahm er keine Kränze mehr ab. Ein einziges Gefühl übermächtiger Liebe trat an die Stelle der wechselnden Empfindungen. Es würde ihm wohlthätig gewesen seyn, es würde gewirkt haben, was ich so sehr an ihm vermißte, wäre er mehr vorbereitet gewesen, hätte er sich selbst eine Freiheit behauptet, die des menschlichen Geistes würdig ist. Aber er erlag derselben Gewalt, die ihn früher beherrschte, auch bei dieser edlern Leidenschaft. Er wollte erstürmen, anstatt zu erwarten, besitzen, anstatt den Besitz sich zu verdienen. Die Hindernisse, die seine Kraft erheben sollten, warfen sie nach den ersten vergeblichen Versuchen. Wie ein Krieger, der mit glühendem Enthusiasmus vordringt, und zurückgeworfen in Mißmuth und Erschlaffung zusammensinkt, wußte er nicht mehr, eine Stellung zu halten, in der er, um das Ziel seiner Anstrengungen betrogen, sich selbst nicht verlöre. Zugleich verzweifelte er an uns, die ihm zur Seite standen. Sie wissen, welche Hülfsmittel er ergriff, und was ich fürchtete, wenn er auch von diesen sich getäuscht sehen würde. Ach womit wirst du enden, wenn alle die morschen Stützen brechen, und die blutige Wunde die Hand durchschneidet, die unbesonnen das Gewicht deines ganzen Wesens auf sie legte? In meiner Krankheit erschienen mir oft entsetzliche Bilder von ihm, aus den Ueberlegungen und Befürchtungen der frühern Zeit gebildet. Möchte ich einen Mann wieder finden, der im Sturme der Nacht festgewurzelt, nun die Glut des Mittags ertragen kann!

Joachim Beccau.

Von den Lebensumständen dieses Mannes ist weiter Nichts bekannt geworden, als daß er, zu Burg auf der Insel Femern geboren, um 1720 Rector zu Neumünster im Herzogthum Holstein war. —

Er hinterließ:

Theatralische Gedichte. Hamburg, 1719.
Zulässige Verkürzung müssiger Stunden. Hamb. 1719. 2 Thle.
Ehrengedichte u. s. w. Hamburg, 1720.

In seinen theatralischen Arbeiten (Amadis von Gaula, Blutiges doch muthiges Pegu u. s. w.), welche für die Composition bestimmt waren, zeigt sich der gute Rector als ein eifriger Anhänger der lohensteinischen Schule, und es fehlt ihnen keineswegs an Schwulst, Unnatur und Uebertreibung. — Dagegen ist er aber weit gefälliger in einigen Liedern und in Epigrammen zuweilen nicht ganz unglücklich, wie z. B. das folgende beweist:

Ursprung der Poesie.

Apollo ließ einmal die blaue Sternenbahn,
Begab sich in die Welt und traf die Armuth an.
Die hat er sich alsbald zum Ehgemahl erkohren.
Von diesen Eltern ist die Poesie geboren.

Ludwig Bechstein

ward am 24. November 1801 geboren und erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Meiningen. Das poetische Talent erwachte zwar frühzeitig in ihm, gedieh aber erst in spätern Jahren zur Reife; und da er sich auf der Schule gedrückt fühlte und sich selbst zum Studiren unbefähigt glaubte, so verließ er das Gymnasium im 17. Jahre und widmete sich der pharmazeutischen Laufbahn. Durch diese mit der Natur innig befreundet, pflegte er mit Liebe die Himmelsgabe der Poesie, von theilnehmenden Freunden ermuntert, fühlte aber auch bald genug die Fesseln, die sein selbstgewählter Stand dem Dichter nothwendig anlegen mußte. Immer mehr den schönwissenschaftlichen und Geschichtsstudien zugewandt, ohne doch seine Berufspflichten hintan zu setzen, arbeitete er an belletristischen und andern Journalen mit, soviel es seine Zeit gestattete, bis im Herbst 1828 der regirende Herzog von Meiningen aus eignem Antriebe den Dichter seinen beengenden Verhältnissen entriß und zu fernerer wissenschaftlicher Ausbildung großmüthig unterstützte. Hierauf ging B. nach Leipzig, hörte Philosophie, Geschichte u. s. w. und schrieb und dichtete fröhlich fort. Hier wurde es ihm auch leicht, Verleger für seine Werke zu finden, die nun in rascher Aufeinanderfolge erschienen. Manches früher Vorbereitete wurde umgearbeitet und geordnet, z. B. die Haimonskinder, die Weissagung der Libussa u. a. Der Todtentanz wurde in Leipzig gedichtet, ebenso der Sonntag und die Hälfte des Faustus. Nach einem für den Dichter angenehmen, genuß- und lehrreichen Aufenthalt von 1½ Jahren verließ er Leipzig und wandte sich nach München, wo Faustus vollendet und Luther gedichtet wurde. Mitten in der katholischen Stadt fühlte sich der Dichter so recht innig von dem Glück durchdrungen, Protestant zu seyn, fühlte Luther's großes Verdienst um die Menschheit mehr als je, und so entstand das Gedicht. Im Herbst 1831 kehrte B. nach

Meiningen zurück erhielt seine Anstellung als Cabinets-bibliothekar des Herzogs, zugleich als zweiter Bibliothekar an der herzogl. öffentlichen Bibliothek, und im Jahr 1833 an dieser die erste Bibliothekarstelle. In demselben Jahr wurde er Gründer und Direktor des hennebergischen alterthumsforschenden Vereins.

Schriften:

Sonettenkränze. Arnstadt, 1828.
Mährchenbilder und Erzählungen. m. K. Leipzig, ohne Jahrzahl.
Die Weissagung der Libussa. Stuttgart, 1829. 2 Theile.
Die Haimonskinder. Gedicht. Leipzig, 1830.
Erzählungen und Phantasiestücke. Stuttgart, 1831. 4 Theile.
Die Darstellung der Tragödie Faust von Göthe. Stuttgart, 1831.
Der Todtentanz. Gedicht. m. K. Leipz. 1831.
Novellen und Phantasiegemälde. Hildburghausen, 1832. 2 Theile.
Der Sonntag. Gedicht. mit Kupfern. Leipzig. Querfolio. ohne Jahrzahl.
Arabesken. Stuttgart, 1832.
Faustus. Gedicht. m. K. Leipzig, 1833. 4.
Grimmenthal. Hildburghausen, 1833.
Luther. Gedicht. Frankfurt a. M. 1834.
Der Fürstentag. Frankfurt a. M. 1834. 2 Theile.
Des Hasses und der Liebe Kämpfe. Drama. Hildburghausen, 1834.
Phantasieblüthen. Leipzig, 1835. 2 Bände. (unter d. Presse.)

Mitarbeiter war B. an der dolzischen Jugendzeitung, der Hebe, an Ziehnert's Idunna, am Komet, an Spindler's Damenzeitung und Zeitspiegel, an Meyer's thüring. Merkwürdigkeiten, Schneider's Buchonia, und mehrern andern Journalen und Taschenbüchern.

Unabhängig, durch sich selbst gebildet und seinem reichen Naturell folgend, hat Bechstein in stets fortschreitender Stufenfolge, vorzüglich als lyrischer Dichter, schon von seinem ersten öffentlichen Erscheinen an zu den schönsten Erwartungen berechtigt und ist diesen mit jeder neuen Leistung immer mehr nachgekommen. Eine reiche Phantasie, Herrschaft über die Sprache, seltener Zauber des Vortrags, wahre, hohe Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, Innigkeit und Tiefe der Empfindungen sind ihm eigenthümlich, vorzüglich da glänzend hervortretend, wo er bei seiner Neigung für das Mittelalter Stoffe, welche diesem entlehnt sind, behandelt. Durch sein Leben stets mehr auf sich selbst verwiesen, anfangs in beschränkten Verhältnissen sich bewegend, dann plötzlich in das Treiben des Tages hinaustretend, ohne sichere Erfahrung, ohne feste wissenschaftliche Vorbildung, die er erst später sich mühsam erwerben sollte, mußte es ihm unmöglich fallen, sich nicht in der Wahl und Anwendung der Mittel zu vergreifen, und so kam es, daß er in früheren Leistungen mitunter, von dem herrschenden Ton des Tages fortgerissen und diesem huldigend, unklar über seine eigentlichen Fähigkeiten, unwillkürlich copirte, wo er hätte Original seyn können. — Sein gesunder Sinn führte ihn aber stets auf die rechte Bahn zurück, und wenn man mit wohlwollendem Blick, wie das eigentlich stets und bei Allen geschehn sollte, seine poetischen Arbeiten nur als Studien betrachtet, so wird man in jeder ein ernstes, schönes Streben wahrnehmen und gewiß keine ganz unbefriedigt, manche aber nach großem geistigen Genusse aus der Hand legen.

Wir theilen hier mehrere Gesänge aus seinem der Form nach vollendetsten Werke „Luther" mit, verweisen aber den Leser, der sich näher mit ihm zu befreunden wünscht, auf seinen „Todtentanz", den „Sonntag" und seinen Roman: „das tolle Jahr", so wie ferner auf mehrere seiner Lieder und Balladen, in denen er thüringische Stoffe behandelt, und welche mit Recht höchst ausgezeichnet zu nennen sind. —

Luthersbuche*).

1.

Ein heil'ger Baum steht in des Waldes Grunde,
Der wunderbar, fast marklos und verwittert,
Von längstvergangnen Tagen scheint zu träumen;
Sein Haar ist graues Moos, das leise zittert.
Der alte Baum weiß eine schöne Kunde,
Die er vertraut umher den jüngern Bäumen,
Und rings den Waldesräumen.
Die lauschen all' den leisen Flüsterworten,
Und rauschen all' erstaunet und verwundert
Der Sage, die der müde Greis erzählet.
„O wären wir doch früher jung geworden!
Du, Glücklicher, den schmückte manch Jahrhundert,
Sahst auserwählt den Mann, der auserwählet."

2.

Am Fuß des Baumes rinnt ein Brünnlein helle,
Das murmelt leise zu dem Laubgekose,
Bald lauscht es, bald mit Uferblumen spricht es.
So traulich wallt es aus dem Erdenschoose,
So heilig rauscht die silberklare Quelle,
Wie Rythmen eines göttlichen Gedichtes,
Sie sah den Mann des Lichtes!
Sie gab ihm Labe bei des Tages Schwüle;
Der Baum, noch Jüngling, gab dem Kämpfer Schatten,
Erhebend sah der blaue Himmel nieder.
Die grünen Laubeskronen rauschten Kühle,
Und Hoffnung weckten die smaragdnen Matten,
Ach, solchen Mann sah dieses Thal nicht wieder! —

3.

Zwei Ritter saßen auf dem Altensteine,
Die Zeit besprechend unter einer Linde,
Die sanft verkläret stand im Abendrothe.
Im grünen Laubdach flüsterten die Winde,
Ein ernstes Rauschen sprach im nahen Haine,
Da naht mit schnellem Schritt ein Fürstenbote;
Was Martin Luthern drohte,
Verkündet er den Freunden bang und eilig,
Und auch was Freundschaft über ihn beschlossen.
Und fordert sie zur Hülfe sonder Weilen.
Solch treues Wollen ist den Freunden heilig;
Das nächste Frühroth sieht auf ihren Rossen
Die treuverbundnen Ritter thalwärts eilen.

4.

Dort wo die Buche hebt die starken Zweige,
Dort wo die Quelle perlt im grünen Bette,
Wo bergwärts sich der krumme Fahrweg windet,
Dort harret Freundschaft, sorgend, daß sie rette.
Vermummte Knappen lagern im Gesträuche,
Und wie der Kämpfer, der das Wort verkündet,
Vom frommen Muth entzündet
Nun nahet, zu den Feinden sich zu wagen,
Da sprengen ihm die Ritter wild entgegen,
Den Wagen haltend mit Geschrei und Drohen.
Dann muß ein Roß den Glaubenshelden tragen
Durch Nacht und Dunkel auf geheimen Wegen;
Der Fuhrmann aber war voll Angst entflohen.

5.

Baut einen Tempel an die hehre Stelle,
Wo Luther ward von Freundeshand gefangen,
Daß er, von Feinden unbedroht, ein Freier,
Genüge seinem brünstigen Verlangen.
Und baut den Altar über jene Quelle,
Und sammelt oft Euch zur Gedächtnißfeier
Des Mannes, heiligtheuer,
In dieses Thales traulich stiller Kühle,
Das an der frommen Vorzeit Tage mahnet,
Und feiert, ernst betrachtend, sein Gedächtniß!
Ja, denkt an ihn mit dankbarem Gefühle,
Der uns durch Nacht lichthellen Weg gebahnet,
Und Freiheit uns vererbt als sein Vermächtniß.

*) Aus: Luther, ein Gedicht von Ludwig Bechstein. Frankfurt a. M. 1834.

6.

Der graue Baumgreis, der voll Wonnezittern
Mit jedem Mai sang seine Frühlingspsalter
In der Natur gottvolles Freudeleben,
Der wird wohl bald gefällt von seinem Alter,
Wie fest er stand in Stürmen und Gewittern.
Die Buche — stirbt, das Buch wird ewig leben,
Das Luther treu gegeben,
Das ist gesetzt mit diamantnen Lettern
Der ew'gen Liebe Gottes, uranfänglich;
Das ist ein Baum, den kann die Zeit nicht tödten,
Den können Weltenstürme nicht entblättern,
Und seine Quelle sprudelt unvergänglich,
Ein Trostesborn, in allen Erdennöthen.

Wartburg.

1.

Siehst du die Burg dort, die mit grauen Zinnen
Zum Himmel aufragt von dem steilen Berge,
Und weit umherblickt, stolz und hochgefeiert!
Die alte Riesin überm Volk der Zwerge,
Der Felsenthron geborner Königinnen,
Zu der die Schaar zahlloser Pilger steuert,
Wie Lenz den Kranz erneuert?
Sie steht, ein Pharus über Zeitenmeeren,
Sie steht geschmückt von der Natur im Prangen,
Sie prangt gekrönt von reichen Liederkränzen,
So wie bekränzt von Ruhm und hohen Ehren,
Gepriesen wie gesucht von dem Verlangen,
Und wird noch manch Jahrhundert überglänzen.

2.

Einst ragten höher noch die stolzen Thürme,
Einst standen starrer noch die festen Mauern,
In harter Zeit selbst hart, unüberwindlich.
Vorüber zog die Zeit mit Todesschauern,
Vorüber braußten ihre wilden Stürme,
Und zu der Menschheit, die so wahnvoll, sündlich,
Sprach Gottes Zürnen mündlich.
Da ward zur Nacht ans Wartburgthor geschlagen,
Laut, donnernd laut, als ob die Vehme pochte;
Der Wächter ruft, erschrocken eilt der Pförtner,
Und mit den Freunden naht der sonder Zagen,
Den eine Welt zu schrecken nicht vermochte,
Im Garten Gottes der beruf'ne Gärtner.

3.

Ein Eisenkleid umschließt den kühnen Ringer;
Wer wäre kräft'ger auch und ritterlicher,
Wer würdiger, das Ritterkleid zu tragen?
Hier ruhe, starker Kämpfer, still und sicher,
Hier winkt dir Rast der ew'gen Liebe Finger,
Dir, den der Herr selbst in nothvollen Tagen
Zum Ritter hat geschlagen.
Die Wartburg soll dich schirmen, soll dich bergen;
Wie sonst das Gold den Edelstein umarmet,
Soll jetzt der Stein das lautre Gold umfahen.
Nun mag die Tücke senden ihre Schergen,
Dich schützt der Ew'ge, der sich dein erbarmet,
Dir wird kein Feind mit Gift und Dolchen nahen! —

4.

Einst reichten sich die Hände Sang und Minne,
Des deutschen Vaterlandes beste Dichter
Auf Wartburg rangen kühn im Liederstreite.
Aus fernen Landen kam des Kampfes Schlichter,
Dem wohnte wunderbares Wissen inne,
Ein Meister stand er Meistern kühn zur Seite;
Dann in der Zukunft Weite
Weissagend blickend, hat er Glück verkündet,
Im Sternenbuch die Zauberschrift gelesen,
Denn Dichter weiht die Muse zu Propheten,
Und ächte sind mit Zauberkunst verbündet.
Doch lange sind die Harfen stumm gewesen,
Kein Sänger hat die Wartburg mehr betreten.

5.

Nun aber will es wieder klingen, tönen,
Der Wonnemond umblüht die Burg der Sagen,
Auf der einst edle Sangesmeister rangen.
Ein Stärkerer will in die Saiten schlagen,
Gekräftiget vom Hochgefühl des Schönen;
Und sind auch drei Jahrhunderte vergangen,
Seit jene Sieben sangen,
Wird nun der eine lautren Klang erwecken,
Deß Wiederhall durch alle Lande schmettert
Wie Donnerlied und wie Prophetenpredigt,
Der Freunde Wonne, wie der Feinde Schrecken.
Wo bleibt der Herbst, der Luthers Kranz entblättert?
Der Zaubrer wo, der ihn des Ruhms entledigt? —

6.

Auf Wartburg ist ein schönes Bild zu schauen
Aus alter Zeit, von einem Eisenhelden,
Der mildiglich geherrscht in Jugendtagen,
Bis ihm ertödtet, wie die Sagen melden,
Vasallentrotz das freudige Vertrauen,
Bis er vernahm des Volks trostlose Klagen,
Und an sein Schild geschlagen,
Daß vor dem Schall ganz Thüringen gezittert;
Und daß er sicher sei vor Feindestücken,
Erscheint der Held im Panzerkleid von Eisen,
Und geißelt der Rebellen Schaar erbittert,
Die grausam seine Gauen unterdrücken,
Und ward seitdem der Eiserne geheißen.

7.

Du, Luther, Held der Wahrheit, Fürst des Sieges,
Zornflamme, wenn sich regt der alte Drache,
Der Lügengeist, der Völker hält in Banden,
Dir tönt kein Zuruf: „Werde hart! Erwache!"
Du wachest schon, gewärtig deines Krieges.
Dein hoher Muth, den Feinde schwer empfanden,
Macht ihre List zu Schanden.
Du standest kühn vor Königen und Kaisern,
Du hast der Menschheit heil'ges Recht vertheidigt,
Du schwangst die Geißel eines bittern Spottes,
Und nicht dein Kleid, nein, deine Kraft war eisern,
Dein Schirm war Gott, den jene frech beleidigt,
Und sicher warst du unterm Panzer Gottes.

8.

Von einem Wartburghelden singt die Sage,
Der einst heraustrat in der Morgenstunde,
Daß er dem Herrn der Welt Gebete weihe,
Da rollt ein Donnerton aus grausem Munde
Gleich einer dunkeln, nachtgebornen Frage,
Und vor dem Landesgrafen steht sein Leue,
Der fesselose, freie,
Und schießt die Blicke, die Verderben drohen,
Auf jenen hin — doch ernst und unerschrocken
Zeigt sich der Mann dem Wüstenkönig stärker.
Und zitternd steht der Leu bei seinem Drohen,
Und schüttelt nur der Mähnen goldne Locken,
Und schweigt — und geht zurück in seinen Kerker.

9.

So hat auch dir, du Wartburgheld, die Zähne
Der Leu von Rom gezeigt mit starkem Brüllen,
Und wollte dich verschlingen gar im Grimme.
Doch nicht mit Schreck vermocht' er dich zu füllen;
Du schüttelteſt ihm die verworrne Mähne.
Und stärker war dein Wort, wie seine Stimme,
Die drohende, viel schlimme.
Fest standest du, fest wie des Erdballs Achsen,
Und hast, verspottend Drohung und Gewalten,
Den Kampf gewagt mit dem ergrimmten Leuen.
Doch er, der Kraft des Mannes nicht gewachsen,
Kroch wieder fort in Ketten, seinen alten,
Dir aber jauchzten huldigend die Freien.

10.

Wo Dädalus den hohen Flug begonnen,
Und Ikarus auf allzukühnen Flügeln,
Den heißen Drang in kalter Meerfluth büßte,
Ruht still ein Eiland, das mit Blumenhügeln
Natur geschmückt zu Paradieseswonnen,
Das als Asyl einst Jesu Jünger grüßte,
Den die Begeistrung küßte,
Dem in Gesichten heiliger Verzückung,
In wunderbar geheimnißvoller Weihe
Sich engelvoll der Himmel offenbarte.
Ihm wurde die Verbannung zur Beglückung,
Johannes sah die Gottesstadt, die neue,
Und Patmos war es, wo er sie gewahrte.

11.

Hoch ragt die Burg empor im Wälderkranze,
Wo Sängerharfen rauschten, Helden wallten,
Wo rings Natur prachtvollen Zauber streute.
Dort prüft ein Dichter seine Liederlanze,
Dort schaut ein Seher himmlische Gestalten,
Dort bringt das gottgegebne, gottgeweihte,
Das hochgebenedeite
Buch aller Bücher uns ein Held getragen
Im Priesterschmuck, die Offenbarung liest er,
Dazu die Harfe rauscht in Glutaccorden.
In Völkernächte soll der Morgen tagen!
Und Luther ist der Sänger, Held und Priester,
Und Wartburg ist zum Patmos ihm geworden.

12.

Du Lutherszelle, wenn wir dich betreten
Durchschauert uns ein ahnungsvolles Zittern,
Gleichwie in eines Domes Riesenhallen,
Und wie beim ernsten Nah'n von Hochgewittern,
Und unwillkührlich drängt es uns zu beten.
Hier dürfen Kön'ge dankend niederfallen,
Hierher die Völker wallen,
Gleich einem stolzbewegten starken Strome,
Hier wohnte Luther! Seliges Empfinden!
Hier weht sein Geist, hier nach dreihundert Jahren,
Wehn seines Hauchs begeisternde Atome!
Aus dieser Pforte strömte Licht den Blinden
Und Freiheit Geistern, die gefesselt waren!

13.

Nicht blieb der Streiter, den sich Gott erkoren,
Auf Wartburg kampflos und unangefochten,
Blieb nicht in Banden schnöden Müssigganges.
Ob ihm zu schaden Feinde nicht vermochten,
Ihm ward ein Feind in eigner Brust geboren,
Und nur dem starken, festen Muth gelang es,
Sein oft verzagtes banges
Und weiches Herz im Glauben aufzurichten,
Und Kampf zu bieten den erregten Sinnen,
Die sich Phantome schufen, Höllenmächte,
Sündhafter Regung Stürme zu beschwichten.
Der Sieg gelang, der Dämon wich von hinnen,
Und über Luther schwebte Gottes Rechte.

14.

Zehn Monden nur, zehn Monden und nicht länger
Hast du, o Wartburg, freundliches Gefängniß,
Den seltenen, gepriesnen Gast umfangen.
Die Kunde kam von Wittenbergs Bedrängniß,
Vom Bilderstурm, vom Wüthen wilder Dränger,
Da röthet edles Zürnen Luthers Wangen,
Da folgt er dem Verlangen,
Aufs Neue tritt er auf des Kampfes Bühne,
Ob Acht und Bann nach seinem Leben trachtet,
Ob rings Gefahren dräuen, schwer und blutig;
Aufs Neu' erhebet sein Pannier der Kühne,
Der nicht vorm Bann bebt und der Acht nicht achtet,
Wie Helden furchtlos und wie Löwen muthig.

Die Schwärmer.

1.

Es geht ein wilder Geist durch manche Zeiten,
Erzeugt vom Wahn, von Raserei geboren,
Ein Ungeheuer, suchend seines Gleichen,
Gefolgt von einer Schaar blindwüth'ger Thoren.
Die Keule schwingt er im Vorüberschreiten;
Da bricht des Friedens Bau von seinen Streichen,
Und Ordnung muß entweichen.
Sein Blick ist Mord, sein Augenpaar sprüht Funken,
Der Fackel gleich, die zündet und zerstöret,
Sein wuthentstelltes Haupt ist schlangenhaarig,
Sein Roß ist Sturm, und mordgedankentrunken
Fährt er daher, und wo er naht, empöret
Sich blindes Volk und folgt ihm tausendschaarig.

2.

Und grausig zieht das wilde Heer der Schrecken
Die Länder durch; voran auf bleichem Pferde
Jagt Angst als Herold und mit Zeterrufen
Schreit aus dem Schlaf sie alles Volk der Erde,
Als wollte sie zum Weltgerichtstag wecken;
Der Tod beflügelt ihres Rosses Hufen,
Die Thränenbäche schufen.
Da wird der Mord gepredigt und vertheidigt,
Und Raub wird ein Gesetz, Willkühr zum Rechte,
Und heilig selbst wird Aufruhr frech gesprochen.
Der Laster gift'ge Frucht wird schnell gezeitigt,
Und von der Heerschaar räuberischer Knechte
Altar und Bild und Heiligthum zerbrochen.

3.

Und Freiheit! brüllt die mordgeschuppte Schlange,
Und bäumt sich hoch, und speit Gift auf die Länder,
Ein sinnbethörend Gift, den Schwindel zeugend,
Darin berauschen sich die Tempelschänder;
Vom Aufgang rasend bis zum Niedergange,
Zieht Blutbegier, nach neuen Opfern keuchend,
Sich keinem Gott mehr beugend.
Der Knecht wird Herr, Kunst muß sich weinend bergen,
Des Friedens Blüthen knickt das Zeitgewitter,
Es schweigen alle heitern Melodeien.
Frohsinn und Freude liegen tief in Särgen,
Auf Leichenfeldern tanzen wilde Schnitter
Die blut'gen Reigen toller Schwärmereien.

4.

Freiheit und Gleichheit, Wahngespenst der Zeiten,
Du schreitest stolz mit Bettlerkönigskronen
In Lumpen durch die Welt. Der Nacht entflohen,
Suchst du die Macht, und rüttelst an den Thronen,
Die zittern vor den Schritten der Befreiten.
Du nahst als Rachefurie den Hohen
Im Bunde mit dem Rohen.
Du schliefst, bis dich Tyrannenwillkühr weckte,
Da sprengtest du die Ketten, die dich banden,
Und deiner Kerkerpforten Eisenriegel;
Nun fliehn Tyrannen, die dein Bild erschreckte,
Denn drohend blickt, was sie mit Schreck empfanden,
Ihr eignes Bild todkündend aus dem Spiegel.

5.

Die wahre Freiheit thront in reinem Lichte,
Ihr Afterbild thront bei des Mordbrands Helle.
Die wahre Freiheit nur weckt große Thaten;
Sie leitet zu des Nachruhms Tempelschwelle,
Und sitzt mit Recht und Weisheit zu Gerichte.
Die falsche Freiheit, ewig schlecht berathen,
Zertritt des Guten Saaten.
Die wahre Freiheit ist ein Geist der Reinheit,
Ein sel'ger Ormuzd, froh im Lichte waltend,
Ausstrom der Liebe, stets das Böse dämpfend.
Die Afterfreiheit freut sich der Gemeinheit;
Ein Ahriman, im Streit die Welt zerspaltend,
Haß zeugend und das Gute stets bekämpfend.

6.

So war's zu Luthers Zeit, so war es später,
Denn stets erneu'n die Häupter sich der Hyder.
Die Schwärmer toben, ihre Rotten schnauben
Nach Mord und Blut; Aufruhr singt Siegeslieder.
Der Ordnung, der Gesetze Uebertreter,
Sie nennen ihrer Unthat Schild — den Glauben,
Dem sie die Würde rauben.
Die Burgen brennen, Rache nehmen Sclaven,
Und Rache ruft der Unschuld Blut vom Himmel,
Und Wahnsinn jauchzt und freut sich der Zerstörung.
Der ew'ge Weltenrichter scheint zu schlafen,
Bald aber würgt sein Zorn im Schlachtgetümmel
Und dämpft mit Blut die blutige Empörung.

7.

Auch Luther zieht, ein muthentflammter Streiter,
Zum Kampfe gegen die empörten Horden,
Die seiner Lehre reinen Sinn verdrehen,
Und predigt gegen sie mit Donnerworten,
Und ruft den Fluch der Rache auf die Meuter,
Und läßt nicht ab, den Himmel anzuflehen,
Dem Rechte beizustehen.
Wie jubeln seine Feinde! Seiner Lehre
Wird Schuld gegeben dieses Aufruhrs Wüthen,
Auf ihn wird all' die blut'ge Schuld geschoben,
Doch er steht reinen Herzens, reiner Ehre;
So brausen Wetter rauh um lichte Blüthen,
Doch blühn sie ruhig, auch wenn Stürme toben.

8.

Es müssen Wetter übern Erdkreis ziehen,
Wohlthätig Donner alles Land erschüttern,
Der Blitze Glutstrahl muß den Aether rein'gen.
Und ob auch Herzen zagen in Gewittern,
Es soll die Kraft, es soll der Muth nicht fliehen.
Noch lebt, wenn Schmerzen schwer die Seele pein'gen,
Die Hülfe des Dreiein'gen.
Nach Stürmen geht hervor die reine Bläue,
Des Jammers Anblick zeuget das Erbarmen,
Das Leben selbst gebiert sich unter Schmerzen,
Und erst in Nöthen wird erprobt die Treue.
O möchte doch die ganze Welt umarmen
Der Geist der Freiheit mit der Liebe Herzen!

Verbum Dei manet in aeternum.

1.

Im Anfang war das Wort — als Sonnen glühend
Hervorgegangen aus des Schöpfers Wollen,
Als Welten wurden, Sphärenjubel klangen,
War schon das Wort! Das Wort des gnadenvollen
Urew'gen Vaters, der den Erdball blühend
Hervorrief aus der Nacht, die ihn umfangen,
Als Engel jauchzend sangen.
Gott war das Wort, er selbst, der Allgedanke!
In Wille, Wort und That der Ewiggleiche,
Hat er sich schaffend, liebend ausgesprochen.
Der Fels, umblüht von holder Liebesranke
— Ob Erd' und Himmel aus den Fugen weiche —
Er steht durch Ewigkeiten unzerbrochen.

2.

Im Anfang war der Geist, der Allumfasser,
Der Gottesgeist, der die Natur durchflammte,
In Chaosnächte trat der Ewighelle,
Und seinem Hauch das Paradies entstammte.
Auf Taubenflügeln schwebt' er überm Wasser,
Und heiligte zur frischen Lebensquelle,
Zum Balsam jede Welle.
Licht war der Geist, der Strahl des ew'gen Wortes,
Der eingeborne Sohn urheil'ger Klarheit,
Ein Stern, durchleuchtend Nacht und Dunkelheiten;
Licht, Leben, Liebe! Dreiklang unsers Hortes!
Als klarer tiefer Strom der frommen Wahrheit
Rauscht Gottes Wort durch alle Ewigkeiten.

3.

Das Licht des Herrn fällt in die Finsternisse;
Im Sternengold am nächt'gen Himmel brennt es,
Mit Flammenpracht schmückt es die Morgenröthen,
Und wird zum Rosenkranz des Firmamentes.
In Blitzen lodern seine Gluthergüsse,
Als ob den Brautkuß sie der Erde böten
Beseligend im Tödten.
Nie kann das Grab die Auferstehung fassen,
Nie kann die Finsterniß das Licht begreifen,
Nie kann die Lüge Wahrheit offenbaren.
Der Strahl der Wahrheit, den die Dunkler hassen,
Läßt, gleich der Sonne, edle Früchte reifen —
Das Wort des Herrn lebt mit dem Ewigwahren.

4.

Das Wort ward Fleisch! Als Flamme sank es nieder,
Und ward zum Pulsschlag in der Brust des Reinsten,
Das ew'ge Wort sprach aus dem Menschensohne.
Groß ist der Herr im Größten, wie im Kleinsten,
Den armen Hirten tönten Himmelslieder,
Und Stimmen sangen im Prophetentone
Von einer Königskrone.
Des Lichtes Seraph trat mit Knechtgeberde
Zur armen Menschheit in der Armuth Hülle,
Und neigte liebend sich zu den Verlornen.
Er litt den Tod, daß er verherrlicht werde,
Daß die Verheißung sich an ihm erfülle,
Das Wort des Herrn an seinem Eingebornen.

5.

Das ew'ge Wort, das Paradiese schenkte,
Das der Natur gottheil'ge Offenbarung
Zu Menschen reden heißt mit Engelzungen,
Das Vaterwort, so reich an Liebesnahrung,
Das mit dem eig'nen Blut die Kinder tränkte,
Beseligend hat es das All' durchdrungen,
Und hat den Tod bezwungen.
Propheten weckt es aus des Staubes Söhnen,
Die treu vertreten alle heil'gen Rechte,
Und kämpfen für das Wort kühn und beständig.
Und ob des Lichtes Hasser sie verhöhnen,
Die wirft das Donnerwort in ihre Nächte:
„Das Wort des Herrn bleibt ewiglich lebendig

6.

So, hoher Luther, hast auch du gesprochen,
Gewaltig donnernd, ein Prophet des Lichtes,
Kühn eifernd für das Wort, das ewig reine.
Dein Zürnen klang wie Stimmen des Gerichtes,
Und sieh, dein Freiheittag ist angebrochen;
O daß uns ewig seine Sonne scheine,
Und Nationen eine!
Ihr bangen Seelen, zagend noch in Nöthen,
Euch hülflos wähnend, bangt nicht so kleinmüthig,
Ringt mit dem Schmerz, bewältigt euer Trauern,
Und blickt vertrauend zu dem Siegerhöhten!
Der Weltenvater ist gerecht, ist gütig —
Das Wort des Herrn wird alles überdauern!

7.

Preiß dir, du Kämpfer, der für Wahrheit wagte
In edlen Zornes göttlicher Entflammung
Das Wort zu führen unerschrocknen Muthes!
Zurück die Blitze schleudernd der Verdammung,
Stand vor den Feinden groß der Unverzagte,
Erringend uns das Recht des höchsten Gutes,
Des Leibes wie des Blutes!
Laßt himmelan Giganten tobend thürmen
Die Lasten ihrer Gotteslästerungen,
Daß alle Welt im bangen Zagen zittert!
Der Himmel bebt nicht vor den ird'schen Stürmen,
Die Wahrheit bleibt erhaben, unbezwungen,
Das Wort des Herrn bleibt ewig, unerschüttert.

8.

Gott ist das Wort! Gott ist die Segensfülle!
Gott ist das Gut, das Allen ward gegeben,
Ausstrahl und Ausspruch des Unausgesprochnen!
Gott ist das Licht! Gott ist das ew'ge Leben!
Gott ist die Wahrheit sonder Trug und Hülle!
Gott ist der Sieger, der die nachtentkrochnen
Dämonen mit zerbrochnen,
Freiheitzerbrochnen Ketten wieder bindet,
Und Martyrer durch Blut und Tod verkläret.
Gott schrieb ins Buch der Sterne Luthers Namen! —
Die Lüge stürzt, die Wahrheit überwindet!
Das Wort des Herrn, das dreimal heil'ge, währet
Von Ewigkeit zu Ewigkeiten! Amen.

Christian Daniel Beck

ward im Jahre 1757 (am 22. Januar) zu Leipzig geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf der dortigen Thomasschule, studirte dann Theologie und Philologie auf der Universität seiner Vaterstadt und hielt bereits im Jahre 1779 exegetische, philologische und archäologische Vorlesungen daselbst. 1784 erhielt er eine außerordentliche Professur und stieg nun von Würde zu Würde, bei schönem Wirken ein hohes Alter erreichend. Im Mai 1829 feierte er sein Jubiläum als akademischer Lehrer. Er starb am 13. Decbr. 1832 zu Leipzig als Dr. der Philosophie u. Theol., k. sächs. Hofr., Komthur d. Civilverdienstordens, Prof. d. Geschichte, Direct. d. philologisch. Seminars u. s. w.

Außer vielen lateinischen Abhandlungen, Ausgaben alter Klassiker u. s. w. erschien von ihm im Druck:

Fergusons Geschichte der römischen Republik. Leipz. 1784—87. 3 Bde.

Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte. Leipz. 1787—1806. 4 Thle. N. A. 1831. 1. Th.

Muradgea d'Ohsson's allgemeine Schilderung des ottomanischen Reichs. Leipzig, 1788—1793. 2 Thle.

Goldsmith's Geschichte der Griechen. Leipz. 1792—93. 2 Th. N. A. 1806.

Ueber die Würdigung des Mittelalters und seiner Geschichte. Leipz. 1812.

Grundriß der Archäologie. Leipz. 1816.

Außerdem redigirte er das allgemeine Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur und verwaltete längere Zeit das Amt eines Censors.

Tiefe, gründliche und vielseitige Gelehrsamkeit und seine scharfe Kritik erwarben ihm einen hohen Rang unter den deutschen Philologen. Als Historiker hat er besonders durch seine Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Weltgeschichte, so wie als akademischer Lehrer überhaupt außerordentlich seinem Vaterlande genützt. Eine ausführlichere Würdigung seiner Leistungen wäre hier am unrechten Orte; eben so gestatten seine streng-wissenschaftlichen Schriften keinen Auszug, da ein solcher einerseits kein genaues Bild von seiner Art und Weise geben, andererseits unmöglich von allgemeinem Interesse seyn könnte.

Heinrich Beck

ward 1769 in Gotha geboren, widmete sich der Bühne und starb am 6. Mai 1803 als ein sehr beliebter und talentvoller Schauspieler zu Mannheim.

Seine Schriften sind:

H. Becks Theater (enthaltend: Rettung für Rettung; die Quälgeister; das Chamäleon.) Frankfurt a. M. 1803.
Das Herz behält seine Rechte. Schauspiel. Berl. 1788.
Alles aus Eigennutz. Lustspiel. Prag, 1805.
Verirrung ohne Laster. Schauspiel. Hamburg, 1804.
Die Schachmaschine. Lustsp. Berlin, 1798.

Unter seinen dramatischen Arbeiten haben sich vorzüglich die Quälgeister, das Chamäleon und die Schachmaschine auf der Bühne erhalten und werden noch immer gern gesehn. — B. arbeitete hauptsächlich nach englischen Vorbildern und wußte diese nicht ohne Geschick dem Tone seiner Zeit anzupassen und bühnengerecht zu machen, obwohl der Freund wahrer Poesie mit seiner Behandlung des shakspear'schen Much ado about nothing (die Quälgeister) schwerlich zufrieden seyn wird. — Kenntniß des Lebens, treffende Charakterzeichnung, ein lebhafter, witziger Dialog und komische Situationen sind und bleiben lobenswerthe Eigenschaften seiner Leistungen für die Bühne; nur arbeitete er hin und wieder zu leicht und oberflächlich, indem er mehr als billig nach Effect strebte. —

Gotthelf Wilhelm Rupert Becker,

als Schriftsteller gewöhnlich Rupert Becker genannt, ward am 20. April 1759 in Dresden geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf der Fürstenschule zu Meißen und studirte dann die Rechte zu Leipzig. 1780 ward er Registrator in Dresden, 1795 Secretär der dortigen geheimen Kriegskanzlei, 1800 zweiter, 1808 erster Kriegscommissär, 1815 geheimer Kriegs-Kammerrath. Er starb in seiner Vaterstadt am 15. Februar 1823.

Er schrieb Folgendes:

Schauspiele nach spanischen Planen. Dresden, 1783.
Ueber Frauenzimmer und Ehe. Leipzig, 1783.
Der Landtagsritter. Gera, 1785.
Begebenheiten aus dem gesellschaftlichen Leben. Berl. 1786.
Geschichte der Regierung Ferdinand des Katholischen. 2 Thle. Prag und Leipzig, 1790—91.
Karl der Kühne. Prag und Leipzig, 1792.
Späne aus der Werkstatt Meister Sachse's. Leipz. 1793.
Romantische Chroniken. Leipz. 1794—95. 2 Thle.
Kayserbarts Leben und Schicksale. Leipzig, 1796.
Einzelne Gedichte und Beiträge in Canzler's und Meißner's Quartalschrift, den berliner Ephemeriden der Literatur und des Theaters, W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen u. s. w.

R. Becker war nicht ohne Talent der Darstellung, aber es fehlte ihm an feinem Geschmack und Gediegenheit, weßhalb denn auch seine schriftstellerischen Leistungen sehr bald der Vergessenheit anheim gefallen sind, aus der wir sie nicht wieder erwecken wollen, da wir den Raum für Besseres sparen können. Am Gelungensten sind seine komischen Erzählungen und Romanzen, doch steht er auch hier anderen Dichtern, wie z. B. Pfeffel, von Nicolay, Langbein u. A. bedeutend nach.

Karl Friedrich Becker,

ein durch seine trefflichen historischen Darstellungen für die Jugend höchst verdienter, wegen seiner geistigen Kraft in schweren körperlichen Leiden außerordentlich achtungswerther Mann. Er ward im Jahre 1777 zu Berlin geboren, besuchte das dortige Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und darauf die Universität Halle, wo er sich vorzugsweise mit Philosophie und Geschichte beschäftigte. Nach beendigten akademischen Studien nahm er eine Hauslehrerstelle in Cottbus an und ward darauf von 1798 bis 1800 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin. Seine wankende Gesundheit zwang ihn jedoch, diesem Amte zu entsagen. An einem unheilbaren Uebel leidend, siechte er noch sechs lange Jahre, mit bewundernswürdiger Ruhe und Geduld seine Krankheit ertragend. — Geschichtliche Studien boten ihm eine angenehme Zerstreuung dar, bis am Ende der Tod seinem Leiden ein Ziel setzte. — Er starb als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter in seiner Vaterstadt am 15. März 1806.

Seine Schriften sind:

Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer. Berlin, 1801—5. 9 Thle. 10. Th. von J. G. Woltmann, 11. und 12. Theil von K. A. Menzel. 6. Ausgabe mit Fortsetzung von Woltmann und Menzel und einer Vorrede von J. W. Löbell. Berlin, 1828 fgde. 14 Thle.
Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. Halle, 1802—1803. 3 Thle.

Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkt des Historikers. Berlin, 1803.

Mit dem ausgezeichnetsten Talent für historische Darstellung hat K. F. Becker den Ton zu treffen gewußt, in welchem der Jugend die Geschichte vorgetragen werden muß, und ist bisher darin von Niemanden erreicht worden. Wärme und Frische des Vortrags bei allgemeiner Verständlichkeit, Deutlichkeit und Klarheit, Besonnenheit in der Behandlung der schwierigsten Gegenstände, der feinste Tact hinsichtlich der Hervorhebung oder Milderung schwieriger Momente, ein tiefer Blick in die eigentlichen Verhältnisse der einzelnen Völker, verbunden mit der Fähigkeit, nur Das, was jugendliche Gemüther zu fassen vermögen, kräftig und anschaulich darzustellen, so wie Adel und Einfachheit des Styls, verleihen seinen Arbeiten einen überaus hohen Werth. — Wir theilen nur deßhalb keine Auszüge mit, weil er hauptsächlich für die Jugend schrieb, und wir mit Recht annehmen dürfen, daß gewiß jedem Gebildeten in früheren Jahren eine Kenntniß seiner Weltgeschichte besonders zu Theil wurde und ihm zur Freude und zum Nutzen gereichte. —

Rudolph Zacharias Becker,

ein um die Bildung und Veredlung der unteren Stände des deutschen Volkes höchst verdienstvoller Schriftsteller. Er ward am 8. April 1751 zu Erfurt geboren, studirte in Jena Theologie, nahm nach vollendeter akademischer Laufbahn eine Hofmeisterstelle bei dem Präsidenten von Bacheröden zu Erfurt an und ging darauf im Jahre 1782 als Lehrer am Philanthropin nach Dessau. Er verließ jedoch schon 1783 diese Anstalt wieder und begab sich nach einem kurzen Aufenthalt in Erfurt noch in demselben Jahre nach Gotha, wo er seinen bleibenden Aufenthalt als Privatgelehrter wählte und eine Buchhandlung errichtete. 1786 ward er schwarzburg-rudolstädtischer Rath, 1802 Hofrath. Unablässig war er bemüht, durch populäre Schriften Gutes zu wirken, und hatte die Freude, sein „Noth- und Hülfsbüchlein" (s. weiter unten) während eines Zeitraums von 25 Jahren in einer Million Exemplare verbreitet zu sehn. Im Jahre 1791 gründete er den „Allgemeinen Reichsanzeiger", eine Zeitschrift, welche noch jetzt (seit 1806 unter dem Titel „Allgemeiner Anzeiger der Deutschen") existirt, 1800 die „Nationalzeitung der Deutschen" (welche in den letzten Jahren mit dem allgem. Anzeiger verbunden wurde). Einige Aufsätze in derselben zogen ihm aber die Verfolgung der französischen Regirung zu; er ward 1811 (am 30. November) plötzlich in Gotha aufgehoben und nach der Festung Magdeburg gebracht, wo er 17 Monate verweilen mußte, bis es endlich der Vermittelung des Herzogs von Gotha gelang, ihm seine Freiheit wieder zu verschaffen. — Er brachte jetzt den übrigen Theil seines Lebens in ungestörter Ruhe zu und starb am 28. März 1822 in Gotha.

Folgende Schriften sind von ihm verfaßt worden:

Beantwortung der Frage: Kann irgend eine Art von Täuschung dem Volke zuträglich seyn? Eine von der K. Akad. der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift. Leipzig, 1781.

Die Kunst, Leute zu schröpfen, die noch nicht geboren sind u. s. w. Gotha, 1786.

Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute. Erste Ausgabe Gotha, 1788. 2. Theil 1798 und öfter.

Fragebuch für Lehrer über das Noth- und Hülfsbüchlein. Gotha, 1799.

Das Friedensfest u. s. w. Gotha, 1801.

Das Eigenthumsrecht an Geisteswerken. Gotha, 1789.

Mildheimisches Liederbuch. Gotha, 1799 und öfter.

Vorlesungen über Pflichten und Rechte der Menschen. 1791—1792. 2 Thle.

Ueber Bürgerschulen. 1794.

Leiden und Freuden in 17monatlicher Gefangenschaft. Gotha, 1814.

Das deutsche Feierkleid. Gotha, 1815.

Mildheimisches Evangelienbuch. Gotha, 1816.

In Verbindung mit Anderen gab er heraus:

Deutsche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde. Gotha, 1784—1795.

Nationalzeitung der Deutschen, seit 1796.

Allgemeiner (Reichs-) Anzeiger, seit 1791. (fortgesetzt von J. G. Hennicke.)

Gemeinnützige Aufsätze vermischten Inhalts. 2 Samml. Gotha, 1797—1798.

Flugschriften, betreffend die neuesten Versuche, Religions-Verfolgungen in Deutschland zu erregen. 1. Sammlung. o. O. u. J.

Holzschnitte alter deutscher Meister, in den Originalplatten, gesammelt von H. A. von Derschau u. s. w. Folio. 2 Lieferungen. —

B's rühmliches Bestreben während der ganzen Zeit seines schriftstellerischen Wirkens ging darauf hinaus, Grundsätze ächter praktischer Weisheit im Volke zu erwecken, zu nähren und zu verbreiten. Dies gelang ihm auch in vielfacher Hinsicht, da er tief in die Verhältnisse aller Stände eingedrungen war und mit ruhigem, geübtem Scharfblick ihre Bedürfnisse zu erkennen und zu würdigen verstand. Echte Religiosität, allgemeines Wohlwollen, Redlichkeit und wahrer Eifer begleiteten ihn. Wie treffend er Alles zu erkennen, zu behandeln und zu benutzen wußte, davon zeugt die große Verbreitung, deren sich seine Schriften, vorzüglich, wie bereits oben erwähnt wurde, das Noth- und Hülfsbüchlein erfreute. So hat B. außerordentlich seinem Vaterlande genützt und verdient mit Recht neben den Ersten und Würdigsten der Nation genannt zu werden.

Meine Befreiung *).

Tochter der Unsterblichkeit! Süße Hoffnung! Du stärkest den Gesunden, erquickest den Kranken und erwärmest noch das Herz des Sterbenden, wenn schon die kalte Hand des Todes seinen Pulsschlag hemmet. Du erleuchtest den Kerker des Gefangenen und mischest in das melancholische Gerassel seiner Ketten immer einige Töne von Freyheit, so oft die eiserne Thüre klirrt und der Fußtritt des Kerkermeisters vom Gewölbe wiederhallt. Du versüßest den Schweiß des Landmannes durch den Vorschmack des fröhlichen Mahles, das am Abend seiner wartet. Auf deinen Schwingen vertraut der kühne Sterbliche sein Leben den wilden Meereswogen und fliegt über Wolken empor. Du stählst den Muth des Kriegers im Gewühl der Schlacht, und trocknest die Thränen seiner Lieben durch die Hand des Friedens, der ihn ihren Armen wiedergiebt. So lässest du uns alles Gute tausendfach genießen, noch ehe wir es empfangen, und reichest uns für jeden Lebenskummer einen Labetrunk; bis du uns endlich zu der Quelle, aus der du entsprungen bist, zur Unsterblichkeit hinüber leitest. Auch mir reichtest du, Holde, oft den Balsam einer bessern Zukunft, wenn die Leiden der Gegenwart mein Herz zerrissen: nun muß ich aber deinen täuschenden Tröstungen entsagen; auch der letzte Stab, an dem du mich aufrecht hieltest, entsinkt meiner Hand. Ich muß in den sicherern Armen deiner Schwester, der Ergebung, Zuflucht suchen.

So schloß ich meine Rechnung mit der Hoffnung ab, als nach sechs Wochen noch keine Antwort auf mein Schreiben an den Großherzog erfolgte: indem die französischen hohen Staatsbehörden fortfuhren, ein gänzliches Stillschweigen über meine Sache zu beobachten, und auch der neue Gouverneur auf die Anfrage, was aus mir werden solle, da er alle Gefangene aus der Stadt Magdeburg hinwegschaffen ließ, keinen Bescheid erhielt. Ich überzeugte mich also immer mehr davon, daß ich in die Classe der Oubliés gesetzt sey, und das Ziel meiner Hoffnung jenseits des Grabes aufstecken müsse: wenn nicht ein außerordentliches Ereigniß mich einmal der Gewalt meiner

*) Aus: R. Z. Beckers Leiden und Freuden in 17monatlicher franz. Gefangenschaft, von ihm selbst beschrieben. Gotha, 1814.

Feinde noch entrisse. Ich beschloß also, mein freudenloses Leben noch so lange zu ertragen, als es Gottes Wille sey, und es zu nützen, so gut ich könnte. Unter den verschiedenen Perioden meiner Gefangenschaft waren immer diejenigen die quälendsten für mich, wo ich mir mit Hoffnungen schmeichelte, deren Erfüllung einen Tag um den andern ausblieb. Ich war dann unfähig, mich anhaltend mit Etwas zu beschäftigen und die Unruhe des Gemüths über die Zukunft verkümmerte mir die Freuden der Arbeit und Erinnerung. Nun ward ich endlich mit mir selbst einig, der trügerischen Hoffnung zu entsagen, und mir einen auf lebenslängliche Gefangenschaft berechneten Lebens- und Beschäftigungsplan vorzuzeichnen.

Ich bestimmte einen Theil des Tages zur Arbeit an der Verbesserung des Noth- und Hülfsbüchleins; einen andern zur Aufzeichnung meiner Gedanken über die Gesellschaft, die ich in der Einsamkeit, nach ihrem so noch wenig erreichtem hohen Zwecke zu würdigen gedachte, wie Zimmermann im Geräusch des geselligen Lebens über die Einsamkeit schrieb. Die Abendstunden widmete ich politischen Träumen von möglicher Erhebung meiner Nation aus der tiefen Erniedrigung, in die ich sie versunken sah und fühlte, zu der Höhe des geistigen und leiblichen Wohlstandes, dessen sie durch ihren Charakter auf der von ihr erstiegenen Stufe der Bildung und durch den Umfang und die Beschaffenheit des von ihr bewohnten Stückes der Erde so fähig ist. Ich brauchte jetzt meine Schreiberey nicht mehr vor Argusaugen zu verbergen, und hatte Gelegenheit, solche durch sichere Hände an meine Familie gelangen zu lassen.

So hatte ich schon einige Tage in ruhiger Ergebung verlebt, als am 29. April Vormittags mein biederer Freund Arnould wie ein Betrunkener in das Zimmer stürzte, mit größtem Ungestüm ein Blatt Papier forderte, und in solcher Eile einige Zeilen darauf schrieb, daß sie nicht zu lesen waren. Es war der Befehl an den Gerichtsfrohn: daß ich frey sey. Mit hellen Thränen im Auge reichte er mir das Papier, fiel mir um den Hals: „Gott im Himmel sey gelobt! Sie sind frey, und das ist noch nicht alles. Da warten auch schon Leute, die Ihnen Glück dazu wünschen wollen!" so sprach er und rief zur Thüre hinaus: „Herauf!" Da flogen mir meine beyden ältern Söhne in die Arme. Sie waren die Engel, die dem Vater die frohe Botschaft brachten und ihn heim zu holen kamen. Solche Augenblicke des Gefühls wiegen Jahre von Leiden auf, und — sind nicht zu beschreiben.

Nach den ersten stummen Ergießungen der unerwarteten höchsten Freude wurden Vater und Kinder redseliger, als sie bey jenem Trauerbesuche im September des vorigen Jahres waren. Mein ältester Sohn bedauerte, daß er wegen zufälliger Abwesenheit der rührenden Scene der Freysprechung des Vaters nicht habe beywohnen können. Der zweyte beschrieb sie mir mit folgenden Umständen:

— „Wir hatten gehört, Napoleon werde durch Gotha kommen, um von Erfurt aus den neuen Feldzug zu eröffnen. So schmerzliche Empfindungen sein Name auch in uns aufregte, so belebte er doch immer die schwache Hoffnung von neuem, daß wir vom Kaiser unmittelbar Gerechtigkeit erlangen würden. Da wir jetzt mit Gewißheit wußten, daß er von Deiner Angelegenheit unterrichtet sey, so setzte ich nur einige Zeilen auf, ihn daran zu erinnern und ihm unsere unglückliche Lage zu schildern und meine Mutter wollte sie ihm selbst überreichen. Ich hoffte wenig von diesem Schritte: weil so viele ähnliche schon vergebens geschehen waren, und weil die schönere Hoffnung, daß die Macht gerechter Waffen Dich bald befreyen würde, uns damals aufging. — Mehrere Tage und Nächte unruhiger Erwartung seiner Ankunft waren verflossen, als man uns am 25. April gegen Abend meldete, in einer halben Stunde werde der Kaiser eintreffen. Die Hoffnung beflügelte die Schritte meiner Mutter, die den Gasthof zum Mohren, wo der Kaiser absteigen sollte, schon erreicht hatte, ehe ich mit meiner Schwester folgen konnte, wir wollten alle drei vor ihn treten, denn mehrere Bittende rühren ja leichter die Herzen, und bitten mußten wir leider! wo wir hätten fordern dürfen! Jetzt erfuhren wir, der Kaiser werde nicht aussteigen, sondern nur die Pferde beym Chausseehause nächst der Stadt wechseln. Unsere Hoffnung sank, aber meine Mutter war entschlossen, zu ihm zu dringen, wo es auch sey, und so eilten wir an den bestimmten Ort."

„Eine Menge von Menschen versammelte sich da nach und nach, vom Zufall oder Neugier getrieben, den Mann des Jahrhunderts zu sehen; uns allein hatte die Liebe hierher geführt, aber die verzweifelnde Liebe, wie im Fieber wechselnd mit Haß und mit Furcht. — Jetzt kam der kaiserliche Wagen; er hielt, und unser durchl. Herzog, der wenige Minuten vorher auf dem Platze angekommen war, näherte sich dem Schlage, um den Kaiser zu begrüßen. Da es Eile galt, um die Absicht zu erreichen, die uns hierher geführt hatte, so sah ich mich ängstlich nach einem Offizier um, der uns den Weg zum Wagen durch die Gendarmen öffnen konnte, die ihn versperrten. Während ich aber noch suchte, riß sich plötzlich meine Mutter mit den Worten: „nein! ich warte nicht länger!" von meinem Arme los, warf den vor uns stehenden Gendarmen auf die Seite, stand mit einem Sprunge vor dem Wagen, und überreichte dem Kaiser hastig das Papier. Aber in dem Augenblick verließen sie auch ihre Kräfte; der Schmerz Jahre langer Leiden und die Erinnerung so vieler getäuschter Hoffnungen und bittern Erfahrungen schienen sich in diesem Moment der Entscheidung lebendig zu erneuern, und lasteten zu schwer auf der Bekümmerten; von der wechselnden Angst und Hoffnung erschöpft, sank sie laut jammernd zu Boden. Es war ein herzzerreißender Anblick, die verzweifelnde Mutter von Liebe getrieben im Staube vor dem Herrscher, in dem sie den Urheber ihres Unglücks hassen mußte!"

„Der Kaiser hatte die Schrift genommen, und während er sie entfaltete, sich zum Wagen herausgelegt, und unsern Herzog gefragt, wer die Frau sey? Ehe dieser sie erkannte, sah der Kaiser in das Papier und sagte sogleich: „Ah, je sais ce que c'est" (ach ich weiß, was es ist). Freundlich wendete er sich darauf zum Herzog und bat ihn — der Frau die baldige Rückkehr ihres Mannes zu verkünden. Du weißt, wie innigen Antheil unser durchl. Herzog an Deinem Schicksal und an unserer unglücklichen Lage genommen hatte; freudig gerührt hob er selbst meine Mutter auf, und wünschte ihr zu Deiner Befreiung Glück; und in dem Augenblick erschallte auch schon ein allgemeines: „Es lebe der Kaiser!" wie ihm vielleicht nur wenige so aus Herzens Grunde gerufen wurden. — Meine Mutter war noch außer sich; sie wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen sollte, und obgleich ihr die Umstehenden, unter ihnen sehr freundlich der Marschall Mortier, wiederholt die Versicherung gaben, sie könne ruhig seyn, so hatte sie doch in der langen Trauerzeit ihr Mißtrauen in Worte zu oft gerechtfertigt gesehen, um ein kaiserliches Wort von dem eines gewöhnlichen Menschen so schnell unterscheiden zu können. Ich stand mit meiner Schwester noch hinter den abwehrenden Gendarmen; die Mutter sprang auf uns zu, der Erhörten öffneten die ernsten Krieger freundlich ihre Schranken, sie zog uns vor, um ihr noch einmal bitten, um ihr danken zu helfen, und ich folgte mechanisch; ich wußte nicht, ob ich mich freuen oder betrüben sollte über die Gnade. Der Kaiser legte sich noch einmal freundlich zum Wagen heraus, und sagte: „votre mari retournera, mais, setzte er hinzu, dites-lui, qu'il soit plus sage à l'avenir et qu'il ne se mêle plus des affaires des puissances!" (Ihr Mann wird zurückkehren; aber sagen Sie ihm, daß er sich künftig klüger benimmt, und sich nicht mehr in die Angelegenheiten der großen Mächte mischt) — Worte, die uns deutlich zeigten, wie sehr gehässige Verläumdung Dich angeschwärzt haben müßte, wie irrig des Kaisers Vorstellung von Deiner Art zu wirken war, und wie er Deine Freylassung nur als ein Werk seiner Gnade angesehen wissen wollte. — Noch einmal rief die ganze versammelte Menge laut aus: „Es lebe der Kaiser!" und er schien sich darüber zu freuen; vielleicht im seltnen Bewußtseyn einer That der Gerechtigkeit und in dem Gefühl, wie leicht es Fürsten werde, durch Ein Wort sich und Hunderte um sich her zu beglücken. Schnell rollte sein Wagen fort; Glückwünschende eilten von allen Seiten auf uns zu, die Augen aller Anwesenden begleiteten uns mit herzlich theilnehmenden Blicken."

„Es kam nun darauf an, daß von unserer Seite nichts unterblieb, um die Erfüllung des kaiserlichen Worts auf das schleunigste zu bewirken. Der Marschall Mortier, zu dem mich ein theilnehmender Freund unserer Familie begleitete, rieth, uns an den französischen Gesandten bey den herzoglich sächsischen Höfen, Baron von St. Aignan zu wenden, der die Ausfertigung des Freylassungsbefehls am leichtesten bewirken könne. Der Gesandte war in Weimar; mein Bruder und ich beschlossen, sogleich beyde zu ihm zu reisen, und unser durchl. Herzog gab uns ein eigenhändiges Schreiben an ihn mit, das wir glücklich überbrachten. Im Begriff, in den Wagen zu steigen, um dem Kaiser in Erfurt seine Aufwartung zu machen, gab uns der Baron St. Aignan die Versicherung: er werde unsere Sache sogleich betreiben; und wirklich hatte bey unserer Rückkunft nach Gotha unser durchl. Herzog unsere Mutter bereits zu sich rufen lassen, um ihr Papiere erfreulichen Inhalts zu übergeben. Es war eine schriftliche Mittheilung des Fürsten von Neufchatel von dem gestrigen Vorfall in Gotha an den Baron v. St. Aignan, und ein Brief von diesem an den Gouverneur von Magdeburg, General Haro, worin er ihn bat, Dich in Freyheit zu setzen. Ohne Verzug eilten wir beyde mit den wichtigen Depeschen über Nordhausen durch den Harz nach Magdeburg, überall als fröhliche Boten willkommen. Wir hatten denselben Weg früher in tiefer Trauer zurückgelegt, und überall schmerzliche Theilnahme gefunden, um so rührender mußte uns jetzt die Freude seyn, die Bekannte und Freunde mit den Glücklichen theilten." —

Ich vertauschte nun mein Gefängniß noch denselben Tag mit einem Zimmer in dem Gasthofe, wo meine Söhne abgetreten wa-

ren. Abreisen konnte ich noch nicht, weil der Gouverneur erst eine amtliche Ordre vom Fürsten von Neufchatel erwartete, ehe er mir einen Paß zur Abreise ausfertigen lassen konnte; indem meine Söhne ihm nur einen Brief vom Gesandten Baron von St. Aignan überbracht hatten, mit einem eigenhändigen Billet an diesen vom F. v. Neufchatel, beyde des Inhalts: daß Se. k. k. Maj. meine Entlassung decretirt habe. Ich benutzte diesen Aufenthalt zu Besuchen in Magdeburg, erhielt überall die rührendsten Beweise von Theilnahme und Freundschaft, und genoß die Freuden der Geselligkeit wieder im Kreise biederer Deutschen von wissenschaftlicher Bildung mit unbeschreiblichem Vergnügen; nachdem ich siebzehn Monate lang auf die Unterhaltung mit fremden Kriegern beschränkt gewesen. Den vierten Tag kam endlich der officielle Befehl zu meiner Heimreise, der durch einen bloßen Zufall verspätet worden war. Auch jetzt noch gaben mir französische Officiere Beweise von Herzensgüte, die ich nicht unerwähnt lassen darf. Als der Gouverneur die Depesche empfing, waren der Platz-Major und ein Kapitän zugegen, und machten sichs zum Vergnügen, mir die Ordre selbst einzuhändigen, und warteten, weil ich eben ausgegangen war, eine Stunde lang auf mich im Gasthofe, bis ich zurückkam. Den mehrgenannten Prevot überfiel ich des Morgens fünf Uhr im Bett, um von ihm meinen Paß unterzeichnen zu lassen; und als er sah, daß ich es war, der ihn weckte, sprang er aus dem Bett, ging mit mir im bloßen Hemd ins Bureau und fertigte mich mit herzlichem Lebewohl ab. Der vormalige Commandant der Citadelle, Kapitän Perrier, brach sich einige Stunden vom Schlaf ab, um mich bis zum äußern Thor zu begleiten; damit ich beym Examen von der Wache nicht aufgehalten würde, und ihm kein Zweifel übrig bliebe, daß ich wirklich hinaus sey in die Freyheit. Auch mir entfielen Thränen der Wehmuth bey einer Trennung, wo ich die höchste Ursache zu lautem Jubel hatte. So findet das Herz überall auch unter Fremden und Feinden Liebe um Liebe, wenn man das Gute, was die Natur in jede Menschenbrust gelegt hat, aufnimmt und erwiedert, ohne sich an Verschiedenheit und Ansichten der Sitten und des Charakters zu stoßen, die ihm von der Erziehung, der Lebensart und dem Volksthum angebildet werden.

Die ganze Wonne der Freyheit empfand ich nun erst, als ich den letzten Schlagbaum der Außenwerke im Rücken hatte. Es war eine körperliche Empfindung damit verbunden, nicht anders, als ob sich die Brusthöhle auf einmal erweitere und eine Menge frischer Lebensluft die Lunge durchdränge. Der Morgen war heiter, mich umschloß statt enger Mauern der weite blaue Himmelsbogen, die Erde unter mir im ersten Frühlingskleide, zwey meiner Liebsten saßen mir zur Seite, die andern alle sah ich im Geiste schon die Arme nach mir ausstrecken. Ich fühlte, daß ein Gott sey, der den Menschen durch Leiden zur höchsten Seligkeit erhebt. Die Dankgefühle fanden keine Worte, nur Thränen und Blicke nach Oben. So feyerte der Vater mit den Söhnen in stiller Andacht seine Auferstehung zu neuem Leben und Wirken unter den Lobgesängen der Frühlingslerche.

Meine Rückreise überzeugte mich nun schon, daß mein überstandenes Unglück in der That die Wirkung gehabt habe, deren Vermuthung mir den kräftigsten Trost und den Muth verliehen hatte, auch dem Tode ohne Furcht ins Auge zu schauen. Es hatte mitgewirkt, das Gefühl des Unwillens über den fremden Despotismus, der auf ganz Deutschland lastete, zu erhöhen, welches endlich unerträglich werden und früher oder später das hervorbringen müßte, was nun Gott Lob! schon geschehen ist. Von der ersten Poststation an bis zur letzten wurde ich überall mit herzlichen Freudensbezeigungen empfangen, wie ein lang vermißter Freund; die Postillons äußerten ihr Vergnügen, den Geretteten zu fahren, durch Blasen und Eile mich dem Ziele meiner Wünsche zu nähern, und als hätte ich meine Ankunft durch Eilboten angemeldet, fand ich in den Posthäusern alte und neue Freunde versammelt, die mir zu meiner Erlösung aus der Gewalt der Unterdrücker der deutschen Freyheit Glück wünschten. Am feyerlichsten geschah dieses zuletzt in Langensalza, wo mich der biedere Posthalter fast aus dem Wagen ins Zimmer trug, das sich bald mit den angesehensten Einwohnern der Stadt anfüllte. Ein sächsischer Offizier kam im Gallopp gesprengt und erklärte mir: er sey der Stadt-Commandant, und komme, mir im Namen der ganzen Bürgerschaft die Theilnahme zu bezeigen, die Jedermann an meiner Befreyung nehme. In einer Viertelstunde waren die Pferde angespannt, und man brachte mich unter dem heftigsten Platzregen in den Wagen, indem der Posthalter dem Kutscher zurief: nun fahr, was das Zeug hält, daß der Mann keine Minute später zu den Seinigen kommt, als es seyn muß!

Meine Ankunft in meinem Hause geschah den fünften Mai, in der Mitternachtsstunde. Liebende und geliebte Gatten, Aeltern und Kinder, welche je von den Ihrigen so lange, und mit solcher Gefahr der Ternnung auf immer, entfernt waren, nur solche vermögen sich die Scenen des Wiedersehens und die Gefühle des Herzens, das sich kaum von der Wirklichkeit der erfüllten Sehnsucht überzeugen kann, in der ganzen Fülle der Entzückung vorzustellen. Die Sprache ist zu arm, sie Andern mitzutheilen.

Ebenso freudenvoll war für mich der Wiedereintritt in das gesellschaftliche Leben in Gotha. Mit mehr als herablassender Huld wurde ich von Sr. Durchlaucht unserm gnädigst regierenden Herzog und allen Gliedern des hohen herzogl. Hauses empfangen, als ich meinen unterthänigsten Dank für die meiner Frau und Kindern während meiner Gefangenschaft bewiesene gnädige Theilnahme an ihren Leiden darbrachte. Die Beweise von wahrer, herzlicher Freude, mich wieder in ihrer Mitte zu sehen, die mir meine Mitbürger aller Stände gaben, sind mir unvergeßlich. Solche Tage, wie ich viele nach meiner Rückkehr im Genuß uneigennütziger Anhänglichkeit und Freundschaft guter Menschen verlebte, löschen das Andenken ganzer Jahre von Kränkungen aus. Gott vergelte es allen den Guten, die mich diese süße Erfahrung machen ließen; auch den nahen und fernen Freunden und Gönnern, die mir ihre Theilnahme schriftlich bezeugten, und denen ich nicht antworten konnte!

Mein erster Ausflug in die für mich mit neuem Reiz geschmückten Umgebungen meiner zweyten Vaterstadt Gotha war nach Georgenthal, einem herzoglichen Amtsort, in einer der lieblichsten Gegenden des thüringischen Waldgebirges, zu der einzigen mir noch übrigen geliebten Schwester und ihrem redlichen Gatten, dem verdienstvollen Rath und Amtmann Jacobs. Als wir hier den Abend im traulichen Familienkreise der Erinnerung der trüben Vergangenheit und den Aussichten einer heiterern Zukunft widmeten, kamen die Dorf-Musikanten, die es wußten, wie viel ihr verehrter Amtmann und seine treue Gattin um mich gelitten hatten, unter das Fenster, und bliesen das Lied:

Nun danket alle Gott!

Wilhelm Gottlieb Becker

ward am 4. November 1753 zu Oberkallenberg im Schönburgischen geboren, studirte von 1773 — 1776 in Leipzig und ging dann als Lehrer am basedow'schen Philanthropin nach Dessau. Von hier begab er sich ein Jahr später nach Basel, wo er, hauptsächlich durch den Umgang mit von Mecheln, sich genauere Kenntniß in den bildenden Künsten erwarb. Er machte alsdann größere Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Oberitalien und kehrte 1782, wo er die Stelle eines Professors der Moral und Geschichte an der Ritterakademie zu Dresden erhielt, nach Sachsen zurück. Im Jahre 1795 ward ihm die Aufsicht über die Antikengallerie und das Münzcabinet, 1805 neben diesen noch die Inspection über das grüne Gewölbe mit dem Hofrathscharakter übertragen. — Diese Aemter verwaltete er bis an seinen Tod, der am 3. Juni 1813 zu Dresden erfolgte. —

W. G. B. ist schon sehr früh als Schriftsteller aufgetreten und hat Folgendes theils selbst verfaßt, theils in Gemeinschaft mit Anderen herausgegeben:

Gedichte an Elise. Leipz. 1775.
Die Muse. 2 Thle. Leipz. 1776.
Die drei Pächter. Schauspiel aus dem Franz. Gotha, 1778.
Das Liebesgrab. Schausp. Heidelb. 1779.
Die Erscheinung. Leipz. 1779.
Vermischte Blätter. Dresden, 1790.
Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Leipz. 1793—1813.
Taschenbuch für Gartenfreunde. Leipz. 1795 — 1800.
St. Pierre's Amasis. Görlitz, 1800.
Erholungen. Leipzig, 1796—1810.
Darstellungen. Leipz. 1798—1800.
Lina's Ferien. 8 Thle. Leipz. 1797.
Erzählungen. Leipz. 1812—1815. 4 Thle.
Guirlanden. 4 Thle. Leipz. 1812—13.

Erasmus Lob der Narrheit, mit Kupfern von Chodowiecky. Berlin und Leipz. 1781.
Girardin, über die Verschönerung ländlicher Wohnungen. Leipz. 1776.
Dandré Bardon, Costume der ältesten Völker. Leipz. 1776. 5 Hfte gr. 4.
Vom Costume an Denkmälern. Leipz. 1776.
Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Dresden und Leipz. 1804—11. 3 Bde in Folio. N. Ausg. Leipzig, 1832.
v. Ligne, der Garten zu Belovil u. s. w. Dresd. 1799. 2 Thle.
Der Plauische Grund bei Dresden. Nürnberg, 1799. kl. Fol.
Das Seifersdorfer Thal. Leipz. 1799. 4 Hefte in 4.
Landschafts- und Gartengebäude. Leipz. 1798. 4 Hefte gr. Fol.
Characters und Costums der K. S. Hofschausp. Gesellschaft. Leipz. 1804. 2 Hefte Fol.
Magazin der neueren französ. Literat. 12 Stcke. Leipz. 1780—81.
Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters. Dresden, 1813. gr. 4.
Einzelne Abhandlungen, Aufsätze, Uebersetzungen u. s. w. u. s. w.

Als Kunstkenner hatte B. eine sehr gründliche Bildung und vielen Geschmack. — Seine bedeutendste Leistung in dieser Hinsicht ist das Augusteum. — Um die schöne Literatur hat er sich gleichfalls durch sein Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, seine Erholungen, Darstellungen u. s. w. sehr verdient gemacht, indem er in diesen Sammlungen die Erzeugnisse der besseren deutschen Dichter und Prosaisten zu vereinen und manches jüngere Talent einzuführen und zu ermuntern wußte. Seine Gedichte wurden früher gern gelesen, sind aber später in Vergessenheit gerathen. Am Glücklichsten im belletristischen Fache ist er als Erzähler. Ein sehr gefälliger und reiner Styl, eine gesunde und angenehme Phantasie, Kenntniß des Lebens und der Menschen, feiner Geschmack, Wärme des Gefühls, ethische Tendenz und gewandte Darstellung zeichnen seine Leistungen in dieser Gattung vorzüglich aus. —

Die Spielerin *).

Fräulein von F*** war von gutem Hause; aber freilich war dieß auch beinahe ihr ganzer Reichthum. Der Himmel weiß, was ihren Vater bewogen hatte, sie mit jedem in der höhern Welt gewöhnlichen Spiele aufs genauste vertraut zu machen. Wenn ihn bisweilen ein besorgter Freund darum befragte, so gab er zur Antwort: „Das Mädchen muß damit bekannt werden, um ihrem Vortheile nichts vergeben zu dürfen.“ Von der Mutter muthmaßte man mit Recht, daß sie schon früh auf die Vortheile speculirt hätte, welche die aufblühende Schönheit dazu beitragen müßte, ihrer Besitzerin im Spiele vorzüglichen Gewinn zu verschaffen, und so sich und ihrer Familie den Mangel andrer Glücksgüter zu ersetzen. Genug, im funfzehnten Jahre schon war unsre Caroline im Stande, jede Spielparthie anzunehmen, und das Glück, den Damen so hold, war ihr so gewogen, daß sie nicht allein alle ihre kleinen Bedürfnisse befriedigen, sondern auch selbst ihrem Vater manchen Zuschuß geben konnte.

Sie war jetzt zwanzig Jahre alt; ihre Schönheit, ihr liebenswürdiges Betragen, und ihre Herzensgüte, hatte den jungen Baron H— gefesselt, und sie selbst war vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an gegen ihn nicht gleichgültig gewesen. Die Anverwandten des Erstern machten ihm Vorstellungen, nicht gegen die Vermögensumstände seiner Geliebten, wohl aber gegen ihre Spielsucht; er, im Vertrauen auf die Gewalt, welche die Liebe äußert, auf das, was Leitung eines vernünftigen Mannes bei einem bis auf einen Punkt sonst vernünftigen Weibe vermag, stellte der Geliebten dieses unverholen vor, die, weit entfernt, ihm ihre Liebe zu entziehen, ihm, nachdem sie sich von der kleinen Beschämung erholt hatte, mit einem warmen Händedruck versprach, und das Versprechen mit einem Kusse besiegelte, in einem ganzen Jahre (so lange war ihre Verbindung hinausgeschoben) keine Karte und als Frau sie nur dann anzurühren, wenn sie zu Gesellschaftsspielen eingeladen wäre. „In der That, sagte er, müssen Sie mir zugeben, theure Karoline, daß es wohl keine Leidenschaft giebt, die uns für alles andre so blind, so gefühllos machen könne, als die des Spiels, das keine so traurige Folgen nach sich ziehen könne, als gerade sie. Ein Spieler von Profession treibt ein ehrenloses Gewerbe, denn sein Gewinn ist nichts weniger als auf rechtem Wege erworben. Meistentheils wird er alle Delicatesse — selbst die Pflichten der feinern Lebensart verlernen. Ist nicht jeder Spieler von solchem Charakter, so setzt er sich doch der Gefahr aus, es zu werden. Aengstlich bei dem zu erwartenden Gewinn oder Verlust, verdrüßlich oder zornig über den letztern; sehr mißvergnügt bei einem anhaltenden Verluste, und nur wenig vergnügt bei einem fortdauernden Gewinn, beneidet von Unglücklichen, verspottet von Glücklichen, hintergangen wohl gar durch feinere oder gröbere Kunstgriffe — das ist der, der sich solchen Raubgeiern nahet.“

„Sie haben Recht, Baron, versetzte Caroline. Gewiß, ich werde mein Wort halten. Meine Entschuldigung war — Nachsicht und wohl gar Aufmunterung meiner Aeltern, die oft den Gewinn theilten, oder so weniger für mich zu sorgen hatten. Nicht selten trieb mich auch der eingeführte Gesellschaftston selbst dazu.“

Caroline hielt ihr Wort bis zur Verheirathung redlich. Ihr Gemahl eilte nach derselben an seinen Hof nach B****, sie vorzustellen. Das schöne, junge Weibchen ward von allen mit Entzücken gesehen. Man beeiferte sich um ihre Gesellschaft, und nur zu oft fand sie hier Versuchungen, ihr Wort zu brechen, denen sie immer glücklich widerstand, und von welchen sie nun für einen Sommer ganz befreit wurde, als der Baron, nicht aus Eifersucht, sondern aus Liebe zum Landleben, und besorgt für die Gesundheit seiner Gemahlin, welche die ersten Beschwerden der Schwangerschaft empfand, sich aus der Stadt auf sein Landgut zurückzog, und dieses nicht eher verließ, bis ihn der Winter und die nahe Beendigung der erstern selbst aufforderte, seine Einsamkeit mit den Vergnügungen der Stadt zu vertauschen.

Ihr Wochenbette zog ihr eine gefährliche Krankheit zu; schon fürchtete man, das Mädchen, das sie geboren hatte, würde ihr das Leben rauben. Mit Mühe genas sie, um in der Liebe ihres Gatten den Lohn für die ausgestandenen Leiden zu finden. Durch die Furcht, sie zu verlieren, durch das neue Pfand ihrer Zärtlichkeit, hatte der Baron seine Gattin nur noch zärtlicher lieben gelernt — er betete sie an. —

Jetzt vermählte sich eine seiner reichen Anverwandtinnen; er ward zu dem Trauungsfeste, wie billig, eingeladen; gewiß wäre er nicht gekommen, hätte er die unseligen Folgen vorausgesehen, die sich daraus erzeugten.

Man bot seiner Gemahlin eine Parthie Farao an — das Spiel konnte ja allein ein wenig die langweilige Unterhaltung nach dem Souper verdrängen. Sie weigerte sich indessen, doch vergeblich, denn alles spielte, und selbst ihr Gatte drang darauf, keine Ausnahme zu machen. Eine augenblickliche Vergessenheit ihres Versprechens, dachte sie endlich, würde ja wenig auf sich haben.

Das Glück begünstigte sie wie ehemals, nur in noch unerhörterem Grade. Um so mehr erwachte die alte Begierde.

Dasselbe Fest gab ihr auch den folgenden zweiten und dritten Tag einen schicklichen Vorwand. Sich selbst täuschend, eilte sie ihrem Verderben zu. Schon vergaß sie sich so weit, nur auf den geringsten Anlaß dazu zu lauschen; bei häuslichen Festen in der Meinung, als Wirthin müsse sie den Gästen Unterhaltung schaffen; bei auswärtigen unter dem Vorwande der gesellschaftlichen Höflichkeit.

Dann und wann wagte der Baron, eine leise Erinnerung fallen zu lassen, aber immer hinderte ihn, den zu sehr liebenden, das bezaubernde Lächeln, ihre schmeichelnde Bitte, nur dießmal es mit anzusehen, ihre Versicherung der treuesten Liebe mit ernsteren hervorzutreten. Sie wußte es sogar so weit zu bringen, daß er im nächsten Sommer die Stadt nur auf einzelne Tage verließ.

Jetzt wurde indeß die Baronin zum zweitenmale Mutter, Mutter eines jungen Stammhalters. Der Baron, gewohnt sich mehr für den Verwalter, als den Besitzer seiner Güter zu achten, hielt es für Pflicht, jeden unnützen Aufwand zu vermeiden. Theils dieses, theils der Widerwille gegen den einzigen Fehler seiner sonst in allem liebenswürdigen Gemahlin, bewogen ihn dazu, sich gänzlich auf seine Landgüter zurückzuziehen. Hier war die Baronin wieder das, was sie im ersten Sommer gewesen war, das treueste, liebevollste Weib, die zärtlichste Mutter, die gute Wirthin, die wohlthätige Freundin der Armen, die Trösterin der Unglücklichen, und darum der Gegenstand der Bewunderung, der Unterhaltung, der Hochachtung der ganzen Gegend.

Sechs Jahre waren so verflossen, der Baron und seine Gattin lebten nur sich, ihren Kindern und Unterthanen, als ein Brief von der Baronin Mutter eintraf, der ihren nahen Besuch ankündigte, und zugleich meldete, mit ihr werde die Gräfin C***

*) Aus: W. G. Beckers Erholungen. Viertes Bändchen. Leipzig, 1803.

eintreffen, die eine Herrschaft in der Nähe gekauft hätte, und gar sehr die Bekanntschaft ihrer liebenswürdigen Nachbarin bei dieser Gelegenheit zu machen wünschte. Alles athmete jetzt eine lebhaftere Freude; die Baronin, weil sie ihre Mutter umarmen sollte, die sie so lange nicht gesehen hatte; ihr Gemahl, weil sich seine Gattin so freute.

Den Tag der Ankunft harrte sie stundenlang am Fenster; das geringste Geräusch aus der vor dem Schlosse vorbeigehenden Landstraße rief sie hin. Von weitem rief sie schon ihrer Mutter, von den Kindern und ihrem Gemahl begleitet, zu. Die Freude des Wiedersehens war grenzenlos.

In der Person der Gräfin fand das junge Weibchen das Einzige, was ihr auf dem Lande gefehlt hatte — eine zärtliche Freundin. Die erstere, eine schöne junge Wittwe von 28 Jahren, hatte in der That nicht allein alles, was den Blick der Männer fesseln, sondern auch jede Gespielin zur Freundin schaffen kann, ohne ihren Absichten das Mindeste vergeben zu dürfen. Wie ein Chamäleon schmiegte sie sich in jede Laune ihrer Bekanntinnen. Jede ihrer Handlungen athmete zuvorkommende Gefälligkeit. Mit der Tugendhaften sprach sie von Tugend, und bei der Kokette hielt sie Lobreden auf jeden möglichen Gebrauch der weiblichen Reize. Mit dem Scheine der Offenherzigkeit machte sie ihre Freundinnen offenherzig, kurz, ihr Betragen kündigte, wie ihr Aeußeres, einen Engel an, während im Innnern ein boshafter Dämon hausete.

Der ziemlich unerfahrnen Baronin war sie unentbehrlich geworden. Ihr Geschmack, ihre Denkungsart, alles hatte den Charakter angenommen, den die Gräfin darüber äußerte. Das Landleben war ihr verhaßt. Bald stimmte sie mit der Gräfin überein, es sei nichts Langweiligeres, nichts Einförmigeres, als dieses. Mit Zittern nur dachte sie an die nahe Rückreise der Gräfin, welche Kammerdame am B—n Hofe war. Die Freundschaft eines Monaths schien auf die Dauer des Lebens berechnet zu seyn. Untröstlich lag die Baronin bei dem Abschiede in den Armen ihrer Mutter und neuen Freundin, und beruhigte sich nur durch das Versprechen, in kurzem für immer im Gewühle der Stadt, angestellt in dem Hofstaat, bleiben zu dürfen.

In der That schien die Baronin nach ihrer Entfernung gar nicht mehr das Weib zu seyn, das sie gewesen war. Ihre Kinder waren ihr jetzt mehr im Wege, als angenehm. Einsam glaubte sie sich jetzt im Kreise ihrer Familie, wo sie kurz vorher noch die seligsten Stunden verlebt hatte. Stille Seufzer beklagten das Verlorne, ihr Gatte stimmte mit ein, aber freilich aus einem andern Grunde.

Schon waren sechs Wochen vergangen; schon fing die Baronin an, ihre neue Freundin für eben so leichtsinnig zu halten, wie die meisten sind, weil sie gar nichts ihrem Versprechen zuwider von sich hören ließ, als sie auf einmal bei einem Spaziergange am Ende der großen Lindenallee, die nach dem Schlosse führte, einen Wagen wahrnahm, den sie sogleich für den der Gräfin erkannte. Im Augenblick war er indeß verschwunden; schon glaubte sie sich getäuscht zu haben, und war nun desto freudiger, als er glücklich in der Landstraße daher gefahren kam, welche der Kutscher, mit der Gegend noch wenig bekannt, einschlagen zu müssen geglaubt hatte.

Welche Freude, welche Wonne des Wiedersehens auf beiden Seiten! Fragen ertönten auf beider Lippen; ohne die Antwort abzuwarten, wurden sie durch andre verdrängt. Der Baron selbst schien die beiderseitge Freude in vollem Maße zu theilen, die auf seiner Gemahlin Seite noch durch die frohe Nachricht bis auf den höchsten Gipfel erhöht wurde: „sie sey als Kammerdame am B—n Hofe angestellt." Durch wessen Einfluß, ist leicht zu begreifen. Die Gräfin war die ganze Nacht hindurch gereist, ihre Freundin damit zu überraschen.

Mit Blitzesschnelligkeit wurden die Anstalten zur Abreise getroffen. Der Baron verließ zwar ungern den Sitz seiner Ahnen; je näher man den Großen ist, meinte er, desto kleiner erscheint man selbst; indessen war er viel zu galant, und liebte seine Gemahlin viel zu sehr, um ihr den Weg versperren zu wollen, auf dem sie ihre Glückseligkeit zu finden glaubte. Hätte er die Folgen geahndet — er würde gewiß anders gehandelt haben.

Am Hofe fand die Baronin mannichfaltige Gelegenheit, ihre alte Begierde befriedigen zu können. Die Fürstin von B— spielte selbst gern; so war es ihr also oft Pflicht, zu spielen. Außerdem fand sie bei der Gräfin jeden Augenblick dazu Gelegenheit, die, selbst eine große Freundin davon, beständig kleine oder größere Parthien anstellte. Ihrer Leidenschaft opferte Caroline in kurzem bald alles auf. Oft bekam sie ihre Kinder und ihren Gatten in mehrern Tagen nicht zu sehen. Der letztere, schwach und fürchtend, durch Klagen und Vorstellungen das Liebste, was er auf der Erde besaß, zu beleidigen, beschloß die kleine Adelheid und seinen Heinrich in eine Erziehungsanstalt zu thun, um so die Folgen der mangelnden Aufsicht verhüten zu können. Auf diese Art war sie von aller Einschränkung frei geworden, und der Augenblick war sehr nahe, wo sie durch den beständigen Umgang der Gräfin endlich jede Pflicht der Gattin vergessen konnte.

Der Baron hatte ihr gleich bei der Vermählung ein reichliches Jahrgeld ausgeworfen; eine reiche Erbschaft, die er einige Jahre später that, ließ ihn dasselbe sogar verdoppeln. Nichtsdestoweniger langte es nicht zu, die beträchtlichen Summen bezahlen zu können, die sie seit geraumer Zeit verlor. Schon empfand ihr Körper die Folgen der beständigen Unruhe, der Angst, der Nachtwachen, der Furcht, die mit dieser schändlichen Leidenschaft verknüpft sind. Schon wurden heimlich die Juwelen, die Geschmeide verkauft, die noch mehr durch die Art, wie der Baron sie ihr gegeben hatte, als durch ihre Kostbarkeit Werth besaßen. Als sie nicht mehr hinreichten, bediente sie sich endlich sogar der nicht unbedeutenden Pension, welche ihr der Baron zur Unterstützung ihrer Aeltern zahlte; woran diese ein ganzes Jahr sich erquicken sollten, das verthat jetzt ihre unnatürliche Tochter in einer einzigen Viertelstunde.

Man glaube nicht, daß das Gewissen der Baronin gegen jeden Vorwurf abgehärtet war. Marternde Vorwürfe raubten ihr die Nächte, die ihr das Spiel übrig ließ. Je mehr sie der Baron immerfort zärtlicher liebte, je weniger er ihre Lage kannte, desto mehr fühlte sie das Unrecht ihrer Aufführung. Furcht vor der Zukunft quälte sie nicht weniger, als bittre Reue über ihre Sorglosigkeit. Oft bildete sich ein fester Vorsatz, wieder heimzukehren in die stillen Wohnungen ihres Gemahls, ihm alles zu entdecken, und um Verzeihung zu bitten, um sie nie wieder zu bedürfen. Aber immer ward er verdrängt durch die Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen, immer seine Ausführung bis auf diesen Punkt hinausgeschoben. Die Gräfin hatte sich überdieß ihrer ganz bemächtigt; sie that nur das, was diese wollte; sie dachte nur das, was diese dachte.

Es kam der Fürstin Geburtstag. Eine glänzende Cour, ein noch glänzenderer Ball sollte ihn feiern. Welche Aussicht für die Baronin! Ohne Diamanten, ohne die Mittel, die Pracht in der Kleidung zu bestreiten, mit der es hier eine Dame der andern zuvorzuthun strebte, wie konnte sie dabei erscheinen? Sie faßte den Entschluß, schon einige Tage vorher die Kranke zu spielen. Der Kummer über das, was sie dazu nöthigte, bleichte ihre ohnedem schon bleichen Wangen genug, um selbst den Baron zu täuschen, dessen Unruhe um so größer war, je mehr er bei seiner Gattin Spuren innerer Unruhe und Traurigkeit wahrzunehmen glaubte. Vergebens gab er sich alle Mühe, sie zur Offenherzigkeit zu bringen. Im Stillen weinte sie, doch fest blieb ihr Entschluß, eher ihrem Kummer zu unterliegen, als die Ursache davon zu entdecken.

Gegen Abend überraschte sie die Gräfin, um sie in ihre kleine Assemblee abzuholen.

„Mein Gott! rief sie beim Eintritt, Sie krank, und kein Wörtchen mir sagen lassen? Mein Gott, warum nur nicht? Ich hätte den ganzen Nachmittag neben Ihrem Bette gesessen, Ihnen vorgelesen, vorgeplaudert, vorerzählt, daß Sie schon längst hätten gesund seyn müssen."

Die Baronin war zu sehr überrascht, um mehr als ein gewöhnliches Compliment herausstottern zu können, und sich dann einem unwillkührlichen Ausbruch ihres Kummers und den ihn begleitenden Thränen zu überlassen.

„Himmel! Sie weinen? Süßer Engel, seit wann hat meine Freundschaft das Recht auf Ihr Herz verloren? Ich beschwöre Sie, sagen Sie, was Ihnen fehlt?"

„Ach ich bin sehr unglücklich!" schluchzte die Baronin, und ihre Thränen flossen stärker.

„Deutlicher, mein Engel!"

„Ach daß das Leben mir so bitter werden mußte!"

„Das wolle der Himmel nicht!"

„Ach, wenn Ihr Verlust dem meinigen gleichkäme, gewiß, Sie würden ebenso untröstlich seyn, wie ich."

„Ihr Verlust? Doch wohl im Spiel?"

Eine stumme Bewegung des Kopfes bejahte es.

„Und weiter nichts? Süßer Engel, was klagen Sie? Das ist ja etwas Gewöhnliches. Aber ein Augenblick kann ja alles wieder gut machen. Mein Gott, wie können Sie deswegen so seyn? Sehen Sie doch mich an. Hat eins unglücklich gespielt, so war ich es, aber Beharrlichkeit besiegt endlich doch die Launen des Glücks. Erst diese Nacht hab' ich bei dem alten Baron D — gegen tausend Louisd'or verloren. Nun, was thuts? Heute Abend bekomme ich sie vielleicht wieder, ohne daß ich darum nur ein Thränchen vergossen habe."

„Wenn nur meine Börse so wenig zu erschöpfen wäre, wie die Ihrige."

Sie sank an der Gräfin Busen, und schluchzte von neuem.

„Mein Gott, so fassen Sie sich doch!"

„Ach ich vermag nicht einmal übermorgen beim Balle zu erscheinen."

„Wie?"

„Meine Diamanten, meine Spitzen, alles — alles ist versetzt, und Niemand wird mir Credit geben."

„Mein Gott, Ihr Mann ist ja reich genug."

„Aber Ordnung liebend, und schon ist mein Jahrgeld so groß genug!"

„Possen! Er kann immer noch zulegen! Muthig, wenden Sie sich an ihn; Sie sind in dem Punkte noch, wie ich merke, ein Kind. Der Mann muß seiner Frau nichts als ein beständiger Cassirer seyn. Schicken Sie Ihre Gläubiger jeden Morgen an ihn ab, suchen Sie sich aus, was Sie brauchen, und lassen ihn es bezahlen. Und will er nicht — so giebt es ja andere."

„Er, so reich, heirathete mich Arme!"

„So? Ihre Ahnen, Ihre Schönheit, Grazie, Bildung und hundert andere Reize rechnen Sie für nichts?"

„Spötterin!"

„Nichtsweniger als das. Geld gegen dieß alles — sollte nicht der Baron Ihnen verpflichtet seyn, statt daß Sie sich dafür halten? Tausend andere würden Ihnen alles das aufgeopfert haben, ohne Sie so zu tyranniſiren."

„Tyranniſiren? Er? O niemand liebt mich so sehr, als er."

„Stille, Stille, Sie sind wie alle Weibchen, die sich nicht umgesehen haben. Sie nehmen den Schein schon für das Wesen. Weil er immer von Liebe redet, so liebt er Sie auch schon? Lassen Sie sich doch erst die Beweise davon geben! — Ach, etwas ganz Neues! Gut, daß ich es nicht wieder vergessen. Wissen Sie, daß Sie eine sehr wichtige Eroberung gemacht haben?"

„Ich?"

„Nun,? so einem allerliebsten Weibchen ist wohl so etwas unmöglich? Der Arme, den Ihre Schönheit verwundet hat, gäbe für einen Ihrer Blicke alle seine Reichthümer mit Freuden hin. Rathen Sie einmal, wer es ist?"

„Mein Gott, wie kann ich? Doch nicht der Kammerjunker?"

„O, der ist dazu viel zu leichtsinnig."

„Der alte General?"

„Schwärmen Sie, meine Theure? Der liebt wohl sein Gebetbuch, aber nicht mehr die jungen Weiber."

„Nun, vielleicht der junge Assessor?"

„Ja, wenn der nicht zu sehr in sich selbst vernarrt wäre!"

„Nun, so errathe ich es nicht; wie darf ich auch auf so eine Erörterung mich einlassen?"

„Nun so ganz ist, wie ich mir schmeichle, die Sache doch nicht von der Hand zu weisen. Es ist — es ist — mein Herr Bruder, Ihnen gehorsamst aufzuwarten."

„Welcher Scherz!"

„Ihre Dienerin, süßer Engel, völliger, völliger, Ernst!"

„Sie vergessen, oder vielmehr er, daß ich Gattin und Mutter bin!"

„Weder ich, noch er. Seit drei Wochen schon hegte er seine Leidenschaft; erst heute gelang es mir, sie ihm abzufragen."

„Um Gotteswillen, Sie machten ihm doch keine Hoffnung?"

„Wo denken Sie hin? Meiner Freundin Ehre ist die meinige; ihr Interesse so groß, wie das für meinen — unglücklichen Bruder! — Im Ernst, Freundin, wollte ich Ihnen seine Gefühle schildern, Sie würden nicht ungerührt bleiben. Nur um das Einzige bittet Sie seine Schwester, seyn Sie nicht zu hart gegen ihn; rauben Sie mir nicht durch zu große Strenge einen Bruder, der der beste, zärtlichste meiner Freunde und jetzt mein Beschützer ist."

Es schlug sechs Uhr.

„Mein Gott, schon so spät. Die Assemblee nöthigt mich. Kommen Sie mit; kleiden Sie sich an. Die Gesellschaft heitert Sie auf."

„Wie kann ich,? So ganz unvorbereitet?"

„Desto natürlicher! ich will Sie ausschmücken, daß Sie Ihre Freude haben sollen. Wo ist Ihr Mädchen? He, Josephine! Ich stelle Sie als eine liebenswürdige Patientin vor, die sich der Unterhaltung der Gesellschaft mit Vergnügen selbst aufopfert."

Die Toilette war in einer Viertelstunde gemacht. Am Arme der Gräfin hüpfte die Baronin die Treppe hinab. Ihr Gemahl kam diese so eben herauf, um seinem Weibchen, das er noch krank wähnte, für den Abend Gesellschaft zu leisten. Natürlich erstaunte er nicht wenig darüber, sie so wohl zu sehen. So wenig er eigentlich auch Freund der Gräfin war, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihr aufs lebhafteste für ihre Theilnahme zu danken, der er den größten Antheil der Wiedergenesung zuschrieb.

Die Baronin spielte natürlich auch diesen Abend wieder. Die Gräfin hatte ihr ihre Börse erlaubt. Noch zu wenig daran gewöhnt, mit fremdem Gelde zu wagen, war sie ungemein ängstlich. Indessen der Inhaber der Bank war der Gräfin Bruder, und dieser war, als sie gegen ihn auftrat, so verwirrt, so zerstreut und unruhig, daß er theils dadurch, theils durch Glück der Baronin, mehrere Tausend an diese verlor. Er war dafür, wie die Gräfin ihrer Freundin bei der Abschiedsumarmung sagte, hinlänglich durch einen Händedruck belohnt worden, den er von ihr, der Baronin selbst unwissend, erhalten hatte.

Die Gräfin hatte einmal seine Liebe der Baronin entdeckt; schon den folgenden Tag lenkte sie das Gespräch wieder darauf. Sie führte ihn beim Dejeuner ein. Die Baronin, weit entfernt, ihrer Pflicht zu nahe zu treten, dachte doch an die Bitte ihrer Freundin; sie begegnete dem Grafen mit Schonung und erklärte ihm bei der ersten Gelegenheit mit vieler Delicatesse, daß er sich ja keine Rechnung auf ihre Liebe machen dürfe. Allein eben diese Schonung schien ihm nur eine Stütze seiner schmeichelnden Hoffnung; nichts glaubte er in ihr, als die gewöhnlichen Waffen weiblicher Koketterie, wahrzunehmen. Er beschloß, die Sache ernsthaft anzugreifen; seine Schwester unterstützte ihn trefflich.

Sie hatte der Baronin den Vorschuß einer beträchtlichen Summe und den Gebrauch eines Theiles ihrer Juwelen zum Ball versprochen. Den Abend zuvor kam sie zur Baronin.

„Süßer Engel, werden Sie nicht böse. Ich kann Sie nicht mit Gelde unterstützen, wie ich versprochen habe, aber befehlen Sie über meinen Bruder; er wird sich eine Freude daraus machen, wenn Sie ihm vor einem andern den Vorzug geben."

„Wie können Sie mir so etwas zumuthen? Sie wissen, welche Leidenschaft Ihr Bruder gegen mich hegt; das hieße" —

„Mein Bruder ist eben so bieder, als er verliebt ist. So eine Kleinigkeit wird ihn nicht niedrige Gesinnungen fassen lassen."

„Leidenschaft heißt die Vernunft schweigen: bleibe der Ball Ball, ich mag so ein Mittel nicht, und verschließe mich auf mein Zimmer."

Gute Baronin, hättest du doch immer so gedacht! Ach bald wußte die listige Gräfin deine Vernunft zu betäuben. Sie siegte am Ende doch, und 500 Louisd'or wurden von ihrem Bruder geborgt, um am nächsten Morgen dem größten Theil nach für Kleinigkeiten mancherlei Art in die Gewölbe der Modehändlerinnen zu wandern.

Dagegen glänzte aber auch unsre Heldin am Abend, wie es lange nicht der Fall gewesen war. Kunst vereinigte sich mit der Natur, sie zu einer der Grazien umzuschaffen. Selbst der Baron konnte sich nicht enthalten, sein reizendes Weibchen zu bewundern. Indessen empfahl er sich doch sogleich wieder, als er sie nach Hofe gebracht hatte. Noch immer lebte er eingezogen und sich begnügend mit der Gesellschaft einiger Wenigen, die persönlicher Werth ihm theuer machte.

Die Baronin, aufgemuntert durch den Erfolg ihrer Anstrengung, welcher zwei Abende vorher Statt gefunden hatte, konnte kaum den Augenblick erwarten, wo sie beim Spiel dieselben Vortheile einärnten könnte. Es sollte, bei rechtem Glücke, der letzte Abend seyn; das setzte sie sich vor. Hätte sie doch auch ihn weggelassen; er ward sehr unglücklich. Der Gewinn flog dahin, schneller als er gekommen war; ihm folgte der Rest des Erborgten. Je ängstlicher sie wurde, desto mehr Blößen gab sie. Ihre Sinne verwirrten sich. Alles wagend, um alles zu gewinnen, spielt sie selbst mit ungeheuren Summen, die sie auf ihr Ehrenwort borgte. Halb rasend eilt sie erst bei lichtem Morgen in ihrem Wagen zur Gräfin; sie ist schon aufs Land gefahren. Neuer Schreck; sie hatte sie bitten wollen, ihre Juwelen versetzen zu dürfen, um damit ihre Schulden zu tilgen, die binnen vier und zwanzig Stunden bezahlt seyn mußten. Jetzt muß sie es ohne ihre Erlaubniß wagen. In welchem Zustande kehrte sie in ihre Wohnung zurück! Die Schminke hatte der Schweiß, den die Angst auspreßte, längst von ihren Wangen gewischt! aber man merkte es nicht, denn sie waren eben durch die Angst geröthet, wie wenn sie Karmin überzogen hätte. Unordentlich flogen die blonden Haare umher, in Eil beraubt des Schmuckes, mit dem sie durchflochten waren. In den weiten eingefallenen Augen zeigte sich die Furcht der angstvoll durchwachten Nacht. Wer sie jetzt sah, erkannte nicht die, welche sie achtzehn Stunden vorher gewesen war. Flüchtig, wie ein gescheuchtes Reh, eilte sie die Treppen hinauf, um den Blicken ihres Gatten auszuweichen. Schon dankt sie dem Himmel dafür, daß er ihr jetzt nicht entgegen kam, als er auf einmal hereintrat.

Sie erblaßt, das Wort erstirbt ihr auf der Zunge, ohnmächtig sinkt sie nieder.

Der Baron ruft nach Hülfe, und faßt sie in seine Arme. Jetzt schlägt sie die Augen auf. Ein tiefer Seufzer erleichtert die beklemmte Brust.

„Wie viel Unruhe haben Sie mir gemacht! redete er sie freundlich an. Sie kommen so spät, schon seit einer Stunde sah ich dem Wagen aus dem Fenster entgegen. Ihre Gesundheit leidet dabei. Und wie verstört sehen Sie aus! Sie haben gewiß verspielt?"

Ein Papier entfiel jetzt den Händen der Baronin — der Baron hebt es auf, liest es; es ist die Pfandverschreibung des Juwelenhändlers. Ein Blick auf seine Gattin läßt ihn die Sache gleich enträthseln. Doch gütig, liebevoll, wie er war, vermag er ihr, die in ihr Busentuch, laut schluchzend, sich verhüllt, nichts zu sagen, als:

„Sie bedürfen der Ruhe; ich lasse Sie allein. Erholen Sie sich. Unsere Kinder werden heut bei uns speisen. Ich hoffe, dieser Tag wird eben so nützlich als angenehm werden."

Kaum war er fort, als der Baronin Mädchen meldete, daß der Gräfin Equipage vorführe. Ein heftiger Landregen hatte sie die Rückkehr wählen lassen; in ihrem Pallaste hatte sie die Eile der Baronin erfahren, mit der sie von dieser war aufgesucht worden. Jetzt trat sie selbst herein.

„Ich bin verloren, wenn Sie mich nicht retten!" rief ihr die Baronin entgegen und streckte die Arme nach der Eintretenden aus. „O könnten Sie in meinem Herzen lesen! Verlassen Sie mich nicht! Freundin, verlassen Sie mich nicht! Beim Himmel, der mich kennt, ich kenne mich nicht mehr; ich weiß nicht, was ich thun könnte, wenn ich —"

„Süßes Engelchen, ich Dich verlassen? — Sie kennen mich ja. Sagen Sie nur, worüber Sie klagen?"

„Sie können fragen? O nie wieder solch' eine Nacht!"

„Schicksal! Sie müssen sich fassen."

„Kann ich? O Sie wissen noch nicht alles. Ich habe —"

„Nun?"

„Ihre Güte hab' ich gemißbraucht; in der Verzweiflung Ihre Juwelen versetzt?"

„Weiter nichts? Ha, ha, sie waren ja nicht mein."

„Nicht die Ihrigen? Gott, wem bin ich denn verpflichtet?"

„Nur sich selbst, Täubchen! — Sie stutzen? Mein Bruder, furchtsam wie er ist, waget es nicht, sie Ihnen zu Füßen zu legen, und bediente sich meiner dazu!"

Die Baronin, nur für das Gegenwärtige Sinn habend, fiel, außer sich, dankbar der Gräfin in die Arme, und rief mehr als einmal: „Sie geben mir das Leben wieder!"

Allein der Rausch verflog bald. Die Thüre öffnete sich, und der Gräfin Bruder liegt zu ihren Füßen, ihre Hand mit Küssen bedeckend. In der Betäubung bewilligt sie ihm die Erlaubniß, den Abend in ihrer Gesellschaft zubringen zu dürfen. Welches Weib würde auch wohl unter solchen Umständen nicht dieses gethan haben? Freilich bald, als sie allein war, stellte sie das Bild der Folgen davon deutlich vor die Augen. Ueber kurz oder lang würde der Graf für sein Geschenk einen Lohn fordern, den ihr die Pflicht der Gattin nicht zu geben gestattete; vergebens suchte sie durch jedes Mittel diesen Ausspruch der Vernunft sich aus dem Sinn zu schlagen.

Schon war der Baron zurückgekehrt. Freude und Heiterkeit malten sich auf seinem Antlitz. Er hatte seine Kinder aus der Pensionsanstalt abgeholt, um ihre Mutter am heutigen Tage, der sie meist ans Licht hatte treten sehen, desto mehr zu überraschen, und ein Geschenk für sie bestimmt, das seiner Auswahl Ehre machte.

Der Koch wartete auf das Zeichen zum Anrichten. Die Baronin erschien aber noch nicht. Ihr Gemahl, so sehr er und die Kinder auf ihre Erscheinung warteten, glaubte sie in den Armen des Schlummers; allein dieser floh vor der Unruhe, die sie unaufhörlich bestürmte. Jetzt endlich tritt sie herein. Adelheit und Heinrich fliegen ihr entgegen, und küssen der lange nicht gesehenen Mutter die Hand; nur kalt erwiedert sie, und mit Zerstreuung, ihre Zärtlichkeit. So sitzt sie während der ganzen Mahlzeit. Schon geht diese zu Ende. Der Baron bemerkt mit Unmuth diesen Zustand; endlich gewinnt er es über sich, nach der Ursache ihrer Kälte zu fragen. Sie entschuldigt sich durch heftiges Kopfweh.

„Schade, daß es heute Sie gerade gegen die Freude gleichgültig machen wird, welche ich mir ausgedacht hatte. Es ist heute Ihr Geburtstag, deswegen ließ ich die Kinder kommen; deswegen wartete ich so sehnlich auf Sie, um Ihnen dieses zum Angebinde zu geben."

So der Baron, indem er ihr den Schmuck überreichte, den sie verpfändet hatte.

Die Baronin stürzt sich ihrem Gemahl freudetrunken in die Arme. Da erwacht das Gefühl ihrer Vergehungen; sie will ihm zu Füßen sinken, doch ihr Bewußtseyn weicht; unter den Füßen des Gatten, benetzt mit seinen Thränen, und dem Wehklagen ihrer Kinder erwacht sie wieder, um die Bestürzung noch größer zu machen.

Ein Wagen fährt die Straße herauf; er hält vor dem Hause des Barons; jetzt fällt unserer Heldin das Versprechen ein, das sie dem Bruder der Gräfin gethan hat. Mit einem lauten Schrei reißt sie sich aus ihres Gemahls Umarmung; halb wahnsinnig läuft sie nach ihrem Zimmer, der Baron hinter ihr her.

„Ich bin für Niemand zu Hause!" ruft sie aus. Der Baron stürzt aus ihrem Zimmer, um zu sehen, wer heraufkäme? Es war eine Verwandte seiner Gemahlin. Er entschuldigt diese mit einer starken Unpäßlichkeit, und eilt, so schnell er kann, zu der Beunruhigten.

„Nicht wahr, ich bin verloren?" ruft sie ihm händeringend entgegen.

Er giebt den Kindern einen Wink, das Zimmer zu verlassen. Zärtlich faßt er ihre Hand.

„Bin ich nicht mehr Ihr Freund?" fragt er. „Sie haben etwas auf dem Herzen; theilen Sie es Ihrem Gatten, Ihrem Freunde mit. Sey es, was es wolle, er hat Trost für Sie."

„Trost? für mich ist keiner mehr. Ich bin nicht werth, die Ihrige zu seyn."

„Selbst wenn Sie schuldig wären, mein Herz würde Sie immer entschuldigen."

„O nicht so viel Güte! Sie zerreißt mein Herz. Vorwürfe, Vorwürfe für die Verbrecherin, die den Edelsten seines Geschlechtes beleidigen konnte!"

Sie fiel ihm zu Füßen.

„Strafen Sie mich, fuhr sie fort, strafen Sie die Reuige, so streng Sie wollen, nur jetzt schützen Sie mich."

Der Baron hebt sie bebend auf, und setzt sie neben sich auf den Sopha. Mit Zittern erwartet er das Geständniß, das sie abzulegen im Begriff stand. Kaum vermag er es, durch steten Zuspruch ihr dazu Muth einzuflößen. Unter Thränen, Schluchzen und öftern Unterbrechungen entdeckt sie alles.

„Jeden Augenblick erwarte ich den Betrüger," endigte sie. „Wo soll ich mich bergen?"

„In den Armen Ihres zärtlichen Freundes. Fürchten Sie nichts: Ihr Zimmer soll ihm verschlossen bleiben. Bald will ich Sie von Ihrem Verfolger befreien. Er soll alles wieder erhalten, was er für Sie verwandte. Adieu indessen, ruhen Sie aus nach dieser erschütternden Scene; ich gehe, Maaßregeln zu treffen, die ihre Wiederherbeiführung verhüten sollen."

Der Graf kam richtig, und wurde durch den Kammerdiener sehr trocken abgefertigt. Desto toller kam er zu Hause an; er stürzt ins Zimmer seiner Schwester. Vorwürfe, die er dieser machte, Drohungen, der Baronin Gläubiger aufzuhetzen, und andere Ausbrüche seines Zornes wechselten mit einander ab.

„Denkt sie, rief er aus, denkt die Närrin, mich am Seile herumzuführen, mir einen Blick so theuer zu verkaufen, wie ich noch nie eine Schäferstunde bezahlt habe?"

Vergebens stellte ihm seine Schwester vor, daß vielleicht die Baronin verhindert worden wäre, ihr Wort zu halten; daß es vielleicht nur feine Koketterie sei, was diesen Vorfall verursacht hätte. Nur die Versicherung beruhigte ihn etwas, daß sie ihm für die Erreichung seiner Absicht stünde, sie, der die Baronin in allem Folge leiste. Allein nichts desto weniger eilte er sogleich zu allen Gläubigern der Baronin, die ihm seine Schwester nennen mußte. Alle wußte er dazu zu bereden, sich den folgenden Morgen mit ihren Forderungen bei dem Baron zu melden.

Dieser erstaunte nicht wenig, als sich so viel ungebetene Gäste einfanden. Indessen versprach er ihnen allen des Mittags die Zahlung, und eilte sogleich zu einem seiner Bekannten, der schon lange den Wunsch geäußert hatte, eine seiner entferntern Besitzungen zu kaufen. Je bedeutender der Verlust war, den ihm seine bisherige Entfernung vom Lande, einige Unglücksfälle auf seinen Gütern, und ein Bankerot des Hauses, welches seine baaren Gelder verwaltete, verursacht hatten; je größer die Summen waren, welche er heute für seine Gemahlin zahlen wollte, desto lieber war es ihm, ihn noch eben so bereitwillig dazu zu finden, und sogleich die Hälfte der Kaufsumme zu erhalten. Alles wurde sogleich berichtigt. Mit den bezahlten Quittungen und dem Verkaufscontrakt in der Tasche, seine Kinder an der Hand, eilt er in das Zimmer seiner Gemahlin, welche in düsterer Schwermuth versunken am Fenster saß. Er übergab ihr die Quittungen und den Kaufcontrakt. Die Thränen traten ihm in die Augen, als er seine Gemahlin weinen sah.

„Euch beraubte ich, meine Kinder!" rief sie aus.

„Schenken Sie ihnen Ihre Liebe wieder, und beide sind hinlänglich entschädigt!"

„Das will ich!" erwiderte sie mit einem Blick gen Himmel. Dann umarmte sie wechselsweise ihre Kinder, deren Thränen sich mit den ihrigen mischten. O es war mancher Monat verstrichen, daß sie der herzlichen Umarmung ihrer Mutter hatten entbehren müssen!

„Darf ich Euch etwas nehmen?" brach sie endlich aus: „ich, die Euch nichts geben kann?"

„Ruhig, liebes Weib; Sie können es; wachen Sie sorgfältig über das Uebrige. Dieser Verlust wird durch weise Sparsamkeit bald ersetzt seyn. Gutes, bestes Weib, ich mache Ihnen keine Vorwürfe, aber spielen Sie nun nie wieder; wollen Sie das Ihrem zärtlichen Gatten versprechen?"

„Ich, ? Ich wieder spielen? Welch ein Geschöpf müßte ich seyn, wenn ich im Stande wäre, den gestrigen Tag des Schreckens, diesen Augenblick der Milde und der Großmuth zu vergessen? Auf meinem Busen sollen diese Papiere ruhen, und wenn ein feindlicher Dämon die alte Begierde anfachen will, dann will ich auf sie meinen Blick werfen, mir diese Augenblicke ins Gedächtniß zurückrufen, und mein guter Engel wird mich schützen. Euch, Kinder, will ich wieder das werden, was ich war, die zärtlichste Mutter! Ihnen wieder die treue, gute Gattin seyn, die Ihrer Liebe sich werth machen wird!"

„Und dann wird der alte Segen zurückkehren. Nichts wird unsere Heiterkeit betrüben. — Doch noch eine Bitte, wollen Sie sie erfüllen?"

„Was könnte mir zu schwer seyn, das mein Gatte verlangt?"

„Sehen Sie nie die Gräfin wieder; brechen Sie allen Umgang mit ihr ab!"

„Sie rauben mir auch das kleinste Verdienst, das ich mir zu erwerben suchte. Ihr Wunsch eilt meinem Vorsatze zuvor. Sie war die Ursache meines Verderbens; sie führte mich an einen Abgrund, in den ich stürzen mußte, wenn Sie mich nicht retteten. Von ihrer Freundschaft darf nie mehr die Rede seyn!"

„Tausend Dank für Ihre Bereitwilligkeit! Jetzt kleiden Sie sich an, Theure. Ich will meinen Unterthanen ihre Beschützerin wieder zuführen. In einer halben Stunde fahren wir zum Thore hinaus!"

Michael Beer,

ein Bruder des berühmten Componisten Meyerbeer, aus einer sehr angesehenen und achtungswerthen jüdischen Familie zu Berlin entsprossen, ward daselbst am 19. Juni 1800 geboren, erhielt seine wissenschaftliche Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt, machte hierauf eine Reise nach Italien und verweilte nach seiner Rückkehr in München, wo er leider den trauernden Seinen und der dramatischen Poesie, der er sich mit großem Erfolg gewidmet hatte, am 22. März 1833 durch den Tod entrissen wurde.

Von ihm erschienen:

Die Bräute von Arragonien. Trauersp. Berl. 1823.
Klytemnestra. Trauersp. Berlin, 1823.
Der Paria. Trauerspiel. (zuerst in der Urania für 1826 abgedruckt, dann:) Stuttgart, 1829.
Struensee. Trauersp. Stuttgart, 1829.

Mit bedeutendem, obwohl eigentlich mehr rhetorischem als poetischem Talent ausgerüstet, hatte M. B., dem ein günstiges Schicksal vergönnte, ganz seiner Neigung zu leben, sich als Dichter der Tragödie zugewandt; und wenn gleich seine sämmtlichen Leistungen, selbst Struensee nicht ausgenommen, nur als Studien zu betrachten sind, in welchen er die Resultate seiner Fortbildung an den bedeutendsten Tragikern der älteren wie der neueren Zeit niederlegte, so ist doch ein ernstes, wahres Streben, das gewiß herrliche Früchte getragen hätte, falls ihm ein milderes Geschick längeres Wirken vergönnt, darin unverkennbar. — Jede seiner Leistungen beurkundet die höhere Stufe, auf die sich der Dichter geschwungen, doch scheint überall Schiller sein Vorbild und Meister gewesen zu seyn. Unklar über das, was eigentlich die tragische Kunst verlange, und nicht erfassend, daß sie mehr als irgend eine andere Gattung der Poesie gereifte Erfahrung des Lebens fordere, ist B. in den beiden ersten von ihm herausgegebenen Trauerspielen noch sehr schwankend und unsicher. Bewußter dessen, was er leisten müsse, erscheint er in seinem Paria, noch mehr aber hat er bei dem Struensee erkannt, worauf es ankomme — und hier endet leider seine dichterische Laufbahn. — Freundliche Theilnahme begrüßte ihn aufmunternd seit seinen ersten Versuchen: Klytemnestra ward am 8. December 1819 von den ersten Künstlern der berliner Bühne dargestellt, ging jedoch spurlos vorüber. — Der Paria, dem ein tiefes, edles ethisches Motiv zu Grunde liegt, ward bei seiner Aufführung in Weimar auf Göthe's Veranstaltung von einem erläuternden Programm begleitet*); Struensee erfreute sich bei der ersten scenischen Darstellung in München am 27. März 1828 einer sehr günstigen Aufnahme.

Besonders hervorzuheben an sämmtlichen Dramen M. Beer's sind die edle und gebildete Sprache, die ruhige Besonnenheit und Verständlichkeit der Expositionen, die Lebhaftigkeit des Dialogs und die kluge ökonomische Berechnung der Handlung, so wie die reine Wärme des Gefühls. Freilich vermißt man noch immer Bedeutendes, was aber der Dichter bei längerem Leben gewiß erreicht haben würde.

Wir theilen einige der gelungensten Scenen aus Struensee mit. —

*) S. Göthe's Werke. Bd. 45 S. 338 fgde. —

Struensee.*)

Erster Aufzug. Zwölfte Scene.

Struensee.

Ihr seyd's, Graf Ranzau! seyd es wirklich? Nun
Bey Gott, ein überraschender Besuch,
Und mir um so erfreulicher. Was immer
Euch zu mir führt, seyd herzlich mir willkommen.

Ranzau.

Ich kann Euch nicht willkommen seyn, Herr Graf,
Denn nicht mit freud'gem Herzen komm' ich her.

Struensee.

Kann ich Euch Trost, kann ich Euch Hülfe bieten?

Ranzau.

Mich drückt kein selbstisch trostbegehrend Leiden.

Struensee.

So drückt Euch fremder Kummer, Freundes Noth?

Ranzau.

Ihr sagt's. Mich quält die Noth des liebsten Freundes.

Struensee

(zutraulich Ranzau's Hand fassend).

Vermag ich's, soll mir's Pflicht seyn, ihm zu helfen.

Ranzau.

Pflicht ist's. Ob Ihr's vermögt, weiß Gott allein;
Doch Hülfe thut dem theuren Freunde noth.
Wollt Ihr sie redlich leisten, wie Ihr's könnt,
So helft dem Vaterland, helft meinem Dänemark.

Struensee

(lächelnd).

Ist's dieser Freund, so schlägt in Eurer Brust
Kein wärmer Herz für ihn als in der meinen,
Und seine Sorgen theilen, ist mein Ruhm.

Ranzau.

Und dennoch ist's nicht Euer Vaterland.
Euch klingt das Murmeln dieser Ostsee-Welle
Nicht wie ein Wiegenlied der Kinderzeit.
Was gelten Euch die Thaten dieses Landes,
Dem Fremdling, die Geschichte dieses Volks?
Ich sprach es aus, und weil ich es gethan,
So will ich Euch mit schlichten Worten sagen,
Und darum kam ich her, wie mir's um's Herz ist,
Die laut're Wahrheit, frey, wie es dem Krieger,
Wie's dem ergrauten Edelmann geziemt.

Struensee.

Wahrheit und Freiheit sind mir goldne Worte
Im Mund' des Edelmanns wie des Gemeinen.

Ranzau.

„Im Mund des Edelmanns wie des Gemeinen." —
So war't Ihr stets, es darf der Edle nicht
Sich eines Vorzugs rühmen vor dem Niedern!
Das fechten sie mit kühnem Wort jetzt aus
Im fernen Frankreich, und ich weiß es wohl,
Ein treuer Zögling seyd Ihr dieser Lehren;
Da ist nichts heilig mehr, und jede Schranke
Soll niederschmettern, daß ein neues Licht
Sich Bahn zu aller Scheitel breche; alle

*) Aus: Struensee, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Michael Beer. Stuttgart und Tübingen, 1829.

Ein Tag umleuchte unglückſel'ger Gleichheit.
Und hofft Ihr auf dem dornenvollen Weg
Zum Ziel verweg'ner Neu'rung freyen Schritts
Und ungeſtraft zu gehn? Ihr werdet's nicht,
Die Kön'ge Dänmarks ſelbſt ſind nicht ſo reich
An herrlichem Gedächtniß großer Thaten,
Als dieſes Landes Adel; er allein
Hat aus den Stürmen trüber Zeit
Die Trümmer ew'ger Rechte ſich gerettet.
Er iſt die Seele dieſes Volkes, iſt
Sein Lebens-Strom, und ihn vernichten wollen,
Ihr aber wollt's, heißt allen Dänen Tod,
Dem ganzen Dänmark Untergang bereiten.

Struenſee.

Mit Staunen hör' ich Euch, nennt Ihr vernichten
Dem Frevel ſteuern übermüth'ger Willkühr?
In welchem Buche der Geſchichte laſ't Ihr,
Daß Namen edler Väter je den Enkeln
Das Recht des Mißbrauchs heil'ger Würden gaben?
Der größte Sohn der Julier war gemordet,
Weil er in frechem Uebermuth vergaß,
Daß nicht der Götter-Adel ſeines Bluts,
Die eig'ne Größe nicht, dem Vaterland
Erſetzen konnte die geſtohlne Freiheit,
Die König war zu Rom und ſelbſt den Cäſar
Nicht ſeiner Unterthanen-Pflicht entband.
Es hat dem Könige, Herr Graf, gefallen,
In dieſe Hand ein ſchweres Amt zu legen.
Nach Pflicht und Recht es zu verwalten, iſt
Mein heißes Sorgen, und ich zähle nicht
Mühvolle Tage, nicht durchwachte Nächte,
Die ich ihm hingegeben. Niemand zählt ſie,
Doch bin ich auch nur einem Rechenſchaft
Und einem Dank nur ſchuldig — meinem König.
Doch weil Ihr kühn und freyen Sinns zu mir
Getreten ſeyd, und nicht des tiefſten Herzens
Geheimes Sinnen mir verſchwiegen, denk' ich
Auch wie ein Ehrenmann die Schuld zu löſen,
Und Wahrheit Euch mit Wahrheit zu bezahlen.
Mag ſeyn, das Volk ſoll ſeine Edlen ehren.
Doch ſagt mir, war der Uebermuth zu dulden,
Mit dem der Adel Dänmarks ſich allein
Und ſeine Rechte in des Thrones Nähe
Vertrat mit unerhörter Selbſtſucht? Sagt mir,
Was jener Staatsrath, der geweihte Sitz
Der edlen Häupter dieſes Lands gewürkt,
Was herrlich ſegentragendes vollbracht,
Daß man mich anklagt, ihn gelöſt zu haben?
Hat er wie eine goldne Mauer nicht
Sich zwiſchen Volk und König hergeſtellt?

Ranzau.

Er war das Bollwerk alter Dänen-Freyheit.

Struenſee.

Er war das ſtolze Hinderniß der neuen.
Wart Ihr es nicht, der mich an dieſen Hof
Zuerſt geführt, und der mir warnend ſagte:
Der König iſt in unglückſel'gen Händen?
War er in beſſern, als ich ſein Vertrau'n,
Und mit ihm, die Gewalt empfing? Es theilten
Die höchſten Stellen Uebermuth und Dünkel.
Die beſſern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Aemter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch' bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und ſchändliche Verſchwiegenheit vergalt.
Voreilig flog der Edlen junge Schaar
Der Ehrenſtellen vielgeſtufte Leiter
Mit raſchen Sätzen an, und flücht'gen Fußes
Die niedern Sproſſen überſpringend, drängten
Sie keck ſich zu des Staates ſchmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So ſah das Land mit wachſendem Entſetzen
Von edlen Knaben ſeine beſſern Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd).

Wohl möglich, daß die Brut des Adlers ſich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt,
Als der gemeinen Spatzen nied'rer Flug.

Struenſee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieſer Adler-Brut zu ſtutzen,
Mit kräftigem Geſetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daß uns kein neuer Phaëton
Das Flammen-Roß der Staaten-Herrſchaft lenke.
Könnt Ihr mich tadeln, daß ich's that? Und glaubt Ihr,
Daß Dänmark ſiech und elend werde, weil
Kein Heer unnützer ebenbürt'ger Dränger
Den König mehr umlagert? Weil der Landmann
Nicht mehr den feuchten Blick zur Hauptſtadt wendet,
Wo oft ſein ſtrenger geißelnder Gebieter,
Der unentbehrlich ſich am Hofe wähnte,
Die ſchweißerpreßten Früchte karger Güter
Der frechen Nacht zur Beute gab, und dann,
Nach manchem Klagelied von ſchwerer Zeit,
Sich von der Gnade des Monarchen wieder
Den Beutel füllen ließ? Das iſt vorbey,
Denn, Gott ſey Dank! ich hab' dem Könige
Gezeigt, was ihm die Kaſſen ſchnell erſchöpfte.
Er iſt es müd' des Adels Säckelmeiſter
Zu machen. Seines Volkes Jammer iſt
Zu ſeinem Ohr gedrungen. Er vernimmt
Die allgemeine Noth, doch machtlos ſtirbt
Der ungeſtüme Laut verweg'ner Klagen.
Des Landes Mittel ſind erſchöpft. Entbehrlich
Muß manches ſcheinen, was nothwendig uns
Noch jüngſt erſchien. Verſtummt iſt jede Rückſicht.
Der König ſelbſt entäußert ſich zuerſt
Des überflüß'gen Glanzes. Seiner Garde
Erwähltes Corps entließ er heut in Gnaden.
(Ranzau ſcharf anblickend.)
Iſt Dänmark krank, ſo ſeht Ihr, werther Graf,
So ganz unkundig ſind wir nicht der Mittel,
Den theuren Freund vom Untergang zu retten.

Ranzau.

Ich ſeh', ich ſeh', wie Ihr geſchickt und ſchlau
Die Wehr' geriſſen aus des Adels Händen.
Dafür bewaffnet Ihr das Volk. Es darf,
Wie's nie erhört war, jeglicher nach Willkühr
Die ungemeß'ne Keckheit der Gedanken
Den freyen Preſſen rächend anvertrau'n.

Struenſee.

Ich kann dem Volke nicht das Denken wehren,
So ſag' es frey und offen, was es denkt.

Ranzau.

Ja Ihr ſeyd blind und ſeht den Abgrund nicht,
Dem Ihr entgegen eilt mit raſchen Schritten.
Die Waffen, die Ihr dieſem Volk vertraut,
Wird's gegen Euch zuerſt im Wahnſinn kehren.

Struenſee.

Den Mißbrauch ſeiner Gaben fürchtet nur,
Wer nicht aus freyem Trieb des Herzens giebt.
Die reine Abſicht gleicht der großen That!
Den preiſ' ich glücklich, dem vom Anbeginn
Des Willens, bis zum herrlichen Vollbringen,
Ein günſtig ſiegendes Geſtirn geleuchtet!

Ranzau.

Nicht Euern Sternen leuchtet dieſes Glück.
Glaubt mir, Graf Struenſee, es wird der Adel
Euch furchtbar werden, eh' Ihr's Euch verſeht.
Der Unmuth pocht in aller Herzen, laßt,
Ich bitt' Euch, laßt Euch warnen, wagt nicht ferner,
Was Ihr bisher gewagt.

Struenſee.

Es ſcheint, Graf Ranzau
Vergißt, daß nur des Königs hoher Wille
Aus den Befehlen des Miniſters ſpricht.
Nennt ſich der Adel dieſes Thrones Bollwerk,
Und ſeines Königs Schutz, ſo ehr' er auch
Den Willen des Monarchen.

Ranzau.

Ja, nun ſeh ich's,
Ihr ſpielt mit mir, und wollt mit leerem Blendwerk
Die Blicke des erfahrnen Mannes täuſchen.
Gebt Ihr für einen König mir den Schatten
Des kranken Chriſtians? Dieſes müde Haupt
Hat ſich der Laſt der Krone längſt entwöhnt.
Wer iſt's, der ihn beherrſcht? Die Kön'gin Mutter
Iſt weggedrängt aus Ihres Sohnes Nähe.

Struenſee.

Graf Ranzau trägt ſein Herz auf ſeinen Lippen;
Das weiß das Land. Jetzt aber hör' ich nicht

Sein ehrlich Herz. Nennt Ihr die Wittwe Friedrichs,
(Ihn an sich ziehend.)
Und denkt der Zeiten nicht, wo Ihr mir selbst
Erzählt in Aschbergs stillem Buchen-Schatten,
Wie diese Eris an des Königs Seite
Ein stiller Fluch dem Königs-Hause war?
Soll sie aufs Neue unheilbringend jetzt
Dem königlichen Paare nah'n die Zwietracht
In die versöhnten Herzen wieder säen;
Mit neid'schem Groll die jugendlichen Tage
Der holden, blüh'nden Königin vergiften?

Ranzau.

Ja, diese holde, blüh'nde Königin, —
Ihr mahnt zur rechten Zeit, die kühne Brittin
Hat endlich alle Fesseln abgestreift,
Hat alle uns getäuscht. Sie wollte herrschen,
Sie hat's erreicht in ungetheilter Macht;
Denn ungewiß fragt sich das ganze Volk,
Ob Ihr ein Spielwerk seyd in ihren Händen,
Ob sie ein Spielwerk in den Euren. —

Struensee
(auffahrend).
Graf
Das ist zu viel, verzieh'n hab' ich die Kühnheit,
Das Ungeziemende ertrag' ich nicht.
Geht, geht, Ihr kamt mit bitt'rem Herzen her,
Ihr wolltet keinen Frieden, tragt den Streit
Mit Euch hinweg, wie Ihr ihn hergebracht.

Ranzau.

Ja, ew'ger Kampf trennt Willkühr und Gesetz,
Ihr wollt das Eine, ich das And're, so
Ist's besser, daß wir scheiden.

Struensee
(ihn zurückhaltend).
Eines noch!
Ihr dachtet nicht gering von mir, und kamt,
Dem Mächtigen manch' kühnes Wort zu sagen.
Ihr scheidet ungestraft, da Ihr's gethan,
Das Graf, — das ist die Willkühr, die ich übe.

(Ranzau wirft einen durchdringenden Blick auf ihn, und geht rasch ab.)

Dreizehnte Scene.

Struensee
(allein).

Fahr' hin, du Stolzer! Jetzt vergelt ich dir
Verachtung mit Verachtung; hat er nicht
Gewagt selbst ihren Namen — ihren Namen?
(Das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.)
Unglücklicher, verrathen hast du dich!
Schlug nicht mein Blut, als er den Namen nannte,
Wie ein unsel'ger Gläub'ger an mein Herz,
Und pochte mahnend aus dem tiefen Schlummer
Das gräßliche Geheimniß wach?
O, mir war's nie gegeben, still und heimlich
Des Busens off'ne Regung zu verschließen.
Frey lag mein Herz vor Allen da, und jetzt,
Da es die feige Qual den Blicken Aller
Verbergen soll, — verräth sich's selbst und haucht
Mit Purpur-Schrift auf die entsetzte Stirn'
Vor Feindes Blick ein tödtliches Geständniß.

(Er sinkt in einen Sessel und bleibt einige Augenblicke in Gedanken versunken. Nach kurzer Pause öffnen sich die Thüren, der Pfarrer Struensee tritt ein, den Sohn schweigend betrachtend. Er tritt näher.)

Vierzehnte Scene.

Pfarrer Struensee. Graf Struensee.

Gr. Struensee
(sich wendend, und den Vater erblickend).
Mein Vater! Güt'ger Himmel! endlich wieder
An meinem Herzen, theurer, lieber Vater!

Pf. Struensee.

Mein Sohn!

Gr. Struensee.

O süßer Ton der väterlichen Stimme!
Wie lang' hab' ich vergebens diese Gunst
Erfleht, umsonst gehofft, Euch hier zu seh'n.
Seit mir die Sonne königlicher Huld
Geleuchtet, hat des Vaters lieber Stern
Sich weg von mir gewendet. Laßt mich nun
Tief, tiefer wieder in die Blicke schauen,
Die meines Lebens Quell und Segen sind.
(der Vater wendet sich ab.)
Wie ist Euch Vater, wollt Ihr mir die Gunst
Des theuren Anblicks nicht gewähren? Oder
Wollt Ihr das Antlitz mir verbergend, auch
Geheimnißvoll verschwiegnen Kummer — Gott!
Ich habe nach der Mutter nicht gefragt,
Wo, wo ist meine Mutter?

Pf. Struensee.

Heimgegangen.

Gr. Struensee.

Todt?

Pf. Struensee.

Ihren Segen bring' ich Dir, mein Sohn,
Dein Name war ihr letztes Wort.

Gr. Struensee.

Mein Name?
Ihr brechend Aug' hat einen Strahl von Seegen
Für mich, und den mißgönnt der Himmel mir?
Erstarrt im Grab dieß Herz voll Liebe! Weh mir,
Daß mich verderblich ein unheil'ger Glanz
Von dem geweihten Lager bannte, — daß ich
Ihr letztes segnend Röcheln nicht vernahm,
Und jetzt vergeblich nur nach einem Blick,
Nach einem einz'gen Blick der Mutter weine.

(Pause, Vater und Sohn stehen in stummen Schmerz versunken.)

O, wie sie gut war, Vater, denkt Ihr's noch?
Wenn ich, ein rascher Knabe, oft zu herrisch
Die kindischen Gespielen meistern wollte,
Und Ihr mit strenger Zücht'gung, unerbittlich
Des Sohnes ungemess'nen Trotz bedroht, —
Sie hatte immer ein begüt'gend Wort,
Sie wußte nur zu lieben, zu vergeben.

Pf. Struensee.

Gönn' ihr den Schlummer der Vollendung, Sohn!
Und zähl' ihr nicht die Sünden nach.

Gr. Struensee
(heftig).
Ha, Vater!
(gefaßter, nicht ohne Bitterkeit.)
Ihr wählet Euch ein traurig Amt, mein Vater!
Nicht in den Tagen seines Glückes kommt Ihr
Den Sohn zu schau'n. Nicht seines Königs Gnade,
Nicht eines Volkes staunendes Erwarten
Auf seine Thaten ziehen Euch zu ihm, —
Ihr kommt, wenn das Entsetzen in die Hütte,
Die ihm das Liebste einschließt, tödtend einbricht;
Und Eurer Lippen schauervoller Gruß
Ist seines Unglücks fürchterliche Bothschaft.

Pf. Struensee.

Dem armen, blinden Sohne dieser Erde
Erscheint mit zwiefachem Gesicht das Leben.
Sein Doppel-Antlitz heißt uns Glück und Unglück.
Doch der dort oben aus dem ew'gen Borne
Das Leben schöpft, von dem ein karger Tropfen
In unsre Herzen ausströmt und verrinnt, —
Der, denk' ich, tauscht wohl oft die Namen um.
Von ihm kommt niemals Unglück, niemals, niemals.
Dein Unglück aber, fürcht' ich, ist Dein Glück.

Gr. Struensee.

Ja, ja, ich weiß, Ihr habt's mir nie vergeben,
Daß ich dem engen Kreise mich entzogen,
Der fest in's nied're Leben mich gebannt.
Daß ich nicht Lügner schalt des Busens Stimme,
Die mich hinwegrief von dem dürft'gen Bett
Des Kranken zu des Daseyns lichter Höhe,
Wohin die freye königliche Wahl
Mit schnellem Adler-Fittich mich getragen.
Und hab' ich mich des fürstlichen Vertrauens
Unwerth gezeigt, mit frevelhafter Selbstsucht?
Wer hat die Macht in Händen und darf sagen,
Er habe Größeres gewollt, als ich?
Durchbebt nicht ein entzückender Gedanke
Mein ganzes Herz? Den uralt schweren Streit
Der Krone mit des Bürgers stillem Recht
Zu lösen, daß der leistende Gehorsam
Die Zügel billiger Gewalt nicht fühle,

Nicht wider eines Lenkers schwere Hand
Sich knirschend bäume; daß ein thätig Volk
Nicht preisgegeben launenhafter Willkühr,
Sich wie der König Dänmarks auf dem Thron,
In edlem Selbstgefühle frey bewege.
Es darf der Bürger jetzt des Hauses Thore
Dem falschen Blick der feilen Späher schließen.
Gesichert ist sein friedliches Asyl:
Sein Fleiß bringt ihm den redlichen Gewinn
Und kleidet nicht, wie es vor mir geschah,
In Marmor-Glanz die fürstlichen Paläste.
Durch meine Hand entfesselt, wandelt frey
Von Brust zu Brust der leuchtende Gedanke.
Der Bildung schöner Tag, der uns'rem Deutschland
In frischem Glanz der Morgenröthe leuchtet,
Wird seiner Sonne herzbelebend Feuer
Auch auf dieß schöne Land herüber tragen.
Und sind wir längst dahin, und folgt uns dann
Ein fröhlich heiter würkendes Geschlecht,
So wird es milder als des Vaters Stimme
Auf meinem stillen Grab' mir feuchten Blick's
Dieß theure Zeugniß seines Dankes geben:
Daß ich sein Glück gewollt, daß ich's erreicht.

Pf. Struensee.

Das wird es nicht, mein Sohn, denn nicht die Willkühr
Des Einzelnen kann Völker-Glück begründen.
Und welch' ein Pfand der Sicherheit hast Du
Dem Volk gelassen, daß nach Dir kein Zweiter
Und mächtiger als Du erscheint, und wieder
Den Pracht-Bau Deiner Thaten niederreißt?
Wer bist Du, daß aus Deiner Hand ein Volk
Die Freyheit wie ein dürftiges Geschenk
Empfangen soll? Wie eine karge Wohlthat,
Die And'rer Launen frevelnd ihm entzieh'n,
Wie eines Jünglings Laune sie gewährt.
Hast Du so tief in's Erdreich der Gesetze
Der Freiheit jugendlichen Stamm gesenkt,
Daß seine stillen Wurzeln nie die Art
Der königlichen Willkühr, nie ein Streich,
Von Deiner eig'nen Hand verborgen, treffe?
Das hast Du nicht vermocht, und kannst es auch
Großmüthig niemals wollen; — denn Du kannst
Das Nächste nur bedenken, kannst Dein Schicksal
Nicht frey mehr lenken; festgeankert muß es
In dieses Thrones falscher Nähe ruh'n.
Dort ist Dein Platz; bey allen Deinen Planen
Ist das die stille traurige Bedingung,
Daß Du dem Thron zunächst stehst; denn ich fürchte,
Dich hält dort nicht allein die karge Lust
Der mühevollen Herrschaft. And're Schlingen
Umstricken Dich, und halten Dich gebannt
Mit stillen, zaubervollen Kräften.

(Graf Struensee wendet sich ab)

Bebst Du?
Blick' her! Sieh mir in's Auge! Kannst Du's nicht?
Kannst Du die greisen Flammen meines Blick's,
Des Vater-Aug's nicht mehr ertragen? Weh mir!
Ist's wahr, das Gräßliche, das wie die Feuer
In Tagen der Gefahr von Berg zu Berg,
Von Mund zu Mund des Volkes geht? Du liebst?
Liebst Deine Königin?

Gr. Struensee.

Mein Vater!

Pf. Struensee.

Fort!
Die Sünde fällt auf Deines Vaters Haupt!
Der alte gläub'ge Diener Gottes fleht
Verzweiflungsvoll den Tod auf sich herab,
Eh' Deine bleichen Lippen ihm bekennen,
Was ihn zu hören schaudert.

Gr. Struensee.

Bebt Ihr, zu hören, was die bangen Lippen
Euch zu gestehen zittern? Dennoch kann ich
Das Gräßliche Euch nicht ersparen, muß es
Von diesem Herzen wälzen, dieß Bekenntniß. — Ja,
Ich liebe, Vater! Meine Königin,
Zu der mein Auge sich mit scheuer Ehrfurcht
Kaum heben sollte, bet' ich Rasender
Mit allem Wahnsinn an der Leidenschaft.
O richtet mild, mein Vater! Wunderbar
Auf leisen Wegen hat dieß stille Gift
Sich unvermerkt in's Herz geschlichen. Weiß ich
Die Stunde doch zu nennen, wo ich plötzlich
Mich umgewandelt fand, und sich der Zauber
Der unbewehrten Seele still bemächtigt.
Die Königin war krank. Der König war
Von seiner Reise damals heimgekehrt.
Mein schnelles Glück war das Gespräch des Tages,
Dienstfertig übertrieb der bange Neid
Der Höflinge das flüchtige Verdienst
Des jungen Arztes, und die Königin
Begehrte mich zu sehen. Die Verlass'ne
War ohne Freund, allein, an ihrem Hof. —
Verschmäht von ihrem fürstlichen Gemahl,
Beneidet von der königlichen Mutter,
Fand ich ihr Herz von Gram und Schmerz geknickt,
Und ich verhehlt' es nicht, wie ich's gefunden.
Und wie sie nun des Antheils stille Thräne
In meinem Auge sah, und aus dem ihren
Ein süßer Strom herniederfloß, — die Wange
Von holder Scham geröthet, daß der Fremdling
In's tiefste Herz der Königin geschaut, —
Da war's um mich geschehn; die Macht des Zaubers,
Der mich umsponnen, ließ mich nimmer wieder.
Mit ihren Thränen hat sie mich vergiftet!
Mit ihren Thränen meines Lebens Ruh'
Und meine Seeligkeit hinweggeströmt.
In ihrer Nähe festgebannt, erduld' ich
Seit jenem Tag die Hölle tausendfach.
Ich darf sie stündlich seh'n und muß die Blicke
Zu Boden senken, daß mein flammend Aug'
Nicht aus der klaren Hoheit ihrer Sterne
Verdammniß lese und Verwerfung. Flüstert
Ihr süßer Mund ein mildes Wort mir zu,
So täuscht mich mein betrüg'risch Herz und wähnt
Es sey der Liebe Wonne-Glanz gewesen.
Ich schaudre heut' vor mir zurück, und morgen
Belebt mich wieder ein unselig Hoffen,
Und die zermalmte Seele sucht und findet
Mühsel'gen Trost, um ihn mit neuem Jammer
In tödtlich schnellem Wechsel zu vertauschen.
Laßt einen Dämon in die Himmel brechen,
Die Seeligkeit daraus hinwegzustehlen,
Und wollt Ihr strafend seinen Fehler rächen,
Mit allem Elend der Verruchten quälen,
Sucht nicht nach neuer Qual, — Ihr findet keine,
Die Seelen besser folt're als die meine.

Pf. Struensee.

O Unglückse'ger! Und Du willst noch länger
Das Ungeheure tragen? Theurer Sohn!
Ich bin nicht streng, ich habe nichts zu richten,
Ich kann nichts mehr, als Dir verzeih'n! komm mit mir,
Flieh' diesen Hof, entsage dieser Hölle.
Dein kühner Geist, Dein Herz sind reich genug,
Der Einsamkeit zu leben! Komm mit mir!
Du bist so elend hier, Du wirst vergessen.

Gr. Struensee.

Niemals, mein Vater, niemals! Wenn ich's könnte,
Ich möcht' es nicht. Nur Thaten können mich,
Die Größe meiner Pflichten nur erheben;
Ich lebe ihr und meinen Planen; Beiden
Entsagen müssen, Vater, ist mein Tod.

Pf. Struensee.

Stirb, aber komm mit mir! Das Schrecklichste
Ist endlich müssen, was wir nie freywillig
Zuvor gewollt. O steige von der Höhe,
Eh' dich ein feindliches Geschick hinabstürzt.
Komm mit mir, Friedrich! Meine alten Tage
Sind jetzt so einsam, komm, erheit're sie!
Komm, mein geliebter Sohn!

Gr. Struensee.

Ich kann nicht, Vater!

Pf. Struensee

(sich vor ihm niederwerfend).

Auf meinen Knien beschwör ich Dich, verlasse
Das Haus des Königs, komm mit mir!

Gr. Struensee

(der den Vater emporzuheben sucht).

Vater!

Pf. Struensee.

Nein, laß mich knie'n wie im Gebet vor Gott,
Laß Dich erfleh'n! Komm zu der Mutter Grab,
Die heil'ge Stätte wird des Herzens Frieden
Dir wiedergeben. Ihr verklärter Geist
Umschwebt den theuren Sohn, — sie fordert Dich

Von mir, dem Vater, wieder; — Höre sie,
Dein Name war ihr letztes Wort. Mein Friedrich,
Mein theurer Friedrich, folge mir.

Gr. Struensee

(den Vater gewaltsam emporziehend).

Ich kann nicht!

Pf. Struensee

(den Sohn stürmisch an sich pressend).

Ich that, was ich vermocht'! Gott sey mit Dir!

Gr. Struensee.

Ihr geht, mein Vater?

Pf. Struensee.

Dich zu warnen kam ich,
Ich bleibe nicht, um Deinen Fall zu seh'n,
Gott mit Dir!

(ab.)

Gr. Struensee

(dem Abeilenden nachblickend, erschüttert).

Vater!

(nach kurzem Kampf)

Zu ihr!

(heftig klingelnd, mehrere Damen treten herein.)

Zum Könige!

(der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug. Neunte Scene.

(Graf Struensee hat den Blick bei Köllers Abgang abgewendet, so daß er seinen Vater nicht bemerkt, mit welchem er allein bleibt.)

Graf Struensee. Pfarrer Struensee.

Gr. Struensee.

Das that mir weh! In diesem Augenblick
Den Feind zu seh'n, der unversöhnlich noch
Den Haß im Busen trägt! Auch dieser Kampf
Blieb zu besteh'n. Ich habe überwunden.
Ich bin allein! Steh' an dem offnen Grab
Allein. — Kein Freundes-Auge glänzt in Thränen
Des süßen Mitleids, — keine liebe Stimme
Schlägt tröstend an mein Herz. O hätt' ich nur
Den theuern Vater noch einmal geseh'n!
Daß ich von seinen Lippen nur ein Wort
Des Segens noch gehört, — den einz'gen Laut:
Leb' wohl mein Sohn!

Pf. Struensee

(der bei den ersten Worten des Sohnes aufgeschreckt, langsam vortrat).

Mein Friedrich!

Gr. Struensee.

Welche Stimme!
Mein Vater! Ewige Barmherzigkeit!
Mein Vater, ich erliege!

Pf. Struensee.

(Der Sohn hält seines Vaters Knie umklammert, dieser hebt ihn auf.)

Fasse Dich!
Laß uns dem großen Augenblick mit Ruh'
Entgegen geh'n, nicht mit gemeinem Jammer
Die letzte Stunde trüben, in der nächsten
Stehst Du vor dem, an den wir denken müssen.

Gr. Struensee.

Könnt Ihr's denn fassen, könnt Ihr's tragen, Vater!
Mich so zu sehn.

Pf. Struensee.

Ich hab' es kommen seh'n!
In Deines Glückes Tagen sah ich Alles
Sich langsam vorbereiten; warnend kam ich,
Du hörtest nicht, nun kommt der Tag des Unglücks,
Den ich gefürchtet.

Gr. Struensee.

Wißt Ihr, welchen Weg
Der blut'gen Schmach die Feinde mir bestimmt?

Pf. Struensee.

Jedweder Weg des Todes führt zu dem,
Der unser aller Heil und Wonne ist.
In diesem Glauben stirb, — so wirst Du leben.

(nach einer Pause.)

Mein theurer Sohn, wie stehts um Deine Seele?

Gr. Struensee.

Ich glaube, sie ist rein von Haß und Rachsucht.

Pf. Struensee.

So bist Du mit der Welt versöhnt?

Gr. Struensee.

Ich bin's.

Pf. Struensee.

Hast Du die Seele auch von schnödem Zweifel
Gereinigt, wankt Dein Glaube nicht, mein Sohn?

Gr. Struensee.

Ich glaube, Vater! an die Liebe Gottes,
Ich glaube an das Glück der Ewigkeit,
Ich glaube an die Sünden meines Lebens,
Ich fühle mich zerknirscht von bittrer Reue.

Pf. Struensee.

Denkst Du nicht mehr an Deine sünd'ge Liebe?

Gr. Struensee.

Was nennt Ihr meine sünd'ge Liebe, Vater?

Pf. Struensee.

Denkst Du nicht mehr an Deine Königin?

Gr. Struensee.

Nein, Vater, nein, das kann ich nicht geloben,
Sie war der schöne Engel meines Lebens!
Und wie die süße Ahnung ew'ger Wonnen
Ruht ihr geliebtes Bild in meiner Seele.
Die letzten Worte ihrer Huld umwehn
Mich wie ein Frühlingshauch am offnen Grab,
Ich denk' an sie, muß an sie denken, Vater!
So lang die Seele ruht in ihren Banden.
Nun hab' ich's Euch, — längst hab' ich's Gott gestanden.

Pf. Struensee.

Der Aller Herzen wägt, wird Dir vergeben, —
Geh' ein verklärter Geist zur Herrlichkeit.

Gr. Struensee.

Der Himmel leuchtet! Er vergiebt! Er führte
Den Vater her in meine Todesstunde!
Sein heilig Zeichen der Vergebung glänzt
In Euren Blicken, meine ganze Seele
Jauchzt auf zu ihm, und wie ein Sieger einzieht
In sein erkämpftes Reich durch blut'ge Pforten,
Schreit' ich empor zu ihm vom Blutgerüst.
Der Tag geht auf! Demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'scher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn steigt blühend auf.
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat!
So hab' ich nicht umsonst gelebt, so hab' ich
Mit falschen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt, die Tyranney erkennt,
Daß sich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich seh' ein Blutgerüst sich nach dem andern
Erbau'n, ein rasend Volk entfesselt sich,
Trifft seinen König in verruchter Wuth,
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emf'ge Schnitter ihre Erndte — plötzlich
Hemmt eine starke Hand die eh'rne Wuth.
Der Henker ruht, — doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu segnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt; — ein brausend Meer
Schlägt an ein einsam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge schließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig ist die Zeit, — sie muß erscheinen;
Sie ist gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge sind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker sind die Kön'ge groß.

(Die Thüren öffnen sich, Wache — zwey Gerichtsdiener, von denen einer das Wappen des Grafen trägt, der Geistliche; der Graf schrickt bei diesem Anblick leicht zusammen.)

Pf. Struensee

(zu ihm).

Wie ist Dir, theurer Sohn?

Gr. Struensee.

Wohl, lieber Vater!

Pf. Struensee.

So laß uns geh'n! —

Gr. Struensee.

Nein, nein, das duld' ich nicht,
Du darfst mich nicht auf diesem Gang begleiten,
Du nicht, mein Vater! Bricht Dein Auge nicht
Vor Jammer schon in diesem Augenblick?
Sollt' ich gefaßt seyn, wenn Dein theurer Blick...
Nein, nein, das trüg' ich nicht, — laß ab, mein Vater!
Von diesem gräßlichen Entschluß, — mich soll
Der würd'ge Mann zur Ruhestatt geleiten,
Du aber Vater! gieb mir Deinen Segen.

Pf. Struensee.

O! mein geknicktes Herz, o Gott des Himmels,
Erbarme dich, und gieb mir Kraft!
(sein Sohn kniet vor ihm nieder, indem er ihm die Hände segnend aufs Haupt legt.)
Der Herr sey mit Dir! seine Gnade stärke
Dich in dem letzten schweren Augenblick.
Er sey Dir nah in Deiner Todesstunde,
Der einst für Dich gelitten und gebüßt.
Der Herr laß über Dir sein Antlitz leuchten,
Er geb' Dir seinen ew'gen Frieden — Amen.
(indem der Graf aufsteht, sinken sich Vater und Sohn sprachlos in die Arme.)

Pf. Struensee.

Ich lasse nicht von Dir!

Gr. Struensee.

O laß uns scheiden!

Pf. Struensee.
(ihn fest umschlingend).

Du bist mein Kind! Es ist der blüh'nde Theil
Von meinem Leben, den der Himmel fordert!
Soll ich nicht einmal noch auf diese Blüthe
Die Lippen drücken! Scheide Sohn, mir ist's
Als säh ich Deine Mutter dort, — sie wartet, —
Er kommt, — ich halt ihn länger nicht.
(indem er den Sohn aus seinen Armen entläßt, sinkt er zu seinen Füßen nieder.)

Gr. Struensee.

Er sinkt!
Er sinkt! — Der Schmerz ist mild, und wendet
Die theuren Blicke von des Abschieds Graun!
Eh Du erwachst, werd' ich das Leben schaun.
Mein Weg ist kurz, — ich habe bald vollendet.
(Er geht, alle folgen ihm. Der Pfarrer bleibt allein mit seinem Diener zurück.)

Pf. Struensee

(nach langer Pause aus der Ohnmacht erwachend).
Er ist hinweg, — wo ist er?
(Trommel-Wirbel aus der Ferne. Pfarrer Struensee zum Himmel blickend)
Dort!

Matthias von Behaim,

ein sächsischer Mönch zu Halle, über dessen Lebensumstände nichts Näheres bekannt geworden, übersetzte um 1343 die Bibel aus der Vulgata. Von dieser Uebersetzung befindet sich eine Handschrift, die vier Evangelien und die Psalmen enthaltend, nebst einem Magnificat und athanasianischen Symbolum auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig. — Wir theilen hier eine Probe daraus mit.

Vgl. Feller, Catal. Msctor. Biblioth. Paulinae, Lips. p. 79. Unschuldige Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen. Leipzig, 1717. S. 908; 1718. S. 18 fgde.

Ev. Matth. VI.

1) Hutet uch daz ir vwer gerechtigkeit icht wirket vor den luten. uf daz ir gesehn w'det von en. and's ie sult ir nicht lones haben bi vweren Vat'r der in den himelen ist.

2) Darume wane du gibes dine almusen. so saltu nicht mit bosunen vor dir singen. alse di glisen'e tun in den synagogen. vnn an den strazen. uf daz si geerit w'den von den luten. Vorwar sage ich uch. si habin genumen iren lon.

3) Aber wan du gibes dine almusen. dine linke hant ie sal nicht wizzen. waz die rechte hant tut.

4) Uf daz die almusen sin in d' vorborgenheit. vnn din vatir d' iz in d' v'borgenheit siht. d' gibet dir' iz wider.

5) Un wan ir betet. so sult ir nicht werden trurie alse di glisn'e. di da lib haben in den synagogen un in den eckin d' gassin sten zu betene. uf daz si gesen w'den von den luten. Vorwar sage ich uch. si habin genumen iren lon.

6) Ab' wan du betes. so ge in din ruwekemerlin. vnn mit vnslozzen ture bitte dinen vatir in d' v'borgenheit. vnde din vatir d' iz siht in d' v'borgenheit. gibet dir wird'.

7) Abir betinde sult ir nicht vile reden. alse die luden vnn heiden tun. wan sie wenen daz si in irme vile redene irhort w'den.

8) Darume sult ir en nicht glich werden. wan vwir vatir weis wez uch not ist er wan ir en bittet.

9) Darume sult ir also beten. Vatir unsir d' da bist in den Himelen. geheiliget werde din name.

10) Zukume din riche. din wille d' werde. alse in dem himele vnn in der erden.

11) Vnsir tegeliche brot gip uns hute.

12) Vun vorgip vns vnsir schulde. alse uch wir vorgebin vnserin schuldigeren.

13) Vnn inleite vns nicht in bekorunge. Sundern lose vns von ubeln. amen. — u. s. w. —

Michael Behem

oder Beham, aus Sulzbach in der Herrschaft Weinsberg, ward am 29. September 1421 geboren, und hielt sich als Meistersänger auf an den Höfen Kurfürst Ludwig's von der Pfalz, Kaiser Friedrich's, König Ladislaus' von Böhmen und endlich Friedrich's I. von der Pfalz, in dessen Dienste er trat und dessen Geschichte er in Versen beschrieb; eine Arbeit, die er 1469 begann, und welche sich unter dem Titel Vita et res gestae Friderici Elect. Palat. Rhen. handschriftlich in der Bibliothek des Vatikans findet. Außerdem verfaßte er noch ein Gedicht: von der Zwietracht Kaiser Friedrich's und seines Bruders Herzog Albrecht's, welches die Bibliothek zu Gotha handschriftlich aufbewahrt, und eine Reihe von Liedern, die ebenfalls in vaticanischen Handschriften, so wie in einem zu Nürnberg bewahrten Manuscripte enthalten sind. Er war übrigens nur ein gewöhnlicher Reimer, deren jene Zeit eine große Menge aufzuweisen hat. Sein Todesjahr ist unbekannt. —

Vgl. C. J. Kremers, Geschichte des Kurf. Friedrich I. von der Pfalz. Mannheim, 1766. 2 Thle. 4.

Von der Hagen und Büsching, Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie. Berlin, 1812. S. 517 fgde.

Johann David Beil

ward im Jahre 1754 zu Chemnitz geboren und war der Sohn eines armen Tuchmachers. Da er schon früh bedeutende Fähigkeiten entwickelte, so ward man auf den talentvollen Knaben aufmerksam, und es gelang diesem, von mehreren Seiten unterstützt, die gelehrte Schule seiner Vaterstadt zu besuchen und darauf hinlänglich vorbereitet nach Leipzig zu gehn, um hier die Rechte zu studiren. Leichtsinn und Spielsucht machten ihn jedoch bald seinen guten Vorsätzen untreu. Die Gegenwart der trefflichen seylerschen Schauspielergesellschaft weckte und nährte seinen Hang für die Bühne. Er folgte derselben nach Dresden und bot sich dem Director als Mitglied an, ward aber abgewiesen und engagirte sich nun, durch die Noth dazu getrieben, bei einer herumziehenden Truppe in Naumburg, mit welcher er Querfurt, Sangerhausen, Mühlhausen und Erfurt besuchte und mit glücklichem Talent Rollen aus fast allen Fächern spielte. Durch den Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, ward der Herzog von Gotha aufmerksam und engagirte B. im Jahre 1777 für sein Hoftheater. Hier bildete er sich als ein höchst vorzüglicher Schauspieler aus. Nachdem der Herzog 1779 die Gesellschaft hatte aus einander gehn lassen, nahm B. eine Einladung bei dem kurfürstlichen Theater zu Mannheim an, wo er sich unter Seyler's und später unter Schröder's Leitung noch vortheilhafter, besonders für ernste Charakterrollen, entwickelte. Seine Neigung zum Spiel, von der er sich nie ganz hatte befreien können, so wie andere Mißverhältnisse machten ihn melancholisch. — Er starb am 13. August 1794.

Beil versuchte sich auch als Theaterdichter und hat Folgendes geliefert:

Die Spieler. Originalschauspiel in fünf Aufz. Mannheim, 1785.

Die Schauspielerschule. Originallustspiel in drei A. Mannh. 1786.

Dietrich von Ruben. Lustsp. in einem A. Mannheim, 1786.

Armuth und Hoffarth. Or. Lustsp. in fünf Aufz. Berlin, 1789.

Curd von Spartau. Schauspiel in vier Aufz. Mannh. 1790.

Die Einöde. Schausp. in vier Aufz. Mannh. 1791.

Die Familie Spaden. Schausp. in vier Aufz. Zürich und Leipz. 1794.

Sämmtliche Schauspiele von D. B. Zürich und Leipz. 1794. 2 Thle.

Bettelstolz. Originallustsp. in fünf A. Zürich und Leipz. 1797.

B. besaß Reichthum der Erfindung, vorzüglich in komischen Situationen, und große Leichtigkeit im Dialog, aber er arbeitete zu oberflächlich und flüchtig; so daß seine Leistungen erst durch glückliche und gelungene Darstellung wirklichen Werth bekamen und nach seinem Tode sehr bald der Vergessenheit anheim fielen.

Besseres hat sein Sohn, **Karl Theodor Beil**, ebenfalls Schauspieler zu Mannheim, in derselben Gattung der Poesie geleistet, jedoch auch nichts Außerordentliches.

Von ihm erschienen im Druck:

Gedichte. Mannh. 1810.

Raphael von Aquillas. Trag. Mannh. 1819.

Alexander von Macedonien. Schausp. Mannh. 1821. N. A. 1826.

Vergeltung. Drama. Mannh. 1826.

Ueber Joh. Dav. Beil vgl. Iffland's Theateralmanach für 1808. S. 92 fgde. wo sich auch B's Bildniß, von Henne gestochen, findet.

Belani s. K. L. Häberlin.

Belmont s. H. A. v. Schömberg.

Johann Wilhelm Otto Benda

ward am 30. October 1775 zu Berlin geboren, studirte die Rechte, wurde später Kriminalrath zu Kalisch, dann k. preuß. Regierungsrath zu Posen und lebt jetzt in gleicher Eigenschaft zu Oppeln.

Von ihm ist, außer mehreren Preußen betreffenden, staatswissenschaftlichen Schriften, erschienen:

Die Irrthümer der Liebe und die Launen des Geschicks. Frankf. a. d. O. 1806.

Moralische Erzählungen. Quedlinb. 1817.

Shakspeares dramatische Werke übers. Leipz. 1825 — 26. 19 Thle.

Die Braut ohne Bräutigam und die blauen und die schwarzen Augen. Liegnitz, 1828.

Sein vorzüglichstes Verdienst als Schriftsteller beruht auf seiner Uebersetzung des Shakspeare, in welcher er große Treue der Uebertragung mit Herrschaft über die Sprache und gutem geistigem Verständniß des großen englischen Dichters verband. — Seine eigenen Leistungen bieten eine gefällige und angenehme Lectüre dar, doch sind sie nicht eben von großer Bedeutung. —

Lazarus Bendavid,

ein als Gelehrter wie als Mensch höchst achtungswerther Mann, ward am 18. October 1762 zu Berlin von jüdischen Eltern geboren, bildete sich größtentheils durch sich selbst und verschaffte sich, wie einst Spinoza, seinen Unterhalt durch Glasschleifen. Er studirte darauf in Göttingen Philosophie und Mathematik und erwarb sich in der letzteren Wissenschaft so ausgezeichnete Kenntnisse, daß ihm Kästner auf sein Ansuchen scherzend das schriftliche Zeugniß ausstellte, er könne auf jede Professur der Mathematik Anspruch machen, nur nicht auf die seinige, so lange er (Kästner) lebe. Nach Berlin zurückgekehrt, warf sich Bendavid mit großem Eifer auf das Studium der kantischen Philosophie und ging dann nach Wien, wo er mehrere Jahre öffentlich philosophische und ästhetische Vorlesungen hielt, welche großen Beifall fanden. Kleinliche und gemeine Kabalen zwangen ihn zuerst, nicht mehr öffentlich aufzutreten, dann Wien zu verlassen. — Er begab sich nun nach seiner Heimath zurück und wirkte segensreich durch Wort und Schrift. Große Um-

sicht und Gewandtheit bewies er bei der Redaction der Haude und Spener'schen Zeitung während der schweren Tage der französischen Herrschaft. Noch größeres Verdienst erwarb er sich aber durch die Direction der jüdischen Freischule, für die er auf die uneigennützigste Weise unablässig thätig war. Er starb in hohem Alter am 28. März 1832 zu Berlin. —

Seine Schriften sind:

Ueber Parallellinien. Berlin, 1786.
Etwas zur Characteristik der Juden. Leipz. 1792.
Versuch über das Vergnügen. Wien, 1794.—2 Thle.
Rede über den Zweck der kritischen Philosophie. Wien, 1796.
Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft u. s. w. u. s. w. Wien, 1795—98. 4 Thle.
Beiträge zur Kritik des Geschmacks. Wien, 1797.
Geschmackslehre. Berlin, 1798.
Aufsätze verschiedenen Inhalts. Berl. 1800.
Ueber den Ursprung unserer Erkenntnisse (Philotheos, gemeinschaftl. mit G. W. Block). Berlin, 1802.
Rechtslehre. Berlin, 1802.
Selbstbiographie. Berl. 1804.
Ueber die Religion der Hebräer vor Moses. Berlin, 1812.
Zur Berechnung und Geschichte des jüdischen Kalenders. Berl. 1817.

Bendavid war einer der eifrigsten Forscher auf dem Gebiete der kritischen Philosophie und hat sich vorzüglich um die Geschmackslehre große Verdienste erworben; doch ist sein Wirken jetzt mehr in Vergessenheit gerathen, da es in die eigentliche Blüthenzeit der kantischen Lehre fällt, und wir seitdem in allen Zweigen des philosophischen Strebens außerordentliche Fortschritte gemacht und jene weit hinter uns gelassen haben. — B. gehört demgemäß, da er streng bei dem einmal angenommenen Systeme und den durch dasselbe gewonnenen Resultaten beharrte und nicht mit der Zeit fortschritt, einer früheren Periode an. Gründlichkeit, Klarheit und ein ruhiger, deutlicher Vortrag sind ihm eigenthümlich und tragen noch immer zu lebhafter Empfehlung seiner Schriften allgemeineren Inhalts für die Menge bei. — Wer sich besonders mit kantischer Philosophie beschäftigt, wird in seinen übrigen dahin einschlagenden Leistungen einen vortrefflichen Führer an ihm finden. Die hier folgende Mittheilung scheint uns von Interesse für jeden Gebildeten zu seyn, obgleich sie streng im Geiste der Schule geschrieben ist. —

Von der Dichtkunst. *)

Lügen, Erfinden, Dichten: drey Wörter, die alle drey Handlungen des Menschen bezeichnen, in denen vermittelst des Associations-Gesetzes etwas Neues an das Alte geknüpft, aber das Alte unter einem solchen Lichte dargestellt wird, als es ohne die ausgeübte Handlung nicht erschienen wäre. Und doch ist Newton kein Dichter, Tasso kein Lügner gewesen. Worinn liegt der Unterschied? Wäre nur die Zusammensetzung mehrerer Theile zu einem Ganzen erforderlich, um dem, der diese Kunst versteht, den Nahmen eines Dichters zu erwerben; so müßte jeder Erfinder und jeder Dichter ein Lügner seyn.

Das Characteristische des Dichters besteht meiner Meinung nach darinn, daß er, durch das freye Spiel seiner lebhaften Einbildungskraft, das, was da seyn soll, für das nimmt, was da ist.

Wenn Homer den Zorn Achills und die Folgen schildert, die dieser auf das Schicksal der Griechen gehabt hat; wenn Theokrit arkadische Schäfer mit Spiel und Gesang wetteifern, und ihr ganzes Leben unter Müssiggang, Liebe und leichter Beschäftigung verstreichen läßt, wenn Phidias einen Jupiter darstellt, in dem die größte Pracht mit der größten Einfachheit, der erhabenste Ernst mit der herablassendsten Güte sich vereinigt; so haben alle diese Männer durch den Schwung ihrer Einbildungskraft das Seynsoll, wenigstens einen Augenblick, für das Ist genommen.

Ich weiß freylich nicht, wie Homer und Theokrit und Phidias empfunden haben; aber ich wage es mich auf die Empfindung eines jeden Menschen zu berufen, der einem Entwurfe, einem Plane, einer Leidenschaft, oder welcher Sache es sonst sey, die er innigst gewünscht, mit ganzer Seele nachgehangen hat. Der erste Funke, der ihm Licht gab, und ihm eine Aussicht in die dunkele sollende Zukunft zeigte, durchblitzte sein Gemüth, und blendete sein Auge für die seyende Gegenwart, daß er nicht sahe, was da ist. Hier steht dann der Mensch, herausgehoben aus der wirklichen Zeitreihe in der Welt da, die seine Einbildungskraft ihm erschaffen hat, und die ihm wirklich geworden ist. Vor diesem oder nach diesem Augenblicke wünscht er, daß sie seyn soll: in diesem Augenblicke ist sie für ihn.

Diesen Zustand des Gemüths nennt man den Zustand der Begeisterung; und den, der ihn bey sich, durch die Federkraft seiner Phantasie, so oft er will hervorbringen kann, einen Dichter.

Bey dem Erfinder und Lügner ist es ganz anders. Des Erfinders Welt, die seine Einbildungskraft schuf, ist auch nach der Hand, wenn sie schon längst zu spielen aufgehört, für ihn und für jedermann wirklich: die Goldkörner, die er an den Tag fördert, behalten auch dann noch ihren vollen Werth, wenn sie schon längst aus dem dunkeln innern Gang des erfinderischen Gemüths, in der wirklichen Welt in Umlauf gesetzt worden. Sie sind außer ihm, was sie in ihm waren — Wirklichkeiten, die die spätere Zeit aus der frühern erzeugte, und ihr Daseyn dauert ewig.

Der Lüge aber fehlt die Wirklichkeit stets. Auch nicht einen Augenblick kann der Lügner glauben, daß das, was er andern anhängen will, einen Ring in der großen Kette der Wirklichkeit abgebe. Der Lügner sucht die Wirklichkeit zu seiner Absicht zu bequemen, wünscht daß sie anders seyn solle, und beweiset eben dadurch, daß er recht gut wisse, wie wenig das wirklich sey, was er dafür ausgibt.

Nur der Dichter füllt die Zeit, in der die Begeisterung dauert, mit Objecten aus, die in diesem Augenblicke Leben und Wirklichkeit für ihn haben, deren Tod aber sogleich erfolgt, als die Begeisterung aufhört. In diesem Augenblicke zernichtet er alles Wirkliche, alles Synchronistische aus der Zeit, construirt sie durch eine eigne, nirgends als in seinem Gemüthe vorhandene, durch nichts als sein Gefühl erschaffene Reihe von Begebenheiten, stellt nun diese durch sein Gefühl hervorgebrachte Construction der Zeit, als Ganzes auch außer sich dar, besitzt die Kunst zu dichten: seine Darstellung ist ein Gedicht.

Ich fasse meinen Gegenstand noch von einer andern Seite, um einige Folgen daraus zu ziehen. Doch bemerke ich, daß hier bloß von der Fähigkeit des Dichtens die Rede ist, nicht von der, das Gedichtete außer sich darzustellen; denn in der ersten nur beweiset sich die Freyheit der Einbildungskraft am stärksten; und da will ich es einmal versuchen, den Gemüthszustand der Dichtenden in einem besondern Falle zu beschreiben, um daran ein Beyspiel für den Satz zu finden, daß der Dichter das Seynsoll für das Ist nimmt.

Seine Einbildungskraft stellt ihm einen Weiberkopf vor, treu anfänglich, wie er in der Natur war, und schön genug, um sich an seinem Anblicke zu weiden. Aber da ist unter dem linken Auge eine garstige Warze. Der kalte, gewöhnliche Mensch wünscht bloß, daß sie nicht da seyn soll: dem Begeisterten ist sie nicht da. Nun spielt seine Einbildungskraft, durch den glücklichen Erfolg ihres Strebens aufgemuntert, immer weiter fort. Das von der Sonne etwas gebräunte Gesicht färbt sich mit Lilien und Rosen, der Busen schwillt, die Hände werden zart und voll, der Wuchs wird schlank und kühn, jede Hülle verschwindet, alles wird ausgebildet, bis auf die Nägel, bis auf den kleinsten Theil des weiblichen Körpers: — Venus steht vor ihm. Was er je von der Schönheit gesehen, wünscht er nicht nur, daß es hier zusammen seyn soll, er trägt es auch nicht mühsam zusammen; sondern es ist mit dem Spiele seiner Einbildungskraft erzeugt worden, es steht da, vereinigt als Ganzes, unzertrennbar, wahr, wirklich.

Dieß Verfahren der Einbildungskraft in dem Zustande der Begeisterung hat viel Aehnliches, und viel Verschiedenheit mit dem der Vernunft bey Bildung der moralischen Ideen. Auch die Vernunft stellt sich hier das Seynsollende als wirklich vor, und umfaßt die Idee der Tugend in ihrer ganzen Erhabenheit. In so fern nun beyde, Einbildungskraft und Vernunft, die Wirklichkeit überfliegen, und sich in eine andere Welt schwingen, verdienen die Erzeugnisse der Einbildungskraft in ihrer Begeisterung, Ideale genannt zu werden.

Doch sind die Ideale der reinen practischen Vernunft von denen der begeisterten Einbildungskraft merklich verschieden. Bey denen der Vernunft umfaßt das Gemüth die Einheit nicht nach und nach, sondern wirklich transscendental, außer der Zeit, ohne alle Succession. Die Wirklichkeit dient ihr nur als Leiter, um zu diesem über der wirklichen Welt stehenden Ganzen, hinauf und hinaus steigen zu können. Es ist ihr wohl bewußt, daß, eben weil das Hinaufsteigen nach und nach geschehen muß, das Hinaussteigen nie geschehen werde. Nur nach Verlauf von einer vollendeten Unendlichkeit denkt die Vernunft das Ideal des Höch-

*) Aus: Beiträge zur Kritik des Geschmacks von L. Bendavid. Wien, 1797.

sten Guts zu erreichen. Das Intelligibile außer aller Zeit, dient ihr zum Ziele, das sich stets weiter schiebt, und eben darum bedarf das Sensibile der Unendlichkeit, um diesem Ziele nach zu streben.

Mit dem Idealen der Einbildungskraft verhält es sich gerade im Gegentheile. Das Ganze wird zwar nach und nach erzeugt, aber dafür auch umfaßt und erreicht: man hat sich kein Ziel vorgesteckt, wohin man gelangen soll, aber man gelangt weiter als man will, und was uns die reine Vernunft nicht geben kann, giebt uns die Einbildungskraft, — Vollendung.

Zwischen den Idealen der Vernunft und dem Theile, der sich in der wirklichen Welt von ihm darstellen läßt, liegt eine unausgefüllte Strecke, die von den künftigen Geschlechtern betreten werden kann, wenn auch gleich das Ideal sich von ihnen eben so weit entfernen wird, als sie ihm nachgegangen sind. Zwischen dem Ideal der Einbildungskraft und dem, was sie sich als wirklich denkt, liegt nichts. Was ihr als Ideal vorschwebt, und für die kalte Vernunft ein Seynsoll wäre, hat Wirklichkeit für die Einbildungskraft: sie hat es erreicht, über ihm gibt es nichts größeres, hinter ihm nichts zu erreichen.

Wie wenig ist es daher dem Dichter möglich, sich von den moralischen Idealen in dem Grade begeistern zu lassen, daß er sich aus ihnen ein Ideal für die Einbildungskraft erschaffe. Wenn die Idee der Tugend den Weisen noch so sehr belebt, wenn sie ihm auch den seligen Wunsch einflößt, das majestätische Bild derselben zu umfassen; es bleibt nur Wunsch für ihn, bey dem er sich nie bis zu dem täuschenden Wahne verirren kann, es umfaßt zu haben. Gerade weil er ihn kennen muß, den Abstand, der sich noch immer von dem größten das die Wirklichkeit gibt, bis zu dem befindet was die Vernunft fordert, gerade weil er die Idee für überschwenglich halten muß, wird es ihm unmöglich fallen, jene zur Begeisterung so nothwendige Verwechselung des Sollenden mit dem Seyenden in sich zu bewirken: er bleibt sich stets bewußt, daß die Schöpferkraft der Phantasie der Vernunft huldigen müsse, und was der einen schon als Vollendung gilt, der andern nur Bruchstück sey.

In der That wird man auch wohl jeder Arbeit den Mangel der Begeisterung anmerken, deren Gegenstand es ist, eine Vernunftidee durch die Einbildungskraft zu idealisiren. Sie, die über alle Darstellung erhaben sind, lassen den Dichter den Mangel seiner Einbildungskraft nur zu deutlich fühlen, und nichts tödtet die Begeisterung so sehr als das sichere Bewußtseyn, das nicht erreichen zu können, was man erreichen will. Um ins Spiel gesetzt zu werden, muß die Einbildungskraft schneller gehen, als die Wirklichkeit; aber um begeistert zu seyn, mit einem Sprunge auf dem Gipfel ihrer Wünsche sich befinden. Hier hingegen sieht die Einbildungskraft die Vernunft stets über sich schweben, stets höher sich erheben, als sie zu thun vermag, und ihre Schwingen sind gelähmt; sie spielt gar nicht.

Doch wenn es auch dem Dichter unmöglich fällt, sich von den Vernunftideen, als solchen, begeistern zu lassen, gereicht es ihm doch zu großem Vortheil, vermittelst einer Fähigkeit, die ich analysirende Begeisterung nennen möchte, nach einer Vernunftidee zu arbeiten. Dieß ist eine eigne Operation des Gemüthes, die mir die Erwägung zu verdienen scheint.

In der gewöhnlichen Begeisterung, von der wir bisher gesprochen, arbeitet die Einbildungskraft ohne vorgesteckes Ziel; aber das Ziel ergibt sich ihr von selbst: sie bleibt stehen, sobald sie etwas erhalten hat, das sich ihr als Ganzes vorstellt.

In der analysirenden Begeisterung hingegen schweben ihr verschiedene Abstufungen der nähmlichen moralischen Idee vor Augen, die sie alle mit ihrem Blicke durchläuft, um auf alle ihnen entsprechende Bilder zu setzen, deren jedes das Höchste ist, das auf dieser Stufe der unendlichen Leiter stehen darf. Auch hier weiß sie nicht, was sie erreichen wird, auch hier weiß sie nicht, welche Stufe sie zum Ziel ihres Fortschreitens machen soll: aber sie läßt alle Stufen fahren, von denen sie fühlt, daß ihre Kraft nicht hinreicht, sie mit schicklichen Bildern zu besetzen, und fängt, gleichsam von oben herabsteigend, bey dem höchsten Grade der Idee an, den sie schon versinnlichen kann.

Die Idee ist eigentlich stets das absolute Maximum der Art; das aber, was die analysirende Begeisterung des Dichters nach der Idee hervor zu bringen vermag, nur das höchste Darstellbare der Art. Nicht das Schönste überhaupt, sondern das höchste darstellbare Schöne faßt des Dichters Einbildungskraft auf, und dieses kann erreicht werden, weil sie es unabhängig von dem absoluten Maximo auffassen kann.

Hat der Dichter nämlich die Idee des höchsten Wesens, des höchsten Guts, und der höchsten Schönheit mit seiner Vernunft als absolutes Maximum gefaßt; so analysirt seine Einbildungskraft diese Idee gleichsam, und zerlegt sie in ihre Grade. Von diesem läßt sie dann so viel fahren, als sie nicht behalten kann, und findet in einem weisen, sein Volk beglückenden Fürsten, in einem arkadischen Schäfer, und einem cirkassischen Mädchen, das erste Bild der höchsten, darstellbaren Vollkommenheit, darstellbaren Glückseligkeit und Schönheit.

Diese Bilder, mit allen ihnen nothwendig anhangenden Mängeln des Wirklichen, vertreten der Einbildungskraft die Stelle der Vernunftidee: sie schafft das höchste Darstellbare der Art in das absolut Höchste um, denkt sich in einem guten Fürsten einen Gott, in einem glücklichen Menschen einen Bachus, und in einem leidlichen Mädchen eine Venus. Denn wenn die Vernunft sich lange genug an ihren Ideen gespiegelt, ihre Unerreichbarkeit eingesehen hat, und nun die Einbildungskraft von diesem zurückgeworfenen Lichte erwärmt ist, um das Bild der höchsten darstellbaren Moralität, Glückseligkeit und Schönheit zu beherzigen, wischt sie jeden Flecken, jeden leisen Hauch weg, der ihr dieß ihr liebes Bild entstellt, faßt es ganz in seiner Klarheit auf, prägt es tief dem Geiste ein, und ist im höchsten Grade davon begeistert.

Nirgends leuchtet der Vortheil nach Ideen zu arbeiten so deutlich hervor, als bey den epischen und dramatischen Dichtungen. Hier, wo durch das ganze, lange Gewebe der Begebenheit, jeder einzelne Faden zur Haltbarkeit des Ganzen etwas beytragen soll, wo die zufälligste Handlung durch die Haupthandlung veranlaßt, die Nebenperson durch den Helden und um des Helden willen eingeführt werden muß; hier, wo es, von der andern Seite, der Einbildungskraft so leicht fällt, sich der Freyheit ihres Spiels mit Zügellosigkeit zu überlassen, und Handlung und Personen zu schildern, die sie zwar augenblicklich begeistern, aber nur gewaltsam mit dem Ganzen verwebt werden können — hier wird die Einbildungskraft am besten gezügelt, wenn sie sich eine Idee zum Grunde ihrer Arbeit legt, und sie bey ihrer ganzen Arbeit so fest hält, daß diese Einheit bekommt.

„Ich singe den Zorn des Peliden Achills!" Und dieses höchste Bild des darstellbaren Zorns steht in dem ganzen Werke im Vordergrunde, in dem größten Lichten: alles andere trägt nur bey es herauszuheben, ist nur durch und für dasselbe da.

Es thut mir weh, nur die Ilias des Griechen als Beleg zu meiner Behauptung anführen zu können. Ist gleich in der Odyssee die Idee der Schlauheit zum Grunde gelegt; so sind doch die Mittel wodurch dieses Bild anschaulich gemacht wird, nicht nothwendig aus der Idee entsprungen: es bleibt immer die Frage, warum just diese Unglücksfälle, und nicht andere? warum nur so viel und nicht mehr? Sobald aber diese Fragen aufgeworfen werden können, sehen wir das Bild nicht als das höchste Darstellbare der Idee an, und die Einbildungskraft bleibt unbefriedigt.

Dreymal glücklich schätzte ich mich aber einen deutschen Mann gefunden zu haben, dem Deutschland huldigt, der unserer Literatur die Achtung des Auslands erworben hat, und der in seinen Schauspielen einen Weg sich bahnte, den vor ihm noch keiner betreten, und bis jetzt, so viel ich weiß, keiner bemerkt zu haben scheint — Lessing.

Von seinen drey Meisterstücken der dramatischen Darstellung: Minna, Emilie, und Nathan ist jedes ganz nach einer Idee gearbeitet, und sie haben eben dadurch eine Rundung bekommen, die es unmöglich macht, die oft richtigen Bemerkungen der Kritiker mit andern Augen anzusehen, als er sie selbst angesehen hat: „Das Kind stirbt euch unter den Händen, wenn ihr es von seinem Schaden befreyen wollt."

In Minna von Barnhelm liegt die Idee der Großmuth zu Grunde. Nicht jener unerreichbaren, überschwenglichen Großmuth, nicht das absolute Maximum derselben; sondern verschiedene Grade der auf der unendlichen Skala der idealischen Großmuth, die jedem Menschen, in gewisse Umstände versetzt, ausführbar ist, und die sich daher abändert nach den Umständen, in die der Mensch versetzt worden.

Tellheim ein großmüthiger Mann von Erziehung und Charakter; Minna ein großmüthiges, zwischen Liebe und Wohlanständigkeit kämpfendes Mädchen; Paul Werner, als Wachtmeister, die Großmuth selbst; Just ein großmüthiger Bedienter u. s. w. Ja selbst Monsieur Riccaut, diese ganz zufällige Person, ist für den, der diese Art Geschöpfe kennt, ein wahrhaft großmüthiger Windbeutel, der, wie ein französischer Schriftsteller von seinen damahligen Landsleuten sagt, das diem perdidi darinn setzt, daß der Tag vorbey ging, sans avoir dit mille belles choses à personne.

In Emilie Gallotti werden ebenfalls verschiedene Abstufungen der Idee der Ehre, oder vielmehr der beleidigten Ehre, mit ihnen angemessenen Bildern besetzt. Vom Odoardo bis zur Orsina, bis zum Marinelli athmet alles Ehrliebe, und wünscht alles für die Kränkung derselben Genugthuung. Nur äußert sie sich freylich anders, mit Biedersinn vermischt, in der Handlung des edeln Odoardo, anders in einer Orsina, wo sie als gefallene Günstlinginn erscheint, anders in Emilie und Claudia, wo sie mit Liebe und Eitelkeit zu kämpfen hat, und anders in einem Marinelli, wo sie von Feigheit und dem ganzen Schmutze der Niederträchtigkeit so übertüncht ist, daß sie schon zu dem Grade

des falschen point d'honneur herabsinkt. Nur durch Entwerfung einer Stufenleiter der Ehre, findet man auch die falsche Ehre auf einer der Stufen stehen, und nur dann ist es nicht auffallend, den so ehrlosen Marinelli sich beklagen zu hören, daß Appiani seine Ehre gekränkt habe.

Vollends aber ist Nathan der Weise ganz nach der Idee der Tugend gebildet; und hier zeigt Lessing den Mann, der das menschliche Herz bis in seine innersten Falten kennt, und der keine größere Tugend darstellen will, als die, welche die jedesmahlige Einwirkung der Sinnlichkeit möglich macht, und die daher auf der Stufe, wo sie steht, das höchste Darstellbare wird. Er forderte von dem jungen Tempelherrn in voller Lebenskraft, nicht die kalte, überlegte Tugend, die der Greis Nathan mit gestumpfter Leidenschaft auszuüben vermag; nicht von der Frömmlerinn Daja die Tugend, die sich durch Liebe und bloß eingepfropfte Schwärmerey in dem Gemüthe Rechas durcharbeitet; von dem guten, aber nicht sonderlich gebildeten, durch asiatische Erziehung und durch Widerwärtigkeiten etwas zurückgescheuchten Herzen des Sultans, nicht die Tugend des glücklichen, und durch überstandene Unglücksfälle weise gewordenen Nathans. Das Ganze ist eine Gruppe von tugendhaften Menschen, in deren Gesellschaft der Menschenfreund sich so gern befindet, weil er in ihnen das Streben erkennt, das jeder äußert, so viel sich dem Ziele zu nähern, als es die Schnellkraft seiner, durch die Umstände gehemmten Seele, zuläßt: eine Gruppe von Menschen, in der selbst der Klosterbruder uns werth wird, weil wir sehen, daß er so handelt, wie er, in seinen Umständen, handeln soll, und unter der selbst Moliere's Alceste im Al-Hasi einen Freund zu umarmen, sich nicht scheuen dürfte.

Ich muß diesen Gedanken noch ein wenig festhalten, um ihn theils in ein helleres Licht zu setzen, theils eine und die andere Folge daraus ziehen zu können.

In allen drey erwähnten Stücken herrscht eine Einheit, wie sie meiner Meinung nach, in Gemälden herrschen muß, bey denen der Künstler sein Ganzes in der Zeit darstellt. Die Succession, in der die ganze Handlung vollbracht werden kann, gibt ihr stets vor der Vollendung derselben, eine bloß logische, nicht anschauliche Einheit. Wenn wir den Inhalt der ganzen Begebenheit, nach Vollendung derselben, durch die reproductive Einbildungskraft und das Gedächtniß, wiederhohlen, finden wir in dem Totaleindrucke, durch den Verstand, daß alle Theile zu einer Einheit zusammenstimmen. So lange aber das Stück nicht vollendet ist, so lange wir noch nicht wissen, wohinaus der Dichter eigentlich will; scheint uns das Ganze mehr verschiedenen Gemälden zu gleichen, die bloß in einem Rahme zusammengefaßt sind, als einem einzigen Ganzen. Wir zweifeln gleichsam, ob dieser oder jener Charakter bloß episodisch, oder wirklich Theil des Ganzen ist; und dieser Zweifel wird desto stärker, je feiner der Plan des Ganzen sich durchwebt.

Bey einem Werke des Raumes, bey einem historischen Gemälde, findet dieser Zweifel gar nicht statt. Hier, wo der Künstler den Totaleindruck darstellt, übersehen wir das Ganze mit einem Blicke: die Richtung der Augen, die Stellung der Anwesenden, ihre verschiedenen Attituden, alles überzeugt uns, daß nichts episodisch ist, daß alles zur Einheit des Ganzen beyträgt. Wie ist aber diesem Zweifel bey den Künsten der Zeit, und vorzüglich bey dramatischen Dichtungen zuvorzukommen?

Nur dadurch, daß der Dichter, außer der Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes, auch die der Idee beobachtet. Weiß man nun auch gleich nicht, wie viel oder wie wenig die Handlung einer Person auf das Ganze einfließt, zweifelt man daher auch vor dem Ausgange mit Recht, ob eine Person, aus ihrer Handlung zu urtheilen, ganz und gar dem Stücke wesentlich sey; so hat man doch wenigstens an der Idee einen Leitfaden, der uns den Weg zeigt. Sie ist gleichsam die Verhältnißzahl, nach der der Künstler alle seine Figuren entwirft, die zwar nach einem verjüngten Maßstabe ausgedrückt wird, für Figuren, die im Hintergrunde stehen; bey denen aber doch das Hauptverhältniß zu Grunde liegen muß, wenn die Verjüngung genau der Entfernung entsprechen soll. Was nicht nach dieser Verhältnißzahl beym Maler, und vom Dichter nicht nach der Idee, die im Ganzen herrscht, gearbeitet worden, dient dort zum Contraste, hier zum Pendant. Doch über das letzte noch ein paar Worte.

Es ist, so viel ich weiß, noch nirgends bemerkt worden, daß das, was die Künstler Contrast nennen, ganz etwas anders bey extensiven als bey intensiven Größen, etwas anders also in dem eigentlich räumlichen der Kunst, als dem zeitlichen der Kunst sey. In dem ersten muß immer etwas als Einheit angenommen werden; und die Nebeneinanderstellung zweyer Gegenstände, von denen einer die Einheit um vieles übersteigt, indeß der andere um vieles hinter ihr zurückbleibt, contrastiren. Bey den intensiven Größen hingegen braucht nur etwas von dem andern merklich verschieden zu seyn, um den Contrast zu bewirken. Ein Beispiel wird diese Erfahrung hoffentlich beleuchten.

Wenn man die ungewöhnliche Größe eines Menschen durch den Contrast erheben will, so geht das nicht anders an, als wenn man einen ganz kleinen Menschen ihm zur Seite stellt. Sobald wir beyde neben einander sehen, bildet sich das Gemüth einen Menschen von gewöhnlicher Größe, nimmt diesen für die Einheit an, und findet den einen um desto größer durch seine Uebertreffung der Einheit, als sie den andern, durch seinen Abstand von der Einheit, zu klein findet. Nur in diesem Falle nennen wir es Contrast. Denn wenn man zum Beyspiel einen Menschen von gewöhnlicher Größe, einen sogenannten Riesen durch die Hand gehen läßt, zeigt man wohl dadurch an, daß der eine sehr groß sey; aber das, was man eigentlich unter Contrast versteht, wird dadurch noch nicht bewirkt.

Hingegen ist es, bei den intensiven Größen, bey der Darstellung des Kummers, der Freude u. d. gl. schon hinreichend, einen äußerst gleichgültigen Menschen in der nämlichen Gruppe anzutreffen, um durch die Gleichgültigkeit des einen, die Leidenschaft des andern zu erhöhen, und den Contrast zu bewirken. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß es sogar gefehlt wäre, in einem Gemälde, dessen Hauptcharacter Traurigkeit ausdrücken soll, eine Person anzubringen, die sich äußerst lustig bezeugte. Nicht nur wird dadurch kein Contrast, keine Erhebung der Traurigkeit hervorgebracht, sondern die Wirkung des Ganzen ist schlechterdings zerstört.

Gibt man diese Erfahrung zu, und fragt nach dem Grunde derselben; so möchte er in folgender Betrachtung liegen: woraus dann zugleicht erhellen dürfte, wie Lessing, in den drey erwähnten Stücken, für richtige Zeichnung des, der dramatischen Dichtungsart, möglichen Contrastes gesorgt hat.

Von allen unsern Wahrnehmungen ist, für den Dichter, das Gewöhnliche, das Alltägliche gleich Null zu achten: es erregt gar keine Empfindung. Der Dichter in seiner Begeisterung muß das Seynsoll für das Ist nehmen, muß in seine Darstellung das hineinlegen, was da seyn sollte, wenn man mit ihm die Wirklichkeit überfliegen, und die Gemüthsspannung erhalten soll, die man Rührung nennt. In dem Anblicke des Gewöhnlichen aber sieht er die Wirklichkeit für das an, was sie ist, für Wirklichkeit; und sie ist daher, wenn er dabey stehen bleibt, eben so unfähig ihn zu begeistern, als andere zu rühren.

Das Gewöhnliche also ist dem Dichter gleich Null. Nun aber dient uns, bey extensiven Größen, wenn es auf eine ästhetische Schätzung derselben ankommt, das Gewöhnliche stets als Maßstab. Wenn wir einen Menschen sehen, und ihn nicht etwa wirklich messen, nennen wir ihn nur dann groß, wenn wir uns einen vom Mittelschlage vorstellen, und diesen mit jenem vergleichen.

Der Riese, der also neben einem gewöhnlich großen Menschen steht, wird daher freylich für größer gehalten als jener; aber weil der gewöhnliche gar keine Wirkung hervorbringt, und als Null für die Empfindung dient, herrscht hier kein Contrast. Nur dann, wenn der Künstler, durch die Einheit, durch das Gewöhnliche und das Null, gleichsam vom Positiven ins Negative übergeht, hier das viel zu viel, dort das viel zu wenig blicken läßt; nur dann stellen beyde etwas vor, das Empfindung hervorbringen kann, und nur dann haben wir dieser Zusammenstellung die Empfindung zu verdanken, die wir Contrast nennen.

Bey den intensiven Größen verhält es sich, im Ganzen genommen, zwar auch so; aber doch ändert ein ganz eigner Umstand die Sache um ein Merkliches ab. Auch hier ist freylich das Gewöhnliche für das Null der Empfindung zu achten, auch hier wird die Stärke oder Schwäche der Leidenschaft durch das Gewöhnliche gemessen; aber eben weil das Null der Empfindung nicht gewöhnlich ist, dient Gleichgültigkeit schon zum Contraste.

Wenn ich neben einem Riesen stehe, werde ich nicht um ein Haar breit größer: er theilt mir nichts mit von seiner Größe. Schmerz aber und Freude sind mittheilend. Mehr oder minder ergreift jeden Umstehenden ein Theil der Leidenschaft, die einen aus der Gesellschaft in hohem Grade verzehrt. Wenn der Vater sich über den Verlust seines hoffnungsvollen Kindes stumm die Brust zerschlägt, um gleichsam seinem beklommenen Herzen einen Weg zu brechen, indeß die Mutter, ihren Schmerz verbeißend, das Gesicht in seinen Schooß verbirgt, rollen häufige Thränen über die Wange der Tochter, trauern Knecht und Magd, und beweiset selbst das Thier, das ihm die Füße leckt, seine Theilnahme durch das innige Anschmiegen an seinen Herrn. Sich in einer solchen Gesellschaft befinden, und Gleichgültigkeit, das Null der Empfindung äußern, ist nicht gewöhnlich, ist nicht der Maßstab, nach welchem wir die Heftigkeit des Kummers der Hauptperson beurtheilen: es geht schon ins Negative über, und dient daher zum Contraste.

Träfe man aber in dieser traurigen Gesellschaft gar einen an, der seine volle Freude, nicht bloße Schadenfreude, äußerte, so würde er, weil gefehlt die Traurigkeit der andern Personen zu erhöhen, vielmehr als gar nicht zur Gesellschaft gehörig, betrachtet werden, und die Einheit zerstören.

Darauf beruht auch, meiner Meinung nach, der eigentliche Unterschied zwischen dem Contraste und dem Gegenstücke (pendant)*). Da aber die Künstler das Wort Pendant in einem ziemlich viel umfassenden Sinne nehmen; so muß ich einige Beispiele anführen, um zu zeigen, wie weit ich die Bedeutung dieses Wortes gern ausgedehnt zu sehen wünschte.

In den zwei Blättern: **Plenty in England**, und **Scarcily in East-India** führt in dem ersten Blatte Ein Matrose zwey schön und gut gekleidete Mädchen, indeß auf dem andern Blatte zwey stattliche Männer sich, durch Schmachten und Geschenke, um die Gunst eines allenfalls leidlichen Weibes bewerben. In zwey andern Blättern, von denen mir nur der Titel des einen, **hospitality of the savages** bekannt ist, wird in dem einen Blatte ein durch Schiffbruch verunglückter Europäer, mit aller Gastfreundschaft und aller Theilnahme von den Wilden behandelt, indeß auf dem andern Blatte gesittete Völker die Gastfreyheit so weit mißbrauchen, daß sie die Canots ihrer Wirthe anfallen, und die Fahrenden als Sclaven zu Markte schleppen. Endlich wird in dem Blatte: **Countryman in Town** der ungekünstelte Anzug eines ehrlichen Landmanns, von den Pflastertretern Londons verspottet, indeß in dem andern Blatte: **Londoners in the country** die schnippische Kleidertracht einer kleinmeisterlichen Gesellschaft die Verwunderung und das Gelächter der Landleute erregt.

Aus diesen Beyspielen erhellet nun, daß die Wirkung des Contrastes und dessen, was ich Gegenstück nenne, im Ganzen genommen die nähmliche sey: in beyden Fällen soll die Empfindung verstärkt, gehoben werden. Allein darin sind sie doch verschieden, daß der Contrast eigentlich nur die Erhöhung Einer Empfindung beabsichtiget, da hingegen bey den Pendants die wechselseitige Verstärkung statt findet.

Bey dem Contraste wird der Maaßstab nur verjüngt, aber alles bleibt auf der Leiter der nähmlichen Empfindung, als Idee betrachtet. Die höchste Traurigkeit kann, in den verschiedenen Personen, die das Ganze ausmachen, stufenweise verringert werden, und abnehmen bis zur Gleichgültigkeit, ohne daß eine andere Idee dazu nöthig wäre. Hingegen bedürfte der Ausdruck der Freude schon seinen eignen Maaßstab, der gar nicht in der Skala der Traurigkeit liegt. Freude ist schon selbst etwas Positives, und gehört keineswegs zur Idee der Traurigkeit: der allergeringste Grad der Traurigkeit ist noch nicht Freude.

Dafür stellt man uns aber in den Pendants wirklich zwey positive Affecte mit gleicher Stärke dar: sie geben keine Einheit der Idee; aber sie heben sich wechselseitig, und ziehen uns wechselseitig an. Bey Pendants, wie das angeführte zweyte, schwanken wir stets zwischen der Bewunderung, die uns die Handlungsweise der Wilden abdringt, und der Geringschätzung für die Art, wie die Europäer sich betragen; unser Auge verweilt, durch den Anblick des andern, um so lieber bey dem ersten, als es sich, durch den Anblick des ersten, um so lieber dem andern entzieht. Hier soll der Schatten durch das Licht noch mehr beschattet, doch auch zugleich das Licht durch den Schatten noch mehr beleuchtet werden. Bey den Contrasten hingegen will man bloß Eine Empfindung so ins Licht stellen, daß alles andere nur Schatten für sie werde; und da wäre es gefehlt, wenn eine neue Hauptempfindung uns im Zweifel ließe, welches eigentlich die Erhebung und welches das Erhabene sey.

Ehe ich nun auf Lessings Schauspiele zurückkomme, um die vorigen Betrachtungen auf einen wirklichen Fall anzuwenden, muß ich noch folgendes bemerken. In keiner Kunst der Zeit ist es möglich, das anzubringen, was man eigentlich Contrast nennt. Was Contrast scheint, ist in der That Pendant.

Der bloße Mangel an der Empfindung, die den Hauptcharacter der Darstellung ausmacht, haben wir oben gesehen, ist der höchste Contrast, den die Kunst sich bey intensiven Größen erlauben darf. Nun kann bey den Künsten des Raumes, der Malerei z. B., der Empfindungslose sich zufälliger Weise in dem nähmlichen Raume befinden, und doch, eben durch seine Gleichgültigkeit, die Hauptempfindung erhöhen. In einer Zeichnung, die ich von dem Erdbeben in Lissabon gesehen habe, flieht alles aus der zertrümmerten Stadt, und rettet sich ins Freye. Säugende Mütter klettern mit zartem Fuße über Schutt und Stein, um das Unterpfand ihrer Zärtlichkeit vor dem drohenden Tod in Sicherheit zu bringen. Eins dieser Kinder, unbewußt und unbekümmert, welcher Gefahr sein noch kaum ins Licht gequollenes Leben ausgesetzt sey, schläft ruhig an der Brust seiner Mutter, die ängstlich hinaus eilend, mit der vorgespreizten Hand den Kopf desselben vor einem herabfallenden Steine schirmt.

Dieses Kind nun ist, weil die Dinge des Raumes nie nach dem Gesetze der Causalität nothwendig verbunden sind, nur zufällig da; aber nun ist es doch einmal da, und der gänzliche Mangel der Theilnahme an dem traurigen Schicksale, das ihm bevorsteht, dieser Mangel, der so vortrefflich durch die Ruhe ausgedrückt ist, die auf seinem Gesichte liegt, contrastirt im höchsten Grade mit der Angst der übrigen, ebenfalls nur zufälligen, aber durch den Raum als Einheit verbundenen Personen.

In den Künsten der Zeit aber, wo die Zeit empirisch construirt, wo die Handlung daher nach dem Gesetze der Causalität zu einer Einheit verbunden wird, und alles in den Plan des Dichters eingreifen muß; in ihnen wäre der vollkommen Gleichgültige eine müssige Person, und ganz und gar unbrauchbar zur Hebung der Hauptempfindung. Der Geistliche, der, in dem Blatte von Chodowiecki: **Jean Calas**, diesem Unglücklichen den letzten Liebesdienst mit völliger Gleichgültigkeit verrichtet, contrastirt vortrefflich mit dem Schmerze der übrigen Anwesenden. Dieser nämliche Geistliche trete unter den nähmlichen Umständen auf die Bühne: was wird nun aus ihm? Entweder er spricht gar nicht, verrichtet das Amt stillschweigend, und gibt gar keinen Grund zu seiner Gleichgültigkeit an. Alsdann thut er gar keine Wirkung: er ist nur des Decorums wegen da, wie etwa ein Bedienter, der jemand anmeldet. Der Fremde könnte auch ohne dieß hereinkommen, aber es ist so Sitte, und sie muß auf der Bühne beybehalten werden. Spräche er aber, legte er aus religiösen oder verketzerenden Gesinnungen die Gründe zu seinem Betragen an den Tag, handelte er also; so würde er entweder Hochachtung oder Abscheu erregen, und zwar um so mehr, als das Mitleiden, das wir für die Unglücklichen fühlen, uns seine Kälte empfindlicher macht. Es sind daher stets zwey Empfindungen, die nicht auf der Skala der nämlichen Idee liegen, die sich wechselseitig heben und schwächen; es sind Pendants.

Nun zu Lessing. In Emilie Gallotti ist der Prinz eigentlich mehr Contrast als Pendant, und thut daher auch ganz und gar keine Wirkung. Er ist nicht schlecht: mit seinem Willen hätte es dem Grafen das Leben nicht kosten sollen; aber eigentliches Ehrgefühl äußert er nun auch nicht. Sein Character ist schwankend und unbestimmt, und gehört zu denen, bey welchen der Menschenkenner die vorzüglichste, aber größtentheils vernachlässigte Regel der Menschenkenntniß anwenden muß, daß man nähmlich nicht suchen sollte, welchen Character sie haben, da sie gar keinen haben.

Schon mehr Pendant, und wirksamer daher ist der Wirth in Minna. Seine schmutzige Gewinnsucht, seine kleinliche Neugierde, dieser alle Großmuth so erstickende Fehler, seine niedrige Gefälligkeit — alles sticht so sehr ab gegen die Handlung aller Personen, mit denen er zusammen auftritt, erhebt ihren Werth so sehr, und wird sogleich von diesem ihrem Werthe so sehr herabgesetzt, daß die Großmuth um so viel ehrwürdiger erscheint, als die Niedrigkeit verächtlich wird, und beyde zusammen einen wahren Pendant abgeben.

Tritt aber endlich der Patriarch mit dem Tempelherrn zusammen auf die Bühne; so sieht man die vollkommensten Gegenstücke zweier Charactere, die sich wechselseitig Schatten und Licht mittheilen. Man ist lange im Zweifel, ob man die unter dem ehrwürdigen Mantel einer heiligen Religion versteckte Heimtücke, den mit Salbung überfirnißten Blutdurst des Patriarchen mehr verabscheuen, oder die mit Großmuth und Menschenliebe gekrönte wahre Religion, und den durch Ueberlegung und Gefühl gemilderten Eifer für dieselbe im Tempelherrn, mehr bewundern soll. Am Ende findet es sich, daß dieß des Dichters Absicht gewesen sey: die Bewunderung durch den Abscheu, und diesen durch die Bewunderung zu erhöhen; und, traue ich meinem Gefühle, so hat er diese Absicht vollkommen erreicht.

Dieses, daß der Schauspieldichter, um eine wechselseitige Hebung zweyer Affecte hervorzubringen, zwey leidenschaftliche Menschen mit entgegengesetzten, aber in der nähmlichen Idee noch enthaltenen Characteren darstellen müsse, ist auch vermuthlich der Grund gewesen, weßhalb Lessing den Patriarchen nicht mit Nathan zusammen auftreten läßt: eine Sache, deren Unterbleibung man, bey einem Lessing, gewiß nicht auf die Rechnung der Schwierigkeit schreiben muß. Sein Genie hätte sie gewiß überwunden, wenn es, wie man glauben sollte, eine gute Wirkung gethan hätte.

---

*) Von den Künstlern wird das Wort **Pendant** in einer weitern Bedeutung genommen, als hier geschehen wird; aber ich kenne kein eigentliches Wort für das, was ich hier ausdrücken will. — Sulzer in dem Art. Gegensatz, nimmt drey Arten des Contrastes an, von denen die zwey letzten doch gewiß nicht dazu gerechnet werden sollten. Die Helden Homers contrastiren weder unter sich noch mit Achillen. Sie sind bloß Abstufungen der nähmlichen Idee, von der Achill der höchste darstellbare Grad ist, und nur Tyrsites dient zum Contraste, oder besser, zum Pendant. — Die beyden zuerst hier angeführten Pendants sind bekannte englische Blätter; das dritte entlehne ich aus den minder bekannten **Excentric excursions by Woodward No. 2.** — Noch eins! Farben, wird man sagen, sind intensive Größen, und doch verlangt ein Contrast, den man durch sie hervorbringt, daß das Schwarze neben dem Weißen stehe. Allein gerade das ist Beweis für mich. Wenn das Weiße den höchsten Grade der Farbe bezeichnet, ist das Schwarze das Null derselben.

Aber genauer überlegt wäre dadurch, wie ich glaube, alles verloren gegangen, was Lessing beabsichtigte. Der Character des Patriarchen, neben den eines Nathans gestellt, wäre bey weitem in kein solches gehässige Licht gesetzt worden, als jetzt, da er neben dem des Tempelherrn steht. Wenn gegen einen Mann, in dem Jahre, Erfahrung und Ueberlegung die Leidenschaften gemäßigt haben, gegen einen Mann, den seine Lage und seine Religion etwas furchtsam machen, und der die letzte nicht als Eiferer verehrt — wenn gegen ihn ein pompöser Patriarch seine ganze Wuth ausläßt; so werden dadurch die Umrisse seines Characters lange nicht scharf genug gezeichnet. Nathan hätte entweder leiden und schweigen, oder höchstens der starken Leidenschaft kalte Weisheit entgegensetzen können. Das hätte Nathans Character zwar erhoben, jenen aber nicht erniedrigt: es wäre vielleicht ein belehrender Contrast, aber gewiß kein wirksames Pendant geworden.

Jetzt aber streitet die leidenschaftliche Jugend gegen das leidenschaftliche Alter, jetzt gehen beyde von den nähmlichen Grundsätzen aus; und doch behält in dem jungen, von ächter Religion beseelten Manne, Menschenliebe die Oberhand, indeß bey dem Heuchler nur Furcht vor dem Sultan seine Wuth dämpft, ohne sie zu löschen. Nun erst erhebt eins das andere, nun erst sehen wir recht ein, „wie viel ein wenig gut handeln besser sey, denn vieles Klügeln," und um wie viel mehr eine Menschenliebe athmende Religion unsere Achtung verdiene, als jene Scheintugend, die auf Menschenweh abzielt.

Aus dem Gesagten läßt sich nun erstlich abnehmen, wie wenig der richtig angelegte Contrast, oder das richtig gehaltene Pendant ein Einwurf gegen die Behauptung sey, daß der Dichter n a c h Einer Idee arbeiten müsse. Weit gefehlt, daß der Contrast, oder das Pendant seiner Arbeit die Einheit benehme, gibt er ihr gerade die gehörige Vollendung. Dadurch erst sieht man recht deutlich ein, wie sehr er alles erschöpft habe, was sich aus seiner Quelle ergoß: er hat die Situationen so vermannichfaltigt, als es angeht, und beyde äußerste Enden der Idee so weit aufgefaßt, als es der Einbildungskraft möglich fällt, das darzwischen liegende noch in ein Ganzes zusammen zu fassen.

Zweytens aber ergibt sich auch hieraus eine neue Bestätigung des Satzes, daß dem Dichter die Mühe kärglich wuchern müsse, die er auf die Darstellung einer Idee, als solcher, verwendet. Die Idee, an und für sich, gleicht der Berührungslinie eines Kreises, wie sie sich von einer Seite, in die Höhe oder in die Tiefe, gleichviel! bis ins Unendliche erstreckt. Die Einbildungskraft, die sie auffassen will, fängt von einem festen Puncte an, und verfolgt sie entweder hinauf, oder herunter ins Unendliche; beydes, das Hinaufsteigen und Herabsteigen zugleich vorzunehmen, fällt ihr unmöglich. Wenn daher auch der Dichter das Unmögliche wagen, und eine moralische Idee darstellen wollte; so wird er, gerade durch das große Ziel, das er zu erreichen sich vorgesetzt, nicht einmal so weit gelangen, als wäre die Schnellkraft seiner Phantasie minder gespannt gewesen.

Denn nun kann er nichts von dem Entgegengesetzten der Idee in sein Werk aufnehmen, ohne die Einheit des Ganzen gewaltsam zu zerreißen. Wagt nun auch gleich der kühne Künstler die gefährliche Höhe der idealischen Tugend zu erklimmen; so liegt doch auf seiner ganzen Reise nichts vom Laster, das er mitnehmen und brauchen könnte. Er müßte sich miteins, und gewaltsam in den schauerlichen Abgrund des Lasters stürzen, und sein ganzes Wagestück dadurch vereiteln, daß niemand diesen Todessprung nachmachen kann.

Des Menschen Seele ist ein gar viel umfassendes Ding; aber zu viel muß man doch nicht in ihren Fassungskreis drängen wollen, wenn er nicht, bey all seiner Ausdehnungskraft, plötzlich zerreißen, und auch dem Theil einen unwillkührlichen Ausgang lassen soll, den er sonst recht gut begränzt hätte. Strängt man unsere Einbildungskraft zur Umfassung einer Idee an; so gibt sie willig nach, und hält, was sie halten kann. Man hüthe sich aber nur das mindeste von entgegengesetzter Idee hineinzwingen zu wollen. Denn alsobald, und gleichsam aus Furcht, daß auch diese Idee ihre ganze Kraft heischen werde, verschließt sie sich für beyde, und wird eingeschränkter als je. Dadurch aber geht dem Künstler das Beste wieder verloren: die Vermannichfaltigung der Situationen durch den Contrast oder das Pendant. Seine Figuren stehen höchstens im Lichte, kein Schatten erhebet sie. *)

*) Ob gewisse jetzt sehr beliebte Stücke, in denen stets eine doppelte Idee zu Grunde liegt, die strengste Kritik aushalten dürften, und ob sie, vom Mahler vorgestellt, nicht zwey Blätter einnehmen müßten, will ich dahin gestellt seyn lassen. Ich schreibe keine Dramaturgie; und überdieß halte ich es mit Swift, daß es unschicklich sey, den Gedanken wie den Hasen todt zu jagen. Anwendungen kann jeder geübte Leser machen, und sollte ihm jeder Schriftsteller zu machen überlassen.

Aus dem Gesichtspunkte, wie hier die Brauchbarkeit der moralischen Ideen für den Dichter betrachtet wird, fließen einige Bemerkungen über die dramatische Dichtungsart, denen man vielleicht die Stelle nicht mißgönnen wird, weil sie, so viel ich weiß, wenigstens nicht allgemein bekannt sind, und einen Weg zur Beantwortung der Frage eröffnen: ob Schauspiele, deren Stoff aus der alten Geschichte entlehnt ist, einen Vorzug vor bloß erdichteten Handlungen haben?

Was ist der Zweck der Schauspiele? Sollen sie bloß, einem Gemälde aus der holländischen Schule gleich, Handlungen aus dem gemeinen Leben darstellen, und den Zuschauer eines und des nähmlichen Stückes bald zum Lachen, bald zum Weinen reizen? Wenn das wäre, so könnte man wahrlich sagen:

Aber das habt ihr ja bequemer und besser zu Hause,
Warum entflieht ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?

Natur! Natur muß ein Stück enthalten! ruft jedermann. Aber wahrscheinlich nur wenigen scheint es mir Ernst mit diesem Ausrufe zu seyn. Denn da frage ich abermahls: was heißt man im Schauspiele Natur?

In Betracht des ersten Punktes ist es bey weitem noch nicht damit abgethan, wenn man meint, daß der Zweck der Schauspiele mit dem aller schönen Künste zusammenfalle: uns nähmlich durch die Mannichfaltigkeit der Formen, die wir aus der Einheit entwickeln, zu ergötzen. Denn außer, daß jede Dichtungsart ihren eigenthümlichen Zweck haben muß; könnte der allgemeine Zweck der schönen Künste überhaupt nur von dem gelten, wodurch eine Form wirklich construirt wird, von der Diction, der Einheit der Handlung, der Bewegung der Schauspieler u. dgl. Keinesweges aber von dem Materiellen desselben, von dem eigentlichen, dauerhaften, unauslöschlichen Eindrucke, den es macht, wenn der Verfasser wirklich Dichter ist, und geleistet hat, was er leisten soll.

Der Schauspieldichter muß, wie jeder Dichter, in seiner Begeisterung das Seynsollende für das Seyende halten; und nur dann hat er seinen Zweck erfüllt, nur dann merkt man es seiner Arbeit an, daß er begeistert gewesen, wenn auch der Zuschauer, während das Stück spielt, sich nicht entwehren kann zu glauben, das alles sey wirklich so. Wie wenn ein Rembrand vor uns steht, jedermann bey der festen Ueberzeugung, daß es flach auf der Leinwand liegt, sich dennoch nicht enthalten kann, Nase und Wangen so herausspringend zu finden, daß man sie mit Fingern greifen möchte; eben so muß man, durch des Dichters Kunst verleitet, die Handlung für daseyend halten, die in der That nur seyn sollte. Hat der Schauspieldichter dieß geleistet, so entspringt aus diesem allgemeinen Zwecke, sein eigentlicher, weit höherer — Verminderung der Philautia.

Der Mensch ohne Bildung und Veredlung ist, alles schön darüber gesagten ungeachtet, im höchsten Grade Egoist. Alles wirkt auf ihn nur dann, wenn es gleichsam wie durch eine Anziehungskraft nach seinem Innern gezogen wird, und wirkt um desto stärker, je näher der Gegenstand diesem innern Anziehungspunkte liegt. Selbst die Liebe zu seinen Kindern, seinen Anverwandten und Freunden, dieser, auch bey rohen Menschen, oft stärker wirkende Affect, als die Liebe zu sich selbst, ist größtentheils weiter nichts, als der erweiterte Kreis des wirksamen Ichs, als die Vergrößerung desselben, durch um sich hervorbrechende Strahlen: es ist m e i n Kind, m e i n Anverwandter, m e i n Freund, und deßhalb thue ich das für ihn.

In der wirklichen Welt ist es so; aber so sollte es nicht seyn. Unsere Vernunft, vielleicht auch aus einem versteckten Egoismus, will, daß wir, wenn auch nicht alle Menschen mit unserer Liebe gleich umfassen, doch gewiß die Laster unseres Kindes nicht minder sträflich, als die des Fremden, die Tugenden des Fremden nicht minder lobenswerth als die unseres Kindes finden sollen. Aber sollen wir, wie die Vernunft es heischt, unpartheyisch seyn können; so muß sich in die Handlung nichts Wirkliches einmischen. Das Wirkliche hat immer Bezug auf uns, auf unser Wohl und Weh, auf das Egoistische in uns, und hier ergreifen wir immer Parthey. Der unpartheyischste Richter seiner selbst findet sich stets besser oder schlechter als er ist, je nachdem seinem Egoismus mehr durch Selbstlob oder Selbsttadel geschmeichelt wird. Wahr schildert sich der Mensch nie, wahr ist er auch gegen seine Kinder, seine Freunde und Anverwandten, sein Vaterland und selbst seinen Welttheil nicht, weil er es nicht seyn kann. Die Kraft, die ihn an sich fesselt, wirkt, wie alle Naturkräfte, stärker in der Nähe, als in der Ferne. In der Entfernung findet er sich nur erst durch langes Suchen wieder, indeß er in der Nähe dicht bey sich selbst steht. Je mehr Denkkraft dazu gehört, um zu finden, daß ich zu diesem oder jenem umfaßten Ganzen als Theil gehöre, je schwächer wirkt der Egoismus; und um desto stärker im Gegentheil. In der wirklichen Welt ist daher der Mensch stets partheyisch, und seine Theilnahme an dem Schicksal anderer, kann nicht so unverfälscht seyn, als die Vernunft will, daß sie seyn soll.

Nur die Geburthen des Dichters, nur das Schicksal erdichteter Personen, kann uns von uns selbst abziehen, uns zu unpartheyischen Richtern machen, und die im wirklichen Leben gedämpfte Stimme der Vernunft bis zu einer Höhe hinauftreiben, daß sie durch allen Egoismus durchgreift, und ihr Wohlklang dem Harthörigsten verständlich wird. Hier, wo alles Privatinteresse schweigen kann, wo die ganze Lebensdauer des Helden nur einen abgerissenen Theil, nur einen Nebenzweig von unserer Lebenszeit ausmacht; hier, wo das Schicksal des Helden auf meinen Lebenswandel keinen Einfluß zu haben braucht — hier lernen wir uns ungeheuchelt freuen mit der glücklichen Tugend, lernen ungeheuchelt trauern mit der bedrückten Unschuld. Das Herz erweitert sich unwillkührlich, öffnet sich für Menschenwohl und Menschenweh, lernt diese Gefühle kennen, will sie befriedigen, und hängt ihnen, wenn auch dann aus Egoismus, im wirklichen Leben nach.

Wie weit entfernt aber von diesem Zwecke ist die Wirkung des Schauspiels, zu dem das gemeine Leben den Stoff hergibt. Außer der leichten, und beständigen Anwendung, die jeder auf sich von den handelnden Personen machen kann, außer daß er daher nicht unpartheyisch bleibt, und ein Laster entschuldigt, wenn es ihn trifft, oder es schwärzer findet, wenn er seinen Feind darin zu erkennen glaubt — außer diesem wird, durch den Stoff selbst, der Unpartheylichkeit selbst das größte Hinderniß in den Weg gelegt.

Selbst erdichtete, aber aus dem wirklichen Leben genommene Personen können nicht vollkommen so handeln, wie sie, den Gesetzen der Vernunft nach, handeln sollten. Sie können keine großen Aufopferungen machen, selbst keine großen Schandthaten verüben, weil sie sonst unwahrscheinlich würden. Sie müssen handeln wie wir: aus Absichten, die man mit Fingern greift, müssen selbst egoistisch handeln; denn es sind Menschen aus der wirklichen Welt. Wie kann nun, durch dergleichen Schauspiele, der Zweck des Schauspiels bewirkt werden? Ist das aufgestellte Vorbild nicht minder Egoist als ich, warum soll ich besser seyn, als mein Vorbild? Ja, jemehr ein solches Stück wirkt, jemehr der Dichter die Kunst versteht, das Herz seines Publikums zu meistern; desto weiter entfernt er sich von seinem wahren Zwecke. Ist eine solche egoistische Tugend, wie ich sie da vor mir sehe, schon hinreichend alle Zuschauer in die innigste Rührung zu versetzen, warum soll ich nach etwas höherm streben; oder vielmehr, wenn das dem Ideal gleicht, wie kann ich ihm gleichen? Die Strebungslinie wird begränzt, und man geht aus dem Schauspielhause hinaus, nicht selten mit einem stärkern Egoismus als man hineingegangen.

Nichts sucht der Mensch so gern, als das für ein Ideal, für Unerreichbar zu halten, was man ihm als Muster zur Nachahmung aufstellt. Er übertrifft die Muster seiner Meister gern, wenn er sie selbst wählt; aber er hält auch von der andern Seite die Foderung für unbillig, daß er es seinem, ihm gegebenen Meister gleich thun solle. Er wird daher von dem, aus der wirklichen, alltäglichen Welt fälschlich aufgestellten Ideale, gewiß so viel abdingen, und die wahre Schätzung seiner Thaten so kärglich anstellen, daß sein eignes Verdienst fernerhin auch noch den alten Werth behält.

Natur im Schauspiele heißt nichts anders, als in der Lage der vorgestellten Person hinreichend gegründete Handlungsweise. Natur ist es, wenn bey dem leidenschaftlichen Antonius ein Blick Cleopatrens die Herrschaft der halben Welt aufwiegt; Natur, wenn die blutdürstige, vor Eifersucht wüthende Medea, das Muttergefühl erstickt, und jedes Unterpfand ihrer vormaligen Liebe zu Jason, ihre Kinder selbst vertilgt; Natur endlich in Ulyssen, der seinem vor Troja erworbenen Ruhme die höchste und glänzendste Krone aufzusetzen glaubt, wenn er ihm von den Händen Penelopens und seiner Unterthanen aufgesetzt wird, daß er allem Ungemach und aller Verführung widersteht, und neue Lorbeeren in den alten, sich stets vergrößernden Kranz flicht.

Diese Menschen handelten, eben weil sie natürlich handelten, nicht ohne egoistische Beweggründe; aber wenn sie der Dichter im Schauspiele darstellt, oder wenn er überhaupt seine Scene so weit in die graue Vorwelt zurücklegt, als die Geschichte ihm der dramatischen Darstellung fähige Handlungen liefert, wird er manchen Nutzen daraus ziehen, und gewiß den Zweck des Schauspiels soweit erreichen können, als es Menschen möglich ist.

Denn erstlich geräth die Einbildungskraft des Dichters nirgends so sehr in Begeisterung, entwirft sie nirgends so leicht und so willig ästhetische Ideale, als wenn sie sich mit der Auffassung der uns in der Geschichte aufbewahrten Charactere der Alten beschäftigt. Der Nimbus, der sie in unsern Augen umgibt, der Mangel an hinreichender Kenntniß der egoistischen Motive ihrer Handlungen, den die Länge der Zeit und die Unzulänglichkeit der Quellen veranlaßt, die Unabhängigkeit von äußern Verhältnissen, in der sie, wenigstens uns, gelebt zu haben scheinen — alles dieß macht ihre Handlungsweise schon an und für sich idealisch, daß sie nur braucht vom Dichter aufgefaßt zu werden, um seiner Einbildungskraft mächtig die Hand zu bieten. Ist sie einmahl von dem Bilde Cato's erfüllt, hat der Dichter keinen egoistischen Flecken, als motiv, aus der Handlungsweise desselben wegzuwischen, und überredet er sich gern, daß alle Menschen so seyn sollten; so ist Cato in dem Augenblicke wirklich so für ihn gewesen. Er ist ihm das Ideal, das er suchte, er wird von ihm begeistert, stellt ihn als Muster auf, und reißt die Zuschauer zur Beherzigung dieses Musters, unwillkührlich hin.

Um sich begeistern zu lassen, verträgt die Einbildungskraft nichts, was sie in ihrem kühnen Schwung aufhält. Jedes Hinderniß, jede Nebenaussicht stört sie, leitet sie ab von ihrem Hauptgegenstande, und an die Stelle der Begeisterung treten kalte Vernunftgründe. Der größte Mann neuerer Zeiten, wird den, mit dessen Geschichte vollkommen vertrauten Dichter, nie in dem höchsten Grade begeistern können. In dem Augenblicke, wo er, von irgend einer seiner glänzendsten Thaten hingerissen, sich den Mann in seiner ganzen Vollkommenheit darstellt, wo er sich gleichsam in seinem Innern zuruft: das ist mein Held, erinnert ihn ein Nebenumstand, eine Anecdote, ein Nichts, der Mängel des Helden, bringt ihn ab von dem Gesichtspuncte, aus dem er ihn gefaßt hat, und läßt höchstens den Wunsch in ihm übrig, daß der Mann doch ohne diesen Mangel gelebt haben möchte, weil er alsdann vollkommen gewesen wäre. Für wirklich vollkommen aber hält er ihn nun nicht mehr: er fühlt, daß er lügt, nicht dichtet, wenn er ihn als solchen darstellt. Ulysses, Cato, oder sonst einer der Alten aber bemeistern sich seiner Einbildungskraft gänzlich, und, weil sie nur ihre guten Seiten kennt, ist sie wirklich von ihnen begeistert. Ihre Fehler, und alles, was die Einbildungskraft aus ihrem süßen Traume von Vollkommenheit wecken könnte, schlummert ruhig in dem Grabe der Zeit; kein Leichenstein zeigt dem wißbegierigen Wanderer eine Spur ihres Daseyns an. — Von den großen Männern neuerer Zeiten besitzen wir genaue, ähnliche und ausgemahlte Portraits: die uns überlieferten Charakterschilderungen der großen Männer der alten Welt sind bloß erhabene Skizen.

Dieser Vortheil der leichten Begeisterung für den Dichter, erstreckt sich, in Betracht der leichten Täuschung auch auf den Zuschauer. Aber da sich dieß von selbst versteht, kann ich ihn um so eher mit Stillschweigen übergehen, als ich zu einem andern Grunde schreiten will, weßhalb Darstellungen aus der alten Geschichte die Täuschung des Zuschauers so leicht bewirken.

Wenn es auch der Dichter so sehr über sich gewinnen könnte, von einem wirklichen Menschen neuerer Zeiten, oder einer nach neuerm Costüm erdichteten Person alle die Flecken wegzuwischen, die das helle Bild verdunkeln, das sich in seiner Einbildungskraft, zu ihrer Begeisterung, abspiegeln muß: so wird doch der Zuschauer dessen Darstellung höchst unwahrscheinlich finden, und daher alle Täuschung verlieren. Von dem Neuern verlangen wir, daß er handle wie wir; dem Alten erlauben wir willig, sonderbar genug, daß er größer erscheine, als gewöhnliche Menschen.

Es geht ein sonderbarer, und ganz unwillkührlicher Irrthum in der Beurtheilung des Alterthums in uns vor, wodurch dasselbe eine Art Würde für uns erhält, die kein Zeitgenosse dem Zeitgenossen ertheilt, und die uns, vielleicht erst von unsern spätesten Nachkommen gezollt werden dürfte. Wir verwechseln stets das Alterthum, oder die Alten, mit dem Alter.

Zu den Zeiten der Griechen und Römer, wo nur eigene Erfahrung die Kenntnisse der Menschen bereicherte, wo der an Jahren jüngere Mann auch wenigere Seiten in dem großen Buche der Natur, ihrem einzigen Lesebuche, gelesen haben konnte; zu diesen Zeiten, war das Alter in dem höchsten Grade verehrungswerth: alt seyn, und weise seyn galt ihnen für eins. Und auch selbst bey uns, bey denen so manches ein ganz anderes Verhältniß zwischen Jugend und Alter festgesetzt hat, bleibt doch der Vorzug der eignen Erfahrung mit Belesenheit verbunden, über die bloße Belesenheit des jungen Mannes so überwiegend, daß das Alter mit Recht sich noch immer auf der nähmlichen Stelle der Würde behauptet. Ihm trauen wir daher auch Moralität, größere Fähigkeit zu Aufopferungen, größere Verachtung des Lebens zu, weil wir von ihm wissen, daß alle Begierden nur schwach auf seine Entschlüsse einfließen, weil wir, wie wohl irrig, in der Meinung stehen, daß das Leben in dem Grade seinen Reiz verlieren müsse, als die Reize des Lebens abnehmen.

Nun übertragen wir die Achtung vor dem Alter auf die Alten, trauen auch ihnen größere Schnellkraft der Seele, größere Entschlossenheit und größern Muth zu, denken uns auch sie mit längerer Erfahrung, und mehr Weisheit ausgerüstet; und Früchte, die Plato vielleicht in der Blüthe seiner Jahre erzeugt, haben für uns die volle Reife, als die Erzeugnisse der siebzigjährigen Stämme Kästner und Kant. Was Alexander zu dreißig Jahren that, ist für uns über zwey tausend Jahre alt: und Dinge daher, die man einen aus dem Alterthume ohne Unwahrscheinlichkeit verrichten läßt, könnten bey einem, mit dem Helden gleichzeitigen Schriftsteller nur höchstens als Hyperpel entschuldigt werden.

Daher kam es auch, daß bey einem Volke, dessen Geschichte noch nicht alt genug gewesen, um der Einbildungskraft, in der Schilderung seiner Helden, hinreichend freyes Spiel zur Illusion zu geben, daß bey ihnen, sage ich, Götter und Halbgötter, die Stelle der Helden vertraten. Wenn große Thaten, ohne sie nach menschlicher Art, also egoistisch zu motiviren, verrichtet werden, und sie doch ihre Wirkung nicht verlieren sollen; muß man der Einbildungskraft mächtig zu Hülfe kommen. Aber nichts stört sie in ihrer Täuschung so sehr, als der Anblick eines alltäglichen Menschen, der ungewöhnliche Handlungen verrichtet.

Dieser zweyte Grund für den Vorzug der Schauspiele, deren Stoff man aus der alten Geschichte entlehnt, könnte noch die Frage übrig lassen, ob nicht ganz erdichtete Personen, die man in ein anderes Land, oder in ein anderes Zeitalter als das des Zuschauers versetzt, eben die leichte Täuschung bewirken dürften. Denn zugegeben auch, daß gleichzeitige Personen keinen sonderlich ergiebigen Stoff zu großen Handlungen darbiethen; so ist doch noch nicht abzusehen, warum es nicht erdichtete Personen thun sollten. Hat einmal der Dichter die Kunst verstanden, seine Helden zu erschaffen, warum sollte es ihm nicht möglich fallen, sie mit so vieler Vollkommenheit auszurüsten, daß sie keinem der Alten etwas nachzugeben hätten. Die Täuschung scheint dabey um so weniger Abbruch zu leiden, als wir von unbekannten Ländern eine eben so große Wunderkraft erwarten, als von den Alten.

Allein dadurch entwischt dem Dichter ein großer Vortheil, der zur vollkommenen Täuschung unumgänglich nöthig ist, und der ihm, durch die Darstellung von Personen aus der alten Geschichte, gleichsam auf halbem Wege entgegen kommt — Bestimmtheit der Charactere.

Der Fabeldichter wählt Thiere, weil sie einen bestimmten, wiewohl nur conventionellen Character haben. Wenn er uns die Fabel von einem Wolfe und einem Schafe ankündigt, wissen wir freylich die wirkliche Handlung der Fabel noch nicht: die Relation der Handelnden hingegen ist uns völlig bestimmt gegeben. Wir wissen nun, was wir zu erwarten haben, und die Frage: ob der Character richtig motivirt sey? schränkt sich nun bloß auf die zur Beantwortung minder schwierige ein: ob die Handlung aus dem bekannten Character folge? Welchen Vortheil dieses dem Fabeldichter gewähre, haben die Kunstrichter schon längst bemerkt. Aber eine so unbedeutende Schattirung dieß auch für die Schauspieldichter zu seyn scheint, so sehr erhebt es doch seine ganze Darstellung, und so sehr trägt es zur leichten Täuschung bey.

Die Einbildungskraft des Menschen ist ein gar sonderbares Ding: sie ist im höchsten Grade thätig, aber auch zugleich im höchsten Grade träge. Wird ihr der Kopf, der Busen, der Fuß eines ganzen Körpers gegeben; und mit eins steht der Körper vor ihr in seinem ganzen Leben da. Darin besteht ihre Thätigkeit. Aber bey dieser Thätigkeit will sie durch nichts, oder doch so wenig als möglich gestört werden. Muß sie mühsam die Theile eines Ganzen zusammen klauben, muß sie daher die Hülfe ihres ernsthaften Bruders, Verstand, erbetteln; so verliert sie alle Freude an ihrer Arbeit, und, wie ein eifersüchtiges aber großmüthiges Weib, entzieht sie sich, um nicht zu theilen, ganz der Beschäftigung mit ihrem Liebling. Je leichter sich ihr daher die Einheit darbietet, je mehr es der Dichter darauf anlegt, sich nach ihrer Laune zu bequemen, ihr die Herbeyrufung des Verstandes zu ersparen, und je mehr er sie dann in den Stand setzt, den ihr dargebotenen Stoff nach und nach, eigenthätig, bis in seine kleinsten Falten zu entwickeln, in seine feinsten Fäden auszuspinnen; desto mehr sieht sie sich an ihrem rechten Platze, mit desto größerem Behagen treibt sie ihr Werk.

Die Anwendung von diesem Satze auf den vorliegenden Fall ist nicht schwer. Mag es doch auch immer dem Dichter gelingen, Personen und Handlungen zu erfinden, deren Seelengröße wahrscheinlich, und deren Betragen dem Zuschauer glaublich ist; kennt man vorher nicht, was man von ihnen zu erwarten hat, muß man erst hintennach, aus dem vorgelegten Mannichfaltigen zusammennehmen, daß der Künstler richtig gezeichnet habe; so ist die Täuschung größtentheils verloren. Der Verstand hat gewonnen, aber auf Kosten der Einbildungskraft: sie will aus der Fülle schöpfen, aber nicht aus einzelnen Tropfen eine Fülle zusammengeizen.

Wie ganz anders aber verhält es sich wenn man ein Stück aus der alten Geschichte behandelt. Die Ankündigung eines Stückes von so bestimmten Characteren, wie Agamemnon, Iphigenia u. d. gl. gibt der Einbildungskraft schon den Totaleindruck; sie weiß, welchen Stoff der Dichter zu behandeln hat, und braucht daher nur langsam dem Gange nachzuwandern, den sie der Dichter führt. Jeder neue Auftritt, jede Wendung und jedes Wort ist ein Theil von dem Mannichfaltigen, das sie in der Einheit wiederfindet, und aus dem Totaleindrucke entwickelt; das Ganze entfaltet sich vor ihren Augen, und sie empfindet die ganze Schönheit der Darstellung.

* * *

Ein Umstand gehört noch wesentlich zu meinem Plane, und den muß ich nicht unberührt lassen. — Bey den Künsten des Raumes fand sich eine dreyfache Verschiedenheit in der Darstellung ein, die als Maaßstab für den Grad des freyen Spieles dienen konnte, das der Künstler bey ihrer Hervorbringung ausüben muß. Denn entweder die Linien selbst, aus denen die Umrisse des Ganzen bestehen, sind vom zweyten Grade, und die Freyheit der Einbildungskraft beschränkt sich bloß auf die Composition des Ganzen; oder die Linien können zwar mit voller Freyheit entworfen werden, aber die Composition ist durch etwas bestimmt; oder endlich trifft beydes zusammen: sowohl die Umrisse als das Ganze, verrathen das freye Spiel der Einbildungskraft.

Hier hingegen, bey der Dichtkunst, wo alles nur auf eine Construction der geraden Zeitlinie abzielt, wo der Dichter also nichts an der reinen Form zu thun findet, und alles, was er darstellt, nach und nach, in einer Art von Causalverbindung darstellen muß; hier scheint also dem Dichter ein großer Theil von dem freyen Spiel der Einbildungskraft verloren zu gehen. Der Hauptumriß des Ganzen, sollte man glauben, ist, bey allen Gedichten, eine gerade Linie, die weder mit Freyheit aufgefaßt, noch als Schönheit dargestellt werden kann.

Verhielte es sich in der That auf diese Weise, so fiele auch noch der innere Unterschied zwischen den Dichtungsarten selbst weg. Jedes Gedicht wäre die Darstellung eines Ganzen, das die Zeitlinie für das Gefühl empirisch construirte; und der Dichter dürfte sich bey dem einen nicht mehr als bey dem andern, dem freyen Spiele seiner Einbildungskraft überlassen: alle gingen fort nach dem Gesetze der Causalität, die Umrisse der Ode und der Epopöe wären gleich.

Um diesem Einwurfe zu begegnen, muß ich nochmals auf das zurückkommen, was oben schon erinnert worden. — Bey allen Kunstwerken der Zeit fängt des Kunstrichters Einbildungskraft erst mit dem Totaleindrucke an, in ein freyes Spiel zu gerathen. Erst dann, wenn ihr dieses durch den Verstand als Einheit gegeben worden, zergliedert sie ihn in seine mannichfaltigen Theile, und findet Vergnügen in dieser Zergliederung, sobald sie sieht, daß alles wirklich aus der Einheit fließt. Für den Kunstrichter also ist, so lange sich der Verstand noch mit der Aufsuchung der Einheit beschäftigt, der Totaleindruck ein Seynsoll, und nur dann erst, wenn er diesen bekommen hat, ist das Ganze ein Kunstwerk für ihn.

Der Dichter hingegen nimmt in seiner Begeisterung das Seynsoll stets für das Ist. In seinem Gemüthe muß sich daher vor der Ausführung, die in der Zeit geschieht, ein Ganzes als Totaleindruck zugleich darstellen, muß sich gleichsam räumlich für den innern Sinn abbilden, und ihm eine Art von äußerer Anschauung gewähren. Je nachdem nun dieses Ganze, als Bild im Raume wirklich dargestellt, mehr oder weniger Freyheit der Einbildungskraft verrathen würde; je nachdem wird auch die Dichtungsart mehr oder minder freyes Spiel der Einbildungskraft enthalten.

Betrachten wir nach diesem Maaßstabe die verschiedenen Dichtungsarten; so wird sich vielleicht finden, was schon von den Kunstrichtern allgemein angenommen worden, daß die Ode den höchsten, das Lehrgedicht hingegen den geringsten Schwung der Einbildungskraft erfordere.

Mag der Odendichter schildern was er will, Empfindungen, Leidenschaften oder Handlungen; er muß die Empfindungen, Leidenschaften und Handlungen personificiren, um alles gleichsam vor seinen Augen vorgehen zu sehen. Die Empfindung des Schmerzes ist ihm nicht bloß ein inneres Gefühl ohne Object; sondern seine lebhafte Einbildungskraft sieht den Schmerz als Person vor sich, wie er auf ihn zueilt, und an seinem Innern nagt. Aber da der empfundene Schmerz gewöhnlich nicht den ganzen Körper einnimmt, mahlt sich auch das Bild desselben nur selten vor der Einbildungskraft des Dichters aus. Bald ist es ein scheuslicher Kopf mit blutgem Rachen, und gräßlich blickenden Zähnen: es ist ein beißender Schmerz; bald eine bloße Hand mit gezucktem Dolche, womit sie ihn zu durchbohren droht; und bald ein paar ungeheure Füße, die seine Ehre in den Staub treten. Diese einzelnen Theile, deren seine Begeisterung eigentlich nur bedarf, werden nun von der Einbildungskraft zu einem Ganzen ausgemalt. Der ganze Schmerz, mit allen seinen Attributen, steht nun vor ihm. Es ist ein Bild mit voller Freyheit entworfen, und das, in Stein gehauen, und als räumliche Anschauung dargestellt, uns gerade den Totaleindruck geben würde, der des Dichters Einbildungskraft vorschwebte *).

Das nähmliche gilt von den Leidenschaften und den Handlungen, Liebe, Eifersucht, Geiz und Neid, und alle Leidenschaften sind dem Dichter nicht bloße Abänderung unseres Gemüthes, nicht bloße Erhöhung ganz natürlicher innerer Begierden in uns, ohne Objecte außer ihm; es sind ihm wirkliche Wesen, mit stärkern Kräften begabt, als daß der schwache Mensch ih-

*) Nach den Gesetzen der Einbildungskraft braucht der Theil nicht das Ganze herbeyzuführen; sondern kann auch andere Theile von anderen Ganzen mit sich ziehen. Daher die lyrischen Sprünge.

nen widerstehen könnte. Was er leidet, wird einer Ursache außer ihm zugeschrieben, und diese Ursache selbst verkörperlicht: sein Herz ist von Amors Pfeilen verwundet worden, und seine Leiden bleiben ihm dennoch werth, weil es goldene Pfeile sind.

Bei den rohesten Völkern des Alterthums mußte nothwendiger Weise der erste Schritt zur Cultur von der Einbildungskraft geschehen. Eben weil sie eine Wirkung des Verstandes auf die Sinnlichkeit ist, eben weil sie den Uebergang zwischen diesen zwey Gemüthsfähigkeiten ausmacht; schlägt sie gleichsam eine Brücke für den Menschen, der es wagt, sich aus dem bloß sinnlichen Zustand zu dem eines vernünftigen Wesens zu erheben. Was daher die Einbildungskraft sich anschaulich machen, was sie sich vorstellen konnte, war Beweis im eigentlichen Verstande des Wortes, für den Gedanken, den sie versinnlichte; und jedes neue Bild war eine neue Wahrheit. Wahrheiten, in dem Sinne, wie wir jetzt das Wort nehmen, solche Wahrheiten zu finden dachte wohl niemand. Der Unterschied zwischen einem abstracten Begriffe des Verstandes, und dem Bilde in concreto, das die Einbildungskraft von ihm zu entwerfen vermag, ist viel zu fein und viel zu schwer, als daß er sich gleich, beym ersten angehenden Denken, hätte vorstellen sollen.

Jede Leidenschaft wurde von ihnen mit einem Körper bekleidet; und der damahlige Weise, der über ihre Beschaffenheiten nachdenken wollte, personificirte sie zu eben dem Behufe, als wir abstrahiren: wenn er denken wollte, mußte er dichten. Von der kleinsten Empfindung des Menschen bis zu den erhabensten Gegenständen der Weltweisheit, mußte sich alles verkörperlichen lassen, weil man, aus Mangel an vertrautem Umgang mit abstracten Begriffen, keinen Gegenstand auf eine andere Weise im Gemüthe festhalten konnte.

Daher der Ursprung der Mythen und der Attribute, welche letzte den Begriff begränzten; und der Dichter arbeitete nie nach einem Bildhauer, sondern dieser sog die Lehren, oder vielmehr die mit Worten ausgedrückten Bilder des Weltweisen ein, dessen Schule er besuchte; und stellte sie, gleichsam als einen Commentar zu seines Lehrers Vortrag, auch im Raume außer sich dar.

Aber unsere Leidenschaften und Empfindungen sind wirklich für uns; daher waren auch die Bilder, unter denen die Phantasie des Weltweisen der damahligen Zeit sie sich vorstellte, auch wirklich außer ihm, und was er für kaltes Nachdenken hielt, war eigentlich Begeisterung. Es war kein gewaltsamer, dem Rausche ähnlicher Zustand, sondern das innigste Abziehen von allem Fremdartigen, das Festhalten seines Gegenstandes, und die Entwickelung desselben in seine kleinsten Theile. Wie uns beym Abstrahiren eines Begriffes, leitete sie ihr Gedächtniß und ihr Scharfsinn bey der Verkörperlichung desselben und der Ertheilung der Attribute; und was bey uns eine richtige Abstraction ist, war bey ihnen ein treffendes Bild mit gehörigen Attributen.

Frey wie die Empfindung oder Leidenschaft selbst, die er fühlte, spielte daher die Einbildungskraft des Odendichters, um in sich ein wirklich räumliches Bild für seine Einbildung oder seine Leidenschaft zu erhaschen: wenn er denken wollte, mußte er sinnbildern, und dichten, wenn er das Gedachte niederschreiben wollte.

Bey uns ist es freylich gerade das Gegentheil. Unsere Dichter, von Jugend auf der abstracten Begriffe gewohnt, können nie den hohen Schwung, und das freye Spiel der Alten, in ihren Oden beweisen. Jene suchten Worte für ihre Bilder, diese suchen Bilder zu ihren Gedanken; jene beschrieben, was die Einbildungskraft sah, diese versinnlichen, was sie denken.

Daraus ließe sich der Glaube an die Orakel psychologisch erklären, der Unterschied zwischen den eigentlichen Dichtern und den Schwärmern der Alten bestimmen, und endlich ein Weg zur Beantwortung der Frage zeigen: ob es dem neuern Dichter, nach Klopstocks musterhaftem Beyspiele, erlaubt sey, dem Vorbilde der Alten zuwider, durch innere Empfindungen äußere Anschauungen zu malen. Aber da ich nur zeigen wollte, worinn das freye Spiel des Odendichters bestehe, muß ich hier einlenken, um zur Epopöe überzugehen.

Der Mangel an dem leichten Gebrauche der abstracten Begriffe erzeugte die Ode; der Mangel an der Kunst zu schreiben, das Heldengedicht. — Die Menschen zu allen Zeiten fanden nur eine magere Unterhaltung in dem Umgange mit sich und ihren Zeitgenossen. Sie lernten sich einander bald, gleichsam auswendig kennen, und ihre Begebenheiten hatten nur wenig Reiz für sie. Ueberdieß sind ihnen die Gründe zu der Handlungsweise der Zeitgenossen meistens so gut oder so schlecht bekannt, mischt sich in die Beurtheilung derselben so viel Partheylichkeit, und so viel ungerechter Neid von der einen, und so viel blinder Beyfall von der andern Seite, daß der Mensch zu allen Zeiten nichts so wenig kannte, als die Geschichte seiner Zeit, und daß er gern das Blatt überschlug, das sie ihm erzählte.

Nur dann, wenn wir unseren Lebensfaden weit zurück in die Vergangenheit ausspinnen, wenn wir die Thaten der Vorwelt kennen lernen, finden wir eine Mannichfaltigkeit unerschöpflicher Begebenheiten, und wahre Unterhaltung mit Menschen, über welche die Vernunft ihr strenges Richteramt ausüben, und deren Handlungen sie nach ihrem Gesetze prüfen kann.

Dieser Hang zur Kenntniß der Geschichte der Vorwelt mußte daher, ohne alle Rücksicht auf Nutzen, auch schon frühzeitig die Menschen antreiben, die Thaten ihrer Voreltern aufzubewahren; und in der That ist kein neu entdecktes, nur halb cultivirtes Land noch gefunden worden, das nicht die Geschichte von einigen Generationen zurück besäße.

Aber wie konnte, bey den ersten Griechen, die Geschichte aufbewahrt werden? Die Kunst zu schreiben war noch nicht erfunden, der Gebrauch der Hieroglyphen ihnen unbekannt. Durch Tradition freylich: vom Vater auf den Sohn. Aber das hätte die Geschichte nicht weit zurück aufbewahrt gehalten. Den meisten Menschen ging es damahls, wie es noch jetzt geht: sie vergessen das Alte durch die Eindrücke des Neuen. Nur hie und da ein Mann von starker Einbildungskraft, dem die Natur die Gabe verliehen hatte, das Gehörte bildlich aufzufassen; nur er konnte seinem Gedächtniß durch seine Einbildungskraft zu Hülfe kommen, und die Niederlage für die Thaten der Vorzeit werden, aus der man, wenn man es brauchte oder wollte, sie wieder bekommen kann.

Aber wie es mit allen Niederlagen geht, deren Ein- und Ausgabe niemand bucht, so ging es auch hier. Eben diese Männer, weil sie jede That ausmalten, um ihrem Gedächtniß durch ein räumliches Bild zu Hülfe zu kommen, veränderten, nach dem Gesetze der Einbildungskraft, die Form der That selbst. Was da hätte geschehen können, geschah für sie wirklich; Kräfte wurden zu Wesen, Menschen zu Göttern, und natürliche Begebenheiten zu Wundern erhoben. Ihre Einbildungskraft mußte spielen, um sich des Gegenstandes recht anschaulich zu bemeistern, und sie bediente sich dieser Erlaubniß hier, wie überall, wo sie spielt: sie formt den Gegenstand so lange um, bis man nur mit Mühe das Muster erkennt, nachdem er gebildet worden.

Traten nun diese Männer auf, und erzählten dem Volke, in guten Versen — das beste Hülfsmittel etwas im Gedächtnisse zu behalten *) — die Thaten der Vorwelt, wie sie dieselben gesehen hatten; so war das dem Volke die angenehmste Unterhaltung. Auch sie wußten, durch ihre eigene Tradition, so etwas von den Begebenheiten, die ihnen der Geschichtskundige vorsang; aber so wußten sie es dennoch nicht. Gerade wie wir das größte Wohlbehagen fühlen, wenn wir eine Begebenheit aus einem schlechten Compendium kennen, und dann einen ausführlichen Geschichtschreiber zu Rathe ziehen, der uns alle die Schwierigkeiten hebt, die wir vormahls hatten; gerade dieß Gefühl mußte sich des Gemüthes jener Leute bemeistert haben. Was sie nur dunkel wußten, ward ihnen nun bis zur Anschaulichkeit deutlich was ihnen unbegreiflich schien, erklärte man ihnen; und was sie für alltäglich hielten, bekam einen Anstrich vom Ungewöhnlichen und Erhabenen.

Daß diese Ableitung des Ursprungs der Epopöe nicht bloße Hypothese zum Behufe meiner Theorie sey, ließe sich vielleicht strenge erweisen, wenn das zu meinem Zwecke gehörte. Aufmerksam bloß will ich darauf machen, daß man keine Spur von einer Epopöe bey den Egyptiern, Hebräern und Indiern antrifft, denen der Gebrauch der Hieroglyphen, und sogar der Schrift nicht fremde war; daß die Epopöe anfänglich keine lange, zusammenhängende Begebenheiten, sondern nur einzelne Thaten behandelte; und daß selbst prosaische Schriftsteller, die, wie Herodot und Ktesias, aus der Tradition schrieben, manche Fabel, nicht mit besserm Wissen, als Wahrheit aufnahmen, sondern weil die von den Dichtern überlieferten Traditionen die Quellen waren, aus denen sie schöpfen, und sie nicht so viel Kritik wie Livius besaßen, das fabelhaft Scheinende zwar zu erzählen, aber nicht zu bestätigen.

Waren demnach die ersten Epopöendichter die eigentlichen Lehrer der Geschichte; so mußten sie freylich, durch das freye Spiel ihrer Einbildungskraft, manches Bild, manche Scene ausmalen, um dem Ganzen Anschaulichkeit zu verschaffen, und es dadurch der Einbildungskraft des Zuhörers einzuprägen. Aber an der eigentlichen Hauptbegebenheit, die jedermann doch so ziemlich aus eigener Tradition kannte, durften sie nichts ändern. Sie konnten die Handlungen motiviren, auf welche Art sie wollten, konnten Maschinen brauchen, wo gewöhnliche Gründe und Kräfte nicht zulangten; aber der Grund, weßhalb sie motivirten und Maschinen einführten, mußte der allgemeinen Tradition getreu bleiben.

Rechnet man daher das Lyrische ab, das jedes Heldengedicht mehr oder weniger enthält, schränkt man sich also bloß auf das ein, was eigentlich zum Aneinanderreihen der Thatsachen gehört; so ist die Freyheit der Einbildungskraft, die der Dichter desselben ausübt, gerade die des Historienmalers. Auch dieser entlehnt den Stoff aus der Geschichte, und nur Umrisse, Anordnung des

*) Deßhalb, sagt Aristoteles, nennt man die Musik ein Gesetz.

Ganzen, und Colorit sind sein Werk, nur diese hat er dem freyen Spiele seiner Einbildungskraft zu verdanken.

Der Idyllendichter ist zum Theil Lyriker, und unterscheidet sich bloß vom Epopöendichter durch den Gegenstand. Was daher, in Betracht der Freyheit der Einbildungskraft als Resultat aus beyden Dichtungsarten fließt, paßt zusammen auf ihn: er hat nicht das volle freye Spiel des ersten, und ist nicht so eingeschränkt wie der zweyte.

Daß aber der didaktische Dichter, als solcher, fast gar kein freyes Spiel der Einbildungskraft äußern könne, und daher nur in Rücksicht auf das zufällig eingemischte Lyrische den Namen eines Dichters verdiene, ist zu oft gesagt worden, als daß es hier wiederholt zu werden brauchte.

Karl Friedrich Benkowitz,

ein früher nicht ungern gelesener, jetzt aber bereits fast ganz vergessener Schriftsteller, ward 1764 zu Uelzen im Lüneburgischen geboren, studirte Theologie und lebte dann eine Zeit lang als Candidat zu Karkow bei Stargard, später in Breslau. Zu Anfange dieses Jahrhunderts besuchte er Italien, ward darauf nach seiner Rückkehr 1804 in Glogau als Kammersecretär angestellt und endete hier am 19. März 1807 aus Schwermuth freiwillig sein Leben, indem er sich von einem Fenster des dritten Stockwerkes hinab auf die Straße stürzte.

B. gab heraus:

Erzählungen und Gedichte. Göttingen, 1788.
Lebensscenen. Halle, 1790.
Klopstock's Messias, ästhetisch beurtheilt. Breslau, 1797.
Der Zauberer Angelion. Berlin, 1798—1800. 2 Thle.
Natalis. Leipzig, 1800.
Robert. Halle, 1793—98. 4 Thle.
Pfeile des Witzes und der Laune. Halle, 1798.
Der neue westphälische Robinson. Halle, 1799. 2 Thle.
Helios, der Titan. 2 Thle. Leipz. 1802—3.
Reise von Glogau nach Sorrent. Berlin, 1803—4. 3 Thle.
Das italienische Cabinet oder Merkwürdigkeiten von Rom und Neapel. Leipz. 1804.
Hilarion. Leipzig, 1804.
Abbadonnah. Leipz. 1804. 2 Thle.
Reisen von Neapel in die umliegende Gegend. Berl. 1806.
Der deutsche Don Quixote. Leipz. 1806.
Geschichte eines afrikanischen Affen, genannt Muley Hassan, vormals Voltaire. Berlin, 1807.

Benkowitz's Sterben ging vorzüglich dahin, der Menge zu gefallen und dem Ton des Tages zu huldigen; er versuchte sich daher in fast allen Gattungen und schrieb bald sentimental, bald humoristisch, bald in strengstem Ernst, bald nur komisch u. s. w. Daher fand er auch für kurze Zeit ein dankbares Publikum; da er jedoch schnell und oberflächlich arbeitete und gründlicher Tiefe wie treffenden Witzes ermangelte, so hat ihn keines seiner Werke überlebt. Gefällige Rede und eine gewisse Lebhaftigkeit der Darstellung sind ihm nicht abzusprechen; weiter reichen indeß seine Verdienste nicht, indem er selbst nicht hinreichende Phantasie und genug Wärme und Wahrheit des Gefühls besaß, um einen mehr als gewöhnlichen Leser zu fesseln. — Das hier mitgetheilte Fragment einer Art von Autobiographie charakterisirt seine Weise genügend und ist nicht ganz ohne psychologisches Interesse.

Erinnerungen an die Freunde meines Lebens *).

Wenn man einige hundert Meilen von seinem Vaterlande entfernt ist, wenn alles um uns her eine veränderte Gestalt angenommen hat, wenn die Natur, die Menschen, die Sitten sich verwandelten, wenn man nur selten einen vaterländischen Genossen findet, der nicht mit verwandelt ist, dann wird uns das, was uns ehemals theuer war, noch unendlich theurer, dann beginnt man, sein Vaterland und die Menschen darin mehr zu lieben, wie je, dann steigen, besonders unsere ehemaligen Freunde, in einem sehr reizenden Lichte vor der Seele auf.

Alles, was mir von den Jahren meiner Kindheit an, bis jetzt, theuer war, alles, zu welchem in meinem vorigen Leben meine Seele sich hinneigte, ist fern, sehr fern von mir; ich bin unter einem fremden Himmel, unter fremden Menschen, von denen ich nie etwas wußte, nie etwas vernahm. Noch hat sich mein Herz nur wenig zu neuen Freundschaftsbündnissen geöffnet; aber um so theurer sind mir die alten, und ich kann mir die Freude nicht versagen, sie noch einmal recht lebhaft in meine Seele zurückzurufen.

Vielleicht werde ich in meinem künftigen Leben nur wenige von meinen Freunden wiedersehen, vielleicht keinen; aber ich will wenigstens noch einmal von ihnen und mit ihnen reden. Ich will ihnen aus weiter Entfernung, tief aus dem Süden Europas und vom Gestade des mittelländischen Meers her ans Herz rufen, daß ihr Andenken noch lebendig und neu in meinem Herzen wohnt.

Der erste Freund meiner Kindheit, als ich noch unbefangen im väterlichen Hause war, hieß Pape. Kaum, daß noch ein Schatten von seinem Bilde vor mir aufsteigen will; aber das entsinne ich mich noch genau, daß die Blattern einst sein Gesicht roth gefärbt hatten.

Ich verlebte mit ihm einige von den frühen rosenfarbenen Knabenjahren, und weiß nur das noch von unserer Freundschaft, daß ich ihn sehr lieb hatte, und daß der erste Seelenschmerz, an den ich mich zu erinnern vermag, sich meiner bemächtigte, als ich mich von ihm trennen mußte. Er ward in meiner Vaterstadt, in Uelzen im Lüneburgischen, bei seinen Verwandten erzogen, und kam dann ohngefähr im zehnten Jahr, zu seiner Mutter nach Otterndorf im Lande Hadeln. Seit dieser Zeit habe ich ihn nie wieder gesehen, nie etwas von ihm gehört. Ich erinnere mich bloß, daß ich in öffentlichen Blättern den Namen Pape als Schriftsteller erwähnt gefunden habe, aber ich weiß nicht, ob es mein Freund ist.

Wenn du noch auf Erden walltest, erster Freund meiner Kindheit, wenn du dreißig Lebensjahre zurückzudenken vermagst, so wirst du dich erinnern, wie ich meine ganze kindische Beredsamkeit aufbot, dich bei mir zurückzubehalten, und wie alles umsonst war. Ich weiß es noch, daß ich tief traurig über deinen Verlust war, aber ich zweifle, daß dein Gefühl ganz dem meinigen glich; denn der Hinwegeilende leidet nicht so viel, als der Zurückbleibende.

Seitdem sind unsere Lebensbäche in verschiedenen Richtungen dahin geflossen, und haben sich nie wieder berührt; aber ich sehne mich, zu wissen, ob der deinige durch Blumenfelder dahin eilte, oder ob er auch durch Klippen und Dornengebüsche sich durchdrängen mußte? Ach, auch dir wird das allgemeine Loos der Menschen, das jedem seine Blumen und seine Dornen hinwirft, nicht vorübergegangen seyn.

Mir ging es nicht vorüber. Seit dem Schmerz, den ich bei der Trennung von dir empfand, habe ich noch oft den Schmerz getrennter Freundschaft gefühlt, und nicht ihn allein; tausend reizende Dornen habe ich unter den Blumen des Lebens gefunden, und vorzüglich in meinem letzten Lebensjahre, wo Krankheit des Körpers und der Seele mich wütend ergriff. Aber ich will hier nicht davon reden; nur was meine Freunde betrifft, soll jetzt bei mir vorüber gehen. O Trennung, Trennung!

Oft hing ich fest an einem treuen Freund,
Du aber schlugst in seine Brust die Klauen,
Und rissest ihn, mit heißem Schmerz beweint,
Oft in das Grab, oft hin zu fernen Auen.

Der zweite Freund meiner Kindheit ist nicht mir allein, sondern auch vielen andern bekannt, mindestens dem Namen nach. Es ist Veit Weber, der durch die Sagen der Vorzeit, so wie durch manche andere Schriften, so bekannt geworden ist. Aber er heißt nicht Veit Weber. Dieß ist nur sein schriftstellerischer Name; sein wahrer Name ist Philipp Leonhard Wächter, und unter dem

*) Aus: Helios, der Titan, oder Rom und Neapel von C. F. Benkowitz, erstes Heft. Leipzig, 1802.

Namen Philipp war er der Freund meiner Kindheit, so wie ich der seinige unter dem Namen Fritze.

Sein Vater war Prediger in meiner Vaterstadt, und wohnte nur ein Haus von dem Hause meiner Eltern. Wir sahen uns alle Tage, und ich erinnere mich noch sehr lebhaft der beiden Maulbeerbäume in seinem Hofe, zwischen denen wir eine Schaukel angebracht hatten, noch sehr lebhaft der Hagedornschen Fabel, die wir pantomimisch zusammen aufführten.

Zu unserer Knabenlectüre gehörte nehmlich auch die Fabel von Hagedorn: der Adler, die wilde Katze und die wilde Sau, und diese hatte einen so tiefen Eindruck auf unsere Einbildungskraft gemacht, daß wir sie dramatisch darstellten. Von einem Schriftsteller, wie Wächter, sind auch kleine Züge aus den Jahren der Kindheit anziehend, und ich erlaube mir deßhalb die Erzählung von diesem unsern kindischen Spiel. Die Fabel fängt *) so an:

Es hatt' auf einem hohen Baum
Der Vögel Königin den Obersitz genommen,
Die Katze wählte sich der Eiche mittlern Raum,
Den untersten hatt' eine Sau bekommen;
Die hielten lange gute Nachbarschaft u. s. w.

Die wilde Katze aber, die listig auf die Jungen ihrer Nachbarn ist, überredet die Sau, daß der Adler ihre Ferkel fressen will, wenn sie ausgeht, und dem Adler macht sie ebenfalls bange für seine kleine Brut, wenn er nach Futter ausfliegen sollte. Beide bleiben zu Hause, verhungern, und werden von der wilden Katze gefressen.

Dieß ist das Drama, daß wir aufführten. Unser Baum war eine Treppe in meinem väterlichen Hause, die in der Mitte einen Absatz hatte; an dieser bauten wir unsere Nester auf. Oben hatte der Adler, auf dem Absatz die wilde Katze, und unten die Sau ihren Sitz. Unser dritter Schauspieler war mein anderer Jugendfreund Pape. In den Rollen wechselten wir ab, aber Veit Weber machte gewöhnlich die wilde Katze, also den Hauptacteur.

Wenn wir dann unsere Nester in Besitz genommen hatten, so kam die wilde Katze zuerst zur Sau gekrochen, und hub vertraulich an: Liebe Frau Nachbarin, ich habe ihr mit schwerem Herzen etwas zu entdecken, aber sie muß mich ja nicht verrathen; ach ich unglückliche Frau, wie würde mir es gehen!

Die Sau gelobte feierlich an, nichts zu verrathen, und nun fuhr die Katze fort: Denke sie sich, liebe, liebe Frau Nachbarin, was der böse Adler im Schilde führt; wenn sie das erstemal wieder ausgeht, um Futter zu holen, will er ihre Jungen fressen. Die Sau fing gewaltig an zu grunzen, und ereiferte sich heftig über den feindseligen Adler. Still, still, rief die Katze, damit er es nicht hört; aber weiß sie, liebe Frau Gevatterin, wie sie ihn anführen kann? Bleibe sie fein zu Hause, und verlasse sie ihre Jungen nicht; ich will es eben so machen.

Die Sau versprach auch dieß fest, und nun ergossen sich beide über den boshaften Nachbar in bittre Schmähungen. Sodann nahm die Katze einen zärtlichen mütterlichen Abschied, und kroch zum Adler, wo dieselbe Szene wiederholt ward.

Wir hatten nun unsere Jungen viel zu lieb, und hüteten das Nest unaufhörlich. Endlich kam der Hunger; wir fingen an zu ächzen und starben. Sogleich kam die Katze und fraß uns auf. Ich weiß, daß die Katze mich bei dieser Gelegenheit oft weidlich hin und her gerissen hat.

So endigte unser kleines Drama. Wer dieß alles für Kleinigkeit hält, dem will ich es gern erlauben; aber es wird auch manchen geben, der es nicht dafür hält, oder vielmehr, der es weiß, daß fast das ganze menschliche Leben aus Kleinigkeiten besteht, und daß manches davon etwas Großes für unser Herz seyn kann. Es gab niemand auf unsere Spiele Acht; aber mir scheint, daß wenigstens der Erfinder dieses kleinen Drama etwas Kopf verrathen hat. Ich weiß nicht mehr, wer es war. Sollte jener Pape, den ich in den öffentlichen Blättern fand, mein Freund seyn, so wäre es merkwürdig, daß diese drei kleinen Schauspieler drei Schriftsteller geworden wären.

Ich erinnere mich aus dieser Zeit, daß Veit Weber eine Menge alter Bücher aus der Kirchenbibliothek, die sein Vater unter sich hatte, begierig las, und schon damals viele romantische Vorstellungen in seiner Seele herumtrug. Seine Leserei bestand, wenn ich mich noch recht besinne, in der Geschichte eines alten Helden. Er erzählte mir oft davon, und mir schien damals alles sehr wunderbar.

Diesen Freund verlor ich ebenfalls frühzeitig. Sein Vater ward als Prediger nach Hamburg berufen, und mein Philipp folgte ihm mit Freuden nach dieser großen Stadt. Ich weiß, daß ich am Morgen der Abreise viele Thränen vergoß. Seit dieser Zeit habe ich auch diesen Jugendfreund nicht wieder gesehen; aber gehört habe ich oft von ihm, und unser Leben hat sich in einigen kleinen Punkten berührt. Als ich die Universität Göttingen bezog, hatte er sie eben verlassen, und ich traf noch Bekannte von ihm. Der Verleger seiner Sagen der Vorzeit ist Herr Maurer in Berlin; derselbe Buchhändler hat auch einige von meinen unwichtigen Sachen verlegt.

Wenn du dich meiner noch erinnerst, Freund meiner Jugend, so rufe noch einmal die goldenen Jahre der Kindheit in dein Herz zurück, wo unsere Seele einem Spiegel gleicht, in welchem die großen Leiden des Lebens sich noch nicht abgebildet haben, der noch ungetrübt ist, und alle kleinen Freuden des Daseyns in dem reizendsten Lichte zeigt. Wir haben mehrere von diesen Jahren zusammen verlebt, worin Unschuld und Natur unsere Begleiterin war, und wir wären ohnstreitig die glücklichsten Menschen gewesen, hätten alle unsere Lebensjahre denselben Stempel getragen.

Der dritte Freund, den ich in meiner Vaterstadt hatte, hieß Meyer. Er kam aus einem fremden Ort nach Uelzen auf die Schule, und wohnte bei dem damaligen bekannten Probst Zimmermann daselbst. Unsere Freundschaft entspann sich auf eine sehr einfache und ungekünstelte Art. Nachdem wir eine Zeitlang mit einander bekannt gewesen waren, sagte er mir einst, daß er so gern in meiner Gesellschaft wäre; ich gestand ihm aus vollem Herzen dasselbe (denn in dieser Lebenszeit spricht die Zunge noch nicht allein), und seitdem waren wir unzertrennlich.

Wir mochten damals ohngefähr zwölf Jahr alt seyn, und unser beständiges Beysammenseyn wurde unsern andern Gespielen schon auffallend. Ich glaube selbst, daß man uns einen Namen gegeben hatte; aber dieß störte uns keinen Augenblick, und wir schlossen uns um so fester an einander. Es war ein sehr süßer Augenblick für mich, als mir einst jemand sagte: ich müßte einen recht wahren Freund an Meyern (denn meine Freunde hießen nun schon nach ihrem väterlichen Namen, und ich schon Benkowitz) haben, denn er hätte sich meiner in der Abwesenheit mit der größten Heftigkeit angenommen. O ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie wohl das meinem Herzen that.

O Freundschaft, erstgebornes Kind
Des liebevollsten der Wesen;
Süß, wie die Träume vom Genesen
Dem hoffnungslosen Kranken sind!

Es war damals, daß ich diese Süßigkeit zuerst mit einigem Nachdenken empfand. Wenn mich nach Meyern verlangte, gab ich ohnweit von seinem Fenster ein Zeichen, und sogleich kam er zu mir herunter. Wir verlebten dann auf Spaziergängen unter fast unabgerissenen Gesprächen sehr süße Stunden.

Alles ist mir aus dieser Freundschaft ein angenehmes Andenken, nur etwas hat mich nachher oft erröthen gemacht. Meyer hatte mehr Taschengeld, als ich, und eine gewisse Naschhaftigkeit überwand meine damals sonst große Bescheidenheit; ich litt nicht nur, daß er oft mit mir theilte, ich gab selbst Gelegenheit dazu, und seine Gutmüthigkeit bequemte sich immer willig. Dieß hat mir noch lange nachher Beschämung verursacht, und noch jetzt wundere ich mich über diese Eigennützigkeit, da ich sonst nicht dazu geneigt bin. Es war in dieser Rücksicht gut, daß ich nach wenigen Jahren von ihm entfernt ward; ich hätte ein eigennütziger Freund werden können.

Er war der erste von meinen Freunden, den ich verließ, und ich fühlte dabei recht lebhaft, daß das Verlassen bei weitem nicht so schwer sey, als das Zurückbleiben. Ich erinnere mich nicht, daß ich über unsere Trennung geweint hätte, ob ich ihn gleich herzlich liebte.

In meiner Vaterstadt hatte ich noch mehr Gespielen, die mir theuer waren, und mit denen ich sehr viel Vergnügen genoß. Ernst, Hartwig, Wilhelm, euer Bild und euer Name steht noch lebendig in meinem Herzen. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen, wie wir des Sonntags nach dem kleinen Dorfe Fersen gingen, wie wir da frohen Muthes unsern Zwieback aßen, und unser süßes Bier tranken, wie wir in dem schönen Tannenwäldchen zu dem Quell eilten, wie wir uns in der Wipperau badeten und neugierig die Papiermühle besuchten. O es waren sehr unschuldige und süße Freuden, die wir genossen, denn sie haben auf immer einen angenehmen Eindruck hinterlassen.

Von Uelzen kam ich, als ich vierzehn Jahr alt war, nach Stendal auf eine größere Schule. Mein Herz war nun schon daran gewöhnt, immer jemanden zu haben, an den es sich vorzüglich hing, und ich fand bald, was ich, ohne es zu wissen, suchte. Ein feingebildeter Knabe, mit einem eben so feinen und

*) Ich würde den Anfang dieser Fabel hier nicht hersetzen können (denn ich habe die Hagedornschen Gedichte nicht bei mir, und in Neapel sind die deutschen Bücher sehr rar), wenn nicht ein Ohngefähr sie mir in die Hände geführt hätte. Indem mir hier nehmlich das Herz voll von meinen Jugendfreunden ist, und ich unsere Spiele einem hitzigen Freunde, dem Maler Kniep, erzähle, frage ich ihn zugleich, ob er die Fabel kenne? Da liegt sie auf dem Tisch, sagte er. Ich war nicht wenig überrascht, sie in diesem Augenblick zu finden, und habe dieß alte Stück unserer kindischen Schauspielerei mit großem Vergnügen wieder durchgelesen.

angenehmen Wesen, zog bald meine ganze Aufmerksamkeit auf sich; aber es war nicht sowohl seine Bildung und sein Wesen, als, ich muß es nur gestehen, vielmehr seine Kleidung, die ich so modisch und niedlich noch nicht bei meinen Gespielen gesehen hatte.

Dieß machte mich etwas schüchtern, und ich wagte kaum, seine Freundschaft zu suchen. Er war mir übrigens an Geistesbildung weit überlegen. Ich sprach über Gegenstände, nach dem ersten Eindruck, den sie auf mich machten, er machte Bemerkungen. Ich war ganz natürlich aufgewachsen, er hatte eine gewisse Welt; ich redete, wie mir der Augenblick eingab, er wählte die Worte, und hatte Wendungen in seiner Sprache. Dieß alles unterschied uns, aber da wir in einer Classe waren, so fanden wir uns dennoch bald, und wurden sehr innige Freunde. Er war der Sohn eines Hofraths, und hieß Schröckh.

Viele Jahre sind es schon, daß er hinübergegangen ist zu jenem Lande, aus dem keine Nachrichten mehr zu uns kommen; aber sein Bild lebt in meiner Seele, und wird nie darin verlöscht werden. Er hatte viele Vorzüge vor andern, und bei einem äußerst zarten und schwachen Körper that sich immer sein Geist hervor. Noch seh ich ihn, wie er bei unsern kleinen Redeübungen da stand, und mit einem rührenden Ausdruck in der Declamation sehr passende Gesten verband; noch höre ich, wie schön er das Wort Schmerz aussprach, und die schönsten Stellen aus Klopstocks Messias mit sanftem Nachdruck vortrug.

Alle dergleichen Dinge waren in der Schule meiner Vaterstadt nicht vorgekommenn, und ich ward sehr davon hingerissen. Aber wie hölzern stand ich da, als ich das erstemal declamiren sollte! Gleich einer Marionettenpuppe, die durch einen Drath ihr ganzes Leben erhält, hob und ließ ich dabei die Arme sinken, und sagte dabei monotonisch die schöne Stelle aus dem Messias her:

— — — Ja, bitter ist doch von Geliebten,
Jammervoll ist die Scheidung, der keine Stunde gesetzt ward,
Ach, zum Wiedersehen u. s. w.

Aber da die Sache so vielen Reiz für mich hatte, und wir überdieß durch einen trefflichen Lehrer im Declamiren gebildet wurden, so machte ich bald Fortschritte auf dieser Bahn, und nach einigen Jahren hatte ich die Freude bei einem Rede-Actus, daß man ungewiß war, wer am besten declamirt hätte, Schröckh oder ich.

Auch wurden wir zuletzt die beiden ersten in der Schule, und und wechselten oft halbjährig mit dem obersten Platz ab, je nachdem wir unser Latein am zierlichsten geschrieben hatten; aber ich besinne mich nicht, daß je sich deßhalb Neid unter uns gezeigt hätte. Demohngeachtet hob die Zwietracht auf eine andere Art ihr Haupt zwischen uns empor, und trennte uns. Wir, die wir gleich gestimmt waren, gleiche Urtheilskraft, gleiches Gefühl, gleiche Anlagen hatten, wir sahen, sprachen, liebten uns nicht mehr.

Es ist schon lange, daß du hinübergegangen bist, edler Freund, zu jenen Gefilden, zu denen wir alle auf dem Wege sind, aber noch immer erfüllt mich das Andenken an unsre Zwietracht mit Schmerz und Wehmuth. Ich weiß nicht genau, wie sie entstand, und so lange fortgepflanzt wurde; aber ich nehme mit Freuden die Schuld davon auf mich. Der kleinste Funke von Unwillen ist längst in meinem Herzen getilgt, und mit ausgebreiteten Armen werde ich dir entgegen gehen, wenn ich in jenen Gefilden dich wieder finde, wo keine Zwietracht mehr ihr scheusliches Panier zwischen Freunden aufsteckt.

Er bezog ein Jahr früher, als ich, die Akademie, und am Morgen seiner Abreise söhnten wir uns aus, ach, um uns nachher noch einmal auf dieser spätern Laufbahn bitter zu entzweien. Ich wende meinen Blick davon hinweg, denn ich fasse noch nicht, wie ich mit einem für mich so passenden und alten Freunde in Zwietracht leben konnte. Aber je älter die Freundschaft ist, um so zarter wird sie oft, um so leichter ist sie zu verletzen.

Ich erinnere mich aus der Zeit meiner Schuljahre, daß ich eine lebhafte Dankbarkeit gegen die Lehrer empfand, von denen ich etwas Neues oder Vorzügliches lernte. Besonders wandte sich meine Achtung gegen den damaligen Rector, Namens Brohm, der einen trefflichen Vortrag, einen edlen Charakter, und überhaupt alles besaß, was zu einem guten Lehrer gehört. Von ihm empfing ich das erste Licht, die erste Ahndung von dem, was es Gutes und Schönes im Reich der Wissenschaften gäbe, und meine Achtung wäre in die zärtlichste Freundschaft übergegangen, wenn die Verhältnisse des Lehrers und Schülers es erlaubt hätten. Noch sehnt sich mein Herz nach diesem Manne.

Es ist wahr, daß er die wenigen Anlagen, die ich hatte, nicht ermunterte; im Gegentheil scheint es mir noch jetzt, daß er meine Arbeiten zu tief herabsetzte. Aber er hatte gewiß seine Gründe dazu, und es geschah vielleicht, um kein Selbstgefühl in mir emporkommen zu lassen.

Ich hatte damals ein Gedicht gemacht, über Religion und Freigeisterei, das sich so anfing:

O du, vom Himmel uns gesandt,
Religion, der Gottheit größte Gabe,
Wie selig der, der einmal dich erkannt,
Dich einz'gen Trost im Leben und am Grabe.

In diesem Gedicht kamen auch folgende Stellen vor:

Du bist es, die in trüben Stunden,
Wenn auf den Leidenden die Last des Elends sinkt,
Wenn nun der letzte Trost verschwunden,
Und seine Seele ganz den Kelch der Leiden trinkt,
Die dann ihr Antlitz zu ihm wendet,
Und Linderung und Seelenruh ihm sendet, u. s. w.

Ferner:

Und wenn von dieser schwarzen Lehre *)
Dein eignes Herz auch überzeuget wäre,
So braucht's ein Fünkchen Edelmuth
Und Menschenliebe nur, es andern zu verhehlen,
Und ihnen nicht das höchste Gut
Mit Tigergrausamkeit zu stehlen.
Dieß ist die schwärzeste der Thaten, die geschehn —
Verzweiflung kann durch sie in einer Welt entstehn.

Wie grausam ist der Mensch, der dieß System erfindet,
Und seinen Brüdern es zu ihrer Qual verkündet!
Der Mörder ist ein Bösewicht,
Der seiner Brüder Herz, die ängstlich vor ihm stehen,
Und um Erbarmung ihn, und um ihr Leben flehen,
In diesem Angstgeschrei mit kaltem Blut durchsticht;
Ein Bösewicht! ... Allein du mußt vor ihm erröthen,
Er tödtet nur den Leib, du willst die Seele tödten;
Er quält nur einen Augenblick:
Du raubst dem Schwachen oft in allen Lebenstagen
Die inn're Ruh, des Lebens größtes Glück,
Denn nur ein Bösewicht kann den Gedanken tragen
Ich gehe nun in nichts zurück.

O unaussprechlich dumm ist diese Lehre,
Daß ich für diese Welt allein geschaffen wäre,
Daß Gott, der sonst so liebreich sich erwies,
Mir diesen heißen Trieb zum Leben,
Und die Vernunft allein zur Qual gegeben.
Wird der, der diesen Durst in mir entstehen ließ,
Die Zunge nur mit einem Tropfen kühlen? u. s. w.

An einer andern Stelle heißt es von dem praktischen Freigeist:

Kommt, laßt uns ihn von andern Seiten sehn,
Und mit in seine Wohnung gehn,
Er, der vorher als Vater und als Gatte,
Der Kinder frohe Schaar mit Fleiß erzogen hatte,
Entfernt sie nun von sich, blickt sie mit Unmuth an;
Das Weib umarmt mit Lust den ihr so theuren Mann,
Und küßt ein fremd Geschöpf, das ihrem Arm entfliehet,
Weil izt sein Feuer nur für Buhlerinnen glühet,
Ach! der, mit welchem sie auf immer sich verband,
Mit welchem sie so oft das stille Glück empfand,
Das Liebenden sich beut, ist itzo ein Verbrecher,
Verhöhnt nun alles das, was Menschen heilig ist,
Ist nun ein Bösewicht, der jede Pflicht vergißt,
Scheut keine That nun mehr, und fürchtet keinen Rächer.

Und ist dann kurze Zeit in trunkner Lust verlebt,
Der Freudenbecher leer, der Körper abgezehret
Und das Gewissen nun mit jeder Schuld beschwert,
Seht, wie der Frevler dann beim nahen Grab erbebt!
Dann breitest du, mit fürchterlichen Schwingen,
Verzweifelung, dich über ihn;
Seht den verworfnen Geist mit jeder Marter ringen,
Seht seine Freunde zaghaft fliehn,
Seht ihn in Todesangst sich winden,
Und in der Todesangst nun einen Rächer finden!
Izt starrt der Mund, das wilde Auge bricht,
Der Geist entflieht, und tritt nun vor Gericht.

Ein Schauder dringt, bei dem Gedanken,
Durch mein erzitterndes Gebein;
O Freigeist, willst du nicht in deinen Lehren wanken?
Sieh, dieses fließt daraus, sieh, dieses Werk ist dein u. s. w.

Das Gedicht schloß mit den Worten:

Wer uns den Glauben raubt, den uns die Bibel schenket,
Daß unser Geist noch nach dem Tode denket,

*) Des Unglaubens an Unsterblichkeit der Seele.

Der raubet uns mit ihm des Lebens ganzes Glück;
Wer mit dem Ruf uns schreckt: du gehst in Nichts zurück!
Der läßt ein schneidend Schwerdt nach unserm Herzen zielen,
Und uns in jedem Nu des Todes Schauder fühlen.

Für einen Primaner ist dieß Gedicht immer etwas; aber ich entsinne mich nicht der kleinsten Aufmunterung, in diesem Fach fortzufahren. Derjenige von meinen Mitschülern, dem es schriftlich zu kritisiren gegeben war, wie die Gewohnheit in Stendal sehr nachahmungswürdig mit sich brachte, hatte manches daran ausgesetzt, und unter andern auch die Stelle:

O unaussprechlich dumm ist diese Lehre,

als zu unedel und niedrig getadelt, und sie dahin abgeändert:

Wie wenig überlegt ist diese Lehre.

Der Tadel mag richtig seyn, aber die Verbesserung taugt nichts. Uebrigens erlebte ich nicht viele Freuden an dem Gedicht. Nur bei einem andern, das in Hexametern gemacht war, erinnere ich mich, eine kleine Aufmunterung erhalten zu haben. Es fing so an:

Welche Gottheit kömmt in beseelendem, lieblichem Lichte
An den Hügeln herauf? schnell fleußt von den Hügeln
Traubenblut. Ihr Fuß ruht auf den öden Gefilden,
Und die Gefilde wehen von sinkenden Halmen. Sie weilet
Am Gestade des Meers; da steigen schwimmende Städte
Aus den Fluten. Wer bist du, schaffende Gottheit? Dein
Nam' ist: Friede u. s. w. *)

Dies Gedicht las der Lehrer mit einem gewissen Pathos vor, und sagte darauf: Nun, das geht schon an. Diese Beifallsworte sind das einzige, dessen ich mich als Aufmunterung bei meinem Versemachen erinnere. Vielleicht wußte der Mann, wie höchst undankbar dieß Fach ist, und wollte meine Neigung dazu auf immer niederschlagen. Er hatte Recht. Es ist gewiß, daß der zehnte Theil von dem Talent, das zu einem guten Gedicht gehört, hinlänglich ist, im Geschäftsfach Ehre und Brod zu geben, dagegen oft selbst der vorzügliche Dichter darben muß. Wo ist jetzt ein Kaiser, ein König, ein Fürst, der einen Dichter hervorzieht? Mindestens sind sie gleich zu überzählen. Das Publicum muß seine Sänger lohnen, und das Publicum hat hunderttausend Köpfe, von denen fast jeder seine andere Rede führt.

Darum ist auch nachher nie der kleinste Unwille in mir entstanden, daß mein Lehrer die Neigung zum Dichten in mir niederschlug. Ich liebe und ehre diesen Mann noch, und würde es für ein Glück halten, wenn ich seines Umganges genießen könnte. Aber er ist jetzt Inspector in Seehausen in der Altmark, und ich lebe in Neapel in Terra di Laboro.

Noch gegen einen Lehrer empfand ich in den Zeiten meiner Schuljahre die höchste Dankbarkeit. Es war der verstorbene Generalsuperintendent Silberschlag, der Ephorus der Schule in Stendal. Er erschien nur einmal die Woche, um eine Stunde lang Unterricht zu geben; aber es war allemal eine Stunde sehr erweiterter Kenntnisse und Einsichten. In dieser Stunde zeigte er durch Berechnungen an der Tafel, wie viel Wasser erforderlich gewesen sey, um, nach Mosis Beschreibung, die höchsten Berge in der Sündfluth zu bedecken, und bewies durch anschauliche Zeichnungen und Berechnungen, daß, nach dem Cubic-Inhalt der Erde, noch weit mehr Wasser in ihren Höhlen Raum haben könne; in einer andern lehrte er uns, wie viel Kraft der menschliche Arm anwenden müsse, um mit dem Ellnbogen ein Gewicht von wenigen Pfunden aufzuheben, oder welch ein künstlicher und kraftvoller Mechanismus es sey, wenn der menschliche Körper nur einen Fuß fortsetzen wolle; in einer dritten erklärte er uns die Entstehung der Erde, und zeigte, wie die Folge von den Tagewerken mit den Grundsätzen einer geläuterten Physik übereinstimme.

Alle diese Gegenstände, die an sich schon so anziehend sind, entwickelte er durch den deutlichsten und hinreißendsten Vortrag, wie ich ihn kaum so schön auf zweien Akademien nachher wiedergehört habe. Ich hätte den Mann auf den Händen tragen mögen, wenn er so viel Licht in einer kurzen Zeit über unsere Seelen gleichsam ausgegossen hatte.

Er ist jetzt, sammt seinem Bruder in Berlin, längst hinübergegangen zu jenen Gefilden, wo ihr kenntnißvoller Geist noch tiefer aus der Quelle des Wissens schöpfen, und alles Irrende ablegen wird, das sich hier so gern der menschlichen Seele mittheilt.

Aber ich wollte nur von den Freunden meines Lebens reden, nicht von denen, welchen ich Dankbarkeit schuldig bin.

In Stendal hatte ich noch viele Genossen, an die sich mein Herz mit Vergnügen und Freundschaft erinnert. Cuno, Vogt, Göring, Benecke, Frohne, von Wülknitz, Meinecke, Köppen jun., Hahn, Bornemann, Schröder, euer Andenken ist noch unverlöscht in meiner Seele, und mit herzlicher Freude würde ich jedem von euch entgegen gehen, wenn ich ihn auf dem Wege des Lebens noch einmal finden sollte. Es ist etwas höchst reizendes um einen Freund, mit dem man sich an alte Zeiten erinnern kann. Wenn ich mindestens wüßte, wo alle diese Freunde meiner Jugend hingekommen sind! Aber nur von einigen weiß ich es.

Von Stendal ging ich auf die Universität meines Vaterlandes, nach Göttingen. Hier fand ich keinen einzigen von den genannten Schulfreunden, und dieß war nicht wenig drückend für mich, da andere Schulgenossen auf der Universität gleichsam ein neues Freundschaftsleben anfangen. Dagegen fand ich einen Freund aus meinem Knabenalter, jenen Meyer, der mir im zwölften Jahr so theuer war. Ich freute mich herzlich. Aber seltsam! Wir, die wir uns als Kinder so liebten, waren uns als Jünglinge gleichgültig. Wir sahen uns einigemal, ohne uns zu nähern, und sahen uns nicht wieder. Den Grund davon begreife ich noch nicht; aber wer fühlt nicht, welch eine Veränderung ein Zeitraum von acht bis zehn Jahren in der Denkungsart und den Empfindungen heranwachsender Knaben hervorbringen kann. Wir hatten uns als Kinder der Natur verlassen, und fanden uns als cultivirte Menschen wieder, deren Cultur vielleicht eine andere Richtung genommen hatte.

Dagegen steigt dein Bild, guter Wieseler, in einem angenehmen Lichte vor mir auf, und der trauliche Umgang, den wir genossen, unsere wechselseitigen Einladungen, unsere Unterhaltungen dabei, alles dieß ist mir noch theuer, und mit Freuden würde ich es noch einmal genießen. Wo du auch seyst, wo auch das Schicksal dir deinen Standpunckt angewiesen hat, erinnere dich deines Universitätsfreundes, erinnere dich an unsere Spaziergänge auf dem schönen Wall in Göttingen, an unser abendliches Lustwandeln in den schön erleuchteten Straßen, an unsere kleinen Näschereien in den Zuckerladen; erinnere dich auch, daß ich, im Scherz über deinen Namen, dich oft bat, meinen Freund Hahn zu verschonen, wenn du nach Halle kommen solltest. Nicht allein das Andenken an überstandene Leiden, auch das Andenken an die Freuden des Lebens, selbst an ganz kleine, hat etwas sehr Süßes, besonders, wenn sie so unschuldig waren, als die, welche wir zusammen genossen.

Ich blieb nur ein Jahr in Göttingen, und schloß wenig andere Freundschaften, weil es mir schien, als wäre der Umgang unter den Studenten etwas zu steif, und verlöre dadurch das Herzliche. Dagegen hatte ich Gelegenheit, hohe Bewunderung und Achtung für die großen Männer zu fassen, deren Hörer ich war. Noch sehe ich den trefflichen Schlözer, bei dem ich die Weltgeschichte hörte, in seiner feinen Weltmanier auf dem Catheder stehen, und mit großem Nachdruck hohe Gedanken sagen. So kraftvoll seine Schreibart ist, so kraftvoll ist auch sein Vortrag, und ich freute mich auf seine Vorlesungen, wie man sich auf irgend ein großes Schauspiel freut. Auch war sein Beifall ausgezeichnet, und in einem Publikum, das er über die Geschichte Carls des Großen las, lagerten sich die Hörer auf Holzhaufen vor den Fenstern, und standen tief hin auf dem Flur, weil im Hörsaal kein Platz mehr war. O diesem Manne verdanke ich viel Gedanken, viel Licht.

Nicht minder reizend waren mir die Vorlesungen des großen Heyne über die Satyren des Horaz, deren Schönheit und Sinn dieser lebenskluge Mann mit so vieler Leichtigkeit entwickelte, und wovon er so oft eine schwierige Stelle durch ein Paar Winke, durch ein kleines Hindeuten auf unsere Zeiten, erläuterte.

Mit großem Vergnügen erinnre ich mich auch noch an den Unterricht in der Experimental-Physik bei dem verstorbenen trefflichen Lichtenberg. Dieser Gelehrte war in seinem Vortrage so witzig wie in seiner Schreibart, und überall leuchtete der feine hochgebildete Mann hervor. Als Voltaire durch Göttingen kam, aß er bei Lichtenberg. Am Tische fragte ihn der Deutsche, ob er wohl ein Glas in einem Augenblick luftleer machen könnte, und Voltaire verneinte es. Sogleich goß Lichtenberg es voll Wasser, und Voltaire gestand, daß dieß die leichteste Manier dazu sey.

Einst als er in einem gläsernen Cylinder gezeigt hatte, daß, in einem luftleeren Raume, eine Feder so schnell zu Boden fällt, als ein Dukaten, waren die Dukaten schlüpfrig von dem Oel an der Luftpumpe geworden; die werden recht leicht aus der Hand gehen, sagte er ganz trocken. Ueberhaupt machte er gewiß seinen Zuhörern so viel Freude durch seinen mündlichen Vortrag, als dem auswärtigen Publikum durch seine Schriften. Wenn doch solche Männer unsterblich wären! — Mindestens so unsterblich, als ihr Name.

Aber auch dieser lichtverbreitende Denker ist schon von hinnen gegangen. Einst äußerte er den Gedanken, daß vielleicht im Saturn, wegen seiner Entfernung von der Sonne, das Eis und das Quecksilber ein beständig fester Körper wäre, der nur,

*) Beide Gedichte sind nachher unter meinen Erzählungen und Gedichten, die im Jahr 1788 als mein erstes literarisches Product, bei Dieterich in Göttingen herauskamen, abgedruckt worden.

wie bei uns das Metall, durch Feuer zum Schmelzen gebracht würde; daß im Gegentheil im Merkur, wegen seiner Nähe bei jenem erwärmenden Gestirne, das Gold und Silber flüssig wäre, wie bei uns das Wasser, und nur durch eine dortige große Kälte zum Gerinnen gebracht werden könnte. Jetzt wird er es wissen, ob seine geistreiche Vermuthung Grund hatte.

In Göttingen leben viele große Männer, und aus dem großen Magazin des menschlichen Wissens ist hier vieles zusammengedrängt. Höchst wahrscheinlich sind an keinem Ort von diesem geringen Umfange in Europa, und also auch in der ganzen Welt, so viel große Männer vorhanden, als in Göttingen. Schon viele Sterne der ersten Größe sind untergegangen; Kästner, Lichtenberg, Michaelis, Leß, Miller u. s. w. sind schon zu höheren Kenntnissen abgerufen, aber noch immer leuchtet dieser gestirnte Himmel hell.

Ich verließ nach einem Jahr Göttingen, um nach Halle zu gehen. Der Umstand, daß ich keinen einzigen Schulfreund in Göttingen gefunden hatte, trug viel zu diesem Entschlusse bei. Ich blieb drei Jahr in Halle, und aus dieser Zeit steigt eine ganze Reihe von Jünglingen vor mir auf, die meinem Herzen nahe verwandt sind, die noch nach zwölf verflossenen Jahren oft meine Sehnsucht rege machen. Geht vorüber vor meinem Blick, wie ich euch fand, ihr Theuren, gleich einer Reihe von Gemälden, von denen ich einst das Original besaß.

Du warst mir sehr theuer, braver, jachzorniger Buntebart, und bist es noch. Ich war so gern in deiner Gesellschaft, und es machte mir eine herzliche Freude, als du mir einst sagtest: wir unterhielten uns immer so gut, wenn wir zusammen wären. Erinnerst du dich dessen noch? Ich weiß selber die Stelle vor dem Galgthore noch, wo du es mir sagtest.

Jachzornig nannte ich dich? Aber warum? Ich entsinne mich in der ganzen Zeit unserer Freundschaft nicht, daß ich die Erfahrung davon gemacht hätte, und wenn dein Feuer bei einer andern Gelegenheit aufwallte, so sah ich es oft recht gern; der Sturm ging so eilend vorüber, und hatte etwas Unterhaltendes.

Ich weiß nicht, auf welchen Pfaden des Lebens du jetzt wallest, nicht, zu welcher Bestimmung dein Schicksal dich hinführte; ich weiß nur, daß du zum Gestade des balthischen Meeres zurückkehrtest, und seitdem ward mir keine Nachricht mehr von deinem Leben. O möchte es doch ruhig und glücklich seyn!

Auch du vom Ufer des Ostsee mir Gegebener, theurer Odebrecht, auch du hast noch eine große Stelle in meinem Herzen. Wie oft habe ich mit Sehnsucht deiner gedacht, und dich mir zurückgewünscht! Unsere Freundschaft muß sehr rein gewesen seyn, denn sie hat beim Zurückdenken nie auch nur die kleinste unangenehme Erinnerung mir erweckt.

Ich weiß, wo du bist, und welche Bestimmung du hast, wenigstens, welche du hattest, als ich das letzte Schreiben von dir empfing. Du warst als Rector in deiner Vaterstadt Wolgast angesetzt, wandeltest an der Hand einer Gattin, und erziehst jetzt vielleicht schon Knaben zu den schönen Jahren der Akademie. Sage ihnen, daß sie bieder und brav werden sollen, lehre sie nächstdem, wozu sie einst im Staat bestimmt sind, auch Menschen zu seyn; dieß ist so selten.

Noch danke ich es dir, daß du mich einst zu dir ziehen, und du mir in deinem Geburtsort eine Laufbahn öffnen wolltest. Ich würde so glücklich in deinem Umgange gewesen seyn; aber ich war nicht bestimmt, die Gestade des balthischen Meeres zu betreten, ich sollte an der andern Gränze von Europa, an dem mittelländischen Meer umherwallen.

Einst veränderte ich meine Wohnung in Halle. In der neubezogenen machte ich eine neue Bekanntschaft, die sich bald in die zärtlichste Freundschaft verwandelte. Thilo, ein mir theurer und unvergeßlicher Mann, und ein mir werther, noch immer werther Freund. Ich verdanke dir viele Freuden in den Jahren der Akademie; du bist es, den ich unter allen Freunden am meisten sah, auf dessen Besuch ich mich immer freute, und mit dem mir überall, zu Hause und auf Spaziergängen wohl war. Du nahmest warmen Antheil an meinem Schicksal, und ich wahrlich auch an dem deinigen.

Als ich das letztemal Nachricht von diesem Freunde erhielt, war er Referendarius in Halberstadt; seitdem vernahm ich nichts weiter von ihm. Aber ich sehne mich oft danach, und nie wird sein Andenken in mir erlöschen.

Während meines Aufenthalts in Halle schloß ich auch Freundschaft mit einem Griechen, Namens Polizo. Ich suchte ihn, um Uebung in der französischen Sprache zu haben, die er fertig sprach, und wir wurden vertraute Freunde. Er war einer der ersten im Constantinopolitanischen Norden, und ein tapferer Campion. Aber obwohl ich nie Geschmack an den Ordensgeschichten finden konnte, so lebten wir doch viel mit einander, und ich war gerne bei ihm.

Er hatte als Schläger vielen Ruf, und den Grund dazu durch ein Duell gelegt, in welchem er, nach der Sitte seines Vaterlandes, mit großem Geschrei auf seinen Gegner eingedrungen war, und ihm gleich bei den ersten Ausfällen eine starke Wunde beigebracht hatte. In Halle muß sein Andenken unvergessen seyn.

Durch ihn wurde ich mit noch andern Griechen bekannt; die Namen Gregoria, Athanasius, Moschos sind noch in frischem Andenken bei mir. Ich erinnere mich noch an eine angenehme Scene, der ich einst bei diesen Griechen mit beiwohnte. Ich war mit andern Deutschen zu ihnen eingeladen; zum Nachtisch brachte der junge Thessalier Moschos, in dessen Bildung sich ganz die Milde seines Himmels abgedrückt hatte, eine kleine Schüssel auf den Tisch, und sagte dabei, daß er uns jetzt mit Früchten aus seinem Vaterlande bewirthen wollte. Es lagen Datteln darin, die er ganz frisch mitgebracht hatte, und wir aßen mit großem Vergnügen von dieser seltenen Frucht. Es war mir damals sehr merkwürdig, aus der Gegend des Thales Tempe Früchte zu essen: jetzt bin ich diesen Gefilden näher, und lebe fast unter demselben Himmel.

Ich habe nie erfahren können, ob diese Griechen in Deutschland geblieben, oder ob sie wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt sind; nur das Schicksal des jungen Thessaliers Moschos kenne ich. Er ward wie der Prinz Libu von der schrecklichen Blatternkrankheit weggerafft.

Eine Zeit hindurch genoß ich auch eines sehr genauen Umganges mit dem Grafen von Carmer jun., dem Sohn des berühmten Großkanzlers. Seine feine Welt, seine große Fertigkeit im Clavierspielen, sein treffliches Französischreden, und überhaupt seine angenehme Unterhaltungsgabe machten mir seine Freundschaft sehr anziehend, und ich genoß viele Freude darin.

Minder oft sah ich den Grafen von Dyherrn; aber sein richtiger Verstand, seine scharfe Beurtheilungskraft hätten mich diesen Umstand weit mehr wünschen lassen.

Ich komme zu dir, theurer, talentvoller Mannfrost! Du, der einzige von meinen akademischen Freunden, den ich nachher noch wiederfand, und mit dem ich in einem engen Bündniß blieb.

Diesen wahren und theilnehmenden Freund lernte ich durch den Griechen Polizo kennen; wir schlossen uns fest an einander, und waren seitdem unzertrennlich. Als ich ihn fand, beschäftigte er sich mit Philosophie, und unsere Unterhaltung lautete oft über diesen Gegenstand. Ich ahndete damals nicht, daß noch ein anderes sehr wichtiges Talent in ihm wohnte, und entdeckte dieß erst, als ich ihn nach den Jahren der Akademie einst auf der Kanzel sah. Mit inniger Freude fand ich eine vorzügliche Beredsamkeit, und eine außerordentliche Gabe ans Herz zu dringen in seinem Vortrage, und ich verließ nie seine Predigt, ohne Thränen vergossen zu haben. Dieß ist bei einem Universitätsfreunde, den man so genau kennt, etwas sehr seltenes.

Er befindet sich jetzt ohnweit Haynau in Schlesien auf dem Dorfe Algenau als Prediger in einer günstigen Lage; aber seine Nebenmenschen verlieren, daß er nicht einer großen Gemeine vorsteht.

Dich, braver Schulze sen., hätte ich früher nennen sollen, denn ich fand dich früher, hatte schon manchen angenehmen und freundschaftlichen Abend mit dir verlebt, als ich viele von den genannten Freunden noch nicht kannte. Unsere vertraulichen Bewirthungen, unsere uneigennützigen Spiele sind unvergessen bei mir, und jetzt nach zwölf Jahren sähe ich alles dies gern noch einmal wiederkehren; aber du lebst in Küstrin, so viel ich erfahren konnte, und mich hat Parthenope mit ihren weiten Armen umschlungen.

Wie könnte ich dich vergessen, mir sehr werther und theurer Klebe, der so oft durch seine fröhlichen Scherze mich erheitert hat. Wir haben uns nicht lange genossen, aber auch in weniger Zeit kann man fühlen, mit wem uns wohl ist. Meine Empfindung sagte dieß damals, und die Erinnerung, die sich dich mir zurückwünscht, sagt es mir noch. Ich weiß, daß du nachher als Schriftsteller aufgetreten bist, und erinnere mich noch sehr gut an die kleinen gefallenden Gedichte, die du mir ehemals mittheiltest.

Keine Zeit des Lebens, glaube ich, ist mehr zu wahrer Freundschaft gemacht, als die Zeit der Akademie. Hier wird dieß Gefühl von keinem Eigennutz, von keinen Verhältnissen, von keinem Mangel an Gegenständen geleitet. Man sucht nur den, der uns gefällt, denn man hat unter vielen die Wahl. Die Blüthe des Landes ist hier vereint, der Jüngling ist frei, sein Geist fließt von froher Unbefangenheit über; wie sollte nicht wahre Freundschaft entstehen? Unter den hundert Brüderschaften, die man oft in einem Abend mit dem Munde macht, wählt sich das Herz immer einige zu wahren Brüdern aus.

Ich sang damals ein wehmüthiges Lied über die Trennung, als ein Freund nach dem andern mich verließ, und ich endlich selbst Halle verlassen mußte; es kamen folgende Verse darin vor:

Bald nimmst du auch, ich seh dein Schreckenbild
Von weitem schon, die traulichen Gespielen
Der Jünglingsjahre mir, und furchtbar wild
Wirst du die Brust mit neuem Schmerz durchwühlen.

Hier ist ein Kreis von Freunden fest vereint:
Ein Hauch wird ihn wie herbstlich Laub verwehen.
Viel sind der Thränen, die die Trennung weint,
Ich habe sie oft zahllos fließen sehen.

Wahrlich die Trennung von meinen akademischen Freunden hat mich viel Thränen gekostet, und noch lange nachher ein melancholisches Gefühl in mir zurückgelassen.

Ich komme zu den spätern Jahren meines Lebens, zu meinem Aufenthalt in Breslau, und sogleich steigt dein Bild, Theodor Vizthum von Eckstädt, in einem angenehmen Licht vor mir auf. Nur ein einziges Jahr habe ich deiner genossen, aber die Trennung von dir ist mir unbeschreiblich schwer geworden. Dein treffliches, gefühlvolles Herz, das gleichsam ein Familiengeschenk ist, deine zärtliche Theilnahme an anderer Schicksal, deine mitleidsvolle Seele, deine vertrauliche Gesprächigkeit, alles dieß hat dich mir so theuer gemacht, obwohl wir an Jahren sehr verschieden sind, daß ich dich nie vergessen werde.

Ich gestehe gern, daß ich mit diesem Freunde die Jahre meines Lebens hinbringen möchte; aber dieß ist ein vergeblicher Wunsch. Wer weiß, ob ich ihn je nur wiedersehen werde. Als ich das letzte Schreiben von ihm erhielt, war er auf der Universität in Erlangen, und wird wahrscheinlich in der Mitte von Deutschland seine Bestimmung finden.

Durch ihn ward ich mit dem Hofrath Bach, dem Director der Zeichenschule in Breslau bekannt, und seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine richtigen Urtheile in der Kunst, seine angenehmen gesellschaftlichen Talente fesselten mich bald an ihn, zumal da ich immer eine große Vorliebe für Malerei und Bildhauerkunst gehabt hatte. Da wir uns zur Herausgabe des Torso mit einander verbanden, so ward unser Umgang dadurch noch enger, und ich verdanke ihm viele angenehme Stunden. Meine Freude würde groß seyn, könnte ich mit ihm die Schätze des Alterthums und der neuern Kunst, die in Neapel sind, genießen; denn er besitzt ein äußerst lebhaftes Gefühl für Schönheiten dieser Art, und ist in den Geist derselben eingedrungen.

Ich hatte das Glück, noch einen andern Mann in Breslau, der in der gelehrten Welt sehr bekannt ist, meinen Freund zu nennen, den Professor Fülleborn, und manchen reizenden Abend, manchen schönen Morgen habe ich in seiner angenehmen Gesellschaft genossen. Es hat etwas Erhebendes, mit einem weitschauenden Geist, den man versteht, und von dem man verstanden wird, über die Dinge der sublunarischen Welt zu urtheilen, über das Große und das Kleine, das Wahre und das Falsche, das Gute und den Unfug. Es bot sich auch in Breslau Gelegenheit genug dar, uns hierüber zu ergießen; und in Neapel, in dieser neuen Welt, wie weit mehr würde sich darbieten! O diesem Freunde, der auch durch lange Geistesarbeiten viel gelitten hat, wünschte ich herzlich, daß er unter Welschlands reinerem Himmel sich zu erholen vermöchte. Er ist dessen in vielen Rücksichten so würdig, und die Welt würde dadurch gewinnen.

Dich, braver, biedrer, denkender Zimmermann, fand ich nur, um dich, als wir uns nun eben kannten, als wir eben gefühlt hatten, daß wir für einander stimmten, wieder zu verlieren. Wir begegneten uns auf dem Wege des Lebens, lächelten uns an, und mußten vorübergehen. Aber dies Anlächeln hat mindestens in mir einen bleibenden Eindruck zurückzulassen, und unter den vielen Theuren, die ich in Deutschland betraure, ist auch dein Andenken sehr lebendig in mir.

Ich darf den Literatoren nicht sagen, daß dieser Mann sich durch die Beiträge zur Beschreibung von Schlesien, und durch einige andere statistische Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Ich komme zu meinem Aufenthalt in Glogau, zu den Jahren, die mir am nächsten sind. Aber von einem so neu verflossenen Zeitraume, von noch ungeendigten Verhältnissen läßt sich nur wenig reden. Dennoch kann ich mir einige angenehme Erinnerungen nicht versagen.

Gleich von meiner Ankunft in dieser Stadt an fand ich eine so freundschaftliche Aufnahme in dem Hause des Canzleidirectors Kuhn, daß das Andenken davon mir immer noch angenehm vorschwebt, und wer dies Haus kennt, wird es wissen, wie wohl einem unter den biedern und edeldenkenden Bewohnern desselben seyn kann.

Von Biberstein, unsere Laufbahn war weit entfernt, aber unsere Denkungsart grenzte nahe aneinander. Es ist wahr geworden, wovon wir oft redeten; aber meine Achtung und Freundschaft ist auch in der Entfernung unversehrt.

Unter die, in deren Umgang mir wohl war, gehört auch der junge, aber verdienstvolle Schauspieler Nagel, der in den meisten Städten Schlesiens bekannt seyn muß. Er zog mich zuerst durch sein rührendes und überhaupt vorzügliches Spiel an sich, denn wer uns eine wehmüthige Thräne, oder ein fröhliches Lachen entlockt, wer stundenlang uns eine angenehme Unterhaltung gewährt, hat gewiß Anspruch auf unsere Achtung und Dankbarkeit. Ich fand aber nicht allein den talentvollen Schauspieler, sondern auch den denkenden und angenehmen Gesellschafter in ihm, und mit Freuden erinnere ich mich der Stunden, die ich mit ihm verlebte. Könnte er so gut in der italienischen Sprache deklamiren, wie in der deutschen, seine Laufbahn sollte bald unter einem mildern Himmel beginnen, zu welchem er sich so oft hinwünschte.

Mit Vergnügen habe ich diese wenigen Worte einem Talent gezollt, das immer seltener in Deuschland zu werden anfängt.

Ich übergehe eine ganze Reihe von Bekannten und Freunden, unter denen mir viele theuer und werth sind; meine zunehmende Kränklichkeit hinderte mich an den mannigfachen Vergnügungen Theil zu nehmen, die ich mit ihnen hätte genießen können, und drängte mich in mich selbst zurück. Ich suchte keinen Genuß mehr; mein höchster Wunsch beschränkte sich dahin, ohne Schmerz oder Beängstigung zu seyn. Wer diesen Zustand kennt, wird es wissen, wie sehr er von aller Gesellschaft, von allem Vergnügen entfernt.

Dennoch schloß sich mein Herz dir noch zuletzt auf, guter, theilnehmender Hennings, und es war keine geringe Linderung für mich, in dir und deiner Gattin solche mitfühlende Seelen zu finden, die auch für fremdes Leiden Empfindung hatten. Herzlicher Dank für alle Beweise wahrer Freundschaft und Theilnahme! Auch in Neapel ist ihr Andenken noch lebendig in mir, und das mitgegebene Lebewohl, das ich unterwegens erst entdeckte, sehe ich oft mit Vergnügen an.

Ich sage nichts mehr von meinen freundschaftlichen Verhältnissen in Glogau, aber eine andere angenehme Erinnerung steigt in mir auf: meine Dienstverhältnisse. Wenn man große Reisen macht, wenn man mehrere Länder und Staatseinrichtungen kennen lernt, wenn man selbst durch die Lage des Reisenden manches von dem öffentlichen Geschäftsgange erfahren muß, dann fängt man an, Vergleichungen anzustellen mit dem, was man ehemals davon kannte, und nach diesem kann meine Zurückerinnerung nicht anders als angenehm seyn. Das Talent, der Fleiß, die Geradheit und Genauigkeit, die in dem Bezirk meines Dienstverhältnisses an der Spitze steht, die Präcision, womit dort die Geschäfte getrieben werden, ist mir oft eingefallen, wenn ich unterwegens oft etwas ganz anders zu entdecken Gelegenheit hatte. Mit Freuden würde ich auch hier in Neapel, wo der Zerstreuungen so viel sich darbieten, meine Dienstgeschäfte übernehmen, wenn es möglich wäre; und dieß um so mehr, da mein Körper mir hier gleichsam etwas mehr Luft läßt.

Nach dem überhaupt, was ich sah, was ich erfuhr, und daraus zu schließen vermochte, hat der König von Preußen die beste Armee, die besten Staatsbedienten. Dieß muß jeden, auch den geringsten Unterthan freuen. Warum? — Ei, ein Land, von dem man so etwas sagen kann, wird nicht leicht überwunden, und welch eine elende Gestalt ein überwundenes Land annimmt, auch wenn es den Sieger als Freund empfängt, auch wenn es nur unter fremden Flügeln sich selber eine Gestalt giebt, das kann man in Deutschland und Italien bald auswendig lernen, wenn man etwas in das große Buch der Länder hineinsieht. Aber man muß nicht von weitem lesen, man muß an Ort und Stelle seyn, wo so etwas geschah.

Ich bin von meinem Gegenstand abgekommen, und kehre zu ihm zurück. Vielleicht werden viele fragen, warum ich ihn überhaupt wählte, warum ich in einer Schrift, die von Rom und Neapel handeln soll, die Freunde meines Lebens erwähne? Ich habe nur eine kleine Entschuldigung dafür: alles übrige in diesem Buch habe ich für andere geschrieben, diese wenigen Bogen für mich, für die Empfindung meines Herzens. Man vergönne mir dieß; sie sind ja so leicht zu überschlagen.

Ich bin in einem fremden Lande, in einem Lande, das bei vielen andern Vorzügen, wahre innige Freundschaft nicht häufig zu haben scheint; ich bin losgerissen von allen Verbindungen, die ehemals zum Glück meines Lebens beitrugen; warum sollte ich nicht in der Erinnerung an dieselben einige angenehme Stunden suchen.

Auch wünscht man den zu kennen, von dem man etwas liest; wohl! Es giebt ein altes Sprichwort, welches heißt: sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. Dieß könnte ich ebenfalls zu meiner Entschuldigung anführen; aber auch ohne sie hoffe ich bei denen, welche Freundschaft kennen, entschuldigt zu seyn.

Ich betrachte diesen Aufsatz als einen langen Brief, den ich an alle meine Freunde schreibe, um ihnen Nachricht von mir zu geben; denn ich weiß, daß bei vielen von ihnen auch mein Andenken nicht verloschen seyn wird. Ich gestehe am Ende gern, daß es mir eine herzliche Freude seyn wird, Antwort von ihnen zu erhalten, und das spätere Schicksal derer kennen zu lernen, mit denen ich einst so genau verbunden war. Vermöchten meine Wünsche über die Winke der Vorsehung etwas, so würde es so glücklich seyn, als das letzte Jahr meines Lebens durch Krankheit am Körper und an der Seele unglücklich gewesen ist.

Karl Christian Ernst Graf von Benzel-Sternau

ward am 9. April 1767 in Mainz geboren und trat, nachdem er seine Studien vollendet, als Regierungsrath und Gerichtsassessor zu Erfurt in kurmainzische Dienste. Im Jahre 1803 erhielt er die Würde und das Amt eines kurerzkanzlerischen Staatsrathes zu Regensburg, ging 1806 in badische Dienste, wurde 1807 geheimer Rath bei dem Polizeidepartement und Director der Generalstudiencommission zu Karlsruhe, 1808 großherzoglicher Ministerialdirector des Innern und 1812 Staats- und Finanzminister des Großherzogs von Frankfurt. Nach der Auflösung des Großherzogthums Frankfurt begab er sich 1813 in den Ruhestand und lebte theils in der Schweiz, theils auf seinen Gütern. Als Abgeordneter auf dem baierischen Landtage in den Jahren 1825 und 1828 zeichnete er sich sehr rühmlich durch tiefe und gründliche Kenntnisse, wahre Vaterlandsliebe und ernste Freimüthigkeit aus. Am 19. August 1827 trat er zugleich mit seinem Bruder in Frankfurt am Main von der katholischen zur protestantischen Kirche über. (S. Sophronizon 1829. Bd. 11. H. 3.) Er lebt jetzt, nach ehrenvollem Wirken in vielfacher Richtung ländlicher Muße und Stille sich erfreuend, abwechselnd auf seinen Gütern Emmerichshofen bei Aschaffenburg und Mariahalden am Bodensee.

B. St. gab theils allein, theils in Verbindung mit Anderen heraus:

Aretäus. Erfurt, 1793.
Dichterische Versuche. Würzburg, 1794.
Kamillo Altiera oder das Verhängniß. Erfurt, 1795.
Das goldene Kalb. Gotha, 1802—3. 4 Bde.
Novellen für das Herz. Hamburg und Altona, 1796. 2 Thle. N. A. 1806.
Mährchen am Kamine. Hamb. und Alt. 1797. N. A. 1806.
Lebensgeister aus dem Klarfeldischen Archiv. Gotha, 1805. 4 Thle.
Gespräche im Labyrinth. Gotha, 1805. 3 Thle.
Publikola. Gotha, 1805. 2 Thle.
Proteus oder das Reich der Bilder. Regensb. 1806.
Titania. Regensb. 1807.
Morpheus. Regensb. 1807. N. A. 1811.
Gemmen. Karlsruhe, 1808.
Jason. Gotha, 1808 folgende.
Der steinerne Gast. Gotha, 1808. 4 Thle.
Pygmäenbriefe. Gotha, 1808. 2 Thle.
Der Cid. Trauersp. nach Corneille. Gotha, 1811.
Historische Bibliothek des Auslandes. Frankfurt, 1812—13. 3 Bde.
Der alte Adam. Gotha, 1819—20. 4 Thle.
Anti-Israel. Aarau, 1819.
Young's Nachtgedanken. Frankf. 1825.
Weiß und Schwarz. Lustsp. Zürich, 1826.
Hoftheater von Barataria. Leipzig, 1828. 4 Thle.
Mein ist die Welt. Lustsp. Hanau, 1831.

Bericht über die baierische Ständeversammlung von 1827—28. Zürich, 1828.
Baierbriefe. Stuttgart, 1831—32. 4 Bde.
Ueber die willkührliche Vertheilung der Bauerngüter. Erf. 1795. gr. 4.
Urkunden und Actenstücke zu der ehrerbietigsten Recursschrift an den hohen Kongreß in Wien. Nürnberg, 1814.
Sachsens Verfassungs-Entwurf beleuchtet. Hanau, 1831.

Außerdem gab er in neuester Zeit zwei Zeitschriften „der Protestant" und „der Verfassungsfreund" heraus, welche jedoch beide bereits aufgehört haben u. s. w. u. s. w.

Abgesehen von seinen großen Verdiensten als Publicist, verdient Graf B. St. noch besondere lebhafte und dankbare Anerkennung wegen seiner humoristischen Leistungen, in welchen er den ersten Schriftstellern dieser Gattung an die Seite zu stellen wäre, wenn er größeres Talent der Erfindung besäße und nicht so sehr nach Effect haschte, was um so mehr zu beklagen ist, als er über einen höchst reichen Schatz von origineller, echter Laune gebieten kann. Eigenthümlich ist ihm auf der andern Seite ein großartiger, gesunder Eifer für das Schöne, Gute und Wahre, eine Fülle von Witz, umfassende Lebenserfahrung, tiefe, feine und gründliche Kenntniß der Menschen, große Belesenheit, eindringendes Wissen und eine köstliche, blühende, lebendige Sprache, von Anmuth und Würde. Am Glücklichsten erscheint er in seinen Romanen; seine dramatischen Leistungen leiden dagegen mehr an jenen oben erwähnten Mängeln, da er sich hier, wo es gerade am Nothwendigsten wäre, nicht zu concentriren vermag. Als sein gelungenstes Werk möchte wohl „das goldene Kalb" zu betrachten seyn, doch bieten seine übrigen Leistungen alle dem Leser eine reiche Quelle des Genusses und der Belehrung dar, denn ein Mann wie B. St. ist selbst in seinen Fehlern groß. — Mag er auch hin und wieder geirrt haben, immer gebührt die tiefste Achtung und Verehrung seinem vielseitigen Streben, und Deutschland kann mit Recht stolz auf diesen wahren Edelmann seyn.

Der Genius im Staube*).

1.

Rathszimmer. Die Herrn von Sparwolf, Mauerbär und Bükenfohl in großer Deliberation.

Mauerbär.

Ein Wort so gut wie tausend — 's kann nicht seyn.

Sparwolf.

Was sollte dann aus unsrer Kammer werden?

Bükenfohl.

Die Leere würden wir mit Bildern füllen!

Mauerbär.

Der Hunger plagt ihn? — Gut, er hacke nur!
Im Taglohn schwitzt er dann die Grillen aus.

Sparwolf.

Ich zitt're bey'm Gedanken schon, so was
Zu proponiren im Kollegio.
Das Brummen möcht' ich hören, — 's Angeschnauz,
Ich mag's Präsidium nicht kompromittiren.

Bükenfohl.

Dem armen Menschen gönnt' ich's schon — er ist
Ein Vetter meines Kammerdieners Kauz:
Doch hab ich für die Käuzchen erst zu sorgen.

Mauerbär.

Es brauchet mein Departement noch Geld
Für dringend Staatsbedürfniß — weit in's Land
Muß ich in diesem Sommer visitiren.

---

*) Aus: Jason. Eine Zeitschrift, herausgegeben von dem Verfasser des goldenen Kalbes. Jahrg. 1809 Bd. 1. S. 43.

Bükenfohl.

Und meine Haupt-Negoziation
Hat Sereniſſimus genehmigt — Pferd',
Geſchirr und Wagen ſind, Livreien, Gallakleider
In dieſen böſen Zeiten theuer g'nug.

Sparwolf.

Mein trauter Sohn — ein hoffnungsvoller Keim —
Die Herrn Collegen kennen, ſchätzen ihn —
Muß auch ſein Studien-Deputat erhalten.

Alle Drey.

Ein Wort wie tauſend gut — es kann nicht ſeyn.

Mauerbär.

Conclusum ergo — —

Sparwolf.

Abgeſchlagen!

Bükenfohl.

Wie angebracht!

Mauerbär.

Auf immerdar! der Bildhauer mag —

Bükenfohl.

Wie andre Menſchenkinder — ſich bemühn —

Sparwolf.

Im Schweiß des Angeſichts ſein Brod zu eſſen!

Bükenfohl (aufſtehend).

Wünſch' guten Appetit, ihr Herrn!

Sparwolf (eilig).

Schon zwölf?

Mauerbär (nach der Uhr ſehend).

Und fünf Minuten!

Alle Drey.

Ey, die Suppe harrt!

2.

Werkſtätte. Wolgemuth (vor ſeinen Büſten und Bildſäulen).

Fahr wohl, o Kunſt! du freundliche Gefährtin,
Und du, mein ſchöner Name, fahre wohl!
Es trug dich einſt der Lehrer Albrecht Dürers,
Der Zeit Zerſtöhrung haſt du überlebt,
Doch ich — und du — wir paſſen uns nicht mehr.
In jenem frohen Augenblick, da an
Der Mutter Bruſt dem Vater ich gelächelt,
Empfing ich von Propheten „Lippen dich!
Wir hielten treu zuſammen uns — du rieſſt
Des Lebens heitern Sinn mir in die Bruſt,
Wenn ſtumpfe Brut der Menſchen ihn verjagt,
Selbſt wenn der Kunſt allmächtige Magie
Vor Undank und Bedürfniß kraftlos ſank,
Da boteſt du auf Dornpfad mir den Stab.
Nun iſt's zu End — kein Zauber waltet mehr,
Das dürre Vaterland ſtößt mich von ſich,
Als Bettler geh' ich in die weite Welt,
Du biſt mir lieb, ich werd' dich ewig ehren,
Doch Kunſt und dich — ich leg' euch am Altar
Der Muſen nieder — allzuhehr ſeyd ihr
Für'n Jammerſtaub, in dem ich wandeln ſoll!

Ahr (tritt ein).

Sey mir gegrüßt, des Schönen Freund, und meiner!

(Vertieft ſich im Anſchauen der aufgeſtellten Werke.)

Wolgemuth (nach einer Pauſe).

Dein Schauerblick gibt mir die Schöpferluſt zurück.

Ahr.

Im Anblick deiner Schöpfungen erkenn'
Ich dich —

Wolgemuth.

Mein Schickſal auch?

Ahr (immer ſchauend).

Erinn're mich
Nicht an die Nebel dieſes engen Thals.

Wolgemuth.

Ach! ſie erſticken mich!

Ahr.

Sie können's nimmer.

Wolgemuth.

Sie könnten's ſchon —

Ahr.

Du glaubſt's!

Wolgemuth.

Ich fühl' es wohl.

Ahr.

Was du hier zählſt, iſt mein —

Wolgemuth (überraſcht).

Iſt dein?

Ahr.

War mein! — —
Bleibt mein! das erſte ohne Gold — durch Gold
Das andere — — — du biſt's zufrieden doch?

Wolgemuth.

Ich fühle tief im Heiligthum der Bruſt,
Daß du mich kennſt, und wie du ſelbſt mir nicht
Verborgen ſey'ſt — ein freundlich Götterleben
Aus deinem Funkenauge zu mir weht.
Du biſt — — ich weiß dich nicht zu nennen — doch
Du biſt kein Dilettant — ein Genius!

Ahr (lächelnd).

Ein Kunſtgenoſſe bin ich, der entzückt
Die prieſterliche Himmelsluſt an dem
Altar des Schönen theilt — ſo nimm mich an.

(Sich vom Anſchaun losreißend.)

Jetzt führe mich, Pygmalion, zu den Gönnern,
Die hier den Künſten Schutz verleih'n.

Wolgemuth.

Du ſuchſt
Umſonſt — —

Ahr.

Nun! zu den Großen denn!

Wolgemuth.

Ha wie!
Zu unſern kleinen Großen wollteſt du!
Was denkt die Glut in Lapland vorzunehmen?

Ahr.

Das hohe Werk, zu dem ſie ew'ger Hauch
Beſtimmt — an Eiſes Stelle Leben aufzuſprühen!

Wolgemuth (die Augen zuhaltend).

O weh!

Ahr.

Du zweifelſt!

Wolgemuth.

Ach! ich weiß!

Ahr.

Verſuch!

Wolgemuth.

Ich muß der klaren Willens-Vorſchrift folgen,
Doch klage mich nicht deines Leidens an.

Ahr.

Laß mich nur wandern deinen ſauern Weg,
Es findet ſich der rechte Ausgang ſchon.

(Sie gehen.)

3.

Straße. Wolgemuth und Ahr begegnen dem Dr. Tellersleben.

Wolgemuth.

O der!

Ahr.

Wer iſt der gravität'ſche Mann?

Wolgemuth.

Der Erz-Aesthetiker!

Ahr.

Er sieht so trocken.

Wolgemuth.

Und schmaußet doch was in ihn geht.

Ahr.

Stell mich

Ihm vor — — —

(Dr. Tellersleben empfängt die Vorstellung mit Grandezza.)

Dr. Tellersleben.

Ein Mahler?

Ahr.

Halb und halb!

Dr. Tellersleben.

Versteh!

Ein Kupferstecher.

Ahr.

Nein!

Dr. Tellersleben.

Ein Architekt?

Ahr.

Verzeih'n.

Dr. Tellersleben (vornehm lächelnd).

Der erste Blick sagt mir, was ich,
Geheimniß ehrend, auch verschweigen will.

Ahr.

So gibt die Theorie in unsre Hand
Die Himmelskart' der mannichfalt'gen Schönheit.

Dr. Tellersleben.

In welcher Kunstschul' hat der Herr studirt?

Ahr.

Im großen grünen Tempel, den Azur
Bedeckt, und Zedern schmücken und Zipressen.

Dr. Tellersleben.

Sonst nirgend? — hm! — Auf keinem Klassenboden?

Ahr.

Auf klassischem — — Italien sah mich wachsen.
In Griechenland sucht' ich Heroenspur.

Dr. Tellersleben.

Und meine Reise mit den vielen Kupfern —
Die acht und siebenzigste Lieferung
Hat eben erst die Kennerwelt erfreut —
Ist sie von Ihm in Fleisch und Blut verwandelt?

Ahr.

Vorm Reisen selbst fand ich zum Reisen-lesen
Nicht Zeit — —

Dr. Tellersleben.

Ist nachzuholen, will der Herr.
Dahier in unsern Mauern bleiben. Wir
Examiniren d'raus — Auch aus den Feigenblättern!
Der Herr liest doch die Feigenblätter hübsch?
Da läßt Kritik sich lernen und Geschmack!

Ahr (vor sich).

Geschmack? — — da's Hunger schrieb?

Dr. Tellersleben.

Adieu! Ich hoffe!
Den Wolgemuth mit Ihm bey mir zu sehn,
Um zehn Uhr morgens. Da geb' ich beständig
Aesthetische Audienz, Artistenkour!
Adieu! Jetzt muß ich rezensiren!

Ahr (ihm nachsehend).

Thu's!

Wolgemuth (erstaunt).

Was seh ich! Einen Pfauenschweif mit Brillen
Befestigt unsichtbare Macht am — Frack
Des protegirenden Aesthetikers

Ahr (lächelnd).

Die Götter sind gerecht — das nächstemal
Erscheint der Vorderleib der dieb'schen Krähe.

4.

Quasi-Studierzimmer. Wenig Bücher, viel Akten.

Mauerbär.

Was Poesie! was Redekunst! was Possen!
Das ist mir so ein Ideal-Geschnatter!
Geschrieben wird's, befohlen und gedruckt,
Und wer nicht hören will, mag fühlen! Ei!
Wie wunderlich! In Schulen sind ganz recht
Die Chrien eingeführt, an ihrem Platz
Die Exerzizia Stili — doch bewahr'
Uns Gottes Gnade davor in Geschäften!

Ahr.

Ich meyne doch, es wäre klug und schön,
Zugleich den Willen zu gewinnen, sich
Den sichern Bundsgenossen zu erziehn
In Menschen Brust, der hoch begeistert dann
Die eigne Kraft in's Machtgebot verschmilzt;
Es wäre — dächt' ich wohl — so schön als süß.

Mauerbär.

He? ist der Herr besessen? oder hält
Er mich — Ich rath' ihm Gut's — für seinen Narrn?
Was thut die Süßigkeit im Kabinet?
Und wagt die Schönheit zu den Akten sich?
Begeisterung frommt nicht auf dieser Welt,
Das macht nur die Gemüther kraus und krumm;
Der Wille find't sich schon — ist nur's Gesetz
Erst fertig — und die besten Bundsgenossen
Sind Eigennutz und Furcht — der Säckel und
Das Hundeloch — — —

Ahr.

So hätt' ich denn umsonst — —?

Mauerbär.

Gehofft, als Kabinetspoet hier anzukommen?
Ja! damit ist es nichts — Wir haben so
Der müssigen Gelehrten, Litterarer
Und theuren Thunichtviel in Us und Ik
Auf unsern sogenannten Musensitzen —
(Ja wohl! da sitzen sie und plaudern, streicheln
Das Bäuchlein sich und halten Zucker feil!)
Mehr als genug — Pack' sich der Herr nur wieder!

Ahr.

Ich schreib' auch eine feine Hand — Wenn Sie
Von meinem Stoff nichts brauchen können, so
Wär' doch vielleicht die Form gefällig —

Mauerbär.

Nichts!
Das hieß' den Bock zum Gärtner ja bestellt.
Er schlich' im Finstern unter den Kanzlisten
Mit der ästhet'schen Pest, und eh' man sich's
Versähe, wär' die Heerde rein-poetisch.
So lange mir die Augen offen stehn,
Bleibt unser Dienst von solchen Gräueln frey.

Ahr.

Die Probe könnten Sie doch unschwer machen.
Denn wahrlich! Ihre Priester und Leviten
Bekratzen wie mit Besenstiel 's Papier.

Mauerbär.

Will er das Raisonniren lassen, Herr?
Er hat Bescheid, wie ihm gebührt, und scheert
Sich fort — Spaziert Er diesen Abend noch
In unsern heil'gen Hallen, Vagabund,
So schaff' ich morgen ihm ein Kämmerlein
Im Korrektionshaus an — Versteht er mich?

Ahr.

Ja! ich verstehe dich, griesgramiger Pedante!
Leb' wohl und denke mein — —

(hinweg gleitend.)

Mauerbär.

Was spricht der Kerl?
Wie wird mir! — — Ach! — So dunkel vor den Augen!

(Sein Mund verwandelt sich in einen Rüssel, die Akten in Eicheln.)

Ein sonderbarer Schwindel! hm! es ist

Vorbey! — ha! ha! da gibt es was zu schmausen!
Das schmeckt! das schmeckt! — —
(Nach der Thüre eilend und sie verschließend.)
Ich will mir gütlich thun!

5.

Quast-Kabinet. Viel Zeitungen, wenig Depeschen.

Ahr.

Der Größe frommt die Kunst, der Herrlichkeit,
Die sich in ihrem klaren Schöpferlicht,
Erst mit dem Empyräumsglanze schmückt — —

Bükenfohl.

Ich kenne wohl die eine hohe Kunst,
Die Noth thut — doch damit sind wir sehr schön
Und reichlich gar versorgt.

Ahr.

Empfangen Sie
Dazu den herzlichsten der Wünsche, die
Es je versucht, sich an das Glück zu knüpfen.

Bükenfohl.

Spricht man mit mir?

Ahr.

Sie zweifeln dran?

Bükenfohl.

Weil ich
Den Ausdruck der gebührenden Verehrung
In Ihrem kavalièren Vortrag ganz
Und gar vermisse; — denn, bemerken Sie's,
Man wünscht mir unterthänig Glück.

Ahr.

Verzeihn
Den unwillkürlichen Verstoß dem Künstler,
Dem frohen Bürger einer — — andern Welt,
Von äuß'rer Form durch's reiche Innere
Entbunden, doch —

Bükenfohl.

Darum ist's gut die Hand
Der Warnung nach Berauschten auszustrecken.

Ahr.

Der echte Künstlerrausch perlt aus der Musen
Aetherischem Pokal, und ist an sich
So geistig schon; daß ihn kein Erdenaug'
Erblickt — mithin bedarf's auch nicht der Hand,
Die zu dem Erdenaug gehören mag.

Bükenfohl (mitleidig lächelnd).

Nur auf den diplomatischen Jargon
Versteh' ich ex officio mich, und dannenhero
Entbehr' ich Zeit und Lust für künstlerischen.
Zur Sache, wenn's gefällt.

Ahr.

Ich horche auf.

Bükenfohl.

Ein großes würdiges Geschäft beut sich
Der Kunst bey uns, doch wie gesagt, wir sind
Mit Leuten, die's vermögen, reichlich schon
Bedacht —

Ahr.

Ein glücklich Land!

Bükenfohl.

Indessen kann
Vielleicht die günstige Gelegenheit — — —
Ein billiger Gebot — —

Ahr.

Vom Preis hernach,
Zum Kunstwerk jetzt — —

Bükenfohl.

Ein billiger Gebot
Sich aus der Konkurrenz erheben.

Ahr.

Nun?

Bükenfohl.

Im fernsten Nebelgrau der Vorgeschichte
Verliert der Ursprung sich des fürstlichen
Geschlechts, das diese Gegenden beherrscht.
Allein! begreifen Sie's, mein Herr, der doch
Viel Welt gesehn und Menschen-That und Wirken
Erspäht zu haben scheint — erfassen Sie's,
Das alle meine Vordermänner, alle,
Den wichtigsten der Punkte rein versäumt?
Noch ist bis zu der Stunde, da wir sprechen,
Der Stammenbäume Phönix — ungemahlt!

Ahr.

Ei! was sie sagen!

Bükenfohl.

Kummervoll hab' ich's
Entdeckt, und konnt' es doch nicht glauben, daß
In langer Reih' der nützlich angewandten Jahre,
Von einem großen Staatsmann bis zum andern,
Die Pflichtvergessenheit sich so bewährt.
Ich suchte die Archive durch — versteht
Sich, ließ in ihnen suchen von den Staubgewöhnten —
Zu oberst kehrt' ich sie, zu unterst dann,
Kein Blatt Papier entging den Forscherhänden,
Als wär's ein köstlich Bergwerk voller Gold,
Durchwühlte man die Schachte wie die Stollen
Der Haus- und Staatsregistratur — und fand
Sich nichts.
(Bedeckt sich die Augen.)

Ahr.

Ei! Ei!

Bükenfohl.

Da stieg in meiner Brust
Der hohe schöpferische Plan empor,
Dem grausesten der Mängel abzuhelfen,
Unsterblich im Unsterblichen zu seyn.

Ahr.

Das ist der rechte Weg —

Bükenfohl (vergnügt).

Nicht wahr? ich traf's?
Zum Stammbaum machte ich — versteht sich, ließ
Durch genealogische Urkunden-Würmer
Den Plan entwerfen — letzte Hand legt ich
Dann selbst daran — das Werk im Keim ist fertig;
Nun soll die Kunst darstellend es vollenden.

Ahr.

Ein schönes Thema, das!

Bükenfohl (sich blähend).

Doch wie die Kunst,
Die große Kunst der weisen Staatsverwaltung
Darin besteht, erhabner Zwecke Gipfel
Durch kleine Mittel zu erreichen; stark
In dem Erfolg die Anstalt zu beschränken,
So hab' ich auch, nach dem ich tief devot
Darüber höchsten Ortes referirt,
Beschlossen: nun des Mechanismus Kunst
Dem — Wenigstnehmenden zu überlassen.
(die Hände reibend.)
Was sagen Sie dazu?

Ahr.

Ich wünsche nur
Daß sich, der Wenigstnehmende zu seyn,
Der's Meiste könnende entschließen mag.

Bükenfohl.

Das eben ist die wicht'ge Konkurrenz
Des Kunstgenies und der Finanz-Ersparung.
Sind Sie der Mann? Noch ist nicht abgeschlossen!

Ahr.

Ich bin der Mann, der mit entzückter Brust
Und reicher Farbenglut, und reger Hand
Den Ahnherrn des Geschlechts, den Groß-Erlauchten
Vom allerstaubigsten der Konterfai's,
Die uns die karge Vorwelt ließ, in's Leben,
In's neue kunstbeseelte Leben ruft —
Und fehlt uns auch der Zeit Vermächtniß ganz,
Versäumte ein Geschlecht, das lieber that als mahlte,
Die Züge für die Nachwelt aufzusammlen,
So faß' ich, von der Schöpferkraft der Kunst
Im Innersten gestählt, emporgehoben,
Verlohrne Heldenform aus Heldenthat,
Die uns verblieb — Der Mann bin ich, mein Herr, — — —

Bükenfohl (sich aufrichtend).

Man nennt mich Exzellenz —

Ahr.

Doch Ihren — — Baum,
Den blätterlosen, blüthberaubten, dürren,
Den Sie auf Pergament im Klingklangreich
Der Eitelkeit recht wohlfeil pflanzen wollen,
Den mahl ich nicht — und sollt ich selbst hinein
Zum Lohn — die Kunst umarmt die Größe wohl,
Doch nie lackirt sie's große Kleine glänzend.

Bükenfohl (nach der Klingel eilend).

Ich laß dich arretiren, Grobian!

Ahr (die Hand nach ihm ausstreckend).

Sey — tätowirt mit deines Stammbaums Zeichen!
(Er gleitet hinweg.)

Bükenfohl.

Gerechter Gott! wie brennt mir das Gesicht!
Ich halt's nicht aus — — die Feuerfunken hüpfen
Um Stirn' und Wang' — — —
(Umherlaufend, fühlt er sich plötzlich vor dem Spiegel zurückgehalten.)
Was sehe ich! wie schön!
In Wappen emaillirt ist mein Gesicht,
Und aller Glanz des hohen Hauses stellt
In mir, auf mir sich dar! Welch Monument
Des eignen Genius, der Fürstenhuld!
Unsterblich bin ich jetzt! und — unentbehrlich!
In treuster Devotion ein Wunderwerk!
Geschwind nach Hof! mich präsentirt! vergöttert!

6.

Quasi-Garten, viel Gemüse, wenig Blumen.

Sparwolf.

So treib' ich denn das Nützliche allstets,
Um's sogenannte Schöne unbekümmert;
Das Nützliche will nämlich Sorgfalt, Müh',
Umsonst verleiht es nie des Himmels Huld,
Dagegen sproßt wie Unkraut Schönes auf,
Man muß sich nur des Andrangs fein erwehren.
Da seh' der Herr die herrlichen Kohlraben,
Ich baute sie im Schweiß des Angesichts;
Mit tausendfältiger Gefahr hat hier
Mein Kraut gekämpft, und jenes Bohnenbeet;
Dagegen rankt dieß blühende Gesindel,
Das von dem Boden Farben nur schmarozt,
Und allenfalls ein bischen Duft — (es ist
Tabak ein besseres Gericht für weise Nasen,
Zugleich ein hübscher Nahrungszweig) es rankt
Und windet sich von selbst empor, und nimmt
Den Raum des bessern nur hinweg —

Ahr.

Hm! Hm!

Sparwolf.

Ist Ihm die Luft zu kühl? zu heiß die Sonne?
Er ennuirt sich wohl? versteht mich nicht?
So gehts dem leeren Kunstgeflimmer! Und
Mit Recht! Das Oekonomikum entkam
Dem Kopf, Solides ließ man schnöde liegen,
Und in der Welt gilt das Solide nur.

Ahr.

Die Lieblichkeit der Kunst verschmäht es nicht;
Im festen Stamm erläutert sich der Saft
Des Lebens, der zum Blüthen-Nektar wird.

Sparwolf.

Bleib' Er mit seiner Lieblichkeit zu Haus!
Die wahre wohnt im angefüllten Kasten,
Und hab' ich Geld, sind alle Blumen mein,
Geb' ich's für Blumen hin als baarer Narr.
Der echte Nektar aber winkt im Glas,
Das mir bey Hof der Mundschenk gratis füllt.
Dafür zersitz' ich mir den — Körper auch
Am Pult, und schreibe für das Vaterland.

Ahr.

Mein Plan, die Kunst empor zu bringen —

Sparwolf.

Ist
Ein Titulus für Ihn zu jenem Haus,
Wo man die Pseudo-Genios verwahrt.
Was sollen wir mit Künstlern thun? was denn?
Ein Künstler ist nur ein gefährlich Thier,
Das von dem Luxus lebt, wie von der Woll'
Die Motte — gütlich thut sich's ohne Müh',
Sein Schweben nennt's Begeisterung, zerschabt
Den dichten Rock des allgemeinen Wohls,
Und setzt den Männern Kinderhauben auf.

Ahr.

Was man doch von Gelehrten lernen kann!

Sparwolf.

Mokir' Er nicht! ich seh' Sein giftig Lächeln
Und kenn' die Pharisäerzüge schon.
Den Paß hab' ich in's Wirthshaus Ihm geschickt,
Bezahl' Er Seine Zeche, wenn er — kann,
Und troll Er sich alsbald aus unserm Land,
Wo Milch der Ordnung und der Arbeit fließt,
Und man den Honig seiner Kunst nicht braucht.

Ahr (betrachtet ihn stumm).

Sparwolf.

He! alle Wetter! Margreth! Kunz! Rebekka!
Die Gänse sind im Kraut! wie Teufel kommt's?
Gewiß ließ Er, gedankenloser Künstler,
Die Thür' zum Heiligthum der Küche auf!
(jagt emsig die Gänse hinaus.)

Ahr.

Wie Deine Gänse schnatterst Du, wie sie
Befrevelst seelenlos Du Höheres,
Dem guten Futter hold, nur ihm ergeben!
So watschle denn wie sie des Lebens Bahn!
(Er streckt, hinweggleitend, die Hand gegen ihn aus.)

Sparwolf.

O weh! o weh! ein Zauberwesen macht
Der alten Schuhe treues Paar zu eng,
Und Höllenschmerz glüht mir durch alle Zehen.
Ich kann nicht mehr! — mein schönes, schönes Kraut!
Mein armes Fußgestell! — Und mein Gesind!
Das ist wohl gar zum schnöden Tanz gelaufen!
Auch eine Kunst! verdammlich genus cum speciebus,
Noch morgen jagt's Kollegium dich aus!

7.

Wolgemuths Werkstätte.

Wolgemuth (in voller Arbeit froh).

Wo bleibt er denn so lang? der Edle! Edle!
Mir gab er Brod und Gold, doch das ist wenig —
Den heitern Muth des innersten Vermögens,
Die ungebeugte Kraft des Genius,
Am Schaffen und am Werk der Schöpfung hoch
Ergötzen gab er meiner Brust zurück —
Mein ist die Welt im stillen Spiegel wieder,
Der stille Funke hellt die warm umfaßte
Mit regem Strahl des eignen Tages auf.
Ich bin entzückt nun wieder's alte Ich,
Ihm dank ich es, — das Werk hier dank' es ihm,
Das unter väterlicher Hand bald athmet.
(Den Meisel und Hammer wegwerfend.)
Er kommt —

Ahr.

Die Freude strahlt aus Deinem Blick.

Wolgemuth.

Dem Geber flammt sie Dank — Was wirktest Du
Indeß?

Ahr.

Ich zeichnete die Seelen auf
Das Aeußere; sie scheinen beyde nun,
Was sie auch sind, erbärmlich lächerlich.

Wolgemuth.

Die Gönner stießen Dicht zurück — nicht so?
Ich hatt es prophezeiht — Bleib nun bey mir,
Laß uns zusammen wirkend glücklich seyn.

Ahr (feierlich).

Nie scheide ich von Deinem Innersten,
Von Deinem Werke nie, bin ich gleich ungesehen.
Was Du erschaffest, spricht mich aus — ich bin
Mit Dir! Leb wohl.
(Die Menschenhülle fällt, der Genius schwebt auf.)

Wolgemuth.

O Genius!

Der Genius (verschwindend).

Ich kam,
Ich sah', ich strafte — Deine Welt ist mein.

Landolina *).

Gott segne dich! sagte der arme Mahler mit schwindender Stimme (der Tod nahte sichtlich, ihm jede, auch nur noch dämmernde Lebensfarbe zu löschen) — Gott segne dich, Balduin, und erhalte dir dein Gemüth. Dann hast du übergenug für diese, doch immer dürftige Erde, und viel Ausstattung voraus für jenseits! Dabey legte Apelles auszehrender Jünger die dürren Hände segnend auf den Lockenkopf des laut weinenden Knaben, und schloß die Augen zum letztenmal vor den Schätzen eines Daseyns, dessen bürgerliches Elend er — sich erschöpfend — getragen, während er sein geistiges Glück — mit vollen Zügen sich begeisternd - eingesogen.

Der kleine Balduin weinte über Sampson's Leiche die Thränen verzweifelnder Liebe. Schon früher war die geliebte Mutter, zugleich des Vaters geliebte Gattin, dem ungleichen Kampf hingebender Duldung mit nimmer endendem Schicksalsdruck entrückt worden. Die edle Tochter des erlauchten Stammes der Siebenbergen hatte, von zarter und trauter Liebe gewonnen, dem nur an unsichtbaren Talenten reichen Mahler die lohnende, die verdiente Hand gereicht. Da kam der zürnende Schatten des Ahnherrn, Grafen Haidolph, über die stolzen Verwandten; sie stießen mit wilden Verwünschungen das liebende Mädchen aus, das sich schon unter holden Wünschen aus der Mitte ihres Glanzes ausgeschlossen, doch gern' ihre Herzen auch als Mahlersfrau behalten hätte. Aber was die Hoffärtigen nicht hatten, das konnte sie nicht behalten: Namen und Liebe zum Namen ließ sie ihnen, indeß sie selbst die Busenwunde über den Mangel einer bessern Liebe brannte; die bessere, die innigste Liebe heilte sie an Sampson's Brust, der freundliche Genius Balduin verdreyfachte ihr Leben; selig, wenn auch darbend, trug sie Noth und Entbehrung mit Gatten und Kind. Das schönere Wiedersehen im milden Himmelsauge schied sie von ihnen, als die Stunde vollendeter Erschöpfung schlug, und den holden Faden irdischen Bands zerriß, ohne die innige Verbindung überlebender Gemüther zu trennen.

Dem zärtlichsten Andenken, der Sehnsucht nach Wiedervereinigung, dem Sohne voll schöner Hoffnungen und der Kunst lebte der vereinsamte Sampson. Unter den Augen der Geliebten, deren Bild in seinem Herzen war, und aus dem Herzen in lebendige Farben floß, erzog er seinen Balduin: karger Lohn verkannter und doch in der eignen Fülle reicher Kunst nährte den Zögling und den Vater, dem nur eine Sorge blieb, wenn er die Gattin wiederzusehn ginge — die Sorge um den verwaisten Sohn. Ohne Mittel auf dieser Welt, sie zu befriedigen, ging er mit dem schönen Segen einer geistigern Welt.

Balduin Sampson's Thränen flossen noch bey der geliebten Leiche, aber schon hatte die innere Kraft seine Verzweiflung bekämpft. Den Segen des Vaters gabst du dem Knaben, als wär' er Mann! rief der sich Erhebende — ich fühle sein Wirken, denn ich fühle den Entschluß seiner werth zu seyn — eurer würdig, geliebte, mir früh entrissene, nimmer für mich verlorne Eltern. Balduin folgt eurem Wink, euerm Pfad!

Das ärmliche Mitleid kam, ihn nach der Freystätte der dürftig versorgten Armuth abzuholen. Der vornehme Groll seiner Verwandten hatte kein Ohr für seine mögliche Klage; der edle Stolz seiner Seele keinen Laut der Klage für dieß entrückte Gehör. Aber er gelobte sich's zu vergessen, daß es Menschen gebe, auf deren Theilnahme er Anspruch habe; sich selbst die Wonne der Selbstständigkeit zu verdanken, den Segen des Vaters zu verdienen, das lag ihm heiß in der Brust, fest im Willen. So warf er sich in's geistige Leben, die Umgebung der Erde wurde ihm nichts, er vermißte es nicht mehr, daß sie ihm nichts seyn mußte. Nur die Natur sprach ihn mächtig rührend und stärkend zugleich an, und das Vaterland. In ihnen wollte er sich leben.

Die Bahn der Ausbildung war zurückgelegt, das Brod der Abhängigkeit gegessen, die Wohlthat der Unterstützung verdankt, aber nicht jeder Wohlthäter von ihm geliebt, vielleicht nicht einer, außer seinem guten Lehrer, der es wirklich war, wenn die stolzen Handreicher Fortuna's nur so hießen. Lebe wohl, mein Sohn, sprach scheidend Zacharias Asthelm und vergiß mich nicht, solltest du unglücklich seyn. Bist du aber glücklich — und ich denke ahnend, du wirst es — so lohne mir, Gutes wirkend. Der Greis umarmte ihn mit jugendlicher Inbrunnst, und setzte mit brechender Stimme hinzu: um deine Liebe bitt' ich dich nicht, die hab' ich schon.

Die hast du, mein zweiter Vater! rief der blühende Jüngling am Halse des ehrwürdigen Veteranen im Dienste der Musen. Ja! keine deiner frommen Ahnungen mochte dich jemals trügen; auch das innere Flüstern deines Geistes von meiner Zukunft wird erfüllt, denn sie sprost aus der Gegenwart, die ich dir danke. Glücklich werde ich seyn, sagst du, mir stets ein Apostel der Wahrheit. Ich bin es im Gefühl der Ausstattung für das Gute, in der festen Bürgschaft meiner Seele, daß ich der Ehrsucht nicht bedarf, wie ich ihrer Mittel entbehre.

Glaubst du, erwiederte der fromme Greis, mit dem Ton des mildesten Vorwurfs, daß ich auf ihren Pfaden dein Glück suchte?

Balduin schloß ihn herzlich an sich. Nein! wir mißverstanden uns nicht, denn wir können uns nicht mißverstehn. Zum Wirken des Guten beriefst du mich, wie mich der Segen des Vaters dazu beruft — da sprudelt die Quelle meines Glücks. Jede glänzende Laufbahn ist mir verschlossen, doch offen, ungehindert offen der verachtete Pfad, vor welchem nur der Achtungs-Unwerthe flieht. Bilden will ich die Bürger meines Landes; wiedergeben den Söhnen der Zeitgenossen, was der Vorfahren Stiftungen mir gaben — Unterricht! Thaten kann ich nicht schaffen für die Bewunderung der Nachwelt, aber die Heiligthümer der Vorwelt will ich aufsuchen, als ehrerbietiger Priester den Tempel geschichtlicher Wahrheit ersteigen, und in der Dämmerung gothischer Säulengänge und Hallen nach den Schätzen des Vaterlandes graben.

Sey Lehrer und Geschichtschreiber, flüsterte der Greis, sich über den ihn Stützenden beugend — sey gut und nützlich und lass' Menschen und Schicksal walten. O, der Segen des Vaters ruht über deinem Gemüthe!

Die ärmliche Ausbeute vereinzelter Lehrstunden befriedigte das genügsame Bedürfniß des glühenden Jüngers im Dienste des Wissens und Forschens. Auf jedem Schritte des gewöhnlichen Lebens, zu jedem kleinen Geschäfte des nöthigen Brodgewinns begeisterten ihn höhere Ideen und die Liebe zum Werk, das in seinem Geist reges Leben erhalten hatte, immer neues Leben entwickelte.

Ist das Blatt Ihr Eigenthum? fragte ihn Gabriel Dankwart, Rektor zu Bahnbrücken.

Balduin erröthete flüchtig, sein Auge senkte sich bescheiden, schnell aber drängte der Strahl des Entzückens über das wiedergefundene und schmerzlich vermißte Blatt, den Zeugen und das Werk seiner stillen Thätigkeit, den dankbaren Blick wieder aufwärts zu dem überraschenden Wohlthäter.

Der gutweise Rektor hatte nur diesen Blick nöthig, um in der Seele des jungen Mannes zu lesen.

Von heute an sind Sie mein Freund, sagte er, ihm herzlich die Hand reichend, wie der Befragte die Geschichte seines kurzen und doch so thätigen Lebens erzählt hatte — mein Freund und mein Gehülfe. Die erledigte Lehrerstelle bey Elisabeths Stiftung sey Ihnen übertragen; sie nährt ihren Mann, und gewährt dem Streben des nützlichen Erziehers lohnende Beschäftigung, dem Geschichtsforscher hinlängliche Muße. Genießen Sie beyder, und reifen Sie zu der Größe, die Ihrer wartet; zu der einzigen, die Ihrer werth ist — der verdienstlichen.

Sampson's Genius ergab sich dem edeln Wirkungskreise, wie sein Herz dem innigsten Dankgefühl. Rastlos in dem begonnenen Werke fortschreitend, behielt er nur die unter seiner Pflege aufblühende Jugend, und das von ihm erforschte graue Alterthum des Vaterlandes im Auge. Gabriel Dankwart war ihm Vater, Gabriel's Bruder, Gottfried, väterlicher Freund. Jede Neigung seines liebenden Herzens sammelte sich befriedigt und befriedigend in dem kleinen reichen Zirkel, welchen ein günstiges Schicksal um das tiefe, genügsame Gemüth gezogen.

Sein geliebter schriftstellerischer Erstling nahte der Vollendung; er hing mit der Zärtlichkeit eines neuen Pygmalions an der Schöpfung seines Geistes. Da schrieb ihm der langsam erlöschende Zacharias Asthelm:

„Die Uhr meines Daseyns läuft ab; nur wenige Sandkörner sind zurück. Ich schließe die müden Augen gerne. Sie haben des Guten Manches gesehen, des Schlimmen Vieles hinweggescheucht, des Bösen Nichts wissentlich geduldet. Aber eh' ich sie schließe, möcht' ich sie noch einmal an dem Anblick des geliebten Sohns meiner Wahl erfreuen. Theile, o Du theurer Balduin, die sparsam zugemessenen Minuten mit mir."

Balduin flog nach dem Städtchen — der Greis lächelte ihm freundlich dankbar; schon dunkelten die sinkenden Augen, die schwachen Lippen versagten sich den Worten der Liebe, die welke Hand lag matt in der lebenswarmen des Freundes — aber aus jedem Zug des Erlöschenden sprach wortlos und innig liebevolle Anhänglichkeit. Dein Gemüth! lallte er — des Vaters Segen! — und verschied.

Balduin trocknete die Zähren vom eignen Auge, um die Enkelin des Entschlafenen zu trösten. Sorgsam pflegend war die holde Landolina um den entschlummerten Großvater geschäftig; in den Jammer der trauernden Zärtlichkeit aufgelöst, weinte sie um den Entschlafenen. Der dreyßigjährige Mann gedachte der bittern Thränen, die er einst bey der Leiche des Vaters vergossen; das zwanzigjährige Kind der kunstlosen Anmuth gewann sein Herz, indem sie von ihm lindernden Trost nahm. Zum erstenmal wurde der Forscher des Alterthums in den süßesten Geheimnissen der Natur eingeweiht. Seine theuere

*) Aus: Jason. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von dem Verfasser des goldenen Kalbes. Jahrg. 1810. Bd. 3. S. 261.

Handschrift rief ihn zurück nach Bahnbrücken; aber Landolinens sanfte Macht hielt ihn hier fest. Mit argloser Kindlichkeit ergaben sich zwey unerfahrne unverdorbene Herzen dem zauberischen Zug, der sie mit unwillkürlicher und unbekämpfter Gewalt vereinigte.

Ich wünsche dir Glück, mein Kind, flüsterte Landolinen's Mutter. Er liebt dich!

Erschrocken schüchterte das Mädchen in sich zusammen. Er liebt mich! rief sie.

Du darfst mir glauben — die bessere, die stille Seele spricht's aus ihm. Auch ich wurde einst so geliebt, und so wünschte die Mutter, daß auch du geliebt würdest. Dieß doppelte Gefühl leitet die Beobachterin mit dem eignen und dem mütterlichen Herzen sicher. Du bist so geliebt!

Ach Gott! seufzte das Mädchen, und verbarg sich an der Mutter Brust.

Diese lächelte. Du bist sonderbar mit Schrecken und Klagen, sagte sie. Ist Balduin Sampson nicht ein herrlicher Mann? Mahlen darf ich ihn nicht erst dem Aug' der erröthenden Jungfrau. Aber das, was ihrem Herzen Bedürfniß ist, und treue Erkundung mir gewährte, will und muß ich dir schildern. Klar ist seine Seele, wie sein Blick; was dieser Edles ausspricht, liegt in der Tiefe des hellen, biedern Gemüths; sanft, wie seine Sitten, sind auch seine Gefühle und Gesinnungen; reich im Guten, theilt er sich gern' und ohne Zurückhaltung mit; warm hängt er an seinen Freunden — war er nicht dem Großvater ein Sohn? ist er's nicht dem wackern Paar der Dankwart?

Bey dem Namen Dankwart seufzte Landolina tief — die Mutter fühlte darin keine Verbindung, und fuhr, immer noch der sorgsam lieblichen Einfalt lächelnd, ungestört fort: Nie kam ein feindseliger Gedanke in sein reines Herz, nie Verläumdung oder bitterer Spott auf die reinen Lippen; von jeder Leidenschaft blieb das Heiligthum seiner Brust unentweiht — sein Wesen ist Liebe, und dieser Liebe erster, einziger Gegenstand bist du. —

Landolina suchte mit feuchten Augen unter Papieren — ihre Hand zitterte.

Neid kennt er so wenig, als Rachsucht; seine Freunde lohnt er durch Liebe, seinen Feinden vergibt er mit Verzeihung. Aber nur wenige hatte er — wie könnte man auch einem Engel feind seyn und bleiben? Wer ihn sieht, den gewinnt er; wer ihn kennt, der ist ihm hold. Und warm ist er seinem Gott und unserer Kirche ergeben.

Du mahlst den Engel, liebe Mutter rief Landolina schluchzend, und weißt nicht — — —

Wohl werde ichs wissen, was du sagen willst, närrisches Kind! eiferte die Mutter gutmüthig aufbrausend. Ueber den Büchern liegt er zuviel, nach todten Alterthümern sucht er, und gräbt und wühlt, und beschreibt sie, und arbeitet an einem dicken Werk. Aber lasse dir nicht bange seyn vor solcher Nebenbuhlerin. Aus dem Leben der Schatten führt ihn die Liebe jetzt in das wahre Leben süßer Wirklichkeiten; seine Schrift wird an den zweyten Platz zurücktreten, weil Landolina den ersten einnimmt, und laßt erst noch das dritte liebliche Wesen zu eurem Bund kommen, so muß auch den zweyten Platz die immer tiefer heruntergedrängte einräumen.

Landolina vermochte es nicht mehr zu tragen. — Lies, liebe Mutter! rief sie, ihr einen Brief in die Hand drückend, und floh aus dem Zimmer, wo die gute verwunderte Frau mit Erstaunen und Neugierde allein blieb. Sie entfaltete das räthselhafte Blatt, um die Auflösung des Räthsels zu finden.

Mit der Wärme zutraulicher Freundschaft ergoß auf diesem Blatte Brigitta Dankwart ihr Herz in Landolinens verwandtes. Sie liebte schon länger den liebenswürdigen Jüngling, welcher, ihren Vater wie seinen verehrend, die Tochter des Gönners mit den Augen des Bruders sah, und nur geschwisterliches Gefühl hatte, indeß die still Liebende Erwiederung ersehnte und an ihr verzweifelte. Das Vertrauen der Freundin hatte Landolinens Busen tief verwundet; denn es entdeckte ihr in ihr selbst die Nebenbuhlerin des Wesens, dessen Glück ihrer wohlwollenden Innigkeit näher lag, als das eigne. Aber war auch das holde Band der Schwesterseelen minder stark und unauflöslich, so trat auch dann noch die uneigennützige Liebe Landolinens zwischen ihre Wünsche und deren Erfüllung. Brigitta Dankwart vereinigte mit jeder reizenden Gabe der Natur auch die Gaben des Glücks; ihr reiches Herz sicherte Balduins innere Seligkeit, und ihr Reichthum erhob den Liebling Landolinens, die arm war, wie er, über den Drang kümmerlicher Verhältnisse. Ihr Entschluß war gefaßt, wie sie den Brief der Freundin gelesen. — Das Opfer ihrer süßesten Hoffnungen wollte sie zwey Geliebten bringen; auch der schmerzlichste Kampf vermochte diesem Plan nichts abzudringen. Aber er verlängerte sich unwillkührlich, leise schlich die immer wieder auflebende Sehnsucht zur Seite der immer wieder siegenden Hingebung; sie sah nur in der schnellen Entfernung das Mittel, den Triumph der Pflicht zu sichern, aber sie konnte das Urtheil dieser Verbannung von ihrem schönern Daseyn nur tief im verschwiegnen Busen aussprechen — wie sie der Vollziehung nahte, blutete ihr Herz. — Jetzt hatte die mütterliche Enthüllung ihres Geheimnisses und Balduins stiller Gefühle den entscheidenden Augenblick herbeygeführt. Landolina gab den wichtigen Brief in die Hände, welche die Wankende auf dem Pfad der Schmerzen und der Pflicht stützend leiten sollten.

In tiefen Gedanken fand die Zurückkehrende ihre Mutter und in heißen Thränen. Diese hinwegküssend, errieth sie jene. Du giebst mir Recht, Mutter, sprach sie entschlossen, laß uns fliehen. Doch — setzte sie innig hinzu — lass' uns zugleich vollenden. Ich rette mich unverzüglich in den Schoos unserer ländlichen Zuflucht, aus der uns die Trennung vom besten der Väter hinwegführte. Du — o folge du mir erst, wenn du den Inhalt dieses Blattes und der Freundin Schicksal an das edle Herz meines Balduins gelegt. O er wird immer mein seyn, wenn gleich nimmer so heißen. Entdeck' ihm alles — der Tochter seines Wohlthäters wird der Hochherzige die — beglückende Hand reichen: was Achtung und Dankbarkeit begonnen, wird die aus ihrem herrlichen Innern sich entwickelnde Liebe vollenden und lohnen. Auch er wird glücklich seyn — ich bin es dann in beyden. Du gibst mir dein Wort, Mutter — nicht so? und du lösest es, wie du es gabst! Ja! ja!

Wehmüthig gab die Mutter nach, und ihr Wort. Landolina floh, ohne Balduin wiederzusehn. In der Verborgenheit der blühenden Natur weinte sie die Opferthränen, welche auch am Altar der reinsten Tugend fließen dürfen, ohne den Glanz des Heiligthums zu trüben, und in den Augen holder Schönheit den Thautropfen der Rose im Sonnenstrahl vor dem Ungewitter gleichen.

Johann Friedrich Benzenberg

ward am 5. Mai 1777 zu Schöller bei Elberfeld geboren, studirte zu Göttingen und Marburg Mathemathik und Physik, wurde darauf kurze Zeit Lehrer an der rudolphischen Erziehungsanstalt für Töchter in Hamburg und ging dann zu seiner weiteren Ausbildung im Jahre 1804 nach Paris. — Schon im folgenden Jahre ward er als Professor der Physik und Astronomie an das Lyceum zu Düsseldorf berufen und verwaltete dieses Amt, bis ihn die Regierungsveränderung im Bergischen veranlaßte, demselben zu entsagen. Er begab sich jetzt (1810) nach der Schweiz, lebte später (1815) in Paris, sowie in den Jahren 1817—20 in Berlin und privatisirt gegenwärtig auf seinem Landgute bei Crefeld.

Seine Schriften sind:

Versuch, die Entfernung und Bahnen der Sternschnuppen zu messen (gemeinschaftlich mit H. W. Brandes). Hamburg, 1800.

Ueber die Bestimmung der geographischen Länge durch Sternschnuppen. Hamb. 1802.

Versuch über das Gesetz des Falls u. s. w. Dortmund, 1804.

Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Paris. Dortmund, 1806. 2 Thle.

Der Dom in Köln u. s. w. Erster Heft mit 2 Kupfern. Dortmund, 1810.

Ueber Verfassung. Dortmund, 1810.

Der vollkommene Visirmeister. Düsseldorf, 1811. Besonderer Abdruck aus:

Anfangsgründe der Rechenkunst und Geometrie. Düsseldorf, 1810. 3 Thle.

Briefe auf einer Reise durch die Schweiz. Düsseldorf, 1811. 2 Thle.

Beschreibung eines einfachen Reisebarometers. Düsseldorf, 1811.

Wünsche und Hoffnungen eines Rheinländers. Dortmund, 1815.

Briefe, geschrieben in Paris. Dortmund, 1816. 1. Hft.

Das gegenwärtige Ministerium von Frankreich. Berlin, 1817.

Zwei Sendschreiben über Verfassung. Dortmund, 1817. in 4.

Ueber das Kataster. Bonn, 1818. 2 Thle.
Ueber Handel und Gewerbe. Elberfeld, 1819. 2 Thle.
Ueber Provinzialverfassung. Hamm, 1819. 2 Thle.
Die Verwaltung Hardenberg's. Leipzig, 1820.
Ueber Preußens Geldhaushalt u. s. w. Leipzig, 1820.
Friedrich Wilhelm III. Leipzig, 1821.
Briefe über die Assise in Trier. Köln, 1822.
Ueber die dalton'sche Theorie. Düsseldorf, 1830.

Ein gründlicher, gediegener, vielseitiger Schriftsteller, wie dies Verzeichniß seiner Leistungen beweist, hat B. mit männlicher Freimüthigkeit, scharfem Blick und gewandter Rede in seinen publicistischen Arbeiten manches Gebrechen aufgedeckt und, wenn auch mitunter zu derb und entschieden, auf die Mittel zur Abhülfe aufmerksam gemacht. — Freilich fand er, vorzüglich bei seiner Schrift über Hardenberg, nicht überall ein geneigtes Ohr; seinem ernsten Streben kann aber unmöglich die tiefe Achtung, die es verdiente, selbst von seinen Gegnern versagt werden. Mittheilungen gestatten seine Arbeiten ihrer Natur nach hier nicht.

G. August Bercht

ward im Jahre 1786 zu Torgau geboren, diente nach vollendeten Studien als Lieutenant im zweiten Befreiungskriege und lebte dann geraume Zeit in Bremen, wo er Redacteur der dortigen politischen Zeitung war. Gegenwärtig ist er Dr. der Philosophie und Lehrer am Gymnasium zu Kreuznach.

Von ihm erschienen:

Geschichte des Grafen Egmont. Leipzig, 1810.
Braga. Düsseldorf, 1814.
Archiv für Geschichte und Literatur (gemeinschaftlich mit Friedrich Schlosser). Frankfurt, 1830 folgende.

B. hat sich in lyrischen Gedichten nicht ohne Glück versucht. Weit bedeutender ist er jedoch in seinen historischen Leistungen, in denen er bei tiefer, gründlicher Kenntniß Scharfblick mit Herrschaft über den Stoff, Klarheit und Ruhe mit seltener Kraft und Gediegenheit und einer höchst anschaulichen Darstellung vereint und den größten Beruf zum Historiker offenbart. Zu bedauern ist, daß er seine Gaben und Fähigkeiten bisher noch an nichts Größeres wandte; eine Klage, in die gewiß Jeder, der die folgende meisterhafte Darstellung höchst verwickelter Verhältnisse gelesen hat, mit uns einstimmen wird.

Der Oberindendant Fouquet, dessen Proceß und Gefangenschaft *).

Als der Kardinal Mazarin, nachdem er Frankreich seit 1653 unumschränkt regiert hatte, am Ende des Jahres 1660 die Nähe des Todes fühlte, entschloß er sich endlich, den jungen König in die Grundsätze, nach welchen Frankreich regiert werden müsse, einzuweihen. Er bat ihn, nach seinem Tode keinen ersten Minister zu ernennen, was Ludwig XIV. ohnedieß nicht gethan haben würde, da sein stolzer Sinn, der sich schon im Knaben so mächtig regte, daß er bei dem bloßen Namen der Hausmeier in Zorn gerieth, in der letzten Zeit auch die Macht des Kardinals ungeduldig ertrug **); er ermahnte ihn ferner, seine vorzüglichsten Räthe nicht aus den großen Familien, sondern aus den mittleren Klassen zu wählen, die gewöhnlich bei gründlicheren Kenntnissen auch mehr Arbeitslust und Bescheidenheit besäßen ***), und endlich gab er ihm eine genaue Charakterschilderung aller Personen, die durch ihre Stellung am Hofe oder im Staate mehr oder weniger Einfluß gewinnen konnten. Als diejenigen, welche des königlichen Vertrauens am würdigsten seyen, empfahl er Le Tellier, Lionne und vorzüglich Colbert, der seit mehreren Jahren im ganzen Sinne des Wortes sein Vertrauter war. Dagegen schilderte er den Oberintendanten Fouquet, den er seit geraumer Zeit haßte und gebrauchte, weil er ihn nicht entbehren konnte, als einen höchst ehrgeizigen, gefährlichen Menschen, der die Einkünfte des Staats verschwende, um sich Freunde zu machen und sich vor der Ungnade, die er fürchten müsse, sicher zu stellen.

Nikolaus Fouquet, Vicomte von Melün und Vaux, Marquis von Belle-Isle, war 1615 geboren und stammte aus einer angesehenen Familie der Bretagne oder der Normandie. Sein Vater war Maitre des Requetes und Staatsrath unter Ludwig XIII. und von Richelieu sehr geachtet; seine Mutter Maria von Maupeßü, eine sehr fromme Frau. Er zeigte schon früh ausgezeichnete Anlagen und erwarb sich namentlich so bedeutende Rechtskenntnisse, daß er schon im zwanzigsten Jahre die Stelle eines Parlamentsraths mit Ehren bekleiden konnte. In den Unruhen während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. gehörte er Anfangs zu den eifrigsten Anhängern des Kardinal Retz und des Herzogs von Beaufort, ging aber später zur Hofparthei über, und leistete dieser sehr wichtige Dienste*). Als daher der Kardinal Mazarin im Februar 1653 nach Paris zurückkehrte und die Stelle eines Oberintendanten der Finanzen durch den Tod des Herzogs von Vieuville (2. Jan. 1653) erledigt fand, theilte er dieselbe unter den Staatsminister, Grafen Servien, den wir aus der Geschichte des Westphälischen Friedens kennen, und den Staatsrath und Generalprocureur Fouquet, den die Königin Mutter begünstigte, und dessen gewandter Geist ihm besonders geeignet schien, das Parlament willig zu erhalten und die nöthigen Summen für den Staat und den Kardinal herbeizuschaffen. In der Bestallung an Servien und Fouquet vom 8. Febr. 1653 heißt es ausdrücklich, daß der König volle Macht ertheile, die Finanzen so zu verwalten, wie sie es nach ihrem Gewissen für das Wohl des Staats am zuträglichsten halten würden, und daß sie weder der Rechnungskammer noch sonst irgendwo, außer dem Könige selbst,

---

*) Aus dem: Archiv für Geschichte und Literatur, herausgegeben von F. K. Schlosser und G. A. Bercht. Frankfurt, 1880. Bd. 1. S. 130 fgde.

**) Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 6. Pellisson hist. de Louis XIV. I. pag. 13. Pelliſson meint, Mazarin möchte nicht lange mehr den König beherrscht haben. La Fare (Mémoires, in der Collection des Mém. relatifs à l'hist. de France p. Petitot et Monmerqué Ser. II. t. 65.) bezweifelt es; quoiqu'on ait dit qu'il commençait à s'en lasser, je doute qu'il eût de long-temps secoué ce joug. Das glauben wir auch, daß er aber froh war, des Jochs ledig zu seyn, beweisen mehr noch als seine eigenen Worte alle seine Handlungen unmittelbar nach Mazarin's Tode.

***) Oeuvres de St. Evremont. Amsterdam, 1706. t. X. p. 113. — Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 36. — Guy Patin 1661.

*) Memoires de Guy Joli hinter den Memoiren des Cardinal Retz, t. V. p. 47. Plusieurs conseillers du parlement, des plus zélés, s'assemblaient régulièrement presque tous les jours après midi (1648 nach der Rückkehr des Königs) chez le Sieur Longueil, conseiller de la grand' chambre etc. Ceux qui se trouvaient le plus souvent à ses conférences étaient le Sieur de Croissy, Fouquet etc. Auch S. 97 wird er mit Fouquet de Croiſſy noch unter den Hauptfrondeurs genannt. Das war 1649. Im Jahr 1651 kannte man ihn schon als geheimen Anhänger Mazarin's. Mém. de Retz, Paris 1820, t. III. p. 164. M. de Procureur-Général Fouquet, connu pour Mazarin, quoiqu'il déclamât à sa place contre lui comme tous les autres, entra dans la grand'chambre le 17. Avril (1652), et en présence de M. le Duc d'Orleans et de M. le Prince requit au nom du Roi, que M. le Prince lui donnât communication de toutes les associations et de tous les traités qu'il avait faits, et dedans et dehors le royaume, et il ajouta, qu'en cas que M. le Prince le refusât, il demandait acte de sa réquisition et de l'opposition qu'il faisait à l'enregistrement de la déclaration que M. le Prince venait de faire, qu'il poserait les armes aussitôt que M. le Cardinal Mazarin serait éloigné. — Oeuv. de S. Simon t. IX. p. 288.

Rechenschaft schuldig seyn sollten *). Es war indeß vorauszusehen, daß eine solche gemeinschaftliche Verwaltung ohne bestimmte Begränzung der beiderseitigen Pflichten und Rechte nur von kurzer Dauer seyn konnte. Es entstanden manche Mißhelligkeiten zwischen Servien und Fouquet. Deshalb erließ Mazarin unter Ludwig's XIV. Namen am 24. Decbr. 1654 eine neue Instruction, der zufolge Servien blos den Bedarf zu bestimmen hatte, Fouquet aber das Geld anschaffen mußte **); gewiß die verkehrteste Maasregel, die jemals getroffen worden ist, wenn sie nämlich einen andern Zweck haben sollte, als der Habsucht des Kardinals zu dienen.

Als Servien starb (den 16. Febr. 1659), glaubte Mazarin Anfangs, er könne dessen Amt mit der reichen Besoldung ebenfalls übernehmen, und ließ sich die Bestallung ausfertigen. Da er jedoch bald auf unerwartete Schwierigkeiten stieß, so gab er die Idee wieder auf, und Fouquet wurde schon den 21. Febr. zum alleinigen Oberintendanten ernannt. „Da die Last und die Schwierigkeit der Finanzverwaltung Unseres Königreichs (heißt es im Dekret) ***), durch die außerordentlichen Ausgaben, welche die Fortsetzung des Krieges nöthig macht, mit jedem Tage sich vermehren, und da sich der Todesfall des Herrn Servien ereignet hat, dem Wir gemeinschaftlich mit Ihnen die Oberintendanz übertragen hatten: so hätten Wir Veranlassung, an die Wahl eines Mannes zu denken, der fähig wäre, die von demselben bekleidet gewesene Stelle auszufüllen, wenn nicht das sechs Jahre lang erprobte Vertrauen, welches Wir zu Ihrer Person hegen, die Umsicht und der Eifer, welchen Sie gezeigt, der Fleiß und die Wachsamkeit, welche Sie diesem Geschäft gewidmet, die Erfahrung, welche Sie erworben, die Zuverlässigkeit, welche Sie bei diesem Amte und bei mehreren Gelegenheiten bewiesen haben, Uns die volle Gewißheit gäben, daß es nicht nur nicht nöthig ist, die Arbeiten dieses Amtes zu trennen und Sie durch Anstellung eines Kollegen zu erleichtern, sondern daß es auch zum Wohl Unseres Staates und Unseres Dienstes, zur Erleichterung der Geschäfte und der Beschleunigung der Ausfertigungen wichtig ist, die Verwaltung Unserer Finanzen nicht zu trennen, und daß, wenn sie Ihnen allein übertragen würde, Wir desto besser bedient seyn würden und der Staat (le public) mit Uns. Aus diesen Gründen und in dem Vertrauen, welches Wir zu Ihrer Person hegen, und indem Wir die Gewalt, die Wir Ihnen früher ertheilt haben, bestätigen; ernennen Wir Sie von Neuem, so weit es nöthig seyn könnte, — — — — — zum alleinigen Oberintendanten Unserer Finanzen, um sie fortan mit voller und ganzer Macht und so wie Sie es in Ihrem Gewissen zum Besten Unseres Dienstes für nothwendig erachten werden, zu verwalten, — — — — — ohne daß Sie gehalten seyn sollen, in Unsrer Rechnungskammer, oder Andern, als Uns selbst, von dieser Verwaltung Rechenschaft zu geben." In diesem Verhältniß blieb Fouquet bis zum Tode des Kardinals, der ihn noch in den letzten Tagen mit dem Präsidenten Lamoignon, Le Tellier, Colbert und dem Bischof von Frejus, Zongo Ondedei, zum Testamentsvollstrecker ernannte.

Mazarin starb den 9. März 1661. Schon am folgenden Morgen um sieben Uhr ließ Ludwig XIV. den Kanzler von Frankreich, den Oberintendanten und die übrigen Minister kommen und erklärte ihnen mit kurzen Worten, daß er von jetzt an selbst regieren wolle, und daß nur die Achtung für einen Minister, der ihm in schwierigen Zeiten so treu gedient, die Rücksicht auf das Wohl des Staats, während das königliche Ansehen noch schwach gewesen, und die reifliche Ueberlegung, welche ein solcher Schritt fordere, ihn verhindert habe, seinen Entschluß früher auszuführen †). Er befahl ihnen, von nun an zu gewissen Tagen, bei wichtigen Sachen zu jeder Stunde, ihm selbst zu berichten und nichts, nicht einmal einen Paß, auszufertigen, ohne seinen ausdrücklichen Befehl. Er errichtete zwei neue Conseils, das der Depeschen, worin die Staatssecretäre in Gegenwart des Kanzlers und des Finanzministers über alle innere Angelegenheiten Bericht erstatten mußten, und das der auswärtigen Angelegenheiten, wo er sich alle Depeschen, die vom Auslande eingingen, von Anfang bis zu Ende vorlesen ließ und die Antworten ertheilte, die er sich dann ebenfalls vorlesen ließ. Dieses Conseil, gewöhnlich der Rath der Drei genannt, bestand aus Fouquet, dem seine Stelle als Oberintendant den ersten Rang gab, Le Tellier für das Kriegswesen und Lionne für das Auswärtige. Hier wurden die wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten des Reichs verhandelt. Im Geheimen arbeitete der König viel mit Colbert, der in der ersten Zeit nur Finanzintendant war, aber schon damals eine bedeutende Wirksamkeit hatte, indem er die Register des Fonds führte, wodurch ihm eine gewisse Controlle der Einnahmen und Ausgaben zukam. Keiner von den Prinzen, nicht einmal die Mutter des Königs, die sehr auf größeren Einfluß gerechnet hatte, wurde bei diesen Berathungen zugezogen. Die Hofleute, welche nun allen Einfluß verloren, indem der König sichs zum Gesetz machte, ihre Verwendung nie zu berücksichtigen, waren natürlich mit dieser neuen Einrichtung sehr unzufrieden, während das Volk, das bald bemerkte, wie viel rascher und pünktlicher alle Geschäfte besorgt wurden, sich den schönsten Hoffnungen überließ *). Der König arbeitete täglich sieben bis acht Stunden und war bei allen Berathungen seiner Minister zugegen. Die meiste Aufmerksamkeit widmete er den Finanzen, die in heilloser Verwirrung waren, da Mazarin das Vermögen des Staats ganz wie sein Eigenthum betrachtet und niemals Rechnung abgelegt hatte. Die völlige Veränderung, die der König mit diesem Zweige der Verwaltung machen wollte, hielt er jedoch Anfangs noch geheim. Er begnügte sich, vier Millionen an der Grundsteuer zu erlassen, indem er die Steuerpächter zwang, um einer gerichtlichen Untersuchung zu entgehen, fünf Millionen herzugeben, wovon Eine zu den Vergnügungen des Hofs verwendet wurde. Die ganze Ersparniß war überhaupt mehr zum Schein, weil die Erhebung der Steuern so beschaffen war, daß die Pächter leicht Mittel finden konnten, sich den Schaden von den armen Unterthanen ersetzen zu lassen. Indeß hatte Ludwig die Freude, daß seine Sparsamkeit, seine Ordnungsliebe, seine Gerechtigkeit gepriesen wurden, und daß man Vergleichungen anstellte, die natürlich ganz zum Nachtheil der alten Regierungsweise ausfielen. Dem Könige mochte dadurch der Muth wachsen, wie er sich ausdrückte, sein eigner Oberintendant zu seyn, und Colbert, der ihn mit allem Detail der Finanzen bekannt machte, stieg, wie der König selbst versichert, so sehr im Vertrauen, daß bei der vieljährigen Feindschaft zwischen Colbert und Fouquet der Sturz des letztern unvermeidlich wurde. Fouquet selbst sah wohl ein, daß Einer von Beiden den Platz werde verlassen müssen, allein sey es, daß er eine zu hohe Meinung von seiner Wichtigkeit hatte, daß er seinen Verbindungen zu viel vertraute **), daß er die Freundlichkeit, womit ihn der König fortwährend behandelte, arglos für Wahrheit hielt, oder daß er glaubte, der Eifer des Königs werde bald nachlassen und alsdann Alles seinen alten Gang gehen, kurz er schmeichelte sich so, Colbert ohne Mühe verdrängen zu können, daß die wiederholten Warnungen seiner Freunde ihn in seinen Hoffnungen nicht zu stören vermochten. Am meisten baute er wohl auf das Wort des Königs selbst, der ihn bald nach Mazarin's Tode, auf das Geständniß, daß

---

*) Recueil des défenses de M. Fouquet t. II. p. 350: „sans que de la dite Administration vous soyez tenus d'en rendre raison à nostre chambre des Comptes ni ailleurs qu'a nostre Personne, dont Nous vous avons de nostre grace speciale, pleine puissance et autorité Royale, relevez et dispensez, relevons et dispensons par ces dites presentes etc."

**) Recueil des défenses II. p. 354: „Le dit Sieur Fouquet signera, sans difficulté, les Ordonnances de fonds et les Assignations, même celles de comptant, après qu'elles seront signées du dit Sieur Servien." Die Ordonnances de comptant waren Anweisungen, welche für geheime Ausgaben ausgestellt wurden.

***) Ebendas. p. 356.

†) Pellisson, t. I. p. 14. Am ausführlichsten in den Memoiren des jüngern Brienne, der als Augenzeuge spricht, (Mémoires inédits de L. H. de Loménie, Comte de Brienne, publ. p. Barrière. Paris, 1828, II Bände 8vo.) tom. II. p. 155. u. ff. — — et vous, monsieur le surintendant, je vous ai expliqué mes volontés; je vous prie de vous servir de Colbert, que feu monsieur le Cardinal m'a recommandé. — — La face du théâtre change. Dans le gouvernement de mon Etat, dans la régie de mes finances et dans les négociations au dehors, j'aurai d'autres principes que ceux de feu Mr. le Cardinal. Man vergleiche die Oeuvres de Louis XIV.

*) Pellisson I. p. 16: „Les peuples, à qui il étoit assez ordinaire de voir nos Rois à toutes les heures, mais non pas d'en être écoutés, moins encore d'être expédiés si promptement, et délivrés de cet état incertain et flottant entre la crainte et l'espérance, pensoient voir renaître le siècle d'or en matière de gouvernement. Der König nahm die Bittschriften zu jeder Stunde und an jedem Orte an, las sie selbst und gab sie erst dann den Staatssekretären, die sie schnell beantworten mußten.

**) La Fare p. 147: Fouquet, dans l'appréhension qu'il avoit eu du Cardinal, s'étoit voulu mettre en état de lui résister en s'acquérant des amis; et comme il étoit naturellement visionnaire, il crut en avoir un bien plus grand nombre qu'il n'en avait réellement. Il en fit une liste: la moitié de la cour se trouva sur ses papiers. Besonders hatten sich die jüngern Herrn des Hofs zu Fouquet gehalten, während die ältern mehr dem Kardinal huldigten; nur wenige, die sich nachher wohl dabei befanden, hatten sich dem Könige angeschlossen. Ebend. p. 145.

manche Unregelmäßigkeiten in seiner Verwaltung vorgefallen seyen, die bestimmte Versicherung gegeben hatte, er wolle ihm alles Vergangene verzeihen (Oui, je vous pardonne tout le passé) *). Auch hatte der König, wenn wir seinen Memoiren glauben dürfen, Anfangs wirklich die Absicht, unter Colbert's Controlle Fouquet zu behalten, da er von seinen Kenntnissen eine hohe Meinung hatte. Wie er einsah, daß Fouquet sein Vertrauen fortwährend mißbrauchte, beschloß er zuerst, ihn ohne weitere Strafe blos von den Geschäften zu entfernen, und nur die Sorge, daß Fouquet's hochstrebender, unruhiger Geist einen solchen Wechsel des Geschicks nicht ertragen würde, brachten nach und nach den Entschluß zur Reife, ihn zur größeren Sicherheit verhaften zu lassen und vor ein Gericht zu stellen **). Der König scheint auch in der That, vermuthlich durch Mazarin veranlaßt, in dessen Charakter bekanntlich Vorsicht ein Hauptzug war, von Fouquet's Verbindungen höchst übertriebene Begriffe gehabt zu haben, denn er betrieb seine Verhaftung mit einer Aengstlichkeit, als ob er es mit einem Prinzen seines Hauses zu thun hätte. Fouquet war Generalprocureur des Pariser Parlaments und konnte als solcher nur in einer allgemeinen Versammlung (grand' chambre) des ganzen Parlaments gerichtet werden, wo hundert und fünfzig Köpfe ihre Meinung sagten, wo also eine Justiz, wie sie der König wünschte, nie zu hoffen stand. Wollte man aber Fouquet durch eine Specialcommission richten lassen, so verletzte man die Rechte des Parlaments und es schien nicht rathsam, dieser Versammlung, deren Einfluß man in den bürgerlichen Unruhen erfahren hatte, gerade jetzt neuen Stoff zum Widerstande zu geben. Allein auch dafür wußte Colbert, oder wer sonst die Seele des Beginnens war, Rath zu schaffen. Am ersten Tage des folgenden Jahres sollte der Orden des heiligen Geistes, der nicht einmal die Hälfte der statutenmäßigen Mitglieder zählte, vollzählig gemacht werden, und der König hatte erklärt, daß er weder seine Staatssekretäre, noch irgend ein Mitglied des Parlaments (aucun qui fût de robe ou de plume) dazu ernennen würde. Man wußte, wie sehr Fouquet den Orden sich wünschte, und gründete hierauf den Plan. Man gab ihm nämlich zu verstehen, daß der König, der ihm bei jeder Gelegenheit das größte Vertrauen zeige, ihn gewiß, so bald er nur seine Stelle im Parlament, wofür er überdem eine sehr ansehnliche Geldsumme erhalten könne, niederlege, zu gleicher Zeit zum Ritter des Heiligengeistordens und zum ersten Minister ernennen würde. Dies wirkte. Fouquet entschloß sich nicht nur, die Stelle zu verkaufen, sondern auch das dafür erhaltene Geld, eine Million Livres *), dem Könige zu schenken, der es dankbar annahm (en pur don). Allein selbst jetzt, nachdem man ihm den Schutz des Parlaments entzogen zu haben glaubte, schien Fouquet noch so gefährlich, daß der König es nicht wagte, ihn in Paris verhaften zu lassen, sondern zu diesem Zweck in die Bretagne zu reisen beschloß. Ueberdem war auch die Jahreszeit, der Sommer, wie Ludwig versichert, zur Entfernung des Oberintendanten am wenigsten geeignet, weil man nothwendig zugleich eine große Veränderung mit den Staatspachtungen vornehmen mußte, deren Ertrag größtentheils erst nach der Erndte einging; die Ausführung mußte also schon deshalb bis zum Herbst verschoben werden. Ueberdem sollte Fouquet vorher noch vier Millionen aufbringen **). Um ihn daher noch sicherer zu machen, zeigte er ihm fortwährend ausgezeichnetes Vertrauen und besprach eine Menge Dinge, ohne die andern Minister zu fragen, nur mit ihm. Er ließ durch ihn ohne Mitwissen der andern Minister in England Unterhandlungen anknüpfen, mit denen es ihm kein Ernst war, und dieselbe Veranlassung scheinen auch die Verhandlungen mit dem Kardinal Retz gehabt zu haben, von denen Guy Joli in seinen Memoiren spricht ***). Er erschien sogar mit seinem ganzen Hofe auf einem Feste, welches ihm Fouquet und, wenn man den Memoiren glauben darf, vom Könige selbst dazu veranlaßt, am 17. August im Vaux-le-Vicomte gab. Dieses Schloß, mit seinen weitläuftigen von Le Notre angelegten Gärten übertraf an Pracht die königlichen Schlösser zu Fontainebleau und Saint Germain. Levau, der nach Boileau auch die herrliche Colonnade des Louvre entwarf, hatte es gebaut; Wände und Decken waren mit Bildern der vorzüglichsten Meister geschmückt, von denen wir nur Lebrun nennen wollen. Das Fest selbst war nicht minder prächtig. Im Garten war ein Theater gebaut, auf welchem zum erstenmal Moliere's Fâcheux mit einem Prolog von Pellisson gegeben wurden; die Springbrunnen und die damals noch seltenen Orangenbäume dienten als Dekorationen. Dem Schauspiel folgte Feuerwerk, Ball und

*) Conclusion des défenses de M. Fouquet p. 156 und Recueil pes défenses II. p. 94. Leider hat Pellisson, der am genauesten davon unterrichtet seyn mußte, weil er seit 1657 unter Fouquet angestellt war, und sein Vertrauen genoß, in seiner Geschichte Ludwig's XIV. von Mazarin's Tode bis zum Frieden von Nimwegen Fouquet's Ministerium aus leicht zu errathenden Gründen übergangen. Die vortrefflich geschriebenen Vertheidigungsschriften, die unter dem Titel Recueil des défenses de M. Fouquet, Suite du Recueil etc. und Conclusion des défenses von 1665 — 1668 in 13 Duodezbänden ohne Druckort in Holland, sowie auch in den Oeuvres de Fouquet erschienen sind, enthalten einen Schatz von Notizen zur Geschichte der innern Verwaltung Frankreichs in diesem Zeitraum. Sie müssen aber, da sie größtentheils Partheischriften sind, welche überall nur die Lichtseite zeigen sollen, natürlich mit der strengsten Kritik benutzt werden. Man wird indeß selten irre gehn, wenn man, was freilich höchst mühsam ist, die Protokolle über die Verhöre Punkt für Punkt mit Talon's Anklagen und Fouquet's Vertheidigung zusammenhält. — Pellisson's Freund Conrart hat über diese Zeit nur wenige Fragmente. Choisy, der es von Pellisson und Parette gehört haben will, sagt t. I, p. 141, der König habe von F. genaue und ehrliche Auskunft verlangt, wie es mit den Finanzen stehe, mit dem Versprechen, wenn er ihn wahr fände, sich immer seiner zu bedienen. Fouquet lui exposoit nettement toutes ses dépenses, et entroit sur cet article là dans un fort grand détail, beaucoup plus reservé sur la recette, dont il avoit peine à lui découvrir toutes les sources, prevoïant assez que s'il disoit tout, il ne seroit bientôt plus nécessaire. Il avoit tenu un petit conseil avec ses plus intimes amis, et leur avoit rapporté le discours du Roi. De Lorme, Bouchart et Pellisson, qui étoient de ce conseil, lui firent remarquer, que dans ce discours du Roi il paroissoit beaucoup de fermeté et de bonté, et qu'il seroit peut-être dangereux de ne lui pas dire les choses comme elles étoient; mais il se moqua d'eux, les assurant que ces premières velleïtés de gouverner ne seroient pas long temps dans l'esprit d'un jeune Roi. ——— Il donna au Roi des états de sa dépense, qu'il grossissoit, et de ses revenues, qu'il diminuoit, faisant les choses encore pires, qu'elles n'étoient. Le Roi montroit tous les soirs ces états à Colbert, qui lui en faisoit remarquer les faussetés. Le Roi insistoit le lendemain avec Fouquet, sans paurtant vouloir paroître trop instruit, et Fouquet insolent persistoit dans le mensonge. Cette épreuve plusieurs fois reïtérée détermina enfin le Roi à perdre Fouquet." So stellt auch Ludwig selbst in seinen von Pellisson redigirten Denkwürdigkeiten die Sache dar. Besonders ärgerte den König, daß F. aus Eitelkeit oft um Privataudienzen bat und ihm „unnütze" Dinge vortrug. Oeuvres de Louis XIV. t. I., p. 103.

**) Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 102.

*) Er erhielt für die Stelle 1,400,000 Livres; 400,000 mußte er seinem Bruder für dessen Ansprüche auf die Nachfolge (survivance) geben. Conclusion des défenses pag. 96. Der Präsident Barentin hatte sogar 400,000 Livres mehr geboten, allein aus Rücksicht für die Königin Mutter (Gourv. pag. 346.) zog Fouquet die geringere Summe vor, die ihm sein Freund und Verwandter Harlai gab. — Man fand später ein Billet von Pellisson, worin er Fouquet beschwor, seine Stelle im Parlament um keinen Preis zu verkaufen. — Ueber den hohen Preis dieser Stellen bemerkt Voltaire sehr richtig Siècle de Louis XIV. I. 14, chap. 25: Le prix excessif des places au parlement, si diminué depuis, prouve quel reste de considération ce corps avait conservé dans son abaissement même. Le Duc de Guise, grand chambellan du Roi, n'avait vendu cette charge de la couronne au Duc de Bouillon que huit cents mille Livres. Dabei ist aber auch zu bedenken, daß eine Hofwürde mehr Aufwand erforderte. Ob Colbert, oder der Marquis de Laigues, der quasi mari der Herzogin von Chevreuse, oder gar, wie Brienne behauptet, der König selbst den feinen Streich angab, oder ausführte, lassen wir dahin gestellt. Fouquet selbst sagt bei Brienne (t. II., p. 184.) den Tag vor der Abreise nach Nantes nur im Allgemeinen, aber freilich so, daß man es zunächst auf den König beziehen muß: On me leurre d'un collier de l'ordre qu'on ne me donnera peut-être jamais, worauf Brienne naiv erwiedert, er glaube es auch nicht. Daß Colbert gar keinen Antheil gehabt, credat Judaeus Apella.

**) Oeuvres de Louis XIV. t. I., p. 103.

***) Man vergleiche die Memoiren des Abbé Choisy (Amsterdam 1727.) I., p. 154. mit Guy Joli (Paris 1820) VI., p. 79: Pennacors (den Le Tellier zum Kardinal Retz geschickt hatte) de son côté stipula la même secret au nom du Sieur le Tellier sur toute cette négociation, déclarant qu'il quitterait tout là, s'il apprenoit que le Surintendant Fouquet en eût entendu parler. Gleich darauf kommt der Abbé Charrier im Haag an, um über dieselbe Sache in Fouquet's Namen zu unterhandeln, der das Erzbisthum Paris einem seiner Brüder zuwenden wollte. Kaum ist aber Fouquet verhaftet, so macht Le Tellier ganz andere Bedingungen. Fürchtete man, Fouquet und der Kardinal Retz möchten ihre alte Verbindung erneuern?

Spiel, und damit die Hofleute nicht genöthigt wären, ihr eignes Geld zu verspielen, soll ihnen der liberale Finanzminister volle Beutel in ihre Zimmer gestellt haben *). Die Hofleute fanden das sehr artig, nicht so der König, den überhaupt, weil er einmal gegen Fouquet eingenommen war, alles an diesem Feste beleidigte; so schienen ihm selbst die Eichhörnchen in Fouquet's Wappen, mit der Inschrift quo non ascendet? die er sich übersetzen ließ, die hochverrätherischen Entwürfe des Besitzers zu verrathen. Auch soll er, der Verstellung nicht mehr Meister, seinen Unwillen darüber der Königin Mutter laut ausgesprochen haben **). Wenigstens blieben die Gesinnungen des Königs nicht mehr geheim, die Hofleute veränderten ihr Benehmen, der Günstling Saint-Aignan wurde hochfahrend, die Freunde warnten dringender, selbst die Königin Mutter ließ ihm Winke geben. Allein Fouquet hielt sich, wie es scheint, nicht für so gefährlich, als er es in den Augen des Königs war; er glaubte daher den freundlichen Worten desselben, und wenn er auf Augenblicke durch die Warnungen seiner Freunde geschreckt wurde und sich dann sehr niedergeschlagen und kleinmüthig zeigte, so war er doch weit entfernt, ernstlich etwas Härteres als Absetzung zu fürchten, eine Strafe, die bei seinem zerrütteten Vermögen hart genug war ***). Auch dauerte die Besorgniß nie lange, weil Ludwig, wie er in seinen Memoiren selbst gesteht, alle Staatsklugheit, oder, wie Andere sagen, alle Heuchelei aufbot, um den Minister sogleich wieder sicher zu machen.

Unter diesen Aussichten wurde endlich die Reise in die Bretagne angetreten, wo eben die Landstände versammelt waren. Sie schienen nicht geneigt, viel Geld zu geben; Fouquet hatte daher dem Könige gerathen, sich persönlich nach Nantes zu verfügen, weil die Deputirten, durch seine Gegenwart eingeschüchtert oder geschmeichelt, alsdann alle Forderungen bewilligen würden. So warf sich der Verblendete selbst die Schlinge um.

Mit einem zahlreichen Gefolge, zu welchem nicht ohne Absicht auch Condé und Türenne genommen wurden, traf der König am 1. Sept. in Nantes ein und nahm seine Wohnung im Schlosse. Unter dem Vorwande, daß sie am neuen Hafen arbeiten sollten, zogen starke Truppenabtheilungen durch die Provinz, in welcher keine Spur von Gährung zu bemerken war. Fouquet, seit einem Monat fieberkrank, war mit seiner Familie und dem Grafen Lionne den Abend vorher angekommen und hatte ein Haus am andern Ende der Stadt bezogen, aus welchem, wie mehrere Nachrichten behaupten, ein geheimer Gang nach der Loire führte, so daß es nur von ihm abhing, trotz aller Wachen nach Belle-Isle zu entfliehen. So wie der König seine Anwesenheit erfuhr, ließ er sich durch den jungen Brienne, mit dem Fouquet seit kurzem in freundschaftlichen Beziehungen stand, nach seinem Befinden erkundigen; Fouquet war indessen schon auf dem Wege nach dem Schlosse. Dieser und die folgenden Tage vergingen unter Geschäften; die Stimmung der Stände war zuvorkommender, als der König erwartet hatte. Am 4. wurde Brienne wieder zweimal zu Fouquet geschickt, und fand diesen in voller Hoffnung, daß der König Colbert's Verhaftung beschlossen habe, denn daß irgend etwas Geheimes im Werke sey, hatten manche ungewöhnliche Anstalten zu deutlich verrathen. Als Brienne am andern Morgen um 6 Uhr auf Befehl des Königs wieder in Fouquet's Wohnung kam, um ihm zu melden, daß ihn der König erwarte, war Fouquet bereits im Conseil und Brienne fand den königlichen Commissär schon in voller Arbeit, seine Papiere zu versiegeln.

Das Conseil wurde wie gewöhnlich gehalten; Fouquet mußte noch 30,000 Thaler für die Marine anweisen. Am Schlusse sprach der König noch Verschiedenes mit ihm; darauf entließ er ihn ohne das geringste Zeichen von Ungnade. Kaum aber hatte der Unglückliche, den der König aus Furcht, im Commandanten der Schloßwache keinen getreuen Vollstrecker zu finden, nicht im Schlosse selbst verhaften lassen wollte, die Mauern desselben hinter sich, als er vom Capitän-Lieutenant Artagnan angehalten und in einem eigens dazu erbauten Wagen unter Bewachung von 100 Musquetärs nach Angers abgeführt wurde. Seine Gattin ward nach Limoges verwiesen. Dies geschah am Geburtstage des Königs, den 5. September. — Der Mutter Fouquet's brachte ein Diener zitternd die Nachricht, fürchtend, ihr den Tod zu geben, allein die fromme, hochbetagte Frau empfing die Botschaft mit stiller Ergebung; sie sank auf ihre Knie und betete: ich danke dir, mein Gott, du hast mein Flehen erhört und ihn auf den Weg des Heils geführt.

Wie dem Könige gemeldet wurde, sein Befehl sey vollzogen, trat er mit freudigem Gesicht in das Vorzimmer und rief den Hofleuten zu: „Ich habe den Oberintendanten verhaften lassen, es ist Zeit, daß ich meine Angelegenheiten selbst besorge." Seine unwürdige Freude über das Gelingen dieses feingesponnenen Planes spricht sich auch in dem ausführlichen Briefe aus, den er noch am nämlichen Tage an seine Mutter schrieb *). „Ich habe ihnen schon diesen Morgen geschrieben, heißt es dort, daß meine Befehle zur Verhaftung des Oberintendanten ausgeführt worden sind, aber ich freue mich, Ihnen das Detail dieser Sache zu melden. Sie werden wissen, daß ich sie schon lange auf dem Herzen hatte, allein es war mir unmöglich, es eher zu thun, weil ich wollte, daß er vorher dreißigtausend Thaler für die Marine auszahlen ließe, und weil ich überhaupt mehrere Dinge in Ordnung bringen mußte, die nicht in einem Tage beendigt werden konnten, und Sie können sich keinen Begriff machen, welche Mühe ich gehabt habe, um Gelegenheit zu finden, Artagnan im Geheim zu sprechen, denn ich bin den ganzen Tag von einer Unzahl sehr hurtiger Leute umlagert (accablé), die auf den geringsten Schein durchgeblickt hätten: gleich wohl hatte ich ihm schon seit zwei Tagen befohlen, sich bereit zu halten. ——— Ich hatte die größte Ungeduld von der Welt, dies beendigt zu sehen, da mich sonst nichts mehr hier zurückhielt. Diesen Morgen endlich, da der Oberintendant wie gewöhnlich gekommen war, um mit mir zu arbeiten, unterhielt ich ihn bald auf die bald auf jene Weise und that, als ob ich Papiere suchte, bis ich durch das Fenster meines Kabinets Artagnan im Schloßhofe bemerkte, und darauf ließ ich den Oberintendanten gehen, der erst unten an der Treppe ein wenig mit La Feuillade sprach und dann, während er Herrn Le Tellier grüßte, verschwand, so daß der arme Artagnan schon ihn verfehlt zu haben glaubte und mir durch Maupertuis sagen ließ, er vermuthe, daß man ihm gesagt

---

*) Die Beschreibung des Festes findet man bei Choisy und Andern, vorzüglich bei Lafontaine, der als Augenzeuge spricht, in einem poetischen Briefe an Maucroix, Oeuvres diverses edit. in 8vo. 1729. t. III., p. 296. Büssy-Rabütin, obgleich Fouquet's Feind, sagt doch: „on lui conseilla de donner cette fête, comme un grand plaisir au Roi, et même on le flatta de tant d'espérance d'agrandissement, qu'il se laissa persuader de vendre sa charge de procureur Général, comme étant au-dessous des honneurs qu'on lui destinoit." — Mazarin, von dem freilich auch Montglat IV, p. 254. seine Zeitgenossen sagen läßt „jamais on ne fit une telle litière de la royauté," hatte noch 1660 ein Fest gegeben, was eine halbe Millionen Livres kostete; es war eine Lotterie, wozu auch der König und die Königin Loose erhielten; die Preise bestanden in Edelsteinen, Silberzeug, Krystal, Spiegeln, Handschuhen u. dgl. Als der Oberintendant Bullion im Jahr 1640 die ersten Louisd'or schlagen ließ, lud er eine Gesellschaft und theilte die ersten Stücke als Desert unter seine Gäste aus, die auch so begierig zugriffen, daß der Herr Oberintendant, wie weiland Krösus, herzlich lachen mußte, weil die Herrn mit ihren übervollen Taschen Mühe hatten, zu gehen. — Nach diesen Vorgängen, die wir leicht vermehren könnten, wird man geneigt seyn, über Fouquet's Unverschämtheit weniger hart zu urtheilen; Beispiele sind ansteckend. Uebrigens sagen die besten Memoiren, auch La Fontaine's Beschreibung, nichts davon, so daß die ganze Erzählung ebenfalls nur eine Erfindung übelwollender Müßiggänger zu seyn scheint.

**) Mémoires de Choisy t. I. p 171. Gourville, der den Finanzminister in der That warnte, (S. 349.) hinterbrachte ihm auch, wie Choisy versichert, der König habe zu seiner Mutter gesagt: Ah Madame, est-ce-que nous ne ferons pas rendre gorge à tous ces gens là? In Gourville's Memoiren steht davon nichts. Choisy, Voltaire u. A. behaupten, Fouquet's Devise sey gewesen: quo non ascendam? So arg war es doch nicht. S. Delort Hist. de la détention des philosophes I. p. 13.

***) Mémoires de Brienne t. II. p. 184. Da sagt Fouquet im Gespräch mit Brienne kurz vor der Reise nach Nantes: La Reine-mère m'a fait dire par Barthillac de me garder de la duchesse (de Chevreuse) — — mais quoi! il faut se résoudre à tout. Je ne saurais croire que le Roi veuille me perdre! Brienne räth ihm, sich an die Königin Mutter zu wenden, darauf antwortet er: Je l'ai fait, et elle ne m'a dit que de général, et peut-être ne sait — elle rien des desseins du Roi contre ma personne. Dann spricht er von Flucht: Mais m'enfuirai-je? c'est ce qu'on serait peut-être bien aise que je fisse. — Madame Duplessis Belliere schreibt an Pomponne aus Chalons den 19. Sept. 1661: Ce n'est pas que je n'aye assez prévu qu'il pouvoit arriver du mal à M. le S.; mais je ne l'avois pas prévu de cette sorte, et je me consolois (?) qu'on l'ostast de la place, voyant qu'il le désiroit luy-mesme pour songer à son salut. Das letzte ist gewiß erlogen. Man sehe den ganzen Brief in einer Anmerkung zu den Memoiren von Conrart Collect. des Mém. p. Petitot u. s. w. t. 48. p. 259.

*) Lettres de Louis XIV. p. Morelli, Lettre 28. Die Nachlässigkeiten des Stils gehören dem Könige.

habe, er solle fliehen; allein er erreichte ihn wieder auf dem Platze bei der großen Kirche und verhaftete ihn in meinem Namen ohngefähr um Mittag. Er hat ihm die Papiere abgefordert, die er bei sich hatte, in welchen ich, wie man mir gesagt hat, den wahren Zustand von Belle-Isle finden soll, allein ich habe so viel andere Sachen zu thun gehabt, daß ich sie noch nicht habe ansehen können. ——— Ich hatte erklärt, daß ich heute früh auf die Jagd gehen wollte, und unter diesem Vorwande meinen Wagen vorfahren und meine Musquetärs aufsitzen lassen; ich hatte auch meinen Garden, die hier sind, Befehl gegeben, auf der Wiese zu exerciren und alles bereit zu halten, um nach Belle-Isle zu marschieren. ——— Ich habe darauf mit den Herrn, die hier bei mir sind, über diesen Vorfall gesprochen, ich habe ihnen offen gesagt, daß ich meinen Entschluß schon seit vier Monaten gefaßt, daß Sie allein darum gewußt und daß ich ihn dem Herrn Le Tellier erst vor zwei Tagen mitgetheilt habe, um die Befehle ausfertigen zu lassen. Ich habe ihnen auch erklärt, daß ich keinen Oberintendanten mehr wollte, sondern selbst in den Finanzen arbeiten mit treuen Personen, die nicht ohne mich handeln werden, überzeugt, daß dies das wahre Mittel wäre, mich in Uebersluß zu bringen und mein Volk zu erleichtern. Sie werden leicht glauben, daß Manche ganz bestürzt gewesen sind (qu'il y a eu de bien penauts), aber es freut mich, daß sie sehen, daß ich mich nicht so anführen lasse, wie sie sich eingebildet hatten*) und daß das beste Theil ist, sich an mich anzuschließen. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß ich überall auf allen Landstraßen und bis nach Saumur von meinen Musquetärs ausgeschickt habe, um alle Kuriere, die sie auf dem Wege nach Paris antreffen, anzuhalten und zu verhindern, daß Keiner früher ankomme, als der, den ich ihnen schicke." Dann lobt er den Eifer und die Pünktlichkeit der Musquetärs, und spricht von dem Vergnügen, womit er schon in den Finanzen gearbeitet habe. „Morgen," fährt er fort, „werde ich Alles, was mir noch zu thun übrig ist, beendigt haben und auf der Stelle mit einer außerordentlichen Freude (avec une joie extrême) abreisen." Noch am nämlichen Tage errichtete der König ein Finanzconseil, welches außer dem Kanzler, der in allen Conseils den Vorsitz hatte, und dem Marschall von Villeroi, des Königs ehemaligem Gouverneur, der mit einem Gehalte von 48,000 Livres die Ehre genoß, Präsident zu heißen, aus drei Räthen bestand, d'Aligre, de Seve und Colbert**), der schon dadurch die wichtigste Stelle unter ihnen erhielt, daß er an Fouquet's Statt in das Conseil der auswärtigen Angelegenheiten genommen wurde.

Fouquet wurde schon in Angers mit vieler Härte behandelt. Die dringendsten Bitten um Nachrichten von seiner Familie, um Erlaubniß, einige Familienangelegenheiten ordnen zu dürfen, blieben unbeachtet. Seine Krankheit hatte so zugenommen, daß sein Arzt die Aerzte in der Stadt zu Rath zu ziehen wünschte; es wurde verweigert. Er bat um einen Beichtvater, und erhielt zur Antwort, daß man sein Gesuch nicht eher gewähren könne, als bis er ohne alle Hoffnung sey. Er genas, und sobald er das Bette verlassen konnte, wurde er nach Amboise und von da am Weihnachtstage nach Vincennes abgeführt, wo er am 4. März, also sechs Monate nach seiner Verhaftung, zum erstenmal verhört wurde. Erst am 18. Juni 1663 ward er zu größerer Bequemlichkeit der Richter in die Bastille gesetzt. Unterdeß waren seine Sachen sofort nach Ankunft des Kuriers, welcher die Nachricht von seiner Verhaftung überbrachte, versiegelt worden. Nach einigen Memoiren der Zeit hätte Fouquet im Augenblicke der Verhaftung ausgerufen: Saint Mandé! Madame Duplessis-Belliere! Im Hause zu Saint Mandé bei Melun lagen nämlich seine wichtigsten Papiere. Ein Bedienter, Namens La Foreſt, hätte den Wink verstanden, wäre zu Fuß nach der nächsten Station geeilt, wo zu Fouquet's Dienst Pferde bereit gestanden, und sey zwölf Stunden vor dem Kurier des Königs in Paris angekommen. Sofort hätte Fouquet's Bruder, der Abt von Barbeaux, mit Mad. Duplessis-Belliere, der vertrautesten Freundin des Oberintendanten, und mit einem Angestellten im Finanzministerium, Bruant des Carrieres, Rath gehalten. Sie wären indeß nicht einig geworden und hätten — darin stimmen alle überein — sämmtliche Papiere an Ort und Stelle gelassen. Diese ganze Geschichte ist gewiß bloßes Stadtgeschwätz. Denn angenommen, die Flucht des Bedienten sey weder von Artagnan noch von seinen Soldaten bemerkt worden, er sey so schnellfüßig gewesen, daß er den Reutern, welche der König sogleich nach allen Gegenden hin ausschickte, vorausgeeilt wäre: wie konnte die kluge Frau von Belliere die Thorheit begehen, den Abbé Fouquet in das Geheimniß zu ziehen, mit dem der Oberintendant seit langer Zeit notorisch in bitterer Feindschaft lebte*). Daß die Müßigen auf den Straßen und in den Salons dergleichen Gerüchte eine Zeit lang glaubten, ist natürlich. Aber was soll man von Richtern urtheilen, die ein Gerücht, wofür sie keinen einzigen Zeugen vorbringen können, dem Angeklagten als Beweis seines bösen Gewissens vorrücken, mit dem ganz aus der Luft gegriffenen Zusatz, daß er die Absicht gehabt hätte, Saint Mandé anzünden zu lassen? Fouquet nennt dies Verfahren, gewiß nicht mit Unrecht, jämmerlich (pitoyable). Bei der Beschlagnahme der Sachen verfuhr man mit Unordnung und Leidenschaftlichkeit. Papiere, Geld, Geldeswerth wurden weggenommen, als ob er schon verurtheilt wäre, ohne daß seine Gattin oder irgend Jemand von den Seinigen dabei seyn durfte, zum Theil ohne Beiseyn einer Gerichtsperson, obgleich der königliche Befehl dies, wie natürlich, ausdrücklich bestimmt hatte, zum Theil nur auf mündliche Befehle des Königs, die Colbert überbrachte. Es ist überhaupt nicht zu leugnen, daß Colbert, der schon aus Ehrgefühl jede Theilnahme an diesem Proceß ablehnen mußte, in den Akten nicht nur als sehr eifriger Theilnehmer erscheint, sondern auch noch Belieben Papiere mitnimmt, deren Inhalt nicht einmal angegeben wird. Noch mehr. Im Protokoll von Saint Mandé wird gesagt, Colbert sey den 19., 20. und 21. September von früh sechs bis Abends halb sieben Uhr zugegen gewesen, und nach dem Protokoll von Fontainebleau ist derselbe Colbert an denselben Tagen in Fontainebleau, welches vierzehn

*) La Fare p. 147. ce qui (die große Vorsicht) parut puérile aux plus sensés, mais qui flatta le Roi, dans la pensée qu'il en acquerroit la réputation d'un prince résolu, prudent et dissimulé. Man vergleiche den Brief des Königs! Lafare, überhaupt ein Mann von durchdringendem Urtheil, hatte auch hier ganz richtig gesehen. Daß die Königin Mutter nicht allein darum gewußt habe, sagt auch Racine in den Fragm. Hist. „on l'avait dit à Laigues, pour le dire à Mad. de Chevreuse, afin qu'elle y disposât la Reine; ce qui ce fit a Dampierre. Villeroi le sut aussi. Le Roi vouloit le faire arrêter dans Vaux: quoi, au milieu d'une fête qu'il vous donne, lui dit la Reine. Man sieht leicht, welchen Grund der König hatte, sich gegen die Herrn seines Hofs anders auszusprechen. Ganz so wie Racine erzählt es auch der jüngere Brienne, Mémoires t. II. p. 177. Dann p. 182: Le Roi — — — ne s'ouvrit de la résolution qu'il avait prise de faire arrêter le surintendant qu'à trois personnes: La Reine sa mère, M. Le Tellier et mon père, qu'il laissa auprès de la Reine-mère pour conseil et pour mettre les scellés sur les papiers de M. Fouquet. La duchesse de Chevreuse et Laigues le savaient aussi, mais l'exécution leur en était cachée. Quoi qu'il y ait bien de l'apparence (ja wohl!) que M. Colbert en avait connoissance, on dit cependant que le Roi lui en fit une finesse, parceque M. Colbert n'osa jamais parler à sa Majesté de faire arrêter M. Fouquet, et se contenta de faire agir la duchesse de Chevreuse. Woher weiß man, daß Colbert mit dem Könige nicht darüber sprach? Frau von Lafayette, die ihre Geschichte der Prinzessin Henriette unter den Augen und zum Theil nach den Notizen dieser Prinzessin schrieb, sagt, der König sey von Le Tellier, Colbert, der Herzogin von Chevreuse und Herrn von Laigues bewogen worden, Fouquet zu stürzen.

**) Motteville. Coll. de Petitot S. II. t. 40. p. 163. Nous le vimes, prenant le contre-pied de Fouquet, venir tout seul chez le Roi avec un sac de velours noir sous son bras, comme le moindre petit commis de l'épargne.

*) Fouquet hatte vier Brüder, von welchen Einer Erzbischof von Narbonne, ein Zweiter Bischof von Agdes, ein Dritter Abbé, und der Jüngste erster Stallmeister des Königs war. Der Abbé, ganz anerkannt Mazarin's Spion, (Mémoirs de Gourville, in der Collection von Petitot t. LII. pag. 300. und 319.) der unter andern den Kardinal Retz aus der Welt schaffen wollte, hatte durch sein Verhältniß zu Mazarin eigentlich, wie man zu sagen pflegt, das Glück seines Bruders gemacht. Il étoit brouillé avec le Surintendant (1658); il le voyoit pourtant encore, mais il ne l'en ménageoit pas davantage: il n'y a rien qu'il n'eût dit à Lyon au Cardinal pour le perdre. Sa haine venoit de ce qu'ayant fait son frère Surintendant des finances, et prétendant par là en devoir être le maitre, l'autre n'avait pas voulu souffrir un joug que l'abbé rendoit un peu tyrannique, et sur cela leurs flatteurs les animant tous les jours de plus en plus l'un contre l'autre, la haine qui d'ordinaire est plus grande entre les proches qu'entre les étrangers, ne gardoit plus de bornes entre les deux frères. Mém. de Bussy-Rabutin II., p. 175. ed. 1696. Für das folgende sehe man Recueil t. IV., p. 93. Daß wir Artagnan's Memoiren nicht benutzt haben, wird Niemand befremden, da sie bekanntlich nicht von Artagnan, sondern von dem oberflächlichen Vielschreiber Sandras de Courtitz verfaßt sind.

Stunden von Saint Mandé entfernt ist *). Er bringt sogar ein Kästchen mit, um, wie er sagt, die Karten von Belle-Isle, die er dem Könige zu zeigen wünsche (nicht: die der König zu sehen verlange), hineinzupacken **). Sehr richtig bemerkt Fouquet, woher er denn gewußt habe, daß sich die Karten dort befunden, warum er ein Kästchen dazu mitgebracht habe, da man doch Landkarten zu rollen pflege, und drittens, ob er nicht mehr wisse, daß man ihm die erwähnten Karten schon in Nantes weggenommen habe? Wer kann es dem Angeklagten verargen, daß er hieraus alle Schlüsse zieht, die man nur daraus ziehen kann, und daß er namentlich behauptet, Colbert habe ihm gerade diejenigen Papiere, mit denen er sich vertheidigen könne, weggenommen, und falsche, die zu seinem Verderben gereichen sollten, untergeschoben. Daß wenigstens die erste Beschuldigung nicht ungegründet ist, beweisen die Akten. Denn der König selbst erklärte feierlich vor Präsidenten und Räthen im Parlament, daß allerdings Colbert ihm Papiere aus Fouquet's Wohnung überbracht hätte, daß sie aber Staatsgeheimnisse enthielten, mithin dem Gericht nicht mitgetheilt werden dürften ***). Kein Gericht der Welt wird diesen Grund zureichend finden, da nicht blos diese oder jene einzelne Thatsache, sondern die ganze Verwaltung ein Gegenstand der Klage war, und er durch nichts in der Welt sich rechtfertigen konnte, als durch seine Papiere und namentlich nicht durch Privatpapiere, sondern durch solche, welche den Staat betrafen, also Staatsgeheimnisse enthielten. Die Papiere, die man mir weggenommen hat, sagt Fouquet, sind gerade die wichtigsten, weil sie die Nachweisungen über meine Verwaltung enthalten. Es sind die Briefe von Mazarin, Servien, Colbert. Jedermann weiß, daß Mazarin unumschränkt regierte, daß nichts ohne seine Genehmigung geschehen durfte, es ist mithin unmöglich, daß ich im Laufe von neun Jahren nicht eine Menge Schreiben, Befehle u. s. w. von ihm erhalten haben sollte; dasselbe gilt von Servien, dasselbe von seinen Sekretären, namentlich von Colbert. Allein in keinem Inventarium findet sich (zwei oder drei Briefe ausgenommen) das mindeste, weder vom Kardinal, noch von seinen Angestellten, kein Befehl über die ungeheuren Summen, die durch ihre Hände gegangen sind. Und da ich soviele unnütze Papiere aufbewahrt habe, so wird mir kein Verständiger zutrauen, daß ich die, welche zu meiner Rechtfertigung dienen mußten, vernichtet hätte.

Ferner wird im Protokolle von Saint Mandé von zwei verschlossenen Koffern gesprochen, zu welchen der Schlüssel fehle; in einem zweiten Protokoll sind die Koffer offen, und man hat Papiere herausgenommen, ohne daß man erfährt, ob sich der Schlüssel gefunden, oder wer den Koffer geöffnet habe. Dies könnte vergessen seyn. Auffallend ist es aber doch, daß in einem andern Protokoll, vom 23. Februar 1662, der Schlossermeister zum Oeffnen eines Koffers geholt wird, nachdem das Protokoll unterzeichnet ist und der Eine der Commissarien sich bereits entfernt hat †). Ein solches Verfahren für absichtslos zu halten, ist schwer, besonders, nachdem man folgendes Schreiben des Kanzlers Seguier an den Rath Benard gelesen hat, aus dem deutlich hervorgeht, daß man ungern andere als ganz vertraute Personen gebrauchte. „Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, um Sie zu bitten, Sich mit Hrn. l'Aleman nach S. Mandé zu begeben, um an alle Orte dieses Hauses die Siegel anzulegen und sie durch starke Wachen sicher zu stellen. Wenn der Herr Civillieutenant schon die Siegel angelegt hat, so werden Sie nichts thun; sind dagegen Sie die Ersten, so hat er Befehl, nichts zu thun. Ich bin überzeugt, daß Sie soviel als möglich eilen werden (que vous ferez toutes les diligences nécessaires pour ce sujet)." Es lag also dem Kanzler sehr am Herzen, daß die Herrn, die er hinschickte, die Ersten seyn möchten. Sie kamen auch wirklich eher und fanden das Haus statt von einer Civilbehörde von einer Militärwache besetzt. — Ein großer Pack Papiere wurde von zwei Gerichtsbeamten für unnütz erklärt, in einen Sack geworfen und so in ein anderes Zimmer gebracht, wo sie einige Zeit unbeachtet liegen blieben, wo man also allerdings hinweg und hinzu thun konnte. Später wird dieser Sack wieder vorgebracht und das Erste, was man darin findet, ist eine Schrift, aus welcher hervorgehen soll, daß Fouquet jährlich von den Pächtern der Salzsteuer eine bedeutende Pension erhalte *). Viele Papiere wurden gar nicht paraphirt, andere nur von Colbert's Vertrautem Foucault, der gegen allen Brauch vom Könige zum Greffier der Gerichtsbeamten gewählt worden war. Dies sind nur einige von den unzähligen gesetzwidrigen Handlungen, die man sich bei der Beschlagnahme der Sachen zu Schulden kommen ließ.

Fouquet wurde vor eine Specialcommission (chambre de justice) gestellt, deren Mitglieder der König aus den verschiedenen Parlamenten gewählt hatte. Auch dies war eine Verletzung des Rechts. Denn als Fouquet sein Amt als Generalprocureur niederlegte, war er schon fünf und zwanzig Jahre Mitglied des Parlaments gewesen; mithin genoß er die Vorrechte der Veteranen, die selbst nach ihrem Austritt Ehrenmitglieder blieben, eine berathende Stimme behielten und in Criminalfällen nur vom gesammten Parlament (grand' chambre) gerichtet werden konnten. Auch als Oberintendant konnte er nicht wieder vor eine chambre de justice gestellt werden, die überdem nicht einmal competent war, über Staatsverbrechen zu urtheilen **). Aber abgesehen davon, war auch die Wahl der einzelnen Richter von der Art, daß sich Fouquet mit Recht darüber beklagen konnte. Mehrere, z. B. der Präsident des Gerichts, der Kanzler Seguier, der Generaladvokat Talon, einer der größten Juristen seiner Zeit, waren so notorisch Feinde des Angeklagten, daß ihre eigne Ehre erfordert hätte, zurückzutreten; Andere, z. B. Colbert's Oheim Pussort, waren die nächsten Verwandten seiner Gegner oder standen in so abhängigen Verhältnissen zu ihnen, daß sie schon deshalb nicht wohl für unpartheiisch gelten konnten ***).

Indeß blieben Fouquet's Vorstellungen unberücksichtigt, und der Prozeß begann. Die Verbrechen, deren man ihn anklagte, waren theils Staatsverbrechen, (crimes de lèze Majesté), theils Unterschleife und Mißbräuche in den Finanzen.

Unter den Staatsverbrechen, die er begangen haben sollte, war das Erste das Niederschreiben des Anfangs eines Planes, was seine Freunde thun sollten, ihn zu retten, wenn seine Gegner es unternehmen würden, ihn zu stürzen. Dieser Entwurf, der nicht einmal beendigt noch vielweniger ins Reine geschrieben war, von dessen Daseyn, soviel sich aus den Akten

---

*) Recueil des défenses de M. Fouquet I. pag. 7.

**) Ebendas. p. 199.

***) Ebendas. p. 30. Wie niederträchtig Colbert, der im J. 1680 über 10 Millionen besaß, denken konnte, beweist unter andern ein Brief, den er den 31. Oct. 1659 aus Nevers an Mazarin schrieb, wovon sich das Original auf der königl. Bibliothek befindet (Oeuvres de Louis XIV. t. I.). Ein von ihm empfohlener Verwandter hatte den Kardinal betrogen, da bittet er diesen, das Verbrechen an allen seinen Verwandten zu strafen: il n'est pas juste que V. E. en punisse l'auteur seul; Ses graces n'ont point été personnelles, elles ont regardé toute ma famille: il est juste que V. E. la punisse toute entière; et pour moi, Monseigneur (der Titel, den Mazarin gern hörte), sans les ordres exprès de V. E. qui me retiennent, je m'en serois allé en poste la trouver avec tous mes frères, pour la supplier de nous punir comme le mérite un crime de cette nature. — — Je finis, m'estimant indigne de prendre la qualité ordinaire de très-fidèle serviteur de V. E. — Colbert."

†) Ebendas. pag. 262. Seguier's Schreiben, welches wir weiter unten anführen, findet man im nämlichen Bande S. 160.

*) Ebend. p. 199. findet man das Protokoll, welches hierüber die unverwerflichen Zeugnisse der Justizbeamten enthält. Der König verlangt, man solle ihm die wichtigsten Papiere bringen; die Commissäre finden sie aber so wichtig (de telle importance), daß sie dieselben ihrem Greffier Foucault nicht allein vertrauen wollen. Sie übergeben sie dem Könige selbst; „sur quoi nous aurions pris occasion de lui dire que nous étions obligé de l'avertir que, dans l'ordre, les pièces, que nous lui apportions, devoient être remises avec toutes les autres trouvées sous le dit scellé, et que nous supplions Sa Maj. de prendre en bonne part le dit avis, dont nous étions chargés de la part des dits Commissaires pour le bien de la Justice. Der König sagt ihnen qu'il l'entendoit ainsi. Wer wird in der entgegengesetzten Antwort des Königs, von der wir oben gesprochen haben, den Einfluß seiner Minister verkennen?

**) Ebendas. S. 46 und f. Wem die Prozeßschriften nicht zur Hand sind, der vergleiche Hist. de Louis XIV. par de la Hode Liv. XXVII. Dieses Buch ist bekanntlich unter zwei verschiedenen Namen erschienen; in der Ausg. bei J. Düren im Haag 1740 u. f. 5 Bände 4. ist Bruzen de la Martinière, prem. Géogr. de S. M. Cathol. Secrétaire du Roi des deux Siciles et du conseil du Roi, auf dem Titel genannt, dagegen steht in der Ausgabe, die in denselben Jahren in 6 Quartbänden bei Varrentrapp in Frankfurt und Christ in Basel erschienen ist, der Name des wahren Verfassers, de la Hode, auf dem Titel.

***) Dies war die allgemeine Stimme; man lese nur die Briefe der Frau von Sevigné und Conrart's Aufsatz über den Präsidenten von Nesmond. Daß ebenso allgemein Colbert als die Triebfeder des ganzen Verfahrens angesehen wurde, beweist schon Henault's furchtbares Sonett: Ministre avare et lâche u. s. w.

ergab, Niemand etwas erfahren hatte *), enthielt im Wesentlichen Folgendes: Seit längerer Zeit suche der Kardinal Mazarin ihm auf alle Weise zu schaden, indem er ihn bei dem Könige verläumde, ihm Feinde zu machen suche und sogar im Schooße seiner Familie Zwietracht säe. Er müsse daher fürchten, der Kardinal werde dabei nicht stehen bleiben. Da er nun aber theils aus Erfahrung theils aus des Kardinals Munde wisse, daß derselbe mehrere seiner Feinde blos aus Furcht vor ihrer Rache geschont habe, so könne er überzeugt seyn, daß, wenn der Kardinal einmal etwas gegen ihn unternehme, derselbe Alles thun werde, um ihn für immer unschädlich zu machen, daß er ihm also nicht blos sein Amt, sondern auch Freiheit und Leben rauben werde. Sowie er daher verhaftet würde, sollten die Seinigen verhindern, daß das Parlament nicht zu eifrig einschreite, damit der Kardinal nicht noch mehr erbittert werde; man solle sich nur dafür verwenden, daß er seinen Bedienten, seinen Koch und seinen Arzt behalten dürfe; seine Frau solle sich in ein Kloster zurückziehen; seine Tochter mit ihrem Gatten, dem Grafen Charost, nach Calais gehen und den Platz in guten Stand setzen; dasselbe solle mit Belle-Isle, Concarneau und einigen andern Orten geschehen. Weiter solle man nicht gehen, so lange Mazarin sich begnüge, ihn gefangen zu halten, beginne er aber Aergeres (s'il passoit outre), so müsse er mündlich und schriftlich von allen seinen Verwandten und Freunden, namentlich vom Marschall Fabert, bestürmt werden. Helfe das nicht, so könne man etwa ein Manifest gegen die Gewaltthätigkeiten der Regierung ausgehen lassen, das Parlament, die Geistlichkeit aufregen, einige Schiffe bewaffnen, um Lärm zu machen (pour faire crier), und allenfalls auch einige seiner heftigsten Feinde, z. B. Le Tellier, entführen **); seine Schiffe müsse man mit fremden Soldaten und Matrosen bemannen, und den Viceadmiral Neufschaise zu gewinnen suchen (cultiver), daß er Belle-Isle, wenn er den Auftrag erhalte, es zu belagern, nicht ernstlich bedränge. Hierauf solle man durch gütliche Uebereinkunft seine Freilassung zu bewirken suchen, er wolle dann Bürgschaft stellen, sich am Kardinal nicht zu rächen. Bei jedem Schritt solle man seine treue Freundin, Madame Duplessis-Belliere, die von allen seinen Wünschen genau unterrichtet sey, zu Rath ziehen. Der Anfang war 1657, das Uebrige ohngefähr im Januar 1659 geschrieben. — Fouquet's Vertheidigung über diesen Punkt trägt den Stempel der reinsten Unschuld ***); übrigens bedarf es seiner Vertheidigung gar nicht, wenn man erwägt, daß Mazarin, gegen welchen der Plan gerichtet ist, gestorben war, und daß es kein Gesetz giebt, durch welches Gedanken bestraft werden. Cogitationis poenam nemo patitur.

Der zweite Klagepunkt war, Fouquet habe Belle-Isle befestigt. Fouquet hatte Belle-Isle vom Herzog von Retz gekauft, weil der König gewünscht hatte, eine so wichtige Besitzung in treuen Händen zu sehen, er hatte an den Befestigungen arbeiten lassen, weil es ihm ausdrücklich war befohlen worden *). Ueberdem hatte er nicht nur dem Könige selbst mehrmals den Wunsch geäußert, Belle-Isle dem Staate zu verkaufen, sondern es war auch erwiesen, daß der Commandant des Platzes, wie auch der von Concarneau, nicht die mindeste Schwierigkeit gemacht hatte, die königlichen Truppen einzulassen.

Als drittes Staatsverbrechen wird angeführt, daß er das Gouvernement von Concarneau gekauft habe. Wie ein öffentlich mit Wissen des Kardinals Mazarin abgeschlossener Kauf auch nur scheinbar zum Verbrechen gemacht werden konnte, begreifen wir nicht. Uebrigens bestritt Fouquet auch das Faktum, indem er angab, er habe Concarneau für seinen jüngsten Bruder gekauft.

Zum vierten wurde er angeklagt, er habe sich von mehreren Personen schriftliche Versprechen ihrer Treue und Ergebenheit ausstellen lassen. Man fand drei Schriften dieser Art: Die Eine bezog sich auf den Ankauf von Belle-Isle und war durchaus unverfänglich. Die Zweite, von einem Präsidenten des Obersteuerhofs (cour des aides), Maridor, ausgestellt, enthielt allerdings ein gesetzwidriges Versprechen, allein erstlich hatte es Fouquet nicht gefordert, sondern im Gegentheil Maridor's Verfahren getadelt, und zweitens war er nie, weder vorher noch nachher, in irgend eine nähere Verbindung mit Maridor getreten, hatte mehrere Verfügungen gegen ihn erlassen, und wenn er bei der cour des aides etwas zu suchen hatte, sich nicht an ihn, sondern an Andere gewendet. Alle diese Angaben wurden vom Präsidenten von Maridor im Verhör bestätigt. — Die Dritte war von einem gewissen Delandes ausgestellt, der im Dienst des Abbé Fouquet und Commandant von Concarneau gewesen war. Als die Brüder sich verfeindet hatten, erklärte der Oberintendant, Delandes möge zwischen ihm und seinem Bruder wählen. Delandes besprach sich erst mit dem Abbé und stellte hierauf unaufgefordert den Schein aus, wodurch er sich dem Oberintendanten gegen Jedermänniglich verpflichtete, allein dieser traute ihm nicht mehr und entließ ihn. Sie waren seitdem aus aller Verbindung **). Delandes muß sich ebenfalls sehr unschuldig gefühlt haben, denn statt zu entfliehen, stellte er sich freiwillig als Gefangener in Sedan und in der Bastille, wurde aber beide mal wieder in Freiheit gesetzt.

Wir gehen nun zur zweiten Klasse der Anklagen über, welche die Finanzen betreffen. Unter allen Zweigen der Staatsverwaltung ist keiner schwieriger und verwickelter, als die Verwaltung der Finanzen. Nehmen wir nun dazu, daß Frankreich aus einem langen Bürgerkriege hervorging, der die Kräfte des Staats erschöpft und die Menschen demoralisirt hatte, daß die ganze Form der Verwaltung höchst verworren war, daß Mazarin, der im Trüben fischen wollte, die Verwirrung noch vermehrt hatte, daß er gestorben war, ohne jemals Rechnung abgelegt zu haben, und daß er ein Vermögen von wenigstens vierzig Millionen Livres hinterließ, die er größtentheils seit 1653, also in acht Jahren, zusammengescharrt hatte; erwägen wir dabei, daß Fouquet vergebens um Mittheilung sämmtlicher Papiere bat, die sich auf seine Verwaltung bezogen, so ist es klar, daß wir hier in ein Labyrinth von Zahlen gerathen müssen, aus denen selbst ein Mann vom Fach schwerlich den Ausgang fände. Wir wollen uns daher so kurz als möglich fassen. In den zwei ersten Jahren meiner Verwaltung, sagt Fouquet ***), fehlte es selten an Geld; die Pächter (gens d'affaires) zahlten

*) Gourville erzählt in seinen Memoiren (collection des mémoires rélatifs à l'histoire de France p. Petitot et Monmerqué S. II. t. LII.) pag. 336. Fouquet habe ihm 1660 den Plan gezeigt; auf seine Bemerkung, daß er nicht auszuführen sey, habe Fouquet ein Licht bestellt, um ihn zu verbrennen, da aber Jemand dazu gekommen, habe er das Heft hinter einen Spiegel versteckt, wo es nachher vergessen worden sey. Ob Gourville die Zeit richtig angegeben hat, ist zu bezweifeln; er sagt à peu près dans ce temps là und man weiß, daß er seine Memoiren erst 1702, als er 78 Jahr alt war, binnen fünf Monaten dictirte und sich dabei zu sehr auf sein Gedächtniß verließ. So weiß er z. B. nicht einmal gewiß, ob Pellisson mit Fouquet verhaftet wurde. Wie Fouquet mit Mazarin stand, sieht man am deutlichsten bei Gourville S. 325.

**) Wörtlich: „Une chose qu'il ne faudroit pas manquer de tenter, seroit d'enlever les plus considérables du conseil au moment de la rupture, comme M. Le Tellier et quelques autres de nos ennemis les plus redoutables." Wie auch hier das Gerücht vergrößerte, sehen wir aus Conrart's Brief vom 29. Septbr. 1661 (tom. 48. pag. 257. der Petitot'schen Sammlung), wonach in obigem Entwurf stehen soll, man müsse Le Tellier auf die Folter spannen. Conrart, der dies für wahr hält, glaubt doch auch, daß die Damenbillets, von denen er zwei sehr energische liefert, erdichtet seyen.

***) Recueil t. II. p. 6—40. Man sieht deutlich, daß der ganze Plan blos darauf berechnet war, dem Kardinal zu drohen. La Fare sagt pag. 145: on lui fit faire beaucoup de choses en le menaçant. Beschlossene Sache war es nie, kaum mehr als ein eitler Traum zum Trost seines Herzens. Das Original befindet sich in den Handschriften der königlichen Bibliothek, collect. 494. No. 384, woraus das Wesentlichste in der Petitot'schen Ausgabe von Gourville's Memoiren S. 337. abgedruckt ist.

*) Recueil t. II. p. 359 sind die königlichen Dekrete abgedruckt. Im ersteren vom 20. Aug. 1658 heißt es: Sa Majesté a résolu d'engager quelqu'un de ses plus affidés serviteurs d'en traiter et pour cet effet n'ayant pu faire choix d'aucune personne qui ait donné plus de preuves de son zèle et de sa fidélité que le Sieur Fouquet, Conseiller etc. etc., Sa Majesté l'a convié de traiter de la dite terre et marquisat de Belle-Isle avec le dit Duc et la dite Duchesse de Retz — — — — à la charge néanmoins d'y entretenir une garnison suffisante pour la seureté de la place, et de faire les choses nécessaires pour sa conservation" etc. — Frau von Motteville sagt: Collect. des Mémoires p. Petitot t. XL. p. 142: Les amis de Fouquet ont dit, et il est à croire qu'ils ont dit la vérité, que ce Surintendant, qui en effet étoit capable par son génie et par son esprit de beaucoup de grands desseins, avoit eu celui d'y faire bâtir une ville, dont le port étant bon devoit attirer tout le traffic du nord, et, privant Amsterdam de ces avantages, rendre par là un grand service au Roi et à l'état Daß beide Fouquet, Vater und Sohn, weit aussehende Pläne für Handel und Colonien hatten, und daß Colbert Manches daraus gelernt hat, beweisen mehrere Stellen der Prozeßakten; dies gehört aber mehr in eine Geschichte Colbert's.

**) Ebendas. p. 43—53. Conclusion p. 119, 124 und 141, wo man das Verhör über diese Punkte findet.

***) Recueil II. p. 61.

pünktlich und liehen gern; selbst Privatleute gaben zu 15 Procent, was damals der gewöhnliche Zinsfuß war, bedeutende Summen. Dies rührte besonders daher, daß man die Münzen, die Pistolen von 12 zu 10 Livres und das Silbergeld in gleichem Verhältniß, herabgesetzt hatte und daß die Herabsetzung nur allmählich von drei zu drei Monaten geschah. Wer also baares Geld besaß, eilte vor dem Termin zu zahlen oder sonst sein Geld anzubringen. Es ging aber der Regierung wie schlechten Hausvätern; diese Leichtigkeit, mit der man die Kassen füllen konnte, verbunden mit der Nothwendigkeit, einige Schulden der vorigen Jahre abzutragen, machte, daß man die Einnahme der beiden nächsten Jahre 1655 und 1656 voraus verzehrte. Jetzt fehlte Geld und Credit. Wer vorher, um nicht die Zinsen und ein Sechstheil des Capitals einzubüßen, sein Geld, wo er nur konnte, ausgeliehen hatte, suchte es jetzt, nachdem der Münzwerth festgesetzt war, eben so eifrig wieder einzuziehn. Man war in großer Verlegenheit (Nov. 1654). Die Einquartirung hatte die Provinzen erschöpft, aus allen Steuerbezirken liefen nur Klagen ein, Niemand wollte auf das Jahr 1657 etwas vorschießen; die Garden murrten, die Schweizer wollten abziehen. Der Kardinal fürchtete einen neuen Banquerout. Er ließ die Pächter kommen, bat, drohte, allein je mehr er seine Verlegenheit zeigte, desto furchtsamer verschlossen diese ihre Kassen. Endlich, fährt Fouquet fort, ließ der Kardinal mich kommen, er war in Verzweiflung, höchst unwillig auf Servien, der seinen Erwartungen so wenig entspreche. Ich sagte ihm, daß mir die Lage der Finanzen noch nicht so verzweifelt scheine, nur müsse man nicht an einen neuen Banquerout denken, sondern im Gegentheil von dem vom Jahr 1648 nur mit Abscheu reden; man müsse die Renten und Besoldungen pünktlich auszahlen, den Capitalisten Zuversicht einflößen, sie guten Gewinn hoffen lassen, kurz man müsse vor allen Dingen das Vertrauen, die reichste Quelle des Credits, wieder herstellen. So erschien das Dekret vom 24. Dec. 1654, wodurch die Verhältnisse der beiden Oberintendanten dergestalt bestimmt wurden, daß Servien die Etats machte und Fouquet den Bedarf herbeischaffen mußte. Dies war schwierig: der Hof brauchte Geld zu Festen aller Art *), der Feldzug sollte im Frühjahr mit verdoppelter Anstrengung beginnen und man weiß, daß der junge König im Jagdkleide, mit der Reitpeitsche, man möchte sagen königlich-burschikos, in das Parlament ging, um nach einer derben Strafpredigt, die uns wenigstens für sein Alter nicht ganz passend scheint, die neuen Steuern, unter denen sich auch das Stempelpapier und Abgaben von Taufen und Begräbnissen befanden, in die Register eintragen zu lassen.

Der Kardinal schickte einen Generaletat der Summen, die er für beinahe sämmtliche Ausgaben des Staats, für auswärtige Pensionen, für die Vergnügungen des Hofs, Ballette, Komödien, Hoftrauer und dergleichen nöthig hatte. In das Einzelne der Ausgaben ging er nie ein und die Gelder mußten jeden Monat dem Ueberbringer baar (manuellement) eingehändigt werden. Diese Summen beliefen sich jährlich, je nachdem er die Schweizer und die Garden in den Kreis seiner Verwaltung zog oder davon ausschloß, auf zwanzig bis drei und zwanzig Millionen. Außerdem nahm er die Einkünfte aus den Steuerkreisen von Chalons, Soissons, Amiens, Moulins und Grenoble, einige Jahre hindurch aus gewissen Steuerbezirken der Normandie, sehr oft auch aus Sens und Beauvais. Unter diesen Einnahmen des Kardinals sind nicht begriffen seine Gehalte, seine eigenen Schuldforderungen, oder solche, die er den Häusern Mantua und Modena, den Herrn Cenami, Cantarini und Hervart abgekauft hatte und wofür er nicht nur die Einkünfte aus den Steuerbezirken Xaintes, Rochelle, Les Sables, Marennes, sondern auch mehrere andere Summen verwandte. Er ließ sogar in den Kreisen, die er sich vorbehalten hatte, durch Lettres de cachet außerordentliche Steuern erheben, eine Handlung, die nach den Gesetzen den Tod verdient. So schloß er auch die Contrakte über das Kommißbrod der Truppen ab, ohne etwas Schriftliches auszustellen, und man kann sich denken, wie das Brod war; die Geschenke (pots de vin), welche die Pächter bei Erneuerung der Contrakte brachten, theilte er mit dem Könige, und der Theil, welcher dem Könige zufiel, war für das Spiel und die Vergnügungen bestimmt, deren Besorgung ebenfalls der Kardinal übernommen hatte. In dieser Weise ging es bis zum Jahre 1658.

Am 16. Januar 1659 starb Servien. Mazarin hatte oft geäußert, daß es dem Staatsdienst sehr nachtheilig sey, zwei Intendanten zu haben, die sich nicht selten gegenseitig hemmten; demungeachtet fertigte er jetzt sich selbst unterm 19. Febr. einen königlichen Befehl aus, an Servien's Stelle gemeinschaftlich mit Fouquet die Finanzen zu verwalten. Wahrscheinlich, sagt Fouquet, hatte ihn Colbert auf die Idee gebracht, weil dieser voraussah, daß Mazarin, der tausend lästigen und kleinlichen Arbeiten, welche das Finanzwesen erfordere, bald müde seyn, und die Geschäfte nach und nach ihm übertragen werde. Der Kardinal fing nun an, mit mir, Hervart und Colbert zu arbeiten; er brauchte Geld und forderte zuerst Hervart, und, wie dieser sich entschuldigte, mich auf, zu mehreren dringenden Ausgaben Vorschüsse zu leisten. Ich entschuldigte mich ebenfalls, indem mein Credit durch die Verzögerung meiner Bestallung seit Servien's Tode plötzlich gesunken sey, und forderte ihn zu Vorschüssen auf, zu denen er sich ja ohnedies für den Nothfall oft erboten hätte. Kurz er sah ein, daß er sich zu einem falschen Schritte hatte verleiten lassen, und zwei Tage nachher, den 21. Februar, war Fouquet allein Oberintendant *). Sein Verhältniß zum Kardinal blieb dasselbe; was er that, wurde gut geheißen; dagegen ward die Stellung zu Colbert täglich feindlicher. Seit Mazarin's Tode that Fouquet nichts, ohne den König zu fragen und ohne es Colbert, an den ihn der König gewiesen hatte, mitzutheilen. Es war schwer, Geld zu bekommen, weil die neue Regierung, was auch Ludwig selbst an mehreren Stellen seiner Denkwürdigkeiten ausspricht, noch kein Vertrauen hatte; für die kleinsten Summen wurden wenigstens fünfzehn Procent gefordert. Ich entschloß mich, sagt Fouquet weiter, nicht mehr als zehn Procent zu bewilligen, und sagte dem Könige', daß ich dafür Geld zu bekommen hoffte, wenn ich der Heiligkeit seines Wortes vertrauen könnte, daß die Leihenden gesichert seyen. Der König fand meine Vorschläge zweckmäßig, und so gelang es, auf meinen Credit, vom März bis zum September gegen zwanzig Millionen herbeizuschaffen. Der König sah Alles, billigte Alles **). Man schlug zur Vergrößerung des Staats außerordentliche Unternehmungen vor, wozu Millionen baares Geld erfordert wurden, ich antwortete stets, daß der Ruhm des Königs nie aus Geldmangel leiden würde; der König überzeugte sich, daß alle großen Staaten Europa's Mangel litten und oft ihre größten Interessen gefährden mußten, weil es ihnen an 100,000 Thalern fehlte; daß Spanien mit den Schätzen Indiens seine Einkünfte zehn Jahre voraus aufzehre, während Frankreich nach meiner festen Ueberzeugung im Laufe eines Jahres seine Rückstände getilgt haben würde. Darauf erzählt Fouquet, wie er dem Könige eine Million geschenkt, und wie dieser sie mit Dank angenommen und nach Vincennes habe bringen lassen, „wo sie vielleicht noch ist, so gut wie ich."

Nach diesem kurzen Abriß seiner Verwaltung, dessen Inhalt in den Hauptpunkten wohl richtig seyn muß, weil er nicht widerlegt worden ist, sucht Fouquet aus der ganzen Art der Verwaltung, wie sie schon unter den früheren Oberintendanten bestand, zu beweisen, daß es bei den einmal bestehenden Formen dem Oberintendanten unmöglich war, die Amtsführung seiner Untergebenen genau zu beaufsichtigen, und daß Mazarin, den er öfter darum anging, sich fortwährend weigerte, diese Dinge zu ändern ***). Da Fouquet auch hier sich auf seine Correspondenz mit Mazarin beruft, die man ihm vorenthält, so hat er offenbar ein Recht, wenigstens von seinen Richtern Glauben zu fordern, und wenn man bedenkt, welch ungeheures Vermögen Mazarin hinterließ, so begreift man leicht, daß er seine Gründe hatte, sich jeder Verbesserung zu widersetzen. Wahrscheinlich hatte aber auch Fouquet seine Gründe, nicht allzu fest auf seinen Vorschlägen zu bestehen †). Die einzelnen Anklagen über Fouquet's Untreue in der Verwaltung des Staats-

*) Montglat t. IV. p. 80 Der König tanzte schön, war in Fräulein Manzini verliebt, und die Königin Mutter war wie andere Mütter auch: sie sah ihren Sohn gern tanzen und gab sogar einen Ball, pour faire admirer le Roi, wie Frau von Motteville erzählt.

*) Recueil II. p. 85 Après une longue discussion de toutes ces choses, il (Mazarin) quitta la plume qu'il avoit prise à deux ou trois reprises pour commencer à signer, et tout son travail aboutit à dire a Monsieur Hervart en ma présence: On m'a fait faire ici un méchant pas. Man sieht, daß Fouquet den geizigen Priester schlau zu packen wußte.

**) Ebendas. p. 97. „Le Roi a vu et lu lui-même le détail, une ou deux fois par semaine, approuvé la recette, la dépense, les prêts, les intérêts, les traités."

***) Ebendas. p. 108.

†) Gourville erzählt unter dem Jahr 1659 S. 323. von einem grand projet, que M. Colbert envoyoit à M. le Cardinal pour le rétablissement des finances, qui étoient en grand désordre. Il projettoit une chambre de justice, et par conséquent la perte de M. Fouquet. — — Il en faisoit M. Talon procureur-général, enfin de de la manière qu'elle fut établie, quand M. Fouquet fut arrêté. Fouquet und Gourville schrieben das Project schnell ab; diese Abschrift fand sich unter Fouquet's Papieren und der König sah sie. Colbert voulut faire connoître au Roi qu'il avoit pensé au remède — — — — mais que c'étoit la faute de M. le Cardinal de n'avoir pas écouté son projet. Also nicht Fouquet's Schuld.

haushalts wurden unter acht Rubriken gebracht, die wir kurz berühren wollen.

I. Er habe, um Zinsen nehmen zu können, unnöthige Anleihen gemacht und sogar Anleihen in seinen Rechnungen aufgeführt, die gar nicht existirt hätten. Allein es ist erwiesen, daß von 1653 bis 1661 die Ausgaben fortwährend die Einnahme überstiegen; folglich mußte geborgt werden und da die Contracte von Servien unterzeichnet wurden, der allein die Summen des Bedarfs zu bestimmen hatte, so war es wenigstens bis 1659 geradezu unmöglich, daß Fouquet auf diese Weise betrog. Tausend Schreiben des Kardinals sprechen von der Nothwendigkeit, Anleihen zu machen, und nach seinem Tode, fährt Fouquet fort, hat mich der König auf sein Wort verpflichtet, mit meinen Vorschüssen, die sich in Zeit von sechs Monaten auf beinahe zwanzig Millionen beliefen, fortzufahren, weil die Pächter dem Könige selbst nicht leihen wollten, und die Zahlungen, zu denen sie sich verpflichteten, theils unbedeutend waren, theils nicht schnell genug eingingen, um die nöthigsten Ausgaben zu decken. Noch den Tag vor seiner Abreise nach Nantes hat der König selbst 20,000 Pistolen von mir verlangt, ja sogar den letzten Tag vor meiner Verhaftung hat mich Colbert gebeten, auf meinen Credit 88,000 Livres für die Marine aufzunehmen *).

II. Er habe dem Könige Geld vorgeschossen, was ihm in seiner Stellung als Ordonnateur, nicht erlaubt gewesen sey **). Erstlich war er nicht Ordonnateur; dies war Servien, oder eigentlich der Kardinal; zweitens bestand kein Gesetz, das eine solche Handlung verbot, und drittens hatte man die Vorschüsse mit Dank angenommen.

IiI. Er habe die Staatskasse und seine eigene nicht gesondert und königliche Gelder zu Privatzwecken verwendet ***). Wer nur einigermaßen mit Verhältnissen dieser Art bekannt ist, wird wissen, wie schwer und leicht zugleich hier die Anklage und die Vertheidigung ist. Soviel ist ausgemacht, daß jeder Finanzminister, der sich einmal ähnlich zu vertheidigen hat, wohl thun wird, diese Schriften zum Muster zu nehmen.

IV. Er habe unter falschen Namen an Pachtungen und Anleihen zu Spottpreisen (à vil prix) Antheil genommen ****). Fouquet gesteht, daß er allerdings, wenn er im Vorschuß gewesen, königliche Gefälle als Zahlung genommen habe; nur sey dies nicht zu niedrigen Preisen geschehn, im Gegentheil habe er, wenn er den Preis zu niedrig befunden, den Ueberschuß in die Staatskasse geliefert. Uebrigens habe man solche Geschäfte so wenig für unrecht oder ehrenrührig gehalten, daß nicht blos der Kardinal, sondern der Kanzler, Le Tellier und viele Andere daran Theil genommen †). Le Tellier sey ja noch am Leben und könne es bezeugen. Endlich aber lasse sich leicht beweisen, daß diese Gefälle durch die Theilnahme angesehener Staatsbeamten im Werthe gestiegen seien, folglich das, was man zum Verbrechen mache, im Gegentheil Dank verdiene.

V. Er habe von den Pächtern der Einkünfte Geld genommen und ihnen dafür bessere Bedingungen zugestanden. Auch hier konnten die Richter durchaus keinen Beweis finden. Das Einzige, was mit einigem Scheine gegen ihn gebraucht werden konnte, war eine Erklärung, durch welche die Interessenten der Salzpacht, die im Jahr 1656 anfangen sollte, dem Herrn N. N. (der Name war nicht geschrieben) versprachen, ihm für seinen Antheil eine jährliche Abschlagssumme zu bezahlen ††). Diese Schrift enthielt durchaus nichts Verbrecherisches, denn warum konnte nicht ein Theilnehmer sich mit seinen Mitinteressenten auf solche Weise abfinden? Uebrigens war ja der Name des präsumirten Verbrechers nicht ausgeschrieben. Fouquet macht es durch ein Billet aus jener Zeit, worin es heißt, man solle Mazarin's vertrautem Kammerdiener Bernouin sogleich ganz geheim 10,000 Pistolen in Gold einhändigen †††), ziemlich wahrscheinlich, daß der Kardinal gemeint war, dem dergleichem immer in Gold ausgezahlt werden mußte.

VI. Er habe veraltete Staatsschuldscheine (des billets surannés) unter dem Nominalwerth (au denier trente) gekauft und sie dem Könige zum vollen Werth angerechnet *). Fouquet leugnet das Factum nicht unbedingt, leugnet aber den Vortheil, den er dabei gehabt haben soll. Man war oft, wenn man Geld haben wollte, genöthigt, schlechte Papiere mit anzunehmen; die Anleiher machten es zur Bedingung, und der Staat war in so dringender Noth, daß er sich allerlei lästige Bedingungen gefallen lassen mußte **).

VII. Er habe gewisse schlechte Scheine, welche der Schatzkammer hätten müssen übergeben werden, gegen gute Fonds ausgetauscht, und daraus zum Nachtheil des Staats großen Gewinn gezogen. Die Sache ist so verwickelt, Fouquet's Vertheidigung so gewandt, und, wenigstens scheinbar, so gründlich, die Zeugnisse so widersprechend, daß wir jedem Urtheil darüber entsagen. Schon seine Richter fanden, daß er sich besonders über diesen Punkt unübertrefflich vertheidigt habe ***).

VIII. Seine Verwaltung sey in jeder Beziehung schlecht gewesen, er habe nichts gethan, was dem Staate genützt, aber sehr viel, was dem Staate geschadet habe; er habe unter unvortheilhaften Bedingungen Verträge abgeschlossen, königliche Güter unter dem Werth weggegeben und durch schlechte Ausgaben durchgebracht; er habe kein ordentliches Register gehalten und könne überhaupt von nichts Rechenschaft geben †).

„Da man mir mein Amt so lange gelassen hat, erwiedert Fouquet auf diese Anklage zuerst, da man sogar meinen Eifer und meine Fähigkeit vielfältig gepriesen und mir, wie ich beweisen kann, Belohnungen zugesichert hat, so kann ich mein Amt so ganz schlecht doch nicht verwaltet haben. Auch hat der Staat, so lange ich im Amte bin, aus Mangel an Geld keinen wesentlichen Nachtheil gehabt. Die Verträge habe ich geschlossen, so gut ich konnte; was jetzt nachtheilig scheint, kann damals sehr wünschenswerth gewesen seyn. Kein Zeuge behauptet, er habe vortheilhaftere Bedingungen angeboten und sey von mir zurückgewiesen worden. Im Gegentheil beweisen die vielen Beispiele, wo ich gerade gegen diejenigen, mit denen ich am besten stand, höhere Gebote veranlaßt habe, daß Niemand zum Nachtheil des Staats von mir begünstigt worden ist. Register zu halten ist kein Oberintendant verpflichtet; dazu sind eigne Beamte angestellt. Ueber die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der Ausgaben mußte man von Servien und noch mehr vom Kardinal Rechenschaft fordern. Indeß will ich mich auch dazu verpflichten, sobald man mir meine Papiere zustellt, und mir erlaubt, mit meinen Untergebenen zu arbeiten." —

Es ist hier nicht der Ort, Fouquet's Verwaltung ausführlich auseinanderzusetzen, und noch weniger kann es unsere Absicht seyn, Fouquet's Advokat zu werden, oder Colbert's unläugbare Verdienste zu schmälern; wir wollen nur andeuten, wie ungerecht der Vorwurf war, seine Verwaltung sey durchaus schlecht gewesen. Auch Fouquet förderte Handel und Fabriken, so daß schon im Jahr 1658 für achtzig Millionen Franken unseres Geldes französische Manufakturwaaren nach England und Holland ausgeführt wurden, ohne daß der Ackerbau dadurch litt; er selbst legte Fabriken an, forderte reiche Privatleute zu ausgedehnten Unternehmungen auf, und trug vielleicht das Meiste dazu bei, daß die französischen Colonien dem Staate erhalten wurden ††). Daß er nicht so viel thun konnte, als Colbert, lag zum Theil in den Verhältnissen, und wenn seine ganze Verwaltung auch in der That gewesen wäre, wofür man sie ausgab, so gehörte dies nicht in den Kreis einer richterlichen Untersuchung,

*) Recueil II. p. 142.

**) Ebendas. p. 146.

***) Ebendas. p. 160.

****) Ebendas. p. 176.

†) Daß Fouquet in diesen Dingen vollkommen Recht hat, ergiebt sich unter andern aus Gourville's Unterhandlung mit Mazarin über die Grundsteuer von Guienne. Fouquet war dagegen, M. le Cardinal lui répondit qu'il lui étoit dû deux millions, sept cent mille livres des avances qu'il avoit faites pour le service du Roi, dont M. Fouquet lui devoit donner des assignations; qu'il se contenteroit volontiers qu'il lui en donnât sur le traité que je ferois.

††) Ebendas. p. 204.

†††) Ebendas. p. 214.

*) Ebendas. 224.

**) Gourville Mémoires t. LII. der Sammlung von Petitot pag. 318. Le désordre étoit grand dans les finances (im Jahr 1657); la banqueroute générale, qui se fit (1648) lorsque M. le maréchal de la Meilleraye fut Surintendant des finances, remplit tout Paris de billets de l'épargne, que chaqu'un avait pour l'argent qui lui étoit dû; et en faisant des affaires avec le Roi, on mettoit dans les conventions que M Fouquet renouvelleroit de ces billets pour une certaine somme: on les achetoit communément au denier dix; mais après que M. le Surintendant les avait assignés sur d'autres fonds, ils étoient bons pour la somme entière. Messieurs les trésoriers de l'épargne s'avisèrent de faire si bien par leurs manigances, qu'ils ôtoient la connoissance de ce que cela étoit devenu. M. Fouquet en rétablissant toujours de nouveaux, ces messieurs s'accommodoient avec ceux qui en avoient entre les mains, et les passoient dans leurs affaires. Cela fit beaucoup de personnes extrêmement riches: cependant, parmi ce grand désordre, le Roi ne manquoit point d'argent; et ayant tous ces exemples devant moi, j'en profitai beaucoup.

***) Recueil II. pag. 229 bis 289. Lettres de Mad. de Sevigné éd. de Grouvelle I. p. 52.

†) Recueil II. p. 290.

††) Man vergleiche die Memoiren von J. de Witt und die Recherches et Considérations sur les finances de France p. Forbonnois.

am wenigsten, wenn die Richter, wie es hier der Fall war, nichts von der Sache verstanden. Dieses Verfahren ist doppelt auffallend, da sogar Colbert, der gewiß nicht gern Gutes von Fouquet sagte, der seine Intriguen und seine „erschrecklichen Bestechungen" mit den härtesten Farben schildert, wie wir aus seiner Correspondenz mit Mazarin sehen, dennoch seinen großen Talenten und Kenntnissen unbedingte Achtung zollt *).

Den sichersten Beweis, daß Fouquet nicht ehrlich seyn könne, glaubte man in der Menge und Pracht seiner Güter und Häuser, in dem Aufwande seines ganzen Lebens gefunden zu haben. Das Verhör hierüber erstreckte sich auf die unbedeutendsten Dinge, allein es zeigte sich auch hier, daß man sich wenigstens zum Theil getäuscht hatte **). Fouquet besaß theils von sich, theils von seiner Frau, ein sehr bedeutendes Vermögen; er besaß nebst der Stelle als Generalprocureur, die allein eine Million werth war, Vaux-le-Vicomte, Melún, Kerraoul und einige andere Güter in der Bretagne, ehe er Oberintendant wurde, und, was er später gekauft hatte, etwa für 2½ Millionen Livres, war er fast ohne Ausnahme schuldig geblieben. So stand auf Belle-Isle, dessen Ankauf 1,300,000 Liv. gekostet hatte, beinahe noch eine Million fremdes Geld. Seine ausstehenden Capitalien beliefen sich noch nicht auf eine Million, seine Schulden ungefähr auf zwölf Millionen, so daß also, wenn man seine ganze Habe dagegen setzt, noch eine Schuldenlast von einigen Millionen übrig bleibt. Nimmt man hierzu, daß er als Oberintendant ein sehr ansehnliches Gehalt hatte ***), daß ihm eine Menge Mittel zu Gebote standen, sich auf erlaubte Weise zu bereichern, daß er mit eignen Schiffen Seehandel trieb †), so können seine Veruntreuungen, wenn man sie aus seinen Ausgaben erweisen will, nicht sehr bedeutend gewesen seyn.

Man legte ihm zwar die Rechnungen vor, nach welchen die Gebäude und Gärten zu Vaux, woran seit 1640 gebaut worden war, achtzehn Millionen Livres gekostet haben sollten, was nach dem spätern Geldwerth zwischen dreißig und vierzig Millionen betragen würde, allein Fouquet setzte weitläuftig auseinander, daß die Rechnungen sich auch auf andere Dinge erstreckten, so das also hier, wie es scheint, ebenfalls übertrieben worden ist ††).

Am eifrigsten vertheidigte sich Fouquet gegen die Briefe vieler Damen, die man nebst Locken und andern Liebeszeichen unter seinen Papieren gefunden haben wollte. Diese Briefe cirkulirten in ganz Paris und beschimpften den Ruf vieler Frauen, die man bis dahin allgemein für unbescholten gehalten hatte. Selbst Frau von Sevigné, die gewiß im unverfänglichsten Sinne des Wortes, soweit ihr Charakter es zuließ, Fouquet's Freundin war, sah sich genöthigt, Paris zu verlassen und einige Zeit auf dem Lande zuzubringen. „Die Hölle, sagt Fouquet, haben die Leute verdient, die ihre schändlichen Machwerke unter meine Papiere gelegt haben, um den König und alle rechtlichen Menschen gegen mich zu erbittern. Um recht gewiß zu seyn, daß ihr teuflisches Vorhaben gelinge, haben sie Namen von Personen eingemischt (die Valliere), welche den König besonders gegen mich erbittern konnten. Man hat sich hinter die Autorität des Königs geflüchtet, um mir die Untersuchung gegen die Urheber dieser schändlichen Papiere zu verweigern, und mir bleibt kein menschliches Mittel, die Wahrheit an das Licht zu ziehen. Aber ich bitte den lebendigen Gott, den Rächer der Meineide, in dessen Gegenwart ich dieses niederschreiben lasse †††), mich ohne Barmherzigkeit zu verderben, wenn diese ehrlosen Briefe jemals zu meinen Papieren gehört haben, und ich flehe zur göttlichen Gerechtigkeit, diese Wahrheit so offenkundig werden zu lassen, daß der König erfahre, welchen niedrigen Verrath man nicht blos an mir, sondern auch an Seiner Majestät begangen." — Hat Fouquet Recht, zu welcher bodenlosen Schlechtigkeit hätten sich seine Feinde erniedrigt. Und hat er nicht Recht, warum verweigerte man ihm, warum forderte man ihn nicht vielmehr auf, die Verläumder aufsuchen zu lassen? — Wie dem aber auch sey, welches Recht hatte man, diese Briefe bekannt zu machen, und die achtbarsten Familien zu entzweien und zu beschimpfen?

Daß aber wirklich wenigstens ein Theil der angeblichen Liebesbriefe untergeschoben war, wollen wir zu beweisen suchen. Der Abbé Choisy hatte Abschriften von allen gesehen und zweifelt selbst an der Aechtheit. Als Fouquet verhaftet wurde, sagt Choisy, fand man in seinen Taschen eine Menge Briefe an Frauen, die für das Geld, welches er ihnen täglich schickte, sehr dankbar schienen. Unter andern fand man folgendes von Pellisson corrigirte Concept eines Briefes an eine Dame: „Da es mein einziges Vergnügen (plaisir) ist, Sie zu lieben, so dürfen Sie nicht zweifeln, daß ich mir eine Freude (joie) daraus mache, Sie zu befriedigen. Ich hätte indeß gewünscht, daß die Angelegenheit, welche Sie so sehnlich gewünscht haben, rein von mir gekommen wäre, allein ich sehe wohl, daß immer etwas mein Glück stören muß. Und ich gestehe, mein theures Fräulein, daß es zu groß seyn würde, wenn es die Glücksgöttin nicht zuweilen mit einigen Widerwärtigkeiten begleitete. Sie sind Schuld an tausend Zerstreuungen heute, als ich mit dem Könige redete; indeß, seine Angelegenheiten kümmern mich wenig, wenn nur die Ihrigen gut gehen." *) Um ein so albernes Billet zu schreiben, hätte Fouquet, der zu den Gebildetsten seiner Zeit gehörte, nicht nöthig gehabt, Pellisson, der allerdings seine wichtigsten Briefe schrieb, zu Hülfe zu rufen. Und wozu trug er denn die vielen Liebesbriefe in seiner Tasche, als er zum König ging? Er war den Tag vorher so heftig fieberkrank, daß er sich zu Bette legen mußte, hatte dabei eine Menge Geschäfte beendigt, mit mehreren Deputirten der Stände sich besprochen, war erfüllt von allerlei Sorgen und Plänen und doch hätte er den andern Morgen nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Dankbriefe der Damen in die Tasche zu stecken! Auch weiß Brienne, der genau unterrichtet ist, nichts von Liebesbriefen, wohl aber, und das ist allerdings glaublicher, von wichtigen Rechnungen, die man in seinen Taschen gefunden habe. Ein anderes Billet trägt den Stempel der Unächtheit noch offner. Madame Duplessis-Belliere, die es geschrieben haben soll, war ganz anerkannt eine Frau von außerordentlichem Geist und Verstand. Nun lese man das Original in der Anmerkung **), und urtheile, ob eine in den höheren Kreisen gebildete, kluge und geistreiche Frau,

---

*) Oeuvr. de St. Simon t. IX. p. 252 u. ff.

**) Vorzüglich Conclusion von S. 19. an.

***) Seine sämmtlichen Einkünfte, Gehalt, Gratifikationen, Zinsen betrugen jährlich über 350,000, also in 9 Jahren über 3,150,000, Livres. Recueil des défenses II. p. 343.

†) Conclusion p. 214. Recueil t. III. p. 358. Kurz zusammengezogen sind die Nachrichten darüber Suite du Recueil III. pag. 31: Tout le monde sait, que mon père a été employé aux affaires de la mer jusques à sa mort; on sait qu'après sa mort j'ai continué dans la même affection; lui et moi avons été de toutes les compagnies de cette nature; nous avons eu des habitations et des colonies dans l'Amérique; nous y avons envoyé des vaisseaux tous les ans.

††) Volt. Siècle de Louis XIV., Oeuvr. ed. de la soc. typogr. 1785 tom. XXI. pag. 92. in der Note. Les comptes qui le prouvent étaient à Vaux, aujourd'hui Villars, en 1718, et doivent y être encore. M. le Duc de Villars, fils du maréchal, confirme ce fait. Voltaire ist indeß kein gültiger Gewährsmann. Er wollte auch wissen, und zwar von Fouquet's Schwiegertochter, der Gräfin von Vaux (t. XXI. p. 98.), F. sey nicht im Gefängniß gestorben. Selbst Choisy spricht nur von neun oder zehn Millionen.

†††) In Gegenwart Artagnan's und seiner Rechtsbeistände. Suite du Recueil t. VII. p. 95. Frau von Lafayette sagt: la seule qui fut convaincue ce fut Meneville, une des filles de la Reine, et une des plus belles personnes. Elle fut chassée. Histoire de Madame Henriette d'Angleterre. Collection etc.: tom. 64. pag. 404.

*) Choisy I. p. 189. Man glaubte, es sey an das Fräulein Montalais gerichtet gewesen.

**) Delort hat, Détention des philosophes t. I. p. 15, den Brief mitgetheilt, ohne zu sagen, wo er ihn gefunden hat. Er scheint ihn für ächt zu halten. Das Datum fehlt. „Je ne sais plus ce que je dis, ni ce que je fais, lorsqu'on résiste à vos intentions. Je ne puis sortir de colère, lorsque je songe que cette demoiselle de La Vallière a fait la capable avec moy. Pour captiver sa bienveillance, je l'ay encensée par sa beauté, qui n'est pourtant pas grande; et puis luy ayant fait connoître que vous empêcheriez qu'il le luy manquât jamais de rien, et que vous aviez vingt mille pistoles pour elle, elle se gendarma contre moy, disant que vingt cinq mille (nach einer andern Lesart vingt millions; das läßt sich hören) n'étoient pas capables de luy faire faire un faux pas; et elle me répéta cela avec tant de fierté que, quoique je n'aye rien oublié pour la radoucir avant de me séparer d'elle, je crains fort qu'elle n'en parle au Roi, de sorte qu'il faudra prendre le devant. Pour cela ne trouvez-vous pas à propos de dire, pour la prévenir, qu'elle vous a demandé de l'argent, et que vous luy en avez refusé; il la rendra suspecte pour la Reine-mère. La grosse femme Brancas et de Grave vous en rendront bon compte: quand l'une la quitte, l'autre la reprend. Enfin je ne sais point de différence entre vos intérêts et mon salut. La politique a voulu que je visse l'aigle (?): il m'a paru un fort bon homme, mais fort dupe en nos affaires; je luy ay donné de la pâture pour trois mois, et je luy ay fait avaler cela le plus doucement du monde. En vérité on est heureux de se mêler des affaires d'un homme comme vous: votre mérite applanit toutes les difficultés; et si le ciel vous faisoit justice, nous vous verrions un jour la couronne formée." Wie plump und gemein! Etwas anders erzählt die Sache

selbst in einer Zeit, wie die damalige, wo Benserade's schmutzige Anspielungen für feine Galanterie galten, im Stande ist, so etwas zu schreiben. Man urtheile, ob nicht, wie auch in dem zuvor angeführten Briefe, jedes Wort darauf berechnet scheint, den König noch mehr zu erbittern.

Nachdem diese merkwürdige Untersuchung, die außer Fouquet noch einer großen Menge Personen verderblich wurde, bereits drei Jahre gedauert hatte, ward Fouquet am 14. November 1664 vor seine Richter gestellt, um noch mündlich auf die gegen ihn vorgebrachten Klagen zu antworten. Obgleich durch Krankheit, Kummer und Kerker, selbst durch freiwillige Fasten und Büßungen abgemattet, sprach er doch mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit, und leistete auf ein Crucifix den Eid, daß er die lautre Wahrheit gesagt habe, mit solcher Erbauung, daß der größte Theil der Richter davon ergriffen wurde. Der Generaladvokat Talon, seit Jahren Fouquet's persönlicher Feind, der das Amt des Generalprocureurs bei der Chambre de Justice versah, hatte in einer sehr leidenschaftlichen Schrift, worin Alles, was die Schuld mildern konnte, unterdrückt, jede Verletzung der gesetzlichen Formen vertheidigt wurde, den Antrag gemacht, Fouquet als überwiesenen Verbrecher der beleidigten Majestät und als Staatskassendieb mit dem Strang hinzurichten und seine Güter zum Besten des Staats einzuziehen. Wahrscheinlich aber fand doch die Parthei selbst seine Sprache zu ungemäßigt; denn er vergaß sich so sehr in seinem Diensteifer, daß er sogar einen unmäßigen Ehrgeiz, welcher leicht in Staatsverbrechen ausarte (qui dégénère aisément en crime de Lèze Majesté), unter Fouquets Verbrechen aufzählte, also das, was vielleicht einmal mit der Zeit Verbrechen werden konnte, schon als wirkliches Verbrechen bestrafen wollte; er wurde daher entfernt *) und an seine Stelle trat der ruhigere Chamillart, der, nur mit milderer Form, den Ansichten seines Vorgängers folgte. Er wählte blos einen andern Ort für den Galgen und wollte, daß die Armen 40,000 Livres bekommen sollten. Dagegen erstattete der Maitre des Requetes, Lefevre d'Ormesson **), einen Bericht, der einen und einen halben Tag dauerte. Er zeigte, daß der Entwurf, auf welchen das Verbrechen der beleidigten Majestät begründet werden sollte, nur das Ergebniß einer vorübergehenden Leidenschaft gewesen und ohne Folgen geblieben sey. Was das Peculat angehe, so könne der Schein, welcher gegen Fouquet sey, keine sichere Grundlage bieten, da seine Papiere, durch welche er sich, seiner Angabe nach, rechtfertigen könne, ihm genommen worden seyen, und man außerdem, um zu einem vollständigen Urtheil darüber zu gelangen, eine Untersuchung anstellen müßte über das Vermögen, welches der Kardinal Mazarin hinterlassen habe, weil der größte Theil desselben nur aus den Summen herrühren könne, die ihm Fouquet habe geben müssen ***). Der Parlamentsrath von Sainte-Helene, der dem ersten Berichterstatter beigegeben war, sprach zwei und einen halben Tag und stimmte für die Todesstrafe, indem er zugleich, wie man glaubte nicht in redlicher Absicht, die Hoffnung aussprach, daß der König ihn begnadigen würde. Darauf schritt man zur Abstimmung, welche drei Tage dauerte; neun Stimmen waren für die Todesstrafe, dreizehn für Verbannung aus dem Königreiche und Confiskation des Vermögens. Allein der König, in Erwägung, daß es gefährlich sey, einen Mann, welcher so genaue Kenntniß von den wichtigsten Angelegenheiten des Reichs besitze, in das Ausland gehen zu lassen, schärfte die Strafe zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf der Feste Pignerol, wohin Fouquet zwei Tage nach dem Spruch der Justizkammer, den 22. Dec. 1664, von Artagnan unter Bedeckung von hundert Musquetärs abgeführt wurde. Seine vierundsiebzigjährige Mutter, so wie seine Frau, der man nicht erlaubte, den Kerker ihres Gatter zu theilen, wurde nach Montluçon in Auvergne, sein Schwiegersohn, der Marquis von Charost mit seiner Gattin nach Anceny in Bretagne, sein jüngster und treuster Bruder nach Joinville in der Champagne verwiesen. Indeß erhielt der letzte auf der Mutter Bitte die Erlaubniß, sie in ihre Einsamkeit zu begleiten. Der Generaladvokat Bailly, der von Colbert und zwei Richtern Fouquet's ehrenrührig gesprochen hatte, wurde nach Chateau Thierry verbannt. Keiner von diesen hatte den mindesten Antheil an seiner Schuld. Sein Arzt Pecquet und sein Kammerdiener, die ihm in die Bastille gefolgt waren, wurden aus Furcht, sie möchten seinen Verwandten Mittheilungen machen, erst später freigelassen. Frau von Belliere wurde nach Montbrison verwiesen, ihr Schwiegersohn, der Marquis von Crequi, seiner Stelle entsetzt. Der Protestant Pellisson, Fouquet's vertrautester Freund, der wegen seiner Gewandtheit im Styl besonders bei der Correspondenz gebraucht worden war, ward im Sommer 1665 durch die Verwendung des Herzogs von Montausier und des Grafen von Saint Aignan aus der Bastille entlassen, wurde Katholik, darauf Proselytenmacher und gewann das Vertrauen des Königs in hohem Grade. Der schlaue Gourville, der sich einige Millionen erworben, hatte seine Papiere und Gelder zu rechter Zeit in Sicherheit gebracht; er hatte überdem, um sich Colbert gefällig zu erweisen, diesem 500,000 Livres für die Staatskasse geliehen. Dies sicherte ihm vorläufig die Freiheit, so daß man ihn nur im Bilde hängen konnte, während er sichs in den Niederlanden, in England und Deutschland wohl seyn ließ, und sogar vom König zu wichtigen diplomatischen Geschäften gebraucht wurde *). Später wurde das Urtheil gegen ihn annullirt und er lebte bis an seinen Tod im Genuß eines großen Vermögens. Die Justizkammer ward erst zwei Jahre später (1666) aufgelöst, nachdem sie die Gefängnisse mit Schuldigen und Unschuldigen angefüllt, Allen, die mit dem Finanzministerium in Geschäftsverhältnissen gestanden hatten, den Prozeß gemacht und ihnen Millionen abgenommen hatte, die in den Schatz flossen, ohne dem Volke zu Gut zu kommen **). Diejenigen unter den Richtern, welche für Fouquet's Tod gestimmt hatten, erhielten Belohnungen und Gnadenzeichen. Lefebre d'Ormesson hatte dem König gesagt: Sire, ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir vorschreiben. Als er zwölf oder fünfzehn Jahre später für seinen Sohn um eine Stelle als Maitre des Requetes anhielt, ward ihm die Antwort: ich werde thun, was Ehre und Gewissen mir vorschreiben. Auf ähnliche Weise verfuhr man gegen den Präsidenten der Rechnungskammer, von Pontchartrain. Erst nach achtzehn Jahren vergaß man dem Sohne, daß der Vater sich geweigert hatte, für Fouquet's Tod zu stimmen. Bestochen war Pontchartrain gewiß nicht, denn er blieb bis an seinen Tod so arm, daß er sehr beschränkt wohnen mußte, und mit seinem Sohne zusammen nur Einen Wagen halten konnte ***).

Ganz unschuldig war Fouquet nicht. Daß er Schriftstellern, wie dem Orientalisten Herbelot, Scarron, Corneille, Lafontaine †) ihre dürftige Lage erleichterte, möchte eher den Dank der Nachwelt verdienen, wenn es auch aus Eitelkeit geschah. Das zerrüttete die Finanzen gewiß nicht. Andern, z. B. mehreren Parlamentsräthen, gab er auf Befehl des Kardinals, um sie zur königlichen Parhei überzuziehen und ihnen den Muth der Unabhängigkeit zu nehmen. Daß er aber auch sonst eine Menge geheime Pensionen auszahlen ließ, um sich Freunde und Creaturen zu machen, vielleicht auch um weibliche Gunst zu erkaufen, unterliegt keinem Zweifel, wenn man es auch vor Gericht

---

Choisy I. p. 163. Nach la Beaumelle in den Memoiren der Mad. Maintenon wollte Fouqut auch Scarron's schöne Wittwe durch kostbare Geschenke verführen. Ueberhaupt verbreitete man in der ersten Zeit seiner Verhaftung ein Gerücht nach dem andern. So sollte er den Kardinal Mazarin vergiftet haben! Er sollte den Plan gehabt haben, sich zum Souverän der Bretagne zu machen! Noch viel später log die gräßliche Giftmischerin Brinvilliers auf seine Rechnung.

*) Ce changement fût une énigme impénétrable, jamais on n'en a sû la raison. Ce n'étoit pourtant pas par mécontentement, car dans la suite il obtint pour lui ou pour son fils l'agrément pour une charge de Président à mortier, et peut-être quelque gratification pour la payer, car il ne passoit pas pour riche. De la Hode t. III. p. 161. Der Grund, welchen man angab, daß seine Stelle im Parlamente ihm zu viel Zeit nehme, war natürlich nur Vorwand. Es waren eigentlich zwei Procuratoren, der Zweite hatte aber blos mit dem Prozeß der übrigen Finanzbeamten zu thun.

**) D'Ormesson galt allgemein für einen durchaus rechtlichen Mann. Guy Patin z. B. nennt ihn einen homme d'une probité parfaite. — — Je voudrois que le Roi fit l'un ou l'autre (Ormesson oder Noquesante) Chancelier de France, pour leur noble et courageuse opinion. Lettre du 21. Dec. 1664.

***) Conclusion p. 337.

*) Gourville pag. 386. Er sagt ganz vergnügt: Me voilà donc mon procès fait et parfait à Paris, et Plénipotentiaire du Roi en Allemagne!

**) De la Hode t. III. p. 164. Wenn Ludwig's Angabe in den Memoiren richtig ist (Oeuvr. t. II. pag. 45), so wurden ihnen 25 Millionen Livres abgenommen. Wie weitläuftig diese Untersuchungen waren, davon nur ein Beispiel: In der Sache eines Einnehmers zu Gisors wurde über siebenhundert Zeugen abgehört! Unter den Gebüßten befand sich auch ein Bischof.

***) Oeuvres de St. Simon. Strasb. 1791. t. XI. p. 116. Sa probité fut inflexible aux menaces et aux caresses de Mrs. Colbert, le Tellier et Louvois réunis pour la perte du Surintendant. Dann wie arm die Familie gewesen u. s. w.

†) Er gab z. B. Lafontaine jährlich 1000 Fr., wofür ihm dieser vierteljährlich als Quittung ein Gedicht geben mußte. Hist. de la vie et des ouvrages de J. de la Fontaine p. C. A. Walkenaer p. 13. La Fontaine blieb seinem unglücklichen Gönner dankbar, als dieser längst nicht mehr im Stande war, Gold zu spenden.

nicht beweisen konnte oder wollte. Denn gerade dieses Vergehen ist, wahrscheinlich um nicht zu viel Schuldige zu finden, am wenigsten hervorgehoben worden. Selbst dem Minister Lionne hatte Gourville Geld gegeben, von welchem der König nichts wissen sollte *). Auch der Vorwurf, daß er den Betrügereien seiner zahlreichen Unergebenen, die zusammen dem Staate wohl ebensoviel stahlen, als Mazarin, freien Lauf gelassen, trifft ihn schwerlich unverdient, da er hier, wenigstens in der letzten Zeit, wo ihn der König unterstützt haben würde, gewiß in keiner Weise gehemmt war **).

Fouquet war strafbar, — sagt Frau von Motteville, die vieljährige Vertraute der Königin Mutter, — wegen großer Verschwendung, er selbst aber war nicht reich, und hatte viel mehr Schulden, als Vermögen. Seine Staatsverbrechen konnten Gebilde der Phantasie seyn: er hatte sie für sich allein begangen, indem er Mährchen (des fables) hinschrieb, bei denen es schwer war, ihn einer bösen Absicht zu überführen, und selbst der Entwurf, der am meisten gegen ihn sprach, war als ein unbedeutendes Concept hinter einem großen Spiegel gefunden worden; daraus konnte man sehen, daß er es nicht für so wichtig gehalten hatte, als es schien. Aber, fügt die gutmüthige Hofdame hinzu, es ist ein großes Unglück, nicht weise seyn, und in die Ungnade seines Königs fallen ***).

Die Königin Mutter, die ihm wohl wollte, die seine Schuld glaubte, aber seine Verdienste darum nicht vergaß, die mit Wissen des Königs oft Geld für die Armen von ihm erhalten hatte, bemühte sich vergeblich, sein Schicksal zu mildern; sie konnte nur seinen Kindern eine freundliche Trösterin seyn †).

Der Unglückliche betrat im Januar 1665 den Kerker, in welchem er sterben sollte. Der Commandant von Pignerol, Saint-Mars, ein Mann, der noch härter war, als selbst Louvois, erhielt die strengsten Befehle; Fouquet durfte nie mit irgend Jemand schriftlich oder mündlich Verkehr haben, oder unter irgend einem Vorwande, auch nicht um sich Bewegung zu machen oder frische Luft zu schöpfen, sein Zimmer verlassen; Dinte, Feder und Papier sollten ihm bestimmt verweigert werden; wenn er Bücher verlangte, so sollte ihm St. Mars nur Eins auf einmal geben und das Zurückerhaltene sorgfältig untersuchen. Man gab ihm einen Bedienten, der das Zimmer nie verlassen durfte. Sein Beichtvater durfte nicht immer der nämliche seyn, und der Geistliche, welchen der Commandant dazu wählte, sollte jedesmal erst kurz vorher (un moment avant) davon benachrichtigt werden; zu Anschaffung des Meßgeräths gab der König 500 Louisd'or *). Im Juni schlug der Blitz in das Pulvermagazin, wobei viele Menschen umkamen und in Fouquet's Zimmer die Decke einstürzte. Alles Geräth im Zimmer wurde zerschmettert, nur Fouquet und sein Bedienter, die am Fenster dem Wetter zugesehen hatten, blieben unversehrt. Da er aber jetzt in Pignerol nicht mehr sicher schien, so brachte man ihn auf das Schloß Perouze, wo er mit noch größerer Strenge bewacht wurde. Um das Nachmachen der königlichen Befehle an den Commandanten zu verhindern, hatte Louvois die Vorsicht, jedem Amtsschreiben einige Worte von seiner Hand beizufügen. Allein je strenger seine Wächter waren, desto erfinderischer ward der Gefangene, sie zu täuschen: zum Schreiben nahm er Kapaunenknochen und eine Mischung von Wein und Ruß, ja er bereitete sich sogar eine Dinte, die erst in der Hitze sichtbar wurde. Im August 1666 war die Citadelle von Pignerol wieder hergestellt, und Fouquet wurde sehr geheim in seinen alten Kerker zurückgebracht, wo er sich die Zeit damit verkürzte, seinen Bedienten im Lateinischen und in der Arzneikunde **) zu unterrichten oder Verse zu machen. Weil man ihm kein Papier gab, so schrieb er auf Bänder oder machte sich Papier aus Tischzeug. Man entdeckte es und verdoppelte die Vorsicht: er bekam nur schwarze Bänder, seine Kleider wurden schwarz gefüttert, es ward eine besondere Wäscherin angestellt, welche die Citadelle nicht verlassen durfte, und statt eines Bedienten bekam er zwei, die sich gegenseitig bewachen sollten ***). Die List eines Gefangenen ist aber größer als jede Vorsicht. Fouquet wußte Soldaten und Bedienten zu gewinnen und es gelang ihm durch einen jungen Edelmann aus der Provence, Valcroissant, seiner Frau Nachricht von sich zu geben.

---

*) Gourville reist mit Lionne von Nantes zurück. Je lui dis qu'il pouvoit prendre ses mesures sur ce que tout l'argent que je lui avois donné par son (Fouquet's) ordre depuis deux ans, qui étoit très considérable, ne seroit jamais su. Lionne war dankbar. — P. 330. (Fouquet) me chargea de grosses affaires sous le nom de gens que je nommois, pour avoir lieu de distribuer beaucoup d'argent de sa part, sans que personne en eût connoissance. — P. 329: M. de Brancas étoit assez de mes amis, parceque de temps en temps je lui donnois de l'argent de la part de M. Fouquet, et à bien d'autres aussi. So hatte auch Mazarin's Erbe, der Du de Mazarin, ein artiges Sümmchen angenommen, er machte es aber wie sein Oheim, er bot dem Könige an, das unrecht erworbene Gut zurückzuzahlen. Darauf antwortet der König den 27. Oct. (Lettres I, 31.) auf Colbert's Bericht: l'explication des vingt mille écus que l'homme, dont vous me parlez, vous a fait payer, et de l'argent qu'il vous a prêté depuis, est très superflue à mon égard, vous connoissant trop bien pour vous croire du nombre de ses pensionnaires.

**) Das sehen wir aus dem ganzen Prozeß, und die Entschuldigung, daß die bestehenden Formen eine genauere Aufsicht unmöglich gemacht hätten, war nichtig. So z. B sagt Gourville p. 316: M. Fouquet ayant laissé aller son autorité à M. de Lorme son premier commis, au point de ne regarder presque plus ce qu'il lui faisoit signer, le rendit par là maitre des gens d'affaires. Das dies richtig ist, sieht man aus der Geschichte, die Gourville gleich darauf erzählt. Fouquet gehörte zu den Leuten, die leben und leben lassen. — Aus dieser und mehreren andern Stellen in Gourville's Memoiren (z. B. p. 327.) ergiebt sich auch, was zu Fouquet's Beurtheilung wichtig ist, daß ein Finanzminister damals nothwendig persönlichen Credit haben, also zugleich der Banquier seyn mußte, und daß man ihn stürzen konnte, wenn man seinen Credit untergrub. Er hing fast ganz von den gens d'affaires ab; wollten diese kein Geld geben, so stand es mißlich, man konnte Niemand bezahlen, und wie häufig diese peinliche Lage eintrat, wie dann der Oberintendant von den ersten Beamten des Reichs gequält wurde, sehen wir aus mehreren Memoiren. — Eine sehr charakteristische, ungesuchte Parallele des geizigen Mazarin und des verschwenderischen Fouquet findet man bei Gourville S. 314 u. f.

***) Mémoires de Mad. de Motteville Coll. de Petitot t. 40. p. 148. Wenn man die Memoiren der Frau von Motteville gelesen hat, so weiß man, daß dies ungefähr das Urtheil der Königin Mutter war.

†) Racine sagt in seinen Fragments historiques, und man kann ihm glauben, wenn er von Ludwig XIV. nachtheilig spricht: Le Roi, peu avant le jugement de M. Fouquet, dit à la Reine dans son oratoire, qu'il voulait qu'elle lui promit une chose qu'il lui demandait: c'était, si Fouquet était condamné, de ne lui point demander sa grace. Le jour de l'arrêt, il dit chez mademoiselle la Valliere: s'il eût été condamné à mort, je l'aurais laisser mourir. Il avait dit à monsieur de Turenne, der sich, wie auch Condé, dringend für Fouquet verwendet hatte, très-fortement, de ne plus se mêler de cette affaire. Frau von Sevigné, deren Briefe für die Geschichte des Prozesses wichtig sind, weil sie die Personen und die Verhältnisse kannte, schreibt den 11. Dec. 1664 an den Marquis von Pomponne, der später Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde: Foucault va solliciter partout, et fait voir un écrit du Roi, où on lui fait dire qu'il y eût des Juges qui appuyassent leur avis sur la soustraction des papiers; que c'est lui qui les a fait prendre, qu'il n'y en a aucun qui serve à la défense de l'accusé; que ce sont des papiers qui touchent son état, et qu'il le déclare, afin qu'on ne pense pas juger là-dessus. — — Il (der König) disoit l'autre jour à son lever, que Fouquet étoit un homme dangereux; voilà ce qu'on lui met dans la tête. Enfin nos ennemis ne gardent plus aucune mesure: ils vont à présent à bride abattue; les menaces, les promesses, tout est en usage. Man vergleiche Conrart's Aufsatz über den Präsident von Nesmond, in seinen Memoiren S. 271. Einige Jahre später soll sich selbst der König von England für Fouquet verwandt haben.

*) Die Instruction vom 24. Dec., vom Könige und Le Tellier unterzeichnet, steht bei Delort, Détention des philosophes I. p. 24. So unbedeutend der eigentlich historische Theil in diesem Werke ist, wo selbst die Gallerie de l'ancienne cour als Quelle angeführt wird, so wichtig sind die ungedruckten Schreiben, welche aus dem königlichen Archiv u. s. w. mitgetheilt werden. — Delort glaubt pag. 27 daß Fouquet's Arzt, Pecquet, in der Bastille gestorben sey; das ist aber gewiß nicht wahr, denn im November 1670 entbindet er die Frau von Grignan.

**) Die ganze Familie scheint medicinische Studien getrieben zu haben. Die Mutter hat ein Buch geschrieben: „Recueil des remèdes faciles et domestiques," 2 Bände 8, wovon wenigstens acht Auflagen erschienen sind. Während ihr Sohn gefangen saß, heilte sie die Königin Mutter von Krämpfen oder Blähungen. Ueber die Kuren der Frau von Charost macht sich die Sevigné lustig. Sie gaben ihre Arzneien besonders den Armen, und ihre Wohlthätigkeit mag freilich oft übel genug angebracht gewesen seyn.

***) Lettre de Louvois, 14. Févr. 1667 bei Delort: le Roi — — estime que l'on ne peult mieux faire que ce que vous proposez, d'enfermer avec luy deux valetz qui ne sortiront que par la mort.

Auch dies ward entdeckt, und der mitleidige Briefträger zu fünfjähriger Galeerenstrafe verurtheilt *). Erst im Jahr 1672 ward seine Lage etwas erleichtert; es wurde ihm endlich erlaubt, einen Brief seiner Frau zu lesen und zu beantworten. „Da es dem Könige beliebt hat, schrieb Louvois am 18. October 1672 an Saint Mars, daß Herr Fouquet den Brief und die Denkschrift seiner Gemahlin sehen soll, so schicke ich sie Ihnen hierbei, damit Sie, den Absichten Sr. Maj. gemäß, ihn beides in Ihrer Gegenwart lesen lassen und ihm sodann, wenn er es wünscht, eine von Ihnen selbst gemachte Abschrift geben nebst einem Blatt Papier, Dinte und Feder, damit er nach einigen Stunden Bedenkzeit in Ihrer Gegenwart seine Willensmeinung darauf setze, worauf Sie mir das Ganze zurückschicken werden, damit ich es dem Könige vorlege und, wenn es Sr. Maj. beliebt, der Frau Fouquet zuschicke." Vermuthlich schrieb Fouquet seiner Frau Einiges, was sich nicht unmittelbar auf ihren Brief bezog, denn als Louvois ihm bald darauf einen zweiten Brief derselben schickte, ließ er ihn durch Saint Mars ausdrücklich bedeuten, in seiner Antwort keinen Gegenstand zu berühren, wozu ihn der Inhalt ihres Briefes nicht geradezu auffordere. Zwei Jahre später bekam er die Erlaubniß, zweimal im Jahr einen Brief seiner Gattin zu empfangen und darauf zu antworten, jedoch abermals mit dem Bedeuten, nur über Familienangelegenheiten und im Beiseyn des Commandanten zu schreiben, der ihm jetzt aus besonderer Gnade statt einiger Stunden zwei Tage gönnen durfte, um über das, was er schreiben wollte, nachzudenken. Natürlich gingen alle Briefe erst durch die Hände des Ministers.

Ueberhaupt wurde die Lage des Gefangenen, soviel die strenge Vorsicht, von der man nicht abging, es zu gestatten schien, nach und nach erleichtert. Im Mai 1677 schreibt Louvois aus Tournai, Saint Mars solle Fouquet sagen, daß sein Sohn, der Graf von Vaux, der im Militär angestellt war, sich bei jeder Gelegenheit auszeichne **), und zwei Monate später überschickt der Minister das Gutachten eines berühmten Pariser Arztes, Vezou, über Fouquet's Gesundheit, die Kummer und gänzlicher Mangel an Bewegung, da er seit eilf Jahren buchstäblich seinen Kerker nicht verlassen hatte, natürlich von Jahr zu Jahr immer mehr aufreiben mußten. Erst im November dieses Jahrs erhielt Fouquet die Erlaubniß, einen Tag um den andern zwei Stunden spazieren zu gehen, und zwar nur aus folgender zufälligen Veranlassung. Der ehemalige Günstling des Königs, Graf von Lauzun, hatte die Neigung der dreiundvierzigjährigen, reichen Mademoiselle de Montpensier, einer Enkelin Heinrich's IV., in so hohem Grade gewonnen, daß sie ihm ihre Hand bot. Schon hatte Ludwig XIV. eingewilligt, die Verlobten hatten die Besuche der Glückwünschenden erhalten, und Lauzun war einen ganzen Tag Herzog von Montpensier gewesen, als plötzlich, wahrscheinlich auf die Vorstellungen der Minister, daß eine solche Mißheirath die Würde des Throns verletzte, der König seine Einwilligung zurücknahm (den 18. Dec. 1670). Lauzun ertrug den Schimpf mit verbissenem Grimm und blieb noch ein Jahr am Hofe, wie es schien, fortwährend in Gunst. Ganz unvermuthet, ohne daß der König eine Silbe über die Veranlassung sprach, wahrscheinlich aber, weil er sich heimlich mit der Prinzessin von Montpensier vermählt hatte, wurde er als Staatsgefangener nach Pignerol abgeführt. Da dieser nun den Wunsch äußerte, zuweilen spazieren gehen zu dürfen, so erinnerte sich der König auch des unglücklichen Fouquet, und hatte die Gnade, Beiden die Erlaubniß zu geben. Sie durften sogar, wenn der Commandant dabei war, zusammen spazieren gehen, sich mit Gespräch oder unschuldigem Spiel die Zeit vertreiben, und der freien Aussicht in die Umgegend genießen. „Ich antworte Ihnen, schreibt Louvois den 27. Nov. 1677, im Augenblick, wo ich Ihren Brief erhalte, damit sie nicht zögern, Ihre Gefangenen den Trost, den ihnen die Frömmigkeit Sr. Maj. zu bewilligen geruht, genießen zu lassen." Er wartet nicht einmal die Post ab, mit der er am nämlichen Tage noch einmal an Saint Mars schreibt, um Fouquet eine Büchse mit Thee zu schicken, dessen Gebrauch ihm der Arzt verordnet hatte *). Ueberhaupt sieht man aus der ganzen amtlichen Correspondenz dieses Ministers, der mit unermüdlicher Thätigkeit über die geringfügigsten Dinge, selbst über die neuen Kleider Fouquet's und seiner Bedienten, Befehle ertheilt, daß die Gefangenen ihm durchaus keine Personen sind, die er hassen oder bemitleiden könnte, er will nichts als ihre völlige Sicherheit und thut daher ebensowenig etwas zur Erleichternng als zur Verschlimmerung ihrer Lage. Der Commandant genießt zwar sein ganzes Vertrauen, wie er denn auch später den Gefangenen mit der eisernen Maske zu bewachen hatte, demungeachtet wird er in allen Schreiben nur als stummes Werkzeug betrachtet, dem der geringste Schritt genau vorgezeichnet wird. Wir wollen nur ein ganz kurzes Schreiben als Beispiel geben: „Ich schicke Ihren mit der heutigen Post (den 27. Nov. 1677) eine bleierne Büchse mit Thee für Herrn Fouquet. Wiewohl ich nicht glaube, daß etwas anderes darin ist, so ist es doch gut, alle mögliche Vorsicht anzuwenden, um zu verhindern, daß man ihm auf diesem Wege etwas zukommen lasse. Dies nöthigt mich, Ihnen zu sagen, daß Sie diese Büchse in das Zimmer des Herrn Fouquet tragen müssen, um allen genannten Thee in ein anderes Gefäß zu schütten, worauf Sie die bleierne Büchse und das Papier, welches darin seyn könnte, wieder mitnehmen werden, so daß ihm nichts bleiben kann, was es auch sey, als genannter Thee."

Bald nach dieser Zeit bildet sich selbst eine Art von Verhältniß zwischen Louvois und Fouquet. In einem Schreiben an Saint Mars vom 26. Dec. heißt es: „Ich bitte Sie, in meinem Namen Herrn Fouquet für alle seine Artigkeiten (honnêtetés) meinen Dank abzustatten," während er früher dem Commandanten verboten hatte, ihm Fouquet's Komplimente auszurichten. Im April des nächsten Jahres erhält Saint Mars die Erlaubniß, ihm Neuigkeiten mitzutheilen; denn früher durfte er schlechterdings von nichts hören, als von den Siegen des Königs; im Juni erbittet sich der Minister vom Staatsgefangenen das Recept zu dem Augenwasser, welches man Casselunette nenne, und im December tritt er sogar, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, mit Fouquet in Briefwechsel. „Ich schicke Ihnen, schreibt Louvois dem Commandanten aus Saint Germain den 23. Dec. 1678, einen Brief von mir an Herrn Fouquet. Dem Willen des Königs gemäß werden Sie ihm denselben verschlossen, wie Sie ihn finden, übergeben, Dinte, Papier, ein Pettschaft und Siegellack in sein Zimmer tragen, und ihn dort allein lassen, damit er mit Bequemlichkeit darauf antworten kann, und dann werden Sie mir den Brief, den er Ihnen für mich geben wird, ganz versiegelt (toutte fermée) zuschicken. Da der König für gut findet, daß er in Zukunft, so oft er es wünscht, an mich schreibe, so werden Sie ihm soviel Papier, Dinte und Siegellack geben, als er verlangt. Sie werden ihm das Pettschaft, das er bei dem ersten Brief an mich gebraucht haben wird, lassen, und wenn er Ihnen Briefe an mich giebt, sey es versiegelt oder offen, so werden Sie mir dieselben in demselben Zustande, wie er sie Ihnen giebt, überschicken. So ist der Wille des Königs." — Was dieser Brief und Fouquet's Antwort enthalten habe, ist nicht bekannt, indeß muß der Inhalt wichtig gewesen seyn, weil Fouquet's Lage unmittelbar nachher durch eine neue Instruction vom 20. Jan. 1679 sehr wesentlich erleichtert wird. Er darf, so oft er will, an seine Familie schreiben, mit der Einschränkung, daß die Briefe dem Minister überschickt werden, der sie liest und dem Könige Bericht erstattet. Fouquet und Lauzun dürfen den ganzen Tag zusammen seyn, zusammen essen, mit den Offizieren sich unterhalten, und Fouquet, von dem der König glaubt, daß er weniger im Stande sey, als Lauzun, an Flucht zu denken, darf sogar in Begleitung eines Offiziers in der ganzen Citadelle umhergehen; sie dürfen ohne Einschränkung Bücher und Zeitungen lesen. „Aus allem Obigen, fährt Louvois fort, wird Herr von Saint Mars begreifen, daß Seine Majestät zwar aus Mitleid über die lange Strafe dieser Herren ihnen gern ein milderes Gefängniß zugestehen will, daß es aber fortwährend sein Wille ist, daß sie nur auf seinen Befehl aus dem Gefängniß entlassen werden können; genannter Herr von Saint Mars wird also bei allen Vergnügungen, die er ihnen bewilligt, vor allen Dingen jederzeit auf die Sicherheit ihrer Per-

*) Delort I. p. 170. Frau von Sevigné empfiehlt den jungen Mann ihrem Schwiegersohn d. 25. Juni 1670. Ce pauvre garçon étoit attaché à M. Fouquet; il a été convaincu d'avoir servi à faire tenir à Mad. Fouquet une lettre de son mari; sur cela il a été condamné aux galères pour cinq ans; c'est une chose un peu extraordinaire; vous savez que c'est un des plus honnêtes garçons qu'on puisse voir, et propre aux galères, comme à prendre la lune avec les dents. Im November d. J. wurde er vom König begnadigt.

**) Auch Frau von Sevigné schreibt den 5. Aug. 1676: Aire est pris. Mon fils me mande mille biens du Comte de Vaux, qui s'est trouvé le premier partout. Aus einem Briefe vom 1. Juli desselben Jahrs, wo Frau von Sevigné ihren kurzen Besuch in Vaux schildert, sehen wir, daß Fouquet's ältester Sohn wieder im Besitz war; der alte Glanz war freilich erloschen.

*) Es ist merkwürdig, daß damals in ganz Paris kein Thee zu bekommen war. Louvois schreibt d. 28. Oct. 1677: Ayant vu, par la lettre de M. Fouquet, qu'il désiroit, qu'on lui envoyât du thé, j'ai chargé le sieur Vezou d'en choisir; il m'a donné ce matin celui qui se trouve dans le pacquet ci-joint, qu'il avoit chez lui et qui est très bon, duquel il fait un présent à M. Fouquet. Il ne s'en trouve point à Paris, mais il prendra soin d'en faire venir d'ailleurs.

sonen Rücksicht nehmen. Es ist möglich, daß Se. Maj. in einigen Monaten bewilligt, daß Leute aus der Stadt ihnen Gesellschaft leisten, sogar daß ihre Verwandten sie besuchen, namentlich die Frau und die Kinder des Herrn Fouquet, aber Se. Maj. wünscht nicht, daß hierin irgend etwas geschehe, ohne Ihren ausdrücklichen Befehl, noch daß Herr von Saint Mars ihnen sage, daß er von der Gnade, welche Se. Maj. ihnen zu bewilligen geneigt ist, unterrichtet sey, bis Se. Maj. ihm erlaubt, sie davon in Kenntniß zu setzen." Zum Beweise, daß der König mit seinem Diensteifer zufrieden sey, erhielt Saint Mars, dessen Gehalt schon im Anfange bedeutend erhöht worden war, ein Geschenk von 15,000 Livres.

Endlich im Mai desselben Jahrs erlebte Fouquet noch die Freude, die Seinigen, die er siebenzehn Jahre entbehrt hatte, wieder um sich zu sehen. Sein ältester Sohn, der Graf von Vaux, überbrachte dem alten Vater selbst die freudige Nachricht, daß seine Gattin, seine Kinder und sein jüngster Bruder, Fouquet von Mezières, die Erlaubniß erhalten hatten, ihn, so lange sie wollten, zu besuchen und ohne Zeugen bei ihm zu seyn; seiner unverheiratheten Tochter wurde ein Zimmer ganz in der Nähe ihres Vaters eingeräumt, und seine Frau durfte sogar wieder Tag und Nacht das Zimmer mit ihrem Gatten theilen. Nur ward ihm nochmals bedeutet, keinen Brief abzuschicken, den der Minister nicht vorher gelesen habe. Ueberhaupt blieb aller sonstiger Verkehr fortwährend auf die Einwohner von Pignerol beschränkt, so daß der Commandant einen Verweis erhält, weil er dem berühmten Le Notre, der Fouquet's Gärten in Vaux angelegt, erlaubt hatte, seinen ehemaligen Gönner zu besuchen. „Obgleich nichts gleichgültiger ist, schreibt Louvois den 25. Dec. 1679, als daß Herr Le Notre Ihre Gefangenen gesehen oder nicht gesehen hat, so glaube ich Ihnen doch wiederholen zu müssen, was ich Ihnen bereits gemeldet habe, daß die Befehle des Königs Ihnen dergleichen Freiheiten nicht gestatten, und die etwaigen Besuche nur auf die Offiziere und Einwohner der Stadt und Festung Pignerol beschränken, wonach Sie Sich in Zukunft gefälligst richten werden." Besonders sorgfältig wurden fortwährend die Jesuiten von ihm entfernt gehalten, die er als Oberintendant eben so sehr begünstigt haben soll, als sie von Mazarin mit mißtrauischen Augen angesehen wurden *). — Um diese Zeit entzweite sich Fouquet mit Lauzun, und Saint Mars hatte dies gemeldet mit der listigen Frage, ob er suchen solle, sie wieder zu vereinigen. „Ich sehe nichts, antwortet Louvois den 24. Jan. 1680, was Sie verpflichtete, sie zu versöhnen, besonders da Sie nichts beigetragen haben, sie zu entzweien; es kann daher nur zweckmäßig seyn, diese Feindschaft fortdauern zu lassen. Inzwischen rathe ich Ihnen, sie zu benutzen, um zu erfahren, was die Herren Fouquet und Lauzun gegenseitig von ihren Absichten entdecken können."

Fouquet genoß die Freude, wieder unter den Seinigen zu leben, nur kurze Zeit. Er starb schon den 23. März 1680, mit den Gesinnungen eines Büßers. Sein ältester Sohn brachte seine Papiere, zum großen Verdruß des Ministers, in Sicherheit. „Sie haben Unrecht gehabt, schreibt er den 8. April an Saint Mars, zu leiden, daß Herr von Vaux die Papiere und Verse seines Herrn Vaters mitgenommen hat, und Sie hätten das in seinem Zimmer müssen verschließen lassen, um davon, wie Seine Majestät es befehlen würde, Gebrauch zu machen" **).

Fouquet's Leichnam wurde seiner Wittwe, nachdem sie die Erlaubniß dazu vom Könige erhalten hatte, auf einen Befehl Louvois's vom 9. April 1680, ausgeliefert und nach Paris geführt, wo er den 28. März 1681 in der Kirche des St. Marienklosters, welchem sein Vater 4000 Livres vermacht hatte, in derselben Gruft, in welcher dieser ruhte, beigesetzt wurde. Seine Mutter überlebte ihn noch; sie starb 1681, ein und neunzig Jahr alt.

Nach den von Delort aus dem königlichen Archiv mitgetheilten Aktenstücken geht unwidersprechlich hervor, daß Fouquet im Gefängnisse gestorben ist. Unbegreiflich ist es daher, wie Voltaire behaupten konnte, die Gräfin von Vaux, also die Gemahlin des Grafen von Vaux, in dessen Armen der Vater gestorben war, habe ihn versichert, Fouquet sey einige Zeit vor seinem Tode in Freiheit gesetzt worden. Man sieht, wie wenig ihm selbst in solchen Dingen zu trauen ist, wo man meinen sollte, er hätte die allerbesten Quellen vor sich. Aber fast noch unbegreiflicher scheint die Art, wie Gourville über Fouquet's Tod spricht. Man sieht daraus zugleich, wie ungemein vorsichtig man beim Gebrauche selbst der besten französischen Memoiren zu Werk gehen muß. Gourville sagt nämlich S. 461 der Ausgabe von Petitot und Monmerqué, nachdem er mehrere Begebenheiten des Jahrs 1672 berichtet hat, die mit Fouquet's Schicksal nicht im entferntesten Zusammenhange stehen, „als Herr Fouquet einige Zeit nachher in Freiheit gesetzt worden war, erfuhr er mein Benehmen gegen seine Frau Gemahlin, der ich über 100,000 Livres geliehen hatte zu ihrem Lebensunterhalt, ihrem Prozeß (pour sa subsistance, son procès) und selbst um einige Richter zu gewinnen, wie man sie hatte hoffen lassen. Nachdem er mir geschrieben hatte, um mir dafür zu danken, gab er dem Herrn Präsidenten von Maupeou, der sein Verwandter und mein Freund war, den Auftrag, mir vorzuschlagen, im Fall meine Vermögensumstände so gut wären, als man ihm gesagt hätte, die hundert und soviel tausend Livres, die ich zu fordern haben könnte, seinem Sohne, dem Herrn von Vaux, zu schenken, was ich sehr gern that, und worüber ich bei meiner Ankunft eine Schrift ausstellte." Hat Gourville das wirklich geschrieben, so hat er geradezu gelogen. Denn aus einem der Amtsschreiben, welche Delort aus dem königlichen Archiv mittheilt, sehen wir, daß Gourville im Jahr 1679, also sieben Jahre nachher, an Fouquet ins Gefängniß schreibt und von diesem aus dem Gefängniß eine Antwort erhält *). Er mußte also wissen, daß Fouquet damals noch gefangen saß, was ihm auch ohnedies nicht unbekannt seyn konnte, da er mit Fouquet's Verwandten und Freunden, z. B. mit dem Präsidenten Maupeou und Frau von Sevigné, deren Briefe beweisen, daß sie von Fouquet's Schicksal bis zu seinem Begräbniß im Jahr 1681 wohl unterrichtet war, fortwährend in einem vertrauten Verhältniß blieb. Ferner mußte er wissen, daß nicht Frau sondern Herr Fouquet einen Prozeß gehabt hatte, und daß die Kosten dieses Prozesses aus der Staatskasse, oder, wenn man will, aus Fouquet's Vermögen bestritten worden waren. Gesetzt aber auch, dies wäre ein Schreibfehler und es sollte heißen: sa subsistance pendant oder durant son procès, so wäre die erste Angabe über Fouquet's Schicksal allein hinreichend, hier eine gänzliche Verfälschung des Textes anzunehmen. Man weiß nämlich, daß Gourville's Memoiren, die zuerst 1724 erschienen, von einem seiner Verwandten, dem Abbé Foucher, redigirt worden sind, und man weiß auch, was man unter diesem Worte „redigirt" zu verstehen hat. Dieser Abbé dünkte sich, wie das einem französischen Abbé jener Zeit leicht begegnete, klüger und corrigirte hie und da nach Gutdünken. So hat er denn mehrere recht arge Schnitzer hineincorrigirt und z. B. unter dem Jahr 1669 den neunundzwanzigjährigen Herzog von Orleans mit dem einjährigen Herzog von Anjou verwechselt. Mehrere Fehler dieser Art sind zwar in der zweiten Ausgabe von 1782, die Petitot und Monmerqué nur abgedruckt haben, berichtigt, indeß wird ein neuer Herausgeber, der die Sache nicht fabrikmäßig betreiben will, hier wie anderwärts noch Manches zu thun finden.

Schon in der Bastille, noch mehr in den trauervollen Jahren zu Pignerol, fand Fouquet seinen höchsten Trost im Christenthum **), und las fleißig in der Bibel, besonders in den Sprüchen Salomonis. „Seit ich dieses Buch besitze, sagt er selbst von sich, geht auch in meiner schrecklichen Einsamkeit die Zeit mir schnell vorüber." Eine Frucht dieser Beschäftigung ist das kleine Werk, welches unter dem Titel Lehren der Weis-

*) Guy Patin den 21. Sept. 1661: Les Jésuites sont bien fâchés de sa perte, il étoit leur grand Patron. Ils ont tiré de lui plus de six cents mille livres depuis peu d'années.

**) Delort I. pag. 318. — In den Vies des hommes illustres de France t. V. steht eine Biographie Fouquet's von Auvigny, deutsch in Meusel's französischer Biographie. Meusel bittet, da dieses Werk eine für Nichtgelehrte unterhaltende Leserei seyn solle, nicht streng zu urtheilen, und die französischen Verzierungen, wodurch eine Begebenheit bisweilen von ihrer Wahrheit verliere, nicht so zu rügen, wie in einem historisch-kritischen Buche.

*) Delort I. p. 290: J'ai vu par une réponse que M. Fouquet a faite à M. de Gourville, laquelle M. du Fresnoy m'a remise, que vous avez donné une lettre de M. de Gourville à M. Fouquet etc.

**) Es ist interessant, mit den Stellen, wo der Historiker Voltaire über Fouquet spricht, zu vergleichen, was der Poet Voltaire über ihn urtheilt. Zugleich sieht man, wie ungern er das Wort Christ in den Mund nimmt. Er sagt in einer Epistel an den Abbé Servien:

Le philosophe est libre dans les fers;
Ainsi Fouquet, dont Thémis fut le guide,
Du vrai mérite appui ferme et solide,
Tant regretté, tant pleuré des neuf soeurs,
Le grand Fouquet, au comble des malheurs,
Frappé des coups d'une main vigoureuse,
Fut plus content dans sa demeure affreuse,
Environné de sa seule vertu,
Que quand jadis, de splendeur revêtu,
D'adulateurs une cour importune
Venoit en foule adorer sa fortune.

heit (Conseils de la sagesse ou le recueil des maximes de Salomon, les plus nécessaires à l'homme pour se conduire sagement, avec des réflexions sur ces maximes) zuerst 1683 und dann in mehreren Auflagen erschienen ist. Dieses Büchlein, im düstern Kerker verfaßt von einem Manne, der die Eitelkeit der Welt besser kennen gelernt hatte, als Salomo, gehört in seiner schlichten Einfalt, die jeden Prunk der Rede verschmäht, zu den wenigen wahrhaft erbaulichen Schriften dieser Art. Wie konnte er auch anders als wahr und eindringlich reden, wenn er sich, getrennt von Allem, was ihm theuer war, todt für diese Welt und eine bessere hoffend, die Vergänglichkeit aller irdischen Pracht und Sinnenlust, wenn er sich die Freunde dachte, die an unserm Tische essen und von unserm Wein trinken und zu dem Unglücklichen sprechen: wir kennen dich nicht!

Seine Söhne kamen später, nachdem sie lange in großer Dürftigkeit gelebt hatten *), wenigstens zum Theil wieder in den Besitz der väterlichen Güter, und unter seinem glorreichen Enkel, dem Marschal Herzog von Belle-Isle, kehrte der Glanz und die Lust noch einmal in Fouquet's Hause ein.

Amalie Berg s. Joh. Karol. Amal. Ludecus.

Adolf Bergen s. Abr. Friedr. Blech.

Walther Bergius s. J. A. Kanne.

Berintho s. K. Roberthin.

Emilie von Berlepsch s. Emilie Harms.

Götz von Berlichingen,

mit der eisernen Hand, einer der tapfersten deutschen Ritter seiner Zeit, stammte aus einem alten edeln, würtembergischen Geschlechte und wurde auf dem Schlosse seiner Väter, Jarthausen, in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geboren. — Das eigentliche Jahr seiner Geburt ist unermittelt geblieben. Er ward von seinem Vetter Konrad von Berlichingen erzogen. Schon früh nahm er Kriegsdienste, anfangs bei dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, dann bei dem Kurfürsten von Baiern, mit dem er gegen die Pfalz zu Felde zog. Bei der Belagerung von Landshut ward ihm die Hand weggeschossen, die er später durch eine eiserne ersetzen ließ. Daher rührt sein bereits erwähnter Beiname. Nach geschlossenem Frieden begab sich Götz auf sein Stammgut, wo er sich bald in fortwährende Fehden mit seinen Nachbarn verwickelt sah, sich aber durch seine Tapferkeit und Redlichkeit einen hochgeehrten, wenn gleich gefürchteten Namen erwarb. 1522 ward er, dem Herzoge Ulrich von Würtemberg gegen den schwäbischen Bund Beistand leistend, gefangen und mußte sich nach der Vertreibung Ulrich's mit einer Summe von 2000 Gulden lösen. Gleiches Schicksal traf ihn 1525 im Bauernkriege, in welchem er jedoch nur gezwungen die Befehlshaberschaft der Aufrührer angenommen hatte. Er mußte diesmal, um seine Freiheit zu erlangen, eine schwere Urphede schwören und brachte nun, dazu eidlich verpflichtet, den Rest seines Lebens in gänzlicher Unthätigkeit zu. Er starb am 23. Juli 1562 zu Hornberg.

In den letzten Jahren seines Lebens verfaßte er schlicht und einfältiglich die Geschichte der Begenheiten desselben, ein getreues, prunkloses Bild seiner Zeit. Sie ward später durch den Druck bekannt und erschien in drei Auflagen: Nürnberg, 1731. — Nürnberg, 1775. — Berlin, 1813. — Wir theilen folgendes anziehende Bruchstück daraus mit. — Wie genial Göthe das Leben des wackern Ritters dramatisch behandelt, ist allgemein bekannt, und jede ausführlichere Erwähnung daher wohl überflüssig. —

Bauern**)-Krieg.***) †)

Weiter ist auch männiglich wol wissend, daß in dieser Lands-Arth eine grosse Bäurische Uffruhr sich erhebt, dergleichen vor nie gewesen, da schrieb mir mein Bruder Hannß von Berlichingen seel. anhero gen Hornberg, ich solt zu ihm kommen,

*) Oeuvres de St. Simon, Strassb. 1791. tom. IX. unter Belle-Isle und Charost.

Zum Schluß wird noch bemerkt, daß Pellisson's Schriften (Oeuvr. div. Paris 1735, 5 Bde., 8), zwei bis drei Notizen ausgenommen, durchaus keine Aufschlüsse geben.

**) Von denen Bauren hat dieser Krieg oder vielmehr Rebellion, Aufruhr seinen Nahmen, als welche solchen angefangen; es haben sich aber nachgehends viele Burger aus denen Städten und andere dazu geschlagen, alß aus Rothenburg, Würzburg, Oehringen, Kizingen, Neckars-Ulm ꝛc.

***) Die Occasion zu dem Bauren-Krieg haben An. 1524. die Unterthanen des Grafen von Lupffen in Schwaben gegeben, weil sie von ihm zu hoch beschwert zu seyn vermeinten, welche aber damals durch das Reichs-Regiment in Eßlingen gestillet wurden. Die Feinde Lutheri gaben damals vor, es sei derselbe Schuld an diesem Unheil; Allein diese gute Leute haben nicht bedacht daß schon lang vorhero, ehe Lutherus zu reformiren angefangen, hin und wieder dergleichen Unruhen außgebrochen. Zu geschweige daß Lutherus vielmehr dieses innerliche Feuer in aparten Schriften zu löschen gesucht. Vid. Sleidanus de stat. Reip. Germ. L. IV. et V. Die wahrhafftige Ursachen mögen vielmehr gewesen seyn, daß man damals derer Untherthanen alte Freyheiten zu schwächen, neue Tribute aufzulegen, die alten zu extendiren und an denen Höfen allzu wollüstig zu leben angefangen. Perizonius Hi-t. Seculi XVI, p. 138. seq. Die hauptsächlichsten Scribenten so über diesen Bauren-Krieg nach zu schlagen sind, hat Herr Spener in Hist. Germ. p. II. L. IV c. 2. §. 7. allegirt, denen noch Hortleder von denen Ursachen des Teutschen Kriegs, und Sleidanus l. l. L. IV. et V. ad. An. 1524 et 1525. beyzufügen sind. Nach diesem kam Thomas Münzer nach Nürnberg, und streuete in solcher Gegend seinen Gifft aus, welcher solche Operation that, daß An. 1525. die Bauren in den Algaw, hernach die bey Waldringen, zwo Meilen ob Ulm, dann die Mündenthaler, Leibheimer, Weingarter, Rotenburger, Hällische, Hohenloische, Weinspergische, Gaildorffer, Ellwanger, Oettinger, Nördlinger, Tauber-Grundische, Würzburgische, und andere Bauren aufstunden, des Vorsatzes, dem Gehorsam, so sie ihrer Obrigkeit schuldig, sich zu entziehen, oder wenigstens doch derselben eine andere Regierungs-Form vorzuschreiben, wie dann die Conditiones und Articuli, auf welche sie sich mit Herren Bischoff Conraden zu Würzburg in einen Vergleich einlassen wolten, ein solches deutlich zeigen, welche zu finden bey denen Würzburgischen Geschicht-Schreibern, und zwar bey Lorenz Friesen p. 884.

Siehe Wurstisium in der Baßler-Chron. p. 546. seqq. It. Bey Herrn Struven im Archiv. P. III. p. 141.

†) Aus: Lebensbeschreibung Hr. Götzens v. Berlichingen, 2. Aufl. Nürnberg, 1775. — Die Anmerkungen sind von dem Herausgeber. —

nachdem viel Bauren zu Schönthal legen, solt ich ihm helffen, damit sie ihn nicht übereilten, das thet ich nun als ein getreuer Bruder, kam dahin, und handelte so viel mit denselbigen Hauptleuthen, daß sie ihn zu frieden liessen, darnach braucht mich der Teutsche Meister in das Weinsperger-Thal, da reit ich als ein getreuer Nachbar Ihro Fürstl. Gnaden zu Ehren und Gefallen, und mit grossen Sorgen dahin, was mir begegnet, das zeigt ich Ihro Fürstl. Gnaden und dero Befehlshabern zu Horneck *) an, und sonderlich, daß sie kein Geschütz hetten, nit ein Büchsen, daß sie könten ein Stein ausser einer Mauer schiessen, welches ich darum thet, damit die zu Horneck sich desto besser darnach richten könnten, dann es waren etliche Leuth darinnen, also daß das Hauß dannoch besetzt ward; Wie nun die Bauren zu Weinsperg **) gehandelt haben, das ist männiglich in diesen Lands-Orthen wissend, und zogen sie dernach herab den nechsten uf Horneck, und nahmen es ein ohne alle Wehr, wie wol ich nit mehr Pfalz-Gräflicher Diener war, so wer ich doch gern bey Ihro Chur-Fürstl. Gnaden in dieser Handlung gewest, und befahl demnach Wilhelm von Habern, daß man mir schreiben solt, wie ich mich solt halten, dann ich hett Sorg, dieweil sie nahe da lagen, sie würden mich auch übereilen, darzu besorgt ich auch meines Weibs und Kindern, die lag auch eines Kinds der Zeit innen; Nun hatt mich mein Bruder und andere meine guthe Freund und Gesellen bescheiden in ein Holz bey Borberg, das heisset das Hespach, da ich dann mit grossen Sorgen zu ihnen kam, dann der Teuffel war überall ledig, da bedachten wir uns mit einander, zu welchem Fürsten wir doch ziehen wolten, der in der Nähe wär, da zeigte ich an, wie ich keinen Fürsten wüste, der in der Nähe wär, dann meinen gnädigsten Herrn den Pfalz-Grafen, ***) der hett sich beworben, und wer der meiste Theil unter uns der Meynung, daß wir wolten zum Pfalz-Grafen reiten, da sagt ich, ich wäre einer Schrifften wartend, was mir begegnet, wer es möglich, so wolt ich fies wissen lassen, und reit auch von Stund an mit großen Sorgen in mein Behauffung, und ehe ich mich austhet, da fragt ich mein Weib, ob kein Brief von Heydelberg kommen wer, da sagt sie nein, da erschrack ich warlich übel, daß ich nit wust, wie ich mich halten solt, denn es giengen die Red, daß sich mein Herr der Pfalz-Graf wolt mit den Bauren vertragen, daß ich nit wust, wie ich ihme thun solt, hab auch seither denselbigen Brief nit gesehen, aber so viel erfahren, daß er meiner Schwieger und meinem Weib worden ist, und als sie solchen meiner Schwieger gelesen, hat sie ihr befohlen, sie solt mir bey Leib und Leben nichts darvon sagen, sonst wären sie all gestorben und verdorben; darum ich solchen Brief, wie gemelt, nit gesehen, und kame um der Ursachen willen in all mein Unglück und Unrath, das mir begegnet ist, habe auch als bald darnach, da die Sachen besser erfahren, die Schwieger nit länger in meinem Hauß haben wöllen, sie ist auch seithero nit mehr darein kommen, und wie die Bauren zu Gundelsheim †) lagen, da waren daselbst etliche von Bernlingen, und auch andere, als nemlich Beringer von Berlingen, ein sehr alter Mann, und auch mein Bruder Wolff von Bernlingen, und andere mehr vom Adel, die wußten auch nit wo aus oder ein, hetten all gern Frieden erlangt, und war ich auch bey ihnen, und vertrugen sich mit den Bauren, wie andere mehr Fürsten Grafen und Herren gethan haben, aber ich hett mich in keinen Weg weder mit Worten noch mit Werken mit ihnen denen Bauren eingelassen, sondern mich für und für uf enthalten, und zog wieder in mein Häußlein, und hofft immer uf die Schrifften von Heydelberg, wie ich dann mit Wilhelm von Habern geredt hett, sie solten mir zugeschickt werden, und weiß noch uf diesen Tag nit einen Buchstaben ihres Inhalts, darauf wolt ich sterben, und so wahr als Gott im Himmel ist, und bey meiner Seelen Heil und Seeligkeit und wie ich in meinem Hauß, da brechen die Bauern zu Gundelsheim wieder uff, und schickten die Hauptleuth meinen Schuldheißen zu mir, ich solt zu ihnen kommen, sie hetten was mit mir zu handeln, wust ich doch nit, wie oder wann, furcht mich auch, sie mögten mich übereilen, daß es meinem Weib und Kindern und den Meinigen zu Nachtheil mögt gereichen, dann ich hett kein wahrsames Volk in meinem Hauß, so wären die Bauren all voll Teuffel und wolten Knecht und Mägd auch nicht gut thun, also zog ich mit dem hinauf, und saß vorm Wirthshauß ab, und will hinein gehen, als ich auch thet, so gehet Marx Stumpf von Bauren die Stegen herab, und spricht, Göz bistu da, da sagt ich ja, waß ist die Sach, was solt ich thun, oder was wollen die Hauptleuthe mein, da hebt er an, du must ihr Hauptmann werden, da sagt ich Gott mir nit, das thue der Teuffel, warum thustu es nit, thue du es an meiner statt, da sagt er, sie haben mirs zugemuth, ich heb mich aber von ihnen geredt, und wann ich es meines Diensts halb thun könnt, so wolt ichs thun, so sagte ich, wie vor, so will ichs nicht thun, viel ehe selbs zu denen Hauptleuthen gehen, versiehe mich, sie werden mich nicht darzu zwingen oder nöthigen, da sagt er, nimms an meinem gnädigen Herrn und andern Fürsten und uns allen, dem gemeinen Adel zu guth, da sagt ich, ich wills nit thun, und gieng darauf zum Hauptmann *) selbs, und erlangt guten Bescheid, allein daß sie mir das anhengten, ich solt zu den andern Hauptleuthen auch gehen, die unterm Hauffen draussen vorm Thor wären, wie ich sie dann im Feld sehen würde, und solts ihnen auch anzeigen, und sie, wie ihnen angezeigt hett, bitten, das thet ich, reit hinaus, und sprach sie an, eine Rott nach der andern, wie sie dann in allen Fähnlein Hauffenweiß bey einander waren, da fand ich aber guten Bescheid bey allen Fürsten **) Grafen und Herrn, Verwandten und Unterthanen, die im Hauffen waren, ausgenommen bey den Hohenloischen ***) die nahmen meinen Gaul bey dem Zaum, und umringten mich, mit Vermelden, ich solt mich gefangen geben, geloben und schwören, den andern Tag bey ihnen zu Buchen †) im Lager zu seyn, da würde ich sie finden, und ohne ihr Wissen nit abziehen, die Gelübd zwang mich, daß ich mich zu ihnen gen Buchen stellt, damit nit mein Weib und Kind und andere darunter von Adel beschädigt würden, und thet es mit traurigem betrübtem und bekümmertem Herzen, dann ich ließ mich nicht gern erwürgen, wie sie dann neulich vielen Frommen von Adel zu Weinsperg gethan hetten, und ich hoffte noch immer, ich wolt etwas guths erlangt haben, und zog also des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Lager, und wünscht mir vielmahl darfür, daß ich in dem bösten Thurn leg, der in der Türkey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt, und gieng mir, wie Gott wolt, wie mir gleich Gott aushilfft; Nun ich kam zum Hauffen, Gott erkannt und weiß, wie mir war, da nahmen sie den Gaul bey dem Zaum, und must ich abstehen zu ihnen

*) Ist, wie oben gedacht, eine Teutsch-ordnische Commende, und das Schloß daselbst von denen Bauren auch ausgebrant worden.

**) Hier ist mit der Erst Dietrich von Weyler, als er vom Kirchthurm herab mit denen Bauren gütlich gesprochen, erschossen, und hernach herunter geworfen worden. Dann führte die Bauren Herrn Grafen Ludwig von Helffenstein nebst 13. von Adel, unter welchen 2. Sturmfeder, Rudolph Nagel von Eltershofen, Pleickard von Nüringen, und ein Späth gewesen, und vielen andern, zusammen bey 80 Personen auf einen Acker gegen Heilbronn, machten da einen Creyß, und jagten sie alle zusammen erbärmlich durch die Spieß.

Mst. Hallens. Chron. p. m. 90. seq.

Dhngeachtet sein des Grafens Gemahlin, Kayserß Maximiliani I. natürliche Tochter, nebst einem kleinen Kind auf dem Arm denen Bauren zu Fuß fiele, und ganz erbärmlicher Weiß, mit vielen Weinen und Klagen um des Grafens Leben bate, und daß sie solchen dem Kindlein schenken mögten, sie anflehte.

Arnold in Msto. Chron. p. m. 195.

Nachdem die Bauren geschlagen waren, hat man einen von denen Bößwichten erhaschet, den der Oberste Truchsäß von Waldburg an einen grossen Pfal mit einer eisernen Kette solchergestalten anschliessen lassen, daß er um den Pfal herum laufen können, sodann ein Feuer von aussen her anschüren, und den Bauer innerhalb solchen so lang herum laufen lassen, bis er seinen Geist aufgegeben. Wo er sich hinwenden wollen, da war Feuer.

Schwäbisch-Hall. Chron. Msct.

Wie solches der Extract eines Korbischen Zeugen-Protocolls, welcher unten in fine dies. Buchs unter denen Beylagen No. V. befindlich bestätiget.

***) Dieses war Pfalz-Graf Otto Heinrich der Chur-Fürst.

†) Ist ein zwischen Wimpffen und Moßbach an dem Neckar gelegener Ort.

*) Also wurde damals derjenige genennet, so einen ganzen Hauffen oder Regiment commandiret.

**) Daß Fürsten mit untern denen Bauren gewesen seyn sollen, daran ist zu zweifeln. Der damalige Fürst von Henneberg hat sich zwar ziemlich weit mit ihnen eingelassen gehabt, es ist aber die Sache zu keiner Consistenz gekommen. Dieses aber ist gewiß, daß Grafen und verschiedene von Adel sich zu ihnen geschlagen hatten, oder vielmehr schlagen müssen, als zum Exempel der Graf von Löwenstein, Graf Georg von Wertheim.

***) Diese waren mit von denen schlimmsten, und haben ihre eigene Herren, Graf Albrecht und Georgen, gezwungen, daß sie ihnen schwören müssen, wie dann auch alle junge rüstige Männer aus Oehringen mit nach Königshofen gezogen, und da immittelst der Schwäbische Bund um Oehringen ankam, haben die Bürger 20000 fl. Brandschatzung geben müssen.

Chron. Msctm. Hohenl. p. 326.

†) Ist ein Chur-Maynzisches Städtlein in dem Odenwald gelegen.

in Rinck *) da redten sie mit mir der Hauptmannschaft halber, das schlug ich ihnen nun frey und gut rund ab, ich kunt und wust es meiner Ehren und Pflichten nach nit zu thun, darzu verstand ich mich nit ihres Handels, dann ihre Handlung und meine Handlung, und ihr Wesen und mein Wesen, wäre als weit von einander als der Himmel von der Erden, darzu kunt ich es auch gegen Gott, Kayserl. Majest., Chur-Fürsten, Grafen und Herren, und der gemeinen Ritterschafft und gegen den Bund **) auch allen Ständen des Reichs Freunden und Feinden mit Ehren nit verantworten, und bat sie solten mich dessen erlassen, aber es war verlohren, kurzum ich solt ihr Hauptmann seyn, da sagte ich, ehe ich ihr Hauptmann seyn, und so tyrannisch handeln, wie sie zu Weinsperg gethan und gehandelt hetten, oder auch darzu rathen und helffen solt, ehe müsten sie mich zu todt schlagen, wie ein wüteten Hund, da sagten sie, es wäre geschehen, wo nit, geschehe vielleicht nimmer; Nun kamen die Maynzische Räth auch gen Buchen ins Feld zum Gespräch, und Marx Stumpff mit ihnen, dereu waren unter 5 oder 6 nit, und war freylich einer, hab ich anderst recht behalten, darunter, der hieß der Rucker, in Summa die Maynzischen Räth bathen mich auch, wie Marx Stumpff, ich solte solche Hauptmannschafft ihrem gnädigsten Herrn zu Gefallen, auch allen Fürsten und dem Adel hohen und niedern Ständen im Reich zu gut annehmen, ich mögte viel Unraths damit vorkommen, da sagt ich drauf, wann die Bauren von ihrem Fürnehmen wolten abstehen, und der Obrigkeit und ihrer Herrschafft gehorsam seyn, mit ihren Frohnen, Recht nehmen und geben, wie von Alters Herkommen wäre, und sich halten gegen ihre Obrigkeit als wie frommen gehorsamen Unterthanen und Hintersassen wol anstehet und gebühret, so wolt ich es 8 Tag mit ihnen versuchen, da schlugen sie mir eine lange Zeit für, aber es kam letzlich uff ein Monath, doch daß sie in allen Herrschafften und Aemtern, Städten, Flecken und Dörffern, sie weren gleich daheim wo sie wolten, weit oder nahe, unter ihrem Sigill hinter sich schreiben, daß sie dem allen, wie obgemeldt, nachkommen wolten, und auch keines Fürsten oder Edelmanns Hauß nit brennen oder beschädigen ***) und nahm darauf etlich ihre Räth und Hauptleuth, die mich taugten tüglich darzu zu seyn, und war sonderlich deren einer Wendel Hippler, ein feiner geschickter Mann und Schreiber, als man ungefehrlich einen im Reich finden solt, war auch etwa ein Hohenloscher Canzler gewest, und thäten ihme die von Hohenlohe, so viel ich wißens hab, auch nit viel gleichs, den nahm ich zu mir und machten einen Vertrag, wie vorgemeldt, daß sie gehorsam solten seyn, und dergleichen, und schreiben es hinter sich †) in alle Amt und Herrschafft, wo ein jeglicher daheim war, und wurd auch solche Betheydigung ††) und Vertrag überantwort, und vom hellen Hauffen und ihren Hauptleuthen bewilliget, daß ich nit anderst wust, dann die Sach stund desselbigen halben, wie gemeldt, gar wol und were angenommen; was geschah aber, sie wolten hinab ziehen, von Ammerbach gen Miltenberg, und wolt Graf Georg von Wertheim *) auch dahin kommen, daß er sich auch mit denen heylosen Leuthen vertragen mögte, und ziehe ich dahin, und will wehren, sie ziehen mir nach, so halten sie ohne wissend mein ein Gemein mit dem ganzen Hauffen, und war das die Meynung, die Bauren, den man hinter sich geschrieben hat, weren mit ihrer Bottschafft da, und sagten, sie wolten wehnen, sie kriegten um ihre Freyheiten, so wer ihn geschrieben worden und gebotten, sie solten eben thun, wie vorhin auch, und dergleichen, und machten also ein Uffruhr unter dem Hauffen, daß sie zusammen schwuren und die Finger ufreckten, mich und diejenigen, die solchen Vertrag ufgericht und ihnen zugeschickt hätten, todt zu schlagen, um der Ursach willen, wie obgemeldt, daß sie dem Vertrag, den wir ufgericht hetten, nachkommen, und also halten solten, da wust ich Herr Gott! nichts darum, und zeug doch den Hauffen zu und wolte sehen, was die heillosen Leuth für ein Handel hätten, so läufft ein Kriegsmann herab, der war von Heilbronn, und war auch bei den Bauren, den hette ich kennt, als unser etliche, als Philipps Echter, **) Franz von Sickingen, ich und andere gute Freund und Gesellen Umstatt ***) einnahmen, da er Franz für Darmstatt lag,) der gemeints ohne allen Zweifel gut gegen mir, und hett alle Redt gehört, daß ich nit wuste, der sagt mit kurzen Worten zu mir, Juncker reit nit zum Hauffen, da war ich schellig †) und schwur übel, daß euch Boz der und jener uf ein Hauffen schendt, was habe ich dann gethan, dann ich kunte nit wissen, was es war, oder warum ich besorgen solt, hette an den Vertrag nicht mehr gedacht, sondern gemeint es blieb dabey, und stunde gleichwol, wie ich schier zum Haufen kame, da sahe ich ein Schloß brennen, daß heist Willenberg, ist des Bischoffs von Maynz, welches alles wieder den Vertrag, den wir ufgericht hetten, gehandelt war, und wie sie mit mir thandigten vor Buchen, und wollten mir alsbald oblaut länger Zeit bey ihnen zu bleiben uflegen, dann ich thun wolt, da sagte ich frey zum ganzen Hauffen, sie solten mich also, wie ich bewilligt, die 8 Tag bleiben lassen, ich wolte mich dermassen halten, sie solten mein eben alsbald müdt werden, als ich ihr, und das geschahe auch, und wehrt solche Hauptmannschafft nit über 8 Tage, wie ich gesagt hett, also zogen sie nein für Würzburg, und lag das Leger hieaus zu Huttberg, ††) da hatten sie abermals ein Gemein, und wolten weder Fürsten, Herrn noch Edel-Leuth bey ihnen haben, und gaben mir auch vor der Zeit, wie ich ihnen gesagt habe, Urlaub, da war ich mein Lebenlang nicht fröher, dann ich ließ mir in den 8 Tagen, was ich im Sinn hett, das Herz nit abstossen, wie ich dann nie kein Heuchler gewesen bin, und noch uf diesen Tag nit, und redt nichts, daß ihnen gefallen thet, gab ihnen auch nit Recht, wo sie unrecht hetten, als sie nun gen Würzburg kamen, richten sie die Sach dahin, daß man sie hinein in die Stadt ließ, und lagen bey St. Burckhards Münster †††) und daselbst herümer um die Brucken, auch vielleicht zum Theil in der Stadt darinnen, dann es waren der Hauffen viel, und wie wir also etlich Tag zu Würzburg gelegen, da kommt ein guter frommer treuherziger (der vielleicht sahe, daß ich die Sachen meiner Meynung nach, treulich und gut gemeint, und mit einem jedweden redt, was ihm wol gefiel) zu mir allein und warnt mich, ohne Zweiffel aus redlich treulicher Meynung mir zu gutem, und sagt, ich wär ein guter freyer Edelmann, und redt frey, nit einem jedlichen was ihm wol gefiel, und wär kein Heuchler, aber er rieth mir doch vertreulicher Weiß, ich solte solcher Redt müßig gehen, und solte mich auch bey Leib und Leben nichts mercken lassen, daß er mich gewarnt hett, dann wo ich es nit thun werd, so wäre beschlossen, sie wolten mir den Kopff herabschlagen, und

---

) Das ist in dem Creiß.

**) Verstehe den grossen Schwäbischen Bund, dessen Haupt damals Herr Georg Truchses von Waldburg, und in welchem der Kayser mit grossen Chur- und Fürsten begriffen gewesen. An. 1512 und 1522. hat man denselben 6 Kriegsräthe, als 2 von denen Chur- und Fürsten, 2 von Prälaten, Grafen, Freyen, Ritter und Knechten, und 2 von denen Reichs-Städten beygeordnet.

Burgerm. Gr. u. R. S. P. II. sect. 46. p. 277. 279.

Welcher endlich so formidabel worden, daß man dessen Aufhebung vor gut angesehen, wie er dann auch An. 1533. würklich dissolviret worden.

Spenerus in Hist. Germ. Univ. L. IV. c. 2. §. 15. p. 453. Staat von Würtemberg p. 32. seqq.

Eben diese Schwäbische Bunds-Verwanthen sind An. 1523. in das Frankenland gezogen, und haben bey 23. Schlösser verbrandt, die sich wider den Bund aufgelehnet, und woraus vieles geraubet und geplündert worden, worunter Bocksberg, Aschhaussen, Absberg, Au, Gnozheim, Reussenberg, Alt- und Neu-Guttenberg gewesen.

Nachrichten von Nürnberg p. 227.

Wie aber An. 1525. die Bauren von denenselben geschlagen worden, wird unten vorkommen.

***) Es ist aber dieses nachgehends gleichwol gesehen, und denen Gräfl. und Adelichen Schlössern, wie auch denen Clöstern, so lang die Bauren die Oberhand gehabt, übel mit gefahren worden. Allein daß unser Herr von Berlichingen, daran nicht allezeit einen Gefallen getragen, davon kan der in denen Beylagen No. VI. befindliche Brief so er selbsten geschrieben einiger massen zeugen.

†) Das ist: Zuruck nach Hauß.

††) Das ist: Capitulirung, Einswerduna. Dann Betheidigen ist soviel, als über etwas streitiges eins werden, wie es damals gehalten werden solle. Heut zu Tage brauchet man dieses Wort annoch bey denen Kammern in dem Frankenland, sonsten aber wird statt dessen das Wort Capituliren gebrauchet.

*) Dieser wurde auch aus Noth gedrungen, eine Zeitlang auf der Bauren Seiten zu stehen, und kam mit denen Bauren nach Würzburg, daß Schloß daselbst helffen zu belagern.

Pastorius in Francon. rediviv. p. 173 seqq. Schwäbisch-Hällische Chronick p. m. 94.

Friese in der Würzburgischen Chronick bey denen Würzburgischen Geschicht-Schreibern Herrn Ludwigs p. 888 seqq.

**) Dieses vornehme alte Reichs-Adeliche Geschlecht ist ausgestorben. Der berühmte Bischoff Julius zu Würzburg war ein Echter von Mespelbrunn.

***) Ist in dem Odenwald zwischen Darmstadt und Aschaffenburg gelegen.

†) D. i. ungehalten, zornig.

††) In des Lorenz Friesens Chronick heisset es Huchberg.

†††) Dieses war eigentlich in der Vorstadt unterhalb dem Schloß.

war derselbig darzu der Siebener *) und innern Raths einer, waß die Bauren beschlossen, das nahmen sie an, und waß sie handelten, daß were gethan, darbey mußten die Bauren bleiben, das nahm ich nun willig, (dann ich merkt, daß es treulich und gut gemeint) zu grossem Dank an, und war wol bedacht, was ich thun oder wie ich mich halten solt, so lag mir das im Weg, daß ich ein Monath zu ihnen gelobdt und geschworen hett, und hielt ich mich, wie vorgemeldt, daß es acht Tag wehret, daß sie mir Urlaub geben, ich blieb aber doch die 4 Wochen, wie ich gelobdt und geschwohren hett, damit sie nit Ursach hetten, als ob ich mein Gelübd und Pflicht nicht gehalten. Dem sey nun wie ihm wöll, so wüst ich weder zu Würzburg noch im Leger von ihnen zu kommen, dann wann Gott vom Himmel zu mir kommen wäre, so hätten sie ihm nit mit mir reden lassen, es weren dann 10 oder 12 darbey gestanden, die zugehört hetten, so hett ich Sorg, wann ich schon von ihnen kommen wäre, alle Fürsten, Grafen, Herrn, Ritter und Knecht, die hetten mein entgelten müssen, aus der Ursach, daß ich meiner Gelübdt und Pflicht, wie ich ein Monath zu ihnen gethan hett, nit nachkommen wär, und mögten dasselbig für ein Ursach fürgewendt haben, damit es viel unschuldigen Leuten vom Adel und andern zum Nachtheil gereicht haben würde; indeme gab Gott der Allmächtig dem Schwäbischen Bund Sieg und Glück, daß sie ein Hauffen im Land zu Schwaben schlugen **), da merkt ich wol, daß ihnen die Katz den Ruck hinauf lief, darum sie denn bald zu Würzburg aufbrechen, und zogen heraus uf Lauda ***) zu, und hetten das erste Lager an der Tauber, darnach zu Krautem, darnach uf die Neuenstatt †) und durch die Hohenloischen Orth, uud blieb ich bey ihnen, bis gen Adolzfurth ††), das ist auch Hohenloisch, da hetten sie ein Lager, und war eben uf demselbigen Tag mein Zeit und Ziel der 4 Wochen, wie ich zu ihnen verpflicht war, aus, und dacht ich, nun ist es Zeit, daß du siehst, was du zu schaffen hast, und ich glaub nit, daß sie die Abentheuer wusten, daß eben meine Zeit aus war, ich wust es aber wol, denn ich rechnete schier alle Tage einmal daran, also gab Gott der Allmächtige Glück, daß ich von denen bösen oder frommen Leuthen, wie ich sagen soll, kam;

Nun hat ein jedweder ehrlicher verständiger Mensch †††), er sey wer er wöll, aus dieser meiner schriftlichen Anzeigung leichtlich und wol zu vernehmen, ob ich mich wohl oder übel bey dem Bauren-Krieg gehalten hab, und wolte auch gern einen redlichen Menschen, er sey, wer er wölle, ob er schon partheyisch wäre, hören davon reden, wie ich mich doch anderst bey einem solchen tyrannischen Volk, wie ich zu ihnen verpflicht bin gewest, gehalten haben solt, dann wie ich gethan hab, und hett ich es besser gewust, so wolt ich es auch besser gethan haben und ich weiß nichts, das ich gethan hab, denn daß ich manchen Chur- und Fürsten, Geistlichen und Weltlichen, auch Grafen, Herrn und Rittern und Knechten, Hoch- und niedern Stands, grossen merklichen Schaden, soviel mir möglich gewest, verhüt hab, auch darum mein Leib und Leben in Gefährlichkeit begeben, daß ich kein Tag wust, daß ich sicher war, daß sie mich nicht zu todt oder den Kopf herabschlugen, und kan mir auch keiner, er sey wer er wöll, uflegen, daß ich je einem eines Nestels werth genommen, entwendt oder begehrt hab, sondern so viel wie möglich einem jeden für Schaden und Nachtheil gewest bin, auch mein Lebenlang in keinem Krieg gewest, da ich Gott mehr und vielfältiger in dem Feld um Frieden, daß mit Ehren und Fuegen davon kommen mögt, angeruffen und gebetten hab, dann bey denen ehrlosen Bauren, und ist auch die Wahrheit, daß der Abt und das Convent zu Ammerbach *) den Hauptleuthen, wer sie dann waren, jedlichem ein oder zween Becher gaben, und wolten mir auch zween geben, das merckt ich wol, daß ein Betrug dahinter war, aber die andern nahmen ihr all, allein ich gab ihnen meine zween wieder, und ließ ufm Tisch stehen, und wolt ihr nit, nit weiß ich, wo sie hinkommen sind, ich habe ihr kein in mein Hauß gebracht, dann etlich Ding kauffet ich den Bauren ab, und wolt wehnen, es wäre Silber und überguldt, aber es waren mößingne Röhren und überguldtet, und liehe mir auch Leonhard von Thurn dasselbig Geld, das ich ihme wieder erstattet, und weiß nit um Pfennig, daß ich es genossen hab, und hat mich gleichwol nach solchem Handel glaubig angelanget, wie der Abt von Ammerbach sich hören lassen, er habe viel Silber-Geschirr verlohren, und der Meynung, ob es ihme entwendt wäre worden, davon ich dann bey der Göttlichen Wahrheit nit weiß zu sagen, dann daß ich mit den vermeinten Geschirr, als ob laut zum höchsten betrogen worden, welches die gründliche Wahrheit ist, und viel guther ehrlicher Leuth darum wissens haben, so hat man auch dasselbig Silber-Geschirr, das der Münch klaget, darnach da er sterben wolt, hinter ihme selber unter seinem Bett, darauf er gestorben ist, funden, ist gut zu dencken, daß ers selber wolt behalten und wollen verdissuliren, das hat mir mein Pfarrherr einer, der ein frommer ehrlicher Mann, und freylich nie kein Lügen von ihm gehört worden, anzeigt, mit Namen Friderich Wollfarth, der dann länger als 50 Jahr mein und meiner Brüder Pfarrherr zu Jagsthausen und Neuensteten gewest **); der es von etlichen München aus dem Convent zu Schönthal gehört, dahin es ohne Zweifel von den München zu Ammerbach kommen, wie dann die München einander nichts verhelen, das habe ich dannoch zur Entschuldigung meiner Ehren, und andern, die der Sach auch unschuldig seyn, nit unangezeigt lassen wollen ***).

---

*) Also werden in Franken an dem Mayn herum diejenige genennet, welche die Steine auf dem Feld setzen.

Siehe Wehnerum in Observ. Pract. sub voc. Umgänger p. 472. Was aber besiebnen seye, ist daselbst sub voc. besiebnen p. 50. zu finden.

**) Dieses geschahe bei Beblingen an der Würm, nicht weit von Stuttgard, in dem Würtemberger Land. Die Bauren sollen 14000 starck, und 6000 auf der Wahlstatt geblieben seyn, ohne die, so auf den Zug nach Würzburg von dem Bund, unter des Obristen Hauptmanns Tauchseß von Waldburg Commando niedergemachet worden, deren auch bei 4000 gewesen seyn sollen. Die Bündischen Kriegsleuthe hatten zu ihrem Zeichen ein rothes und die Bäurischen ein weißes Creuzlein auf dem Hut oder vor der Brust.

Schwäbisch-Hällische Chron. Msct. p. m. 99.

***) Ist ein Würzburgischer Orth und Amt zwischen Königshofen und Bischoffsheim an der Tauber gelegen.

†) Ist an dem Kocher nicht weit vom Wimpffen gelegen, wird sonsten mit dem Beynamen ad differentiam anderer Städte, so auch Neustadt heissen, Neustadt an der Linde genennet, und ist Würtembergisch.

††) Ist ein Hohenloh-Pfedelbachischer Orth, nicht weit von Oehringen gelegen.

†††) Was nun folget, führet Herr Göz von Berlichingen zu seiner Apologie und Rechtfertigung an, und wie es wol seyn mag, daß derselbe lieber von denen Bauren geblieben wäre, wenn es ohne Gefahr hätte geschehen können, wie denn in dem historischen allgemeinen Lexicon sub. voc. Berchlingen, er auf das beste entschuldiget. und ihm viel gutes zugeschrieben wird; also giebet auch dazu keinen geringen Behuf, daß Lorenz Friese schreibet, die Bauren hätten ihn bey Wertheim gefangen, und er mitziehen müssen Daß er bey denen Bauren, als sie das Schloß Frauenberg bey Würzburg belagert, in den Verdacht gekommen, als wann er Leuthe in dasselbe hätte bringen wollen, die Besatzung zu verstärken. Daß er und Georg Mezler von Ballenberg, einer von denen vornehmsten Aufrührern, gute Vorschläge zu Würzburg wegen des Schlosses gethan, die Würzburger aber ihm nicht gefolgt hätten, und daß er nit mehr bey denen Bauren gewesen, als diese bei Königshofen und Ingolstatt geschlagen worden, sondern daß er, als sie einen Hauffen detachiret, deren betrangten Brüdern wider den Schwäbischen Bund zu Hülff zu kommen, und er mit commandirt gewesen, derselbe unterwegs, da der Haufen nach Krautheim gekommen, (er selbst schreibet, daß es zu Adelsfurth geschehen) sich heimlich bey der Nacht davon gemacht. Zu dem Schwäbischen Bund selbsten aber gehörten damals der Kayser, als Erz-Herzog von Oesterreich, der Churfürst von Maynz, und von der Pfalz, der Erz-Bischoff von Salzburg, der Bischoff von Bamberg, Würzburg, Aychstätt, Augspurg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, die Pfalz-Grafen am Rhein, Otto Heinrich und Philipp, die Marggrafen Georg und Albrecht von Brandenburg, der Landgraf Philipp von Hessen, viele Grafen, Herrn, von Adel und Städte.

Sieh Sleidanum de statu Religionis L. IV. in s. q. m. 68. Nicolaus Helvicus in Theatr. Hist. univ. L. I. p. 8. seqq.

*) Ist ein zwischen Erbach und Waldthürn in dem Odenwald gelegener Orth, woselbst es eine Abtey und ein Chur-Maynzisches Ober-Amt hat.

**) Dieser gehört also in Herrn M. Joh. Matthiae Grossens Historisches Lexicon der Evangelischen Jubel-Priester.

***) Gleich wie alle innerliche Unruhen und Rebellionen nichts als ein Verderben nach sich ziehen; Also ist es auch mit diesem Bauren-Krieg ergangen: Dann 1) sollen dieselbe allein in Franken und dessen Gränzen bey 200 Schlösser, Klöster und Dörffer zerbrochen und ausgebrannt haben, worunter namentlich noch bekannt sind, Altenstein, Lichtenstein, Neuhauß bei Mergentheim, Ingelstadt, Ober-Lauden, Schwarzaich, Castell, Steinheim, Zabelstein, Stollberg, Bimbach, das Schloß zu grossen Lanckheim, Reichenberg, Pommersfelden, Röttelsee, Schwanberg, Schillingsfürst, Hohen-Kottenheim, Brauneck, Neusenberg, Büttharb, Reigelberg, das Kloster Lanckheim, Kloster Banz, Schöffterheim, Birklingen, das Kloster zu Kizingen, das Kloster Vogelsberg, ohne die, so in Schwabenland und in Sachsen eingeäschert worden, und zu lesen sind in Herrn Struvens Archiv. P. III. p. 155. seqq. Dann 2) sind viele tausend Bürger und Bauren, (so einige auf die Zahl von 50,000, andere auf noch mehr und 100,000 vergrößern wollen,)

§. 2.

Nun kann und will ich meiner grosser Nothdurfft nach auch einem jeden nit verhalten, daß ich auf etlich Leuth Ansuchen, die meinethalben mit Herrn Georg Turchsessen geredt, zu ihme gen Stuttgarden geritten, der dann ein Obrister Hauptmann und Gouvernator über das ganz Würtemberger-Land gewest ist, und wie ich nun etlich Tag bey ihme zu Stuttgarden verharret, und wie der Bäurischen Ufruhr und anderer Sachen halber viel Sprach mit einander gehalten haben, trug sich zu, daß er mich zuletzt ansprach, ich solt Königlich Majestät Ferdinandus, der jetzund *) Kayser ist, Diener werden, und wiewol ich wust, wo ich hin solt, und guten Plaz wolt gehabt haben, da ich denn auch gern gewest wäre, und hatte mir ein guter Freund dasselbig zugeschrieben, jedoch gedacht ich, daß ichs meines Weibs und Kinder auch meiner Armuth halb etwas thun must, und auch daß ich Kayserl. Majestät, unserm allergnädigsten Herrn, der dann unser Obrister Herr im Römischen Reich ist, billiger und schuldiger zu dienen, dann einen andern seyn solt, und sagts ihnen derohalben zu, daß ich keinen andern Herrn wolt annehmen, sondern seines Bescheids erwarten; doch so fern, daß es auch glaub wer, darauf ichs mehr dann einmal Ihro Gnaden zugesagt, ich wolte mich daruf verlassen, da sagt er mirs auch zu, und solt ich wie billig und meinen Zusagen nach Glauben halten, und war selten ein Wochen, ich reit einmal gen Stuttgarden und lud er mich und thete mir alle Ehre an, und meint, des Bescheids halben stund es gleich wol, wie es aber mir gangen, daß weiß Gott, dann ich bey solchem Trauen und Glauben in des Bunds Hand unschuldig niedergeworffen worden, wie ich dann hievor genugsam gemeldt und angezeigt habe, und hette ich mir selbs gefolgt, so wolt ich mich an allen meinen Feinden gerochen haben, es wäre dann Sach, daß ich darob zu Grund gangen seyn möchte, welches zu Gott dem Allmächtigen gestanden wäre, und wurde ich dergestalt verglübdt*), wann man mich mahnt, so solt ich mich stellen, und war mir doch kein Plaz, weder in mein Behaussung noch anderswo, da ich mich stellen solt, benannt, allein ich solt der Mahnung warten, und liessen mich daruf wieder reiten, daraus dann ein jeglicher wol erachten kann, wenn ich mich der Gefängnus hoch besorgt, oder schuldig gewust hette, daß ich wol an ein Orth wolt geritten seyn, daß sie mich ihr Lebenlang nicht solten gemahnt haben; wolt demnach wol Rath haben funden, oder so ich mich gestellt wolt haben, wolt ich es mit Unterschied gethan haben, das ich dann alles (alsdann) wol gewust hett, als einer der lebt, aber ich wust mich solcher Sachen frey unschuldig, und das noch mehr ist, da ich mich stellen solt und wolt, da kam ich gleich in kurzen Tagen davor gen Wertheim **) zu meinem gnädigen Herrn Grafen Georgien von Wertheim, der dann gar mein vertrauter und gnädiger Herr war, der mir auch über sein Leib, Haab und Gut, Land und Leuth vertrauet, desgleichen vertraut ich Ihro Gnaden auch, und war mein Lehenherr darzu, und allda lag Herr Tillman von Premen, der war der von Nürnberg Diener und Rittmeister, und so ich recht behalten, ihr Schuldheiß ***) darzu, und lagen all in meiner Herberig zu Wertheim, da ich innen lag;

Nun mein gnädiger Herr Graf Georg ꝛc. der schickt gegen den Abend ganz spät, da wir schon zu Nacht gessen hatten, einen zu mir in die Herberig, daß ich solt am Morgen zum Früh-Essen droben im Schloß bey Ihro Gnaden seyn, das thät ich, fand auch schon Ihro Gnaden auf mich wartend, wie sie mich bescheiden hätten, dann er war ein emsiger Herr in seinen Sachen, und bot mir die Hand, empfing mich, und fragt mich in allem Guten und treuer Meynung, wie ich mich halten wolte, ob ich mich gen Augspurg stellen wolte oder nit, da sagt ich ja, dawieder rieth er mirs warlich aus treuer Meynung, anderst kont ichs nit mercken, und sagt, ob ich mich aber stellen wolt, da sagt ich, ich will mich stellen, solt ich wissen, daß sie mich zu unterst in Thurn werffen, dann ich weiß mich der Sachen, der Bäurischen Aufruhr halben, wie Euer Gnaden selbst wisseu, unschuldig, und mit guten Ehren wol zu verantworten, da fuhr er weiter heraus und sagt, er wolt mir in guter treuer Meynung nit verhalten, daß Befehl verordnet wäre von den Bunds-Ständen, so bald ich vor der Herberig †) abfäß, solt man mich den nechsten nehmen und in Thurn werffen, und merckt als viel von Ihro Gnaden, daß sie solches von Herrn Tillmann, von Premen, wie ich dann nicht anderst achten kund, verstanden hatten, doch weiß ich es nit für wahr, dann ich solches mit eben von Ihro Gnaden verstanden, so hab ich auch nit wöllen fragen, und lag solcher Herr Tillman, wie gemeldt, in meiner Herberig, und wie mir der gute fromme Graf sagt, also gieng mirs auch, allein daß ich oben druff und nit unten in Thurn kam, da lag ich 2 Jahr, und must das Mein verzehreu, das mir lange Zeit sauer worden war ††), und bin darnach von des Herzogs von Würtemberg wegen vierthalb

---

Siehe Nicolas P. II. in Syllog. Hist. p. 842. (Puffendorffs Einleitung p. 597.)

umkommen und geblieben, am Ende aber und da sie gedämpfft waren, unter andern folgende hingerichtet worden, als zu Oettingen 9 Bürger, zu Würzburg der Bauren Obrister Hauptmann, Jakob Knel, samt 4 andern Bürgern auf dem Marckt, 19 vor der Kapellen, 36 auf dem Rennweg, 10 bey dem grünen Baum, 10 zu Königshofen, 14 zu Meiningen, 5 zu Melrichstatt, item 3 Hauptleuthe, 9 zu Fladungen, 14 zu Neustadt und Bischoffsheim, 22 und dann 12 zu Münnerstadt, 9 zu Arnstein, 12 zu Werneck, 6 zu Volckach, 3 zu Schlüsselfeld, 3 zu Au, 4 zu Röttingen, 8 zu Lande, noch 13 zu Würzburg, 9 zu Carlstadt, 3 zu Heydigsfeld, 4 zu Ballenberg, 9 zu Oehringen, 12 bey Neckars-Ulm, von denen 250 Bürgern zu Königshofen sollen sehr wenige mit dem Leben aus der Schlacht davon kommen seyn. Zu Kizingen sind Donnerstags nach Pfingsten 5 von Burg-Bernheim die Köpffe abgeschlagen, Freytags hernach 62 Männern die Augen ausgestochen, dann Samstag darauf noch 4 die Köpffe abgeschlagen und 1 die Augen ausgestochen, zu Hammelburg aber 8 enthauptet, dabey aber von einigen angemercket worden seyn, daß ein mancher unschuldiger Weise angegeben und in der Hitze zum Todt verurtheilet worden; Sonsten hatten sich unter andern auch folgende Städte oder vielmehr ihre Bürger in Franken des Aufruhrs wo nicht alle jedoch zum Theil schuldig gemacht, als die zu Rotenburg ob der Tauber, Oehringen, Mergenthal, Würzburg, Kizingen, Schweinfurth, Königshofen, Grünsfeld, Meiningen, Münnerstadt, Melrichstadt, Fladungen, Bischoffsheim, Gerolzhoffen, Haßfurth, Seßloch, Arnstein, Schwarzach, Eltmann, Gemünden, Rottenfels, Carlstadt, Dettelbach, Heydingsfeld, Hohenburg Schlüsselfeld, Werneck, Klingenberg, Eißfeld, Essenfeld, Eltmannshausen, Bramberg, Moßbach, Volckach, Lauden, Röttingen, Neustadt, Ipphofen, Meckmühlen, Bibart, Trimberg, Au, Bütthard ꝛc. ꝛc.

Add. Chron. Msct. Hallens. P. I. p. m. 77.

Woselbst diejenige Edelleuthe in Franken sich recensirt befinden, so vor dem Bauren-Krieg von dem Schwäbischen Bund ruinirt worden. Der Zug des Schwäbischen Bunds geschahe also: Nachdem die Bauren bei Leiblingen geschlagen waren, und in dem Creichgow selbige zur Raison gebracht waren, gienge es auf Weinsperg loß. Sonntag Exaudi congungirte sich der Chur-Fürst von Pfalz mit demselben, und zog man darauf nach Neckars-Ulm, die Bauren zu Oehringen aber retirirten sich von da nach Krautheim, woselbst sich die von Würzbnrg mit ihnen congungirten, zuruck über die Tauber giengen, sich oberhalb des Bergs bey 8000 Mann stark setzten, und des Bunds erwarteten, da sie dann von dem Bund auf das Haupt geschlagen wurden. Den Pfingst-Sonntag zog der Bund ferner fort auf Würzburg zu, das Schloß von der Belagerung zu befreyen, ihm aber 5000 Bauren entgegen, welche aber ebenfalls bey Guttenberg, Ingelstadt und Gibelstadt geschlagen, und die meisten elendiglich wie das Viehe niedergemacht worden, quo facto der Bund Montags auf Heydingsfeld, Würzburg und Schweinfurth zugezogen, nachdem vorhero die Bauren die Belagerung aufgehoben, und sich in die Stadt retirirt gehabt hatten.

*) Nemlich zu der Zeit, da Herr Göz von Berlichingen dieses geschrieben, denn als diese Geschicht geschehen, hat Kayser Carl noch regiert, und ist sein Herr Bruder Ferdinandus noch Römischer König gewesen.

*) h. e. Durch einen Eyd, als ein Votum oder Gelübdt gebunden.

**) Dieses war eben der Herr, so die Bauren commandirt, als das Schloß zu Würzburg von ihnen belagert worden, dessen Schwester Martham Graf Wolffgang von Castell, so damals in besagtem Schloß gelegen, und solches defendiren helffen, zur Ehe gehabt; Dieser solle zu jenem gesagt haben, als die von der Besatzung und die Bäurische Hauptleuthe mit einander capituliren wollen: Wiltu denn mein Feind seyn, und ich solle dir deine Schwester geheyen, wie reimet sich das zusammen, worauf aber Graf Georg von Wertheim geantwortet; Es wäre kein Scherz, und er mit samt seiner Herrschafft und Unterthanen zum Bauren worden.

Siehe Lorenz Friese apud script. Episcop. Herbip. p. 888.

***) Verstehet sich nicht ein Land- oder Dorff- sondern Raths-Schuldheiß zu Nürnberg, welches Amt ante Annum 1562 gemeiniglich einer von fremdem Adel gehabt, nachhero aber verordnet worden, daß solches jedesmal der älteste des Raths verwalten solte. — Siehe die Nachrichten von der Stadt Nürnberg p. 43. 155. 176. 465. item Anonymus von der Stadt Nürnberg p. 55.

†) Nemlich zu Augspurg, wenn der Herr Göz von Berlichingen dahin kommen würde.

††) Der modus acquirendi war eben auch nicht allzeit der beste, und hat dahero geheissen: Wie gewonnen, so zerronnen.

Jahr zu Heilbronn *) gefangen gelegen, habe das Mein daselbst auch verzehrt, und ihnen Geld darzu geben **) müssen, das sind schon schon 5½ Jahr, darinnen ich gefänglich enthalten worden, darnach wie Kayserliche Majestät mich in Ihro Kayserliche Majestät Schutz, Schirm und Glaidt aufgenommen ***) und in solchem Glaidt-Brief mir zu gut angezeigt, daß Ihro Kayserliche Majestät mich wolten in Ungarn brauchen, habe ich mich 16 Jahr in meiner Behaussung behalten, und bin nit aus meiner Mark kommen, und habe mich anderst nit, dann wie ich verpflicht gewest, gehalten, wie ich bey der göttlichen Wahrheit sagen darf, und als ich einmal ufm Weydwerck gewest, uf ein Wiesen-Plätzlein kommen, und der Marckung, so mir in der Verschreibung bestimmt gewesen, nit in Acht genommen, bin ich gleich darob erschrocken, und dacht ich, ich were aus der Marckung, aber die Verschreibung stund so weit mein Marckung Zinnß und Gült †) reicht, da erfuhr ich alsbald bey meinen Verwandten, daß mir das Wießlein ein Sommerhanen zu Zinnß gab, und wurd frohe und wol zufrieden, daß ich nit aus der Marckung geschritten ††), wiewohl es ungefehrlicher Weiß geschehen war †††), aus dem allen kunten alle Ständ, Chur-Fürsten, Grafen, Freyherrn, Ritter und Knecht, hoch oder niedern Stands wol und leicht erachten, was mein Sinn und Gemüth allweg gewest, und auch wissentlich ist, daß ich viel Chur- und Fürsten, auch meines gleichen, auch andere hoch und niedern Standts, und schier vom Höchsten bis zum Niedersten ohne alle Besoldung aus freyem Willen, mein Leib und Leben, Blut und Gut in ihren Händeln und Kriegen, in Gefährlichkeit begeben, und darob auch grosse Noth erlitten, dabey ich es jetzt, zumal so viel dieser Articul berührt, auch beruhen und bleiben lassen will.

August Friedrich Bernhardi,

ein als Sprachforscher und satyrischer Schriftsteller rühmlichst bekannter Gelehrter, ward am 24. Juni 1770 in Berlin geboren, besuchte das joachimsthalische Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte darauf zu Halle, vorzüglich unter Wolf's Leitung, Philologie und Pädogogik. Nachdem er seine akademische Bildung vollendet hatte, ward er Subrector des friedrichswerderschen Gymnasiums zu Berlin, dann seit 1803 Prorector und endlich seit 1808 Director, dieser Anstalt, sowie der Realschule. Später habilitirte er sich auch an der dortigen Universität als Privatdocent, hielt jedoch nur wenige Vorlesungen. Im Jahre 1816 ward er zum Konsistorialrath erhoben. Er starb am 2. Juni 1820 zu Berlin.

Seine Schriften sind:

Bambocciaden. Berlin, 1797—1800. 3 Thle.

Kynosarges. Berlin, 1801 (eine literärisch-kritische Zeitschrift, von der nur das erste Stück erschienen ist).

Sprachlehre. Berlin, 1800. 2 Thle. — Spätere erweiterte Umarbeitung. Berlin, 1801—3. 2 Thle.

Anfangsgründe der Sprachwissenschaft. Berlin, 1805.

Ueber das Alphabet. Berlin, 1810.

Ueber den Philoktet des Sophokles. Berlin, 1811. N. A. 1825.

Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen. Jena, 1818.

Einzelne Gedichte in Tieck's und Schlegel's Musenalmanach u. s. w.

Ueber Bernhardi's Bestrebungen als Sprachforscher urtheilt ein sehr gewiegter Richter (Gruber, in seinem Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik) Folgendes, diese mit wenigen Worten trefflich charakterisirend. „Wie ist es möglich, mit einigen tausend Klängen die Menschheit und die unendliche Natur zu erfassen und darzustellen? Wie ist es möglich, diese Klänge bald zu willigen Dienern des Bedürfnisses, bald zu Formen zu machen, aus ihnen Formen zu bilden, welche wieder in dem Reiche der Erscheinungen als wirklich stehen, und durch dieses Eintreffen für die Wahrheiten höherer Art bürgen? Wodurch hat die bewegte Luft die Kraft, wenn sie als Ton in das Ohr fällt, hinabzusteigen in den Geist und dort, wie der Wind auf dem Wasser, bald ein sanftes Kräuseln, bald wilde Wellen zu erregen? Und durch welche Zauberei bewegt der Dichter durch das Medium der Sprache für Geschöpfe seiner Phantasie unsere innerste Seele, warum lieben und hassen, lachen und weinen, schaudern und entsetzen wir uns nach seiner Willkür"? Das gefühlte Bedürfniß einer Beantwortung dieser Fragen, welche die bisherigen Sprachphilosophen, wenn sie auch dieselbe versucht, doch bei Weitem nicht befriedigend gegeben hatten, nöthigte den scharfsinnigen, mit wahrhaft philosophischem Geist ausgerüsteten Forscher, einen Punkt auszumitteln, wo diese Sprache mit der Natur des Menschen zusammenhängt, um von ihm aus theils die Sprachgrundsätze zu entwickeln und als nothwendig darzustellen, theils die einzelnen Erscheinungen aus ihnen zu erklären, zu rechtfertigen, zu entschuldigen und auf sie zurückzuführen. Wie er bei solchem Unternehmen zu Entwickelungen und Erörterungen der höchsten und wunderbarsten Erscheinungen im Gebiete der geistigen Energieen des Menschen, der Philosophie und Poesie, gelangen, eine Philosophie poetischer Sprachdarstellung begründen und hierdurch zugleich Licht über das ganze Gebiet der Kunst verbreiten mußte, ergibt sich Dem, dem der innige Zusammenhang der geistigen Energieen nicht fremd ist, leicht. So sich bestrebend, ahnte Bernhardi schon, was später mit völliger Gewißheit ausgesprochen wurde, so wie mit Erfolg behandelt, daß es durchaus nothwendig sey, mit reger Aufmerksamkeit bei linguitischen Forschungen die historische Entwickelung und Fortbildung einer Sprache im Auge zu behalten. — Wenn auch spätere Bemühungen, durch die philosophischen und sprachlichen Fortschritte unserer Zeit getragen, tiefer in die Philosophie der Grammatik eindrangen, so gebührt ihm doch vor Allem das Lob, einer der Ersten gewesen zu seyn, welche diese Bahn eröffneten.

Als Bellettrist zeichnet sich Bernhardi durch eine äußerst feine Satyre, glücklichen Humor, geistreiche, lebhafte Darstellung und einen vortrefflichen Styl aus. — Seine Bambocciaden (satyrische Genrebilder, nach einem niederländischen Maler so genannt) sind bei Weitem nicht so bekannt, als sie es jener trefflichen Eigenschaften wegen verdienen; die hier mitgetheilte Probe wird unseren Ausspruch bestätigen. —

---

*) Siehe oben n.

**) Nemlich 2000 Fl. Siehe oben n.

***) Siehe oben n.

†) D. i. so weit ich Marckungs- oder Dorffs- dann Erbzinnß-Herr wäre: Dann in dem Hohenlohischen und der Ends wird auch der Canon emphyteuticus, der Erb-Zinnß, er bestehe gleich in Geld oder Geldswerth, ein Gült genennet.

††) Von denen Ictis wird es eine Confinatio genennet, wann einer an einen gewissen Orth hin in eine Stadt, Dorff, oder Marckung, also gebannet worden, daß er die vorgeschriebene Grenzen nicht überschreiten darf.

†††) Unwissend sündiget nicht.

Sechs Stunden aus Finks Leben *).

Erste Stunde.

Von fünf Uhr Abends bis sechs Uhr.

Fink saß auf seinem Sopha am Ofen, mit frisirtem Kopfe, in tiefem Negligee, und las Göthens Iphigenie. Es schlug fünf Uhr, jemand stürmte die Treppe herauf: es war Finks Herzensfreud, der junge Hartmann, welcher heftig, den Hut auf dem Kopfe, eintrat, um Fink zur Gesellschaft bei dem Rathe abzuholen.

Fink hatte ein kleines Vermögen und viele Bedürfnisse; seine Kapitale verloren sich unter seinen Händen, und die Alphabete, mit denen er die Welt beschenkte, waren nicht hinreichend, die Lücken auszufüllen, welche Spiel, Wein, Mädchen u. s. w. in sein Vermögen gerissen hatten. Er sah sich deswegen nach einem Amte um; und da er von Jugend auf Lektüre gehabt, auf Universitäten Aesthetik gehört, und wirklich über diese Gegenstände viel nachgedacht hatte, so hielt er sich zu einem Professor der schönen Wissenschaften für fähig und berufen, und hatte durch die Beckersche Familie, welche viel Einfluß und drei mannbare Töchter hatte, sich dem Minister, welcher die Professur vergab, empfehlen lassen. Bei dem Rathe Bunian sollte er dem Minister präsentirt werden, und aus seinem Munde die Entscheidung hören.

Aber Fink! sagte Hartmann, indem er noch die Thüre in der Hand hielt, noch nicht einmal angezogen? Heute, wo das Glück Ihres Lebens, die Ruhe Ihres Alters auf dem Spiele steht — —

Ach! ich hatte mich so vertieft, sagte Fink, und die Zeit gieng hin unter dieser Lektüre, ich weiß nicht wie — — Sehn Sie, wenn man über Iphigenie die Zeit vergißt, so ist man wahrlich zu entschuldigen. Welch ein Meisterwerk ist dieses Stück! Der reinste Abdruck des griechischen Menschengeistes — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehn?

Ein andermal davon, sagte Hartmann — jetzt ziehn Sie sich nur an.

Nein! nicht ein andermal, jetzt — mein Herz ist voll und warm, und dann spricht man am besten über Dichter — Sehn Sie, ich meine — jedes Produkt der schönen griechischen Kunst, fordert, um verstanden zu werden, Griechen — In jeder Zeile, in jeder Anspielung, liegt für uns Stoff zu einer antiquarischen Anmerkung; aber in Göthens Iphigenie ist nur die allgemeine Schönheit alles das, was uns unter jeder Bedingung rührt und entzückt, weil es nicht griechisch, sondern menschlich ist, zusammengetragen und mit jener äußern griechischen Form verbunden, als da sind: Simplicität der Fabel, des Dialogs; häufige, prätensionslose, tiefe Sentenzen und Reflexionen und —

Ja doch! o ja doch! sagte Hartmann, und sah nach der Uhr.

Ferner der Plan — giebt es ein größeres Meisterstück als dieses! er ist mir immer wie ein anmuthiger Hügel vorgekommen, welchen man auf der einen Seite besteigt und auf der andern verläßt — bis zur Scene, wo Orestes wahnsinnig wird, steigt das Interesse der Leidenschaft immer höher, und von da führen die Sitten der Personen und die Handlung es fort und einem sanften Schlusse zu —

Sie haben sehr recht, aber — — es wird wirklich spät.

Nur noch darauf mögt' ich Sie aufmerksam machen: welch ein tiefer Sinn in der Idee liegt, daß Iphigenie durch einen unwillkührlichen Zug ihres Herzens getrieben, den Anschlag entdeckt, welchen Pylades gegen Thoas hegt, und daß auf diese Folgsamkeit gegen das innere Gefühl das Glück der Iphigenie, des Orestes und des Pylades gegründet wird. — Sie glauben nicht, wie klein mir Dichter vorkommen, welche eine Reihe von Maschinen erfinden, um eine sogenannte gute Lehre den Menschen einzuimpfen, da es hier mit so wenigem Aufwande, so fast unvermerkt, und doch so innig geschieht — Wahrlich! ich würde den Menschen, welcher, wenn er die Iphigenie gelesen, hingehn und schmeicheln oder die Wahrheit verläugnen könnte, ich würde ihn auf das äußerste verachten; ich würde zweifeln, ob Plato recht habe, wenn er sagt, daß die Menschen nur die Göttlichkeit der Tugend zu sehen brauchten, um sie anzubeten.

Wollen Sie sich nicht anziehn? Es ist halb sechs Uhr, sagte Hartmann in vollem Aerger.

Was das für Menschen sind! sagte Fink, und stampfte mit dem Fuße. In dieser Stimmung denke ich nicht an die Zeit und an andere Menschen; die Professur, welche ich bekommen soll, kömmt mir wie eine Narrenkappe vor, welche ich aufsetzen muß, damit die andern Narren mich nicht auslachen.

Ich habe schon oft bemerkt, sagte Hartmann, wie intolerant Sie sind, wenn Sie in Enthusiasmus gerathen. Ich tadle es nicht, daß uns Produkte der schönen Künste entzücken; nur muß unsre Liebe, zu den Künsten nie das praktische Leben durchschneiden, sondern wie Parallellinien daneben herlaufen, ohne es in einem Punkte zu berühren.

Etwas Schlechteres haben Sie lange nicht gesagt, unterbrach ihn Fink. Was sind denn die schönen Künste werth? Und was gelten die durch sie erregten schönen Empfindungen, wenn sie nicht eine Stimmung in der Seele hervorbringen, welche einen wohlthätigen Einfluß hat, nicht nur in den Momenten, wo ich als selbstständiges Wesen egoistisch mich selbst und meine Stimmung genieße, sondern auch wenn ich mit andern Wesen zusammentreffe. Das ist eben das Hohe in den schönen Künsten, daß sie die Seele anfassen, man weiß nicht wie, und daß ihr Einfluß auf die bürgerliche Gesellschaft nie schädlich, aber, ohne daß man es berechnen kann wie sehr, immer wohlthätig ist. Wenn ich aber einen Prozeß schlichte — —

Sie verfallen in Paradoxen — Lassen Sie uns statt des Allgemeinen ins Besondere gehn. Setzen Sie, bei Ihrer ungemeinen Neigung keine Zeit zu respektiren, hätten Sie ein Amt, wie würden Sie dessen warten? Wie oft würden Sie den poetischen Enthusiasmus der bürgerlichen Pflicht vortreten lassen — und wäre das recht gehandelt?

Nein! sagte Fink; aber ist denn das recht, immer in dem bürgerlichen Kreise zu leben, und so, wie Sie, keinen Begriff mehr respectiren, als den der Zeit? Sie thun wahrlich gerade, als wenn die Natur und nicht die Menschen die Stunden erfunden hätte, als wenn das ganze Leben eine Musik wäre, und die Stunden die einzelnen Takte, in welchen eine bestimmte Anzahl Noten müssen abgespielt werden —

Und wenn dem so wäre, wie es nicht ist, wenn ich mich so an Minuten bände: wäre es denn nicht Ihre Pflicht, meiner Schwachheit nachzusehn?

Und wäre es nicht Ihre Pflicht, sagte Fink, von Ihrer Schwachheit etwas abzuweichen, um meine zu unterstützen?

Das ist egoistisch gedacht!

So! wenn ich mich recht erinnere, so tadeln Sie selten etwas anders an mir, als eben diese Ungefälligkeit in diesem Punkte.

Sehr wahr! sagte Hartmann.

Nun, lieber Herr! ich tadle noch viel mehr Schwachheiten an Ihnen; aber ich fordere nicht, daß Sie sie ablegen sollen. Nun ständen wir also in diesem einen Punkte völlig gleich, und nun frage ich Sie: Sie, der Sie Ablegung dieser meiner Schwäche als Gefälligkeit von mir fordern, warum leisten Sie mir diese Gefälligkeit nicht, da es ebenfalls nur das Einzige ist, was ich von Ihnen begehre? Ich möchte nun wohl fragen: wer von uns beiden ist mehr Egoist? Und ich denke, man wird wohl antworten müssen: beide gleich stark.

In dem Augenblicke fuhr ein Wagen vor. Hartmann riß mit Heftigkeit die Uhr aus der Tasche. Nun bitte ich Sie um Gotteswillen! in zehn Minuten ist's sechs Uhr; nun sollen wir noch zu Beckers fahren, vor sieben Uhr können wir nicht bei Bunians seyn.

Aber, mein Gott! sagte Fink, wer hat denn nun aufgehalten? Ich hätte mich lange angezogen, wenn Sie sich mit mir nicht gezankt hätten.

Gezankt! erwiederte Hartmann, das nennen Sie wahrscheinlich nur darum zanken, um mich bei Gelegenheit zänkisch zu nennen.

So! Das ist wohl nicht gezankt, wenn man jemanden einen Egoisten nennt? Man zankt wohl nur dann, wenn man sich schimpft?

Und Sie hätten sich wohl, sagte Hartmann, nicht während unseres Gesprächs anziehen können? — Nun, so ziehen Sie sich wenigstens jetzt an.

Gleich! sagte Fink, und sprang an die Klingel. Friedrich! reine Wäsche, mein braunes Kleid, die streifigte Weste und die schwarzen seidnen Strümpfe — aber nun die Beinkleider?

Um Gotteswillen! eilen Sie.

Nun, mehr kann ich nicht thun, sagte Fink, als daß ich eile; der Schade ist ja doch einmal geschehn.

Hartmann kehrte sich mürrisch gegen das Fenster, und sah durch die Scheiben.

Fink steckte sich nun nach und nach in die Kleider, alles zog er schief, alles verkehrt an, er stampfte öfters mit den Füßen, und leitete auf diese Art seinen Zorn in die Erde ab. Endlich stand er schmuck angezogen da. Er wandte sich an Hartmann.

*) Aus: Bambocciaden (von Bernhardi). Berlin, 1797. S. 139 folgende.

Nun! sagte er zu diesem, noch mürrisch?

Ach, lassen Sie mich! sagte Hartmann, Sie verderben einem jedes Vergnügen durch diese verdammte Nachlässigkeit.

Wer verdirbt denn, sagte Fink kalt — ich verlange ja nur, was ich gebe, Toleranz.

Schon gut! Aber Sie werden sehn, wie unglücklich Sie sich durch solche Nachlässigkeiten noch machen werden. Es fehlt Ihnen ganz an Weltkenntniß, und da wäre es wohl billig, daß Sie auf mich hörten, der ich zwei Jahre älter als Sie bin, und von Jugend auf in der Welt gelebt habe.

Wollen wir jetzt gehn? sagte Fink.

Kommen Sie, erwiederte Hartmann; aber Sie haben mich ganz verdrüßlich gemacht; ich kann nicht dafür, so unrecht es ist: ich bin ganz verstimmt.

Sie fuhren nach dem Beckerschen Hause.

Zweite Stunde.

Von sechs bis sieben Uhr.

Der Wagen hielt vor Beckers Thüre. Fink und Hartmann stiegen aus, und fanden in einem Zimmer Mademoisell Caroline Becker, welche die Fremden empfieng, weil Vater, Mutter und Schwestern noch mit dem Putze zu diesem Feste beschäftigt waren.

Mademoisell Becker hatte eine Physiognomie, welche einer Schwärmerin nicht übel stehen würde; allein sie hatte nichts von dieser als die Physiognomie, welches sie auch recht gut wußte. Sie suchte daher durch einen Putz, welchen ich idealisch nennen möchte, — wenigstens war immer ein oder das andere Stück von dieser Beschaffenheit, — den Eindruck ihrer leichten Schönheit dauernder zu machen. So gieng sie ein halbes Jahr, aller Mode zum Trotz, mit einer Rose in den Haaren und großen blauen Glascorallen um den Hals, welcher Putz ihr eben des Abweichenden wegen, das Ansehn einer Fremden und etwas Piquantes gab, welches ihre Nebenbuhlerinnen, und dazu gehörten dermalen alle unverheirathete Mädchen, vergeblich zu erlangen suchten und daher verlästerten.

Seyn Sie uns willkommen, meine Herren! sagte sie. Wie befinden Sie sich, Herr Fink?

Recht wohl, Mademoisell! erwiederte dieser, und Sie — doch Sie müssen sich wohl befinden oder — es geschieht das himmelschreiendste Unrecht.

Ich habe Zahnweg, sagte sie; sehn Sie? die Backe ist mir ein wenig angeschwollen.

Man merkt es nicht, Mademoisell! — Treten Sie so, wahrlich man merkt es nicht — aber freilich kein Wunder ist es, Zahnweh zu haben, das Wetter —

Ich gestehe Ihnen, sagte Mademoisell Becker, ich würde mich gar nicht um das Wetter bekümmern, wenn es mir nicht Zahnweh verursachte — Sie wissen, wie ich darin denke: ein Hausfreund zaubert mitten im häßlichsten Winter mir den schönsten Frühling in das Zimmer — Aber warum besuchen Sie uns so selten?

Ich glaube, ich habe Sie oft genug incommodirt, erwiederte Fink, und besonders ihren Herrn Vater, dem ich meinen Dank nicht genug sagen kann, wenn es anders so ist, wie er mir schrieb, daß nur der Minister mich noch sehn wolle, um mir die Stelle zu conferiren.

So ist es! Und ich gratulire im Voraus nicht bloß zur Stelle, sondern auch zu dem, was Ihr Herren gemeiniglich mit der Stelle zu verbinden sucht, zur Frau — Nicht wahr, Herr Hartmann! es fällt Ihnen auf, ein Frauenzimmer, und noch dazu ein unverheirathetes, so sprechen zu hören? aber fragen Sie nur Herrn Fink, ob er mich nicht oft eine Philosophin genannt hat, und daher mag er mich entschuldigen; sonst müßte ich freilich bitten, mich nicht nach meinen Einfällen zu beurtheilen.

O, Mademoisell! erwiederte Hartmann, Sie sind gefährlich, Sie haben tiefer in sein Herz gesehn als ich — er hat seit einiger Zeit viel Gedichte geschrieben: ich glaube wirklich, daß er verliebt ist.

Mademoisell Becker ward roth, denn diese Gedichte waren an sie.

Wir wollen, sagte sie, Ihrem Freunde, wenn er ein solches Geheimniß hat, es weder durch Zureden noch durch Spöttereien entreißen. Er wird es uns schon sagen, wenn er es für nöthig findet — Nicht wahr, Herr Fink — ich kann auf ihr Vertrauen rechnen?

Mademoisell! sagte Fink in einiger Verwirrung, Sie beschämen mich — er beugte sich bei diesen Worten auf ihre Hand und küßte sie mit einer kleinen Heftigkeit.

Der Vater trat ein. Ein gerader Mann, der immer die gebahntesten Wege, das heißt, die Wege gieng, auf welchen die meisten gehn.

Sieh da, mein lieber Freund! sagte er zu Fink, und umarmte ihn; sind Sie es? nun ich gratulire — Ihr Diener, lieber Herr Hartmann! ich hoffe, Ihr Freund ist recht heiter.

O ja, lieber Herr Becker! sagte Hartmann.

Und das danke ich Ihnen allein, fiel Fink ihm in die Rede; Sie haben mich mit Ihrem Rathe, mit Ihrem Einflusse, wie ein Vater, unterstützt, was wäre ich ohne Sie —

Und Sie, mein lieber Fink! haben sich immer gegen mich als Sohn betragen, ich habe Sie sehr lieb gewonnen, Sie sind ein solider junger Mann, welcher alle Unterstützung und Achtung verdient. Ich habe mich recht gefreut, Ihnen dienen zu können, und wenn noch irgend etwas zu Ihrem Glücke fehlt, so sagen Sie es mir, und wenn es in meinen Kräften steht, so werde ich sie anstrengen, um Ihnen es zu gewähren.

Ich danke Ihnen — wenn ich vielleicht also Ihre Vorsprache — er sah seitwärts auf Mademoisell Becker — und wer weiß, wie bald das kommt — wenn ich Sie sollte nöthig haben — so werden Sie mich gewiß unterstützen.

Gewiß, sagte der Vater mit freundlichem Lächeln, — ganz gewiß, mein lieber Herr Fink! Dabei drückte er ihm die Hand und küßte ihn. Wir sehn uns doch heute Abend? — Sie verzeihn! Ich habe noch einige Geschäfte — wollen Sie noch hier verweilen, so schlage ich Ihnen meine Tochter zur Gesellschaft vor.

Der Vater gieng — Erst halb sieben Uhr: Sie haben ja noch Zeit, sagte Caroline.

Verzeihen Sie, sagte Hartmann, es ist schon fünf Minuten über halb.

Und wenn auch, sagte sie — Apropos, Herr Hartmann! Wissen Sie wohl, daß ich neue Musikalien bekommen habe? — Hier, sehn Sie diese Sonate — sie ist vortrefflich! Wollen Sie sie einmal probiren?

Sie öfnete bei diesen Worten das Fortepiano, und Hartmann fingerte mit dem größten Verdruß darauf herum. Caroline wandte sich sogleich zu Fink.

Sie haben, sagte sie, in Ihrer letzten Schrift das häusliche Glück so lebhaft und innig geschildert, daß ich die Stelle S. 36 im zweiten Theile — sehn Sie, so habe ich Ihre Schriften inne — mehr als dreimal gelesen habe.

Ich habe, erwiederte Fink, als ich die Schilderung entwarf, an Ihren Familienzirkel und an Ihre Gesellschaft gedacht. So wie Gertrud in meinem Buche, so ist Ihre Frau Mutter, und so wie Röschen, müßten Sie als Gattin seyn — Bei den letzten küßte er ihre Hand.

Caroline erröthete. — Sie schmeicheln mir, sagte sie — und das thut mir leid. Ich bin ein unbefangenes Mädchen, welches leicht auf Schmeicheleien hört, und Sie haben es zu verantworten, wenn ich auf mich stolz werde, da ich bis jetzt nur eitel war.

O! sagte Fink, welch eine liebenswürdige Schalkheit und Offenheit.

Zeit? Allerdings ist es die endlich, sagte Hartmann, und sprang von dem Fortepiano auf.

Sie sehn, fuhr Fink fort, was mich eigentlich von Ihnen trennet: die Zeit und mein Freund Hartmann. Ich habe noch das Vergnügen, Sie heute Abend zu sehn.

Das Vergnügen wird auf meiner Seite seyn, sagte Caroline, und sah bei dem accompagnirenden Knikse Fink allein an.

Kaum waren beide Freunde in den Wagen gekommen, welcher nun nach Bunians Hause fuhr, so brach Hartmann los. Aber, Fink! sagen Sie mir, wie können Sie dies Betragen mit feiner Empfindung, mit Freundschaft, mit Rechtschaffenheit reimen, welches Sie in dieser Familie und gegen mich jetzt eben beobachtet haben.

Es wird sich doch noch immer eben so gut reimen, als die neuesten Verse — aber was habe ich denn schon wieder gethan?

Was Sie gethan haben? sagte Hartmann; Sie lieben doch die reiche Mademoisell Müller, und wollen sie heirathen?

Allerdings! Nun, was weiter?

Und Sie unterfangen sich, in dem Herzen eines alltäglichen, eiteln, trivialen Geschöpfs Hofnungen zu erregen, welche Sie nicht zu erfüllen im Stande noch Willens sind.

Hofnungen, sagte Fink, wie die Leute sich ausdrücken. — Glauben Sie mir, ich bin weder so niedrig noch so vorzüglich, als Sie glauben; ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, der eben so wenig Ihrem Ideale als dem Bilde entspricht, welches Sie in Stunden übler Laune sich von ihm entwerfen.

Was soll das hier? sagte Hartmann; die ganze Frage ist die: ist es recht, einem Mädchen zu verstehen zu geben, man

wolle sie heirathen, blos um ein paar angenehme Viertelstunden zu haben.

Es ist Ihr ewiger Fehler, sagte Fink, jedes Ding nur von einer Seite anzusehn. Ich werde in Beckers Haus introduzirt, drei mannbare Töchter werden mir vorgezeigt und mir zu verstehn gegeben, ich könnte mir eine davon zur Frau aussuchen; ich kann des alten Beckers Einfluß benutzen, um die Professur zu erlangen: soll ich nun dieser Familie, welche übrigens eine der gemeinsten ist, welche ich kenne, soll ich dieser mein Geheimniß anvertrauen, daß ich schon versprochen sey? Ich lasse also die Sache auf sich beruhen; man nimmt meine Galanterien für Aeußerungen der Leidenschaft — was kann ich dazu — man verwendet seinen Einfluß, um mir ein Amt und eine Tochter an den Hals zu werfen: soll ich nein sagen, da nicht ich, sondern Beckers das primum mobile waren? Zudem habe ich mich wirklich in dem Hause oft amüsirt, und war eine Zeitlang in der That verliebt.

Wofür soll ich Sie halten? Sie ein Bräutigam — Sie bekennen, daß Sie ein anderes Mädchen lieben.

Und warum nicht? So geht es tausend Menschen; nur ist beinahe keiner so aufrichtig, so dreist herauszusagen, was er fühlt, als ich. Meine Braut ist abwesend: was ist natürlicher, als daß ich eine Person suche, welcher ich das lebhafte Bild von meiner Geliebten, welches ich in meiner Einbildungskraft mit mir trage, anpasse. Nun kommt mir gerade Mademoisell Becker entgegen, welche wirklich eine entfernte Aehnlichkeit von meiner Braut hat. Was kann ich dafür, daß sie es gerade ist, an welche sich meine Liebe hängt? Was kann ich dafür, daß sie diese Liebe für ernstlicher hält, als sie ist; daß Vater, Mutter und Tochter einen Plan entwerfen, mich zu fangen, daß sie mir darum ein Amt schaffen — Kurz und gut, als die Sache einmal soweit gekommen war, daß sich Beckers für mich verwandten: so wäre es unpolitisch gewesen, ihre Bemühungen aufzuhalten, und unverantwortlich gegen meine Braut, welcher ich doch statt ihres Geldes nach ihrer Grille einen Titel zubringen soll.— Daß ihr Menschen niemals einsehn wollt, daß, sobald ich aus meinen vier Pfählen herausgehe, ich von andern Lenten, sowie sie wieder zum Theil von mir dependiren, daß ich also mich nach ihnen richten, mit einem Worte, daß ich eine gewisse Klugheit beobachten muß, ohne welche man wenigstens wie ein Narr, wo nicht als ein Rasender, in der Welt erscheint. — Wahrlich! so wie Semler schlechterdings einen Unterschied zwischen Privat- und öffentlicher Religion machen wollte, so möchte ich einen zwischen dem Menschen in seinem Hause und dem in Gesellschaft festsetzen; jener ist für Freunde origineller, rauher, besser und in einzelnen Stunden unerträglich, dieser ist für die Welt trivialer, glatter, schlechter, und bleibt sich immer gleich — —

Ich weiß es, unterbrach ihn Hartmann, daß Sie ein Sophist sind, und mit Worten lieber als mit Begriffen streiten, aber so viel ist richtig, ich würde nicht so handeln.

Das können Sie sagen, im Handeln hat jeder seine eigne Schule; ob Sie aber, troß dieser anscheinenden Simplicität, dennoch nicht manierirter sind als ich — —

Der Wagen hielt vor Bunians Thür still.

Dritte Stunde.

Von sieben bis acht Uhr.

Fink und Hartmann traten in den erleuchteten Saal, in welchem eine zahlreiche vermischte Gesellschaft, welche Caffee und Thee trank, und sich die gelehrte Gesellschaft nannte, versammelt war. Die Sache war mit zwei Worten diese.

Der Rath Bunian war ein Mann, welcher gerade soviel in der Welt gewesen war, daß er vollkommen einsah, er habe nichts gelernt, und man schätze in der Welt die Leute, welche sich Kenntnisse erworben. Er hatte daher lange gedacht, nicht etwa wie er seine Unwissenheit ablegen, sondern vorzüglich, wie er sie verbergen und den Schein der Gelehrsamkeit erwerben könne. Die schönen Künste schienen ihm darin vor allen Theilen der Gelehrsamkeit etwas vorauszuhaben, daß sie anmuthig zu erlernen, und daß man, ohne viel in diesem Fache geleistet zu haben, dennoch viel gelernt zu haben scheinen könne. Er enrollirte sich also mit eigner Hand unter die schönen Geister; und da er wohl wußte, daß man gemeiniglich denen Belletristen einen Mangel an solider Gelehrsamkeit vorwirft, und daß ein Titel nichts hilft, wenn unsere Mitbürger uns denselben nicht geben, so brachte er zur Abwendung des ersten Vorwurfs in einem der prächtigsten Zimmer seines Hauses eine Bibliothek, und zur Erlangung des letzten im Kellergeschoß einen Weinkeller an, welcher dem Rathskeller und der Rathsbibliothek die Wage hielt, und ihn zum geistlichen und leiblichen Mäcenas der Gelehrten auf einmal erhob.

Aber damit begnügte sich der Mann nicht; er blickte noch einmal auf seine harten Thaler, und dachte auf eine Hausacademie. Diese war bald angelegt, denn die Gelehrten der ganzen Stadt drängten sich hinzu, um an diesem Zirkel Antheil zu nehmen. Die Gesetze waren: man kam um fünf Uhr zusammen, unterhielt sich bis sechs Uhr über die Merkwürdigkeiten der Litteratur, las von sechs bis sieben Uhr kleine Aufsätze, welche eines oder das andere von den Mitgliedern der Gesellschaft verfertigt hatte, von sieben bis neun Uhr spielte ein Theil Karten, der andere unterhielt sich, und von neun bis zehn Uhr verzehrte man ein kaltes Abendbrod, worauf bis gegen eilf Uhr die Gesellschaft auseinander gieng.

Den meisten Glanz aber erhielt die ganze Gesellschaft dadurch, daß der Minister, welcher, ohne eine Wort davon zu verstehn, die schönen Wissenschafen protegiren sollte, nicht selten die Gesellschaft, welche er ein höchst nützliches und zweckmäßiges Institut nannte, zu besuchen pflegte: daher alle Gelehrte, besonders die, welche in ihrer Art das waren, was die Insekten unter den Thieren sind, klein und beschwerlich, diesem Hause zuflatterten, um das Vergnügen zu haben, von dem Minister bemerkt zu werden.

Am angesehensten bei dem Rathe Bunian war der Rath Becker, und da der Minister den Rath Becker für ein großes Genie hielt, so traute einer auf den andern, und Fink war der gründlichste und feinste Kopf für den Minister, weil der Rath Becker eine Tochter zu verheirathen hatte.

Homer ruft bei allen Gelegenheiten, wo er etwas Außerordentliches beschreibt, die Musen an, um gleichsam durch ihre Eingebung bei schweren Stellen einige Erleichterung zu erhalten. Auch ich sehe mich hier genöthigt, neue Kräfte zu sammeln, um die eben so außerordentliche als amüsante Gesellschaft ein wenig abzuzeichnen. Ich werde aber meistens nur die sprechende und nicht die spielende Gesellschaft skizziren, weil die erstere die interessantere ist.

In einem Winkel, in welchen sich Fink und Hartmann stellten, sprach oder dozirte vielmehr ein Mitglied der Akademie der bildenden Künste über etwas, was er nicht verstand, wofür er aber bezahlt ward — nämlich über die bildenden Künste. Mit einer höflichen Wichtigkeit belehrte er den Kantianer Baldrian über die Kunstgeschichte folgendermaßen.

Michael Angelo Caravaggio zeichnete sich, wie gesagt, sehr durch die starken schwarzen Schatten in seinen Gemählden aus, durch welche er die Figuren bewundernswürdig hervortreten läßt. Beispiele davon giebt nicht nur das jüngste Gericht in der Sixtuskapelle, sondern auch die berühmte Nacht zu Dresden. Sein Sohn, den man abgekürzt Caracci nannte, und seine Enkel Annibale und Agostino Caracci brachten den Ruhm der römischen Schule auf das höchste.

Ich für mein Theil, unterbrach in Baldrian, halte auf Mahlerei weit mehr als auf Bildhauerkunst; die Form ist am Ende doch nur ein Stück des Körpers, und da mir Mahlerei, Umriß und Farben zugleich giebt, so ist sie für einen, der nur weiß, daß zwei mehr ist als eins, ausgemacht die vorzüglichste Kunst.

Sie haben recht, Herr Baldrian! sagte das akademische Mitglied, (Habermann war sein Name) Sie haben schon darum recht, weil die Mahlerkunst weit schwerer zu erlernen ist, als die Bildhauerkunst. Man kann z. B. sein ganzes Leben zubringen, um Coloriren zu lernen, wovon Raphael das lebendige Beispiel ist.

Können Sie mir nicht erklären, wie Contrast und Contrapost sich unterscheiden? fragte Baldrian.

O ja! erwiederte dieser, nichts ist leichter. Sehn Sie, Contrapost ist der ins Große getriebene Contrast, und Contrast ist der ins Kleine gehende Contrapost. Was im Styl ein Gegensatz heißt, nennen wir in der Mahlerei Contrast, eine Antithese aber Contrapost. Z. B. wenn Daphne vor dem Apollo flieht, so giebt dies auf dem Gemählde einen Contrast: aber wenn auf der einen Seite einer Landschaft ein Gewitter tobt, während der hellste Sonnenschein auf der andern ist, so nennt man das Contrapost.

Ich für mein Theil, sagte Baldrian, bescheide mich gern, daß ich als Philosoph in die Tiefen der Kunst, in welche Sie, Herr Habermann, so glücklich eingegangen sind, nicht eindringen kann, ich bleibe bei allgemeinen Philosophumenis stehn.

Hier trat zu beiden ein privatisirender Gelehrter, welcher wegen seiner weiten Reisen berühmt war, und viel Kenntnisse auf denselben eingesammelt hatte, hinzu. Er hatte in Italien ächte Makaroni gegessen, vor Raphaels Schule von Athen eine Prise Tabak genommen, und wäre in Frankreich beinahe von der Marechaussee aufgeknüft worden, weil er einem berühmten französischen Spitzbuben, welcher gerade zu der Zeit vermißt wurde, ungemein ähnlich sah. Herr Günther stellte sich also zu diesen beiden Sprechern und hörte ihnen eine Weile zu.

Und darin, fuhr Baldrian fort, thut es keine Wissenschaft der Philosophie, ich meine der Kantischen, gleich, daß sie, vermöge einiger Principien, uns in den Stand setzt, über alles mitzusprechen, weswegen man sie die Wissenschaft aller Wissenschaften nen-

nen könnte, denn die Philosophie, welche sich bloß mit allgemeinen Ideen beschäftigt, giebt uns eben durch diese die speciellen; und deswegen bin ich so dreist, über jede Wissenschaft, aber wohlgemerkt, nur im Allgemeinen, abzusprechen, welches man mir oft für Arroganz angerechnet hat, besonders da ich mich nie auf das Specielle einlassen wollte.

Sie haben sehr recht, sagte Günther, daß die Philosophie eine der edelsten Wissenschaften ist, und daß sie, nächst dem Reisen, am entschiedensten auf unsern Geist wirkt. Aber nur Erfahrung kann sie zur Wissenschaft erheben, da sie nichts als Abstraktionen enthält, welche man einmal vorher als wirklich angeschaut haben muß.

Um Verzeihung! sagte Baldrian, Sie haben wohl auf Ihren Reisen viel erfahren.

O ja! erwiederte Günther, manches wird mir ewig merkwürdig bleiben, z. B. das herrliche Clima Italiens. Ich versichere, daß ich Jahr aus Jahr ein meinen Caffee im Freien trinken konnte.

Was meinen Sie dazu, sagte Habermann, lieber Herr Fink! und schlug ihn auf die Schulter, so daß Fink, welcher bisher in tiefen Gedanken gestanden, plötzlich auffuhr.

O, es muß herrlich seyn! sagte er.

Ein lautes Gelächter am andern Ende des Saales machte die Sprecher aufmerksam, sie eilten fort, um zu hören, was es gäbe.

Ein junger Herr von Bissing, welcher bis jetzt von ferne gestanden, drängte sich sehr schnell und hitzig an Fink. Sie sind zum erstenmale in dieser Gesellschaft?

Ja, sagte Fink.

Sie ist sehr interessant, erwiederte Bissing.

So scheint es mir, sagte Fink.

Sehn Sie um sich, lauter Originale — freilich eigentlich Copien, aber so schlecht copirt, daß man sie für Originale hält.

Meinen Sie? Zum Beispiel?

Der Mann im blauen Rocke ist Dichter, fuhr Bissing fort — Müller ist sein Name — man kann ihm den Verstand nicht absprechen, allein er braucht ihn wie der Elephant den Rüssel, um das Futter zum Munde zu bringen, er trägt, wie der Krebs, den Magen im Kopfe — seine Seele ist wirklich cultivirt und ein schönes Beet geworden, auf dem er Küchenkräuter zieht — und so wie die Natur den Stieren Hörner, und dem Rosse Hufe gegeben, so hat er auch für sein Theil Witz bekommen, mit dem und mit einer Menge Anekdoten er seine Mahlzeiten bezahlt.

Ich denke er ist Dichter.

Allerdings! — Er hat die Sylbenmaaße recht gut im Kopfe — allein sonst sind ihm eben die Musen nicht hold gewesen — doch was kümmert er sich um die Töchter — Mnemosyne, die Mutter, ist seine Geliebte — bleiben ihm die Gedanken aus, so schreibt er ab.

Und Forstner?

Gut, daß Sie mich auf den bringen — dieser Mann fühlt sich, wie Shakespears Richard der dritte, sehr groß darin, daß er selbst — er selbst sei. Er fühlt sich sehr gebildet, und bedauert von Herzen alle die, welche unter ihm stehn, wozu dermalen alle Menschen gehören — und sucht sie zu sich hinauf zu heben. Als er hier in die Stadt kam, sah er sich die Menschen an — Gute Leute! dachte er — aber nicht cultivirt, indessen da sie dich gehörig schätzen, so ist noch Hofnung — Er stiftete also einen Lese-Club, um diese dürren Geister durch seine Ideen und Gespräche ein wenig zu düngen, und hat sich nach Verlauf von ein paar Jahren wirklich das Verdienst um die Menschheit erworben: daß die Mitglieder seines Clubs erträglich lesen, und er für einen großen Mann gilt.

Diese Gesellschaft ist wirklich interessant, sagte Fink mit einem halb höflichen Lächeln.

Dies sind aber auch die originellsten — die andern Nebenfiguren, welche Sie hier sehn, sind nicht an und für sich wichtig, sondern nur darum, weil durch sie die Hauptfiguren mehr hervortreten. — Jener Herr wird gebeten, weil er gut Clavier spielt — dieser, weil er eine starke französische und englische Bibliothek hat, und Bücher leiht — der Mann daneben wird sehr gern gesehn, weil er aus freier Hand sehr treffende Silhouetten schneiden kann — jener Mann, weil er Baron ist — dieser, weil er die Gabe hat, manchem Menschen täuschend nachzusprechen und nachzugestikuliren — jener, weil seine Eltern ganz gemeine Leute waren, und er durch eigne Kraft sich empor hob. — Endlich — gut, daß Du mir vor die Augen kömmst — der junge Mensch dort, im blauen Rocke, ledernen Beinkleidern, Stiefeln und Sporen, der sich immer mit der Reitpeitsche an die Stiefeln schlägt, wenn er mit Jemand spricht, ist noch eine interessante Figur — Er ist Jude, und concentrirt alle Liebenswürdigkeiten junger, aufgeklärter Juden in seiner Person. — Er spielt excellent Billard — und schätzt Mozart ganz vorzüglich — Da er Sonntags reitet, geht er Montags noch in Stiefeln und Sporen, er hat Liebesintriguen mit Christinnen, und zum Beweise, wie tolerant er sey, zeichnet er lauter Christus-Köpfe. Die Musik zum neuen Sonntagskinde kann er auswendig; und wenn er auf dem Billarde gerade nicht stößt, so singt er eine oder die andere Arie daraus zum Zeitvertreibe — kurz, er verspricht in seiner Person, was wir von der aufblühenden Generation cultivirter Juden bei vermehrter politischer Freiheit zu erwarten haben.

Ich danke Ihnen — aber da lacht man ja ganz unmäßig.

Ach! ich weiß schon, Sie sollten mitkommen, sagte Bissing, ich will hingehn — er hüpfte fort — Hartmann trat zu Fink.

Es fehlt Ihnen doch gänzlich an der nöthigen Weltkenntniß, sagte er; ist dies eine Methode, sich in Gesellschaften zu introduziren, in welchen man zum erstenmale sich befindet? Still auf einem Flecke zu stehen und kein Wort zu sprechen? Was fehlt Ihnen denn?

O, diese Menschen mit ihrem Geschwätze, sagte Fink, könnten mich rasend machen, ich bin schon ganz schwindlich und melankolisch! Wenn man sieht, auf welche Armseeligkeiten die Menschen Werth legen, wie ängstlich sie bei alledem die Mühe scheuen, sich diese Armseeligkeiten zu erwerben, sondern nur nach dem Scheine davon streben, und auf welche elende Art sie sich den Schein davon geben: so müßte man ganz fühllos seyn, wenn der Anblick eines solchen Geschöpfs uns nicht betrübt machen wollte. Hier stand ein unwissendes Mitglied der Kunstakademie, und sah arrogant auf einen unwissenden Philosophen, so wie der angemaßte Weltmann auf beide herab; dann kam ein Mensch, welcher seine paar Dutzend witzige Einfälle mir mittheilte, und in seiner Unschuld glaubt, ich würde dies, sein Alles für ein Stück seines Ganzen halten — und so wie mir diese armseeligen Geschöpfe, so komme ich und andere verständige Leute vielleicht höhern Geistern vor, welche uns umschweben.

Ei! sagte Hartmann.

Ja! sagte Fink, man kann wahrhaftig nicht wissen, ob nicht der höchste Verstand aus einer Mischung von dem, was wir Verstand und Narrheit nennen, entstehen würde.

So würde am Ende wohl der Titel eines Narren eine Art Ehrentitel seyn.

Wenigstens, sagte Fink, kann man nicht wissen, ob Sie mich nicht mehr loben, wenn Sie mich närrisch, als wenn Sie mich verständig nennen.

Ein großer Tumult erhob sich, die Spieler standen auf, die Sprecher schwiegen, denn der Minister trat in den Saal. —

Vierte Stunde.

Von acht bis neun Uhr.

Lassen Sie sich nicht stören, bleiben Sie, meine Herren! sagte der Minister freundlich grüßend.

Der Minister sprach mit diesem und jenem. Man setzte sich nieder, und Bunian stand, die Anrede des Ministers erwartend, zur Seite. Mein lieber Bunian! fieng dieser endlich an, wenn mir recht ist, so sollte ich ja wohl heute den jungen Menschen kennen lernen, welchem ich die Professur auf Ihre Empfehlung conferirt habe.

Zu Ihrer Excellenz Befehl! erwiederte dieser, dort ist er — Herr Fink! wollen Sie nicht näher treten, um Ew. Excellenz Befehle zu vernehmen?

Fink näherte sich und beugte sich stumm.

Wer ist der andere junge Mensch? sagte der Minister.

Ich heiße Hartmann, zu Ew. Excellenz Befehl, und privatisire.

Ei! ei! privatisiren! sagte der Minister, Sie haben gewiß gute Kenntnisse, die Sie nicht so egoistisch selbst verzehren sollten. Was heißt privatisiren? Bloß sich selbst leben, und dazu sind wir nicht da, keine Kenntniß hat Werth, wenn sie nicht mitgetheilt wird — non nobis solis nati sumus, partemque nostri patria vindicat, partem amici. — Sie sind also Herr Fink — Nun mit der Professur wird es eben so wenig Schwierigkeiten haben, als mit Ihrer Fähigkeit und dem Fleiße und der Anstrengung dazu — Sie sind mir von gar zu guter Hand empfohlen worden, als daß ich mir nicht mit Grunde das Beste versprechen könnte. — Wo haben sie denn studirt? —

Zu Königsberg, Ew. Excellenz!

Da haben Sie wahrscheinlich den berühmten Kant gehört. — Sagen Sie mir doch, ist er in den Kupferstichen, welche man von ihm hat, getroffen?

So ziemlich, Ew. Excellenz! Freilich nicht so wie Göthe z. B., denn der sieht seinem Kupferstiche frappant ähnlich.

Sie kennen also Herrn von Göthe!

Ich habe ihn ein einzigesmal in der Nähe gesehn — am meisten kenne ich ihn aus seinen Schriften.

Ich habe sie auch gelesen, es sind viel gute Stellen darin. Aber sagen Sie mir, was halten Sie von dem Werther — ich für mein Theil halte es für das schlechteste, was Herr von Göthe je geschrieben, welches sich schon daraus beweisen läßt, daß es sein erstes Produkt, wie ich glaube, war. Sehn Sie, ich bin sehr tolerant, und liebe die Preßfreiheit, aber dieses Buch würde ich verbieten, weil es ganz dem Zwecke der schönen Wissenschaften entgegen ist, welcher darin besteht, die Menschen für die bürgerliche Gesellschaft und für die Erfüllung ihrer Pflicht zu präpariren. Etwas Immoralischeres aber giebt es wohl schwerlich, als das dargestellte Faktum, nämlich daß ein junger Mensch ohne Lust zur Arbeit, welche ihm doch gleichsam allenthalben angeboten wird, so lange herumgeht, bis er aus Liebe genöthigt ist, sich todt zu schießen. — Wo giebt es erstlich einen Menschen, welcher sich wirklich aus Liebe todtschießt? die meisten Selbstmörder entstehen aus Melancholie oder weil sie Schulden gemacht haben. Der Dichter hat also schon darin gefehlt, daß er, ich will nicht sagen einen unmöglichen, dennoch seltenen Fall genommen hat, und es ist ein Vorurtheil, daß das Gewöhnliche in der Dichtkunst uninteressant sey; denn das Genie des Dichters kann in die trivialsten Gegenstände viel Kunst legen. Indeß, wir wollen dem Dichter diesen Fehler einmal übersehn, so ist zweitens die ganze That immoralisch, denn der Selbstmord kann unter keiner Bedingung gerechtfertigt werden, und drittens ist der größte Fehler der, daß dieser Mensch als liebenswürdig dargestellt wird, indem nicht nur die Sachen also gestellt sind, daß der Mensch nicht wohl anders konnte, sondern auch, indem aus philosophischen Gründen diese That entschuldigt wird — So denke ich darüber, und ich frage Sie aufrichtig, Herr Fink! finden Sie die Meinung nicht richtig?

Ich suche es mir, sagte Fink, immer gegenwärtig zu erhalten, daß Göthe dieses Werk in seiner Jugend schrieb.

Recht! sagte der Minister, und so wie ein junger Mensch sich eine Welt träumt, wie sie nicht ist, so hat der jugendliche Dichter die Klippe nicht vermieden, eine ideale Welt darzustellen. — Ins einzelne mag ich gar nicht gehn, und dort die Unnatürlichkeiten rügen, weil wir sonst nicht fertig werden würden; nur das Eine muß ich am Werther und an allen tadeln, daß zu wenig Handlung darin ist, meinen Sie nicht, Herr Fink?

Allerdings! sagte dieser, sind die Empfindungen bei Göthe immer die Hauptsache.

Eben darum, fuhr der Minister fort, sollte man Hrn. v. Göthe nicht als Muster empfehlen, um unsere Genies vor Einseitigkeit zu bewahren, aber freilich einzelne Stellen kann man nicht oft genug lesen und wiederholen, ich habe mir diese daher auch in meinem Exemplar angestrichen. — Indeß muß man freilich sagen, sein Fürst hat ihn auch nicht unbelohnt gelassen, und ihn sogar in den Adel erhoben, und seit der Zeit finde ich die Klagen der deutschen Schriftsteller sehr ungegründet, welche behaupten, daß das Verdienst in Deutschland nicht so wie in andern Ländern belohnt werde — Ich frage Sie, Herr Fink! finden Sie das nicht richtig?

Allerdings! Ew. Excellenz, sehr!

Nun ja! von der Professur, welche Sie erhalten sollen. — Hier ist die Vokation, ich freue mich, sie Ihnen überreichen zu können. — Ich hoffe, Sie werden Ihrem Amte mit Nutzen vorstehen und uns nicht solche Leute, wie sie zu tausenden in Deutschland sind, ziehen, sondern solche, welche einen tüchtigen Styl schreiben, ohne die Empfindsamkeit, welche jetzt Mode ist. — Ja, was ich sagen wollte — ich gratulire Ihnen zu dem erhaltenen Amte; leben Sie recht wohl —

Ich warte nur auf eine Gelegenheit, wo ich Ew. Excellenz meine Dankbarkeit bezeigen kann.

Schon gut, junger Mann, schon gut! es wird sich schon eine Gelegenheit finden, wenn Sie einmal ein Buch schreiben oder so etwas. Wem Sie danken müssen, das ist der Rath Bunian, der mir Sie empfohlen hat, und große Stücke auf Sie hält. — Gute Nacht, meine Herren! sagte er freundlich.

Es entstand derselbe Tumult, wie oben; alles rannte durcheinander, und der Rath Bunian kam bald darauf von der Begleitung des Ministers zurück.

Ich kann nicht genug sagen, sprach er, wie sehr Sie die Gunst des Ministers gewonnen haben: er ist ganz entzückt von Ihnen, und sagt, so ein bescheidener, weltkluger und solider junger Mensch sey ihm seit langer Zeit nicht vorgekommen.

Würden Sie mich empfohlen haben, sagte Fink, wenn ich nicht, wenigstens etwas, ähnliches von dem besäße, was Ihre, und des Ministers Güte mir beilegt: die Selbstkenntniß? Sie sind sonst so strenge in Ihren Empfehlungen: möchte ich doch die Ausnahme verdienen, welche Sie für mich gemacht haben!

O, mein lieber Freund, sagte Bunian, und umarmte Fink, ich werde es nie bereuen, durch ein Amt Sie in unserer Stadt festgehalten zu haben — Auch Sie, Herr Hartmann; fuhr er fort, und wandte sich an ihn, sind auf dem Wege zu Ihrem Glücke; der Minister hat Sie bemerkt, hat sich mit Ihnen eingelassen, und Ihnen gute Lehren gegeben, und gegen wenn er das thut, der darf nur sein Glück poussiren.

Ich habe, sagte Hartmann, Gott sey Dank! so gut gewirthschaftet, daß ich nicht nöthig habe, aus Mangel an Vermögen mir ein Amt anzuschaffen; auch bin ich gar nicht im Rücken geschmeidig, kann gar nicht schmeicheln, noch weniger nachgeben, wenn ich offenbar recht habe: und so würde ich mich schlecht zu einem Geschäftsmanne schicken.

Ei, ei, mein Lieber! sagte Bunian, Sie übertreiben ja heute, und mit einer Bitterkeit, als wenn Se. Excellenz ungnädig gegen Sie gewesen wäre — Ich verstehe Sie nicht.

Es ist ein Verdruß, welchen er heute gehabt hat, und der ihn so verstimmt, sagte Fink.

Ei, ei, mein Lieber! sagte Bunian, wer wollte den Leidenschaften so viele Gewalt über sich einräumen, wer wollte sich nicht verstellen können, ei, ei, mein Lieber! Sie würden einen schlechten Hofmann abgeben — Vielleicht werden unsere Damen Sie aufheitern, ich sehe, es ist schon gedeckt, und die Bete sind abgespielt; ich gehe sie zu holen.

Schön! sagte Hartmann zu Fink, als Bunian sich entfernt hatte, das hat man davon, wenn man sich in anderer Leute Seele schämt.

Lassen Sie es also, sagte Fink, künftig meiner Seele über, sich zu schämen — aber was macht Sie denn so böse?

O, Sie sind kaum werth, daß ich es Ihnen sage — ich will auch nur schweigen; aber von einem Menschen, wie Bunian, mir Verweise geben zu lassen, o, es ist zu arg! Es ist um des Henkers zu werden!

In diesem Augenblicke sprangen die Flügelthüren auf; eine zahlreiche Menge Damen rauschte herein, und den Schluß machte die Räthin. Bunian stellte Fink seiner Frau vor.

Sie sind mir durch die Beckersche Familie schon vortheilhaft bekannt, sagte diese.

Sie sind doch gar zu gütig, sagte Fink, und wandte sich an den Rath Becker, welcher bis jetzt gespielt hatte.

Nun laßt mir alle Gelehrsamkeit weg, sagte Bunian, nun ist Essenszeit, kommt und seyd fröhlich! — Fink und Becker wurden von ihm nach dem Tische gezogen! Bunian zeigte der Gesellschaft den neuen Professor vor, und alle gratulirten.

Fünfte Stunde.

Von neun bis zehn Uhr.

Nachdem die Zähne der ganzen gelehrten Gesellschaft eine halbe Stunde lang in Bewegung gewesen waren, wandte sich der Rath Bunian an einen Mann, welcher mit schnellen Schritten im Saale auf- und abtrabte, und mit jedem aus der Gesellschaft unter lebhaften Gestikulationen sprach. Ein Merkmal, welches, nach Rabner, erstlich den Dichter, und zweitens den Satyren- oder Epigrammendichter bezeichnet. Auch war der Mann wirklich ein Satyrendichter, und nannte sich Necker; er hatte in Finks dritter Stunde das große Gelächter an dem andern Ende des Saales erregt. An diesen wandte sich der Rath Bunian, und bat ihn, die Satyre, welche der männlichen Gesellschaft so sehr gefallen, doch den Damen auch vorzulesen.

Herzlich gern, mein lieber Herr Bunian, sagte Necker, und zog ein Paquet Papier aus der Tasche, auf welchem Horaz seine zwei Bücher Satyren hätte hinschreiben können. Hier ist sie. Alles setzte sich, und nun las er, was wir nicht nachzuschreiben nöthig haben, indem es Leselustige im Archiv der Zeit finden werden.

Schön! riefen alle von allen Seiten, allerliebst! so derb ist noch nie eine Satyre geschrieben.

Besonders, sagte eine Dame, gefällt es mir, daß die Juden mitgenommen werden.

Was mich betrifft, — sagte Habermann, und hatte völlig die Miene, als wenn er untrüglich wäre, — so ist diese Satyre mir darum so lieb, weil sie nicht nur mit horazischem Geiste gedacht und geschrieben, sondern auch, weil sie mit Wielandischem commentirt ist. Wenn ich mir es recht überlge, so könnten Sie diese Satyre drucken lassen.

Das müssen Sie! sagte Günther, der Witz liegt ja handhoch darin.

Nur die Sarkasmen gegen die Kantische Philosophie, sagte Baldrian, sind unnütz; denn theils sind sie falsch, theils platt.

Nicht doch! sagte Bunian, diese Satyre muß an das Tageslicht, und alles muß stehen bleiben, wie es ist. — Ei, ei, meine Herren! wenn Sie eine solche Satyre geschrieben hätten, würden Sie sich etwas wegstreichen lassen? Ich bin überzeugt, eher würfen Sie die ganze Satyre weg. — Nein, mein lieber Herr Necker! Ihre Satyre hat mich sehr divertirt, so was ha-

ben wir seit langer Zeit nicht gesehn. Nun komme einmal einer, und sage, wir blieben in unserer Litteratur stehn, ja, wer hätte vor dreißig Jahren so was geschrieben? Cacagorischer Ambradif! herrlich gesagt! Nau, nau — lebendig wie ein Jude — Wenn Sie sie Rahnern vorläsen, der kehrte sich wahrhaftig im Grabe um.

Fink war indessen im Saale auf und abgegangen, und traf auf Bissing.

Sind Sie, redete ihn dieser an, nicht begierig, die Damen kennen zu lernen?

Es muß sehr interessant seyn — Wollen Sie mich au fait setzen?

Das ist mit zwei Worten geschehn — Jene — Madam Moses ist eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl schon bemerkt haben, daß sie sich mit Mühe soviel Grazie erworben hat, daß sie dadurch ungemein misfällt — Sie ist in dieser Gesellschaft die eigentliche *schöne Seele*, sie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, — welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden ästhetischen Ideen hinterließen, die sie jetzt jedem neuen Bekannten Groschenweise zuzählt — Sie ist immer in irgend einen Göthischen Charakter masquirt — am liebsten zeigt sie sich als Prinzessin im Tasso, deswegen lernt Sie auch jetzt Latein. Hat ihr Göthe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, so schneidet sie ihn sich selbst nach der Mode — Ihre begünstigten Liebhaber indessen behaupten, unter vier Augen wäre sie — — Madam Moses.

Sie scherzen! sagte Fink.

Ich stehe für jedes Wort. — Dabei ist sie fein; Leute von einigem Verstande sucht sie durch coquettiren, schmeicheln und solche kleine Künste auf ihre Seite zu bringen: diese breiten dann ihren Ruhm aus. Solch ein Mensch ist Wagner.

Wagner?

Er würde nicht uneben seyn, wenn ihm die Moses nicht in den Kopf gesetzt hätte, daß er ungemeinen Verstand habe; — er glaubt auch deswegen fest an den ihrigen, und geht aus in alle Welt, wie ein Apostel, zu lehren alle Heiden.

Er scheint doch manches zu wissen.

O ja — Personalien von Schauspielern. Wer diesen oder jenen Aufsatz in den Horen geschrieben hat, oder dieses oder jenes anonyme Buch, — kurz, er ist eine Art von literarischem Colporteur.

Wer ist denn die Dame, mit der er spricht?

Sie heißt Ring und ist eigentlich Mademoisell — Sie lieferte sich einem jungen Menschen in die Arme, der sie nachher mit ihrem Kinde sitzen ließ. Diesen Umstand benutzte sie aufs beste, und machte es wie jener, welcher auf den Brandbrief des Hauses bettelte, daß er selbst in Brand gesteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlornen Unschuld — Da sie ein sehr schönes Französisch spricht, so haben ihre Freunde sie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein sie zieht diese verächtliche Abhängigkeit vor, weil sie hier müßig seyn kann. Die daneben heißt Albrecht, sie ist eine gute Frau und auf dem herrlichsten Wege der Besserung — sie studirte sonst die neusten philosophischen Romane, und hatte daraus gelernt: daß Sittsamkeit Tand, und Tugend ein leeres Wort sey. Von dieser Meinung aber hat sie nun Herr Forstner, welcher ihr Lehrer und begünstigter Liebhaber zugleich ist, beinahe zurückgebracht. Daneben sitzt Madam Berger. Diese ist originell, und bedauert innigst, daß sie mit andern Menschen noch in diesem und jenem Punkte zusammentrift — Sie hält jedermann Widerpart — Gehn Sie langsam, so heißt es: Sie schleichen ja wie eine Schnecke; gehn Sie geschwinder: der Gang wird mir theuer zu stehen kommen — Sie verursachen mir die Schwindsucht. Sind Sie ein Demokrat — so ist sie eine strenge Monarchistin — dagegen die deklarirteste citoyenne, so wie Sie mit einem Cammerherrn spricht. Sie hätte Verstand genug, es allen vernünftigen Leuten recht zu machen, allein um diese kümmert sie sich nicht — und denen Narren, von denen sie aufs engste abhängt, kann sie es nicht recht machen, wie schon ein bekanntes Sprichwort lehrt. Sie würde sehr decent und artig seyn, wenn man ihr beweisen könnte, daß sie so abgeschmackt erscheinen würde — mit einem Worte, sie hat ihr ganzes Leben darauf gewandt, ein originelles männliches Weib zu werden, und ist nun ein närrischer weiblicher Mann geworden.

In der That, Sie wissen dieser Gesellschaft sehr bittere Wahrheit zu sagen.

O, ich bitte Sie, erwiederte Bissing freundlich. — Nun, da kommt Mademoisell Becker. Ich will nicht stören, setzte er listig hinzu und gieng.

Was sagen Sie denn zu dieser Satyre? fragte Mademoisell Becker.

Sie fragen schwerlich im Ernste, Mademoisell! denn Ihnen kann es unmöglich gleich den übrigen Blöden im Saale ergangen seyn, welche den Spaß nicht bemerken, welchen sich Herr Necker mit der Gesellschaft macht.

Den Spaß? sagte Caroline erstaunt.

Allerdings, Mademoisell! fuhr Fink fort; denn lassen Sie uns nur einen einzigen Augenblick annehmen, es sey mit der Satyre ihm Ernst: was würde daraus folgen? Wäre es nicht eine Arroganz erster Größe, anzunehmen, das Publikum oder die Zuhörer würden den feinen Zusammenhang zwischen den Ideen nicht wahrnehmen, und in dieser Rücksicht eine Einleitung zu seinem eigenen Gedichte zu verfertigen? Wäre es nicht, ich will nicht sagen lächerlich, sondern sogar verächtlich, seine eigenen poetischen Schönheiten in Noten zu erklären und nützliche Anmerkungen moralischen Inhalts in die Erklärung des Textes einzuweben? Können Sie glauben, daß Herr Necker solche Verse machen wird, welche sich in dem Grade weigern, über die Zähne zu springen? Können Sie glauben, daß er die geistlosen Possen, wovon die Satyre wimmelt, können Sie glauben, daß er diese für schön, für geistreich hält? Nein! ich glaube das nicht, und fühle im gegenwärtigen Moment das tiefste, innigste Mitleid mit ihm.

Mitleid? sagte Caroline, wie so?

Er hat sich mit diesen nicht sehr geistreichen Herrn einen Spaß machen wollen, den ich nicht gemacht hätte; er hat etwas sehr schlechtes für etwas gutes ausgegeben: theils, um zu sehn, ob mehrere so ihre Vernunft gefangen nehmen würden, daß sie es gut fänden; theils, ob wohl einer so aufrichtig seyn und ihm sagen würde: Lieber Freund! Sie haben ja etwas erbärmliches geschrieben. — Und nun denken Sie sich die Empfindung eines Mannes, welcher in dieser Narrheit *bewundert* wird, der angestaunt, und dem nicht geglaubt werden würde, wenn er sagen wollte: ich habe Euch zum Besten gehabt *)? giebt es etwas niederschlagenderes, als die Anschauung der Verstandesschwäche einer ganzen Gesellschaft, und wie muß dem Dichter die bewundernde Gesellschaft, ja, wie muß er sich selbst vorkommen, wenn man dieses elende Produkt schön finden kann?

Ich weiß nicht, sagte Caroline, ob ich sagen soll, Ihre Phantasie oder Ihre Menschenfreundlichkeit leihe Herrn Necker diese Gründe. — Ich versichere Sie aber, er wird Sie durch den *Druck* der Satyre widerlegen.

Widerlegen? sagte Fink, bestätigen wollen Sie sagen. Denn läßt er sie drucken, so will er sehn, was die bloße Vernunft gegen die Sathre sagen kann und sagen wird; die Vernunft nicht von persönlicher Bekanntschaft mit dem Verfasser, nicht durch schnelles, vielleicht gutes Vorlesen überlistet. Er will diesen dummen bewundernden Haufen, welcher ihn jetzt umgiebt, und den er verachten muß, dadurch wieder lieben lernen, daß er diese Bewunderung, indem Fremde sein Werk auf den wahren Werth herabsetzen, das heißt, indem sie ihm allen Werth nehmen, auf Rechnung der Freundschaft setzt.

Ich glaube, sagte Caroline, daß das, was Sie eben jetzt gesagt, weder Ihr Ernst ist, noch daß ein Gedanke von dem Ihrigen je in Hrn. Neckers Seele gekommen ist. Ich sage, ich weiß dies recht gut, aber Ihre Gründe sind zu sehr aus dem Herzen und der moralischen Natur des Menschen hergenommen, als daß sie mir nicht gefallen sollten. — Wahrlich, Herr Fink! Sie haben sich durch diese Vertheidigung meine Freundschaft im hohen Grade erworben.

Wie soll ich, — sagte Fink mit der Miene der Beschämung, — wie soll ich diese Freundschaft und das Zutrauen, welches Sie zu mir haben, erwiedern? — Ach Mademoisell! — fuhr er nach einer Pause fort, — ich kann Ihre Güte nicht anders als durch Freundschaft, durch Zutrauen vergelten!

Sie berühren eine Eigenschaft, welche Ihnen fehlt, sagte Caroline; schon lange habe ich mit einem großen Mißvergnügen einen Mangel an Zutrauen an Ihnen bemerkt.

Sie sollen, sagte Fink, nie mehr Ursach haben, in diesem Punkte Klagen über mich zu führen. Zum Beweise meines uneingeschränkten Zutrauens will ich Ihnen etwas entdecken, was bis jetzt noch jedermann ein Geheimniß ist.

Caroline ward roth — Bedenken Sie sich wohl, sagte sie, was Sie thun, Sie legen Ihr Geheimniß in den Busen eines Frauenzimmers nieder.

Dies Frauenzimmer, versetzte Fink, wäre meine Freundin nicht, wenn sie nicht die Geheimnisse ihres Freundes verwahren könnte, und zudem wird es jetzt, da ich die Professur erhalten habe, nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben — ja, mein Glück wird darin bestehen, daß die verhüllende Decke bald weggezogen wird.

Caroline ward röther, schwieg und fieng an zu zittern.

Wir sprachen heute früh von dem Glücke des häuslichen Lebens: schon seit lange trage ich mich mit dem Gedanken, mich zu verheirathen, aber immer lag es an einem anständigen Auskommen. Ich mußte leider zwei Rücksichten bei meiner Wahl haben,

---

*) Eben weil Hr. Necker voraussah, das man ihm nicht glauben werde, so hat er die Erklärung, mit der Satyre sey es ihm Spaß, bisher noch nicht von sich gegeben.

ich mußte mir nicht nur eine gute, sondern auch reiche Frau wählen, und beides fand ich an Mademoiselle Müller — —

Um Gotteswillen! schrie Caroline auf, ward blaß und sank zusammen — die ganze Gesellschaft stürzte herbei.

Sie bekömmt ihre Krämpfe, sagte der Vater, wir müssen sie nach Hause bringen — dies geschah augenblicklich.

Der Tumult hatte auch Hartmann erweckt, welcher gleich nach Tische eingeschlafen war.

Wollen wir nicht gehn? sagte er zu Fink; es ist gleich zehn Uhr, und ich weiß nicht woher es kömmt, aber ich bin ungewöhnlich müde.

Die ganze Gesellschaft ist ja noch beisammen, sagte Fink.

Beckers sind ja schon nach Hause,, erwiederte Hartmann, kommen Sie! überdies habe ich noch mit Ihnen zu sprechen.

Nun meinethalben! sagte Fink, und beide empfahlen sich der Gesellschaft.

Als sie herunter kamen, war der Wagen, welcher sie abholen sollte, noch nicht da. Sie hielten es für auffallend, zu einer Gesellschaft zurückzukehren, von der sie sich beurlaubt hatten, und giengen daher zu Fuß, welches desto leichter geschehen konnte, da der Himmel sich aufgeklärt hatte, und es stark gefroren war.

Sechste Stunde.

Von zehn bis eilf Uhr.

Beide Freunde giengen eine Zeitlang stillschweigend nebeneinander, endlich fieng Hartmann an:

Es ist mir in gewissen Stimmungen ganz unmöglich, sie nicht zu äußern, besonders wenn die Sache die Freundschaft betrift, und ein Freund mir Aufschluß geben kann. Aber ehe ich spreche, bitte ich Sie inständigst, mich nicht zu unterbrechen und mir ohne Scherz zu antworten. Diese Achtung gegen mein Gefühl bedinge ich mir im Voraus.

Fragen Sie, ich will antworten, sagte Fink.

Sagen Sie mir: wer sind Sie, und was sind Sie? Ich bin irrig an Ihnen geworden. Ich komme um fünf Uhr zu Ihnen, finde Sie durchglüht von Enthusiasmus, entzückt von Göthens Meisterstücke, und in einer halben Stunde darauf suchen Sie ein Mädchen zu hintergehen, zu täuschen. Sie, der Offenheit und Aufrichtigkeit so sehr zu lieben vorgab, schmeicheln dem Minister auf eine kriechende Art, und von weitem habe ich nur gehört, daß Sie die elende Satyre von Necker vertheidigten — sagen Sie mir, Fink! wie soll ich alles dies mit Ihrem Geschmacke, Ihrem Verstande, Ihrer Rechtschaffenheit reimen? Ich weiß es nicht, und besorge, die traurige Zeit ist nahe, wo wir uns seltner und immer seltner sehn, uns fremder und immer fremder werden, bis unsere Freundschaft zu kalter Bekanntschaft herabsinken wird — Lösen Sie mir diese Widersprüche, und es soll mich freuen; denn so, wie Sie jetzt handeln, so, ich gestehe es Ihnen, kann ich Sie nicht lieben.

Und brauche ich denn, antwortete Fink, brauche ich denn wirklich gegen diese Anschuldigungen mich zu vertheidigen? Giebt es hier wirklich Widersprüche zu lösen? — Doch es sey! Ich will es einmal annehmen. Habe ich Ihnen nicht schon, als wir nach Bunians fuhren, alles gesagt, was ich für vernünftig über diesen Punkt halte? Beobachte etwa ich allein, und Sie nicht auch, eine gewisse Weltklugheit? und wollen Sie mich deshalb verfolgen, weil wir zwei Systeme haben? Ich erklärte Ihnen, warum ich so gegen Demois. Becker handeln müßte, und Sie waren damit zufrieden. Was würden Sie von mir, was müßte ich von mir denken, wenn ich dem Minister ins Angesicht widersprochen, wenn ich ihm geradezu gesagt hätte: Sie verstehen und fühlen von Göthe kein Wort.

Aber haben Sie selbst nicht gesagt, Sie würden den verachten, welcher, nachdem er Göthens Iphigenie gelesen, hingehn und schmeicheln könne?

Ganz recht! Aber war der, welcher das sagte, eine und dieselbe Person, mit dem, welcher dem Minister schmeichelte? War ich nicht durch den Zank mit Ihnen, durch den Besuch bei Beckers, Ihre Vorwürfe über mein Betragen, durch die Kunstkenner, Philosophen und Witzlinge bei Bunians so anders gestimmt, oder vielmehr so verstimmt, daß ich ganz recht that, mit dem Minister so und nicht anders zu sprechen? abgerechnet, daß mein Betragen, wäre ich in einer andern Stimmung gewesen, und hätte also anders gehandelt, keine Weltklugheit verrathen hätte.

Also handeln Sie nach Stimmungen?

Und Sie wohl nicht? sagte Fink. Handlungen sind wohl nur, was ich mit den Händen oder fünf Sinnen verrichte, wohl nur das Sichtbare? Wenn Sie in Ihrem Zimmer bleiben und gewinnen heute eine Terne, morgen stirbt Ihre Mutter, übermorgen baut Ihnen der König ein Haus, und am folgenden Tage brechen Sie ein Bein; so handeln Sie wohl nicht, wenn Sie die Freude, den Schmerz nur innerlich fühlen, nicht äußerlich zeigen? Und wenn Sie äußerlich handeln, so hat wohl die Freude, der Schmerz, und das heißt doch wohl die Stimmung, keinen Einfluß, ich will nur sagen, auf den Ton Ihrer Worte? Nun denken Sie sich einen Menschen, bei dem in der Seele nicht alles niet- und nagelfest ist, wie ich z. B. bin: ist es bei dem nicht ganz natürlich, daß die Stimmung ihn härter ergreift und ihn stärker mit sich fortreißt? Entschuldigen Sie mich daher mit sich, und das können Sie, wenn Sie sich in mich versetzen. Doch sollte Ihnen das nicht Genüge thun, so wollen wir eine andere Seite der Sache ins Auge fassen. Wie, wenn der Minister in seiner Person eben so recht hätte, als ich in der meinigen? Er, der nur Akten, Courfahren, Soupees, Assambleen, Suppliken, kurz alle die Armseeligkeiten kennt, welche die große Welt und das geschäftige Leben für Realitäten ausgeben, er kann sich so wenig in die zarte von großen, schönen, menschlichen Empfindungen angefaßte Seele Werthers versetzen, als ich mich in die seinige. Ferner muß man doch eingestehen, daß Werther wirklich ein Kunstwerk ist, in welches sich zu versetzen eine frischere, jugendlichere Stimmung gehört als zum Genuß der Iphigenie; und daher würde ich, wenn er gegen diese gesprochen hätte, sicher nicht so zweideutig geantwortet haben, als ich that, indem ich gewisser gewesen wäre, einen Punkt in Göthens Iphigenie auszumitteln, von dem aus ich und er die Sache gemeinschaftlich hätten betrachten können. Endlich war das, was er über den Werther sagte, so, ich will es gerade heraussagen, dumm, daß es mir eigentlich Spaß machte, ihn darin zu bestärken. Durch einen Zufall sah nun dieses Bestärken einer Schmeichelei ähnlich, aber wahrhaftig keiner niedrigen, denn ich drückte mich immer zweideutig aus, und keiner, als Sie, konnte meine damalige Stimmung gegen die vorhergehende halten. Uebrigens bin ich überzeugt, daß jeder der Anwesenden bei Bunians mir es verdacht hat, daß ich nicht stärker geschmeichelt habe.

Das entschuldigt Sie wahrscheinlich, sagte Hartmann.

Gar nicht! erwiederte Fink. Nur möchte ich Ihnen bei der Gelegenheit zeigen, daß gerade meine simple, unverhüllte Art zu handeln es ist, welche Ihnen einen Vortheil über mir giebt. Hätte ich Ihnen meine ersten Empfindungen bei der Lesung der Iphigenie nicht gestanden, so hätten Sie mich wahrlich nicht anklagen können. — — Daß ich Neckers Satyre vertheidigte, war eine Laune, in welcher aber für mich ein Trost, eine Stärkung liegt. Ist es nicht äußerst human, immer das Beste, das Menschlichste anzunehmen? Unser ganzes Leben ist so schaal, so prosaisch, daß wir ohne poetische Fiktionen gar nicht leben können; die Wirklichkeit wird uns bald, zu bald zur Last, und wir müssen sie mit Bildern unserer Phantasie überkleben, um sie lieben zu können — Sie sind so still?

Ich habe mich, sagte Hartmann, während Ihrer ganzen Deklamation, damit beschäftigt, daß ich mich gefragt habe: wohin führt diese Philosophie?

Wer wird darnach fragen, sagte Fink, man kann mit jeder Philosophie an den Galgen kommen — Ueberhaupt, Hartmann — fuhr er fort, und nahm ihn bei der Hand, wer wird den Tand des Lebens für so viel werth halten, daß er auf einige Worte ein Gewicht legt, welche, in einer unwillkührlichen Stimmung ausgesprochen, vielleicht ganz anders wirken, als der sprechende es wollte. — Was ist die Erde gegen die Welt, das Menschengeschlecht gegen die Erde, und wir beide gegen das Menschengeschlecht? Und was ein einzelnes Wort, eine einzelne Handlung, eine einzelne Stunde gegen ein Menschenleben? — Sehn Sie, lieber Hartmann! nun will ich es Ihnen gestehen, das ich vorher innerlich lächelte, als Sie sagten, Sie befürchteten, ich würde meine Freundschaft gegen Sie zurücknehmen. Bei der hohen Toleranz, welche ich gegen fremdartige Handlungen und Empfindungen habe; bei der Geringschätzung, mit welcher ich mich, Sie und die Menschen betrachte, haben Sie das von mir wahrlich nicht zu erwarten. — Und wollen Sie die Ihrige zurücknehmen, so kann ich nichts, als Sie bitten, es nicht zu thun. — Wollen Sie es dennoch, nun so kann ich Sie versichern, daß ich es nicht thun werde.

Sie standen bei den letzten Worten vor Finks Thüre; Fink klingelte.

Adieu! sagte Hartmann kalt.

Gute Nacht! erwiederte Fink.

Der Bediente kam mit Licht, um Fink die Thüre zu öfnen. Hartmann gieng vorwärts. Kann ich morgen Mittag bei Ihnen essen? fragte Fink.

Ich werde es Ihnen morgen früh sagen lassen, erwiederte Hartmann.

Gute Nacht, lieber Hartmann! sagte Fink.

Am andern Morgen erhielt letzterer folgendes Billet.

„Sie haben mich gestern Abend überredet, aber nicht überzeugt. Sie können nicht verlangen, daß ich Ihr Freund.

seyn soll, da Ihre Seele Stimmungen hat, in denen Ihnen Treue und Freundschaft lächerlich erscheinen können. — Ich bin zu stolz, mein Betragen Ihrer wandelbaren launischen Critik zu unterwerfen, und ziehe mich daher zurück — Trösten Sie sich damit, wenn mein Verlust Sie vielleicht für einige Minuten nachdenkend machen sollte, daß Sie ein Amt und eine reiche Braut gewonnen haben. Eine Närrin, welche sich von Ihrer glatten Zunge bethören läßt, und ein treuer Freund finden sich ja wohl wieder. — Ich bin heute Mittag gebeten. Hartmann.

Friedrich Justin Bertuch,

ein durch rastlose, vielseitige Wirksamkeit überaus verdienter Mann, ward am 30. September 1747 zu Weimar, wo sein Vater als Arzt lebte, geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium und besuchte dann die Universität Jena, wo er das Studium der Theologie, dem er sich anfangs gewidmet hatte, bald mit dem der Rechtswissenschaften vertauschte. Nach zurückgelegter akademischer Laufbahn erhielt er 1765 eine Anstellung als Hauslehrer bei dem geistreichen, feingebildeten Freiherrn Bachof von Echt zu Remschütz im Altenburgischen. Dieser veranlaßte ihn, sich mit der reichen spanischen Literatur bekannt zu machen; ein Bestreben, das schöne Früchte trug, denn Bertuch war der Erste, welcher den Don Quixote in guter Uebersetzung den Deutschen zuführte und sie überhaupt auf die Schätze der spanischen Poesie aufmerksam machte. Im Jahre 1773 kehrte B. nach seiner Vaterstadt zurück, ward 1775 herzogl. weimarischer geheimer Kabinetssecretair, 1776 Rath, 1785 Legationsrath. Während dieser Zeit hatte er den Grund zu mehrern nützlichen merkantilisch-scientifischen Anstalten gelegt; um sich diesen ganz widmen zu können, trat er 1796 aus dem Staatsdienst und leitete nun die von ihm unter der Firma „G. S. Priv. Landes-Industrie-Comtoir" gestiftete Verlagshandlung, sowie das „Geographische Institut" und fuhr fort nach wie vor vielseitig durch Schrift und That zu wirken. So erreichte er ein hohes, friedliches Alter und starb am 3. April 1822. Sein Grab hatte er sich selbst in dem von ihm angelegten schönen Baumgarten hinter seiner Anstalt erwählt und schlummert dort neben den ihm vorangegangenen Lieben.

Theils allein, theils in Verbindung mit Andern gab er heraus:

Kopien. Altenburg, 1770.
Das Mährchen vom Bilboquet. Altenb., 1772.
Wiegenlieder. Altenb., 1772
Das große Loos, komische Oper. Weimar, 1774.
Elfriede, Trauerspiel. Weimar, 1775. N. A. 1789.
Polyxena, Monodrama. Leipzig, 1775.
Magazin der spanischen Litteratur. Dessau, 1780—83. 3 Thle.
Priors Heinrich und Emma. Altenb., 1771.
Geschichte des Gerundio von Campagas. 2 Thle. Leipzig, 1773. N. A. 1777.
Ines de Castro. Leipzig, 1773.
Don Quixote de la Mancha. 5 Thle. Leipzig, 1775—77. N. A. 1780.
Yriarte's litterarische Fabeln. Leipzig, 1783.
Journal des Luxus und der Moden. Weimar, 1786—1822.
Bilderbuch für Kinder. Weimar, 1790—1822. 190 Hefte.
Blaue Bibliothek. Gotha, 1790—97. 11 Thle.
Allgemeine geographische Ephemeriden. Weimar, 1806—22.
Neue Bibliothek von Reisebeschreibungen. Weimar, 1815—22. u. s. w. u. s. w.

Bertuch's hauptsächlichstes Verdienst beruht darin, daß er, mit rastlosem Eifer alle Schwierigkeiten überwindend, durch glückliche Verhältnisse und Verbindungen unterstützt, zu einer Zeit und an einem Orte lebend, wo alles geistige Wirken freundlich ermuntert und befördert wurde, überall mit Rath und That das Schöne, Gute und Nützliche einzuführen und zu verbreiten suchte. In diesem Streben wirkte er als geschmackvoller Uebersetzer, als geistreicher Kritiker, als tüchtiger Gelehrter und als verständiger Staatsbeamter und Verlagshändler nach allen Richtungen. So verdankt man ihm neben vielen guten bürgerlichen Einrichtungen und Anstalten, die er entweder gründete oder an deren Leitung er Theil nahm, und welche noch jetzt in seiner erkenntlichen Vaterstadt, der er manche neue Quelle des Erwerbes bei eigentlich beschränkten Mitteln eröffnete, fortbestehn, u. A. den Plan zur Allgemeinen Literaturzeitung, welchen er 1784 gemeinschaftlich mit Schütz und Wieland entwarf. Den Sinn für spanische Literatur hat er, wie bereits schon oben bemerkt wurde, zuerst in Deutschland geweckt und durch für jene Zeit vortreffliche Uebertragungen poetischer und prosaischer spanischer Meisterwerke genährt und rege gehalten, indem er dabei mit eben so gründlicher Kenntniß als feinem Geschmack und echtem Tact verfuhr. Ein anderweitiges großes Verdienst von seiner Seite sind seine Bemühungen, die Kenntniß der Naturwissenschaften, vorzüglich der Naturgeschichte, so wie der Geographie populär zu machen, was er vorzüglich durch die Herausgabe seines Bilderbuchs, der geographischen Ephemeriden und der Bibliothek der Reisebeschreibungen zu erreichen suchte. Seine eigenen poetischen Leistungen können zwar nicht auf hohe Originalität Anspruch machen, aber sie zeichnen sich durch Besonnenheit, Klarheit, Geschmack und Correctheit vortheilhaft aus. Ein gleiches Lob trifft seine prosaischen Arbeiten, in denen der in inniger Verbindung mit dem Gelehrten bleibende Mann von Welt unverkennbar ist.

Vgl. Küttner's Charactere deutscher Dichter und Prosaisten, S. 525 fgde. — An Bertuch's Grabe, im Namen der Loge Amalia in Weimar gesprochen in der Morgenstunde den 6. April 1822. Als Manuscript für Freunde. O. O. — Zeitgenossen. Neue Reihe, Bd. 5. Heft 19. S. 77—103. — Grüber's Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik, Bd. I. S. 606 folgende.

Lope Felix de Carpio*).

Gehe zuerst hervor aus deinem Grabe, großer, herrlicher Lope de Vega! Du so oft mißgesehen als mißverstanden; so oft schwärmerisch vergöttert als unsinnig getadelt. Pygmäen wollten dich messen, legten den Maßstab ihrer Zwergenglieder an deinen Riesenleib und fanden dich — regellos und ungeheuer. Du lachtest ihrer und ginst deinen eignen ursprünglichen Gang fort. Natur, nicht Schule schuf deine Werke. Du wurfst sie von dir, so oft innerer Drang dich nöthigte, unbekümmert nach welcher Art und Kunst!

Lope de Vega's Vaterstadt war Madrid, und seine Eltern von gutem Adel aus derselben. Felix de Vega, sein Vater, war auch Dichter. Ob gut oder mittelmäßig kann ich nicht sagen, denn ich habe nie etwas von ihm gesehen; Lope lobt ihn aber in seinem Laurel de Apolo. Er wurde den 25. Nov. 1562 geboren, lebte also gerade in der glänzendsten Periode des Spanischen Parnasses, und war Zeitgenosse von Cervantes, Quevedo, den beyden Argensola, Calderon, und mehreren vortrefflichen Dichtern und witzigen Köpfen Spaniens.

---

*) Aus: Magazin der Spanischen und Portug. Literatur; von F. J. Bertuch. Erster Band, Dessau, 1781.

Trug je ein Mensch den Dichter-Stempel, von der Hand der Natur aufgedrückt, sichtbarlich an der Stirn, so war es Lope. Niemand, sagt Antonio von ihm, hat je das Sprüchwort: ein Redner kann gemacht, ein Dichter aber muß geboren werden, so wörtlich erfüllt als er. Fast alles, was er dachte und sprach, war Vers, und beynahe hätte er fragen können, ob's auch Prosa in der Welt gebe? Es ist nicht Scherz, sondern wahre Thatsache, daß er als Kind, noch nicht 5 Jahr alt, schon Verse machte, die ihm, weil er noch nicht schreiben konnt, andere ältere Knaben in der Schule aufschrieben, und er hernach gegen Bilder und andere Spielereien an sie vertauschte. Mein Genius, sagt er einmal von sich selbst, lehrte mich von der Wiege an Verse machen; und in seinem Arte nuevo de hazer comedias en este tiempo: ich schrieb im eilften und zwölften Jahre schon Comödien, von vier Akten und vier Bogen; denn jeder Akt machte nicht mehr als einen Bogen; weil man zwischen jedem damals noch ein Zwischenspiel gab. Außer dieser wunderbaren Leichtigkeit seiner Versification ließe sich auch seine erstaunende Fruchtbarkeit und Polygraphie, von der ich bald mehr sagen werde, gar nicht begreifen.

Mit dem Zaubertalent, womit die Mutter Natur ihren Liebling ausgesteuert hatte, that unser Lope nun Riesenschritte in allem was er begonn. Poet von Natur, behagten ihm natürlich vor allen die Wissenschaften, die seiner Imagination Nahrung gaben; und in seinem zwölften Jahre hatte er seine Humaniora schon völlig studirt, und sich noch eine Menge Fertigkeiten durch Leibesübungen erworben: konnte tragen, fechten, zur Guitarre singen, kurz, er war ein vollkommener junger Cavallero.

Um diese Zeit sturben ihm seine Eltern, die, wie aus den Umständen erhellet, nicht reich waren. Der junge verwaiste Lope, dem sie nichts hinterließen, hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte, geschweige denn, wovon er hätte leben können. Das Glück verließ ihn aber in dieser Noth nicht, sondern führte ihn zum Don Geronymo Manrique, Inquisidor General und Bischof von Avila, der ihn zu sich in's Haus nahm. War's aus Verwandtschafts-Pflicht oder bloßer Liebe zu Genie und Talenten, daß er ihn aufnahm, weiß ich nicht. So viel ist aber gewiß, daß es Lope da mußte gut gegangen seyn; denn er machte zum Beweise seiner Liebe, auf den Tod seines Wohlthäters, etliche Eclogen und das kleine Schäferspiel: La Pastoral de Jacinto. Die ersten Früchte, die seine Muße der Welt gab, und die schon den daherschreitenden Riesen von Ferne zeigten.

Lope de Vega ging nun nach Alcala de Henares, und studirte da die Philosophie vier Jahre lang mit solchem Erfolg, daß es ihm keiner gleichthat. Er machte großes Aufsehen, und hätte leicht können ein Doctor admirabilis oder subtilissimus werden, wenn's seinem poetischen Kopfe um diese Strahlenkrone wär zu thun gewesen. Vor der Hand war er mit den ersten Graden der philosophischen Würden zufrieden, ging nach Madrid zurück, und trat bey dem berühmten Duque de Alba als Sekretär in Dienste; dessen ganzes Vertrauen und Liebe er sich erwarb. Dieß Glück wurde ihm aber bald durch den Tod des Herzogs entrissen. Sein Andenken suchte er auch durch sein Arcadia, einen sehr angenehmen Schäfer-Roman in Prosa und Versen, zu verewigen.

Von der geheimen Geschichte des Herzens unsers Lope wissen wir weiter nichts, als daß er, seinen Liedern nach, ein höchst zärtlicher Liebhaber seyn mußte. Zweymal war er verheirathet; das erstemal, nach des Herzogs von Alba Tode, mit Donna Isabel de Urbina, einer Dame von guter Familie. In dieser Ehe lebte er glücklich, bis ihn ein unangenehmer Zufall von seiner Gattin trennte. Ein boshafter Verleumder nämlich hatte nachtheilich von Lope gesprochen, und ihn beleidigt. Gefühl von Ehre setzte unsers jungen Mannes Blut in Wallung. Es kam zum Zweykampfe. Lope verwundete darin seinen Gegner tödtlich und mußte nach Valenzia entfliehen. Da brachte er einige Jahre zu, bis er nach ausgemachter Sache wieder zurück nach Madrid, zu seiner geliebten Gattin, kommen konnte; die aber leider einige Monate nach seiner Zurückkunft starb.

Dieß Unglück schlug den Mann, dessen zärtliches Herz schon zuvor durch die lange Trennung seiner Gattin sehr gelitten hatte, vollends ganz nieder. Er versank in eine Art von Schwermuth, daraus er sich zuletzt durch den halbverzweifelten Entschluß, Kriegsmann zu werden, und auf der Flotte, die Philipp der II. unter dem Herzoge von Medina Sidonia gegen England ausrüsten ließ, Dienste zu nehmen. Er ging auch wirklich nach Cadix und Lissabon, und schiffte sich mit seinem Schwager Alferez de Marina ein. Bey dieser unglücklichen Expedition im Jahr 1588 verlohr er ihn, stund selbst viel aus, und kam müde und unzufrieden wieder heim. Um diese Zeit ohngefähr muß er seine Gatomachia geschrieben haben, wie aus verschiednen Kennzeichen wahrscheinlich wird; obgleich er sie erst 1634, ein Jahr vor seinem Tode, mit seinen Rimas del Licenciado Tome de Burgillos, herausgab.

Lope war erst 26 Jahr alt, als er von der unglücklichen Expedition gegen England zurückkam, hatte schon manche Scene des Lebens schnell durchlaufen, und in der letzten den gehofften Lorbeer nicht gebrochen. Je rascher das Feuer in dem jungen Manne lodert, desto schneller verleidet ihm oft die erste fehlgeschlagene Erwartung das ganze Unternehmen, und desto schneller springt er ab. So auch Lope. Der junge feurige Dichter konnte die Untreue des Kriegsglücks nicht ertragen, und brach lieber ganz mit Bellonnen. Da er aber noch nicht reich genug war, für sich zu leben, ging er wieder als Sekretär bey dem Marques de Malpica, und nicht lange darauf bey dem Conde de Lemos, Vicekönig von Neapel, in Dienste. Dieser wahre Musagete, der überhaupt Alles, was Genie und Talent hieß, hochschätzte, liebte besonders auch den vortrefflichen Cervantes; und höchst wahrscheinlich war's auch die Gunst dieses Protektors, die zwischen die beyden herrlichen Köpfe, Lope und Cervantes, ein wenig Eifersucht säete; die zwar nie öffentlich und unanständig ausbrach, wovon aber doch beyden hie und da Züge in ihren Schriften entwischten.

Als Lope beym Conde de Lemos war, verheyrathete er sich zum zweytenmale mit Donna Juana de Guardio, die von sehr gutem Hause, und außerordentlich schön war. Mit dieser zeugte er zwey Kinder; einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn starb als Kind wieder; die Tochter, Donna Feliciana de Vega aber heyrathete einen gewissen Luis de Usategui, der hernach auch seines Schwiegervaters hinterlassene Werke, unter dem Titel: la Vega del Parnaso, herausgab. Lope genoß das Glück seiner zwooten Ehe auch nur kurze Zeit; denn seine Gattin starb ihm, wie die erste, da er sie kaum einige wenige Jahre besessen hatte.

Von der ganzen Periode aus Lope de Vega's Leben, nämlich von der Niederlegung seiner Kriegsdienste an bis zu seinem Uebergange zur Kirche, sind fast gar keine Nachrichten da, die sie in etwas helleres Licht setzen könnten. Sie muß ohngefähr zwanzig Jahre gedauert haben, und reich an Unruhen und Beschwerlichkeiten gewesen seyn, weil sie unsern Lope zu dem wichtigen Schritte, sich der Kirche zu widmen und da Ruhe zu suchen, reif machen konnte.

Sey es Ekel für den drückenden Welt- und Staatsgeschäften, und Sehnsucht nach Ruhe, oder Wunsch, sein übriges Leben ganz den Musen zu weyhen, was ihn dazu vermochte, kurz, Lope that den Schritt, wurde Geistlicher, empfing zu Toledo die Priesterweyhe, und trat in die Congregation des heil. Franciscus. Diese Epoque fällt zwischen sein 40. und 50. Jahr, und von der Zeit geht die glänzendste Periode von Lope's Leben an. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von so großem Namen und Talenten auch in dieser Laufbahn die ehrenvollsten Schritte thun mußte. Er lebte am Hofe in vertrauter Freundschaft mit Großen und Männern vom ersten Range; wurde als Dichter in Spanien und Italien allgemein geliebt, und von dem schwärmerischen Theile der Nation beynahe vergöttert; von großen Herren mit Gnadenbezeugungen überhäuft; von allen Fremden besucht; seine Werke durchwanderten schon beyde Hemisphären, sein Name war der Stempel des Schriftstellerruhms, und Es de Lope, es ist von Lope, zum Sprüchwort von jedem guten literarischen Producte worden; er stund in Briefwechsel mit Päpsten, Prinzen, Cardinälen und andern großen und gelehrten Männern fast durch ganz Europa; seine Vermögensumstände hatten sich gewaltig vergrößert; denn die jährlichen Renten seiner Pfründen trugen ihm 1500 Dukaten, und durch seine Schriften und Präsente großer Herren hatte er sich auch beynahe 105000 Dukaten erworben; kurz, Lope war in der zwooten Hälfte seines Lebens so unbegränzt glücklich, als ein Dichter es auf Erden zu werden nur träumen kann. Er war kaum in die Congregacion de Sacerdotes naturales de Madrid getreten, so ward er auch gleich zum Capellan-Major davon gewählt. Er war auch Familiar des heiligen Officii; eine auszeichnende Ehre, welche die Inquisition in Spanien ertheilt. Papst Urban VIII., dieser Gönner der Musen und selbst Dichter, dem er seine Corona tragica de Maria Stuarda zugeeignet hatte, schrieb ihm eigenhändig den dankvollsten Brief, schickte ihm das Johanniterkreuz, und machte ihn zum Doktor der Theologie und Promotor Fiscal der Apostolischen Kammer. Seines ausgebreiteten Briefwechsels mit auswärtigen Großen und Gelehrten habe ich schon erwähnt. Viele davon kamen ausdrücklich nach Madrid und an den Hof, bloß ihn kennen zu lernen; man zeigte ihn allen Fremden als ein Wunder, und das Volk zog ihm auf der Straße nach, wie einem Heiligen, wenn er ausging.

Unbegreiflich ist's, daß Lope, so ein Wunder von Genie, Talenten und dichterischer Schöpfungskraft er auch war, bey dieser Berühmtheit, diesen Verbindungen, Zerstreuungen, Amtsgeschäften und andern Unternehmungen in seinem Leben, die alle doch Zeit kosteten, so unendlich viel schreiben konnte. Lope de Vega ist der ungeheuerste Polygraph unter allen Original-Schriftstellern alter und neuerer Zeiten, aller mir bekannten Nationen. Man zählt mehr als funfzig Bände

lyrischer und prosaischer; und sechsundzwanzig in Quart, dramatischer Werke, die in Druck erschienen sind. Eine ungeheuere Menge, und doch ist's nicht die Hälfte aller seiner Arbeiten. Er sagt selbst in seiner Ecloga à Claudio (die in seiner Vega del Parnaso steht, die nach seinem Tode herauskam, und da wahrscheinlich schon das meiste gedruckt war, als er dieß schrieb), da er eben von seinem Leben und Schriften spricht:

No es minima parte, aunque exceso,
De lo que esta por imprimir, lo impreso,

„was von mir schon gedruckt, ist, obschon ungeheuer viel, doch nicht der kleinste Theil von dem, was noch zu drucken wäre." Man rechnet 1800 Comödien und Trauerspiele, und 400 Autos sacramentales von ihm, die alle gespielt worden; und nach seiner eignen Angabe, deren Wahrheit man aus keinem Grunde bezweifeln kann, kommen auf jeden Tag seines Lebens fünf Bogen. Nach dieser Angabe hat dieser Herausgegeber des Parnaso Español berechnet, daß Lope 133225 Bogen, und nach Abzug seiner wenigen prosaischen Werke und Verhältniß der Anzahl Verse, die auf einem Bogen Druck stehen können, 21,316,000 Verse müsse geschrieben haben. Man begreifet schlechterdings nicht, wie ein Mensch, der so lebte wie Lope, eine Menge anderer Geschäfte hatte, doch auch essen, trinken und schlafen mußte, in 73 Sonnenjahren dieß thun konnte.

Wahr ist's, er arbeitete so erstaunend schnell, als einer kaum schreiben konnte. Er schrieb Verse, gereimte Verse, die oft das Ansehen der mühsamsten Feile und Vollendung hatten, unabgesetzt nach einander fort, und schneller als Prosa. Er ging nie etwas wieder durch; strich nie aus; wozu er auch selten Zeit hatte: denn seine dramatischen Werke, an denen er nie über drey Tage, oft auch nur einen einzigen arbeitete, rissen ihm die Schauspieler immer noch naß aus den Händen, und gaben ihm, gleich unbesehen, die für jedes Stück von ihm ein für allemal accordirte Summe. Es de Lope! und nun galt es so sicher wie eine gemünzte Dublone.

Lope's unumschränkte Monarchie über das spanische Theater schuf natürlicherweise die heftigsten Partheyen; die eine des Volks, der Schauspieler, und der Eselheerde seiner hirnlosen Nachahmer; und die andere, scheelsichtiger Dichterlinge und pedantischer Kritikaster, die auf ihren Aristoteles und die drey Einheiten wie auf den christlichen Glauben geschworen hatten; überhaupt der gewöhnliche Haufe Malcontenten; unter welchem zwar auch einige gute Dichter waren, die durch Lope's Berühmheit in Schatten gesetzt wurden, sich aber immer edel dabey benahmen. Jene Parthey vergötterte ihn unsinnig, und schrie: Lope ist ein Halbgott; alles, was er macht, ist Meisterwerk und Gesetz für's Theater; wer nicht schreibt wie er, ist ein Stümper, ein Dummkopf; weg mit Zwange, weg mit allen Regeln! Regel ist nur, was er macht! Natur, Natur her! Sey's welche es wolle, und Freyheit! Die andere Parthey schrie eben so schwärmerisch, als müßte sie pro aris et focis fechten: Lope ist toll; er schreibt Comödien, und kennt entweder die Regeln des Drama gar nicht, oder tritt sie wissentlich mit Füßen, bringt Ungeheuer auf's Theater, darin man zugleich lacht und weint; er durchbricht alle Gesetze, Einheiten, Wahrscheinlichkeit, Wohlstand und gute Sitten; verderbt unser Theater und Geschmack in Grund; bringt Könige in die Comödie und Bauern ins Trauerspiel; kurz, ist regellos; hinweg, hinweg mit ihm! kreuzige! kreuzige!

Beyde Theile hatten Unrecht, und thaten der Sache viel zu viel, wie's bey Schwärmerey pro und contra immer geht. Wahr ist's, wenn man den Aristotelischen und gewöhnlichen Poetiken-Maßstab an Lope's dramatische Arbeiten legt, so gehn sie mächtig von der Regel ab, sind nichts weniger als schulgerecht, und studierte Muster zum Nachzeichnen für Anfänger. Aber welchen Original-Genie hat auch je die Schule gebildet, oder welcher schuf nach ihren Gesetzen? Lope's feurige und überschwenglich fruchtbare Imagination konnte und wollte sich nicht durch magere Regeln fesseln und in ihrem Adlerfluge aufhalten lassen. In seinen Werken sieht es aus wie in einem großen herrlichen Park; alles scheint da von der Hand der Natur gepflanzt, nichts ist, was Gartenschnur und Scheere verrieth. Freylich wächst da auch manchmal ein Dornstrauch, eine Nesselstaude, ein Unkraut, das ein feiner Stadtgärtner zwischen seinen Tulpen, und Anemonen-Beeten nicht dulden würde. Aber dort, wer bemerkt's? Nicht also Plan, Regel und Schnitt, sondern Erfindungskraft, Charaktererzeichnung, Sittenmalerey, Menschenkenntniß, Sprache und Diktion sollte man bey Lope suchen, bewundern, und dann hätte man's auf beyden Seiten recht gemacht.

Ich habe vielen Grund zu glauben, daß mancherley Bedürfnisse und die res angusta domi, die Lope in seinen jüngeren Jahren oft empfand, und die erstaunende Leichtigkeit im Arbeiten, ihn zuerst regellos machten. Das spanische Theater war als er zu schreiben anfing, fast noch ganz roh; das Volk erhielt es, war an Possenspiele gewöhnt, und wollte nichts anderes sehen, als wobey es sich für sein Geld satt lachen konnte; Schneider und Schuhflicker waren die furchtbaren Richter der Bühne, von deren Urtheil Leben und Tod eines Stücks, Glück und Unglück des Dichters und Principals abhing. Der Dichter, der also Brod suchen und sein Glück machen wollte, mußte sich nach dem Geschmacke des großen Haufens richten, sonst zahlten ihm die Schauspieler keinen Maravedi für ein Stück; und dieß mußte Lope anfangs auch thun. Den Heerführer aber zu spielen, sich zum Diktator der Bühne aufzuwerfen, die alten dramatischen Regeln vom Throne zu schmeißen und seine Manier dafür darauf zu setzen, fiel dem bescheidenen Lope de Vega gar nicht ein. Man kann sich, denk ich, nicht deutlicher erklären, als er es über die ganze Sache gethan hat.

Als nämlich das Geschrey über Lope's Regellosigkeit zu arg wurde, mischte sich die venerable Akademie zu Madrid, mit welchem Rechte weiß ich nicht, in's Spiel, forderte Rechenschaft von ihm darüber, und legte ihm auf, sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu verantworten. Wahrscheinlich mochten unter diesen Vierzigern wohl auch manche Malcontenten seyn, die diesen Schritt veranlaßten. Lope that es, und lieferte ihnen seine Apologie in Versen, unter dem Titel: Arte nueve de hazer comedias en este tiempo; dirigido a la Academia de Madrid *). Offenbar macht er sich darin, mit der feinsten Spötterei, über diese Herren lustig, und versichert sie, daß er den geträumten Hochverrath am Parnasse gar nicht begehen wolle. „Die edlen „Genien, (so beginnt er) die Blumen von Spanien, die diese er„habene und hochberühmte Akademie vereint, befehlen mir „eine Comödien-Kunst nach Volksgeschmack zu schreiben. Das „Ding sieht leicht aus, und wär's auch wirklich für jeden von „Euch Herren; der minder Comödien selbst geschrieben hat, aber „desto mehr von der Kunst, wie man sie schreiben soll, versteht. „Aber mir ist's nicht so; mir schadet, daß ich schon welche ohne „die Kunst geschrieben habe. Nicht, daß ich die Regeln nicht „verstünde. Nein, schon da ich noch an der Grammatik kaute, „und ehe ich noch zehn Jahr alt war, hatt' ich die Bücher ge„lesen, darinn sie stehen. Sondern weil ich endlich fand, daß „man damals in unserm lieben Spanien Comödien machte, „nicht nach dem Sinn ihrer ersten Gesetzgeber, sondern wie's ei„nem Haufen Sudler beliebte, die dem Volke ihr Zeug vorsetzten, „und sich so in Gang und Schwang gebracht hatten, daß einer, „der hätte welche nach Kunst schreiben wollen, sicher ohne Ruhm „und Belohnung gestorben wäre. Wahr ist's, ich schrieb etliche „nach Kunst, und beobachtete Regeln, die damals Wenige kann„ten. Aber da ich den Augenblick wieder Ungeheuer voll Gau„keleyen erscheinen sah, denen das Volk und die Weiblein zu„liefen, die diese Herrlichkeiten kanonisirten, bin ich wieder zu „dieser Barbarey umgekehrt; und wenn ich jetzt also eine Co„mödie schreibe, lege ich die theuern Regeln wenigstens unter „sechs Schlösser, und schaffe den Terenz und Plautus gleich „aus meiner Studierstube, daß sie mir nicht die Ohren voll „schreyen. Ich schreibe Comödien nach der Kunst, die die erfan„den, die nach dem Beyfall des Volks haschten; denn da sie das „Volk bezahlt, so ist's auch billig, als Thor zu reden, um ihm „Spas zu machen.— Es ist mir leid genug, daß es so ist, aber „es ist kein Mittelweg zwischen beyden Uebeln auszufinden; „u. s. w."

Dieß ist, denk ich, deutlich genug gesagt, warum er so oft regellose Plane auf's Theater brachte. Anfangs aus Noth, und zuletzt war's ihm Manier worden. Mit Lope selbst ging's auch noch: aber seine hirnlosen Nachahmer machten eigentlich den größten Unfug, und verderbten Alles. Ohne einen Funken von Lope's Genie und Schöpfungskraft zu haben, faßten sie gerade, was an ihm Fehler war, seine Regellosigkeit und Sünden wieder das Costume, auf, dachten darinn läg der Talismann des Theater-Ruhms, und machten nun die scheußlichsten dramatischen Ungeheuer, die man ohne Ekel nicht ansehen konnte. Daher hatte Lope auch in diesem Jahrhunderte noch Gegner, die ihn mit Partheygeiste tadeln. Don Blas Antonio Nassarre y Ferriz**), D. Ign. Luzan***), D. Greg. Mayans†) und Velazquez††), sind die schärfsten darunter. Alle tadeln ihn, stechen ihm, dem Großen, unendliche Kleinigkeiten auf; keiner aber ist so ehrlich und sagt: Lope ist groß, aber regellos; bewundert ihn, aber ahmt ihn nicht in Allem nach; studirt seine Bilder, seine Charakteren, Sitten, Diktion und leichte Manier, aber nicht Plan und Composition.

---

*) Neue Kunst, Comödien zu diesen Zeiten zu machen. An die Akademie zu Madrid gerichtet.

**) In der Vorrede zu Cervantes ocho comedias.

***) In seiner Poetik.

†) In Cervantes Leben.

††) In seiner Geschichte der Spanischen Dichtkunst.

So viel von unsers Lope dramatischen Arbeiten, die bald Comödie, bald Trauerspiel, bald beydes zugleich sind; nun auch ein Wort von seinen übrigen Werken.

Es ist fast keine Art von Gedichten, in welcher nicht Lope de Vega auch gearbeitet hat. Ernsthafte und komische Evopee, Bukolisches Gedicht, Ode, Elegie, Lehrgedicht, Sonnet und Sinngedicht, religiöses Gedicht und scherzhaftes Lied, alles gehört unter sein Gebieth, und in jeder Gattung haben wir reichen Nachlaß von ihm. So ungleich diese auch an sich sind, so ist doch keins seiner Werke, auch das unerheblichste, ganz mittelmäßig; und man wird gezwungen, den unerschöpflichen Reichthum seiner schöpferischen Imagination zu bewundern.

Die Mannichfaltigkeit der Ausgaben seiner Werke, davon jede eine andere Anordnung hat, macht ein richtiges und vollständiges Verzeichniß seiner Schriften sehr schwer, wo nicht gar unmöglich. So enthält z. E. von seinen Comödien ein und eben derselbe Band der Madrider Ausgabe ganz andere Stücke als der von der Zaragozer oder Brüsseler. Ich will es versuchen weiter unten, nach Antonio, dem Parnaso Español, und einem Verzeichnisse davon, das der Buchhändler D. Pedr. Jos. Alonso y Padilla seiner Ausgabe der Dorotea 1736 angehängt hat, so vollständig als möglich zu liefern. Zusammen wird sie schwerlich eine Bibliothek von Europa besitzen.

Lope de Vega war ein schöner Mann, lang, hager, wohlgemacht, etwas braun von Gesicht, aber voll Geist und Grazie; hatte eine große schöngeformte Nase, sehr lebhafte und liebliche Augen, und einen starken schwarzen Bart. Er hatte vorzügliche Geschicklichkeit in seinen Gliedern, und viel Leibesstärke. Sein ganzes Leben hindurch war er vollkommen gesund; denn er hatte eine glückliche Organisation und Mischung der Säfte, und lebte sehr ordentlich und mäßig.

Sein moralischer Charakter war edel und rein. Er war tugendhaft ohne die geringste Heucheley und Anmaßung; bescheiden, gutherzig, und voll Menschenliebe; freygebig und gefällig, beynahe zur Verschwendung. Keins seiner Werke verräth Muthwillen und Jücken sich an andern zu reiben. Er that sicher keinem wehe, der ihn nicht zuerst angefallen hatte. Gegen die Armen war er so außerordentlich mild und wohlthätig, daß er in seinem Alter fast sein ganzes Vermögen an sie wandte, und man nach seinem Tode, ob er gleich ein so vermögender Mann gewesen war, kaum für 6000 Dukaten an Werthe bey ihm fand.

Lope starb den 25. August 1635, in seinem 73. Jahre. Wie sehr er von einer großen Menge Menschen aller Stände geliebt wurde, beweist sein Tod, der eine allgemeine Bewegung am Hofe und im ganzen Reiche machte. Sein Leichenbegängniß, daß der Duque de Sesa, sein Mäcen, Freund und Testaments-Besorger, auf eigne Kosten machte, geschah mit außerordentlichen Pomp und Prachte, und unter Zusammenlauf einer ungeheuern Menge Menschen. Er ward in dem Kirchsprengel San Sebastian begraben, und der Duque de Sesa selbst, alle Grandes, Minister, Prälaten und Ritter gingen mit im Leichenkondukte. Es wurde ihm eine feyerliche Novena, so prächtig als das Leichenbegängniß selbst, gehalten, bey welcher die Königliche Kapelle die Musik aufführte; und darauf folgten die Exequien an drey verschiedenen Tagen, an welchen drey Bischöfe die Seelenmessen lasen, und drey der berühmtesten geistlichen Redner predigten. Lauter Beweyße, wie sehr ihn die Nation liebte und verehrte. Juan Perez de Montalban, sein Freund und Schüler, sammlete alle diese Kennzeichen der allgemeinen Liebe gegen ihn, und gab sie, nebst Nachrichten von seinem Leben, in einem Bande unter dem Titel: Fama postuma a la vida y muerte del Doctor Frey *Lope Felix de Vega Carpio* etc. Madrid, 1636 heraus. Nicht allein die Spanischen Musen aber, sondern auch die Italienischen beweinten Lope's Tod; denn es erschien ihm zu Ehren 1636 zu Venedig ein ganzer Band Klage- und Trauergedichte unter dem Titel: Essequie poëtiche, von den besten damals lebenden Italienischen Dichtern.

Johann von Besser,

der Sohn eines Predigers, ward am 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland geboren, erhielt seine erste Bildung im elterlichen Hause, bezog dann die Universität Königsberg, wo er Theologie studirte und sich die Magisterwürde erwarb, und begleitete darauf 1675 einen jungen kurländischen Edelmann als dessen Hofmeister nach Leipzig. Er hatte jedoch das Unglück, seinen Zögling an den Folgen eines Duelles zu verlieren, wodurch er die Hoffnung zu einer baldigen Beförderung in seinem Vaterlande verlor. Demzufolge wandte er sich von der Theologie ab, widmete sich der Jurisprudenz und begab sich, als er seine rechtswissenschaftlichen Studien vollendet hatte, nach Berlin, wo ihm wegen seiner poetischen Talente der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, besonders geneigt ward und ihn, nachdem er ihn schon früher zum Rath ernannt, 1681 zu dem Posten eines Legationsrathes mit Gehalt erhob. Im Jahre 1690 erhielt v. B. die Charge eines Ceremonienmeisters am kurfürstlichen Hofe, womit zugleich das Amt eines Hofpoeten und der Adel verbunden wurde. Er bekleidete diese Stelle auch unter Friedrich I., König von Preußen, ward aber von dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., verabschiedet und begab sich nun an den Hof des prachtliebenden Friedrich August, Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, an welchem er eine noch glänzendere Anstellung in gleicher Eigenschaft fand, die er bis an seinen Tod, den 10. Februar 1729, behielt.

Seine Gedichte, welche anfangs einzeln gedruckt oder in anderen Sammlungen aufgenommen erschienen, wurden endlich mit seiner Bewilligung vereint herausgegeben unter dem Titel:

Des Herrn von Besser Schriften, beides in gebundener und ungebundener Rede u. s. w. Leipzig, 1711. gr. 8. N. A. 1715. 8.

Eine verbesserte und vermehrte Auflage derselben, welche zugleich mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Dichters versehn ist, besorgte J. U. König unter dem Titel:

Des Herrn von Besser Schriften, beides in gebundener und ungebundener Rede u. s. w. von Johann Ulrich König. Leipzig, 1732. gr. 8. 2 Thle.

B. gehört zu den reimreichen, wässerigen Dichtern jener Zeit, welche aus der Ausartung der ersten schlesischen Schule hervorgegangen sind. Er war ein kenntnißreicher, gewandter, feiner Weltmann voll schöner Talente, aber, durch den schlechten Geschmack seiner Tage verbildet, verkannte er seinen eigentlichen Beruf und glaubte genug zu thun, wenn er elegant und correct schrieb, was er nach damaligen Anforderungen auch wirklich that. — Dagegen fehlt es ihm (an einigen wenigen Stellen ausgenommen, wo ihn sein Herz fortriß, wie z. B. in dem Gedichte auf den Tod seiner Gattin: Verhängniß treuer Liebe überschrieben) durchaus an Kraft, Wärme, Phantasie und Begeisterung, den wesentlichsten Erforderungen für einen Dichter.

Galante Gedichte*).

Die blauen Augen.

Blau sind meiner Anemonen Augen,
Weil sie uns zum Zeugniß sollen taugen,
Daß sie ihr, von Venus, sind erkohren,
Die vom blauen Meeres-Salz geboren.

Pallas Augen sind auch blau gewesen,
Die sie sich, aus Weisheit, hat erlesen;
Weil der blauen Farben Glanz vollkommen,
Den der Himmel selbst drum angenommen.

*) Aus: Schriften des Herrn v. Besser, Leipzig, 1732.

Was soll man denn Anemone sagen?
Was doch deine Augen in sich tragen!
Klugheit und der Himmel die sind lichte;
Beydes sieht dir auch aus dem Gesichte.

Blaues Feuer brennt wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tausend ihrer Gaben
In den Bergen deiner Brust vergraben.

Selbst die blauen Augen die dich zieren,
Zeigen, daß sie theure Türckis führen;
Die, wie Gold wächst von der Sonnen Blicken,
Also sich von deinen Augen schmücken.

Aber blau ist auch der Treue Zeichen,
Wird dein Hertze wohl den Augen gleichen?
Ob Beständigkeit dein Hertz getroffen,
Muß ich bloß von deinen Augen hoffen.

Unterdessen soll mich nichtes stöhren,
Als was Himmlisches sie zu verehren.
Weil des Himmels Bild darin geschrieben,
Will ich sie auch als den Himmel lieben.

Die schwartzen Augen.

Phillis Augen brennen mich verstohlen;
Denn sie scheinen ausgelöschte Kohlen;
Weil dem Himmel sie beliebt zu schwärtzen,
Sieht man nicht die Flammen-reiche Kertzen.

Wolken sind sie, aber voller Blitze,
Und diß neue Monden-Licht hat Hitze.
In den schwartzen Kugeln stecken Sonnen,
Wo sich aller Seelen Brand entsponnen.

Ich gedacht mit ihrer Nacht zu spielen,
Und in diesen Quellen mich zu kühlen:
Aber lauter heisse Feuer-Ballen,
Liessen die vermeynte Brunnen fallen.

Dunkler Kreis so viel verbrannter Leichen!
Wer dich sieht, der kan dir nicht entweichen;
Alles muß in deinen Banden schweben,
Wenn uns deine Finsterniß umgeben.

Brenne mich, doch mich nicht zu verbrennen,
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen;
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß sich will erstrecken.

Oder willst du mich zu Aschen haben,
Must du in den Augen mich bebraben.
Denn die Schwärtze schicket sich zum Trauren,
Und ein schwartzes Grab kan länger dauren.

Liebe sonder Eigennutz.

Melindens Auge seh ich nicht;
Doch hör ich, daß es ietzund weinet.
O weint diß himmlische Gesicht,
Das sonst mit Sonnenblicken scheinet!
Ich weiß, daß selbst die Traurigkeit
Und ihres Schmertzens Ungebehrden,
Wenn sie die heissen Thränen streut,
Sie noch viel schöner machen werden.

Bisher, da ihr das Glück gelacht,
Und sie der Freuden Arm umfangen,
Hab ich den Mund fest zugemacht;
Vergnügt, daß es ihr wohl ergangen.
Wer aber kan ietzt ruhig seyn,
Da wir Melinden hören klagen?
Ihr Glücke laß ich ihr allein;
Ihr Unglück muß ich helfen tragen.

Zwar spür' ich, daß sie's nicht begehrt,
Und von dem Tirsis nichts will wissen.
Allein, was nimmt diß ihrem Werth,
Daß sie mir widerstreben müssen?
Mein Unstern hat mich schon geübt,
Für das Geliebte mich zu leiden;
Und wenn Melinde gleich nicht liebt,
Soll auch ihr Haß uns immer scheiden.

Die Schönheit, der beblümte Mund,
Die weiße Brust, die frische Jugend,
Sind ja nicht meiner Liebe Grund:
Ich liebe mehr Melindens Tugend.
Dergleichen Liebe kann bestehn,
Auch sonder etwas zu begehren.
Sie nur zu ehren, sie zu sehn,
Ist alles, was sie darf gewehren.

Treibt aber mich kein Eigen-Nutz,
O, mir nur, bittere Melinde!
So sey die Tugend selbst mein Schutz,
Wenn ich dich liebenswürdig finde.
Was willst du mehr, ich meide dich,
Ich will dich andern überlassen;
Nur, hast du ja kein Herz für mich,
So hab auch keines mich zu hassen.

Die durch Melindens Thränen siegende Traurigkeit.

Die Traurigkeit gieng dieser Tage
Selbst voller Schmertzen und betrübt;
Und sprach: weil ich die Menschen plage,
Werd' ich von keinem fast geliebt.
Wie mach ich es mit meinem Leide,
Daß ich was angenehmer sey?
Ein jeder liebet Lust und Freude,
Wie komm ich meiner Feindin bey?

Sie dechte, muß ich heßlich scheinen,
Das rührt vermuthlich nur daher:
Daß wenig schöner Augen weinen;
Wie, wenn ich künftig klüger war?
Wie, wenn ich einmahl auf den Wangen,
Der allerschönsten Nymphen käm?
Ich weiß, man würde mich verlangen,
Die Thränen würden angenehm.

Der Anschlag galt, sie traf Melinden
Bey einer werthen Leichen an:
O! rief sie, meine Trauer-Binden,
Hier hab ich was euch zieren kann!
Wohl mir! nun soll es mir gelücken,
Man wird mich bald erhaben sehn:
Mit der Melindens Wunder-Blicken,
Wird meine Traurigkeit mit schön.

Melinde fieng kaum an zu klagen,
Da spürte man schon ihren Zug.
Ein jeder suchte Leid zu tragen;
Weil es Melindens Auge trug.
Die Männer liebten die Beschwerden,
Die Nymphen drungen sich zur Pein:
Die Schönen, schöner noch zu werden,
Die Ungestalten, schön zu seyn.

Was für ein Mittel diß zu heilen?
Die Freude lief zur Traurigkeit;
Und sprach: Zum mindsten laß uns theilen,
Es wechsel umzech Freud und Leid.
Willst du nicht deinen Ehrgeitz zähmen;
So wird, weil jeder Leid empfindt,
Die Welt sich bald zu Tode grämen;
Was bist du, wo nicht Menschen sind?

Die Traurigkeit erwog diß Sehnen,
Und sprach: Wohlan ich bin vergnügt;
Daß ich, durch der Melinden Thränen,
Dich überwunden und besiegt.
Ich laß es zu, brich ihre Schmertzen,
So bald du sie wirst weinen sehn,
Und bitte sie, für alle Hertzen,
Von trauern wieder abzustehn.

Ferdinand Leopold Karl Freiherr von Biedenfeld

ward am 5. Mai 1788 zu Karlsruhe geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und privatisirte darauf abwechselnd in verschiedenen Städten (Karlsruhe, Dresden, Wien u. s. w.). Im Jahre 1824 ging er als Secretair an die neuerrichtete königsstädter Bühne zu Berlin, verließ dieselbe jedoch bereits 1826, wo er sich als Theaterdirector nach Magdeburg begab, doch blieb er auch hier nicht lange. Gegenwärtig lebt er als Privatgelehrter in Leipzig.

Von ihm erschien:

Unterhaltungen für müßige Stunden. Karlsruhe, 1816.
Wiesenblumen. Dresden, 1818.
Aglaja, romantische und historische Erzählungen nach Karamsin. Leipzig, 1819.
Mancherlei Vernünftiges und Verrücktes in einer Laterna magica gesammelt. Pesth, 1820.
Mohnblätter. Brünn, 1821. — 2 Thle.
Feierstunden (gemeinschaftlich mit C. Küffner). Brünn, 1821—1822. 2 Thle.
Der Liebe Wirken, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Winterabende. Bamberg, 1823. 4 Thle.
Die Paria's. Trauerspiel nach Delavigne. Berl. 1824.
Der hinkende Teufel in Berlin. Berlin, 1827. 4 Hefte.
Einzelne Aufsätze, Erzählungen, Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

B. ist ein geistreicher und anmuthiger, dabei im höchsten Grade anspruchsloser Erzähler, mit angenehmer Darstellungsweise begabt und sich eines fließenden, leichten Styles erfreuend. Seine ausländischen Originalen nachgebildeten Leistungen zeugen von gründlichen Kenntnissen, tiefem Eindringen und einer gewandten Herrschaft über Sprache und Vers. — In seinen Sittenschilderungen offenbart er glücklichen Humor, richtigen Blick und heitere, angenehme Laune. —

Das Wunderfräulein*)

Wo der Schwarzwald am Rhein hinauf den Bodensee umgürtend, den Tyroler Alpen die Hand reicht voll reicher Geschenke an Weinen, Obst und Körnern zur brüderlichen Gabe, — da ragen hoch über die lachende Landschaft empor die Trümmer von eilf Ritterburgen.

Sind Kobolde und Gespenster oben gefährlich, so hat der Reisende unten in den blumigen Thälern von der Hexerei der Frauen noch weit mehr zu befürchten. Denn beinahe alle Mädchen und Frauen ringsumher sind geborne Zauberinnen; das beweisen die Herzkirschen-Augen und die Vergißmeinnicht-Aeuglein, die schwarzen und die mildgoldenen Bogen über denselben, und gar mancherlei andre Raritäten, welche viel mächtiger sind, als Zaubersprüche und Bannformeln.

Wer noch nicht verliebt ist, und das recht ernstlich, oder wer noch kein wahrhaft angebetetes Weibchen sein nennen darf, dem rathe ich wohlmeinend aus jener Gegend wegzubleiben. Ein Beispiel wirket oft mehr, als hundert gute Lehren; darum will ich getreulich erzählen, was mir dort begegnete. Vielleicht hilft es; wo nicht, so habe ich meine Pflicht gegen die Nebenmenschen redlich erfüllt.

Keine von allen jenen Burgen reizte meine Neugierde mehr, als die stattliche Hohenkrähen. Sorgsam gewarnt vor den nächtlichen Erscheinungen hatte ich dennoch beschlossen, eine Nacht oben zuzubringen und die Sonne meines Geburtstages dort aufgehen zu sehen. Mein Geburtstag ist mir um so werther, weil er zugleich der erste Tag im Wonnemonat ist. Wer weiß überhaupt, ob man noch einen solchen Tag erlebt?

In der herrlichsten Feierstunde des Morgens stehe ich schon auf dem sanften Vorhügel, und schaue die weißen Gold- und Rosenumrandeten Wolken, welche aus der funkelnden Tiefe des Sees den Bräutigam der Natur allstrahlend emportragen, und höre alle Chöre der Schöpfung ihr Hosianna ihm entgegen jauchzen. Welche belebende Frische rings um euch her! Meere von Wohlgerüchen wogen, wie zwischen zwei ungeheuer entfernten Ufern, zwischen Himmel und Erde; Myriaden buntfarbiger Blüthen prangen im Geschmeide der demantenen Nachtthränen und öffnen gastlich die Kelche den Heeren summender Bienen und zephyrischer Schmetterlinge; ein milder Ost schwebt schaukelnd über Kräuter und Halme und Gräser daher und weht mit dem Odem der Liebe durch das junge Laub der Bäume und Sträucher, daß sie in wonnigem Flötengelispel ihr Erwachen kund geben und dem Gott des Tages ihren Morgengruß entgegen säuseln; schon zerstreuen sich die lockigen Heerden munter rings über die Hügel, und aus den fetten Thalgründen empor steigt das Gebrülle der Stiere, welche täglich mit dem alten Echo und seinen sieben Kindern ein neckendes Spiel treiben; die ersten Scheln blicken im frischen Grün längs der sonnigen Raine um der edeln Rosse Futter lieblich zu würzen; der Grasmücken geschwätziges Völkchen übt sich in Wechselgesängen mit der Schnitterin; der Nachtigall letzte Klagen verschmelzen sich zu unaussprechlich süßen Klängen mit den Jubeltönen der Lerche, welche dem jungen Weizen entsteigend auf azurnen Wellen sich wiegend hoch in den Lüften das Jahresfest der ersten Liebe feiert; die Cicade zirpt im Grase, die smaragdenschimmernde Sylphide schaukelt sich wollüstig auf der Liebe athmenden Krone des ersten Röschens und entschwebt dem Summen der Biene, welche sich tief eintaucht in den Nectarkelch und der Reihe nach alle die freundlichen Schachten des süßen Goldes befährt; Käferchen schwirren von Blume zu Blume — die Boten der Liebe, die Gesandten der Natur, — um die Grüße der Sehnsucht hinüber zu tragen und ferne stehende Liebende zu vermählen; das Bächlein schlängelt sich behaglich murmelnd über den Silberkies fort, hascht und küßt im Vorbeigehen mit freundlicher Schalkheit tausend Blümchen, birgt sich dann unter den Gewölben der Weiden und der Dulcamara, um plötzlich wieder ans Tageslicht hervorzuspringen, und die Sonne mit seinen demantnen Augen anzulachen im Wohlseyn des Junggesellenstandes. Bald aber ist es in der Ebene angelangt, erblickt dort in geringer Ferne die träge Braut, welcher es vermählt werden soll und von welcher schon ganze Schaaren von Fischen als Brautwerber ihm entgegengesendet werden. Sein frohes Murmeln verstummt, das kindische Spiel mit Steinchen und Blümchen hat ein Ende, es gedenkt der künftigen trüben Tage in Gemeinschaft mit der reichen Braut und verflossener heitrer Stunden, und schleicht nun langsam und unbehaglich durch die schwarze Moorbahn dem Brautbette entgegen, oft sich sträubend und in großen Beugungen rückwärts strebend — aber vergebens!

Schon hörte ich von hundert Kirchthürmen in der Runde Mittag läuten, ohne irgend einen Trieb zu fühlen, das stille Plätzchen unter der Ulme zu verlassen, von wo ich seit sechs Stunden alle paradiesischen Aussichten ringsumher mittelst meines schwarzen Spiegels treulich nachgezeichnet hatte; da störte mich ein nahes Flüstern, und meinem Blick begegnete ein stattliches Bauernweib, welche ihr Amorchen am strömenden Busen, hinter mir gestanden und voll Bewunderung meiner Zauberei still und kaumathmend zugesehen hatte. Als sie aber auch ihr Weingärtchen — an der auffallenden Baumgruppe es erkennend — plötzlich auf meinem Papier entstehen sah, wich sie voll Erstaunen einige Schritte und konnte ein leises: ach Herr Je! nicht unterdrücken.

Wer wendet sich nicht gerne vom Anblick der zauberreichsten Schönheiten der leblosen Natur — zu dem Anschaun des schönsten aller Werke der Schöpfung — einer jungen, blühenden, liebevollen Mutter mit dem Säugling an der Brust? Unsre Bekanntschaft war bald gemacht. Sie war die Frau des Bewohners der einzigen Hütte, welche einige hundert Schritte entfernt auf dem Hügel stand; und pflegte täglich hierher zu kommen, um ihren Mann von der Weingarten-Arbeit zurückkommen zu sehen und ihm sein Mahl sogleich auftischen zu können. Im Anblick meiner Landschaftsmahlerei vertieft, hatte sie ihn heute wirklich übersehen, und wurde nun von ihm zärtlich scheltend überrascht, eben als sie anfangen wollte, von den Sonderbarkeiten des alten Schlosses über mir einen getreuen Bericht zu erstatten.

Die treuherzige Bitte beider, ihr spährliches Mahl mit ihnen zu theilen, konnte ich unmöglich abschlagen, obgleich mein Johann ebenfalls mit seinen Vorräthen zur Mittagsstunde nach ihrer Hütte bestellt war. Kaum waren wir auch dort angelangt, so erschien er mit seiner lieblich duftenden Last und reichte mir einen Brief, der eben an mich angelangt war, mit den lakonischen Worten: „Euer Gnaden von Heilbronn!" mit einem schalkhaften Lächeln.

---

*) Aus: Feierstunden von Biedenfeld, zweiter Band, Brünn, 1822.

Alles vergaß ich und riß hastig das Siegel entzwei, denn ich harrte sehnlichst einer Kunde von dem unvermutheten Verschwinden meiner angebeteten Seraphine, um ihre Spur weiter zu verfolgen und vielleicht mein schönstes Lebensglück ihrem Herzen anvertrauen zu dürfen. Mein Freund schreibt mir:

„Theurer Julius! Ich eile Dir Kunde zu geben von Deiner wundervollen Geliebten, wie ich sie erforschen konnte und so weit ich sie zu geben vermag. Du sahst sie in Frankfurt, sahst sie wieder in Mannheim, trafst mit ihr in Heidelberg zusammen, hattest Gelegenheit im Zauberthale von Wimpfen einige Worte mit ihr zu wechseln und den Pfeil noch tiefer in dein wundes Herz zu drücken; flogst nach Heilbronn herüber, um Dich abermals an ihrem räthselhaften Anblick zu laben; folgtest ihr nach Stuttgard, um dort ihre Spur zu verlieren, und warst schon zu verwirrt, um auch nur die allergewöhnlichsten Fragen der Klugheit zu thun, um ihre Herkunft, Stand, Namen und Zweck der fliegenden Reise zu erfahren. Der Name Seraphine schien Dir genug, um sie am Ende der Welt wieder zu finden und so zogst Du ihr blindlings nach, wie einst Deine Ahnen auf Ebentheuer auszogen. Ich wollte dich zappeln und die Hitze verkühlen lassen. Nun ich aber von hier fort und den Rhein hinab muß, melde ich Dir mit wenigen Worten: Sie heißt Seraphine von Tannenburg, ist im Harzgebirg geboren, eine nahe Verwandte des Besitzers von Hohenkrähen, und verweilt seit acht Tagen ganz in Deiner Nähe! Suche sie auf, finde sie und mache sie zu Deinem Weib; zu Deinem Gevatter aber recht bald Deinen treuen Freund und Bruder Wilhelm!"

Ich war unaussprechlich glücklich, und hätte in meinem Entzücken die ganze Welt umarmen mögen. Nur die eiserne Beharrlichkeit, nie einen Entschluß aufzugeben, hielt mich ab, sogleich den Hügel hinabzurennen und die ganze Gegend auszuspähn, um heute noch die Heißersehnte zu finden. Ich hätte ja vor mir selbst mich schämen müssen, — vor dem unbestechlichsten aller Erdentribunale. Das Natürlichste wäre wohl gewesen, zum alten Baron, welchen ich als meinen ehemaligen Obersten und fernen Anverwandten wohl kannte — schnurstraks selbst zu gehen, und eigenhändig an der sichersten Quelle Kundschaft zu schöpfen. Allein gerade das Natürliche erschien mir als etwas Gewöhnliches, wovon ich nie ein großer Freund gewesen. Auf dem geraden Wege zum Ziele zu gelangen, wäre mir nicht romantisch oder romanhaft genug gewesen, und hätte mir die Lust zu einer Liebe benommen, welche so sonderbar begonnen hatte.

Ich zügelte daher mein Sehnsuchtpochendes Herz und sendete meinen Johann hinab, um Seraphinen auszukundschaften, und mir um die neunte Stunde Nachts in die Ruinen gute Post zu bringen, damit ich des andern Tages die Nachforschungen selbst fortsetzen, und an mein Ziel gelangen könnte. Ungeduldig stieß ich ihn hinaus und schritt im Druck der Mittagssonne den zähen Berg hinauf nach den Ruinen.

Noch stehen stattliche Ringmauern von der alten Burg und unverwüstliche Gewölbe, welche eines über dem andern von dem Wasserspiegel bis zum Gipfel hinauf aus dem Felsen gesprengt seyn und der Meinung nach große Schätze verbergen sollen. Der Besitzer scheint keine Schätze dort zu vermuthen, oder dieselben seinen Enkeln für Nothfälle bewahren zu wollen, weil seit Menschengedenken, außer von stets verunglückten Wünschelrüthlern, kein Versuch gemacht war, auch nur einen der vielen Schätze an das Tageslicht zu bringen. Nur auf der nordöstlichen] Spitze steht auf einem jähen Vorsprung noch ein Flankenthürmlein alten Baues bewohnbar, woran ein freundliches Häuschen gestützt wurde für den Kastellan, einen alten Reichsfeldwebel, welcher in Gesellschaft seines wackern Weibchens und eines flinken Jungens die einzige Bevölkerung der weitläuftigen Burg ausmacht. Ein schmales Zugbrückchen führt zu ihm hinüber, sonst ist seine Wohnung rings von einer ziemlich hohen Backsteinmauer umfangen.

Ich mußte nach alter Sitte Namen, Stand und Begehren nennen, ehe ich in die ritterliche Burg eingelassen wurde. Der Alte war es sehr gerne zufrieden, das kleine niedliche Gastzimmer im obersten Stockwerk des Thürmchens für die kommende Nacht mir einzurichten und führte mich mit großer Geschäftigkeit in den Ruinen umher, jede schöne Aussicht mir zeigend und erklärend. Nur die halb verfallene Kapelle bat er mich, nicht jetzt zu betreten, sondern diesen Anblick für die Nacht mir aufzusparen, wenn der Mond schon hoch stehen würde.

Ich hatte Lust, noch einige Skizzen der Gegend zu entwerfen, aber es wollte nicht mehr gehen; immer und immer erfüllte eine Erscheinung den Vorgrund, welche die ganze Perspective mir bedeckte und mein Auge blendete. Mißmuthig schloß ich meine Mappe und ging wie im Traume Planlos umher, stets gequält von den Stacheln sehnsüchtiger Erwartung, froher Hoffnung und banger Furcht. Die Sonne ging unter in aller Majestät ihrer wandellosen Schönheit — ich bemerkte es nicht; der ruhegebietende Hauch der nahenden Nacht durchbebte meine Glieder mit seinem kühlen Schauer, ich fühlte es nicht; Lunas heitre Blicke spähten umher, als suche sie nach dem lieben Endymion, ich sah sie nicht; die ganze Erde und der Himmel spiegelten ihr Bild vor meine Seele von höhern seligen Reizen umflossen. Da weckte mich der Kastellan aus meinen süßen Träumen und rief mich hinab, die Kapelle im Mondschein zu betrachten und das schönste Wunder des Schlosses kennen zu lernen.

Die kleine Kapelle steht jetzt ganz frei, ihr Inneres wird von einem einzigen hohen gothischen Fenster beleuchtet. Der Eingang ist von den Trümmern der äußern Mauer beinahe ganz verschüttet und alle Zierrathen der Wappen, Basrelifs und Sculpturen auf den äußern Wänden sind völlig verwittert, weil der schwammige Sandstein dem Zahn der Zeit nicht lange zu widerstehen vermochte und die frühern Besitzer auch um den Tempel über ihrer Familiengruft sich wenig kümmerten.

Der Alte hatte mit astronomischer Sorgfalt den Himmel beäugelt, und bat mich, nun noch einige Minuten zu verweilen, bis der Mond auf dem rechten Punkt stehen würde, um das Wunder in seiner ganzen Gloria zu zeigen.

„Indessen," fuhr er fort „erzähle ich Euer Gnaden mit sieben Worten eine Geschichte, welche Ihnen das bald zu schauende Wunder erst zu einem recht bewundernswerthen Wunder machen wird; — hören Sie: Im Jahr des Herrn 1321 war die einzige Fräulein Tochter des überaus tapfern Ritters Otto von Hohenkrähen gerade 18 Jahr alt, und mithin zu einer Vermählung mit einem mannbaren Ritter so ziemlich herangediehen. Der Herr Ritter und ihr Bruder der tapfere Conrad, waren auch beide gesonnen, sie sobald als möglich einem adelreichen Ritter des Gaus, dem Herrn Ulrich von Heben zum Gespons zu geben, und hatten den Bund bereits durch Wort und Handschlag besiegelt, ohne bei dem Fräulein Widerstand gefunden zu haben; denn ihr Herz war noch frei von Minneluft und zärtlichern Gefühlen für irgend einen Ritter. Es wurde demnach beschlossen, daß nach dem großen Turnier zu Würzburg die Vermählung straks vollzogen werden sollte. Die Menschen beschließen gar vieles, wovon im Buch des Himmels kein Wort steht, und so ein Beschluß gilt dann auch gerade so viel, wie ein ungestempelter Rechnungsbogen. Der Vater, der Bruder, der Bräutigam und das Fräulein zogen mit vielen Vasallen und mit namhaftem reisigem Gepränge gen Würzburg, um des Schwabengaues und ihrer edeln Abstammung dort würdig zu erscheinen. Herr Conrad kämpfte wie ein Löwe, und Herr Ulrich ersiegte sich den ersten Dank aus den Händen der schönen Ida von Gemmingen; aber Herr Rudolph von Senkenberg hatte die Augen und fast das ganze Herz seiner Braut indessen dafür gewonnen, ohne auch nur ein Wort mit ihr zu wechseln. Der böse Feind und die Kobolde und Hexen schleichen sich durch ein Schlüsselloch in wohlverwahrte Gemächer, und Liebe findet den Weg zum Herzenskämmerlein oft durch die Augen aus der Ferne. Der Senkenberger war ein gar muthig tapferes Schwerdt, aber auch ein weichherziges Kind, dem Gesang ergeben, und der zarten Sitte und vor allem unterthan den holden Frauen, so weit Zucht, Ehrbarkeit und Ritterthum es ihm erlaubten. Herr Otto lud den Vielgeliebten ein, auf seinem Zug nach Welschlands kunstblühenden Auen auf Burg Hohenkrähen einzusprechen, oder lieber gleich mit ihnen zu ziehen und die Vermählung ritterlich mit ihnen zu feiern. Der Conrad und der Ulrich waren ihm auch hold und zugethan, das Fräulein nur schien unwillig darüber zu seyn, daß ein dritter auf der Heimfahrt sie begleiten und oft wie ein Störenfried zwischen sie und ihren Bräutigam treten sollte. Aber die aufsteigende und schnell wieder verschwindende Flamme in ihrem Gesicht war nicht Zeichen des Unmuthes oder Widerwillens, sondern eine Schalkheit der mächtig entbrennenden Liebe zu Senkenberg, ein Aufblicken der Scham und banger Ahnung zugleich. Sie zogen denn zusammen gen Hohenkrähen. Herr Conrad und Ulrich ritten stets eine Strecke Weges voraus, und unterhielten sich weidlich von Jagden, Turneien und Fehden, und von einem Zuge, den sie gegen die mächtigen Werdenberge vorhatten. Herr Otto aber blieb stets an der Seite seiner Tochter und ergötzte sich baß an den feinen Mähren und Schwänken, welche Herr Senkenberg in mancherlei Weisen gerühmter Minnesänger wunderkünstlich vortrug, den Weg zu verkürzen. So lange sie auf der Heerstraße neben einander einher zogen, waren sie fröhlich und guter Dinge, wenn sie aber Abends in die Herberge einritten, begegneten sich die Blicke scheuer und scheuer, ihre Lustigkeit war wie verschwunden; das Fräulein begehrte bald nach dem Lager und Herr Senkenberg warf sich trüben Sinnes unter einen Baum und klagte dem Mond und den Sternen sein Herzeleid in trübseligen Liedern oft die ganze Nacht durch vor, wenn nicht zuweilen, wo es unbemerkt geschehen konnte, ein Fensterlein sich öffnete und eine süße Stimme ihm Ruhe gebot. Des Morgens war er aber doch stets der erste zu Roß, und heitern Sinnes trieb er die andern zum Aufbruch an. Allein der letzte Reisetag vertrieb die Fröhlichkeit aus den Gesichtern, Reden und Herzen. Das Fräulein ritt still dahin

auf ihrem sanften Zelter und zählte die Grashalme und Kieselsteine am Heerweg; Herr Senkenberg stob auf seinem Rappen wild hin und her, und war dann wieder so lahm und todt, als hätte ihn der Holzmeier mit einem Schlagfluß berührt; nur sein Auge schien zu leben und blitzte zuweilen nach dem Fräulein hinüber, um sogleich wieder am Sattelknopf zu hängen. Der alte Herr Otto war des stillen unheimlichen Einherziehens nicht gewohnt und darum zuerst besorgt um seine Tochter, es könnte ihr etwas fehlen an ihrer Gesundheit, bald aber unwirsch, weil sie ihn ihres Wohlseyns versicherte und doch so still und trübselig blieb. Er schalt sie kindisch — weil er in seinem Herzen vermeinte, sie wäre ungehalten darüber, daß ihr Bräutigam mit Conrad vorausgeritten war, um ihren Empfang auf der Burg zu bereiten. Allein damit hatte der alte Schütze nicht ins Schwarze, sondern ins Blaue hinein geschossen; denn des Bräutigams Entfernung war wirklich das einzige am ganzen Tag, was ihr einige Freude gewährte. Je näher sie der heimathlichen Burg kamen, desto lauter und bänglicher schlug ihr und dem Herrn Senkenberg das Herz; beide gedachten des näher rückenden Augenblickes der ewigen Trennung. Der Ritter griff gar oft voll Ingrimm an sein Schwerdt und knirschte grausenvolle Flüche in sich hinein; dem Fräulein aber rollten die hellen Thränen über die Backen, und Seufzer preßten die Brust; die ganze Welt schien zuweilen wie ein wilder Hexentanz sie zu umschwirren, und der Himmel nur Tod und Flammen auf sie herab zu schleudern, so bang und wehmüthig und furchtsam war ihr zu Muthe. Beide erseufzten zu gleicher Zeit freudig, als der alte Herr Otto ihres Murrsinnes endlich überdrüssig diesseits des Städtleins Engen hochauf voranſprengte und alle Knappen ihm jauchzend folgten und sie allein ließen. Sie ritten noch eine gute Weile langsam fürbaß, ohne sich anzuschauen oder ein Wort zu reden. Nur zuweilen schoß ein Blicklein links, und ein anderes rechts, und beide wurden gluthroth im Angesicht. Herr Senkenberg sann endlich darauf, das mißbehagliche Stillschweigen zu brechen und auf geziemende Weise eine förderliche Zwiesprache anzuknüpfen, und öffnete eben den Mund mit einem herben Seufzer. — Da traten die Rosse über die Grenzen und jubelnd sprengten ihnen Bräutigam und Bruder entgegen mit all ihrem reisigen Zeug, auf dem Boden der Heimath die Holde zu begrüßen. Der alte Herr Otto aber saß oben auf dem Söller, und leerte den zweiten Humpen Kreuzacher auf des Turniersiegers Wohl. Wenns Einem darum immer wohlginge, weil aufs Wohl wacker getrunken wird, da müßte es dem am Wohlsten gehen, welcher auf sein eigenes Wohl manch zehnten Becher geleert hat; aber dem ist nicht also!"

„Die ganze Burg war anzuschauen, wie ein Feenschloß der Freude; alle Vasallen und Sassen der beiden Ritter waren versammelt in ihren Prunkwämsern; Stahl und Eisen verschwanden und machten dem Gold und Silber Platz mit edlem Gestein und vielsagenden Perlen, wie mit einem Blumengarten bestreut."

„Herr Rudolph mußte sich auch bequemen, den Stahlwammes abzulegen und sich in ein prachtvolles Feierkleid, welches ihm Herr Ulrich verehrte — einzuhüllen, weil er Brautführer seyn sollte. Es wurde ihm zu einem Feuerkleide, das ihn gewaltig schnürte und nicht sehr wollüstig an die Qualen des Fegfeuers ermahnte. Die Braut saß neben ihm an der Willkommtafel. Sie beide waren die einzigen Traurigen in der allgemeinen jubelnden Lustigkeit, und hatten die einzige Freude, sich von den Zechenden nicht sehr bemerkt zu sehen."

„Auch bei diesem traurigen Alleinseyn unter der schwirrenden Menge, fanden die Herzen wieder keine andern Dolmetscher, als scheue Blicke, Seufzer, und einzelne jedem andern sinnleere Worte; aber beide trugen die Ueberzeugung von der Tafel hinweg, daß sie liebten, geliebt wurden, und namenlos unglücklich seyn müßten, wenn nicht der Himmel durch irgend ein Wunder die irdischen Hemmketten sprengen und sie befreien sollte aus den Banden des Herrn Ulrichs von Heben."

„Der Mond stand eben da, wo er jetzt steht, als das Fräulein feierlichen Schrittes in die Kapelle trat, und ihre Knie beugend vor dem Altare, von der Mutter Gottes Stärkung erflehte in inbrünstigem Gebet, und Trost für ihr Herz und für des armen Rudolphs liebendes Herz. Hinter sich ein leises Rauschen vernehmend, wendete sie das Haupt mit den thränenfeuchten Augen und ersah — Herrn Rudolph, welcher hinter ihr kniete in ihr Anschauen verloren und die Hände emporgerungen zum Himmel ein heißes Gebet der Liebe stammelte. Wie ein Blitz traf der Anblick ihr Herz, mit einem Angstrufe sank sie bewußtlos nieder — um bald zum schönsten Augenblicke ihres Lebens in seinem Arm zu erwachen. Die Wonnen seliger Liebe durchbebten ihren Busen, der erste Kuß brannte auf ihren Lippen — die ganze Welt zerfloß vor ihren trunkenen Blicken in einen rosigen, Paradiesesluft athmenden Schimmer. Da traf ihr Ohr plötzlich ihres Brudes donnernde Stimme: „Verräther, Bube!" brüllte er und stieß sein Schwert voll blinder Wuth tief in die Brust des Geliebten, welcher mit dem letzten Röcheln des Todes in ihren Schooß niederfiel. „Barmherziger Gott!" waren ihre letzten Worte. Sie sank neben den Geliebten auf die Stufen des Altars hin, um nie wieder zu erwachen."

„Der graue Vater überlebte nicht lange die Schmach seines Hauses, Verzweiflung streckte ihn auf das Krankenlager und saugte wie ein Vampyr an den Adern seines Lebens. Er starb einsam, nachdem er im wilden Fieberwahn den Sohn mit Verwünschungen von sich gestoßen hatte. Herr Ulrich war längst, tiefen Gram in der Seele, davon gezogen nach Preußen gegen die Heiden. Er hatte das Fräulein wirklich lieb, und hätte lieber, sie glücklich zu machen, der Seligkeit ihres Besitzes entsagt. Dem Bruder konnte er nicht mehr Freund seyn, ohne ihn ob seiner überraschen That zu strafen. Heimlich ließ er Nachts sein Roß sich satteln, betete noch einmal in der Kapelle und schied für ewig von der theuren Geliebten und von dem süßen Boden der Heimath. Der rasche Herr Conrad fühlte am schwersten — die Last seiner That. Fruchtlos waren alle Bemühungen, die Gespenster des Mordes und des Vaterfluches zu verscheuchen. Ueberall begegneten ihm die schwarzen schrecklichen Gestalten. Nach jahrelangem Umherschweifen kehrte er endlich auf seine Burg zurück, verschenkte den größten Theil seiner Habe an Nothleidende, Klöster und Kirchen; ließ von einem berühmten Meister nach einem wohlgetroffenen Bildniß seine Schwester mahlen, wie sie neben dem ermordeten Geliebten todt niedersinkt; stellte dieses schauerlich schöne Bild hier in die Kapelle auf, lag ganze Nächte kniend vor ihm in heißem Gebet und wurde eines Morgens todt vor demselben gefunden."

„Des Fräuleins Seele scheint keine Ruhe gefunden zu haben unter der Erde, denn rastlos wandelt sie unter den Lebenden umher seit fünf hundert Jahren, und ist seit jener Zeit, ohne Jemanden etwas zu leide zu thun, unter dem Namen, des Wunderfräuleins, der Schrecken der ganzen Gegend und sieht heute noch so aus, wie sie nach dem Bilde war vor fünf huudert Jahren. Offen und frei wandelt sie am hellen Tage umher unter den Gliedern des Nebenstammes, welcher die Güter ererbte. Die hohe Herrschaft will es aber vor uns gemeinen Leuten vertuschen, und giebt sie, so oft sie erscheint, für eine junge Base oder Anverwandte aus. Wie die weiße Frau ist das Wunderfräulein überall, wo sich die Familie aufhält. Mich betrügt man aber nicht. Ich sah sie vor 45 Jahren im Sachsenlande bei dem Vetter des jetzigen gnädigen Herrn, und vorgestern — denken Sie sich meinen Schrecken — steht sie wieder leibhaftig wie sie damals war, vor mir und lacht mir ins Gesicht. Das Alter scheint sie boshaft gemacht zu haben, denn sie kam Abends sogar in mein Quartier und trieb ihren Spott mit uns armen Leuten! Ach du lieber Gott! so weit hat es ein solches Familiengespenst noch nie getrieben."

„Jetzt steht der Mond recht — ich öffne Ihnen die Thüre, treten Sie hinein, die Wunderbare zu sehen; ich bleibe hier im Freien."

Die Schlüssel klirrten in sein er Hand, so zitterte der Alte, obgleich er früher dem Tode der Schlachten nicht gebebt hatte, wie seine Narben beurkundeten. Mit abgewandtem Gesicht öffnete er die Thür und sprach halblaut: „rechts an der Mauer!" meine Blicke flogen dahin und ich sah nichts als kahles Mauerwerk in dem wunderbaren Halblicht, welches der durch die gelben Fensterscheiben einfallende Mond hervorbrachte

Einen Augenblick stand ich staunend, immer den Blick nach der rechten Seite gekehrt und beinahe schon unwillig, von dem Alten gefoppt worden zu seyn — da folgte mein Auge unwillkührlich dem Mondstrahl, welcher die Mauer links in magischem Schimmer vergoldete; — die düstern Figuren des bestaubten Bildes schwammen vor meinen Augen unkenntlich umher — ich trat einige Schritte näher und mit unaussprechlicher Lebendigkeit begegneten die Züge des Wunderfräuleins meinem Auge — laut schrie ich auf: „Allmächtiger! Seraphine!" Der Alte floh voll Schrecken, in dem Wahn, das Gespenst habe mir vielleicht für meinen Fürwitz den Hals umgedreht.

„Seraphine!" rief ich noch ein Mal und eine eisige Hand berührte mich, eine hohle Stimme ertönte matt hinter mir: „wer ruft mich?" Der Schrecken des unerwarteten Anblicks hatte meine Sinne verwirrt — ich wendete mich bebend und sah — Seraphinen mit drohendem Antlitz vor mir stehen, und meinen schüchtern eintretenden Johann mit Jammergeschrei zu Boden stürzen.

Ein schallendes Gelächter weckte mich aus meiner Betäubung. Hatte mich vorhin der Schrecken gebleicht, so überzog jetzt die Scham mein Antlitz mit Purpur. Seraphine, der alte Hohenkrähen, und mein Freund Wilhelm, standen Arm in Arm vor mir und begannen wieder ihr schallendes Gelächter; der Reichstruppenfeldwebel und Kastellan brachte lachend meinen Johann mit reichen Wassergüssen wieder ins Leben, und die Frau Kastellanin stand besorgt neben mir, ein Fläschchen Eau de Cologne in der einen Hand, in der andern flüchtigen Sal-

miak; der Junge aber steckte neugierig den Kopf zur Thüre herein und schloß mit seinem schelmischen Gesicht die Hogartsche Gruppe.

Sie lachten zum dritten Male laut auf, so herzlich und vollstimmig, daß alle meine Muskeln unwiderstehlich in Verzuckung geriethen, und ich noch fortlachte, als schon alle Gesichter zum Ernst sich wieder in die Alltagsfalten eingezwängt hatten. „Bruder Julius," brach Wilhelm die Stille, „wer zuletzt lacht, der lacht am besten! Hier wirds zu kühl, hinauf zum Kastellan, dort soll dir Licht werden über alles!" Ach du lieber Himmel, ihm wars zu kühl, und ich glaubte in einem russischen Schwitzkasten zu stecken. Was halfs, ich mußte gehorchen! Seraphine ging mit den Fackelträgern lächelnd voran, mich faßten der Oberst und Wilhelm unter den Armen, und zogen mich hinaus; der Kastellan mit seiner Alten und mit meinem nur halb lebenden Johann beschlossen den Zug, welcher sich nach dem Thürmchen in Bewegung setzte, wo ein fürstliches Mahl für alle bereitet war.

Ich kam mir an Seraphinens Seite selbst vor wie ein Missethäter am letzten Tage der Ausstellung, und hatte nicht einmal den Muth, auch nur mit einem scheuen Seitenblick nach der Constellation der Gesichter flüchtig zu forschen. Aber mein Herz schlug so mächtig wie in den Stunden der ersten Schlacht, als ich hinter einer Batterie in lähmender Ruhe des ersten Schusses harrte, welcher den Ausbruch des todverbreitenden Hochgewitters verkünden sollte. Hinein! hinein! wünschte ich damals mit bebendem Muthe, und jetzt seufzte ich leise: „wenn's nur losging!" Wilhelm erbarmte sich meiner und nahm endlich den drückenden Alp von meiner Brust mit einem Wink, welcher allen überflüssigen Zeugen Entfernung gebot und mir die nahe Auflösung so manches Räthsels verhieß. Der Oberst leerte einen Zuges seinen ritterlichen Becher, strich sich den Schnurrbart, rückte die Mütze auf die linke Seite, und stimmte die ganze Klaviatur seines Gesichtes in D. Diese Stimmung war mir noch vom Regiment her zur Genüge bekannt, ich suchte daher alle mögliche Fassung zu gewinnen, um einen gediegenen Spaß- und Zank- gemischten Sermon ordonnanzmäßig anzuhören, welcher denn auch sogleich folgendermaßen begann:

„Mein lieber Herr Baron und Husaren-Ex-Rittmeister! Als wohlbestallter Standartenjunker waren Sie schon ein süß romantisches Püppchen; als Lieutenant wurden Sie ein schwärmerisches Närrchen und der Rittmeister mochte Sie, salva venia, beinahe ganz zum Narren mit Deutschthum, Magnetismus, Wahlverwandtschaften, Stillingladen und Idealismus in der Liebe. Sie waren und sind auf natürlichem Wege mit gar nichts zu kuriren, als mit einer guten und klugen Frau, dem ewigen und unwandelbaren Arcanum gegen die meisten Narrheiten; Ihr Vater wollte Ihnen eine Frau geben und kam aus alter Familienfreundschaft auf den Gedanken, das einzige weibliche Wesen meines Stammes — da die schmucke Seraphine — Ihnen zu vermählen. Ich war es gerne zufrieden; aber wohl einsehend, daß Ihnen mein Mädchen auf gewöhnlichem Wege zukommend, als ein gewöhnliches untaugliches Möbel erscheinen würde — verabredete ich mit Ihrem Freund Wilhelm die romanhaften Zusammenkünfte auf der Reise, und mit meinem Kastellan die hier gespielte Gespensterposse. Sie haben nun das idealisch romantische Mädchen gefunden, was Ihrer Seele schon vor Jahrtausenden verwandt war — gehen Sie und halten Sie nach altem Gebrauch um sie an — ich gebe Ihnen mein Wort, Seraphine wird nicht nein sagen! Was übrigens die Geschichte mit dem Wunderfräulein betrifft, so ist sie wörtlich wahr, nur daß meine Seraphine mit jener nichts gemein hat als den Namen und außerordentliche Aehnlichkeit. Ueberzeugen Sie sich selbst, ob Seraphine ein Gespenst oder ein wohlconditionirtes Mädchen ist, küssen Sie den Mund, der Ihnen entgegenlächelt — küssen Sie zu — ich erlaube es, und Seraphine hat es schon längst erwartet!"

Eine milde Gluth rieselte beseligend durch alle meine Adern, schüchtern, aber voll Sehnsucht wendete ich mich nach meiner Nachbarin. Ja! ihr Engel des Himmels! sie lächelte mir liebevoll entgegen, ein Thränchen der Liebe perlte in ihren Augen, ich beugte meine Knie — stammelte Seraphine! und feierte den Bund der Vermählung mit dem ersten glühenden Kuß auf ihren süßen Mund, um von einem brennenden Stich in den Lippen schmerzlich erschreckt aufzufahren.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich von der Kühle der Nacht umweht, auf einem kräuterbewachsenen Trümmerhaufen einsam mich liegend fand, und erkannte, daß der Stich in den Lippen von den Stacheln einer Hundsrose, in deren Zweige mein Haupt ganz verschlungen war, herrührte? Gespenstig erschien mir nun erst das ganze Schloß, ich wähnte mich von Zauberern und Kobolden umgeben, welche im Augenblick des seligsten Genusses von Seraphinens Lippen hinweg in diese schauerliche Einöde mich geschleudert hatten. Kraft und Muth fehlte mir aufzustehen, und scheu flogen meine Blicke durch die Schatten der Nacht hin, und meine Seele gaukelte wie trunken in wirren Gesichten umher.

„Gnaden Herr Rittmeister, wünsche wohl geschlafen zu haben!" redete der Kastellan, der mühsam über die Trümmer zu mir heraufkletterte, mich an.

„Geschlafen?" antwortete ich gedehnt — und rieb mir Stirn und Augen und betastete den ganzen Körper, ob ich wirklich lebe. „Geschlafen?"

„Ja, Euer Gnaden, und wie! und geträumt seit zwei Stunden überlaut! ha, ha, ha! ist's Wunderfräulein bei Ihnen gewesen? Sie riefen ja hundert Mal Seraphine!" —

„Geschlafen, geträumt? Also alles — alles was ich sah und hörte, wäre nur ein Traum gewesen?" —

„Wie Euer Gnaden befehlen!" —

„Wie kam ich aber hierher?"

„Ei — Euer Gnaden kletterten gegen Sonnenuntergang auf den Ruinen herum und zeichneten Aussichten, und schliefen darüber ein — da liegen ja noch alle ihre Zeichenbücher im Gras. — Ich komme jetzt, Ihnen die Kapelle zu zeigen, weil der Mond gerade recht steht, damit Sie nachher dem Johann Audienz geben können, er ist in diesem Augenblick gekommen!"

„Geschlafen! geträumt?" rief ich noch einmal und sprang auf, „wenn das nur ein Traum war, so hole der Teufel das ganze Leben!"

Von den Stacheln der heftigsten Neugierde gespornt, eilte ich in die Kapelle und fand zu meinem namenlosen Erstaunen alles — alles gerade so, wie ich es im Traum gesehen hatte. Scheu blickte ich nach allen Seiten mich um, ob nicht die lebende Seraphine irgendwo aus einem Winkel hervorträte. Nichts ließ sich hören und sehen!

„Wie weit ist's zum Schloß des Obersten?" rief ich hastig, der Kastellan erwiederte ruhig: „Euer Gnaden, drei Viertelstunde Wegs, aber der Fuchs hat sie gemessen!" — „Ja, ja, der Oberste hat auch im Traume recht! Noch heute will ich mit ihr unter einem Dache schlafen, und morgen — ja morgen in aller Frühe, bitte ich sie um Herz und Hand — sagt sie nein — so — gute Nacht Herr Kastellan — ich eile hinab zu ihrem Herrn!"

Der Alte mochte sich wundern und mich kurios anschauen, so oft er wollte — es blieb bei meinem Entschluß, ich flog auf Fittigen der Liebe hinab in das Schloß des Obersten. Er saß im Hof unter drei mächtigen Linden mit Seraphinen und mit meinem Freund Wilhelm!

Die Geschichte des Wunderfräuleins erfuhr ich gerade so, wie der Kastellan sie mir im Traum erzählt hatte, und das lebendige Wunderfräulein, der 518 Jahre alten Seraphine leibhaftes Konterfei — lächelt über meiner linken Schulter hervor, während ich zum Schluß meines Abentheuers die Worte schreibe: das lebendige Wunderfräulein ist nun meine Frau, und zwar ein Wunder von einer Frau — wie unser Jahrhundert ein zweites schwerlich mehr hervorbringen wird!

Johann Erich Biester,

ein unermüdlicher Kämpfer für Licht und Recht, ward am 17. November 1749 zu Lübeck, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, geboren. Er zeigte schon früh große Anlagen für die Wissenschaften, welche unter Overbeck's Leitung auf der hohen Schule seiner Vaterstadt glücklich ausgebildet wurden, und widmete sich dann auf der Universität zu Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaft, versäumte jedoch nicht, dabei sich sehr gute historische und sprachliche Kenntnisse zu erwerben. Nach Lübeck zurückgekehrt, beschäftigte er sich anfangs mit juristischer Praxis und arbeitete in Stunden der Muße für gelehrte Zeitschriften, verließ jedoch die erstere Laufbahn bald wieder und begab sich 1773 nach Bützow, wo er sich als Privatdocent an der dortigen Universität habilitirte, ästhetische und historische Vorlesungen hielt und 1774 Doctor der Rechte ward. — 1775 entsagte er indessen schon seinem Amte, machte eine Reise nach Berlin und privatisirte hierauf im Meckelnburgischen und in Lübeck. Zwei Jahre später ward er Privat-

secretair und Hausgenosse des preußischen Ministers von Zedlitz und verband sich mit Gedicke (1783) zur Herausgabe der bekannten Berlinischen Monatsschrift, welche er von 1791 an allein redigirte. 1784 erhielt er die Ernennung zum Bibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Berlin, an welcher er, thätig und gefällig, höchst vortheilhaft wirkte. 1798 trat er in die berliner Akademie. — Er starb am 20. Februar 1816.

B. gab theils allein, theils in Verbindung mit Anderen heraus:

Berlinische Monatsschrift. Berlin, 1783—96. 14 Jahrgänge.
Berlinische Blätter. 1797—98. 2 Jahrg.
Neue Berlinische Monatsschrift. Berlin, 1799—1808. 10 Jahrg.
Barthelemy's Reise des jüngeren Anacharsis. Berl. 1790—93. 7 Thle.
Abriß des Lebens und der Regierung Katharina II. Berlin, 1797. N. A. 1805. —
Einzelne Aufsätze in der „Rostocker gelehrten Zeitung," der „Allgemeinen deutschen Bibliothek," den „Abhandlungen der Berlin. Akademie" u. s. w. u. s. w.

Durch rastlosen Eifer und weit verbreitete Verbindungen machte B. seine Monatsschrift zu einer der gehaltvollsten jener Tage: seine eigenen Leistungen beurkunden den gründlichen Gelehrten und umsichtigen Denker, aber in seiner Bekämpfung der heimlichen Verbreitung des Katholicismus in Deutschland ging er unbedingt zu weit und verfuhr mit zu großer Heftigkeit, wodurch er seinem übrigens völlig redlichen Streben schadete und es nicht vermeiden konnte, sich selbst mitunter lächerlich zu machen. — Jene bekannte Stelle in Göthe's Faust, die ihn treffend darstellte:

Sagt mir, wer ist der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten;
Er schnopert, was er schnopern kann?
„Er spürt nach Jesuiten"

mußte ihm zu ihrer Zeit daher um desto schmerzlicher auffallen, als sie sein übertreibendes Wesen im hellsten Lichte mit wenigen Worten zeigte und verspottete.

Ueber den Charakter.*)**)

Untersuchungen über den Charakter sind in anthropologischer und selbst moralischer Hinsicht wichtig, weil sie uns das Innere des Menschen aufschließen, und zur Beurtheilung vorlegen. Der Gegenstand ist aber zugleich so umfassend und vielseitig, daß er Stoff für mehrere ganz verschiedene Betrachtungen, ja selbst Beschäftigungen darbeut. Ich will hier nur den Aesthetiker, den Psychologen, den Pädagogen nennen. Der erstere hat seine Kritik darauf zu richten, ob die in einem Schauspiel oder Roman auftretenden Personen, die in einem Liede oder anderm Gedichte ausgedrückten Empfindungen, die auf Flächen oder freistehend abgebildeten Gestalten, so geschildert und dargestellt sind, daß sie eine innere poetische Wahrheit haben, und durch keinen Widerspruch sich selbst aufheben. Ja man legt sogar einem Kunstwerke an und für sich, welches auch keine Menschen darstellt, Charakter bei: einem Gebäude z. B., einer gemalten Landschaft, einer freien Handzeichnung von Arabesken, einem Musikstück ohne begleitende Worte, u. s. w. Der Psycholog betrachtet die ihm vorkommenden Mannichfaltigkeiten der menschlichen Gesinnungs- und Handlungsart, um herauszubringen, wodurch dieselben veranlaßt sind, ob körperliche Eigenschaft, ob Gewöhnung, Lebensart, Beispiel, ob eine bestimmte Beschaffenheit des Erkenntnißvermögens, der Phantasie und anderer Seelenkräfte, oder ein ganz eigenthümlicher freier Entschluß des Gemüths, die Ursache ist; er prüft zugleich, wie die einzelnen Züge, welche zuweilen in einem schneidenden Kontrast gegen einander zu stehen scheinen, doch aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte zu erklären sind. Der Pädagog endlich hat Acht auf die Triebe und Neigungen seiner Zöglinge, um sie gehörig zu leiten, um, wenn der Charakter nach einer Seite hin ein nachtheiliges Uebergewicht erhält, eine dienliche Richtung dagegen zu geben. — Schon diese kurze Ausführung zeigt die übergroße Reichhaltigkeit der Materie. Es wäre die unüberlegteste Unternehmung, dieß große Ganze erschöpfen zu wollen; wohin auch mein Vorsatz um so weniger geht, da meine Kräfte nicht so weit reichen.

Dieser Ueberblick kann aber dazu helfen, schon das Gemeinsame aufzufinden, worin alles jenes zusammentrifft, um daraus den Begriff des Charakters, wenn auch anfangs noch nicht vollständig, zu abstrahiren. — Das erste Merkmal, welches sogleich vorspringt, ist, daß wir an dem Dinge oder Wesen, welches wir vor uns haben und beachten, alsdann wenn uns ein Charakter aus demselben anspricht, etwas, also eine Beschaffenheit, kennen kernen. Aber welche? Wir verstehen oft gar nichts von der Kunst oder dem Mechanismus, wodurch das Ding (zumal wenn es ein Naturprodukt wäre) hervorgebracht ist; wir wissen oft nicht, zu welchem Zweck es da ist, oder vergessen bei dieser Ansicht und Beurtheilung, doch die Absicht, die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Dinges; wir wollen das vor uns liegende Wesen gleichsam an und für sich kennen lernen, und bloß seiner selbst wegen genießen. Wir dringen mit unserm Blick in dasselbe hinein, und suchen herauszubringen, was dort liegen mag. Es ist die innere Beschaffenheit, welche uns aus ihm anspricht. Der Psycholog und der Pädagog wird auch den äußern Menschen nicht ganz verabsäumen, aber doch nur, insoweit er, oder weil er, Bezug auf den innern Menschen hat. Wenn der Physiognomiker von charakteristischen Gesichtern oder einzelnen Gesichtstheilen, Nase, Stirn, Schnitt des Mundes, von einem charakteristischen Gange und Haltung des Körpers, von charakteristischer Hand (im Schreiben) spricht; so kömmt es ihm hierbei nicht auf eigentliche Schönheit, Farbe u. s. w. an, sondern er sucht aus allen diesen Zeichen das innere Wesen des Menschen, seinen Verstand oder Unverstand, seine Sanftheit oder Heftigkeit, seine Festigkeit oder Leichtsinnigkeit herauszubringen. Der Mimiker lehrt, wie der Schauspieler durch Geberde und Ton die innern Empfindungen, die Gemüthsbewegungen seiner Personen anzeigen soll, und den Charakter immer richtig beobachte. Daß bei den durch Rede wirklich geäußerten, oder den durch Redekünste dichtungsweise vorgetragenen, Gesinnungen der Personen, nur diese Gesinnungen selbst, diese ihre innere Gemüthsbeschaffenheit in Betracht kömmt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Aber diese so eben angegebene nähere Bestimmung Gemüth, menschliches Gemüth, kann auch als das dritte gemeinsame Merkmal aufgenommen werden. Nur die innere Gemüthsbeschaffenheit ist dasjenige, welches wir Charakter nennen; — wir mögen es nun in demjenigen Dinge, welchem wir Charakter zuschreiben, finden und herausheben; oder es erst, durch eine dem Menschen natürliche und zugleich höchst angenehme ja wohlthätige Täuschung, in das Ding hineinlegen. Es war vorher von Werken die Rede, welche keine Menschen darstellen. Wenn ein Künstler sie verfertigt hat, so versteht sich von selbst, daß sowohl er, als der ihn beurtheilende Aesthetiker, mit Recht hier von Charakter sprechen. Denn, was Menschen für Menschen machen, damit bezwecken sie eine Absicht, die auf den innern Menschen, auf die Erregung und Bewegung seines Gemüths geht. Der Tonkünstler will durch sein Musikstück auf unsere Empfindungen der Zärtlichkeit, des Mitleids u. s. w.; der Architekt auf unser Gefühl des Schönen, des Erhabenen, der Harmonie u. s. w. wirken. Der nehmliche Fall ist bei den kleinsten, unbedeutend scheinenden, nur durch Anmuth und Zierath gefallen-wollenden, Kunstwerken. Verfehlen die Künstler ihren Zweck, fühlt der Kenner nicht, was sie beabsichtigten, weil sie es entweder gar nicht ausdrückten, oder durch eingemischte widersprechende Züge die Wirkung selbst wieder aufhoben; so urtheilt er: das Werk hat keinen Charakter, es sagt nichts, es zeugt nicht von der Gemüthsbeschaffenheit des Verfertigers, und dringt nicht in das Gemüth des Beschauers. Selbst bei den Werken der Natur findet sich dieß so. Einem Thiere z. B. leihen wir etwas von unsern Eigenschaften: wir sprechen von seinem Stolze, seiner Großmuth, seiner List, seinem Witz, seiner Munterkeit; ohne ganz genau zu untersuchen, ob das Thier dieß alles wirklich selbst hat, oder wir es nur aus seinem Blicke, Gange u. s. w. schließen, weil Menschen mit einem solchen Blicke und Gange so beschaffen zu seyn pflegen. Wir personifiziren den Löwen, den Elephanten, selbst das kleine flüchtige Insekt, und legen ihm Charakter bei, der doch eigentlich nur eine Gemüthsbeschaffenheit des Menschen ist. — Bei unbeseelten Dingen, einer Pflanze z. B., stellen wir uns die Natur als eine Künstlerin vor, die durch ihr Werk auf uns einen Eindruck hätte machen wollen; und sprechen auch hier von Charakter, je nachdem wir freudige, abschreckende, reizende, oder andere oft unnennbar sonderbare Empfindungen bei deren Anschauen genießen. Auf gleiche Weise verhält es sich mit unbelebten Massen; ein Berg hat den Charakter der Größe u. s. w., wenn er unser

*) Aus: Abhandlungen der königl. Academie der Wissenschaften. Berlin, 1803.

**) Vorgelesen in der Akademie, den 5. May 1803.

Gemüth in die Lage setzt, daß wir Größe u. s. w. empfinden. So selbst oft ein ausgezeichnet gebildeter Stein. —

Ein kleiner Rückblick auf die Etymologie wird uns vielleicht noch näher zum Zweck bringen. Das Wort Charakter kömmt von dem bekannten griechischen Wort χαράσσειν, graben, einschneiden. (Unser deutsches kratzen ist nahe damit verwandt, oder vielmehr gemeinschaftlichen Ursprungs, und eben so das zuerst bei der Uebersetzung gebrauchte Wort, da ein Graben im alten Deutsch, und noch jetzt im Holländischen, Gracht und Graft heißt). Charakter also ist ursprünglich ein Einschnitt, dann ein Merkzeichen, ein Gepräge oder dergleichen, um etwas anzudeuten, auszudrücken. In diesem Sinne wird das Wort noch in manchen Wissenschaften, und selbst in den Verhältnissen des Lebens gebraucht. Wenn also einem Dinge ein Zeichen beigefügt ist, einer Metallplatte der Aufdruck eines Münzstempels, einem Naturprodukt der Name seiner Gattung und Art, einem Menschen der Titel seiner Bedienung und Würde; so geschieht dieß, damit wir diese Gegenstände richtiger kennen, ihre Eigenthümlichkeit merken, und sie von andern verwandten Gegenständen desto leichter unterscheiden sollen. — Kehren wir nun zu der vorher herausgebrachten Definition zurück, nach welcher wir das Wort Charakter nicht in seinem weiten ursprünglichen Sinne, sondern in der bestimmten auf Anthropologie und Moral sich beziehenden Bedeutung nehmen; so kömmt nun noch der Zusatz des Eigenthümlichen, Unterscheidenden hinzu. Dieser Begriff herrscht vorzüglich in dem abgeleiteten Wort charakteristisch. Wenn wir vom Charakter einer Nation sprechen, so meinen wir die Eigenschaften derselben, im Gegensatz anderer Nationen, bei denen sie sich nicht, oder doch nicht auf gleiche Weise finden. Charakter ist demnach eine „eigenthümliche oder unterscheidende innere oder Gemüthsbeschaffenheit des Menschen." Gleich viel noch hier, ob eine gute oder böse, eine richtige oder verkehrte, eine wahre oder falsche Beschaffenheit, eine einzige oder mannichfache. Der gemeine Sprachgebrauch redet von guten und von bösen, von verschiedenen, von vielerlei Charakteren.

Man kann die Worte Charakter und Griechische Sprache nicht in Verbindung setzen, ohne sich eines kostbaren Ueberbleibsels des Alterthums zu erinnern, welches vor wenig Jahren eine unerwartet glückliche Hülfe der wiederherstellenden Kritik erhalten hat. Ich meine die Charakterschilderungen von Theophrast. Es ist ein höchst schätzbares, originales, in seiner Art einziges Werk. Nur muß es aus dem richtigen Gesichtspunkt angesehen werden. Erstlich sind bei den einzelnen Charakteren die Züge so gehäuft, und zum Theil sogar in sich widersprechend, daß es unmöglich fällt, sich eine Person zu denken, in welcher alle diese Züge sich vereinigten, und die wir uns also als einen wirklichen Menschen vorstellen sollten, den etwa Theophrast leiblich vor Augen, oder doch vor den Augen seiner dichtenden Phantasie gehebt hätte. Dieß war aber auch die Absicht des alten Weisen nicht. Der Charakter, den er jedesmal aufstellt, ist kein Individuum, sondern der Repräsentant seiner ganzen Spezies; man muß verstehen: „so pflegt es der Grobe, der Geizige, der Schwätzer zu machen; oder er macht es auch wohl so; oder manche pflegen auch dieß zu thun, dieß zu sagen." Nicht aber: jeder Grobe, jeder Geizige, jeder Schwätzer überhaupt, thut dieß; und noch weniger: ein bestimmter Mensch von solchem Charakter thut alles dieß zusammen. — Zweitens, eben weil Theophrast nur einzelne Züge geben wollte, dachte er nicht an wissenschaftliche Form, an philosophische Sonderung und Zusammenfassung. Er hat nicht alle Charaktere zeichnen wollen; denn wie viele fehlen noch, und würden stets fehlen, wenn wir auch sein Werk ganz hätten, wovon kaum die Hälfte auf uns gekommen ist. Er wollte aber auch nur fragmentarisch verfahren. Er hat z. B. den Dummen, den Groben, den Abergläubischen. Wie leicht können nicht alle drei Eigenschaften zusammentreffen! Bleiben es dennoch drei verschiedene Charaktere? Wie aber kann ein einzelner Mensch eine ganze Menge von Charakteren in sich beherbergen? — Ein strengerer Philosoph, ein Aristoteles z. B., würde eine andere logischere Form gewählt, würde gewisse allgemeine Beschaffenheiten zum Grunde seiner Eintheilung gemacht, und dann angeführt haben, was bei einer solchen Beschaffenheit, unter bestimmten Umständen, ein Mensch ist und wird. Theophrast aber hat in seiner Art ganz recht; es sind einzelne Charakterzüge, nicht Charaktere wirklich lebender Menschen.

Diese Erinnerung führt sogleich darauf, daß, um alle Verwirrung zu vermeiden, man noch genauer absondern muß. Erstlich: Charakter heißt ein unterscheidendes Merkmal, und dann der ganze Umfang aller dieser Merkmale. Auf diese letzte Art wird das Wort in Ansehung der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen gebraucht, denen (jedem einzeln) man daher einen Charakter zuschreibt. Zweitens: Nicht jede Eigenschaft oder Beschaffenheit des innern Menschen macht den eigentlich so zu nennenden Charakter aus. — Es wird ewig ein unauflösliches Räthsel bleiben, welchen wechselseitigen Einfluß Körper und Seele (um die gewöhnlichen Ausdrücke hier beizubehalten) auf einander haben. Könnte dieß erklärt werden, so wäre es gewiß schon durch die, Jahrtausende lang, angestrengten Bemühungen der scharfsinnigsten Forscher zu Stande gebracht. So viel bleibt indeß einem jeden Bewußtseyn klar, daß, wie innig auch jenes unbegreifliche Band seyn mag, wir doch eine Kraft in uns fühlen, die sich über alles Körperliche, so wie über die gesammte äußere Natur, nebst allen umgebenden Verhältnissen und Lagen, zufolge eines deutlich in uns ausgesprochenen Gesetzes, erheben und hinwegsetzen soll; auch sich so erheben und hinwegsetzen kann, weil sie es, wenigstens zuweilen, thut. Was also wirklich gesondert ist, muß nicht wieder vermengt werden; physisch und moralisch sind, wenn auch in mancher Rücksicht eng verbunden, doch zwei wahre Entgegensetzungen. Wer sich um deutliche Begriffe bemüht, wird von jedem dieser Stücke einzeln sprechen, und ihr Gebiet zu trennen suchen, ohne darum den Einfluß des einen auf das andere leugnen zu wollen. Die Philosophie hat kein ander Geschäft, als die vor uns liegenden Erscheinungen in ihre Bestandtheile aufzulösen, und so eine richtigere Kenntniß und Beurtheilung des zusammengesetzten Ganzen möglich zu machen.

Der unbestimmte, unphilosophische Sprachgebrauch faßt, in seinem Begriff vom Charakter, Physisches und Moralisches zusammen. Alles Physische kömmt darin überein, daß es, insofern es rein physisch ist, außer der Kraft des Menschen liegt, der es weder hervorbringen noch vernichten, obzwar beträchtlich modifiziren kann; das Moralische hingegen liegt im Vermögen des Menschen, sobald er nur ernstlich will. Was also der Mensch bei dem Charakter selbst kann, was er dabei mit eignem freien, festen Willen thut, das ist das Moralische, das schafft den eigentlichen, genau oder auch schlechthin so zu nennenden Charakter. Das Physische dabei wird dem Menschen durch die äußere von ihm unabhängige Natur, ohne sein Zuthun, gegeben. Ein milder Moralist, unser verewigter Garve, entscheidet daher auch: daß man unterscheiden muß unter den allgemein verbindlichen Pflichten, wozu nur diejenigen Fähigkeiten gehören, welche allen Menschen gemein sind, welche jeder entweder hat oder sich verschaffen kann; und denjenigen Pflichten, wozu eine besondere Gabe, eine gewisse Beschaffenheit der Seelenvermögen und Eigenschaften, kurz ein bestimmtes Maas und Proportion der Tugenden erfordert wird, welche Pflichten daher auch nur für die verbindlich sind, welche dieß Maas haben, oder es durch Arbeit an sich selbst erlangen können.

Das erste Physische beim Charakter ist das sogenannte Naturell, die Naturanlage. Alle Ausdrücke dieser Art sind ursprünglich vom Körper hergenommen, und dann figürlich auf die Seele angewandt. Ein Rückblick auf jenen hilft daher zur bessern Einsicht. — Es giebt ein gewisses Allgemeine, Nothwendige, welches jeder in Gedanken hat, wenn er sich den Begriff menschlicher Körper vorstellt; ungeachtet jeder Körper, in Größe, Stärke u. s. w. verschieden ist. Die Abweichungen dürfen nicht so weit gehen, daß alle Grundzüge dieser Form vertilgt, alle wesentliche Bestandtheile des menschlichen Körpers vernichtet wären; eine Mißgeburt, die ein Karikaturist bis zu einem solchen Grade ersinnen wollte, würde nicht leben können. Eben so giebt es unumgängliche Principien, Grundfähigkeiten der Seele, ohne welche sie nicht menschliche Seele seyn würde. Wir haben, vorzüglich in unsern Tagen, Seelenmaler, die sich in den übertriebensten Karikaturen gefallen; ob die Geschöpfe ihrer Einbildungskraft wirkliche Menschen heißen können, ob sie wirklich als irdisch-vernünftige Wesen zu existiren vermögend seyn würden, möchte wohl ein Zweifel bleiben. Jene nothwendige Form oder Norm nun abgerechnet, unter welcher nichts fehlen darf, und über welche hinaus nichts daseyn kann, giebt es in den Anlagen der Seele eben so große Mannichfaltigkeit, wie bei den menschlichen Körpern. Die Schwäche und Stärke, die Größe und das kleine Maas, der Fähigkeiten und Triebe, die Proportion und gleichsam Mischung der Anlagen, die Grade der Empfindlichkeit (um Eindrücke aufzunehmen) und der Kraft (um thätig zu wirken) sind bis ins Unendliche von einander abweichend, und gewähren dem Menschenbeobachter das unterhaltendste Schauspiel. Diese Anlagen nun gab theils die Natur, theils erhielt sie das Kind, ehe es gehörig denken konnte; sie sind also, in beiden Fällen, unverschuldet; und, obgleich Erziehung, Nachdenken, Aufmerksamkeit viel darauf wirken können, doch nie ganz vertilgbar. Aus ihnen erwächst das, was man gewöhnlich das Gefühl nennt: durch welches jeder Mensch von einem Gegenstande auf besondere Weise affizirt wird, und weßhalb Lust und Unlust verschieden sind, welche freilich durch Selbstbeherrschung so überwunden werden können, daß sie, wenn es aufs Handeln ankömmt, zwar sich noch zeigen, aber keine Stimme haben. In der gemeinen Redeart heißt das Naturell auch wohl das Gemüth, wenn z. B. von einem Menschen gesagt wird: „er hat ein gut Gemüth," wodurch ausgedrückt werden soll, daß er nachgebend und negativ-gut ist. Eine wahre Bestimmung des Menschenwerthes kann aber die

Naturanlage nicht geben, eben weil sie etwas Physisches ist, nicht durch selbstständige Kraft des Charakters hervorgebracht wird.

Das zweite Physische hierbei, welches schon mehr auf das Begehrungsvermögen Bezug hat, ist die Sinnesart, oder (mit einem vom Körper übertragenen Ausdruck) das Temperament. Es bezeichnet vorzüglich den Grad der Wärme und Geschwindigkeit, womit die zum Leben nöthige Flüssigkeit umgetrieben wird; und dann, nach der Analogie des Bluts, die Beschaffenheit des Ganges oder Spiels der Gefühle und Begierden. In neuern Zeiten ist vieles über die Benennungsarten und Eintheilung der Temperamente geschrieben, namentlich von Herrn Platner, der aber fast zu sehr nur Hypothesen vorträgt, jedoch freilich, weil die Sache auch eine medizinische Seite hat, als Arzt hiebei eine bedeutende Stimme führt. Indeß kann man auch wohl mit den alten Namen ausreichen, und Kants Eintheilung in Empfindung und Thätigkeit dabei benutzen. Das Temperament des Gefühls nehmlich ist so, daß die Empfindung entweder schnell und stark affizirt, aber nicht lange anhält und also nicht tief eindringt: sanguinisches Temperament; oder so daß die Empfindung weniger auffallend ist, aber stark einwurzelt: melancholisches Temperament. Jenes hat leichtes, dieses hat schweres Blut. In Absicht der Thätigkeit giebt es dieselbe doppelte Eintheilung: die Thätigkeit ist entweder rasch, aber nicht anhaltend: cholerisches Temperament; oder langsam doch anhaltend: phlegmatisches Temperament. Bei jenem findet sich warmes bei diesem kaltes Blut. — Natürlich erwächst, vornehmlich durch die Abstufungen des Mehr und Weniger, eine sehr große Verschiedenheit in den Sinnesarten der Menschen; und ein geistvoller Anthropolog und Psycholog kann eine höchst unterhaltende und belehrende Gallerie von den Gemälden des Lustigen, des über seine Empfindung Brütenden, des Hitzigen, des Affektlosen, aufstellen.

Das Naturell, oder die Beschaffenheit des Gefühles; eben so die Sinnesart (Temperament) oder das Spiel der Triebe und Begierden, kann schon einem Kinde zugeschrieben werden, noch vor der Reife seines Verstandes: weil die Natur diese beiden Stücke so giebt, daß sich schwerlich je wird ausmachen lassen, welchen Antheil der Körper an diesen Beschaffenheiten der Seele hat. Ja sie kommen sogar den Thieren zu, wie auch der Sprachgebrauch zeigt, welcher hier auf richtige Beobachtungen gegründet ist. — Nun aber tritt ein wichtiges drittes Stück hinzu: etwas bloß Moralisches. Weil es moralisch ist, so ist es innig mit der Vernunft verbunden; also fallen die Thiere hier weg. Weil es moralisch ist, so entspringt es aus dem freien Willen; also fallen die Kinder weg, und wer sonst noch sich zu keiner Festigkeit der Ueberlegung und des Entschlusses, zu keiner Selbstbestimmung emporgehoben hat. Die Grundzüge unserer Natur zeichnen uns diese Stufen vor: Anlage zur Thierheit, Anlage zur Menschheit, Anlage zur Persönlichkeit. So wie, im alten Römischen Recht, nicht jeder Mensch eine Person war, die vor Gericht stehen und rechtskräftige Handlungen ausüben konnte, so mag auch vor dem innern heiligern Gerichtsstuhl nur derjenige auftreten, der die Stimme des moralischen Gesetzes in seiner eigenen Vernunft anhören, und dann selbst als Herold sie sich ankündigen kann.

Dieses dritte Stück ist die Denkungsart, oder der im eigentlichen und höchsten Sinne sogenannte Charakter. Er entspringt aus Grundsätzen, und giebt also die einzige wahre Zuversicht und Festigkeit. Er bestimmt den Werth des Menschen; und ein guter Charakter, so entstanden und so gebildet, ist das Vollkommenste auf Erden. Gutartigkeit aus Temperament ist ein wandelbares unbeständiges Ding, worauf nicht der Besitzer selbst, und noch weniger Andere, sich verlassen können. Gutartigkeit aus Naturanlage giebt es gar nicht einmal; höchstens nur Nicht-Bösartigkeit.

Dieser Charakter ist nur einer und derselbe. Die äußere Natur ist verschieden; das Innere, Moralische, ist Eins. Will man das Wort Charakter so weit ausdehnen, wie der gemeine Sprachgebrauch es thut, so muß man von verschiedenen Charakteren reden: einem fröhlichen, einem traurigen; einem heftigen, einem langsamen; einem geizigen, einem großmüthigen; und wie die tausenderlei Gestalten alle weiter heißen, worunter sich das Temperament, das Gefühl, die Gemüthsart, ferner die Schwächen, die Tugenden, die Laster, das heißt die Ausübungen der zur Fertigkeit gewordenen Denkungsart, zeigen. Nimmt man hingegen das Wort Charakter in dem höchsten Sinn, wo es Denk- und Handelsart nach Grundsätzen heißt; so kann bei diesem Worte weder ein Plural, noch auch irgend ein Artikel Statt finden. Man sagt von dem, welchem dieses edle Prädikat zukömmt: Er ist ein Mann von Charakter, er hat Charakter; nicht diesen oder jenen, nicht den, oder einen; sondern Charakter schlechthin (absolute). Und diesen Sprachgebrauch thut man wohl, anzunehmen, und zum richtig philosophisch bestimmten zu machen, damit schwache Naturanlage, unwillkürliches Temperament, flüchtige Laune, und jede kleinliche unbedeutende Beschaffenheit des Sinnes oder Gemüthes, sich nicht einen höhern Titel zueignen als ihnen gebührt, und uns nicht in Verwirrung bringen, wenn wir von einem der wichtigsten Stücke unserer moralischen Natur reden.

Worin besteht also dieser Charakter? Er ist: „die Bestimmung der Denk- und Handelsart nach fester, freier Willkür, also nach beharrlichen Prinzipien, im Gegensatze vorübergehender Stimmungen." — Von der Denk- und Handelsart ist hier die Rede, nicht von einzelnen Handlungen. Ein jeder kann wohl einmal veranlaßt werden, einzelne Dinge zu thun, die gegen seine Grundsätze sind; er fällt dann aus seinem Charakter, welches ihm selbst das schmerzhafteste Gefühl erregt. Eben weil der Charakter (wie jeder, der davon spricht, oder das Wort auch nur gehört hat, einstimmen wird) auf die Art und Weise des Denkens und Handelns geht, so muß eine Norm zum Grunde liegen, zufolge welcher diese geschieht; das heißt also, beharrliche Prinzipien, Grundsätze.

Man hat, nicht mit Unrecht, obgleich mit Unrecht klagend, oder vorwerfend, angemerkt: daß dieser Sprachgebrauch erst seit einiger Zeit eingeführt ist. Sonst (sagt man) ward doch gefragt, ob ein Mensch gut oder böse sey; nachher, als das Wort Charakter aufkam, ward wenigstens gefordert, ein Mensch müsse einen guten Charakter haben. Jetzt sagt man bloß, er hat Charakter; als wenn dieß schon an sich genug wäre, und als wenn es nicht auch böse Charaktere gäbe. — Ich antworte: Es ist das Auszeichnende, Bestimmende der Vernunft, Einheit der Prinzipien zu suchen; dieß muß also auch bei dem Willen zum Grunde liegen. Es ist schon unendlich viel gewonnen, wenn ein Mensch nach festem beharrlichen Willen, und den daraus entspringenden Grundsätzen, handelt; nach wahrem Willen, nicht trägem Wünschen, eingebildeten Launen und Grillen der Phantasterei; nach eigenem durch feste Ueberlegung selbst bestimmten Willen, nicht nach bloßen Leidenschaften, nach augenblicklichen Einfällen, nach Modebestimmungen, oder andern der Vernunft und den Grundsätzen fremden Motiven. Selbst Bösartigkeit mit Charakter ist besser, als Gutartigkeit ohne Charakter. Durch den letztern wird man leicht die Oberhand über jene erstere erhalten, und wird und muß sie endlich erhalten. Man thut der menschlichen Natur Unrecht, wenn man glaubt, daß Bosheit mit voller innerer Konsequenz durchzuführen sey. Ein Wesen dieser Art hat man sich gedacht, als man den Begriff des Teufels aufstellte. In teuflischer Natur mag ein durchaus böser Charakter, nach Grundsätzen, möglich seyn; in der menschlichen Natur ist er es nicht. Die wahre Seelenstärke, die innere Kraft der Selbstbeherrschung, welche bei jedem fortgesetzten Handeln nach festen Grundsätzen Statt hat, muß nothwendig auch das Gute, das Andern Nützliche, das in sich selbst Edle, finden. Sie leitet dahin, sie allein macht dazu fähig und tüchtig. — Seelenstärke, schon an und für sich, schon allein, ist immer etwas Hohes und Bewundernswürdiges; Seelenstärke mit Seelengüte verbunden, giebt freilich das Ideal der Vollkommenheit. —

Siegmund von Birken

(Betulius)

ward am 25. April 1626 zu Wildenstein, einem böhmischen Marktflecken in der Nähe von Eger, wo sein Vater protestantischer Prediger war, geboren. Die religiösen Verfolgungen jener Zeit zwangen den Letzteren, mit seiner Familie nach Nürnberg zu flüchten, wo der Sohn die nöthige Vorbereitung erhielt, um 1643 die Universität Jena beziehen zu können. Er studirte daselbst Jurisprudenz, Philosophie und Rhetorik, sah sich jedoch genöthigt, nach zweijährigem Aufenthalte, da es ihm an Subsistenzmitteln fehlte, zu den Seinigen zurückzukehren. Harsdörfer und Clajus (S. d.), mit denen er durch seine Vorliebe für die Poesie bekannt wurde, nahmen sich seiner an und machten ihn 1645 zum Mitgliede des Ordens der Pegnitzschäfer oder der Blumengesellschaft zu Nürnberg, deren Stifter sie bekanntlich waren, unter dem Namen Floridan. Im Jahre 1646 begab er sich als zweiter Erzieher der Prinzen Anton Ulrich und Fer-

dinand Albrecht von Braunschweig nach Wolfenbüttel: die dortige Hofluft sagte ihm jedoch nicht sonderlich zu und er kehrte, nachdem er noch eine Zeit lang in Danneberg verweilt und dort eine mecklenburgische Prinzessin unterrichtet hatte, bei Gelegenheit der zu Nürnberg in Folge des osnabrücker Friedens stattfindenden Reichsversammlung dahin zurück. Er beschäftigte sich nun mit der Bildung junger Edelleute, zeigte sich bei verschiedenen öffentlichen Gelegenheiten vortheilhaft als Dichter und Redner und ward vom Kaiser Ferdinand III. zum Pfalzgrafen ernannt, später sogar geadelt. 1658 wurde er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, 1662 Präsident des Blumenordens, 1679 Mitglied der Academia dei Ricoverati in Venedig. Er starb am 12. Juni 1681 zu Nürnberg.

Von ihm erschienen:

Deutscher Olivenberg. Nürnberg, 1650. 4.
Christlicher Weihrauch. Nürnberg, 1652. 12.
Passionsandachten. Nürnberg, 1653. 12.
Vom Fato oder Gottesgeschick zwölf Lieder und Sinnbilder. Nürnberg, 1655. 12.
Die deutsche Schaubühne. Nürnberg, 1655. 12.
Ostländischer Lorbeerhain. Nürnb. 1657. 12.
Die truckene Trunckenheit. Nürnb. 1658. 12.
Die sichtbare Welt Comenii verdeutscht u. s. w. Nürnberg, 1658. 8.
Sonn- und Festtagsandachten. Nürnb. 1661. 8.
Der Donaustrand u. s. w. Nürnberg, 1664. 12.
Mausoleum der hungarischen Könige. Nürnberg, 1664. Fol.
Oesterreichischer Ehrenspiegel. Nürnb. 1668. Fol.
Hochfürstlicher Brandenburgischer Ulysses. Nürnb. 1667. 4. N. A. Ebendas. 1678. 12.
Guelfis oder Niedersächsischer Lorbeerhain. Nürnb. 1669. 12.
Pegnesis u. s. w. 1 und 2 Theil. Nürnb. 1673. 1679. 12.
Chur- und Fürstlich Sächsischer Heldensaal. Nürnb. 1677. 12. N. A. mit Anmerkungen von Feller.
Deutsche Rede- Bind- und Dichtkunst u. s. w. Nürnberg, 1679. 12.
Margenis, das vergnügte bekriegte und wieder befreyte Deutschland. Nürnb. 1679. 12.
Heiliger Sonntags- und Kirchenwandel. Nürnberg, 1681. 8.

S. von B., in der Schule der Erfahrungen gebildet und mit schönen Kenntnissen ausgerüstet, war unbedingt ein Mann von Talent und Gefühl, der gewiß, zu anderen Zeiten lebend, Bedeutendes geleistet haben würde. So aber unterliegt er allen Fehlern des Aftergeschmackes jener Tage und besonders der nürnberger Schule, und nur sein ehrenwerthes Streben, der Literatur seines Vaterlandes mit allen Kräften durch Lehre wie durch Beispiel zu nützen, hebt ihn vortheilhaft aus der Menge nüchterner oder übertreibender Reimer dieser Periode hervor. Als Historiker waren ihm die Hände durch kleinliche Rücksichten, die er seiner ganzen Stellung nach nicht verletzen durfte, gebunden, ja bei seinem auf Befehl Leopold I. geschriebenen österreichischen Ehrenspiegel, an dem er acht Jahre arbeitete, mußte er jedes einzelne Blatt dem kaiserlichen Hofrathe erst zur Genehmigung einsenden, erhielt dasselbe sehr oft von den drei Censoren, unter denen der bekannte händelsüchtige Pater Lambacius ihm durchaus abgeneigt war, verändert und verkürzt zurück, durfte durchaus nichts über den Papst und die Geistlichkeit bemerken u. s. w. An historische Wahrheit und Genauigkeit war also bei diesen Arbeiten nicht zu denken. Glücklicher ist er dagegen in seinen dramatischen Arbeiten, unter denen sich die seiner deutschen Rede- und Bindekunst angehängte „Psyche" am Meisten auszeichnet und einige wirklich gelungene Stellen enthält. Seine Prosa ist verdienstlich; nur geht er überall zu weit in der Bildung neuer Wörter und Wendungen, ohne den Geist der Sprache richtig aufgefaßt zu haben. Unter seinen geistlichen Liedern haben sich zwei: „Fahr hin, du schnöde Welt" und „Schöpfer aller Menschenkinder" am Längsten in der Kirche erhalten.

Vgl. die betrübte Pegnesis, den Leben- Kunst- und Tugendwandel des selig edlen Floridans, Herrn Siegmund von Birken; Com. Pal. Caes. durch 24 Sinbilder, in Kupfern zur schuldigen Nachehre fürstellend u. s. w. Nürnberg, 1683. — Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang u. s. w. von Amarantes (Herdegen), S. 79—158. —

Keyser Carl V.*)

Allhier sehet ihr (sagte Noris) Keyser Carln, den Fünften dieses Nahmens: aber, den Thaten nach, einen andern Keyser Carl den Ersten und Großen. Er brachte, das sieghaffte Kriegs-Schauspiel der alten Zeiten wieder neu auf den Schauplatz dieser letzten Zeiten: als zugleich ein Ruhm- und Reichs-Erbe seiner löblichsten Vorfahren. Den Eingang dieses Schauspiels, machte er, bald in seiner Jugend, mit den Spanischen Maranen, deren er in die 40000 erlegte: und also zu siegen anfienge, ehe man noch meynte daß er kriegen könde. Nachmals reitzete ihn der Französische König Franciscus I., welchem er in der Keyserwahl ware vorgezogen worden. Der erfuhre aber hernach, zu seinem Schaden, daß er einen Löwen aufgeweckt hatte: Dann, er ward, in der Schlacht vor Pavie, nicht allein bis aufs Haupt erlegt, sondern auch in Person gefangen; **) und zwar eben an des Ueberwinders Geburtstag, gleichsam zur Anzeig, daß Keyser Carl zum Siegen gebohren sey. Dieser herrliche Sieg, als den er über einen so stolzen und sonst sieghaften Feind erhalten, machte ihn der ganzen Welt furchtsam. Mit gleichem Ausgang bekriegten ihn die zwey dapfre Smalkaldische Bundshäupter, Churfürst Johann Friderich, und Landgraf Philips: welche ebenmäßig, durch ihre Niederlag und Gefangenschafft, ***) ihrem Ueberwinder, den altgewöhnlichen Keysertitel eines Triumfirers, und das Lob der Unüberwindlichkeit, durch ihre Dapferkeit, krafft deren es, ihnen obzusiegen, schwer gewesen, bestätigt haben. Der Groß Türck Soliman, welcher in Persien, Hungarn, Rhodis, und anderswo, Siegszeichen aufzurichten gelernet und gewohnet, auch sogar die Keyserliche Sitzstatt Wien zu belägern †) sich unterfangen dörffen, flohe zum zweytenmahl, sobald er vernahm, daß der Keyser wider ihn im Anzug wäre; sagend, seine Zagheit zu entschuldigen: Er fürchte Carln nicht, sondern sein Glück. Diesem fremden Glück und seinem eignen Unglück, entflohe er zwar in Europa; aber es fand ihn bald darauf in Africa, allwo er unlangst, durch den Seeraüber Barbarossa, das Reich Tunis oder neu-Carthago seines Königs entsetzt, und der Ottomanischen Pforten unterworfen hatte. Dann, der Keyser und seine Waffen schifften über Meer, ††) schlugen und verjagten den Barbarossa, eroberten das Königreich, und belehnten den verjagten Mulcasses wieder mit selbigem. Und zu wünschen ware, daß die einheimischen Unruhen, samt dem Neide der Benachbarten, ihme nicht soviel zu thun gemacht, sondern Zeit und Weile gelassen hätten, diesen Tyrannen zuhaus heimzusuchen, und den Siegsfahn auch in Asia, dem Dritten Welttheil, swingend, selbige Länder und Völker von dem Joche der Türckischen Grausamkeit zu befreyen.

Gleichwohl konde, sein grosser Muht, sich in jene zwey, als vor ihn viel zu änge, Welttheile nicht einschliessen lassen. Er, als ein andrer Alexander, hielte dafür, der Ehre und Würde eines Keysers, der nach Gott der Höchste, und was jener im Himmel, auf Erden ist, sey es aufrupfbar, noch eine Welt wissen, und dieselbe nit unter seinen Gehorsam bringen; und, wer Augustus heiße, der müsse es auch im Werk seyn, nämlich ein Mehrer des Reichs. Er gedachte, die Erfindung des Vierdten Welttheils America, habe allein darum seinen H. Vater und Mütterlichen Anherrn beglückseeligt, damit Ihn, dessen Eroberung beruhmseeligte. Dannenhero schicket er seine Fortun †††) gewaffnet in diß neu-entdeckte fäste Land, und bezwange es gröszen Theils an den See-Canten, in 28 Treffen über eben so viel Könige siegprachtend. Diese preißwürdige Verrichtungen, hatte er ihme gleichsam selber geprofezeyet, oder vielmehr sich darzu aufgemuntert, indem er zu einem Denk-Sinnbild erwählet, die zwo Seulen, welche Herkules, zu einem Gränzstein seiner Kriegs-Züge und Reisfahrten, an die Gadische Meerränge

---

*) Aus: Ostländischer Lorbeerhain von Siegmund v. Birken. Nürnberg, 1657.

**) Anno. 1523, 24. Febr.

***) An. 1547, 24. Apr.

†) An. 1529, 21. Sept.

††) An. 1535.

†††) An. 1532.

gesetzet; mit dem Beywort, Plus ultra d. i. Weiterfort, oder, darüber hinaus. Welches er dann, hierinnen mehr als ein Herkules, gehörter massen auch dapfer ins Werk gesetzt. Und dergleichen Thaten muste er thun, als derjenige, der gebohren ware, das fünffzehende Welt Jahr oder Seculum nach der Welt Heil geburt, als mit dessen Eintritt er zugleich in die Welt getretten, *) mit seinem Ruhmglanze zu erleuchten. Alle diese Geschichten, sehet ihr auf diesen Seulgestellflächen vorgebildet, samt itzt-angeregtem Spruch und Sinnbild.

Es waren bey ihme, der Verstand und die Erfahrenheit in Kriegssachen, als zwei treffliche Geschwister, zu solcher Vollkommenheit erwachsen, daß seine Reden und Thaten mit recht eine Kriegsschule zunennen. Es pflegte zusagen: Zum Rathschlagen gehöre, Bedacht und Langsamkeit; zum Vollziehen aber, Muht und Geschwindigkeit: und dieses beydes beysammen, sey die Quint-Essenz eines löblichen Fürsten. Ist soviel gesagt: „Im Raht soll man verweilen, und zur That eilen; in jenem ein Schneck, in diesem ein Vogel seyn." Diesen Lehrsatz gleichwie er aus seinem eignen Leben genommen, also hat er ihn auch mit seinem Thun gleichsam lebendig ausgebildet. Unter erzehlten vier Stücken, hat insonderheit seine unvergleichliche Keck- und Großmütigkeit, in allen seinen Kriegszügen aufs herrlichste hervorgeleuchtet. Als dereinst, Er und König Franz, sich gar nahe gegeneinander gelägert, dieser aber keine Lust zum Schlagen hatte; sagte er mit Ungedult: Ich wollte, daß der Franzos entweder mehr Herz und Glück, oder aber weniger Worte und Neids hätte. Womit er, beydes seine eigene Begierde zum Streiten, und seines Feindes bloßen Trotz im Ausfordern, zuverstehen gabe. Als er, im ersten Zug in Afrika, mit dem Barbarossa schlagen wolte, befahl er seinen Soldaten, sie solten nur auf ihn sehen, und ihm alles nachmachen. Setzte damit ganz ritterlich in den Feind. Und weil die Seinen anderst nicht konden, als, von einem solchen Vorgänger, das dapfer-seyn und den Tod verachten, lernen, muste nothwendig hierauf der Sieg folgen. In dem andern Zug vor Algier, **) als die Feinde stark schossen, und hart bey ihm in die Schlacht-ordnung ein groß Loch macheten, veränderte er, weder das Gesicht, noch, auf Erinnerung, den Ort, sondern lachte und sagte: „Es ist noch nie kein Keyser erschossen worden." Also auch im Lager bey Ingolstadt, ***) als der Feind ohne aufhören mit groben Stücken spielete, umritte er die Schwadern, und ruffte: Sie solten diesen eisernen Regen nicht achten, es würde bald darauf schön Wetter folgen. Eben daselbst, als er sich vom Feind in grosser Anzahl umringt sahe, sagte er ganz unerschrocken: „Lasst ankommen! Je mehr Feinde, jemehr Sieg; jemehr Gefahr, jemehr Ehre!"

Gleichwohl, wie muthig er ware, so ware er doch dabey auch vorsichtig. In Africa, als er sahe, daß der Sieg Blut kosten würde, hat er das Treffen eingestellt, sagend, mit jenem Römischen Feldherrn: Er wolle lieber einen der Seinigen erhalten, als 1000 Feinde niedermachen. Sonsten, nennete er, diese 3. Stücke, Geld, Proviant und Soldaten, zwar die Grundveste des Krieges; setzte aber hinzu, wann er je zweyer von diesen Stucken mangeln solte, so wolte er ihm gute Soldaten wehlen, mit denen hoffete er ihm die zwey andern leichtlich zu erobern. Er meynte aber solche Soldaten, wie Er selber ware, die da mutig, wachsam, dauerhafft, nit weniger wider Hunger, Durst, Frost, Hitz, Ungewitter, und dgl. Zufälle, als wider die Feinde, ja wider sich selber, streiten und obsiegen könden. Einen solchen Krieg führete er im andern Afrikanischen Zug, wider Meer, Wind und Regen. Daher, als er mit großem Verlust von dannen wieder heim kehrete, sagte man von ihm: An andern Orten, habe Keyser Carl, die Krigsheere; vor Algier aber, sich selber, Meer und Ungewitter, überwunden. Also pflage er auch, nach Ueberwindung andrer, sich selber zuüberwinden, und des Siegs, zu Mehrung seiner Ehre und Gewalts, gar wenig zugebrauchen, sagend: Solches sey zwar Alexanders, Keys. Julians, und andrer alten Sieges-Helden, Kriegs-absehen gewesen; Aber ein christlicher Potentat, müsse überdas, auf Gottes Ehre und das Heil der Seelen, sehen. Den Herzogen von Cleve, der sich wider ihn mit König Franzen verbunden hatte, verziehe er nicht allein, sondern befreundete sich auch mit ihm, †) und erwarb ihm seine Nifftel, König Ferdinands Tochter, zur Gemahlinn. Erwiese also im Werk, was er oftmals zusagen pflegete, daß nämlich der Sieg niemals ohne Ubung der Barmherzigkeit seyn solle. Als auch, die Landleute in Afrika, ihme Knieffällig die Füsse küssen wolten, verbote er ihnen solches, mit diesen Worten: Das Haupt regiret, und nicht die Füsse.

*) Anno 1500.

**) An. 1542.

***) An. 1546.

†) A. 1544.

Sonsten, wiewohl er meistentheils in Spanien sich aufhielte, und, neben den 17 Niderländischen Provinzen, auser dem Reich und der neuen Welt, fast eben soviel Königreiche zu regiren hatte: dennoch so liebte und ehrte er, Teutschland, vor allen andern seinen Ländern, als aus welchem, er sagte, daß er, nicht allein, Väterlicher Ankunfft nach, hergestammet, sondern auch darinnen zur Keyserlichen Würde erhoben worden. Daher, gabe er ihm, unter andern, auch diesen Lob-Spruch: In seinen andern Ländern, herrsche er nur über Sklaven; Aber in Teutschland, über Fürsten und Herren. Als auch einsmals die Spanischen Rähte bey ihm anhielten, er wolte doch die vollen Teutschen beurlauben und von Hof schaffen; ließe er alle seine Teutsche Bediente zusammenfordern, zeigete ihnen diß Begehren an, und beschlosse mit diesen Worten: Wolan, so kommt dann her, meine Teutschen, und lasset uns abziehen, damit wir ihnen nit länger beschwerlich seyn! Stellete sich damit, als wolte er davon ziehen: indem die Teutschen, als die ihren Keyser gerne in Teutschland gehabt hätten, frölich nachzufolgen, die Spanier aber, schamroth und Fußfällig um Verzeihung zubitten, begunnen. Und dieses sein liebes Teutschland hat er nit allein, ob-erwehnter massen, wider dessen ausländischen Feind, den Groß Türken, mächtiglich geschutzet: sondern auch sonsten, dasselbige innerlich zuberuhigen, sich äusserst beflissen. Unter andern, als er einsmals einen Schluß, wider welchen die meisten Reichsstände Bitt einlegten, formalisiren und verfassen liesse, und sein Canzler diese bedrohliche Clausel mit hineinruckte: Keyserl. Maj. wolte diesen Schluß vollziehen, und solte ganz Teutschland darüber verwüstet werden; unterfuhre ihm der Keyser, als er das Concept vorlase, mit den Worten: Das hab ich euch nicht schreiben heißen; da sey Gott vor! Ich begehre mein liebes Vaterland, in welchem ich die höchste Ehre und Hoheit empfangen, nicht zuverwüsten, sondern, als ein Keyser, zuschützen, und zuhandhaben. Durch seinen Passauischen Religionsvertrag *) wurde das zweytrachtige Reich in das Band der Einigkeit wieder zusammengefasst. Und hat der theure Held, mit diesem löblichen Friedenswerk, seine sieghafte Kriegsthaten, zugleich am Ende seiner Regierung, endigen und beschließen, und damit sich der Nachwelt zu ewigen Lob-andenken wohlempfohlen machend, andeuten wollen, die Kriege werden dadurch gerechtfertigt, wann sie den Frieden zur Ziel Scheibe haben; und beglückseeligt, wann sie zu diesem Ziel treffen, und keinen Fehlschuß thun.

Als er in Gedanken, das Reich zu übergeben, begriffen ware, und die Reichs-Rähte ihn davon abmahneten, mit dem Einwand, er könde, es durch andere, in seinem Nahmen, verwalten lassen; antwortete er ihnen: was würdet ihr alsdann vor ein Regiment führen, da ihr es itzt, noch in meinem Beyseyn, so schlimme machet, daß jedermann über euch klagen muß? Und was würde auch ich durch andre thun können, da mir selber die Regierung so schwer gefallen? Recht-Keyserliche Reden, und Dolmetschern seines hohen Regierverstandes: welcher auch aus folgenden seinen Lehrsprüchen erhellet. „Der „Oberkeit Fehlere, sagte er, seyen gleich einer Sonnen Finster„niß; die bedeute und verursache großen Jammer. Ein Keyser „müsse, gleichwie die Sonne, Armen und Reichen zugleich scheinen, und Niemand seine Hülffe versagen." Wie die Sonne das Wachs zerschmelze, aber den Koht härte: also mache die Gnade der Obern etliche gut, andere aber verstockt. Wie der Mond je weniger Liecht habe, je näher er der Sonne läufft: Also seyen die, so großen Herren am nahsten, offtmals die ärmsten. In mehrgedachtem König Franzen sagte er einsmals: Wir haben Hitzige Cholerische Unterthanen; wann wir sie nit zuweilen wider andere in Krieg führeten, würden sie wieder uns selber kriegen. Zur Vollkommenheit eines Kriegsheeres erforderte er ein Italiänisch Haubt, Spanische Arme, und ein Teutsches Herz; Bauch und Füsse aber, von den übrigen Nationen oder Völkerschaften. „Im Frauenzimmer (pflage er auch zusagen) brauche er gerne die Französische, im Raht die Italiäni„sche, und zum Gebieten die Teutsche Sprache." Gute Schulen und richtige Uhren nennte er die zwey Zeichen eines wohlbestelleten Regiments. Sein Spruch ware auch: Aller Dinge Anfang sey gering. Als man ihn einesmals bereden wolte, das versprochne Geleite nicht zu halten, wiese er die Rahtgeber mit dieser Antwort ab: „Treu und Glaube, wann sie in der gan„zen Welt vertrieben, sollen doch an dem Hofe eines Keysers „anzutreffen seyn." Von einem Bischoff, der seine Unterthanen, nicht so gar nötiger Ursachen halber, mit Krieg wolte überzogen haben, sagte er: O des bösen Hirten, der seine eigne Schafe auffressen will! Seinem Sohn, König Philipsen in Spanien, gabe er, bey Antretung des Königreichs, diese Lehre: Er solte, weder im Krieg, noch in der Regierung, den höchsten Befehl lange bey einer Person lassen; noch in auftragung desselben, mehr auf den Adel, als auf Tugend und Verdienste sehen.

*) An. 1555. 25. Sept.

In seiner Jugend wurde er zeitlich von den Büchern ab zu den Ritterspielen gezogen. Sein Belehrer, Adrian von Utrecht, (den er nachmals zur Bäpstl. Würde beförderte), sagte dazumahl, es würde ihn dereinst gereuen. Und das geschahe auch. Dann als er einmahl Lateinisch angeredet wurde, und nicht alles verstunde, dachte er hieran, seufzte und sagte: Hätte ich damals gefolget, so dörffte ich itzt nit mit fremden Ohren hören, und mit fremdem Mund reden. Sein Gemüte, als ganz unbeweglich und standfäst, ließe sich vom Glück nit trotzig, noch vom Unglück verzagt machen: blieb demnach allemahl mit einerley Buchstaben an seine Stirn geschrieben, und man konde daraus zu keiner Zeit einige änderung lesen. Wie groß und mächtig er ware, so mangelte es ihm doch niemals an Willen, sich unter sich selber zu demüthigen. Als ihme in einer Empfahungs-Rede, alle Keyserl. Tugenden zu Ruhm zugemessen wurden; sagte er darauf: Das grosse Lob, das ihr uns zuschreibet, ist uns darüm lieb, weil es uns erinnert, wie wir sollen beschaffen seyn. Als König Franz, nach dem Treffen vor Pavie, in der Kammer, darinnen er gefänglich gehalten wurde, Keyser Carls obangezogenes Denkbild an der Wand fande, und, solches ihm zu Hon dahingemahlet, achtend, darunter schrieb: Heute an mir, Morgen an dir! *) setzte der Keyser, als er dessen etliche Tage hernach gewar worden, dieses hinzu: Ich bin ein Mensch, und verstehe michs, daß mir etwas Menschliches widerfahren könne. **) Als er, nach übergebenem Reich, kurz vor seinem letzten Abzug aus Teutschland, mit Selden, seines Brudern König Ferdinands Abgesandten, tief in die Nacht hinein gesprachet, und endlich seinem Diener geklingelt, aber keiner herbey kame, nahme er selber das Liecht, truge es, wie heftig der dawider ware, gedachtem Selden die Stiegen hinab vor, und sagte: Mein lieber Selden! dieses lasst euch ein ewigs Denkmal seyn Keyser Carls, der etwan vordessen mit so vielen Wachten und Kriegshauffen umgeben, itzund, wie ihr sehet, von jedermann, auch seinen eignen Dienern, verlassen ist, und dem ihr so viel Jahre gedienet, der hat auch itzt wieder gedienet, und hiemit eurer Tugend und Geschicklichkeit, deren ich diß zu Ehren thue, ein ewiges Gedächtniß bey den Nachkommen machen wollen. In Wahrheit ein unerhörtes Beyspiel hoher Leutseeligkeit!

Er aß und trank mässig, und gleichsam nach dem Gewichte; und zwar lieber gemeine Speißen, als fremde Leckerbißlein. Also verachtete er auch äusserlichen Pracht, und pflag sich schlechtlich zu kleiden. „Hochvernünftig ermessend, der Vor„zug Menschlicher Hoheit, behaupte sich, nit durch äusserliche „theure Erdklumpen oder Seidenlumpen, sondern innerlich durch „ein Gemüte, welches, der Menschheit Gränzen überschreitend, „der Gottheit näher tritt." Und es scheinet auch, als habe er, beydes so hohe Tugenden und so grosse Glückseeligkeiten, wie jener allerweißeste König, vom Himmel erbetten. Dann, er pflage nicht viel zu reden, aber lang zu beten. Daher sagten seine Hofleute: „Keyser Carl rede mehr mit Gott, als mit den „Menschen." Vor dem ersten Zug in die Barbarey, als von Verordnung eines Feldherrn geredet wurde, hielte er im vollen Raht ein Crucifix empor, sagend: dieser, dessen diß ein Zeichen ist, soll das Haupt eines so heiligen Zugs seyn. Gleichwie er nun den Krieg mit Gott anfienge, also pflage er auch den Sieg Gott heimzuschreiben. Daher sagte er, nachdem er den Churfürsten in Sachsen gefangen und Wittenberg erobert hatte: „Ich kam und sahe; aber Gott hat überwunden." *) Diese seine Gottesliebe war eine Ursach, daß er endlich entschlossen wurde, sich von den Menschen abzusondern, um, sich mit Gott bekandt zu machen, und den Himmlischen Betrachtungen abzuwarten. „Ich muß mir auch Zeit nehmen, sagte er, mich zum Sterben zubereiten." Dieses Leben, dachte er, laufft zum Tode, und der Tod führet in ein anders und ewiges Leben. So hänget nun, die Gewißheit der Ankunft in jenes, an der guten Bereitschaft der Abfahrt aus diesem Leben. Diesem nach, thäte er etwas, das, weil die Welt steht, ein einiger seines gleichen gethan: dem er es aber in gutem Vorsatz weit zuvor gethan. Keyser Diocletian übergab das Reich, aus Begierde eines ruhigen Landlebens: Keyser Carl aber aus einer höchstlöblichen Gottes-Liebe. Jener trat ab, als ein Tyrann und Verfolger, mit jedermans Frolocken: Dieser aber, als ein Vater und Beschüzer, mit jedermans Leidwesen. Jenen gereuete solcher Uebergabe: dieser aber pflegte oft zusagen, er empfahe von diesem seinen eisamen Leben mehr Wollust und Freude, als hiebevor von allen seinen Triumfen und Herrlichkeiten. Der sich selbst überwindet, sagt der König aller Weißen, ist grösser, dann der Städte gewinnet. Und die Tugend kan auch zu höherer Vollkommenheit nicht gelangen, als wann sie über sich selbst steiget, und ihre Verdienste unter eine hartseelige Zufriedenheit demütigend, die Herrlichkeit der Belohnungen verlachet. Einen solchen höchstpreiswürdigen Sieg erhielte, und eine solche Tugendvollkommenheit erstiege, dieser Keyser. Die höchste Weltwürde, welche zu erlangen, von andern, Land und Leute, Ehr und Gut, ja Leib und Seele, in die Schanz geschlagen werden, trate er nicht allein, neben allen seinen Königreichen und Erblanden freywillig ab, sondern er ließe sich auch durch kein Bitten erbitten, dieselbe nit abzutreten. Eine Sache, die genugsam ist, ihn vor den Großen und Besten unter allen seines gleichen zubehaupten.

*) Hodie mihi, Cras tibi.

**) Homo sum, nihil humani à me alienum puto.

Sixt von Bircken

(Xyst. Betulejus),

der Sohn eines Webers, ward am 21. Februar 1500 in Augsburg geboren, studirte zu Erfurt, Tübingen und Basel, bekleidete nach vollendeter akademischer Laufbahn eine Lehrerstelle an der St. Theodorschule, dann am theologischen Seminarium zu Basel und ging 1536 als Rector der St. Annenschule nach Augsburg, woselbst er später auch Bibliothekar ward und am 19. Juni 1554 starb.

Von ihm erschien im Drucke:

Eine Tragedie mit 57 Personen, Judith u. s. w. Straßburg, 1559.

Es werden ihm ferner mehrere lateinische und deutsche Dramen, wie z. B. Nobilitas vera; Sapientia Salomonis, Susanna, Bel, Zorobabel, Herodes u. s. w. zugeschrieben.

Seine deutschen dramatischen Leistungen, im Geschmacke jener Zeit, erheben sich nicht über das Gewöhnliche; sie sind in gezählten Reimversen geschrieben.

Christian Friedrich von Blankenburg

ward am 24. Januar 1744 bei Kolberg in Pommern geboren und trat, nachdem er seine Bildung in der königlichen Militärschule zu Berlin erhalten hatte, schon in seinem siebenzehnten Jahre in preußische Dienste. — Er nahm Theil am siebenjährigen Kriege, mußte aber später seiner zerstörten Gesundheit wegen die militärische Laufbahn aufgeben und erhielt seinen Abschied mit dem Charakter eines Hauptmanns. Leipzig zum Aufenthaltsorte wählend, lebte er nun in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften und dem Kreise seiner Freunde und starb, allgemein geliebt und bedauert, am 4. Mai 1796.

Seine Schriften sind:

Versuch über den Roman. — Leipzig und Liegnitz, 1774.

Beiträge zur Geschichte des deutschen Reichs und deutscher Sitten. Ein Roman. Erster Theil (Mehr ist nicht davon erschienen). Liegnitz, 1775.

S. Johnson's biographische und kritische Nachrichten von einigen Englischen Dichtern, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt. 2 Thle. Altenb. 1781—83.

*) Veni, Vidi, Deus Vicit.

Herausgegeben von ihm wurden:

J. G. Sulzer's Theorie der schönen Künste und Wissenschaften. Neue Auflage. Leipz. 1786—87. 4 Thle. und öfter. — Seine Anmerkungen und Verbesserungen erschienen auch besonders unter dem Titel: F. v. Blankenburg's literärische Zusätze zu J. G. Sulzer's allg. Theorie d. schön. K. u. W. Leipzig, 1796—98. 3 Bde.

J. G. Sulzer's vermischte Schriften u. s. w. Leipzig, 1781.

G. J. Zollikofer's Predigten, nach seinem Tode herausgegeben. 7 Bde. Leipzig, 1788—89.

v. B. war ein überaus fleißiger, redlich strebender Mann, der mit den vielseitigsten Kenntnissen die äußerste Bescheidenheit verband. In Sulzer's Geiste (S. d.) fortarbeitend, suchte er größere Klarheit über Gegenstände aus dem Gebiete der Philosophie, der schönen Künste und Wissenschaften zu verbreiten zu einer Zeit, wo die Theorie derselben noch sehr im Werden sich befand, und man eben anfing, verjährte Vorurtheile auszurotten und hellere, gründliche Ansichten zu gewinnen. Wenn gleich seine Forschungen nicht eigentlich selbstständig zu nennen sind und sehr bald von den Leistungen späterer Jahre überflügelt wurden, so gebühret ihm doch das wohlverdiente Lob, unermüdlich thätig gewesen zu seyn und mit angeborenem feinem Geschmack oft das Richtige getroffen, besonders aber überall da, wo positives historisches Wissen das Haupterforderniß war, mit unermüdlicher Emsigkeit die Lücken ergänzt und die nothwendigen Materialien zum Baue für kommende Geschlechter zusammengetragen zu haben. Dies ist hauptsächlich der Fall in seinen Beiträgen zur sulzerschen Theorie. Sein Versuch über den Roman galt lange, und für die Zeit, in welcher er erschien, mit großem Rechte, als eine vortreffliche Arbeit. Minder glücklich war er im Romane selbst, denn seine Beiträge zur Geschichte des deutschen Reiches sind eine in vielfacher Hinsicht verfehlte Arbeit: auch gab er, da er das sehr bald einsah, in seiner zarten Bescheidenheit jede Fortsetzung derselben auf. —

Vgl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. Bd. 59. St. 2. S. 304—3011.

Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796 Bd. 2. S. 383—399.

Sein Portrait findet sich vor dem 90. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek

Alexander von Blomberg,

mit seinem vollen Namen Karl Alexander Johann Ludwig Freiherr von B., ward am 31. Januar 1788 zu Jagenhausen im Lippeschen geboren, trat bereits in seinem dreizehnten Jahre in preußische Militärdienste, nahm Theil an der Schlacht von Jena, ward nach derselben auf sein Ehrenwort entlassen und lebte nun geraume Zeit zu Berlin, bis er 1809 an Schill's Zuge Theil nahm, wofür er ein Vierteljahr Festungsarrest erdulden mußte. Darauf trat er wieder als Lieutenant und Adjutant in die preußische Armee, ging aber 1812 in russische Dienste und ward Adjutant des General Tettenborn. Eine feindliche Kugel tödtete ihn am 20. Februar 1813 vor dem schönhäuser Thor zu Berlin.

La Motte Fouqué gab 1820 seine hinterlassenen Schriften heraus. Sie enthalten die Trauerspiele Konradin von Schwaben, Waldemar von Dänemark und kleinere Gedichte.

Als Dichter erhebt sich A. v. B. nicht über die Sphäre der Mittelmäßigkeit; Reflexion vertritt zu oft bei ihm die Stelle der Phantasie und der Begeisterung. An seinen Trauerspielen ist allenfalls eine consequente Durchführung der Charaktere und die gebildete, aber keineswegs schwungreiche Diction zu loben; doch zeugen seine sämmtlichen poetischen Leistungen von redlichem Wollen und ernstem Streben für Recht, Tugend und Vaterland. —

Wilhelm von Blomberg,

des Vorigen Bruder, Offizier in preußischen Diensten zu Düsseldorf, ward am 6. Mai 1786 zu Jagenhausen im Lippeschen geboren, studirte von 1805 bis 1809 in Halle und Heidelberg, privatisirte darauf und trat 1813 in die preußische Armee.

Von ihm erschien:

Satiren über das göttliche Volk. Lemgo, 1811—1817. 2 Thle. N. A. 1823.

Thomas Aniello. Trauerspiel. Hamm, 1819.

Das Leben J. F. Steinert's. Lemgo, 1823.

Hermann's Tod, Trauerspiel. Hamm, 1824.

Gedichte. Stuttgart, 1826.

W. von B's Satiren sind unbedingt seine vorzüglichste Leistung. Edle Gesinnungen, ein reges Talent der Auffassung des Tadelnswerthen, feine Ironie neben scharfem Spott und eine sehr gebildete Sprache, so wie ein gewandter Versbau zeichnen dieselben höchst vortheilhaft aus und machen sie um desto empfehlenswerther, je ärmer die deutsche Literatur an Gedichten dieser Gattung ist. — Nicht so bedeutend sind seine Trauerspiele; der Verstand herrscht zu sehr vor, und es fehlt ihm, wie seinem Bruder, an tieferem Schwunge poetischer Begeisterung. — Unter seinen Gedichten sind einzelne gelungen zu nennen. —

I.

Die Satire.*)

Viele Lehrer hatt' ich zuerst, ein lockiges Knäblein,
Schwarz im blonden Volke daheim: Gestorbener Zeugniß
Reden und Thun, und Lebender viel, und hatte die Zunge
Früh gelöst, und schaute mit keckem Auge die Dinge,
War nicht friedlich daheim, in andere Häuser zu schauen
Lohnete mehr, und kühn dem Sinn mit dem Tritte zu folgen.
Und ich wähnt' in dem Strahle des Tags die Geister zu sehen,
Tief in den Mienen versteckt, auf Lipp' und Augen erscheinend.
Einige lockten mich an und zeigten mir thimmlischen Ursprung,
Stimm' und Gestalt bewegend wie oben über den Sternen;
Andere zogen mich Armen hinab in die finstere Erde,
Weisend die Noth, und das Spiel des allverderbenden Zufalls,
Und dem Gehafften naht' ich mich oft, willkommen ihm selbst nicht.
Und es mahnete mich mit jeglichem Alter zu reden,
Und in den Schulen erkühnt die zürnenden Lehrer zu lehren.
Drohenden sagt' ich: „Es ist nicht Schuld der eigene Wille,
„Also will es in mir ein unbezwingliches Leben
„Denn zwei Wege muß ich zugleich abwandern und aufwärts;
„Heute seyn im Olymp und morgen bei den Gesellen;
„Deßhalb schmähet mir nicht gesondertes Wissen und Reden.
„Drum ja seht ihr mich schwarz vor vielen anders gestaltet,
„Hüten könnt ihr euch immer, und eure Ohren mit Wachse
„Schließen, daß ich euch nicht mit böslicher Zunge verderbe.
„Aber habt ihr einmal die argen Worte vernommen,

*) Aus: Wilh. Freiherrn Blomberg's Satiren über das göttl. Volk. 2. Aufl. Lemgo, 1823.

„Zürnet mir nicht, auch folget mir nicht, und haltet an Eurem.
„Denn ihr sinket hinab, ich schweb' euch oben ein Irrlicht.
„Helfet mir nicht zum Gesang mit euren Stimmen, und leset
„Giftige Kräuter nicht auf, mir Stoff in die Hände zu geben.
„Denn euch brennen sie nur, mir sind sie spielender Umgang."
Als ich nun so im heimischen Volk dem Treiben begegnet,
Vieles redend am Weg' und im Wald, und erfülletem Markte,
Nahte sich mir ein finsterer Mann, und sah mir das Auge
Scharf, und gab mir die Hand, und zog zu heimlichem Wort mich.
„Lange," redet' er, „irr' ich, ein solches Wunder zu finden,
„Und ich achtete schon, vergeblich laufe der Pfad mir
„Hin von Norden nach West und Süd, und hin nach dem Aufgang.
„Dich nun kannt' ich sogleich aus Tausenden, also geschieden
„Zeigst du von andern dich, und dich den Gesuchten nah mir.
„Auf mit mir in den Wald, du sollst ein Wunder vollenden.
„Denn ich seh' es an dir, du bist ein göttliches Mittel,
„Helfend in mancherlei Pein und Nöthen dem Menschengeschlechte;
„Wie einst unter das Kraut ein mächtiges mischte der Weltgeist,
„Dem die Gewalt gegeben hinein in die innerste Seele,
„Wunderbar wirkend zu dringen dem übermüthigen Menschen.
„Also mit ätzendem Saft die Wunden zu heilen verstehst du,
„Und in Erstorbenes wieder lebendige Keime zu pflanzen."
Und ich sprach: „Was suchst du bei mir, und preisest mich also?"
Und er sagte mir noch: „Ein Greis ist dorten zu sehen,
„Ganz im Gemüthe verwirrt und blind und leidend und hülflos,
„Aber den Königen König im weiten Runde der Erde,
„Wenn du verlornes Erkennen von sich und den wirklichen Dingen
„Wieder erweckst im Gemüthe, das fern dem irdischen Ursprung
„Irrt im Beschaun der Götter an Lethes fesselnden Ufern.
„Also hält ihn der zaubrische Kreis in seiner Gewahrung,
„Daß er des Wahnsinns Herrlichkeit nie dir willig vertauschet
„Mit der kalten Vernunft und nackt beschauetem Leben.
„Du nun wahrlich, du wirst mit Worten lösen die Zauber,
„Daß er sich selber erkennet, und niederstürzen in seinem
„Innern die goldenen Säulen des eingebildeten Tempels,
„Und er auch uns erkennt, beschämt aus der Lüge sich windend."
Und wir gingen, den Mann zu finden, in dunkle Gebirge
Einsamen Pfad, und klimmten an Felsen nieder und aufwärts.
Endlich fanden wir ihn vor einsamer Hütte gelagert.
Blind nun war er und sang ein finster tönendes Lied sich.
Und ich faßte mir Muth und sprach zu dem Greise die Worte:
„Was nun härmst du dich hier in Nacht und einsamer Wildniß,
„Fern von helfender Hand und alterpflegender Liebe?
„Aber die Augen sind dir geblendet, also erscheinet
„Alles anders in dir, und fremd gar dünket dir endlich
„Solch unseeliges Loos und dich betrügendes Leben.
„Weißt du nicht, daß du der König des mittleren Waldes der Erde,
„Daß zu dienen um dich die andern Menschen bestellt sind?
„Und du steigst den Berg nicht hinan, das Scepter zu führen,
„Und du entwöhnest das Volk, die herrschende Stimme zu hören?
„Auf, besinne dich wohl, und fremd nicht sey's und verstandlos,
„Was ich dir eben gesagt, den Herrschenden werde der Erste.
„Denn nicht schwach ja ist dir der Leib, und edel die Bildung,
„Abzulenken von dir den Troß der niedrigen Seelen,
„Und um das Edelste selbst die herrschenden Netze zu spannen.
„Aber schauern wirst du dich selbst erkennend im Worte,
„Wenn ich dir weiter erzählt, wie du und die Erde geschieden,
„Und wie streng der Gewalt der eiserne Scepter gebühre,
„Und allein mit dem Eisen gestählt auflebe die Freiheit.
„Wieder erblicke den Stern, den deiner Jugend die Götter
„Hefteten, welchen du selbst in Nebelwolken gehüllt hast,
„Und empfange das dir vergessene Zeichen des Lebens."
Dieß nun sprach ich, es neigte der Greis das geblendete Antlitz
Nieder, und sprach abwendend von uns zu der eigenen Seele:
„Also neiget die Blüthe sich mir, der tödtende Staub sinkt
„Ueber mich hin, und Duft und Blätter wollen vergehen.
„Wagt ihr, gegen den Tod zu streiten, thörichte Menschen?
„Retten wollt ihr auch das Unrettbare, öffnen das Auge
„Dem für die Nacht, der Sonnen in sich und Himmel zu schaun hat,
„Und nach hellerem Tag aus Todesnächten emporstrebt?
„So nun sah mich gewachsen der Wald, und den grünenden Wald ich.
„Beide scheiden wir wohl, seht ihr die goldenen Säulen
„Nicht im Innern mir anitzt, so werdet ihr einst sie
„Steigen sehn aus der Asch' empor an die Bogen der Sterne.
„Gönn ich in Frieden euch alles, und harre wie es auch werde,
„Thut ein gleiches an mir, und glaubet wo es vergönnt ist.
„Also kannt' ich mich selber, und hielt mich fern von den andern."
Und mich grauset' die Rede, die Wang' bemeisterte Schaam rings.
Weg nun wandt' ich den Blick, beschämt auf den Führer ihn heftend.
Aber er schwieg und deutete wieder das Wort zu ergreifen.
„Höre mich Greis," so sprach ich, „und reichte nimmer zu hart mich.
„Denn es ward mir ein Stachel gegeben unter die Blätter,
„Diesen breche zuvor, wer in den Händen die Blume
„Sicher zu führen bestrebt, und freudige Düfte zu athmen.
„Dem gefällt auch die Knospe, das herbe Blatt und der Stengel,
„Welcher das liebliche Bild der Blume führet im Innren.
„Was ich gesagt, es redets durch mich ein finsterer Alter;
„Aber im Munde der Jugend ergrünt die verständige Rede:
„Höre mich Greis, verdamme mich nicht, denn jugendlich bin ich."
Und es horchte der Greis, und wendete zu mir das Antlitz:
Und er sprach: „Mein Sohn, du spät aus dem Staube Gebohrner,
„Wo nichts weiter entblüht, und rings die Herrlichkeit alle
„Sinkt in Trümmer zurück, und gleich sich alles hinabdrängt.
„Wie nur kommst du mir an, ein wehes schauriges Stündlein,
„Aehnlich dem Schwert und der Wage, die That zu prüfen dem Todten?
„Aber ferne den Alten von dir, und wie er auch schweige,
„Denn ich liebe die Absicht nicht, sie störet mit Bösem;
„Du nur rede mir frey, dich hör' ich, rede mir immer!"

Der Dichter und Teut. *)

(Ein Traum.)

Es lachte draußen Lenz, und Lenz war innen:
Dem Dichtermuthe wonniges Behagen,
Des Frühlings Phantasie'n im Spiel zu haschen;
Zu kosen mit dem duft'gen Lenzesathem,
Zu spielen mit dem Himmel, mit der Erde:
Mit Vöglein, Blumen, flücht'gen Schmetterlingen
Den Sommerstrahl zu fangen, und zu meiden.
Doch ward der Drang getrieben nach der Ferne.

Denn droben wußt' ich, auf dem Bergesrücken
Der sich von Osten waldvoll zieht nach Westen,
Wohn' ein bejahrter Ackersmann, in saurer
Und thät'ger Müh besorgt um Haus und Garten,
Der Vater Teut geheißen. Nicht zu lernen
Von seiner Kunst, nicht um die Frucht zu handeln,
Auch nicht bey ihm zu weilen war mein Wille.
Doch hört' ich, hegt er auch ein Blumengärtlein
Gelegen an der warmen Mittagssonne.
Drinn meint' ich blaue zarte Frühlings-Krokus
Und duft'ge Hyazinthen anzutreffen.

Nicht für mein Mädchen wollt' ich diese brechen,
Nein, mit den Wurzeln sie aus Teut's Gehege
In meinen eig'nen Frühlingsgarten pflanzen;
Und wollte Teut mir solches nicht gewähren,
Dacht' ich mit List sie dennoch zu erhaschen.
Denn wohlbedacht war ich auf meinen Garten,
Verliebt in jede duft'ge Frühlingsblume.
Und hielt die Blumen alle mein von selber;
Doch auch nichts and'res mein, als nur die Blumen.

Drauf spannt ich vor des offnen Wagens Muschel
Zwei muntre Rosse, flüchtig wie der Lenker.
Die Geißel hielt ich hoch in meinen Händen;
Und ohne sie zu brauchen, flog der Wagen.
Die Lüfte spielten mild um Brust und Locken.
Denn Hut und Ueberrock hatt' ich vergessen,
Wiewohl zu Teut der Weg nicht kurz zu nennen.
Rings flog an mir vorüber Wald und Wiese,
Und Dorf und Weiher. Doch im Herzen voller
Des Lenzes Aufblühn tragend als im Auge,
Trat immer näher aus der fernen Bläue
Das Waldgebirge Teut's in farbge Klarheit.

Doch ward der Pfad nun wild an dem Gebirge,
Und über Stein' und knot'ge Wurzelstränge
Ging es nicht ohne Schwung der Geißel aufwärts.
Nicht dacht' ich an der Rosse Schweiß und Arbeit,
Nicht an des Wagens, und an 's eig'ne Schicksal,
Im Herzen nur den Trieb nach blauen Blumen.

---

*) Aus: Wilh. Freih. v. Blomberg's Gedichten. Stuttgart und Tübingen, 1826.

Wie steigend, und gewunden auch am Abhang,
Der Weg im jähen Abgrund schien zu enden,
Ich achtet's nicht, und wagt's, und kam zum Gipfel.

Hier schwebt' ich leicht, vor mir die Sonn' im Süden,
Und rasig lief zur rechten, waldbegränzet,
Entlangs der Höh', der Weg auf grünen Matten.
Hier sah ich unter mir mit Wohlbehagen
Ein tiefes Thal zur linken sich eröffnen.
Drinn floß ein breiter Strom, noch laut sich wirbelnd
In hohen Fluthen, trieb von Winterunmuth,
Der Schollen Hemmung zornvoll mit sich reißend.
Nur fern erblickt' ich ruhiger den Spiegel,
Des Schiffervolkes aufgeschwellte Segel,
Und ihre Losung tönt herauf von Abend.

Ich sah die Aecker Teut's sich aus den Wassern
Mit neuem Grün erheben, sah die Arbeit
Auf höhern Feldern, sah die Dämme bessern.
Doch während schwelgend die poet'schen Blicke
Sich an der unt'ren Menschenarbeit freuten,
Entging mir, wie die Spur zu Teut's Behausung
Sich immer mehr verlor. Nicht Weg nicht Wagen
Nicht Rosse störten die beschau'nden Augen.
Ich merkte nicht, daß dem poet'schen Fuhrwerk'
Ein solcher Weg, trotz aller Müh, versagt war.

Doch plötzlich fiel ich aus dem Frühlingstaumel.
Denn meine Rosse, die so leicht mich aufwärts,
Die so gefahrvoll mich so kühn gefahren,
Vermißt ich plötzlich vor der Wagenmuschel.
Auch von dem Wagen blieb nicht Sitz, nicht Deichsel;
Sogar auch drei der Räder sah ich schwinden.
Nur *eines* lag noch auf der Spuren Ende.
Da stand ich hülflos vor des Ziels Erreichung.
Vergeblich sah ich mich nach allen Seiten,
Nach oben um, nach unten in Verzweiflung.

Vergebens hofft' ich, scherzend oder boshaft,
Den Grund des Mißgeschicks, durch Zauberstimmen
Aus irgend einem Winkel zu vernehmen.
Doch Stille blieb; und ich, die Blumen immer
Mit wandellosem Drang in meinem Herzen,
Vermogte nicht den theuren Rest zu lassen,
Nicht vor dem innern Vorsatz umzulenken.

Ermannet griff ich in des Rades Felgen;
Und jenes Rad, das mich so treu getragen,
Wälzt ich nun dankbar, und besorgter Pflege,
Vor mir auf engem Pfad zu Teut's Behausung.

Drauf an des weiten äußern Hofs Verzäunung
Gelangt ich da, wo an dem Weg der Garten,
Mit hölzernem Geländer schlecht umgeben,
Zugänglich *jedem*, aus der Wildniß abschied.

Den Garten fand ich sonder Pfleg' des Eigners;
Zertreten Weg' und Beete. Nur die Reste
Vergess'ner Sorg' entwanden sich dem Boden;
Hier eine wild entwöhnte Taxushecke
Angstvoller Scheer' entwachsen; dort die Lauben
Mit rings verwachs'nem Eingang, wildem Schirme;
Ausländ'sche Blumen halb im Weg vertreten,
Und Unkraut wuchernd über zarten Knospen.
Hohnlachend blickt' der alte kerngesunde
Hochwald, mit seinen Buch- und Eichengipfeln
Und Edeltannen, in den Teut'schen Garten.
Doch schien mir leicht nun meines Drangs Erreichung.
Denn wer wird nach dem Ungeschätzten fragen,
Wenn sich der Eigner selbst entwöhnt der Blumen?
Da fiel mein Blick auf ferne blaue Blümlein,
Und unter Unkraut glaubt' ich zu erblicken
Die süßen Blumenkelche, mir so theuer.

Drauf legt' ich sanft mein Rad an das Geländer,
Und schwang mich leicht in den versäumten Garten.
Doch als ich jene Pflänzlein näher schaute,
Gewahrt ich, daß nicht Krokus sey die Blume;
Daß *eine* Distel, jugendlich noch keimend,
So Farb' als Bau nachahmend' auf Stachelblättern.
Und doch gefiel mir diese selt'ne Pflanze.
Viel' mit den Wurzeln hob ich aus dem Boden.
Auch hob ich eine Knospenhyazinthe
Daneben, mit der Zwiebel aus der Erde.

Kaum hatt' ich in den Händen meine Beute,
Als sich der alte Hausherr langsam näh'rte;
Und fürchtend seinen Zorn eilt' ich zur Seite,
Und barg im Moos den Raub. Dann eilt' ich muthig
Entgegen ihm, nicht ohne Zwang ihn grüßend.
Doch freundlich war der Mann, als kenn' er lang mich;
Und grüßte bieder, gab mir auch die Rechte.
Treuherzig war sein Blick, still und geschäftig,
Doch kein Behagen zog ihn auf den Garten.
Gealterte, doch kräft'ge Züge, hüllt er
Im grauen Ueberrock, von magerm Tuche;
An woll'nen Strümpfen klappt ihm der Pantoffel,
Und graues Haupthaar blickt aus weißer Nachtmütz'.

„Willkommen," sprach er: „viele Freunde kommen,
„Zu sehen meinen Flor in meiner Wirthschaft.
„Seit ich erlöst bin von dem Diebsgesindel,
„Hat Gott die Wirthschaft wiederum gesegnet.
„Nur macht mir oft das baare Geld noch Sorge.
„Jetzt bau' ich an dem neuen Vorrathshause,
„Mit herrlichem Gelaß für Korn und Früchte.
„So's dir beliebt, will ich den Bau dir weisen."

Drauf eilt' er mir voraus nach der Behausung,
Die wie ein Kloster, das von Mönch und Nonne
Verlassen, und zur Pachtung eingerichtet,
In Stein- und Holz-Bau wechselnd, sich emporhob.
Gestützt war Altes stets mit neuer Hülfe.
Nicht zierlich prangt' der Hof von neuem Pflaster,
Nein, rings erfüllt mit Dünger aus den Ställen,
Führt' drüberhin ein Pfad auf schmalen Brettern,
Selbst in die Wohnung Teut's zur Eingangspforte.
Im Hause war in engen Klostergängen
Des Tages Licht nur kümmerlich verbreitet;
Nur einzeln protestirten neue Scheiben,
Gefügt zum dunkeln Glas im alten Rahmen.

Da sagte Teut: „Zu meiner Frau und Kindern
„Will ich dich nicht in die Gemächer führen.
„Du kommst zu spät. Es ist schon hoch am Tage.
„Denn Frau und Kinder haben voll der Arbeit,
„An Spinnen, Weben, Kochen, Haushaltsmühen.
„Denn sehen wirst du nun mit eignen Augen,
„Wie jeder ohne Rast sich drinn beschäftigt.
„Ein solcher Haushalt kostet Schweiß und Mühe,
„Und Schweiß und Mühe selbst sind seine Früchte."
Dabei ging aus den Blicken ihm ein leichter
Scherzhafter Strahl auf mich, den luft'gen Dichter.
Drauf führt' er mich durch Windeltreppen höher,
Und schloß den Speicher auf. Mit Wohlbehagen
Wies er mir seines Kornes reichen Seegen;
Auch künstlich ausgedachte Mäusefallen
Des eig'nen Genie's preisliche Erfindung.
„Drin," sprach er: „fing ich manch' korngierig Mäuslein;
„Ja manche fremde Land- und Wasserratte."
Dann eilt er zu des langen Speichers Ende,
Und schloß ein Thürlein auf, daraus mir weisend
Des neuen Baues jüngst erhob'ne Giebel,
Die unbekleidet noch, zum alten Dache
Sich, wohl gezimmert, aus dem Grunde fügten.
Tief unten tönt' es von der Maurer Arbeit,
Und oben klopft' es bei den Zimmerleuten,
Denn an den Latten nagelte man munter.
Dort sah ich staunend manchen Freund im Schurzfell,
Mit Winkelmaaß und Kell' und Hammer stehen,
Den ich in deutschen Herrscherstädten wußte
Mit Rath und That bereit zu Amtsgeschäften.
Sie grüßten mich, nur nicht die Arbeit hemmend.

Da sprang mir Teut voran von Balk' zu Balken,
Und sonder Zaudern folgt' ich seinen Tritten.
Doch plötzlich sah er sich nach seinem Dichter
Im Springen fragend um, als wollt' er sagen:
„Hast du den Hammer noch nicht in den Händen?"
Da sank mein Blick zuerst herab zur Tiefe,
Und wirrer Schwindel faßte Kopf und Sinne.
Da beugt ich mich, und ängstlich fest mich klammernd,
Faßt ich den Balken, kriechend bis zum Giebel,
Und drückte mich zum Niedersteigen abwärts.
Da schallte laut des Arbeitsvolks Gelächter.
Denn unbekannt war allen solch ein Schwindel;
So hoch zu kommen, und so ängstlich, nieder
Vom Dach, sich von der Arbeit abzudrücken.

Als ich mit Zittern unten angelanget,
Ward mir die Angst wohl selber zum Gelächter.
Doch eilt' ich gleich zum Ort im Blumengarten,
Wo ich die Pflänzlein in dem Moos geborgen.
Die nahm ich freudig, lief zu meinem Rade,
Es hebend, wälzend wie vorhin, doch heimwärts.

Als ich drauf, gar zu froh in dem Berufe,
Leichtsinnig trieb mein Spielzeug an den Bergrand:
Rutscht' es mir jählings ab aus meinen Händen,
Hinab zur Tiefe unaufhaltsam springend.
Lebendig schien's, und selber mit Vergnügen
Aus meiner Hand dem Strome zuzueilen.
Und endlich sah ich's an dem Uferschilfe
Sich gar bequemlich ruhig niederlegen.

Da klagt' ich laut, und rief nach fremder Hülfe.
Denn lieb war mir mein Rad wie die Geliebte,
Und kraftlos sah ich hin in jene Tiefen.

Da kam vom Bau ein Bruder hergesprungen,
Die Arbeit lassend um dem Freund zu helfen.
Er wand sich ohne Schwindel an den Felsen
Hinab bis an mein Rad im Uferschilfe,
Hob es mit leichter Müh' auf seine Schulter,
Und brachte mir hinauf das theure Spielzeug.
Und als ich kaum den heißen Dank gestammelt,
Stand vor mir wohlgesattelt eins der Rosse,
Die mich den Berg hinauf zu Teut gefahren.
Um meine Schulter hing ein blanker Degen.
Schnell schwang ich mich auf meines Rosses Rücken.
Doch fühlt ich ungern mich zum erstenmale
Allein auf solchem Pfad, und süß vor allem
Schein mir des Rades Retter als Begleiter.
Und da ich seine Lust an meinem Rade
So brüderlich getheilt bey ihm gefunden,
Glaubt' ich nichts höheres zum Dank ihm bieten
Zu können, als das Rad mir nachzuwälzen.
Denn leicht erachtet' ich's und ein Vergnügen.
Auch ihn gewahrt' ich nicht unwillig zögernd.
Doch wie er leicht mein Rad hob aus der Tiefe,
So sauer ward die Last ihm auf dem Berge,
Und vielen Schweiß vergoß er bei der Arbeit.
Da bat ich selbst den Helfer, abzulassen,
Und riß den blanken Degen aus der Scheide,
Senkt ihn vom Rosse nieder in die Achse,
Und wälzt' es fort am Degen, lustig trabend.

Nun trieb nach solchem seltsam neuen Schicksal
Die Neugier mich, des Berges Waldesseite
Sey es zu Fuß, sey's auf des Rosses Rücken,
Was dort verborgen wär' zu untersuchen.

Anfangs gings ungehindert durch den Hochwald.
Dann aber folgt' Gestrüpp gar eigensinnig.
Ich stieg vom Roß, und ließ den Renner traben.
Das Rad wälzt' ich zu Fuß durch Dünn' und Dickicht.
Urplötzlich sank's jedoch zum zweitenmahle
Aus den zu sorglos ausgestreckten Händen.
Und unter mir sah ich in einen Trichter
Aus Erd und Stein, in dunkle Tief' versunken;
Drein stürzt' das Rad, und in dem finstern Grunde
Sah ich's auf moosbedeckten Quadern liegen.
Doch klimmt' ich gleich zum jähen Abgrund nieder,
Weil noch zugänglich war des Trichters Senkung.
Wie sehr erstaunt ich, in den Grund gelanget!
Die moosbedeckten Quadern waren Bücher,
In schweren Band gezwängt mit Schloß und Heften,
Ein lang vergrabner Schatz aus alten Zeiten.
Hoch freute mich der Fund; denn ich bedachte,
Daß dieses Kleinod ferner Zeitenkunde
Von wenig Augen wohl erspüret worden,
Und dieser Trichter durch der Wölbung Einsturz
Dem Lichte selt'nen Inhalt aufgeschlossen.
Da fing ich an zu öffnen an den Büchern.
So Schlösser brach ich wie metall'ne Hefte.
Doch konnt' ich von der Schrift nur wenig lesen.
Viel Bildlein fand ich in den Pergamenten,
Um vieles deutlicher als Schrift und Sprache;
Von Indern und von Persern fand ich Bilder.
Doch hatten viele heimathliche Mienen,
Und teutsch auch klang der alten Wörter manches.
Von Asien, dacht' ich, ist der Quell geflossen,
Deß alte Kunde diese Gruft verschlungen,
Und wiederum dem Tageslicht eröffnet.
Doch als ich meiner Wißbegierde Drängen,
So einsam, ganz zu stillen nicht vermogte,
Und mich nach fremden Wissens Hülfe sehnte,
Gewahrt' ich, daß so fremd der Menschenkunde
Der abgelegne Schatz sich nicht befinde;
Nur daß man scheue sich so tief zu wagen.

Denn eben sah ich an des Trichters Rande
Ein lust'ges Häuflein zu mir niederschauen.
Auch waren Freunde drunter. Alle winkten
Zu ihnen aufzuklimmen. Da beschloß ich
Mein theuerstes, mein Rad, im Grund zu lassen,
Als Zeichen des Besitzes und der Rückkehr.
Denn meine Reise wollt ich erst vollenden.
Doch wundert's mich, daß auf dem arbeitsvollen
Gebirge Teut's so müßige Gesellen
Mit leichterm Sinn die Wanderschaft betrieben.
Und da sie muntern Zugs selbender zogen,
War es mir neu dem Völklein zuzutreten.

Schnell klimmt' ich auf, und oben angelanget,
Erblickt ich mir zur linken eine Mauer,
Die neuerlich gebessert, einen weiten
Gevierten Raum entzog dem Blick und Abgrund.
In's Inn're führt' ein altes schmales Pförtlein,
Wodurch man nur mit Hauptessenken eingeht;
Verschlossen stets, und nicht gar weit vom Trichter.
Davor vertrieb mein Völklein sich die Weile,
Bald nach der Mauer, bald zum Trichter blickend.
Mit Grüßen ward ich freundlich aufgenommen,
Als wär's ein Wunder aus dem Grund zu steigen.
Doch während ich mit stummem Dank mich neigte,
Kam aus dem Wald, auf einem schmalen Pfade,
Der von dem Wohnort Teut's zur Mauer führte,
Ein wohlgenährtes Männlein flink geschritten.
Ein Pfäfflein schien's dem Haupt und dem Gewand nach,
Die Wangen rund, gar freundlich Gruß und Miene,
Gewohnt mit Artigkeit in's Herz zu blicken
Halb gnädig, halb geschäftig-selbstzufrieden.
Doch unterm Priesterrocke schritt ein zierlich,
Gerundet Wadenfüßlein, seideglänzend,
Und Demantschnallen blitzten von den Schuhen.
Am Arme trug er, wie zum Scherz, ein Körblein,
Den Inhalt wohlverdeckt mit weißem Tuche.
Und rechts und links gar überfreundlich grüßend,
Wand er sich durch uns hin nach jenem Pförtlein,
Dem Eingang in die räthselvolle Mauer.
Da hob sich in der Meng' ein laut Gelächter,
Und Spott erschallte ob dem All-Welts-Pfäfflein.
Dann sprang ein junger Mann gar ausgelassen
Dem Männlein nach, faßt' ihn an Korb und Decke,
Und sprach: „Was trägst du, Pfaff, im Korb versstecket?
„Gieb her, und weise den geheimen Plunder!"
Da sah ich sich des Männleins Wange röthen,
Und Zorn erfüllen die so gnäd'ge Miene.
Ergrimmte Worte, von Beleid'gung, sprechend.
Ließ er unwillig fahren Korb und Inhalt,
Und hast'gen Drangs den Höhnenden entschlüpfend,
Sprang er zum Pförtlein hin, den Schlüssel ziehend,
Schloß auf, und warf noch hastiger die Thür zu.
Als man nun lang umsonst ihm nachgepochet,
Griff alles nach dem Inhalt seines Korbes.
Doch fand darin sich nichts als schwarze Mäntel;
Den Domino's der Fastnachtszeit vergleichbar.
Und nun begann man sich mit Spott und Scherzen
Des Pfäffleins Nachlaß lustig anzulegen,
Und hüpfte munter um in der Erob'rung.

Doch als ich von dem Fastnachtsspiel die Blicke
Zufällig nach der Mauer Höh' erhoben,
Da schaute mir von jenseit in das Auge,
Gar fürchterlich und stolz, ein Riesenantlitz,
Und schauend dacht' ich, daß sich jenes Männlein
Jenseits in die Gestalt gewandelt habe.
Wie ein metall'nes Feldstück anzuschauen,
Im dunklen Glanz der eng vereinten Erze,
Blickt er aus kaltem unverwandtem Auge,
Ernst nieder auf den Spott des leichten Völkleins.
Sein Antlitz strahlte dunkle Götterhoheit,
Dem Pluton mehr, denn Jupitern, vergleichbar;
Verdeckend in dem Ernst ein unergründlich,
Doch sicher schreitend Fassen der Gedanken.
Verachtung kaum war sicher drinn zu lesen,
Doch wer ihn sah, verachtete sich selber,
Dem Riesenleib die Zwerggestalt vergleichend.
Da lief ein Schauer kalt durch die Gebeine.
Doch hört ich nichts als Spott von den Begleitern,
Die nur sich selbst, und nicht den Riesen schauten.
Drauf trieben sie, gar froh in der Verkleidung,
Mich weiter fort entlangs der alten Mauer.
Im Weiterwandern blickt' ich nochmals rückwärts
Zum Haupt des Riesen, und ich merkt' es deutlich,
Wie fein Gesicht, durchdringend, doch besonnen,
Ein flüchtig Lächeln kaum verbergen konnte.

Am andern Ende jener Mauer hob sich
Ein Tempel, eingefügt dem alten Viereck.
Der Eingang fand sich an der Außenseite,
Und an den Stufen stand ein Cicerone.
Der winkte mir, und sprach: „Wollt ihr nicht sehen
„Das schöne Grabmahl des gefall'nen Hauptmann's?
„Der an der Mauer selbst so kühn gebrochen,
„Dann sie für andre wieder hergestellet,
„Und unterging im Kampfe für die Mauer?"
Die Neugier trieb von den Gesellen keinen;
Nur ich allein begab mich auf die Stufen.

Drauf führte mich mein treuer Cicerone
Hinab auf düstrer Stieg' in das Begräbniß.
Gar traurig fiel durch eine schmale Oeffnung
Das Licht in eines dunkeln Kellers Tiefe.
Da zeigte mir mein Führer an der Erde
Ein Hüglein Kalch, ohn' eines Grabes Zeichen.
Und sprach: „Hier ruht der Hauptmann aus vom Kampfe."
Und mit den Worten wehte der Verwesung
Betäubender Geruch zu meinen Sinnen;
Und kehrend wollt' ich gleich den Ort verlassen.
Doch faßte mich am Arm der Cicerone,
Und sprach: „Das schönste habt Ihr nicht gesehen,
„Habt nicht gehört die seltnen Trauertöne,
„Die unsre hohe Kunst in Harmonieen
„Um den gefall'nen Hauptmann ausersonnen."
Drauf führt er mich in einen tiefern Keller;
Drin stand auf einem Vorsprung, ein gewalt'ger
Gar riesenschöner jugendlicher Krieger;
Und seine nerv'ge Hand hielt einer Walze
Gewund'nen Eisengriff zum Drehn umklammert;
Und in der Walze sah man tücht'ge Hebel,
Eingreifend in die Deckel mächt'ger Röhren
Von Menschenhöh' und Umfang, wie die Pfeifen
Der Orgel, an des Kellers Wand gereihet.
Drauf griff der Mann zur Arbeit in das Kunstwerk.
Und als die Hebel hoben an den Deckeln,
Begann, aus der erschloss'nen Röhren Bäuchen,
Ein tief gepreßter Klageton zu steigen,
Bald männlich dumpf, bald weiblich hoch erschallend;
Doch mannichfaltig, und harmonisch folgend,
Stieß rund den Ton ab, der gefall'ne Deckel.
Und schaudernd mußt ich hören diese Klagen,
Gepreßt aus eingeengten Menschenbrüsten,
Von Frauen, Männern, Kindern, eingekerkert,
Und eingestimmt zu Trauermelodieen.
Drauf bot ich ängstlich, um zu gehn, dem Krieger
Für seine schwere Müh' ein passend Trinkgeld.
Doch schlug er's ab, und sprach: „Man zeigt es gratis."
Und freundlich bot er mir die Hand zum Abschied.
Dann führte mich der Cicerone weiter.
Auf breiten Treppen stieg ich auf zur Halle.
Von Alabaster glänzte die Kapelle.
Auf weißen Marmorsäulen trugen zierlich
Die hohe Wölbung gold'ne Kapitäler;
Und ausgeschmückt mit golderhabner Arbeit
Wies jede Wand glanzvolle Schlachtgebilde,
Unzähl'ge von des Hauptmanns Welterstürmung.
Doch wo der Altar steht in einer Kirche
Hing eine Tafel von gediegnem Golde,
Darüber ich, mit umgestürztem Bauche,
Des Hauptmanns Urne wähnte zu erblicken.
Doch als ich näher trat an dies Gebilde,
Fand ich im Schild der Tafel ausgetrieben,
Gewinde von des Ebers krummen Hauern,
Fischgräten, Dornen, Stacheligelfelle,
Darunter Disteln, Pelargonienſaamen,
Brennesseln, geißelartige Verschlingung;
Und als ich näher nach der Urne blickte,
Die auf den scharfen Mittelring gefallen,
Nahm ich es wahr, daß diese runde Vase
Ein um die Achs gedrehtes Menschenantlitz
Nachbildete, das auf der Nase ruhte,
Da dem Gefäß der Fuß gebrochen worden.
Da fand ich an der Züge Schwung und Schärfe,
Am starken Kinn und an der kühnen Stirne,
Die Aehnlichkeit des Bild's mit jenem Hauptmann.

Drauf ging ich ohne Säumen aus der Grotte,
Und meine Hyazinth' und blaue Distel
Trug ich, weit wissender als sonst, zur Heimath.

Joachim Christian Blum

ward am 19. November 1759 zu Rathenau geboren und hatte das Unglück, in seinem fünften Jahre überritten zu werden, wodurch er lebenslänglich eine wankende Gesundheit behielt. Anfangs zum Kaufmannsstande bestimmt, widmete er sich nach dem Tode seines Vaters dem gelehrten Stande, erhielt seine Vorbildung auf dem joachimsthalischen Gymnasium in Berlin und studirte seit 1759 zu Frankfurt an der Oder die schönen Wissenschaften. Nach vollendeter akademischer Laufbahn kehrte er in seine Vaterstadt zurück und privatisirte hier bis an seinen Tod, der am 28. August 1790 erfolgte.

Er gab heraus:

Spaziergänge. 3 Thle. Berlin, 1774. 3. Aufl. Stendal, 1785.
Neue Spaziergänge. Leipzig, 1784. N. A. Stendal, 1790.
Reden von dem Verfasser der Spaziergänge. 2 Thle. Leipzg. 1777—78.
Deutsches Sprichwörterbuch. 2 Bde. Leipzig, 1780—82.
J. C. Blum's sämmtliche Gedichte. Leipz. 1776. 2 Thle.
Neuere Gedichte. Züllichau, 1785.
Das befreite Rathenau. Schauspiel. Leipz. 1775.
Einzelne Aufsätze und Gedichte in der Berlinischen Monatsschrift u. s w. —

Als Prosaist zeichnete sich J. C. B. zu seiner Zeit durch einen angenehmen, gewandten Styl, Güte und Sanftmuth des Herzens und Redlichkeit der Gesinnungen aus; doch fehlt es ihm durchaus an Tiefe und Kraft. Seine Gedichte, leicht und gefällig, im Geschmack seiner Zeit, sind im Ganzen unbedeutend und haben sich nicht lange im Andenken seines Volkes erhalten.

Folgende sind im Ganzen nicht ungefällig.

Das gerechte Mitleiden.

Nicht den Sisyphus beklag' ich,
Nicht den schwindelnden Ixion,
Nicht den Tityus, der Schmerzen
An dem Eingeweide duldet;
Arbeit, Schwindel, Seitenstiche
Sind den Sterblichen nicht fremde.
Unter allen Hochverräthern,
Die der Acheron umschließet,
Jammert mich der arme Tantal:
Der Verlaßne schmachtet, lechzet,
Dörret, daß er brennen möchte;
Und kein Mensch giebt ihm zu trinken.

An Dorilis.

Wenn ich König wäre,
Alles gäb' ich dir:
Freudenfeste, Gold und Ehre,
Meinen Thron, mein ganzes Leben
Theiltest du mit mir.
Und doch, glaub' ich, hätt' ich dir,
Gäbst du mir dein Herz dafür,
Wenig oder nichts gegeben.

Aloys Blumauer,

einer der glücklichsten komischen Dichter Deutschlands, ward am 21. December 1755 zu Steyer im Lande ob der Ens geboren, erhielt seine erste Bildung in seiner Vaterstadt, trat hierauf 1772 zu Wien bei S. Anna in den Jesuitenorden und privatisirte daselbst, nachdem dieser aufgehoben worden, sich seinen Unterhalt durch Unterricht erwerbend. Später ward er Censor, gab jedoch dies Amt 1793 auf und übernahm die gräffensche Buchhandlung. Er starb am 16. März 1798.

Seine Werke sind:

Virgil's Aeneis, travestirt von Blumauer. 3 Bde. Wien, 1784—88.
Gesammelte Gedichte. Wien, 1782. Anhang dazu 1783. N. A. Wien, 1787. 2 Bde.
Erwine von Steinheim. Trauerspiel. Wien, 1780.
Sämmtliche Werke. 8 Bde. Leipzig, 1801—3. N. A., besorgt von Kistenfeger. München, 1827. 4 Bde. Ferner Königsberg, 1827. 4 Bde.

Blumauer's reges Streben für Aufklärung in seinem Vaterlande fand in Oesterreich, wo es zu seiner Zeit gar sehr an Dichtern von Bedeutung fehlte, lebhafte Anerkennung; seine Werke wurden daher in jenen Gegenden mit großer Theilnahme gelesen, während sie im übrigen Deutschland nur allmählich bekannt wurden und sich bei Weitem nicht desselben Beifalls erfreuten. Am Vorzüglichsten erscheinen seine komischen Leistungen, die sich durch einen gesunden, derben und burlesken, jedoch mitunter plumpen und cynischen Witz hervorheben; nur sind leider viele derselben nicht von wirklichen Gemeinheiten und Unanständigkeiten frei zu sprechen. Die beiden ersten Gesänge seiner travestirten Aeneis möchten wohl als das Gelungenste unter seinen derartigen Versuchen zu betrachten seyn. In seinen ernsten Gedichten trat er in Bürger's Fußtapfen; es fehlt ihm hier durchaus nicht an Kraft und redlichem Wollen, aber wohl zuweilen an Grazie, Begeisterung und Tiefe, so daß seine Verse mitunter nicht viel mehr als gereimte Prosa sind: auch ist er hin und wieder zu nachlässig in der Behandlung der Form, was um so mehr zu tadeln ist, als er an anderen Stellen beweist, daß er dieselbe, wenn er will, meisterhaft zu beherrschen versteht. — Seine prosaischen Leistungen offenbaren ein ehrenwerthes Streben nach Kürze und Klarheit; ganz verfehlt dagegen ist sein Trauerspiel: Erwine von Steinheim, eine mit dem unerträglichsten Pathos bloß auf Effect berechnete Nachahmung einer Gattung von Dramen, welche zu jener Zeit in der Mode waren.

Die beiden Menschengrößen *).

Menschengrößen giebt es zwei hienieden,
Eine jede kleidet ihren Mann.
Das Verdienst webt beide, doch verschieden
Sind die Fäden und die Farben dran.
Eine hüllet sich in eitel Licht,
Wo die andre sanfte Farben bricht.

Wie die Sonne glänzt und strahlt die eine,
Welten wärmt und brennet ihre Glut;
Und die andre gleicht dem Mondenscheine,
Der nur Nachts im Stillen Gutes thut.
Jene blendet mit zu vielem Licht,
Diese leuchtet, aber blendet nicht.

Wie ein Bergstrom über Felsenstücke,
Rauschet jene, laut und fürchterlich;
Diese windet, unbemerkt dem Blicke,
Wie ein Bach durch die Gesträuche sich.
Jene braus't und verheert die Flur,
Diese tränket und erquickt sie nur.

Jene baut sich Ehrenmausoläen
Aus den Trümmern einer halben Welt;
Diese fühlt sich reicher an Trophäen,
Wenn sie Thränen regen Dankes zählt.
Jene bauet ihren Ruhm in Stein,
Diese gräbt ihn in die Herzen ein.

Jene läßt mit lautem Ruhm sich lohnen,
Und ihr Aufenthalt sind Thronen nur;
Diese sieht man auch in Hütten wohnen,
Und ihr Lohn ist Seegen der Natur.
Jene kann ein Kind des Glückes seyn,
Diese dankt ihr Daseyn sich allein.

Größe lauten Ruhmes! deiner Schwingen
Breite gleicht dem Himmelsfirmament;
Aber deinen Standort zu erringen
Ist nur wenig Sterblichen vergönnt.
Stille Größe! dich nur bet' ich an,
Dich nur, denn du bist für jedermann.

*) Aus: Gedichte von A. Blumauer. Wien, 1787. 2 Bde.

Lied der Freiheit.

Wer unter eines Mädchens Hand
Sich als ein Sclave schmiegt,
Und von der Liebe festgebannt,
In schnöden Fesseln liegt,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freiheit nicht.

Wer sich um Fürstengunst und Rang
Mit saurem Schweiß bemüht,
Und eingespannt sein Lebelang,
Am Pflug des Staates zieht,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freiheit nicht.

Wer um ein schimmerndes Metall
Dem bösen Mammon dient,
Und seiner vollen Säcke Zahl
Nur zu vermehren sinnt,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freiheit nicht.

Doch wer dieß alles leicht entbehrt,
Wornach der Thor nur strebt,
Und wohl bei seinem eignen Heerd
Nur sich, nie Andern, lebt,
Der ist's allein, der sagen kann:
Wohl mir, ich bin ein freier Mann!

An die Weisheit.

Holde Himmelstochter, deren Klarheit
Jeden Geist der frei ist an sich zieht,
Allgetreue Führerin zur Wahrheit,
Die den Sterblichen bald äfft, bald flieht!

Licht, von dessen Strahl die Seele lebet,
Sonne der gesammten Geisterwelt,
Du, zu der der Adler in uns strebet,
Den die Hülle noch gefangen hält!

Du, die man seit Menschenangedenken
Als ein Weib im Ritterschmuck verehrt,
Das mit männlichfestem Ernst uns — denken,
Und mit Weibesinbrunst — lieben lehrt!

Deren Schild die Schlangenbrut gedämpfet,
Die der schwache Mensch im Busen nährt,
Deren Lanze gegen Drachen kämpfet,
Die der blöde Geist auf Knieen ehrt!

Deren Aug', an Sonnenglanz gewöhnet,
Nie vor einem Strahl der Wahrheit bricht,
Und dem Geist, der zu erblinden wähnet,
Winkt: Blick' auf, die Wahrheit blendet nicht!

Dich, o Göttin! die wir Weisheit nennen,
Sucht sich unser reger Geist zur Braut:
Aber wird er dich erreichen können,
Dich, vor deren Höh' dem Blicke graut?

In dem Dunkel dieses Erdenlebens
Rangen viele schon nach deinem Licht,
Aber ach! sie mühten sich vergebens,
Denn, wo sie dich suchten, warst du nicht.

Mit dir prangten Griechenlands Sophisten,
Glaubten sich bereits auf deiner Spur;
Aber ihre Kunst war Ueberlisten,
Wo du leuchtest, blendeten sie nur.

Um den Geist an deinem Blick zu sonnen,
Sperrte Diogen in's Faß sich ein;
Doch die Weisheit wohnet nicht in Tonnen,
Denn der Weise lebt sich nicht allein.

Andre suchten dich in heißen Wüsten,
Streiften da den Menschen von sich ab,
Harrten, wachten, fasteten und büßten,
Und bereiteten dem Geist sein Grab.

Doch du wohntest nicht in einem Lande,
Wo der Geist mit Hirngespinnsten focht,
Und bliebst fern von einer trägen Bande,
Die der Menschheit nichts — als Körbe flocht.

Andre suchten dich im Land der Sterne,
Gingen über Wolken weit einher,
Und vergaßen in erträumter Ferne
Sich und and're Menschen um sich her.

Viele wähnten in der Hieroglyphen
Räthselhafte Nacht dich eingehüllt;
Doch sie irrten, denn vergebens griffen
Sie im Finstern nach der Sonne Bild.

Wir auch, Göttin! streben dir entgegen,
Wir auch folgen deiner lichten Spur,
Aber nicht auf allen diesen Wegen,
Auf dem offnen Pfade der Natur.

Hör' uns, Göttin, wenn wir hier auf Erden
Auf zu dir um Selbsterkenntniß flehn,
Laß es Tag in unserm Innern werden,
Daß wir alle unsre Flecken sehn!

Laß der Menschen Herz sich uns entfalten,
Schütz' es vor Betrug und Heuchelei,
Daß der Mensch in allen den Gestalten,
Die Natur ihm gab, uns heilig sey!

Laß uns nie der Dummheit Tempel bauen,
Lehre der Gewalt uns widersteh'n,
Laß den Heuchler durch und durch uns schauen,
Und der Bosheit Schlangengang uns seh'n!

Laß uns hier, in einen Bund vereinet,
Helfen, wo der Mensch den Menschen plagt,
Laß uns hören, wo die Unschuld weinet,
Und die Schwäche über Stärke klagt!

Laß, o laß der Menschheit Wohl uns gründen,
Sie verehren in dem kleinsten Glied,
Und den Friedenszweig um's Haupt ihr winden,
Der in deinen Händen nie verblüht.

Aufmunterung zur Lieb' und Lebensfreude.

An Lilla.

Keine bange Sorge, liebes Mädchen,
Kränke dein mich liebend Herz,
Nur am sanften bunten Freudenfädchen
Gängle dich der Liebe Scherz!

Wie ein Zephyrlüftchen, sanft und leise,
Weh' der Liebe Hauch aus dir;
Lerchensang, nicht Nachtigallenweise,
Tön' aus deiner Kehle mir!

Nur mit leichtem stillen Wonnebeben
Poche sanft dein Herz mir zu,
Nur der Liebe Lustgefühle heben
Deinen Busen aus der Ruh!

Aus dem sanften Zauberauge blinke
Mir die Lust der Liebe nur,
Und wenn d'raus ich deine Thränen trinke,
Sey'n es Freudenthränen nur.

Deiner Tag- und Nachtgedanken Reihe
Sey ein Rosenkettchen dir;
Wachend oder träumend, immer freue,
Freue, Mädchen, dich mit mir!

Jede deiner Morgenstunden glänze
Rosig, wie dein Angesicht,
Hehr und heiter sey des Tages Gränze,
Wie dein reines Angesicht.

Und auf jedem deiner Tritte sprieße
Dir ein Freudenblümchen auf,
Und du, liebes holdes Mädchen, gieße
Nur des Dankes Thränen d'rauf.

Von den Bäumen, Wiesen, Blumen, Flüssen
Lächle dir Vergnügen zu,
Und den Wonnebecher der Natur, den süßen
Wonnebecher, leere du.

Wandle in der Sonne hellem Auge
Mit verklärtem Angesicht,
Und in stiller Abenddämm'rung sauge
Wonne nur aus Lunens Licht.

Selten, Mädchen, girre mit dem Täubchen,
Klage mit der Nachtigall:
Denn du hast ja, liebes Herzensweibchen,
Mich und deine Lieben all.

Diesen Kranz von Lebensfreuden winde
Stets dir Herz und Phantasie!
Leiden — unser Wiegenangebinde —
Trage Liebchen, — such' es nie!

Meine Wünsche.

Die Erde ist so groß und hehr,
Man sieht mit Lust sie an,
Und wer sie ganz besäße, wär'
Ein überreicher Mann:
Doch hätt' ich g'nug für meinen Sinn
An einem kleinen Fleckchen d'rin.

Und dieses Fleckchen wählet' ich
Auf einem Hügelchen,
Von dem ich könnte rund um mich
So recht in's Freie sehn,
Um von der lieben Erde Plan
So viel zu sehen, als ich kann.

Auf diesem Fleckchen stünde dann
Ein Häuschen nett und klein;
Da nistet' ich, zufried'ner Mann,
Mit Weib und Kind mich ein:
Denn leben ohne Weib und Kind,
Heißt — mühsam segeln ohne Wind.

Und hätt' ich noch ein Gärtchen d'ran,
So baut' ich es mit Fleiß;
Das gäbe Kraut und Kohl mir dann
Für meinen baaren Schweiß;
Auch legt' ich manchen Pfirsichkern:
Denn Weib und Kinder naschen gern.

Und hätt' ich auch so nebenbei
Mein gutes Fäßchen Wein,
So reiste wohl kein Freund vorbei,
Er spräche bei mir ein:
Wir sähen froh ihm in's Gesicht,
Und zählten ihm die Gläser nicht.

Nur sey, um mich deß all zu freu'n,
Mir noch ein Gut beschert,

Ein Gut — o mehr, als Freund und Wein
Und Haus und Gärtchen werth! —
Die Freiheit! — wenn mir die gebricht —
So brauch' ich alles and're nicht!

Der Blick der Liebe.

Wie die Sonne das, was Mutter Erde
Todt in ihrem Schooße trägt,
Mächtig, wie des hohen Schöpfers Werde,
Auf in's neue Leben weckt;

Wie sich alle Lebenspulse heben
Von der Sonne Strahl durchzückt,
Und empor der jungen Keime Streben
Aus dem Schoos der Erde drückt;

Wie beseelt der Schöpfung Fibern beben,
Wenn der Strahl, der sie durchglüht,
Allbefruchtend Millionen Leben
Weckt und aus dem Grabe zieht:

So ein Leben, fühl' ich, strahlet Liebe
In dem Feuerauge dir,
Und ein Regen hundertfält'ger Triebe
Pocht in Herz und Seele mir.

O-Tahaiti.

An Georg Forster.

O glücklich Land! auf das, wie's heißt, hernieder
So reichlich Gottes bester Seegen quoll,
Bist du's, auf dem ein Theilchen unsrer Brüder
Sein goldnes Alter wirklich leben soll?

Und du, o Volk! das, laut so vieler Sagen,
Der Erdensöhne höchstes Glück genießt,
Ist's wahr, daß du so frei von allen Plagen
Der Menschheit, und so überglücklich bist?

Zwar malt man in so reizendem Gewande
Das Bild uns vor, das deine Fluren krönt,
Daß mancher sich aus seinem Vaterlande
Hinaus, und hin nach deinen Hütten sehnt.

Allein erlaube mir nur wenig Fragen,
Eh' auch mein Mund dich glücklich preist;
Vielleicht läßt auch von dir der Spruch sich wagen:
Es ist nicht alles ächtes Gold, was gleißt.

Hast du Pandorens Büchse *), die uns allen
In der Vernunft Natur, die Mutter, schenkt,
Noch nicht so aufgethan, daß draus der Qualen
Vollzählig Heer um deine Flur sich drängt?

Hat die Vernunft, der edlen Freiheit Mutter,
Nicht selbst um ihre Gabe dich gebracht?
Streust du nicht Königen gezwungen Futter,
Und huldigst Götzen, die du selbst gemacht?

Sind nicht ein Heer von deinen Brüdern Sclaven,
Füllt ihre Hand nicht manches Höflings Wanst,
Die, während diese Königsthiere schlafen,
Für ihre leckern Gaumen kocht und pflanzt?

Ist's nicht ein Raub an deinem eignen Gute,
Daß dir der Stärkere die Schweine nahm?
Erhältst du nicht mit deinem eignen Blute
Die fremden Sclaven deines Königs zahm?

Hört man dich nicht am harten Ruder winseln,
Das du mit saurer Arbeit selbst geschnitzt?
Führst du nicht Tausende nach fremden Inseln
Wo dann ihr Blut — nicht für die Freiheit — spritzt?

Hat deine Seele keine Abentheuer
Des tollen Aberglaubens ausgeheckt?
Hast du nicht Pfaffen, deren Hand den Schleier
Der heil'gen Lüge dir um's Auge legt?

Wird nicht durch sie das Weib im Trauerkleide,
Das wüthend um des Mannes Leichnam rennt,
Ein Ungeheu'r, das auch mit fremdem Leide
Und fremdem Blute seinem Schatten fröhnt?

Ernährest du nicht einen Schwelgerorden,
Der Arbeit und des Ehstands Fesseln haßt,
Und der, von dir gehegt, in ganzen Horden
Herumzieht, und auf deine Kosten praßt?

Sprich, hat die Mode, deren Narrenschelle
Man sonst in aufgeklärten Zonen trägt,
Zu steter Qual erfindsam, wie die Hölle,
Nicht auch dein Land schon mit Tribut belegt?

Muß nicht dein Jüngling, ihrem Dienst zu Ehren,
Sich lächelnd unter tausend Stichen freu'n,
Und muß er nicht dein Ebenbild zerstören,
Natur! um o-tahaitisch schön zu seyn?

Sind deine Weiber treu, sprich, sind sie minder
Auf Putz und Tand als unsere erpicht,
Vergessen sie Pflicht, Ehre, Mann und Kinder
Ob einer kleinen Glaskoralle nicht?

Wohnt Unschuld noch in deiner Mädchen Seelen,
Ist unbestechbar, rein und keusch ihr Sinn,
Und geben sie, was unsre für Juwelen
Verkaufen, nicht für rothe Federn hin?

Sind also unter deinem Himmelsstriche,
So mild er ist, die Menschen glücklicher?
Und drücken dich der Menschheit schwere Flüche,
Weil Brod am Baum dir wächst, d'rum weniger?

O nein! Wo Menschen sind, da sind auch Uebel!
Mit ihrer Zahl wächst ihre Kümmerniß,
Und, ach! gleich anfangs waren, laut der Bibel,
Schon ihrer zwei zu viel für's Paradies! —

So dacht' ich, Freund! als ich dein Buch gelesen,
Wo ich dieß Bild von O-Tahaiti fand:
Ich war von meiner Lust dahin genesen,
Und liebte — wie vorher — mein Vaterland.

*) Die Büchse der Pandora, nach der Mythe der Griechen, ein Kunstwerk des Vulkan, durch welches Jupiter die Menschen dafür strafen wollte, daß Prometheus ihm das Feuer entwandt und ihnen gegeben hatte. Vor der Ankunft der Pandora lebten die Menschen ohne alle Uebel, ohne drückende Arbeit und frei von allen Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Uebeln, das künftighin die Menschen traf, in jener Vase eingeschlossen mit sich. Der Herausg.

Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit ringenden Katholiken.

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
Sie leiten ihn bald süd- bald nordenwärts;
Natur gab ihm Verstand um recht zu denken,
Um recht zu handeln gab sie ihm das Herz.

Und zwei so schwachen Kräften unterthänig,
Wie schwer wird oft dem Sterblichen das Ziel!
O der Verstand hienieden weiß so wenig,
Und ach, das Herz wünscht, ahnet, glaubt so viel!

Im Wahn, der Wahrheit selber nachzufliegen,
Jagt oft der Geist nach einer Wolke bloß;
Im Wahn, der Tugend selbst im Arm zu liegen,
Liegt oft das Herz dem Laster in dem Schooß.

Und sind nicht diese Führer auf den Wegen
Des Glücks oft mit sich selbst im Widerspruch?
Ist nicht oft das, was die Vernunft als Seegen
Erkennt und billigt, der Empfindung Fluch?

Glaubt nicht das Herz oft Tugend da zu finden,
Wo der Verstand nur Irrthum, Täuschung sieht?
Beweist nicht die Vernunft mit ihren Gründen
Oft Rechte, die das Herz als Laster flieht?

Kann uns ein Licht, das jedes Wölkchen trübet
Wohl zeigen, wo die helle Wahrheit sey?
Bleibt ein Gefühl, das auch den Irrthum liebet,
Wohl stets der reinen wahren Tugend treu?

D'rum meinen viele, die's bequemer finden,
Sich einer fremden Hülfe zu vertrau'n:
Man müsse, wo die Wahrheit zu ergründen
So schwer ist, nur auf fremden Glauben bau'n.

Allein ist glauben sicherer als wissen?
Gehorsam besser als das Selbstgefühl?
Und bringt ein Licht, das wir entlehnen müssen,
Uns leichter als das Eigene zum Ziel?

Ist nicht der Funke, der im Menschen flimmert,
Ein Licht, so gleich vertheilt als allgemein?
Und wird die Sonne, die hier Land's uns schimmert,
In andern Zonen ohne Flecken seyn?

Ist's sichrer sich die Augen zu verbinden,
Um an des Andern Stab' einherzugehn?
Gab die Natur uns Augen zum Erblinden,
Und Füße, um nicht selbst darauf zu stehn?

Und dennoch ist in manchen Prüfungsstunden
Das Herz so gern dem Glauben unterthan,
Und oft schlägt ihm die strenge Wahrheit Wunden,
Die nur allein der Glaube heilen kann.

Ja, auch dem Glauben ist sein Reich beschieden,
So gut wie der Vernunft; allein wer kennt
Die Linie, die sein Gebiet hienieden
Von dem Gebiete des Verstandes trennt?

Nur da, wo die Vernunft mit ihren Blößen
Nicht hinreicht, fängt das Reich des Glaubens an.
Doch wer hat des Verstandes Arm gemessen,
Und wer bestimmt wie weit er reichen kann?

Muß nicht der Glaube blos zum Mantel dienen,
Den stets der Geist um seine Blößen warf?
Und darf der Sterbliche sich auch erkühnen,
Noch mehr zu denken, als er wissen darf? —

O du, der mir den Geist voll Durst nach Wahrheit
Und ein so weiches Herz zum Glauben gab,
Dir leg' ich hier am Throne deiner Klarheit
Ein frei Bekenntniß meines Glaubens ab.

Nur dir, Unendlicher! weil meine Seele
Vor deinem Blick' allein sich nicht verschließt,
Nur dir, weil du allein nur wenn ich fehle,
Und nicht der Mensch in Rom, mein Richter bist.

Nur dir, weil du nicht so, wie Menschen, strafen,
Nicht unduldsam wie Menschen zürnen kannst,
Und einen Geist, den du selbst frei geschaffen,
Nicht so wie sie an's Joch des Glaubens spannst.

Und leuchtet nicht mein Geist mit deinem Lichte?
Hast du nicht jeden Strahl ihm zugezählt?
Geht mit dem Mond die Sonne zu Gerichte,
Wenn er nicht so wie sie die Nacht erhellt?

So höre denn, und zünde, wenn ich fehle,
Nur einen Strahl von deinem Licht mir an:
Ein Strahl aus deiner Hand in meiner Seele,
Ein Strahl des Heils, kein Strahl vom Vatican. —

Ich glaube, daß du manchen Lebensmüden
Mit Glauben an die beß're Zukunft lab'st,
Allein ich weiß auch, daß du mir hienieden
Den regen Geist nicht bloß zum Glauben gab'st.

Ich glaube, daß der Glaub' in allen Zeiten
Den schwachen Geist des Menschen aufrecht hielt,
Daß er ihn stärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit süßen Hoffnungen erfüllt;

Allein ich weiß — die Welt hat es erfahren —
Daß selbst der Glaub' in deiner Priester Hand
Mehr Böses that in siebzehn hundert Jahren
Als in sechstausend Jahren der Verstand.

Ich glaube, daß der Mensch in einer Zone
Dem Licht sich mehr als in der andern naht;

Allein ich weiß er hat kein Recht zum Lohne,
Weil Rom, nicht Japan, ihn erzeuget hat.

Ich weiß, daß ich den Himmel nicht verdiene,
Und daß du wenig Dank mir schuldig bist,
Weil ich dir, Herr! in einem Tempel diene,
Der meines Vaters Hauf' am nächsten ist.

Ich glaube, daß dir eine Art zu dienen
Mehr als die andere gefallen kann;
Allein ich weiß, du hörest den Braminen
So gut als wie den frommen Christen an.

Ich glaube, daß du das Gesetz der Liebe
Auf harten Stein einst für die Menschen schriebst;
Allein ich fühl' es, daß es kraftlos bliebe,
Wenn du's nicht auch in's weiche Herz uns grüb'st.

Ich glaube, daß du uns ein Buch gegeben,
Das manche Spur von deiner Hand verräth,
Daß du darin für unser Erdenleben
Manch Samenkorn des Guten ausgesä't;

Allein ich kenn' ein Buch, von dir geschrieben,
Und leserlich für jede Kreatur,
Ein Buch, das einzig unverfälscht geblieben,
Das große Buch der heiligen Natur.

Ich glaube, daß du Menschen ohn' Erbarmen
Mit eignem Mund ein gleiches Maaß gedroht;
Allein mein Herz hört aus dem Mund des Armen
Viel dringender und lauter dein Gebot.

Ich glaube, daß Geheimnisse dich ehren,
Die nur ein Geist von deiner Größe faßt;
Allein ich weiß, daß du für diese Lehren
Uns keine Geisteskraft gegeben hast.

Ich glaube, daß du auf geweihte Tempel
Und auf Altäre gnädig niedersiehst;
Allein ich weiß, daß nur die Welt dein Tempel,
Und unser Herz dein liebster Altar ist.

Ich glaube, daß du uns zu allen Zeiten
Durch Wunder kund gethan, wie stark du bist;
Allein ich seh's, daß dieser Bau der weiten
Und schönen Welt dein größtes Wunder ist.

Ich glaube, daß die schon verklärten Seelen
Dir werth sind, die der Mensch sonst heilig nennt,
Und daß wir gern auf ihren Beistand zählen,
Weil sie von uns kein solcher Abstand trennt;

Allein ich weiß, daß um des Menschen Bitte
Zu prüfen, deine Weisheit keinen Rath,
Und um sie zu gewähren, deine Güte
Nie einen fremden Antrieb nöthig hat.

Ich glaube, Herr! daß meiner Seele Schwächen
Mich manchmal ab von deinen Wegen ziehn,
Und daß ich durch beständige Verbrechen
Werth deines Zorns und deiner Rache bin;

Allein ich weiß, daß meine Bosheit alle
So wenig je dein Herz verbittern kann;
So wenig, als ein kleiner Tropfen Galle
Den unermeßnen weiten Ozean.

Ich glaube, daß uns Menschen zu erlösen
Ein Werk von drei und dreißig Jahren war;
Doch weiß ich, daß es nur ein Wort gewesen,
Das Millionen Welten uns gebar.

Ich glaube, Herr! daß meines Geistes Kräften
Ein ew'ger Wirkungskreis dort oben winkt;
Allein ich weiß, daß er von den Geschäften
Nur eines Tags schon matt in Schlummer sinkt.

Ich glaube, daß du nur auf einer Bahne
Den Geist des Menschen zur Erkenntniß rufst;
Allein ich weiß, daß du im Ozeane
Des Sternenlichts auch manchen Irrstern schufst.

Ich glaube, daß du Sinnen mir gegeben,
Auf die allein mein Geist sein Wissen baut,
Ja, daß du diesen Führern selbst mein Leben
Und alle meine Kenntniß anvertraut;

Allein ich weiß, daß meine beiden Augen,
Durch die geführt, mein Geist so willig geht,
Mir nicht einmal zu unterscheiden taugen,
Ob deine Sonne gehet oder steht.

Ich glaube, daß mein Herz, trotz seinen Schwächen,
Der Tugend nur zum Sitz bestimmet ist;
Allein ich weiß, daß Tugend und Verbrechen
Unmerklich oft in Eins zusammenfließt.

Ich glaub', es kann mein Leiden hier auf Erden
In deinen Augen mir verdienstlich seyn;
Allein ich weiß, der Kinder Leiden werden
Nie eines guten Vaters Herz erfreu'n.

Und so, o Herr! dem Widerspruch zum Raube
Giebt sich mein Geist der Ungewißheit preis;
So stürzt Vernunft das nieder, was ich glaube,
Und so verdammt der Glaube, was ich weiß.

Und ach! in diesen dichten Finsternissen,
Worin mein Geist stets mit sich selber ringt,
Wer sagt mir, ob mein Glauben oder Wissen
Hienieden mich der Wahrheit näher bringt?

Soll ich, o Herr! dem Glauben ganz entsagen,
Weil er den freien Geist tyrannisirt?
Sag', oder soll ich den Verstand verklagen,
Daß er zum Mörder meines Glaubens wird?

Ist's Sünde, nicht auf einen Führer bauen,
Den die Vernunft als einen Irrwisch haßt?
Ist es Verdienst, dem Lichte nicht zu trauen,
Das du mir selber angezündet hast?

Kann ich dein Wort nur in der Bibel lesen,
Steht dein Gebot auf zweien Tafeln nur?
Sprachst du nur dort, und ist's ein ander Wesen
Als du, das mit mir spricht durch die Natur?

Ist das nur Tugend, was ich darum übe,
Weil mich der Glaub' allein es üben lehrt?
Und ist all' das, was der Natur zu Liebe
Geschieht, von dir nicht eines Blickes werth?

Hast du allein an jenem Guten Freude,
Was einem deiner Gläubigen entsprießt?
Und ist dir's völlig Eines, ob der Heide
Ein Titus *) oder ein Thersites **) ist? —

O du, der mir den regen Trieb nach Wahrheit,
Und dieses Herz voll Treu' und Glauben gab,
O sende von dem Sitze deiner Klarheit
Nur einen Strahl auf meinen Geist herab!

Virgil's Aeneis ***).

Es war einmal ein großer Held,
Der sich Aeneas nannte:
Aus Troja nahm er's Fersengeld,
Als man die Stadt verbrannte,
Und reiste fort mit Sack und Pack,
Doch litt er manchen Schabernack
Von Jupiters Xantippe.

Was mochte wohl Frau Wunderlich
So wider ihn empören?
Man glaubt, Göttinnen sollten sich
Mit Menschen gar nicht scheren;
Doch Göttin her, und Göttin hin!
Genug, die Himmelskönigin
Trug's faustdick hinter'n Ohren.

Der Apfel war's, der sie so sehr
Seit Paris Zeiten schmerzte,
Und Ganymedes, den ihr Herr
Auf pädagogisch herzte:
Und da beging Aeneas gleich
Bei der Geburt den dummen Streich,
Und war — verwandt mit beiden.

Drum mußt' er, eh' er Welschland sah,
Gewaltig viel ertragen:
Bald mußt' er sich in Afrika
Mit Sturm und Liebe schlagen,
Bald droht ihm ein Rival den Tod,
Kurzum, er hatte Teufelsnoth,
Den Vatikan zu gründen.

Kaum sah ihn Juno auf dem Meer,
So sprach sie, „Glück auf Reisen!
Ihr kommt mir eben recht daher;
Geduld! ich will euch weisen
Was eine Königin vermag,
Die ihres Mannes Hosensack
Und Donnerkeil regieret."

Sie ließ sich nach Aeolien
Auf ihrem gold'nen Wagen
Bis hin, wo jetzt Paris zu sehn,
Von ihren Pfauen tragen.
Hier hält, wenn er nicht wehen mag,
Aeol in einem großen Sack
Die Winde eingesperret.

Die Göttin war voll Freundlichkeit,
Und sprach: „Mein lieber Vetter!
Seyd doch so gut, und macht mir heut
Ein kleines Donnerwetter.
Ich hasse die Trojanerbrut,
Darum, Herr Vetter, seyd so gut,
Und lehrt die Spatzen schwimmen."

„Zerstreut die Flotte, haust recht toll,
Jagt sie nach allen Zonen;
Mein schönstes Kammermädchen soll
Heut Nacht dafür euch lohnen;
Laßt alle Wind' in's Meer hinein,
Und orgelt hübsch mit Donner drein,
Mein Herr Gemahl soll blitzen." —

„Gestrenge Frau Gebieterin,
Ihr habt nur zu befehlen;
Doch will ich euch, wie arm ich bin
An Winden, nicht verhehlen:
Mein Auster hat die Lungensucht,
Mein Eurus ist nur auf der Flucht,
Und dient den Zeitungsschreibern."

„Mein Nordwind, den wir jetzt zum Wehn
Am besten brauchen könnten,
Ist athemlos — ich lieh' ihn den
Berliner Rezensenten!
Die machten ihn zum Hektikus;
Doch wird ihn bald ihr Ueberfluß
An Eselsmilch kuriren."

„Sogar den Zephyr haben mir
Die Dichter weggenommen;
Allein die Schifferrotte hier
Soll drum mir nicht entkommen.
Gebt nur auf euren Kopfputz Acht,
Und dann vergeßt nicht auf die Nacht
Mir auch fein Wort zu halten."

Aeol eröffnete den Sack —
Potz Blitz, das war ein Sausen!
So werden bis zum jüngsten Tag
Die Winde nimmer brausen.
Die einen bliesen Wolken her,
Die andern legten an dem Meer
Sich auf den Bauch und bliesen.

Wie siedend Wasser sprudelte
Das Meer in seinem Kessel,
Und in den Schiffen tummelte
Sich jeder auf vom Sessel,
Der eine machte Reu und Leid
Der andre fluchte, wie ein Heid',
Der dritte lief an's Ruder.

---

*) Titus Flavius Vespasianus, der Sohn und Nachfolger Vespasian's in der römischen Kaiserwürde. Er regierte so vortrefflich, daß ihn das Volk nur die Liebe und Wonne des menschlichen Geschlechtes nannte.

**) Thersites, ein alberner, frecher und boshafter Grieche bei der Belagerung Troja's. Er war von Körper äußerst häßlich, schielend, lahm, bucklicht und kahlköpfig. Achilles tödtete ihn.
D. H.

***) Aus: Blumauer's sämmtlichen Werken, München, 1827.

Die Schiffe flogen her und hin,
Es brachen Tau und Stangen;
Die ganze Himmelskuppel schien
Kohlrabenschwarz umhangen.
Aeol vermehrte noch den Graus,
Und putzte 's Licht am Himmel aus,
Da sah kein Mensch den andern.

Der Sturm erhob sich immer mehr
Mit jedem Augenblicke;
Die Blitze schnitten kreuz und queer
Das Firmament in Stücke;
Der Donner ging ohn' Unterlaß
Bald im Discant und bald im Baß.
Der Wind accompagnirte.

Aeneas schrie und zitterte
An Händen und an Füßen:
„O hätt' ich doch, wie andere,
Zu Haus in's Gras gebissen!
So aber muß ich armer Gauch
Vielleicht in einem Wallfischbauch
Mein Heldenleben enden."

„O wär ich doch, o Sarpedon!
Bei dir im Himmel oben,
„So wär' ich doch des Sterbens schon
Auf immer überhoben!"
Nachdem er viel solch Zeug geschwätzt,
Verlobt er noch zu guter Letzt
Sich heimlich nach Loretto.

Indessen ging's im Sturmgeheul
Den Schiffern miserabel,
Ein Schiff verlor den Hintertheil,
Das andere den Schnabel:
Und selbst Aeneens Orlogschiff
Sah man, so wie der Sturmwind pfiff,
Auf Wogenspitzen tanzen.

Ein Theil der Schiffe scheiterte
Und hing gespießt auf Klippen;
Dem anderen zerschmetterte
Ein Wellenschlag die Rippen.
Hier schwammen Hosen, da ein Rock,
Dort hielt ein Schwimmer einen Block
Inbrünstig in den Armen.

Indessen hat Neptun, wiewohl
Sehr spät, den Spuk vernommen:
Er ward darüber teufelstoll,
Und ließ die Winde kommen.
„Vermaledeytes Lumpenpack"
Rief er, „ha, diesen Schabernack
Soll euer Herr mir büßen!"

„Sagt ihm, dem hundertjährigen
Windbeutel: er soll gehen,
Sonst laß ich seinem windigen
Gesind das Maul vernähen.
So wahr ich Engelländer bin,
Ich halte Wort! Nun mögt ihr ziehn —
Still, Wellen, still! — ihr Schurken!"

Drauf stieg er ins Pierutsch hinein
Und ebnete die Wellen:
Bald pflegte sich der Sonnenschein
Auch wieder einzustellen.
Deß ward Aeneas herzlich froh,
Und ging in dulci Jubilo
In Lybien vor Anker.

Die Helden kamen hier an's Land
Wie die getauften Mäuse;
Sie machten Feuer an dem Strand,
Und sahn nach Trank und Speise.
Sie thaten hier, als wie zu Haus;
Sie zogen ihre Hemden aus,
Und hingen sie zum Feuer.

Drauf ging Aeneas in den Wald,
Und schoß ein Dutzend Hasen,
Und dieser Braten füllte bald
Mit Wohlgeruch die Nasen.
Kaum war nun auf dem weichen Gras
Der Tisch zum Mahl gedeckt, so fraß
Ein Hasenfuß den andern.

Eh noch das Mahl ein Ende nahm,
Ging Punsch herum im Kreise,
Und als es zur Gesundheit kam,
Sang jeder diese Weise:
„Es lebe Muth und Tapferkeit!
Stoßt an: es lebe, wer sich heut
Im Meere — todt gesoffen." —

Herr Zeus saß — salva venia!
So eben frisch und munter
Auf seinem Leibstuhl, und da sah
Er auf die Welt herunter;
Denn das war so der Augenblick,
An dem er mit der Menschen Glück
Sich abzugeben pflegte.

Frau Venus kam und machte da
Dem Donnerer Visite;
Denn da versagte der Papa
Ihr niemals eine Bitte. —
„Ach, Herr Papa!" so fing sie an,
„Was hat mein Sohn euch denn gethan,
Daß ihr so sehr ihn hudelt?"

„Er soll — nicht wahr? — ich merk' es wohl,
Italien nicht finden?
Verspracht ihr mir nicht selbst: „er soll
Noch Roms Triregnum gründen?"
Und weil ihr da des Leibes pflegt,
Geht euer Weibchen her und neckt
Mir meinen armen Jungen."

Der Alte schnitt ein Bocksgesicht,
Und küßt ihr sanft die Wange:
„Mein Kind, bekümmre dich nur nicht,
Mir ist für ihn nicht bange;
Wird nicht dein Sohn der Urpapa
Der Datarie und Curia
So heiß mich einen Schlingel!"

„Und daß du so gerade hier
Mich trafst, soll dich nicht reuen;
Ich will auf meinem Dreifuß dir
Ein Bischen prophezeihen:
Gieb Acht! — Für's erste baut dein Sohn
In Latium sich einen Thron,
Und stiftet die Lateiner."

„Hierauf kömmt Romulus und den
Wird eine Wölfin säugen,
Drum wird er einen mächtigen
Instinkt zum Raube zeigen;
Das wird ein Kerl nach meinem Schlag,
Der schiebt die halbe Welt in Sack
Und schenkt sie seinen Römern."

„Nach diesem wird ein Reich entstehn,
Das hat nicht Weib noch Kinder;
Und dennoch wird die Welt es sehn,
Und dauert drum nicht minder.
Ja, was noch weit unglaublicher,
Es wird sich, wie das Sternenheer
Am Firmament, vermehren."

„Auch dieß Reich faßt die Herrschbegier
Dann mächtig bei den Ohren;
Den Römern, Kind, ich sag' es dir,
Ist's Herrschen angeboren.
Und so von einem Weltchen sich
Gefürchtet sehn, ist — hole mich
Der Teufel! — gar nicht übel."

„Der also dieses Reich regiert,
Wird sehr die Welt kuranzen,
Ein jeder frommer König wird
Nach seiner Pfeife tanzen.
Er hält von andrer Leute Geld
Ein großes Kriegsheer, und die Welt
Küßt ihm dafür den Stiefel."

„Er kann mit seiner rechten Hand
Die größten Wunder wirken;
Erobert das gelobte Land,
Und massakrirt die Türken.
Wie einen Apfel theilt er dir
Die halbe Welt — schenkt diesem hier
Und jenem da die Hälfte."

„Ihn werden Völker auf den Knie'n
Wie einen Gott verehren;
Thut's einer nicht, so wird er ihn
Durch Feuer Mores lehren.
Auch trägt er einen größern Hut
Als ich, und blitzt sogar — doch thut
Sein Blitzen wenig Schaden."

„Ja einer soll sogar einmal
Ein Kindlein prokreiren:
Das soll von unserm Feldmarschall,
Herrn Mars, den Namen führen.
Es läßt mich zwar Virgilius
Das prophezeih'n; allein man muß
Dem Narrn nicht alles glauben."

„Weil nun die Welt gewohnt schon ist
Von Rom zu dependiren,
So wird, so lang man Füße küßt,
Dieß Reich nicht erspiriren.
Der Römer Herrschsucht — kurz und gut —
Steckt nun einmal in ihrem Blut.
So les' ich in den Sternen." —

„Was deinem Sohne heut geschah,
Soll nicht mehr arriviren;
Er soll sich jetzt in Afrika
Ein Bißchen divertiren.
Merkur! geh nach Karthago hin,
Und sag': Ich laß der Königin
Den Mann recommandiren!

Erziehung der Ritter *).

Edelknabenstand und Knappenstufe.

Das System der Ritterschaft, welches die traurigen Folgen der Feudalverfassung und des Faustrechts veranlaßt hatten, faßte die erste Wurzel in Frankreich. Die Kreuzzüge, die größte und abentheuerlichste Unternehmung, die jemals die Köpfe eines ganzen Welttheils beschäftigte, halfen dieses System ausbilden, und verwebten dasselbe mit all den abentheuerlichen Sonderlichkeiten und Zusätzen, wodurch es in unseren Zeiten ein Gegenstand des Spottes und der Satyre geworden ist. Und in der That, wenn ein Zeitgenosse des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Phantasie dem Gefrierpunkte ziemlich nahe ist, die Ritterschaft aus den Romanen jener Jahrhunderte beurtheilt, wo der Geist der Schwärmerei auf dem Hitzpunkte des siedenden Wassers stand, so hat er Mühe, den Ritterorden für ein ernsthaftes Institut, und dessen Glieder für vernünftige Menschen zu halten. Daher kam es vermuthlich, daß so manche Schriftsteller die gesammte Ritterschaft für ein widersinniges System ungereimter Erfindungen, für ein langweiliges Gewebe fabelhafter Abentheurer und übertriebener Bravaden hielten, und in jedem Ritter des Mittelalters einen leibhaftigen Don-quixott erblickten. Allein es war ein Verdienst der neueren Geschichtskunde, daß sie uns einen ernsthaften Gesichtspunkt angab, von welchem wir dieses Institut anzusehen haben. Das Bild, das sie uns von der ehrwürdigen Ritterschaft darstellt, ist ein wenig bekanntes, aber anziehendes Gemählde der Sitte unserer Vorfahren. Sie zeigt uns in diesem Gemählde einen wunderbaren Contrast der Religion mit der Galanterie, der höchsten Pracht mit der einfachsten Lebensart, der unbändigsten Tapferkeit mit der treuesten Unterwürfigkeit. Wir erblicken darin das sonderbarste Gemische von Gewandtheit und Stärke, von dem reizbarsten Muth und der aushaltendsten Geduld. Sie zeigt uns in dem nämlichen Mann die größten Thaten, durch chimärische Beweggründe erzeugt, und die niedrigsten Beschäftigungen, durch einen erhabenen Beweggrund veredelt. Sie weiset uns Sitten, die Rohheit mit Artigkeit, Grausamkeit mit Güte, Härte mit Edelmuth, und Ungerechtigkeit mit Ehrliebe auf die wundersamste Art mit einander vereinigten, und stellt uns Männer vor Augen, die den Helden Homers kühn unter die Augen treten dürften, und deren Thaten es beweisen, daß es den Helden des Mittelalters nur an einem Plutarch gefehlt habe, um in den Augen der Welt einst das zu seyn, was die Griechen und Römer jetzt in den unserigen sind.

Um dieses dem Anschein nach so widersprechende Gemählde zu rechtfertigen, weil ih ihnen, verehrte Brüder, die Grundlinien desselben in der ersten Bildung des Ritters, so viel nur möglich ist, zeigen, und diesen Abschnitt der Rittererziehung widmen.

Schon bei der Geburt eines Kindes, wenn es ein Knabe war, äußerte sich die Sorge der Aeltern für desselben künftigen Ritterruhm. Aus dem Zeichen, in dem es geboren war, aus der Constellation seiner Geburtsstunde und aus andern sorgsam beobachteten Wahrzeichen erklärte man sich schon alle die großen Thaten des noch in den Windeln liegenden Ritters. Doch vergaß man zuweilen nicht, dem Kinde einen Namen zu geben, der von großer Bedeutung wäre. So erzählt Kaiser Maximilian I. in seinem dem Treitzsauerwein von ihm selbst angegebenen Weiß Kunig *), sein Vater habe ihm bei seiner Geburt einen Namen geben lassen, den er aus dem Namen zweier der streitbarsten Männer zusammen setzte, „zu einer Offenbarung, setzt er hinzu, daß dieß Kind in seinen Jahren so viel verbringen würde, als diese zwei streitbarsten gethan hätten." Die Geburt des berühmten Ritters und nachmaligen Connetables von Frankreich, du Quesclin, mußte gar Merlin, der heilige Vater der Ritterromane, einige Jahrhunderte vorher schon prophezeit haben, und es fehlte diesem großen Ritter nicht an Geschichtschreibern und Nativitätsstellern, die, ob sie gleich weder den Tag noch das Jahr seiner Geburt wußten, doch unwidersprechlich ausgecalculirt haben wollten, daß er in dem Zeichen des Mars sey geboren worden **), in welcher sonderbaren Berechnungsart sie vermuthlich der Methode des Philosophen Tarruntius folgten, der zu Cicero's Zeiten die Geburtsstunde des Romulus aus seinen Thaten, ja den Geburtstag der Stadt Rom selbst aus ihren Schicksalen mit allgemeinem Beifall heraus calculirte ***). Wenn nun dem Ritter in der Wiege sein Horoscop gestellt, die Träume seiner Mutter ausgelegt und alle Wahrzeichen vor und nach seiner Geburt aufgezeichnet waren, so blieb der Knabe bis in sein 7tes Jahr unter der Aufsicht der Frauenzimmer, das ist, der Wärterinnen und seiner Mutter, und bis dahin behandelte man ihn als ein Kind, das noch keines förmlichen Unterrichts fähig zu seyn schien. Alles, was er von seinen Wärterinnen hörte, waren abentheuerliche Volkserzählungen und Rittermährchen, welche in seiner jungen Seele den Keim des Abentheuerlichen und Wunderbaren ansetzten, und so jene hohen Begriffe von der Ritterschaft gründeten, die ihm diese Würde in der Folge um so heiliger und ehrwürdiger machen mußten. Im siebenten Jahre kam der junge Zögling aus den Händen der Frauenzimmer unter die Aufsicht der Männer und ward Edelknabe. Man behielt ihn aber nicht zu Haus, man sendete ihn an den Hof irgend eines Fürsten oder andern Ritters, der an ihm Vaterstelle vertrat, und dem er als Edelknabe diente. Denn es war um diese Zeit kein noch so unbedeutender Ritter, der nicht auf seinem Schlosse einen Hof um sich her versammelte, und auf diese Weise die Höfe der Könige und Fürsten im Kleinen nachzuahmen suchte. Diese Höfe der Großen und Ritter waren damals die einzigen Schulen der adeligen Jugend. Hier war es, wo sich der Knabe zum künftigen Ritter bildete. Hier lernte er Gehorsam, Wohlstand, Muth, Rechtschaffenheit, Liebe und Religion. Die täglichen Beispiele der Ritter um ihn her waren seine Lehrer, und nur in den beiden letzteren Punkten genoß er eines besonderen Unterrichts. Gott und seine Dame lieben war der Ritter wesentlichste Pflicht, sie hatten hierüber ihre eigene Logik und Theologie. Der Edelknabe bedurfte also hierin eines besonderen Unterrichts, und diesen Unterricht gaben ihm die Damen. Aus ihrem Munde lernte er zugleich den Katechismus und die Kunst zu lieben, und diese Verbindung der Galanterie mit der Religion machte den Knaben zum Andächtler im Christenthum und in der Liebe. Er verehrte eben so sehr den Handschuh seiner Dame als die Reliquien des heiligen Grabes zu Jerusalem. Allein das war nicht genug, er mußte sich auch in dieser religiösen Liebe üben. Man ließ ihn irgend eine Dame am Hofe, zur Dame seines Herzens wählen. Diese ward seine Gottheit, ihr vertraute er seine geheimsten Empfindungen, seine verborgensten Wünsche, ihr gab er Rechenschaft von allen seinen Gedanken und Handlungen. Mit gleicher Andacht küßte er den Saum ihres Kleides und ein Bildniß der heiligen Jungfrau. Und hieraus entstand nun diese ganz eigene Art der Rittergalanterie, jene chimärische Vergötterung des schönen Geschlechts, wovon alle Ritterromane aus diesen Zeiten voll sind. Die Damen wurden Gottheiten, deren Augenbraunen mehr Gewalt über das unerschütterlichste Ritterherz hatten, als die des homerischen Jupiters über Himmel und Erde. Eine Dame lieben, hieß ihr dienen, und einer Dame treu und redlich dienen, hieß sich seiner künftigen Seeligkeit versichern. Wie sinnreich die Damen damaliger Zeit die Pflichten der Liebe mit jenen der Religion zu verbinden, ja wie geschickt sie selbst die Letztere auf die Er-

*) Aus: Blumauer's prosaischen Schriften, München, 1827.

*) Der Weiß Kunig. Wien, 1775. Fol. S. 56.
**) Hist. de Bertrand du Quesclin. Paris, 1666.
***) Cic. de Divin. Lib. II.

stiere zu bauen wußten, davon giebt uns die Histoire du petit Jean de Saintré *) ein redendes Beispiel.

Es wird ihnen, verehr. Br., vielleicht nicht unangenehm seyn, aus diesem Buche, das man seiner Seltenheit wegen beinahe mit Gold aufwiegt, den sonderbaren Unterricht, den die Dame darinn ihrem Zöglinge giebt, näher kennen zu lernen. Die junge schöne Wittwe, die der Verfasser dieses Romans immer nur Dame des belles Cousines nennt, die aber im Grunde eine Schwester des Königs Johann von Frankreich war, übrigens eine declarirte Prüde, die, unerbittlich gegen alle Anträge einer zweiten Heirath, es bequemer und sicherer fand, einen unbärtigen Jungen, als einen bärtigen Ritter in ihrem Dienste zu haben, diese sah sich unter allen Edelknaben am Hofe des Königs den jungen wohlgebildeten Saintré aus, um ihm das Glück ihrer Pflege angedeihen zu lassen. Sie ließ ihn zu sich kommen, versicherte ihn ihres Schutzes und fieng ihren Unterricht gleich mit den sieben Hauptsünden an. „Die erste Hauptsünde, spricht sie, mein Sohn, ist die Hoffarth, ein abscheuliches Laster; aber wer seine Dame treu liebt, wird ihr in aller Unterwürfigkeit dienen, und also vor diesem Laster sicher seyn. Das zweite, fährt sie fort, ist der Zorn, aber den wahrhaft liebenden Ritter wird seine Dame auch davor sichern, denn sie wird nicht unterlassen ihn in der Geduld zu üben. Auch vor Geiz bewahrt die Geliebte Dame den Ritter, sie wird von ihm die entgegengesetzte Tugend, das ist, die Freigebigkeit fordern, denn, setzt sie hinzu, Beati misericordes, quoniam ipsi misericordiam consequentur.“ Doch dieß ist bei weitem nicht der einzige Text der heiligen Schrift, dessen sich diese Schriftgelehrte Dame bei ihrem Unterrichte bedient. Bei jeder Hauptsünde, die sie in diesem Tone zu erklären fortfährt, citirt sie wenigstens ein halbes Dutzend Kirchenväter und eben so viele griechische Philosophen, zuweilen auch wohl gar die Decretalen oder ein paar Conzilien. Nachdem sie nun den armen Jungen eine Weile in dem Meere ihrer Gelehrsamkeit herumgeschwemmt, und das Heil seiner Seele auf eine treue Damenliebe gebaut hat, geht sie zu dem Heile des Leibes über, das, ihrer Meinung nach, ebenfalls nur in der Liebe der auserwählten Dame zu finden ist, und welches Heil dem Ritter um so gewisser wäre, weil (wie sie sich ebenso treffend als naiv ausdruckt) alle Frauenzimmer im Punkte der Liebe — Frauenzimmer sind. Car toutes sont dames en amour, sind die eigenen Worte dieses weiblichen Evangeliums.

Man kann denken, wie bang dem guten Jungen bei soviel Schönheit und Gelehrsamkeit werden mußte. Das Glück, eine Dame lieben zu dürfen, und dadurch Seele und Leib auf immer in Sicherheit zu bringen, grub sich so tief in seine Seele, daß er endlich die Frage herausstotterte: ob ihn denn auch irgend eine Dame in Dienst nehmen und ihn lieben würde, wenn er ihr ewige Treue und Gehorsam angelobte. „Warum nicht? — sprach die Dame, bist du nicht ein Edelmann, bist du nicht ein hübscher Junge? Hast du nicht Augen zum sehen, nicht Ohren zum hören, nicht Mund und Zunge zum reden, nicht Arme und Hände zum dienen, nicht Beine und Füße zum gehen, nicht Herz und Körper, um alles, was sie dich heißen wird, zu vollbringen? Warum näherst du dich keiner? Glaubst du, daß eine Dame, trotz all des Guten, so du an dir hast, so sehr ihrer Ehre vergessen, und dich bitten wird, sie zu lieben? Wag' es, nähere dich einer! Du mußt den ersten Schritt thun!“ — Das war nun deutlich genug, allein für den blöden Jungen wars nichts. „Ach, Madam, sprach er, lieber sterben als abgewiesen werden, und mich dem Spott derjenigen aussetzen, die ich mehr als mein Leben lieben würde.“ Und somit stand er zitternd vor ihr, wie ein armer Sünder, den Blick auf die Spitze ihres Pantoffels geheftet. Das rührte die Dame endlich, und um ihn und sich selbst nicht länger zu quälen, sprach sie: „Nun denn, versprich mir bei deiner Ehre und bei Gott, keiner lebendigen Seele je ein Wörtchen von dem zu vertrauen, was ich dir jetzt sagen werde.“ „Ja,“ stotterte der arme Junge, und die Dame sprach: „Nun denn Saintré, wie, wenn ich selbst die Dame seyn wollte, von der ich dir sprach, würdest Du mir gern dienen?“ Der kleine Saintré, der ehe den Sturz des Himmels, als diese Erklärung erwartet hätte, stand da, wie vom Blitze gerührt, und, weil er sich auf den Füßen nicht mehr halten konnte, fiel er vor ihr hin auf die Kniee, und schwur ihr, in allem zu gehorchen, was sie ihm befehlen würde. Nun war das Intermezzo, worinn die Dame den umgekehrten Roman Abeilards und Heloisens spielte, vorüber. Und nun setzte sie gelassen ihren Katechismus-Unterricht wieder fort: und befahl ihm die zehen Gebote Gottes, die sie ihm vorsagte, genau zu erfüllen, die heil. Jungfrau Maria beständig zu verehren, sich in jeder Angelegenheit in den Schutz des heil. Kreuzes zu empfehlen, täglich einige Vaterunser zu beten, und sich den Erzengel Michael, oder Gabriel zu seinem Advokaten, Procurator, oder Ambassadeur bei Gott und der heil. Jungfrau zu machen. Hierauf empfahl sie ihm die zwölf Glaubensartikel, die sieben Haupt- und die vier Kardinaltugenden, dann die acht Seeligkeiten, und die sieben Werke der Barmherzigkeit. Sie befahl ihm ferner beim Aufstehen und Schlafengehen das Kreuz zu machen, und sich fleißig auszukämmen, und die Nägel abzuschneiden. Und nachdem sie ihm eine lange Brühe von Schriftstellen uud aristotelischen Sprüchelchen über den Kopf gegossen, schloß sie endlich: — „Wenn du all dieß getreu beobachtest, so werd ich dir Gutes thun, und dich lieben.“ Und Saintré knieete hin, und schwur auf die Hand der Dame, wie aufs heil. Evangelium, den Eid der Treue und Folgsamkeit.

Es gehörte allerdings Saintrés weiche, liebende Seele und der schöne Mund der Dame dazu, um diesen sonderbaren Unterricht in die Länge anziehend zu finden. Glauben Sie indessen nicht, verehr. Br.! daß alle Edelknaben durchaus eine so schulgerechte und gelehrte Bildung erhielten. Oft brachten sie schon von Hause aus dem Schooße ihrer Eltern den Keim einer vortrefflichen Denkart mit sich, und ich darf zum Beweis dessen nur jene kurze Lehre anführen, welche die Mutter eines der größten Ritter seiner Zeit, des berühmten Bayard, ihrem Sohne auf die Reise mitgab, als ihn sein Vetter als Edelknabe an den Hof des Herzogs von Savoyen führte *), eine Lehre, die eben so einfach, als rührend, alles enthält, was eine Mutter ihrem geliebten Kinde nur immer Vortreffliches sagen kann, und die dem grundgelehrten Unterrichte der Dame des belles Cousines zum Gegenstück dienen mag. „Mein Sohn,“ sprach sie, als der Knabe schon im Hofe seines väterlichen Schlosses mit seinem Vetter und Gefolge reisefertig zu Pferde saß, „mein Sohn, du ziehst nun zu einem vornehmen Prinzen in den Dienst. So viel eine Mutter ihrem Kinde befehlen darf, empfehl ich dir 3 Dinge, so gut ichs vermag; erfüllst du diese, so wirst du mit Ehren in der Welt leben. Das erste ist: daß du vor allen Gott fürchtest und ihm dienest, ohne ihn, so viel dir möglich, jemals zu beleidigen. — Vertrau' auf ihn, und er wird dich nie verlassen. Das zweite ist: sei freundlich und gut mit jedermann, und leg allen Stolz von dir. Diene willig jedem, der dich anspricht. Verläumde niemand, lüge niemals. Halte dich nüchtern im Essen und Trinken, und fliehe den Müssiggang; denn der ist ein niedriges Laster. Werde nie ein Schmeichler, nie ein Zuträger, damit kommt niemand weit. Seit bieder in Wort und That. Halte, was du versprichst, unterstütze die Armen, beschütze die Wittwen und Waisen; und Gott wird dirs vergelten. Das dritte ist: was dir Gott beschert, theile willig mit den Dürftigen; denn glaube, mein Sohn! vom Almosengeben ist noch niemand arm geworden: es kömmt dir hundertfältig wieder ein, was du austheilest. — Das ist alles, was ich dir in die Seele legen möchte. Ich und dein Vater werden nicht lange mehr leben, laß uns Gutes hören von dir in unsern letzten Tagen.“ — Und mit diesen Worten zog die gute Mutter ein Beutelchen aus der Tasche, worinn 6 Goldstücke und eine Silbermünze waren, und gab es ihrem Sohn, winkte dann einem der treuesten Diener, gab ihm ein Päckchen mit Wäsche und andern Bedürfnissen für ihren Sohn, empfahl ihm ihr Kind und steckte ihm zwei Thaler in die Hände für den Knappenaufseher in Savoyen, daß er Acht haben möchte auf den Jungen, schluchzte ihrem Sohne: noch ein Gott segne dich! nach, der dankend sein Pferd tummelte, und in froher Erwartung künftiger Dinge, zum Schloßhof hinaus und in die weite Welt eilte.

Dieser Hausunterricht des jungen Bayard war nun freylich ein ganz anderer, als der Hofunterricht des jungen Saintré, aber nicht alle vornehmen Mütter waren so vernünftig, als die Mutter des Bayard, und nicht alle Hofdamen so gelehrt, wie die Dame des belles Cousines. Die Höfe der Fürsten blieben daher noch immer die einzigen Schulen der sogenannten Courtoisie. Die Vorzüge, die von dieser Seite einen vollkommenen Ritter ausmachten, waren Bescheidenheit, Zärtlichkeit, Ehrerbietung, Treue, und der höchste Grad von Enthusiasmus für die Schönheit der einmal gewählten Dame; und diese lernte man damals nirgends, als an den Höfen der Fürsten, wo immer ein großer Zusammenfluß von Damen und Rittern war, und wenn die ersteren die letztern bildeten, so kann man leicht denken, wie genau und vollständig hierin ihr Unterricht müsse gewesen seyn; da ihr eigener Vortheil auf diesen Eigenschaften ganz beruhte. Und wirklich war dieser Geist der Rittergalanterie das einzige, was den Sitten der damaligen Zeiten einen etwas-feineren Anstrich gab, und den sonst durchaus rauhen, kriegerischen, unbändigen, und beinahe unmenschlichen Charakter der Ritterschaft in etwas milderte. Es war das Werk des weiblichen Geistes, und vielleicht das dauerhafteste, dessen sich das schöne Geschlecht rühmen kann. Denn diese übertriebne Art der Verehrung des schönen Geschlechts erhielt sich bis auf unsere Zeiten, nur mit diesem einzigen Unterschiede, daß das, was bei den alten Rittern wirkliche ungeheuchelte Verehrung und Ergebenheit war, bei den Liebesrittern unserer Zeiten nur ein bischen blauer Dunst, Grimasse und eine Art von mechanischer Fertigkeit in der sogenannten feineren Lebensart ist.

*) Histoire plaisante et cronique du petit Jean de Saintré.

*) Histoire du Chevalier Bayard. Paris, 1616. 4. p. 8 ff.

So vollkommen aber der Unterricht, den die Damen ihren Zöglingen gaben, von der Seite der Liebe war, so mangelhaft war er von der Seite der Religion. Die Religion überhaupt war damals ein Gemengsel von Irrthümern und Aberglauben, was konnte sie nun gar in dem Kopfe eines Frauenzimmers seyn? Eine Art von religiöser Leichtgläubigkeit und Ehrerbietung für Legendenmährchen, Mirakel und geweihte Sachen war alles, was der Knabe lernte, und die seltsame Verbindung dieses Unterrichts mit jenem der Galanterie hatte noch die sehr natürliche Folge, daß der Knabe sich früh gewöhnte, seine Dame mit Gott zu verwechseln, und alles, was Bezug auf sie hatte, mit religiösen Augen zu betrachten.

Für diesen Unterricht, dessen der Knabe am Hofe eines fremden Ritters genoß, mußte er seinem Herrn alle kleinern Hausdienste leisten. Ihn auf der Jagd, beim Spazierengehen begleiten, Botschaften ausrichten, bei der Tafel aufwarten, u. s. w. Was die junge Seele des Edelknabens vollends mit dem Geiste der Ritterschaft vertraut machte, war das Beyspiel der Knappen und Ritter, das er täglich vor Augen hatte. Die der Jugend natürliche Nachahmungssucht machte alle Spiele der Edelknaben unter einander zu Nachahmungen ritterlicher Uebungen. Sich aus ihren Mützen Helme machen, mit Wurfspießen nach dem Ziele werfen, einen Platz angreifen, den andere vertheidigten, sich einander ein Thor oder einen Durchgang streitig machen, waren ihre liebsten Spiele, wobei sie wohl zu Zeiten ein Schwert stahlen, und damit die Stärke ihrer jungen Arme an Hecken und Stauden versuchten.

Und eben dieser Wetteifer so vieler Edelknaben unter einander, dieses beständige Beisammenleben, diese durchgängige Gleichheit ihrer Gesinnungen und Leidenschaften, diese Gewohnheit, sich einander als Kinder eines gemeinschaftlichen Vaters zu betrachten, stiftete in den Herzen der jungen Zöglinge manche innige lebenslängliche Freundschaften, die sie sich einander im männlichen Alter durch Proben bewiesen, deren sich ein Damon und Pythias nicht geschämt haben dürften.

Dieser Edelknabenstand nun, den ich den ersten Grad des damaligen Ritterordens nennen möchte, war die erste Stufe zur Würde des Ritters. Es dauerte sieben Jahre, und war ganz gemacht, einen Ritter zu bilden wie man ihn nach den damaligen Zeiten haben wollte.

Sobald der Edelknabe sein vierzehntes Jahr erreichte, sah er mit Sehnsucht seiner Beförderung zum Knappen entgegen. Der Tag seiner Erhebung zu diesem zweiten Grad der Ritterschaft war nicht nur für ihn ein feyerlicher Tag, sondern auch ein Fest für seine Familie, und alle Ritter und Knappen. Er bekam an diesem Tage das Schwert, und diese Feierlichkeit ist um einige Jahrhunderte älter, als selbst der wirkliche Ritterschlag. Der Zeitpunkt, in welchem der Knappe mannbar wird, wo alle seine Naturkräfte in ihre Bestimmung und völlige Reife eintreten, verdiente allerdings gefeiert zu werden. Die Römer übergaben an diesem Tage ihren Söhnen die Prätexta, und schon die alten Deutschen gaben ihnen, wie wir gesehen haben, in einer feierlichen Versammlung das Schwert. Die Gewohnheit, dergleichen für die Menschen wohlthätige Zeitpunkte zu Familienfesten zu machen, zeigt von einer dankbaren Aufmerksamkeit auf die Geschenke der Natur, und verräth wenigstens mehr wahres Naturgefühl, als der alberne Gebrauch, sich durch jährlich wiederholte Glückwünsche an das Glück erinnern zu lassen, daß man allenfalls Paul, und nicht etwa Thomas, Christoph, oder Kilian heiße.

Der Edelknabe also, der diesen glücklichen Zeitpunkt erreicht hatte, ward von seinen Eltern und Anverwandten feyerlich in die Kirche geführt, hier hörte er eine Messe, während welcher seine Eltern mit Kerzen in den Händen opfern giengen. Nach Ende derselben führte man ihn hin zum Altar, auf welchem das für ihn bestimmte Schwert lag. Der Priester nahm dasselbe, weihte, segnete, und gürtete es dem jungen Knappen um die Lenden. Wenn zuweilen die anwesenden Mädchen das Amt, dem Knappen das Schwert umzugürten, verrichteten, so war es nicht mehr als billig, daß sie ihre Theilnehmung und Freude über einen Zeitpunkt seines Alters äußerten, der für sie von solcher Wichtigkeit war. Man übergab ihm hierauf den Schild und die Lanze des Ritters, in dessen Dienst er nun erst feyerlich trat, und dessen Schild und Lanze zu bewahren, ein wesentliches Stück des Knappendienstes ausmachte. Die Sporen, die er ebenfalls itzt zum erstenmale bekam, waren nur von Silber, denn die goldenen waren, wie wir hören werden, blos den Rittern vorbehalten.

Nebst dieser Ceremonie hatte die Knappenstufe schon ihre eigenen Gesetze und Regeln. In einem sehr seltenen, nur neunzehn Quartblätter starken Büchelchen, Ordre de Chevalerie betitelt, das ein abgelebter Ritter verfaßt, und als ein allgemeines Ritual und Gesetzbuch des Ritterordens an den französischen Hof geschickt hatte, und welches zugleich, seines mystischen Inhalts wegen, für die Liebhaber des Geheimnißreichen eine rechte Geistesweide abgeben würde, fand ich folgende Gesetze der Knappenschaft aufgezeichnet:

1tens. Die Wissenschaft und Schule der Ritterschaft besteht darin, daß der Ritter seinen Sohn in seiner Jugend reiten lernen lasse.

2tens. Ziemt es sich, daß des Ritters Sohn, während er Knappe ist, die Pferde zu besorgen wisse. Denn es ist billig, daß er vorher diene, und Unterthan sey, bevor er Herr wird. Nur aus dem Ritterdienste wird er den Werth und Adel der freien Ritterschaft kennen.

3tens. Deshalb soll auch jeder Ritter seinen Sohn in eines andern Ritters Dienste thun, damit er seiner Jugend lerne, bei Tafel vorschneiden und aufwarten, den Ritter wappnen und kleiden. Denn gleichwie der, welcher ein Schneider oder Schlosser werden will, vorher als Lehrjunge bei einem Meister dienen muß, so soll auch jeder Edelknabe, der zum Ritterorden gelangen will, vorher bei einem Ritter als seinem Meister dienen; und gleichwie es unschicklich wäre, wenn ein Mensch, der ein Schlosser werden wollte, zu einem Schneider in die Lehre gienge, so wäre es auch ungereimt, wenn ein Knappe die Pflichten des Ritterordens bei einem Manne lernen wollte, der nicht selbst Ritter ist.

4tens. Auch ist es dem Knappen nicht genug, daß er dem Ritter diene, die Pferde besorge, und mit ihm zu Turnieren und Schlachten ziehe: er muß auch die Pflichten des Ritterordens gleich andern Wissenschaften lernen, und man soll darüber ein eigen Buch halten, und ihm hierzu eigene Lehrer geben.

Das sind die Gesetze, die dieß Buch den Knappen vorschreibt, und wir werden sogleich sehen, wie genau der allgemein herrschende Gebrauch mit diesen Wahrheiten übereinstimmte.

Sobald der Edelknabe Knappe war, bekam er ein eigenes Amt am Hofe seines Herrn. Die größeren Ritter hielten schon damals an ihren Höfen all die Aemter, die nachher Reichswürden geworden sind. Sie hatten ihre Kämmerer, Mundschenken, Truchsessen, Mundbäcker, Stallmeister, Kammerjunker u. dgl. Alle diese Stellen wurden damals mit Knappen besetzt. Nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die damaligen Mundschenken den Ritter und seine Gäste wirklich mit Wein bedienten, die Truchsessen wirklich die Tafel deckten, auftrugen und tranchirten, die Kammerjunker den Gästen nach Tische wirklich das Waschbecken reichten, und Abends ihnen die Betten zurecht machten, und die Stallmeister wirklich ihres Herrn Pferde besorgten. Der Leibknappe des Herrn, den man auch Ecuyer d'honneur nannte, und der im Kriege seine Fahne tragen, und seinen Waffenruf schreien mußte, hatte unter ihnen den ersten Rang. Ueberhaupt waren die Knappen näher um ihren Herrn, man vertraute ihnen alle wichtigeren Geschäfte, alle geheimeren Aufträge, und die nähere Verwandtschaft der Knappenstufe mit jener des Ritters schien ihnen ein Recht auf das innige Vertrauen ihres Herrn zu geben. Wichtiger und schwerer, aber auch ehrenvoller war der Knappendienst zur Zeit eines Turniers oder Kriegs. In solchen Fällen mußte der Knappe seinem Herrn die Rüstung anlegen, ein Dienst, der bei der entsetzlichen Menge von Theilen, aus denen eine ganze Rüstung bestand, wenigstens eben so viele Mühe und Geschicklichkeit forderte, als heut zu Tage eine Kammerjungfer braucht, um ihre Dame in eine vollständige Ballrüstung zu bringen, wobei aber zugleich das kleinste Versehen des Knappen, eine einzige, schlechtgeschnallte Schiene, dem Ritter das Leben kosten konnte. Auch die Sorge für die Pferde war ganz in den Händen der Knappen. Hierzu gehörte nicht weniger Geschicklichkeit, und Götz von Berlichingen rühmt sich in der Lebensbeschreibung, die er von sich selbst verfasset hat, nicht wenig, daß er während seines Knappendienstes eher alle Pferde seines Herrn gezäumt und gesattelt hatte, ehe dessen dreißigjähriger Knecht mit einem einzigen fertig werden konnte.*) Ferner halfen die Knappen dem Ritter aufs Pferd, und hielten ihm die Steigbügel: sein Helm, sein Schild, sein Schwert und seine Lanze waren in Fällen, wo er sie nicht brauchte, in ihren Händen. Sie hießen daher Schildknappen, oder Knappen, so wie auch der französische Name Ecuyer von Ecu (ein Schild) hergeleitet wird. In Deutschland hieß man sie insgemein Buben.**) Wenn der Ritter ausritt, ritten sie hinter ihm her, wie unsere Reitknechte und hatten sein Felleisen rückwärts aufgepackt. Im Kriege hielten sie sich fest hinter ihrem Herrn, beobachteten alle seine Bewegungen, versahen ihn, wenn es Noth war, mit neuen Waffen, oder mit einem frischen Pferde, parirten, so gut sie konnten, die Hiebe und Stöße aus, die ihn unversehens treffen sollten, und suchten ihn auf alle mögliche Weise zu schützen, ohne jedoch selbst zu kämpfen, und die Gren-

*) Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen. Nürnberg, 1731. 8. S. 19.

**) Ebendesselben Lebensbeschreibung. S. 7. 12. u. f.

zen einer bloßen Vertheidigung zu überschreiten. So vertraute auch der Ritter die Gefangenen, die er während eines Treffens machte, den Händen seiner Knappen an.

Alle diese Haus- und Kriegsdienste, so unbedeutend und vielleicht erniedrigend sie auch scheinen mögen, waren in den Augen des Knappen, so vornehm auch seine Abkunft immer seyn mochte, groß, heilig und ehrenvoll. Die hohen Begriffe, die man von dem ehrwürdigen Charakter der Ritterschaft allgemein hegte, veredelten die niedrigsten Dienste in seinen Augen, und er hielt es für eben so wenig erniedrigend, seinem Herrn beim Tische Wein einzuschenken, als es mancher fromme Fürst noch zu unsern Zeiten unter seiner Würde hält, einem Kapuziner, der bei ihm Hofkaplansdienste versieht, und den er bei Tafel statt eines Hofnarren braucht, früh morgens am Altare zu ministriren. Kurz, der Knappe glaubte mit eben der Täuschung in seinem Ritter den ganzen ehrwürdigen Körper der gesammten Ritterschaft zu ehren, mit welcher noch heut zu Tage manche fromme Dame in dem Pantoffel des Papstes die Religion selbst in eigener Person zu küssen glaubt. Ja wäre Papst Hadrian IV. ein Ritter gewesen, Friedrich der Rothbart würde sichs ohne Befremdung seiner eigenen Zeitgenossen haben zur Ehre rechnen können, ihm den Steigbügel zu halten.

Die Knappenschaft war an und für sich nichts, als eine Art von Noviziat, worin sich jeder Knappe zum Ritter vorbereiten mußte. Und wirklich machte die ungemeine Stärke und Geschicklichkeit, deren ein Ritter damals im Kriege und bei Turnieren bedurfte, eine längere Vorübung nothwendig. Die Knappen ließen es auch darin an nichts fehlen, und es ist unglaublich, und weit über die Begriffe unsers Zeitalters, zu welchem Grad von Abhärtung, Stärke und Geschicklichkeit sie es während dieser Prüfungszeit brachten. In der ganzen schweren Rüstung ohne Steigbügel auf ein Pferd springen, mit schweren Lasten einen hohen Berg hinanlaufen, das höchste gesattelte Pferd mit einer Hand an der Mähne, mit der andern am Sattelknopf fassen, und sich über dasselbe, ohne es zu berühren, von einer Seite auf die andere schwingen, an zwei nicht zu weit von einander stehenden Mauern, so hoch und schlüpfrig sie auch seyn mochten, mit bloß angestemmten Händen und Füßen hinanklimmen, oder an einer senkrecht an der Wand festgemachten Leiter bloß mit den Händen, oder auch mit einer Hand hinaufklettern, ohne je einen Fuß in die Sprossen zu setzen, waren ihre gewöhnlichen Spielübungen, die freylich in unserm filigranisirten Zeitalter so selten geworden sind, daß wir sie höchstens nur noch für Geld zu sehen kriegen. Auf ihren Zügen mit den Rittern gewöhnten sie sich früh an alle Arten von Ungemach, sie lernten Hitze, Frost, Hunger, und sogar Verwundungen ertragen. Als Götz von Berlichingen während seines Knappendienstes bei Friedrich, Markgrafen von Brandenburg, in einer Schlägerei eine tiefe Wunde in den Kopf bekommen hatte, und ihm nach sechs Tagen ein Ritt bevorstand, binnen welcher Zeit er besorgte, nicht heil werden zu können, setzte er alle Tage seinen Eisenhut auf die Wunde, um sich, falls er nicht heil würde, an die Schmerzen zu gewöhnen. *) Außer diesen beschwerlichen Prüfungen, womit die Candidaten der Ritterschaft ihren Muth und Stärke bewiesen, suchten sie auch ihren Geist in allen Tugenden zu üben, die einem ächten Ritter unentbehrlich waren. Eine unerschütterliche Treue und Ergebenheit gegen ihren Herrn, die strengsten Grundsätze von Ehre und Redlichkeit, die tiefste Verehrung des schönen Geschlechts, und vor allen jene edle Rittergalanterie, die aber zum Vorzug der damaligen Zeiten vor den unsrigen, mehr in Handlungen als Worten bestand, waren von dieser Seite die Hauptgegenstände ihrer Bemühungen. Sie hatten an den Höfen der Fürsten, wo ihrer oft fünfzig bis sechzig und wohl noch mehr beisammen waren, ihre eigenen Aufseher, oder wie Götz von Berlichingen sie nennt, Zuchtmeister, *) deren Amt es war, über ihre Aufführung und Bildung zu wachen.

Hatten sich nun die Knappen zu Hause in diesen Diensten und Beschäftigungen einige Jahre geübt, so mußten sie auch reisen. Der allgemeine Hang der Ritter zum ewigen Herumziehen auf Abentheuer steckte auch die Knappen mit der Liebe zum Vagabunden-Leben an. Es gab ihrer viele, die auf eigene Faust herumzogen, um sich Ritterverdienste zu sammeln. Der bekannte Ritter Ulrich von Hutten, der schon in seinem Knappenstande nicht nur das Schwert, sondern auch die Feder so gut zu führen wußte, daß er sich mit dem einen den Ritterschlag und mit der andern den Lorbeerkranz erwarb, zog schon in seinem zwanzigsten Jahre auf eigene Faust in den venetianischen Krieg, wo er, wie die Grabschrift, die er sich daselbst verfertigte, beweist, mit Armuth, Frost, Hunger und Krankheit zu kämpfen hatte. **) Gab es keine Kriege, so zogen die Knappen, um sich Erfahrung zu verschaffen, in fremde Länder, besuchten fremde Höfe, beobachteten, sahen, lernten, und führten eigene Schreibtafeln bei sich, um alles Merkwürdige oder Nützliche aufzuzeichnen, ***) auch gaben sie an fremden Höfen, und selbst bei Turnieren nicht immer bloße Zuschauer ab. Denn sie hatten nicht nur ihre kleinen Waffenspiele, sondern es ward ihnen auch an dem Vorabend irgend eines großen Turniers erlaubt, in kleineren Kämpfen mit der Lanze (die man Joutes nannte) auf dem Turnierplatze öffentlich, in Gegenwart der Ritter und Damen, ihre Kräfte gegen einander zu versuchen. Und derjenige, der in diesen Vorspielen des Turniers den Preis oder Dank erhielt, bekam bei dieser Gelegenheit nicht nur den lebhaftesten Vorschmack jener Ehre, im großen Turnier zu siegen, außer der man damals nichts größeres kannte, sondern er hatte auch zuweilen, wenn er sich besonders auszeichnete, das Glück, des andern Tages beim großen Turnier schon als Ritter zu erscheinen. Wiewohl dieses Vorrecht den Knappen erst in spätern Zeiten eingeräumt ward, und als ein wirklicher Eingriff in die Ritterrechte mit unter die Ursachen gehörte, welche nach und nach die Ritterschaft in Verfall brachten.

Hatte nun der Knappe seine Zeit gedient, das heißt, hatte er sieben Jahre durch seinem Herrn alle obenerwähnten Dienste geleistet, und hatte er es in allen einem Ritter erforderlichen Eigenschaften zu einem so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, daß sein Meister mit ihm zufrieden war, so durfte er endlich hoffen, in den Tempel der Ehre eingelassen zu werden; denn dieses noch sehr gemäßigten Ausdrucks bediente man sich damals, um die Ritterwürde zu bezeichnen.

Ein und zwanzig Jahre waren die gesetzmäßige Zeit der Ritterstufe, und wenn der junge Ritterzögling um diese Ehre von seinem Edelknabenstande an eben so lange, als Jakob um seine schöne Rahel dienen mußte, so ist es gewiß, daß ihm bei einer ähnlichen, oder wohl noch größeren Sehnsucht seine vierzehn Jahre eben so gut vierzehn Jahrhunderte scheinen mußten, als sie es jenem geschienen haben. Doch durfte er nicht immer so lange warten; eine höhere Geburt, besondere Verdienste um seinen Herrn, oder eine auszeichnende Geschicklichkeit und Tapferkeit im Turnier oder Kriegsdiensten konnten diesen für ihn so wichtigen Zeitpunkt seines Lebens beschleunigen. Die Prinzen von Frankreich machte man in der Wiege schon zu Rittern, Andere erhielten die Ritterwürde im siebenzehnten oder auch im funfzehnten Jahre, und so wie die Ritterschaft abnahm, ward man in diesem Punkte gefälliger. Doch hegten einige von selbst so überspannte Begriffe von dieser Würde, daß sie sich derselben nicht eher würdig hielten, bis sie eine Reise ins gelobte Land, oder einen Zug gegen die Ungläubigen mitgemacht hatten.

*) Lebensbeschr. des Götz von Berlichingen. S. 32—33.

*) Ebendaselbst. S. 15.

**) S. den deutschen Merkur. 1776. S. 177.

***) Colombiere Theatre d'honneur. T. I. p. 86.

Philipp Wilhelm Georg August Blumenhagen,

Dr. Med., praktischer Arzt, Director des polizeilichen Hospitals und Theaterarzt zu Hannover, ward daselbst am 15. Februar 1781 geboren, studirte von 1799 bis 1803 in Erlangen und Göttingen und ließ sich alsdann in seiner Vaterstadt nieder.

Von ihm erschienen:

Freia. Dichtungen. Erfurt, 1805. 2. A. 1810. 2 Th.
Deutscher Bürgersinn. Hannover, 1813.
Diokles. Legende. Berlin, 1814.
Die Schlacht bei Thermopylä. Trag. Hannover, 1814.
Das Georgsfest und der Weltfriede. Hannover, 1815.
Akazienblüthen. Hannover, 1815.
Prolog u. s. w. Hannover, 1816.
Simson. Drama. Hannover, 1816.
Gedichte. Hannover, 1817. 2 Thle. N. A. 1826.
Hannöverische Theaterkritik. Hannover, 1817—18. 2 Thle.
Der Mann und sein Schutzengel. Leipzig, 1823.

Novellen und Erzählungen. Hannov. 1826—27. 4 Thle.
Neuer Novellenkranz. Braunschweig, 1829—30. 2 Thle.
Der Naturfreund (zusammen mit einer Erzählung von D. Leßmann [S. d.]). Berlin, 1830.
Novellen, Erzählungen u. s. w. in Almanachen, Zeitschriften u. s. w.

Blumenhagen hat sich vorzüglich als Erzähler ausgezeichnet und durch seine einzelnen Leistungen in diesem Fache, die meistentheils zuerst in Almanachen erschienen, vielseitigen Beifall erworben, den er sich jedoch nicht in demselben Grade zu erhalten wußte, da er sehr bald, hauptsächlich in der historischen Novelle, in eine gewisse Manier verfiel, die auf die Länge ermüdete. — Er besitzt übrigens schöne Eigenschaften, Reichthum der Phantasie, Welterfahrung und Menschenkenntniß, die Gabe lebendiger Darstellung und einen gebildeten, gefälligen Styl, so wie Wärme und Anmuth, obwohl die letztere mit unter auf bloß sinnlicher Basis beruht; aber es fehlt ihm, da er zu leicht arbeitet und sich zu sehr zersplittert, oft an Tiefe und Würde. Seine der Form nach eigentlichen poetischen Erzeugnisse und seine Dramen stehen in dieser Hinsicht auf einer höhern Stufe als jene, und sind, besonders die letzteren, durch Adel der Sprache wie der Gesinnungen bemerkenswerth. Von geringerer Bedeutung dagegen sind seine kritischen Darstellungen, welche auch, da sie nur eine einzelne Bühne betrafen und sich weder durch neue und kühne Ansichten, noch durch tiefe Forschungen hervorhoben, nur ein beschränktes Publicum fanden.

Der Bruder.*)

An einem heitern Juni-Morgen saß die Familie des Herrn von Hagen zusammen auf einem Hügel des Gartens, der die äußerste Spitze ihres kleinen Besitzthums im Herzogthum Lauenburg bildete. Diese freundliche Höhe, von einer Rosenhecke eingefaßt, deren Blüthen in voller Pracht standen, von schlankgewachsenen Tannen beschattet und mit einem kleinen Monument geziert, welches in einer weißen Marmorpyramide bestand, über welche zwei Thränenweiden den leichtbeweglichen Schleier ihrer hellgrünen Zweige herabsenkten, war der Lieblingsplatz des Gutsherrn, und die Aussicht von da bot das schönste Panoram der Gegend, und hatte durch die Zeitereignisse des Jahres 1803 noch ein besonderes Interesse gewonnen. Mächtig rauschte der breite Elbstrom in seinem tiefen Bette vorüber, belebt durch die einmastigen Waarenschiffe der nahen Hansestadt und durch die bescheidenern Kähne der fleißigen Fischerleute; jenseits sah man überall die Thürme der Städte und Dörfer aus den Fruchtfeldern und Holzungen der Nachbarprovinz hervorschimmern, und diesseits, am rechten Ufer des Stromes, hatte das vor einigen Tagen aufgeschlagene Feldlager der hannoverschen Armee der sonst so stillen, friedlichen Flur unerwartet einen kriegerischen Charakter aufgedrückt. Da dehnten sich weithin die Linien der weißen Leinenzelte; da schimmerten im Morgensonnenlicht die scharlachrothen Uniformen der ausgestellten Posten; da blinkten Goldfunken und Silberblitze in das suchende Auge von den pyramidisch zusammengestellten Gewehren und den gegen den Strom gerichteten Geschützen: da sprengten einzelne Reiterkommandos am Ufer hinunter und die Schanzgräber müheten sich in früher Arbeit sichernde Erdwälle aufzuwerfen, und auf den einzelnen Erhebungen der Fläche entdeckte man Gruppen wachsamer Offiziere, kenntlich durch den Federbusch des Hutes und die breite gelbe Schärpe, welche von der Schulter zur Hüfte hing, die mit dem Fernrohr am Auge das jenseitige Ufer beachteten.

Der Herr von Hagen, ein kräftiger Mann im besten Mannesalter, saß mit gestütztem Haupte auf der Bank seines Hügels; sein linker Arm hielt seine Gattin umfangen, welche neben ihm stand, und an seinem Knie lehnte sein Söhnchen, ein vierjähriger lieblicher Knabe und schaute mit den hellen Augen des rothwangigen runden Köpfchens, das die dunkeln Haarringeln umspielten, starr in des Vaters Angesicht, in welchem das Kind einen Ernst und einen Trübsinn gefunden, die so tief ausgedrückt waren und so ungewöhnlich gegen vordem sich zeigten, daß sie selbst dem kleinen, klugen Wesen nicht hatten entgehen können. Mit einem lauten Seufzer erhob jetzt der Mann sein dunkeles Gesicht und indem er die rechte Hand sanft auf die Scheitel des Kindes drückte, zog er mit der Linken den Kopf der schlanken Frau zu sich hernieder, sah einen Augenblick lang mit seinen schwarzen glänzenden Augen in ihr Gesicht und drückte dann einen heftigen Kuß auf ihren frischen, lieblichen Mund.

„Ja, meine Madelon," sagte er schmerzlich, „wir müssen uns ergeben in den zürnenden Willen des kalten unerbittlichen Schicksals, das den Frieden haßt und sich die genügsam-glücklichen Herzen am liebsten zur Zielscheibe seiner tückischen Laune erwählt. Seit meiner Jugend bin ich gewöhnt, seine Giftpfeile in meiner Brust zu fühlen und stände ich allein, würde ich sie abschütteln wie sonst von der im Kampf mit den finstern Mächten gehärteten Haut. Aber zum ersten Male sieht mich das Leben erschlafft, zusammengedrückt, zernichtet, denn ich halte Dich im Arm, die gleich einer beseligenden Zauberin meine wüste verbrannte Vergangenheit in ein blühendes Fruchtfeld der Gegenwart verwandelte, alle Wunden meiner Seele zu heilen verstand, und mich versöhnte mit meinem Gott und mir selbst, ich schaue auf dieses Kind, dessen Glück auf mein Daseyn gelmpft ist, das ich als ein Gnadenpfand des Himmels, als einen Zeugen seines verronnenen Zornes empfing und — ich verzweifle."—

Die junge Frau umschlang seinen Nacken mit Angst und schien mit ihren hellen Taubenaugen tief in seiner Seele zu forschen. „Verzweifeln?" fragte sie vorwurfsvoll. „Und warum, mein guter Romain? Lastet denn eine Schuld auf Deinem Herzen oder dem meinen, welche Buße fordert? Hat Dein Mund gelogen, als er sprach, das Leben mit mir dünke Dir ein Paradieses-Glück und hat dieses Glück nicht fünf Jahre einen wolkenlosen Himmel über uns gebreitet?"

„Eben deßhalb;" fiel der Mann heftig in ihr weiches Wort. „Glaube mir, es gibt zum Unglück Geborene, welche dem schwarzen Dämon des Erdengeschlechts verfallen sind für immer. Wie der Löwe mit seiner Beute, mit der schlanken Gazelle spielt, ehe er sie tödtet, wie seine grausame Lust das halbgelähmte Thier auf Minuten frei läßt, aber wenn die Hoffnung der Flucht sich in ihr regt, schnell wieder seine Krallen in ihren Nacken schlägt, so läßt der schwarze Geist auch die ihm Verfallenen boshaft los auf eine Weile, aber seine Höllenhand bleibt über ihnen und mitten in ihrer seligsten Stunde fällt sie nieder und zermalmt die sichern Träumer."

„Lästre nicht so entsetzlich," sagte die Frau halblaut und bebend, „der Unsichtbare, der nur im glücklich-machen, im Schauen seiner Glücklichen die eigene, göttliche Seligkeit sich bereitet, hört Dich und könnte Dich strafen." —

„Verlor ich nicht die besten Güter des Lebens ohne Schuld, Vaterland, Vater und Bruder?" sprach der Mann, düster die Augen von ihrem Gesichte zum Boden senkend, „Rettete ich nicht mein Leben selbst wie durch ein Wunder? Wo war da die Hand des Unsichtbaren, als die Besten untergingen? Wo wachte da sein Auge?"

Stürmisch warf sich Madelon an seine Brust, sich leicht setzend auf sein Knie. „Und gab er Dir nicht die Freundin, die Trösterin gerade da, als Du so viel verloren?" fragte sie mit fliegender Innigkeit, denn der Mann fuhr bewegt empor und preßte sie mächtig an sich. „Und was sorgst Du vielleicht ohne Noth?" fuhr sie ruhiger fort. „Sieh hinaus auf jene weiße, leichte Stadt. Ihre Nähe macht Dich fürchten und ihre Nähe sollte Dich sicher stellen. Sind nicht alle diese Tausende da wie von Gott zu Deinem Schutz gesandt? Werden diese kräftigen Männer des Krieges, welche Dir selbst Bewunderung und Lobspruch ablockten, auch nur Einen Feind, der Dich befährden könnte, herüber lassen über den tiefen Strom, den sie zum Schutzwall gewählt?" —

„Daß sie ihn zum Schutzwall erwählt, das macht mich zittern;" antwortete der Mann. „Sie sind ungeschlagen und doch hier in der fernsten Provinz. Warum zogen die Braven fort von den Grenzen ihres Landes, und ließen die Feinde ihres Königs herein? Warum gaben sie seine Hauptstadt Preis den fremden Legionen, gegen welche ihr Haß so laut sich ausspricht? Denke daran, daß die Hälfte dieser Tausende auch Weib hatten und Kind und Eigenthum; warum ließen sie diese dort, wo der Feind einzog, warum warfen sie die Eisenbrust nicht vor den Heerd und ihre Lieben, und vertheidigten mit blutendem Arm, was ihnen das Theuerste ist, wie der rohe Wilde selbst es thut, wenn auch mehr aus Instinkt als Zartgefühl? Du hast gelebt in meinem Hause, Du frommes Weib, wie die einsame Insulanerin, die nicht über die Welle hinaussieht, die ihres Eylands Ufer netzt; aber ich folgte der Weltgeschichte mit in Furcht geschärften Blicken. Die Söhne Frankreichs haben ihre Heimath mit dem Entsetzlichsten befleckt, haben wüst gemacht den eigenen Boden, und haben darum keinen Frieden mehr auf der durch Gräuel und Verbrechen geschändeten Muttererde; der Kainsfluch, Vatermord, Brudermord treibt sie in die fremde Ferne rastlos

*) Aus: Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. — Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Frankfurt a. M. 1834.

und ohne Ziel, bis sie der strafende Engel erreicht mit dem Feuerschwert. Wehe, wehe den friedlichen Völkern, wohin sie ihr blutiges Panier tragen! Ich stand am Krater des Vesuvs und sah in sein wallendes Feuermeer mit Entsetzen; jetzt ist die Flammengarbe hoch aufgestiegen aus dem gährenden Schlunde, ihre glühenden, versengenden Lavaströme zischen hinaus nach Ost und West und Süd und Nord und verheeren die Erde. Habe ich Dir nicht von den Korsen gelesen und hast Du vergessen, was meine ahnende Seele in diesem neuen Meteor sah, das über Frankreich wie ein riesiger Komet aufstieg? Nicht der Beglücker Frankreichs wird er seyn, nein, er wird der Rächer werden, der furchtbare des ermordeten Ludwigs; quetschen wird er die Frevler mit seiner mächtigen Hand, daß sie stöhnen wie das athemlose Roß unter dem Sattel des wilden Reiters; aber dieser kriegerisch erzeugte Cäsar wird nicht Raum haben in den Marken des Volkes, was sich ihm leichtsinnig hingab und ihn zu seinem Götzen machte; ihre Molochsfeste, wobei sie ihm ihre Kinder schlachten in Hekatomben, ihre Räucherungen und Kniefälle, mit denen sie selbst ihre weit gepriesenen Großthaten, ihre Freiheitshymnen und ihre kannibalischen Opfer verspotten und auslöschen, werden ihm das so leicht Gewonnene zuwider machen, hinaus wird er seine Prätorianer hetzen bis zum Südpol und Nordpol zu höheren Siegen und schimmernden Triumphen, und Weltverderben in Weltbezwingung, wird das Ziel werden, wenn nicht Gottes Hand ein sichtlich Halt gebeut." —

„Du verwirrst mich mit Deinen Schreckensträumen, mein seltsamer Geisterseher," fiel Madelon ihm mit bebender Stimme ins Wort, „obgleich ich nur halb verstehe, was Du sprichst. Aber ist es also, warum denn nicht fort von hier? Laß uns zurückfliehen in mein Vaterland. Zwischen den unzerstörbaren Wällen unserer Gletscher, in den Thälern, die das Riesenhorn der eisigen Jungfrau schirmt, sind wir geboren; dort wird der Mann, den Du so schauerlich malest, nichts suchen, da seine Begier nichts zu finden hat, und wo Du den Frieden gewinnst, wo unsers Eugens geliebtes Haupt sicher schläft, wird Madelon sich immerdar glücklich fühlen."

„Ich dachte daran;" entgegnete tiefsinnig der Mann, „aber die Unmöglichkeit wurde mir klar, ehe ich ausgedacht. Erinnere Dich jener trüben Stunde zu Chur am Sterbebett Deines wackern Vaters. Seine kalte Hand zog Dich und Deine Schwester an sein Lager, und Eure beiden Hände legte er dann in die meinige. „Romain," sprach er mit leiser, erlöschender Stimme, „ich lege alle meine Sorgen auf Dein Herz! Sey der Vater dieser beiden guten Wesen, ihr Freund, ihr Schutzgeist. Nimm, was Du Dir gerettet, nimm meine kleine Habe, und ziehe nach Norden, dort, wo der Himmel kalt, sind die Menschen ruhig und treu, sich wie Andern. Wirf von Dir Ruhmsucht und Eitelkeit und baue das Land, die Erde ist die sicherste, dankbarste Gesellin des Menschen, wer sein Kapital in ihrem Schooße anlegt, ist der Zinsen gewiß." — Ich that nach seinem Willen. In diesem Landsitze steckt unsere ganze Habe; seine Früchte, sein Viehstand ernährte uns; böten wir ihn jetzt zum Kauf, gingen zwei Drittheil verloren, denn alle unsere Nachbarn zagen wie wir, und sehen in der unerwarteten Nähe eines gerüsteten Heeres ihr Verderben." —

„Nun," sprach da die liebliche Frau mit fester Stimme und muthiger Erhebung, „Du hast vollauf Deine Pflicht und was der Vater Dir auferlegte, gethan, so erwarte standhaft, was da kommt. Sey es das Schlimmste, wir bleiben beisammen, und drohet die Gefahr, so pilgern wir zusammen hinaus und suchen die Heimath und den Frieden in meinen Thälern, und müßten wir den Eugen wechselnd tragen auf den Schultern in seiner Väter Land. Was da kommt, es schickt der Himmel, und wo fände das Menschenherz eine tröstendere Bürgschaft, wenn es in Erdensorgen banget, die seine Kraft zu überbieten drohen? Blicke in das Auge Deines Kindes, Romain, wie es in unerschütterlichem Vertrauen aufblickt zu Dir, dem Vater, in welchem sein natürliches Gefühl den Schützer sucht, so blicke Du auf zum Himmel, wo noch ein Stärkerer wohnt und waltet, als Du bist" —

Der Gutsherr schüttelte wehmüthig das Haupt, als wollte er sprechen: Warum ließ der Himmel denn geschehen, was mir Todesschmerzen gab und worin die Besten untergingen? — Aber er sprach den düstern Gedanken nicht aus und richtete seine Aufmerksamkeit, Vergessenheit erzwingend, auf äußere Gegenstände, die Neues in sein Leben zu bringen schienen. Drei Reiter näherten sich im Trabe vom Lager her dem Landhause. Die beiden Vordersten waren Officiere des campirenden Corps, der Eine trug die rothe Uniform, der Zweite das blaue, kurze Reithabit der leichten Dragoner und das besonders geformte, zierlich und stark begoldete Kasket mit dem rothen flatternden Roßschweif dieser ausgezeichneten Regimenter; hinten nach ritt ein Reitknecht.

„Geh hinein, Madelon;" sagte Herr von Hagen und ließ die treue Freundin aus seinen Armen; „was unsere Herzen bewegt, ist nicht für die Welt; sie würde es belächeln und jedes Lächeln trüge für uns Pfeilspitzen. Wir bekommen neue Gäste, darum an Deinen Posten, meine treue Gefährtin. Ich will mich auf Deine Fürbitte verlassen bei den Engeln, denen Du verwandt bist, und den bösen Erdgeist, welcher den Adamssohn martert, von mir stoßen. Aber eile, wackere Hausfrau, denn unser alter Obrist marschirt schon im Schlachtschritte durch die Allee herauf, und bläset aus seiner Morgenpfeife dichte Wolken vor sich her. Sey in Deiner Batterie, ehe er commandirt." —

Die schlanke Frau nahm ihr Bübchen, drückte des Gatten Hand und eilte durch den Garten zum Hause. Herr von Hagen blickte nochmals zu den flatternden schneeweißen Fahnen hinüber, auf denen die Wappen des mächtigen, leider zu fernen Englands prangten, er schaute auf die fröhlichen jungen Soldaten, die mit Fourage beladen zum Lager kehrten und in kriegerischer Sorglosigkeit scherzten und sich balgten auf der Wiese; doch die tröstenden Gedanken, die sich dadurch in ihm entwickelten, ließ der Obrist nicht zur Reife kommen, der in seinem dunkelblauen Oberrock, ohne Hut, das faltige Heldengesicht von schlichtem weißen Haar umhangen, rasch an seiner Seite stand.

„Sitzen geblieben, mein wackerer Wirth!" commandirte der alte Krieger, indem er sich neben dem Gutsherrn niederließ. „Komplimente gehören nicht zum Feldfuß und die neue Molestie, die Sie leider bedrohet, bedarf keiner Ordre mehr aus Ihrem Munde. Die schöne Gnädige weiß schon, daß sie das Frühstück um eine tüchtige Portion höher ansetzen muß, und ich habe Namens Ihrer, einige Flaschen mehr Ihres herrlichen Burgunders kommandirt, denn es ist mein Festtag, und Sie werden mir den dreisten Vorgriff nicht übel deuten." —

Herr von Hagen dankte lächelnd für die ihm abgenommene Sorge, und erkundigte sich dann nach der Ursache des Festes.

„Der Blaue dort, der so eben mit meinem Adjudanten hinter Ihrem Magazin verschwindet," entgegnete in freudiger Erhitzung der Obrist, „ist mein Schwestersohn, der einzige Stammhalter meiner Familie, mein Erbe, Rittmeister bei den Dragonern, der bravste Reiter in der Armee und seit seinem funfzehnten Jahre Soldat. Ja, er hatte noch kaum ein Bärtchen über dem Munde, als er in Flandern bei Rousselaer und Menin schon manchen der republikanischen Großsprahler den Mund für immer vernagelt und jetzt mußte ich alter Kriegsknecht meinen Benjamin in der Hauptstadt blessirt zurücklassen, und träumte schon, die verdammten Neufranken hätten ihn als Kriegsgefangenen in ihr höllisches Raubnest transportirt." —

Der Gutsherr runzelte die Stirne, doch unterdrückte er die Entgegnung, welche ihm auf den Lippen schwebte und fragte nach der Verwundung des Hauptmanns, und wo er sie empfangen.

„Wo anders," antwortete der Obrist heftig, „als da, wo wir Alle dergleichen Andenken empfangen oder austheilen müssen, wenn es nach den Rechten und nach unserm Willen ging und die vertracte Convention nicht dazwischen trat. An der Brücke bei Suhlingen geschah's. Der treulose Feind hatte uns einen Offizier mit sammt dem Trompeter gegen rechtlichen Kriegsgebrauch zurückbehalten, und die braven Dragoner flogen hinan und warfen dreimal die stärkere Kavallerie-Division. Wäre aus dem tüchtigen Vorkampf eine Schlacht geworden, unsere Trompeter hätten den ganzen Wulst weit von der Grenze fortgeblasen und kein unsauberer Franzose wälzte sich jetzt in den Daunenbetten der Hauptstadt. Mein Adolf bekam dabei einen tiefen Schmiß über die Brust und eine Contusion am Kopf und der Regimentsdoctor ließ ihn nicht mit marschiren. Nun, meine Herzensangst ist curirt, denn er ist da, meine alten Augen erkannten ihn sogleich vom Fenster auf seinem englischen Goldfuchse, und er wird die Schweißtropfen, welche ihm vielleicht die Gefahr erpreßt, in den nächsten Tagen wett machen, so gewiß er mein Neffe ist."

„Man wird sich also schlagen?" fragte gespannt der Gutsherr. „Hier schlagen?" —

„Beim tapfern Mars, mein Herr," entgegnete launig der Obrist, „trägt man denn den Sarras nur zur Parade? Hier oder drüben. Ein so schönes Land, wie das unsrige gibt man nicht hin ohne blutiges Kaufgeld, und 9000 gesunde Kriegsleute lassen sich nicht freiwillig als Kriegsgefangene in ein fremdes Land schleppen, dessen Schönheiten gar vielen von uns in böser Erinnerung sind. Der General der Feinde und die Federhelden unserer Residenz mögen dergleichen wünschen, ihren Leib und ihr Gut mit uns auszulösen, doch ein ehrlicher Soldatentod ist besser, wie eine ewige Narbe in der Ehre. Ich meine, der Feldmarschall wartet nur auf Succurs von England oder Preußen, um die feindliche Kuckucksbrut wiederum aus unsern ehrlichen Nestern zu verjagen. Kommt sie nicht, so muß er schlagen, und er wird schlagen, den Schimpf dieser Retirade von der weißen Fahne zu waschen." —

„Und warum diese Retirade?" fragte Herr Romain mit bitterm, fast spöttischem Tone.

„Herr, Ihr seyd ein dreister Frager;" antwortete der Obrist mit scharfem Seitenblick. „Nur der Feldmarschall mag Euch das beantworten. Wäre unser edler Prinz am Kommando geblieben, hätte sich der Hammerstein an die Spitze setzen dürfen, beim Mars, wir ständen nicht in diesem Winkel gleich dem hannoverschen auf Morea vergessenen Piquett von 1668, das noch abgelöst werden

soll. Freilich waren die Regimenter noch nicht zusammen, die Rekruten noch nicht eingestellt. Es fehlte an Proviant und Munition. — Man hatte es nicht möglich geachtet, daß der kleine Bürgerconsul den Reichsfrieden zu brechen wagen würde, daß das corsikanische Männlein sich unterstehen dürfte, einen Reichskreis anzugreifen, um dem Könige von England dadurch einen Schabernack anzuthun. Das liebe deutsche Reich ist eine greise Mama geworden; wenn der Habicht ihr ein Küchlein nimmt, hat sie das Chiragra und kann nicht helfen. Gott besser's; er soll ja das Unmögliche möglich machen können." —

„Aber Herr Oberst," fiel der Edelherr wärmer ein, „rühret sich dort nicht kräftige Mannschaft, blitzen dort nicht Waffen und Geschütze? Die beraubten, verlassenen, aufgegebenen Emigranten fochten für einen Schattenkönig, fochten für einen Heerd, von dem man sie vertrieben. Ihr hattet Euer Land als ein unerschöpfliches Magazin hinter Euch; täglich konnte die hannöversche Jugend Euch zuströmen und die Lücken ersetzen. In Flandern schlugen bartlose Pariser Knaben sich wie Nobelgarden. Wußtet Ihr denn nicht aus den Zeitungen, was wir Landbauern hier wußten, daß dreißigtausend Republikaner an der Issel sich sammelten? O Ihr ehrlichen Deutschmänner! Ich wette, der Buonaparte hat seine Spione mitten unter Euch und zählte Eure Patronen und Kamaschen nach." —

„Mag's sein!" sprach der Obrist mit gerunzelter Stirn. „Die Herrn von der Feder mögen's verantworten. Sie erwarten des Königs Befehle, sie wollen das Land, den Bürger nicht Preis geben. An Soldaten-Ehre denken die Herren meist zuletzt oder gar nicht." —

„Den Bürger nicht Preis geben?" fragte Romain unwillig und fast erhitzt. „Ist er geschützt, wenn der Feind sich in sein Haus bettet? Pfui, über den Bürger, der nicht lieber auf seiner Schwelle verblutet, als daß er den Feind in sein Heiligthum aufnimmt, und sich und seinem Weibe, seinem Kinde den trotzigen Tyrannen selber in den bequemsten Sessel setzt." —

„Ihr sprecht die Schweizersprache, Freundchen!" lächelte der Obrist. „Hütet Euch, daß die Herren, welche ihre Residenz in Ratzeburg aufgeschlagen, Euch nicht hören."

Die Ankunft der Officiere unterbrach den warmen Zwiesprach. Mit Eilschritten näherten sich der Höhe die Angekommenen, und mit leuchtenden Vateraugen empfing der Obrist den Hauptmann, breitete weit ihm die Arme entgegen und preßte ihn an seine Brust. Ohm und Neffe sprachen nur einzelne liebkosende Worte, aber Beide hatten feuchte Augen, aus denen die Seele redete.

„Unser Wirth, Herr von Hagen!" sprach dann der Obrist, den Hauptmann vorstellend. Doch dieser stutzte, maß den Gutsherrn mit scharfen Augen und stammelte: „Wie? Hier? Chevalier de la —"

Der Angeredete legte schnell den Finger auf den Mund und sagte mit Hast: „Freilich kein Landsmann, ein Schweizer, doch der Gesinnung nach längst eingebürgert, und darum ein Freund jedes tapfern Hannoveraners."

Der Hauptmann schwieg, und ließ sich von dem Obrist willig zu der Bank am Monumente führen, wo dieser ihn ohne Zögern mit tausend Fragen über sein Schicksal und die neuesten Begebenheiten jenseits der Elbe bestürmte. —

„Meine Lage schien schlimmer, als sie wirklich war," erzählte der ansehnliche kräftige Dragoner, „denn Verräther gab's in unserm Hannover nicht, und der Feind selbst schien ernstere Sorgen zu haben, als sich um einen zurückgebliebenen Militär zu bekümmern. Bald nach dem Abmarsch der Kameraden besserte sich mein Zustand so schnell, daß ich bald das Gartenhaus, wo ich quartirt, verlassen, und die Stadt besuchen konnte. Meine Pferde standen gesattelt, und so entschloß ich mich keck bis zum letzt möglichen Augenblicke zu verweilen. Aber was mein Auge sah, wenn ich in Civilkleidern meine Wanderungen antrat, machte meine Seele krank und ich habe oft die Zähne in die Lippen gebissen, um den innern Groll schweigen zu machen. Der Herzog reisete ab nach England, die Mehrzahl der Edelleute flüchtete auf die Güter oder in das Ausland; die Bürger schlichen mit hängenden Köpfen umher, fluchten auch mitunter recht tüchtig auf uns, die wir sie verlassen in der Noth, und leider hatte ich nichts darauf zu erwiedern. Zu meiner Selbstpeinigung hielt mich die Neugier und der Gedanke, vielleicht unserm Feldmarschall etwas Wichtiges rapportiren zu können, wie gebannt an die Stadt. Ich sah überall an Gebäuden und Schildern das liebe George Rex vernichten, freilich nicht in vatermördischer Gesinnung, sondern aus Furcht vor dem grauenvollen Namen Franzos, der selbst den Besonnensten das Gehirn verrückte, und der vierte Junius, sonst das höchste Fest, der Geburtstag des ehrwürdigen Königs, ging in den Häusern der bessern Bürger still und traurig vorüber, indeß der rohere Haufe, die Zeit der Herrenlosigkeit nutzend, in wüthendem Tumulte das Zeughaus und die Magazine plünderte und das Kriegsgeräth verschleppte und zertrümmerte, das wir hier gar gut hätten gebrauchen können. — Am Tage darauf, ein Sonntag war es, betrat der Feind die Hauptstadt. Als ich Morgens durch die Gassen schlenderte und mit Verwunderung keine der schönen, frommen Kirchengängerinnen fand, denen zu Gefallen sonst sich die junge, elegante Welt an den Thüren der Kirchen sammelte, traf ich unerwartet am Markte der Neustadt auf die Avantgarde und stolperte fast über die hagern, langgestreckten Beine der furchtbaren Widersacher. Acht Mann mit einem Tambour lagen am Eck der Schenke hingestreckt; dürre ausgemergelte Gestalten in zerlumpten Uniformen, nackte, vergelbte Beine im zerrissenen Schuh. Schamröthe bedeckte mein Gesicht bei dem Anblick. Später zog der General ein, vier ausgesuchte Eliten-Compagnien geleiteten ihn, bärtige, kolossale Gestalten, doch auf Puppenpferden, welche Eine Schwadron von dem Regimente der Königin in den Sand geritten hätte ohne Säbelschlag, und hinterdrein zog die Infanterie-Brigade von Hauptleuten geführt, die in ihren schwarzwollenen Unterkleidern und dem gelbbeschnallten Fußwerk verkleideten Schulmeistern ähnlicher sahen, als ruhmgekrönten Kriegsleuten. Mein Ingrimm wuchs mit jeder Stunde; ägyptische Finsterniß befiel meinen Geist, wenn ich diese Horden sich lagern sah in die Häuser der verlassenen Landleute, diese steifen, gespreizten Bürgerhelden stolziren sah im Schlosse und Palast unserer Herrscher und es duldete mich nicht länger in ihrer Nähe, es war mir, als müßte ich auf Adlersflügeln fliegen zu Euch und mit Posaunenstimme Euch zurufen: Brecht auf, Hannovers starke Legionen! Rächt den Schimpf den Ihr Euch selbst angethan! Reinigt Hauptstadt und Land im Fluge des Nordsturms! Reinigt Eure Ehre, ehe den Makel das Auge der Welt erblickt!" —

Der Obrist drückte dem erhitzten Manne heftig die Hand, dann fragte er ruhiger: „Und erfuhrst Du nichts von den Plänen des feindlichen Generals?" —

„Er verwunderte sich selbst über das leere Feld," antwortete der Rittmeister mit finsterm Blick, „er meinte selbst, er möchte nach seiner Kundschafter Bericht die erste Schlacht gegen solche Kerntruppen verloren haben; doch die Zweite sey sein gewesen, denn auch der Löwe fiele zuletzt vor der zahllosen Meute. Jetzt ist er aufgebrochen und zieht durch die Haide heran, uns aufzusuchen und mehrere Male waren wir seine magern, federleichten Chasseurs auf der Ferse. Ich schloß mich dem Göttinger-Regimente an, das Mühe hatte durchzukommen und mit ihm setzte ich in letzter Nacht über den rauschenden Strom, in dessen vaterländischem Wasser mit Gott! jene dreifarbige Fahne ein unwillkommenes Bad finden soll." —

„Mit Gott!" sprach der Obrist ernst. „So wird's bald heiße Tage geben, denn die Narbe hier am Munde, die ich unter dem Luckner als Ehrensold bekam, juckt gewaltig. Glück auf, Kameraden! Deine Nachrichten sind erwünscht, denn das Kriegsvolk im Lager wurde schon übermüthig durch die bequemen, faulen Tage, die den besten Soldaten verderben. Ich selbst bringe Dich zum Feldmarschall; doch zuvor wollen wir dem Weine und den schönen Frauen huldigen, vielleicht giebt's auch nach Luthers Wahlspruch Gesang dabei; unser Wirth ist Herr in einem Eldorado, dem nichts mangelt, was Menschenwünsche fordern können."

Herr von Hagen seufzte heimlich, denn tief bewegt hatte die Erzählung sein Gemüth, doch gefaßt und höflich führte er seine Gäste zu seinem Schlößchen.

Schon fand man durch weibliche Wirthlichkeit das leckere Frühstück bereitet, und die Gestaltung der Tafel zeugte von dem feinem Geschmack der Geber. Aber von dem mit Blumenvasen geschmückten Tische und den auf Silber servirten Gerichten wurden die glänzenden Augen des Rittmeisters abgezogen durch die beiden Wirthinnen, welche ihn mit Freundlichkeit empfingen, und die gleich einem Feyenpaar aus dem verschwendeten Sommerblumen-Wäldchen ihm entgegen zu schweben schienen. Neben der Edelfrau saß ihre Schwester Adrienne, es bedurfte keines Geburtsscheins um sie als solche zu erkennen, denn selten spielt die Natur mit dergleichen Aehnlichkeit. Beide waren von gleichem Wuchse, schlank und edel geformt, von jener Größe, die der weiblichen Lieblichkeit am meisten zusagt, indem sie die Mitte hält. Keine hatte einen Vorzug in der Feinheit der weißen feinen Hand oder des zierlichen Fußes; Madelons Augen leuchteten nicht heller als das Auge Adriennens unter den schmalen, scharfgezogenen Augbrauen, und Beider Augenstern trug dieselbe reine Azurfarbe; Beider Gesichtszüge waren wie aus einer Form gegossen, zart, lieblich und jugendlich frisch; ja selbst in den bedeutungslosern Zugaben hatte die Natur einer eigenen Laune gehuldigt, denn die Eine Schwester trug wie die Andere reiches, vollgelocktes, kurz geringeltes Haar zur Schau, doch, vielleicht der zu strengen Wiederholung sich schämend, hatte die Schöpferin hier in den Farben die Unterscheidung gemacht, denn Madelons Haar ähnelte in dunkler Färbung der Kastanie, indeß Adriennes Lockenköpfchen von hellem Blond umkreiset wurde, wodurch ihr Gesichtchen den Ausdruck der Sanftheit und Demuth empfing, indeß die Schwester in denselben Zügen den Charakter der Entschlossenheit und der geprüften Kraft errathen ließ.

Der Rittmeister, ein unbeweibter Dreißiger, der wunderbar schnell sein Glück gemacht, indeß in der Armee grauköpfige Lieutenants keine Seltenheit waren, der sich Freimuth und Sorglogkeit als die

besten Eigenschaften des Militärs bewahrt, fand sich diesem Schwesterpaare gegenüber zum Erstenmale im Leben gespannt und befangen. Die unerwartete Begegnung mit dem Gutsherrn, welchen er früher in ganz anderer Lebenslage gekannt, mußte auch ihr Theil dazu beitragen, und da Herr von Hagen seine triste Laune nicht ganz zu bezwingen vermochte, der Adjudant als ein junger Officier vor Respekt nicht Worte finden konnte, so führte der alte Obrist allein das Tischgespräch, und spöttelte über die schlaffe Generation der Zeit im Gegensatz zu seiner Jugend, wo ein wackerer Ritter auch nach einem Courierritte von Einem Hauptquartier zum Andern, ja selbst nach einem heißen Schlachttage durch die Nähe der Schönheit sich neu restaurirt und zwiefach entflammt gefühlt haben würde. Der Rittmeister nahm den Spott duldsam auf; er hatte die Hausfrau an der, wenn auch kaum bemerkbar größern Fülle, wie an der Sicherheit des Redetons erkannt, und sein Auge machte sich mit der lieblichen Adrienne zu schaffen, eine stumme Unterhaltung, die ihn aber hinreichend beschäftigte, seitdem seine Eitelkeit gefunden zu haben glaubte, daß auch der Jungfrau heller Blick ihn zuweilen gesucht, und durch die Scheu desselben dennoch eine Art von Theilnahme geleuchtet hatte.

Nach dem nicht besonders belebten Frühmahle, vergönnte des Obristen Kommando den jüngern Kriegern nur ein Stündchen Ruhe, dann sollten seine Pferde gesattelt stehen, um ihn und den Neffen in das Hauptquartier nach Möln zum Feldmarschall zu tragen. Das finstere Gesicht des Dragoners, der nach solch scharfem Marsche sich einen Rasttag versprochen und seit einem Stündchen kecke Pläne daran gehängt, worin die schöne Adrienne bereits die Hauptrolle spielte, wurde vom alten Kriegsmanne übersehen, und dem Rittmeister Adolphus blieb kaum die Zeit, noch einen Blick auf das blonde Krausköpfchen abzuschießen, in welchem er alle Beredsamkeit seines Herzens zu concentriren sich bemühete, bevor er dem Ohm zu seinem Zimmer folgte.

Der warme Sommertag lag schon im Entschlafen; die Felder zeigten sich menschenleer; das Geräusch des Lagers schwieg, und der Elbstrom brauste hörbarer an seinen Ufern hin. Nur auf der höchsten Schanze beschien die tief in Westen stehende Sonne einen Artillerieofficier, einen hochgewachsenen, breitschultrigen Mann, welcher an die Kanone gelehnt, den Hut in der Hand, so daß der Abendwind in seinem schon ergrauten Haare spielte, den Strom, der tief unter ihm floß, zu beachten schien. Derselbe Abendstrahl des sinkenden Taggestirns beleuchtete hell und scharf den Hügel des Hagenschen Landsitzes, und wie am Morgen saß auch jetzt der bekümmerte Edelmann auf seiner Lieblingsbank.

Der Dragonerofficier hatte sich, ohne von ihm bemerkt zu werden, genähert, besah sich mit Zeichen der Verwunderung im Gesicht das kostbare Monument, das in diesen nordischen Gegenden für ein seltenes Kunstwerk gelten konnte. Seine Stimme schreckte den Sitzenden aus tiefen Träumen empor.

„Chevalier Romain," sagte der Rittmeister, „erlaubt mir, daß ich in dieser einsamen Stunde meiner Neugier Worte gebe. Ihr dürft mirs schon ein wenig hoch anrechnen, daß ich Eurer harpocratischen Gesticulation von heute Morgen bis hieher Folge geleistet." —

Herr von Hagen stand bewegt auf und bot ihm die Hand. „Dank dafür, mein deutscher, braver Freund!" entgegnete er mit Hast. „Es war eine schwere Ursache, die befahl, mir selbst die unverhoffte Freude des Wiedersehens in Fesseln zu schlagen." —

Der Dragoner drückte die gebotene Hand mit Herzlichkeit. „Seit dem trüben Morgenroth, was der furchtbaren Blutnacht bei Menin folgte, sahen wir uns nicht," sagte er; „und bei meinem Säbel, es ist mir wie ein Traum, daß ich Euch hier sehe im Besitz der höchsten Güter, die das Leben nur den Auserwählten zu spenden pflegt. Aber Ihr scheint dieses seltene Glück nicht besonders zu empfinden. Statt zwischen den beiden schönen Hesperiden dieser goldenen Gärten Euren beneidenswerthen Platz zu suchen, sitzt Ihr hier an einem Trauermonumente, und gleicht dem mürrischen Drachen, welcher jene Wunderäpfel bewachte. Löset mir diese Räthsel, oder ich werde zum Herkules, der die reizenden Nymphen und ihre Schätze vom finstern Wächter frey macht. Zuerst sprecht, was soll dieser Marmor, der auf einem Friedhofe besser stände, als in diesem Eden? Was sollen diese Inschriften? Hier der Name: Eugen; und darunter: Keiner starb einen schönern Tod! und auf dieser Seite: Dem Besten der Menschen! — Wißt Ihr, daß diese Worte eine Lästerung aussprechen? Der Beste der Menschen wurde zu Nazareth geboren, und Golgatha sah den schönsten Tod, den je ein Geborner gestorben; so meine ich mit Allen, die im bunten Lebensgewühl nicht vergessen haben, was ihren Uebergang vom Knaben zum Jüngling geheiligt, und die an die Zeit gedenken, wo den Invaliden die letzte Trompete vom sauern Lebensdienste erlösen wird." —

Der Gutsherr warf einen schmerzlichen Blick hin zu der sinkenden Sonne, und drückte seine Rechte wie im Krampf gegen sein Herz. „Mein Glaube nennt den Erlöser Gott," entgegnete er ernst, „zählt ihn nicht zu dem jämmerlichen Geschlecht, dem wir angehören. Aber wenn es einem Menschen möglich ist, sich der Höhe zu nähern, auf der die Himmelsbürger stehen, wenn Reinheit, Seelenstärke, Edelmuth, Opferung für fremdes Glück, Menschen zu Heiligen machen, so war Eugen ein Heiliger schon im Leben, trug die Glorie ohne Canonisation, und oft wenn ich sein gedenke, ist mir's als wäre er mir nie als irdisches Wesen erschienen, als hätte in ihm mein Schutzgeist neben mir gewandelt in der Gestalt eines Bruders, und dieser Schutzgeist wäre wieder aufgeschwebt zu seiner Heimath, als ich sein nicht mehr bedurfte." —

„Euer Bruder?" fragte der Rittmeister lebhaft, indem er den Gutsherrn umfaßte und neben sich auf die Bank niederzog. „O erzählt, Chevalier! Denn Eure Vorrede läßt auf etwas Außerordentliches schließen, und selbst diese Inschrift, in der ein Bruder den andern den Besten aller Menschen nennt, ist schon eine ungewöhnliche, in einer Zeit, wo die Selbstsucht der Genius der Erdenbürger wurde, wo man nach Kainssöhnen nicht weit zu suchen hat, und wo selbst die Dichter einen Ruhm darin finden, blutigen Bruderhaß in den Zwillingen, den Brüdern von Tarent und der Braut von Messina auf die Bretter zu zeichnen, welche die morsche Welt bedeuten."

„Blutig ward auch diese Bruderliebe, aber reines Opferblut netzte ihren Altar," seufzte Romain. „Unaufgefordert hätte ich Euch ebenfalls zum Vertrauten gemacht, denn mein Herz bedarf Leichterung, bedarf einen Freund, einen Rathgeber und Eure Ankunft dünkte mir ein Mondstrahl in düsterer Mitternacht, der mir plötzlich den verlorenen Pfad beleuchten möchte." —

Herr von Hagen begann seine Erzählung, welche oft unterbrochen wurde durch Ausrufungen, Fragen und Bemerkungen des unruhigen lebhaften Dragoners, und welche wir daher dem Leser gedrängter und zusammenhängender, als sie der Erzähler gab, vorzutragen uns verpflichtet fühlen. —

Der Marquis de la Haie wohnte mit seiner Familie zu Paris, wo er in der Nähe des Palais Royal ein Haus besaß, in welchem er mehr das Leben eines vornehmen Bürgers als das eines Edelmanns der schwelgerischen Hauptstadt führte, die damals Sybaris Europa's genannt zu werden verdiente. Er hatte früher in der königlichen Garde gedient, später ein Hofamt bekleidet, doch die Verschuldung seiner Güter und seine Verheirathung mit einem Fräulein aus einer güterlosen Familie vom niedrigen Adel des Elsaß, hatte ihn bewogen, dem theuern Schimmer des Hoflebens zu entsagen, in den Büchern, die er stets geliebt, Ersatz zu finden und den Versuch zu machen, durch einfache Haushaltung und Zurückgezogenheit den Zustand seiner Finanzen zum Besten seiner Kinder wiederum zu heben. Drei Erben waren ihm vom Himmel geschenkt, eine Tochter, Jeanne genannt, und zwei Söhne, Eugen und Romain, gesunde hoffnungsvolle Kinder, deren Erziehung des Marquis schönstes und einziges Geschäft geworden, und deren Anlagen besonders schnell durch die Theilnahme der Mutter an Ausbildung gewannen, da diese früher als Gesellschaftsfräulein bei einer deutschen Fürstin gelebt hatte. Beide Brüder, kaum Ein Jahr an Alter verschieden, gaben von Kindheit an ein Bild der herzlichsten Bruderliebe, welche desto auffallender erschien, da Temperament und Charakter in Beiden sich sehr verschiedenartig zeigte. Eugen wurde der Mutter Liebling durch sein sinniges, stilles Wesen, durch einen Ernst und eine Besonnenheit, die seinem Alter vorangeeilt; Romain galt dem Vater mehr, weil er lebhaft, feurig, leichtsinnig und keck den Marquis an seine Jugendzeit erinnerte; ist es doch gewöhnlich, daß der Mensch in seiner Eitelkeit auch diese am Fremden nicht nur entschuldigt, sondern mit einem seltsamen Vergnügen wiederholt findet. Beide Knaben versprachen viel, und als sie Jünglinge geworden, drohte der erste Zwiespalt durch die Wahl ihrer künftigen Bestimmung das musterhafte Leben des Vertrauens und Friedens, welches sie bis dahin beglückt, zu zerstören. Einer von ihnen sollte die frühere Laufbahn des Vaters betreten, sollte in die Königlichen Garden aufgenommen werden, eine Stellung, welche bei der Prunkliebe des französischen Hofes, bei dem Aufwande, den ein junger Officier in Paris damals nicht meiden konnte, große Opfer von Seiten der Familie kostete. Der Andere mußte daher sich für die Wissenschaft und den Priesterstand bestimmen, da hiebei die gezwungene Beschränkung ersparen durfte, was dem Bruder zu viel ward, und außerdem das angenehme Verhältniß des Marquis zu dem Bruder des Königs, dem Grafen von Provençe, durch gleiche Neigung für Wissenschaft und Künste erzeugt, dem Sohne auch in diesem stillen, schimmerlosen Stande die Aussicht auf ein sorgenloses Daseyn und auf höhere Priesterwürden versprach.

Doch die Entscheidung der Eltern wurde schwierig. Beide Söhne hatten gleiche Studien gemacht, gleiche Vorkenntnisse eingesammelt, aber beide hatten auch von früh an die Vorliebe für den Soldatenstand gleich lebhaft an den Tag gelegt. Der stille, ernstere Eugen verwandelte sein ganzes Wesen, wenn er von dem König Franz, von dem vierten Heinrich, von Türenne's Waffenthaten erzählen durfte, und dem übermüthigen Romain war der

Degen und der Federhut des Vaters immerdar das liebste Spielwerk gewesen. Dem ältern Eugen schien der Vorzug zu gebühren, und die Mutter unterstützte ihn, da der höhere Wuchs des schönen Jünglings, der kräftigere Muskelbau, und eine größere Geschicklichkeit in allen ritterlichen Uebungen, ihre Unterstützung noch besonders zu vertheidigen schien. Der Vater dagegen konnte sich von seinem Lieblingstraum nicht losmachen, der ihn seinen Romain in derselben Uniform sehen ließ, die er einst getragen. So kam der erste böse Zwiespalt in die bis dahin so glückliche Ehe; Monate hindurch dauerte schon der innere kleine Krieg zwischen Vater und Mutter, und selbst die Brüder wurden sich unmerklich fremder, wenn sie auch täglich sich abmüheten, in kleinen Gefälligkeiten einander die Fortdauer ihrer Liebe zu versichern. Da trat die Schwester Jeanne eines Tages wie ein Sühnungsengel zwischen den Streit, umfaßte den Bruder Eugen, den sie tiefsinnig sitzend auf seinem Zimmer fand, und erzählte ihm, wie sie erschüttert komme von einem neuen heftigen Zwiesprach der Eltern, entstanden durch die Wahl, da gerade jetzt ein Platz in den Königlichen Dragonern frei geworden, erzählte ihm, wie der Bruder Romain mit seiner angeborenen Heftigkeit erklärt, er würde verzweifeln, würde lieber wie Musketier in die Linie treten, lieber sich selbst das Leben nehmen, als den faltigen Priesterrock auf seinen Schultern fühlen. Eugen ward leichenblaß, doch stand er sogleich entschlossen auf, küßte die Schwester und erklärte zur Stunde den Eltern, daß er dem Bruder Romain jeden Anspruch auf den glänzenden Ehrenposten abzutreten für Pflicht hielte. Romain wurde Cornett, Eugen besuchte das Gymnasium; er war seitdem noch ernster geworden und seine Wangen hatten ihre Frische, seine Augen ihr Feuer eingebüßt, aber er fand Ersatz dafür in der Achtung des Vaters, der ihn seitdem nicht wie einen Sohn, sondern wie einen Freund behandelte, in der Vergötterung der Mutter und Schwester, denen sein kleinster Wunsch jedesmal Befehl ward, und in der Schamröthe, welche Romains Gesicht jedesmal beflog, wenn er in der prunkenden Uniform von der Parade heimkam, und den Bruder im Speisesaal an sein Herz drückte. —

Das innere Glück der Familie war wieder hergestellt, aber bald darauf schien ihm von Außen her eine Befährdung zu dräuen. Gegen dem Hause über stand der Palast des reichen Herrn von Favras und der Neffe und Erbe desselben entbrannte in Liebe für die blühende Jeanne, deren frischen, unentweihten Frühlingsreiz er zu oft von seinem Fenster zu bewundern Gelegenheit gehabt. Nicola de Licou war gleiches Alters mit den Brüdern de la Haie, dennoch hatte die Nachbarschaft keine Freundschaft unter den Jünglingen erzeugt, denn einerseits hielt sich der reiche Erbe zu hochgestellt gegen die Söhne eines verarmten Landedelmannes, theils schuf sein Charakter eine Scheidewand zwischen ihm und den Söhnen des Marquis. Licou lebte trotz seiner Jugend in den Zirkeln der verrufensten Wüstlinge der Stadt; er fehlte bei keinem Feste, welches die jungen Ritter von Paris in den kleinen Häusern der Vorstadt wechselseitig sich und der Pandemos zu geben pflegten, und wo irgend die hämische Göttin Fortuna ihren grünen Opfertisch aufstellte, da sah man den jungen Nicola in dem stummen Kreise der Eingeweiheten bis das nahende Morgenlicht die Freunde der Karte und der Würfel aus der dunkeln Spelunke vertrieb. Sein Onkel entschuldigte in unverzeihlicher Affenliebe die wüste Lebensweise des Neffen, und ließ ihn, durch die Verhältnisse des Hofes in damaliger drohender Zeitepoche schwer beschäftigt, ohne Aufsicht, Warnung und Rath. Aber die Natur rächte die Beleidigungen, die ihr geschehen, ohne Nachsicht; das entnervte Aeußere, die bleichen Wangen wurden Verräther der nächtlichen Sünden des sonst wohlgebildeten Jünglings und die Leidenschaften die seine Seele beherrschten, prägten seinem Gesichte Züge auf, die der regelmäßigen und selbst edlen Form desselben etwas Widerwärtiges und Abstoßendes gaben, da sie den Psychologen als Marken des Jähzorns, der bösartigsten Schadenfreude und versteckter Heuchelei entgegen leuchten mußten.

Bei der Heftigkeit des Charakters des jungen Licou, bei seinen Glücksgütern und dem Stolze auf sie, ward es natürlich, daß er seine Leidenschaft nicht lange verhehlte, sondern keck und einem Glücksboten gleich in das Haus des Marquis trat und die schöne Jeanne begehrte. Desto mehr mußte er stutzen, da die Familie Aufschub forderte, desto mehr mußte er sich beleidigt finden, als bald darauf der Vater ihm freimüthig ankündigte, wie die einfach erzogene, stille Tochter das dargebotene Glück verschmähe, da sie keine Spur von Harmonie in seiner Lebensweise und der ihrigen, in seiner Gesinnung und der ihrigen zu finden hoffen dürfe, und diese Harmonie ihr als das Fundament eines segenvollen Ehebundes unerläßlich scheine. Der verzogene junge Mann wüthete, schwur Haß und Rache und begann die letztere durch verläumderische und verächtliche Schmähreden auf die Familie und das unbescholtene Mädchen, deren Verbreitung er auf solche freche Weise trieb, daß die Brüder de la Haie gezwungen wurden, ihn nach der Sitte ihres Standes zur Rechenschaft zu ziehen. Ein zweifaches Duell hatte im Bois de Boulogne statt; Eugen entwaffnete den Gegner und schenkte ihm das Leben; der hitzigere Romain verwundete den Feind schwer im Gesicht und am Arm; eingeschüchtert und gewarnt setzte Nicola jetzt freilich seinen öffentlichen Feindseligkeiten ein Ziel, aber sein verwildertes Herz nährte den Haß gegen des Marquis Familie von da an mit boshafter Lust und der verborgene Vulkan harrte nur auf eine günstige Gelegenheit, seine zerstörende Gluth über die Verhaßten auszugießen und die dreifache Beschimpfung wett zu machen. Die rasche Abweisung der schönen Jeanne hatte jedoch noch einen andern Grund, den Keiner der Ihrigen ahnete und zu ahnen vermochte. Dicht an das Haus des Marquis stieß die Wohnung eines israelitischen Wechslers, und im ersten Stock desselben lag ein Officier der Schweizergarde im Quartier, Arnold von Stretlingen genannt, mit welchem der Bruder Romain vor allen gute Kameradschaft hielt, da der wackere Helvetier sich durch Bravheit und feine Sitte in seinem geachteten Corps auszeichnete. Auch dem Fräulein waren die Vorzüge des schlanken sittigen Fremdlings nicht entgangen, und obgleich zwischen ihm und ihr nie ein Wort gewechselt worden, das einen innigern Bund vorbereitet oder geknüpft, so wußten doch Beide von einander, daß sie wechselseitig sich werth waren; der Gruß der Augen beim täglichen Kommen und Scheiden enthielt Versicherungen, die Rede und Schwur überwogen und Beide waren genügsam glücklich in diesem zarten, schuldlosen Verhältniß. —

So stand es mit des Marquis Familie, als die Revolution ausbrach, welche vom Schicksal bestimmt war, ganz Europa in seinen festen Fugen zu erschüttern und in seinen fernsten Winkeln Umwälzungen hervorzubringen, von denen auch der weiseste Prophet nichts voraus geträumt. Der Schrecken aller Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn! sprach der größeste unserer vaterländischen Dichter. Das Volk, das sich selbst von dem Gesetz, der Ordnung und Zucht lossagte, gibt sich in die rohen Hände der Schlechten, der Entehrtesten seines Stammes, und wird überall lang nachbluten an den selbstmörderischen Wunden, die es in der Trunkenheit sich beibrachte. Wir wollen nicht die Tafeln der Weltgeschichte bestehlen; die Eltern sind Zeitgenossen jener Gräuel gewesen, mit denen ein Volk, das so eitel war, sich das civilisirteste Volk der Erde, das Mustervolk Europa's zu nennen, seinen Namen für Jahrtausende befleckte, Flecken, welche kein Schlachtenruhm und keine irdische Hochstellung verwischt, weil sie in Geist und Herz sich eingruben; die Jüngern können bei dem Studium des Völkerlebens jene Zeit nicht übersehen, denn die Lettern dräuen ewig roth, gleich den unvertilgbaren Blutflecken an der weißen Wand, neben der ein Mord geschah; nur dasjenige, was unmittelbar die Personen, die Staffage dieser Erzählung, betraf, werden wir herausheben.

Der Krieg zwischen Krone und Nation war ausgebrochen; Alles in Frankreich nahm Parthei für und wider, und der blutdürstige Haß, die wildeste Vernichtungswuth begleitete diesen Partheienkrieg. Der Marquis de la Haie gesellte sich zu den Gemäßigten, eine versöhnende Mittelklasse, die jedoch den gefährlichsten Posten gewählt, weil sie von beiden Extremen mit Mißtrauen betrachtet, von beiden mit Argusaugen beachtet, von beiden aus Furcht, daß sie bei möglichem Uebertritt zu den Gegnern ein bedeutendes Gewicht in die unentschieden-schwankende Wagschale werfen könnte, heimlich befeindet wurde. Des Marquis Weltklugheit wußte jedoch lange Zeit jeden Argwohn von seinem Hause abzulenken, und hätte Romain nicht die Königliche Gardeuniform getragen, würde vielleicht das furchtbare Wetter unschädlich über den Scheiteln der Seinigen hingerauscht seyn. Der treue Königsfreund hatte so viel Charakterstärke und Gottvertrauen, daß er selbst da, als die wildesten Mordscenen sich häuften, als kein Haupt in Paris sich mehr zum sichern Schlaf niederlegen durfte, als schon der Name eines Edelmanns ihm als Verbrechen angerechnet wurde, den geheimen Vorschlag des Grafen von Provence, ihn auf seiner Flucht nach Brüssel zu begleiten, zurückwies, weil es ihm frevelhaft schien, das Schicksal der Seinigen dem Zufalle in die unsichere Hand zu legen. Unerwartet wie aus blauem Himmel fiel darum der Wetterstrahl doppelt furchtbar auf die dem Unglück geweihte Familie.

Der Augusttag kam, welcher ganz Paris und selbst manche bessern Freunde der Revolution mit Entsetzen füllte, der eine Folgereihe von Gräuelthaten nach sich zog, wie man sie vergebens in der Geschichte der verwildertsten Barbaren sucht, jener Tag des heiligen Laurentius kam, und auf dem glühenden Rost des Märtyrers ward für manche Unschuld das schreckliche Todesbett bereitet. Der Angriff des in Blut berauschten Volks auf das Königsschloß geschah, jenes Gemetzel, in welchem die getreuen Schweizer sich ihrer Altvordern werth zeigten, und einer gesunkenen Nation das große Beispiel gaben, wie ein edler, reiner Sinn auch dem Fremden Wort hält und einen Eid mit Blut besiegelt. Schon waren die Tuillerien erstürmt, schon waren der wackere Reding, der tapfere Brissac schwer verwundet in die Hände des Pöbels gefallen, und fortgeschleppt worden, um zu einem schimpflichen Qualentode bewahrt zu werden. Nur ein Häuflein Helvetier und einige der Garde Royale hielten sich noch in einem Corridor, der zu den Zimmern des Königs führte, unter ihnen Arnold von

Stretlingen und sein Freund Romain de la Haie. Wüthender drängten die Piquenträger den engen Gang herauf über die Haufen ihrer Kameraden, welche die Bajonette der Schweizer und ihre besonnen und sicher gesendeten Kugeln aufgethürmt. Doch jetzt erschienen auch abtrünnige Nationalgardisten zwischen der zerlumpten Meute. Von einer Flintenkugel durch die Brust getroffen, sank der brave Arnold. „Ein Adieu für Jeannette!" stammelte er, Romain die Hand reichend, indem er niedersank. Rechts und links stürzten die Gefährten; die heulende wüthige Bande rasete unwiderstehlich heran, eine lange Pike traf Romain am Arme, Todeskälte rieselte durch sein Gebein, als er diese furchtbaren Teufelsfratzen nahe vor seinen Augen sah, die Lebenslust erwachte in ihm, aus einem Fenster sprang er auf die Terrasse, Kugeln zischten ihm nach, doch ungetroffen entkam er in die Gebüsche und auf Umwegen durch menschenleere Gassen, da alle Pariser dem Hauptschauplatze zugeströmt, in das Haus seiner Eltern. Seine Ankunft, sein Anblick trug den Schrecken hinein, sein Bericht verbreitete Jammer über alle. Die schöne Jeanne fragte nichts, ihre starren Augen bewachten des Bruders Antlitz, als aber Eugen nach dem Stretlingen fragte, als Romain ausweichend antwortete: Er wird mit dem Reding gefangen seyn! — da drückte sie die Augenlieder zu, und bleicher und bleicher wurde das frische Angesicht und wie todesmatt lehnte sie das Lockenhaupt an den Hals der Mutter. Sie wußte, der Geliebte war gefallen in der Pflicht, sie weinte nicht, kein Wort kam über ihre Lippen, und sie antwortete seitdem nur, wenn kindlicher Gehorsam sie bei den Fragen der Eltern dazu antrieb. Den Uebrigen blieb nicht Zeit, sie und ihr Leid zu beachten. Schon hielt damals das Bluttribunal seine Sitzungen, und jeder Mittag sah Hunderte von seiner grausen Gerichtsbühne zu der Guillotine schleifen. Schon waren oft des Abends vor des Marquis Hause Aufläufe entstanden, man hatte Steine gegen die Fenster geschleudert und Schimpfreden ausgestoßen, und Eugen hatte mit Schrecken den Erzfeind der Familie unter diesen Tobenden erblickt. Nicola de Licou war ein Volksmann geworden, seine Charakterlosigkeit hatte ihm den Tausch leicht gemacht, seine Selbstsucht hatte ihn dazu angespornt. Sein Ohm, der Herr von Favras, war durch den schimpflichen Strang gerichtet; man sagte nicht nur, Nicola habe selbst der Execution beigewohnt, nein, das Gerücht beschuldigte ihn, er sey selbst der Angeber und Auslieferer des Wohlthäters gewesen, welcher die Flucht der Königsfamilie habe befördern wollen. Was war nicht von solch einem Frevler zu fürchten? Doch in all diesem Gedränge blieb der alte ehrwürdige Herr de la Haie gefaßt und unerschüttert, und alle hörten auf seine Befehle und Anordnungen wie auf eines Gottes Stimme. Er hatte schon längst sich einen Paß der Municipalität zu einer Reise auf seine Güter im Süden zu verschaffen gewußt. Jetzt ließ er die Kalesche mit guten Sachen bepacken, Romain in der Livree mußte sich neben den Kutscher setzen, ein Ort zum Rendezvous an den nördlichen Grenzen wurde bestimmt, und mit der Dämmerung fuhr der Wagen aus dem Thorweg nach der südlichen Barriere. Eugen, in niederer Verkleidung ließ sich die Begleitung des Bruders nicht nehmen, und war den Reisenden vorangeeilt. Die Wache erlaubte die Durchfahrt, jedoch einige hinzutretende Pikenmänner warfen den Nationalgardisten ihre Thorheit vor, man holte die Kalesche ein, aber während der Balgerei der Raubvögel mit dem stämmigen herzhaften Kutscher, während des Erbrechens und Plünderns des Wagens, und indem es dem muthigen Eugen gelang durch einen rasch angesponnenen Streit die Trunkenbolde von dem Sitze des Bruders wegzulocken, glückte es dem unbeachteten Romain zu entkommen, und das Dunkel begünstigte seine Flucht, die er freilich mit wundem Herzen und nur, weil der Vater sie befohlen und weil seine Anwesenheit die Familie befährden konnte, angetreten.

Durch die Zurückkunft Eugens mit dem blutenden, derb zerschlagenen Kutscher wurde die Unruhe aufs höchste gesteigert. Der mit dem Wappen des Marquis verzierte Wagen war in den Händen des Pöbels geblieben, mit nächstem Morgen mußte man eine Haussuchung erwarten. Der Marquis ließ das Haus verschließen, die Zugänge verrammeln, man zog sich aus den vordern Zimmern in ein Hinterstübchen zurück, damit kein Licht die späten Straßenwanderer anlocke, und enge zusammen sitzend unterhielt sich die Familie von dem verlassenen Romain, sprach ihre Wünsche für ihn aus, und sandte ihm inbrünstige Gebete nach. Oft erschreckte sie tobendes Geschrei von der Straße her, mehrere Male schlug man heftig gegen die Pforte und die Fensterläden, dann saßen alle verstummt, mit hörbar klopfendem Herzen und horchten; aber es ward immer wieder still, und je tiefer es in die Nacht ging, je mehr verlor sich ihr Bangen.

Da rauschten plötzlich Schritte auf dem Vorplatz, die Thüre wurde rasch geöffnet, und ein fremder Mann zeigte sich in ihr, durch das schwarzbärtige Gesicht, den gemeinen Kittel und die rothe Mütze bezeichnet als zu der furchtbarsten Feindesrotte gehörig. Jeanne schmiegte sich an die Mutter und flüsterte mit einem seltsamen Tone, welcher fast wie Freude klang: „Nun ist es aus für uns Alle und wir kommen hin zu dem Freunde Arnold!" — Eugen hatte nicht so resignirt nach den geladenen Pistolen gegriffen, welche der Marquis auf den Tisch gelegt, und hielt beide Mündungen dem Nachtmenschen entgegen, der wie schüchtern auf der Schwelle verweilte.

„Thut nur die Dinger weg, lieber Monsieur;" erklang da eine heischere, doch nicht unbekannte Stimme. „Macht kein Alarm, denn es könnte seyn für Euch sehr schädlich. Bin ja der Benjamin, der Sohn von Euren Nachbarsleuten, und der Vater Abram schickt mich daher aus Sorgsamkeit für Euch, weil er geehrt immerdar den Herrn Marquis als einen braven Herrn, der nicht stolz gewesen auf seine Geburt und seinen Rang, und hat Manches zu verdienen gegeben seinem Nachbarsmann." —

Eugen legte das Schießgewehr fort und zog den jungen Israeliten näher zum Licht. „Beim Himmel, es ist Bem;" rief er. „Aber Bursch, wie kommst Du in diese verhaßten Kleider?" —

„Ja häßig sind sie auch mir;" sprach der Israelit, indem er sich selbst mit innerem, sichtlichem Schauer betrachtete; „aber es war die neueste Modetracht von Paris, und das Käppchen ist eine sichere Sauvegarde für das Leben und das Gut. Fährt doch das Schwert des Würgengels herab über Gerechte und Ungerechte, und hat sich der fromme David doch versteckt in die Höhle zur Zeit der Noth, und der Erzvater Jacob sich genäht in rauhen Schafspelz, damit man ihn hielte für den Bruder Esau. Vater Abram meint, solches sey erlaubt in der Noth, und jammert, daß sich der Herr Marquis und die Junker nicht angethan haben mit solchen Lumpen und dem Rettungskäppel zur rechten Zeit. Jetzt ist's zu spät, denn die Blutsäufer haben schon an die Pforte geklopft und gar furchtbare Reden und Flüche ausgestoßen, und der Monsieur Nicola von gegenüber, der sich jetzt Citoyen Hachette, ein gräulicher Name, nennen läßt, und mit dem gemeinsten Wasserschieber und der schmutzigsten Hallendame Brüderschaft trinkt, war dabei, und schwur gräßlich, dieses Haus müßte herunter bis zum Kellerstock mit dem nächsten Morgen. Da schickt mich der Vater nun in seiner Herzensangst, und ich soll warnen und retten, so der Gott Zebaoth seine Hülfe nicht versagt, dieweil er zürnt über die Sünden der Weltkinder." —

Alle umdrängten jetzt den ehrlichen Burschen, Jeanne ausgenommen, und fragten, welchen Rath der jüdische Nachbar ihnen sende, und alle stimmten in den Plan, der ihnen angegeben ward. Man verrammelte die Pforten noch stärker, um den Stürmern Aufenthalt zu machen. Vorzüglich füllte man das Kellergewölbe mit Möbeln und Utensilien bis zur obersten Stiege hinauf und verschloß dann die Fallthür fest, damit die Nachsucher hier den Schlupfwinkel der Verfolgten vermuthen möchten. Alles, was an Gelde und werthvollen Kleinodien im Hause befindlich, wurde dann in kleinen Päckchen verwahrt und unter die Flüchtenden vertheilt. Durch den Garten des Marquis führte Benjamin alsdann seine Schützlinge bis zu einer Oeffnung in der hohen Plankenwand, die eben erst gebrochen, und die der kräftige Bursch mit Eugens Hülfe bei dem Schein einer Blendlaterne, die er im Gebüsch versteckt gehabt, durch die losgebrochenen Bohlen wiederum fest verwahrte und durch vorgeschobene Kisten ungangbar machte.

Mit Beben sahen sich die Frauen um in dem neuen Wohngemach, wohin sie Benjamins Erzählung, wie durch des Engels Flammenschwert, aus ihrem Paradiese versetzte. Sie befanden sich in dem Schlachtstall des Wechslers, der zugleich Schächter seiner Gemeinde war; eine Kuh schnoberte in dem Heu der Krippe, und ein Hammelpaar blöckte kläglich im Stroh aus Furcht vor dem ungewohnten Blendlichte. Der bleiche Marquis faßte die Hände der zagenden Gattin, der stillleidenden Tochter. „Muth, Kinder," sagte er mit erzwungener Kraft, „der Herr der Welten prüft diejenigen am schwersten, die er lieb hat. Füget Euch, schaudert nicht, denkt an die Geburtsnacht des göttlichen Erlösers; das Heil der Welt ging aus von einem solchen Orte, und auch unser Leid wird vorübergehen, denn der Gottessohn bittet droben für die Guten." —

Benjamin führte jetzt den Vater Abram herbei, der sich seltsam ausnahm im schwarzen Schubbey und der rothen Jakobinerkappe, mit Bücklingen eintrat und Entschuldigungen über den Ort machte, wo er seine hohen Gäste zu empfangen gezwungen sey; der Marquis reichte ihm die Hand, dankte für die Warnungspost und fragte nach seinem Rath. —

„Mag mich der Gott Israel erleuchten," antwortete der weißbärtige Alte, „daß ich finde den rechten Weg für solch gute, vornehme Nachbarsleut. Die Herrschaften wissen selbst, wie ist kein Mäuseloch zu eng, das nicht durchsucht würde in ganz Paris, wenn die da jetzt oben sitzen die Haussuchung decretiren. Nun könnten wir bergen Sie Alle vielleicht Ein Tage, zwei Tage da hinten im Ställchen, wo die Ziegen gelegen; aber was wird's helfen, wer kann vertrauen dem Gesinde, das will all werden jetzt zu Herrschaften? Der Abram ist gut angeschrieben bei den Herrn im Tribunal, die alleweile haben die Klingel zur Hand, weil er sie hat stehen in seinen Büchern, weil er Geld gibt wenn's Noth, weil er den Benjamin da zum Pikensoldaten gemacht, das

Gott erbarm! Aber sein Kopf wackelt gewaltig, wenn sie finden den Herrn Marquis bei ihm, denn der Herr Marquis ist angeklagt und so gut wie proscribirt, das weiß der Abram von seinem guten Freund, der da führt die schwere Feder im Tribunal. Darum muß der Herr Marquis fort mit dem Herrn Sohn noch ehe der Tag anbricht; die Damen bergen sich dann wohl in dem Schlafzimmer von unserer Eva, wohin kein Gesind kommt und kein Verräther huscht."

Die Marquisin schrie laut auf und warf sich an des Gatten Brust, der Marquis jedoch fragte nach der Möglichkeit zur Flucht. Der alte Israelit hatte beabsichtiget, mit dem Morgen durch seine beiden Knechte eine Hammelheerde herein holen zu lassen von einem Gehölft hinter dem Montmartre und dazu die Einlaßkarten gelöset. Jetzt hatte er die Knechte fortgesendet zu einem Verwandten in der Stadt, ihm bei einem Geschäft behülflich zu seyn, und in gemeiner Tracht, die er in allen Sortiments besaß, weil er auch auf Pfandstücke lieh, sollte der Marquis und Eugen mit der Karte aus Paris zu kommen versuchen, und überdies wollte ihnen der wackere Jude Briefschaften mitgeben an einige vertraute Glaubensgenossen in den Ortschaften die sie bis zur Grenze berühren mußten. Der Marquis wählte nicht lange. Er nannte das unerwartete Anerbieten des Nachbars Gottes sichtliche Schickung, ermahnte Frau und Tochter darin eine Hoffnung auf die Gnade des Himmels für sie Alle zu finden. Und als der alte Abram bei dem lauten Jammer der Marquise zürnend sprach: „Will denn die Madam lieber schaun den ehrwürdigen Kopf des Herrn auf dem Platz bleich und blutig unter dem Eisen der schrecklichen Maschine, die der Doctor erfand, der doch nur sollte erfinden eine gute Arzney für das Leben und die Gesundheit, oder dünkt ihr's nicht besser sich zu scheiden von dem Gemahl Ein Monat oder zwei, bis sie kann nachreisen mit Sicherheit?" — Da schwieg die Marquise wie gelähmt und trieb selber zur Flucht. Die Kleidungsstücke, weibliche und männliche, wurden herbeigeschafft, alle gestalteten sich um, und Benjamin warf die Garderobe der Flüchtlinge in eine Grube im Stall. Es war eine bejammernswerthe Stunde, eine Maskerade gleich einer Metapher der Zeit; keiner sprach, nur Seufzer und Thränen begleiteten dieses Geschäft, und als man nun auch die geretteten Schätze unter sich vertheilt hatte, umschlangen sich alle im stummen Abschiede, über welchem der Todesengel zu schweben schien. Eugen kehrte noch einmal zurück zu den in die Knie Gesunkenen, die sich im Gebet umklammert hielten. Er faßte die Hand der Mutter, die Hand der Schwester. „Mutter," sprach er leise, „und Du meine geliebte Jeanne, betet, hofft und vertraut Euch ganz dem Wechsler. Ich bringe den Vater glücklich nach Flandern zum Bruder Romain, aber dann komme ich zurück und hole Euch nach, so wahr ich der Mutter guter Sohn bin!" — Er küßte sie heiß und heftig auf die Stirnen, und folgte dann rasch dem Vater zu einer Nebenthür des Hauses, welche in ein Seitengäßchen leitete. Benjamin schritt ihnen voran, und wußte die streifenden Haufen von tobendem Pöbel, die nach Raub und Mord und Schwelgerei lechzend ihnen begegneten, schlau zu meiden; er sprach an der Barriere Namens seines Vaters, zeigte die Karten vor und die vermeintlen Knechte, in ihre Nachtmäntel gewickelt und mit Strikken und Peitschen versehen, verließen glücklich Paris. Ihr Marsch zur Grenze fand wunderbarer Weise keine Hindernisse. Sie schliefen am Tage in den Kornfeldern, und wanderten Nachts weiter, wobei Eugen die Kraft des Vaters bewunderte, der mit der Rüstigkeit eines Jünglings jede Beschwerde ertrug, jedoch je näher sie der rettenden Grenze kamen, je düsterer und beklommener ward, und oft stillstehend nach dem Süden rückblickte und die Namen seiner Gattin und Tochter dem Nachtwinde seufzend mitgab. Eine schwere Ahnung schien im Geiste des Marquis plötzlich Herr geworden zu sein, und sie wurde die Ursache, daß er, als sie zu Namur den Bruder Romain gefunden, Eugen kein Widerwort sprach, da dieser jetzt zum ersten Male gegen den Vater sein Gelübde, seinen unwiderruflichen Entschluß aussprach, zum Schutze und zur Hülfe der Mutter und Schwester aus der Sicherheit in die Gefahr zurück zu eilen. —

Herr de la Haie und Romain fanden in Coblenz die freundschaftlichste Aufnahme. Sie trafen dort die Mehrzahl der emigrirten Edelleute Frankreichs, welche der kühne Condé bereits sammelte und in den Waffen übte, um mit ihnen den Krieg der Rache in das Vaterland zu tragen; sie fanden dort die Prinzen, den Grafen von Provence und Artois, und die ehrenvollste Auszeichnung wurde dem jungen Gardeofficier, welcher für den König geblutet hatte, und darum als ein Glücklicher und Auserwählter betrachtet ward; aber am Ufer der rebenumkränzten Mosel sollte sich für ihn noch ein freundlicher Verhältniß gestalten, durch welches seinem Herzen beinahe alles, was er verloren und betrauerte, in die Ferne gerückt erschien. Der Marquis hatte sein Quartier bei einer wohlhabenden Wittwe genommen, die unterstützt von einer Bruders-Tochter einen stillen Haushalt führte, der trotz des üppigen schwelgerischen Pariser Lebens der emigrirten Grafen und Barons, das die graue erzbischöfliche Residenz förmlich umgestaltete, sich nicht änderte. Der alte, mit jedem Tage trüber gestimmte Marquis suchte zuerst die nähere Bekanntschaft seiner Wirthin; Romain, in den Strudel der Zerstreuungen seiner Landsleute mit fortgerissen, hatte zwar längst die schöne Schweizerin — die Nichte stammte aus Graubünden, und ihr Vater lebte zu Chur als Schullehrer, obgleich er einem alten, edlen Geschlecht angehörte — mit Wohlgefallen beschaut, aber es bedurfte eines hellen Blitzschlages, ehe sein Leichtsinn sich der lieblichen Madelon ergab. Eine kleine Unpäßlichkeit des Vaters hielt ihn eines Abends zu Hause und der Marquis erbat sich von seiner Hauswirthin die Erlaubniß, bei ihr seinen Thee zu nehmen, um im Frauenzirkel seine Grillen zu vergessen; da führte der Zufall das Gespräch auf das Vaterland der Wittwe und der scheuen Nichte, die bescheiden am Theetische stand und die Tassen füllte. Von Stretlingen war ihr Geschlechtsname und der unvorsichtige Romain gedachte des Busenfreundes, seines Arnolds und des schönen Soldatentodes, in welchem er an seiner Seite gefallen. Das Mädchen ward bleicher als das feine Tuch des Tisches, schrie laut auf und sank sinnlos in des Grausamen Arme, der kaum früh genug hinzu sprang, sie vor einem schweren Fall zu bewahren. Madelon war Arnolds Schwester, Arnold war der Neffe der Hausfrau, diese schmerzliche Entdeckung mußte die Hausgenossen näher verknüpfen; sie wurden von jenem Abende an immer mehr zu Einer Familie, und die schlanke Madelon verlor ihre Scheu gegen den jungen Officier, der den verlornen Bruder so hoch stellte, ihn nie genug zu rühmen wußte, seinen Heldentod so lebendig und groß zu malen verstand, daß man fast den Schmerz darüber vergaß, und — der des Bruders Herzensfreund gewesen war. Feine Fäden sind es, mit denen die Liebe junge Herzen anfangs zu umgarnen weiß, unsichtbare Fäden, welche aber mit jeder Stunde stärker schwellen durch Gewohnheit und Zusammenleben und die kleinen, wechselseitigen Opfer, bis man sie plötzlich unzerreißbar fühlt, und sich wundert, wie das zugegangen. Romain ahnete nicht, daß er Madelon liebe, obgleich er schon wochenlang gar gern die Gelegenheit gesucht, mit ihr zu plaudern, obgleich er mit seltsamer Wollust sich an den Augenblick erinnerte, wie die blühende, vollbusige Jungfrau an seiner Brust gelegen, obgleich er jetzt die meisten Abende heim blieb, und mit dem Vater die Vesper im Zimmer der Wirthin feierte. Auch von dem Bruder Eugen hatte er der Freundin erzählt, und mit der Lebhaftigkeit, die sich allmählig aus dem Schleier der Schüchternheit bei ihr gewickelt, mit dem kräftigen Gefühl für Hochsinn und Großthat, die sie seitdem leuchten lassen, hatte sie ihre Theilnahme an den kühnen Jüngling gezeigt und ihre Neugierde ausgesprochen, den Hochherzigen von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ihr Wunsch wurde nur gar zu bald erfüllt. —

An einem der letzten Septembertage saß das Doppelpaar wie gewöhnlich Abends zusammen; der Marquis las mit düstern Blicken die neuesten Tagesblätter vor, die Hausherrin horchte aufmerksam und Romain unterrichtete die schöne Schweizerin an einem Nebentische in der Kunst feine, sinnige, mit zarten Devisen versehene Haarringe zu flechten, eine Kunst, welche die Langweile und die Galanterie damals zur Lieblingsbeschäftigung der Emigrirten gemacht, und die, wo sie hin kamen in den vornehmsten Zirkeln, gleich dem Jou Jou de la Normandie eine Zeitlang Mode blieb. Da wurde die Zimmerthür mit Hast aufgestoßen, und herein trat zwischen die Aufgeschreckten ein hochgewachsener Mann, bleichen, hagern Gesichts und mit eingefallenen Augen in beschmutzter, grober Reisetracht und stand wortlos, wie ohne Athem, einige Augenblicke mitten im Zimmer. „Eugen," schrie Romain auf und sprang in seine Arme, „bist Du es oder ist es Dein Geist? Mensch, Bruder, wie bist Du kaum zu erkennen!"

Der Marquis hob sich mühsam vom Stuhle, so fühlte er sich vom Schreck geschlagen, aber das matte Auge fest auf den Sohn gerichtet, fragte er mit heraus gezwungener, lauter Stimme: „Eugen, mein Sohn, wo hast Du die Mutter und mein liebes Kind?" — Da kam eine zuckende krampfigte Bewegung in des Angekommenen Glieder, er faßte mit der bebenden Hand unter sein Brustwams, holte ein blaues Seidentüchlein heraus und legte es ausgebreitet auf den Tisch, so daß zwei dichte Flechten von dunkelm Frauenhaar darin gewickelt sichtbar wurden.

„Da, Vater!" sagte er mit einer Stimme, die dumpf und heischer wie aus einem Grabe klang. „Der undankbare, gottlose Sohn, der sie verlassen, kam zu spät. Das ist Alles, was ich bringe von ihnen." — Der Alte taumelte zurück in den Sessel, aber auch Eugen schwankte und mußte von dem Bruder zum Sopha geführt werden und die Freundinnen wußten in der ersten Angst nicht, welchem von Beiden sie die nöthige Hülfe vorzugsweise zu leisten hätten. Der alte Herr erholte sich jedoch wider Erwarten schnell; mit der ihm eigenen Geistesstärke, welche die hervorspringendste Eigenschaft seines Charakters gewesen, erhob er sein Haupt, starrte auf die Pfänder, welche der Sohn ihm von den Geliebten gebracht, nahm sie, führte sie an seinen

Mund, und barg sie dann auf seinem Herzen. Mit gefalteten Händen saß er darauf eine Weile still betend und das glänzende Auge zum Himmel gerichtet. „Sie sind frei, sind glücklich! Freier und glücklicher als jene Kanibalen, die sie geschlachtet!“ sprach er mit kräftiger Stimme, und fragte mit väterlicher Sorge nach seinem geliebten Erstgebornen. Aber um Eugen stand es schlimmer. — Als er aus tiefer Ohnmacht zum Leben erwachte, sprach er irre; auf die Todeskälte folgte eine furchtbare Fieberhitze, und der gerufene Arzt erklärte ihn gefährlich krank. Er schwebte wochenlang in Todesgefahr, und erst spät, in lichtern Augenblicken erfuhren von ihm der Marquis und Romain die Schicksale der Ihrigen, die wir dem Leser jetzt im Zusammenhange erzählen wollen. —

Auf seinem Rückmarsche nach Paris hatte sich Eugen für einen jungen Landmann aus den Norddepartements ausgegeben, den Freiheitssinn und Thatengluth nach der Hauptstadt trieben. Er hatte sein Gesicht gebräunt, sein Haar verschnitten, seinem Anzuge eine wilde Form gegeben, die rothe Kappe nicht vergessen, und mit einer mächtigen Dornenkeule bewaffnet zog er ungehindert in die Vaterstadt ein. Es war an einem der gräuelvollen Septembertage, Leichenstille herrschte in den meisten Straßen, alle Läden waren geschlossen, dagegen sah man in einzelnen Quartieren und auf den Hauptplätzen ein grausenerregendes Gedräng des bewaffneten Pöbels, von weitem nur beachtet durch einzelne Cohorten der Nationalgarde, welche das Volk in seiner Rachsucht nicht zu stören wagte; hier klangen von tausend Stimmen die wilden Nationalgesänge, dort stieg ein unmelodisches Gebrüll in die Lüfte und verschlang die Musik in seinem entsetzlichen Chaos.

Flüchtigen Fußes mied Eugen jene Plätze, und gelangte in die Straße, wo er seiner Eltern Haus zu finden hoffte, aber einem Steinbilde gleich stand er, als er nur einen wüsten Platz von Trümmerhaufen bedeckt, vorfand. Eine Feuersbrunst hatte hier gewüthet, das zeigte sich durch das halbverkohlte Gebälk, und auch des jüdischen Wechslers Haus lag in Asche. Eiskalt, bleich und keines Gedankens mächtig stieg der tief erschütterte Jüngling über die Trümmern, durchsuchte jeden vom Feuer verschonten Raum, den zerstörten Garten, die offen liegenden Keller, nirgend fand er ein lebendes Wesen, nirgend einen Leichnam, obgleich seine wirre Phantasie gerade darnach zu trachten bemüht war. Hinaus in das Gewühl warf er sich jetzt und hörte von einem blutigen Freiheitsmann, daß man ein Jubelfest begehe, daß man die Gefangenen, die Priester, Edelleute und alle Königsfreunde in den verborgensten Gefängnissen schlachte. Wie ein Wahnsinniger taumelte er weiter, sich mit wilder Wuth Platz machend durch das Menschenmeer, und von dem Volk respectirt, welches ihn für Einen der rasenden Vorschlächter und Hauptmörder zu halten schien. Da sah er einen bekannten Menschen an dem Pilar einer Pallastpforte müßig lehnen auf seiner Pike, und mit Blicken, in denen eher Furcht wie Mordsucht lauerte, umherschauen. Die Haufen der brüllenden Fischweiber zerstoben vor Eugens Armen und rasch stand er dem Pikenmanne zur Seite. „Benjamin,“ fragte er mit halblauter, stammelnder Stimme, „wo sind sie?“ — Der brave Bursch schoß zusammen, als hätte ihn ein electrischer Schlag getroffen. „Sie hier?“ flüsterte er. „Bös das, sehr bös! Citoyen Nicola das Haus gestürmt; Feuer eingeworfen; auch unsere Hütte in Brand gerathen; Alles verloren; Vater Abram vor Schreck gestorben; Madam und Mademoiselle erkannt, fortgeschleppt, eingekerkert!“ — „Und wo?“ Wo?“ lallte Eugen. „Weiß nicht, habe sie gesucht, habe spionirt überall!“ antwortete der junge Israelit. — Ein blutbegossener Marseiller von furchtbarem Ansehen stand jetzt plötzlich zwischen ihnen, in der Rechten schwang er ein blankes Beil, in der Linken hielt er einen Becher, dessen rothen schäumenden Inhalt der Trunkene halb über sie ausspritzte. „Was steht Ihr hier und schwatzt;“ brüllte der Unhold; „sollen die Weiber Euch beschämen, die ihre runden Waden im Blute der Verräther baden? Auf an die Arbeit, noch athmen genug der Bestien! Trinkt Euch Courage, Citoyens! Beim heiligen Satanas, es ist warmes Pfaffenblut und eben gezapft vom frischen Faß!“ — Der höchste Ingrimm glühete auf in Eugens Brust, als der Unmensch ihm den Blutbecher gewaltthätig gegen den Mund stieß, alle seine Glieder zuckten, er hob seine Dornenkeule zum Todesschlag, da rasete ein neuer Schwarm blutiger Henker heran, die zerstückelte Leichname an Stricken hinter sich schleppten. Der Keil trennte die Stehenden, der Marseiller taumelte zur Seite, und der treue Benjamin riß den schon verloren Gegebenen fort von dem Platze. Beide durchstreiften nun ruhelos die Stadt und eilten von Gefängnisse zu Gefängnisse. Allenthalben fanden sie Thore und Thüren erbrochen, überall die Kerker geleert, aber die Unglücklichen, welche darin gewohnt, sahen sie in den Höfen und nächsten Straßen zu Leichenhaufen geschichtet, jämmerlich gemordet, schimpflich zerstückelt und zerrissen. Und vom düstern, grauen Wolkentuche bedeckt hing der Himmel still darüber, kein Wetterstrahl fuhr herunter, kein Orkan riß die Mörderstadt nieder, die Himmlischen selbst hatten ihr Auge verhüllt vor Entsetzen. Unermüdet schritt Eugen über die Jammerflur und durch den blutigen Koth; jeden Leichnam, der versteckt unter seinen Todesgesellen lag, riß er hervor, jeden weiblichen Körper, der mit dem Antlitz gegen den Boden lag, wälzte er um, und Benjamin folgte treulich, wenn auch athemlos, seinen Schritten. Das vorbei strömende Volk jauchzte ihnen zu, denn man hielt sie für nimmersatte Wütheriche, die auch an den Todten noch ihren Rachedurst zu kühlen versuchten. Nirgends fand Eugen, was er zu finden fürchtete, und schon dämmerte die Hoffnung in seinem verfinsterten Gemüthe auf, die Lieben könnten der großen Metzelei entkommen oder durch eine mitleidige Seele gerettet seyn. Da kamen sie Abends zum zweiten Male in die Gegend von Saint Lazare. Der Pöbel hatte sich ermüdet verlaufen, aber im Vorhofe sahen sie Menschen mit einer traurigen Arbeit beschäftigt. Hier hatte das Volk am Morgen sein Blutfest begonnen und die Kerker zersprengt, um selbst den Henker zu spielen. Doch ein menschlicher Gefangenwärter verschloß das Eisenthor, welches zu den Kellen führte, und entfloh. Der Witz der Mordgier ging über des Pförtners Menschlichkeit. Die unterirdischen Gewölbe wußte man voll von Gefangenen, man hörte das Winseln der Kinder. Feuerspritzen wurden herbeigeschafft; Ströme von Wasser wurden durch die Gitter gespritzt, bis die Gewölbe zu Seen geworden, und es immer stiller und stiller ward in der Tiefe, und zuletzt kein menschlicher Laut mehr herauf tönte. Jetzt waren Nationalgardisten beschäftigt, das Wasser wieder herauszupumpen und aus der geöffneten Thür die unentstellten, unblutigen Opfer zu fischen, welche dann von den sittigen und ernsten Männern neben einander in eine lange stille Reihe geordnet wurden. Eugen trat hinan; eben trug man ein Leichenpaar herzu, zwei weibliche Körper, die sich mit Armen und Händen also umklammert gehalten, daß man sie nicht zu lösen vermocht. Als man sie niedergelegt, stürzte Eugen wie ein Wahnwitziger zu ihnen hin und warf sich mit einem gellenden Geschrei neben sie nieder; er hatte die Mutter, er hatte die Schwester gefunden. —

Die Gardisten stutzten und versammelten sich um die Schmerzensgruppe; der gescheute Benjamin berichtete ihnen, der brave Vaterlandsfreund da am Boden habe über seinen Enthusiasm für das heilige Fest die Braut vergessen, welche auf falsche Angabe eingekerkert, und nachdem er für des Volkes Wohlfahrt gearbeitet, finde er nun solch traurigen Lohn. Die Gardisten zuckten mitleidig die Achseln; denn wer im großen Paris hatte nicht Trauer um einen Verwandten oder Freund? — „Armer Junge!“ sagte ein Veteran. „Man siehts ihm an, wie ehrlich er's gemeint. Nimm die Todten hin, wir schenken sie Dir! So hast Du doch etwas für Deinen republikanischen Schweiß.“ —

Eine Schilderung von dem Seelenzustand des unglücklichen Eugens gehört zu den irdischen Unmöglichkeiten. Des getreuen Benjamins Eifer erweckte ihn aus seiner Starrsucht, seine Kraft, seine Besonnenheit kehrte zurück; und mit des Israeliten uneigennützigem Beistand gelang es ihm, die Körper der Geliebten fortzuschaffen, den Augen der Wüthriche zu entziehen, und ihnen auf dem Magdalenen-Kirchhofe eine geweihte Ruhestätte zu geben. Wie von Furien verfolgt, entrann er dann der großen Blutstätte; er fluchte der Vaterstadt nicht, als er außen auf dem Montmartre sich nochmals wandte, aber sein Blick und die ausgestreckte Hand sprach eine laute, zum Himmel hinauf gällende Anklage aus. Ob der Himmel nicht genug der Engel besaß, alle die Klagen hinaufzutragen zum Stuhle des allmächtigen Richters? Oder ob der Himmel sich verschlossen hielt, im gerechten Zorn über die Unthaten der Erdensöhne, und sie verstieß aus dem Raum seiner Vaterfürsorgfalt und Aufsicht? —

Wie Eugen seine Reise bis zur Grenze gemacht? Was ihm begegnet? davon blieb ihm keine Erinnerung, und die Krankheit, welche ihn jetzt so schwer darnieder warf, mußte deßhalb schon damals Leib und Seele ergriffen haben.

Die Jugendkraft des Kranken trug nach schweren Kämpfen den Sieg davon. Eugen genas; aber nur langsam erstarkte der von so vielen scharfen Pfeilen Getroffene, und hätte nicht Liebe und Freundschaft an seinem Bette gewacht, wäre ihm nicht die sorgsamste Pflege von sanfter Liebeshand geworden, hätte sich auch das gebrochene Herz, der zerrüttete Geist sicherlich nicht wieder dem Leben zugewendet und es gewagt, aufs neue das Auge zum fast verhaßten Erdenlichte aufzuschlagen. Auch die schöne Madelon von Theilnahme für den muthigen Märterer, den braven Sohn und Bruder, erfüllt, that ihr Theil bei dem Liebeswerke, wurde die emsigste Wärterin des Kranken, und als er der Genesung zuschritt, schien ihre Nähe besonders wohlthätig auf Eugen zu wirken. Gefährlich ist das fromme Amt der barmherzigen Schwestern, denn die Dankbarkeit wird gar leicht die Säugamme der Liebe, und ein junges Herz, welches so eben von der düstern ihm schon geöffneten Todespforte zurück kehrt, hat

seine Vergangenheit vergessen, und sieht in dem Gegenstande, den es jetzt zuerst erblickt, gar leicht den Engel, der ihn vom Grabe zurück trug. Eugen barg sein Empfinden nicht. Er hatte nie geliebt, und darum brach dies Gefühl heiß und deutlich hervor mit all der Reizbarkeit und Phantasiegluth, welche die Genesung eines schwer Erkrankten zu begleiten pflegen. Welche bange Verlegenheit dadurch entstand unter allen seinen Pflegern, bemerkte der Jüngling nicht, bis er gänzlich hergestellt, nun seine gesunden Blicke, die bislang nur Madelon gesehen, auch mit der alten Schärfe auf seine Umgebungen zu richten vermochte. Die schlanke Schweizerin schien ihm zugethan, doch war in ihr eine unverkennbare Scheu, sobald er mit warmen Liebesworten zu ihr sprach, und sie vermied es, mit ihm allein zu seyn. Das Mütterchen, die Tante, wurde unruhig, wenn er in den Ausbruch seiner Dankbarkeit mit Feuerworten das Lob der Nichte mischte. Der Vater schauete ihn oft mit ernsten Warnungsblicken an, wenn bei der Tafel sein Auge wie magnetisch gefesselt auf Madelons Gesichte haftete, und der Bruder Romain wurde ihm besonders räthselhaft, indem er oft düstere, ja fast feindselige Blicke auf ihn schoß und im nächsten Augenblicke ihn stürmisch, wie bereuend in seine Arme preßte; dazu mußte ihm auffallen, daß Romain jetzt viel aus dem Hause blieb, und die schönen Abendstunden, wo die Doppelfamilie bislang ein so freundliches Zusammenleben geübt, absichtlich zu meiden wußte. Die kopfschüttelnde, ängstlich herum trippelnde Hauswirthin löste ihm das Räthsel; auf seine strenge Frage gestand sie das Verhältniß, was sie längst zwischen Romain und ihrer Madelon bemerkt und als ihr nicht unwillkommen gepflegt hatte, und der tiefe Schmerzenszug auf Eugens bleichem Angesicht verrieth ihr, wie tief ihn diese Entdeckung aus seinen Hoffnungswolken herabgestürzt. Condé's kleines Heer war damals eben fertig equipirt und zum Abmarsch bereit. Auch Eugen hätte sich längst bei dem Prinzen gemeldet, aber überrascht wurde Vater und Bruder, als er eines Morgens völlig gewaffnet zu ihnen eintrat, und ihnen verkündete, daß er in nächster Stunde mit der Avantgarde abmarschiren werde. Romain stand verstummt und beschämt; er wußte, was den Bruder forttrieb, er kannte das Opfer und seine Größe, und fühlte sich tief unter dem Bruder. Der alte Marquis drückte des Sohnes Hand, legte ihm die Hand aufs Haupt und nannte ihn den Stolz seines tiefgebeugten Alters. Eugen marschirte, ohne von Madelon Abschied zu nehmen. —

Bald folgte das Condésche Corps und schloß sich an des siegreichen Coburgs kaiserliches Heer. Monate voll wildbewegten Lebens, voll erhebender Waffenthaten und niederdrückenden Strapatzen folgten, die Tage von Aldenhoven, Lüttich, Neerwinden sahen den schwarzen Adler vorwärts flattern und die Bataillons der Loyal-Emigrés hatten Gelegenheit, das heilige Blut ihres gemordeten Königs zu rächen. Auch die drei Herren de la Haie gewannen manch düsteres Lorbeerreis, und vor allen seinen Landsleuten war Eugen beständig voran, immer der Erste, wenn man Freiwillige aufrief, mit Leidenschaft immer auf dem Posten der höchsten Gefahr. Wenn ihm Romain mit Scheu darüber Vorwürfe machte, so antwortete er ernst: „Schütze Du den Vater und erhalte Dich selbst für die gute Madelon! Ich gehöre der Mutter an und bin Jeannettens Racheengel.“ — In der Nähe von Löwen lagerte das Condésche Corps und man erwartete mit Enthusiasmus einen neuen Siegestag. Da überraschten die Neufranken einen Flügel der Alliirten nächtlicher Weise und mehrere Compagnien der Emigranten wurden zugleich gefangen, unter ihnen der Marquis mit seinen Söhnen. Die Kriegsgesetze der Republikaner kennend erwarteten alle drei den Tod, sahen alle drei muthvoll dem Morgenlichte entgegen, nahmen zusammen Abschied vom Erdenleben und freueten sich der Wiedervereinigung mit den vorangegangenen Geliebten. Dümouriez hatte damals das Oberkommando, aber der schlaue Franke wußte schon, daß man in Paris seine Absetzung bereite, und der Plan zu den Deutschen überzutreten, war von ihm bereits vorbereitet. Die gefangenen Franzosen setzten ihn in Verlegenheit. Er durfte sich nicht blosgeben vor seinen Soldaten, und wünschte doch eine Aufsehen erregende Massacre zu meiden. Wie der Morgen erschien, wurden die Gefangenen in Eine lange Linie gestellt, und eine Generalordre befahl, den dritten Mann von ihnen nieder zu schießen, die Uebrigen jedoch nach Paris zu schicken, sie als lebendige Boten des wiedergekehrten Siegesglücks dem Volke zu zeigen, und sie dem Urtheile des Nationalconvents zu überlassen. Ob Dümouriez geheime Anstalten zu ihrer Freilassung getroffen, blieb in der Folge unentschieden.

Es war ein schaudervoller Moment, als jetzt die Trommel die tiefe Morgenstille unterbrach, ein General mit seiner Suite an der Fronte der Unglücklichen hinabsprengte, überall sich die blauen Colonnen auf den zertretenen Waizenfeldern bewegten, giftige Verachtungsblicke zu den Todesopfern herüber schickend, und mit einem wiederholten: Vive la liberté! sie höhnend in der Sterbestunde.

Der Marquis stand zwischen seinen Söhnen, rechts Eugen, links Romain; ihre Hände lagen in einander; da wurde die Generalordre verlesen und Alle hörten sie mit Schweigen der Resignation, nur Eugen zuckte zusammen, machte seine Hand los von der des Vaters, und richtete seinen scharfen Blick zum rechten Flügel. Die Stille eines Leichenhauses herrschte jetzt, man hörte nichts, als das Un! Deux! Trois! des zählenden Offiziers, der vom rechten Flügel immer näher herunter kam. Wo sein Degenknopf das Trois andeutete, wurde jedes Mal der Getroffene von den Begleitern des zählenden aus der Linie gerissen, und zu einem nahe stehenden Kommando gestoßen. Jetzt war der Todesbote bis auf zwanzig Schritte herangekommen, als plötzlich Eugen nach hinten aus der Linie trat, den Vater verließ und sich mit gewaltsamer Schnelle zwischen Romain und seinen Nebenmann eindrängte. Ehe noch der überraschte Bruder Zeit zur Frage hatte, stand schon der Offizier vor ihnen, sein Eins! traf den Vater, sein Zwei! den betäubten Romain, sein Drei! Eugen, der einen freudigen Blick auf Beide warf, und freiwillig und rasch austrat und mit festem Schritt sich zu den Todesbrüdern begab. Romain umfaßte krampfhaft des Vaters Schultern, des Vaters Gesicht aber leuchtete wie in einem Heiligenscheine: „Einer von uns war verfallen!“ sagte er halblaut. „Der Unerschrockene hatte voraus gezählt und opfert sich freiwillig für uns!“ — Romain wollte fort zu ihm, sein Loos gewinnen oder theilen, des Marquis Hand hielt ihn mit Löwenstärke. „Laß ihn;“ befahl er ernst; „gönne ihm den schönen Tod! Er ist der reinste von uns, der bessere. Wer weiß, was unser wartet?“ — Die Linie war überzählt, die Gewehre klirrten, die Schüsse donnerten, Rauch überdeckte die Gräuelscene, Wehgeheul stieg aus den Rauchwolken zum Himmel vom Trommelwirbel nur halb übertönt, Romain sank an des Vaters Knie zu Boden; — er hatte den Bruder fallen sehen, und — der Bruder hatte voraus gezählt und war für ihn gestorben! ——

Wie ein neapolitanischer Volkserzähler hatte der Herr von Hagen bis hiehin seine Schauergeschichte eintönig und als wäre sie eine fremde erzählt, bei dem letzten Gemälde sank seine Stimme, die Erinnerung übermannte ihn, und er stand auf, that einige Schritte hin und zurück, und lehnte seine Stirn dann an das weiße Monument, das der eben aufgehende, große, rothgelbe Vollmond gespenstisch beleuchtete. Der lebhafte, wackere Dragoner war in Verlegenheit verstummt, denn welches Trostwort hätte auch der herzigste und verständigste Mensch finden können als einen passenden Nachhall zu dieser Familien-Chronik, die Alles enthielt was jene famöse Revolution dem Individuum wie dem Ganzen gebracht? Nach einer Weile sich ermannend erhob auch er sich, ging zu dem Schmerzbedrückten, und legte seinen Arm um den Nacken desselben.

„Chevalier,“ sagte er mit Gefühl, „als ich Euch mit den Loyal-Emigrés in Menin fand, zog mich ein besonderes Interesse zu Euch, denn Ihr waret ein ganz Anderer als Eure leichtfertigen, üppigen Landsleute, die meistens schärfere Worte als Säbel bereit hielten. Warum vertrautet Ihr mir nicht damals Eure Marterhistorie? Ich würde Euch den Bruder zu ersetzen versucht haben, so schwer es seyn muß, solchem ausgezeichneten Menschen nach zu handeln. Ja, ich nehme meinen vorigen Tadel zurück. Euer großherziger Eugen verdiente diese Inschrift, und von nun an werde ich diesen Stein nicht mehr wie eine Geburt weichlicher Schwärmerei, sondern wie einen Altar betrachten, bei dem man sich Muth holet, einem seltenen Muster nachzuahmen. Aber Eure Geschichte ist noch nicht zu Ende. Vollendet, wenn Ihr könnt.“ —

Mit einem Seufzer richtete sich der Chevalier empor. „Was noch kam, ist bald erzählt,“ sprach er düster. „Schmetternde Trompeten rissen uns auf aus unsern Verzweiflungs-Gefühlen. Coburgs tapfere Husaren wurden in dem Morgennebel sichtbar, der sich in großen, weißen Ballen noch auf den Thälern wälzte. Unsere Mörder kamen in Unordnung. Sie schossen noch auf uns in ihrer Wuth und tödteten mehrere. Da umringte uns und sie das Gedräng des ganzen österreichischen Heeres, wir wurden mit ihm fortgerissen, rächten mit erwachendem Ingrimm die gefallenen Waffengenossen, und schlugen die Siegesschlacht bei Löwen mit. Aber alle Freude am Kriegsleben war fort von dem Vater und mir seitdem. Maschinen-gleich erfüllten wir die übernommene Pflicht, bis unser Bataillon der Garnison von Menin zugetheilt wurde. Was in jener furchtbaren Schreckensnacht mit mir geschah, wisset Ihr, mein treuer Kamerad, so gut als ich.“ —

„Ja, ja!“ rief der Rittmeister lebhaft. „Wer dabei gewesen und dieses Nachtgemälde nicht ewig im Gedächtniß trägt, dessen Gehirn ist vertrocknet wie der Kern einer tauben Nuß. Wenn die erste Mainacht kommt und Andere Scherz treiben mit Hexensabbath und Brockenreise, steht mir immer unser Teufelstanz lebendig vor Augen, als hätten wir ihn erst gestern durchgemacht. Aber der Ausfall wird in der vaterländischen Kriegshistorie auch unvergeßlich bleiben, wenn mit unsern Knochen kein hannoverscher muthwilliger Bub mehr die Aepfel von den Bäu-

men herabzuwerfen vermag, und wir nennen ihn nur unsers alten Hammersteins Hochzeitstag. Wißt Ihr auch, Romain, fuhr er wie begeistert fort, und zog den Freund wieder zum Sitze, wie wir durch das Courtrayer Thor aus der verbrannten, ausgehungerten Stadt rückten, Euer Bataillon und unserer zwanzig Kavalleristen? Wir waren so eigentlich ein aufgegebener Todesposten, denn wir sollten die Belagerer auf uns locken, um dem Hauptcorps den Ausfall auf der andern Seite zu erleichtern. Es war die schwärzeste Mitternacht meines Lebens, denn die verdammten Ohnehosen fielen auf uns wie ein wüthiger Bienenschwarm, und manches brave Soldatenherz verblutete, um den Kameraden Luft zu machen. Meine Reiter wurden durch die Traubenschüsse bald versprengt, und ich trieb meinen Rappen in der Irre umher, und hieb mich in der Finsterniß wieder herum zwischen den schwarzen unbekannten Gegnern wie ein irrender Ritter mit feindlichem Teufelsspuck. Da erkannte ich bei einem Kanonenblitz Euch an einer freien Stelle. Der wackere Marquis lag erschossen am Boden, Ihr schwer blessirt über ihm. Mit Gewalt mußte ich Euch aufreißen von dem theuren Todten, fast mit Gewalt Euch zwingen mit mir auf meinem Pferde Platz zu nehmen, und bei meinem Säbel! wie wir glücklich nach Rousselaer zu den Unsrigen kamen, ist mir bis jetzt ein Räthsel geblieben." —

Herr von Hagen faßte die Hand des braven Dragoners und drückte sie mit Heftigkeit. „Nennt mich nicht undankbar," sagte er heftig, „wenn ich gestehe, daß ich dem Lebensretter nicht Dank gewußt, wenn ich oft diesen Rettungsritt verwünschte. Der Wächter seiner ehrwürdigen Leiche mußte ich bleiben, mit ihm theilen den Heldentod; o Bruder Eugen begrub die Mutter, er hätte des Vaters letzte, heilige Reste nicht preisgegeben, hätte sie nimmer verlassen!"

„Schwärmer!" antwortete der Rittmeister unmerklich die Achseln zuckend. „Können Todte die Todten bewahren? Und der gute alte Herr schläft in Compagnie mit vielen tapfern Kriegsgesellen. Aber wo bliebt Ihr, seit ich Euch zu Gent ins Hospital geliefert?" —

„Meine Wunden machten mich untüchtig," entgegnete Romain, „mein steifer Arm konnte den Degen nicht mehr führen. Ich pilgerte stumpfsinnig, abgespannt, menschenfeindlich nach Coblenz, wo ich noch eine Lebensblüthe für mich zu finden hoffte. Die alte Wittfrau war gestorben, meine Madelon zurück gereiset in ihr Heimathland. Da sammelte ich mein dort verwahrtes Vermögen und reisete weiter nach Chur. Vaterssegen vereinte mich dort mit der Treugebliebenen, die Liebe fachte meine Lebenslust aufs neue an, und Furcht, das letzte, schwer gewonnene Gut zu verlieren, trieb mich in dieses nordische Land, wo ich mich sicher glaubte und durch Berg und Strom getrennt von den Feindseligen, die den ganzen reichen Acker meines Lebens wüst gemacht. Aber das graue hämische Schicksal ist noch nicht versöhnt und befriedigt. Die dreifarbige Schreckensfahne ist meinen Fersen nachgefolgt und ich zittere bei jeder neuen Morgenröthe, die andern Erdenkindern Muth und Freude bringt."

„Chevalier, Ihr beleidigt uns;" fiel der Dragoner ein. „Hätte Euer achtzehnter Ludwig eine solche Sauvegarde wie Ihr, bei meinem Säbel er hätte nicht nöthig den irrenden Ritter des neunzehnten Jahrhunderts zu spielen. Aber ohne Scherz, was habt ihr zu fürchten? Wer kennet Euch hier? Und ereignete sich das Unwahrscheinlichste, so redet Ihr ja eine deutsche Zunge, wie sie Eure Mutter nicht besser gesprochen haben kann. Getrost, mein wackerer Freund, ich bin derselbe, der bei Menin Euch die Hand bot, und käme das Aeußerste, so wird Eure Adrienne einen Lancelot an mir finden, welcher der alten Tafelrunde keine Schande gemacht hätte." —

Herr von Hagen schüttelte bedenklich das Haupt, und der Scherz schien ihm nicht angenehm, da donnerte plötzlich ein Allarmschuß am Elbufer, und wieder einer, und ein dritter, und mit hoher Aufregung wurden die Augen beider Freunde von sich ab der in Dämmerung liegenden Feldflur zu gezogen. Lärm erhob sich in der ganzen Lagerfronte diesseits, und als die Dampfwolken sich erhoben, sah man das Blachfeld des jenseitigen Stromufers mit dunkeln, getrennten Colonnen bedeckt, die sich mit jeder Minute verdeutlichten; bunte Fahnen weheten im Mondlicht, und kleine Reiterhaufen sprengten dicht am Ufer hinunter.

„Sie sind da," rief Romain mit Entsetzen, „und das Verderben bricht herein!" —

„Träumer! Daß sie kommen würden wußte auch der kleinste Steckenknecht im Lager!" lachte der Rittmeister auf. „Aber der Mondschein baut ihnen keine Brücken, und über die grüne Fluth spaziert sich nicht wie über holländisches Eis. Auf Wiedersehen!" setzte er ernster hinzu. „Mich ruft der Dienst. Beruhigt die Frauen, und sagt ihnen, was ich Euch gelobt und nimmer vergesse." —

Der Gutsherr stand noch eine Weile wie gebannt auf dem Fleck und ermüdete seine Augen durch das Hinstarren auf die undeutlichen fernen Bilder, durch welche die grausenvollsten Erinnerungen, die bereits seine Erzählung geweckt, in vollster Lebendigkeit für ihn aus dem Grabe der Zeit herauf beschworen wurden. In seiner Brust sprach ein tiefes Gefühl, er sey verdammt, seine ganze Vergangenheit nochmals zu durchleben, und diese Idee wurde zu einem Furientanze um ihn, dessen Wirbel in wahnwitzig zu machen dräuete, so daß er zuletzt seine Augen mit den Händen verdeckte und dem Hause zufloh, um nur der Einsamkeit zu entkommen. Die beiden Schweizerinnen schienen beruhigt durch den Obrist, wie überhaupt das weibliche Geschlecht leichter das Unabwendbare erträgt, und da der weißlockichte Kriegsmann einen Gang zu seinem Regimentsstande machen wollte, so schloß sich Romain ihm an; seine Unruhe hätte ihn zwischen den Wänden seines Hauses getödtet.

Ueberall fand er im Lager die Truppen unter den Waffen; kriegslustiger Wortwechsel mit derbem, deutschem Scherz gemischt, ergötzte die auf dem Bajonett lehnenden Garden: Reiterpatrouillen zogen am Elbufer auf und nieder: mit brennender Lunte standen die Feuerwerker in den Batterien, und die Schildwachen am Strome schrien Schimpfreden hinüber gegen den jenseits sich ordnenden Feind. Herr von Hagen fühlte sich gestärkt durch dieses Schauspiel, und da die Nachtzeit bereits bedeutend vorgeschritten, und die Regimenter zum Theil wieder in das Lager einzurücken begannen, so wollte auch er seinen Rückmarsch eben antreten, als seine Aufmerksamkeit durch ein Zusammenlaufen mehrerer Officiere an einem Punkte, wo er den gewöhnlichen diesseitigen Landungsort wußte, erregt wurde, und er sich von Neugier und wieder erwachender Besorgniß dorthin gezogen fühlte. Sein alter Obrist war zugegen. „Sie wollen parlamentiren;" flüsterte er ihm zu; „ein Gast, der so wie er ins Wirthshaus tritt, nach der Zeche fragt, hat meistens keinen gefüllten Beutel. Seht dorthin, da haben sie die weiße Fahne aufgepflanzt, und das breite Boot, welches so eben abstößt, wird uns Einen der blauen Helden herüber bringen. Schon ist der Kahn mit einigen Officieren ihm entgegen, damit er blind den Schnirkelweg herauf spaziert, und sich das Ufer nicht im Gedächtniß abzeichnet." —

Romain stand erwartungsvoll. Jetzt landeten die Boote, vor denen die im Mondenlichte blitzende Fluth widerstrebend sich in leuchtenden Halbzirkeln zu theilen schien. Die gelandeten Kriegsleute verschwanden eine Weile zwischen den steilen, überhängenden Felsen. Dann erschien der einzelne Franzose geführt von zwei hannoverschen Officieren oben auf dem Bord; es war ein dürrer, doch stattlicher Mann in glänzender Uniform, nach seinem Abzeichen ein Colonel der Fußvölker; die gebogene Nase und der wildgewachsene Schwarzbart gaben ihm auch unter der weißen Augenbinde ein martialisches Ansehen. Man nahm die Binde ab, und als seine Augen ihre Sehkraft wieder gewannen, rollten seine Blicke zuerst überall umher auf der Uferfläche, den Batterien und den Reihen der Schanzkörbe. „Teufel von einer Position!" sprach er laut und stutzig. Dann sanken seine dunkeln, tiefliegenden Augen, und die Rechte zum Salüt an die bunte Kokarde seines Hutes legend neigte er sich höflich gegen den Kreis, der ihn umstand, Jeden der Anwesenden besonders betrachtend, wobei sein Blick schärfer und länger auf Romain zu verweilen schien, wenigstens glaubte der argwöhnische, diese beunruhigende Bemerkung gemacht zu haben. Zwei deutsche Herren, die den Parlamentair herüber geleitet, redeten jetzt emsig mit dem Obrist, und den Colonel in der Mitte begab sich alsdann der ganze Haufe in das Lager. Der verlassene Chevalier schritt langsam und tiefsinnig seiner Villa zu; es war ihm etwas Bekanntes in der Gestalt und dem Gesichte des feindlichen Landsmannes entgegen getreten, dem jedoch sein Gedächtniß, so sehr er es anstrengte, keinen Platz in der Vergangenheit zu geben wußte. Doch der Anblick dieser Uniform hatte seinen Haß so heftig geweckt, daß er zu Hause im Kabinett das glänzende Kleid der Loyal-Emigrées auspackte, den eleganten Säbel zurecht legte, und entschlossen war, nochmals einen Gang mit den Verderbern seiner Familie zu thun.

Es kamen nun jene denkwürdigen Tage voll unerwarteter Ereignisse, deren Ausgang das Vaterland in ein unbeschreibbares, langdaurendes Unglück stürzte, deren Folgen noch von Enkel und Urenkel vielleicht empfunden werden dürften. Einen schweren Richterspruch sprach die verdammende Stimme des dem Elende und harter Bedrückung preisgegebenen Volkes über diejenigen aus, welche man als die Urheber desselben nannte, doch wird es immer unentschieden bleiben, ob die entgegengesetzte Maßregel Rettung gebracht oder das Unglück gesteigert haben möchte. Ein großes, schmerzliches Gefühl verwundete alle Söhne Hannovers, denn die Wunde traf die Ehre des Volkes, das nicht sein Alles ihr geopfert hatte, und jeder wackere las Schillers kräftigen Urtheilsspruch damals mit in Schaam gerötheten Wangen. — Jeder Tag, ja jede Stunde brachte etwas Neues, doch leider trübte sich der Horizont immer mehr mit

jeder neuen Botschaft. Der Consul hatte die Suhlinger Convention nicht ratifizirt, wie man sagte, weil König Georg ihr nicht seine Zustimmung gegeben. Die feindliche Armee schien täglich stärker anzuschwellen, und der Obergeneral musterte sie mehrere Male, sichtlich in der Absicht zu schrecken. General Frère hatte Besitz von Harburg und Stade genommen. Der dänische General Ewald rückte an Dänemarks Grenzen und versperrte im Fall eines unglücklichen Schlachttages diesen einzigen Weg zur rettenden Retirade. Mehrere hundert Fahrzeuge aller Art und Größe, die räthselhafter Weise von den Hannoveranern weder vernichtet noch genommen worden, wurden von den höhern Stromgegenden herabgeführt und zur Ueberfahrt bereitet. General Berthier kam herüber mit Kapitulations-Anträgen, die auf unbedingte Ergebung und Abführung der hannoverschen Truppen nach Frankreich lauteten, und der hitzige Franzose forderte nach Tagesfrist Antwort. Dazu drängten sich täglich Deputirte der hannoverschen Landschaft zu dem Feldmarschall, die ihn beschworen, das Land nicht durch eine unnütze Gegenwehr zu verderben und seine Einwohner der rohesten Gewaltthat und Plünderung auszusetzen. Alle diese Hiobsposten blieben, was unverantwortlich schien, nicht im Geheimniß der Obern und Vorgesetzten, sondern liefen, als geschähe ihre Verbreitung absichtlich, im Lager umher, und da jetzt als neueste Verhandlung die Nachricht durch die Regimenter strich, daß nur der gemeine Soldat kriegsgefangen in das fremde, verhaßte Land geschleppt werden sollte, der Officier auf Ehrenwort im Vaterlande zurückbleiben dürfte, da murrten die alten, braven Rothröcke, und bald brach die böseste Pest eines Heers, Meuterei und Insubordination, an das Licht. Ein Reiterregiment gab zuerst die Losung, mehrere folgten, und selbst die Garden vergaßen ihre Pflicht, als ein Muster den Kriegsgefährten vorzuleuchten. Was half es, daß ein braver Kornett vom Leibregiment einige Dragoner des Zweiten zusammenhieb, die sich unter seine Leute gemischt, um mit rebellischen Worten sie zu gewinnen? Mit Noth rettete er sein Leben und die Gluth loderte dadurch nur verderblicher auf. — Was half es, daß man ein Fußregiment entwaffnen ließ? Was half die cäsarische Rede des Feldmarschalls vor der Fronte? Er mußte die derbe Gegenrede eines grauen Wachtmeisters vernehmen, der ihn mitten in Gottes Sonnenlichte fragte: „Warum man die treuen Soldaten nicht an der Grenze gegen den Feind geführt? Warum man ihnen den Sold vorenthalten? Warum man sie in einen Winkel eingesperrt ohne Proviant und Munition, wo jedem Gemeinen die Hoffnung auf glücklichen Ausgang erlöschen müsse, und wo man sie opfern wolle, um nur die Commandirenden zu salviren? — Ist es gerecht vor Gott," schloß er seine Kraftsprüche, „dem alten Soldaten zuzurufen: Laß dich schleppen in die fremde Wüste zum Frohndienst, oder wirf dein rothes Ehrenkleid hin, und geh und bettele Brod für Weib und Kind?"

Ein lautes Murren und Waffengeklirr, welches durch die Reihen lief, sprach den Beifall wie den tiefen Unmuth der Regimenter aus, und bestimmte des bedrängten Führers Entschuß. Zu spät gelang es den Officieren, die das Vertrauen ihrer Colonnen besaßen, die Verführten zur Pflicht zurück zu leiten; der Feldmarschall erklärte seinen Widerwillen, seine Scheu, nach diesen Vorfällen einen Kampf zu wagen, erklärte die Capitulation geschlossen, welche Auflösung der ganzen Armee, jedoch mit Entlassung der Truppen in ihre Heimath, aussprach.

Die Familie von Hagen hatte an allen diesen Ereignissen, von welchen sie durch ihre Freunde, den Oberst und den Rittmeister, täglich die sicherste Nachricht erhalten, den innigsten Antheil genommen, und Chevalier Romain, der mit einem Leichenantlitz stumm und resignirt zwischen den Seinigen umherging, und keinen Rettungsplan in seinem gedrückten, wie ausgedörrten Gehirn finden konnte, sah die Hauptscenen derselben mit einer Selbstqual, zu der ihn sein böser Geist unwiderstehlich trieb, vom höchsten Fenster seines Erkers durch sein nur zu getreues Fernrohr an. Er sah den französischen Obergeneral mit seinem Stabe auf einem breiten Fahrzeuge von Ortlenburg abstoßen, und die Mitte des Stromes gewinnen. Da leuchtete ihm noch ein letzter Hoffnungsstrahl. Der graulockige Artilleriehauptmann auf der Hauptbatterie kommandirte: Feuer! — Ein Blitz fuhr von dem wohlgerichteten Geschütz empor, die Kugel sauste über das Wasser, und zerschlug den Mast über den Häuptern der feindlichen Kriegsobristen. Verhängnißreiche Kugel! Was würde geschehen seyn, hätte das Auge des alten Capitains um eine Spanne tiefer gerichtet? — Adjudanten flogen heran, tobend und verweisend; die Lunte wurde gelöscht, und von Schnackenbeck her schiffte der Feldmarschall heran und — mitten auf dem deutschen Strome, als sollte kein Fleck vaterländischer Erde das schändende Wort aufnehmen und den Nachkommen verrathen, wurde mit zwei Federzügen das Schicksal eines Volks entschieden. — Mit innerm Fieberfrost sah Romain die schnellen Folgen dieses schwarzen Augenblicks. Das ganze Lager löste alsobald seine schöne Ordnung in ein wildes Chaos auf. Hier saßen die Reiter ab, koppelten ihre Pferde zusammen, oder ließen sie unmuthig ins Freie laufen; die Fußvölker warfen ihre Gewehre zusammen, oder vernichteten sie in unnützer Wuth; die blanken Geschütze standen verlassen, und die drohenden Maschinen hielten wie in stummer Verwunderung den dunkelen Rachen gegen den jubelnden Feind geöffnet; dort riß ein verzweifelnder Fahnenjunker die Standarte von ihrer Stange und barg die geliebte Seide auf seiner Brust; dort vergruben einige alte Gardisten ihre Fahnen in die Erde, um wenigstens den Versuch zu machen, diese Heiligthümer der verhaßten Hand des Ehrenräubers zu entziehen.

Schwindel umfing den unglücklichen Hausvater, Nebel deckte seine Blicke, er sah sich als den unglücklichsten, den verlorensten von allen diesen Tausenden, und wankend, taumelnd stieg er hinab von seiner Warte, trat ein zu seinen Lieben, befahl stammelnd und wie außer sich, die Pferde zu satteln, den Wagen anzuspannen, und sank entkräftet und betäubt in seinen Sessel. —

Der Obrist war bereits abgereiset, aber der Freund, der Dragoner hatte sein Wort gehalten, und war zugegen. „Schmeichelt ihm nicht, sondern scheltet ihn tüchtig aus!" rief er den Frauen zu, die mitleidig sich an den Hausherrn drängten. „Wer in bösen Stunden den Kopf verliert, macht ihnen die Thür weit auf; thut es ein Mann, und dazu in Gegenwart schöner Augen, verliert er mit dem Kopfe den Hut und Respekt, und das ist oft mehr verloren, als den Kopf. Fasset Euch, Romain, Ihr waret ja ehedem ein so braver Soldat, und bebtet nicht, als die Mitternacht vor Menin grauenvoll heraufzog. Ist denn hier mehr als dort?" —

Romain deutete schmerzlich auf seine Madelon und den kleinen Eugen. „Nun, Menschenfresser sind es nicht," lächelte der Dragoner, „wenn sie auch die schönen Frauen gern unter der Siegesbeute sehen; das steckt ihnen einmal im Blute. Ihr denkt noch beständig an Eure Sansculotten und Septembermänner, Chevalier, aber das liegt weit hinter uns, und der Consul als ein guter Kanonier hält auf ordentliche Montur, ordentliche Waffen und ordentliche Kriegszucht. Der Obergeneral soll die strengste Dienstordre haben und jede Ausschweifung strafen ohne Ansehen der Person. Und warum fürchtet Ihr fast kindisch für Euch? Wer wird hier in den nordischen Haiden den Capitain der Garde-Royale suchen? Die Euch kannten, schlafen vielleicht längst Alle in Italiens Erde oder am Fuße der Pyramiden. Verbergt Euch in Eurem Kabinett nur wenige Tage, und lasset mich indessen den Hausherrn spielen. Das feindliche Corps ist zu klein für unser ausgedehntes Land; die Mehrzahl wird rasch zur Residenz kehren, und von den Wenigen, welche bleiben, werdet Ihr vielleicht einen Husar zu füttern bekommen, und dann selbst Eure Thorheit, Eure Knabenfurcht verlachen, die Euren Lieben die zwerghafte Sorge zum Riesen umschuf, statt daß es umgekehrt seyn müßte."

Adrienne sah recht freundlich zu dem Tröster auf und stellte sich näher zu ihm.

Madelon flisterte: „Vertraue, Geliebter! Du fühlst ja Gottes Hand, denn er sandte Dir den Freund!" — „Kann er retten," entgegnete Ramain, „so waltet des Bruders Geist unsichtbar in ihm und über ihm." —

Der Dragoner traf jetzt seine Anordnungen so freimüthig und gewandt, als wären sie einem großen Familienfeste bestimmt. Die Zimmer der belle Etage wurden bequem und elegant für die Gäste eingerichtet, welchen Ranges sie seyn mochten. Das Speisezimmer unten füllte eine große Tafel aus, wohl besetzt mit Flaschen, Obst und kalten Schüsseln. „Der Anblick eines einladenden Mahles lockt das Blut vom Gehirn zum Magen," sprach er scherzend, „und kein Kriegsmann grollt, wenn volle Becher winken." — In dem daran stoßenden Familienzimmer sollten die Damen mit dem kleinen Eugen verweilen und zwar bei offener Thür. „Der gemeinste, roheste Franzos ist galant; Galanterie ist seine Nationaltugend;" lachte er dem widersprechenden Hausherrn zu. „Zutrauen weckt Zutrauen, auch im eisernen Gemüth, und so ein lieblicher Kindeskopf wird dem Grausamsten zu einer Engels-Erscheinung, in deren Nähe er sich der Sünde schämt." —

Romain mußte sich in das Kabinett daneben verschließen, da er den sicherern Platz im Erker aus Liebe zu den Seinigen verschmähte, und er sollte als krank gemeldet werden. —

So gingen die Morgenstunden des 5. Julius 1803 vorüber und es ward Mittag ehe die bange Erwartung in der Wirklichkeit ihre Erlösung fand. Jetzt hörte man fernen Trompetenmarsch, jetzt näher den raschen Trommelschlag Frankreichs, und der Rittmeister trat auf den Vorplatz und in die weitgeöffnete Pforte des Hauses. Schon war ein großer Rüstwagen auf den Hof gefahren, und ein dünner, kerzenlanger Mann in hellblauer Uniform, der, trotz des schwarzen Bartes und des Degens an der Hüfte, eben kein kriegerisches Ansehen hatte, gab den Trianſoldaten seine Befehle. Ehe er jedoch nach Vollendung seiner Anordnung das Haus erreichte, sprengte ein Colonel mit vier Officieren durch das Thor und warf sich vom Pferde.

„Ihr schon da, Payeur?“ rief er mit rauher Stimme wie höhnend dem Hellblauen zu. „Ihr habt eine gute Nase für die Töpfe Egyptens von den Vätern her, und der Rauch vom Schornsteine des stattlichen Hauses hat Euch Flügel angesetzt.“ —

„Die Kasse der sieben und zwanzigsten muß unter Dach, so lautet meine Ordre;“ antwortete der Angerufene, doch sichtlich scheu und respektvoll.

„Eure Beutel haben weder Zunge noch Kehle, und werden sich schon mästen ohne Koch und Kellner im occupirten Lande; lachte laut der Colonel. Die Halbbrigade aber ist vom Obrist bis zum Tambour dürr geworden in der verdammten Haidgegend und sehnt sich nach einem Kanaan. Wir halten Vorhand darum. Den Wagen in die Scheuer dort, Ihr aber möget mit uns eintreten, ein Schweines-Rippchen wird sich finden für Euch, und dieses Haus scheint mir weit, wie der Schooß Abrahams und mag allen Gläubigen weichen Platz geben.“ —

Unter dem Beifallsgelächter seines Geleites trat er durch die Pforte, maß jedoch mit verdüsterten, stolzen Blicken den Dragoner, der ihm entgegen kam, und im Namen des ihm verwandten, kranken Hausherrn die Gäste bewillkommte. Ohne eine Antwort zu geben, ging der Franzos an dem Rittmeister vorüber, doch im Salon schien er überrascht durch den Anblick der Tafel und der beiden schönen Damen, und sein barsches Wesen lösete sich in eine wunderbare Freundlichkeit auf. Sein finsteres, feindseliges Gesicht wandelte augenblicklich den Charakter und mit einer Ritterlichkeit, die ihm wohl ließ, trat er, den Hut in der Hand und den Degen unter dem Arm, sofort in das zweite Zimmer, und begrüßte höflichst die Schwestern, und Groll und Härte schwand gänzlich aus seinem Benehmen, als die Hausfrau seine feine Entschuldigung in seiner Muttersprache erwiederte.

Triumphirend winkte der Dragoner der schönen Adrienne; die Fremden legten die Waffen ab, und man ordnete sich zur Tafel, bei der auf Bitte des Colonels die Damen die obersten Plätze einnehmen mußten.

„Bin ich nicht ein guter Prophet?“ flisterte Adolph seiner Nachbarin zu, da das freundliche Gespräch immer traulicher ward, der Colonel den Burgunder pries, den er kaum daheim so gut getrunken, mit Feuer im Champagner die Gesundheit der liebenswürdigen Hausfrau trank, den kleinen Eugen auf seinen Knien mit Erdbeeren fütterte, und den Payeur, welcher unten am Tisch bescheiden Platz genommen, mit seiner lahmen, eingefrorenen Zunge aufzog.

„Madam und Demoiselle müssen Nachsicht haben mit unserm jungen Kameraden dort,“ spöttelte er lachend. „Unser Freund ist brav und ein rechtschaffner Schatzmeister, der die Seele der Brigade, das blankgeprägte Gold bewacht wie sein Auge. Aber seine Ahnherrn schreiben sich vom Stamme Levi, und die allmächtige Revolution hat vergebens an ihm Wasser und Blut vergeudet, der Treue ist in keinem Quartier in seinem Wohlbehagen, wo nicht das Gebots-streifchen an dem Thürpfosten genagelt prangt und die Mosistafel die Wand schmückt.“ — So redend hob er die Augen zu der Wand ihm gegenüber, wo sie aber starr gefesselt haften blieben, und da zugleich sein Mund wie durch einen Wetterschlag getroffen verstummte, die Röthe seines Gesichts in eine gelbliche Blässe überging, welche zwischen dem schwarzen Barte den Zügen etwas grauenhaftes und gespenstisches gab, in seinen Augen jedoch zugleich ein feindseliges Feuer aus den Tiefen nach Außen zu quellen schien, so folgten die Augen aller Anwesenden der Richtung seiner Blicke, und trafen auf das Oelgemälde des Herrn von Hagen, welches neben seiner Madelon an der Zimmerwand hing, und das man nicht beachtet und deshalb herabzunehmen vergessen hatte.

Eine kurze, jedoch höchst ängstliche Pause folgte; Madelon griff nach der Hand der Schwester, der Dragoner beobachtete den Colonel erwartungsvoll und lauernd. Doch dieser lösete schnell selbst alle Zweifel und Muthmaßungen über sein verwandeltes Benehmen. Sein Blick wurde wild, blinkend, scharf wie das Auge des blutgierigen Adlers, wenn er von der Ureiche sich herabstürzt auf den Schwan des Missisippi; eine boshafte Freude belebte zugleich seine Züge. „Monsieur le Marquis, Ihr hier?“ rief er; „Hier am Ende der Welt hätte mir der Teufel die schönste Freude meines Lebens aufgehoben? Und bei der Hölle, ich will sie genießen!“ — Rasch mit der Ferse den Stuhl zurückschleudernd, ergriff er den Knaben und stellte ihn hoch auf die Tafel. „Nicht wahr, mein lieber Junge,“ fragte er das Kind mit höhnischer Freundlichkeit, „das da ist der Papa, der gute Papa?“ — Das Kind sah das Bild an und klatschte in die Händchen. „Papa!“ rief der Knabe; „ja der Papa! Aber Papa ist krank, und hat lange nicht mit dem kleinen Eugen Krieg gespielt.“ — Jetzt brach die Wuth des Franzosen in volle Brunst aus. „Betrüger, elende Heuchler!“ rief er; „darum der schmeichelnde Empfang, darum die Schmiegsamkeit der Damen! Der Hausherr ist ein Emigrée, einer der boshaftesten Feinde unseres Vaterlandes. Er hat jahrelang die vatermörderischen Waffen gegen die Republik getragen, hat Hunderte der Söhne Frankreichs morden helfen. Ich sah ihn schon, als ich der Erste über diesen Fluß schiffte, sein Gesicht fiel mir auf, doch das flimmernde Mondlicht machte mich ungewiß. Er war damals mitten unter den Feinden, ihr Spion sicherlich, ihr Rathgeber gegen uns. Heraus muß es, muß in meine Hand gegeben seyn.“ — Er griff ein Messer vom Tisch und zuckte es gegen des Kindes Gurgel. — „Gebt ihn heraus aus seinem Versteck, ruft ihn augenblicks vor das Gericht seines Erzfeindes, oder dieser Stahl färbt sich in nächster Minute mit dem Blute seiner Brut, so wahr ich Nicola Favras mich nenne!“ —

Es war jener Nicola de Licou, der sich als Jacobiner Hachette, Hackbeil, umgetauft, späterhin aber den Namen seines hingerichteten Ohms wiederum angenommen hatte, um sich den Besitz der Güter desto fester zu sichern. —

Die Schwestern schrieen laut auf, der Rittmeister fuhr vom Sessel empor und sprang nach seinem Säbel, der Knabe aber weinte: „Hilf Mama, der böse Mann will mich stechen!“ und Madelon schrie laut um Hülfe und taumelte um die Tafel und sank in die Knie vor dem jetzt wieder dunkelroth glühenden Wüthrich. Da flog die Kabinetsthür auf und Herr Romain stürzte heraus, den bloßen Degen in der Rechten. „Halte ein Unmensch!“ kreischte er mit gebrochener Stimme. „Nimm mich, nimm mein Leben; nur laß die Unschuld unverletzt. Dein Haß hat die ganze Familie de la Haie zertrümmert, vernichte auch den letzten Stamm, nur den schuldlosen zarten Keim verschone, an welchem Frankreich kein Anrecht hat.“ —

Der Colonel lachte wild auf. „Bist Du so zahm geworden, stolzer Königsfreund?“ fragte er mit Spott. „O warum ist die schöne Zeit vorüber, wo ich Dir dieses Knaben Kopf hätte entgegenschleudern dürfen, und einen Leichenacker machen dürfen aus diesem Deinem Hause! Aber Du sollst mir wenigstens nicht entgehen? Nieder mit den Waffen, Du längst dem Tode verfallener Hochverräther! Nieder zum Boden, ich will Dich nicht länger so mir gegenüber sehen.“

Er ließ den Knaben aus der Hand, und das Kind taumelte auf die Tafel hin zwischen Schüsseln und Becher, kaum von der gegenübersitzenden Adrienne aufgefangen; zugleich stieß er mit roher Hand die kniende Madelon zur Seite, daß sie zu Boden schlug, und so setzte er an, sich auf den mit dem vorgehaltenen Degen Schutz suchenden Hausherrn zu werfen; aber der Dragoner, im Herzen empört, vor Ingrimm entglüht und Alles vergessend war bereits in seiner Nähe, und mit der starken Faust packte er jetzt den Tobenden an der Brust, und mit seiner deutschen Riesenkraft warf er ihn zurück, daß der Wuth-schäumende kaum sich zwischen den Sesseln aufrecht zu halten vermochte.

Stutzend, doch mit verdoppeltem Zorn richtete sich jetzt sein Wüthen gegen den Rittmeister. „Elender Kriegsgefangener,“ stieß er mit gebrochenen Tönen hervor, „was mischt Ihr Euch in ein fremdes verlorenes Spiel? Wollet Ihr schlagen, warum schluget Ihr Feiglinge nicht an der Elbe? Adjudant, nehmt dem Verrückten den Säbel ab, und führt ihn zum nächsten Wachtpikett. Er hat die Capitulation verletzt und ist dem Kriegsrechte verfallen.“ —

Der Adjudant rührte sich nicht; des Dragoners Kühnheit hatte die Fremden in Respekt gesetzt. Der Rittmeister hob seinen Säbel in der Scheide gegen den Colonel in die Höhe und trat ihm noch um einen Schritt näher. „Ich kenne Euch,“ sagte er mit verächtlicher Kälte, „Herr de Licou oder Citoyen Hachette, oder wie Ihr Euch sonst noch getauft haben möget. Ich kenne Euch, denn ich bin der Freund des Mannes dort, den Ihr verderben wollt. Aber ich stehe fest in Eurem Wege, und Ihr müßt mich zuvor kalt machen, ehe Ihr Jemanden aus dieser trefflichen Familie nur ein Haar krümmet. Der General en chef, der Consul selbst mag Recht sprechen, aber nicht Ihr sollt die Wollust haben, Eure Rachwuth persönlich zu sättigen. Ihr habt mich und meine Kameraden elend und feig genannt, dafür nenne ich Euch einen Schurken, der das Ehrenkleid schändet, das er trägt, und den der Consul mit umgewendeter Montur hinter das Regiment schicken würde, kennte er Euch, wie ich Euch kenne.“ —

Wie ein neuer Sturmstoß rasete die Wuth des Colonels auf; seine Augen traten fast aus den Höhlen, seine Lippen wurden blau, seine Arme zuckten.

„Hinaus ins Feld!“ schrie er. „Hinaus im Augenblick! Nur Einer von uns kann leben! Züchtigen — Züchtigen will ich die Zunge, die sich so erfrechte, züchtigen, daß sie die Erde lecken soll im Todeskampf. Hinaus, Herr Rothrock, zittert vor der pariser Klinge!“ —

„Mein Pferd steht noch gesattelt und ich bin bereit!“ rief gesetzt und männlich kalt der Dragoner, innerlich jedoch frohlockend, daß er den Feind auf sich gelockt, daß er ihn hinweg zu bringen und den Bedrängten Zeit zu verschaffen vermocht. Er rief zum Fenster hinaus seinem Reitknecht zu, der Colonel aber

kehrte nochmals von der Hauspforte zum Salon zurück, und kreischte den im Staunen über diese Vorgänge verstummten Officieren seine Befehle zu. „Peillard und Rondiere," stotterte er mit rollenden Augen und wie sinnberaubt, „laßt den Verräther nicht aus den Augen, entwaffnet ihn, knebelt ihn gleich dem gemeinsten Marodeur und Mordbrenner, denn er ist nichts besseres. Capitain Bühot, Ihr meldet dem Generallieutenant was hier geschehen, bis ich selbst ihm den saubern Fang präsentire. Mit mir! Lieutenant Raffour, in zehn Minuten sind wir wieder zur Stelle." —

Wie mit Zauberschnelle sah man bald darauf den hannoverschen Rittmeister den Colonel und den Adjudanten hoch zu Roß vom Hofe sprengen, und alle drei trabten an dem Ufer des Stromes hinauf und verschwanden dort wo sich das Ufer nach Norden bog, hinter den Zäunen des Ackerlandes.

Eine kurze Zeit lang wurde jetzt das Gehöft von einer stillen Pause beherrscht, die sonderbar gegen das frühere Gelärm innen und außen abstach. Die Trainsoldaten sah man verwundert aus den Stallthüren hervorblicken und der wilden Jagd am Ufer neugierig nachgaffen; die Knechte und Arbeitsleute des Gutsherrn, welche sich auf der Hausflur vorher schon versammelt, sobald sie vernommen, ihr verehrter Herr sey in Noth gerathen, und von denen Mehrere durch ihre Geberde und ihre Bewaffnung die getreue Absicht ohne Scheu andeuteten, standen verdutzt, da sie so unerwartet den Hauptfeind und den bekannten Freund sich entfernen sahen, und nur aus der geschlossenen Thür tönte ein dumpfer Wortwechsel fort, der jedoch unverständlich blieb, und in die Stille wie fernes Murmeln der Brandung des Meeres erklang. Jetzt öffnete sich die Saalthür und der schwarzbärtige Payeur trat hinaus und vor ihm wichen die Hausleute, theilten sich an die Wände und machten ihm Platz zur Hauspforte. Der Franzose trug den kleinen Eugen auf dem Arm und führte die bleiche, schwankende Adrienne an der Hand.

„Courage, Mademoiselle!" sprach er treuherzig. „Munter vorwärts, denn die Zeit ist kostbar. Capitain Bühot hat nicht ein so bös Gemüth wie Monsieur der Colonel. Er wird nichts Böses thun mit dem guten Herrn Marquis, und finden wir den General en Chef bevor der Colonel zurückkommt, werdet Ihr Alle werden gesichert. Der Generallieutenant ist Freund von Kindern und guten Damen, und bitten wir nur recht sehr, wird er gütig sprechen, denn er war heute sehr froh über die Bezwingung der Armee ohne Verlust Eines Scharfschützen, und träumt von nichts als den Lobsprüchen des ersten Consuls." —

Adrienne schien sich zu ermannen und ihrer Furcht mächtig zu werden, da trafen die Supplikanten auf einen Husarenofficier, der eben im Galopp vor der Pforte ankam. Es war ein Capitain der Braunen, ein hochgewachsener kräftiger Mann mit einem edeln einnehmenden Gesicht trotz der sich darauf kreuzenden Narben, welche als lebendige Hieroglyphen von seiner Bravour erzählten.

„Einen Becher Wein, schnell für den General!" herrschte er in deutscher Sprache den Hausleuten zu, indem er zurück auf den Reiterzug zeigte, der langsam auf der Straße, die an dem Landhause vorüberging, daher zog, und durch das reiche Gold welches von den Uniformen blitzte, und durch die rothen wallenden Federbüsche, die darüber wogten, fernhin die Vornehmsten des Heeres ankündigte. Der Payeur schrie freudig auf als er die Vordersten des Reiterzuges erkannte. „Wir haben nicht weit, Mademoiselle!" rief er. „Der General haben die Güte, uns selbst entgegen zu kommen." — Als er aber seine Augen zu dem braunen Husaren aufschlug, der ihm zurief: „Bem, bist Du trunken? Spielst den Paris, und entführst die Helena zusammt dem kleinen Astyanax?" — da schrie er noch lauter auf, setzte den Knaben nieder, und war in Einem Satze von den Steinstufen herab neben dem Steigbügel des Schnurrbarts.

„Nein, nicht trunken," kreischte er, „sehe ich Euch doch wie einen Engel mit dem Schwert angekommen zu bester Stunde! O auf welchen Flügeln kommet Ihr denn daher? Waret Ihr doch noch nicht bei uns, als wir passirten die Yssel; waret noch nicht beim Regiment als wir betraten dieses Land. Aber Ihr seyd da, Gott sey's gedankt; steigt nur ab von dem Pferd, und gehet hinein, spornstreichs hinein, wo Ihr werdet erwartet wie ein Bote vom Himmel." —

Der Husar antwortete nicht, hörte nicht, seine Augen hafteten auf der Gestalt der schönen Adrienne und seine Züge trugen den Ausdruck eines Menschen, dem im bleichen Mondlicht um Mitternacht plötzlich eine geistige Erscheinung aus dem Wege herauf steigt. „Bem," sagte er halblaut und preßte des Payeurs Hand auf das heftigste, „sprich, ist sie es, ist sie es nicht? So war sie ja, und doch war sie anders." —

Zwei Schüsse fielen fast gleichzeitig nicht gar fern hinter dem Garten, Adrienne that einen Angstschrei, bedeckte mit den Händen ihr Gesicht und floh in das Haus zurück; zugleich aber trabte der Obergeneral mit seinem ganzen Gefolge in den Hof herein. Es war ein langer Mann, in steifer, gezwungener Haltung auf seinem Schimmel sitzend, dem man es ansah, daß er sich Mühe gab, imposant zu erscheinen, da ihm die Natur diesen gewünschten Vorzug trotz seiner Körperlänge versagt hatte. Sein charakterloses, gewöhnliches Gesicht trug jedoch in diesem Augenblicke einige ungewöhnliche Marken in sich, die auf Sturm zu deuten schienen. „Wer ließ schießen? Was soll der Tumult hier im Hause?" sprach er mit Hast. „Werden so meine Ordres befolgt? Sind die entwaffneten Truppen nicht noch beisammen? Will man mir meinen schönen Tag verderben? Und habt Ihr vergessen was ein Aufstand der Bauern und Bürger bedeutet? Capitain Bühot, schnellen Bescheid, wer ist der schuldige Militär? Was sollten die Schüsse?"

Der Capitain, der eben vom Salon heran trat, berichtete kurz den Vorfall, meldete die Gefangennehmung eines Emigrées, eines Condéers und Ritters des sogenannten achtzehnten Ludwigs, den Herr de Favras erkannt und festgehalten.

„Und wo ist der Colonel?" fragte der General.

„Zum Duell mit einem Officier der Hannoveraner;" antwortete der Capitain. „Dort kehrt der Adjudant zurück und er wird melden können, was geschah."

Der General wandte sogleich seinen Schimmel dem Lieutenant zu, der in gestreckter Carriere und mit bleichem Gesicht daher sprengte.

„Wo ist Favras? warum stellt er sich nicht selbst, uns Auskunft zu geben über streng verbotene Mißhandlung eines Hausbesitzers dieser Provinzen?" fragte der Commandeur.

„Mein General," antwortete der Lieutenant mit Achselzucken, „der Colonel ist entschuldigt. Er kann sich nicht stellen, denn er ist als Freiwilliger auf dem Wege, uns in England Quartier zu bestellen."

„Monsieur Raffour, keine Badinage!" zürnte der General.

Der Lieutenant legte respektvoll die Hand an den Hut und berichtete im Style eines militairischen Rapports. Im Reiten zu der entfernten Uferstelle hatte man die Ordnung des Duells bestimmt, und da die Waffen, Säbel und Degen, ungleich gewesen, ein Duell auf Pistolen gewählt, trotz des Erzählers Gegenrede, indem Favras, obgleich immer heftigen Charakters, noch nie so im Grimm gesehen worden. Beide nahmen ohne abzusteigen Posto, der Colonel mit dem Rücken dem Elbstrome zugekehrt. Man zielte, der Adjudant zählte und die Schüsse fielen. Von Beiden war Niemand getroffen, aber des Dragoners Kugel fuhr in den Kopf des Pferdes von seinem Gegner. Das Thier machte einen gewaltigen Satz; der Colonel, um sich im Sattel des Pferdes zu erhalten, riß die Zügel straff zu sich ein, das Roß stieg, warf sich hin und herüber, kam so auf den Rand des hohen Ufers, stieg nochmals und stürzte mit dem Reiter in das tiefe, rauschende Wasser hinunter. —

„Und ihr versuchtet keine Rettung?" stieß der General beängstet hervor. — „Der Verunglückte ward vom Strome dem andern Ufer zugetrieben und alle Schiffe lagen diesseits;" antwortete der Lieutenant.

„Und Ihr hieltet den Hannoveraner nicht fest, versuchtet nicht seine Gefangennehmung?" zürnte der General weiter. Der Lieutenant zuckte wiederum lächelnd die Achseln. „Mein General," sagte er, „setzet alle Pferdefüße hier auf dem Hofe unter Einen Bauch, und ich wette, auch der leichteste Reiter unserer Kavallerie findet damit den Schweif vom Pferde des fremden Dragoners nicht wieder. Er ritt ein englisch Blutroß bester Art, und schoß wie ein Windstoß über das Feld, daß er klein ward wie eine Schwalbe vor meinen Augen, ehe ich mich noch besinnen konnte, was zu thun sey." —

Der General zog die Augenbrauen finster zusammen, indem er ohne Zögerung aus dem Sattel stieg. „Folget mir meine Herren," sprach er gebieterisch; „wir haben einen braven Officier verloren, und wer daran Schuld ist, mag seinen Kopf hüten vor unserm Rapporteur."

Der braune Husar hatte aufmerksam, doch ohne Bewegung und Einrede, dem Allen zugehorcht; nur als der Adjudant des Colonels Wassersprung berichtete, murrte er in sich: „Gericht des Himmels!" — Jetzt aber wurde auch er rasch beweglich, saß ab und drängte sich an die Seite des in das Haus schreitenden Generals, so daß er mit diesem zugleich den Salon betrat.

Der Chevalier Romain saß am Ende des Zimmers, Madelon stand neben ihm, wie sein Schutzengel halb zu ihm niedergebeugt, die Officiere hielten Wacht vor ihm, sein Degen war in der Hand des Einen derselben.

„Seid Ihr der Feind Frankreichs —?" fragte der General zu dem Edelherrn hintretend mit heftigem Tone, aber jetzt ergriff der Husar seinen Arm dreist und heftig und störte ihn in seiner Zornrede. „Erlaubt, mein General!" sprach der hochgewachsene Reiter, indem er den Commandeur zum nächsten Fenster führte, und dort in sichtlich hoher Gemüthsbewegung ein kurzes Gespräch mit ihm begann, an dessen Schlusse er die Bärenmütze vom Kopfe nahm und aus der himmelbauen Tasche derselben ein Portefeuille hervorzog, welches er geöffnet dem General zur Ansicht reichte. Dieser blätterte in mehreren daraus genommenen Papieren. „Seltsam! Wunderbar!" sprach er bei

diesem Durchsehen. „Ja, ja, meine Herren," sagte er dann zu den Anwesenden gewendet, „es ist ein Irrthum! Colonel Favras war zu voreilig. Der Marquis de la Haie nebst seinem jüngern Sohne sind geblieben in der Nacht bei Menin. Der ältere Sohn ist durch seine Waffenthaten ein Liebling des ersten Consuls geworden, man hat ihn und alle seine Verwandten von der Emigrantenliste gestrichen und er ist in seine Familiengüter wiederum eingesetzt. Unser tapferer Freund hier hat uns die Papiere darüber vorgelegt. Der Besitzer dieses Eigenthums ist frei, und wärs möglich, müßte der Colonel dieser Familie die Angst abbitten, welche sein Irrthum ihr bereitet. Mein braver Husar," setzte er freundlich hinzu, „übernehmt Ihr des Colonels Pflicht, und macht den Allarm wieder gut, den der Kriegsstand bei den Damen vom Hause entschuldigen mag." —

Der braune Husar trat vor und legte die Hand bewegt auf seine Brust und neigte sich dankbar vor dem General. Romain war aufgestanden und starrte den Husaren an, Madelon aber schrie auf: „Es ist der Bruder! Es ist Eugen, so wahr ein Gott lebt!" —

„Romain!" rief der Husar. „Haben denn die östreichischen Reiter mein Antlitz so zerfetzt, daß der Bruder keinen Zug mehr erkennt?" —

Der Chevalier taumelte in des Husaren Arme. „Nicht todt?" stammelte er. „Und nochmals mein Schutzgeist? O Gnade, mein Gott, dem Zweifler! Hat doch Niemand auf Erden einen solchen Bruder wie dieser ist." —

Eugen preßte den Schwankenden an sein Herz, und streckte seine linke Hand nach der schönen Madelon aus, aber nicht diese allein, sondern auch die blondlockichte Adrienne faßte die dargebotene Hand und drückte sie mit scheuer Herzlichkeit. —

Wir haben ihn gekannt, den wackern Capitain der braunen Husaren, Kapuziner genannt, wir haben ihn unter uns gesehen, den kraftvollen, fast herculischen Kriegsmann mit dem gebräunten, von drei Narben zerfetzten Antlitz, denn er lag fast zwei Jahre hindurch in unserm großväterlichen Hause im Quartier. Er war ein ganz Anderer wie die Mehrzahl seiner Kameraden; ernst und sittig, mäßig und bescheiden, erleichterte er dem Bürger die Lasten, welche das unvermeidliche Schicksal ihm zugewälzt; er lebte, wenn der Dienst ihn frei ließ, gern im Hause, beschäftigte sich mit der neuesten, auch der deutschen Literatur, und nahm gern an den Freuden der Familie Theil, so daß man ihn zuletzt ihr angehörig betrachtete, und das kleinste Mädchen im Hause ihn nur den Onkel mit dem Ziegenbarte nannte. Die Frauen schienen ihm sämmtlich zugethan, und sie hatten nicht Unrecht, denn hatte der Krieg seinen Zügen auch übel mitgespielt, sein großes Auge trug etwas eigenes, überirdisches möchte man es nennen, in sich, das die Herzen magnetisch ihm zuzog. Oft erzählte er von seinen merkwürdigen Schicksalen, die wir Alle mit Theilnahme anhörten. Als er bei Löwen mit den Unglücksgefährten verurtheilt worden, ward er von drei Kugeln getroffen, doch keine gab ihm eine Todeswunde. Unter dem Haufen der todten Kameraden fand ihn Abends darauf ein Landmann, und trug ihn mitleidig in seine nahe Hütte. Der Mann hatte einen Sohn in den letzten Gefechten verloren, und schien seinen väterlichen Schmerz durch die Pflege des fremden Jünglings betäuben zu wollen. Eugens Brustwunde heilte nur langsam, und mehrere Jahre gingen vorüber, ehe er seine volle Gesundheit, seine frische Jugendkraft wieder gewann. Sein Pflegevater handelte väterlich an ihm und in der ganzen Gegend galt er für des Errettets wirklichen Sohn. Aber Eugen konnte sich nicht an die Einförmigkeit des Landlebens gewöhnen, obgleich ihn die Dankbarkeit lange Zeit an die kleine Hütte, die ihm eine neue Heimath geworden, fesselte. Nach dem Vater, dem Bruder hatte er geforscht, und ihr Tod bei dem Ausfalle von Menin unterlag für ihn keinem Zweifel. Frankreichs Revolution nahm jetzt allmählich einen edlern und würdigern Charakter an. Jene Blutmenschen waren selbst als verdiente Opfer der eigenen Grundsätze gefallen, das in Gräueln und Unthaten übersättigte Volk hatte einer neuen Ordnung gehuldigt. Die Vernunft herrschte wieder, die Gesetzlosigkeit hatte aufgehört. Eugen war Franzose und in der Abgeschiedenheit seines Asyls, in den Tagen seiner Körperschwäche erwachte die Liebe zum Vaterlande neuerdings, die nicht leicht ein Franzose selbst in dem fernsten Winkel der Erde zu tilgen vermag. Auch sein Nationalstolz erwachte durch die merkwürdigen Waffenthaten der französischen Legionen, und die Heereszüge des Generals Buonaparte regten die ganze Theilnahme des jungen Invaliden auf. Mit der wiederkehrenden Kraft wuchs auch die Begierde nach Thaten und lohnender Beschäftigung, so machte er sich los von seinem Pflegevater, der ihn ungern scheiden sah, und trat in das Heer seiner Nation unter fremdem Namen. Der letzte seiner Familie, ein einsam stehender, namenloser Flüchtling, gepreßt durch die grausenvollsten Erinnerungen, suchte er nur Vergessenheit im Kriegsgedräng, nur einen Ehrentod im Schlachtendonner. Er trat in die Armee, und focht gegen die zahllosen Feinde des neugeborenen Galliens. Seine Waffenkunde, seine Bildung, sein edles Aeußere zogen, obgleich er jeden Prunk damit absichtlich vermied, die Augen seiner Vorgesetzten auf sich, und er stieg bald zum Sergeant-Major in seinem Regimente; doch erst in der Schlacht bei Marengo sollte er die Augen des ersten Feldherrn des Zeitalters auf sich ziehen. Die Schlacht schien verloren, da kam Desair mit der Reserve auf der Ebene von Tortona an, und mit ihm Eugens Regiment. Der Angriff dieser neuen Truppen war furchtbar und entscheidend. Der General fiel tödtlich verwundet, doch grimmig rächten den Tod ihres Abgotts die erhitzten Krieger an den schon siegtrunkenen Legionen des Generals Melas, die braunen Kapuziner schlugen wie ein Hagelschauer alles nieder, was in ihrer Bahn lag, stürmten die Hauptbatterie im Centrum, und Buonapartes Adlerauge zeichnete besonders einen Unterofficier aus, der immer voran war, mehrere Fahnen nahm, mit einem kleinen Corps einige gefangene Generale frei hieb, und als ein wüthendes Kartätschenfeuer seine Escadron aus einander warf, sich an die Spitze einer Grenadiercolonne stellte, und die verderbensprühenden Geschütze mit diesen Tollkühnen eroberte und unschädlich machte. Als am Morgen darauf Buonaparte das Commando an Massena übertrug, ernannte er zuvor Eugen zum Officier und gab ihm das rothe Ordensband vor der Fronte der Kapuziner. Später vergaß er ihn nicht, und bald durchschaut von dem Scharfblicke des seltenen Mannes, gestand ihm Eugen seine Herkunft, seine Schicksale, und durch des ersten Consuls Gunst bekam er seinen Familiennamen und seine Erbgüter zurück. —

Jetzt schien hier in der Fremde das Schicksal Alles, was es schwer auf des Einen Mannes Haupt gehäuft, wieder vergüten zu wollen. Oft reisete Eugen an die Ufer des Elbstroms, mehrere Male besuchte ihn die Familie in der Residenz, und es war wunderbar anzusehen, mit welcher eigenen Achtung, man möchte Vergötterung sprechen, die ganze Familie, selbst bis zum kleinen Eugen instinctartig hinab, den Onkel behandelte. Wenn sie ankamen, der elegante Korbwagen am Hause hielt, der Husar sie in der Thür empfing, Romain einen herzigen Kuß auf seinen bärtigen Mund preßte, der kleine Eugen sich an seine linke Hüfte schmiegte, Madelon seine linke Hand nahm und drückte mit Blikken, in denen die ganze Dankbarkeit ihrer Seele sich ergoß, er dann mit der Rechten die feine Hand der schönen Adrienne faßte, und auch diese zu sich zog, die ihn von fern wie einen Schutzpatron, den heiligen Görg oder Michael in Waffen zu betrachten schien, dann leuchteten seine Augen wie im Verklärungsscheine und er sah aus, als stände er hoch über der armseligen Welt. —

Buonaparte hatte sich indeß Frankreichs Kaiserkrone aufgesetzt, und der narkotische Zauber dieses neuen Schmuckes füllte das Gehirn des stolzen Glückssohnes mit Welteroberungs-Träumen. Auch das Heer, welches Hannover besetzt gehalten, wurde durch die Kriegstrommete zu neuem Schlachtenruhm gerufen und Eugen schied auf viele Monate. —

Wir sahen ihn noch ein Mal wieder. Bei Jena hatte eine Stückkugel ihm dem rechten Arm genommen, der riesige Schwertmann hatte ausgefochten.

„Der Herr der Heerschaaren hat Halt geboten;" sagte er ruhig und in gleichmüthiger Resignation; „und glaubt mir, wer nicht auf solche Weise in unserer Zeit sich in die Winterquartiere einkauft, wird sie kalt und dunkel unter dem Boden finden, auf dem wir stehen; denn dieser neue Kriegsgott hat seinen Kriegsplan so großartig angelegt, daß zwei Generationen ihre Knochen zum Fundament hergeben müssen." —

Er reisete von uns, aber freundliche Briefe verkündeten uns von der Loire her die glückliche Auflösung seiner Lebensräthsel. Romain, dem des Bruders Wünsche heilige Befehle waren, verkaufte seine Besitzungen an der Elbe, und die ganze Familie kehrte nach dem Heimathlande zurück. Stolz auf Eugens Werbung reichte ihm dort in dem Schlosse seiner Väter die schöne Adrienne Hand und Ring, und wurde der Lohn seiner Hochherzigkeit und seiner edeln Opferungen. Doch auch das Monument der Bruderliebe hatte die Wanderung von der Elbe zur Loire mitgemacht, und dort auf einem andern Hügel, mitten in einem Gewölb hochstämmiger, vollblühender Rosen aufgestellt, wurde es wiederum die heilige Familiensäule, an welcher sich Morgens und Abends die Hausgenossenschaft sammelte, und später versäumte Romain keinen Tag, seine Söhne an den weißen Stein zu führen, und von dem Bruder zu erzählen, dessen Name in der ganzen Provinz zum schönen Sprichwort geworden.

Heinrich Blümner

ward am 18. October 1765 zu Leipzig geboren, studirte die Rechte in seiner Vaterstadt, habilitirte sich daselbst als Docent, ward 1794 Rathsherr, 1798 Hofgerichtsassessor, 1804 Stadtrichter, 1814 Baumeister und ist jetzt k. sächsischer Oberhofgerichtsrath, so wie Doctor der Philosophie und der Rechte.

Er schrieb:

Ueber die Medea des Euripides. Leipzig, 1790.
Die Dorffeier. Schauspiel. Leipzig, 1790.
Handwörterbuch über die schönen Künste. (gemeinschaftlich mit Grohmann.) Leipz. 1794—95. 2 Thle.
Die Rache. Trauerspiel, 1794.
Familientheater. (nach dem Französischen.) Leipz. 1803. 2 Thle.
Ueber die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus. Leipz. 1814.
Geschichte des Theaters in Leipzig. Leipzig, 1818.

Als Uebersetzer hat sich B. durch seinen Geschmack, große Gewandtheit und tiefes Eindringen in den Geist des Originals bewährt; weit höher jedoch steht er in seinen kritischen Forschungen, wo er die gründlichste Gelehrsamkeit und den bedeutendsten Reichthum tiefer, vielseitiger Bildung mit dem scharfsichtigsten geistigen Blicke und der gewiegtesten Sicherheit und Ruhe verbindet. Es ist daher lebhaft zu bedauern, daß ihm seine ehrenvolle amtliche Stellung nur in Augenblicken der Muße gestattete, sich so glücklichen Beschäftigungen zu widmen; denn ein so reicher und feiner Geist wie der seine würde über Alles, mit dem er sich befreundete, ein helles Licht verbreitet und die schönsten Früchte getragen haben. —

Der gefesselte Prometheus.*)

Einzig in seiner Art unter den übrig gebliebenen Werken griechischer tragischer Kunst ist der gefesselte Prometheus, theils wegen der, ihm allein eignen, tiefen Bedeutung, theils um des Stoffes und der handelnden Personen willen. Wie nehmlich alle menschliche Theilnehmer von der Handlung ausgeschlossen und Götter allein darin aufgestellt sind: so ist auch der Gegenstand, der Kampf zwischen den Hauptpersonen,— wovon der einen Hoheit nicht einmal ihre persönliche Erscheinung zuläßt — göttlicher Art. Dennoch übersteigt der Stoff nicht unsere Fassungskraft; denn erheben sich gleich jene Wesen ihrer Macht und ihren Kräften nach über die irdischen, so handeln sie doch sonst durchgängig nach den Gesetzen unserer Natur, auch erweckt jener Götter-Kampf in menschlichen Zuhörern das höchste Interesse, indem er das Wohl unsres eigenen Geschlechtes gilt.

Unter den Himmlischen loderte Zwiespalt und Aufruhr. Einige trachteten den Kronos vom Throne zu stürzen und den Zeus zum Herrscher zu erheben, andere widersetzten sich diesem Beginnen. (Prom. Vs. 199. f. **) Prometheus, von der letztern Parthei, gab den Titanen, des Uranos und der Gaia Söhnen, — er selbst ein Sohn des Titanen Japetos ***) — den heilsamen Rath, mit List zu Werke zu gehen, denn ihm war durch Themis, seine Mutter, und durch Gaia bekannt, daß nicht Stärke und Gewalt, daß hier List allein siegen werde. (209. f.) Sie aber verachteten schlaue Mittel in ihrem stolzen Sinne, wähnend, durch Gewalt die Herrschaft erringen zu können. (204. f.) Nun trat Prometheus auf Zeus Seite, durch seine Anschläge siegte der Gott, und vermochte, den Kronos mit seinen Gehülfen in den Tartaros zu stürzen. (216. f.) Darum rühmt sich Prometheus, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben. (439. f.) Hierdurch ward des Zeus Herrschaft befestigt; (304. 5.) er bestieg den Thron des Vaters, ordnete das Reich, und vertheilte die Würden unter die Götter. (228. f.) †) Unter diesen Göttern nun ist Zeus allein frei; den übrigen ist alles zugefallen, nur das Herrschen nicht; (49. 50.) er aber, der neue Fürst der Götter, (95.) ist, eben darum, unerbittlich und hart, (34. 35.) er regiert nach eignen, selbstgegebnen Gesetzen widerrechtlich, und läßt die alten Götter seine überwiegende Gewalt fühlen. (150. 1. 402—5.) Deßhalb fürchten sie ihn, wider ihren Willen ihm gehorsam. (17. 68. u. f. w.)

Als nun Zeus die Gaben vertheilte, achtete er nur der armen Sterblichen nicht, ja er beschloß, sie zu vertilgen und ein neues Geschlecht hervorgehen zu lassen. Diesem Vorhaben widersetzte sich keiner als Prometheus; kühn wagte er zu verhindern, daß die Sterblichen, vernichtet, in des Hades Reich hinabgestürzt würden. (231. f.) Er entwendete des Feuers Strahl, theilte ihn den Menschen mit, und lehrte sie die Künste, die sie kennen. (7. 8. 29. 82. 83. 107. f. 251. 506. 612. 946.) Dieß Erkühnen nun bestraft der mächtige Gott; (8. f.) uneingedenk der von Prometheus geleisteten Hülfe (221. f.), verurtheilt ihn Zeus zu den bittersten Qualen; er läßt ihn durch seine Diener, Kraft und Gewalt, in eine Wüste Skythiens führen, und durch Hephaistos, so schwer diesem die Vollziehung des Befehls wird, (14 f.) an eines Felsens Abhange in unauflösliche Bande schlagen. (1. f)

Prometheus, allein zurückgelassen, ruft Himmel, Wasser, Erd' und Sonne zu Zeugen seines Leidens an. Die Töchter des Okeanos, die Hephaistos Schläge vernommen, schwingen sich zu ihm auf, er berichtet ihnen die Ursache seiner Leiden. Auch Okeanos, des Prometheus Verwandter, naht, durch dessen Unglück herbeigeführt. Er bietet sich zum Vermittler bei Zeus an, und verlangt Nachgiebigkeit von jenem; vergebens. Er entfernt sich; Prometheus thut den Okeaniden die dem Menschengeschlecht durch ihn erwiesenen Wohlthaten kund, und läßt sie einen Blick in die Zukunft werfen. Nun tritt Jo auf, die von Zeus geliebte, von Here verfolgte Jo, von einer Bremse gejagt. Sie berichtet den Okeaniden ihr Geschick; Prometheus macht ihr künftiges Schicksal, ihre bevorstehende Irrfahrt, und seine dereinstige Befreiung durch einen ihrer Nachkommen bekannt. Aufs neue wird Jo von Raserei befallen, und sie entweicht. *) Prometheus fährt fort, des Zeus Fall zu verkündigen. Hermes erscheint, mit Befehlen des Zeus, diese Verkündigung aufzuklären. Standhaft weigert sich der Titane unter neuen Schmähungen. Hermes droht noch härtere Qualen, und den Sturz in den Tartaros. Umsonst suchen die Okeaniden Prometheus zu bereden, er bleibt unerschüttert, und sein Beispiel verleiht selbst den schüchternen Jungfrauen Muth und Ausdauer. Die Drohung wird erfüllt; in Aufruhr stürmen die Elemente, und die Tragödie schließt mit den Worten des Gottes:

O meiner Mutter Glanz, und du,
Allen Licht aufrollender Aether,
Ihr schaut, was ich unrecht erdulde! **)

---

*) Aus: Die Idee des Schicksals u. s. w. v. Heinr. Blümner, Leipzig, 1814.

**) Die Verse sind nach der neuesten Schützischen Ausgabe (Halle, B. I. 1809. B. II. 1811. B. III. 1808.), deren Text ich auch durchgehends gefolgt bin, angeführt.

***) Hesiodos Theogonie, Vs. 510. nach Wolf's Ausg.

†) Ebendas. 74. 885.

*) Wenn Tyrwhitt (Animadvers. in Aristot. de poet. p. 147 s.) die beiden Szenen, worin Okeanos und Jo auftreten, für Episoden, die weder Nothwendigkeit noch Wahrscheinlichkeit mit der Haupthandlung verbände, und deßhalb die Fabel für einen vom Aristoteles in der Poetik, Kap. 9. getadelten μῦθος ἐπεισοδιώδης hält: so ist er in das Wesen dieser Tragödie nicht eingedrungen. Die Motiven, welche den Okeanos herbeiführen, sind vollkommen gegründet; er kommt aus Verwandtschaft, Theilnahme, und Achtung für Prometheus, um ihn, damit er größeres Elend vermeide, zur Unterwerfung unter den jetzigen Gebieter zu ermahnen, mit der Zusage, sich für ihn zu verwenden. Indem Prometheus dieß Alles zurückweiset, bewährt er seinen unerschütterlichen Charakter, dessen Darstellung eben der Zweck des Dichters war, und der Contrast mit dem furchtsamen Okeanos setzt ihn in stärkeres Licht. Prometheus ist taub gegen die wohlwollende Besänftigung, wie gegen die spätere Drohung des Hermes. — Jo's Erscheinen bezeugt des Zeus fühllose Grausamkeit. Wir sehen des Prometheus Leiden, wir hören aber seine Rechtfertigung aus seinem eigenen Munde, und diese Selbst-Rechtfertigung könnte partheiisch seyn. Doch nun erscheint eine zweite Person, gegen welche Zeus nicht weniger ungerecht verfuhr. Jo ist es, die von ihm geliebt, und dennoch so grausam behandelt, ja in die Irrsale verstoßen wurde. (737. 8.) Nächstdem entwickelt Prometheus seine Kenntniß des Vergangenen und des Zukünftigen an Jo's Gegenwart, welche auch dadurch Bedeutung erhält, daß einer ihrer Nachkommen Prometheus Retter werden soll.

**) Wegen der übersetzten Stellen habe ich folgendes zu erinnern. Wir besitzen noch keine genügende Verdeutschung des ganzen Aischylos, wir erwarten sie erst von Voß. Ich nahm daher die Uebersetzungen einzelner Tragödien von Jacobs, Süvern, Stollberg und Conz zu Hülfe, änderte sie jedoch da, wo sie

Die Qualen, welche Prometheus hier erleidet, sind ihm nicht unbekannt gewesen, ebenso weiß er, was ihm bevorsteht. (101. 2.) Wie seine Mutter Themis ihm verkündigt, daß nur List, nicht Gewalt siegen werde im Kampfe der Titanen mit den neuen Göttern, so hat er auch seine Leiden vorausgesehen, (265) *) und dennoch mit Vorsatz, dem Menschengeschlechte zu Liebe, gegen Zeus Willen gehandelt. So weiß er — auch dies hat ihm Themis enthüllt (771. f. 871. f.) — daß aus Jo's Stamm ein Mann entsprießen werde, der seine Fesseln dereinst löset, obschon erst nach überstandenen unzähligen Leiden; (512. f.) auch was ihm Hermes verkündigt (1044. f.), ist ihm bekannt; (1040) peinigen kann ihn Zeus, aber nicht tödten, (1053) denn nicht ist ihm zu sterben durch das Schicksal bestimmt. (753. 933.)

Eben so kennt er auch das dem Zeus beschiedene Loos. Lange wird dieser die Götter nicht beherrschen. (940) **) Schon zwei Tyrannen sah Prometheus herabstürzen von ihrer Macht, auch diesen, den dritten, wird er schnell und schmählich fallen sehen. (957. f.) Zeus, jetzt trotzig und stolz, wird einst demüthig werden; die Ehe, die er zu schließen denkt, wird vom Thron ihn stürzen, und so seines Vaters Fluch an ihm in Erfüllung gehen. (910. f.) Er bereitet sich einen ungeheuren, unüberwindlichen Gegner, der eine Flamme, gewaltiger als Blitz, ein Tosen, stärker als Donner, erfinden wird; — dieser mächtigere Sohn ist es, der ihm die Herrschaft raubt. ***) (761. f. 907. f.) Dann hat Prometheus seiner Leiden Ziel erreicht. (755. 6.) Zeus wird seinen Haß zähmen, mit Prometheus sich versöhnen müssen, (190. f.) weil er dessen bedarf, um den Rathschluß enthüllt zu sehen, wodurch er, wenn ihn Prometheus nicht seinen Fall abwenden lehrt, Zepter und Ehren verlieren soll (167. f.)

Woher aber diese Zuversicht des Prometheus? Diese hartnäckige Widersetzlichkeit des Titanen gegen den höchsten Gott? Das merkwürdige Gespräch mit den Okeaniden giebt hierüber Aufschluß (508. f.).

Chor. Ich hoffe, daß du dieser Bande frei
dereinst an Macht dem Zeus nicht weichen wirst.
Prometheus. Nicht so hat Moira, die vollendete,
beschlossen den Erfolg. —
Weit schwächer als Nothwendigkeit ist Kunst.
Chor. Wer nun ist Steurer der Nothwendigkeit?
Prometheus. Die dreigestalt'ten Moiren, und
die immer eingedenken, die Erinnyen.
Chor. So ist denn Zeus unmächtiger als die?
Prometheus. Gewiß entflieht auch er nicht dem Geschick.
Chor. Was kann, als stete Herrschaft, ihm beschieden seyn?
Prometheus. Das darfst du nicht erfahren; forsche nicht.
Chor. Was Hohes ist es wohl, was du verbirgst?
Prometheus. Nicht Zeit ist's jetzt zu dieser Rede, und
das tiefste Schweigen ziemt. †)

So erblicken wir in dieser Tragödie eine große, intellectuelle Kraft, (die sich in dem mächtigen, dem Zeus ehemals verliehenen Beistand und in der Gabe der Vorhersehung offenbaret) verbunden mit dem edelsten sittlichen Willen, (in den dem Menschengeschlecht erwiesenen Wohlthaten und dessen Rettung mit Aufopferung seiner selbst,) im Kampfe nicht gegen das Schicksal, sondern gegen die Willkühr eines undankbaren Tyrannen. Ueber beiden Göttern, dem gewaltigen aber unedeln Sieger, und dem physisch schwächern, aber moralisch erhabenen Unterdrückten waltet ein Höheres, dem einer wie der andere unterworfen ist, das Schicksal, in herrlicher Freiheit. Ungleich sind die Gaben verliehen. Wie Zeus im Besitz ist der höchsten Macht, so ward dem Prometheus Verstand beschieden und die Gabe in die Zukunft zu schauen, die sein Gegner entbehrt. — In Prometheus Handlungsweise ist die höchste Consequenz. Nicht aus feindseliger Absicht reizt' er den Herrscher: aus Liebe gegen die Menschen widersetzt er sich dessen Vorhaben. Nun er dafür büßen soll, will er, im Bewußtseyn seines reinen Zweckes, ausdauern; nicht, wie er es könnte, durch Enthüllung der Zukunft seine Leiden abkürzen, und unerschütterlich macht ihn das Vertrauen auf das Ewige, auf den Rathschluß des Schicksals. Und daß der Erfolg diesem Vertrauen entsprechen, daß endlich die moralische Kraft über die physische Gewalt siegen werde, dieß läßt uns der feste Muth des Gottes, der sich eher in den Tartaros begräbt, als er sein Stillschweigen bricht, und seine Kenntniß der Vergangenheit und Zukunft hoffen, die sich in der Erzählung von Jo's bisherigen Leiden und in der Ankündigung ihres künftigen Schicksals bewährt. (595. f. 825. f.)

Hiermit eröffnet sich eine Ansicht, welche von der Idee abweicht, die der scharfsinnigste dramatische Kunstrichter neuerer Zeit über diesen Gegenstand aufgestellt hat. *) Nicht Zeus ist die weltregierende Macht, sondern das Verhängniß ist es, oder dessen Lenker, die Moiren, die Erinnyen. Nicht mit dem Verhängniß ist Prometheus im Streit, sondern mit einem Wesen, das jenem untergeordnet ist, wie er, obschon dieses Wesen, der Inhaber der physischen Macht, ihn jetzt überwältigt. Nur diese Tyrannei ist es, welche die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes hindern möchte; die weltregierende Macht will es nicht, vielmehr befördert sie jene Vervollkommnung, indem sie sie durch Prometheus geschehen ließ. Zwar hat er nicht auf Antrieb höherer Macht die Menschen begünstigt, sondern aus eigner, reiner Liebe zu ihnen, und dieß macht ihn um so erhabner: aber da er einst von seinen Leiden befreit werden, da Zeus seine Freundschaft suchen wird, und nur ihm seine Rettung verdanken soll: so geht daraus hervor, daß die weltregierende Macht, — so schwer er auch jetzt leidet, — seine Handlungen billige, und diesen Erfolg, die Veredelung des Menschengeschlechtes, gewollt habe. So ist Prometheus ein Bild der Menschheit im Kampf mit den gegen sie verschwornen Naturkräften, über welche ein Höheres, Ewiges, waltet; und diese Vorstellung der sich aufopfernden Gottheit steht selbst mit der Offenbarung im Einklang. Was geschehen wird, ist noch in Dunkel gehüllt: aber der Glaube an das Höchste, das Ewige, steht unerschüttert. Ist auch das intellectuelle und moralische Gute in stetem Kampfe mit dem Bösen und der rohen Natur, müssen auch die Beförderer des Edeln ihm oft weichen und unterliegen, dennoch wird unverloren seyn, was sie gewollt und gethan, und herrlich und bleibend wird es hervorgehen zur rechten Stunde. **)

---

nicht wörtlich genug waren, das, worauf es ankam, zu belegen, oder wo mich eine verschiedene Ansicht leitete. Die Mängel der von mir selbst übersetzten Stellen möge die Schwierigkeit einer metrischen Verdeutschung unsers Dichters entschuldigen, zumal da es hier nur die Darlegung des Sinnes galt.

*) Ἐγὼ ταῦτ' ἅπαντ' ἠπιστάμην, (Vergl. 101.) kann nicht bedeuten: „ich habe alle diese mir bevorstehenden Leiden gekannt," wegen Vs. 268 f., sondern nur: „ich habe gewußt, daß Zeus diese Widersetzlichkeit gegen seinen Willen hart ahnden werde."

**) Nur spottend nennt Prometheus Vs. 937. Zeus κρατοῦντ' ἀεί.

***) Vergl. Pindaros Isthm. Ges. 8. Vs. 69. d. Boeckh'schen Ausg. und Lactantius instit. L. I. c. 11.

†) Deutlicher erklärt sich Prometheus unten, 26. 757. f.

*) A. W. Schlegel in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, B. I. S. 164. f. „Die Vorstellung einer sich aufopfernden Gottheit ist in manchen Religionen als eine verworrene Ahndung des Wahren geheimnißvoll gelehrt worden; hier steht sie aber im furchtbarsten Gegensatz mit der tröstlichen Offenbarung. Denn Prometheus leidet nicht im Einverständniß mit der weltregierenden Macht, sondern er büßt seine Empörung gegen sie, und diese Empörung besteht in nichts anderm, als der bezweckten Vervollkommnung des Menschengeschlechtes. So wird er ein Bild der Menschheit selbst, wie sie mit unseliger Voraussicht an ihr enges Daseyn festgeschmiedet, ohne irgend einen Bundesgenossen, den gegen sie verschwornen unerbittlichen Naturkräften nichts als ein unerschüttertes Wollen und das Bewußtseyn ihrer hohen Ansprüche entgegenzusetzen hat. Die andern Dichtungen der griechischen Tragiker sind einzelne Tragödien; diese, möchte ich sagen, ist die Tragödie selbst; ihr innerster Geist in seiner ersten noch ungemilderten Herbigkeit, ganz darniederwerfend und vernichtend offenbart."

**) Wie sehr des Dichters Zweck bei dieser Tragödie verkannt worden, zeigen die Aeußerungen mehr als eines Kunstrichters. So sagt Brumoy: Je serai tenté de croire que le sujet qui nous paroit monstrueux, pour m'exprimer comme M. Dacier, est une allegorie sur les rois, et peut-être sur Xerxes ou Darius. (Theatre des Grecs, Nouv. edit. T. I. p. 298.) — La Harpe: Le sujet de Promethée est monstrueux. Jupiter veut punir Promethée on ne sait pourquoi, d'avoir dérobé le feu du ciel, et d'avoir enseigné aux hommes tous les arts; und, nachdem er den Inhalt angegeben: Cela ne peut pas même s'appeller une tragédie. (Lycée, ou Cours de Litterature, T. I. p. 325.) — Gravina: Nel Prometeo descrisse tutti i sentimenti, e profondi fini dei Principi nuovi, che anno acquistato il regno coll' ajuto e consiglio dei più savi: e coll' esempio di Prometeo, fà conoscere, in qual guisa questi dopo il felice successo sieno dal nuovo Principe ricompensati, e quanto acqui stino dalla pruova data di troppe intendimento, e di prontezza di espidienti. Le quali facoltà, quanto sono state utile al Principe nel fervor dell' affare, tanto si rendon sospette nella calma. Onde avviene, che Giove, dopo la ruiscita dell' impresa, tosto con protesto di delitto si toglie d'attorno chi era più di lui benemerito, e che acutamente potea discernere, e guidicare dell'operazioni del Principe. (della ragione poetica, p. 74.) — Würdigere Ansichten über Aischylos überhaupt hat zuerst Jacobs in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen, B. 2. Art. Aischylos, (vergl. dessen Einleitung zu der Uebersetzung des

Die goldne Zeit
erscheinet erst nach langem, wildem Kampf,
allein sie kommt gewiß und dauert. *)

Nur ein Dichter, dessen Kühnheit wir aus andern Zügen kennen, **) konnte es wagen, den höchsten Gott so zu schildern, wie er im Leiden des Prometheus und der Jo erscheint. Das Auffallende dieser Vorstellung wird dadurch nun einigermaßen gemildert, daß Zeus, ohne persönlich aufgeführt zu seyn, sich nur in den von seinen Dienern vollzogenen Befehlen kund thut; auch erscheint die Widersetzlichkeit gegen ihn geringer, weil es ein Gott ist (so nennt sich Prometheus selbst 92. vergl. 29. 37.), der sich dem Zeus entgegenstellt.

Es läßt sich nun zwar erwarten, daß Alles so, wie es der leidende Gott verkündigt, erfolgen, daß er seine Freiheit glorreich gegen seinen Feind erringen werde: die Gewißheit aber konnte nur die Fortsetzung der Tragödie geben, welche der entfesselte Prometheus hieß, und bis auf ein, in einer Uebersetzung des Attius erhaltenes, Bruchstück verloren gegangen ist. ***) Prometheus wurde seinen Fesseln entnommen. Nehmlich jene bedingte Prophezeihung von einem Sohne, der mächtiger als der Vater seyn werde, ging nicht in Erfüllung, weil die Bedingung nicht eintrat, und Thetis dem Zeus keinen Sohn gebar. Wahrscheinlich wurde Prometheus durch Zeus Bitte bewogen, ihm die Zukunft zu enthüllen, und dieser entledigte ihn dafür seiner Bande. ****) Wenn schon dem Zeus an Gewalt nicht gleich gesetzt, (510. f.) versöhnte er sich doch mit ihm, wozu er sich schon jetzt nicht abgeneigt zeigt, (191. 2.) und „die Sache zwischen Göttern und Menschen wurde geschlichtet. Es erfolgte Versöhnung, κάθαρσις, ἀνάπαυσις." †) Die sittliche Freiheit blieb ungebeugt. Nun erst war die ganze Tragödie vollendet.

Außer diesen beiden Dichtungen, dem gebundenen und dem entfesselten Prometheus des Aischylos, wird noch dessen Προμηθεὺς πυρφόρος und Προμηθεὺς πυρκαεύς genannt; der Feuerbringer und der Feueranzünder. Waren dieß Benennungen eines Stücks, oder zwei verschiedene Dramen? Der doppelte Nahme würde nicht eben nothwendig zwei Stücke anzeigen. In der That halten auch Mehrere beide Benennungen für gleichbedeutend. ††)

Dieß einstweilen angenommen, von welcher Gattung war dieser Προμηθεὺς πυρφόρος oder πυρκαεύς? Einige halten den πυρφόρος (ohne des zweiten zu erwähnen) für eine Tragödie, †††) andere für ein satyrisches Spiel. Die Letztern gründen ihre Meinung besonders auf die den Persern unsers Dichters voranstehende griechische Inhalts-Anzeige, worin es heißt: ἐπὶ Μένωνος τραγῳδῶν Αἰσχύλος ἐνίκα Φινεῖ, Πέρσαις, Γλαύκῳ ποντιεῖ, Προμηθεῖ. Weil nämlich in dieser Tetralogie Prometheus nach den übrigen Stücken genannt wird, — und die Grammatiker setzten das satyrische Drama allzeit zuletzt, — so müsse dieser Prometheus ein Satyrspiel gewesen seyn, und dieß sey eben der Προμηθεὺς πυρφόρος oder πυρκαεύς. Casaubonus, der diese Meinung aufstellt, *) hegt gleichwohl selbst noch einige Zweifel dagegen, und bemerkt, man könne auch wohl die Ordnung in jener Inhalts-Anzeige verändern, und dem Γλαῦκος ποντιεὺς die letzte Stelle anweisen. Und daß dieser ein satyrisches Spiel gewesen, schließt er aus einer Stelle des Scholiasten zum Theokritos, **) welche besagt: es nennten Mehrere die Satyrn unenthaltsam, wie Aischylos im Glaukos, Sophokles in der Andromeda. Pauw erinnert dagegen, ***) daraus, daß im Glaukos der Satyren Erwähnung geschehe, folge nicht, daß es ein Satyrspiel gewesen, denn die Andromeda, worin dasselbe geschehen, sey ungezweifelt eine Tragödie. Allerdings ist jener Schluß des Casaubonus nicht bündig, (obschon Pauw in seiner Gegenbemerkung irrt, denn die Andromada des Sophokles war allerdings ein satyrisches Stück. ****) Es gab nehmlich zwei Aischyleische Dramen unter der Ueberschrift Glaukos; den ποντιεὺς, der eine Tragödie, und den πόντιος, der ein satyrisches Spiel war, und die Bemerkung des angeführten Scholiasten bezieht sich auf das letztere. †)

Wie aber, wenn beide Dramen verschieden, wenn der Feuerbringer etwas ganz anders gewesen wäre, als der Feueranzünder? Dieß anzunehmen ist folgender Grund. Daß Aischylos ein Satyrspiel unter dem Nahmen Prometheus schrieb, geht aus der oben angeführten Inhaltanzeige, in welcher man doch die Ordnung der aufgezählten Stücke nicht willkührlich ändern kann, und, noch unbezweifelter, aus einer Stelle des Plutarchos hervor. ††) Sollte nun aber ein satyrisches Stück die Trilogie eröfnet haben? Giebt es überhaupt Beyspiele von Trilogien, wo zwei Tragödien auf ein Satyrspiel folgten? Wäre die Einleitung durch ein Satyrspiel der Werke so erhabenen, tragischen Gegenstandes, wie der gefesselte und befreite Prometheus, würdig genug gewesen? Vielmehr scheint der Stoff derselben zu erfordern, daß das ihnen vorangehende Drama ebenfalls eine Tragödie war, und diese konnte sehr bedeutenden, durchaus ernsten Inhalts seyn, wie nehmlich Prometheus, die Befehle Zeus nicht achtend, das himmlische Feuer entwandte, und zu den Menschen herab brachte. Hier wäre denn auch Satz, Gegensatz und Vermittlung, wie Schlegel die Trilogie so treffend erklärt. †††) Welches von beiden Dramen übrigens die Tragödie, und welches das satyrische Spiel gewesen, dürfte sich schwerlich ausmitteln lassen.

Schon Meursius, und, was von größerem Gewicht ist, auch Hemsterhuis haben beide Dichtungen, den Feuerbringer und den Feueranzünder, unterschieden, nur halten sie eine wie die andere für Tragödien. §) — Daß in dem griechischen Dramen-Verzeichnisse unsers Dichters nur der Προμηθεὺς πυρφόρος, nicht auch der πυρκαεὺς angeführt ist, würde wenigstens jene Vermuthung nicht widerlegen, denn dort wird auch nur des Γλαῦκος ποντιεύς gedacht, da es doch, wie oben erwähnt worden, außer diesem, noch einen Γλαῦκος πόντιος gab. §§)

Prometheus in Wielands attischem Museum, B. III. H. 3.) aufgestellt. Mit diesem vergl. man Schlegel a. a. O. I. 134. f. Gruber im Wörterbuche zum Behuf der Aesthetik, B. I. unter diesem Art., auch Jenisch in d. Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie, B. I. S. 245. f.

*) Herder im entfesselten Prometheus, in dessen Werken zur schönen Lit. und Kunst, B. VI. S. 75.

**) Die Beweisstellen s. m. in Fabricius biblioth. graeca, T. II. p. 170. s. Harles.

***) Erhalten in Ciceros tuscul. disput. L. II. c. 10.

****) Vergl. Hyginus fab. 54. Astronom. L. II. c. 15. Herder's bekannte Dichtung: der entfesselte Prometheus, (in dem angef. Band s. Werke,) beabsichtigt keine Fortsetzung der griechischen Tragödie im Sinne des Aischylos.

†) Herder in den Werken zur schönen Literatur und Kunst, B. XII. S. 231. Vgl. Jacobs, in der angeführten Uebersetzung S. 351.

††) Stanley ad fragm. Aeschyli, T. II. p. 716. 880. und Pauw zu denf. p. 1103. Ebenso mit Canter nov. lect. VII. 21. Fabricius bibloth. gr. T. II. p. 182. Harles.

†††) Schütz in Commentario ad Aesch. Prometh. T. I. p. 8. 5 und Jacobs a. a. O. S. 349.

*) De satyr. Graec. poes. et Rom. p. 127. s. ed. Rambach. Vergl. Boeckh graec. trag. princ. num ea, quae supersunt, genuina sint, p. 28. Schlegel a. a. O. S. 136.

**) Idyll. IV. v. 62.

***) Ad Aeschylum. p. 1105.

****) Casaubonus, a. a. O. p. 135. Brunck in fragment. Sophoclis, p. 603. Böckh a. a. O. p. 127.

†) Dieß ist außer Zweifel gesetzt durch Hermanns prog. d. Aischyli Glaucis. Lips. 1812.

††) Πῶς ἂν τις ὑπ' ἐχθρ. ὠφ. T. VII. p. 370. Hutten. Vergl. Böckh a. a. O.

†††) Vorlesungen, B. I. S. 139.

§) Meursius in Aeschylo, in Gronovii Thes. antiq. graec. T. X. p. 410. s. Hemsterhuis zum Pollux, IX. 8. 156.

§§) Hermann im angeführten Programm.

Johann Joachim Christoph Bode,

ein in vielfacher Hinsicht höchst ausgezeichneter Mann, der durch seltene Beharrlichkeit und eisernen Fleiß drückende Hindernisse, welche sich seiner höhern Bildung entgegen stellten, überwand und sich einen von seinen Zeitgenossen hochverehrten Namen zu erwerben wußte. Er war der Sohn eines armen Soldaten und ward am 16. Januar 1730 zu Braunschweig geboren. In seiner ersten Jugend lernte er mit anderen Bauerknaben nothdürftig lesen und schreiben und mußte die Schafe seines Großvaters hüten, stellte sich aber dabei, wie bei allen Geschäften des häuslichen Lebens, so ungeschickt an, daß er allgemein nur der dumme Christoph geheißen wurde. Der Knabe verzagte jedoch nicht, denn in ihm waltete das Bewußtseyn künftiger Kraft; vorherrschend waren besonders bei ihm Neigung und Anlagen zur Musik. Sein Oheim väterlicher Seite nahm sich endlich seiner an und gab ihn bei dem Stadtmusikus Kroll zu Braunschweig in die Lehre. Hier entwickelten sich seine Talente, wenn gleich auf untergeordneter Stufe, sehr schnell, zumal da er jeden freien Augenblick, den er nicht seiner Kunst widmete, mit Lectüre ausfüllte. Nach überstandener Lehrzeit ward er Hautboist in einem braunschweigischen Regimente und ging dann 1750, mit Urlaub auf ein Jahr versehn, zu dem Kammermusikus Stolze nach Helmstädt, um sich unter dessen Leitung weiter auszubilden. Er ernährte sich durch Unterricht in der Musik und ward wiederum von einem bemittelten Studenten, der ihm sehr wohl wollte, mit wissenschaftlichen und andern Hülfsmitteln unterstützt, so daß es ihm gelang, sich einige Kenntniß in neueren Sprachen und anderem nützlichem Wissen zu erwerben. 1752 trat er zu Celle als Hautboist in hannöverische Dienste und gab 1754 und 1756 zwei Sammlungen Liedercompositionen heraus, die nicht ohne Beifall blieben. Der Verlust seiner Gattin und seiner drei Kinder veranlaßte ihn, den Abschied zu nehmen und sich nach Hamburg zu begeben, wo er 1759 zuerst als Uebersetzer auftrat und sich bald einigen Ruf erwarb. In den Jahren 1762 und 1763 führte er daselbst die Redaction des unparteiischen Korrespondenten, fuhr aber dabei fort, Unterricht in der Musik zu ertheilen. So kam es, daß sich eine seiner Schülerinnen, eine Demoiselle Tam, ein reiches und liebenswürdiges Mädchen, in ihn verliebte und ihm ihre Hand anbot. — Bode vermählte sich mit ihr und führte nun ein sorgenfreies und angenehmes Leben, hatte aber das Unglück, sie bald wieder durch den Tod zu verlieren. Um sich zu zerstreuen, übernahm er jetzt die Leitung einer Buchdruckerei und bald darauf auch gemeinschaftlich mit Lessing die Buchhandlung der Gelehrten. — Diese hatte jedoch, da es Beiden an der nöthigen Praxis fehlte, einen schlechten Erfolg. Sie mußten sie daher wieder aufgeben. — Bode ging darauf im Jahre 1778 als Geschäftsführer der verwitweten Gräfin von Bernstorf mit dieser Dame nach Weimar und lebte von nun an diesem Amte und seinen literärischen Arbeiten, geschätzt und geliebt von Allen, die sich seines Umganges erfreuten. Er starb daselbst am 13. December 1793 als markgräflich-hessendarmstädtischer Geheimerath, nachdem er schon früher zum herzogl. meiningischen Hofrathe und dann zum herzogl. gothaischen Legationsrathe war ernannt worden.

Seine sämmtlichen schriftstellerischen Leistungen, fast nur aus Uebersetzungen bestehend, erschienen anonym; es sind folgende:

Die Weisheit an die Menschen. Hamburg, 1759. 3. A. Leipz. 1787.

Das Kaffeehaus. (Nach Voltaire's l'Écossaise.) Hamburg, 1760.

Die eifersüchtige Ehefrau. Lustspiel aus dem Engl. Hamb. 1762.

Yorick's empfindsame Reise. Hamburg und Bremen, 1768—69. 4 Thle. 5. A. 1804.

Noverre's Briefe über die Tanzkunst. Hamburg und Bremen, 1769.

Der Westindier. Lustspiel von Cumberland. Hamburg, 1772.

Die Schule der Liebhaber. Schauspiel von Whithead. Hamburg, 1772.

Smollet, Humphry Klinkers Reisen. Leipzig, 1772. 3 Bde. N. A. 1785.

Sterne, Tristram Shandy's Leben und Meinungen. Hamburg, 1774. 9 Thle. N. A. 1776.

Yorick's Briefe an Elisa. Hamburg, 1775.

Der Abentheurer. Auszug aus dem Adventurer. Berlin, 1776. 2 Bde.

Goldsmith, Dorfprediger von Wakefield. Leipz. 1776. 3. A. 1796.

Adam Fitz Adam, die Welt; eine Wochenschrift. Altenburg, 1779—83. 4 Bde.

Clavijo, der Denker. Eine Wochenschrift. Im Auszuge. Erster Band (mehr erschien nicht). Bremen, 1781.

Junker Fritz oder das Muttersöhnchen. Lustsp. aus dem Franz. Berlin, 1780.

Congreve, der Lauf der Welt. Lustspiel. Leipzig, 1787.

Marmontel, die Inka's. Leipzig, 1783. 2 Bde.

Fielding. Geschichte des Thomas Jones. Leipzig, 1786—88. 6 Bde.

Montaigne's Gedanken und Meinungen. Berlin, 1793—95. 6 Bde.

Bode hat als Uebersetzer zuerst gezeigt, wie fähig unsere Sprache sey, sich fremdem Geiste anzuschmiegen, ohne deßhalb das Mindeste von ihrer Eigenthümlichkeit zu verlieren. Er wußte mit seltener Feinheit und Grazie in das Wesen des ihm vorliegenden Originals einzudringen und dasselbe eben so treu als gewandt wieder zu geben, und zwar zu einer Zeit, wo die Deutschen in diesem Felde nicht viel mehr als Neulinge waren, und er mit großen Schwierigkeiten auf allen Seiten zu kämpfen hatte. Seine vortreffliche und reiche Sprachkenntniß, so wie eine umfassende Belesenheit und höchst glückliche angeborene Fähigkeiten kamen ihm hier außerordentlich zu Statten, und seine Uebersetzungen galten daher lange Zeit für unerreichte Meisterwerke, bis die Fortschritte der neuesten Zeit, durch welche die Deutschen in diesem Zweige der Literatur allen anderen Nationen vorausgeeilt sind, dieselben verdrängten. — Er verdient daher jedenfalls eine höchst ehrenvolle Erwähnung in dieser Sammlung, wenn auch Proben seiner Leistungen, da sie nicht sein ursprüngliches Eigenthum sind, ausgeschlossen bleiben müssen.

Vgl. Denkschrift auf Bode. Von Böttiger. Weimar, 1796. gr. 4.

J. C. Bode's literarisches Leben. Nebst dessen Bildniß von Lips. Berl. 1796. (ebenfalls von Böttiger.)

Schlichtegroll, Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790—93. 1. S. 350—418.

Johann Jacob Bodmer

ward am 19. Juli 1698 zu Greiffensee bei Zürich geboren, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, dann auf dem Gymnasium zu Zürich und sollte Theologie studiren. Da er aber hierzu keinen Beruf fühlte, so ward er zum Kaufmann bestimmt und, um sich die dazu nöthigen Kenntnisse zu erwerben, zu Verwandten in Oberitalien, welche eine ausgebreitete Handlung besaßen, gesandt. Er zeigte jedoch nicht den mindesten Beruf für dieses Fach und kehrte daher 1719 wieder in das väterliche Haus zurück. Im Jahre 1720 ging er von Neuem nach Zürich und studirte jetzt mit großem Eifer die Geschichte und die Rechte seines Vaterlandes. Um diese Zeit schloß er eine innige Freundschaft mit Breitinger (S. d.). 1715 ward B. Professor der helvetischen Geschichte und Politik in Zürich; 1737 aber Mitglied des großen Rathes daselbst. Unermüdlich wirkte er nun nach den von ihm als richtig anerkannten Ansichten für die Verbesserung des Geschmackes in der deutschen Literatur bis an seinen Tod, der ihn erst in seinem hohen Alter am 2. Januar 1783 traf.

Theils allein, theils in Verbindung mit Anderen verfaßte er, übersetzte, oder gab heraus:

Die Discurse der Mahler. 4 Thle. Zürich, 1721—23.
Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft auf die Ausbesserung des Geschmacks u. s. w. Frankf. u. Leipz. 1727. Mit dem Nebentitel: Vernünftige Gedanken und Urtheile von der Beredsamkeit (gemeinschaftlich mit Breitinger).
J. Milton's Verlust des Paradieses. Zürich, 1732.
Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmackes. Zürich, 1736.
Sam. Butler's Hudibras. Deutsch. Frankf. und Leipz. 1737. (nur die beiden ersten Gesänge enthaltend.)
v. Kanitz Gedichte, mit einer Vorrede von der Dichtart des Verfassers. Zürich, 1737.
Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie u. s. w. u. s. w. Zürich, 1740.
Kritische Betrachtungen über die Gemälde der Dichter mit einer Vorrede von Breitinger. Zürich, 1741.
Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften. 12 Stücke. Zürich, 1741—44. Eine neue Auflage besorgte Wieland (Zürich 1753) unter dem Titel: Sammlung der Zürcherischen Streitschriften u. s. w. wider die Gottschedische Schule.
Kritische Betrachtungen u. s. w. zur Verbesserung der deutschen Schaubühne. Bern, 1743.
Kritische Betrachtungen über einige Auftritte der Gottschedischen Uebersetzung der Iphigenia des Racine. Zürich, 1743. (gemeinschaftlich mit Breitinger.)
Ein halbes Hundert neuer Fabeln durch L. M. v. K. mit einer kritischen Vorrede u. s. w. Zürich, 1744. Neueste A. Zürich, 1773.
Thirsis (J. J. Pyra) und Damons (S. G. Lange) freundschaftliche Lieder. Zürich, 1745.
Martin Opitzens von Boberfeld Gedichte (besorgt von Bodmer und Breitinger). 1. Thl. (mehr erschien nicht) Zürich, 1745.
Vom Natürlichen in Schäfergedichten u. s. w. Zürich, 1746.
Kritische Briefe (gemeinschaftlich mit Breitinger). Zürich, 1746.
Beurtheilung der Panthea. Zürich, 1746. N. A. Halle, 1749.
Pygmalion und Elise. Frankfurt und Leipzig, 1747.
Kritische Lobgedichte und Elegieen v. J. G. Schuldheiß herausgegeben. Zürich, 1747. 2. A. 1754.
A. Popens Duncias. Zürich, 1747.
Proben der alten schwäbischen Poesie (gemeinschaftlich mit Breitinger). Zürich, 1748.
N. Wernikens poetische Versuche. Zürich, 1749. N. A. 1762.
Neue kritische Briefe. Zürich, 1749 (gemeinschaftlich mit Breitinger).
Crito, eine Monatsschrift. Zürich, 1751.
Noah, ein Heldengedicht. Zürich, 1752. 4. A. 1781 unter dem Titel: die Noachide.
Der Parcival u. s. w. Zürich, 1753. in 4.
Der Eremit, nach Parnell. Hamburg, 1753.
Fragmente in der erzählenden Dichtart. Zürich, 1754. in 4.
Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Zürich, 1757. (gemeinschaftlich mit Breitinger.)
Chriemchilden Rache und die Klage. Zürich, 1757. in 4.
Sammlungen von Minnesingern aus dem Schwäbischen Zeitpunkte durch Rundger Manessen. Zürich, 1758—59. 2 Thle. in 4.
Lessingische und äsopische Fabeln. Zürich, 1760. N. A. 1767.
Calliope. 2 Bde. Zürich, 1767.
Der erkannte Joseph und der keusche Joseph. Zürich, 1754. in 4.
Ulysses. Trauerspiel. Zürich, 1760.
Elektra. Trauersp. Zürich, 1760.
Polytimet. Trauersp. Zürich, 1760.
Patroklus. Trauersp. Zürich, 1761.
Die Cherusken. Trauersp. Augsburg, 1761.
Drei neue Trauerspiele. Johanne Gray; Friedrich von Tockenburg; Drestes. Zürich, 1761.
Julius Cäsar. Leipzig, 1763.
Cicero. Zürich, 1764.
Neue theatralische Werke. Erster Band. Lindau am Bodensee, 1768.
Politische Schauspiele. Zürich, 1768. 3. Bde.
Der Hungerthurm in Pisa. Der neue Romeo. Cajus Gracchus. Arnold von Brescia in Zürich. Wilhelm Tell. Heinrich von Merchthal u. s. w. u. s. w. Schau- und Trauerspiele in den Jahren 1769—83.
Die Töchter des Paradieses. Zürich, 1768.
Die Begräbniß und die Auferstehung des Messias. Frankfurt und Leipzig, 1775.
Die Gräfin Hedwig von Gleichen. Karlsruhe, 1771.
Wilhelm von Oranse. Frankf. und Leipzig, 1774.
Hildebold und Wibrade. Maria von Brabant. Chur, 1776.
Makarin. Sigowin. Adelbert. Zürich, 1776.
Telemach und Nausikaa. Zürich, 1777.
Archiv der schweizerischen Kritik. Zürich, 1768.
Die Grundsätze der deutschen Sprache. Zürich, 1768.
Homer's Werke. Zürich, 1778. 2 Bde.
Apollonius' Argonauten. Zürich, 1779.
Literarische Denkmale. Zürich, 1779.
Altenglische Balladen. Zürich, 1780—81. 2 Bde.
Jakob beim Brunnen. Schäferspiel. Zürich, 1780.
Der Levit von Ephraim. Zürich, 1782.
Bodmer's Apollinarien (nach seinem Tode) herausgegeben von G. F. Stäudlin. Tübingen, 1783.
Einzelne Satyren, epische Gedichte, Recensionen u. s. w. u. s. w.

Bodmer's Verdienste um die deutsche Literatur sind von großer Wichtigkeit, obwohl sie mehr auf seinem redlichen und ehrenwerthen Streben, das Rechte, was Noth that, zu suchen und den Weg dahin zu zeigen, als auf seinen eigenen Leistungen beruhen. Die Zeit kam ihm hülfreicher entgegen und trug ihn sicherer als seine eigenen Fähigkeiten, denn für einen Kritiker fehlte es ihm an Philosophie, für einen Dichter an angeborenem Talent. Dessenungeachtet fordert seine unermüdliche Thätigkeit, seine Lust und Theilnahme an allem Großen und Schönen, sein Sinn für alle wahre Poesie, so wie vorzüglich der Umstand, daß er zuerst die Liebe für altdeutsche Dichtkunst wieder zu beleben wußte, trotz der mannichfachen Verirrungen, in welche sein bis in das höchste Alter glühender Eifer ihn zuweilen riß, dankende und verehrende Anerkennung. Er trat dem seichten Gottsched, der sich damals eines fast gänzlich unbestrittenen Rufes in Deutschland erfreute, und dessen noch geistloseren Anhängern zuerst mit Kraft entgegen, strebte nach Natürlichkeit und Wahrheit vor Allem, ermunterte und beförderte mit lebendiger, uneigennütziger Theilnahme jüngere Talente und

suchte durch Uebersetzungen fremder, antiker und moderner poetischer Meisterwerke dem besseren Geschmacke eine freiere Bahn zu ebenen. So wirkte er segensreich bis zu seinen letzten Tagen und hatte in hohem Alter die Freude, jene glorreiche Blüthenzeit der deutschen Nationalliteratur, die er, ein unermüdlicher Kämpfer, geahnt und vorbereitet, zu erleben. Ueber die Art und Weise seines Streites mit Gottsched und dessen Anhängern verweisen wir den geehrten Leser auf den diesen Letzteren betreffenden Artikel, da eine Entwickelung der gottschedischen Grundsätze, welche dort nothwendig ist, hier den Raum beschränken und überflüssige Wiederholungen veranlassen würde. Als Kritiker fehlte es Bodmer'n übrigens, wie wir bereits bemerkten, an philosophischer Durchbildung, Ruhe und Tiefe; sein prosaischer Styl ist steif, incorrect und ungelenk. Seine Gedichte sind nur künstliche Erzeugnisse des Verstandes, obwohl nicht ohne moralische Wärme und Wahrheit; aber alle jene bereits angeführten lobenswerthen Gesinnungen und Bestrebungen wiegen seine vielen Fehler im reichen Maße auf. Unter seinen poetischen Leistungen hat sich die Noachide am Längsten ihren ursprünglichen guten Ruf zu bewahren gewußt, obwohl sie nur eine Nachahmung Milton's und Klopstock's ist. Wir theilen den achten Gesang derselben, als den gelungensten, zur Bestätigung des Gesagten mit.

Vgl. Ueber Bodmer, von Leonhard Meister. Zürich, 1783.
Jo. Jac. Hottingeri Acroama de Jo. Jac. Bodmero. Turici, 1783.
Deutsches Museum. 1783. Bd. 1. Februar. S. 169. — S. 187—189.
G. F. Stäudlin, Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer. Stuttgart, 1794.
F. v. Hagedorn's poetische Werke, herausgegeben von Eschenburg, Th. 5. S. 82—124. — S. 158—213.
Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner aus Gleim's literarischem Nachlaß, herausgegeben von W. Körte. Zürich, 1804.

Bodmer's ähnlichstes Portrait ist 1785 nach Graf, gestochen von Bause, erschienen. —

Die Noachide.

Achter Gesang.*)

Ehe die vierte Sonne mit ihren blassesten Strahlen
Noch die Stirn der Aurora entfärbet hatte, ging Sipha
Nach dem Haine, wo Gott das erste Verbrechen gerichtet,
Auf dem Altar, den er da gebaut, den köstlichen Weihrauch,
Seinen aufrichtigen Sinn und gelaßnen Willen zu opfern.
Als er mit stillem Gemüthe die große Verheißung durchdenket,
Die mit göttlicher Milde der Richter der ersten Gefallnen
Ihnen gethan, daß einst der Same des Weibes der Schlange
Sollte den Kopf zerquetschen, und jetzt anbetend gedachte,
Welcher göttliche Mensch der Sieger Satans sein müßte,
Und im Geist mit verlangendem Arm ihn gläubig umfaßte;
Siehe da lauschte der Tod im Hinterhalte verborgen,
Sah ihn in stiller Betrachtung die Wege des Heiles erforschen.
Einer von seinen sanftesten Pfeilen in Balsam getunket
Trifft ihn in's Herz; die Bande des Leibs von Staube zerbrechen,
Und er sagte die letzten Worte: „Welch zuckendes Zittern
Tönet durch meine Nerven wie sanft gerührter Saiten!
O ich zerfließe! mir schwimmt das Haupt in süßer Betäubung.
Ist es der Tod? wie ist er so leicht! Mein Gott und mein Vater,
Nimm du, nimm meinen Geist auf! — Wo bin ich? aus welchem Gefängniß
Bin ich entflohn? Ich seh' es, die irdische Schal' ist gespalten.
Welche Leichtigkeit fühl' ich! ein Strahl des Lichts ist nicht leichter;
Und wie hell ist's um mich herum! ich saß in der Dämm'rung,
Und ich bin in die Sonne gekommen. — Vor meinem Gesichte
Neigt sich der Himmel und Wolken von Nardus steigen hernieder,
Mir sich unterzulegen. — O laßt mich die Flügel entfalten,
Cherubsflügel an Stärke, mich über die Sterne zu schwingen!"

Also sing er im sterblichen Leib an und endigt' im Glanze
Eines ätherischen Geistes, mit neuen Kräften begabet.
Um sich her sieht er Schaaren von früher Verhimmelten warten,
Zögert' nicht länger; sie fliegen mit ihm empor zu den Vätern,
Nicht unerwartet von ihnen, nicht fremd in der neuen Gesellschaft.
Lange schon war sein Herz bei ihnen gewesen und lange
Hatte nach ihrem Geist sein Geist sich himmlisch gebildet,
Und er durfte die Reih' der Gedanken im Staube nicht ändern.

Kürzlich darauf ging Sem beim Altar des Richters vorüber,
Macht' im Vorübergehen dem Gott, dem der Altar geweiht war,
Eine Verneigung. Er sieht den Vater in sitzender Stellung,
An den Altar gelehnt, von dem Arme das Haupt gestützet,
Sieht ihn entseelt, das Leben war schon aus der Hülle geflohen;
Doch enthält er sich nicht die kalten Lippen zu küssen,
Geht dann langsam, die unwillkommene Botschaft zu bringen.
Milka stand mit Debora und Thamar unter dem Vordach:
„Sipha wird in der Hülle von Staub," so sprach er zu ihnen,
„Nicht mehr mit uns den Herrn anrufen; er lebt bei den Vätern,
„Näher bei Gott, und betet ihn an mit Enoch und Lamech.
„Ihm ist der Engel des Todes am Altar des Richters begegnet,
„Und ich küßte die Lippen, entseelt des einwohnenden Geistes."
O! wie erschracken die Töchter, des Vaters beraubet, sie weinten,
Sahen starr in den Himmel, und glaubten, entzückt in Gedanken,
Daß sie den Pfad sehn schimmern, den seine Seele geflogen.
Milka schwieg; sie erwog, mit welchem seligern Theile
Sipha'n der Herr begnadigt hätte, wie jetzo Jemima
Seine Stunde der Ankunft im Land der Unsterblichen fei'rte.
Kerenhapuch lag noch vom Morgenschlafe gebunden
In der teppichbehangenen Kammer, in blühender Unschuld,
Gleich den Töchtern von einem nicht sterblichen Menschengeschlechte,
Dessen erster Erschaffner nicht abgefallen, die Kinder
Nicht aus der Art geschlagen. Mit Zärtlichkeit standen die Schwestern
Um die Schwester herum; ihr die Botschaft des Todes zu bringen,
Daß ihr Vater den Athem des irdischen Lebens verhaucht hat,
Kamen die Schwestern, allein sie sah'n sie schlummern und schwiegen.
Jetzt erwachte die zärtliche Tochter und siehet die Nachricht
In den gesunkenen Mienen, bevor die Lippen sie sagen.
„Ist mein Vater dahin?" so sprach sie, „und soll ich nicht wieder
Durch holdselige Worte sein Antlitz erhellen? Ich hätt' ihm
Diesen Morgen was Liebevolles von Mirza erzählet,
Seinem Liebling, was oft mir unsere Mutter erzählte,
Wie sie mich ihm an Zügen der Mien' und der Unschuld des Herzens
Aehnlich fand und mich küßt' und Thränen über uns weinte.
Mirza's Gemüth, so sprach sie, war edel, die Unschuld der Augen
Strahlet aus seiner Seel' und war ihr lebendiger Abdruck.
Sipha hätte vergnügt an meinen Lippen gehangen,
Munterer wäre sein Geist in die längst vergangenen Tage
Wieder zurück gewandert und hätte sie wieder genossen.
Aber ich soll nicht mehr die verehrungswürdige Miene
Ueber mich hingeneigt, nicht mehr sehn lächeln. Doch mein ist
Aller Verlust: ihn selbst erwarten nicht irdische Freuden
In den Hallen des hohen Olympus, und da ich so klage,
Kränzt ihm Jemima die Schläfe mit unverwelklichen Blumen;
Oder ihn habe sein zärtliches Herz zum Zögern geneiget,
Eh' er von uns in die Wohnung der Ueberirdischen eilte.
Seliger Schatten, wenn du noch um deine Verlassene schwebest,
Wenn du mich weinen siehst, so entküß' ungesehen die Thränen
Meinen Augen, und gieb mir nicht eitele Luft zu umarmen!"

Also sprach sie entzückt in zärtlichen Schmerzen und streckte
Beide Händ' in die blühende Luft; in der sanften Betäubung
Glaubt sie, sie höre den Geist in dem säuselnden Weste daher wehn.

Jetzo gehn sie, den Leichnam zum letzten Male zu grüßen
Und den Geruch des Todes zu riechen, der liebliche Düfte
In die Nase des Lebenden weht, der über den Staub steigt.

Sipha hatt' in ein Schweißtuch die sanften Schmerzen des Todes
Aufgefasset, Sem nahm es und hüllt' es unter den Leibrock:
„Dieses soll mir," so sprach er, „den letzten Todesschweiß trocknen.
Aber von ihm ist der Erd' ein edleres Erbgut geblieben,
Würdig verwahret zu sein, sein Lob des göttlichen Wandels

*) Aus: Die Noachide. Zürich, 1781.

Und sein Reichthum an Tugend, der an der Seele bereichert.
Laßt uns den köstlichern Schatz in unserm Herzen bewahren,
Einen Schatz, den der Rost nicht nagt, die Zeit nicht verzehret!
Seine Frömmigkeit soll vor unserer Stirn nicht vergehen,
Immer soll unser Ohr sich zu ihren Ermahnungen neigen."

Also Sem. Der fräuliche Chor weint kindliche Thränen
Ueber der Leiche, den Tag nicht eingedenk, Speise zu nehmen.
Als die Schatten des Abends die offenen Hügel bedeckten,
Höhlt Sem tief in die Erd' ein Bette zunächst beim Altare,
Und die Frauen bestreuen's in seiner Tiefe mit Myrten
Und mit Sträuchen von Cinnamomus, er senket die Hülle
In das begrabende Bette zum stillen Verwesen, sie warfen
Mildiglich Rosen, Violen und Blüthe von Jasmin darüber.
Dann bedeckt er den Leichnam mit einem Hügel von Erde,
Die er mit Reisern vom Palmbaum kränzt. Er trat auf das Grabmal
Und da rief er dem Leichname nach: „Ruh' sanft, o Verlaßner!
In den ursprünglichen Staub gelegt, die langsamen Stunden
Eine Nacht von Jahrhunderten durch, bis die schöpf'rische Stimme
Dich in die Felder des irdischen Lebens das zweite Mal aufruft!
Eine sehr lange Nacht zwar nach dem Zeitmaß der Erde.
Doch dem Leibe, der schläft, nur eine der kürzesten Nächte."

Milka war nur mit dem Leibe zugegen, ihr Geist war bei Sipha.
Aber die Töchter — sie sangen am Grab so gegen einander:
„Möchten mir Flügel der Morgenröthe die Schultern bedecken,
Daß sie entfaltend ich über die Spitzen des göttlichen Berges
Hoch aufflöge, den glänzenden Pfad im Aether zu gehen,
Den der Gottselige ging, wo seine Tritte noch schimmern,
Daß ich käm' zu den Bächen, die in den olympischen Auen
Unverwelkliche Blumen tränken; da wollt' ich die Blumen
Pflücken und sie Jemima bringen, dem besten der Väter
Neue Kränze zu flechten, die sollte dem besten der Gatten
Um die unsterblichen Schläfe die beste der Frauen umwinden!"

„Möchte zur Erde herab der hohe Himmel sich neigen,
Und ich fände vor mir die Morgenpforten von Jaspis
Offen und ging' hindurch in die Wohnung der Väter der Menschen,
Welche der ewige Vater für seine Gerechten bereitet;
Wenn ich da meinen Vater bei Gottes Heiligen suchte
Und ich fänd' ihn in Abels und Seths und Enochs Gesellschaft,
Daß ich zu ihren Füßen mich setzt' und Hymnen dem Höchsten,
Der ihn in seine Wonn' aufnahm, und Jubel ihm sänge!"

„Möchte der Engel des Tods mit demselben sanfteren Pfeile,
Der die Bande des Lebens von unserm Vater genommen,
Auch die Fesseln zertrennen, die meinen Geist zu dem Staube
Binden, wie wollt' ich dann frei, aus meinem Gefängniß entflohen,
Ohne die Flügel der Morgenröthe mit eigenen Flügeln
Jeden Himmel des Aethers und Kreis des Olympus durchwandeln,
Bis ich zum Altar der Väter der Menschen käme, wo Adam
Priesterlich steht, das Rauchfaß in seiner Rechten; dann sollte
Mein Gebet mit dem Weihrauch empor zu dem Throne der Gnade
Fließen, den Herrn zu preisen, der aus dem irdischen Wirbel
Unsern Vater befreit' und in seine Seligkeit aufnahm,
Die er auch uns bereitet, wenn unsre Stunde gekommen!
Jetzt noch gebührt es uns, Gott in den Banden des irdischen Lebens
Durch den gelaßnen Willen und heiligen Wandel zu preisen."

Nach vollbrachter Bestattung, am blassen Licht des Kometen
Gingen sie stumm und langsam nach ihrer Hütte; sie fanden
Noah daselbst und Cham und Japhet, willkommene Gäste,
Ihre geschicktesten Tröster, die Wehmuth des Herzens zu lindern.
Sanftes Weinen vermischte sich unter die Worte der Frauen,
Da sie sagten, von welchem Geschäfte sie kämen. Der Ahnherr
Sagte: „Für Sipha hat Gott gesorgt, der ihn von uns hinnahm,
Ehe die Fluth an die Erde pochte. Die Stund' ist gekommen,
Die den Erdkreis und alle Geschöpfe darinnen dahin reißt;
Wir, die leben, wir sind in unselige Tage gefallen,
Und ich komme herüber, um euch von dem obern Gebirge
Abzurufen; ihr sollet, von euern Gärten gerissen,
Mit mir, welchen ungleichen Ort, die Arche bewohnen."

Dann erzählt' er: „Als ich des Mittags, am Fuße der Arche
Sitzend, in meinen Gedanken den Tag des Zornes gedachte,
Sah ich auf, und siehe! vor mir stand Raphaels Liebe,
Neue Befehle vom Herrn zu uns auf die Erde zu bringen.
Offenbar stand er vor mir und red'te den Willen des Herrn mir:
Noah, so sprach er, der Tag des Gerichts ist nahe, die Hüter
Sind von dem Paradiese zurück in den Himmel gegangen;
Andre, die auf die Bewegung der Sphäre zu wachen gesetzt sind,
Haben Befehl bekommen, die Sorgen nunmehr zu verdoppeln,
Da der Komet der Erde sich nahet und bald sie berühret,
Und die eröffneten Urnen mit Fluthen über sie ausgießt;
Denn in der Absicht hat Gott ihn dem Erdkreis entgegen gesendet.
Dieser soll nur sechs Tag' in der Blüthe noch glänzen, die Fluthen
Sollen am siebenten Tag zugleich aus des Oceans Tiefen
Und dem Schooß des geschwänzten Planeten, von beiden Seiten
Ueber das Erdreich fallen und da mit vereinigten Wassern
Alle Geschöpfe vertilgen, die über dem Trockenen leben,
Alle, nur nicht dein Haus, und das Vieh, das mit dir in die Arche
Flieht, von der Vorsicht geweiht die vertilgte Welt zu ergänzen.
Sieh die Posaun', ich nahm sie drüben im Zeughaus des Himmels,
Wenn du sie bläsest, so wird Gevögel und wandelndes Viehe
Und Insekten zu dir, wie auf deinen Ruf sich versammeln,
An der Zahl von jeglicher Art so viel als bestimmt sind,
Und in der Arche die angewiesenen Zimmer bewohnen,
Friedsam da leben und deiner befehlenden Stimme gehorchen.
Halte denn dich bereit, damit an dem siebenten Tage
Dich die stürmende Fluth in dem göttlichen Baue geschirmt sieht.
Mir ist die Sorg' empfohlen, die Thüre nach dir zu versiegeln;
Dann soll ich über den einherschießenden Wellen ihn halten;
Niemals werd' ich von dir weit stehn in den Tagen des Zornes.
Eile, schon hat der Engel des Todes mit heilendem Wurfspieß
Sipha's Seele hinauf zu den Heiligen Gottes gesammelt."

„Also sprach er mit Eil' und schwang die mächtigen Flügel,
Von dem Schwunge der Flügel entstand weitwehendes Rauschen,
Wie von brausenden Winden, er flog hoch über Thamista.
Und ich hörte von ferne die Worte der donnernden Stimme:
„ „Gott hat, die Wag' in der Hand, auf seinem Richtstuhl gesessen,
Schon ist das Urtheil gefällt; der siebente Tag ist der Strafe,
Daß sie die Erd' und ihre Bewohner im Wasser vertilge.
Weh' dem Geschlecht, vor welchem der Zorn des Ewigen aufgeht!" "
Und ich fiel vor dem Gott, der die ebene Wage des Rechts hält,
Auf mein Angesicht in den Staub zu beten, dann ging ich
Euch im Gebirg zu suchen, daß ihr mit mir in die Arche
Ginget, da unser Leben am Tag des Gerichts zu erretten.
Laßt uns die wenigen Tage, die in den Gefilden des Lichtes
Uns zu athmen vergönnt sind, mit festlichen Sitten und Opfern
Und mit Gebeten dem Herrn, der uns verschonen will, feiern."

Also der Ahnherr, er rief mit gesalbten Reden die Ruhe
In die schmachtenden Herzen zurück und sah sie zufriedner.
Täglich besucht' er den Sühnaltar mit Morgen- und Abend-Opfern, er saß auf dem Hügel, der Sipha's entschlafne Gebeine
Deckte, mit Andacht und lobte den Herrn, bei dem er jetzt lebte,
Ueber dem Grabmal. Die Frauen bekränzten's an jeglichem Morgen
Mit Violen und Nelken und neu gesprossenen Rosen,
Und die Männer benetzten's mit Wein vom rinnenden Palmbaum.
Noah sagte: „Mir ist, von Sipha getrennet, die Rechte
Abgeschnitten, er war der Arm, auf den ich mich stützte;
Da ich, o meine Söhn', ihn nicht mehr habe, so tretet
Ihr in die Wege des Edeln und denket und wandelt wie Sipha!"

Unter den stillen Sitten verflogen die Tage; den sechsten
Waren sie früh geschürzt, von den blühenden Lauben zu scheiden.
O wie pochte der Busen der schönen Siphaitinnen,
Als sie die Gärten und Blumenbeete zum letzten Mal grüßten,
Ihrer Gedanken Vertrauten, die Zeugen unschuldiger Freuden!
Wie als wollten sie etwas davon mit den Augen abätzen,
Hingen mit ernstem Blick sie über den blumigen Beeten.
Und wie ein Mensch, im Schiffbruch an eine Klippe geworfen,
Sie mit den Händen umschlingt und drückt und zitternd daran klebt,
Nicht nachgiebt, wiewohl die Hände, die Knie' und die Füße
Bluten, zerrissen, von Sand und Steinen durchstochen, er hält sich,
Bis die rückfließende Fluth ihn unerbittlich dahin reißt:
Also klebten mit Augen voll Glut sie an ihren Geländern
Unbeweglich, sie weinten unhintertreibliche Thränen;
Aber sie riß die höhere Macht des Schicksals von dannen.

Hapuch trug in der Linken den Strauß von flammenden Nelken,
Ihren Liebling, dem sie in tändelnden Stunden den Namen
Salamander gegeben, bei dem ihn die Freunde der Blumen
Immerhin kennen; sie hatte mit seinem Wuchse gespielet,
Wo die Natur der Kunst nichts übrig gelassen zu bessern.
Noah hatt' ihr die Bitte nicht abgeschlagen, sie möcht' ihn
Wohl mit ihr in die Arche nehmen; die einzige Blume,
Die sich am Stock in die folgende Welt hinüber gerettet.
Thamar hatte nichts Schlechteres auf ihre Schultern genommen,
Ihrer Mutter gebalsamte Hülle, das theure Gemälde
Welches in dunkeln Zügen die Miene der Todten bewahrte,
Auch war's Noah zufrieden, sie mit in die Arche zu nehmen.
Aber Debora, du trugst sanft gebogene Rollen
Unter dem rechten Arme, von Blättern des Baumes Papyrus,
Die in die Arche zu retten du nicht Erlaubniß bedurftest,
Denn es waren die Psalmen Elisas, des Lieblings der Muse,
Den in den Tagen Enochs der Name des Göttlichen schmückte;
Denn er sang unnachahmlich der Gottheit verborgene Wege,
Welche der Geist, der Durchschauer der Tiefen Gottes, ihn lehrte.
Aber wiewohl Debora die Psalmen des göttlichen Sehers
In der Sündfluth erhielt, so sind sie für uns doch verloren.
Lange zwar hatten die Enkel Debora's und Sems nach der Sündfluth
Sie in der neuen Welt wie ihren Augapfel bewahret;
Aber bei ihren Enkeln verdarben die Sitten der Väter,
Und mit der Unschuld verdarb der Geschmack am Edeln und Hohen,
Weisheit und Künste, die Frucht der patriarchischen Tage.
Damals begruben die Laster, die selbst den Besten nicht schonen,
Auch die Psalmen des göttlichen Sängers im Staub des Vergessens;
Aber sie hat ein Seraph hinauf in den Himmel gerettet,
Und da singen sie immer die Engel und seligen Väter.
Möchte der Tag nie kommen, der jenen hohen Gesängen,
Die von der Frucht des verbotenen Baums und dem ersten Verbrechen
Singen, den Untergang bringt, die ewig zu dauern verdienen;
Möcht' er nicht kommen, bevor an des zweiten Weltgerichts Abend
Himmel und Erde vergehn! Gewiß den Lastern der Nachwelt
Soll's nicht gelingen, die höhern Gesänge vom Blute des Bundes,
Vor der Zerstörung der Erde, dem Untergange zu weihen;
Denn Gott wird sie der Wuth zu entreißen Eloa befehlen.

Traurig gingen die Schwestern durch ihre gepflanzeten Gärten,
Welche gleich finster die letzte Sorge der Schwestern bekannten,
Und jetzt traten sie in den wilden Schatten, als Hapuch
Durch ein unüberwindlich Verlangen genöthigt, plötzlich
Ihren Nelkenstrauß neben sich stellt' und mit Flügeln am Fuße
Wieder zurück flog, noch einmal die liebsten Gelände zu schauen.
Dorten senkt sie mit schmerzender Wollust auf Beet' und Geländer
Einen langen hartnäckigen Blick und hemmte den Blick nicht,
Bis ihr das Herz ein Bach von Thränen erleichtert; sie weinte
Laut gen Himmel, dann sah sie wieder auf ihre Gelände.
Also sah ich die Freundin, der Bosheit der Hölle die Freundin
Aus der Umarmung riß, zum Sarg der Verstorbenen fliegen;
Also heftete sie den Blick auf die todte Geliebte,
Weinete laut gen Himmel, mit aufgehobenen Armen;
Plötzlich umfaßt sie das Haupt ihr mit beiden Händen und küßt es,
Küßt die Augen und küßt die Händ' ihr, die ein' um die andre,
Ruft jetzt ein festlich, ein ewig Lebwohl der Blume der Keuschheit;
Dann verläßt sie das Haus des Jammers mit fliegendem Fuße,
Und es steht da verwaist, zum Wurm der Reue verurtheilt.
Hapuch flog so zurück, und die Gärten standen verwaist da.
Und jetzt pocht ihr der Busen mit leiseren Schlägen, indem sie
In dem hintersten Gliede mit ihrem Vermählten daher ging.

Allgemach öffnete sich das Herz der geduldigen Frauen,
Neue schuldlose Neigungen einzulassen; die Sehnsucht
Wächst in den zarten Gemüthern, das rettende Haus zu betrachten,
In dem Himmel entworfen; die Wunder des englischen Pinsels,
Der auf flachem Getäfel die fernste Zukunft weissaget.
Als sie vor'm heißen Mittag zu Noah's Hütte gekommen,
Fanden sie Werke, der menschlichen Kunst verwehrt zu erreichen.
Doch wie bequem sie die Wohnung gleich sahn, wie schön die Verzierung,
Wie sie die Tafeln mit Farben belebt und mit Mienen voll Seele
Sprechen sahn, dennoch konnten sie nicht dem Kummer gebieten,
Daß er nicht seufzt'. Und als die Nacht von der Erden heraufstieg,
Flogen um ihre Stirne Phantomen in fremden Gestalten,
Von zweideutiger Mien' und plötzlich wechselnder Farbe;
Banges Erwarten des Tages, mit Furcht gemischtes Vertrauen
Pochten durch ihren Busen und störten die Stille der Ruhe.

Jetzt warf über den östlichen Berg der siebente Morgen
Seinen dämmernden Tag, den Vollstrecker schwerer Gerichte.
Noah war schon gegangen, den Morgenweihrauch nicht sparsam
Auf den Altar zu streuen: den er selbst unter dem Palmbaum
Baute, wo er die Säume von Gott gesehen und lebte.
Aber die kleine menschliche Schaar, die zum Leben bestimmt war,
Ging in die Grotte hinab, wo mit lebender Wärme die Wasser
Aus dem Abgrunde quollen. Nachdem sie die Glieder gebadet,
Hieß die Stunde sie eilen, nicht länger war ihnen vergönnet
Sich zu säumen, sie gingen mit langsamem Schritt in die Arche,
Wie in ein Grab, das sie von dem Lande der Irdischen abschnitt.
Aber der Vater Noah stand unten am Fuße der Brücke,
Die von der Erde bis an die Thür in der Mitte hinauf stieg,
Mit der Posaune bewaffnet, die ihm der Engel gegeben,
Die sonst Engel nur bliesen. Von göttlichem Athem erfüllet,
Blies der göttliche Mann den leichtesten Hauch in das Silber
Drei Mal in drei Absätzen; ein hoher, festlicher Ton floß
Aus dem Metalle, der Berg ertönt in den Höhen und Gründen.
Groß ist die Kraft der Posaun'; auf ihren schwellenden Tönen
Hob sich die Seele beflügelt mit heiligen Flammen gen Himmel.
Wie die Andacht von göttlichen Hymnen mit himmlischem Feuer
In die Gemüther blitzt und große Gedanken hervorruft,
Also strahlte der göttliche Schall in die Seelen der Menschen.
Wie zu Gesichten entzückt, mit sanft geschwollenen Muskeln,
Jeder Gesichtszug erhöht, voll andächtigen, milderen Feuers,
Sangen sie in antwortenden Strophen den Richter und Retter
Gegen einander; wie wird das Ende des gottlosen Manns sein?
Unter den Wegen, worauf er geht, ist ein Fallstrick geleget,
Sieh, er verstrickt das Netze sich selbst um die irrenden Füße,
Furcht umgiebt ihn, ihm stehen Verzweiflung und Angst an der Seite;
Ihn verschlinget ein Meer, das in tiefen Kammern so still lag;
Wider ihn wird die Höhe sich senken, die Tiefe sich heben;
Seiner Blüthen erfreut sich der Tod, sein erster Geborner
Fällt vor ihm in die Grub', er soll nicht Enkel, noch Sohn sehn
Unter den künftigen Menschen, sein Name wird nimmer erwähnet;
Die ihn vormals gesehen, die werden fragen: wo ist er?
Er vergeht wie ein Traum, wie nächtliche Dünste verschwinden.
Also wird es dem gehn, der Gott den Richter verkennet;
Aber der wird nicht vergehen, der auf den Heiland vertrauet,
Der sich zu Gott dem Vorsehenden hält, den wird er erretten;
Jede Plage wird er von ihm entfernen, er wird ihm
Ueber der rinnenden Fluth ein Haus, das nicht wanket, erbauen.
Aber er würd' auf den Retter, ob er ihn tödtete, hoffen,
Auf den Heiland, der mitten im Strafen der Güte gedenket.

Alle die Zeit, so lang die Posaune den himmlischen Laut blies,
Standen die Menschen in hohes Gefühl zerflossen und fangen.
Als sie nicht weiter blies, so sahn sie ein seltenes Wunder:
Vögel und Vieh und Würmer, von allen lebenden, kamen,
Einige sieben und sieben, in Paaren andre, sie kamen
Alle vom Berg, gehorsam dem ehernen Schall auf den Flügeln
Oder den Schenkeln; vom flachen Land kam keines; die Vögel
Ließ n sich vor der Brücke zur Erde nieder, sie gingen
Unterrichtet von Gott in die Arch' in sittlicher Ordnung,
Auch die Geschlechte der Würmer, daß nicht ein einziges fehlte.
Da sie vor Noah die Trepp' aufgingen, zählt' er die Haufen,
Jegliches Volk, mit seinen Geschlechten und Arten. Erzähle,
Muse der ersten Erde, wer waren die Erdegebückten,
Die von jedem Hügel des Paradieses, von jedem
Grund und Plan in die Arche gingen, ihr Leben zu retten!
Ihrer waren von jeder Gattung, von allen Gestalten,
Allen Farben, von sanften Sitten, von wildem Gemüthe,
Menschenvertraut' und feindliche Thiere; mit Haaren, mit Wolle,
Andre mit Federn, mit hautigen Falten; erwähne derselben
Einiger nur: des Tigers, den Stärke, Schnelligkeit, Tücke
Furchtbar machen; sein trotziger Gang, die funkelnden Augen
Sprechen tyrannische Hoheit, ihn ehren Provinzen und Völker
Als den Fürsten, der über die Thiere zu herrschen gesetzt sei:
Kleiner und nicht so schnell, doch blutbegier'ger und wilder
Geht der Pardel nach ihm; zwo Arten Bären nach diesem,
Einer, der sich, wiewohl im wärmsten Pelze gekleidet,
Vor dem Froste verbirgt, wenn die lauen Lüfte die Erde
Wieder erwärmen, hervor dann gehet die Nahrung zu suchen,
Der er nach langem Fasten nicht mehr entbehret, dem Eber
An Gestalt nicht unähnlich. Ein Ungeheuer der andre,
Vor ihm zittert der Mensch zurück, Koloß ist sein Körper,

Lang der Kopf, hochschenklicht die Bein'; auf den zottigen Haaren
Sitzen Flecken gestreut, hier weiß, da roth, ihn erblickt man
Oft, daß er Fichten fället und sie in Planken zerspaltet;
Ungesellig vor Wildheit, man sieht ihn nimmer gepaaret.
Laßt mich das Pferd nicht schweigen, von schönem Anblick, wir sehen's
Ueber die Aehren im Kornfeld springen, auf bergichten Höhen
Klimmen, herab in die Thäler steigen, jetzt treten, dann traben,
Aus dem Athem sich rennen, dann ruh'n; es spielet im Grase
Mit dem Westwind, oder es läuft mit ihm in die Wette;
Weder das Reh noch der Dammhirsch haben die Flügel am Schenkel.
Aber gedenk' auch andrer von mehrerm Nutzen dem Menschen,
Unserer Hausgenossen, die mitten bei uns in den Hütten
Wohnen, die wir bewohnen; das Feld uns bauen, uns nähren,
Die uns kleiden, bewachen, auf Reisen die Seit' uns bedecken;
Doch wer kennt nicht das Vieh, der Wirthschaft Gehülfen, die Schafe
Und die Ziegen, die Stiere, die Hunde, die zahmen Kameele?
Jetzt gedenk' ich des Volkes der Luft mit Flügeln begabet,
Und zuerst des Fasans, doch geb' ich ihm nicht den Vorzug
Wegen der schönen Federn, ich lobe das niedliche Fleisch mehr;
Noch mehr preist ihn der Waidmann, der süßen Lustbarkeit wegen,
Die ihm sein Fang verschafft. Ein höheres Lob ist der Vögel
Von dem konischen Schnabel, der Anverwandte des Sperlings,
Daß sie das Waldorchester versehen mit lieblichen Sängern.

Folgt das Geschlecht, so die Fluth mit der hautigen Klaue durchwandelt.
Einige stehn hoch auf den Füßen, entblößt bis zu'n Schenkeln.
Viele streichen nicht hoch von der Erde; mit mächtigem Fluge
Schwingen viel' andre sich in den Himmel der Wolken; die wohnen
An den Gestaden, und andr' in Forsten, zu welchen die Sonne
Nicht durchdringt; in felsichten Bergen, auf welchen kein Strauch wächst,
Andre .... doch ich enthalte mich ihre Namen zu nennen.

Jeglicher Trupp fand darinnen ununterrichtet sein Zimmer,
Freunde zu Freunden, Verwandte zu ihren Verwandten gelagert,
Alle freundschaftlich und sittsam, die rohen Sitten bezähmte
Ihre gemeinsame Noth, und noch mehr die Stimme des Retters,
Der in ihre Gemüther den ersten Frieden zurückrief.
Denn der mördrische Krieg war nach dem Abfall des Menschen
Bis in den Garten der Unschuld gekommen, die mächtigen Thiere
Würgten die schwachen und aßen das Fleisch der todten und kranken
Warm ihr Blut. Also nagt unter den Söhnen der Menschen
Auch der wilde Karibe die fleischichten Knochen der Menschen,
Die er im Feld' erschlug; nur die wohlgesitteten Völker
Sind mit dem Tode der Umgebrachten zufrieden und gönnen
Ihnen ein dunkles Grab. Mit dem Menschen betrug das Gewild sich
Friedlich, sie scheuten den Glanz der denkenden Augen; sie hatten,
Jetzt in der Arche beschlossen, für ihn die Triebe der Ehrfurcht,
Die sie für Adams Befehle gehabt, eh' Adam gefallen.

Als die Arche die Thier' in ihre Zimmer genommen,
Stieg der Prophet zuletzt hinein; dann warf er die Brück' ab,
Aber die Thüre verschloß mit dem göttlichen Siegel der Seraph.
Japhet hatte mit ernsten Gedanken die Menge der Thiere,
Ihre verschiedne Gestalt, den Wohlklang der Glieder betrachtet.
Als jetzt jedes Geschlecht sein eigenes Zimmer bewohnte,
Brach er sein denkendes Schweigen und sprach: „in welches Erstaunen
Sinket mein Geist, wenn ich die schöpf'rische Weisheit erwäge,
Wie sie in jeder Verändrung dem Ebenmaße getreu bleibt,
Wie das ewige Maaß mit Zirkel, mit Cubus, mit Sphäre,
Jeden Theil mit dem Ganzen in nettem Wohlklang verbindet:
Eine vollkommene Kette zusammenfließender Glieder!
Wunder mit Wunder verknüpft, die vielfältigen Mengen entfernen
Durch den stillesten Schritt sich unvermerkt unter einander;
Aber sie nähern einander auch mittelst der feinesten Bande,
Arten der Arten, Geschlecht dem Geschlecht und Reiche den Reichen:
Eine harmonische Leiter der mannichfaltigsten Wesen!
Welche Weite, vom Pferde zum Vogel, vom Vogel zum Wurme!
Doch ist jedes ein Glied die Kette vollkommen zu machen.
Noch ist die Kunst nicht erschöpft, und immer wächst mein Erstaunen,
Wenn ich Handlung und Sitten in ihrem Betragen betrachte,
Die inwendig Gefühl und herrschende Triebe verrathen;
Wenn mit Stolze der Pfau sein Rad ausbreitet, vom Schalle
Aufgeweckt das Pferd mit jeglichem Gliedmaße horchet;
Wenn sich die Hund' einander mit froher Geberde begrüßen.
Aber wie sehr die Neigungen jeglicher Art sich entfernen,
Fehlt es doch keiner an nöthigem Werkzeug, die Triebe zu stillen.
Gottes Kunstwerk verlangt kein fremdes Gewicht sich zu heben,
Noch die verbessernde Hand; es ersetzt durch sich selber den Abgang.
Zwar sind sie nicht auf ewig gemacht, sie gehen zu Grunde,
Wenn das verordnete Ziel der ursprünglichen Anlag' erfüllt ist.
Da die Geschöpfe mit mir in einem Raume verwahrt sind,
Seh' ich mich in der Natur Kunstkammer sitzen, hier werd' ich
Nimmer den Tag bestrafen, er fließe zu träge vorüber,
Wo dem geschäftigen Geist mit immer neuer Entdeckung,
Ueber der Fluth, die um mich herum die Erde bedecket,
Solche Reihen von Stufen des Lebens zu schauen vergönnt ist.
O wer die Werke des Schöpfers so sieht und sie mit Gefühl sieht,
Der bespricht sich mit Gott, und er lernet Gottes Gedanken!"
Also sprach er, ihn hörten die Menschen und waren zufried'ner

Unterdeß war die Sonne bis nahe zum Abend gesunken,
Noch war am stillen Licht der Tag den vorigen Tagen,
Seinen sanftfließenden Brüdern, in allem ähnlich geblieben;
Assur war selbigen Tag durch die Flucht der Sündfluth entflohen.
Aber die Zonen, die jenseits die Kugel der Erden umgürten,
Hatte die strafende Hand am frühen Morgen getroffen;
Denn allda war der Stern in seinem Laufe zur Sonne
Im Durchschneiden der Erdbahn, zuerst der Erde begegnet.
Damals war jene Hälfte der Erd' unglücklich genöthigt,
Nicht nur die Pyramide des neblichten Schweifs zu durchwandeln,
Sondern die Ufer der Atmosphäre des Sterns zu betreten.
Etliche lange Stunden war sie geplagt mit dem Durchzug,
Da mit seinen Dünsten sie rang, gezückt ward und zückte.
Wunder geschahen am Himmel und Wunder hier unten am Erdkreis;
Muse, du hast sie gesehen, und kannst sie mir sagen, entfalte
Deine Gesichte vor mir; wiewohl es die traurigsten waren,
Eine verwüstete Welt, doch horch' ich, versenkt in Erwartung;
Ungesagte Geschichten von dir zu hören! — Vergebens
Sah des Morgens der Mensch dem kommenden Tage entgegen,
Statt des erwarteten Lichts stand über dem östlichen Himmel
Nächtlicher Nebel, der über die Gürtel der liegenden Erde,
Seinen Mantel verbreitend, das Licht der Sonne nicht durchließ;
Unter ihm lagen in falber Nacht das Meer und die Erde.
Was für Vulkangebirg' in dem fremden Sterne sonst flammten,
Waren erloschen und streuten für Licht nur Dampf auf die Erde.
Um ihn hing ein Gezelt, gewebt von salpetrischem Geiste,
Von da floß der Geruch bis zur Erd' in die Nase der Menschen.
Furchtsam schwebte der Mond im Westen, der Spiegel der Sonne,
Damals mit voller Scheibe vom sonnegeborgeten Lichte,
Für sich selber besorgt bei dem Kampfe der stärkern Planeten,
Daß sie ihn nicht ergriffen. Die Dünste des Sterns und der Erde
Bildeten wilde Gesichte, der Tod in tausend Gestalten,
Säbel und Pfeil, und Wagen mit Sensen, und Bahren und Leichen.
Ueber der Luft und dem Land saß taub und unglückweissagend
Fürchterlich Schweigen; so sitzt es hinter der bleiernen Pforte,
Wo der Engel des Todes den Stab hält. Einbrechende Kälte
Zeugt' in dem warmen Klima den Winter; die Thiere des Feldes
Rochen den Tod, der über sie schwebt', und heulten gen Himmel.
Aengstlich recketen diese den spitzigen Kopf aus der Höhle,
Andere liefen die Läng' und die Quer; jetzt vorwärts dann rückwärts,
Ohne Ruhe; noch andere drängten sich dicht an einander.
Als der Komet den Gränzen der Erde so nahe gekommen,
Daß er kaum einen Durchschnitt von ihrer Kugel entfernt flog,
Sieh', da verließen die Wasser des Oceans ihre Gestade,
Hoben den Rücken empor und schwollen gegen den Stern auf.
Denn sie zog der Komet, indem er über dem Erdball
Fürchterlich hing. Also stand über Ischariots Haupte
Satan, in sein Gehirn den Verrath der Unschuld zu hauchen,
Lange schon streifte die Atmospäre des fremden Gestirnes
An die Gränzen der Erde, die beiden vermengten sich kreuzend,
Seltsam verflochten: mit Arbeit und Müh' rang Stern und Erdball
Einen Pfad durch den andern, damit er unaufgehalten
Seinen verordneten Kreis in des Aethers Gefilden vollbrächte.
Also umschlangen sich einst auf der Spartischen Kampfstatt die Ringer,
Brust an Brust, und Schenkel um Schenkel; die Leiber der Beiden,

Glaubte man, wären zusammen in einen Körper gewachsen.
Heftig zogen, und wurden Komet und Erde gezogen,
Zwar mit verborgener Macht, allein mit empfindlichen Wehen.
Von den atlantischen Schultern der Erde zur innersten Höhle,
Fühlte sie nicht gewöhnliches Zucken, von Schmerzen gebeuget
Sanken die Schultern zur Brust; der tief verwahreten Meere
Brachen die Riegel und flüchteten über die Breiten der Erde,
Durch und durch bebte die Erde, gerührt von fiebrischen Stößen.
Also bebte sie nicht, wie in unglückseliger Stunde
Eva die Hand ausstreckte, die Frucht von dem Baume zu stehlen,
Und die Erde die Wund' empfand, und um und um Zeichen
Ihrer Empfindung gab, daß alles verloren gegangen.
Von der Gewalt im Grund unwiderstehlich erschüttert,
Fielen die Thürme zu Trümmern, die Tempel und hohen Paläste,
Hügel sanken auf Hügel, und Klippen stießen an Klippen.
Als die Planeten so kämpften, zerriß der Dunstball des Schweifsterns;
Seiten wie vorgebürgte Gestad' entschlüpften zur Erde,
Wanden sich um sich herum in schwarzen wolkichten Schläuchen
Voll Gewässers, die Mündung mit schwachen Banden beschlossen.
Niemals zuvor noch hernach hing solcher eiserner Himmel
Ueber dem Land', auch nicht als Vesuvus Mauern von Rauche,
Undurchsichtigen Dampf, mit Todtenkrügen umwunden
Ueber dem Tempel der marmornen Heraklea gewölbet.
Eine Nacht hing über der andern an ehernen Ketten,
Schwärzere Schatten, als welche sich über Cimmerien hängen,
Oder als unter den Vorgebirgen im Himmel sich häuften,
Da der Englische Krieger, aus ihren Wurzeln gerissen
Und den Boden hinaufgekehrt, sie hoch in der Hand trug,
Unter dem Schutte das neuerfundne Geschoß zu begraben.
Oefters erhellte die tödtlichen Schatten ein schlängelndes Blitzen,
Breit wie ein Strom und kreuzend vom Aufgang zum Untergang, Donner
Brüllten mit schmetternder Stimm' und unter die Stimme des Donners
Heulte Verzweiflung. Der Tod war in allen Gestalten vorhanden;
Hing in der Luft und wühlt' in der Erd' und stürmte vom Meer her;
Wo man hinsah, da droht' allgegenwärtig sein Antlitz.
Aber jetzt rissen die Bande der Wolken, die Urnen und Schläuche
Thaten sich auf und gossen kometische Meere hinunter,
Wen nicht die Erde begrub, den ergriff die Fluth, o sie schleppte
Unerbittlich zum Tod Nationen von Menschen und Thieren.
Von der gehörnten Fluth gespart, auf Berge geflohen
Standen da blasse Schaaren, den Tod nur länger zu schmecken,
Keuchten nach Luft und umschlangen mit beiden Armen die Bäume,
Eine Frist von drei Athemzügen vom Tod zu gewinnen.
Ueber sie rauschte die Fluth mit Riesenschritten, nicht müde,
Bis sie die Erde durchwandert hatte von Pole zu Pole.
Ach, sie erhaschte die Sünder in ihrer sichersten Stunde,
Eingeschläfert, im Schwindel der Lüst' und des Unsinns begraben,
Denn sie kam wie ein Feind, der in der Mitternacht einbricht.

Als in Chus Magogs Blut durch seinen Tempel geronnen,
Folgt' ihm Araxes durch's Erbrecht, der unter den Frauen erzogen
Von dem Reiche zuvor nichts mehr als den Serail gesehen.
Tydor herrscht' und tränkte das Schwert mit dem Blute der Besten;
Weder der rothe Komet, der täglich feuriger blitzte,
Noch die Stimme, die donnernd den Tag des Zornes weissagte,
Stillten bei ihm die Lust des Mordens, er wußte nichts Schöners
Als ein Antlitz mit Jammer, mit Zügen des Todes gezeichnet.
Aber ein Funke der Glut, die in dem Himmel entzünd't wird,
Hatte Laomers Söhn' ergriffen, das Leben verachtend
Krochen sie aus der Höhle hervor, in den Gassen von Beder
Laut die verkannte Wahrheit zu rufen, der Vater der Menschen
Hätte sie nicht zu Sklaven des Säbels bestimmet, die Freiheit
Wär' ihr Erbgut, und nur der Feige zum Knechte geboren.
Tydor befahl die Empörer an's Holz des Kreuzes zu nageln.
Als er herabsah, den Grimm an dem Tod der Großmuth zu weiden,
Fielen die Pfeiler der Erd' und zogen ihn unter den Abgrund.
Beder ward von der kommenden Fluth verschwemmet, sie war jetzt
Keine Stadt mehr, der Tod war in ihre Paläste gedrungen.

Anais theilt' in dem thörichten Masis mit Asdod die Ehre,
Rächer der Gottheit, den Ruhm durch Mord und Meineid erworben.
Anais starb, er nahm auf den Thron zween Zwillinge zu sich;
„Wie drei Winkel," so sprach er, „das Dreieck krönen, so sollen
Auf dem Throne des edelsten Volks drei Könige sitzen."
Aber die Zwietracht bestieg den Thron mit ihnen, sie zogen
Gegen einander in's Feld; mit Helmen vertauschten die Priester.
Da der Komet am Himmel hinaufstieg, sagten sie, Seuchen
Lägen in seinem Schweif; er würd' ihn nach kurzem entfalten,
Seinen verschlossenen Gift auf ihre Gegner zu gießen.
Aber die Fluth schleppt' ihn und seine dreihäuptige Herrschaft
Unter den Golfo des Abgrunds; die beiden Sekten, die Gott goß
Und die sein Bildniß zerbrach, verdarben zusammen im Wasser.

Sichar hatt' in der Schlange das Herz zum Schöpfer gewendet,
Flehte gen Himmel; der Richter erbarmte sich seiner, er nahm ihm
Wieder die Schlangengestalt, das göttliche Menschenantlitz
Trat in die Stelle der spitzigen Köpf', er sah mit dem Haupte
Aufgerichtet gen Himmel; jetzt stand er auf menschlichen Füßen.
Aber der Natter entflohn, gedacht' er nicht mehr an den Engel,
Der in das Vieh ihn stieß, noch an den, der ihn wieder erhöhte;
Wälzt' in den Lüften sich wieder, die ihn zum Viehe versenkten,
Da erhascht' ihn die Fluth in dem Schooß unfläthiger Laster,
Seine Orchester mit ihm, und seine Gärten der Wollust.

Selima hatte Jarmut zum Tempel der Erde geweihet,
Dahin kamen auf seine Feste die Völker der Plänen,
Die an dem Pison liegen, den einzigen Gott zu bekennen,
Und den gesandten Propheten, der auf der Schneide des Schwertes
Ihnen das neue Gesetz gebracht, ihr Prophet und Beherrscher.
Sua war der Vertraute bei seinem Betruge gewesen;
Mit ihm that er die Wunder, verbarg in die Spalten des Felsens
Eine Kamelin, und als der Prophet geboten, der Felsen
Sollte sein Zeugniß ihm geben und eine Kamelin gebähren,
Sprang sie, von Sua belehrt, her durch die Spalten des Felsens.
Aber als Selima Asan vergiftet, so fluchete Sua
Asa's Mörder in seinem Herzen; er liebte den Jüngling,
Wie er sein Eingeweid' liebt', er entdeckt in den Hallen des Tempels
Selima's Falschheit vor allem Volk und den Aelt'sten des Volkes;
Und er machte sie wankend in ihrem thörichten Glauben.
Aber der Künstler der List blies durch pyrobolische Röhren
Unter die Rotte Feuer, die Aufruhr wider ihn red'te;
Feuer, so sagte der Lügner, womit die Keile des Donners
Zugespitzt sind, ihm hätt' es ein Engel gebracht, unauslöschlich,
Alle zu tödten, die seine Sendung zu schmähn sich erkühnten.
Indem daß er das Feuer noch blies und Heere verfengte,
Spalteten die Brunnen der Tief' und speieten Meere,
Die ihn mit seinem Geschütz und seinen Empörten verschlangen.

Alle, die an dem Gestade des weinvollen Damna die Tänze
Leiteten, oder die Blüthe des jungen Lebens verküßten,
Oder von starkem Getränk erschüttert die rasende Freude
Ueber die höchsten Paläste aufjauchzten, verdarben im Wasser.
Welten verhärteter Sünder, Verleugner Gottes verdarben
In den Wassern, mit ihnen ereilten die strafenden Wogen
Auch die wenigen Frommen, die in unseligen Tagen
Aufrecht standen und Gott nicht unter den Göttern verkannten.
Aber auf sie war das Antlitz des ewigen Vaters gerichtet,
Und von ihnen nicht abgewendet, wiewohl er es zuließ,
Daß die vertilgende Fluth sie mit den Sündern ergriffe.
Denn die Tugend entreißt die Besten der Menschen dem Tod nicht,
Ihrer wartet ein edlerer Lohn als das irdische Leben.
Diese hatten kein Opfer dem Fürsten der Hölle geschlachtet
Und nicht im blinden Schicksal die ewige Weisheit verloren,
Oder das Knie vor Göttern gebogen, der Arbeit des Hammers,
Oder vor niedrigern Götzen, den seelenverleugnenden Lüsten;
Gottes Absicht getreu und ihren unsterblichen Seelen,
Durch das Beispiel der Menge nicht hingerissen zum Abfall,
Einzig besorgt vor dem Angesicht Gottes gerecht zu erscheinen;
Tapfer genug für die Wahrheit, Gelächter und Haß zu ertragen,
Haß der Priester, der tödtender als der Könige Haß ist.
Einige waren bei ihnen von Jareds gefallenen Enkeln,
Die, von dem rothen Stern in ihrem Gewissen geängstigt,
Spät die zertretenen Spuren der großen Verheißung erfrischten,
Auf zu Gott sahen und mit zerknirschten Herzen ihm flehten.
Aber ich will die Namen von etlichen nennen, die Namen
Sind in das Buch des Lebens mit göttlichen Lettern geschrieben,
Und sie hat die Muse von Sion da glänzen gesehen.

Thirza, ein arbeitsam Weib, durchschleppt' ihr Leben mit Spinnen,
Um sie her standen sechs Kinder, den kleinen Gewinn zu genießen,
Arm und gerecht; als sie mit Sorgfalt das Wollengespinst wägt,
Bis in der Luft leichtschwebend die ruhende Stange der Wage
Jegliche Schaal' gleich hielt und keine leichter hinaufstieg,
Wankte die Erd' und ein fallendes Dach bedeckte die Sorgen.

Hasem schien für Semira geboren, ihr Hang nach der Tugend
Und ihr Geschmack am Schönen versprachen ihm güldene Tage;
Aber sie hatt' ihr Vater schon einem andern gegeben.
Liebe zu ihr ließ ihn der schmerzenden Sehnsucht zum Raube;
Hätt' er sie nicht geflohn, so wäre die Liebe gewachsen,
Nicht mit geringer Gefahr für seine Tugend; er sahe
Seine Geliebte nicht mehr und riß sein Herz vom Verderben.
Einsam stand er, auf einen der höhern Hügel gerettet,
Sah in die wachsenden Meere mit Leichen bestreuet; ein Mädchen
Schwamm an seine Gestad', es war die geliebte Semira.
Hasem erkennt sie und weint laut auf, sie öffnet die Augen
Und erkennt ihn und ruft und breitet die Arme nach ihm aus,
Und er faßt sie mitleidig in seinen Arm, doch die Fluthen
Rauschen einher und begraben die sich umarmenden Beide.

Eliphas waren von Omar dreihundert Pfunde vertrauet,
Daß er sie Helim liefert; es war kein Zeuge gerufen,
Kein Denkzeichen gegeben, und Helim war Eliphas Todfeind,
Königlich Helims Schätz', er ruht auf dem Sopha der Wollust;
Eliphas seufzet' im Elend der Armuth; dreihundert Pfunde
Hätten ihn aus dem Schooße des Elends gerissen, und Niemand
Hätte den Raub gewußt: doch Eliphas gab sie dem Helim.

Caled hatt' ein so lebhaft Gefühl von der Güte des Schöpfers,
Daß er den Himmel nie bat von ihm das Unglück zu wenden,
Ob es ihn gleich in der Unschuld des reinsten Wandels verfolgte.
„Elend," so sprach er, „das ohne Verschuldung kömmt, ist nicht Elend.
Nein, es ist Glück, und glücklich der Mann, zu dem es gesandt ist."
Weder Gefühl von dem Rechten, noch von der vorsehenden Güte
Hemmten den Lauf der Wellen, die stürmend kamen, sie faßten
Caled und Eliphas an und rissen sie unter den Abgrund.

Zalmon, ein Sklav, in der Blüthe der Jugend, verschmähte die Küsse,
Welche Lippen mit Nelkengeruch umflossen ihm boten,
Denn er ehrte das ehliche Bette; die schamlose Schöne
War vermählet mit seinem Herrn, dem härtesten Herren.
Drei Mal hatt' er sich schon aus den geilen Armen entrissen;
Da ihn gebunden sie mit garstigen Küssen bedeckte,
Rauschten die Wasser einher: er dankte den rettenden Fluthen.

Helez und Ada, sie sahn den liebenswürdigsten Knaben,
An den Brüsten der Tugend gesäugt, zum Himmel sich schwingen,
Zopha war wie ein schossender Baum am Brunnen gepflanzet,
Dessen Aeste hoch über der Quelle den Schatten verbreiten,
In der Blüthe des Lebens schon reif mit Früchten des Alters;
In ihm hauchte der göttliche Geist; sie hofften, er würde
Seine Jahr' in die Tage des Weibessamens erstrecken,
Daß er im Fleisch ihm dient' und die Riemen der Schuh ihm entstrickte.
Aber die Hoffnung, die Blüthe, zerschnitt die Sense des Todes.
Als sie an seinem Grab um ihn weinten, so that sich die Erd' auf
Und entdeckte den Todten, und riß sie zu ihrem Beweinten.

Sobak hatte die Hälfte von seinen Schätzen verbrauchet,
Vater des frommen Gastrechts, den Fremdling, der Freunde Beraubten
Nahm er unter sein Zelt, wenn die Winde vom Aufgange wehten;
Ihn erkannte der Mangel für den, der den Mangel erwürgte.
Da entwandten ihm Räuber die andere Hälfte der Habe.
„Mir nicht," so sprach er, „nicht mir, sie haben den Fremden und Armen
Ihre Speise geraubt." Ihn dünkte sein Leben beschwerlich,
Da er ihnen nichts mehr zu geben hatte. Die Fluth kam,
Sobak sahe sie kommen und dankte den Fluthen. Auch Husan
Du auch, die Ehre der guten Natur, die Freude der Engel,
Fandest den Tod in der Fluth, du vergabst am Abend das Unrecht,
Daß nach dem widrigen Tag ein angenehmerer folgte,
Denn wie ein Heiltrank war verzeihn dir, du rächtest mit Wohlthun.

Mathau war bei dem Wild erzogen, sein sinnliches Volk war
Gut, wenn das Blut nicht schäumt', aus Schwachheit sanft wie das Viehe.
Aber er hatt' ein Gefühl, die Reize der Tugend zu fühlen,
Und er liebte das, was er so reizend fühlte: „Wie selig,"
Sprach er, „bin ich, daß ich die Schönheit der Tugend erblicke
Und die Anmuth empfinde, womit sie die Seele beseligt!
Aber mir ahnt noch höhere Wollust, die Quelle zu lieben,
Von der dieses Gefühl in meinem Busen herabfloß.
Das ist Der, von welchem ein jeder Laut, den die Luft wiegt,
Meinen Ohren verkündigt, von dem ein jegliches Stäubchen
Etwas zu meinen Augen gleich einem Spiegel zurückschlägt;
Aber in Nacht verhüllt. Wie fürcht' ich, ein tödtlicher Mißtritt
Hat von mir sein Antlitz entfernt, er hat sich verborgen,
Und ich tappe, von ihm unerleuchtet, in ewigen Schatten!
Wüßt' ich den Geist, der sein Angesicht sah, der nahe bei ihm lebt,
O wie wollt' ich ihn flehn, damit er mir mehr von ihm sagte,
Und die Welten verschlänge, die zwischen Gott und mir liegen.
Wenn erst der hindernde Staub von meinem Geiste gewälzt wird,
Möchte, was so ihn sucht, so verlangt, noch immerhin leben,
Und von ihm heller bestrahlt, mit bessern Augen entdecken,
Wie er von mir geliebt, wie er angebetet sein wolle."
Also hofft' er, die Fluth entriß ihn dem Staube. — Kleinmüthig
Bog Amraphel das Knie vor Göttern von Erz, denn er scheute
Elend und Tod, sonst ging er die Wege der Tugend und weinte
Sitzend im Staub und flehte den Gott der Götter um Gnade;
Sitzend im Staub, von dem Richter erhört, ereilten die Meer' ihn.
In dem gestadlosen Meer, mit den Leichen der Sünder vermischet,
Schwammen die Körper der Edlen, zur Seite der Thiere des Feldes.
Alles Fleisch, das sich von der speisetragenden Erde
Nähret, verfolgte der Tod weitherrschend von Zone zu Zone.
O wie war die Gestalt des Landes verkehrt, wie verwandelt!
Wo nur jüngst noch der Lenz in seinem blumichten Kleide
Zwischen der duftenden Ros' und dem Liede der Nachtigall lachte,
Schmachtet' er unter den Banden, womit die Fluth ihn gebunden.
Schwefelichte Dämpfe von finstern und groben Erzen des Abgrunds
Flogen empor und mischten mit Gift die Luft und das Wasser.
Unterdeß floh der Komet', und rühmt', ihm hätte die Erde
Nichts als die äußersten Ecken der Dunstgebirge genommen.

Jacob Böhme.

Dieser in vielfacher Hinsicht merkwürdige Mann ward am 14. November 1575 zu Altseidenburg in der Oberlausitz geboren. Er war der Sohn eines armen Bauern und mußte bis zu seinem zehnten Jahre das Vieh hüten, ohne daß ihm, der einen inneren heftigen Drang nach Wissen nährte und schon früh seiner Neigung zur geistigen Beschauung sich hingab, der mindeste Unterricht zu Theil geworden wäre. Endlich ward er in eine Schule gethan, um sich nothdürftig zur Erlernung eines Handwerkes vorzubereiten; alle Unterweisung beschränkte sich jedoch auf Lesen und Schreiben und das Christenthum, welches letztere mächtig auf ihn einwirkte. — Nachdem er darauf zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben worden und dessen Gewerbe erlernt hatte, trat er die übliche Wanderschaft an und ließ sich, nachdem er dieselbe vollendet, zu Görlitz nieder, wo er seit dem Jahre 1594 sein Schuhmacherhandwerk redlich und bescheiden trieb. Er vermählte sich mit der Tochter eines dortigen Fleischers und lebte mit ihr dreißig Jahre in einer glücklichen und zufriedenen Ehe. Seine sitzende Lebensart und sein Hang zu theosophischen Speculationen steigerten sein Empfindungsvermögen in einzelnen Momenten zu einer solchen Höhe, daß er besondere göttliche Erscheinungen zu haben wähnte und sich vom heiligen Geiste, nach seiner Meinung, getrieben fühlte, seinen Anschauungen Worte zu verleihn und sie durch die Feder fest zu halten. — So entstand zuerst seine „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgange," welche seine Offenbarungen und Anschauungen über Gott, Menschheit und Natur umfaßt. Dieses Buch machte großes Aufsehen, und Jacob Böhme hatte demzufolge große Anfeindungen von der

Geistlichkeit in Görlitz, an deren Spitze der Pastor an der Hauptkirche, Georg Richter, stand, zu erdulden. Die Aurora ward verdammt: aber Böhme war dadurch bekannt geworden und fand viele Freunde und Gönner, welche ihn unterstützten und ermunterten, auf dieser Bahn fort zu fahren. Er schrieb nun seit 1619 aus innerem Drange seine übrigen Werke, unter steten Verfolgungen seiner geistlichen Gegner, die er jedoch mit Sanftmuth zu tragen wußte. Um sich sicherer zu stellen, reiste er im Jahre 1624 nach Dresden, wo er seine Schriften und Lehren untersuchen und prüfen ließ; auch hier fand er, selbst am kursächsischen Hofe, Beifall und Schutz und so reiste er getröstet und beruhigt nach seiner Heimath zurück, starb aber noch in demselben Jahre am 13. November 1624.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Aurora oder Morgenröte im Aufgang; das ist die Wurzel oder Mutter der Philosophiae, Astrologiae und Theologiae, aus rechtem Grunde, u. s. w., 1612. — Beschreibung der drei Principien Göttliches Wesens; vom himmlischen und irdischen Mysterio; vom Baum des Glaubens; Weg zu Christo; dreifaches Leben des Menschen; Betrachtung göttlicher Offenbarung u. s. w. u. s. w.

Es erschienen folgende Gesammtausgaben derselben: Amsterdam, 1620—75. 4 Bde. (besorgt v. H. Betke.) — Amsterdam, 1682. 10 Bde. (besorgt v. Gichtel); unter dem Titel: Theologia revelata, Amsterdam, 1730. 2 Bde. in 4; Amsterdam, 1730. 6 Bde. in 8. — Die neueste besorgte K. W. Schiebler. Leipzig, 1831—32. Doch sind bisher nicht mehr als zwei Bände von derselben erschienen.

Die Zeit, in welcher J. B. in das Leben eintrat, besonders die krypto-calvinistischen Händel, mit welchen er während seiner Wanderschaft bekannt wurde, trugen das Ihrige dazu bei, ihm bei natürlicher Anlage und Neigung die schwärmerische, auf die Lehren der Bibel basirte Richtung zu geben, der er in seinen Schriften so eifrig folgt und nach welcher er die höchsten Interessen der Menschheit, Gott, Offenbarung, Sünde, Schöpfung, Natur, meist in mystischem Gewande, aber mit seltenem Reichthum der Phantasie und mit einer Kraft der Sprache, über welche man erstaunen muß, da er ganz Autodidakt war, behandelt. Es finden sich in seinen Werken neben vielen Uebertreibungen, vielem Unklaren und Verworrenen, auch viele wahrhafte Gedankenblitze und tiefsinnige Aeußerungen. Hätte J. B. die Vortheile einer methodischen, wissenschaftlichen Bildung genossen, so wäre er ohne Zweifel selbst auf dieser Bahn einer der ersten und tiefsten christlichen Denker geworden; diese Meinung wird durch Hegel's Ausspruch über ihn bestätigt. „Diesem gewaltigen Geiste, sagt H., ist mit Recht der Name Philosophus teutonicus beigelegt worden; er hat den Gehalt der Religion theils für sich zur allgemeinen Idee erweitert, in demselben die höchsten Probleme der Vernunft concipirt und Geist und Natur in ihren bestimmten Sphären und Gestaltungen darin zu fassen gesucht, indem er zur Grundlage nahm, daß nach dem Ebenbilde des dreieinigen Gottes der Geist des Menschen und alle Dinge geschaffen und nur dies Leben sind, aus dem Verluste ihres Urbildes dazu reintegrirt zu werden; theils hat er umgekehrt die Formen der natürlichen Dinge (Schwefel, Salpeter, das Herbe, das Bittre) gewaltsam zu geistigen und Gedankenformen verarbeitet."

Vgl. Abraham von Franckenberg, Bericht von dem Leben und Abscheiden des in Gott seelig ruhenden Jacob Böhmens — in dem ersten Theile der amsterdamer Ausgabe von 1682.

Jacob Böhm, ein biographischer Versuch. Dresden, 1804.

Jacob Böhmens Schattenriß. (von B. Heidecke.) Riga, 1788.

F. de La Motte Fouqué, Jcob Böhme, ein biographischer Denkstein. Greiz, 1831.

Theosophische Fragen. *)

Vorwort.

Es stehet geschrieben: Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht begreifen. Und hinwieder stehet auch geschrieben: Der Geist forschet alle Dinge, auch die Tiefe der Gottheit.

Ob sich nun wollte Meister Klügling, ohne Göttlich Licht, an diese Fragen machen und sie erklären, der würde solches nicht können thun, und dörfte es auch wohl für Sünde achten, also hoch zu fragen, weil er es selber nicht kann verstehen. Demselben sagen wir, daß er es nur lasse dehm stehen, dem es der Geist Gottes geben will, welcher alle Dinge, durch des Menschen Geist, forschet, weil es ihm noch eine Unbegreiflichkeit ist, und ihn deucht unmüglich seyn.

Aber denen, welche Jesum lieb haben, sagen wir, daß es gar wohl zu forschen und zu verstehen sey, und kein unmüglich Ding sey. Dan in einem wahren Christen wohnet Christus, in dehm alle Schätze der verborgenen Weisheit offenbahr sind, der weiß es allein im Geiste Christi, und nicht in eigener Natur, und Vermögen. Als wir dann diese Fragen in einem eignen Büchlein klar ausgeführet und beschrieben haben, zwar kurz summarisch, und doch in unsern anderen Schrifften gantz weitläufftig und nothdürfftig, und empfehlen den Leser dieses in die Offenbahrung unsers Herrn Jesu Christi.

Die erste Frage.

Was ist Gott außer Natur und Creatur in sich selber?

Antwort.

1) Gott ist die Ewige Einheit, als das unmäßliche einige gut, das nichts hinter noch vor sich hat, das ihm möge etwas geben oder eintragen, oder das ihn möge bewegen; ohne alle Reizlichkeiten und Eigenschaften, welches ohne Ursprung der Zeit in sich selber nur Eines ist, als eine eitel Lauterkeit, ohne Berührung, welches nirgend keinen Ort noch Stelle hat, noch bedarff zu seiner Wohnung, sondern ist zugleich ausser der Welt und in der Welt, und ist tiefer als sich ein Gedancke schwingen mag; ja wenn man hundert tausend Jahr an einander Zahlen ausspräche von seiner Größe und Tieffe, so hätte man doch noch nicht angefangen seine Tieffe auszusprechen, dann er ist die Unendlichkeit. Alles was kan gezehlet und gemessen werden, das ist natürlich und bildlich; aber die Einheit Gottes kan nicht ausgesprochen werden, dann sie ist durch alles zugleich, und ist darum gut genannt und erkannt, daß er die ewige Sänffte, und das höchste Wohl-tuhn in der Empfindlichkeit der Natur und Creatur ist, als die empfindliche süsse Liebe.

2) Dann die Einheit, als das Gute, fleusset selber aus sich aus, und führet sich mit dem Ausflusse in Wollen und Begwnisse, allda liebet oder durchwohnet die Einheit das Wollen oder Wallen, und das Wollen oder Wallen empfindet die Sänffte der Einheit; das ist der Grund der Liebe in der Einheit, davon Moses saget: Der Herr unser Gott ist ein einiger Gott, und keiner mehr.

3) Und hält sich nicht also wie die Vernunfft meynet, Gott wohne alleine über dem Gestirne, ausser dem Ort dieser Welt. Ihm ist kein Ort bereitet, da er sonderlich wohne, sondern seine Offenbahrung ist nur unterschiedlich, er ist in, bey und durch uns; und wo er in einem Leben mit seiner Liebe beweglich wird; allda ist Gott in seiner Würckung offenbahr; daß ist, seine Liebe, als die Einheit ist allda ausfließende, wollende, und empfindlich; allda hat ihm Gott eine Stätte gemachet, als im Grunde der Seelen, in der ewigen Idea oder Gegen-wurff des ewigen Wollens in der Liebe, darinnen sich die Liebe selber wil und empfindet, wie in Engeln und seeligen Seelen zu verstehen ist.

Die zweite Frage.

Was ist der Abgrund aller Dinge, da kein Geschöpffe ist, als das Ungründliche Nichts?

Antwort.

1) Es ist eine Wohnung der Einheit Gottes, denn das Auftuhn, oder das Ichts des Nichts, ist Gott selber. Das Auftuhn ist die Einheit, als ein Ewig Leben und Wollen, ein lauter Wille, welcher doch nichts hat, das er wollen kan, als nur sich selber.

2) Darum ist der Wille ein eitel wollende Liebe-Lust, als ein Ausgang seiner selber zu seiner Empfindlichkeit. Der Wille ist

*) Aus: Betrachtung Göttlicher Offenbarung, in 177 Theos. Frag. vorgestellt, von Jac. Böhme. Amsterdam, 1682.

1) der ewige Vater des Grundes; und die Empfindlichkeit der Liebe ist 2) der Ewige Sohn, welchen der Wille in sich gebiehret zu einer empfindlichen Liebe-krafft; und der Ausgang der wollenden empfindlichen Liebe ist 3) der Geist des Göttlichen Lebens,

3) Und also ist die Ewige Einheit ein dreyfaches, unmäßliches, und unanfängliches Leben, welches stehet in eitel Wollen, in Fassen und Empfinden seiner selber, und in einem ewigen Ausgang seiner selber.

4) Und das Ausgegangene des Willens, Liebens und Lebens ist die Weisheit Gottes, als die Göttliche Beschauligkeit und Freude der Einheit Gottes, dadurch sich die Liebe in Kräfften, Farben, Wunder und Tugenden ewig einführet.

5) In diesem auffthuenden Leben Göttlicher Einheit werden fünf lautbahre Sensus in der Empfindlichkeit der Liebe des Lebens verstanden, als A, E, I, O, U, darinnen das Göttliche Wollen und Würken stehet, die führen sich in ein Aushauchen zur Schiedlichkeit, und zum Verstande der Einigen Dreyheit, dardurch sich das ewige Leben selber empfindet und verstehet.

6) Die Dreyheit offenbahret sich aus der Einheit mit einem dreyfachen Hauchen, daß dieses dreyfache Hauchen nach dreyerley Art in sich selber zu einem Eigenen eingehet; und derselbe dreyfache Sensus heißet mit seinem sensualischen Nahmen JEHOVAH.

7) Denn die Einheit als das J, gehet in sich selber in ein dreyfaches Wesen, das heisset JE, und das JE ist der Vatter, der führet sich mit seinem hauchenden Willen ins HO, als in eine Fassung der Liebe, und im HO wird das Wort aller Kräfften verstanden, denn es macht eine Circumferenz oder Umschluß seiner selber, als das ewige Etwas, oder Ichts, davon gehet die Liebe-Lust aus, welcher Ausgang ist der Geist, der fasset und formiret sich ins VA. Dann das V ist der Geist, als der Ausgang, und A ist die Weisheit, darein sich der Geist fasset zu einem würkenden Leben.

8) So heisset alsdann dieses dreyfache hauchende Leben in sich selber O. JAH. Dann die eingefaßte Lust ist das O als ein Auge des einigen Sehens, ein lauterlich Sehen, und das JAH ist der dreyfache Eingang seiner selber, als zur Empfindlichkeit des Wollens, welcher sich selber aufthut durch das ewige Hauchen.

9) Das Auftuhn, als die Eigenschafften im Sensu des empfindlichen Auftuhns, heisset ADONAI, und sind sechs Kräfften, daraus das Mysterium Magnum, als der hohe Name TETRAGRAMMATON entspringet, daraus alle Wesen der Sichtbahren und Unsichtbahren entsprossen, und in Formen und Bildung kommen seynd.

10) In dem Worte ADONAI, als in diesen sechs Kräfften, liegen die sechs Eigenschaften der ewigen Natur, als des natürlichen Lebens, daraus die Engel und Seelen nach der Innwendigkeit ihrer Idea sind geflossen; und auch die sechs Tage der Schöpfung dieser Welt, welche mit dem sehenden Leben, das sich als das O mit ins Wesen bildet, eingeschlossen werden, zur Ruhe, darinnen die sechs Kräffte in der stillen Liebe, als in der ewigen Einheit stehen und ruhen, und aber mit ihrer selber-Würkung ohne Unterlaß wollen und ausgehen.

11) Und das ist das O, der siebente Tag, darinnen Gott von allen seinen Werken hat geruhet, und ewig ruhet; das ist, die sechs Kräfften (als 1. die Begierligkeit, 2. Beweglichkeit, 3. Empfindligkeit, 4. Feuer oder Leben, 5. Liecht oder Liebe, 6. Schall, Unterschiedligkeit oder Verständniß) ruhen in dehm, davon sie entsprungen, als in dem O, als in der Stätte Gottes, darinnen die ewige Liebe angedeutet wird, als die Einheit, oder das Ichts der Einheit, welches ist der ewige Sabbath aller Dinge des guten Wesens.

12) Also verstehen wir, 1. wie das Ewige Nichts ausser allen Anfängen, ein lauterlicher Schein, als das Auge des ewigen Sehens sey. Denn alle Dinge stehen darinnen als ein Nichts, dieweil das Etwas ist von diesem Sehen entsprungen, so stehet das Nichts, als die Ewige Einheit, durch alles ungehindert.

13) Und verstehen 2. weiter, daß Gott selber das Sehen und Empfinden des Nichts sey, und wird darum ein Nichts genannt (ob es gleich Gott selber ist), daß es unbegreiflich und unaussprechlich ist.

Die dritte Frage.

Was ist Gottes Liebe und Zorn? wie ist er ein zorniger eyfriger Gott, weil er selber die unveränderliche Liebe ist? Wie mag Zorn und Liebe ein Ding seyn?

Antwort.

1) Wiewohl wir dem Leser allhier schwer möchten zu verstehen seyn, so mag ers doch in göttlicher Krafft und Anruffung Gottes alles verstehen, so ihm das recht Ernst ist.

2) Der Leser soll wissen, daß in Ja und Nein alle Dinge bestehen, es sey Göttlich, Teuffliſch, Irdiſch, oder was genannt mag werden. Das eine, als das Ja, ist eitel Krafft und Leben, und ist die Wahrheit Gottes oder Gott selber. Dieser wäre in sich selber unerkäntlich, und wäre darinnen keine Freude oder Erhebligkeit noch Empfindligkeit ohne das Nein. Das Nein ist ein Gegen-wurff des Ich, oder der Wahrheit, auf daß die Wahrheit offenbahr, und etwas sey, darinnen ein Contrarium sey, darinnen die ewige Liebe würkende, empfindlich, wollende, und das zu lieben sey.

3) Und können doch nicht sagen, daß das Ich vom Nein abgesondert, und zwey Ding neben einander sind, sondern sie sind nur Ein Ding, scheiden sich aber selber in 2 Anfänge, und machen zwey Centra, da ein jedes in sich selber würcket, und will; Gleichwie der Tag in der Nacht, und die Nacht in dem Tage zwey Centra sind, und doch ungeschieden, als nur mit Willen und Begierde sind sie geschieden. Denn sie haben zweyerley Feuer in sich, als 1. den Tag, das Hitzige auffschliessende, und 2. die Nacht, das Kalte einschliessende: und ist doch zusammen nur Ein Feuer, und wäre keines ohne das andere offenbahr oder würkende: Dann die Kälte ist die Wurtzel der Hitze, und die Hitze ist die Ursache, daß die Kälte empfindlich sey. Ausser diesen beyden, welche doch in stätem Streite stehen, wären alle Dinge ein Nichts, und ständen stille ohne Bewegniß.

4) Also auch ingleichen von der ewigen Einheit Göttlicher Krafft zu verstehen ist: wann der ewige Wille nicht selber aus sich ausflösse, und führte sich in Annehmligkeit ein, so wäre kein Gestältniß noch Unterschiedligkeit, sondern es wären alle Kräfften nur Eine Krafft; so möchte auch kein Verständniß seyn: Denn die Verständniß urständet in der Unterschiedligkeit der Vielheit, da eine Eigenschafft die andere siehet, probiret und will.

5) Ingleichen stehet auch die Freude darinnen: Soll aber eine Annehmligkeit urständen, so muß eine eigene Begierde seiner selbst-Empfindligkeit seyn, als ein eigener Wille zur Annehmligkeit, welcher nicht mit dem einigen Willen gleich ist und will: Dann der einige Wille will nur das einige Gut, das er selber ist, er will sich nur selber in der Gleichheit; aber der ausgeflossene Wille will die Ungleichheit, auf daß er von der Gleichheit unterscheiden, und sein eigen Etwas sey, auf daß Etwas sey, daß das ewige Sehen sehe und empfinde: und aus dem eigenen Willen entstehet das Nein; dann er führet sich in Eigenheit, als in Annehmligkeit seiner selber; er will Etwas seyn, und gleichet sich nicht mit der Einheit, dann die Einheit ist ein ausfließend Ich, welches ewig also im Hauchen seiner selber stehet, und ist eine Unempfindlichkeit, dann sie hat nichts, darinnen sie sich möge empfinden, als nur in der Annehmligkeit des abgewichenen Willens, als in dem Nein, welches ein Gegen-wurff ist des Ich, darinnen das Ich offenbahr wird, und darinnen es etwas hat, das es wollen kan.

6) Dann Eins hat nichts in sich, das es wollen kan, es duplire sich denn daß es Zwey sey; so kan sichs auch selber in der Einheit nicht empfinden, aber in der Zweyheit empfindet sichs.

7) Also verstehet nun den Grund recht; der abgeschiedene Wille ist von der Gleichheit des ewigen Wollens ausgegangen, und hat auch nichts, das er wollen kan, als nur sich selber. Weil er aber ein Etwas ist gegen der Einheit, welche ist als ein Nichts, und doch Alles ist, so führet er sich in Begierde seiner selber ein, und begehret sich selber, und auch die Einheit, daraus er geflossen.

8) Die Einheit begehret er zur empfindlichen Liebe-Lust, daß die Einheit in ihm empfindlich sey, und sich selber begehret er zur Bewegniß, Erkäntniß und Verständniß, auf daß eine Schiedligkeit in der Einheit sey, daß Kräffte urständen: Und wiewohl die Krafft keinen Grund noch Anfang hat, so werden aber in der Annehmlichkeit Unterscheide, aus welchen Unterscheiden die Natur urständet.

9) Dieser ausgeflossene Wille führet sich in Begierde, und die Begierde ist Magnetisch, als einziehende, und die Einheit ist ausfliessend. Jetzo ists ein Contrarium, als Ich und Nein: Dann das Ausfliessen hat keinen Grund, aber das Einziehen machet Grund. Das Nichts will aus sich, daß es offenbahr sey, und das Etwas will in sich, daß es im Nichts empfindlich sey, auf daß die Einheit in ihm empfindlich werde. So ist doch aus und ein eine Ungleichheit.

10) Und heisset das Nein darum ein Nein, daß es eine eingekehrte Begierde ist, als Nein-werts einschliessende; und das Ich heisset darum Ja, daß es ein ewiger Ausgang, und der Grund aller Wesen ist, als lauter Wahrheit. Denn es hat kein Nein vor ihm, sondern das Nein urständet erst in dem ausgeflossenen Willen der Annehmligkeit.

11) Dieser ausgeflossene begehrende Wille ist einziehende, und fasset sich selber in sich, darvon kommen Gestältnisse und Eigenschafften. 1. Die erste Eigenschafft ist Schärffe: daraus kommt Härte, Kälte, Trocken und Finsterniß. Denn die Angezogenheit überschattet sich selber; und dieses ist der wahre Grund der ewigen und zeitligen Finsterniß; und die Härtigkeit und Schärffe ist der Grund zur Empfindligkeit. 2. Die zweite Eigenschafft ist die Bewegniß im Anziehen, die ist eine Ursache des Scheidens. 3. Die dritte Eigenschafft ist die wahre Empfindung zwischen der Härte und

der Bewegniß, darinnen sich der Wille empfindet, denn er befindet sich in grosser Schärffe, gleich einer großen Angst gegen der Einheit also geredet. 4) Die vierdte Eigenschafft ist das Feuer, als der Blitz des Glantzes; das urständet in der Zusammenfügung der grossen ängstlichen Schärffe und der Einheit: denn die Einheit ist sanft und stille; Und die bewegliche harte Schärffe ist schrecklich, als ein Grund der Peinligkeit.

12) Also ists ein Schrack in der Zusammenfügung, und in diesem Schracke wird die Einheit ergriffen, daß sie ein Blick oder Glast wird, als eine erhebliche Freude. Dann also urständet das Liecht mitten in der Finsterniß: Dann die Einheit wird zu einem Liechte, und die Annehmligkeit des begierlichen Willens in den Eigenschaften wird zu einem Geistfeuer, welches seinen Quell und Ursprung aus der herben kalten Schärffe, in der Bewegniß, und Empfindligkeit in der Finsterniß nimmt, und ist eben dessen Wesen, als eine schreckliche Verzehrligkeit.

13) Und darnach ist Gott ein zorniger eyfriger Gott, und ein verzehrend Feuer genannt; Nicht nach deme, was er in sich selber ausser aller Annehmligkeit ist, sondern nach dem ewigen Feuergrunde, und in der Finsterniß wird das Fundament der Höllen als eine Vergessenheit des Guten verstanden, welche Finsterniß im Liechte, wie die Nacht im Tage, gantz verborgen ist, wie Johannis am 1. Cap. zu lesen.

14) Also sehen wir in oberzehlten Eigenschafften Gottes Zorn, als die erste Eigenschafft des Einziehens ist das Nein: denn sie ist gleichet sich sich nicht mit dem Jah, als mit der Einheit, denn sie macht in sich eine Finsterniß, das ist eine Verlierung des Guten.

15) Zum andern, macht sie in sich eine Schärffe, das ist der Grund des ewigen Strebens der Sanfftmuth, von der sanfften Einheit. Zum dritten machts in sich eine Härte, das ist der ewige Tod, als eine Unmacht. Zum vierdten machts in sich in solcher Härte des Todes eine immerwährende Peinliche Empfindniß. Zum fünfften macht sie in sich eine ängstliche Feuerquall. Und in diesen Eigenschafften wird Gottes Zorn und das Höllische Feuer verstanden: Und wird darumb Hölle oder Höhle genannt, daß es eine Verborgenheit oder Einschliessung ist; Auch wirds darum eine Feindschafft Gottes genannt, daß es peinlich, und die Einheit Gottes eine lautere Sanfftmuth ist, Und ist gegen einander, wie Feuer und Wasser: Davon auch in dieser Welt Wesen in der Schöpfung Feuer und Wasser seinen Ursprung genommen hat.

16) Die fünffte Eigenschafft in solcher Anzündung des ausgeflossenen Willens ist nun die Empfindligkeit der Einheit Gottes, als die Liebe, welche im Feuer beweglich, und begierlich wird, und macht im Feuer (als in der Peinligkeit) ein ander Principium, als ein grosses Liebe-Feuer. Denn sie ist die Ursache und der Grund des Liechtes, daß in der Feuers-Essentz das Liecht entspringet, sie ist der Liebe Krafft im Liechte, dann also führet sich die Einheit in Bewegniß und Empfindligkeit ein, auf daß die Ewige Krafft empfindlich, und ein Wollen, Begierde, und Schiedligkeit darinnen sey, sonst wäre die Einheit eine ewige Stille, und unempfindlich.

17) Diese Liebe und Liecht wohnet im Feuer, und durchdringet das Feuer, daß des Feuers Essenz in die höchste Freudenreich gewandelt, und kein Grimm mehr erkannt wird, sondern ein lauterlicher Liebegeschmack Göttlicher Empfindlichkeit.

18) Dann also über-inflammiret sich die ewige Einheit, daß sie eine Liebe sey und daß etwas sey, das zu lieben sey. Denn so die Liebe der Einheit nicht in Feuerbrennender Art stünde, so wäre sie nicht würklich, und wäre keine Freude oder Bewegniß in der Einheit.

19) So verstehet man nun in der Feuers-Essenz Gottes Zorn: und in der Liebe Empfindlichkeit, als in der empfindlichen Einheit, das Göttliche Liebe-Feuer, die machen zwey Centra in Einem Grunde, als zweyerley Feuer.

20) (1.) Das Zornfeuer im ausgeflossenen Willen der Annehmligkeit, ist ein Grund der ewigen Natur, daraus die Engel und Seele des Menschen ihren Grund haben empfangen, und wird Mysterium Magnum genannt, aus welcher ewigen Natur auch diese sichtbahre Welt entsprossen und geschaffen ist, als ein Gegenwurff der Inwendigkeit.

21) (2.) Und das Centrum der Liebe ist das Jah, als das Feuerflammende Hauchen, welche Gottes Wort genannt wird, als das Hauchen der Einheit Gottes, das Fundament der Krafft, darinnen wird der wahre heilige Geist verstanden, in dem Ausflusse des Liebehauchens, als die Bewegniß oder das Leben der Liebe. Auch wird der Englische, so wohl der Seelische Geist darinnen verstanden, in welchem Gott offenbahr ist und wohnet.

22) Aber der Grund der Seelen und Engel nach ihrer Natur wird im ewigen Naturfeuer verstanden. Dann die klare Gottheit wird nicht Creatürlich; denn sie ist eine ewige Einheit, sondern sie durchwohnet die Natur, wie ein Feuer das Eisen durchglühet.

23) Und verstehen an diesem Orte die Möglichkeit der Verdamniß der Engel und Seelen, so sie das Liebfeuer verlieren, daß sie sich von Göttlicher Einheit abscheiden, und in eigene Begierde eingehen, so brennet alsdann das Zorn-Feuer in ihnen, und ist ihr recht Leben.

24) Aber so das Göttliche Liebefeuer in ihrem Centralischen Feuer brennet, so ist ihr Feuerleben ein eitel Freude und sanfftes Wohltuhn, und stehet Gottes und der Natur Feuer in ihnen in einem einigen Grunde.

25) In dieser fünfften Eigenschafft wird die Glori und Majestät Gottes offenbahr, als ein Liecht der Liebe. Davon die Schrifft saget 1 Tim. 6, 6. Gott wohnet in einem Liechte, darzu Niemand kommen kan; anzudeuten, daß keine Creatur aus dem Centralischen Feuer der Liebe jemahls gebohren ist worden, dann es ist das allerheiligste Feuer, und Gott in seiner Dreyheit selber.

26) Und aus diesem heiligen Feuer ist ausgeflossen das Jah, als ein Strahl der empfindlichen Einheit, der ist der theure Name JESUS, welcher die arme Seele wieder vom Zornfeuer erlösete, und sich selber, in Annehmung der Menschheit, in das abgewichene Centralische Zornfeuer Gottes Zornes, in die Seele eingab, und sie wieder mit dem Liebefeuer anzündete, und mit Gott vereinigte.

27) O ihr Menschen merket das! So verstehet nun das rechte Fundament; in Gott ist kein Zorn, es ist eitel lauterliche Liebe; Allein im Fundament, dadurch die Liebe beweglich wird, ist Zornfeuer, aber in Gott ists eine Ursache der Freudenreich und der Kräffte; und im Centro des Zornfeuers ists die gröste erschrecklichste Finsterniß, Pein und Quaal.

28) Und sind die zwei in einander, wie Tag und Nacht, da keines das andere begreiffen mag, sondern eines wohnet im andern, und machen 2 Principia, als zweene ewige Anfänge.

29) Der erste Anfang wird das Reich Gottes Zornes genannt, als das Fundament der Höllen, darinnen die verstossenen Geister wohnen.

30) Das Fundament des Reiches Gottes ist lauter Jah, als Kräffte des schiedlichen Wortes; Und das Fundament des Zorns Gottes ist lauter Nein, davon die Lügen urständen: Deßwegen sagte Christus: Der Teufel wäre ein Vatter der Lügen, denn sein Fundament ist lauter Nein, und Widersprechen der Wahrheit, als dem Jah.

31) Die sechste Eigenschafft im ausgeflossenen Willen ist der Hall, Schall, Verständniß, Rede, oder Unterscheiden, als der wahre Verstand, und stehet in beyden Centralischen Feuren zugleich, im Centro der eigenen Annehmligkeit des natürlichen Feuers, ohne Mitwürcken des heiligen Feuers (so ferne diese beyde Feure geschieden werden, wie bey den Teufeln und verdamten Seelen zu verstehen ist) ists nicht Verstand, sondern nur List und Scharffsinnigkeit, als eine Probirung des Fundaments der Natur; ein eitel Mißbrauch der Natur-Kräffte, davon Betrug, Argwohn, Tohrheit, Narrheit und Leichtfertigkeit urständet.

32) In der sechsten Eigenschafft stehen die heiligen Namen, als die Göttlichen Kräffte im auftuhn der Einheit, im Würcken und Wollen, und stehen in beyden Feuren zugleich; als im Feuer der natürlichen Beweglichkeit, und im Feuere der Liebeflamme.

33) Allhier stehet das Wundertuhende Wort in seiner Würckung, denn der große Name TETRAGRAMMATON ist das Centrum der Wunder Gottes alhier, welcher in beyden Centralischen Feuern würcket, welchen die bösen Geister, in ihrer Verwandlung nach dem Centro des Feuers Natur mißbrauchen.

34) Und ist der Grund der gantzen Cabala und Magia in diesem Grunde begriffen; dann es sind die würckliche Kräffte, da das Unempfindliche in dem Empfindlichen mitwürcket. Und an diesem Orte lieget das Gesetz Mosis dafür, dehn nicht zu mißbrauchen bey ewiger Straffe, wie im andern Gebot der zehen Geboten zu sehen ist, den Unsern alhier genug gesagt, und den Gottlosen ein Schloß darfür.

35) Die siebente Eigenschafft des ausgeflossenen begierlichen Willens, ist die Wesenheit, darinnen alle Kräffte im Wesen liegen und würcken, als ein Subjectum aller Kräffte, davon die sichtbahre Welt ist entsprungen, und durch die Bewegniß des wunderthuenden Namens ausgeflossen, und in Schiedligkeit und Förmligkeit gegangen.

36) Deßwegen sind in allen Wesen dieser Welt beyde Centralische Feuer, nach Gottes Liebe und Zorn, wie an den Creaturen zu sehen ist.

37) Aber das heilige Feuer liegt immer verborgen, welches der Fluch als die Bewegniß Gottes Zornes, mit der Sünden verschlossen hält, wie an der Tinctur zu verstehen, und doch ein möglicher Eingang ist durch Gottes Zulassung.

38) Dasselbe ausgeflossene heilige Feuer, als das noch mit durch die Erde würckte, war das Paradies und ist wohl noch, aber der Mensch ist herausgestossen, und suchet sich mancher zu tode an diesem Feuer, und findets doch nicht, er habe es denn zuvor in ihm selber gefunden.

39) Also verstehet uns in dieser Frage, von Gottes Liebe und Zorn, daß zweyerley Feuer verstanden werden, als 1. ein Liebefeuer, da ist lauter Liecht, das wird Gottes Liebe genannt, als die empfindliche Einheit. 2. Und ein Zornfeuer von der Annehmlichkeit des ausgeflossenen eigenen Willens, dadurch das Liebefeuer

offenbahr wird, welches Zornfeuer ein Grund der ewigen Natur ist, und im Centro seiner Inwendigkeit eine ewige Finsterniß und Pein genannt wird. Und sind doch beyde Feuer nur ein einiger Grund, und von Ewigkeit in Ewigkeit je gewesen, und bleibende, scheiden sich aber in zweene ewige Anfänge, wie an Feuer und Liecht nachzusinnen ist.

Die vierdte Frage.

Was ist gewesen, ehe denn die Engel und Schöpfung war.

Antwort.

1. Es war Gott mit den zwey Centralischen Feuern, mit den grossen Kräfften, als eine ewige unendliche Gebährunge der Wunder, Farben und Tugenden, da die Engel und Seele des Menschen, samt allen Creaturen, dieser, und der inwendigen Englischen geistlichen Welt, in einer Idea oder Geistlichen Inmodelung, inne lagen, darinnen Gott alle seine Wercke hat, von Ewigkeit gesehen, nicht in Creatürlicher gebildeter Art und Form, als in einer Scheidung, sondern in Formligkeit der Kräffte, da Gottes Geist mit sich selber gespielet hat.

2. In diesen Centralischen Feuren war das Element, und waren beyde Centralische Feuer ein einiges Wesen, nur in zweyen Principien unterschieden, wie Feuere und Liecht.

3. Als sich aber das Centralische Feuer des eigenen Willens hat beweget, und in eine größere Begierde zu seiner Beschaulichkeit und Formirung eingeführet, so ist die Schöpfung ergangen, welches der ewige Wille Gottes, nach beyden Feuren bewegt hat, daß die Idea bildlich worden zum Lobe der Wunder Gottes.

4. Und in solcher Bewegniß ist das Höllische Fundament Gottes Zornesmitte hervorgebrochen, welches Gott aus seiner Würckung verstossen, und in die Finsterniß beschlossen hat; Alda stehets noch auff heute, als ein hungeriger Gaumen voller Begierde nach der Schöpfung, und wil auch Creatürlich und bildlich seyn.

5. Und das ist der Grund und die Ursache, daß der Thron-Fürste Lucifer sich von Gottes Liebe hat abgewandt in das Centralische Feuer des Zornes, darinnen er meynte über Gottes Sanfftmuth und Liebe zu herrschen, und ward aber umb deßwillen aus dem Centralischen Liebefeuer ausgestossen, und verlohr seinen Trohn im Liechte, und besitzt nun die Hölle; Also geschicht auch der verdamten Seelen.

6. Dieses Höllische Fundament im Fluche Gottes Zorns ist ein Centrum der sichtbahren Welt, und wird der Satan genannt, davon Christus sagte, er verführe die gantze Welt, und wird im Reiche der Finsterniß verstanden, da Hitze und Kälte im Streite sind, den Unsern gnug.

Ludwig Börne,

früher Baruch genannt, welchen Namen er gegen seinen jetzigen vertauschte, als er im Jahre 1817 zur evangelisch-lutherischen Religion übertrat. Er ward am 13. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdischen Eltern geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und studirte zu Berlin und Halle Medicin, gab jedoch im Jahre 1807 diesen Beruf wieder auf und widmete sich zu Heidelberg und Gießen den Staatswissenschaften. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ward er Polizei-Actuar in seiner Vaterstadt, doch nach der Wiedereinsetzung Frankfurt's in seine alten Rechte und Privilegien aus leicht erklärlichen Gründen dieses Amtes mit einer Pension enthoben, die er indessen in den letzten Jahren verloren hat. Seit dieser Zeit lebte er als Privatgelehrter, anfangs zu Frankfurt, wo er nach einander das Frankfurter Staats-Ristretto, die Zeitschwingen und die Wage redigirte, dann abwechselnd in Paris und mehreren deutschen Städten, bis er nach der Julirevolution 1830 seinen festen Aufenthalt in Paris nahm, wo er sich auch noch jetzt befindet. —

Seine aus kleinen politischen und kritischen Aufsätzen, Skizzen und Schilderungen bestehenden Schriften erschienen vereint unter dem Titel:

Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. 1—10 Th. Hamburg, 1829—31. 11—14r Th. Paris, 1833—34. (Die letzten sechs Theile auch unter dem Titel: Briefe aus Paris.)

Nicht leicht ist ein Schriftsteller so einseitig und verschiedenartig beurtheilt worden als L. B. seit der Erscheinung seiner Briefe aus Paris. Während die eine Partei ihn bis in den Himmel erhob, sprach die andere das härteste und strengste Verdammungsurtheil über ihn aus, und nirgend findet man eine Ansicht, welche ruhig und mit Besonnenheit seinen Werth oder Unwerth aus den von ihm bisher gegebenen Leistungen zu entwickeln versucht hätte. Die Wage und die Zeitschwingen hatten ihm früher den Ruf eines geistreichen, scharf urtheilenden Kritikers, eines fein blickenden, tief eindringenden Politikers, eines warm fühlenden, aufrichtigen, nur das Gute wollenden Mannes gegründet. Mehrere Darstellungen, die seiner Feder entflossen, wie z. B. die Denkrede auf Jean Paul, Henriette Sonntag in Frankfurt, der ewige Jude u. s. w., welche mit seltener Tiefe der Empfindung, glänzendem Witz, glücklichster Laune ausgestattet waren, hatten ihm viele Herzen gewonnen und seinem Namen einen guten Klang in der großen literärischen Gemeine erworben, abgesehen von den Wenigen, welche schon vorher dankbar Das zu würdigen gewußt, was er als Dramaturg und Recensent geleistet; da erschienen seine „Briefe aus Paris," die zwar unter den Jüngern der Bewegung ungeheuern Beifall fanden, indem sie in regelloser Weise den tiefsten Ingrimm gegen fast alles Bestehende offenbarten und den Verfasser jedem unbewölkten Blick als einen politischen Cyniker darstellten. Börne, der nichts schonte, rücksichtslos überall hinein schlug und auch überall wunde Stellen traf, aber mit Keulen, erwarb sich jetzt eben so viele Feinde, als er früher Freunde gezählt, und es ward zu einer der schwersten Aufgaben, seinen schriftstellerischen Charakter zu würdigen, ohne sich von den Ansichten der Partei, zu welcher man seiner innersten Gesinnung nach gehört, zu weit fortreißen zu lassen.

Der Herausgeber dieser Encyclopädie ist bei einer solchen Gelegenheit eben so ungerecht als empfindlich und rücksichtslos von Börne verletzt und beleidigt worden; er hat ferner nie den Uebertreibungen der Partei gehuldigt, zu welcher Börne sich bekennt, sondern stets nur das wahre Heil der Menschheit in der Beförderung des wirklich Guten gesucht und gesehn; ihm galt es gleich, von welcher Seite es ausging, wenn nur dem Hasse gewehrt, der Liebe hülfreiche Hand dadurch gereicht, und das Wohl der gesammten Erdensöhne dadurch wirklich befördert oder wenigstens beabsichtigt wurde: er darf also wohl versichern, daß diese Zeilen das Resultat strengen Prüfens und fester Ueberzeugung sind, und daß er unbekümmert um Beifall oder Tadel dieser oder jener Partei, gerade weil er von Börne gekränkt wurde, sich um so mehr bemühte, in einer Würdigung dieses Mannes seine innerste Meinung unabhängig von allen Nebenrücksichten auszusprechen.

In einer Schilderung Börne's, als Schriftsteller, darf man diesen nicht von Börne, dem Menschen, trennen, denn Beide wirken unablässig auf einander ein, und eine psychologische Entwickelung von Börne's Geistes- und Charakterbildung müßte vorausgehen, um den rechten Standpunkt für seine Würdigung als Autor gewinnen zu können. Wer aber vermöchte die genügend zu geben? Nur er selbst; jeder Andere darf sich nur Andeutungen gestatten, ohne für die gewisse Wahrheit derselben einstehn zu können. Uns scheint Folgendes wahrscheinlich. Mit tiefem, glühendem Gefühl, mit reicher Bildung ausgerüstet, empfand seine Seele schon früh den tiefsten Schmerz über die geistige Vernachlässigung, über den bürgerlichen Druck, in und unter welchen seine armen Glaubensgenossen, denen man ja noch jetzt an vielen Orten die Rechte, die ihnen als Menschen zukommen, streitig macht, in seinem Vaterlande, und vorzüglich in seiner Vaterstadt, wo er den Jammer täglich vor Augen sah, leben mußten. Diese

wunde Stelle an unserem Gesellschaftskörper ward zur wunden Stelle in seinem Herzen, die durch beständige Reibung bald zu schwären und zu eitern anfing. Er hoffte Besserung von einer Aenderung der Zeitverhältnisse; diese trat ein, aber die Besserung nicht. Es wurde noch schlimmer in seinem Gefühl, als er sich gestehen mußte, daß auch die Mehrzahl der Israeliten jener Rechte noch nicht würdig sey, und daß ein Moses kommen und sie vierzig Jahre in der Wüste herumführen müsse, bis eine neue, freiheitsfähige Generation herangebildet worden. Er sagte sich daher äußerlich von ihnen los; aber sein Schmerz über ihre Unterdrückung blieb und wandelte sich in einen furchtbaren Haß über alle Unterdrückung. Von nun an gerieth er in jene Extreme, denn er sah nur durch die Brille seines Hasses und sah Alles durch dieselbe in derselben Beleuchtung.

Börne hat während seines Lebens mehr gefühlt und gedacht, als geschrieben und drucken lassen; alle seine Leistungen sind nur Gedankenblitze eines stets aufgeregten, gewitterschwangeren Innern; zur Ruhe, die so unumgänglich nothwendig zur Hervorbringung eines Kunstwerkes ist, kam er in den letzten Jahren gar nicht mehr — daher wird er auch nur bei der Nachwelt fortleben als eine merkwürdige Erscheinung der Zeit, deren Werth sie, von anderen Interessen bewegt, nur gering anschlagen kann.

Seltene Kraft der Rede, glänzender Witz, Tiefe des Gefühls, Wärme des Herzens und reiche Phantasie, so wie eine überraschende Schärfe des Denkvermögens sind ihm eigenthümlich — aber durch sein unter keiner Bedingung zu billigendes Treiben verlor sein Vaterland unendlich mehr an ihm, als seine Partei an ihm besitzt. So hat er sich am Meisten geschadet, denn umkehren kann er nicht, und jede Mäßigung von seiner Seite wäre schon Umkehr.

Zur Bestätigung der an ihm gelobten Eigenschaften theilen wir die nachfolgenden Auszüge mit, uns nach der Richtschnur, die uns bei diesem Werke leitet, entschieden aller Politik enthaltend.

Der Garten der Tuilerien.*)

Es ist noch gar nicht lange (erst fünf Minuten), daß ich die Ursache entdeckt, warum ich in Paris stärker, häufiger und lieber philosophire, als ich in Deutschland gethan. Es ist damit so arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeste Weg nicht ist, sondern der längste. Ich thue es blos aus einer hypochondrischen Aengstlichkeit für die Gesundheit meines Geistes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetische Klugheitsregel schreibt vor, man solle sich im nüchternen Zustande keinem ansteckenden Kranken nähern, sondern vorher etwas genießen; auch wird in diesem Falle angerathen, sich den Mund mit Weinessig auszuspülen. Das Philosophiren ist mein Weinessig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten schützt, von denen man in Paris angesteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habsucht, Unduldsamkeit, Gottlosigkeit, feinen Geschmack, und des verstorbenen Ritters von Zimmermann Personal- und Nationalstolz. Diesen Uebeln ist man ausgesetzt, wenn man öffentliche Orte besucht; ja das zu Hause bleiben bewahrt nicht immer vor Ansteckung, denn die emsigen Zeitungen gehen mit Fiebern hausiren. Besucht man aber gar Salons und die Gesellschaften darin, so kann man noch gefährlichere Uebel erwischen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Carbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil oder des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutschen, in Paris ohne Philosophie nicht auszugehen, und so oft er Gesellschaften besucht, zuvor einige: Unser Vaterland, still herzubeten. Ich kann die Deutschen versichern, daß sie nichts verloren, seitdem ich in Frankreich bin, vielmehr sehr gewonnen. Ich liebe sie jetzt und mit der wahrsten, reinsten, uneigennützigsten Liebe — denn was könnten sie einem gewinnsüchtigen Geiste in Kunst, in Wissenschaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzosen? Aber sie haben und gewähren etwas, was den Franzosen mangelt; die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerstörung der Bastille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geister sind noch eingesperrt, wie früher. Wer aber diese meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüste, und wäre sie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geschlossenen Paradiese, und wäre es voll Goldäpfel, und würde vom Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilsamen Neigung zu philosophiren sind nicht blos die bisherigen Betrachtungen geflossen, die gar nicht zur Sache gehören, sondern entspringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüssig ist. Mit so großer Mühe lernt und lehrt der Mensch so Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um sich und Andern tausend Freuden zu verderben! Die Wissenschaft gleicht einer Chaussee, die ein schmales und langes Gefängniß ist, das man nicht verlassen darf, und rechts und links liegen die schönsten Felder und Blumenwiesen. Jede Kunstregel ist eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das sich hinter den Eingetretenen zuschlägt. Glücklich die nichts wissen und nichts lesen! Wäre mir Hirschfelds Theorie der schönen Gartenkunst bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrscheinlich abgeschmackt erscheinen; jetzt aber gefällt er mir, und ich werde ihn sehr loben. Er ist zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheit zu erheben, ist so bequem und wirthschaftlich, daß sie gewiß in vielen Kompendien der Aesthetik als solche aufgestellt sein wird. Engländern, die das Reisen lieben, und also auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, ist ein Garten ein Miniatur-Europa, in dessen Zügen sie einen kleinen Schaffhauser Wasserfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen englische Gärten vor: Verliebte, Deutsche, Philosophen, glückliche, unglückliche Menschen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht wie er ist, im besten französischen Geschmack, sondern im englischen, so wäre das sehr schlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flasche Rum trank, heilte sein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medizin übergewiesen, und hoffentlich wird man auf diesem guten Wege fortschreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierres-Leiden nicht in der Geschichte, sondern in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde zu beschreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weise. Er ließ ihn täglich so viel Siegellack in die Flasche tröpfeln, als erforderlich ist, ein Pettschaft abzudrücken. Auf diese Weise ward die Flasche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählig zu Verstand und ohne Aufsehen zu erregen. War in diesem Fall der Abgewöhnung von geistigem Getränk solche Vorsicht nöthig, wie viel nöthiger wäre sie im Fall der Angewöhnung eines geistigen Genusses, und ein Sprung hierein wäre eben so gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er englisch wäre. Das Herz eines ächten Parisers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunstkabinet des Palais-Royal, schon nach wenigen tausend Schritten, in das Naturgeschichtliche eines englischen Gartens träte — wenn sein Ohr, ohne Zwischensaiten, plötzlich vom Schlangengezisch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unschuldigen Liedern der Nachtigallen überspränge — wenn sich sein Auge vom Pharaotische zu einem Boulingreen wendete — wenn sein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürsten, neben einander gesteiften und gedrechselten Bäume stehen, plötzlich in das schattige Gewimmel eines frischen Wäldchens träte. So aber bleibt er gesund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den letztern beschreiben, wie ich ihn an einem der ersten Frühlingstage gesehen.

Der Frühling kündigte sich im Garten nicht durch Blüthenstaub an, sondern durch irdischen. Die Bäume hatten die Augen noch geschlossen, denn als Städter stehen sie später auf, wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reisewagen; das Kammermädchen im seidnen Spencer inwendig, die Herrschaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlassen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reisen. Ihnen ist die Reisekasse eine Spar- und Amortisationskasse. Wenn in Deutschland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um seine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee ist schon in deutschen Gulden nicht aufzureiben, in französischen Franken noch weniger. Es ist, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November sein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, schifft nach Frankreich, wärmt sich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in seiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, ist er noch enger beschränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol sein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen sehen im blauen Meere! ... Ich folge dem englischen Reisewagen mit den Augen nach, die ganze Tivoli-Straße hinauf,

*) Aus: Börne's gesammelte Schriften. Th. 5. S. 83.

bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf diesem Pallast spielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er spielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiste ein englischer Schriftsteller von Paris nach London. Er war schon drei Tage fort, stand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden gerückt — da schoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde festgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrührerischen Briefwechsels, vier Wochen im Kerker schmachten. Er ward unschuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzulesen, von 1789 bis jetzt, und ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesendet, daß je Thränen durch diesen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel solcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen aussöhnen. Doch ich vergesse — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lottonummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich gesendet, welche Trost bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Trost — sie werde glücklicher sein in der nächsten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens stehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzose, die sich wechselseitig bewachen, und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwischen beiden stehend, mein weißes Taschentuch herauszuziehen und wehen zu lassen, und so mit Hülfe des blauen Franzosen und des rothen Schweizers, ein aufrührerisches Farben-Trio öffentlich zu spielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Diese armen Schildwachen sind sehr geplagt. Gewiß hatten sie in den Schlachten von Marengo und Austerlitz ihre Flinten nicht so viel handthiert, als sie es hier thun. Sie müssen vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präsentiren. Das endet nicht. Es ist erquickend, zu sehen, wie viele Verdienste in die Tuilerien eintreten, und wie sich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen sein, eine Viertelstunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zwei und zwanzig Bebänderte, also je der fünfte Mann war ein Wohlthäter seines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge übersehen, oder die bescheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, und blühenden Männer, auf welche der Schlachtentod schlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben sie gekämpft? Ich erstaunte, daß der Mensch so ein Lamm sei, und daß die Menge der Verstümmelten sich nicht auch fragt: Wofür haben wir gestritten? — und nicht öfter, als es geschieht, den Kopf an das verlorne Bein setzen.

Unter den Bäumen stehen eine unzählige Menge Strohstühle neben einander gereiht; es sind Lehnstühle, kaum sitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; ist man aber ein Mensch vom feinsten Ton, begeht man eine Felonie, sagt keck, man habe schon gezahlt, legt zu den zwei ersparten Sous noch fünf Franken, und frühstückt gut. Schriftsteller, die statistische Notizen sammeln, müssen es sich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (sie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern die Füße darauf zu stellen. Man erkennt Ausländer, die erst in Paris angekommen, leicht daran, daß sie mit herabhängenden Füßen sitzen. Auch unterscheiden sich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erstere sitzen neben den Frauen, und haben, wie diese, ihre Füße auf dem Fußstuhle gestellt. Die Anbeter hingegen sitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußstuhle, unterhalten sich mit ihnen französisch (in linguistischer und sittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten sich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Wintersemester gehörig vor, indem sie die vorübergehenden Herren fleißig ansehen, und sich die wichtigsten Paragraphen notiren. Dieß ist eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr gestärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derselben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu sein, sondern nur fremd, um sich vorzuschmeicheln, man habe die schönsten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt. . . . . Eine bürgerliche Frau geht vorbei, und fordert Kupfergeld ein; sie trägt Etwas versteckt und achtsam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt sie für einen Säugling, den sie mütterlich gegen Wind und Sonne schützt? Nein; sie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebacknes, das so leicht ist wie gebackne Luft. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß schnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „Des plaisirs, mes Dames! Des plaisirs!“ ruft sie im Fluge, und wie im Traume schweben sie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz ist, auf dem sie kaufen und verkaufen, so ist er für die Makropolitiker ein schöner Paradeplatz, auf dem sie exerciren und exerciren sehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotischen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu sprechen, ein beliebiges Blatt, geht lesend spazieren, so lange es Euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sou dafür. Waret Ihr drei bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert Ihr Euch, noch immer denselben wohlgekleideten Mann da zu finden, der schon vor zwei Stunden im Lesen vertieft dort gestanden. Er ist ein Lauerer, der sich an der Quelle der Ueberraschung lagert, und daraus jeden Tag frisch die Meinung der Zeitungsleser schöpft; denn wenige Franzosen können mit dem Munde schweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf diese Weise wird in allen Pariser Straßen der öffentliche Geist zusammengekehrt, und nachdem die Besen schönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautstengel, zu Koth zerstampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, seiner Länge nach, von zwei gemauerten Terrassen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Aussicht auf den Strom, auf die Brücken und den Pallast der Volksdeputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt ist. Die andere Terrasse führt die Straße Tivoli entlang, und heißt die Terrasse Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloster der Feuillans da gestanden. In diesem Kloster hatte die National-Versammlung ihre Sitzungen. Zu der Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terrasse mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzustecken, und er nannte sie le pays national, zum Unterschiede des pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence spazieren ging, er wurde für einen Aristokraten angesehen und gemißhandelt. Ein junger Mann, dem diese geographische Eintheilung noch unbekannt war, stieg in das Koblenzer Land hinab. Zusammenlauf, wüthendes Geschrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwissende, was er begangen, kehrte zurück, zog seine Schuhe aus, und wischte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatschen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieser Terrasse, da wo sie, sich senkend, in Gestalt eines Hufeisens ausgeht, innerhalb des Kreisschnittes, liegt ein Platz mit Stühlen und Bänken versehen, den nennt man: La petite provence, weil die Mittagssonne, deren Strahlen sich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreiten, die in Wintertagen in jene südliche Provinz Frankreichs versetzt. Da ist der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern sitzen und die empfindsame Mutterliebe spielen, um Adoptiv-Väter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariser Kunstlebens voll und satt, sich in der reinen Kinderwelt zu erfrischen. Aber auch diese Erquickung ist matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber sie auch steckt in einem verzierten Etui, und man muß sie herausziehen. Da haben sie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke sind an beiden Enden hölzerne Handhaben befestigt, daran faßt man ihn, schlägt ihn unter die Füße durch, und springt so darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß diese Stricke keine rohen Natur- und Galgenstricke sind, sondern feine Schnüre, wie sie sich ein türkischer Strangulat von Stande nur wünschen mag. Aber das Folgende ist ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbstsprüngen haben sie auch lange Gesellschaftsstricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen festgehalten werden, und worüber alle anwesenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleinerer Fertigkeit, springen, sowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet sich nun ein Zuschauerkreis von Erwachsenen, und man sieht dann sechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren, und den Beifall der Umstehenden, als spielten sie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt sinkt hinter den elysäischen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majestät vorüber, unbekümmert, was sie mit ihren Blicken begegne, Paradiese, Schlachtfelder, oder den Spielwaarenmarkt von Paris — sie lächelt nicht minder, sie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden scharf, mit Geräusch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann sondern sich etwa zwanzig Mann ab, und stellen sich zehn Schritte aus einander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf schreiten sie mit kleinen und langsamen Schritten vor, das Volk vor sich hertreibend. Zurück darf Keiner, und so wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geschlossen, und Todesstille herrscht um den Pallast. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtsamen oder Unwissenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich

antwortet. Dieses Versäumen hat erst vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekostet; die Kugel traf ihn ins Herz. O die unselige Herrschaft, die, einer exotischen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnsüchtiger Gärtner begossen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängstliches Treibhausleben führt! Wie besser ist die andere, die, gleich einer deutschen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel selbst befruchtet, die der naschenden Art freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widersteht!

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell*)

in Schiller's Drama.

Aus Schillers liebevollem, weltumfluthendem Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüth und seine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes sind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur diesesmal möchte ich nicht mißdeutet seyn — ich vermisse, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunst kann eine Kostbarkeit entbehren, das Seltenste ist ein edler Geist. Dem liebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser, als besseren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanken die Gestalten. Der Frost bildet glänzende Krystalle, bildet schöne Blumen an den Fensterscheiben, der Frühling schmilzt sie weg; das Glas wird leer, doch durchsichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge staunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er ist ein großer Philister. Er wiegt all sein Thun und Reden nach Drachmen ab, als stünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieses abgemessene Betragen, im Angesichte grenzenloses Elends und unermeßlicher Berge, ist etwas abgeschmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schicksals, das einen so geringen Mann bei einer fürstlichen That Gevatter stehen, und durch dessen linkisches Benehmen die ernste Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger, als von einem schlichten Landmann. Ohne aus seinem Verhältnisse zu treten, sieht er aus seinem Dachfenster über dasselbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängstlich. Als braver Mann hat er sich zwar den Kreis seiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphilosophie und ist mit Ueberlegung, was seine Landsleute und Standesgenossen aus bewußtlosem Naturtriebe sind. Er ist ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es ist sehr komisch, daß er seinen gesunden Bergesknaben, starken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung giebt, wie sie Salzmann in Schnepfenthal den seidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet sie ab, sie sollen ausgerüstet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht sich sogar, ihren Verstand aufzuklären, und die abergläubische Wirkung der Ammenmährchen zu zerstören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtseyn körperlicher Kraft giebt; doch nicht den schönen Muth des Herzens, der, selbst unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er ist muthig mit dem Arm und furchtsam mit der Zunge; er hat eine schnelle Hand und einen langsamen Kopf, und so bringt ihn endlich seine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, sich hinter den Busch zu stellen und einen schnöden Meuchelmord zu begehen, statt, mit edelm Trotze, eine schöne That zu thun.

Tells Charakter ist die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Gesellschaft, und der Zufall angewiesen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht, und er bekümmert sich nicht darum. Wie ein schlechter Arzt, sieht er in den Uebeln des Landes und seinen eigenen, nur die Symptome, und nur diese sucht er zu heilen. Geschickt und bereit den einzelnen Bedrängten und sich selbst zu helfen in der Noth, ist er unfähig und unlustig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten seine Landsleute um Beistand anfleht, denken diese mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, lassen sich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erscheint, sieht nicht auf die Verfolgung, sondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein solcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leisten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängsteten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann schwimmen; ich ziehe euch aus dem Wasser — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältnissen in Widerspruch steht, komisch erscheinen, und eine Wirkung hervorbringen, die der ernsten Würde der Tragödie schädlich ist.

Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Muth, sich zu verschwören. Wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten allein —

so ist das nur die Philosophie der Schwäche. Wer freilich nur so viel Kraft hat, grade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Ueberschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen, und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell versagt dem Hute auf der Stange seinen Gruß; doch man ärgert sich darüber. Es ist nicht der edle Trotz der Freiheit, dem schnöden Trotze der Gewalt entgegengesetzt; es ist nur Philisterstolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen seines Ungehorsams zur Rede stellt, ist er demüthig, so demüthig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen — und wahrlich, hier ist Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelschuß war mir immer ein Räthsel, ja mehr — ein Wunder. Er soll geschehen seyn, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur ist oft unnatürlich, sie schafft Mißgestalten, und die Geschichte ist oft undramatisch; aber man muß das liegen lassen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was sie sagen, beobachte die Schweigenden — sie alle haben sie verdammt. Ja die gelungene That ist noch ganz so häßlich, als es die gewagte war; das Entsetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte sein Kind treffen können, ist größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot so ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte, und er nicht mehr bedachte, was er that: so hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen sollen. Aber er war doch besonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und sein lieber Herr, lieber Herr zu sagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingestand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philisterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieses ängstliche Wesen, diese Unbeholfenheit des guten Tell, entsprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor seinem Herrn — dieses Gefühl, wie er später gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmann gegenüber. Ganz anders betrug sich der Ritter Rudenz. Das ist es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken sollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Masse kämpfen lassen; man darf keinen Helden aus seiner Mitte an seine Spitze stellen. Der schönste Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es ist traurig — ja schlimmer: es ist verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen, schlechte Streiche machen zu müssen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber sittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt, und wieder dem Sturme Preis giebt? Tell zeigt sich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubt nicht den Landvogt getäuscht zu haben; er versprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuh breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach seiner Befreiung das Ereigniß erzählte, sagt er:

Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin;—

das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung gerathen?.... Jetzt kommt Geßlers Mord. Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich, und tödtet, ohne Gefahr, seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag diese That rechtfertigen, so gut es ihr möglich ist, aber die Kunst vermag es nie. Als Tell später mit Johann von Schwaben zusammentrifft, und dieser mit den Mordgesellen Brüderschaft machen will, stößt ihn Jener mit Abscheu zurück und spricht:

Unglücklicher!
Darfst Du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrsucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — sollte diese ja, gegen eine recht-

*) Aus: Ludw. Börne's Schriften. 2r Theil, Hamburg, 1829.

liche Obrigkeit, je rechtlich statt finden können — kann er sich nicht entschuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßlers Brust gerichtet hätte, wäre es Nothwehr gewesen, später war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und besser hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geschichte nach seinem Gebrauche ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen, wie sie geschah. Eine geistige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben, und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Ueberlieferung ist das Ereigniß mit Tell. Aus diesem Zwange aber entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns, mit Bedacht und Geschicklichkeit, die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die übrigen dulden und fürchten. Diese Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zusammen, das Alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topographischen Schicksale der Schweiz und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenkt zu viel und duckt sich gern. Den Mann mit breiten Schultern, füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen lassen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochsinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken wie mit Menschen: sie können bei den größten Fehlern liebenswürdig seyn. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

Fastenpredigt über die Eifersucht. *)

Das Scharlachfieber füllt im Conversationslexicon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung, und den sanften Kindertod, wenn die Natur unversöhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt, und die geängstigte, pflichtige Empfindung, aus dem verborgensten, dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod, und selbst der eigene Wunsch zu genesen, bleibt ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet, und es dem feuchten Menschen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eifersucht ist der fressende Geier, der den Diebstahl furchtbar rächt.

Die Eifersucht der Männer muß von der Eifersucht der Frauen gesondert werden, sie haben eine gemeinschaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die sie bespülen, sind so unendlich verschieden, als es ihr Ausfluß ist, wenn sie diesen erreichen, und sich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt seine Nebenbuhler nicht, das Weib verabscheut seine Nebenbuhlerinnen. Die Eifersucht des Mannes ist ein stürmisches Meer, das alles überschwemmt, alles, was fest an ihm ist, niederreißet und verschlingt, das alle seine Tiefen ausfüllt, alle Ströme seiner Empfindung aufnimmt, und seinen Geist zerstört. Die Eifersucht des Weibes ist ein schmaler, reißender, tückischer Strom, der seine Tiefe verbirgt und an dem die stillen Ufer um so schärfer und höher hervorragen; sie erhöht seine Empfindungen und stärkt seinen Geist. Der eifersüchtige Mann ist ein zorniger Löwe; er ist edel und nur der Hunger zwingt ihn seine Beute zu zerreißen. Das eifersüchtige Weib ist eine erboste Schlange, sie ist eitel, und die Lüsternheit allein verführt sie zum Stechen. Die Erbitterung des eifersüchtigen Mannes ist gegen den geliebten Gegenstand gerichtet, und sie unterbricht seine Liebe; die des eifersüchtigen Weibes wendet sich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eifersucht macht den Mann dumm, lächerlich, und setzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht sie geistreicher, liebenswürdiger, und sie steigert die Empfindung des Mannes. Die Eifersucht ist ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtsinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuschneiden; es verletzt also damit selbst einen geliebten Mann, um sich an seinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verschmäht dieses grausame Mittel, ob es zwar selten seinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die schlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, oder selbst die nicht bestehende zu schaffen.

Die Freude ist gleichförmig, weil sie den ganzen Menschen ausfüllt. Denn jede Lust, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens sie auch einkehrt, ist nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann sich weiter führt, um im menschlichen Herzen, dieser großen gemeinschaftlichen Werkstätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüsse, so verschieden auch ihre Bestandtheile sind, werden, wenn sie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum ist die Freude so einfach und ohne Wechsel, und daher ist Entbehren die große Bedingung unseres Glückes, weil man das gesättigte Herz nüchtern machen muß, um seine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz ist tausendfältig, denn das auflösende Herz weist ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlassen, die er peinigt, und wird in jedem derselben besonders empfunden. Doch einen Schmerz giebt es, der mit der Freude die schreckliche Gemeinschaft hat, daß auch er den ganzen Menschen ausfüllt, und ins Blut des Lebens verwandelt wird — es ist die Eifersucht. Wie Musik eine überirdische Lust ist, und der Mensch, der sie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, so ist die Eifersucht ein unmenschlicher Schmerz, und die Brust, die sie empfindet, fühlt die Leiden aller erschaffenen Dinge. Verschmähte Liebe ist Tod. Eifersucht ist mehr, sie ist die Furcht des Todes.

Frauen verstehen die Liebe der Männer nicht zu schätzen. Weil sie alles, worüber sie schalten können, dafür hingeben, glauben sie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es ist ihre ewige Täuschung, daß ihre Liebe größer sei, denn sie wähnen zu geben, wenn sie empfangen. Das Weib lebt nur, wenn es sich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erst Platz zu räumen. Aber die Seele des letztern ist voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenstand seiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle seine Sinne, seine Entwürfe, seine Hoffnungen. Seine Empfindungen sind Ströme, seine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat sein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun seine Liebe verschmäht oder verrathen, so findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er ist von allem entblößt. Wohin soll sich der Unglückliche wenden? Soll er seinen Schmerz in den Taumel der Sinne versenken — die grausamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er sich im Thun des Geistes zerstreuen? Aber er hat auch den Geist der Geliebten geopfert. Er kann sich nicht betäuben, denn er hört nicht; er kann sich nicht verblenden, denn seine Augen sind geschlossen. Dem liebenden Jünglinge ist die ganze Menschheit nur eine Sache. Die Welt ist ihm leblos und entvölkert, ihre Pulse stocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört für ihn zu schlagen.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stechende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen, nur die Eifersucht hat sie nicht, und das trockene, verkohlte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt, nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum giebt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leises körperliches Mißbehagen seinen Arzt, und schon die üble Laune eines Freundes ihren Tröster, warum bleibt allein das furchtbarste aller Uebel ohne Hülfe und Beschwichtigung? Warum findet der Eifersüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eifersüchtigen drohend und verderblich ist; wo er weilt, da hausen Schlangen unter den Rosen der geselligen Freude. Der liebende Mann hat sein ganzes Daseyn auf das Herz eines Weibes gestützt; wankt und bricht nun diese Säule unter ihm, dann stürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er ist, je mehr Tugenden er besitzt, je gewichtiger ist sein Fall, und je gefährlicher wird er Jedem, dem er in seinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenschwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laster, ja eine schlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil diese nur ein Glied seines Wesens verderben, und die Freundschaft, oder die Achtung, in seinen übriggebliebenen gesunden Theilen Ersatz für die Erkrankten finden; wer aber an der Eifersucht krank liegt, dessen ganze Natur ist zerrüttet, und gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinsten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen.

---

*) Aus: L. Börne's gesammelte Schriften. 4. Theil, Hamburg, 1829.

Wie kann der liebevolle Nachsicht fodern, der selbst Liebe für keinen hegt, weil er die ganze Summe seines Herzens einem einzigen Wesen hingegeben hat? Seine Seele ist eine Wasserwüste; vergebens schickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, sie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Festem, Lebendigem bezeuge.

Eifersucht ist der einzige verlorne Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten stärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weise, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerstört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenspeiender Berge blühen üppige Länder. Und giebt es Uebel, die kein Gut begleitet, so sehen wir in der Erinnerung jeder überstandenen Noth eine ähnliche Schwester der Freude. Aber die Eifersucht ist eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr ist das schreckliche Nichts. Sie macht nicht stark, nicht weise, sie bessert, sie reinigt nicht, sie erwirbt nicht fremde Liebe, sie befreit nicht von der eignen und endet sie, so endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieser Qual wie traurig ist sie! Der Leidende fühlt sich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresstrand geworfen; das Leben ist gerettet, aber das Fahrzeug, das alle seine Güter trug, haben die Wellen verschlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum ist das zarte, innig fühlende Weib, das einem Manne diesen furchtbaren Schmerz einflößt, so empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menschen, an dem Himmel und Erde zusammentreffen. Engel und Teufel betragen sich in ihm, wie sonst nirgends. Die sanfteste, edelmüthigste Frau besitzt von der Hölle wenigstens ein volles Kohlenbecken, und es ist keine so ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieses in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchste Würde, da ist ihre niedrigste Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, so hat es einen Schemel von schlechtem Holze unter seinen Füßen. Man muß sie hassen, damit man sie ja nicht liebe, sie verachten, um sie nicht anzubeten, sie beherrschen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe ist ihre Angel, die sie ernährt und ergötzt. Die großen Fische tödten, mit den kleinen spielen sie. Es giebt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfischchen in einer gläsernen Wasserglocke ist ein erhabner Anblick dagegen. Liebe einzuflößen ist das unaufhörliche Bestreben der Weiber. Sie wünschen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber gleich Helden suchen sie nur den Kampf und verschmähen die Beute. Nicht das Herz, das sich ihnen ergiebt, das widerstehende achten sie. Darum hat der Eifersüchtige kein Mitleid zu erwarten; er ist *abgethan*. Der Gleichgültige beschäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünsche; sie haben keine Thränen für die Wunden, die sie schlugen, aber sie küssen die Hand, die *ihnen* Wunden schlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur, bis der Herbst gekommen, und Eifersucht ist die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird gespalten, und die schönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterstuben mit dem Holze. Wollt Ihr Liebe erwerben, verbergt die Euere; wollt Ihr Euch gegen Eifersucht schützen, erregt sie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn sie reißenden Thieren begegnen, werfen sie sich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen ohne ihn zu verletzen vorüber. Liebende Jünglinge! Haltet den Schlag Eures Herzens zurück, die Weiber küssen Euch dann und zerfleischen Euch nicht.

Der Eßkünstler.

Ein artistischer Versuch.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher schätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht: denn sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sei, oder ein tiefsinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubstumm, oder ein langweiliger und trockner Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich. Ich aß wenig, sprach nichts, hörte auf keine Anrede ... bald war ich düster, bald lachte ich laut auf, ... ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr auf diesen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unsern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife frisiren, und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte sich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich wie folgt.

Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rocke von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf drei Quadratschuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beispiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigenthümlicher Physiognomie ein ausgezeichneter Mensch seyn müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eßkünstler, der mit seinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in seiner Kunst unentgeldliche öffentliche Vorstellungen gab.

Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtseyn, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verschönernde Kunst über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Essen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines bloß thierischen Triebes, wurde mir klar durch die Anschauung der Meisterschaft, welche der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis sich das Orchester gesammelt hat, und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber verschmähte den kleinlichen Kunstgriff, durch Ueberraschung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäste im Speisesaal, so daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn sie glaubten, er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benutzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist, und der sie nicht bloß zum schnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert; er untersuchte das Messer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauschte. Am meisten aber war er auf die Elasticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf diesen Resonanzboden des Eß-Instrumentes ankäme. Darauf maß er sich mit seinen Ellenbogen einen freien Umkeis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses alles geschehn und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präludirte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaschen sammelte, und dazu ein Milchbrot mit etwas Gurkensalat genoß. So konnte er von seinem sichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäste schauen, und durfte sich, während die andern verwirrt ihre Plätze suchten, und hungrig der Suppe entgegen seufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie es so viel tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sei, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab und durchfallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eßkünstler, wie den unsrigen, konnte die heuchlerische Hülfsleistung der Gabel nicht bethören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sichern und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exercitien und gymnastische Uebungen mit ihm anstellte, so daß er nicht zu erhaschen war.

Die Völker germanischen Ursprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beiessen, von welchen das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkensalat u. s. w. nur zur Auswahl da: aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beiessen Simultan-Speisen wären, und die glückliche Anwendung seines Grundsatzes zeugte von dessen Richtigkeit. Meerrettig, geröstete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigscheiben, Senf und Salz, brachte er sämmtlich auf seinen Teller und wußte sie durch eine weise Benutzung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beiessen bestimmt, welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republicanischen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf es noch eines Beweises, daß diese Ansicht falsch sei, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß

ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Uebergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wuth versetzte, und er schwatzte nicht bloß für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zu Statten; denn da der Wirth die geringste Nachlässigkeit, welche jene sich gegen die Gäste zu Schulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, sie sollten ihn nicht vernachlässigen und an ihn denken.

Gemüse sind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: sie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unser Künstler offenbarte seine Geringschätzung gegen dieselben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüse lange verweilte, sondern, von einem zum andern eilend, sich unter das Gefolge, die sogenannten Beilagen, mischte, wo er, wie dieses oft der Fall ist, größere Bildung fand als bei der Herrschaft. Einen neuen Häring, der noch sehr schüchtern war, und dem man die Verlegenheit vor so vielen Gästen zu erscheinen ansah, munterte er auf, und unterhielt sich so zutraulich mit ihm, daß dieser ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tischgenossen über diese Vernachlässigung des sogenannten Anstandes, aber unser Künstler lachte dazu und fragte einen österreichischen Grafen, ob nicht der älteste Häring auch einmal neu gewesen? Vorzüge adeln, nicht Jahre — setzte er hinzu.

Tutti aß zwar unser Künstler auch mit, sich von andern Künstlern unterscheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, versparte er seine meiste Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüssel Aepfelkompott als langathmiger Triller schloß, sich ganz seiner freien Phantasie überlassen durfte, dann wurde auch der kälteste Mensch zur Bewunderung hingerissen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechselns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unser Eßkünstler zur Beschämung aller Tischgenossen.

Ich weiß nicht, ob es ein passendes Gleichniß ist, wenn ich sage: Mehlspeisen sind die Adagios der Tisch-Symphonien; aber passend oder nicht, unser Künstler war hierin unerreichbar. Sobald die süße Schüssel auf der Schwelle der Saalthüre erschien, machte er ganz kleine Augen, um seine Sehkraft zu verstärken. Er hatte dieses optische Verfahren nicht aus Haller's Physiologie gelernt, sondern an mehrern europäischen Höfen, wo die Fürsten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verschließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo sie nur wenig Höflinge sehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünscht. Er machte also solche Hosaugen. Bis die Schüssel an seine Person kam, sprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter seine Angst zu betäuben. Er lachte mit sichtbarer Anstrengung. Endlich kam sie und seine Brust war frei. Er schnitt sich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüssel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beschauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überschüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, so war das schwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anwesenden Engländer möchten seine Anhänglichkeit an das Continentalsystem übel nehmen, und um diese zu täuschen, goß er so lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu sehen war. Doch gelang ihm dieses nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Rosinen über der Fluth empor. Während dem Essen der Mehlspeise war er nachdenkend und in sich gekehrt, und man sah ihn nicht selten schmerzhaft lächeln. War das erste Drittheil der Pudding-Portion verzehrt, (denn er theilte seine Speise-Portionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu fassen) dann ließ er sich zum zweitenmal die Schüssel reichen, was gerade nichts Besonderes war. Beim dritten Male aber gebrauchte er List, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce; hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutsche Philister sind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut sind, offenbarte unser Künstler in mehrern schönen Zügen. Nie schlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er sie nicht gewähren, so gab er wenigstens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüssel vor, die er zurückweisen mußte, weil er zu beschäftigt war, sagte er: jetzt nicht, aber später, mein Freund! Ein rührender Zug seines sanften Herzens war folgender. Eines Mittags wurde ihm zwischen dem Braten und dem Dessert noch eine Suppe vorgesetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaste verwechselte, der eben erst in den Saal getreten und sich an den Tisch gesetzt hatte. Unser edler Künstler, um dem Kellner die Beschämung und die Vorwürfe des Wirths zu ersparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu essen, als wäre sie für ihn bestimmt gewesen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meisten Gäste nicht, welche die großen Krebse auswählten und die kleinen in der Schüssel liegen ließen — er nahm die kleinen auch.... Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Pastete von oben einzudringen, und so gleichsam in ein Haus durch das Dach zu steigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre steckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing..... Die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht..... Einen Prachthecht von seltener Größe nahm er ungetheilt vor sich, so daß der Fisch nur mit dem Leibe seinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller seines rechten, und mit dem Schwanze über den seines linken Nachbarn hinausreichte, welches ein imposanter Anblick war.

Man wird sich wundern zu hören, daß unser Künstler von den verschiedenen Bratensorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt ist, daß gerade diese Art Speisen bei wahren Kennern in großem Ansehn stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unnachahmlich war, so ahmte er auch niemals Andern nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant, und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unsers Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erstaunen, daß die falsche Ansicht vom Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joseph in Egypten, den meine Leser, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehül's Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ, als ein guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob sich unser Künstler gegen eine Frau Potiphar so streng benommen hätte, als der keusche Joseph, aber in der Nationalöconomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben magern Nachmittagsstunden, und traf seine Maßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 15 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Ansicht vom Dom zu Cöln, das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorschlag gemacht, der Bundestag solle sich nicht eher versammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes muß bedauern, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam, und daß sich der Bundestag früher versammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puristen sich so allgemein verbreitet hat. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück und selbst das sanfte Dessert konnte seinem Hasse nicht entgehen; er sagte dafür Nachtisch. Nachtisch! Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeutung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt Nachtisch? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht bei Tische, sondern nach Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtisch nach Tische. Um aber die neue Institution um so fester zu begründen, gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher gleich den übrigen Gästen sein Dessert noch bei Tische, war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweiten Male mit Kuchen und Früchten an, und ließ dieses durch den Kellner auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter sich zusammen, und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus, und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter das Kinn fest band, konnte mich nicht überraschen, denn von einem solchen Manne ließ sich nicht anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Essens

herabfiel, zur Zeit, wenn das Dessert kam, und die andern Gäste ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es stak wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor, und zeigte, daß sie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Torte aß. Er ließ daß Brodstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Tasche, und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahmte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Husch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art praktizirte er einige Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses letztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtisches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unser Künstler war nicht frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: „und sey eine Frau noch „so kluge Wirthschafterin, sie versteht nur die Küche; der Keller „ist — um mich artig und architektonisch auszudrücken — unter „ihrem Verstande." Diese Bemerkung galt der Frau von Stael; aber treffender hätte ich sie auf unsern Eßkünstler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzensgüte wieder schadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Convulsionen ihres Gesichtes zu verbergen, und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

Ueber das Schmollen der Weiber.*)

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehewetter aber heiter, einen gestuzten. „Warum gestuzter?" fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum Erstenmale dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sey, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine! — sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestuzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflatterest" .... und flögest den Himmel hinauf, wo deine Heimath ist — wollte ich höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchtest also, ich könnte dir untreu werden?" fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und schmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar, sie schmollte fort. Ich ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engel's Mimik ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen, und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollstuhl, dann nahm sie einen Schmollwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmollkämmerchen, bis sie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hause zu schmollen.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jezt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und Andere jezt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwissenheit! Nur wer nicht verheirathet ist, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillas-Krieg, den sie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttausend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, sind gründefest, es dringt keiner durch. Ihre gefährliche Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens, sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelstunde wieder versöhnt seyn werde; mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständniß trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie Minchen. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der liebkosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatte erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als ein kleiner Mina vorkömmt — so geschickt weiß sie den Guerillas-Krieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer auf dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns besser stehen; aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vortheil aus. Was aber meinem Kalender ein noch seltsameres und trauriges Ansehen giebt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählig, daß nicht zu bestimmen ist, wenn der lezte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe stünde. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiese, das sie mir selbst geschaffen, auf Stunden und Tage hinaus schmollt, so ist das nur meine eigne Schuld. Ich habe unbesonnen meiner häuslichen Verfassung die Fehler der spanischen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und so muß denn geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: das demokratische Prinzip gewinnt die Herrschaft über das aristokratische. Das weibliche Herz ist ein athenienfischer Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumensträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geist, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Gesetzgebung weise in zwei Kammern getrennt ist, wo der Mann das Oberhaus, und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein Bayerischer Pair unvergleichlich schön gesungen hat, die Wogen der Demokratie sich an den Felsen der Aristokratie brechen, auf welchen Felsen der Thron gebaut ist und der Frieden!

*) Aus: L. Börne's gesammelte Schr. Th. 3.

August Bohse,

genannt Talander, ward am 2. April 1661 zu Halle geboren, studirte daselbst die Rechte und die schönen Wissenschaften, hielt nach vollendetem akademischem Cursus jungen Studirenden und Adeligen Vorlesungen über Jurisprudenz, Redekunst und Briefstyl in Halle, Leipzig und Dresden und ward darauf 1691 Secretär des Herzogs von Sachsen-Weißenfels. Später trat er von Neuem als Docent in Erfurt auf, promovirte 1700 als Doctor der Rechte in Jena und ward dann als Professor an die Ritterakademie zu Liegnitz berufen, wo er um 1730 starb.

Von ihm erschienen:

Liebescabinet der Damen. Leipzig, 1685. 12.
Die Eifersucht der Verliebten. Leipzg. 1689. 12.
Die durchlauchtige Alceftis. — Leipz. 1689.
Der getreuen Bellamira wohl belohnte Liebesprobe. Leipz. 1692.
Die durchlauchtigste Blorena. Leipz. 1694.
Die getreue Sklavin Doris. Leipz. 1696.
Die Amazoninnen aus dem Kloster. Cölln, 1698.
Liebesgeschichte der unglücklichen Prinzessin Arsinoe. Leipz. 1700.
Wettstreit der Liebe u. s. w. Leipz. 1702.
Arianens u. s. w. Staats- und Liebesgeschichte. Leipz. 1705.
Talander's letztes Liebes- und Heldengedicht. Leipz. 1706.
Amor am Hofe. Leipz. 1710.
Aurorens u. s. w. Staats- und Liebesgeschichte. Leipz. 1715.
Die Albanische Sulima. Cölln, 1698.
Der Liebes-Irrgarten. Weißenburg im Nordgau, 1724.
Tausend und eine Nacht. Leipz. 1730. 6 Thl.
Tausend und ein Tag. Leipz. 1730.
Konstantine. Leipz. 1735.
Schauplatz der unglückselig Verliebten. Leipzig, 1697.
Tugend und Lasterkomödie u. s. w. Quedlinburg und Aschersleben, 1699.
Baptista Guarini Pastor fido u. s. w. in ungebundener Rede verdeutscht. Erfurt, 1699.
Gründliche Anleitung zu deutschen Briefen. Jena, 1700 u. ö.
Allzeit fertiger Briefsteller. Leipzig, 1709.
Curiös bequemes Handbuch von allerhand auserlesenen Sendschreiben. Leipzig, 1734—37. 2 Thle.
Neue Einleitung zur deutschen Oratorie. Jena, 1708.
Des französischen Helikon's auserlesene Frühlings u. s. w. Früchte. Leipz. 1703.
Des französischen Helikon's Monatsfrüchte. Leipz. 1696.
Curieuse und historische Reisen durch Europa. 2 Thle. Leipzig, 1721.
Historischer Weltspiegel. Leipz. 1714.
Scherz- und ernsthafte historische Erquickstunden. Leipz. 1702. u. s. w.

B. war der Erste in Deutschland, welcher aus der Schriftstellerei einen Erwerbzweig machte: daher die fast endlose Zahl seiner Romane und anderen Schriften, in welchen es ihm nur darauf ankam, als das Muster eines galanten (d. h. mit allen erdenklichen ausländischen Wörtern gespickten, steifen und gezwungenen) Styls zu erscheinen. — Er leidet an der ganzen Geschmacklosigkeit seiner Zeit und wird nur noch in der Geschichte unserer Literatur erwähnt, übrigens aber mit Recht der Vergessenheit übergeben.

Heinrich Christian Boje,

ein um die schöne Literatur in Deutschland höchst verdienter Mann. — Geboren zu Meldorp im Holsteinischen am 19. Juli 1744, studirte er die Rechte in Göttingen und war hier mit Gotter der älteste Beförderer jener werthvollen Bestrebungen, welche von dem sogenannten göttingischen Dichterbunde ausgingen. Nach vollendeten Studien ward er Stabssecretär zu Hanover (1775) und seit 1781 dänischer Justizrath und Landvogt in Süderdithmarschen. Er starb als königl. dänischer Etatsrath zu Meldorp am 3. März 1806.

Von ihm erschienen:

Gedichte. Bremen und Leipzig, 1770.

In Verbindung mit Gotter (S. d.), und später allein, gab er von 1770—1775 den göttingischen Musenalmanach, so wie im Verein mit Dohm seit 1776 (später allein) das deutsche Museum heraus.

B's eigene poetische Leistungen sind unerheblich, aber durch feine und einsichtsvolle Kritik nützte er nicht allein seinen Freunden, sondern beförderte die aufblühende, eine bestimmtere Richtung gewinnende deutsche Dichtkunst ungemein. Von seinen Bemühungen in dieser Hinsicht berichtet ein Zeitgenosse: „Auf diese Art erschien in Göttingen der erste deutsche Musenalmanach für das Jahr 1770, erhielt Beifall und fand an dem hamburger bald einen würdigen Nebenbuhler. Ungemein genützt haben beide Blumenlesen unserer Literatur, so lange sie noch die einzigen waren, die anerkannten Dichter unseres Vaterlandes sie mit ihren Arbeiten schmückten, und unter den Versuchen der neu aufblühenden eine strenge Sonderung Statt finden konnte. Wenn sie in der Folge aufhörten zu seyn, was sie gewesen waren, und später fast nur noch durch die Beiträge ihrer Herausgeber Aufmerksamkeit erregten, so lag die Ursach hievon in nichts Anderem, als daß ihre Anzahl sich zusehends mehrte, und was ursprünglich eine Anstalt für junge Dichter seyn sollte, allmählich ein Gegenstand der Ueppigkeit und des buchhändlerischen Gewerbes ward. Ueberdies erwuchsen und blühten neben den Musenalmanachen mehrere Zeitschriften, die ebenfalls einen nicht kleinen Theil der jährlichen poetischen Erzeugnisse in sich überleiteten: der deutsche Merkur (seit 1773) unter Wieland's Aufsicht, das deutsche Museum (1776—1788), das Boje herausgab, und die Iris (1775—1778), die Jacobi besorgte, haben ungemein kräftig auf unsere Literatur gewirkt, indem sie theils unmittelbar die Aufnahme und Verbreitung des Schönen begünstigten, theils mittelbar durch Abhandlungen und Kritiken den Ton angaben und die öffentliche Meinung zu leiten wußten."

S. Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen. Bd .8. N. 2. S. 212 fgde.

Philipp Karl Bonafont,*)

Sohn des 1801 zu Trier verstorbenen Forstinspectors, geboren zu Rastadt am 22. Juni 1778, begann seine Studien bei den Piaristen seiner Vaterstadt, dann zu Mainz bis zum Ausbruch der französischen Revolution 1792, wo er nebst seinem Vater von Custine gezwungen wurde, der französischen Republik zu dienen. Bis 1813 war B. in verschiedenen Verwaltungen und zuletzt als Bureauchef bei der Departementspräfectur zu Aachen angestellt gewesen. Nach dem Rheinübergang der Alliirten wurde ihm 1814 von dem damaligen General-Gouvernement vom Nieder- und Mittel-Rhein die Stelle eines Professors der deutschen Sprache an dem Gymnasio zu Lüttich angetragen, die er jedoch ablehnte und als Privatgelehrter und Lehrer lebte, bis er Professor der französischen Sprache am großherzoglichen Pageninstitut zu Weimar wurde. Die Feindschaft der Sängerin Jagemann, auch v. Heigendorf genannt, deren Spiel und Gesang B. in einer Zeitschrift getadelt hatte, zog ihm seine Entlassung zu. — Von diesem Zeitpunkte an lebte er in verschiedenen Orten, zuletzt 1821 zu Halle, wo er an der dortigen Universität docirte, bis ihm 1822 der König von Preußen, als vormaligem Beamten in den Rheinprovinzen, eine jährliche, aber zum Lebensunterhalt nicht hinreichende Pension bewilligte. — 1827 wurde er herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischer Legationsrath. — Seine schriftstellerische Laufbahn begann schon 1800, wo er zuerst einige Romane und mehrere Schauspiele herausgab. Ueberhaupt hat sich B. als fruchtbarer Schriftsteller bekannt gemacht, der sowohl in der deutschen als in der französischen Literatur bewandert ist. — Dr. Karl Friedrich Arnim Guden sagt in seinen 1831 herausgegebenen, „Chronologischen Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur" Pag. 228.: „Bonafont hat sich als Romanschriftsteller, als dramatischer und ästhetischer Kritiker vortheilhaft bekannt gemacht. Von seinen dramatischen Schriften, in welchen er sich zum Theil Schiller zum Muster nahm, sind manche mit Beifall auf der Bühne aufgenommen worden." Die von ihm seit 1800 in beiden Sprachen erschienenen Schriften zeugen von einem nicht alltäglichen schriftstellerischen Talent und von sehr verschiedenartigen literarischen Kenntnissen, denen vielleicht mehr Anerkennung gebührt hätte **). Besonders verdient um die deutsche Jugend hat B. sich als Verfasser mehrerer nützlichen Lehrbücher der französischen Sprache gemacht. Es dürfte der Mühe werth seyn, die ungewöhnliche Verschiedenartigkeit seiner Leistungen durch Angabe seiner Schriften in beiden Sprachen darzuthun. Die Erste war:

Julie et Ludolphe, comédie en deux actes et en prose. Paris, 1801.

Der Pflegevater, dramatisches Gemälde. Karlsr. 1802.

Poésies légères et fugitives. Carlsrouhe, 1803.

Adelheid, oder die unglücklich Liebenden, ein Roman aus dem Französischen. Karlsruhe, 1803.

Originalitäten, Sammlung kleiner Erzählungen, Geschichten und Anekdoten. Stuttgardt, 1803.

Liebe und Trennung, ein Herzensgemälde. Stuttg. 1804.

Ludwig Unstern, oder Mord aus Rache, historisch-dramatisches Gemälde des 18. Jahrhundets. Stuttg. 1804.

Patkul, histor. Gemälde des XVII. Jahrhunderts. Stuttg. 1804.

Julius und Marie, Schauspiel.
Julie und Ludolph, Schauspiel.
Künstlerglück, Schauspiel.
Zulima, oder die Verschwörung auf Malta. Trauerspiel.
} Stuttgardt, 1804.

Ignoranz und Verderben, oder: die Folgen der Erziehung. Nürnberg, 1804.

Lorenzo Chiaramonti, oder: der neue Werther. Ebendaselbst, 1804.

Die edle Fürstin, Schauspiel. Salzburg, 1805.

Iwan IV., historisch-dramatische Darstellung aus der russischen Geschichte. Leipzig, 1810.

Paul I. oder Entschlossenheit und Gnade. Aachen, 1812.

1817 erschienen von B. zu Paris unter dem Titel: „Bagatelles dramatiques" gelungene Uebersetzungen des „armen Poeten" von Kotzebue, des „Puls" von Babo, nebst einem dritten Original-„Lustspiele"; zu Strasburg bei Levrault: Flore ou variétés littéraires en prose et en vers. — 1818 erschien von ihm zu Berlin: „Ein Tag aus des großen Friedrichs Leben", historisches Schauspiel, welches 1814 zu Köln zur ersten Feier des 18. Octobers gedichtet und aufgeführt wurde. — Ferner: Quelques poésies françaises et allemandes. Dresden, 1819. — Originalitäten aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung, 2 Theile. Leipzig, 1819. — Geschichte des englischen Parlaments, angeblich von Ludwig Bonaparte, aus dem Französischen übersetzt. Sondershausen und Nordhausen, 1821. — Des avantages de la langue française, et de la nécessité de son étude. Magdebourg, 1821. — Eugenie oder die falsche Ehe, Schauspiel nach Beaumarchais, neu bearbeitet. Brandenburg, 1822. — Erzählungen aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung, (als Fortsetzung seiner „Originalitäten") 1823. Ebendaselbst. — Essais imitatifs de quelques poésies de Schiller. Halle, 1825. — Der König und die Henne, Original-Lustspiel. Brandenburg, 1823. — Manuel de langue française pour la vie sociale. I. Vol. Halle, 1823. — Thaliens Spenden für Bühnen und Privattheater. 2 Bde. Leipzig, 1826. Er gab auch früher unter dem Namen „Philippi" mehrere Schauspiele heraus, die in der 1817—1818 zu Augsburg erschienenen „neuen deutschen Schaubühne" enthalten sind. — 1829 erschien zu Berlin unter dem Titel: „Kunstandeutungen aus ästhetischem Standpunkte für angehende Künstler und Kunstfreunde" eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage von seinen 1814 zu Köln herausgegebenen „Aphorismen der Aesthetik, nebst Aufsätzen verschiedenen Inhalts." — Noch hat man von B. Herbstblüthen, zur Unterhaltung in Winterabenden. Schneeberg, 1829. — Le petit maître de langue, ou nouveau vocabulaire français-allemand. Halle, 1828. — Cromwell et Napoléon, la révolution d'Angleterre et la révolution française parallèlement comparées, suivies de quelques pensées morales et politiques. *) Wolfenbuttel et Leipsic, 1829. — Nouveaux exercices de lecture française. (Neue französische Leseübungen, bestehend in einer reichhaltigen Sammlung interessanter Erzählungen, wenig bekannter Anekdoten und sonstiger Lesestücke, nebst einer poetischen Abtheilung.) I. Band von 610 Seiten. Coburg und Leipzig, 1829. — Lectures nouvelles instructives et amusantes, à l'usage des amateurs de la langue française. Lemgo et Leipsic, 1831. — Diese Fortsetzung der obigen „Exercices de lecture" enthält ebenfalls eine poetische Abtheilung, in welcher den Lesern nebst andern vorzüglichen Dichtungen berühmter Meister, z. B. von C. Delavigne und andere sehr gelungene Uebersetzungen schillerscher Gedichte von Bonafont, mitgetheilt werden. — Sachverständige Beurtheiler haben über die anerkannte Meisterschaft ihres Uebersetzers ein ehrenvolles Urtheil ausgesprochen.—

Sammlung der französischen Redensarten, Gallicismen und Sprichwörter, welche von der Académie française gut befunden und aufgenommen worden sind. Berlin, 1831. — Nouvelle grammaire française raisonnée et pratique. (Neues grammatikalisches Handb. der französ. Sprache zum Haus- und Schulgebrauch für Söhne und Töchter.) Berlin, 1832. — Tékély, héros de Hongrie. Nouvelle historique. Brunswic et Leipsic, 1832. — Erzählungen aus dem Gebiete der Wirklichkeit. Zeitz und Leipzig, 1833. — Neue Chrestomathie zum mündlichen und schriftlichen Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, nebst der nöthigen Phraseologie. Leipzig, 1834.

*) Von dem Herrn Legationsrath Bonafont selbst eingesandt.

**) Billig möchte man hier fragen, weßhalb Herr B. weder in dem älteren, noch in dem neueren Conversations-Lexikon aufgeführt ist?

*) Ohne Angabe des Herausgebers.

Bekanntlich ist Herr Banafont auch, sowohl unter seinem wirklichen Namen, als unter dem Anagramm desselben, B. Fontano, Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften, wie er dies schon früher auch am allgemeinen Anzeiger der Deutschen und am „Berliner Gesellschafter" von Gubitz 1818 gewesen ist, in welchem seine Recensionen über die weimarische Bühne enthalten sind. Wenn nun, wie aus diesem so reichhaltigen als mannichfaltigen Verzeichniß zu ersehen ist, Herr B. zu den fruchtbarsten jetzt lebenden Schriftstellern gezählt werden kann, so möchten wir ihn mit einem Recensenten seiner „französischen Grammatik" vor dem zu viel schreiben warnen und an die Wahrheit erinnern, daß nicht soviel oft mehr ist!

(Vergl. Hartleben's „Beschreibung der Stadt Karlsruhe" 1817. und Friedrich Raßmann's „Pantheon deutscher, jetzt lebender Dichter und in die Belletristik eingreifender Schriftsteller." Helmstedt, 1823.)

Ulrich Boner,

Dominikanermönch zu Bern in der ersten Hälfte des 14. Jahrh., von dessen näheren Lebensumständen nichts Bestimmtes sich ermitteln läßt, ist, nach den Forschungen Lessing's, Eschenburg's, Docen's und des Grafen von Mülinen, höchst wahrscheinlich der Verfasser des „Edelsteins", einer Sammlung von gereimten Fabeln und Erzählungen, welche er nach lateinischen Vorbildern bearbeitete, und die sich durch eine tüchtige und gesunde Lebensweisheit, lebendige Anschauung, echtes, warmes Gefühl und treffenden Witz höchst vortheilhaft auszeichnen.

Handschriften dieser Fabeln finden sich in Straßburg, Zürich, Wolfenbüttel, Dresden und Rom. — Einen sehr seltenen Abdruck von 1461, der zu Bamberg veranstaltet wurde, besitzt die wolfenbütteler Bibliothek.

Die beste und getreueste Ausgabe lieferte G. F. Benecke in Göttingen unter dem Titel:

Der Edel Stein getichtet von Bonerius. Aus Handschriften berichtiget und mit einem Wörterbuche versehen von G. F. B. — Berlin, 1816.

Wir entlehnen derselben die hier mitgetheilten Fabeln.

Von einem loewen und von einem rosse.

Von valschem ruome.

Ein loewe eis mals gegangen kan
Von hungers not uf einen plan,
Und suochte sine spise;
Ouch ist er nicht unwise,
Der umb sin spis wol werben kan.
Der loewe sach ein pferit gan
Uf der wise; des wart er fro.
In sinem muote gedacht er do,
Wie er es moecht betriegen,
Und begonde valschlich liegen.
Do er das ros alleine sach,
Vil senftecklich er zuozim sprach:
‚Got grues dich, truk geselle min!
Din guoter artzat wil ich sin.
Ich mag dich erneren wol;
Hocher kuinste bin ich vol.
Was dir beschicht, das klage mir;
Ich mag es wohl gebessern dir.'
Das ros das sach den loewen an,
Sin schalkeit es merken began.
Ze gelte was es im bereit,
Und sprach: ‚Ich lide gros erbeit.
In minen fuos stach mich ein dorn,
Da von ist mir das bein ersworn.
Eis artzates hab ich begert,
Des hat mich got an dir gewert;
Du bist har komen mir ze trost.
Ich danken dirs, wirt ich erlost
Von minem siechtag, der ist gros.'
Der rede den loewen nicht verdros.
Er sprach: ‚Buk har mir dinen fuos!
Ich tuon dir alles gebresten buos.'
Das pfert do sprach: ‚Loew, nu gang har,
Und nim des dornes eben war!
Und wirt ich an dem fuos gesunt,
Ich wil dir geben tuseng pfunt.'
Der loew ein valscher artzat was;
Das ros mit schalkeit galt im das.
Und do der loew zem rosse kan,
Und er es wold ertoedet kan,
Das pferit schalkhaft was genuog,
Mit dem fuos es den loewen sluog
An sin stirnen, das im geswant,
Und floch von im. Do was geschant
Der valscher artzat. Das was wol;
Wan er was aller schalkeit vol.
Und do der loewe wider kan
Zim selber, das er mochte gan,
Und er das pferit nicht ensach,
Vil ruiwekliche er do sprach:
‚Ich muos es in der warheit jechen,
Al recht ist mir nu beschechen.
Schalkeit was min herze vol;
Der ist mir nu gelonet wol.'

Wer das seit, das nicht enist,
Und luigt, das ist ein swacher list.
Ein schalk den andern schelken sol.
Wel mensche trugenheit ist vol,
Den sol man triegen: das ist recht;
Sin wort sint krumb, sin werk nicht slecht.
Wer das wil sin, das er nicht ist,
Sinr listekeit im licht gebrist.
Es ruemt sich manger groser kunst,
Der doch vil kleinen hat vernunst.
Der loewe wold ein artzat wesen,
Doch wold das ros an in genesen.

Von einem rosse und von einem esel.

Von versmachunge der welte.

Ein ros das was gezieret wol,
Aller schoenheit was es vol.
Sin zoen und ouch der sattel sin
Gaben von golde liechten schin;
Sin deki was von zendal rot.
Das es hoch truog, das tet im not
Den weg es dur ein gassen nam
Eis mals, da im engegen kam
Ein swacher esel, was nicht kluog.
Ein groszen sak er uf im truog.
Dem rosse der esel nicht entweich;
Des wart im manger herter streich;
Er mueste sin engelten.
Das ros geriet in schelten
Und sprach zuozim: ‚Du swaches tier,
Soldest du nicht entwichen mir?
Genuissist nicht der eren min,
Es muest din grimmer tot nu sin.
Du versmachte creatur!
Du saktregel! Du rechter slur!
Wie getorstes du das an gevachen,
Das du mir solt engegen gachen?,
Der esel sweig und hat sin gemach.
Dar nach es kuirzeklich geschach,
Das das ros enbueget wart.
Do wart nicht langer do gespart,
Es wart entbloest guot unde gar
Aller gezierde. Nement war,
Wie bald sin schoeni was verkert,
Dar zuo sin ungemach gemert!

Es wart gespannen in ein wagen,
Es mueste ziechen unde tragen.
Ungemach und erebeit
Machten im sin leben leit.
Es wart mager unde flach;
Sin rippe man im scharren sach.
Sine fues und sine bein
Stießen sich an mangen stein;
Ouch wart es gellig unde las;
Der ruigge im vast zerbrochen was.
Haber-strou wart im gegeben
Ze spis; urdruissig was sin leben.
Als bald der esel do ersach
Das ros so krank und alse swach,
Wil bald er spotten began.
Mit glatten worten vieng er an;
Er sprach: ‚Got grues uich, herre min!
Wa ist nu uiwers sattels schin?
War hant ir uiwern zoun getan?
An deki sicht man uich nu gan;
Uiwer gezierde die ist klein.
Uich scharrent dur dui hut dui bein.
Ir hant kein silber noch kein golt;
Dar zuo ist uich nu nieman holt.
Geswecht ist uiwer hocher muot.
Wa ist nu er? Wa ist nu guot?
Ze vil eren ist halb laster.
Heissent uich ein pflaster
Uf uiwern ruigge binden;
Dui hut begint uich schrinden.
Der lip ist und dui fuesse swach;
Wolweil ist uich ungemach;
Ir sullent lang in armuot leben.
Soelken lon kan hochvart geben.
Uibermuot wird niemer guot;
Uibermuot großen schaden tuot.‘

Bi dirre bischaft merk ich dui welt,
Die nach gezierde git boes gelt.
Der welt gewalt, des libes kraft
Zergat, und alle meisterschaft.
Weltlich ere nicht gestat;
Weltlich froede ein ende hat.
Da von nieman versmachen sol
Den armen. Es geschicht vil wol,
Das dem richen missegat,
So der arme wol gestat.
Dem ist beschechen hie gelich:
Der riche wart arm, der arme rich.

Von einem man und sinem sune und einem esel.

Von unschuldigem spotte.

Eis tages ze margte fuor ein man;
Sinen sun er zuozim nan
Und sinen esel ouch, dur das
Das er moecht riten deste bas.
Uf den esel sas der man
Und reit; sin sun der mueste gan
Mit im, er hat ze riten nicht.
Uu fuogt es sich so von geschicht,
Das inen luite bekamen,
Die gros wunder namen.
Si sprachen: ‚Sechent, wa der man
Ritet, und lat den knaben gan!
Lies er der knaben riten,
Und gieng bi siner siten,
Dar an tet er verre bas.‘
Und do der alte erhorte das,
Ab dem esel sas er do.
Der sun sas uf; des wart er fro,
Das er ouch riten solde.
Der alte gerne wolde
Nebent bi dem esel gan.
Do bekamen in zwen ander man.
Der eine zuo dem andern sprach,
Do er den knaben riten sach.
‚Warta, trut geselle min!
Der alt mag wol ein tore sin,
Das er riten lat den knaben.
Der soelde loufen unde traben,
Und soeld der alte riten.‘
Wil kum mocht er gebiten,
Das er uf den esel kan
Zuo sinem sune, und reit hin dan.
Den esel rittens beide;
Das kam in schier ze leide.
Do in dui luit bekamen;
‚Nuimer dumen amen
(Sprachen sie)! Nement alle war,
Wie der alte tore var,
Gesattelt uf dem eselin,
Er und ouch der knabe sin.
Si went den esel haben tot.
Zwar! das tuot in keine not.
Der alte soeld wol ruowe kan
Ritende, und soeld der junge gan.‘
Do dise red alsus geschach,
Der vatter zuo dem sune sprach:
‚Wol! ab wir sullen beide gan;
Der esel sol ouch ruowe han.‘
Sus giengens uf der straße hin;
Der esel gieng ouch ler mit in.
Do bekamen in frouwen unde man.
Si sprachen alle: ‚Sechent an,
Wi gar torecht si beide sint,
Der alte man und ouch sin kint,
Das ir muot nicht ze riten stat
Den esel, der doch lere gat.‘
Do sprach der vatter: ‚Sun, wol har!
Wir sullen nemen beide war,
Uib wir den esel muigen tragen.
Las sechen, was dui luite sagen.‘
Si wurfen bald den esel nider,
Ze samen bunden si sin lider,
Si hiengen an ein stangen gros;
Des ritens in vil ser verdros.
‚O hui! Wol uf!‘ der vatter sprach.
Der sun vil jamerliche sach,
Das er den esel mueste tragen.
Dui luit gerieten alle sagen:
‚Warta, warta! Sechent an,
Ein esel tragent zwene man;
Der soeld si beide billich tragen.
Wen mag es wol ze mere sagen.
Wen sicht wol, das si narren sint;
An witzen sint si beide blint.‘
Und do der alte das ersach,
Das nieman wol von inen sprach,
Vil ser er suifzen began.
Sinen sun den sach er an,
Und sprach: ‚Hoer was ich dir sage!
Es si das mich der esel trage,
Oder dich, so sin wir torn;
Treit er uns beide, so ist er verlorn;
Gat er ler, so sin wir narren;
Tragen wir in an einem sparren,
So ist nieman touber danne wir.
Da von so wil ich raten dir,
Das du tuest recht und wol;
Wer recht tuot, der wirt selden vol.‘

An strafung mag kum jeman wesen.
Wer mag an hinderrede genesen?
Wer an den eren wil gestan,
Der sol dur kein red abe lan;
Er sol tuon was im fueget wol.
Dui welt ist schalkeit alse vol,
Wie vil ein mensche guotes tuot,
Es dunkt dui welt nicht halbes guot.
Gesechent ist vil luiten blint,
Der herzen alse giftig sint,
Was sie hoerent oder sechent,
Das si dar zuo das boeste jechent.
Der sich vor den gehueten kan
(Es sin den frouwen oder man),
Der mag wol groeslich loben got,
Kunt er hin an der welte spot.

Von einem beschinten esel.

Von schuldigem spotte.

Von einer frouwen seit man das,
Das si in hertem luimden was.

Ir ungewuirte das was gros.
Wiplicher ere was si blos;
Ir werk boes waren unde swach.
Von ir seit alles das si sach;
Es werin frouwen oder man,
Ungewuirt muest si von allen han.
Uf einer hochen burg si sas
Bi einer stat, da ein margt was
Wer ir gesindes ze margte kam
Vil boeser meren er vernam,
Die man von siner frouwen seit.
Ir unglimpf was in allen leit.
Dui frouwe ouch nicht abe lie,
Wenne ir knecht von margte gie,
Si sprach: ‚Was seit man in der stat?
Was sint dui mer, die man da hat?
Sag an, sag an, was mag es sin?
Gedenkt jeman ze guote min?'
Ir knecht der sprach: ‚Was sol ich sagen?
Ich hoer vil luiten ab uich klagen.
Alles, das uf und nider gat,
Nicht wan von uich ze reden hat,
Alle tag und alle zit.
Ir aller zunge selten gelit;
Was munt hat und ouch reden kann,
Die scheltent uich, wip unde man.'
Dui frouwe sprach: ‚Das ist mir leit.
Es lidet menig mensch erbeit
An sache und ane schulde gar;
Des wirt ich selber wol gewar.'
Dar nach heimliche fuor sie zuo;
An dem tag des mergtes fruo
Hies si ein esel schinden
(Das sold nieman bevinden),
Das er doch lebent beleip.
An den margt man in do treip,
Ein gassen uf, dui andren nider;
Nu fuort man har, nu fuort man wider.
Sin hut er selb ze margte truog
Uf in gebunden, die was kluog,
Als noch der esel huite sint.
Es werin wip, man oder kint,
Einer ze dem andern sprach,
Wer den beschinten esel sach:
‚Mich wundert, was das meine.'
Dui frouwe wist es alleine,
War umbe er beschunden wart.
Ir geschach ein guote vart,
Ir wart vergessen genzeklich;
Es wer jung, alt, arm oder rich,
Von ir gebresten nieman seit.
Das was nicht ir gesinde leit.
Do ir knecht uf ze hove kan,
Si sprach: ‚Gedacht min huit ieman
An dem margte? Das wer mir leit.' —
‚Nein es, frouwe, uf minen eit!
Uiwer wart huit nicht gedacht.
Ein beschinter esel wart dar bracht,
Den schouwet alles das da was;
Uiwer menlich da vergas.
Si namen alle des esels war;
Nu fuort man hin, nu fuort man har.
Der esel uich ze trost ist komen;
Wir kan hnit nicht von uich vernomen.'
Dui frouwe sprach: ‚Gesach mich got,
Das gelegen ist der luiten spot!
Ze trost ist mir der esel komen,
Vil red hat er mir abgenommen.'

Rede nieman verbieten kan,
Es sin frouwen oder man.
Wer in der gemeinde munt
Mit arger hinderrede kunt,
Der sol das nicht abe lan,
Er suille ein beschinten esel han.
Er bedarf eis witen ermels wol,
Der menlichem verschieben sol
Den munt. Da von so rat ich das,
Das man sich huete deste bas,
Und ieklich mensche als ufrecht lebe,
Das er der rede kein ursach gebe;
Und tuot er das, so sorge nicht
Was ieman arger von im gicht.

Von einem nachtegal und einem sperwer.

Von einem boesen ende.

Ein nachtegal genistet hat
Eis mals an ein heimliche stat,
Da si gar sicher wolde wesen,
Das wol ir kint moechtin genesen.
Nu fuogt sich, das ein sperwer kan
Geflogen zuo dem nest hin dan
Uf ein ris, da dui nachtegal
Stuont, und sang ir sueßen schal.
Do si den sperwer erst ersach,
Mit großen vorchten si do sprach:
‚Gnade, truter herre min!
Muig es an uiwern hulden sin,
So lassent mine kint genesen.'
Der sperwer sprach: ‚Es mag nicht wesen.
Doch — macht du singen alse wol,
Das ich dich billich eren sol
Umb dine kint, nu dar, fing an!' —
Dui nachtegal suifzen began.
Ir herze stuont in bitterkeit;
Doch, als sie wer an alles leit,
Muest si gebaren. Das tet not;
Si vorchte ser ir kinden tot.
Mit dem munde si do sang;
Ir herz in großem jamer rang.
Des mocht si nicht genießen wol.
Schalkeit was der sperwer vol,
Er tot dui kint an ir gesicht;
Das mochte si erwenden nicht.
Er zart in uf ir herzen;
Des leit si großen smerzen.
Ir kinden tot der tet ir we;
Si schrei vil lut ach und owe,
Und klagt den unschuldigen tot
Ir kinden, und ir selbers not.
Dar nach nicht lange wart gespart,
Der sperwer ouch gevangen wart
In einem netze. Do das ersach
Dui nachtegal, vil schier si sprach:
‚Ein boes ende sol er haben,
Der in den suinden ist erlaben,
Und nicht erbarmen wolde sich
Uiber min kint noch uiber mich
Wel wunder, uib der lidet not!
Er sol von schulden ligen tot.'

Ein boes leben wer das hat,
Dar an ein boes end gerne stat.
Er hat geluik, wer alweg tuot
Boeslich, wirt sin ende guot.
Ein wolf sicht man vil selten tragen
Eis schafes sweif. Ouch hoer ich sagen,
Wer alweg in den suinden strebt,
Und dar zuo an erbermde lebt,
Das der sol an erbermde not
Liden, und dar zuo den tot;
Als disem sperwer ist beschechen:
Das ist wol, des muos ich jechen.

Von einem wolfe und einem fuchse.

Von verratunge.

Ein wolf eis mals, als man uns seit,
Hat sich mit spise hinder leit.
In einer fluo hat er ein hol
Mit guoter spis gefuillet wol;
Da wold er lange ruowe han.
Zuozim ein fuchs gegangen kan
Mit fuichselichem sinne,
Wan er was worden inne
Der spise. Er het gern betrogen
Den wolf, und us dem hol erlogen.
Er wold des wolfes spise han.
Da er hin zuo dem wolfe kan,
Er sprach: „Got grues dich, bruoder min!
Wie macht du so gar lange sin
An mich? Das ist mir swere gar.
Ich sage dir ouch das fuir war,

Das ich din nicht vergessen kan."
Do sach der wolf den lugner an,
Und sprach: „Her fuchs, ich weis das wol,
Du bist mir holt; und ist doch vol
Din arges herze trugenheit.
Das ich uit han, das ist dir leit.
Din sueßen wort sint ungelich
Den werken. Balde von mir strich;
Dir wirt nicht der spise min."
Do sprach der fuchs: „So las ich sin."
Dannan schiet er mit bitterkeit.
Wil ser im wag dui smacheit,
Die im der wolf hatte getan.
Einen hirten sach er stan
Uf einer wise. Zuo dem er sprach:
„Ich wil dir schicken guot gemach
Von dem wolfe. Volge mir!
Sin hus das wil ich zeigen dir.
An dinem vigende solt du dich
Nu rechen balde; das rat ich.
Wilt du in han, er wirt dir wol.
Er lit doert uis in einem hol,
Da er dur nuit dir mag engan."
Sin schaf lies do der hirte stan.
Ein spies nam er in sine hant;
Mit dem fuchse kam er zehant
Da er den wolf hatte gelan.
Er geriet in stechen, unde slan.
Und do der Wolf ertoedet was,
Der fuchs des wolfes hus besas,
Dar zuo sin spis im ouch beleip;
Das tet verratung, die er treip.
Doch wart es nicht vil lang gespart,
Wan das ouch er verraten wart.
Im wart gespannen fuir das hol
Ein netze, das was striken vol.
Do wart der fuchs gevangen,
Sin schalkeit was zegangen.

Wer unrechtekeit ist vol,
Der wirt vil kum geweschen wol.
Wer nicht kan wan triegen,
Und ane schame liegen,
Es ist wol, wirt der betrogen,
Und wirt ouch billich angelogen.
Liegen, triegen sint zwei ding,
Die beide gar an ere sint.
Ein lugner vert wol dur das lant;
Wil er har wider, er wirt geschant.
Kein unfuoge lange wert.
Wel mensch des andern schaden gert,
Der wirt geschadget: das ist war.
Kein unfuog weret drißig jar.
In dem strik gevangen wart
Der fuchs, den er gestriket hat
Dem wolfe. Das tet sin arger list.
Dank hab der an geverde ist!

Von einem hirz und einem jeger.

Von schedlicher minne.

Ein hirz eis mals duirsten began.
Zuo einem brunnen er do kan,
Der was schoen, luter unde klar.
In dem wasser nam er war
Sin selbers, wie gestellet was
Sin stolzer lip. Und do er das
Gesach, sin gehuirne geviel im wol,
Sin houbet was gezierde vol.
In großen uibermuot er kam;
Was er von keinem tier vernam
Guotes, das was im nicht gelich.
Sin herze das was froeiden rich.
Dar nach sach er an sine bein;
Die waren mager unde klein.
Die gevielen im ze maße wol;
Des was der hirz betruibde vol.
Sin sueße waren im unwert
Und ouch sin bein. — Wer noch das swert
Versmacht, da mit er wol sin leben
Behueten mag, und das wil geben
Sinem vigende in dui hant;
Wel wunder, uib der wirt geschant. —
Do sus der hirz sin sueße hat
Versmachet, uf der selben stat
Mit sinen hunden kam ein jeger.
Den hirz treip er von sinem leger.
Der hirz der floch. Der jeger nach
Rande bald, wan im was gach
Uf in. Den hunden was ouch not;
Den hirz wolden si haben tot.
Do floch der hirz vil balde,
Und kerte hin zem walde.
Ze statten kamen im sin bein;
Sinr hornen helfe die was klein.
Und do er wart alsus verjagt,
Und in den walt kam unverzagt,
Des im sin fues und sine bein
Gehulfen hatten, die er klein
Geschetzet hat: schier er gehieng
An sinen hornen, da in vieng
Der jeger mit den hunden do.
Des wart der hirz vil gar unfro.
Sin fues im hulfen usser not;
Sin gehuirne gap in in den tot.

Wer minnet das im schaden tuot,
Und hasset das im were guot,
Der tuot nicht recht; doch ist ir vil
Der luiten. Wer ouch spisen wil
Sinen vigent, das wirt im leit.
Mang mensch sin vigent bi im treit;
Wen er gewinnet oberhant,
Er setzt sich wider in zehant,
Und tuot im angest unde not;
Vil licht bringt er in in den tot.
Dem hirz gevielen wol sin horn,
Von den sin leben wart verlorn.
Das selb geschicht ouch manchem me,
Der minnet das, das im tuot we,
Und hasset das im were guot.
Gros uippekeit guot selten tuot.

Von einer frouwen und einem diebe.

Von frouwen untruiwe.

Wen liset von zwein menschen, das
Ir herz mit minne verstriket was.
Das was ein man und ouch sin wip,
Die hat er liep als sinen lip.
Die starken minne schiet der tot;
Der man der starp. Da kam in not
Dui frouwe von ir minne gros.
Alles trostes wart si blos,
Da si verlor ir lieben man;
Si wold von nieman trost enpfan.
Si schrei und wend an underlas;
Ob im si stetekliche sas.
Do er wart in das grap geleit,
Do huop sich jamer unde leit.
Si wold nicht von dem grabe komen,
Aller trost was ir benomen.
Si schrei vil lut ach und owe;
Weder regen noch der sne
Mocht si gescheiden von dem grabe.
Si lebt in großer ungehabe
Beide dui nacht und ouch den tag,
Das si do anders nicht enpflag;
Ir ruowe die was kleine.
Bi dem grabe sas si alleine,
Und wende bi dem fuire;
Kurzwil was da tuire.
Nu fuogt sich uf der selben vart,
Das einer da erhangen wart,
Hin von dem grab uiber ein velt;
Des huot ein man, dem gap man gelt,
Das er nicht dannan solde komen;
Wuird von dem galgen ab genomen
Der diep, das wer dem richter zorn,
Und muest sin houbet han verlorn.
Do der das fuir sach, und das wip
Klagen hort ir mannes lip,

Wil ser in duirsten began.
Zuo dem grab gieng er hin dan,
Und sach dui frouwen, die was stolz.
An das fuir bracht er ir holz,
Das si vor froste wuird behuot,
Und sprach: „Frouwe, hant guoten muot!
Sit tot ist uiwer lieber man,
Ir solt uich zuo den lebenden han.
Ein andre muoter einen treit
Als guoten, der uich uiwer leit
Minret und uiwer ungemach.“
So er dui frouwen me ansach,
So er ie me in minne bran.
Der man gar von im selber kan.
Er sprach: „Liebe frouwe min,
Moecht es an uiwern hulden sin,
Ich woeld ergetzen uich fuir war
Alles leides. Nement war!
Was lip und sel erzuigen mag
Dast uiwer huit uf disen tag.“
Dui frouwe wuiste tougen
Dui trechen von den ougen.
Den man sach si vil lieplich an,
Und sprach: „Moecht ich an dir nu han
Mit warheit das du hast geseit,
Ich woeld ab lan mis herzen leit,
Und woelde tuon den willen din.“
Er sprach: „Min frouwe, das sol sin!“
Gar lieplich er si umbe vieng,
Vil liebes er mit ir begieng,
Das ich nicht nu wil sagen hie.
Dar nach do dise red ergie,
Und von der frouwen gieng der man,
Und wider zuo dem galgen kan,
Do hat er nicht gehuetet wol;
Sorgen wart sin herze vol.
Ab dem galgen was der diep
Genomen; das was im nicht liep.
Er vorchte ser des richters zorn;
Sin leben muest er han verlorn;
Er solde bas gehuetet han.
Zuo dem grabe er wider kan,
Da er e dui frouwe lie.
Vil lieplich si in do enpfie.
Er seit ir boese mere,
Wie im beschechen were;
Das ab dem galgen was genomen
Der diep; des muest er sicher komen
Um sinen lip; tot muest er wesen;
Er moecht dur keine sach genesen.
Dui frouwe sprach: „Nu volge mir,
Und hoer was ich nu sage dir.
Ein guoten rat wil ich dir geben,
Das du wol macht behan din leben.
Wir suillen minen man engraben,
Und mueßen einen helsing haben,
Und ziechen an des galgen mat,
Und denken an des diebes stat.
Das rat ich, uf dui truiwe min.
Wol har! ich bin din helferin.“
Der man tet was dui frouwe riet.
Von dem toten si sich schiet.

Das war ein jamerlicher rat.
Wol im, der nicht ze tuonde hat
Mit boesem wiben, der herze stat
Uf schalkeit und uf missetat.
Ein schalkhaft wip nie wol geriet.
Vo wiben uibels vil beschiet,
Und ist geschechen manigvalt,
Des alles menschlich kuinne engalt.
Her Adam wart ertoeret,
Troje wart zerstoeret,
Her Sampson wart erblendet,
Her Salomon geschendet,
Der tot man wart erhenket.
Wer har an nicht gedenket,
Der ist ein sinneloser man;
Dis hat als wibes rat getan.

Von drien witwen roemerin.

Von frouwen truiwe.

Es waren drie frouwen guot;
Uf zucht, uf ere stuont ir muot.
Si waren jung und wol getan,
Wiplich geberd sach man si han.
Si waren hoch an wirdekeit,
Ouch truogen si der eren kleit.
Si waren edel unde rich;
An zucht in nieman was gelich.
Von rome waren si geborn.
Si hatten alle drie verlorn
Von todes kraft ir lieben man;
Witwen leben muesten si han.
Ir wort, werk und ir sitten
Waren guot. Si vermitten
Mit ganzem fliße alles das,
Das swach und wandelbere was.
Si wolden kuisch beliben.
Do geriet man si an triben,
Das si ze der e soeldin komen,
Und liden schaden unde fromen
In der e; das were guot.
Do wart betruebt ir aller muot
Do dise red alsus geschach,
Dui erste antwurt unde sprach:
„Ich weis wol, das min nieman gert,
Wan um min guot. Der des gewert
Wuirde, der ließe mich wol gan,
Wen er beseße das ich han;
Das het er lieber denne mich.
Das merk ich wol; da von wil ich
An alle man belieben.
Min guot wil ich vertriben;
Nach minem willen wil ich leben;
Ich wil verzichen unde geben
Recht als es mich dunket guot,
Und wil han minen frigen muot.
Da von verspriche ich alle man,
Und wil ein friges leben han.“ —
Dar nach nicht lange wart gespart,
Dui ander an gesprochen wart,
Das si soeld nemen einen man.
Si moecht dur nuit also gestan;
Si wer jung, edel unde rich,
Dar zuo wer si der welt gelich.
Si sprach: „Dur nuit so mag es sin.
So muest ich doch dui truiwe min
Brechen an minem lieben man,
Den ich ungern verloren han,
Den mir der tot genommen hat.
Doch er in ganzer minne stat
Mis herzen, lebent iemer me;
Da von ich mag nicht me zer e
Komen. Sit noch lebt min man,
Wie moecht ich den das an gevan,
Das ich noch einen neme
Zuozim? — Wer das verneme,
Ich muest von schamen werden rot.
Dur was kem ich den in die not?
Ich wil mit meinem lieben man
An dem juingsten tag erstan.“
Dui dritte sprach: „Es tuot mir not,
Das ich mis liebes mannes tot
Klage und weine die wil ich lebe.
Ein andern man mir nieman gebe.
Min man was so rechte guot,
Das er mir weder herz noch muot
Betruebte nie bi minen tagen;
Da von sol ich in billich klagen.
Wuird mir nach im ein boeser man,
Leit und ser muest ich iemer han;
An man ist mir verre bas.
Nem ich ein senften man; dur was
Soeld ich in vorchten iemer sin,
Wen er kem ab den ougen min,
Das der tot beroubte mich
An ime? — Secht, da von wil ich
Beliben gar an alle man,
Und wil ein kuisches leben han.“

Wel frouw verluir ir lieben man,
Mag si wol ane man bestan,

Belib alſo: das iſt min rat.
Vil manger witwon miſſegat.
Wen ſi kunt zuo der andern e,
Geſchicht ir den ach unde we,
Wer mag ir des? — Si hats getan.
Wer ſi beliben ane man
Dur truive und dur ſtetekeit,
So het ſi froede ane leit.
Da von ſi nieman klagen ſol.
Uib ſi untroſtes wirdet vol;
Das da riſet nebent abe,
Das iſt nicht wol. — Ir ſchaden habe
Ir ſelber, wel frouw alſe tuot,
Da von gepinet wirt ir muot.

Von einem hunde und einem wolfe.

Von friheit und von eigenſchaft.

Es giengen zwen geſellen guot,
Die hatten ungelichen muot,
Uf der ſtraße dur einen walt;
Ir koeſe das was manigvalt:
Es was ein wolf und ouch ein hunt.
Si kamen uf der ſelben ſtunt
Uf eine wiſe; das geſchach.
Vil ſchier der wolf zem hunde ſprach:
„Sag an, trut geſelle min,
Was meinet diner huite ſchin?
Du biſt ſo ſtolz und biſt ſo glat;
Du macht wol guoter ſpieſe ſat
An ſorge werden alle tage."
Der hunt ſprach: „Hoer was ich dir ſage!
Min lieber meiſter ſpiſet mich
Von ſinem tiſche, dur das ich
Behuet ſin hof und ouch ſin hus.
Wer uits uit tragen wil dar us,
Das kuind ich; dar um bin ich liep.
Ich las den rouber noch den diep
Nuits nuit us dem huſe tragen;
Hie mit ich mine ſpis bejagen,"
Do ſprach der wolf: „Das iſt vil guot.
So haſt du dik ruowigen muot,
So ich muos in den ſorgen ſtreben,
Wie ich geſpis min armes leben.
Und wer es an dem willen din,
Din geſelle wold ich gerne ſin,
Das ich min ſpiſe moechte han
An ſorge." — Der hunt ſprach: „Nu wol dan,
Her wolf, in mines meiſters hus
Mit mir! da tribt uich nieman us."
Der wolf der wart der rede fro;
Mit einander giengen ſi do.
Der wolf des hundes kelen ſach;
Zuozim er do vil balde ſprach:
„Sag an, trut geſelle min,
Was meinet, das dui kele din
Iſt beſchaben und beſchorn?
Dur was haſt du das har verlorn?"
Der hunt ſprach: „Das wil ich dir ſagen.
Des tags muos ich ein kelben tragen,
Und muos an einem ſeile ſtan
Gebunden; nienent mag ich gan,
Ich muos ſtetlich gevangen ſin;
Das lide ich dur dui ſpiſe min."
Do dieſe red alſus geſchach,
Der wolf do ze dem hunde ſprach:
„Neina, trut geſelle min,
Dur nuit wil ich gevangen ſin.
Als leit iſt mir noch nicht min leben,
Das ich dur ſpis uf welle geben
Min friheit: das geloube mir.
Din guoten ſpis die hab du dir,
Und hab ouch mangen langen tag!
So wil ich eſſen, das ich mag
Haben, mit frigen muote.
Das kunt mir bas ze guote.
Ich wil den frigen willen min
Nicht geben um dui ſpiſe din."
Sus lief der wolf ze walde,
Der hunt ilt heim vil balde.

Richer iſt ein armer man,
Der fri gemuete wol mag han,
Den der iſt rich und dienen muos;
Dem wirt vil ſelten ſorgen buos.
Der eigen iſt, wa iſt des muot?
Er hat doch weder lip noch guot.
Es iſt nicht ſin, das ſelb er hat,
Der ane frigen willen ſtat.
Friheit zieret alles leben,
Und kan wol guot gemuete geben.
Friheit hoechet wip und man,
Den armen ſi rich machen kan.
Friheit iſt der eren hort.
Si uiber kroenet werk und wort.
Mich dunkt, er hab ein armes Leben,
Der frigen willen uf muos geben.
Friheit gat fuir alles guot
Der welte. — Wer ſin frigen muot
Uf git um ſilber und um golt,
Dem wirt ze teil des ruiwen ſolt.

Von dem magen, den henden und fueſſen.

Von nide und von haſſe.

Eis mals huop ſich ein große klage
Under fruinden, als ich uich ſage.
Dui fueße klagten kumber gros;
Dui hende erbeitens derdros;
Sie klagten alle uf den buch,
Und ſprachen, er wer ein rechter fluch,
Und wer ein mueßigere;
Doch wuird er ſelten lere,
Er woeld ſin alweg ſpiſe vol,
Und mueßig ſin, das tet im wol;
Was dui fues moechtin erloufen,
Und dui hende gekoufen,
Es wer den krumb oder flecht,
Das kem im alles ſament recht.
Si ſprachen zim: ‚Es mag nicht ſin!
Du muoſt ouch mit uns liden pin,
Und muoſt ouch erbeite han
Als wir, wilt du mit uns geſtan.' —
Was ſol ich uich nu ſagen me?
Dem buch was angeſt unde we.
Si wolden im nicht ſpiſe geben,
Das er behalten moecht das leben
Noch hende noch dui fueße.
Das was im gar unfueße.
Wie vil er doch mit fliße bat,
Das er von ſpiſe wuirde ſat,
Des eret in noch fuos noch hant.
Do wart der mage ſiech zehant,
Er verlor ſin hitz und ſin natur.
Das wart den henden gar ze ſur
Und ouch den füßen. (Das was wol!)
Der lip wart ſiechtages vol,
Von krankeit beſlos ſich der munt,
Dui Hende brachen hin zeſtunt,
Dui fueße mochten nicht me gan.
Enkeine ſpis mocht er enpfan;
Sus wurden hende und fueße tot
Mit ſchulde von der magen not.
Und hettin ſi im ſp gegeben,
Si hetten wol behebt ir leben.

Ein fruint bedarf ſis fruindes wol;
Sin fruint nieman haſſen ſol.
Nit tuot niemanne herzeleit,
Den dem ſelben, der in treit.
Wer nicht dem andern wil vertragen,
Dur ſinen nit, wem wil der klagen,
Uib er dar mube kunt in not,
Und lit mit ſinem fruinde tot,
Als hie den henden iſt beſchechen:
Das iſt vil wol! des muos ich jechen.

Von einem juden und von einem morder.

Von offenunge des mordes.

Eis mals ein jude wolde gan
Dur einen walt. Do mueſt er han
Geleite; wan der walt was vol
Morder; das wuſte der jude wol.
Zuo dem kuinge er do kan,
Und bat geleit. Das ſoeld er han,
Sprach der kuinig, und gebot
Sinem ſchenken uf den tot,
Das er in ſoeld geleiten wol.
„Das tuon ich, als ich billich ſol,"
Sprach der ſchenke. Do zehant
Nam er den juden an ſin hant
Und fuort in uf dui ſtraße.
Der jude truog unmaße
Vil goldes uf der ſelben vart.
Der ſchenke des wol inne wart.
In ſinem muote er ſere vacht
(Wan ſtunt und ſtat vil dieben macht),
Wie er dem juden tet den tot.
Er gedacht: „Du kunſt us aller not,
Wirt dir das golt. Wer wil es ſagen,
Oder wer mag uf dich denne klagen?
Du biſt allein: hab guoten muot;
Umb diſes mort dir nieman tuot."
Und do der jude das erſach,
Vil tief er ſuifzet unde ſprach:
„Ich zwivel nicht, und weis es wol,
Das diſes mort got offenen ſol.
E uib es wuird verſwigen gar,
Dui vogel machtens offenbar,
Die hie fliegent, ſamir got."
Das duicht den ſchenken gar ein ſpot.
Do er das ſwert hat us gezogen,
Und in wold ſlan, do kam geflogen
Ein rephuon us den huirſten dar.
Do ſprach der ſchenke: „Jude, nim war!
Den tot, den ich dir nu an tuon,
Den wirt offenende das rephuon."
Er ſluog den juden, und nam das guot,
Und gieng heim, und hat hochen muot.
Dar nach nicht lange wart geſpart,
Das mang rephuon geſendet wart
Dem kuinge, und wurden ſchoen bereit.
Der ſchenk ein rephuon, als man ſeit
Truog für ſinen herren dort.
Do gedachte er an des juden wort,
Das er an ſinem tode ſprach,
Do er das rephuon fliegen ſach.
Vil ſer er lachen began,
Des mocht er ſich nicht uiber han.
Und do der kuinig das erſach,
Vil ſenfteklich er zuozim ſprach:
„Sag an, ſchenk, was meineſt du,
Das du haſt gelachet nu,
Do du an ſeche das rephuon?"
Er ſprach: „Herre, das wil ich tuon."
Und ſeit im, wie er hat getan
Dem juden, mit dem er ſolde gan,
Und geleiten dur den walt,
Da ſin untruiwe was manigvalt.
Alſo wart offenbar das mort
Dem kuinge. Das tet ſin ſelbers wort,
Der das mort ouch hat getan.
Des mueſt er an den galgen gan.
Het er das rephuon nicht geſechen,
Des mordes het er nicht verjechen.
Er wart erhangen, das was wol!
Dur guot man nieman morden ſol.

Wer unrecht tuot dur gitekeit,
Wirt der erhangen, wem iſt das leit.
Von ſchulden der verderben ſol,
Des herz verratenge iſt vol.
Wer dur guot wil uibel tuon,
Den ſol melden das rephuon,
Als dieſem ſchenken iſt beſchechen:
Das was vil wol, des muos ich jechen.
Kein mort got ungerochen lat.
Wer boslich tuot, ſin lon enpfat
Hie der menſche oder dort,
Als uns lert der heilgen wort.

Von einem amptman und einem Ritter.

Von offenunge des rechtes.

Ein kuing in hocher ere ſas,
Als ich an einem buoche las,
Der was gewaltig unde rich.
Zwen amptman hat er, ungelich.
Der ein der ritter pfleger was.
Der ander ſchickte alle das,
Das myn ze hove ſolde han,
Es werin frouwen oder man.
Das richt er us mit ſitten.
Ungunſt wart nicht vermitten,
Noch nit, noch has, der nie gelag,
Dem kum ieman entrinnen mag.
Den erzoegte der ritter do,
Und ſprach zuo dem kuing alſo:
„Herre, es iſt nicht alles guot,
Was uiwer alter amptman tuot.
Das er tuot als gar unrecht,
Das mueget herren unde knecht.
Uiwer guot das gat da hin.
Er ſtilt und roubet uf den ſin,
Das ſin fruint herren muigin weſen.
Wil got, ich las in nicht geneſen.
Ich bin ze kampf mit im bereit,
Das ich zerſtoere ſin bosheit,
Die er dicke hat getan.
Ich wenne, er mues es abe lan!"
Der alte man der kam in not,
Er vorcht von ungeluik den tot.
Doch er vil gar unſchuldig was;
Das tet im nit und boeſer has,
Das er an geſprochen wart.
Do ſuocht er uf der ſelben vart
Einen kempfen an ſine ſtat;
Wand er der kreften nicht enhat,
Das er ein kempfe moechte ſin.
Do wart an ſinem fruinden ſchin,
Das ir truiwe waren klein;
Er ſuochte helf, und vant enkein.
Den er doch dik ſin dienſt erbot,
Die ließen alle an der not.
Do kam ein ackerknecht ouch dar;
Des kempfen nam er eben war,
Und gedachte: „Wil got helfen mir
Nach unſchulden, ſo hab ich ſchier
Den ritter uiberwunden."
Und uf der ſelben ſtunden
Trat er froelich in den ring.
„Das iſt ein gemelliches ding
(Sprach der ritter freiſſan),
Das min ein gebur ſus ſpotten kan;
Spottes gib ich im genuog."
Mit zorne er do an in ſluog.
Der gebure ſtuont vil wol beſint;
Der ſlag der wag im als ein wint.
Dem ritter tet er keine not;
Doch wold der ritter haben tot
Den geburen, und ſluog aber dar.
Der gebur nam des vil eben war;
Großer wisheit er enpflag.
Er gab dem ritter einen ſlag
Dur ſinen arm; das tet im we.
Der ritter ſluog enkeinen me;
Im was der arm verſeret.
Sin ungluik wart gemeret;
Von nide hat er verlorn ſin leben.
Der alt wart unſchuldig gegeben.
Sus offenet got dui rechtekeit;
Untruiwe wart da hin geleit.

Wer den andern verraten wil,
Der ſuochet urſache vil.
Wenne es gat an rechte not,
So ſint dui fruinde alle tot.
Wer fruint iſt, oder nicht eniſt,
Das beweret not in kurzer friſt.
Getruiwer fruint git guoten muot;
Unſchulde ouch das ſelbe tuot.
Das recht billich beſchirmen ſol
Den rechten; wer aber iſt vol

Untruiwe, der sol nicht genesen.
Ouch hab ich selber wol gelesen,
Das dui lugi muos zergan,
So man dui wahrheit sicht gestan.
Das ist billich unde recht.
Den ritter sluog der akerknecht;
Und wand er was gederbe,
Wart er sis herren erbe,
Als der Ysopus hat geseit. —
Got geb uns froed und niemer leit!

Von einer frouwen und einem wolfe.

Von wiben triegende.

Ein wolf eis mals hungron began,
Als man liset in dem Avian.
Us dem wald kam er har us
Gegangen fuir ein einig hus.
Da was ein frouwe, die hat ein kint,
Als noch vil mange frouwen sint.
Das kint das weinde unde schrei.
Dui frouwe bot dem kinde ein ei,
Und sprach: „Swig, min liebes kint!
Swigst du nicht, der wolf dich nint;
Dem wil ich dich schiere geben.
Swig, wilt du behan din leben."
Do dis droewen und disе wort
Vor der tuir der wolf erhort,
Er wand des kindes sicher wesen,
Und dacht, er moechte wol genesen,
Wuird im das im gelobet was.
Dui frouwe hat enkeinen has
Wider ir kint noch minr noch me.
Das kint weinde vast als e,
Unz das es in swigen kan.
Der wolf moechte noch da stan,
Nieman gap im der der spise solt;
Dar zuo so was im nieman holt.
Er stuont unz uf den mitten tag,
Vil groses hungers er enpflag.
Do er alsus betrogen wart,
Do kam er uf der selben vart
Da er sin kint vant und sin wip.
Blach und hungrig was sin lip.
Dui wuilpe sprach: „Wie kunst du so
Betruebt? Mich dunkt, du sist unfro,
Was dir joch huite si geschechen."
„Das ist war, des muos ich jechen
(Sprach der wolf zur wuilpen do),
Wie moecht min herze wesen fro
Mit lerem buche? Das mag nicht sin;
Wan ane spis und ane win
Wirt selten ieman froeden vol.
So mag ist vol, so sing ich wol.
Mich hat huit ein wip betrogen,
Und hat mir berlichen gelogen.
Si sprach, sie woeld mir geben ir kint.
Ir wort wan sneller den der wint;
Ir herz was unglich und ir munt.
Mang freis von boesen wiben kunt.
Unstet ist manger frouwen muot;
Under zwein ist kum eine guot.
Wiben schalkeit die ist gros;
Unstetekeit si nie verdros.
Guot geluibde erfroewet den gouch;
Wirt im nicht, so hat er ouch
Ze allem schaden gar den spot:
Als mir beschechen ist, samer Got!
Von einem wibe. Das ist war —
Ich sprich es gar an allen var —:
Wer von den wiben nicht enwirt
Betrogen, der lob guoten wirt.
Das wil ich, wolf, beweren wol;
Schalkeit sind si alle vol."

Von einem sneggen und einem arn.

Von begirde uiber dui natur.

Ein snegge sin natur verkos,
Sin tragkeit in vil ser verdros.
Das er nicht loufen mochte wol
Noch fliegen, secht, des wart er vol
Betruebde und widetmuotes gar.
Do kam er zuo dem adelar
Geslichen, nnd geriet im klagen
Sin not, und sprach: „Ich wil uich sagen,
Kurz ist min tageweide;
Das kunt mir dik ze leide.
Woelt ir mich leren fliegen,
Ich woeld uich ane liegen
Golt und edel gesteine geben,
Und dar zuo die wil ich leben
Woeld ich uiwer diener sin."
Der adlar sprach: „Dui vetke min
Mugen dich getragen wol
Wie verre du wilt. Der lernen sol
Fliegen, der muos wagen sich.
Da von so wil ich tragen dich
Uf in den luft. Hab hochen muot!
Fluigst du den wol, das ist dir guot."
Mit disen worten und also
Der adlar nam den sneggen do
In sin klawen. Wil hoch er floug.
Ein trieger da den andern troug.
Und da er in den Luft uf kan,
Der snegge suifzen began.
Des fliegens in vil ser verdros;
Wand ouch enkeiner sin genos
Gefliegen mochte; das ist war.
Do lies in vallen der adelar
Har nider, das sin hus zerbrach.
Wil kleglich do der snegge sprach:
„Mir ist beschechen alse we,
Fliegens gelust mich niemer me.
Ich sich das wol, wer des begert,
Des sin natur in nicht gewert,
Der mag sin wol entgelten.
Gorße ere kuimet selten
An erbeit: sicher, das ist war.
Und soeld ich leben tuseng jar,
Ich woeld des niemer me begern,
Des mich nieman mag gewern."

Wer stete ruowe welle han,
Der sol an fliegen sich began.
Wer aber an fliegen nicht wil sin,
Der folge; doch dem rate min,
Und beit unz er gevedre wol;
Ungeveder nieman fliegen sol.

Von einem krebs und sinem sune.

Von unrechter bestrafunge.

Was von natur ist angeborn
Der creatur, wirt das verlorn,
Das muos tuon gewonheit gros.
Ane gewonheit dui natur ist blos.
Dik verwandelt dui gewonheit
Dui natur, als man uns seit.
Wo aber gewonheit und natur
Ze samen in der creatur
Koment, die mag man kum gelan;
Wen muos si stetekliche han,
Als hie an dirre bischaft geschach.

Ein alter krebs ein jungen sach
Hinder sich vil balde gan.
Er sprach: „Lieber sun, la stan!
Wie gast du so vertane!
Sun, bist du in dem wane,
Das du fuir dich gangest recht,
So bist betrogen. Du gast nicht slecht.
Du solt fuir dich lernen gan,
Als ouch din vatter hat getan.
Das stat dir wol, und ist ouch guot.
Wel sun tuot als sin vatter tuot,

Der wirt gelobt, und spricht man das:
Er ist guot als sin vatter was."
Der sun sprach: „Vatter, du hast war.
Ich weis es wol: an allen var
Ein sun sim vatter folgen sol;
Das ist im guot, und stat ouch wol.
Tuot er das, er wirt gelobt.
Ich wene, das er nicht entobt,
Wer artet nach dem vatter sin.
Da von, lieber vatter min,
Gang fuir! Las sechen! Wie du gast,
Als gan ich. So du stille stast,
So stan ich ouch; und wie du dich
Richtes, also richt ich mich."
Do fuir der vatter solde gan,
Den weg er hinder sich do nan,
Und gieng uf den selben pfat,
Als sin sun vor gegangen hat.
Do sprach der sun: „Trut vatter min,
Du solt din strafen lassen sin.
Du hast den selben gang als ich.
Wil balde gast du hinder dich,
So du fuir dich soeldist gan;
Da von las din bestrafen stan!"

Wer den andern bestrafen sol,
Der sol tuon als rechte wol,
Das er an strafung muige wesen.
Tuot er das, er mag genesen.
Wer wunden an der stirnen treit,
Bestraft mich der, das ist mir leit.
Wer wol lert, und uibel tuot,
Der ergert manges menschen muot.
Wise wort und tumbe werk
Tribent die von Gouchsperk.
Wer mich bestraft, das dunkt mich guot,
Ist das er nicht das selbe tuot.
Zem erst sol er bestrafen sich;
Wil er den, so bestraf ouch mich.
Und het der krebs also getan,
Sin sun wer unbestraft gelan.

Von der sunnen und dem winde.

Von sitten und von unstuemekeit.

Eis mals huop sich ein großer strit
Mit worten, der noch kum gelit,
Von hochvart und von uibermuot;
Jetweders schiket selten guot.
Von widerhuissi das geschach,
Do der wint ze der sunnen sprach,
Er wer vil sterker denne si.
Si sprach: „So wont mir tugent bi,
Da mit ich wol erzuigen mag
Als das ich wil uf einen tag.
Das tuost du nicht mit diner kraft.
Wil stolzer ist min meisterschaft
Denn din gros unstuemekeit."
Der wint der sprach: „Das ist mir leit,
Das du dich wilt gelichen mir
An kraft. Des sullen beide wir
Fuir einen rechten richter komen."
Do wart her Jupiter genommen,
Der sold ir beide richter sin.
Jetweders kraft wart daran schin.
Wer e het volbracht mit kraft
Sin werk, dem wart dui meisterschaft.
Wer sis gewandes einen man
Beroubte, der sold gewunnen han.
Do diese red alsus geschach,
Der richter ze in beiden sprach:
„Wer under uich der sterker ist,
Das wirt wol schin in kurzer frist."
Uf der straße ein waller kan
Gegangen bald. Der wint vieng an
Vast weien unde herteklich;
Der waller vaste gurte sich.
Der wint was stark, der regen kalt.
Sin mantel macht er zwivalt,
Und strikt in vast umb sinen lib;
Im gewan nicht an des windes kip.
Nach dem winde das geschach,
Dui sunne dur dui wolken brach;
Ir schin wart schon, ir hize guot.
Do gewan der waller hochen muot.
Uf hieng er sinen mantel do
Und sinen rok. Der sunnen fro
Wart er, und sast sich balde nider.
Wol kam er sines schaden wider.
Do sprach der richter Jupiter:
„Ich bin gezuig und bin ouch wer,
Das dui sunne mit senftekeit
Hat an gesigt der hertekeit
Und der unfuoge des windes gar."

An dirre bischaft nement war,
Unfuoge schiket selten guot;
Der frevel ouch das selbe tuot.
Unfuoge ist aller zuichten fri;
Unzucht wonet dem frevel bi.
Kein guotes ende unfuoge hat;
Der frevel ouch nicht lang gestat.
Mit senftekeit und mit gedult
Mang man gesiget unverschult.
Wer gestan wil und genesen,
Der sol nicht ungefuege wesen.
Mit großer fuog dui sunne gewann,
Das sin gewant us zoch der man,
Das er vil vaste an sinen lip
Twangte dur des windes lip.

Von einem esel und eines loewen hute.

Von unerkantnisse.

Ein esel der hat erbeit gros.
Der sinen meister nicht verdros.
Er leit im uf vil manigen sak,
Da von sin rugge dik erschrak.
Ouch hort ich von dem esel sagen,
Er mueste ziechen unde tragen;
Erbeit muest er große han.
Eis tages wart er us gelan,
Und kam hin uf dui heide;
Da suocht er sine weide.
Nu wart nicht langer do gespart,
Wan das er uf der selben vart
In dui huirste kam gerant,
Da er ein hut eis loewen vant.
Dui hut geviel im harte wol.
Sin herze das wart froeden vol;
Er wande des wol sicher wesen,
Er wer von aller not genesen.
Des loewen hut die leit er an;
Gewalteklich gieng er hin dan.
Entlenter kraft uiber huop er sich,
Und storte das gemeine vich
Ab siner weide. Das geschach.
In floch alles das in sach
In des loewen hute gan.
Vor im getorst kein tier gestan;
Das tet als des loewen schin.
Sin meister der hat großen pin;
Er wand den esel han verlorn:
Das was im nicht ein kleiner zorn.
Den esel er suochen began;
Er vant sin nicht da er solde gan,
Und suochen sine weide.
Er gieng us uf dui heide,
Er suocht in verre unde nach;
Nach sinem esel was im gach.
Ze jungest do er den esel vant,
Er wart im bi den oren erkannt;
Die waren lang, und wart wol schin,
Das es was der esel sin.
Des loewen hut zoch er im abe,
Und sluog in vast mit einem stabe,
Und sprach: „Du muost min esel sin;
Dich hilfet nicht des loewen schin.
Ich wil dir nu dui wahrheit sagen:
Du muost aber seke tragen;
Von starken slegen wirt dir we,
Du trageſt denne sek als e."

Geribne varwe nicht lange wert;
Und koufte liebi, wer der gert,
Der dunkt mich nicht ein wiser man.
Wer mit fremdem lobe kan
Sin lop gemeren, das gat abe;
Wer aber von nature habe
Guot lop, das bekleidet wol.
Uf fremd lop nieman stellen sol.
Entlentes lop gat dike wider;
Erdachte hochvart vallet nider.
Wer sich mit hochvart uiber treit
Dur sins gewandes kluogkeit,
Der mag zeim esel werden wol;
Bi den orn man in erkennen sol.

Von einem froes und einem fuchse.

Von falschem ruome.

Ein froes eis mals gegangen kan
Uf eine wise. Da vant er stan
Vil manig wol gemuotes tier.
Er sprach: „Wolt ir gelouben mier,
Ich wil uich artzenie geben,
Das ir behaltent uiwer leben.
Mit miner großen meisterschaft
Kan ich dem siechen sine kraft
Wider geben, und gesunt
Kan ich in machen uf der stunt.
Mir mag in allen richen
Nieman sich gelichen
An wisheit und an hocher kunst.
Des hab ich alr der welte gunst.
Kein meister kuinsten ist so vol
Als ich. Das sich beweret wol,
Wen ich ze werken bring min wort."
Und do dis red ein fuchs erhort,
Er sprach: „Her froes, wie mag das sin?
Es bewert nicht uiwer varwe schin,
Das ir artznie kuinnint geben.
Von erst so artznent uiwer leben
Und uiwern siechtag. Tuont ir das,
Wen geloubt uich hie nach deste bas.
Uiwer varwe ist nicht gelich,
Das ir sint großer kuinsten rich.
Macht uich selben e gesunt,
Und denne mich; so wirt wol kunt
Das ir ein großer artzat sint.
Tuot ir des nicht, so sint ir blint."
Der froes der wart von schamen rot.
Das was viel wol, so helf mir got;
Wand er sich an der dingen nam,
Das sin geslechte nie gezam.

Wenne der blinde fueren wil
Den sechenden, da wirt spottes vil.
Wer ein artzat welle sin,
Der tuo im selber helfe schin.
Wie wil der geheilen mich,
Der nicht wol kan geheilen sich?
Wer sich ruemt des nicht enist,
Der wirt geschant in kurzer frist.
Ruomser in selber schaden tuont;
Valscher ruom nie lang gestuont.
Lop, das von eigem munde gat,
Das ist nicht lop. Lop wol gestat,
Das da wirt beweret wol
Mit guoten werken, als es sol.
Ein fremder munt sol loben mich;
Min munt sol ouch nicht schelten dich.
Den guoten menlich loben sol;
Der boese vint sich selber wol.
Wol im, der lobes nicht engert,
Und doch wol lobes wirt gewert!
Ich wenne, das er ferre tobt,
Wer unverschult sich selber lobt.
So beite, der nicht wolle toben,
Unz das in andre luite loben.

Von einem hunde, der truog ein schellen.

Von schalkhafter froede.

Von einem hunde list man das,
Das er gar boes und schalkhaft was.
Sin geberde waren nicht gelich
Den werken; wande er senfteklich
Gebarte, und was doch schalkeit vol.
Des wart gewar vil manger wol,
Den er beis in sinen waden,
Der hat den spot und ouch den schaden.
Dis treib er lang und mangen tag,
Das er kein unseld nie verlag.
Heimlich gieng er den luiten nach;
Wenne er gebeis, so wart im gach
Ze flucht. Dis wart vil dik geseit
Dem meister sin. Es was im leit.
Ein schallen er im ane hieng
An sinen hals, war er do gieng,
Das man in horte, wa er was,
Und man sich huote deste bas
Vor siner großen schalkeit.
Des was der boese hunt gemeit,
Und froewt sich sere, das sin leben
Verdienet hat, das man im geben
Sold ein schallen an sinen lip.
Dui hochvart in in großen kip
Bracht wider sin geslechte do.
Der schallon was der hunt vil fro.
Ein alter hunt gegangen kan;
Dem was wol kunt, war umb der man
Dem hund dui schallen hat gegeben,
Nicht wan dur sin schalkhaft leben.
Zuozim sprach er: „Wes froewest dich?
Das du tor versmachest mich
Und din geslecht, das wirt dir leit.
Vil besser ist der nicht entreit
Ein schallon, die dir ist gegeben,
Das man erkenne din schalkhaft leben,
Die du dur ere wennest tragen.
Din bosheit soeldist lieber klagen.
Dui schalle die bezuiget wol,
Das du bist aller schalkeit vol."

Wer um sin schalkeit ruemes gert,
Das ruemen das ist scheltens wert.
Wer sich von hochvart uiber treit,
Wirt der ze spot, wem ist das leit?
Wer sich froewt, so er uibel tuot,
Der hat ein tuivellichen muot.
Wel mensch alleine guot wil wesen,
Der lat sin gelichen kum genesen.
Als hat ouch dirre hunt getan,
Des muest er mit der schallon gan,
Die im dur schalkeit was gegeben.
Dui schalle erzoegt sin boeses leben.
Soeldin dui boesen schallen han,
Mit schallen sech man mangen gan;
Der nu vil kosper wennet sin,
Des bosheit wuird der welte schin.

Von einer katzen, von muisen und von einer schallen.

Von dem hus-vigende.

Ein urlig gros hat lang gewert,
Und wert ouch noch. Wer das begert
Ze wissen, dem tuon ich es kunt
Mit waren worten uf der stunt.
Es ist dui katz und ouch dui mus.
Die waren beide in einem hus;
Doch was da kleine truiwe bi,
Wie guot gestalt dui katze si.
Wer kan sich wol gehueten da
Sin vigent ist so rechte na?
Dui muise muesten in sorgen streben,
Und in großer vorchte leben.
Gewalt der katzen der was gros;
Dui muise des vil ser verdros

Niemant kunt ſi beſchirmen wol;
Untroſtes warens alle vol.
Da wart nicht langer da geſpart,
Der muiſen rat geſamnet mart.
Si rieten alle uf einen ſin,
Wie ſi wol moechtin komen hin,
Und vor der katzen zorn geneſen.
Si mueſten alle in ſorgen weſen;
Gros was der katzen gewalt.
Der muiſen rat was manigvalt.
Ze jungeſt kamens uiber ein
Mit gemeinem rate, das ir ein
Solt der katzen henken an
Ein ſchallen, die ſie ſoelde han
Und tragen, einzeklich dur das,
Das ſi ſich moechtin deſte bas
Gehueten vor der katzen liſt.
Do antwuirt in der ſelben friſt
Ein alte mus, und ſprach alſo:
„Des rates ſin wir alle fro.
Der rat mag uns wol troeſtlich weſen;
Wil got, wir mugen al geneſen.
Ratent, und koment uiber ein,
Wel under uns die ſi allein,
Die das getuirre wol beſtan,
Das ſi der katzen henken an
Welle dui ſchallen (das dunkt mich guot);
So wirt gefriget unſer muot,
Und mugen ane ſorgen leben.“
Enkein mus wold ſich ſelben geben
An den tot. An ende ſtat
Und ane nutz der muiſen rat.

Wer in urlig geſigen ſol,
Der bedarf guotes rates wol.
Wisheit und rates meiſterſchaft
Geſigent dik an uiberkraft.
Das kraft an wisheit nicht enſchaft,
Das tuot wol wisheit ane kraft.
Wer mit guotem rate tuot
Sin werk, das wirt im dike guot.
Fuirſichtekeit und guoter rat
Naruiwen ir enweders hat.
Wa aber der hus-vigende iſt,
Vil kum wirt man vor dem gefriſt.
Werin dui boeſen ſchallen vol,
So moecht man ſich gehueten wol.
Trueg dui katz ein ſchellen hel,
Dui muiſe werin wol ſo ſnel,
Das ſi vor ir werin behuot;
Der heimlich vigent ſchaden tuot.

Von einem ſlangen, der was gebunden.

Von boeſem widergelte.

Wen liſt ein biſchaft, das ein man
Dur einen walt gegangen kan.
Da vant er einen ſlangen,
Den hat ein hirt gevangen,
Und gebunden vaſt, ze fromen,
Das er nicht dannan mochte komen,
An einen pfal, der was vil gros.
Do ſtuont der ſlange ſigelos,
Mit einem ſeil zertennet wol;
Alles ſmerzen was er vol.
Und do der man den ſlangen ſach,
Vil milteklich er zuozim ſprach:
„Ich wil dir helfen uſſer not,
Das du nicht hie geliegeſt tot.“
Der ſlange nach verdorben was,
Der man entbant in, und genas.
Er ſpiſt in wol, und half im wider.
Des lonet im der ſlange ſider.
Da er geſunt wart unde ſnel,
Er ſtrikt ſich um des mannes kel;
In liden bracht er in und in leit.
Der man ſprach: „Was iſt das geſeit?
Du haſt betrübet mir den muot;
Du gilteſt mir mit uibel guot.“
Der ſlange ſprach: „Ich tuon dir recht;
Ich tuon als ander min geſlecht.
Min Gift mag ich nicht abe lan,
Slanglich geberde muos ich han.“
Der man ſprach: „Ich wil gerne komen,
Sit ich diu rede han vernomen,
Fuir einen richter der gemein.“
Si des kamen uiber ein.
Der fuchs ir beider richter wart,
Und ſprach nach fuichſelicher art:
„Ich kan dis ſach gerichten nicht,
Nach uiwer rede, wan nach geſicht.
Ir ſult mich beide laſſen ſechen,
Wie der ſache ſi beſchechen.“
Der man ſprach: „Das gevelt mir wol.
Den ſlangen man vaſte binden ſol
Wider an die ſelben ſtat,
Da in der hirt gebunden hat,
So macht du richten von geſicht,
Was uns in dirre ſach beſchicht.“
Vil ſchiere uf der ſelben vart
Der ſlang wider gebunden wart.
Der fuchs do ze dem ſlangen ſprach,
Do er in als gebunden ſach:
„Entbint dich ſelben; nicht entbit,
Und ſcheide von hinnan; es iſt zit. —
Geſelle (ſprach er ze dem man),
Du macht wol lidig hinnan gan.
Wilt aber du den vigent din
Loeſen, das wirt din ungewin.“
Sus kam der man us großer not;
Der ſlange mueſt geligen tot.
Das was billich unde recht;
Das krumb iſt, das wirt kume ſlecht.

Wen ſpricht ein wort, das mag war ſin,
Als es nu hie iſt worden ſchin:
Wer ab dem galgen loeſt den diep,
Dar nach hat er in niemer liep.
Was giftig iſt, wol niemer tuot,
Es giltet uibel umbe guot;
Sinr art mag es nicht wider ſtan,
Noch mag ſin ſchalkeit abe lan.
Es ſtat dik uf von miltekeit
Dem menſchen not und erebeit,
Als diſem man hie was geſchechen.
Ich muos es in der warheit jechen,
Wa fuir bricht große ſchalkeit,
Da bedarf man große kuindekeit.
Wer fuchs mit fuchſe vachen ſol,
Der bedarf guoter liſten wol.
Wer der fuchs richter nicht geweſen,
Der man moecht kume ſin geneſen.

Von bevolnem guote.

Von guotem rate.

Wen ſol mit liſten under ſtan,
Was mit ſchalkeit wirt getan.

Eis mals zwen koufman fuoren us
Dur gewin. Die kamen in ein hus;
Do wurden ſi enpfangen wol,
Als man noch geſte enpfachen ſol,
Von der frouwen, die da enpflag
Der herbrig. Uf den ſelben tag
Bevalen ſi ir großes guot
(Vil wol was das bi ir behuot),
Und taten mit gedinge das,
Das ſi das guot an allen has
Gehalten ſold unz uf die ſtunt,
Das der geſellen beider munt
Wider vordrete das guot;
Dar uf ſo ſtuont ir beider muot,
Das ſi in ſold es geben gar
Wenne ſi beide kemen dar,
Und anders nicht. Si fuoren hin
In koufmanſchaft uf ir gewin.
Das guot behielt dui frouwe wol
Mit guoten truiwen, als man ſol
Behalten das bevolen iſt.
Dar nach do kam in kurzer friſt
Der zweiger eine, unde ſprach:
„Min herze hat groß ungemach.

Gebent mir das guot. Es tuot mir not,
Wan min geselle der ist tot.
In großem gelt bin ich gelan,
Das ich allein muos under stan.
Das sag ich uich an allen var."
Dui frouwe wand, es were war,
Und gap im uf der stat das guot;
Des wart der schalk vil hoch gemuot.
Mit dem guote zogt er hin
Im fremdes lant uf sin gewin.
Sin geselle wiste hie von nicht.
Dar nach fuogt es sich von geschicht,
Das der ander geselle kan,
Und ouch das guot vordren began.
Dui frouw erschrak, das tet ir not.
Ir vollen unschulde si bot,
Und sprach: „Ich hab dem selben man
Das guot gegeben ane wan,
Der mirs beval. Er wer in not,
Sprach er, und wer sin geselle tot."
Do sprach der man: „Min red ist slecht.
Gedinge brechent lant-recht.
Das guot sold nieman han genommen,
Wir werin denne beide komen,
Ich und der geselle min.
Dir rede wil ich were sin."
Dui frouwe kam in erebeit;
Eim wisen man klagt si ir leit,
Und bat, das er ir gebe rat,
Wie si dui großen missetat
Moecht under stan. Der wise sprach:
„Frouwe, habent kein ungemach!
Als ich dui sache hab vernommen,
Ir sult ze keinem schaden komen.
Uiwer fuirsprech wil ich wesen;
Ich getruiwe ir suillent wol genesen."
Ze dem koufman er do sprach,
Do er sin schalkeit an gesach,
Und sine wort gehoret hat:
„Dui frouwe, die hie zegegen stat,
Die lougnet nicht, ir wurde guot
Bevoln (das hat si wol behuot)
Von dim gesellen und von dir;
Wenne ir beide kement zuozir,
Si sold uich geben uiwer guot.
Was man mit gedingen tuot,
Dar an sol man stete sin.
Gang hin, bring den gesellen din,
Si git uich uf der selben frist
Alles, das si uich schuldig ist."
Sin gesellen suocht er do;
Er vant in nienent, und also
Dui frouwe von der sorge kan.
Das hat getan der wise man;
Und wer des rat nicht guot gewesen,
Dui frouw moecht kume sin genesen.

Wem bevoln wirt in truiwen guot,
Der achte, das es si behuot,
Und wen er wider geben sol,
Das er nicht spottes werde vol,
Und ouch nicht schaden muesse han.
Vil kum sich ieman hueten kan,
Vor dem, der untruiwen ist vol.
Da von bedarf der tumbe wol,
Das er tuo das der wise rat.
Tuot er das, im missegat
Selten, das geloube mir;
Sin werk gestat nach siner gir.
Het dise frouw nicht rat genommen,
Von großer not wer si nicht komen.

Von zwein gesellen und einem bern.

Von valschen fruinden.

Es giengen zwen gesellen guot
(Doch warens ungelich gemuot)
Mit einander dur einen walt.
Ir rede die was manigvalt.
Si sprachen beide uf iren eit,
Si weldin truiwe und warheit
Ze samen han unz uf den tot.
Der ein was brun, der ander rot.
Do si in dirre rede wan,
Vil schier ein ber gegangen kan
Uf der straße gegen in.
Si wisten nicht wol, wa si hin
Soeldin fliechen. Do das ersach
Der rote, er vil balde brach
Sine truiw und sinen eit.
Sin muot der stuont uf triegenheit.
Bald er von sim gesellen floch
Uf einen boun hoch, da er doch
Sin gesellen mochte sechen
(Da mag man gros untruiwe spechen!).
Sin geselle was in großer not,
Und gebaret als er were tot,
Und ruert sich weder hin noch her.
Vil schier gegangen kam der ber
Zuozim, do er so stille lag.
Er wand, es wer ein fules pflag,
Und warf in umbe und smakt in an.
Das sach der ungetruiwe man,
Der lies sin gesellen an der not,
Als noch tuot der geselle rot.
Der ber gieng fuir, und lies den man
Ligen. Und do er dannan kan,
Der rot geselle das ersach.
Er gieng her ab bald, unde sprach:
„Sag an mir, trut geselle min,
Was moechte das gerune sin,
Das dir gerunet hat der ber?
Ich sach wol uf dem boum, das er
An din ore hat sinen munt.
Lert er dich uit, das tuo mir kunt."
Er sprach: „Was sol ich sagen dir?
Der ber hat vil gerunet mir,
Und lert mich sunderliche das,
Und sprach: du solt dich hie nach bas
Vor dem, der uf dem boume stat,
Hueten; sich, das ist min rat!
Wan wenne es gat an rechte not,
So lat er dich, wan er ist rot."

Es suillen frouwen unde man
Den roten gesellen lassen gan.
Des guoten gesellen wirt man gesunt,
Des argen man in erbeit kunt.
Mit dem guoten wirt man guot;
Der boese niemer wol getuot.
Manger ist geselle wol
Des tisches; da man kiesen sol
Ganze truiwe in großer not,
Da ist dui fruintschaft alle tot.
Getruiwem fruinde ist nicht gelich;
Vor boesen sol man hueten sich.
Der rot geselle sin truiwe brach,
Als bald do er den bern ersach.
Des mues er unselig iemer wesen;
Swer truiwe hat, der sol genesen!

Von drin gesellen.

Von kuindiger einvaltekeit.

Dri gesellen kamen uiber ein,
Das es sold alles sin gemein,
Ir zerung und ir spise guot;
Dar uf so stuont ir drier muot.
Si waren uiber ein des komen,
Das si schaden unde fromen
Soeldin mit einander han.
Wallende wolden si do gan
Mit einander in ein lant.
Der weg was in nicht wol erkant.
Zwen waren an den sinnen kluog,
Und da bi schalkhaft ouch genuog;
Der dritte was ein einvalt man.
Si gerieten an der spise han
Gebresten; da von si in leit
Kamen und in erebeit.
Si kamen hin in einen walt,
Do was dui herbrige kalt;

Vil schiere machten si ein fuir.
Alle wirtschaft was da tuir;
Von hunger litten si große not.
Us melwe machten si ein brot,
Das wart bald in das fuir geleit.
Ein schalk do re dem andern seit:
„Belibe uns zwein allein das brot,
So kemen wir von huugers not
Der gebure esse wol allen tag;
Vil kum man in gesatten mag."
Der schalk wolde den tumben man
Von dem brote verstoßen han.
Do sprach sin geselle also:
„Diner rede bin ich fro.
Ich kan das an gelegen wol,
Wie uns der kuoche werden sol.
Die wil unz er gebachen si,
Sullen wir uns legen alle dri
Ze slafende under disen boum,
Und sol den ieklicher sinen troum
Sagen, so wir erwachen,
Und das brot ist gebachen;
Und wels troum wunderlicher si,
Der hab das brot." — „Das si! das si!"
Sprachen si alle gemeine.
Die zwen sliefen; der eine
Slief nicht; das tet im hungers not.
Als bald gebachen wart das brot,
Da fuor er zuo, und as allein.
Das im wart uiber, das was klein.
Ich geloub, im wer nicht worden we,
Und het er den noch gessen me.
Er leit sich nider unde slief.
Vil schier der schalken einer rief
Sim gesellen, und sprach also:
„Ich bin von herzen worden fro!
Mir ist getroumet alse wol,
Das es uns beide froewen sol.
Mir was, wie mich ein engel schon
Fuerte hin vor gottes tron,
Da er sitzet ze himelrich.
Der troum dunkt mich gar wunderlich."
Do sprach der ander: „Das ist war!
Ouch sag ich dir an allen var
Minen troum, trut geselle.
Mir was, wie mich zer helle
Ein tuivel, der was ungestalt,
Fuerte, da ich manigvalt
Der armen selen pine sach."
Vil froelich do der ander sprach:
„Uns mag beliben wol das brot.
Uib dir gebure lidet not
Von hunger, wem wil er das klagen?
Wek uf! Sin troum sol er uns sagen."
Dis red hort als der guote man.
Der ein im ruofen do began.
Er sprach: „Was mag das ruofen sin?" —
„Das sin wir, die gesellen din." —
„Ir werent enweg, hat ich vernommen;
Wie sint ir denne her wider komen?" —
„War waren wir? Du macht wol toben.
Wie ist din hirni so bestoben!" —
„Ich tobe nicht. Ich sag uich wol
Min troum, als ich von rechte sol.
Mir ist getroumet wunderlich
Ein troum, der vast betruebte mich,
Das ich uich beide hat verlorn.
Einr was ze himelrich erkorn,
Da fuort in hin ein engel guot.
Der ander in der helle gluot
Wart gefueret, da er sach
Der armen selen ungemach.
Nu hat man selten me vernomen,
Das ieman si har wider komen
Von helle oder von himelrich,
Der dar was komen. Da von nam ich
Us dem fuire bald das brot,
Und as es als, von hungers not."
Sus wurden da die zwen betrogen
Von einem, dem si hatten gelogen,
Und muesten hungrig dannan gan.
Vil recht der tumbe hat getan.

Es ist noch billich unde recht,
Wer einvalt ist und da bi slecht,
Das der des wol genießen sol.
Die zwene wurden spottes vol,
Wande si dem einvalten man
Gros schalkeit wolden han getan.
Dui schalkeit in ze sure brach.
Der guote man sich selben rach,
Und as das brot alleine,
Das solde si gemeine
Han gespiset alle dri.
Wer nu an geverde si
Und alt si uiber siben jar,
Der hab dank! Ouch ist es war,
Das dui triegenheit zergat,
So wol dui rechtekeit gestat.

Von einem kalwen rittere.

Von störunge spottes.

Wen liset von einem ritter das,
Das er kal von nature was
Und ane har; das was im leit.
Nu hat er ein gewonheit,
Das er uf bant ein huben guot
Mit hare. Da von er gemuot
Nicht vil in sinem herzen wart.
Eis mals kam er hin uf dui vart
An ein runtavel; das beschach.
Da man vil guoter ritter sach,
Dar kam der ritter wol gemeit.
Vil stolzlich uiber hof er reit.
Gar kuenlich er sin sper zerbrach;
Vil liep was im, das man es sach.
Nu fuor er hin, nu fuor er har.
Swer im begegent, der wart gewar,
Das er ein kuener ritter was.
Nu fuogt sich von geschichte das,
Das im abgestoßen wart
Der helm; und uf derselben vart
Verlor er ouch dui huben sin.
Von kalwi gap sin houbet schin;
Sin houbt was blos, an alles har.
Vil manger mensche nam sin war;
Da huop sich ein vil großer grus,
Er sprach: „Was not macht ir dar us,
Das mich gelasset das har
Und ouch dui hube? Nement war,
Mich hat doch e gelassen das,
Das an dem houbt gewachsen was.
Da von kein wunder sol es sin,
Uib mich nu lat dui hube min.
Batstuben-varwe die zergat,
So dui natuirliche gestat.
Wa mit hanf gezuinet ist,
Der zun zergat in kurzer frist.
Da von alrecht ist mir geschechen
Mit der huben; des muos ich jechen."
Der red namen dui luite war;
Des spottes wart geswigen gar.

Er dunket mich ein wiser man,
Der also spot zerstoeren kan
Mit schalle. Das ist besser vil,
Den der mit worten droewen wil.
Huit ist er arm, der e was rich;
Das geluike-rat louft ungelich.
Wer stat, mag er, der valle nicht nider;
Velt er, vil kume kunt er wider.
An dir welt ist kein stetekeit,
Was huit ist liep, das ist morne leit.
Er ist huite siech, der gester was
Gesunt. Da von so spricht man das,
Das er nicht wise muige sin,
Der sich lat uf der welte schin.
Der herre verlor der huben kleit,
Das ist der welte unstetekeit.

Von einem hoger und einem zolner.

Von schuldigem spotte.

Von einem graven list man, das
Er wunderlicher sitten was.
Nu hat er ein gewonheit.
Wer uiber sine brugge reit
Oder gieng, ein pfenning muest er geben
(Da getorste nieman wider streben),
Was er hogrecht oder blint,
Hat er ein kropf oder einen grint,
Oder hat sin lip der ruden schin;
Umb ieklichen gebresten sin
Wold der herre ein pfenning han,
Wer dui brugge sold uiber gan,
Den muest er dem zolner geben.
Der zolner sach dar uf vil eben.
Wer der gebresten einen hat,
Gap der ein pfenning, uf der stat
Lies man in frilich uiber gan.
Wer aber an gebresten kan
Dem hiesch man nicht. Vil schier geschach,
Das der zolner einen sach
Hogrecht uf dui brugge gan.
Er hies in balde stille stan,
Und sprach: „Ein pfenning solt du geben!"
Da geriet der hoger wider streben.
Der zolner sach den hoger an;
Einen kropf sach er in hau. —
„Gip har zwen pfenninge!" —
Des wert er sich geringe.
Dar nach sach er, das er was blint. —
„Gip har drie!" — Er hat ein grint,
Do er im ab zukte den huot.
„Nu gip har vier pfenninge guot!" —
Es geriet sich weren umb den zol.
Vil schier ersach der zolner wol,
Das ruidig was des hogers lip. —
„Gip har fuinf pfenning ane kip
(Sprach er zuozim), wilt du genesen;
Es mag dur nuit kein anders wesen.
Hettist du dich besinnet recht,
Du werist wol an allen brecht
Mit einem pfenning uiber komen,
Da ich nu fuinfe hab genomen.
Dinen schaden hab du dir;
Du solt kein schulde geben mir."

Vil dike mag ein wiser man
Mit kleinen dingen under stan
Groşe ding. Ein geneist gebirt
Ein fuir, das gros vil dike wirt.
Wer an der erste tete das,
Das er dar nach muos tuon, dur was
Soelde das ieman schaden sin?
Wil ich selb den gebresten min
Offnen, wer sol mir den gestan?
Mich dunkt, ich mues den schaden han.
Wer umb ein pfenning git ein pfunt,
Und ein pfert um einen hunt,
Und umb ein helbling kriegen kan,
Der dunkt mich nicht ein wiser man:
Als disem hoger hie geschach,
Da er von kam in ungemach.
Het er ein pfenning do gegeben
Balde an alles widerstreben,
So wer ze spotte noch ze schaden
Nicht komen uf der brugge laden.

Von zweien hevon.

Von unnutzer gesellesehaft.

Eis mals ein wasser, das was gros,
Usser sinem runse flos,
Und nam ein verren umbesweif,
Und fuorte hin was es begreif,
Es were gros, lang oder breit.
Von dem wasser man ouch seit,
Das es zwen hevon fuorte hin
Mit kraft; der eine was irdin,
Der ander von ere grossen.
Die kamen beide geflossen.
Als si das wasser hat genomen;
Das selb hab ich ouch me vernomen.
Und wande der irdin lichter was
Des weges gelang im deste bas.
Er fuor vor, der erin nach.
Der erin sprach: „Wie ist dir so gach,
Das du nicht gebeitest min?
Wir suillen guot gesellen sin;
Beit min! Ich wil mit dir varn;
Got sol uns beide wol bewarn."
Der irdin sprach: „Ich bin ze krank.
Gewuinnist mir ab einen wank,
Das ich nem einen stos an dich,
Oder du stiesset wider mich
Ze einem mal, so wer ich tot.
Dur was kem ich danne in die not?
Ich mag mich nicht gelichen dir;
Dinr geselschaft ich vil wol enbir.
Das gestoeşe si min oder din,
Der schad muest alweg wesen min.

Wenne der krank geselle wirt
Des starken, kum er des enbirt,
Er betruebe des kranken muot.
Der groşe dem kleinen schaden tuot.
Der arm hoert nicht zem richen wol;
Der minr dem mern entwichen sol.
Der knecht nicht geliche sich
Dem herren sin; secht, das rat ich.
Wer heftishalp das messer hat,
Der mag dem andern sprechen mat.
Wer sich geselket uiber sich,
Der trag eben, das rat ich.
Wenne mit dem langen tragen sol
Der kurze, so bedarf er wol,
Das sich der lange buike;
Der kurze sich nicht smuike,
Wil er dem langen sin gelich.
Ze samen hoert nicht arm und rich.
Der irdin haven oben swam;
Der erin herte stöşe nam.
Vil dik ist ouch geschechen, das
Der starke starp, der siech genas.

Von einem loewen und von einem ochsen.

Von vertragunge dur vorchte.

Ein loewe eis mals gegangen kan
Von hungers not uf einen plan,
Da suocht er sine weide.
Do vant er uf der heide
Einen ochsen, der was gros,
Der gieng allein und huotelos.
Vil froelich wart des loewen muot,
Do er das rint sach unbehuot;
Er dacht er moechte wol genesen,
Siner spise wold er sicher wesen.
Als schier das rint den loewen sach,
Besintlich es ze im selber sprach:
„Ich mag im nicht gestriten;
Ich sol sin nicht gebiten.
Allein mit flucht mag ich genesen;
Fliechen sol min kempfen wesen.
Wer fluichet das man fliechen sol,
Sicher der hat gevochten wol."
Der ochse floch, der loewe nach,
Uf den ochsen wart im gach.
Nu kam das rint vor in ein hol,
Da het es sich beschirmet wol.
Da was ein bok geflochen in,
Der begegent mit den hornen sin
Schalklich dem ochsen in der fluo.
Vil balde muest er fliechen duo.
Dui vorcht des loewen machte das,
Das er dem boke entwichen was;
Und wer der loewe nicht gewesen,
So moecht der bok nicht sin genesen;
Der ochse het in ertoedet wol.

Der wise vil vertragen sol
Dur sinen nutz; das ist im guot.
Es wirt im liep wer also tuot.
Vil dike man dem knecht vertreit
Dur sines herren biderbkeit.
Dur richter willen, hor ich sagen,
Muos man dem weibel dick vertragen.
Sines alters einer genießen sol,
Wa das ist guot und eren vol.
Einer genießet siner jugent,
Und der hunt sins meisters tugent.
Dur guot dem guoten man vertreit,
Dem boesen dur sin schalkeit.
Den meiger, und den amptman,
Den voget, und den schachtelan
Die muos man dik entsitzen,
Nicht von ir selbers witzen,
Wan von irer herren gewalt.
Das merken vil wol jung und alt!
Der ochse nicht den bok entsas
Dur sine kraft; me forcht er das,
Das im der loewe nach rande,
Des kraft er wol erkande.
Moecht er vor dem wol sin genesen,
Des bokes kraft wer klein gewesen.

Von einem affen und von den tieren.

Von uippigem ruome.

Es huop sich ein gespreche gros,
Des manig tier vil ser verdros,
Uf einer heide, die was breit.
An den hof gieng unde reit
Was stap und teschen mocht getragen.
Von dem gespreche hort ich sagen,
Das Jupiter der richter was,
Der da zuo gerichte sas.
Dar kamen vogel unde tier,
Dui vische kamen ouch vil schier.
Ze gerichte sas her Jupiter;
Er welle wissen, wer der wer,
Des kint das schoenste were.
Nu horent fremde mere!
Als ich dui bischaft hab gelesen,
Jeklich tier wold das beste wesen;
Si zierten alle ire kint.
Der visch, der vogel, und das rint,
Der pfawe, dui gans, und ouch dui ant,
Der loew, der ber, und der helfant,
Der hirz, der wolf, und ouch der fuchs,
Der has, das pantier, und der luchs,
Das ros, der esel, und dui kuo,
Mit ir kinden liefens zuo;
Das schaf, dui geis, und ouch das swin,
Jeklicher wold das beste sin.
Do si alsus gesamnet wan,
Und alle kamen uf den plan,
Und ieklich muoter ruombe ir kint,
(Der etslich wol ze ruemen sint),
Do kam der affe ungetan
Mit sinen kinden uf den plan.
Sine kint ruemen er geriet,
Und sprach vor aller der gediet:
„Ir secht wol, her, das mine kint
Vor allen tieren dui schoensten sint."
Do wart der richter Jupiter
Lachent, und al der tieren her;
Ze spottend waren si bereit:
Das tet des affens uippekeit.
Der affe wart ze spotte da.

Das selb geschicht noch anders wa.
Wer ruemt das nicht ze ruemen ist,
Das mag wol sin der affen list.
Wer ruemt das er nicht ruemen sol.
Der mag wol spottes werden vol.
Ein ieklich muoter dunkt ir kint
Schoen, die doch nicht schoene sint.
Der affe geviel im selber wol.
Ruom im selber nieman sol
Geben; ist er tugent vol,
Sicher, er wirt geruemet wol
Umb sine tugent ane spot.
Wer wol tuot, den lobet got.
Wir gevallen alle uns selben wol;
Des ist das lant der affen vol.
Vil ist der luiten alse blint,
Den nuit gevelt wan ire kint,
Und ruement das man schelten sol;
Sus ist dui welt gebresten vol.
Nu ist es also komen her;
Wer ist der ruomes nicht enger,
Der gang her fuir und pfende mich;
Sol ich im uits uit, das gilt ich.

Von einer gense, die leite ein guldin ei.

Von uibriger gitekeit.

Von einem herren list man, das
Er hat ein gans, die im liep was,
Und sold im dennoch lieber wesen.
Von der gans hab ich gelesen,
Si leit al tag ein guldin ei.
Den herren muote, das si nicht zwei
Oder dri leit alle tage:
Das was des herren groze klage.
Sin gitekeit in des betwaug
(Die vast in sinem herzen rang,
Die niemer lobeliches guot
An frouwen noch an mannen tuot),
Das in des beitens gar verdros.
Vil kleinen in ein ei beschos,
Das im dui gans gap alle tage.
Nu merkent wol, was ich uich sage.
Sin gitig herze wold ze vil,
Des kam er uf des ruiwen zil.
Er tot dui gans; das wart im leit.
Als schier do er si uf gesneit,
Er wande si wer goldes vol;
Er wart betrogen. Das was wol;
Wanolf triegolfs bruoder ist.
Er vant da nicht wan gensen mist.
Sus wart geschant sin gitekeit.

Wer noch im selben nicht vertreit,
Wie sol eim andern der vertragen?
Ouch hort man dik dui wisen sagen,
Das der, wer ze vil begert,
Nach sinr begirde nicht wirt gewert;
Got erhort kein gitekeit. —
Gewinnen guot ist gros erbeit;
Sorg hat der es behueten sol.
Ouch wirt sin herze smerzen vol,
Der guot verluirt. — Guot hat dui art,
Das guotes nie gesattet wart
Kein herze, was ieman geseit.
Ein gans, die alle tage leit
Ein guldin ei, wel man die hat,
Der toede si nicht: das ist min rat.

Von einem pfawen und einem kraniche.

Von vorsmachunge der gesellen.

Wen list von einem pfawen das,
Das er gar uibermuetig was.
Das schikt an im sin schoener schin
Und dui varwe der vedren sin.
Sin kel die was gezieret wol;
Sin rug was schoener vedren vol;
Sin sweif was als ein wanne breit,
Mit schoenen spiegeln wol bekleit.
Vil dik sach er sich selben an,
In großen uibermuot er kan.
Do in sin varwe sus hat betrogen,
Do kam ein krank zuozim geflogen
Uf dui wise, da er gieng.
Vil herteklich er in enpfieng,
Mit worten er ze im do sprach:
„We dir! Das dich got je gesach!

Aller gezierde biſt du blos,
Dar zuo biſt du gar varwelos;
Du biſt gar egsberlich geſtalt.
Min varwe die iſt manigvalt,
Sie iſt gruen, bla, und himelvar;
Und wer es rechte nimet war,
So git min rugge goldes ſchin;
Min ſweif iſt ſchoene unde vin.
Du macht dich nicht gelichen mir,
Dinr geſelſchaft ich vil wol enbir."
Der krank ſprach: „Das iſt wol geſeit!
Dich hilfet nicht din ſchoenheit,
Du mueßiſt in der lachen gan.
Zwo ſtelzen ſoldiſt billich han,
Das din fues und dine bein
Als ungeſtalt und als unrein
Nicht werin. Das ſtuend dir harte wol.
Vil me ich dir noch ſagen ſol.
Als ſchiere ſo der meige kunt,
Wen beitet nicht, wan uf der ſtunt
Zuicht man us dui vedren din,
So gaſt du ſchotter den ein ſwin.
Din langer ſweif wirt dir genomen,
Din ſchoeni mag dir nicht gefromen.
Wen ruipft dich, als man tuot den grint.
Unglich min vetke beſſer ſint
(Wie bleich ſi ſin und eſchevar),
Den din gevider. Nu nim war,
Ich flieg uf; des hab ich gewalt
Nach minem willen, ungezalt.
Hoch in den luiften ſint min wege,
Ane brugge und ane ſtege;
Uiber ſe und uiber lant
Dui weg ſint alle mir erkant:
Des ich mich froewen ſol.
Urdruiſſes iſt din leben vol;
So bin ich ſtolz und wol gemuot.
Din ruom der iſt ze ſchelten guot;
Da von ſo las din ruemen ſin!
Min lop iſt hocher den das din."
Sus warf der krank dui hochvart nider
Des pfawen mit ſinem gevider.

Wen dui natuire hat bekleit
Mit ſunderlicher kluogkeit,
Der ſol des ungeſpotten lan,
Den er ſicht an die kluogkeit gan.
Der ander iſt licht bas bekleit
An tugenden und an wirdekeit.
Wer im ſelber uiber tuot
Mit hochvart, ſecht, des tumber muot
Wirt vil ſchier geworfen nider,
Und mag vil kume komen wider.
Dui glenzent varwe gern zergat,
So dui bleiche wol geſtat.
Weln ſin ſchoeni blendet,
Von ſchulde wirt er geſchendet.
Wer ſich erkennet, das iſt guot,
Urkantnis ſelten uibel tuot.
Sin ſchoener ſchin den pfawen troug;
Der krank uf in dui luifte floug.

Von einem pfaffen und von einem eſel.

Von uippekeit der ſtimme.

Ein pfaf was jung und da bi kluog,
Als noch pfaffen iſt genuog.
Er was ſtolz und hoch gemuot,
Sin ſtimme ducht in harte guot.
Uf ſingen er gefliſſen was;
Er wand, das nieman ſunge bas
Den er. Des was er gar gemeit.
Mit ſingen hat er erebeit;
Jedoch was er geſanges vol.
Wie es doch nicht geviele wol
Den luiten, doch er dike ſang;
Des in ſin narrekeit betwang.
Nu kam es von geſchicht alſo,
Da er ſang ane maße ho
Uf dem altar. Do ſtuont da bi
Ein froewe, die hat ihr eſelli
Verlorn, vor an dem dritten tage.
Si wende vaſt; gros was ir klage.
Do ſi der pfaffe weinen ſach,
Vil guetlich er do zuozir ſprach:
„Saget, frouwe, was weinent ir?
Was mag es ſin? das ſagent mir."
Er wand, ir wer gevallen in
Ein andacht von der ſtimme ſin,
Und ſprach: „Sol ich uich ſingen me?" —
„Nein ir, herre; es tuot mir we." —
„Wa von? das ſolt ir mir nu ſagen." —
„Gern, her (ſprach ſie)! Ich muos uich klagen
Wa von ich geweinet han.
Min eſel, der mir vil wol kan,
Den hant dui wolf vereſſen:
Des mag ich nicht vergeſſen.
Wenne ir ſingent ſo herlich,
So iſt uiwer ſtimme gelich
Der ſtimme, die min eſel hat,
So manent ir mich uf der ſtat
An minen eſel. Herre min,
Mich wundert, wie das muige ſin,
Das uiwer ſtimme ſo gelich
Mis eſels iſt; des wundert mich."
Der uippig pfaffe wart geſchant,
Sin eſel-ſtimme wart erkant;
Doch er geviel im ſelber wol.
Als billich noch ein eſel ſol.

Wer went, das er der beſte ſi,
Dem wont ein tor vil nachen bi.
Mich wundert, das das ore ſtat
So nach dem munde, und nicht vervat,
Das ieman welle erkennen ſich,
Und ſine ſtimme; des wundert mich.
Es wenet manger ſingen wol,
Des ſtimme hert iſt unde hol,
Und brieſchet als der eſel tuot.
Hort er ſich ſelben (das wer guot)
Mit fremder luiten oren,
Er wuerd nicht ze einem toren;
Als diſem pfaffen iſt geſchechen.
Ouch hoer ich vil der luiten jechen:
Der uibel ſingt, der ſinget vil;
Menlichen er ertoeben wil.

Von einer eiche und von einem rore.

Von ſterki und von krankeit.

Uf einem berge ſtuont ein eich,
Die keinem winde nie entweich,
Wan ſi was ſtark, lang unde gros.
Under dem berge was ein mos,
Dur das flos ein kueler bach.
Da man mang ror wachſen ſach:
Da ſtuonden bluomen unde gras.
Dui eich vil vol gewuirzet was;
Si ſtuont vaſt ane wenken.
Wer moechte das gedenken,
Das ſi ſoeldi vallen nider?
Da was ir kraft vil vaſte wider.
Und do ſi lang geſtuont alſo,
Do kam ein wint, heißt aquilo.
Vil krefteklich er wate;
Us der erde er drate
Mit wuirzen und mit eſten gros
Dui eich; in das mos er ſi ſchos.
Und do der val alſo geſchach,
Dui eich do ze dem rore ſprach:
„Mich wundert, das das muige ſin,
Das du ſo ſtolz und alſe vin
Noch ſtaſt, und doch vil krenker biſt
Den ich. Was mag dich han gefriſt?
Ich was ſtark, lang unde gros;
Nu lig ich aller kreften blos."
Das ror ſprach wider ze der eich:
„Ich bin klein, krank unde weich,
Und erkenne mich ſelber wol,
Das ich nicht wider ſtreben ſol
Dem, der ſterker iſt den ich.
Truiwe, das hat behalten mich.

Ich kan mich vil wol tuken,
Und ze der erde smuken.
Ich mag dem winde nicht wider stan;
Ich las in oben uiber gan.
Hettist du also getan,
Wen seche dich uf dem berge stan.
Du woldest alweg streben wider,
Da von bist du gevallen nieder.
Din kraft, din hochvart was ze gros,
Des bist du worden sigelos.
Moechtist du han geneiget dich,
Du werist gestanden als ouch ich;
Nu hest du schaden unde spot,
Und ist das billich, samer got!"

So stark ist nieman noch so gros,
Er vindet etswa sin genos.
Wer etswen nicht entwichen kan,
Der dunkt mich nicht ein wiser man.
Der vaste stande der huete sich,
Das er nicht valle; das rat ich.
So hocher berg, so tiefer tal;
So groeßer kraft, so swerer val.
Wer den mantel keret dar,
Da er des windes wirt gewar,
Und uiberkraft entwichen kan,
Der mag wol deste bas gestan.
Wer velt, der kumt vil kume wider:
Das ror gestuont, dui eich viel nieder.

Von vier ochsen und von einem wolfe.

Von verratunge.

Es waren vier gesellen guot;
Uf ganze truiwe stuont ir muot;
Si hatten sich des an genomen,
Das si schaden unde fromen
Mit einander soeldin han;
Es waren vier ochsen wol getan.
Si waren frech, und da bi stolz;
Es wer ze velde oder ze holz,
Kein tier was so freissan,
Das si getoerste grifen an.
Ir bein warn stark, hert was ir sol;
Ir hoebter waren geweffent wol
Mit starken hornen, die wan gros,
Mit den si mangen herten stos
Gaben. Wel tier es begert,
Vil schier wart es von in gewert;
Es were dirre oder der,
Der loewe, der wolf oder der ber,
Der vant an in kampfes genuog;
Von in kein tier gros ere truog.
Der ochsen fruintschaft die was gros;
Des manig tier vil ser verdros.
Ze in ein wolf geslichen kan.
Ir einen grueßen er began;
Akuiste was sin herze vol.
„Min wort dich nicht betrueben sol
(Sprach er), wan ich wil warnen dich;
Da von solt du nicht melden mich,
Als rechte liep als ich dir si.
Ich weis, das din gesellen dri
Hant alle dinen tot gesworen.
An in ist genzeklich verloren
Din dienst, den du in hast getan.
Si went dich an den truiwen lan.
Das sag ich dir an allen var.
Des wirdest selber schier gewar,
Das si sich blegent wider dich.
Diner truiwe erbarmet mich,
Wan si stet was unde gros;
Aller fruinschaft stas du blos."
Und do der wolf geret also
Mit einem ochsen, aber do
Gieng er zem andern, unde sprach
Vil heimlich, das es nieman sach,
Das selbe, das er hat geseit
Dem ersten. Do wart hin geleit
Der dritte und der vierd also
Und mit den selben worten. Do
Wart einer dem andern vil gehas;
Ir truiwe do vil kleine was.
Ir kip wart gros, ir fruintschaft klein;
Vil schier gieng ieklicher allein.
Ir aller unmuot der was gros,
Des wurden si alle sigelos.
Das hat des wolfs akust getan;
Akust betruebet mangen man.
Do sus zerbrach ir minne bant,
Der wolf vil balde kam gerant.
Er greif der ochsen einen an;
Enkeinr der ander drier kan
Ze helfe dem gesellen sin.
Ir aller untruiw wart da schin.
Dem andern ouch also geschach.
Do er ir untruiw an gesach,
Gewaltekliche fuor er zuo,
Und tot ein nach dem andern duo;
Si muesten alle sine wesen,
Enkeinr mocht vor im genesen.
Des wolfs verratung schickte das,
Das fruint fruinde wart gehas.

Wa ganze truiwe beliben sol,
Da sol man nicht gelouben wol
Allen geisten; das rat ich.
Wer fruint wil sin, der huete sich
Vor valschen luiseneren,
Die mit lugi=meren
Betruebent guoter luiten muot,
Und scheident manig fruintschaft guot.
Liegen tuot der sel nicht wol,
Da von man liegen schuiwen sol.
Valsches liegen machet das,
Das bruoder swester wirt gehas.
Ein kloster=lugner boeser ist
Und arger den des tuivels list;
Er verirt das kloster, hoer ich sagen,
Recht als das fuinfte rat den wagen.
Vor dem tuivel mag man sich
Gesegnen wol. Da von sprich ich:
Het der wolf nicht so gelogen,
Noch dui ochsen also betrogen,
Ganz wer ir fruindschaft wol beliben,
Und wer ir leben nicht vertriben.

Von einem ritter, der ward ein muinch.

Von warhaften luiten.

Ein ritter was an sinnen kluog,
Und hat ouch alles des genuog,
So man zer welte haben sol;
Sin hus was us und inne vol.
Eis mals kam im in sinen muot,
Das er dis gegenwuirtig guot
Dur gottes willen woeld uf geben,
Und woeldi varn in geislich leben.
Ze werken bracht er sin gedank,
Und fuor ze kloster. — Hab er dank,
Der lat dur got luit unde guot!
Lobes ist er wert, wer also tuot. —
Do er hin in das kloster kan,
Wand er e was ein wiser man,
Sin apt im eines mals gebot,
Und sprach, es tet dem kloster not,
Er soeldi mit den eseln varn
Ze margte hin, und soeldi warn
Wie er si moecht verkoufen;
Si moechtin nicht me loufen,
Si werin treg und werin alt,
Ir gebreste were manigvalt. —
Der ritter muest gehorsam sin,
Doch ane muot, das wart wol schin.
Und do er hin ze margte kan,
Dui esel schouwet manig man.
Si fragten, uib si werin veil.
„Ja" (sprach er)! — „Sint si gangheil?" —
„Nein si." — „Sint si jung old alt?" —
„Si hant gebresten manigvalt
(Sprach er); si moechtin sin so stark,
Wir gebins nicht um siben mark.

Werin si jung, stark unde geil,
Wir buttin si ungerne veil." —
„War umbe sint ir sweife blos?" —
Er sprach: „Si tragent seke gros,
Da von si dike vallent nider;
So zien wirs bi dem sweife wider,
Uf des hant si verlorn das har."
Si sprachen: „Bruoder, ist das war?" —
„Ja es (sprach er), so helfe mir got!
Das sag ich uich an allen spott."
Sus fuor er mit den eslen hein,
Das er verkoufte ir enkein,
Wil schier er do vermeldet wart
Dem apte; — um die selben vart
Muest er große buos enpfan.
Er sprach: „Herre, lassent stan!
Ich hab gelasset luit und guot,
Und dar zuo minen frigen muot,
Und bin in geislich leben komen.
Liegen mag mir nicht gefromen;
An der warheit wil ich gestan,
Und wil si niemer ab gelan."

Wer dur sin sel ze kloster kunt,
Der sech, das er nicht werde wunt
An der sele. Tuot er das,
Wol im! — Er erret deste bas,
Wer nicht hinder sich gesicht,
Wen er gat uf der geschicht,
Das er den pfluog hat in der hant.
Wer an sich leit geislich gewant,
Uibt der geislicher werken nicht,
Recht als dem blinden im geschicht,
Der das liecht treit in der hant,
Und es im doch nicht ist erkant;
Er treit das liecht und stoßet sich.
Wer geislich ist, der huete sich
Vor argen dingen. Tuot er das,
Er enzuint den luiten deste bas;
Und sol ouch an der warheit stan,
Als dirre ritter hat getan;
Dui esel las er loufen
Und ander luite verkoufen.

Von einer tannen und von dornen.

Von der welte uibermuote.

Ein tanne kam in uibermuot
Eis mals, als noch vil manger tuot,
Des man dik muos entgelten.
Dui dorne geriet si schelten,
Die da stuonden under ir.
Uf großen hochvart stuont ir gir.
Si sprach: „Ich bin lang unde breit,
Und bin mit esten wol bekleit.
In den luft min tolt uf gat;
Gruen ist miner esten esten wat.
Mich lobent frouwen unde man;
An alles lop sicht man dich stan.
Sicher, du bist ze nuite guot
Wan an ein fuir. Er ist nicht behuet,
Wer dich an ruert; er wirt verwunt;
Din strelen ist gar ungesunt.
Dich hassent man und ouch dui wip;
Du seresť manges meuschen lip."
Und do dui tanne alsus sprach
Zem dorne, schiere das geschach:
Ein man gegangen kam zehant,
Ein achs die truog er in der hant;
Vil schier sluog er dui tannen abe,
Der dorn gestuont in guoter habe.
Ze der tannen sprach do der dorn:
„Wie list du nu! Wie hast verlorn
Din leben und din wirdekeit!
So stan ich noch an alles leit.
Din schoeni dir geschadet hat;
Dinem ruome ist gesprochen mat.
Da von du wandest sin genesen,
Sich! das ist din tot gewesen."
Sus verlor dui tanne gar
Ir schoeni und ir gruenes har.

Nieman ze vil sich ruemen sol,
Sis libes; er ist gebresten vol,
Und lat den menschen an der not;
So er leben sol, so ist er tot.
Die wil er, als dui tanne, stat
Und lebt, vil hoches lop er hat;
Wen er gevelt, so velt ouch nider
Gewalt und ere, und kunt nicht wider.
Wer sol sich froewen in der zit,
Da nicht wan kumer an gelit!
Das dahin ist, das stiftet leit;
Unstet ist gegenwuirtekeit;
Wel zit noch kuinftig kumen sol,
Das zit erkennet nieman wol.
Da von so lasse der froeiden schin,
Sit niemant huit kan sicher sin
Uib er morgen in froeiden lebe
Oder in dem tode strebe.
Der dorn gestuont, dui tanne vil nider,
Noch kraft noch schoeni was da wider.
Er si stark, edel oder rich,
Dem tode ist alrmentlich gelich.

Von einem edeln steine eines keisers.

Von angedenkunge des todes.

Ein keiser hat ein edlen stein,
An dem vil große kraft erschein.
Er was vil swerer als ein bli
Oder kein ander gesmide si.
Wen man in uf dui wage leit,
Es were gros, lang oder breit,
Was gegen im gewegen wart,
Das huop als in der selben vart
Der stein uf gar behende
Ane alle missewende;
Kein sweri mocht im wider stan.
Vil lueten des gros wunder nan.
Wen er bedacht mit eschen wart,
So verlor er uf der selben vart
Sin sweri gar und al sin kraft.
Do sprach des keisers meisterschaft:
„Dirre stein ist, herre, dir gelich.
Wand uiber alle kuinegrich
Der welte gat, her, din gewalt,
Der ist gros und manigvalt.
Die wil du macht das leben han,
So mag dir nieman wider stan,
So bist du swer alsam der stein,
Alle dui welt ist dir ze klein.
Wen aber du gevallest nider,
So kunt din kraft nicht me har wider;
Als bald din houbet wirt bedacht
Mit erde, so zergat din macht.
Da von solt du bedenken dich,
Das du bist, herre, toetelich,
Und solt dich richten uf die vart,
Die nie an menschen wendig wart.

Wen der gewaltig nider valt,
So ist erloeschen sin gewalt.
Wer recht gedenket an den tot,
Der huet sich vor der helle not.
Nieman froew sich siner jugent
Noch sis gewaltes; hat er tugent,
Der mag er sich erfroewen wol.
Wen er von hinnan scheiden sol —
So gros wart nie dekein gewalt,
Noch kein richtuom so manigvalt,
Noch mag ieman so wise wesen,
Der vor dem tode muig genesen —;
So beschicht im nach des steines art,
Wen er bedacht mit eschen wart;
Sinr kraft wart er beroubet gar:
Als wirt der keiser ouch fuir war
Beroubet aller wirdekeit;
Sin gewalt wirt klein, der e was breit.
Dar an gedenken jung und alt,
Wie gar zergat der welt gewalt,
Wisheit, adel, unde guot.
Wer sol den haben hochen muot,

Und froelich in der welte wesen,
Sit vor dem tode nuit mag genesen!
Alles das geborn ie wart,
Das muos komen uf des todes vart;
Er si jung, alt, arm oder rich,
Si mueßen sterben alle gelich.

Von einem nidigen und von einem gitigen.

Von nide und von gitekeit.

Zwen gesellen giengen uiber velt,
Doch was ungemein ir gelt,
Jetweder wold das sine han.
Uf der stras in schier bekan
Ein her gewaltig unde rich.
Dui gesellen grueßt er guetelich;
Doch er erkant ir herzen wol.
Si waren akust beide vol;
Den einen den begnuegte nie,
Der ander niden nie gelie.
Er wold versuochen iren muot,
Und bot in beiden großes guot,
Und sprach: „Bittent nach uiwer gir!
Es mag wening geschaden mir,
Das ir von mir werdent gewert
Alles, des uiwer herze gert;
Und bit einer vor, der ander nach.
Mit rate si uich nicht ze gach.
Und was der erste bittet mich,
Das wird dem andern zwivalteklich
Von mir. Ir werdent schier gewert
Der gabe, der uiwer herze gert."
Do gedachte bald der gitig man:
„Du solt din bette lassen stan,
Unz das der geselle din
Vor hab gehebt dui bette sin.
Das guot das mag dir nicht engan.
Lasse in vor dir sine bette han;
Was er danne bitten wil,
So wirt dir zwuirent alse vil."
Sin gitekeit in uiberwant,
Das er nicht bitten wold zehant.
Uf zwivalt gabe stuont sin sin;
Das wart vil schier sin ungewin.
Nit und has ouch nie gelag;
Der nidig man akust enpflag.
Keins guotes mocht er gunnen wol
Dem gesellen sin; wan nides vol
Was sin herz und giftig gar;
Des wart sin geselle schier gewar.
Er sprach: „Min geselle wil bitten nicht;
Ich wil bitten. Was mir geschicht,
Das sol min geselle zwivalt haben.
Ein ouge sult ir mir us graben;
Des wil ich gerne mangel han,
Dur das min geselle mueße gan
An beiden ougen." Das geschach.
Ir ougen er vil schier us stach.
Sus wurden si geschendet,
Und wurden beide erblendet.

We dem, der gitekeit ist vol!
Ruowe er niemer gewinnen sol;
So er me hat so er me begert.
Wurden dui gitigen alle gewert,
Als disem hie nu ist beschechen,
An ougen wurde ir vil gesechen.
Nit und has ouch blenden kan
Beide frouwen unde man.
Siech wil gern der nidig wesen,
Dur das sin geselle nicht muig genesen.
Nit niemanne vertragen kan;
Wen sicht in jung und alte han.
Wer im selber tuot den tot,
Dur das sin vigent kom in not,
Und mit dem slag ertoedet sich,
Da mit er wil verwunden mich,
Der dunkt mich nicht ein wiser man,
Als verre ich mich kan enstan.

Von einem esel und drien bruodern.

Von uibriger kargkeit.

Ein man an sinem tode lag.
Vil guoter witzen er enpflag;
Er schikte siner sele ding;
Des lies er nicht ab einen ring.
Er het dri suine, die waren gros,
Die sines siechtages verdros.
Den gap er einen esel guot,
Und stuont dar uf des mannes muot,
Das er ir driger wer gemein;
Und wer den esel fuorte hein,
Des tages sold er im spise geben,
Sin werk das sold er han vergeben.
Dis sel-geret beschach also.
Der eltste nam den esel do,
Und leit in bald in erebeit.
Truog er nicht vast, das was im leit.
Da erbeit er den langen tag,
Das er ruowe nie enpflag.
Der esel muest an essen sin.
Der man gedacht: „Er ist nicht din;
Din bruoder spist in morne wol,
Dem er ouch morne werken sol."
Des andern tages der bruoder ein
Den esel nam, und fuort in hein,
Und lies in ungespiset gar.
Er wande sicher sin fuir war,
Das in sin bruoder hette wol
Gespiset, und wer hoewes vol;
Wand er was rich und hat genuog.
Der esel zog vast, unde truog
Des tages manig burdi gros:
Der kurzwil in vil ser verdros.
Und do der tag ein ende nam,
Der juingste bruoder ouch dar kam,
Und nam den esel an sin hant,
Und fuort in erbeiten zehant,
An essen und an trinken gar.
Nieman nam des esels war.
Der juingste der gedachte wol,
Der esel der wer spise vol
Von sinen bruodern vor gesin.
Das was nicht war; das wart wol schin.
Der esel starp; das tet im not,
Er muest von hunger ligen tot.
Ir einer sich uf den andern lie.

Gitekeit erstarp noch nie.
Alle suinde werdent alt,
Gitekeit junget manigvalt;
So der gitig minr des weges hat,
So er me guotes uf sich lat.
Gitekeit die gruenet sich
An allen luiten steteklich.
Nicht wan von rechter gitekeit
Hant si den esel tot geleit.
Hetten si in gespiset wol,
Als man von recht ein esel sol,
So wer er lebent wol beliben,
Si werin sin doch nicht vertriben;
Do wah ir kargkeit alse gros,
Das si des erbes wurden blos.
Wer den esel bruchen sol,
Der sol in spisen; das stat wol.

Von einem loewen und von einer geiße.

Von schedelichem rate.

Ir weide suocht von hungers not
Ein geis, als ir natur gebot.
Si gieng vil hoch in einer fluo,
Da ir kein tier mocht komen zuo.
Dui geis ein grimen loewen ersach;
Vil senfteklich er zuozir sprach:
„Mich wundert, das du joch din leben
Um so kranke spis magst geben.
Dine weg sint freißes vol,
So ver sich nieman wagen sol

Um sin spis; es ist nicht guot.
Misselung dem der also tuot,
Wen spreche, im geschechе recht.
Hie niden sint dui wege schlecht;
Hie stant bluomen unde kle;
Loup und gras und den noch me
Stat hie, vil mange weide.
Ker hier ab uf dui heide;
Da vindest du guot weide, bas
Den uf der wilde; geloub mir das."
Dui geis zum loewen wider sprach,
Do si sin akust ane sach:
„Ich weis wol, das du seist ist recht,
Din werk sind krumb; din wort sint slecht.
Din herz ist boes, din rat ist guot.
Moecht ich als wol sin behuot
Als hie, ich kerte bald hin abe,
Moecht ich da han ein sicher habe.
Wan ich des nicht mag sicher sin,
So volge ich nicht dem rate din."

Ein wiser man an sechen sol,
Wer im rat uibel oder wol.
Wer wol rat und uibel tuot,
Des menschen rat ist selten guot.
Du solt den schouwen harte wol,
Der um din leben raten sol.
Der mag ein ratgeb wesen guot,
Der ratet das er selber tuot.
Du solt des rates end an sechen,
Was von dem rate muig geschechen.
Dur nuit so volge dem ratgeben,
Der dir ratet an das leben.
Wer ab der fluo dui geis her komen,
Ir leben het ir der loewe genomen.

Von dem, der kalt und heis hat in dem munde.

Von zwivaltigen zungen.

Es gieng ein man us in der zit
Eis tages, do vil snewes lit.
Gar ver kam er in einen walt;
Sin erbeit wurden manigvalt.
Er leit von hunger große not,
Von froste wand er ligen tot.
Do er sich also ver vergieng,
Ein waltman in guetlich enpfieng
In sin hus, und bots im wol,
Als ein wirt sim gaste sol.
Und do er in das hus hin kam,
Vil schier er atemen began
Von frostes wegen an sin hant.
Als bald dem wirt das wart erkant,
Er sprach, warumb ers het getan.
Do antwurt im der fremde man:
„Ich atmen an dui hende min,
Das si dester wermer muigin sin."
Do sprach der waltwan: „Das ist guot,
Das dir der aten hitze tuot."
Er macht ein fuir, und sast in nider,
Von großem frost half er im wider
Dar nach und er also gesas,
Er wolds im bieten den noch bas,
Und tet im große liebi schin,
Und gap im ze essen und warmen win,
Und sprach, er wer im gar gesunt.
Er satzt den kopf bald an den munt,
Und wolde trinken ane var.
Do wart er schier der hitz gewar
Des wines, und blies bald dar an.
Do sprach zuozim der waltman:
„Was meint das, das du nu hast getan;
Das solt du mich nu wissen lan."
Er sprach: „Ze heis ist mir der win,
Da von so muos ich blasen dar in,
Das er werd kalt ein wenig bas."
Do sprach der waltman: „Was ist das,
Das du treist beide heis und kalt
In einem munt? Und wurd ich alt,
Ich koend sin nicht vergessen.
Ouch han ich mich vermessen,
Der mues us minem huse gan,
Wen man sicht heis und kalt gehan
In sinem munt. So ker hin us!
Du belibest nicht in minem hus."
Er wart vertriben; das was wol.

Zwo zungen menlich schuichen sol
Wie mag ieman sicher sin
Vor dem, der ganzer truiwe schin
Vor in sinem munde treit,
Und hinden nicht wan arges seit.
Zwar der ist ein unsteter man,
Wen man sicht zwo zungen han.
Manig hus muest oed beliben,
Soeld man alle die vertriben,
Die zweier zungen hant gewalt.
Er si rich, arm, jung oder alt,
Leigen oder pfaffen,
Kurz oder lang geschaffen,
Es sin frouwen oder man,
Wer mag vor zweien zungen gestan?
Kum sich ieman gehueten mag.
Si slachent manchen hinderslag
Uf den selben da zehant,
Den si vor geleket hant.
Si tuon alsam der scorpio,
Der leket vor, und ist ouch fro,
So er sich balde richet
Und mit dem sweife stichet.
Erger ist zweier zungen munt
Und boeser den ein arger hunt.
Vor im mag nieman sicher wesen,
Noch boeser noch guoter genesen.
Eis mals er dri ze tode slat,
Sich selb, und den, den er verrat
Mit worten, und den dritten man,
Der sin verraten horet an.
Slach us der zweiger zungen munt
Us dinem hus, wilt du gesunt
Und an betruebde wol beliben.
Du solt in gar bald vertriben;
Als ouch der waltman hat getan,
Des muos er lop und ere han.

Von einer nachtegal wart gevangen.

Von weltlicher torheit.

Ein weidman vieng ein vogellin,
Das was klein, stolz unde vin,
Ein nachtegal was es genant.
Als schier ers nam in sine hant,
Und er es wold ertoedet han,
Sprach das vogellin: „Las mich gan!
Du macht nicht sat werden von mir.
Dri leren wil ich geben dir,
Mit den du wirdest selden vol,
Ist das du si behaltest wol."
Er sprach: „Sag an! Was mag das sin?"
Do sprach das kleine vogellin:
„Du solt gelouben niemer das,
Das ungeloublich si. Durch was
Sol man des gelouben icht,
Das nie geschach noch niemer geschicht?
Das ander ist, das du kein leit
Solt haben, noch kein erebeit
In dinem herzen um die ding,
Die also hin vervaren sint,
Das si nicht wider muigen komen:
Das licht nieman kan gefromen.
So ist dui dritte lere min,
Das du nicht solt geflissen sin
Um das, das dir nicht werden mag.
Er tuot im selber großen slag,
Der nicht behaltet dis gebot,
Und mag wol sin der luiten spot.
Dis lere solt du behalten wol,
So macht du wisheit werden vol."
Der man der wart der lere fro,
Den vogel lies er fliegen do
Uf einen boum. Do das geschach,
Der vogel zuo dem manne sprach:

„Du haſt unwislich gar getan,
Das du, tor, mich haſt gelan
Fliegen. Das muos dir ſchade ſin,
Wan ich trag in dem libe min
Ein ſtein, der iſt edel unde gros.
Wer in hat wirt nicht ſigelos.
Er zerſtoeret allen gift.
Ein ſtruße=ei er uiber trift
An groeße. Den haſt du verlorn.“
Der tore hette wol geſworn,
Es wer alles geweſen war.
Der ler hat er vergeſſen gar,
Die im der vogel hat gegeben.
Er wart betruebt als um ſin leben.
Er geloubte das unmuiglich was,
Und wart gefliſſen ſer um das,
Wie er den vogel moecht gevan.
Do ſprach der vogel zuo dem man:
„Jemer muoſt du ein narre ſin!
Nu haſt du doch der lere min
Nicht behebt, das du geloubſt die ding,
Die gar ungeloublich ſint,
Das ich hab einen großen ſtein
In mir, dem ich doch bin zuo klein.
Dar zuo leit und ſmerzen
Haſt du in dinem herzen,
Das du, tor, mich haſt verlorn.
Ouch iſt dinem herzen zorn,
Das du nicht macht vachen mich.
Min weg und din ſint ungelich.
Du halteſt nicht der lere min,
Da von muoſt du ein tore ſin.“

Ein tor wirt dik geleret wol,
Doch iſt ſin herze goucheit vol.
Wer das geloubt das nicht mag ſin,
Das iſt nicht großer witzen ſchin.
Was, an got, nieman wenden kan,
Das ſol man hin ze gotte lan.
Wer gert das im nicht werden mag,
Das iſt ſinem herzen ein großer ſlag.
Er iſt nicht wiſe, der des begert,
Des er niemer wirt gewert.
Wie vil nu hocher lere hat
Dui welt, mang menſche dar us gat,
Das er geloubt das nicht iſt guot,
Und ſiner ſele ſchaden tuot,
Und vichtet nach den dingen,
Da im muos miſſelingen:
Als diſer tore hat getan.
Sin herze muos in ruiwen ſtan,
Der rechter ler nicht volgen wil.
Noch der ſelben toren vil
Iſt, die ich nu nicht nennen hie.
Der narre ein tore dannan gie.

Von wolfen, hirten und hunden.

Von nutze der lerer.

Von einem urlig hoer ich ſagen,
Das kan nieman uiber tragen.
Es iſt ſtark und herte gar,
Und hat gewert vil manig jar,
Und wert noch, als ich mich verſiche,
Zwiſchen den wolfen und dem viche;
Den hirten was es ouch gemein.
Dui wolfe kamen uiber ein,
Das ſi gern wolden haben fride
(Das ſwuorens alle bi der wide
Den hirten und dem vich) alſo,
Das man in ſolde geben do
Mit geding alle dui hunde,
Die man uf erden funde.
Si hettin das vil wol vernomen,
Ir unfrid wer von inen komen.
Si ſprachen: „Was wir krieges han,
Das hant uns als dui hund getan.
Wurden dui hunde tot geleit,
So wer zergangen unſer leit,
Und wuird geſtillet unſer muot,
Und wer ouch unſer fruintſchaft guot.“ —
Dui hirten wurden ſo betrogen.
Dui hunde wurden hin gezogen,
Und wurden geben in den tot.
Das vich das kam in große not
Und dui hirten in erbeit gros.
Si wurden alle ſigelos,
Beidi dui hirten und dui ſchaf.

Wenne den beruffet der ſlaf,
Der hueten unde wachen ſol,
So ſchikt ſin vigent ſin ding wol.
Werin alle hunde tot,
Dui ſchafe mueſten liden not.
Des hundes truiwe die iſt gros,
An truiwe iſt nieman ſin genos.
Sin zunge wunden heilen kan;
Dui wolf ſin kele billet an.
Er wachet vaſt und huetet wol,
Da von man in nicht geben ſol
Den wolfen. Secht, das iſt min rat.
Die ſelben truiw der lerer hat.
Der lerer zunge die iſt guot,
Si heilet lip, ſel unde muot.
Er wachet dur den herren ſin.
Iſt er truiw, das iſt wol ſchin,
Uib er der ſchafe huetet wol
Vor ketzer=wolfen, als er ſol.
Wer mag geſtan an lere guot?
Wie mag ein menſche ſin behuot,
Und vor den wolfen ſicher weſen,
Vor den kum ieman mag geneſen?
Wen den wolfen wirt der hunt
Gegeben, und der lerer munt
Beſloſſen, ſo ſint dui ſchaf verlorn.
Got hat dui lerer us erkorn,
Das ſi der ketzer wulfin munt
An bellen ſullen, ſam der hunt
An billet den wolf und den diep.
Der wol leret, der iſt got liep.

Von einem der konde das ſwarze buoch.

Von betrogener fruintſchaft.

Man liſt von einem pfaffen das,
Das er in ſiben kuinſten was
Geleret wol, und anders vil
Kond er wol, als ich uich ſagen wil.
Nigromantie kond er wol;
Die buoch ſint ſwarz und freißes vol.
Nu hat er einen geſellen guot,
Und wold erkennen ſinen muot
Und ſin fruintſchaft, uib ſi ganz
Gegen im were und ane ſchranz.
Er fuort in uf ein wiſe breit,
Und ſprach zuozim: „Wuird dir geſeit,
Das du ſoldeſt ane wan
Lant und luit beſeſſen han,
Moecht mir kein guot von dir geſchechen?“ —
„Ja, ir ſoelden wol geſechen,
Ich tet uich ganze truiwe ſchin.
Ir ſuilden her und meiſter ſin
Alles des, des mich beriete got:
Das ſag ich uich an allen ſpot.“
Der meiſter bracht mit liſte zuo,
Das ſin geſellen duchte duo,
Wie wol geritten driſſig man
Zuozim kement uf den plan,
Und tetint alle dui gelich,
Wie er wer ein kuinig rich,
Und wer gewaltig in Kipper=lant.
Dannan fuortens in zehant
Mit eren in ſin kuinigrich,
Das er beſas gewalteklich.
Zuo im da ſin geſelle kan
Und ſprach: „Gedenkent, her, dar an,
Das ir mir lobtent in der ſtunt,
Do uich dis kuingrich was unkunt,
Do wir lieb geſellen wan.
An gabe ſunt ir mich nicht an:
Als guot ſol uiwer gabe weſen,
Das ich ane armuot muig geneſen.“

Der kuing sprach: „Was ist das geseit?
Ich hab weder liep noch leit
Von uiwer fruintschaft nie vernomen.
Wannan sint ir nu har komen?
Kein guot uich hie von mir beschicht.
Wer ir sint, das weis ich nicht."
Der meister antwurt unde sprach,
Do er des kuinges muot an sach:
„Ich bin der uich das hat geben.
Nu ist so arg uiwer leben,
Das ich uich genzlich rouben wil
Des guotes; ir hant des ze vil.
Uiwer kuinigrich wil ich uich nemen;
Vil licht komen wir den ze semen,
Und sind gesellen den als e."
Dui gespenst zergie und wart nicht me.
Do vant sich der vertriben man
Stan bi sim gesellen uf der ban,
An kuinglich ere und ane gewalt.
Sin herzeleit was manigvalt.
Vil schier zuozim der meister sprach,
Do er in als betruebten sach:
„Wie do? Sag an, was wirret dir?
Das solt du balde sagen mir." —
„Ich weis nicht, was ich sagen sol.
Min herz ist großes wunders vol.
Ich was gewaltig unde rich
Ein kuinig; nu sitz ich dem gelich
Als ich was e und ouch nu bin.
Des ist verirt mins herzen sin."
Der meister sprach: „Geselle min,
Alsus zergat der welte schin.
Dui welt hat keine stetekeit.
Nach froeiden kan si geben leit.
Nach riche git si armuot.
Man sicht ouch wol wie ere tuot.
Er guot sitten wandlen kan;
Si ergouchet frouwen unde man.
Gewalt und er vergessen tuot
Vil dik des alten fruinden guot.
Als hat getan dinr eren schin,
Das du vergessen hattest min.
Truiwe tuot den fruinden wol;
Dienst nieman vergessen sol.
Wer ganzer truiwen vergessen wil,
Den gelich ich dem vederspiel.
Dui frouwen, als ich hoere sagen,
Muigent ir truiwe wol getragen.
Geloub mir, also tuot dui welt;
Si gelobet wol, und git boes gelt:
Als dir din kuingrich hat getan,
Des sicht man dich in ruiwen stan."

Von zwein die mit gaben wolden gesigen.

Von enpfachunge der gaben.

Vil krieges machet min und din,
Das wart an einem kriege schin,
Von dem ich gelesen han.
Es kriegeten zwen riche man
Mit einander umbe guot.
Der krieg wert lange, und stuont ir muot,
Das jeglicher wold haben recht.
Si machten ein gar gros gebrecht.
Des wart ir sache hin gezogen,
Dur das ir keiner wuird betrogen,
Vor den, der ir herre was
(Wer sold dui sache richten bas?),
Das kein unrecht soeld ergan.
Guot recht solden sie belde han.
Do dui sache gesetzet wart,
Dar nach nicht lange wart gespart,
Vil heimlich do der eine man
Zuo dem hern gegangen kan,
Und bracht im einen ochsen gros.
Den hern der klage nicht verdros.
Der man sprach: „Lieber herre min,
Lat uich min sach bevolchen sin!
Min sach ist guot, min wort sint slecht;
Ich bit nicht anders den das recht."
Der herre sprach: „Das sol geschechen!
Din gabe sol ich wol an sechen.
Des rechten ich mich wol verstan."
Dis red vernam der ander man;
Mit rate fuor er balde zuo,
Und brachte heimlich eine kuo
Des herren frouwe. Das geschach;
Vil fleißeklich er zuozir sprach,
„Genade, edle frouwe min,
Lat uich min sach bevolchen sin." —
„Swig stille, und hab guoten muot,
Din sache sol noch werden guot." —
Dui frouwe zuo dem herren sprach,
Do si dui schonen kuo ersach:
„Dur minen willen hilf dem man,
Das er sin sache muige behan,
Und gewin das guot! Des bit ich dich!
Der bette nicht verziche mich!"
Der her gelobt der frouwen das.
Als schier er zuo gerichte sas,
Do kamen ouch dui zwene man,
Und sold ir krieg ein ende han.
Si legten beide fuir ir klage.
Der richter, nach der frouwen sage,
Gestuont dem, der do gap dui kuo.
„Red ochs (sprach der ander duo)!
Wilt du nicht reden? Es ist zit.
Zuo miner sach nicht lenger bit.
Red an, min ochs! Des bit ich dich!
Dur nuite solt du lassen mich!"
Der herre sprach: „Es mag nicht sin,
Das reden muig der ochse din." —
Dui kuo den munt beslossen hat
Dem ochsen: ane stimme er stat.
Der frouwen runen und dui kuo
Gesigten in der sache duo.
Der ochs verlos sin sache gar,
Des wart sin meister wol gewar.

Empfangne gabe binden kan;
Gab entrichtet manchen man.
Empfangne gabe selten tuot
An frouwen noch an mannen guot.
Empfangne gabe das gebirt,
Das dike recht zuo unrecht wirt.
Wer das recht dur gabe lat,
Und dem rechten nicht gestat,
Der heißt ein zwivelhaftig man;
Wer mag sich an den gelan?
Ein richter, der recht richten wil,
Der bedarf dekeiner gabe vil.
Durch liebe noch durch fruintschaft,
Durch gabe noch durch sipschaft
Sol kein richter abe lan;
Das recht das sol er vaste han.
Wo dui frouwe runet zuo,
Und empfangen wirt dui kuo,
Do mag der arme kum gesigen:
Dui kuo hat recht, der ochs was geswigen.
Das schikte gar der frouwen rat,
Der dike schedlich geraten hat.

Von einer katzen die wart besenget.

Von kestung der frouwen.

Stat macht diebe, das ist war.
Uibrig gezierde schadet gar;
Wer sich der maßet, der tuot wol,
Als uns dis bischaft leren sol.

Ein burgæ hat in sinem hus
Ein katze, die vil mange mus
Vieng; die was stolz und wol gemeit,
Ir was alzit vil spis bereit.
Ir balg was schoen, wis unde glat.
Der man ein nachgeburen hat,
Dem gevil dui katze vaste wol.
Sin herze was begirde vol,
Wie er dui katze moecht gehan.
Den balg sach er begirlich an,
Der was wis alsam der sne.
Nach der katzen was im we,

Dur nuit wold er si lassen genesen.
Er sprach: „Der balg sol mine wesen!
Des mag ich genießen wol,
Fuinf schilling er mir gelten sol."
Dar nach nicht lange wart gespart,
Der katzen-diep gemeldet wart,
Und wart dem burger kunt getan,
Wie er dui katzen woelde han
Getoedet, durch des balges schin.
Der burger sprach: „Es mag nicht sin!
Sit das der balg ir schaden tuot,
Ich schik wol, das sie werd behuot,
Und min gevatter si las leben.
Ein arzenie wil ich ir geben."
Mit einem schoube fuor er zuo,
Der katzen balg besengt er duo,
Das er wart rot und ungestalt;
Flekig wart er manigvalt.
Also behuot der burger do
Sin katze. Wer noch tet also,
Des katze wurde wol behuot.

Wel frouwe hat uippigen muot,
Und stellet uf gezierde gros
(Des mange frouwe nie verdros),
Wer die wol behueten wil,
Der volg irs willens nicht ze vil.
Den balg er ir besengen sol,
Das sie keim andern man ze wol
Gevalle durch des balges schin.
So stete mag kein frouwe sin,
Wil si sich der welte geben,
Gar schier geswechet wirt ir leben.
Welcher frouw ir man wol gevalt,
Die lebt in eren manigvalt.
Wiplich geberd und frouwen-zucht
Die sint fuir aller welt gerucht.
Ein wip, schoen, kuisch und wol behuot,
Gehoechet manges mannes muot.
Nie nicht uf erden besser wrt
Den ein frouw von guoter art.
Frummer frouwen lip und muot
Vor allem wandel ist behuot:
Die sol man unbesenget lan;
Der katzen-diep lat si wo gan.

Von einem kuinige und von einem scherer.

Von einem guoten ende.

Ein margt huop sich in einer stat.
Der margt vil großer friheit hat:
Es weren frouwen oder man,
Wer da wold ze margte gan,
Der hat fride siben tage.
Nu horet was ich uich sage.
Der selbe margt was wol behuot,
Do was veil aller leige guot.
Swas ieman ze kouf begert,
Des wart er uf der stat gewert.
Ein hocher pfaffe, an kuinsten rich,
Kam uf den margt, und tet gelich,
Als er ein koufman woelde wesen.
Er sprach: „Wer iemer wil genesen,
Der kouf des er muig haben heil;
Große wisheit hab ich veil."
Fuir den kuing dui rede kan.
Sine knecht sant er hin dan,
Das si dur nicht vermitten,
Wan das si snelle ritten,
Und koufften im dui wisheit.
Er sprach, im were gar nicht leit,
Was si dar um muesten geben.
Dui knecht vernamen das gar eben.
Groß silber si do namen.
Do si zem meister kamen,
Si sprachen: „Wir sint ze uich gesant;
Min her, der kuing, hat uich ermant,
Das ir das silber sullet nemen,
Und sullet im der wisheit geben."
Er nam das silber, und sast sich nider,
Und schreib ein wort, und sant es wider
Dem kuinge bi den knechten sin.
Das wort ze tuitsche von latin
Spricht: Du solt das end an sechen
Diner werk, und was geschechen
Dir dar um muige kunftiglich!
Der wisheit solt du flißen dich.
„Dem kuinge bringet dis gebot
Von mir." Das ducht si gar ein spot.
Si hetten alle des geswornn,
Das silber were ganz verlorn,
Dar um dui wisheit was gegeben;
Da mit der kuinig doch sin leben
Behuot. — Der kouf geviel im wol.
Das wort was großer wisheit vol.
Er hies es schriben an dui tuir
Mit guldin buochstaben. Wer da fuir
Gieng, der mocht es eben lesen.
Der kuing wer anders tot gewesen
Eis mals, als ich uich sagen wil.
Heimlicher vigende hat er vil,
Die stalten al uf sinen tot
Gar heimlichen, das si in not
Nicht kemen fuir dui missetat.
Nu giengens heimlichen ze rat
(Ir aller truiwe die was klein);
Gemeinlich kamens uiber ein,
Das si groß guot wolden geben
Eim scherer, der dem kuing sin leben
Neme, so er in solde scheren.
Si wolden in des guotes geweren,
Als bald als er es het getan.
Nu wold der scherer heimlich gan
Zuo dem kuing in den palas,
Und wold ze stunde enden das,
Dar um er enpfangen hat das guot.
In große vorchte kam sin muot,
Do er dui schrift zem ersten las,
Die an dem tor geschriben was:
Das end dinr werk solt du an sechen,
Und was dir dar um muige geschechen!
Gar vaste zittern er began,
Ein totlich varwe er gewan.
Der kuing erschrak, do er in sach
Als bleich. Wil bald er zuozim sprach:
„Sag an, was ist din not!
Oder du muost liden den tot."
Er bekant das mort, das er wold han
An dem kuinige getan,
Des in dui schrift erwendet hat,
Die an der tuir geschriben stat,
Also behielt der kuing sin leben.
Sin vigende muesten alle geben
Im das guot; das was vil wol.
Das koufte wort was nutzes vol.

Wer das end an sechen kan
Sinr werk, der ist ein wiser man.
Wer das end an sechen wil,
Der kumt nicht uf des ruiwen zil.
Das ende wol vertriben kan
Boese werk, wer das sicht an.
Ein guot end machet alles guot,
Ein guot end niemer uibel tuot.
Der schif-man an dem ende stat,
Und richt das schif, das es eben gat.
Wer sich an das ende leit,
Der gewinnet elten großes leit.

Johann Wilhelm Jakob Bornemann,

geboren am 2. Februar 1762 zu Gardelegen, lebt als k. preuß. Lotteriedirector zu Berlin und ist der Verfasser folgender Schriften:

Einblicke in England und London im Jahre 1818. Berlin, Mittler.

Gedichte in plattdeutscher Mundart. Berlin, 1810. Vierte Aufl. mit des Verfassers Bildniß. Berl. 1827.

Lehrbuch für die allgemeine Verbreitung der von F. L. Jahn wieder erweckten Gymnastik. Berlin, 1814.

Natur- und Jagdgemälde u. s. w. Leipz. 1827.

Von Rechtsgeschäften überhaupt u. s. w. für angehende Practiker. Berl. 1825.

Ueber die gymnastischen Uebungen in der Hasenheide. Berl. 1811.

Eine lebendige Darstellung, Scharfblick und Erfahrung zeichnen B. als Schriftsteller rühmlichst aus. Seine plattdeutschen Gedichte, im Dialekte der Mark Brandenburg, den er mit Meisterschaft beherrscht, geschrieben, sind reich an Witz und Laune, und voll glücklicher und treffender, dem wirklichen Leben entlehnter Züge, wie dies aus den hier folgenden Mittheilungen erhellt.

Esau und Jakob.*)

Wat ens en Hoaken werden soll
Dät krümmt sick schons bie Tieden:
So seet dät Sprichwort äberall,
Un keener mag't bestrieden.
En klein Exempel up to stell'n
Will ick en Muulvull hier vertell'n
Von Esau un von Joakob.

Knapp dät män in Rebekka's Schoot
De Kinner bitchen wuchsen,
Dorft Esau ok mit Hand un Foot
Nich röhren sick noch muckfen.
Denn Joakob stoot gliek los up Moord,
Dät Esau ganz bie de Geboort
Mit Bloot was unnerlopen.

Als nu de Stunn heranner was
Sick in de Welt to scheeren,
Dacht Joakob: Esau mag den Paß
En bitchen vörprobeeren.
Un listig pakt he Esau's Been
Un leet also ant Licht sick tehn,
Un lachte as en Kobbold.

So hät in Mutterliewe schon
Herr Joakob Kundschaft geben,
Wat ans de Welt an den Patron
Wör Künste wör erleben.
Un Esau gift sich gliek to Koop
Hier as en dütschen Degenknoop
Dahn Falsch in Woort un Werken.

Herr Esau word en Akkersmann.
De Felder to bebauen
Schafft he sick Peer un Woagen an,
Un herrlich an to schauen,
Stund up dät Land all sien Getreid
Un lustig grönte Wisch un Weid
Von Seegen schwoar beloaden.

Un wenn de Arbeit was vullbracht,
So namm he Flint' un Ranzen
Un ging en bitchen up de Jagt
De Hoasen to kuranzen.
Denn sien Herzvoater Isa'k att
Sick goar to görn in Wildbrett satt,
Vörnut in Hoasenbroaden.

Un up den Oabend pflegten se
En Piepken voll to schmöken,
Un ut de Kriegs Historie
De Lögen rut to söken.
De Zeitungen — et was 'ne Lust,
Wat Esau de to mustern wußt
Un putzig uttoleggen.

Herr Joakob, as en froamer Mann,
Bleew hinnern Kacheloawen,
Aem gung nich Land nich König an,
Kunn he män schinn'n un schoaben.
Den Mantel noa den Wind to teh'n
Geld intoscharrn, Geld ut to leh'n,
Dät was noa sienen Schnoabel.

So wear he noa Rebekkens Sinn
Ar leewet Mütter Sähnken!
Dät was Joakübken vörn un hin'n,
Keen Häppken un keen Thränken
Mucht se oahn Joakübken verteer'n,
He mußt den Hals mit all'n sick schmeer'n,
Un Esau, was en Flegel,

De Erstgeboort von Esau woar
Drüm goar nich to verknusen:
Un beide sunnen mänchet Joahr
Up nischt als Kunkelfusen,
Dät Vörrecht moal so met en Pfiff,
Un hinnerlistge Schelmenkniff
Aem sächtken weg to schnuppern.

Im Fröhjoahr as de Waldschnepp kamm,
De Isa'k gärn mucht äten,
Herr Esau sine Knallbüß namm
Herzvoadern wat to scheeten;
He leep den ganzen Dag üm her,
Ok oft genog stund Tiras vör,
Doch well de Schnepp nich hollen.

Doch hät he up den Oabend späd
Twee Stück noch runn geklastert
Un as he hungrig matt un möd'
Doamit kamm anklabastert;
Doa stund up Joakobs Dischgedeck
Mit schön dorchwaßnen Ribbenspeck
En grooter Napp vull Linsen.

Ach Bröderken! sprak Esaus Mund:
Loat mie de Linsen pappen!
Ick bin so hungrig als en Hund,
Män kuum kann ick noch gappen.
De Moagen hängt mie in den Rump
So lang heraf as wie en Strump,
Ick mütt vär Hunger sterben.

Keen Bidden hulp, keen goodet Woort,
Von nischt woll Joakob hören.
Un Esau mußt de Erstgeboort
In Hungersangst onderen.
Wenn Esau nich en Broder weer,
Schwor Joakob, künn he nimmermehr,
Doavör de Linsen loaten.

Rebekka lachte sick bald doot
To den verwünschten Schacher,
Dät Joakübken so klook un goot,
Uem puren Linsen Pracher
Den Flätz von Esau har balbeert, —
He word de ganze Nacht trakteert
Met Punsch un Honnigkooken.

As Isa'k olt was un stockblind,
Lent he den Esau ropen.
Du magst, sprack he, mien Soahn, mien Kind,
Moal up di Jagd hüt lopen,
En jungen Rehbuck hoal mie in,
Un richt en an noa mienem Sinn, —
Ick sterb — un will die seegnen.

Rebekka horcht still an de Där
Doa kunn se alles hören;
Geschwinn reep se Joakübken her,
Un däh äm instrogeeren:
Wie he den Esau noch dörch List,
Mit jungen Zickenbroaden müßt,
Ok üm den Seegen prellen.

„Herzmutter! nä döt doh ick nich!
De Olle künn't vermerken;
Herr Gott, he wör mir lästerlich
Utschell'n un runnerferken.
Un keem mir Esau äbert Fell,
Döt is an Knoll von Grofgesell,
He wör mie schön klabatschen."

*) Aus: Bornemann's Plattdeutsch. Ged., Berlin, 1810.

„Gript Iseak mie an de Hand,
So bin ick gliek verroaden.
Ick lehn' up Wesselbreew un Pand,
Un tell nischt as Dokoaden;
Drüm miene Hänn sind week un glatt,
Un Esaus Fuust is rnh und spatt,
Un dick vull Arbeitsquesen."

Rebekka sprak: „Mien Herzens Soahn,
Dät sind man Quakeleien!
Wer in de Welt jetzt hoch will stoahn,
Müt Schimp un Schläg' nich scheuen.
Kuroasch min Soahn! — ick stooh die bie,
Den Schimp, de Schläg, nahm ick up mie." —
Un Joakob bracht de Zicken.

In Essig mußt dät Zickenfleesch
Erst wild un müssig weeren,
Denn word mit Speck un Botterkreesch
Flink vör den ollen Herren
De Lögenbroaden angericht,
Met sure Gurken Schicht an Schicht,
Dät was so Isaks Gusto.

„Wer bist Du?" frog Herr Iseak,
Als Joakob kamm getreden.
Ganz patzig Musche Joakob sprach:
„I, häst du denn vergäten,
„Dät ick dien erstgeboarner Soahn,
„Dien Esau up de Jagd mußt goahn? —
„Hier breng' ick nu den Broaden."

Den blinnen Voader Isa'k was
Dät Ding nich recht begriepig;
Denn Esau sprack en düchtgen Baß,
Un Joakobs Stimm was piepig.
He leet de Hand sik geben nu,
Aleen de Hand was hart un ruh,
Dät Wams rook schier na Pulwer.

So word de olle Iseak
Von Fru un Kind bedroagen;
Denn Joakob har sick Esaus Jack
Un Hoasen angetoagen.
Met Sand un Schliem von't Zickenfell,
Har sick de pfiffige Gesell
De Hänn steenhart gerüben.

Kuum was de Segen weggesischt,
Un Joakob furt in Gnoaden:
Doa bracht ok Esau upgedischt
Den echten Rehbuksbroaden.
Un Iseak verfärwte sich,
Un Esau weente bitterlich,
As he den Schwupper hörte.

En Jägersmann, gerecht un schlicht,
Was Ehrlichkeit sien Wandel,
Sien Leben was noa strenger Pflicht,
En Handschlag all sien Handel;
Hien Sinn, vull reiner Broderleew,
Un just sien Broder was sien Deew —
Dät gung äm sehr to Herzen.

„O häst du denn, o Voader mien,
„Häst du man e n e n Segen!"
Reep Esau ut dem Herzen sien,
En Steen mucht sich bewegen.
Doa word von Mitleed Isa'k warm,
Un beide feel'n sick in den Arm,
Un blickten up gen Himmel.

Un Isa'k sprak: Ok du mien Soahn
„Sast Segen sin'n up Erden!
„Dien Volk werd' dörch dät Schwerdt bestahn,
„Un groot un mächtig werden!
„Doch föhrst du ok dät Krieges Schwerdt,
„Werd doch mit Geld un Geldeswerth
„Die Joakab unnerkriegen."

Un wat in hoch prophetschen Sinn
Hier Isa'k utgesproaken,
Dripf up den hüt'gen Dag noch in,
Man brukt män uptomoaken
De Ogen, un vörbaß to sehn,
Wat in de Welt rüm deit geschen,
Vom Morgen bet tom Oabend.

Das Conzert zu Groß-Schöppenstädt.

En Buersmann sall frielich sich
Uem hoge Ding bekümmern nich:
En Sprichwoort is't von ewig west:
Holl Schooster dienen Leesten fest.

Mit unner kämmt et doch woll vör,
Dät ok en Buersmann mankher,
En bittchen rüm spiegneren deit,
Wat in de groote Welt vörgeit.

Dät is ok miene Pascheon,
Un unrecht hät mien Voader drohn,
Dät he mie nich up Unversteet
En Flüschken affsuderen leet.

I Bliz — wenn ik mien Sach verstünn
Un't Evangelgum pred'gen künn:
Ick woll de Minschen schons bekehr'n
Un R e c h t s un L i n k s handgrieplich lehr'n.

Dät is vorbie — Doamit genog.
Mien Amt is hinner Peer un Plog:
Doch, wo ick hör von Wunderding'n,
Doa mütt ick hen — ick kann't nich twing'n.

Moal Söndags noa de Stadt to tehn,
Un de Kumeedige to sehn —
Har ick all längst mie vörgenoah'm
Groot-Schöppstädt — heat de Stadt mit Noam.

An't Roathus, midden in de Stadt,
Doa hung't vull Zeddels, Blatt an Blatt,
Ick las den ersten gliek doavon —
Dät was 'ne Galgen Auctschion.

Dät is dumm Tüg, sprak ick vör mie:
De Börgemeister stund derbie,
Un reep: — „he merkt män mich den Pfiff,
De Auctschion — is mit 'en Kniff."

„En Dewsgesindel is hier jetzt,
„Wat uns de Hoar von'n Kopp stibizt;
„Sön Schelmtüg listig intofang'n,
„Hem wie den Zeddel utgehang'n"

„Wer ehrlich is in sien Gemüth,
„De freut sick, wenn he'n Galgen süht.
„En Spitzbob äber wünscht nicht mehr,
„As dät keen Rad, keen Galgen weer."

„Wer nu den Galgen köft — dät is
„En Spitzbob — utgemoakt gewiß.
„Na — Landsmann! merkt he nu den Kniff?
„Bie uns geit alles mit 'en Pfiff."

Dicht an den Galgenzeddel satt
Dät lustige Kummed'gen Blatt.
Se hem den Tag justment gespält,
Wie Hardelkin kümmpt up de Welt.

Sön Stück is nich na mienen Sinn:
Hansworst — up hochdütsch: Hardelkin,
Is en Hansnarr: Hansnarren kann
Ick seh'n bin Bu'r un Edelmann.

Et werd in de Kummedge goahn,
Wie aller Weng' de Sachen stoahn:
Vör E h r b o a r k e i t werd nischt gerekt,
En N a r r sinn't immer'n Disch gedeckt.

En dridder Zeddel angeschloan,
Hät en Kunzert to kund gedoahn.
Kunzert — dät mag wat Roares sin!
Un vör weer Gröschen leep ick rin.

Blitz, Hoagel, Dunner, Flikkerment!
Dät Geld was moal goot angewennt!
Ick hew Plesseer gehat vullup
Un kreeg noch Prügel boaben drup.

Dät Fruenvolk, was ganz verblirt
Von Kopp to Föten up gewirt;
Verblinnt sind mie de Ogen schier,
Sön Klunker-Flunkern was et hier.

Dät Mannsvolk stund met groaten Soat
Rings an de Wend herrüm Paroad —
De hem de Mäkens schön beschwögt,
Un dörch dät Spervectiv beögt.

De Musekanten kemen jizt
Dehls angeschlampt, dehls angeflizt;
Sien Instérment an jeder namm
Un stimmte los, so wie he kamm.

Dät Stimmen von de Viegelien
Is pudelnärrisch an to siehn.
Se kniepen se vör dull in't Ohr,
Un kratzen höllisch up de Schnoor.

Besunners ganz unbändig was
Un obsternoat de Kunterbaß.
Dät künn von alle Viegelien
Mit Recht de Urgrootmutter sin.

Ok was de Keerdel, de mit är
Sick afgaf, hackschig as en Bär.
He tog so goar erst Hänschen an:
Wer weet, of't Beest nich bieten kann!

Hoch schnädderdenkte de Trumpeet;
De Pauken rumpelten so söt;
Ok granzte Broder Kort un Lang,
Ick meine de Posaun mit mank.

Fleudusen, Paßpijes -- genog,
Wo hen ick män dät Oge schlog,
Doa hem de Spällüd unverwenn't
Sich anprobeert — en Instérment.

Noch mächer leet sien Kunststück hör'n,
Von all'n kann ick nich Rede föhr'n.
Doch wie't is immer Bru'k gewest,
So kamm ok hier to lezt dät Best.

Dät was de Kanter. Sien Gesicht
Woar schier mit Kupper up gepicht.
He stund gravtätisch up von'n Stohl,
Mit äm de ganze groote School.

As he mit beiden Füsten sick
Har scheef gerückt de Stutzperrück,
Doa lä he los — Herr Gott dät was,
Doch ganz wat Offiges von Baß!

De Fenstern hem gebew't, geklun'gn,
So mörderlich hät he gesung'n.
He fuchtelte dabie ümher,
As wenn he dull und roasend weer.

Oft schlog he in den Hals en Rad,
Denn hupst äm up den Kopp de Klatt.
Ganz queer kunn he dät Muul verteh'n,
Ick hew mien Doag so wat nich sehn.

De Schooljungs mußten groot un klein
Towielen all to Hoop mit schrein;
Un hew ick't recht verstoahn — dät was
Diskant un Alt, Tenor un Baß.

Besunners hät mie ganz schermant
Gefall'n, de juchende Diskant:
Un krieschten se ut vuller Macht,
So klungt, as wör en Schwien geschlacht.

Ganz ehrboar geit nu dusemang
De altverständ'ge Altgesang.
Sön Alt hät groote Anhnlichkeit
As wenn to Nachts de Uhl rüm schreit.

Wer den Tenor sick utgesun'n
Hät ok dät Pulver nicht erfunn'n;
Dät is nich ganz, dät is nich half,
I sönne Stimme hät jedet Kalf.

Doa röhm' ick mie den flämschen Baß —
Wat dät vör'n Knaller Ballern was!
Se hem de Rachens up geklöwt,
Dät mie de Kopp was ganz verdöwt.

Ok en Diskant mußt Solo sing'n,
Doch woll dät Stück nich recht geling'n —
Doa gaft ne Quabbe up de Schnuut
Glick leep de rode Supp herut.

De Quabbe kam hier goot to Paß,
Denn wiel dät Stück herzbräkend was,
So namm sick ok de blodge Schnuut
Un dät Gehühl — recht röhrend ut.

Ehr alles is noa Huus gepatscht,
Word noch ganz lästerlich geklatscht.
En Flapps von Jungens Bengel woar
Vör allen drin de Mattedoar.

Mien Noaber sprak to mie ganz sacht:
„Kiek, woat de Jung sick afmaracht!
„Vör'n Friebiljet paukt sick sön Hecht
„Dät Fell af, as en Gärberknecht."

As ick den Jung hew recht besehn,
Doa glinzten äm von't Näsenbeen
Twee groote Brillen Fenstern her,
As wenn he'n blinner Hesse weer.

Mien Noaber sä: „Dät is 'ne Ploag,
„Wie 'n Lux sach he noch vör acht Doag;
„Derwiel hät he so väl gelehrt,
„Dät beide Og'n sind afstudeert."

„Stellt ok en Esel noch so dicht
„Un breet sick hen vör sien Gesicht,
„Un stött he mit de Näse dran —
„He süht 'en vör 'ne Semmel an."

„Denn deit de junge Minsch ganz recht",
Sprack ick — „dät he 'ne Brille drögt!
„He wör jo aller Weeg anrönn'n,
„Künn he de Esels nich erkenn'n."

Sall ick nu seg'n, wat vör mien Dehl
Am allerbesten mie gefeel? —
Dät Stimmen was't — dät let so schön,
Un schnarrt un schrammt dörch Mark un Been.

Doa sind de Meisters gliek to kenn'n,
Denn wer recht weet up't Spöll to rönn'n,
De moakt, dät könn jie glöben mie,
Verfluchte Kaperjoln derbie.

De Spällüd hem ok sülwst vör all'n
An't Stimmen grooten Wollgefall'n.
Denn wo män ichts was Platz to sin'n,
Doa kratzten se frisch twischen drin.

Doch wat mie ewig Wunner nimmt!
De Schooljungs hem nich mit gestimmt;
Ach! bölkten de halweeg mit in,
Dät müßt' en Lärm tom Uemfalln sin.

As alles nu to Enne was,
Do socht sick jeder sienen Paß.
Groad äber woar en Brännwiens Schank,
Doahen regeert ick mienen Gang.

Ick leet mie geben en half Pund,
Un eh'r ickt mir versach, doa fund
Sik hier tosammen klipp un kloar
De ganze Musekanten Schoar.

De woaren dörst'ger noch as ick,
In Umsehn, alle Ogenblick
Mit enen Zug, leep sön half Pund
Wie Botter dörch den drögen Schlund.

Vör allen soopen de von'n Baß —
Bald Beer, bald Brännwien — wat et was.
Dät Volk hät Moagen as en Sack
Un doabie schmökten se Toback.

De Kannter kunn sick goar nich still'n
Den Dörst — un immer was sien brüll'n:
De rechte kuntra Bärenbaß
Kümmt ut dät Beer un Brännwienglas.

Drinkt ener do väl Spiritus,
So werd to lezt de Kamm äm krus.
Fix is de Soatan hinnerdran
Un fängt Krakehl un Unfreed an.

So gung't ok hier. — In glupschen Zank
Stund Kanter un Diskant jizt blank.
De Kanter soll to Rede stoahn,
Worüm he äm upt Muul geschloan.

De Kanter brüllte: „Junx, doa stund
„En cis, un du sungst ce, du Hund!“
„Nä“ brüll'n de Aennern, „he sung recht,
„De Musekanten spölten schlecht.“

Sön'n ehrenschänderigen Bloam
Hem de Mus'kenten äbel noahm; —
Hier flog en Schämelbeen, en Kroos: —
Genog — de Bäddeldanz gung los.

De Biegelien Grootmutter flog
Hoch in de Luft — un wo se schlog,
Doa feel'n se klumpwies an de Eer,
As wie de Padden rund ümher.

Ick fülwst kreeg up den Bräm en Schlag,
Dät ick acht Doag vor doot weg lag.
Se hem sick all' to Schann geschloan —
So is dät Ding to En gegoahn.

Weltmoral.

Du bist nu fäftein Joahr, mien Soahn,
Du fast jizt in de Welt utgoahn,
Un ik will die mit goode Lehren
To dienen Marsch hüt utstaffeeren.

Dät erst' un lezte in de Welt,
Mien Soahn! Dät is dät blanke Geld.
Dät Geld in Büdel mütt nich fehlen,
Un fast Du't ok vom Altoar stehlen.

Up Geld vör allen stell den Sinn:
Häst du 't män erst in Büdel rin
Un kannst mit Doalers üm die schmieten,
Denn werd, as Schelm, die keener bieten.

Geld gift Respekt. En Hundsfott werd
To 'm Ehrenmann, vör Geldeswerth.
Wat sön Paar hunnert Vösse trekken,
Mien Soahn, dät is nich ut to spräken.

Wo düchtger Schmu to moaken is,
Doa bloaf' glick in de rechte Büß;
Dät kleine Volk müt schons pareren,
De kannst du an Packdell trakteren.

As rieter Mann must du den schon
Vör Armen ok mankher wat dohn;
Doch wat du deist, doh mit Spektoakeln,
Keen Hohn legt oahne Lärm un Koakeln.

Sast du in Landes Noth un Storm
Wat oppern — krümm die as en Worm.
Sök jeden Drieer aftoprachern,
Un is et möglich — noch to schachern.

Un wenn denn ok de ganze Welt
Die vör den schlechsten Keerdel hält,
Blift män dät Geld in dienem Ranzen
Denn kanst du piepen — söll'n se danzen.

Werd Voaterland un König wo
Beschummelt — frisch grip ok mit to;
Denn schleist du Lärm, kümmst du to Schoaden,
Un müst am Enn dät Bad utboaden.

Ok Höflichkeit, mien Soahn, latt nich,
Wer't recht versteit, är'n Mann in Stich:
Drüm mütt keen Kratzfott die verdreten,
Legg as en Hund die glick to Fäten.

Wer arm is, oder, wo de Lüd
Keen Herz nich hem to Zank un Striet:
Doa brukst du nich den Filz to röhren,
Un twingst et bäter mit pramperen.

Mit Pfiff un List, werd doch en Hoas
So flink he is, den Voß tom Froaß.
Wat nich groad ut steit to erwischen,
Dät sök krum üm, klook wegtofischen.

Spriek immer so, mien Herzens Soahn,
Dät Joa un Nee, sick lett verstoahn;
Un ständig mütt ut diene Mienen,
De fründlich fölste Demoth grienen.

Bie Woahrheit spinnt sick kene Sied:
Den Voßschwanz striek to rechter Tied:
De Minschen mägen goar to gären
Mit Honnig Lowf den Hals sick schmären.

Nich wat du denkst, nä, wat de Lüd
Gefällt, dät is de Unnerschied.
Män to gefallen must du denken,
Un drup de Redensoarten lenken.

Loat de upwikkeln as en Darm;
Loop immer mit den dicksten Schwarm;
Sök Klein un Groot die antoknöpen
Un tom Balberen intoseepen.

En blöder Hund werd selten fett:
Drüm, wo sick ichts wat broadern lett,
Doa loat mich af, denn endlich müdden
Se die vör Angst den Hals vull schüdden.

Nischt mütt, wat irgends brengt Gewinn,
To schlecht, to nädderträchtig sin:
Kann die en Stallknecht sin to Willen
Drinkt Bröderschaft mit äm im Stillen.

Du schüddelst mit den Kopp, mien Soahn!
Ick seh dät Og' die äbergoahn —
Doaran kann ick dien inn'ret Wesen
So kloar as in en Speegel lesen.

Doch leider Gottes! is nu moal
Dät Alles so de Weltmoroal!
Wat ick die däh vör Ogen stellen;
Sind Minschen, wie se nich sin söllen.

Nu denn gif redlich mie de Hand
Tom hillgen trüen Unnerpand,
Dät bet to dienen dienen lezten Doapen
Dien Herz vör Tucht wie Hüt sall schloagen.

Dät Geld steit nu moal boaben an.
Dät mütt so sin; — un doarüm kann
Keen Minsch dät leewe Geld entbehren,
Doch wat du schafffst, dät schaff mit Ehren.

Dät Geld tom Tweck, nich Tweck as Geld,
Dät sie dien Strewen in de Welt.
En Nothpennig vör schlimme Tieden,
Ach dät will öft sehr väl bedüden.

Gerecht: dät sie dien Losungswoort!
Wat doa nich paßt — furt äber Boort
Hell wie de Sunn holl dien Gewissen,
Dät gift en seelig Sterbeküssen.

Wo Unglücks Drang un Armoth ploagt,
Werd bald en Minsch blöd' un verzoagt:
Richt up mit Trost un leewe Reden,
Un wat du kannst, dät doh mit Fröden.

To helpen in Gefoahr un Noth,
Dät is dät erste Christgebot.
Doch sall de linke Hand nich sehen,
Wat mit de rechte Hand geschehen.

Stellt die töm Wächter up dät Recht,
Dien König hen as trüen Knecht:
So schloag den Kukuk un den Köster
En Schnipsken, merkst du Wespennester.

Du magst mit Anstand höflich sin:
Wer mit de Döär in't Hus herrin
En Grobberjoan kümmt angeseegelt,
Werd billig denn ok afgeflegelt.

Doch schlieken, krupen — nimmermehr,
Mien Soahn, vergif so diene Ehr!
En Mann von groaden Sinn up Eren
Mütt keenes Minschen Schohwisch werren.

Bescheeden, äber frank un frie,
So wie't nu just üm't Herz is die,
Sprick wat du denkst frisch von de Leber,
Un denn mag't goahn drunn oder dräber.

Doh recht, un schü' den Soatan nich!
Dät sie dien Symblum ewiglich.
Un nu troll af in Gottes Noamen!
Ick seegen die — un doamit Damen!

Johann Ernst Daniel Bornschein,

als Schriftsteller gewöhnlich Ernst Bornschein, ward am 20. Juli 1774 zu Prettin im preußischen Regierungsbezirk Merseburg geboren, studirte von 1793—97 in Wittenberg, lebte als Buchhändler von 1799—1800 zu Leipzig, arbeitete darauf als Corrector in mehreren Officinen und ging 1802 nach Gera als Privatgelehrter, Inhaber einer Kunsthandlung und Herausgeber des dortigen Wochenblattes.

Zu seinen Schriften gehören:

Abentheuer des Herrn von Lümmel auf Lümmelsdorf. 2 Th.
Antonia della Roccini. 2 Thle.
Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.
Der Seeräuberkönig.
Koronata.
Bella und Klarissa Fonti. 2 Thle.
Der Hundsfattler. 2 Th.
Hariaden. 2 Thle.
Die Aebtissin zu St. Inigo. 2 Th.
Der Bund der Geheimen u. s. w. u. s. w.
Ueber Bestrafung der Verbrecher u. s. w. Eisenberg, 1804.
Histor. Gemälde des franz. Kaiserthums u. s. w. 1 Th. Leipz. 1807.
Geschichte der lutherischen Kirchenreformation. Lobenstein, 1805. N. A. 1817.
Geschichte von Polen. Leipz. 1808.
Geschichte unseres deutschen Vaterlandes. 1—3 Th. 1803—4. 4r Th. Gera, 1806. 5r Th. Gera, 1810.
Geschichte der französischen Revolution. 2 Bde. Gera, 1804.
Leben und Thaten des Generals Bonaparte. Gera.
Leben und Thaten der Madame Bonaparte.
Leben, Thaten und Characterzüge östreich. Feldherrn. Wien.
Kleine Todtenstafette u. s. w. Leipz. 1806—7. u. s. w.

Weder B's Romane noch seine geschichtlichen Arbeiten haben dauernden Werth; die ersteren sind Futter für Leihbibliotheken, die letzteren, auf das Interesse des Tages berechnet, zeichnen sich durch nichts in der Masse gewöhnlicher Schriften dieser Gattung aus.

Conrad Bothe,

aus Wernigerode, um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren, von dem Geschlecht derer von Bothen, verfaßte die bis in das Jahr 1492 reichende

Cronecken der Sassen. Meinz, 1492 Fol.

welche bei Leibnitz, Scriptor. T. III. p. 277 sq. wieder abgedruckt ist.

Friedrich Heinrich Bothe,

Dr. der Philosophie und Privatgelehrter in Mannheim, ward im Jahre 1771 zu Berlin geboren. Nachdem er die nöthige Vorbildung in seiner Vaterstadt erhalten, studirte er zu Halle und ward dann Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin, woselbst er später, so wie zu Heidelberg und Mannheim, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden, lebte.

Von ihm erschienen, mit Ausnahme seiner lateinisch geschriebenen Leistungen:

Pope's Versuch über den Menschen nebst den Kriegsliedern des Tyrtäus. Halle, 1794.
Volkslieder. Berlin, 1795.
Ueber das griechische Epigramm. Berl. 1798.
Euripides Werke. Berlin, 1800—1803. 5 Thle. N. A. 1823. 3 Thle.
Satirische Schriften. Leipzig, 1803.
Frühlingsalmanach. Berlin, 1805.
Rosaura. Berlin, 1807.
Pindar's olympische Oden. Berl. 1808.
Antik gemessene Gedichte. Berl. 1812.
Emma, Rosaura's Schwester. Berl. 1808.
Grundsätze der Metrik. Berl. 1817.
Schauspiele. Mannheim, 1822.
Neue Schauspiele und Cantaten. Halberst. 1824.

B. hat sich vorzüglich als Philolog und Uebersetzer klassischer Dichter des Alterthums einen bleibenden Ruf erworben; in seinen eigenen poetischen Leistungen offenbaren sich Correctheit und Gewandtheit der Form, aber mehr rhetorisches Talent als eigentlicher dichterischer Beruf. —

Karl August Böttiger.

Dieser gründliche und feine Kenner des Alterthums, dessen verdienter Ruf in dieser Hinsicht stets die ehrendste Anerkennung finden wird, wenn gleich die bereitwillige Zuvorkommenheit, mit welcher er, vorzüglich in neuerer Zeit, oft die mittelmäßigsten Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Poesie lobpreisend hervorhob, sein Urtheil verdächtigte und ihm eben so entschiedene Anfeindungen zuzog, als er früher dankbare Schüler gebildet, ward am 8. Juni 1762 zu Reichenbach im Voigtlande geboren, wo sein Vater das Conrectorat an der dortigen Schule bekleidete. — Der vielversprechende Knabe erhielt seine Vorbildung in der Klosterschule Pforta, studirte darauf zu Leipzig, ward nach vollendeter akademischer Laufbahn Hauslehrer in Dresden und erhielt dann 1784 das Rectorat in Guben. Von hier ging er in gleicher Eigenschaft 1790 nach Bauzen, wo er jedoch nur kürzere Zeit verweilte und sich dann, durch Herder veranlaßt, 1791 als Oberconsistorialrath und Director des Gymnasiums nach Weimar begab. Hier wirkte er mit unbeschreiblicher Thätigkeit, jedoch in schriftstellerischer Hinsicht nur für allgemeinere, meist journalistische Zwecke bis 1804, wo er den Ruf als Hofrath und Studiendirector des Pagenhauses in Dresden erhielt und annahm. Im Jahre 1814 ward diese Anstalt mit dem Cadettenhause vereinigt und B. in Folge dessen Studiendirector bei der Ritterakademie und Oberaufseher über die königlichen Museen der antiken Marmors und Mengs'schen Gypsabgüsse. Jene erstere Stelle ward zwar 1821 bei einer Umgestaltung der Ritterakademie eingezogen, B. behielt jedoch seinen vollen Gehalt auf Lebenszeit. In hohem Alter mit seltener geistiger Rüstigkeit begabt, erzeigt sich B. noch immer vielfach thätig, vorzüglich für archäologische und ästhetische Zwecke.

Neben vielen lateinischen Schriften, Reden, einzelnen Abhandlungen und Aufsätzen in Journalen u. s. w., gab er heraus:

Ueber Aechtheit und Vaterland der antiken Onyxcameen von außerordentlicher Größe. Leipzig, 1796. —
Ueber den Raub der Kassandra auf einem Gefäße. Weimar, 1794.
Ueber den Zustand der neuesten Literatur, Künste und Wissenschaften in Frankreich. Berlin, 1795. 2 Thle.
Entwickelung des Ifflandischen Spiels. Leipz. 1796.
Griechische Vasengemälde. Weim. 1797—1800. 3 Hfte.
Ilithya oder die Hexe. Weimar, 1799.
Meinen Freunden. Weim. 1800.
Archäologisches Museum. Weim. 1801.
Die Furienmaske. Weimar, 1801.
Sabina, Morgenscenen im Putzzimmer einer Römerin. Leipz. 1803. N. A. 1806. 2 Thle.
Vorträge über die Archäologie. Dresd. 1806.
Herzog Bernhard von Weimar. Weim. 1806.
Die Aldrovandinische Hochzeit. Dresden, 1810.
Archäologie der Malerei. Dresd. 1811.
Archäologische Aehrenlese. Dresd. 1811.
Reinhard, literarisch gezeichnet. Dresd. 1813. N. A. 1816.
Vorlesungen und Aufsätze zur Alterthumskunde. Altenburg, 1817.
Kosmographische Erläuterungen. Altenburg, 1818.
Amalthea. Leipz. 1821—25. 3 Thle.
Ideen zur Kunstmythologie. Leipz. 1826.
Archäologie und Kunst. Breslau, 1828. I.

Ausgebreitetes Wissen, feiner Geschmack und tiefe Kunstkenntniß, getragen von einer reichen Belesenheit in den Werken der Alten wie der Neuern, haben B. mit Recht den Ruf eines der bedeutendsten deutschen Archäologen erworben, der noch besonders dadurch unterstützt wird, daß es ihm nicht allein darum zu thun war, die Ergebnisse seiner Forschungen den Männern vom Fach mitzutheilen, sondern daß er dieselben in einem angenehmen und blühenden, mitunter freilich etwas gesuchten Vortrage allen Gebildeten zugänglich zu machen strebte. Er hat daher, sich den verschiedensten Fächern seiner Wissenschaft zuwendend und Licht selbst über die kleinsten Theile derselben verbreitend, nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn seiner Nation für das Schöne und Edle zu beleben und anzuregen, und Deutschland ist ihm in dieser Hinsicht wahren Dank schuldig, da er unermüdlich, selbst in seinem hohen Alter, für diese schon früh von ihm als nützlich und nothwendig anerkannten Zwecke wirkte. Wenn ihm auch seine Gegner auf der einen Seite eine gewisse Schreibseligkeit und eine beständige Lobrednerei der Dinge aus Eitelkeit und Selbstgefälligkeit vorwerfen, und ihn auf der andern Seite tadeln, weil er sich mit zu vielen Gegenständen zugleich beschäftigte und daher das nicht leistete, was er bei den ihm verliehenen Gaben hätte leisten können: so ist doch nicht zu verkennen, daß kein deutscher Gelehrter auf eine so angenehme Weise in seinen Schriften Welt und Wissenschaft mit einander verband, und daß er selbst da, wo er nur zu unterhalten scheint, stets mit vollen Händen seine reichen Schätze spendet und belehrend den Leser zu selbstständigen Forschungen anregt, oder lebendige Theilnahme bei ihm hervorzurufen weiß, und so fortwährend auf dessen Bildung erfolgreich einwirkt, um so mehr, als er immer mit der Zeit fortschritt und alle neuen Erscheinungen mit der Aufmerksamkeit und dem Feuer eines Jünglings betrachtet und behandelt.

Böttiger's wohlgetroffenes Bildniß befindet sich als Titelkupfer vor dem Taschenbuche „Urania", Jahrgang 1823, und auf einer von Krüger gravirten Medaille, mit der seine Schüler und Freunde würdig seinen siebenzigsten Geburtstag verherrlichten.

Wir theilen hier seine bei dem Abgange von Weimar gehaltene Abschiedsrede, so wie die erste Abtheilung der „Sabina" mit.

Abschiedsrede.

Die furchtbare Stunde, vor welcher ich schon seit Wochen zitterte, weil ich nur zu wohl wußte, was sie wir brächte und nähme, die Stunde des Abschieds von dem, was mir auser meinem Hause das anverwandteste und theuerste hier ist, des Abschieds von meinen ältern und jüngern Freunden in dieser Schule ist da; und kaum vermag ich zwischen dem auf- und niederwogenden Meere der Empfindungen einen geordneten Vortrag zu halten. Wie hat sich die Scene geändert! Achtzehnmal hab' ich von dieser Stätte verdienten und wackern Jünglingen das letzte väterliche Lebewohl zugesprochen. Sie gingen, wohin sie Pflicht und Wissenschaft riefen. Ich blieb umringt vom muntern Kreise des gedeihenden Nachwuchses. Heute ist die Reihe an mir zu gehen. Der Einzelne verliert sich in die schnell fortrauschende Woge der Zeit, und seiner wird bald nur noch im leisen Nachhall, als eines Abgeschiedenen, gedacht. Das lebendige, sich aus sich selbst erneuende Institut bleibt und sieht so einzelne Menschen, als ganze Geschlechter in sich vorüberrinnen.

Wenn der Satz wahr ist, daß nur öffentliche Wirksamkeit wahres Leben giebt, so bin ich nach dieser Stunde, womit meine unmittelbare Thätigkeit für diese Anstalt endet, für Weimar todt, und Sie, theure Anwesende, schließen jetzt einen Kreis um einen Sterbenden. Man sagt, daß bey Sterbenden, welche der Todesengel nicht mit überraschender Hast ergreift, sondern Zeit läßt, ihre Rechnung abzumachen, in diesen letzten Stunden oft alle Freuden und Leiden des Lebens dem geschärfteren Auge vorübergehen und eine klare Ansicht gewähren. So möcht' ich wol auch in diesem entscheidenden Augenblicke mit deutlichem Selbstbewußtseyn die rechte und die linke Seite meines Weimarischen Lebens überblicken. Und indem ich mein Auge darauf richte, welch' ein Anblick! Geister, fröhliche Schatten abgeschiedener, aber in meinem Gedächtnis stets fortlebender Wonnestunden drängen sich in immer stärkern und dichtern Haufen um mich her. Wie schön fiel mir mein Loos in Weimar, wie froh und glücklich verflossen mir hier meine Tage! Ich habe nichts zu vergessen und die Schaale der Lethe, die nach der deutungsvollen Sage allen Schatten gereicht wird, ehe sie Elysium aufnimmt, soll nie meine Lippen berühren. Kaum trübte etwas den heitern Himmel über und in mir, wenn es nicht der strenge, unerbittliche Bothe that, den die Alten in Bild und Wort so leise umgingen, weil den geraden Blick auf ihn nur der Christ heften kann. Ach hier blutet mein Herz! Denn wie sind die Reihen gelichtet, wie viele sind heimgegangen von den Männern, die, als ich vor nunmehr fast 14 Jahren zuerst an dieser Stelle sprach, mir traulich Hand und Herz bothen. Ach, daß ich heute diese Hand nicht noch an meine klopfende Brust legen und ihnen sagen kann, daß mein Herz für sie schlägt! Warum ist dieser Stuhl hier vor mir leer? Warum kann ich, ehrwürdiger Herder, nicht in dieser Scheidestunde, wo alle Binden fallen, nur die der Liebe nicht, nicht noch zum letztenmale Deine Hand ergreifen, die mir so lange eine treue Vaterhand war. Müßte man jemand verantwortlich dafür machen, daß ich hieher berufen wurde, so trügest Du, edler Schatten, diese Verantwortlichkeit allein. Wie gütig, wie sanft leitend und berathend nahmst Du Dich meiner in den ersten goldenen Jahren meines Hierseyns an. Ich bekenne es laut, und werde nie aufhören, es zu bekennen, daß ich nie von Dir ging, ohne belehrter und weiser zu seyn. Und für alles dieß konnte ich nicht einmal Deine kalte Hand im Tode noch in die meinige legen, als Du zu dulden aufgehört hattest. Zwar diese theure Hand war schon früher erkaltet. Du, Großherziger, warst nicht Schuld daran. Aber, bei Gott dem Allwissenden, ich auch nicht: obgleich mich es tief schmerzen mußte. Du wandelst jetzt im Lichte einer andern Sonne, die kein Nebel verschleiert, da, wo jeder Mißklang Wohlklang wird, zu groß für mein schwaches Lob, Du selbst in den unsterblichen Wirkungen Deines Geistes, der aus Deinen Schriften noch zu späten Enkeln sprechen wird, der unbestochenste Lobredner. In meiner letzten Stunde werde ich Dein noch mit Liebe und Dank gedenken, und mich noch oft an den Blüthen Deines allumfassenden Geistes erquicken, die ich zum Theil in den lebendigsten Knospen hervorbrechen sah. Doch wie groß ist auch auser diesem die Aussaat auf den Acker der Garben für mein sich jetzt so arm fühlendes Herz! Du, mein edler Bode, verkannt von vielen, von niemand inniger betrauert als von mir, und Du, einst wirksamer, biedrer Freund, mein Weber! Euch verdanke ich so viel und doch kann ich Euch nicht mehr danken! Und wie viele Edle müßte ich noch nennen, die nun alle schon in die Wohnungen des Friedens eingegangen sind! Gewiß, mein letzter Gang hier in Weimar wird zu den abgestreiften Hüllen meiner Freunde, ach, warum muß ich noch hinzusetzen, meiner Kinder, auf dem hiesigen Todtenacker seyn. Wohl mir, daß ich weiß, was für die Ewigkeit gesäet wurde, das umschließt kein Grab. Dieß ist aber

auch der einzige Wermuthstropfen, der in die volle Schaale der Freude, die mir hier täglich winkte, gegossen wurde. Denn wie glücklich lebte ich übrigens in meinen Amtsverhältnissen! Mag die Lasten des Schulmannes anklagen, wer sie als Lasten führt. Mir waren sie eine süße, willkommene Bürde. Nie trat ich in den Hörsaal, der mich am häufigsten aufnahm, ohne alles, was mir etwa unangenehmes zu Hause zugestoßen seyn konnte, schon an der Thür abzulegen. Sie, meine lieben Jünglinge, haben von der Homerischen Nepenthes gehört, die einst die schöne Helena dem kindlich betrübten Telemachos bot. In Ihrer Mitte fand ich stets diesen Wundertrank, und nur ein Verdruß wurde mir, wenn ich den nur zu schnellen Stunden die Flügel nicht verschneiden konnte. Ich kann mit Wahrheit bekennen, daß ich in den 14 Jahren, wo ich hier lehrte, nie nach der Uhr gesehen habe, nie misvergnügt aus einer Lehrstunde nach Hause gegangen bin. Ist auch wohl ein beneidenswertheres Looß, als täglich an die fröhlichsten Empfänger geben und austheilen zu können, und durch diese tägliche Spende dennoch nie ärmer, sondern vielmehr reicher und gerüsteter zu werden, um noch reichlicher spenden und austheilen zu können? Und ist dieß nicht das Looß des geliebten und von lehrbegierigen Schülern umringten Lehrers? Es war auch das meinige. Sie hörten, so weit es nur immer dem lebhaften Jünglinge möglich ist, mit Wohlgefallen und Aufmerksamkeit jeden meiner Vorträge. Je williger Sie nahmen, desto williger gab ich, desto glücklicher wurde mein Bestreben, mich Ihnen durch Lebhaftigkeit und Deutlichkeit des Vortrags faßlicher zu machen. Oft möchte es in diesen freundlichen Wechselwirkungen schwer gewesen seyn, zu bestimmen, wer unter uns der funkenlockende Stahl oder der sprühende Feuerstein genannt werden müsse. Und wer vermag den Genuß zu schildern, den mir diese ergötzlichen Spatziergänge in den blüthen- und duftreichsten Hesperidengärten der alten und neuen Zeit mit Ihnen, meine treuen Gefährten, so vielfach gewährten? Ich stand einst in Hamburg am gewühlvollen Hafen der Elbe. Ein Schiff mit wehenden Wimpeln sollte eben die Anker lichten und nach dem damals noch glücklichen Domingo abgehen. Da kam mit fleißigem Ruderschlag ein Boot angerudert, auf das man im Schiff ängstlich zu warten schien. Es war, wie ich bald erfuhr, der Steuermann gewesen, der durch einen Zufall verspätet worden war. Mit vollen Seegeln schwamm das Schiff nun sogleich einem fremden Welttheile zu. Lange verfolgt' ich das schöne, schwimmende Haus den majestätischen Strohm hinab und gerieth hierauf in ein stilles Nachdenken. Sieh, dacht' ich bei mir, wie groß und gewaltig der Meilenbreite Elbestrohm hier dem Weltmeer zufluthet. Wie viel tausend Quellen, die unbemerkt an den Füßen der Gebirge und im Schooß blühender Wiesen hervorrieseln, zusammenfließen, zu Bächen werden, die Bäche anderer Provinzen an sich ziehen, durch mancherlei Windungen und Krümmungen von Provinz zu Provinz fortlaufen und immer größer werden, je weiter sie laufen, gehörten dazu, um dieß tiefe Bette anzufüllen. Und so wie aus allem diesem, was die Najaden und Flußgötter einzeln aus ihren nieversiegenden Urnen gossen, endlich der große Elbestrohm seine Wasserschätze füllte: so ist durch die Bemühung so vieler tausend, tausend, tausend Geister der frühern Jahrtausende unter allen Völkern und Himmelsstrichen der königliche Strohm der Wissenschaften zusammengeflossen, auf welchem deine Zeitgenossen so muthig und keck dahintreiben. Die Schiffe sind die Bildungs- und Lehranstalten der reifenden und gereiften Menschheit. Der verständige, sachkundige Steuermann ist der Vorsteher und Lehrer jeder solchen Anstalt. Meine Freunde, ich war damals schon Rector in Weimar und ich wußte, daß ein Hunderttausendtheilchen der Gewässer, die jener Kiel durchfurchte, von unsrer kleinen Ilm in diesen stolzhinfluthenden Strohm abgegeben worden war. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie klein und wie groß ich mich damals zu gleicher Zeit fühlte. — Aber ich beklage den Mann, der von tausendmal tausend Stimmen der Vorwelt im himmlischen Einklang umtönt und zur lebendigsten Theilnahme an diesem vollstimmigen Concert aufgefodert nur für sein eigenes Geläute und schwirrendes Hackebret ein Ohr haben und das zarte Ohr der Jugend damit abstumpfen und verwahrlosen könnte. O, ich müßte den Tag länger machen, wenn ich Ihnen jetzt alle meine übrigen Freuden, die mir die Erfüllung meiner Berufspflicht immer aufs neue gewährte, alle auch nur in Hauptsummen vorrechnen wollte. Die Lehrstunden, die ich öffentlich zu ertheilen hatte, gaben mir Kraft und Heiterkeit zu meinen häuslichen und literarischen Nebenbeschäftigungen. Man hat mir zuweilen die unverdiente Ehre angethan, mich meiner mannichfaltigen Thätigkeit wegen zu beloben, und mich zu fragen, wie ich dieß anfinge? Das Wort vom Räthsel ist ganz einfach: ich ging täglich in die Schule. Da holte ich mir Freudigkeit und Muth, da Gesundheit, da Mannichfaltigkeit der Ansichten, da wurde der Buchstabe lebendig und der Geist rege. Die glücklichsten Combinationen in Forschungen des Alterthums hat mir der Zuhörer dictirt. Und welchen Stoff zu Beobachtungen bietet die durch Uebung geschärfte Aufmerksamkeit auf die noch unverlarvte Jugendwelt! Warlich, da bedarf es eben keiner Gallischen Organ-Umtastung, um das keimende Talent sogleich im zarten Sprößling zu erkennen. Auch konnte ich mich von vielen meiner Schüler noch eines besondern Zutrauens erfreuen, das sie mir durch häußliche Besuche, Anfragen und so manche dadurch hervorgelockte Selbstgeständnisse und Mittheilungen in vollem Maaße gewährten. Und nun die geselligen und geistigen Freuden, die Kunst- und Naturgenüsse, die mannichfaltigen Bekanntschaften, die belehrenden Gespräche mit so vielen auserwählten und erleuchteten Männern, vor allen mit dem ehrwürdigen Dichter, in dem ich bei vertrauterem Umgang auch den reinen und guten Menschen innigst verehren lernte, wie viel Quellen des Wohlseyns und der Zufriedenheit! Und zu allen diesen eine fast ununterbrochene Gesundheit, die erst in den letzten Jahren durch äußere Veranlassungen zu wanken anfing. Wie kann ich dieß alles ohne innigste Rührung überblicken? Wie kann ich mir Rechenschaft davon geben, ohne aus tiefer Ueberzeugung auszurufen: *Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan hast!*

Und diesem Allen soll ich nun auf immer ein Lebewohl sagen! Nie würde ich dieß bei gesunden Sinnen von mir erhalten haben, wenn ich mir nicht bei herannahendem Alter eine beschränktere, aber eben darum weniger aufreibende Geistesthätigkeit und eine größere Ruhe zur Vollendung dessen, was in meiner hiesigen Lage stets unvollendet bleiben mußte, gewünscht hätte. Auch da, wohin mich frühere Pflicht, Anhänglichkeit und Liebe, die ja am tiefsten mit unserm Innern verwachsen ist, jetzt unwiderstehlich ruft, werden, das hoffe ich mit Zuversicht, gute und edle Menschen mich brüderlich aufnehmen und an den Grenzsteinen meiner neuen Laufbahn Quellen des lebendigen Wassers springen lassen. Allein Sie, meine geliebten Jünglinge, kann ich der Natur der Sache nach dort *nie* wieder ersetzt erhalten. Darum wird mir der Abschied so schwer, darum möcht' ich diese feierliche Stunde, die letzte, wo ich als Lehrer Worte der Liebe und Warnung Ihnen zusprechen kann, noch durch etwas recht Unvergeßliches in die weichere Brust prägen. Schon oft waren die Worte eines sterbenden Vaters für seine zurückbleibenden, nun zum letztenmal um sein Krankenlager versammelten Kinder Denksprüche unvergeßlicher Erinnerung und wirkten noch nach späten Jahren in entscheidenden Augenblicken gleichsam mit magischer Kraft. Auch die Worte des scheidenden Freundes gruben sich tief in die Tafel unsers Gedächtnisses und ihre Züge kamen nach langer Zeit, wo sie längst verloschen zu seyn schienen, durch irgend eine unerwartete Bemühung, als wären sie mit einer sympathetischen Dinte geschrieben, plötzlich wieder zum Vorschein. Im Lehrer sind Vater und Freund im vielumfassendsten, ehrwürdigsten Sinne dieser so oft entweihten Wörter vereinigt. Zwar auch sie schlafen vielleicht beim Schlummerliede der Leidenschaften in der Wiege des Lebens. Aber selbst der Todenschlaf ist nicht ohne Wiedererweckung. Mein Glaube ist, daß der menschliche Geist eigentlich gar nichts von dem vergißt, was er je mit vollem Bewußtseyn aufgefaßt hatte. Träume und andere Zustände tieferer Erregung würden uns dieß, wenn wir nur darauf merken wollten, durch hundert Erfahrungen bestätigen. Daher eben die Pflicht, bei feierlichern Veranlassungen den Griffel für solche heilige Erinnerungsworte ja nicht zu sparen. Geliebte Jünglinge! hier sind die meinigen!

Eine dreifache Würde, ein dreifacher Adel ist der Ihrige. Verkennen Sie diesen *nie*, und Sie sind für Zeit und Ewigkeit geborgen. *Vergessen Sie Ihre Menschenwürde, vergessen Sie Ihre Christenwürde, vergessen Sie Ihre Gelehrtenwürde nie*, und die wahre Ehre wird Sie empfangen und zur wahren Glückseligkeit führen.

Sie sind Menschen und als solche im Besitze jener erhabenen Vorrechte, die der allweise Schöpfer in Ihre Natur legte. Mit einem unsterblichen Geiste, mit Besonnenheit, Vernunft und moralischer Freiheit begabt, steht der Mensch auf der obersten Sprosse jener unübersehbaren organisirten und empfindenden Wesen, denen die Gottheit diese Erde zur Wohnung anwieß. Selbst in seiner äußeren Bildung und inneren Construction vereinigen sich alle edleren Formen der Thierheit und darum ist jetzt nur eine *vergleichende* Anatomie die wahre Zergliederungskunst für Aerzte und Nichtärzte geworden. Wir sind auch in so fern noch immer mit dem uns unvertilgbar aufgedruckten, jedem Thiere, das unsre Kunst zähmt, jedem Element, das die neuere Chemie überwältiget und zersetzt, fühlbaren Ebenbilde der Gottheit versehn. Ja wir sind schon in dieser Rücksicht Diener und Stellvertreter des Allschaffenden auf der Erde. Welch eine unendliche Summe von Kräften und welche unendliche Vervollkommnungsfähigkeit in jeder einzelnen dieser Kräfte schlummern in unserem, zu endloser Fortdauer und ewiger stufenweiser Veredlung, die schon die Sprache der Vernunft auch

ohne die heiligste Offenbarung Himmel und Seeligkeit nennen würde, erschaffenen Geiste. Sie, meine theuren Jünglinge, sind nicht unbekannt mit dieser Geist- und Herzerhebenden Ansicht, die auch der Glaube der Christen durch die Aussprüche unsers großen Meisters als die allein ächte Christusmoral bestätigt, da wir uns seit mehreren Jahren wöchentlich zweimal darüber mit einander unterhalten haben *). Aber auch dieß liegt im Plane der höchsten Weisheit: nicht jeder einzelne Mensch soll schon in dieser ersten Vorbereitungsperiode seines Menschenthums die Stufe der Entwicklung, Veredlung und Verfeinerung ersteigen, deren die Menschennatur überhaupt und eine jede im Einzelnen fähig ist. Zu den ursprünglichen Abstufungen, die zwischen der dumpfen Beschränktheit des zum Lastthier erniedrigten, auf seine Scholle gehefteten Halbmenschen und jenen hohen Genien der Menschheit, von welchen unser beliebte Volksdichter sagt:

es ringt sich aus der Menschheit Schooß
Jahrhundert lang kaum einer los,

in unübersehbaren Reihen mitten inne liegen, kommt nun auch noch Gunst und Ungunst der äußeren Umstände. Selbst der Geist mit den vortrefflichsten Anlagen wird in Unthätigkeit und kaltem Stumpfsinn erstarren, wenn nicht durch Geburt, frühe Erziehung und alle die übrigen Vergünstigungen, für welche einst Plato den Göttern dankte, der göttliche Funken angefacht, die schlummernde Kraft geweckt und die geweckte und ausgebildete in einen ihr angemessenen Wirkungskreiß versetzt wird. Im rohen Kiesel, den der unwissende Indianer zur Stütze seiner elenden Hütte verbraucht, erspäht der Kennerblick des Europäers einen fast unbezahlbaren Edelstein. Aber auch nach dieser Entdeckung muß ihn ein kunstverständiger Juwelier erst schleifen lassen und mit Gold einfassen, ehe er an Aleranders glorreicher Kaiserkrone, oder — an Bonapartes Säbelgriff glänzen kann. So mit den Geistesanlagen der Menschen. Ein Winkelmann bleibt Schulmeister in einem kleinen Städtchen Obersachsens, der Lothringische Hirtenjunge Duval (Du Val) wird nie kaiserlicher Bibliothekar, der Regimentspfeifer Bode nie geheimer Rath in Wort und That für seine Freunde, wenn nicht sehr begünstigende Anstöße und Erweckungen sich finden. Der Geist mit Riesenkräften und herrlichen Anlagen kann, wie dort Hamlet beim Shakespear sagt, in eine Nußschale gesperrt und dort ohnmächtig eingezwängt werden. Oder ist es noch keinem von Ihnen beim Anblick eines ländlichen, mit hundert kleinen Kreuzen besäeten Kirchhofs beigefallen, was der englische Dichter Gray in einer trefflichen Elegie besungen hat, daß in manchem friedlichen Grabhügel unter dem schwarzbemalten Kreuze die Hülle eines Geistes modert, der voll innerer Energie ein Cäsar oder Gustav Adolph, ein Haller oder Herschel werden konnte, wenn nur die Kunst den rohen Marmor gebildet hätte, jetzt aber in seinem kleinen Dörfchen höchstens der Sprecher einer Gesandschaft an den Amtmann, oder der erfahrenste Leser des Thüringer Bothen in der Schenke geworden ist. Zwar gebührt es uns nicht, vermessene Blicke in die Anstalten Gottes in seiner unermeßlichen Geisterwelt zu thun. Aber so viel dürfen wir uns selbst aus dem Munde des weisen Meisters in Israel zum Trost sagen: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Gewiß hat der Vater der Geister in seinem Weltenplan tausend andere Entwicklungsanstalten vorzubereiten gewußt, wo auch die hier durch ungünstige Lagen zusammengepreßten Geister alle ihre Kräfte im vollkommensten Ebenmaaße ausdehnen, wo alle Kinder, die es dem Körper oder auch bloß dem Geiste nach blieben, erzogen werden sollen. Indeß bleibt es stets ein beneidenswerther Vorzug, seiner vollen Menschenwürde sich schon hier ganz bewußt und schon früh in die glückliche Lage versetzt worden zu seyn, in der Körper und Geist eine gleichmäßig geordnete, zweckmäßige Ausbildung erhielten. Doch es giebt zum Glück auch noch eine andere, sehr tröstliche Ansicht, wodurch gleichsam alle Hügel geebnet und alle Thäler erhoben werden, die auf dem Oelberge und auf Golgatha.

Ja! Es giebt eine zweite Würde, die, ganz unabhängig vom größern oder kleinern Maaße der ursprünglichen Geistesanlagen, mit welchen jeder Mensch aus der Hand seines Schöpfers hervorging, und von dem Weltzusammenhang, in welchem diese Anlagen mehr oder weniger geübt und gebildet werden, eine eigene Art unsers Daseyns bezeichnet, die nicht im Scheinen und Wissen, sondern im Seyn und Glauben besteht, mit einem Worte, die erhabene Würde der wahren Christusreligion. Sie adelt den Bettler, wie den Fürsten, sie reiniget, sie erleuchtet, sie erhebt uns über uns selbst, und wo die umfassendsten und im Sonnenschein aller menschlichen Glorie wandelnden Geister ihrer freiwillig entbehrten, da fehlte gleichsam die Unterschrift zum Adelbrief, der uns die Pforte des Paradieses öffnen soll. Edler Herder! Du erblicktest noch kurz vor Deinem Ausgange aus dem Lande der Räthsel in einem hohen Gesicht diese Würde, als Du die im Himmel ausgehangene Wage schauetest, in deren einer Wagschaale Kronen und Scepter, Schwerter und Marschalstäbe lagen, und alles, was auf Erden glänzt und Kniebeugung empfängt, auf der andern aber der bescheidene Christenkelch und das Brot der Barmherzigkeit darüber *). Jene Schaale flog hoch auf und löste sich in Dunst und Dampf. Diese stieg majestätisch still herab auf die demüthige Bescheidenheit. Und eine Stimme erscholl: Misklang löset sich auf in Wohlklang. — Diese Würde umstralte einst die Jünger Jesu. Arme, ungelehrte Fischer und Zöllner waren es, und sie wurden durch den Geist Jesu, der sie in alle Wahrheit führte, die ersten Wohlthäter des Menschengeschlechtes, umschlossen Völker und Geschlechter der Erde in ihrem himmlischen Netz und wurden die nimmer verstummenden Herolde einer Weltreligion, die sich nun achtzehn Jahrhunderte bewährte und in ihrer geistigen Reinheit und Vollkommenheit noch ferner bewähren wird bis an der Welt Ende. Wenn alles irdische Rüstzeug des blosen Wissens abfällt, alle schimmernden Wolkenpaläste sinnreicher Hypothesen und Systeme zusammenstürzen, bleibt uns diese himmlische Würde um so reiner und unverfälschter. Sie führt uns wahrhaftig zu Gott ein!

Doch entbehrt darum die Bestimmung des Gelehrten und die Gelehrsamkeit ihres großen Werthes nicht. Sie ist vielmehr im Dienst Gottes und der Menschen angewandt, Gott und Menschen sehr angenehm, und, wenn schon das ganze Leben des Menschen eine Schule genannt zu werden verdient, die Schule der Schule. Wohl Ihnen, theure Jünglinge, das Glück, das tausend nicht zu Theil wird, zur auserwählten und, wie einst die Perser ihre Edelsten benannten, zur heiligen Schaar zu gehören, die Gelehrsamkeit und Wissenschaft adelt, das Glück, das sich so mancher talentvolle Knabe hinter der Heerde oder in der Werkstätte ersehnt, wenn es ihm so eng wird, wie einst dem kleinen Naumann in der Glaserbude **), dieß Glück ist Ihnen, Schüler und Zöglinge dieser Anstalt, allen zubereitet. Sie sind zu Jüngern der Wissenschaft und Weisheit bestimmt. Der Staat, der einst an Ihnen seine Lehrer, seine Richter, seine Aerzte, kurz seine Stützen und die wohlthätigsten Förderer des einzelnen, und so es seyn kann, auch des allgemeinen Menschenwohls erwartet, heftet schon jetzt erwartungsvoll seine Augen auf Sie.

Wohlan, fühlen Sie zuförderst ganz Ihre erhabene Menschenwürde, entehren sie diese nie durch das, was den im Himmel geschriebenen Adelbrief des Menschen zerreißt, und ihn unter die Thiere auf dem Felde herabwürdigt, die bloß ihrem Instinct, doch aber auch diesem nach geregelten Zeiten und Naturgesetzen folgen. Schänden Sie sich nie durch Geist und Körper entnervende Wollüste, durch zerstörende Unmäßigkeit, durch Haschen nach Kindertand und Schmetterlingsfarben, durch Herzaustrocknende Spielsucht, durch Haß, Neid, Zorn und alles das traurige Gefolge sich selbst vergiftender Leidenschaften. Erhaben über das Kraut, das auf dem Felde wächst, und gen Himmel gerichtet ist das Antlitz des Menschen. — Aber noch ein weit höherer Adel, der zwei Welten mit einander verbindet, die Würde des Christenthums sei Ihnen da Trost, Lehre und Stärkung, wo menschliche Weisheit nicht zureicht. Das wahre Christenthum ist ein Zustand, ein Seyn, ein Wandeln im Licht, ein Fruchtbringen in Geduld, ein ewiges Fortstreben und Wachsen in Vollkommenheit. Der beißt sich die Zähne an der Schaale stumpf, ohne den süssen Kern je zu schmecken, der sich nur in Formuliren und Klügeln dabei verliert. Hüten Sie sich vor diesem unseeligen Mißverstand eben so sehr, als vor dem entgegengesetzten Abgrund des selbst durch die neueste Philosophie hochbegünstigten Mysticismus, der, um recht ungestraft ein Egoist seyn zu können, sich erst selbst und dann das Universum erschafft und, nachdem er alles, was seit Jahrtausenden den Menschen heilig war, unter seine Füße getreten hat, sich selbst vergöttert und beräuchert. Bewahren Sie sich vor kindischem Nachlallen und vernünftelnden Spötteleien über das, was den größten Denkern, einem Neuton, Leibnitz, Haller das ehrwürdigste war. Sie leben in Weimar, wo durch das zusammenstralende Licht großer Geister für solche, die ihr Auge daran noch nicht gewöhnt haben, leicht Erblindung und allerlei böse Augenkrankheiten entstehen können. Ueberhaupt ist es nicht im-

*) Ich legte seit mehreren Jahren bei meinen moralischen Lehrstunden für die reifsten Jünglinge unsers Gymnasiums Reinhards System der christlichen Moral zum Grunde. Die dort gefaßte Ansicht ist auch meiner Ueberzeugung nach die allein practische und wahre. Weit entfernt, die als fruchtbare Einleitung vorgesetzte Psychologie für ein Parergon zu halten, wünschte ich sie in allen Schulen in besondern Lehrstunden erklärt zu sehn. Für uns ist sie sehr wohlthätig und seegensvoll gewesen.

*) S. Adrastea VII Stück S. 136.

**) S. Meißners Bruchstücke zur Biographie des Kapellmeisters Naumann 1 Th. S. 31.

mer auch schon in den Schluchten und Thalgründen Tag, wenn auch die Morgensonne die Gipfel der Berge vergoldet, die nicht selten ihr Rosenlicht von dem Schnee und Eisüberzug erborgen, der ihre hochragenden Häupter umstarrt. Die Weise des Christenthums ist Wärme und Bruderliebe. Wo eine Lehre zugleich erleuchtet und wärmt, die ist von Gott, deren himmlischen Ursprung erkennt man an ihren Früchten. Schämen Sie sich der Lehre Jesu und des einfältigen Glaubens nicht, dem sich von jeher die tiefsinnigsten Forscher unterwarfen. Wer ihn unter Spott und Aergerniß nicht verleugnet, dem wehet die Palme in der letzten Stunde, wo alle Täuschung aufhört, dem winket am Ziele der Kranz! — Doch indem Sie Ihre durch Christusreligion veredelte Menschenwürde früh zu fühlen und ihr gemäß zu handeln anfangen, schätzen und fühlen Sie nun auch die Würde Ihrer besondern Bestimmung zum Gelehrtenstand, die ein scharfsinniger Forscher unserer Tage die oberste Aufsicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechts im Allgemeinen, und die stete Beförderung dieses Fortgangs genannt hat. Ich habe Ihnen einmal vom Fackeltanz am Feste des Prometheus im alten Athen erzählt. Dort ging die Fackel, die der weise Prometheus am großen Weltlicht, der Sonne, zuerst zündete, aus Hand in Hand, und wer sie bis ans Ziel trug, ohne daß sie auslöschte, erhielt den Preis. Tausende trugen die helle Fackel der Wissenschaften vor Ihnen, heute, morgen wird sie in Ihre Hände gegeben und Sie sollen sie, dampflos und leuchtend, wieder Ihren Nachfolgern übergeben. Sie werden durch Ihre Bestimmung zum Gelehrtenstand die Sekelmeister des ehrwürdigsten Schatzes der Menschheit, aller großen Erfindungen, Gedanken, Frucht- und Blumenstöcke der sinnenden, singenden, denkenden Menschheit seit dem grauen Alterthum bis auf unsere Tage. Schande dem Trägen und Stumpfsinnigen, der das ihm anvertraute, heilige Pfund im Schweißtuch vergraben oder gar um Tand und Flitter hingeben wollte. Und hier ist das bloße gewissenhafte Aufbewahren noch nicht einmal genug. Wer seinen wahren Beruf fühlt, muß sich und die Wissenschaften, denen er angehört, täglich weiter bringen, er muß der Menge durch neugewonnene Ansichten, durch redlich errungene Eroberungen im Gebiete seiner Wissenschaft weit, weit vorauseilen, muß vergessen, was er gethan hat, und stets nur auf das denken, was er noch zu thun hat. Nie war die Wissenschaft länger, nie das Leben für die Wissenschaft, die in weitere und weitere Kreise sich ausdehnt, nach allen Seiten hin wächst und gleichsam polypenartig immer neue Aeste absetzt, kürzer und beengter. Aber es giebt auch jetzt der Hilfsmittel und Anreizungen weit mehr. Und Sie, theure Jünglinge, haben der Erweckungen und Aufmunterungen vor andern so viele und mannichfaltige. Sie leben in Weimar, umringt, umtönt von den berühmtesten Namen, die unsere Literatur ausspricht, und die genauer kennen zu lernen, der Fremdling aus Osten und Westen hieher wallfahrtet. Jeder Schritt ist gleichsam ein Fußtritt auf klassischem Boden. Ihnen allen sprach ein Herder von dieser Stätte mit seiner sanft eindringenden, unwiderstehlichen Beredsamkeit noch Worte des Lebens und Geistes ins weiche, jugendliche Herz! Ein edler Urahn unsers hohen Fürstenstammes, der unvergeßliche Wilhelm Ernst, stiftete für 12 ausgezeichnete Jünglinge unter Ihnen, ohne auf Vaterland und Vermögen Rücksicht zu nehmen, nur dem Würdigsten auszutheilen, eine monatlich wiederkehrende Belohnung. Von allen Seiten umgeben Sie die mannichfaltigsten Gelegenheiten, Ihren Kunstsinn, Ihren Verstand, Ihr Herz auszubilden, und Sie wollten mitten unter diesen vollen, köstlich besetzten Tafeln mit der spröden Eichelkost des mechanischen Alltagsthuns vorlieb nehmen, und dieß unaussprechliche Glück durch eine unsägliche Verblendung verträumen, vertändeln, verspielen, vergaukeln? Weg mir diesem Sie und mich selbst gleich entehrenden Verdacht. O gewiß, Sie werden auch diese Ihre dritte Würde in ihrem ganzen Umfange zu ergreifen und sich anzueignen wissen. Sie werden dem in seiner Andacht eifrigen Pilger gleichen, der, stets eingedenk seines Gelübdes, bei Sonnenschein und Ungewittern auf seiner Wallfahrt zu dem Seegen und Heilung ertheilenden Gnadenbilde weder zur rechten noch linken abweicht, sein Ziel unverrückt vor Augen behält und nicht eher rastet und seinen matten Gliedern Erquickung gestattet, als bis er an der Stufe des Altars niedergekniet ist, auf dem sein Heiliger im himmlischen Strahlenglanz umleuchtet steht. Ihr Heiliger, dem Sie wenigstens eben so eifrig entgegen wallfahrten müssen, ist die Weisheit, jene Erstgeborne des Himmels, die mit ihren Schwestern, Unschuld und Demuth im holden Bunde vereinigt Sie durch dieß Leben froh und Seegenverbreitend für sich und Ihre Brüder hindurchführen, und wenn nun jene letzte, alles entscheidende Stunde gekommen ist, wo diese morsche Hütte einstürzt, Ihnen auch alsdann noch da, wo unser Wissen kein Stückwerk mehr seyn wird, die goldenen Pforten der Wissenschaft, welche die Bibel das Anschauen Gottes nennt, aufschliesen wird. Ach! daß doch von diesem Augenblick an dieß hohe Gefühl Ihrer dreifachen Bestimmung nie von Ihnen weichen und Sie bei jeder Gefahr der Verirrung und Verführung, wie ein guter Schutzengel, warnend umschweben möchte! Könnte ich dessen gewiß seyn, dann hätte diese Trennung nichts niederschlagendes und herbes mehr für mich.

So aber kann ich mir beim Abschiede die Frage noch immer nicht versagen: wo werden wir uns wieder treffen? Wohin werden Sie, so wie Sie jetzt hier um mich versammelt stehn, auch nur nach zehn Jahren schon verstreuet und vertheilt seyn? In welchen Aemtern und Aussichten zu Aemtern, in welchen glücklichen oder unglücklichen Lagen werden Sie sich da befinden? Der in Schlesiens Schulannalen berühmte Rector Trotzendorf in Goldberg soll seine zahlreichen Schüler, die damals bis aus Polen und Mähren zu diesem seltenen Schulmann wallfahrteten, beim Eintritt im Hörsaal zuweilen also begrüßt haben: „Guten Morgen ihr kaiserlichen und königlichen Räthe, ihr Bürgermeister und Rathsherrn, ihr Richter und Schöpfen, ihr Pastoren und Pfarrherrn, ihr Professoren und Schullehrer — ihr Soldaten, und endlich — ihr Taugenichtse und Bösewichter!" Wie gern möchte ich den ersten Theil dieser Anrede im wahrhaften Prophetenton auch hier anwenden und mit geschärfterem Seherblick auf die Zukunft auch Sie heute zum Abschiede auf ähnliche Weise anreden: „Lebt wohl, ihr künftigen Stützen des Staats in geistlichen und weltlichen Aemtern, ihr, die ihr mit äußerm und innerm Beifall beglückte gute Gärtner in der lebendigen Pflanzschule Gottes seid, ihr Prediger, die ihr sanftmüthig, ihr Richter, die ihr unbestechlich, ihr Aerzte, die ihr behutsam seid, lebt wohl!" — Aber das Buch der Zukunft ist versiegelt und unser Auge zu schwach, um das schon jetzt im Lichte zu sehen, was Gott mit schonender Güte in undurchdringliches Dunkel barg. Freilich würde meine Brust von frohem Entzücken schwellen, wenn ein Gesicht mir schon jetzt die Hoffnungen und Aussichten erfüllt oder gar übertroffen zeigte, die mein ahndender Sinn Ihnen so gern zusicherte. Aber welcher Schmerz würde auch wieder mein blutendes Herz zerreißen, sähe ich in eben dieser Zukunft auch nur einen von Ihnen durch eigene Schuld in den Abgrund des Verderbens gestürzt, mit Schande, die früher oder später den ausgemergelten Wollüstling und Sclaven der Sinnlichkeit heimsucht, gebrandmarkt, von den innern Furien des Gewissens, das selbst auf seidenen Polstern und unter den süßesten Schmeichellauten nicht auf immer eingewiegt wird, gegeißelt, als eine Last der Erde, als Stümper oder als Verbrecher wandeln; sähe ich auch nur in einem von Ihnen die frohen Hoffnungen des Vaterlandes, die Erwartungen seines alles für ihn aufopfernden Vaters, das mitternächtliche Gebet seiner frommen Mutter, die Aussichten des Lehrers vereitelt, die alle nicht auf Miswachs rechneten, wo sie so treulich gesäet hatten. Und gesetzt auch, daß uns die entschleierte Zukunft keines jener Herzzerreißenden Schauspiele darböte, ist es nicht höchst wahrscheinlich, da ich hier um mich die Zahl von mehr als 150 Jünglingen und Knaben erblicke, daß nach zehn Jahren manchen unter uns schon ein früher Grabhügel decken werde? Verhülle also deinen Zauberspiegel, Zukunft! Ich mag nicht hinein sehen. Ich habe ein besseres Orakel in meiner Brust. Es ist der Glaube an Unsterblichkeit. — Zwar ich werde mich stets freuen, wie sich die Fürsten über eine Siegesbotschaft oder eine neue, ohne Blut eroberte Provinz freuen, so oft ich von einem unter Ihnen die angenehme Nachricht erhalte, oder wohl gar in öffentlichen Blättern lese, er habe durch Fleiß und Wohlverhalten diese oder jene wichtige Ehrenstelle empfangen, er sei wegen seiner Kenntnisse bewundert oder, was noch weit mehr werth ist, wegen seiner Rechtschaffenheit geschätzt und wegen seiner Verdienste im weiten Kreise seiner Brüder geliebt. Jedes schriftliche Zeichen Ihres Andenkens, wenn es nur nicht hohl tönt und eitles Schellengeklingel ist, wird mir auch in der Ferne eine frohe Stunde bereiten und die Sammlung vergrößern, die ich zur Erwähltesten meiner kleinen Besitzungen rechne und: Briefe dankbarer Schüler überschrieben habe. Freudig werde ich den, der mich in meinem künftigen Wohnort besucht, an meine Brust drücken und, wo ichs vermag, zu jedes Wohlfahrt auch aus der Ferne mein Scherflein gern beitragen. Allein dieß alles ist doch sehr ungewiß, ist Abdruck und Ausdruck der Sehnsucht, die in solchen Augenblicken rasch nach jeder, auch nicht haltbaren Stütze greift. Eins aber ist gewiß, der Tod, und nach dem Tode das Gericht! So kann ich also auch nur einen Ort mit Gewißheit bestimmen, wo wir uns alle einander zur innigsten Vereinigung nähern können. So wie wir gestern in der gemeinschaftlichen Abendmalsfeier alle neben einander vor dem Altar und um das Grab des großherzigen Glaubenshelden, des Churfürsten Johann Friedrich herum standen: so lade ich Sie alle jetzt in diesem letzten feierlichen Augenblicke des Scheidens vor Gottes Thron ein und wünsche Sie dort mit mir vom Weltheilande in jene himmlischen Freuden eingeführt zu sehen, wo keine Trennung mehr ist und wo wir auch über den Zusammenhang unserer Schicksale, auch über die ewigen Wirkungen dieser heutigen Stunde noch einmal in einer ausdrucksvollen Geistersprache mit einander Betrach-

tungen anstellen wollen. Dort ist das Ziel der frohesten Wiedervereinigung. Auf! keiner bleibe zurück! keiner ermüde, den schönen Wettlauf bis zur Stunde, die Kronen auf der Wage hat, fortzusetzen! Dort, ja dort wollen wir einander alle wieder finden!

Allwissender, der du Herzen und Nieren prüfest und den Gedanken kennest, der noch nicht gedacht war, du hier Gegenwärtiger, Allgegenwärtiger, du durchschauest die Lauterkeit und Aufrichtigkeit dieser jetzt feierlich gefaßten Entschlüsse. Stärke, befestige, vollende sie in uns allen. Denn von dir kommt beides, das Wollen und das Vollbringen. Präge jede Lehre der Weisheit, deren Anfang und Ende du bist, jede Vorschrift deiner allbeglückenden Religion, die in dieser Schule während meines Hierseyns vorgetragen worden ist, präge auch diesen Zuruf in die Herzen der Jünglinge. Ja seegne du, Vater aller Seegnungen, so Stadt als Land, so Fürst als Unterthan, so Meister als Jünger in diesem Pflanzgarten der Menschheit. Seegne, stärke, erhalte unsern gnädigsten Herzog, den Freund, Förderer, Beschützer und Anwald wahrer Aufklärung, die nur leuchtet und wärmt, nicht zündet und tödtet. Er ist stets ein gnädiger und huldreicher Fürst gegen mich gewesen, und hat mir noch in den letzten Tagen erfreuliche Beweise seiner Gnade gegeben. Beglücke du, Allgütiger, jeden seiner Entschlüsse und laß ihn lange die süßesten Früchte und die erquickendsten Schatten von den Bäumen im Garten der Menschheit genießen, die seine pflegende Hand pflanzte und wartete! Seegne das ganze erhabene Fürstenhaus Weimar, vor allen aber die zwei Fürstinnen, auf welche unser Weimar, Angesichts aller deutschredenden Völker, stolz ist, und ohne höfische Schmeichelreden zuerst nennt, wenn es sein Köstlichstes hererzählt. Beide sind mir stets als wahre Landesmütter und mit dem ehrwürdigsten Eifer für alles, was schön ist und wohl lautet, erschienen. Beide würdigten mich zuweilen ihres huldreichen Zutrauens, und nie sprach ich mit ihnen von darbendem Verdienst unter unsern fleißigen, aber nur selten mit Glücksgütern geseegneten Jünglingen, ohne ein Bothe des Trostes und der Hilfe seyn zu können. Da sie, wie alle guten Geister, ohne Geräusch und nur im Stillen zu wirken gewohnt sind: so darf ich hier, wo es mir schwer wird zu schweigen, nicht reden. Aber es bedarf meiner ohnmächtigen Stimme nicht. Ihre Thaten stehn im Buche der Menschheit geschrieben, und du, Allwissender, blickest Seegen auf ihre Mutterherzen! — Seegne auch unsern gnädigsten Erbprinzen, dem jetzt unser aller Herzen mit freudiger Sehnsucht entgegenschlagen. Mir wurde in den letzten Tagen seines Hierseyns das Glück zu Theil, das ich leicht das beneidenswertheste auf meiner vollen Glückstafel nennen mögte, mit ihm mich regelmäßig über wichtige Gegenstände unterreden zu dürfen, und rein und unverfälscht legte sich da sein vielfachgebildeter, in hoher Unschuld und Güte lieblich aufblühender Geist meinen Augen offen dar! Er ist es werth, vor andern beglückt zu seyn! Drei holde Himmelsknaben bringen ihm drei Kränze und jeder schmücke bis auf späte Zeiten seine Scheitel, den Bürgerkranz mit Eichenlaub geschmückt, den von Fette und Ueberfluß des Friedens triefenden Oelkranz und den von Liebe und Hausfrieden geflochtenen Myrtenkranz. Du, Allgütiger, erhöre unsre Gelübde! — Seegne alle hohen Collegien und Räthe unsers Fürsten, die zum Besten rathen, und gieb vor allen den patriotischen Bemühungen des geistlichen Collegiums, dem ich selbst anzugehören das Glück hatte, fröhliches und ersprießliches Gedeihen. Erfreue den neuen, ehrwürdigen Chef desselben, den ich hier vor mir mit Rührung und Dankbarkeit erblicke, mit einem glücklichen Ausgang seiner Entwürfe und lohne ihm seine edle Freimüthigkeit. Lohne den Männern, die mit ihm zu einem Ziele wirken, und laß sie den schönsten Lohn in ihrem Bewußtseyn, ihre Pflicht redlich geübt zu haben, finden. Sie sind mit wohlthätigen Verbesserungsplanen zur Erziehung des Volks beschäftiget, die bald offen da liegen und ihnen den Dank der Mitwelt und Nachwelt erwerben werden. Du, großer Menschenfreund, Urborn des Lichts, erleuchte und stärke sie und alle ehrwürdigen Diener deines Worts in dieser Stadt, die so thätigen und rühmlichen Theil an der Bildung der reifenden und gereiften Menschheit haben, und mir alle so viel Liebes und Treues bewiesen! Aber erzeige auch Barmherzigkeit und Liebe, du, der du die Kindlein zu dir rufst und der Lehrer Stuhl über andere Stühle setztest, sämmtlichen Lehrern und Mitarbeitern in dieser Lehranstalt, die mich vom ersten Eintritt in ihre Mitte bis heute mit unwandelbarer Liebe, Treue und Einigkeit umfaßt und durch die redlichste Mitwirkung, Unterstützung, Stellvertretung, so viel nur immer an ihnen gewesen ist, Rosen ohne Dornen auf meinen Weg gepflanzt haben. Dank dir, Vater der Barmherzigkeit, daß die ich mir hier vor 13 Jahren mit dem ersten Handschlag verband, ihnen bis auf einen Vorausgegangenen auch allen noch heute die Hand des Danks und der Bruderliebe reichen kann. Auch die kleinsten Staaten und Gemeinwesen, wie unsere Schulanstalten sind, wachsen und blühen nur durch Einigkeit. Ist etwas Gutes, so lange ich an der Spitze dieser Schule stand, bewirkt worden, so wars nicht mein Werk, sondern das Resultat der hier so einträchtig und harmonisch wirkenden Kräfte. Nie, mit der strengsten Wahrheit darf ich das versichern, hab ich auch nur einen leisen Mißklang hier vernommen. Ich kann Ihnen, meine theuersten Herrn Amtsgenossen, für diese seltene Liebe und Treue weder danken, noch lohnen. Aber der im Himmel wohnet, und frommes Gebet erhört, wird Ihre stille, geräuschlose Wirksamkeit, die bisher oft den Lohn in sich selbst finden mußte und des Sonnenscheins entbehrte, der sich milder über benachbarte Fluren ergoß, mit der erquickendsten seiner Seegnungen lohnen. Dem alten Kriegshelden legt man ein Schwert auf den Sarg. Das Bild der in fünf Grundtönen zusammenklingenden Lyra, des Pentachords, möge man einst auf das kleine Haus mahlen, das uns zur Ruhe bringt. Seegen über diese ganze wichtige Pflanzschule der Tugend und Wissenschaft! Mögen aus ihr immer nicht nur vielwissende und vielseitiggebildete, sondern auch pflichtmäßig handelnde und fromme Jünglinge hervorgehn, und auf ihr nicht nur Bürger für den Staat, sondern auch für den Himmel gezogen werden! Ja, Seegen auch über meinen Nachfolger, wer er auch sei, dem ich so gern die Hand drückte, wenn ich nur wüßte, welche Hand ich ergreifen sollte. Du hast der Seegnungen so viele, Allvater! darum laß es auch dem Magistrat dieser Stadt, der so gern zum Ganzen mitwirken wird, wenn von einem Ganzen die Rede seyn kann, und der ganzen Bürgerschaft und allen Einwohnern dieser guten Stadt wohl gehen bis auf Kind und Kindeskind. Sie nahmen mich Fremdling alle so willig und freundlich auf und erzeigten mir überall nur Liebe und Wohlwollen, was kein Geld kauft und kein dankendes Wort belohnt. Gutes Weimar, immer möge Rath und Weisheit in deinen Mauern herrschen. Du magst nicht die geldreiche genannt werden, aber du wurdest schon lange unter allen deinen Mitschwestern die kunstreiche und geistreiche genannt. Von Osten und Westen mögen noch lange die Fremdlinge zu dir wallfahrten, die den Ring suchen, um welchen die drei Brüder uneins wurden. Blühe an Weisheit und Tugend, so wie du an Wissenschaft und Kunst blühest! Gottes Gnade und Barmherzigkeit, die kein Ende hat, sei über uns allen! Amen!

Morgenstunden einer reichen Römerin *).

Im königlichen Museum zu Portici, unweit Neapel, zeichnen sich unter den alten Gemälden, die aus den verschütteten Städten Herculanum und Pompeji gegraben und dort aufgestellt worden sind, vorzüglich vier kleine Stücke aus, die nicht, wie die übrigen, auf die festen Wände selbst gemalt, sondern besonders eingefaßt, und also schon vor anderthalb tausend Jahren von ihren damaligen Besitzern als größere Kostbarkeiten angesehen worden waren [1]). Das dritte von diesen Stücken versetzt uns durch seinen Anblick in das Putzgemach einer Herculanensischen Dame. Der neueste Schilderer dieser Sehenswürdigkeiten drückt sich folgendermaßen darüber aus. „Ein stehendes junges Weib läßt sich von einer Gespielin die Haare kräuseln. Eine dritte sitzt im selbigen Zimmer: neben ihr steht die vierte. Sie sind alle hübsch und wollüstig gekleidet [2])." Ich würde nach einer wiederholten Betrachtung der Abbildung dieses schönen und nur von oben etwas beschädigten Gemäldes in den Herculanischen Alterthümern **) die Scene, die hier vorgestellt wird, lieber so fassen: Es ist ein Familiengemälde einer Mutter mit ihren zwei Töchtern, die ihrer schönen Mutter vollkommen würdig, und, wie Augenzeugen des Originals versichern, in gewissen Familienzügen auch ähnlich sind. Die

---

*) Aus: Sabina oder Morgenseenen im Putzzimmer einer reichen Römerin, von C. A. Böttiger. Leipz. 1803.

1) Die neuesten Bemerkungen, die der gelehrte du Theil dem Pariser National-Institut über den wahren Zeitpunkt mitgetheilt hat, worin Pompeji, Herculanum und Stabiä völlig verschüttet worden sind (nach Chr. G. 471), kann allerdings die Ansicht sehr vieler für weit älter gehaltenen Gemälde und Antiken des Museums von Portici sehr verändern, und die bis zum Lächerlichen übertriebene Bewunderung derselben abkühlen, trifft aber auf keinen Fall diese schon aus weit früheren Zeiten abstammenden und schon im Alterthum aus einer andern Wand ausgeschnittenen vier Gemälde, die als Compagnons gedacht und erklärt werden müssen.

2) Reise in Deutschland, Italien und Sicilien von F. L. Graf von Stolberg Th. III. S. 88.

**) Pitture d'Ercolano t. IV. tab. XLIII.

Mutter sitzt auf einem etwas erhabenen und mit einem Fußtritt versehenen Sessel, wie sie in den Zimmern der Frauen damaliger Zeiten als ein wahres Ziergeräthe aufgestellt waren, und durch Bildhauerarbeit, goldene Leisten, und prächtige Decken und Matratzen diesen Namen auch vollkommen verdienten [3]). Sie hält mit der rechten Hand ihre jüngere Tochter zärtlich umfaßt, die sich in einer sehr anmuthigen Stellung zu ihr hinneigt und an sie anschmiegt. Auf der anderen Seite steht die ältere Tochter und läßt sich von einer Sclavin etwas an dem Hintertheile ihres Haarputzes zurecht legen. Der Putz ist übrigens schon vollendet, die Haare sind mit einem doppelten Bande zierlich umschlungen, vorn mit Putznadeln, deren Köpfe man nur sieht, aufgesteckt und fließen hinten in nachlässig herabrollenden Locken über die Schultern. Das feine Gewand mit der schöngestickten Einfassung, Ohrgehänge, Armbänder, alles deutet auf einen festlichen Tag. Vielleicht wird hier eine Braut zu ihrer Hochzeit geschmückt [4]). Dabei liegen auf einem zierlichen Tischchen unter einem Schmuckkästchen eine weiße und eine hellblaue Binde, und einige grüne Zweige, wahrscheinlich zu einem Opferkranze. Ueber dem Tischchen steht eine schlanke, niedlich ausgebogene Gießkanne. Kurz, das Ganze giebt uns eine Vorstellung einer Damen-Toilette aus einem Zeitalter und einer Gegend, wo Römische Prachtliebe mit Griechischem Geschmacke aufs Reizendste sich vereinigte.

Man hört so viel von der verschwenderischen Pracht und dem kostbaren Putze der Römerinnen in jenem Zeitalter sprechen, wo die Reichthümer und der Luxus einer ausgeplünderten Welt in Rom zusammengeflossen waren; wo die Welt von den stolzen Römern, und diese von ihren noch stolzeren Weibern beherrscht wurden. Mancher unserer Leserinnen dürfte daher doch wohl ein Blick auf die Morgen- und Toiletten-Stunde einer Dame aus jenen Zeiten eben so viel Unterhaltung gewähren, als die beliebte und belobte Lektüre eines Ritter- und Helden-Romans aus den Tagen unserer turnierenden Vorväter, oder eines Gespenstermährchens der Dame Radcliff, in dem nur die Verfasserin selbst das Gespenst ist, das man fürchtet. Sie erinnern sich vielleicht bei dieser Schilderung einer Römischen Damen-Toilette, etwas Aehnliches in Barthelemy's Reisen des jungen Anacharsis gelesen zu haben. Aber dort ist nur die Rede von den auf häusliche Eingezogenheit beschränkten Athenerinnen. In Rom war dies alles ganz anders. Was jetzt die stolzesten Fürstinnen, die hochgebietende Frau eines englischen Nabobs in Bengalen, und die launenhafteste Russische Knesin kaum in der übermüthigsten Herrscherlaune von ihren Dienerinnen verlangen dürften, und mit allen ihren Schätzen kaum bezahlen könnten, dies machte die Frau eines Römischen Senators, eines Römischen Ritters, der ganze Länder beraubt, Könige zu seinen Füßen gesehen, und hunderte von Sclaven und Sclavinnen aus den unterjochten Provinzen in seine Häuser und Landgüter nach Rom und Italien geschleppt hatte, alle Tage beim Erwachen in ihrem Hause möglich.

Ein ganzes Heer von Sclavinnen, wovon einer jeden ihr eignes Geschäft, ihr besonderer Wirkungskreis beim Ankleiden und Ausschmücken ihrer Gebieterin angewiesen war, warteten auf den Wink ihrer erwachenden Domina. So ließ sich die gnädige Frau von ihrem Hausgesinde sowohl, als ihren Liebhabern und allen denjenigen nennen, die ihrem drohenden oder erhörenden Blick auf Tod und Leben unterworfen waren [5]). Der große Sittenmaler Lucian hat uns von dieser Scene ein so treues und lebendiges Bild geliefert, daß ich mir den Dank manches Liebhabers gewiß zu verdienen hoffe, wenn ich diese Schilderung hier abschreibe, zumal da der verdienstvolle Uebersetzer des Lucian in unserer Sprache aus wichtigen, doch nicht in dieser Stelle liegenden, Gründen, dies ganze Gespräch unübersetzt gelassen hat.

„Sollte Jemand diese Damen, so spricht Lucian, in dem Augenblicke sehen können, wo sie sich endlich aus ihrem Morgenschlafe erheben, so sollte er sicher glauben, er begegne einer Meerkatze oder einem Pavian, mit welchen beim ersten Ausgange des Morgens zusammenzutreffen, wir im gemeinen Leben für eine sehr schlimme Vorbedeutung zu halten pflegen. Darum schließen sie sich auch um diese Zeit so sorgfältig ein, daß sie kein Männerauge erspähen kann. Nun treten sie in einen Kreis von dienstfertigen Mütterchen und Zofen ein, die sich alle um die Wette bemühen, die erstorbenen Reize auf dem Gesichte ihrer Gebieterin von den Todten zu erwecken. Sich den Schlaf aus den Augen mit frischem Quellwasser zu waschen, und dann rasch und munter an ein hausmütterliches Geschäft zu gehen, welch eine abgeschmackte, altväterische Zumuthung! Nein, da müssen vor allen Dingen allerlei Salben und Pulver aufgetragen, und Schönheitstincturen angestrichen werden. Das Ganze hat völlig das Ansehn eines öffentlichen Prunkaufzugs. Eine jede Zofe und Aufwärterin hat ein anderes Stück der Toilette herbeizutragen. Die eine bringt ein silbernes Waschbecken, die andere eine Bequemlichkeitsvase, die dritte eine Gießkanne, wieder andere Spiegel und Büchsen, so viel nur immer in einer Apotheke in Reih und Gliedern stehen können. Und in allen diesen ist nichts als Unrath, Lug und Trug enthalten, in der einen Zähne und Zahnfleischbeizen, in der andern schwarze Wimpern und Augenbrauen, und andere dergleichen Lumperei. Doch die größte Kunst und die meiste Zeit wird an den Haarschmuck verschwendet. Einige, die die Wuth haben, ihr natürlich schwarzes Haar in blondes und goldgelbes umzutauschen, färben es mit Salben, die sie dann in der Sonne am Mittag eintrocknen und einbeizen lassen. Andere, die sich ihr schwarzes Haar noch gefallen lassen, verschwenden daran das ganze Vermögen ihrer Männer, und lassen einem das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegen wehen. Da werden Brenneisen bei einem schmögenden Feuer warm gemacht, um damit krause Löckchen zu schaffen, die die Natur verweigerte. Da müssen die Haare weit in die Stirn herab bald bis in die Au-

---

3) Die Catheder der Frauen. Bei den Römerinnen hießen diese etwas erhabenen Familiensessel in ihren Zimmern Cathedra. Wenn der Epigrammendichter Martial einen Stutzer schildert, so sagt er IV, 79, er treibe sich den ganzen Tag zwischen den Cathedern herum, d. h. an den Putzstühlen und Toiletten der Damen. Wahrscheinlich nehmen manche junge Herren auf unsern Universitäten dies Wort noch in dieser ächt Römischen Bedeutung. Es ließe sich auch nach Chimentele de honore bisellii und Scheffer de re vehiculari II, 4. p. 64 ff. über die Cathedra eine sehr unterhaltende Abhandlung schreiben. Ein englischer Upholsterer (Möblirer) kann über die passendste und eleganteste Form der neuesten Modegefühle nicht mehr klügeln, als es die Römerinnen mit ihren cathedris thaten. Da man im Alterthum fast alles liegend auf den Knieen schrieb und las (weswegen es ein großer Verstoß gegen das Costum ist, wenn neuere Künstler alte Dichter oder Schriftsteller an einem Schreibetische sitzend vorstellen — nur lehrend saßen sie auf einem hemicyclio. S. Visconti zu Pio-Clementin. T. III. p. 18, übrigens schrieben sie alles liegend in lectulo lucubratorio), so war diese Positur den Damen etwas unbequem. Daher wurden die Armlehnen an den Cathedern so eingerichtet, daß sie zugleich zu einem Secretär, Schreibepult, dienten. Man sehe Passerat zum Propert. IV, 5, 37, wo die Kupplerin den Unterricht an ein Buhlschwesterchen ertheilt, sie müsse, während der Liebhaber schmachtend da kniee, etwas zu schreiben scheinen: posita tu scribe cathedra Quidlibet. Daß der Toiletten-Apparat darauf ausgelegt werden konnte, sieht man aus Phaedrus III, 8. ubi vid. VV. DD. Da man sich auch darin tragen ließ, so mußten sie Leichtigkeit mit Eleganz verbinden. Es scheinen daher die Rücken- und Armlehnen zuweilen auch aus zierlichem Flechtwerk oder aus Weidenzweigen korbartig gemacht gewesen zu seyn. Daher Plinius in einer Stelle, die jetzt noch aus Handschriften Verbesserung erwartet, XVI, 37, s. 63. von der Weidenruthe sagt, sie wäre: in delicias supinarum cathedrarum aptissima. Uebrigens ist diese cathedra nur eine Abart des Griechischen θρόνος. Theocrit. XIV, 39 nennt sie δίφρακ. Man vergleiche die Griechischen Scholien.

4) Brautschmückungen kommen besonders auf den Griechischen Vasengemälden sehr häufig vor, wo man dies Sujet gewöhnlich für solche Vasen gewählt zu haben scheint, die der Braut zum Hochzeitsgeschenke gemacht werden sollten. Man sehe z. B. in Tischbeins neuesten Sammlungen, Recueil de gravures d' après les vases antiques T. I. pl. 3. 47. Th. II. pl. 34. 36. S. Böttigers Vasenerklärungen Heft I. S. 140 ff.

5) Die Miß in her teens, oder die Tochter eines Römers von ihrem vierzehnten Jahre an wurde schon Domina, d. h. mein gnädiges Fräulein! genannt. Dies lernen wir aus dem griechischen Sittenbüchlein des Philosophen Epictet (Enchiridion cap. 62), der dabei die unartige Bemerkung macht, daß man die Weiber blos darum in der Titulatur zu Gebieterinnen mache, weil man ihre Ohnmacht nicht fürchte, und weil sie doch nur durch Kunst der Toilette gefallen und herrschen könnten. Fürwahr, eine solche Ungehörigkeit konnte doch nur ein bärtiger, ungeschliffener Stoiker über seine Zunge kommen lassen! Der Titel domina stieg bald bis zur niedrigsten Volksklasse herab, und so groß der Zwischenraum zwischen einer ci-devant Madame Royale und einer Madame des halles in dem anterevolutionären Paris war; so unermeßlich und noch unermeßlicher war der Abstand zwischen der Domina, wie die Kaiserinnen selbst auf Münzen und Inschriften genannt wurden (s. Spanheim de praest. numism. T. II. p. 487.), und einer Domina, wie sie sich beim Petron (cap. 62. p. 330. ed. Burmann.) aus Ueberfüllung an einem Bärenbraten besp..t. Vergl. Gruteri Inscriptt. p. DCCCXL, 8, wo ein ganz gemeiner Römer, wie es scheint, seiner seligen Frau zuruft: FAVE DOMINA. VALE DOMINA.

genbrauen gezogen werden, damit der Tummelplatz für die Liebesgötterchen auf der Stirne ja nicht zu groß sei. Hinten aber wallen in stolzen Buckeln die Locken über den Rücken herunter [6]).“

Aber hat hier nicht Lucian die Farben zu stark aufgetragen, und den armen Frauen seines Zeitalters zu viel gethan? Ich dürfte mich vielleicht, um die Glaubwürdigkeit des Satyrikers zu retten, der bei dem Reichthum seines Witzes überhaupt nur selten zu jenem Nothbehelf des Mangels und der Carricatur, der Uebertreibung, seine Zuflucht nimmt, auf einige sehr ehrwürdige Kirchenväter des zweiten und dritten Jahrhunderts, besonders auf den Zuchtmeister des Clemens von Alexandrien, und auf den Tertullian berufen, der eine eigne, zur Bekanntschaft mit den hoffärtigen Ueppigkeiten seiner Zeit ganz unentbehrliche Schrift, über den Putz der Frauen, geschrieben hat. Aber ich besorge auch hier den Einwurf zu hören: Das sind Strafprediger, und diese Herren nehmen, wie bekannt, in ihrem Eifer die Sache auch nicht immer so genau. So mögen es denn die Leserinnen ihrer eignen Hartgläubigkeit zuschreiben, daß ich sie vielleicht länger bei dieser vornehmen Morgen-Toilette zu verweilen ersuche, als ihnen selbst lieb ist, und sogar ihre Augen hie und da mit gelehrten Citaten belästigen muß.

Unsere Domina — sie mag, doch ohne Präjudiz aller Römischen und nicht Römischen Damen gleiches Namens, Sabina heißen — konnte bei ihrem Erwachen aus dem letzten süßen Morgenschlummer gar kein anderes, als ein höchst widerwärtiges und zurückschreckendes Ansehen haben. Freilich ist der Ausdruck unseres Lucian mit der Meerkatzen-Physiognomie eben nicht der zarteste und gewählteste. Aber man urtheile selbst. Sie hatte, nach damaliger Sitte, Abends vor Schlafengehen sich über das ganze Gesicht einen Teig von Brod, das in Eselsmilch aufgefeuchtet wurde, über das Gesicht legen lassen. Die Erfinderin dieses Schönheitsmittels war die berüchtigte Poppäa, die Gemahlin des Nero, gewesen, und man nannte diese Brod-Incrustation, wodurch die Haut außerordentlich weich und zart erhalten wurde, nach ihrem Namen. Die Nacht über war natürlich dieser Schönheitskleister auf dem Gesichte eingetrocknet, und gab nun beim Erwachen ihrem Angesichte das Ansehen eines zersprungenen und zerborstenen Kalk- oder Gyps-Ueberzuges, womit ihn auch der Römische Satyrendichter, dem wir die genaueste Nachricht hierüber verdanken, ausdrücklich vergleicht [7]). Rechnen wir nun den Umstand dazu, daß unsere Dame, wie wir bald genauer sehen werden, noch vor Schlafengehen einige sonst sehr wesentliche Bestandtheile des menschlichen Antlitzes, als da sind Augenbrauen, Zähne, Haare u. s. w., mit ihren übrigen Kleidern ausgezogen hatte, und also auch von dieser Seite mehr dem Todtenkopfe einer schönen Frau, über den Hamlet dort in der Todtengräber-Scene so herzangreifende Betrachtungen anstellt, als dem lebendigen Modell einer Venus des Praxiteles glich, so begreift man auch wohl ohne meine weitere Erinnerung, daß die Vergleichung Lucians mit einem Thiere, das schon der alte Dichter Ennius eine Carricatur des Menschen genannt hat [8]), wo nicht die ausgesuchteste und galanteste, doch die treffendste und pikanteste war, die sich hier machen ließ.

Doch ehe Sabina noch zu ihrer Toilette eilte, hat schon die vielgeplagte Smaragdis, ihr eigentliches Leib- und Kammermädchen [9]), zur Verehrung der Göttin Cloacina einige Dienstleistungen vollendet, die der Uebermuth jener alten Herrscherwelt von ihren Sclaven und Sclavinnen durch ein Schnippchenschlagen mit den Fingern forderte [10]). Auffallend ist daher der Anblick, gleich hinter der Sabina, so wie sie die Vorhänge von dem Eingange ihres Schlafzimmers zurückschlägt [11]), um in das Anputzzimmer zu treten, noch eine Sclavin herauszutreten zu sehen, die in der rechten Hand ein Nachtbecken aus Murrhinit-Masse [12]) trägt, während ihr über der Linken

---

6) Aus dem Gespräche Lucians, Amores oder die Liebkosungen betitelt, T. II. p. 440 ff. ed. Wetsten. Man vergesse nur nicht, daß Lucian in den meisten seiner Schriften keineswegs griechische Sitten schildert, sondern die Sitten seiner Zeitgenossen in der Römischen Welt unter den Antoninen.

7) Juvenal. VI, 467 nennt diese Poppaeana ganz bestimmt einen Kalkanwurf (tectorium):

Interea foeda aspectu, ridendaque multo
Pane tumet facies —
Tandem aperit vultum et tectoria prima reponit,
Incipit agnosci.

Man bediente sich außer dieses fetten Teigs nach einer andern aus Bohnenmehl und Reiß gekneteten Masse (lomentum), durch die man die Haut zu entrunzeln und zu glätten suchte. Die Nachtmasken unserer Damen aus feinem Leder sind doch in der That gegen diese Kleisterüberzüge noch eine wahre Bequemlichkeits-Erfindung.

8) Simia quam similis turpissima bestia nobis. Beim Cicero de nat. Deor. I, 35.

9) In einer, wie es scheint, sehr lückenhaften, Inschrift beim Gruter p. DLXXXVI. 5. kommt eine cubicularia Zmaragdis vor. Fabretti's Bemerkungen zu dieser Inschrift ad column. Trajanam p 184. begegnen noch gar nicht allen Schwierigkeiten dieses sonderbaren Gedächtnißsteins.

10) Nachttopf-Sclaven. Da die Frage, die der Satyren-Dichter Juvenal eine Römerin einmal in vollem Ernste thun läßt: Ist denn der Sclav' ein Mensch? überall als Grundmaxime ihres Betragens gegen die Sclaven, wo nicht mit Worten, doch durch Handlungen, sich aussprach, so machte es einen Theil des herrischen Betragens im Alterthum aus, die Befehle an Sclaven blos durch Winke und Zeichen auszudrücken. Daher denn der fromme Clemens von Alexandrien in seinem Zuchtmeister (Paedagogus II, 7. p. 174. Sylb.) das Schnalzen mit der Zunge, das Pfeifen, und das Schnippchenschlagen mit den Fingern, wodurch man die Sclaven ruft (οἱ διὰ τῶν δακτύλων ψόφοι, τῶν οἰκετῶν προκλητικοὶ), als ein Betragen mißbilligt, wodurch die Menschen, die doch mit Vernunft begabt wären, zu unvernünftigen Thieren herabgewürdigt würden. Das Schnippchenschlagen (digitis concrepare), welches bei uns öfter ein Zeichen des Spottes ist, war bei den Alten überhaupt ein Ruf, ein Zeichen, daß man kommen sollte. Siehe Brockhuys zu Tibull. I, 2, 35. Aber eine ganz besondere Bedeutung hatte es, wenn der Herr während der Mahlzeit oder des Nachts damit ein Zeichen gab. Dann kam der darauf abgerichtete Sclav dem natürlichen Ausleerungsdrange seines Herrn sogleich durch Unterhaltung eines Gefäßes zu Hülfe, das oft seinem Material nach eben so kostbar, als seiner Bestimmung nach unedel war. Die bekannten Worte aus dem Gastmahl des Trimalchio beim Petron. c. 27. p. 97. Burmann. Trimalchio homo lautissimus digitis concrepuit, ad quod signum spado matellam ludenti supposuit, werden durch mehrere Epigramme Martials bestätigt. Die Stellen hat schon Ramirez de Prado zu III, 82. p. 278 gesammelt, wo ein Verschnittener delicatae sciscitator urinae, „der dem zarten Urin mit weisen Berührungen nachspürt,“ bei einem ähnlichen Gastmahle vorkommt. Am stärksten sagt es ein Epigram des Dichters auf den Nachttopf, der selbst redend eingeführt wird XIV, 119.

Wenn das Schnippchen erklingt und der Sclav mich zu bringen gesäumt hat,
Fließet dem Kissen oft zu, was nur der Schale gehört.

Diese ganze Unsitte muß übrigens in den Tischgebräuchen der Griechen ihre Erklärung finden. Es ging bei ihnen zu, wie bei den Engländern, wenn sich die Damen entfernt haben, und nun dem Bacchus geopfert wird. Bei den Griechen kam die ehrbare Frau gar nicht zur Männermahlzeit, bei den Britten entfernt sie sich, um das Bacchanal nicht zu stören. Da standen nun den Gästen auch Nachttöpfe zur Bequemlichkeit in Bereitschaft, wie jetzt noch bei den Bullengelagen (niedersächsisches Wort für Mahlzeit, wo blos Männer speisen) in England. Schon Aeschylos und Sophokles sprechen in ihren satyrischen Dramen von Nachttöpfen, die sich die Gäste einander an die Köpfe warfen, beim Athenäus I, 30. p. 64. Schweigh. Später nahm man nun noch von den üppigen Orientalen den wollüstigen Uebermuth an, sich durch schöne junge Sclaven während des Trinkgelags auch hierin Handreichung leisten zu lassen. Aber auch die Alten fühlten das Empörende dieser Abwürdigung. Ein in die Sclaverei verkaufter Spartanischer Jüngling stürzte sich vom Dache, um dieses Dienstes überhoben zu seyn. S. Plutarchs lakonische Apophthegmen in Variis 35. T. I. P. II. p. 934. Wyttenb. Epictet untersucht in seinen Dissertationen beim Arrian. I, 2, 8. sehr genau die kritische Frage, ob sich ein Sclav dazu entschließen könne, seinem Herrn den Nachttopf vorzuhalten, wo Upton's Anmerkung p. 29 ed. Schweigh. zu vergleichen ist. Aus einer andern Stelle dieser stoischen Unterhaltungen I, 19, 17 sieht man, daß der Kaiser eigne Sclaven ἐπὶ τοῦ λασάνου hielt. Das königliche Frankreich sah noch wunderbarere Dinge, eine Hofdame vom ersten Range dem Könige Ludwig dem Sechszehnten die Kammerdienste auf dem geheimen Cabinet leisten. S. Soulavie's Memoires historiques du règne de Louis XVI. T. III. p. 48.

11) Die Alten hatten im Innern der Gebäude fast nirgends eine Thür, sondern bloße Gardinen und Teppiche zu Vorhängen. Daher die umhängenden Tapeten auf alten Denkmälern (παραπετάσματα), um innere Zimmer anzudeuten. Daher die velarii in großen Palästen, die eine eigne Bedienung ausmachten. Die hieher gehörigen Stellen hat außer Sagittarius auch schon Pignori gesammelt de servis p. 227 sqq. Vergl. Winkelmann Storia delle Arti T. III. p. 69. ed. Fea.

12) Gegen silberne Nachttöpfe, als eine sehr gewöhnliche Sache, eifert schon der Kirchenvater Clemens. Man sehe die Erklärer des Petron. c. 27. p. 96. Man machte sie auch aus der köstlichen Composition, die unter dem Namen korinthische Bronze im Alterthum bekannt war, und Cicero spottet daher schon über die damaligen Connoisseurs, die die ächte Composition an einem solchen Gefäße durch den oxydirten Geruch des Metalls erprobten. Parad. V, 2. Vergl. N. Teutscher Merkur 1800. Mai. S. 225

eine Perlenschnur hängt, die ihre Gebieterin so eben abgenommen hat. Denn selbst im Schlafe gehorchten jene putzliebenden Damen noch dem allmächtig gebietenden Verschönerungstriebe, und hatten zum Nachtgebrauch eigene Perlenschnuren an Goldfäden gereiht [13]), so wie es vor einiger Zeit, da der Schmelz (jai) an der Tagesordnung war, unter uns Damen gegeben haben soll, die selbst ihre Nachthauben mit Schmelz zu besetzen pflegten [14]). Nun ist freilich zwischen der Schnur von ächt orientalischen Perlen, wie sie Sabina selbst zum Nachtgebrauch hat, und der wohlfeilen Schmelzbesetzung ungefähr derselbe Unterschied, der zwischen einem Diadem mit Edelsteinen auf dem Kopfe einer Dame in der ersten Rangloge im Theater des Arts, und dem Kopfschmuck einer Spanischen Maja (Stutzerin) Statt findet, die sich bei einer Nachtpromenade im Prado von Madrid statt der Topasen und Hyacinthen leuchtende Johanniswürmchen ins Haar gesteckt hat.

Indem nun Sabina in ihr Dressing-room oder Ankleidezimmer selbst tritt, und von dem schon stundenlang auf sie wartenden Schwarm von Sclaven und Aufwärterinnen in Empfang genommen wird, winkt sie der Sclavin, die das Amt der Thürsteherin vor ihrer Antichambre hat [15]), und stellt selbst die Befehle, welche Kaufleute, Wahrsager, Unterhändlerinnen und Briefträgerinnen jetzt allein Zutritt erhalten können. Für jeden anderen Besuch ist Sabina krank, oder noch nicht aufgestanden. Wer wollte sich auch in solchen Ergänzungen und Zubereitungen, als hier erst noch veranstaltet werden sollen, von uneingeweihten Augen belauschen und in einer solchen Blösse erblicken lassen? Ist sie doch von jeher die gelehrigste Schülerin des großen Meisters in der Kunst zu lieben gewesen, und dieser rief auch ihr die klugen Vorsichtsregeln ins Ohr [16]):

Niemals komme das Töpfchen zur Schau, das die Schönheit bewahret,
Eurem Geliebten! es hilft nur die verheimlichte Kunst.
Ekelhaft ist die Hefe, womit dein Gesicht du bestreichest,
Wenn sie von Wärme gelöst dir von den Wangen enttroff. —
Hirschmark in Gegenwart Andrer zu nehmen, geziemt nicht den Mädchen,
Noch sich zu reiben den Zahn, wenn er der Glättung bedarf.
Alles dienet zur Schönheit. Doch ist's kein reizender Anblick,
Das entstehen zu sehn, was nur entstanden gefällt.
Jene Natur, die mit dem Namen des künstlichen Myron
Prangt, war ein roher Stein, war ein unförmlicher Klotz. —
Besser ist's, wir glauben, du schläfst, indem du dich schmückest.
Nach vollendetem Putz siehst du, ein Meisterwerk, da.
Alles frommt nicht, den Männern zu sehn. Das Meiste von deinen
Sächelchen ekelt uns an, wird es von innen geschaut.

Gewiß auch Sabina weiß, daß in diesen ersten Momenten der Schönheitsschöpfung der Toilettenbesuch von einem jungen Herrn die gefährlichsten Geheimnisse entdecken würde. Auch ihr ist von einer verschmitzten Alten nicht umsonst erzählt worden, daß Amor davon flog, als ihn die allzuneugierige Psyche mit der verrätherischen Lampe beleuchtete.

Kaum ist die Domina in den zahlreichen, ängstlich harrenden Kreis ihrer Zofen und Schmuckbereiterinnen eingetreten, so tritt jede in ihre eigne Funktion ein, jede bestrebt sich, durch pünktlichste Beobachtung ihrer Pflichten und die gewandteste Behendigkeit ihrer Gebieterin auch nur einen huldreichen Blick abzugewinnen. Wie einst, nach der Aussage der alten Geschichtschreiber, in Aegypten ein jeder einzelne Theil des menschlichen Körpers seinen Arzt hatte [17]), so daß die Ohrenärzte, Augenärzte, Zahnärzte, Klystierärzte, Fußärzte u. s. w. ihre eignen, von keinem ihrer Halbcollegen zu überschreitenden Grenzen und Territorialgerechtsame auf dem Flächeninhalte des menschlichen Körpers streng in Obacht nahmen: so ist auch hier für jedes Schmuckgeräthe, für jedes einzelne Putz- und Kleidungsstück, ja für jeden Theil des zu ergänzenden, auszuglättenden, anzumalenden und aufzuputzenden Körpers eine eigene Sclavin bestimmt, die nie etwas anderes, als dies Geschäft zu thun, aber auch bei der geringsten Vernachlässigung in demselben augenblickliche, strenge Züchtigung zu erwarten hat. Dies ganze Heer von Sclavinnen ist, um der gehörigen Ordnung willen, wieder in kleinere Geschwader und Rotten abgetheilt. Sie treten jetzt gleichsam compagnienweise auf [18]).

Treten also zuerst in Reih und Gliedern auf die Schminkmädchen, die Weiß- und Rothauflegerinnen, die Augenbraun-Malerinnen und die Zahnputzerinnen. Man begriff die sämmtlichen Geschäfte dieser Klasse mit dem Griechischen Kunst- und Mode-Ausdruck Kosmetik [19]). Denn so wie an den Toiletten gewisser deutscher Damen noch vor Kurzem nur das ächt gestempelt und schön war, was in der Sprache des Franzmanns ausgedrückt und von Paris benennt werden konnte, so affectirten die Römischen Damen durchaus Alles, was zu ihrem Putz gehörte, Griechisch zu benennen, die Aufwärterinnen und Putzmädchen hatten Griechische Namen, wenn sie auch ehrliche Dörferinnen, im nächsten Vorwerke geboren und auferzogen waren, und eine Schminke hätte sich sehr schlecht empfohlen, die nicht in einem Schächtelchen oder Büchschen mit einer Griechischen Aufschrift überbracht worden wäre. Also die Mädchen, von denen hier die Rede ist, heißen Kosmeten, und sind von den Haarputzerinnen und Haarfärberinnen sehr genau zu unterscheiden, die wiederum eine ganz eigne, für sich bestehende, Klasse ausmachen. Scaphion [20]), ein Mädchen mit einem Becken, worin ganz frisch gemolkene, laue Eselsmilch [21]) be-

---

und Scherers Grundriß der Chemie (Ausg. von 1800) S. 318. Die Vasa murrhina sind nach der mit Recht bezweifelten Hypothese des Grafen von Veltheim in seiner Schrift über die Murrhiniten, in der Sammlung seiner Aufsätze Th. I. S. 185 ff., chinesische Speckstein gewesen. Der Gebrauch, der hier davon gemacht wird, stände jener Behauptung nicht entgegen. Denn warum sollte Sabina, die überall eine so große Freundin des Orientalismus ist, diese damals in Rom für äußerst kostbar gehaltene Masse nicht noch dem Silber vorgezogen haben? Uebrigens bemerkt schon Ulpian in den Pandecten, daß das Silber, was zu dem Nachtgeschirr der Damen (scaphia) gebraucht werde, nicht zum eigentlichen Silbergeschirr zu rechnen sey.

13) Diese thörichte Sitte straft Plinius XXIII, 3. S. 12. inserta margaritarum pondera e collo dominarum auro pendeant, ut in sommo quoque unionum conscientia adsit. Träumend und wachend wollten also diese Frauen mit Perlen bedeckt seyn.

14) S. Journal des Luxus und der Moden 1801. April. S. 221.

15) Sie heißen Janitrices. Siehe Pignori de servis. Die Mädchen waren auch sonst zum Horchen und zum Verschicken gut zu gebrauchen. Einer solchen bediente sich z. B. die Frau des Landpflegers von Judäa. S. Johannes XVIII, 16. 17.

16) Ovids Kunst, zu lieben III, 209—230. Die von Strombeckische Uebersetzung (Göttingen 1795) konnte wegen ihrer Härte nur wenig gebraucht werden. Uebrigens verdienet diese Kunst zu lieben wegen ihrer wahren Originalität und als das lebendigste Sittengemälde des Augusteischen Roms gewiß einen weit höheren Rang unter dem wenigen, was die Kamönen nicht blos durch Griechischen Mund den Römischen Sängern offenbarten, daß nur eine einseitige und engbrüstige Moral bis jetzt eine klassische Bearbeitung dieses in seiner Art einzigen Lehrgedichts verhindern konnte. Sehr fein und gegründet ist Manso's Bemerkung über den Zweck, der dem ganzen Plane des Gedichts zum Grunde liegt. Nachträge zu Sulzers Theorie B. III. St. II. S. 339.

17) Herodot. II, 84. Vergl. Sprengels Geschichte der Arzneikunde Th. I. S. 78, neuere Ausgabe. Die Aegypter behandelten also den menschlichen Körper, wie die guten Fabrikanten ihre Fabrik-Operationen. Herr Remnich hat in seiner Reise durch England im Sommer 1799 sehr gut gezeigt, daß die möglichste Vertheilung der einzelnen Theile des Fabrikats unter einzelne Fabrikanten, die ihr ganzes Leben hindurch nur dies thun, die Hauptursache der Vortrefflichkeit englischer Fabrikate sey.

18) Man halte dies ja für keine Uebertreibung. Wer die bei Lorenz Pignori in der gelehrten Schrift über die Sclaven der Römer (de servis ed. II. Batav. 1656.) S. 191—204, die Anmerkungen des Reinesius Ad inscriptt. Cl. I 89. p. 125. und Gori zu dem im vorigen Jahrhundert erst entdeckten und beschriebenen Columbarium Liviae Augustae zu vergleichen und die daselbst angeführten Stellen zu prüfen die Gelegenheit hat, wird zu allen die Belege finden. Eine Römische Dame aus den Zeiten, wo wir unsere Sabina hinversetzen, hatte mindestens 200 Freigelassene und Sclavinnen zu ihrer täglichen Bedienung.

19) Ovid hat eine Schminkkunst gedichtet, wovon aber nur die ersten hundert Verse auf unsere Zeiten gekommen sind. Die Kosmetik macht einen eignen Theil der alten Arzneikunde aus, worüber schon im Alterthum zwei Leibärzte, Archigenes am Hofe der Cleopatra, und Briton am Hofe der Plotina, der Gemalin des Kaisers Trajans, ihren erlauchten Gebieterinnen eigene Werke zugeschrieben haben. S. Fabricius bibliotheca Gr. Vol. XII., 688 sqq. Man vergleiche, was der gelehrte Arzt Triller in Wittenberg in einer besonderen Abhandlung gesammelt hat: de remediis veterum cosmeticis eorumque noxis. Vit. 1757. 4.

20) Das Wort heißt im Griechischen ein Becken; als Name eines Putzmädchens steht es in einem Lustspiele des Plautus: das Gespenst (Mostellaria) I., 3, wo eine Griechische Putzscene auf dem Theater vorkommt.

21) Eselsmilch, ein Conservationsmittel. Die Eselsmilch ist schon im Alterthum nicht blos als ein Restaurationsmittel der Lungen, sondern auch der Haut angesehen worden. Man hatte über ihre Zartheit die sonderbarsten Sagen. So erzählt der christliche Sophist Synesius in einem Briefe, den uns Fabricius biblioth. Gr. T. VIII. p. 246 ed. pr. aufbewahrt hat, daß sie sich,

findlich ist, wäscht der Gebieterin mit einem Schwamme die übernächtigen Brodkrusten aus dem Gesichte. Was sie hier abwischt, heißt in der Kunstsprache Katayλasma; die Seifenkugeln und Essenzen, womit die Haut glatt und gleißend gemacht wird, sind hier unter dem Namen Smegmata [22]) gekannt. Die einzelnen Benennungen dieser Seifen und Schönheits-Essenzen weitläufiger anzuführen, würde eine eben so trockene als undankbare Unterhaltung gewähren. So viel ist indeß aus allen Nachrichten gewiß, daß auch in diesem Stücke, so wie überhaupt in allen Salben und Specereien, die nicht durch chemische Zubereitungen ihre Vollkommenheit erhalten dürfen, die Alten an Erfindsamkeit unseren Zeiten durchaus nichts nachgegeben, sie aber in Vielem noch weit übertroffen haben. Ein Zeitgenosse des Cicero, Varro, nannte in seinen Satyren eine solche runzelvertreibende Hautsalbe sehr komisch einen Lederspanner, womit die Schuster das Leder auszudehnen und über den Leisten zu schlagen pflegen [23]). Phiale heißt die zweite Sclavin, die das zweite Geschäft der Schminke besorgt, und nun die rein gewaschenen und ausgeglätteten Wangen mit Weiß und Roth anmalt [24]). Doch darf sie diese kosmetische Operation nicht eher vornehmen, als bis sie vorher einen metallenen Spiegel angehaucht und diesen der Gebieterin zum Beriechen dargeboten hat. Dadurch erkennt Sabina, ob das Mädchen einen reinen wohlriechenden Speichel im Munde führt, und die ihm regelmäßig vorgeschriebenen Pastillen früh gekaut hat. Denn mit Speichel muß Phiale nun die Schminke erst anreiben und so auftragen, wenn sie die gehörige Glätte und Dauer auf den Wangen der Domina erhalten soll [25]).

Die Schächtelchen und Muschelchen und der ganze Apparat, womit schon damals die Frauen Gottes Schöpfung verpfuschten, um mit Hamlet zu reden, ruhen in zwei Kästchen aus Elfenbein und Bergkrystall, die damals unter dem Griechischen Namen Narthekia ein kostbares Stück der weiblichen Toilette ausmachten [26]). Gewiß werden meine Leserinnen mir nicht die Unbedachtsamkeit zutrauen, daß ich hier öffentlich alles verrathen würde, was das Genie erfinderischer Damen in diesen Büchsen und Kästchen so sorgfältig verborgen hielt. Man kennt ja das englische Volksmährchen, welches erzählt, daß einem Handwerksburschen, der die schöne Lady Godiva, als sie nackend durch Coventry ritt, durch einen Fensterladen beguckte, die Augen, wie die alte Ueberlieferung sagt, den Augenblick ausfielen [27]). Der zuckende Thomas von Coventry (the peoping Tom of Coventry) sey jeder sträflichen Neugier ein warnendes und schreckendes Beispiel. Nur so viel sey mir im Allgemeinen anzudeuten erlaubt, daß außer dem saturninischen, ätzenden Bleiweiß, welches auch schon damals ein sehr beliebtes Schminkmittel war, fast alle übrige Schminken aus dem unschuldigeren Pflanzen- und Thierreiche genommen [28]), und also weit weniger zerstörend und anfressend waren, als die berüchtigten Schönheitsmittel unserer Tage [29]); und so konnte nach der bekannten Fabel Psyche auch damals schon die Schönheit für ihre strenge Frau Schwiegermutter in einem Büchschen aus der Hölle holen, wo solche Mixturen doch eigentlich nur gekocht werden sollten.

Während die geschäftige Phiale mit dieser Malerei alle Hände voll zu thun hat, wartet auch schon die dritte Sclavin, Stimmi ist ihr Toilettenname, mit einer Muschel in der linken Hand, worin eine feine Schwärze von gepulvertem Bleiglanz (galene de plomb), die wie Ruß aussieht und auch wohl schlechtweg Ruß (fuligo) genannt wurde, eingerieben und mit Wasser angemacht ist, und in der Rechten eine Art von Nadel oder Pinsel haltend. Was nämlich jetzt noch im Orient einen Hauptgegenstand der weiblichen Verschönerungskunst ausmacht, schwarze Augenwimpern und Augenbrauen, die in zwei schön gewölbten Halbkreisen an der Nasenwurzel eng an einander laufen und sich gleichsam begegnen [30]), war auch schon bei den alten Griechinnen und Römerinnen ein unerläßliches Erforderniß einer schönen Frau; und so wie in den Harems der Türken die Frauen oft Stunden lang damit zubringen, mit einem schwarzen Staub, den sie Surmé nennen, sich Wimpern und Augenbrauen anzumalen [31]): so war dies auch ein vorzügliches Toilettenge-

---

wenn man sie aufhübe, in wenig Tagen selbst verzehre. Nullum celerius evanescit sagt schon Plinius XXVIII, 10. S. 65. Wider die Auszehrung verschrieben sie schon die alten Aerzte. S. die Epitome des Theophanes Nonnus c. 133. p. 419. ed Bernardi, und aus des Vigneuil Marville Melanges T. II. p. 129 ist bekannt, daß der berühmte Arzt Guy Patin in Paris schon zu seiner Zeit die Bemerkung machte, daß in Paris viele Personen durch eine jährliche Eselsmilchkur das achtzigste Jahr erreichten. Die Hauptstelle über die Eselsmilch, als kosmetisches Mittel, ist beim Plinius XXVIII, 12. S. 12: Cutem in facie erugari et tenerescere et candorem custodire lacte asinino putant. Dabei führt er den lächerlichen Aberglauben an, daß einige Weiber sich gerade siebzigmal des Tages mit der Eselsmilch bäheten und wuschen, weil man diese Zahl auch im Alterthume für eine sehr vollkommene Stufenzahl hielt. Die Geschichte mit der Poppäa, die sich große Heerden von Eselinnen auf ihren Reisen nachkommen ließ, um sich in Badewannen voll Eselsmilch zu baden, ist aus dem Plinius XI, 41, und andern Schriftstellern bekannt. S. Reimarus zum Dio. T. II. p. 1024. 146. Wir werden auch unsere Sabina davon Gebrauch machen sehen, wenn wir in der Fortsetzung dieser Scenen auf die Badebesuche kommen. Natürlich hat man auch dies, wie billig, den Eseln zum Verdienste anzurechnen gewußt. So hat der gelehrte Pariser Professor Jean Passerat in seiner mit eben so viel Laune als Belesenheit geschriebenen Lobrede auf den Esel (Encomium asini) auch die Wundereigenschaften seiner Milch in Anschlag zu bringen nicht vergessen, und der in der Künstlerwelt berühmte Director der königlichen Akademie zu Neapel, W. Tischbein, hat in seiner komischen Thier-Epopöe: Geburt, Schicksal und Tod eines Esels (eine Gallerie allegorischer Zeichnungen, worin das Leben eines Esels in allerlei Situationen dargestellt wird), auch eine Eselsmutter vorgestellt, die vor dem Hause eines reichen Kanonikus gemolken wird, um ihm zu den Liebkosungen der niedlichen Mädchen, die an seiner Hausthüre die gemolkene Milch in Empfang nehmen, noch länger Kräfte zu verleihen. Schade, daß diese Zeichnungen sich bis jetzt blos noch in den Portefeuillen des Künstlers befinden.

22) Saumaise zu den scriptt. hist. Aug. T. I. p. 42.

23) Festus s. v. tentipellium.

24) Der Name Phiale, als einer schmückenden Zofe gehörig, kommt beim Ovid vor in den Metamarphosen III, 172.

25) Schminke mit Speichel. Die Alten hatten ein ganzes Receptbuch, wobei immer der Speichel des Menschen das Hauptingredienz war, besonders der Speichel einer nüchternen Frau. S. Plinius XXVIII, 7. S. 22, mit Harduins Anmerkung. Es ist merkwürdig, daß das altfranzösische fard, welches Menage im Dictionnaire Etymologique p. 305 fälschlich von fucus ableitet, vom Italiänischen farda, schleimichten Speichel, abgeleitet werden muß, weil, wie Grandi in seinem Briefe an Ludolf sehr gut bemerkt, die Weiber den Mercuriussublimat, woraus die Schminke besteht, mit Speichel mischten. Daher sagt Ariost in seiner ersten Satyre:

Voglio che si contenti della faccia
Non sa ch' il liscio e fatto col salivo
Delle Giudee ch' il vendon, ne con tempre
Di muschio ancor perde l'odor cattivo.

26) So nannte man nicht blos die Salben-, sondern auch die Schminkkästchen. S. zu Martial. XIV, 75. Daß in dem Museum zu Portici noch jetzt ein solches krystallenes Kästchen, durch welches die Schminke vollkommen wie Rouge de Paris aussieht, von den Fremden bewundert wird, ist bekannt.

27) Sie Küttners Beiträge zur Kenntniß Englands St. VIII. S. 45.

28) Die Grundlage bei aller rothen Schminke machte ein Moos, woraus noch heut zu Tage am mittelländischen Meere das Lackmus zubereitet wird, die Orseille, Lichen roccella Linn., wovon Beckmann Geschichte der Erfindungen I. S. 338 ff. sehr gelehrt gehandelt hat. Dies Moos hieß bei den Griechen und Römern fucus, und dies wurde die allgemeine Benennung aller Schminke. Außerdem bediente man sich auch noch anderer Farbepflanzen, besonders der Anchusa tinctoria Linn. Aus dem Thierreiche war besonders ein aus dem Schmutze der Attischen Schafe, so wie er sich an einige schweißige Theile der Wolle anklebte, abgekochter Extract, Oesypum genannt (S. die Citate zum Hesychius T. II. p. 734), und der pulverisirte Crocodilenmist aus Aegypten, der gegen die Hautausschläge und Sommerflecken gebraucht wurde (S. die Erklärer zu Ovid. art. amand. III., 270), ein sehr beliebter Bestandtheil der Toilette.

29) Siehe den launigen Aufsatz im European Magazine 1797: The adventures of Mercury p. 307 sqq. Selbst die so gerühmten und als unschuldig empfohlenen Waschwasser haben mineralische und also corrosive Theile. „So viel ich derselben kennen gelernt habe, so enthalten sie alle Quecksilber oder Blei in feinerer oder gröberer Gestalt, genug, die zwei schrecklichsten Gifte." Worte des menschenfreundlichen Hufeland in dem lesenswürdigen Aufsatz: Einige Schönheitsmittel, nicht aus Paris, in seinen gemeinnützigen Aufsätzen zur Beförderung der Gesundheit (Leipzig bei Göschen 1794) S. 85.

30) Die hierher gehörigen Stellen hat Fischer zum Anacreon XXVIII, 16 mit dem gründlichsten Fleiße gesammelt. Vor ihm hatte es Junius de pictura III, 9 gethan. Auch die Neugriechinnen haben diese Vorliebe für die schwarzen Augenbrauen und Wimpern beibehalten. S. Guys Voyage litéraire en Grèce T. I. p. 106 ed pr.

31) Daher sagt ein Liebhaber in einem Türkischen Liebesliede: er fürchte sich, seine Geliebte zu küssen, wegen der Scorpionsscheeren, die sie über ihren Augen habe. Niemand hat uns neuerlich

schäft bei den Römerinnen, und verdiente wohl, von einer eignen Sclavin besorgt zu werden. Sie heißt hier Stimmi, welches der Griechische Name der Augenschwärze ist, die bei den Römern, mit einer geringen Veränderung der Buchstaben, Stibium hieß. Es war ein Pulver, entweder aus Bleiglanz, oder aus Spießglas oder Wißmuth, so wie es jetzt noch die Orientalerinnen zur Surmé brauchen [32]), und wurde auch eben so mit zwei oben etwas krumm gebogenen Griffeln, deren sich noch jetzt die türkischen Frauen dazu bedienen, aufgetragen. Stimmi's geübte Hand hat mit dem köstlichsten Kallilepharon (so nannte die Toilettensprache zierlicher, was dem Droguisten Stimmi hieß) ihre Gebieterin in eine farrenäugige Juno, um mit Vater Homer zu sprechen, umgeschaffen [33]). An ihre Stelle tritt Mastiche, die Zahnputzerin. Sie reicht der gnädigen Frau das, wovon sie selbst den Namen hat, Mastix aus der Insel Chios, welches die Damen alle Morgen gegen die Fäulniß angefressener Zähne zu kauen pflegten. Neben den weißgelblichen, durchsichtigen Körnern von der Mastixpistazie [34]) trägt Mastiche auf einem goldnen Tellerchen, um bei dem ganzen Apparat von Zahntinkturen und Pulvern es an nichts fehlen zu lassen, auch in einem zierlich gedrehten Onyxfläschchen Urin eines noch ganz reinen und unschuldigen Knaben, und in einer niedlichen goldnen Muschelschale auch fein pulverisirten Bimsenstein, der durch die Beimischung eines sehr fein zerriebenen Marmors in allerlei Farben spielt. Doch dies nur zum Schein. Die Zähne, die hier in einer niedlichen Kapsel verwahrt, von der klugen Zahnputzerin so eben in das zahnlose Fleisch eingereiht werden sollen, bedürfen dieser künstlichen Politur nicht, und die allenfalls noch vorhandenen Backenzähne können durch kein Zahnpulver in der Welt geglättet und gebleicht werden. Denn um der Zweifler willen sey es erinnert, daß die Täuschung mit erborgten Zähnen von Elfenbein, die mit Gold ins Zahnfleisch eingesetzt wurden, schon so alt ist, daß sogar schon in den ältesten Gesetzen der Römer, den zwölf Tafeln, der Fall ausdrücklich erwähnt wurde, wenn eine Leiche falsche Zähne mit Gold eingesetzt habe [35]). Aus den Sinngedichten des Martial schließen wir, daß dieser Zahnbetrug zu seiner Zeit allgemein gewesen sein müsse [36]). So führt er einmal das Zahnpulver redend ein (XIV, 56):

Weib, was willst du von mir? Ich diene jungen
Mädchen: keine gekauften Zähne putz' ich.

Und so wäre denn überhaupt dieser erste Morgenbesuch beim Putztische einer galanten Römerin, trotz des ungeheuern Gepränges, das sich in der Menge der sie umringenden und einzeln abgerichteten Sclavinnen zeigte, ein tröstlicher oder auch niederschlagender Beweis mehr, daß im gepriesenen Alterthum die Göttin Mode nicht allein eben so viele Verehrerinnen und Altäre gezählt habe, als jetzt, sondern daß ihr auch ungefähr mit derselbigen Andacht wohlgefällige Morgenopfer dargebracht wurden, womit noch jetzt an so manchem Putztische dieser allgebietenden Göttin gehuldiget und geräuchert wird. Auch damals hätte schon mancher Portraitmaler dieselbe Entschuldigung machen können, womit der berühmte Liotard, wie Lord Chesterfield erzählt, einst eine so übertünchte und zusammengeflickte Schöne, die sich von ihm malen lassen wollte, zurückwies: er habe nie ein anderes Werk copirt, als was er und der liebe Gott gemacht hätten [37]).

Was der Römische Epigrammatist seiner Landsmännin sagt [38]):

Galla, dich flickt dein Putztisch aus hundert Lügen zusammen;
Während in Rom du lebst, röthet dein Haar sich am Rhein.
Wie dein seidnes Kleid, so hebst du am Abend den Zahn auf,
Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt.
Wangen und Augenbrauen, womit du Erhörung uns zuwinkst,
Malte des Mädchens Kunst, die dich am Morgen geschmückt.
Darum kann kein Mann zu dir: ich liebe dich, sagen.
Was er liebt, bist nicht du! Was du bist, liebet kein Mann. —

Das sagte sechzehn Jahrhundert später la Bruyere auch den seinigen [39]): „Ich habe die Stimmen der Männer gesammelt, und fast alle waren der Meinung, daß es ihnen eben so verhaßt sey, die Weiber mit Bleiweiß auf dem Gesichte, als mit falschen Zähnen im Munde und mit Wachskugeln in den Kinnbacken zu sehen. Die Männer protestiren ernstlich gegen jedes Kunststück, das die Weiber zu ihrer Verhäßlichung anwenden. Sie behaupten, daß sie vor Gott und Menschen daran unschuldig wären, und es für ein untrügliches Mittel hielten, sie zu heilen, wenn sie an den Weibern krank lägen."

---

diesen Theil der orientalischen Toilette genauer beschrieben, als Sonnini Voyages dans la haute et basse Egypte T. I. ch. 16. p. 290 sqq. In den Waarenverzeichnissen der Levante kommt auch Schminkschwärze häufig unter dem Namen Alquifonz oder Arquifonz vor. Das Stimmi ist also die galena fossulata, der Bleiglanz, und keineswegs das Alkohol oder Spießglas, wie Grandi in seinem Briefe an Ludolf S. 117 glaubt. Dieser Grandi war ein Arzt zu Venedig im 17ten Jahrhundert, der alles, was sich aus dem Alterthum und aus dem Munde neuerer Reisender sammeln ließ, sehr fleißig in diesem Briefe zusammenstellte in den Ephemeridibus Naturae curiosorum Anni VI. Decur. II. p. 81 seqq. Append.

32) Dallaway's (im Gefolge des vorigen englischen Gesandten Ainsley in Constantinopel) Constantinople ancient and modern (London 1794. 4.) p. 30. Man vergesse hierbei nicht, daß in der Levante die Sitten der Vorzeit, besonders in den Harems, von Geschlecht zu Geschlecht unveränderlich erhalten wurden, und daß in allen diesen dort kein Wechsel der Moden, wie der Mondphasen, ist.

33) Die Hauptstelle ist im Juvenal von einem fanatischen Weichling: Ille supercilium madida fuligine tactum Obliqua producit acu pingitque trementes Attollens oculos. Petron. c. 110. p. 505 nennt dies witzig: die Augenbrauen aus der Schminkbüchse holen, supercilia proferre de pyxide. Die ganze Zubereitung dieser schwärzenden Augensalbe hieß bei den Römischen Damen, wie wir aus einem Fragment des Varro beim Grammatiker Nonius wissen, S. 607, Callliblepharon, Schönauge. S. Bernard zu des Nonnus Recepten, oder Epitome c. 53. p. 219. Sie wurde mit einem besonderen Werkzeuge aufgetragen. Was Juvenal obliquam acum nennt, heißt beim Galen, wo er die täglich sich stimmisirenden Weiber anführt (αἱ ὁσημέραι στιμμιζόμεναι γυναῖκες), μήλη, d. h. specillum, eine Sonde. S. Foesius in Oecon. Hipp. s. v. μήλη.

34) Mastix-Käuen. Das Wort μαστίχη, Mastix, selbst beweist, daß man dies Product von den frühesten Zeiten an gekäut (μαστιζειν, wovon noch maxilla, macheoire) habe. Mastixkäuende Männer kommen beim Clemens von Alexandrien vor Paed. III. p. 222. D. und Weiber 251. D. Die Sitte dauert in der Levante noch überall fort. S. Sonnini Voyage dans la haute et basse Egypte T. III. p. 366. Scio ist die reiche Mutter dieser Mastixbäume und des Harzes von der Pistacia lentiscus. S. Murray's Apparatus medicaminum regni veget. T. I. p. 126. ed. II. Noch jetzt muß die Insel Scio einige Tausend Pfund dieser Mastixkörner als Tribut nach Constantinopel liefern, wo die Frauen sie fleißig kauen, um sich wohlriechenden Athem und weiße Zähne zu verschaffen. S. Tournefort Voyage du Levant. T. I. p. 145 und Galand in Choiseuls Voyage pittoresque en Grèce T. I. p. 188. Die Stellen der Alten giebt Bernard zu Nonnus, in der epitome c. 109. p. 338, wo ἡ Χία μαστίχη μασσομένη vorkommt. Selbst das Holz des Mastixbaums wurde vor allem andern zu Zahnstochern gebraucht. Martial erwähnt nicht allein die cuspides lentisci III, 82, vergl. VI, 74, sondern führt sie auch in seinen Geräthschafts-Distichen XIV, 22 besonders als dentiscalpia auf. Statt ihrer hatte der versilberte Trimalchio gar einen silbernen Stocher, spinam argenteam. S. Petron c. 33. p. 128 mit den Anmerkungen. Arme Leute, die kostbaren Mastixstocher nicht kaufen konnten, nahmen, wie bei uns, mit Federn vorlieb. Daher wurden die Mastixbäume auch in Italien fleißig angebaut, und die Stadt Linternum war durch die Cultur dieser Bäume (deren Holz auch den Motten widersteht, Columella V, 10.) berühmt. S. Ovid Metamorph. XV, 714. Aus Dioscorides sieht man, daß mit der Mastix große Verfälschungen vorgingen, und man auch andere Harze, statt der ächten Mastix, brauchte. Dasselbe geschieht noch jetzt häufig in der Levante, wo die ärmeren Frauen sich eines anderen Pflanzenproducts aus der Attractilis gummifera Linn. bedienen, es aber auch Mastix nennen. Sonnini hat in seiner Voyage en Grèce et en Turquie T. II. p. 126 f. mehrere Beobachtungen darüber mitgetheilt.

35) Cic. de legg. II, 24. Es war streng verboten, den Todten Gold mitzugeben. Dabei war jedoch namentlich die Ausnahme erwähnt, daß dies nicht auf die Leichen ginge, die falsche Zähne mit Gold eingesetzt hatten. Es ist merkwürdig, daß nach Tischbeins Erzählung (S. Vasengemälde St. 1. S. 63.) in einem Grabe, wo alte Griechische Vasen gefunden wurden, auch sieben Zähne, an einen Golddraht gereiht, ausgegraben worden sind. Man vergl. daselbst die Anmerk.

36) Das Zahnpulver aus Bimsenstein rühmt Plinius XXXVI, 21. S. 42 dentifricium e pumice. Vergl. die Erklärer zu Martial XIV, 56. Man mischte Marmorstaub darunter (μαρμάρου ὀνίσματα), sagt Nonnus in seinem antiken Zahnpulver-Recepte in Epitome c. 112. p. 343, wo Bernard nachzulesen. Dieselben calcinirten Substanzen kommen auch noch, wie Kenner versichern, in die meisten Zahnpulvern unsrer Tage vor, wenn gleich Verkäufer an schön klingenden Namen es nicht fehlen lassen. So das berühmte Zahnpulver der englischen Ladies, Hemet's Perl-Essenz, pearl-dentifrice.

37) He never copied anybodie's Work, but his own and Gold Almighty's. Man lese Chesterfield's launigen Aufsatz in der Wochenschrift the World No. 105. T. III. p. 8.

38) Epigr. IX, 38.

39) Caractères T. I. p. 153.

Karl Wilhelm Böttiger,

ein Sohn des berühmten Archäologen, ward am 15. August 1790 in Bauzen geboren, erhielt seine Erziehung im väterlichen Hause zu Weimar und besuchte darauf das Gymnasium zu Gotha, welches er 1808 verließ, um in Leipzig Philosophie, Philologie und Geschichte zu studiren. Nach vollendeter akademischer Laufbahn promovirte er als Doctor der Philosophie und ging dann, nachdem er ebenfalls ein Examen in Dresden rühmlich bestanden, als Erzieher bei dem Grafen von Schönfeld im Jahre 1812 nach Wien. — Hier verweilte er bis 1815, worauf er in Göttingen privatisirte. Im Jahre 1817 habilitirte er sich als Privatdocent in Leipzig, ward 1819 außerordentlicher Professor daselbst, so wie 1821 ordentlicher Professor der Geschichte und zweiter Universitätsbibliothekar zu Erlangen.

Seine Schriften sind:

Die deutsche Geschichte für Gymnasien und Schulen. Erlangen, 1823. 3. Aug. 1831.

Die allgemeine Geschichte für Schule und Haus. Erlangen, 1824. 5. Aug. 1832.

Geschichte Baierns nach seinen alten und neuen Bestandtheilen. Erlangen, 1832.

Geschichte des Kurstaates und Königreiches Sachsen. Hamb. 1830. 2 Bde.

Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Baiern. Hannov. 1819.

Geschichte des deutschen Landes und des deutschen Volkes. Stuttgart, 1835.

Außerdem mehrere Abhandlungen, Aufsätze in Zeitschriften, Artikel in der Encyclopädie von Ersch und Gruber u. s. w.

Gründlichkeit, echtes Wissen, kritischer Scharfblick, Wahrheitsliebe und eine einfache und anspruchslose Darstellung, welche sich jedoch der Anmuth und Würde in hohem Grade erfreut, zeichnen B's historische Leistungen höchst vortheilhaft aus, um so mehr, als er, wie sein berühmter Vater, nicht darauf ausgeht nur den Gelehrten zu gefallen, sondern auf eine gemeinnützige und edle Weise für alle Stände zu wirken und, wie er ausdrücklich in der Vorrede zu seiner Biographie Heinrich's des Löwen sagt, für den gelehrten wie für den gebildeten Leser zu arbeiten. Der entschiedene Beifall, den seine sämmtlichen Schriften fortwährend finden, beurkundet, wie ehr es ihm gelang, das vorgesetzte Ziel zu erreichen. — Wir theilen hier einige Kapitel aus seinem neuesten Werke mit (Geschichte des deutschen Landes und des deutschen Volkes. Stuttgart und Leipzig bei F. Scheible), auf das wir, da die vortreffliche äußere Ausstattung wie der höchst billige Preis in vollem Einklange stehen mit dem gediegenen Inhalte, die Aufmerksamkeit besonders hinzulenken wünschen, zumal da die hier gegebene Probe das Lob, das wir aus inniger Ueberzeugung dem würdigen Verfasser spendeten, nach unserer Ansicht vollkommen bestätigen wird. —

Innerer Zustand Deutschlands und der Deutschen seit der Gründung neuer Staaten, nach Verfassung, Ständen, Religion, Lebensart und Sitten.

Gewiß, ein entwicklungsfähiges, an Körper und Seele gesundes Volk wie das deutsche, mußte in fünf bis sechs Jahrhunderten sich sehr verändert haben, und eine Schilderung des neuen Zustandes gleich der des alten am Eingange des Werkes, kann wie ein Rechnungsabschluß über das Gewonnene und wie eine Vorbereitung zum neu zu Gewinnenden betrachtet werden. Aber eine solche Schilderung hat bei dem eingemischten Fremdartigen (Römischen), bei dem Dunkel und Widerspruche der Quellen, bei der Kürze, die hier keine Erörterung des Für und Wider zuläßt, ihr Schwieriges und bei dem Gange, welchen das Juwel des Volkes, seine Freiheit, nimmt, ihr Widriges. Dennoch muß die Geschichte nicht blos erzählen, das ist ihre Wahrheit; sondern auch richten, das ist ihr Recht.

Wir haben es gesehen, wie der starke Deutsche sich zum Strafgericht gesetzt hat über den Römer und seine Schwäche, aber wir werden uns wundern, daß er den Schatten eines Reiches ehrt, dessen Körper er mit Füßen getreten hat. Wir folgen zuerst unserm Landsmann in seine neue Staaten, weil von ihnen die Rückwirkung auf die alte, angeerbte Heimath ausgegangen ist.

Wie setzten die verhältnißmäßig nicht zahlreichen Stämme der Deutschen sich in den Besitz der neuen großen und stark bevölkerten Länder? Ohne die Erschlaffung und Sklaverei des Römers wäre dieser Proceß kaum denkbar gewesen. Man hat auch in neuern Zeiten einen oder wenige Bewaffnete 100 entmuthigte Gefangene geleiten sehen. Der gepreßte Römer fragte endlich wenig mehr, wer ihn presse, und der Unglückliche setzt seine Hoffnung auf das Neue, wenn's nicht schlimmer werden kann

Als die Burgunder sich im südöstlichen Gallien festsetzten, erhielt jeder Freie dieses Volkes von jedem einzelnen römischen Hofe nur die Hälfte zu seiner Wohnung, vom angebauten Lande zwei Drittel, und ein Drittheil der vorgefundenen Sklaven, wobei er wohl die Sklaven deutschen Volkes los und ledig gab. Ein solcher Antheil, wahrscheinlich ausgelooset, hieß ein Loos (sors), das so bekommene war erbeigenthümlich Alod (vielleicht von od das Gut oder von a lod ein Loos?). Spätere nachkommende Burgunder erhielten, da lange nicht Alles zur Theilung gekommen, zwar auch noch Gut, doch nur die Hälfte der Aecker und ohne Sklaven. Freigelassene ein Drittheil. Wälder blieben ungetheilt. Die neuen Herren, die mit dem Römer theilten, hießen seine Gäste, hospes, und das ganze Verhältniß Gastfreundschaft, Kameradschaft (hospitalitas) *). Es mag freilich mit solchen Einquatierungsgästen in dieser bleibenden Form noch viel weniger, als in neuerer Zeit gedient gewesen seyn! Daß der deutsche König sich dabei nicht vergessen haben wird, daß er vor allem in den Besitz alles dessen trat, was früher Staatseigenthum und Domaine der römischen Kaiser war, sieht man aus den vielen Vergabungen, die er später davon zu sehr eigennützigen Zwecken machte. Aehnlich war es bei den Westgothen. Die Ostgothen nahmen nur ⅓ des eroberten Landes, oder traten vielmehr nur in das Drittheil ihrer deutschen Vorgänger in Italien ein. Von dem Lande, was gar nicht in Vertheilung kam, erhob der König den dritten Theil der Früchte, so wie die römische Grund- und Kopf-Steuer (indictio und census). Auch die römische Verfassung dauerte meistens fort, Senat, Hofämter, Statthalter der Provinzen, besonders die städtische des Ordo, der Curia, der Decurionen. Nur das Heer bildeten ausschließend die Gothen.

Nicht so bestimmt tritt das Verhältniß bei den Franken heraus, weil diese entschieden mehr als bloßes Geleite über die römischen Länder herfielen, und wahrscheinlich Alles in Anspruch nahmen, und theils an die Einzelnen verlooften, theils für den allgemeinen Fiscus des Geleites bestimmten. Dennoch blieben auch hier viele römische Grundbesitzer, doch unter der Hoheit der Franken, die sich gleichsam als den herrschenden Adel, den Römer und Gallier mit wenigen Ausnahmen als den Pöbel (die misera contribuens plebs der Ungarn) betrachteten. Als der Geleitsführer der Franken durch seine römischen Dominien und Unterthanen, durch sein Waffenglück und seine Kühnheit sich mehr zum Könige umstempelte, als er unabhängiger von dem guten Willen und der Freigebigkeit seiner Franken wurde, gedachte er noch weniger, als früher von der Spitze seines Geleites in den Privatstand zurückzutreten; er mußte also beim Schwerte bleiben, um fortwährend Anführer zu seyn, aber er mußte sich auch sein Geleite zu vergrößern und dauernder zu verpflichten trachten, er mußte besonders die Angesehenen des Volkes (auch wohl der vorgefundenen reichen Römer) in sein besonderes Interesse zu ziehen suchen, und so verlieh er solchen aus seinem besondern Antheil an der Eroberung, oder aus dem gemeinschaftlich Gebliebenen einzelne Güter und Nutzungen, gegen den Eid besonderer Treue und Dienleistung. Solches, freilich nur bedingt auf die Dauer der besondern Dienste und Treue, Geliehene hieß Lehn (beneficium), und Aehnliches trat

---

*) v. Savigny, Gesch. des römischen Rechts im Mittelalter. I. (Heidelb. 1815.) 255 u. ff.

auch bei den andern germanischen Staaten außer Deutschland ein.

So stellt sich jetzt sehr bedenklich neben die alte angestammte Freiheit und Gleichheit ein Verhältniß hin, von dem wohl Niemand voraussah, wohin es führen dürfte. Der Freie meinte seine Freiheit nur zu mehren, und opferte sie aus Habsucht oder Ehrgeiz auf. Es täuschte ihn, daß er in der freien Volksgemeinde bleibe und dort, frei, wie sonst, sein Wort erheben durfte, aber die freie Volksgemeinde schwand selbst zusammen, wie die Freiheit schwand. Der Belehnte ist jetzt Mann des Königs, während er früher Mann der Freiheit war. Es schien unverfänglich, in der Treue gegen den König sich besonders befestigen zu lassen, aber er ahnete nicht, daß er damit den König auf seinen Schultern über die allgemeine Freiheit hob, daß er fortan nur mit dem König, nicht gegen ihn stimmen durfte, und daß er sich wohl auch gegen die allgemeine Freiheit würde brauchen lassen müssen. Freilich klang die Lockpfeife des Vogelfängers lieblich. Er wurde jetzt des Königs Hochbetrauter (Antrustio), und als solcher zu den Herzogs- und Grafen-Stellen in den Provinzen vorzugsweise auserkoren, oder er trat in die Hofstellen ein, mit welchen sich allmälig nach alt-römischem Beispiel, der römischen Unterthanen wegen, der König umgab; oder er wurde wenigstens des Königs Getreuer und Vester (vassus), oder sein Vasall (vielleicht daraus das Wort Gesell), oder sein Ministerial (für unkriegerischen Dienst, Hof, Jagd, Zoll u. s. w.). So entstand ein Staat im Staat, der Staat der Leute (Leudes), die bald mit Stolz (vielleicht auch mit Neid) auf die herabblickten, welche solchen Dienst — denn immer war es Dienst und Dienstbarkeit — verschmähten, und auf ihrem erlosten und ererbten Gute (Alod) als freie deutsche Wehren, Baren, Barone saßen, und nur durch das allgemeine Aufgebot, Heerbann, bald Königsbann, mit dem Könige zusammen hingen. Ihnen war der König nur das Volks-, nicht das persönliche Oberhaupt, nicht Herr, dominus, und senior (woraus seigneur, Sire geworden), wie dem Vasallen. Aber auch die großen Vassen (Vassi fortiores, majores, optimates) konnten wieder Untervassen oder Vasallen haben, die dann ihrem Lehnsherrn dieselbe Treue schuldeten, als dieser dem Könige als Senior; so verknüpfte sich die Sache immer mehr. Was sonst Verbrechen an der Nation, Uebergang zum Feind, Hochverrath u. s. w., wurde bald Majestätsverbrechen. Wer hätte bei den alten Geleiten in den deutschen Wäldern gedacht, daß sie solche Früchte tragen würden? Und das war das Ende höchstens nur vom Anfang und ersten Grade der Lehnstyrannei.

An der Spitze eines ehemaligen Geleites, nun eines Volkes, stand bei allen selbstständigen germanischen Stämmen der König. Die ursprüngliche Wahl war fast eine Form geworden, ein Nachklang früherer Volksfreiheit; man hat angefangen, bei einem Geschlecht zu bleiben, und seit der Bildung der neuen Vassen und der Verstärkung des königlichen Besitzes durch früher römisches Staatseigenthum war es schwer, den Sohn des Königs oder Bruder bei der Wahl zu übergehen. Nur Weiber ließen die Franken nicht regieren, die Kunkel nicht zum Scepter werden. Der König stand in dem dreifachen Verhältniß, des freigewählten, aber bald nicht mehr zu entfernenden Führers freier Germanen, des Seniors eines gewaltigen ihm anhangenden Geleites und des Herrn der unterworfenen Römer. Wie verführerisch, die eine Rolle nicht mit der andern zu verwechseln! Bald als erster Beamter in den meisten germanischen Königreichen stand ihm zunächst der Aelteste des königlichen Hauses, der major domus, den Einige auch Hausmeier nennen. Wie über den Hof des freien Franken, über die Knechte und Mägde ein Meier oder Aufseher gesetzt war, so mögen ursprünglich auch dem königlichen Hofe solche Beamte vorgestanden haben, die durch ihre Nähe um den König mit einigem Talente sich bald sehr wichtig machen konnten. Nach einer andern neuern Ansicht *) war dieser Majordom ein von dem Geleite gewählter Aufseher über die Leute (Leudes) und über den Fiscus, aus welchem sie besoldet wurden, und gewiß nicht bloß um des Königs Pfalz, sondern im ganzen Lande herum lebten; darum hieß er auch der Meister oder Comes des königlichen Hauses, der Unterkönig. Wie man auch dieses Amt erkläre, es wurde endlich den Königen selbst gefährlicher, als der Nation. Sonst umgaben noch den König: der Kanzler oder Referendarius, eine Art Staatskanzler, der comes palatii, der Hofrichter in des Königs Pfalz, der cubicularius oder camerarius der Einnahmen der königlichen Privateinkünfte, der comes stabuli (daraus connetable), später marescalius, ursprünglich mit der Aufsicht über die Pferde (Mähre), später auch Anführer der Reiterei und Hof-Feldherr, der Seneschall, Haupt des Hofgesindes, später als dapifer, Truchseß, erscheinend, der buticularius (buticula, Bouteille), Schenke, Kellermeister u. s. w. Der König lebte von seinen Domainen, den Steuern, die der Römer zahlte, von den Geschenken, Strafgeldern. Der freie Deutsche kannte keine Steuern, so wie das Alode noch keine Abgabe, keine Servituten kannte, da Wald und Wasser, Erde und Haus für den Freien noch unbesteuert waren. Sein einziger Dienst war der des Krieges, und auch dessen anfangs nur, wenn die Volksversammlung ihn beschlossen, oder wenigstens genehmigt hatte. Die Verwaltung der Provinz stand unter einem dux nach Römerweise oder comes, welches, wo nicht mehr, doch gleichbedeutend war. Da diese römische Würde mit dem deutschen Amt der Grafen in mancher Hinsicht übereinstimmte, noch dazu die Grafen (Grafio), welche früher das Volk gewählt, später vom Könige und wahrscheinlich aus seinem Gefolge (e comitatu, e comitibus) angesetzt wurden, so wurde der römische comes und der deutsche Grafentitel vermischt gebraucht und endlich für ganz gleich geachtet und verwechselt, wenn anfangs auch comites in den mehr römischen, Grafionen mehr in den rein deutschen Provinzen vorkamen. Das Amt des Grafio im Gau, der theils aus Privat-, theils auch Kirchen- und königlichem oder Fiscus-Eigenthum bestand (Grebe im angelsächsischen und noch im nördlichen Deutschland in Dorf-, Deich-Grebe u. s. w. übrig), war noch das doppelte zu Gericht und Krieg. In letzterer Beziehung waren sie gleichsam die Obersten ihrer Regimenter unter dem Militairherzog der Provinz. In ersterer Beziehung gab es auch wohl Vicecomites und Advocatos als ihre Stellvertreter.

Dem Adel des Geschlechts gesellt sich jetzt eine Art von Dienstadel bei, indem die königlichen Antrustionen und höheren Leudes, statt unter den Stand der Freien durch ihre Dienstbarkeit herabzusinken, sich dem Adel gleichzusetzen anfingen. Ja bei den Franken war das Wehrgeld (s. unten) eines Edeln 300, und eines königlichen Dienstmanns 500, und des Grafen 600 Schillinge, während das des gemeinen Freien 200 war. So entstand ein neuer Adel aus dem Geleite, der allmälig mit dem alten Nationaladel verschmolz.

Der Stand der freien Wehren (ingenui), ehemals der eigentliche Kern des Volkes, trat über dem Geleit und den Leudes schon in den Hindergrund. Doch hatte er, wie jene, das Waffenrecht, dabei die Verpflichtung nur zum Heerbann und zur Volksversammlung, Abgabenfreiheit, das Recht des Zeugnisses und Eides, und in der Regel die Befreiung von der Todesstrafe und körperlicher Züchtigung vor allen Unfreien voraus.

Sehr verschieden waren die Abstufungen der Unfreien. Man könnte sie von unten auf nach ihrer Währung also ordnen: Sklaven, römische, vorgefunden bei den Römern; deutsche, Leibeigene, deren Lage nach den Völkern und nach ihrer Verwendung sehr verschieden war. Diesem Stande gehörten damals fast ohne Ausnahme die Handwerker an, aber die Geschicklichkeit des Einzelnen erhöhte seine Währung von 35 auf 70 Schillinge und darüber. Ein Theil der Leibeigenen diente in dem Herrenhaus (lassi, gasindi, Gesinde); ein anderer bekam eine Hütte und etwas Feld, casa servi casati (Kossäten), und bebauete dieß für seinen Herrn, und konnte sich seine Freiheit verdienen. Die Freilassung war feierlich und öffentlich. Der Leibeigene bot seinem Herrn einen Denar (Pfennig), und dieser schlug ihm denselben aus der Hand. Auch geschah es durch schriftliche Urkunde (denariaces, tabularii). Der Sklave hatte kein Wehrgeld und kein Eigenthum, und war bloße Sache, konnte als solche verkauft werden; der Leibeigene konnte Eigenthum und Freiheit erwerben. Dagegen konnte der Leibeigene kein Zeugniß, keinen Eid ablegen, keine Waffen tragen; gefoltert, mit Peitschenhieben, Entmannung und Hinrichtung bestraft werden. Der Freigelassene, frilassi, häufig auch litus genannt, stand immer noch unterm Schutze oder Munde (mundium, mundeburdium) seines ehemaligen Leibherrn, der auch den größten Theil des Wehrgeldes zog.

Eben so war die Stellung der Hörigen oder liten, Unter- oder Hintersassen eines Grundbesitzers, in deren Reihe auch die Colonen, die Barschalken, welche die Güter der Kirchen in Erbzins nahmen, sich anschließen dürfen. Es waren eine Art Mittelfreie, zu denen auch die ehemaligen römischen Grundbesitzer mit gehören mochten, die durch die Eroberung um ihren freien Grundbesitz gekommen waren.

Recht und Gerichtswesen hatten vielfache Ausbildung erfahren. In den eroberten Ländern fand man ein vollkommen durchgebildetes Recht, das römische, vor. Es ehrt den Deutschen, daß er den Römer und überhaupt Jeden bei seinen angestammten Gesetzen ließ; der Römer und die Geistlichkeit wurden nach römischen, der Germane nach seines Volkes Satzungen gerichtet. Es konnten ihrer fünf neben einander, jeder unter

*) H. Luden, Gesch. d. deutschen Volks. III. (Gotha, 1827.) S. 260 u. ff. Ganz zweifelsfrei ist jedoch auch diese Ansicht nicht.

verschiedenem Rechte stehen; die Geburt entschied. Nur die Ehefrau lebte nach dem Rechte des Mannes, bis sie als Wittwe zum angebornen zurücktrat. Aber auf dem Römer stand in der Regel nur das halbe, auf der deutschen Frau und Jungfrau das doppelte Wehrgeld des freien Mannes. Diese Achtung vor dem schwächeren, wehrlosen Geschlecht hat den Deutschen nicht verlassen.

Der Graf oder sein Stellvertreter saß dem Gaugerichte (Gau-Ding) vor, welches zu regelmäßigen Fristen unter freiem Himmel, auf Hügeln unter Bäumen, auf dem Mal, dem Malberg beim aufgerichteten Schilde (mallus), oder außerordentlich (gebotenes Ding, Botding) gehalten wurde. Aber er vollzog nur das Urtheil; ihm zur Seite stehen die freien Schöffen (später scabinen genannt), welche das Urtheil fanden und sprachen, worauf bei den Franken die Rathinburgen oder Rachinburgen [Rechtsbürgen, nach Andern *) — von Reckgroß, fürtrefflich — Männer von vollkommener Rechtsfähigkeit und Ehre, wie die Arimannen der Lombarden, die cives optimo jure, boni homines, die ricos hombres, prud'hommes, und gleichbedeutend mit Schöffen] sich verbürgen, daß das Urtheil dem salischen Recht gemäß gesprochen sey. — Die Sachibaronen der Franken waren entweder so viel wie Schöffen selbst (aber dann wegen des höheren Wehrgeldes wohl von Adel?) oder des Grafen Stellvertreter. Vielleicht waren sie auch nur zu Rechtsbelehrung der Schöffen selbst da. In kleineren Bezirken (doch nicht in Sachen über Leben und Freiheit) stand der Centenar (bei den Longobarden in Italien der Sculdais, Schultheiß, Schulz), und in der bloßen Mark der Decan oder Thunginus (Dorfgrebe). Der König konnte in der Volksversammlung Bann und Acht aussprechen, besonders gegen die, die sich dem Recht entzogen. Es galt nur der Anklageproceß, und der Beklagte hatte den Beweis der Unschuld zu führen. Entschied sich die Sache vor Gericht nicht durch Zeugen, Urkunden, Eid und Eideshelfer (Mitschwörer): so griff man endlich zum Gottesurtheil, zum Ordal, dessen älteste Form der Zweikampf (Wehading) war (doch konnte man auch in einigen Fällen Campionen, Kämpfer, für sich stellen), oder zum Kesselfang (aeneus), wo man einen Ring oder Aehnliches aus einem Kessel siedenden Wassers herausholen, oder die Feuerprobe, wo man glühend Eisen in die Hand nehmen oder über eine Anzahl glühender Pflugschaaren gehen mußte. Wer im Zweikampf unterlag, wer Arm oder Fuß bei den andern Proben beschädigte, war rechtsfällig. Aber wahrscheinlich gab es Mittel, die Wirkung des Feuers abzuwenden, oder man betrachtete die ganze Probe mehr als ein Abschreckungsmittel und als eine Nöthigung zu vorherigem freiwilligem Geständnisse, oder Uebereinkommen. Auch konnte man sich in einigen Fällen von den Proben loskaufen. — Der Eid wurde anfangs auf die Waffen, später auf's Kreuz oder Reliquien geleistet. Die Zahl der Mitschwörenden (consacramentalen) konnte bis auf 72 steigen. Wie mußte da die Heiligkeit des Eides schon geschwunden seyn! Bei einem Kaufe eines Hofes, Weinberges u. s. w. mußten nach ripuarischen Gesetzen 6 oder 12 Zeugen und eben so viele Knaben gegenwärtig seyn, deren jeder eine Maulschelle bekam und am Ohre gezupft wurde, damit sie der Sache noch in später Zeit sich erinnern möchten. Bei Raub und Mord konnten der Verletzte oder dessen Erben statt der Klage auch zur Privathülfe, Fehde (kaida, greifen, der Selbstrache, der aber späterhin das Christenthum entgegenarbeitete.

Das Wiedervergeltungsrecht ist die unterste Stufe der Rechtsverfassung, und mit Staat und Sittlichkeit gleich unverträglich; darum dachte man frühzeitig an die Beilegung (compositio), das Wehrgeld, als bedingte Aufhebung der Blutrache. Man muß sich das ganze Verhältniß des Einzelnen gleichsam unter dem Schutze einer Gesammtbürgschaft des Volkes denken. Es war eine wechselseitige Vertheidigung des Lebens und Besitzes, eine Gewährleistung, Gewähr, Gewere, wodurch es dann theils für den Besitz selbst, theils für die Fähigkeit und Recht, ihn zu vertheidigen, genommen wurde. Daher der Ausdruck, man solle einander bei friedlicher Gewähre lassen. Und dieses Wehrgeld, zugleich Währungstarif der verschiedenen Menschenklassen eines Volkes, ist ein Hauptgegenstand der germanischen Gesetze, die, wenn auch in etwas spätern Ueberarbeitungen, noch vorhanden und für den damaligen Rechts- und Cultur-Zustand von hoher Wichtigkeit sind. Sie sind leider in lateinischer Sprache, weil man es auch mit Römern zu thun hatte. Aber dieß hat der Entwickelung der deutschen Sprache und Nationalität nicht allein Schaden gethan, wie der lateinische Gottesdienst der deutschen Kirche, sondern auch dem römischen Rechte den Eingang in die meisten germanischen Staaten erleichtert. Einige dieser Gesetze, wie das der Ostgothen, ein burgundisches und ein westgothisches, waren ganz für Römer, andere mit römischen Rechtsbegriffen stark versetzt. Selbst die Zeit ihrer Sammlung ist nicht genau bekannt. Zu den deutschen Rechtssammlungen gehören das salische Gesetz, wahrscheinlich das früheste, das ripuarische, das westgothische von Eurich († 482), das deutsch-burgundische von Gundobald († 516) und Sigmund († 523); dann die Gesetze der Alemannen, Bojoarier, der Angeln und Weriner (Thüringer?), und aus späterer Zeit die der Longobarden, die sich seit 568 Italiens bemächtigt hatten, gesammelt durch den König Rotharis (643); das der Friesen und der Sachsen. Keines dieser Gesetze ist in seiner ältesten Form und ohne spätere Einschiebsel auf uns gekommen. Aber der Geist in ihnen war uralt, und sie selbst als Rechtsbrauch wohl lange schon vor ihrer Aufzeichnung im Gange gewesen.

Aber durch die Bekanntschaft mit dem römischen Gesetze, durch das Verhältniß zu diesem, durch die veränderte Stellung des Volkes in seinen Ständen, durch den verzeihlichen Argwohn wegen richterlicher Willkür, wurde schriftliche Verzeichnung räthlich, und sie geschah nach Rath des Adels und der Grafen durch rechtsvertraute Männer. Aber bei Völkern, welche erst im Uebergange zu einem Staate, der Vernunftform der menschlichen Gesellschaft, begriffen sind, müssen sich die Gesetze nur um das nächste Bedürfniß, besonders um das Mein und Dein und um Fragen drehen, welche wie Freiheit, Gemeinde und Hausfrieden, Besitz, Erbe, damit zusammen hängen.

Ein Hauptgegenstand ist das schon genannte Wehrgeld (Leutgeld), Beilegung (compositio). Außer dieser Buße, welche den Verletzten oder seinen Verwandten gezahlt wurde, wurde auch noch ein fredum, Friedgeld, erlegt, gleichsam für den gebrochenen, oder für den wieder hergestellten Frieden (meist ⅓ der Buße). Alle Strafen sind nach Schillingen und Denaren bestimmt, von denen bei den Saliern 40, bei den Uferfranken 12 auf den Schilling (von Shillen, theilen, oder Uebersetzung von Solidus?) gingen. Bei den Friesen kamen 20 Schilling auf 12 Unzen oder auf das (leichte) Pfund Silber. Auf einer spätern Synode zu Metz wurde das Pfd. Silber zu 22 Schilling gesetzt. Der Werth des Silbers zum Gold stand etwa wie 1 zu 12. Der Schilling möchte 2 rhein. Gulden nahe gekommen seyn. Dann wäre der salische Denar etwa 3 Kreuzern oder 3 Denare 2 sächsischen Groschen gleichgekommen. Einen andern Maaßstab gibt das ripuarische Gesetz, dem zufolge beim Wehrgeld ein gehörnter, sehender und gesunder Stier für 2, eine solche Kuh für 1, ein gutes Pferd für 6, eine Stute für 3, ein Schwert mit Gehänge für 4 und ohne dasselbe für 3, ein Panzer für 12, ein Helm mit Busch für 6 Schilling angenommen werden sollen. Wenn nun die ganze Stufenleiter aller in diesen Gesetzen vorkommenden Bußfälle von 7 Pfennigen oder Denaren bis 1800 Schilling (ohne das Friedgeld) steigt: so scheinen so ungeheure Strafen, für welche im Nichtbezahlungsfalle auch die Verwandten, oder Leben und Freiheit einstehen mußten, mehr Verhinderung des Verbrechens oder schnellere gütliche Aussöhnung der Parteien beabsichtigt zu haben. Jeder Stand, jedes Geschlecht (und bei der Frau kam es auch noch auf die Jahre der Fruchtbarkeit oder auf vorhandene Schwangerschaft an), jede Verwundung, jede Beschädigung der Ehre und des Eigenthums hatte verschiedene Straftaxen. Selbst das Vieh war angeschlagen; aber fast Alles bei verschiedenen Völkern auch verschieden. — Eine schwangere freie Frau zu erschlagen, wurde mit 600 Schillingen, und war die Frucht ein Knabe, nochmals neuen 600 Sch. gebüßt. Liten und Barbaren, welche nicht nach salischem Rechte lebten, standen, wie die Bewohner der Städte, auf 100 Sch.; ein unterer Geistlicher 300, ein Presbyter 600, ein Bischof 900. Wer nach baierischem Rechte den Bischof erschlug, zahlte so viel Pfund Gold, als ein dem Erschlagenen angelegtes bleiernes Wamms wog. Das fiscalische oder königliche Eigenthum stand im fünffachen Werthe. — Menschenraub (zum Behuf des Sklavenverkaufs) stand mit dem Morde gleich, gewaltsame Hinwegführung zum geistlichen Stand außer der Rückgabe kostete 62 Sch. für den Knaben, 45 für das Mädchen. Eine Hexe (Hägesse, von Hage klug, schweizerisch Hozsche), die einen Menschen fraß und unverletzt wieder herausgab (!), zahlte für ihn doch das volle Wehrgeld. Der Daumen des freien Franken stand im Wehrgelde so hoch als ein zinsbarer Römer, und sein Zeigefinger so hoch als ein Leibeigener. Wer eine freie Frankin eine Hexe nannte, zahlte 185 Sch., wer einen Mann dieses Volkes einen Fuchs oder concacatum nannte, zahlte 3 Sch., aber wenn er ihn einen Hasen schalt, das doppelte. Wer einer freien Frau wider ihren Willen Hand oder Finger drückte, 15, den Arm 30, den Oberarm 35, die Brust 45 Sch., und eben so viel, wer eine Frau eine Hure nannte. Auf Entführung eines freien Mädchens standen 60, bei Verführung 60 mehr. Der Mord

*) v. Savigny, Gesch. d. röm. R. im Mittelalter. I. 178. Es wird aber gut seyn, damit zu vergleichen Luden, Gesch. d. t. Volks. III. 394 und 757; Karl Fr. Eichhorn, deutsche Staats- u. Rechts-Geschichte. Gött. 1808. I. §. 75 u. K. D. Hüllmann, Gesch. d. Ursprungs der Stände, Berl. 1830. S. 92.

einer schwangern Magd wurde im longobardischen Gesetze mit gleichem Wehrgeld wie einer trächtigen Stute geahndet. Ein Römer, der einen Franken beraubte, büßte mit 62, umgekehrt mit 30; viel mehr, wenn es einem Schlafenden geschah. Raub am begrabenen Todten 200 Sch. Für Brandstiftung 62, und eben so viel für Jeden, der im Hause anwesend gewesen war. Eine Kirche anzuzünden, ein heiliges Geräth aus derselben zu stehlen: 200 Sch. Im ripuarischen Gesetz stand Todesstrafe darauf, wenn der Richter Geschenk annahm. Im alemannischen Gesetz wird die Feier des Sonntags eingeschärft. Nach 3maligem Verweis verlor der Säumige ½ seines Erbes, oder endlich die Freiheit. Aeltern- und Verwandten-Mord verwirkte dem Thäter alles Vermögen und überlieferte ihn den Büssungen der Kirche. Tödtete ein Hund einen Menschen, so mußte der Herr des Thieres das halbe Wehrgeld bezahlen, wo nicht, so wurden ihm bis auf eine Thüre alle Zugänge des Hauses verschlossen, über dem offenen aber der Hund 9 Fuß hoch so lange aufgehangen, bis er verfault herab fiel. Im baierischen Gesetz kommt zuerst Entführung der Nonnen vor, die doppelt so hoch als für eine freie Frau gebüßt wird. Dafür waren die Geistlichen in Baiern noch beweibt; nur fremde Frauen durften sie nicht im Hause haben. Auf den Mord des baierischen Herzogs (aus einheimischem, Agilolfinger Hause) standen 960 Schilling, aber der Herzog sollte des Todes sterben, wenn er den Befehl des Königs verachtet. Neben dem Herzoge kommen noch 5 hohe Erb-Geschlechter mit großem Wehrgeld vor. Bei den Angeln und Werinern standen auf dem Edeling 600 (eben so viel als auf der freien Frau), dem Friling (Freien) 200, dem Leibeigenen 30, auf der adeligen Frau 1800 Schillinge. —

Da die Germanen in den eroberten Ländern das Christenthum vorfanden, so trat auch bald die Geistlichkeit an den neuen christlichen Höfen mit Ansprüchen und Ansehen auf. Der Cappellanus (von der Kappe oder Kopfbedeckung des Bischof Martin von Tours so genannt) war gleichsam ihr Vertreter an dem Hofe, und führte, als der Wenigen einer, die lesen und schreiben konnten (daher artes clericales), die wichtigsten Geschäfte als Nachfolger des Referendarius. Die Reiche waren in Diöcesen oder Sprängel eingetheilt, welche die Germanen meistens schon vorfanden; jede Diöces in Parochieen, wo ein Presbyter (Priester) als Parochus (Pfarrer) die Seelensorge hatte. Die Kirchenbuße (eine Art innerer Jurisdiction) machte diesen Stand noch mächtiger, und der Grundsatz, daß die Kirche wohl Güter erwerben, aber nicht theilen oder verlieren dürfe, reicher. Mehrere Diöcesen standen unter dem Metropolitan, der die, anfangs von den Gemeinden oder ihren Geistlichen gewählten Bischöfe, bestätigte und weihete, die Kirchen visitirte und Provinzialsynoden berief. Eine Anzahl Parochieen bildete ein Decanat oder Ruralkapitel unter einem Archipresbyter, eine Anzahl Kapitel einen Distrikt unter einem Archidiaconus. Die Kirchenverfassung wie das Kirchenrecht war römischen Ursprungs; letzteres aus den Sammlungen der Canones, Decretalen, Concilienschlüsse, Bibel und Tradition entstanden. Die Aufnahme des Geistlichen, zu denen sich auch Akoluthen, Exorcisten, Actoren, Ostiarien, u. a. rechneten, geschah durch die Weihe (ordo), deren Zeichen die Tonsur war. Nach der Ordination sollte kein Geistlicher mehr heirathen, mit seiner Frau aber in vollkommener Enthaltsamkeit leben. Das Hauptstück des Gottesdienstes war die Messe. Die innere Jurisdiction bestand in geistlichen Büssungen bis zur Excommunication. Schon 530 kam König Theodobert der Franke durch Bischof Nicetius in den Bann. Was zum Unterhalte der Kirche bestimmt war, hieß ihre dos, ihr Witthum, Widmung. Der Stifter (Patron) hatte noch in der Regel das Recht der Besetzung. Der Geistliche war von persönlichen, doch nicht von Staatslasten frei; doch suchte und erhielt er bald die Befreiung (Immunität), so wie die Kirche das (heidnische) Asylrecht. Die Klöster hatten vor 530 noch keine bestimmte Regel, höchstens galt eheloses und strenges Leben dafür; sie standen unter dem Bischof der Diöces. Mit dem Oberbischof zu Rom, war damals noch kein Unterwürfigkeits-Zusammenhang. Im Innern des eigentlichen Deutschlands waren kaum einige Anfänger des Christenthums.

Von Bürgern gab es nur die römischen, mit ihrer alten beibehaltenen Verfassung. In die Städte legte man eine deutsche Besatzung unter ihrem Graf (später Burggraf) in die dem Fiscus vorbehaltenen Häuser. Ein römischer Städte-Bewohner stand als Wehrgeld 45 Schilling, so hoch als ein aus dem verschlossenen Stalle gestohlenes Ferkel.

Des Heeres Kraft bestand im Fußvolk. Es war entweder der Königs- oder Heer-Bann aller Freien, worunter die Barone und freien Römer, oder blos die Leute des Königs mit ihren liten oder Hinterlassenen. Reiterei gibts noch wenig. Als Chlodwigs Sohn Theodobert nach Italien zog, hatten seine Leute weder Bogen noch Stoßlanze, sondern Schwert, Schild, einen widerhackigen Wurfspieß und die mit 2 Schneiden versehene Doppel-Streitart, von welcher (oder seinem Spieße) vielleicht die sogenannten Lilien des französischen Wappens sich ableiten lassen. Die Schlachtordnung war noch der alte Keil, dem Schweinskopfe ähnlich.

Im Privatleben des Deutschen hatte sich wenig geändert. Die väterliche Gewalt bestand selbst bis zum Verkauf der Kinder. Bei der Ehe fand erstlich die dos (Witthum, Leibzucht) Statt, Güter, welche der Mann der Frau zur einstigen Wittwenversorgung gab; nicht minder die Morgengabe, gleich nach vollzogener Ehe, die der Frau auch nach getrennter Ehe blieb, so wie die Aussteuer, welche mit zur Bestreitung der Lasten der Ehe bestimmt war. Beim Tode des Hausvaters erbte der Mannsstamm (Schwertmagen) das Landeigenthum, die terra salica, nach den Verwandtschaftsgraden, so daß der Nähere den Entfernteren ausschloß, dann die Kriegsrüstung, das Heergewette; die Töchter oder weiblichen Verwandten bekamen Spillmagen, Schmuck und weibliches Geräthe (Gerade).

Die Landwirthschaft im weiteren Sinne wurde nach und nach, seitdem die Deutschen seßhafter geworden, Hauptbeschäftigung, und keineswegs mehr durch Sklaven und Liten allein betrieben. Was eine Familie zu ihrem Unterhalte bedurfte und bebauete, hieß mansus (von manere), dann aber auch ein bestimmteres Maaß, Mannwerk, so viel ein Mann mit 2 Ochsen in einem Tage bearbeiten konnte. Im Hofe (curtis) unterschied man Sal oder Herrenhaus, vom genecium dem Weiber- oder Mägde-Hause, vom spicarium Speicher, scuria Scheuer, grania Kornboden u. s. w. Schon kannte man das Furchen-Abpflügen und Gränzsteine-Verrücken. Wiesen wurden eingezäunt, gewässert und gedünget. Die Viehzucht wurde umfassender betrieben. Man hatte Stutereien (equaritia legitima von 12 Stuten und 1 Beschaller amissarius), vaccaritia, 12 Kühe und 1 Ochs; eine ordentliche Schäferei hatte 80 Schaafe. Das Vieh hatte Schellen (skella), Klingeln (tintinnum); den Pferden wurden Zeichen eingebrannt mit dem canterium. Man kannte das Wallachen (Chengisto) und das Stutzen der Pferde, denen man schon Namen gab. Man aß auch Pferdefleisch, bis Papst Zacharias dieß, wie auch die Hasen und Biber zu essen verbot. — Fast jede Hofwirthschaft brauete ihr Bier selbst. Der Wein wurde nach Fudern (carra, carrada) berechnet und mit den Füssen gekeltert. Das kleinere Maaß war sicta oder situla (Seitel). Der Gartenbau nahm zu. Man scheint schon das Baumpfropfen gekannt zu haben. Zwiebel und Knoblauch war Lieblings-Speise der Burgunder, die mit ihrem Geruche dem feinen Römer sehr beschwerlich fielen. Man kannte araweiz (Erbse), churpiz (Kürbis, Gurke), chichurium Kichern. Der Bienenzucht gedenkt manches Gesetz. Die Bienenstöcke (vascula) waren von Holz, Ruthen oder Rinde.

Die Jagd war noch Lieblingsbeschäftigung; noch war der Wald gemeinsam. Es galt noch Wölfen, Bären, Bisonten oder Büffeln. Man legte sogar Selbstschüsse mit Bogen und Pfeilen (tensurae) und mußte Menschen und zahmes Vieh durch ausgespannte Leinen dafür warnen. So kannte man auch Fußangeln (pedica taliola). Man unterschied Leithunde (canis secusius), Treibhunde (Triphunt), Spür-, Dachs, Wind-, Bären-, Schweinshunde oder Saurüden, Schafhund, Hofhund (hovawarth Hofwächter); in dem salischen Gesetze kommen canes docti und magistri vor (tit. VI. 2). Man jagte auch mit zahm gemachten und gezeichneten Hirschen, nicht minder mit Falken, Habichten (hapuch) und Sperbern (spavarius). Dieß war den alten Deutschen „Federspiel."

Der Handel besonders zwischen den Germanen in Gallien, Italien mit Ostrom fing schon an, von Juden getrieben zu werden. Der Sklavenhandel nach Gallien war sehr bedeutend. Menschen zu Hunderten wurden, meist Sachsen, Britannier, Slaven, Mauren, nach Frankreich verkauft. Das Christenthum, welches in Mainz, Trier, Cöln, Augsburg, Lorch, Constanz u. s. w. seine Bisthümer hatte, steuerte dieser Verruchtheit nur allmählig. Die Wissenschaft gesellte sich zu Kirchen und Klöstern, für die auch die wenigen Künste und Künstler arbeiteten; der Stickerei durch Frauen wird im höheren Norden in alten Sagen oft gedacht und Malerei scheint zuerst auf den Schilden und an den Häusern angewendet worden zu seyn. Der Harfe wird bei den Angeln gedacht. Künstliche Trinkhörner (wovon der Hornung-Monat seinen Namen haben mag) kommen zeitig im Norden vor, so wie Gold- und Silber-Arbeiten, und Münzen mit Merovingischem Gepräge. Aber ihre Form ist noch roh, wie ihre Zeit *).

Auch die deutsche Sprache litt durch die viel ausgebilde-

---

*) S. K. Glo. Anton Geschichte der deutschen Landwirthschaft. Erster Theil. Görlitz 1799. S. 85 — 171; noch immer brauchbar.

tere römische in den eroberten Ländern. Zu unausgebildet, um diese zu verdrängen, als Sprache der Sieger zum Theil schon Schriftsprache, aber von diesen festgehalten, kam es also durch längeres Zusammenleben der Germanen und Römer zu einer Mischung, welche je nach den vorwaltenden Bestandtheilen und selbst Beimischungen älterer Einwohner verschieden und unter dem Namen romanischer Sprachen bekannter wurden. So die italienische, spanische, französische, englische Sprache, welche letztere freilich noch ganz andere Zuflüsse erhielt. Aber selbst im eigentlichen Deutschland drohte der alten deutschen Sprache keine geringere Gefahr, als den Deutschen selbst. — Durch die Slaven oder Wenden, deren, obgleich sie anfangs böse Nachbarn (nach oder in der Nähe Anbauende) waren, hier nach ihrem volksthümlichen Wesen mit Einigem freundnachbarlich gedacht werden mag.

Man hat den Namen der Slaven von Slowo das Wort, von Slawa dem Ruhm, von Selo, Selit wandern abgeleitet. Ein südlicher Theil derselben hieß Seloveni, Slavini, bei den Griechen Shlabini. Die Norddeutschen gaben ihnen den Namen Wenden (Veneden); im Noricum erhielten sie den Namen Winden. Dagegen nannten sie selbst den germanischen Nachbar Njemetz (stumm? da sie seine Sprache nicht verstanden, oder von ne mesa ohne Gränze, unermeßliche oder Nomaden). In Beziehung auf Deutschland theilten sie sich in 3 Classen; die Ostsee-Wenden, die Sorben oder Serben (von Serb die Sichel?) und die Slaven im engern Sinne im deutschen Süden. Unter erstern kommen die Pommern (po more am Meere), Ukern, Luitizier, Wilzen, Welabaten, Heveller, Briezaner u. a.; unter den Serben die Lusizer (Lusa Sumpf davon die Lausitz), die Daleminzier, die Siusler, die Chrowaten oder Tschechen und Moravaner (Mähren) vor. Die Slaven Polens und Schlesiens, die Ljächen hingen westlich wieder mit den Sorben und Tschechen zusammen. Unter den Süddonau-Slaven oder Winden sind die Krainer (Krai, Kraino, Gränzland) und Karantaner (im nachherigen Kärnthen) die wichtigsten. Sie waren die westlichen Nachbarn der finnischen Avaren, die nach einem Kampfe mit den Slaven, die auch Anten heißen, Dacien, und nachher das von den Longobarden verlassene Pannonien besetzten.

Die Slaven werden als einfache, gutmüthige Naturmenschen, vor Allen als sehr gastfrei beschrieben. Fremder, Gast, Kaufmann, Herr, hieß ihnen gleich: Host oder Gost. Diebstahl war unbekannt; Keuschheit und eheliche Treue wird gerühmt; die Braut wurde von ihren Aeltern und ohne Ausstattung gekauft. Die Männer gingen meist in Fellen (Hemd und Pelz hat bei ihnen den gleichen Namen), die Weiber im leinenen Gewand. Wenn ein späterer Annalist sie foedissimum hominum genus nennt, so mag das erst späterhin geworden, oder aus Religions- oder National-Haß ihnen angedichtet worden seyn. Doch standen sie noch auf der Stufe der Blutrache und Menschenopfer; geschriebener Gesetze wird in dem ganzen Zeitraume bei ihnen nicht gedacht; so wie der Schreibkunst überhaupt vor 641 keine Erwähnung geschieht. Ihre Hauptlebensweise war der Ackerbau und ihre Verfassung war mehr patriarchalisch als monarchisch. So viele Familien, so viele kleine Gemeinwesen, die Familienväter traten dann zusammen, und wählten Richter (Zupane) und Fürsten (Knäs, Woiwod, Hospodar). Doch mag es auch Erbfürsten gegeben haben, aber keinen Erbadel und keine Erbsklaven, wenn auch Sklaverei und höherer Rang Einzelner sich vorgefunden haben mag. Eine Aristokratie, nur im bessern Sinne und nicht erblich, bleibt bei keinem Volke von einiger Durchbildung aus. Die Volksversammlung hatte bei allen Slaven das höchste Ansehen. Der Gottesdienst hing damit zusammen.

Von ihrer Religion ist in dieser Zeit noch wenig mit Bestimmtheit zu sagen. Doch spricht ein orientalischer Dualismus ziemlich deutlich aus ihr hervor. Bog ist der Gott überhaupt (und des Krieges insbesondere); aber Bog schied sich wie Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, Tod und Leben, Winter und Sommer in einem guten Gott Bjel-Bog und einem bösen oder schwarzen Cherne-Bog. Außerdem gab es noch eine Menge gleichfalls der Natur entlehnte Götter; Schiwa Göttin des Lebens; Ziza die Göttin der Säugenden; Prowe der Gott des Rechts, Perun der Gott des Blitzes u. a. Jutrebog der Gott der Morgenröthe, Wet der Gott der Rache, Triglaf, Radegast, Swantewit, mögen Localgottheiten gewesen seyn. Außerdem gab es eine Menge Untergötter, z. B. bei den Sorben: Kobals (Kobolde) Teufel, Feuermann, Niren, die Wehklage, Däumling (Ludki, eine Art Liliputer), Drachen, die Smertnitza oder das klapperbeinige Todtengerippe, das prophetische Gottessitzchen, Horm u. s. w. Tugend drücken sie durch gute Werke, Hölle durch Smila (Backofen) aus. Der Glaube an Unsterblichkeit wird ihnen von Einigen wohl mit Unrecht abgesprochen; wozu hätten sie dem Todten auf den Scheiterhaufen seine liebsten Sachen mitgegeben? Sie feierten, lebens- und gesanglustig, wie noch heute die Böhmen, viele Feste; zu Ehren des Sommers, der Aerndte; mit Gastmählern auch ihre Todten (darinn an das deutsche Todten-Essen erinnernd); mit Tänzen ihre Hochzeiten. Die Behandlung des Weibes war weniger achtungsvoll als bei den Deutschen; das Weib mußte neben dem Bette des Mannes auf dem Boden schlafen. Bezahlte Klageweiber heulten um den Todten. Sie zählten nur bis 10, die Deutschen bis 12. Den Krieg erlernten sie wohl erst, und damit manche Grausamkeiten, von den Deutschen, mit denen sie von jeher in Berührung waren. Landwirthschaft war ihre Hauptbeschäftigung, doch trieben sie auch, ehe vielleicht der Deutsche selbst daran dachte, einen weit verbreiteten Handel, besonders zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere. Leinwand war ein Hauptfabricat der Slaven und daher nebst dem Viehe auch Tauschmittel. Durch ihren Ackerbau belebten sie auch den Deutschen, sie waren Bauern, als die Deutschen noch keine waren und manches darauf Bezügliche auch in ihre Sprache aufnahmen. — Das endliche Schicksal dieser Menschen aber, nach Jahrhunderten von Kriegen mit den Deutschen, ist in der unglückseligen Verwandlung des Wortes Slaven in Sklaven nur zu deutlich ausgesprochen! —

Geschichte der Deutschen in und außer Deutschland, von Chlodwigs Tod bis zum Untergange der Merovinger. Christenthum und Slaven.

Da gerade in diesem Zeitraume die meiste Einwirkung auf das eigentliche Deutschland von den germanischen Nachbarstaaten kommt, und diese bestimmend und entscheidend herübergreifen, so muß zuerst von ihnen die Rede sein, und wir beginnen unsere Schilderung germanischer Staaten mit jenem Italien, welches trotz der höchsten Mauer, die es von Deutschland und den Deutschen zu scheiden wie bestimmt war, doch gerade mit diesem Land und Volke in die vielfachste Berührungen kam und überhaupt Bühne der wechselndsten Völker und Geschicke geworden ist. Gewitter, die sich einmal in einem Bergkessel verfangen, toben sich nur um so furchtbarer aus!

Der große Theodorich hat sein Ostgothenreich mit kräftiger Hand 493 gegründet und mit Klugheit aufrecht erhalten bis zu seinem Tode 526. Aber auf die stärkste Regierung folgte gleich die schwächste, eine vormundschaftliche der Tochter Amalasuntha über den 10jährigen Enkel Theodorichs Athalarich. Weiber-, Kinder-, vormundschaftliche Regierungen sind allen, besonders aber jungen Staaten selten vortheilhaft. Dieser sündigte sich früh zu Tode (534) und seine Mutter nahm ihren Vetter Theodat zum Mitregenten und General, der seine Wohlthäterin ermorden ließ. Der als Gesetzsammler so berühmte Oströmische Kaiser Justinian (527 — 565), der eben durch seinen Belisar dem Vandalenreich 534 ein Ende gemacht und den alten Plan aufgenommen hatte, das ganze Weströmische Reich wieder zusammen und unter Ostrom zu bringen, trat als Rächer der Ermordeten auf und begann nun durch denselben siegreichen Feldherrn seinen Kampf um Italien. Theodat fiel durch seine eigenen Leute und sein Nachfolger suchte sich gegen Abtretung des ostgothischen Theils von Gallien und des mit Alemannen besetzten Rhätiens mit fränkischer Hülfe zu verstärken. Aber die Franken unter Theodobert kamen und gingen, mehr als Räuber, denn als Bundesgenossen, und breiteten sich selbst in Venetien, am adriatischen Meere aus. Mailand, Ravenna fielen und König Vitiges wurde gefangen mit Ravennas Schätzen nach Constantinopel geschleppt (541). Ein folgender Gothenkönig Ildebad, dann dessen Brudersohn Totilas erneuerten den Kampf; Rom wurde mehrmals von beiden Parteien gewonnen und verloren, und nur die Erinnerung der alten Größe hielt von ihrer gänzlichen Zerstörung ab. Aber Belisar fand einmal nur 500 Menschen darin, und 14 Tage lang war fast kein Mann mehr in der Stadt der Millionen. Frauen und Töchter der Senatoren bettelten in zerlumpten Kleidern durch die gräßliche Oede. Aber nicht Belisar, sondern der Verschnittene Narses beendete den Krieg, und nicht König Totilas, sondern Tejas. Auf den Hügeln von Nocera in 3tägiger Schlacht gingen König und Krieger groß unter, und man scheidet nicht ohne menschliche Rührung von einem Volke, welches noch zuletzt aus seiner Verweichlichung sich ermannt und alter Zeiten würdig gestritten hatte.

Narses saß als griechischer Exarch zu Ravenna; ihm, dem mit Undank belohnten folgte Flavius Longinus. Aber schon 568 brachen die Longobarden aus den Sitzen, welche sie

von Justinian in Pannonien erhalten hatten, von wo aus sie mit den Herulern gekämpft und der Gepiden Reich zerstört hatten, nach Italien auf, unter Alboin, dem Held des Liedes, der seiner schönen Königin Rosamunde Gesundheit aus ihres von ihm erschlagenen Vaters Schädel trank. Sie werden als Menschen geschildert, die das Hinterhaupt ganz kahl trugen, dagegen lange Haare vom Vorderkopf herabhängen hatten. Mit ihnen 20,000 Harz-Sachsen, in deren Sitze an der Bode und Wipper sich dann Sueven (Nordschwaben) niederließen. Pavia wurde die neue Residenz, als die Griechen unterlegen waren. Nur Ravenna, die liguriſchen Küſtenſtädte und die Ducate (Herzogthümer) Rom und Neapel, nebſt Calabrien blieben griechiſch. Das longobardiſche Italien (noch jetzt davon die Lombardei) wurde unter eine Anzahl (36) Lehnsherzoge vertheilt, deren gewähltes und ſehr beſchränktes Oberhaupt der König war. Alboin fiel ſchon 573 durch Roſamunden und ihren Buhlen Helmichis, und dieſe beiden wieder durch wechſelſeitig gereichtes Gift. Zwanzig Könige folgen ſich unter innern Fehden und Kämpfen mit den Griechen, mit den Franken und den Päbſten, die endlich bei den Franken Hülfe ſuchten und die Zerſtörung dieſes Reiches (774) durch Carl den Großen damit herbeiführten.

Des Vandalenreiches Ende (534), des Untergangs der Sueven in Spanien (588) iſt ſchon gedacht. — Das Weſtgothiſche Reich war ſeit 508 mit Ausnahme von Septimanien oder Languedoc auf Spanien beſchränkt und hatte Toledo zu ſeiner Hauptſtadt. Löwigild 568 — 585 ſuchte die Erblichkeit des angenommenen Purpurs einzuführen, doch umſonſt. Die Geſchichte der Religionshändel, die bis in den Schooß der königlichen Familie wütheten, bis Reccared († 601) zur katholiſchen Kirche vom Arianismus übertrat und dadurch ſeine Weſtgothen mit den Römern und Sueven mehr verſchmolz, die Uebermacht der Geiſtlichen, die ſich bald völlig ſteuerfrei machten, die Schwäche der Wahlkönige (der ſogenannten Flavier), Thronfolge-Streitigkeiten, Kämpfe mit den Franken, die Verknechtung der Juden, gewähren nur unerfreuliche Bilder. Aber ein Ereigniß griff auch herüber über die Pyrenäen und wurde einer neuen Kette von Begebenheiten erſtes Glied. Der Thronſtreit unter Witiza und Roderich, der 710 König wurde, und Witiza's Söhnen, ſo wie der Verrath des Grafen Julian, führten die auf der Nordküſte Afrikas bereits herrſchenden Araber oder Saracenen (Männer des Oſten) unter Anführung Tariks über das Mittelmeer herüber (der Berg, wo Tarik landete, Dſchebel al Tarik, gab Gibraltar den Namen). In einer 8tägigen Schlacht am Guadalete, bei Xeres de la Frontera (18 — 26 Jul. 711) wurde Roderich beſiegt und erſchlagen. Bald fiel der größte Theil von Spanien und Luſitanien (ſpäter vom Hafen [portus] Cale Portugal genannt) in dieſer Mauren Hände. Das mit Kampfer gefüllte Haupt Roderichs und nach Toledos Fall auch die 500 Pfd. Goldes ſchwere Schüſſel oder ſogenannte Tafel Salomos, die von Titus aus Jeruſalem nach Rom, von da durch die Weſtgothen nach Spanien kam, wanderten nach Aſien. Nur in den Gebirgen von Biscaya und Aſturien erhielt ſich gothiſche Herrſchaft, und ſeit der Schlacht an der Höhle von Cavadonza 712 begannen die chriſtlichen Fürſten allmählig wieder vorzudringen und nach 700 Jahren und mehr als tauſend Treffen endete dieſer Kampf mit der völligen Beſiegung des ſpaniſchen Chalifats 1492 durch die Eroberung von Granada.

Des altburgundiſchen Reiches völliger Untergang 534 durch die Franken iſt ſchon erwähnt. Aber der Name ging nicht unter und ſpielte ſeine Rolle, die am Mittelmeer beginnt, durch ganz Frankreich hindurch bis an den Nordſee als burgundiſcher Kreis Deutſchlands unter anderen Sceptern und Zeiten endet.

An der Nordküſte Frankreichs angelangt, ſehen wir hinüber zu den Kreidefelſen Albions, hinter denen auch ſchon deutſche Landsleute hauſen. Die eigennützige Hülfe der Sachſen, die ſich bald in Britannien völlig niederließen, entzündete einen langen Kampf. Als König Arthur 425, ohne die Freiheit der Seinigen erkämpft zu haben, in die geheimnißvolle Gruft ſtieg, (aus welcher die Sage ihn einſt wieder kommen läßt, um England aus großer Noth zu retten!) ſtiftete Hengſt 455 das kleine Königreich Kent; 477 Ella das ſächſiſche Suſſex (Südſachſen), Kerdik Weſſex, Erkenwein 527 Eſſex, der Angle Uffa 573 Oſtangeln und 577 ſein Landsmann Krida Mercia. In Northumberland gründete Ida das angliſche Berenicia 545 und Ella daß ſächſiſche Deira, beide wurden mit York als Hauptſtadt ſpäter zum Staat Northumberland vereiniget. Kriege mit den alten Einwohnern und untereinander dauerten lange fort. Das Volk zerfiel in Edle, Freie (Keorls, Kerls) und Unfreie. Der König wurde aus Einer Familie gewählt, in ſeiner Macht aber durch die Verſammlung der Weiſen (Reichen) — Wittenagemot — beſchränkt. Alderman, Carl oder Graf und Herzog waren ſeine höchſten Beamten. Die Bekehrung dieſer Angelſachſen zum Chriſtenthum begann erſt am Ende des 6ten Jahrhunderts. Die ſchriftliche Aufzeichnung der Geſetze iſt gewöhnlich eine der erſten Folgen des Chriſtenthums. Ethelbert machte den Anfang, und Inas Geſetzbuch (um 690) war das berühmteſte. Die 7 — 8 kleinen Königreiche (Heptarchia) wurden erſt im neunten Jahrhunderte bleibend vereinigt, bekamen aber bald an den Normannen, einem Geſammtnamen für die kühnen Seehelden (und Meer und Sturm macht muthigere Menſchen als Acker und Wieſe!) in Dänemark, Südſchweden und Norwegen, auch deutſcher Abkunft, gefährliche Feinde. Doch jene Männer unter ihren See- und Buchten-Königen, mit ihren wunderlich gemalten oder geformten Schiffen, die auf hoher See Raben fliegen ließen, um Land zu finden, die an die Küſten ferner Länder und in die Mündungen der Flüſſe fuhren, wo ſie reiche Klöſter oder Städte vermuthen durften, werden ſpäter noch deutlicher an das Licht der Geſchichte treten.

Jetzt zu der Geſchichte der Franken. Wie bei den Oſtgothen war auch hier der Gründer des Staates der kräftigſte ſeines Geſchlechts geweſen, und nur wenige Könige treten noch mit eigener Kraft auf. Erſchlaffung, Theilungen, Geleite und das in feſter erblicher Hand bald furchtbare Amt der Majordomen führen dieſe Könige der Merovinger endlich vom langen Haare zur Tonſur, vom Königsmantel zu der Mönchskutte, von der Fürſten Pfalz zur Kloſtermauer. — Chlodwig hatte 4 Söhne hinterlaſſen, die mit Willen des Volkes und der Geleite ſich mehr in die königliche Würde, als in das Reich ſelbſt theilten. Theoderich oder Dietrich († 534) der älteſte nahm ſeinen Sitz zu Metz, und verwaltete das öſtliche Land (Auſtraſien, im Gegenſatze von Burgund und Weſtfranken oder Neuſtrien). Chlodomer († 524) ſaß zu Orleans; Childebert († 558) zu Paris; Chlotar I. (Lothar, Luther, † 561) zu Soiſſons. Der Grundſatz der Erblichkeit war damit anerkannt, aber auch der ſchlimmere der Theilung der königlichen Würde und Geleite, und nur das Heilſame bereitete ſich vor, daß einmal eine volle Theilung nach nationalen Bedürfniſſen und Beſtandtheilen eintreten konnte. Denn viel Verſchiedenartiges und Abſtoßendes hatte das Schwert des Eroberers zuſammengerafft. Die Thaten dieſer Theilfürſten, die Vernichtung der burgundiſchen Dynaſtie, ſtatt deren nur fränkiſche Herzoge oder Patricier verwalteten, die Unterwerfung Thüringens 531, und die Ermordung König Hermanfrieds durch den Sturz von Zülpichs Mauer (während des durch Brudermord untergegangenen Berthars oder Werthers Tochter Radagundis erſt Chlotars Gemalin, dann eine Heilige wurde), die bedeutenden Erwerbungen in Rhätien und Oberitalien auf Koſten des ſinkenden Oſtgothenreichs, ein Tribut von 500 Kühen, der von Chlotar den Sachſen aufgelegt wurde, die ſcheinbare Unterwerfung der Bretagne, und die Verbindung mit den Bojoariern, bei denen ein Agilolfinger Garibald, früher in den Heeren der Franken ausgezeichnet, ſeit 555 auftritt, eine Verbindung, die wenigſtens einer völligen Unterwerfung bald Platz machte, wenn ſie es anfangs auch nicht geweſen ſeyn ſollte, ſind zum Theil erwähnt, oder werden es noch bei Deutſchland ſelbſt. Chlotar, nach Bruderkriegen und Verbrechen mancher Art, überlebte ſeine Brüder und deren Söhne, und regierte bis 561 allein. Einen ſeiner Söhne, Chramnus, hatte er mit Weib und Kind in einer Hütte verbrennen laſſen. In Verzweiflung über dieſe That ſtarb er 561.

Seine 4 noch übrigen Söhne theilten gleichfalls. Charibert († 567 oder 572) ſaß zu Paris; Guntram († 593) zu Orleans, und verwaltete auch Burgund; Siegbert regierte von Rheims aus über Auſtraſien; und Chilperich (der Theolog und Dichter, † 584) ſaß zu Soiſſons. Des erſtverſtorbenen Chariberts Land theilten die drei anderen Brüder, doch ſollte Paris gemeinſchaftlich verbleiben. Schon darüber gab es Bruderkrieg, noch mehr aber durch 2 Weiber, welche, die Unwürdigen der Ehren, den Königinnentitel führten. Brunehild, die Weſtgothin, war Siegberts, Gailswinthe, ihre Schweſter, Chilperichs Gemalin. Aber Chilperich ermordete ſie, und nahm ſeine Beiſchläferin Fredegund zum Weibe. Dafür haßte Brunehild die Fredegund mit einem Haſſe, wie er nur dem Weibe möglich iſt. Ihr Gemal ſollte das Blut der Schweſter an Chilperichs ganzem Stamme rächen. Aber Siegbert ſelbſt wurde im Feldzug gegen ſeinen Bruder im Lager bei Vitry mit vergifteten Meſſern erſtochen, und Brunehild hetzte nun Chilperichs eigenen Sohn Merwig, der ihr Gemal wurde, gegen den Vater auf. Aber auch dieſen ſchaffte Fredegund aus dem Wege. Ja ſie ließ wahrſcheinlich ihren eigenen Gemal ermorden, um das Verbrechen der Unzucht mit einem Diener zu bedecken. Damals wurde Siegberts minderjähriger Sohn Childebert vom König Guntram allein zum Erben eingeſetzt, obgleich Fredegund mit 303 Eideshelfern beſchwor, daß ihr Sohn Chlotar wirklich von Chilperich ſtamme. Als nun Childebert, der Guntram wirklich beerbte, ſtarb, führte die Großmutter Brunehild für deſſen Söhne die Vormundſchaft. Fredegund und ihr Chlotar wollten ihnen aber das Reich entreißen, und griffen zum Schwert. Aber Chlotar erlag, und

Fredegund starb 597. Austrasien wurde nun unter Brunehilds Enkel Dietrich (Rheims) und Theodobert (Dietbert, zu Metz) getheilt. Ersteren, ihren Liebling, hetzte Brunehild gegen seinen Bruder auf, Theodobert wurde gefangen und ermordet, und seinem Sohne Merwig die Hirnschale am Felsen zerschmettert. Jetzt hatte Dietrich ganz Austrasien, starb aber 613. Gern hätte nun Brunehild auch für ihren Urenkel Siegbert II. regiert, aber die Vasallen, auch durch die Einziehung vieler Beneficien gegen Brunehild gereizt, luden selbst Chlotar, den Sohn der Fredegund herbei, und Brunehild floh nach Burgund. Die dort gesammelten Krieger gingen jedoch an der Aisne zu Chlotar über, und Brunehild mit ihren Urenkeln wurde gefangen, und letztere bis auf Chlotars Pathen Merwig hingerichtet. Brunehild trug die Blutschuld von 10 Königen auf ihrem Haupt. Chlotar ließ die achtzigjährige Frau (613) 3 Tage martern, dann auf einem Kameel durchs Lager führen, und endlich mit den Haaren, einem Arm und einem Bein an den Schweif des wildesten Pferdes binden, und die so zerschmetterten und zerrissenen Glieder zuletzt verbrennen. Eine gräßliche Strafe für gräßliche Verbrechen! Es geht ein Schauder durch die Seele, daß dieß Menschen, Deutsche, Christen waren! Gegen solche Teufel mußte wohl die thüringische Radegund, die, ein stiller Friedensengel, so oft zum Frieden gemahnet hatte, nach ihrem Tode zu Poitiers 587 wie eine Heilige erscheinen, und die trostlose Zeit selbst Wundern Glauben verschaffen.

Wie mußten solche Gräuel den Glauben an die Heiligkeit der Krone, an die Pflicht des Gehorsams schwächen, und die Anmaßungen der unentbehrlichen Vasallen und Geleite stärken! Auch die Geistlichkeit, in deren Händen Kirchenbuße und Bann trefflich wucherte, feilschte mit dem Könige um Bischofsstellen, die er vergab, und schon Pabst Gregor der Große (590 — 604) eiferte gegen diese Simonie, wie 500 Jahre später ein größerer Gregor. Die Trennung Austrasiens und Neustriens prägte sich immer mehr aus, und bei den vielen Minderjährigkeiten und Vormundschaften hatte der Hausälteste in jedem Theilreiche immer größere Macht erlangt. Er war der Verweser des Reichs geworden, und die Vasallen hingen von ihm ab. Jeder Theilstaat hatte seinen Fiscus, aber auch sein Märzfeld oder seine Volksversammlung, die bald nur von Geistlichen und Leudes besucht wurde. Unter Chlotar, der den Austrasiern, deren Gränzen Vogesen und Ardennen seyn sollten, seinen sechzehnjährigen Sohn Dagobert zum König gab, trat Pipin von Landis, ein Mann voll Kraft und Tugend als Majordom Austrasiens auf. Chlotar starb 628, und Dagobert sein Sohn vergnügte seinen jüngern Bruder Charibert mit Aquitanien, (Hauptstadt Toulouse) sich alles andere vorbehaltend, übrigens ein Salomo an Wollust mehr, als an Weisheit; denn er hatte 3 Königinnen und der Kebsweiber viele. Er bekämpfte die Slaven unter ihrem König Samo mit Hülfe der Alemannen und Longobarden, und vereinigte nach Chariberts unbeerbtem Tod (631) wieder ganz Frankenreich, trat aber 632 Austrasien seinem Sohn Siegbert ab. Pipin blieb Majordom, und überlebte seinen König nur um 1 Jahr (denn dieser starb 636). Nach Dagobert sanken die Könige immer mehr, und nur die Eifersucht der Großen gegeneinander hielt jene noch auf dem Thron. Aega war Majordom Chlodwigs II. († 656), Pipin, dann sein Sohn Grimoald Siegberts von Austrasien. In jene Tage fiel der Abfall der Thüringer unter dem muthigen Sorbenbesieger Radulf. Nach Siegberts Tode macht Grimoald schon einen Versuch, mit Umgehung des Merovingers Dagobert II., den Thron seinem eigenen Sohne Childebert zu geben, den aber Vater und Sohn mit dem Leben büßen mußten.

Von Chlodwig II., der lange Kind, dann mehr Thier als Mensch, und endlich wahnsinnig war, wurde Chlotar († 670) sein vierjähriger Sohn zum König von Neustrien und Burgund erhoben; unter dem Hausältesten Ebroin. Childerich II. sein anderer Sohn wurde 660 — 673 König von Austrasien, und endlich tritt auch noch ein dritter Sohn Dietrich III. seit 673 († 691) als König von Neustrien und Burgund auf. Die Geschichte dieser Schattenkönige ohne Saft und Kraft, die kaum ihres Namens Nennung hier verdienen, gewinnt erst Einheit und Interesse, als der Enkel jenes Pipin, ein Sohn des Ansegisil von Pipins Tochter Begga, ein zweiter Pipin (von seinem Schlosse Heristal im Lüttichschen an der Maas beigenannt), gegen Dietrich III. und seinen Hausmeier Berthar an die Spitze der Austrasier trat, und bei Testri in der Landschaft Vermandois am Flüßchen Daumignon Dietrich und Berthar entschieden schlug, und sich (Berthar fiel durch seine eigenen Leute) zum alleinigen Majordom aller Franken unter dem König Dietrich machte. Er hieß fortan Herzog und Fürst der Franken.

Pipin, der Mann großer Thaten, der Gründer, oder wenn man lieber in Betracht seiner Großväter Pipin und Arnulf des Bischofs von Metz will, der Fortpflanzer eines gewaltigen Geschlechts, war Hand und Kopf des Königs Dietrich und des Frankenreichs. Jetzt wollte er Frieden, hob das Märzfeld zu größerer Wichtigkeit. Der König spielte eine kümmerliche Rolle. Er fuhr auf seinem Ochsenwagen zur Versammlung, hörte Gesandte an, sprach eingelernte Antworten, entschied, wie Pipin ihm vorgeschrieben, und fuhr in die Pfalz oder auf seinen Königshof zurück. Ein späterer Schriftsteller läßt diese Könige unvernünftig essen und trinken. Man könnte sie langhaarige, gekrönte Puppen nennen, die man dem Volke zeigte, und mit welchen die Majordomen spielten. Nun, wer nicht Hammer werden kann, muß Ambos sein. Nortbert, Pipins Freund, später sein eigener Sohn Grimoald, verwaltete Neustrien, Drogo, ein anderer Sohn, Burgund mit Herzogstitel. Dietrich starb 691. Chlodwig III. sein Sohn (691 — 695). Childebert III. († 711) des vorigen Bruder, folgten sich schnell. Alle überlebte Pipin. Nur Dagobert III. starb ein Jahr später als Pipin (715). Aber auch seine beiden Söhne mit Plectrudis, Drogo und Grimoald starben vor dem Vater, und so ernannte Pipin noch Grimoalds Sohn Theodoald zum Majordom. Aber er hatte noch von einer Nebengemalin Alpais einen erwachsenen Sohn Karl, den aber Plectrud mißtrauisch gefangen hielt, bis er nach Theodoalds Tode entkam, und sich nach sechsjährigen Kämpfen zum alleinigen Majordom aufschwang. Dieß unter Theodorich IV. 720 — 737, Dagoberts Sohne.

Karl kämpfte fast mit allen deutschen Völkern, die in seines Vaters Tode ein Signal zur Selbstbefreiung sahen; und auch mit dem Herzoge von Aquitanien. Wir wollen glauben, daß alles dieß Nothwendigkeit gebot, indem die Freiheit des Einen Volkes die andern alle aufreizen konnte. Auch mußten die Geleite beschäftigt werden. Freilich war auch nicht alles Sieg, was also hieß, denn sonst hätte es so vieler wiederholter Feldzüge nicht bedurft. Aber ein Kampf Karls war unbestritten großartiger, war deutscher, ja europäischer als alle, der mit den Sarazenen. Noch nicht 3 Menschenalter waren seit Muhameds Tod (632) verflossen, als schon seine Fahnen von des Indus Ufern siegreich bis an die Säulen des Hercules wehten. Noch stand die Ueberzeugung dem Moslem fest, daß sein Schwert nicht ruhen dürfe, bis alles, was Mensch heiße, dem Propheten und seinen Nachfolgern (Chalifen) sich unterworfen habe. Von Spanien aus gedachten sie, die Reihe ihrer Siege durch Europa hindurch zu führen bis nach Asien zurück. Es wäre um Europas selbstständige Entwickelung durch Staat und Christenthum, es wäre um alles germanische Wesen geschehen! Aber es ist dafür gesorgt, sagt ein alter Spruch, daß die Bäume nicht bis zum Himmel wachsen!

Schon seit 718 begannen jener spanischen Araber Versuche, sich über die Pyrenäen hinaus zu verbreiten. Im Jahr 725 waren sie schon bis Autun in Burgund vorgedrungen, aber mit reicher Beute wieder heimgekehrt. Schon hatte Herzog Eudes (Otto) von Aquitanien mit ihnen einen Vertrag geschlossen. Abdorahman, des Chalifen Haschem Statthalter in Spanien stieß jedoch diesen Vertrag um, eroberte Bordeaux, und schlug Eudes, der sich nun mit Aufopferung seiner Selbstständigkeit Karln in die Arme warf. Dieser, so verstärkt, traf im October 732 bei Potiers auf Abdorahman. Beide Heere wußten, wem es galt — einer europäischen Lebensfrage, wie in der großen Hunnenschlacht. Abdorahman blieb; geschlagen flohen die Araber. Doch in die Schluchten der Pyrenäen wollte Karl, selbst sehr geschwächt, sie nicht verfolgen. Die Araber waren damit zum erstenmal, und durch Deutsche geschlagen worden; die kalte Ausdauer des Nordens hatte über das Feuer des Südens gesiegt. Die Todten mag, um einen arabischen Ausdruck zu brauchen, nur Gott gezählet haben; aber Karl der tapfere bekam, so sagt man, von da an den Beinamen Martell, der (Streit-) Hammer. Karls Ruhm und Macht war jetzt befestigt, auch war in den Leichen vieler Großen mancher Widerspruch gegen seine Gewalt verstummt. Mit völliger Uebergehung seines Königs ließ er sich in Aquitanien von einem Sohne Eudes Treue schwören; an seine eigenen Getreuen vergabte er Grund und Boden in Burgund, oder schuf sich neue Vasallen. Aber schon im Jahr 734 hatten die Mauren unter Abdul-Meleb neue Einfälle ins Frankenreich gewagt, waren 735 von den mißvergnügten Burgundern eingeladen bis an die Rhone vorgedrungen, hatten Arles und Avignon erobert, und das Land bis Lyon und Marseille verheert. Karl eilte ihnen abermals entgegen, schlug an der Küste bei Narbonne, ihrem Hauptwaffenplatze, ihr Heer, ob er gleich die Stadt selbst ihnen nicht entreißen konnte.

Bei der Ehrfurcht und der Hülfe, die Karl den frommen Heidenboten in Deutschland bei ihrem Werke erwies, mußte es dem Papst Gregor III. (731 — 741) nahe liegen, sich auch in seiner Noth an Karln zu wenden. Luitbrand, der Longobarden König, hatte den Papst befehdet, weil dieser den aufrührerischen Herzogen von Spoleto und Benevent gegen ihn Vorschub gethan hatte. Aber seine Truppen waren, wie die der Herzoge, geschlagen, selbst die Vorstädte Roms und die Peterskirche geplündert worden. Da schrieb Gregor mehrmals an den „erlauchtesten Unterkönig Karl" um schleunige und persönliche Hülfe, schickte später sogar die Schlüssel vom Grabe der Apo-

fiel und die Ketten Petri nebst großen Geschenken; aber Karl vermittelte den Streit blos durch Gesandtschaft. Hatte er es doch bald mit den Aquitaniern, bald mit den Sachsen, mit den Burgundern oder den Friesen, den Arabern oder den Baiern zu thun. Weitere Entfernung würde ihm nachtheilig geworden seyn. Auch stand er mit Luitbrand in Freundschaft, denn dieser hatte nach einer feierlichen und befreundenden Sitte jener Zeit Karls Sohn Pipin das erste Barthaar abgenommen.

Theodorich oder Dietrich IV. starb 737, und jetzt blieb der Thron 4 Jahre unbesetzt; Karl theilte sogar kurz vor seinem Tode seinem ältern Sohne Karlmann Austrasien mit Thüringen und Schwaben, dem zweiten Pipin Neustrien, Burgund und die Provence zu; Griffo, ein Sohn aus einer Ehe mit einer baierischen Fürstin Sonihild wurde (14jährig) anfangs übergangen, dann mit einzelnen Stücken jener Länder abgefunden; der andern deutschen Länder geschah dabei keiner Erwähnung. Sie scheinen also damals nicht disponibel gewesen zu seyn. Das erregte bösen Hader, den aber der Vater nicht erlebte. Am 22. Oct. 741 starb Karl der Streithammer. Nur vor den Augen der Geistlichen fand er wenig Gnade, weil er auch ihrer Pfründen wenig schonte, wenn er Ländereien und Stellen für seine Anhänger brauchte, die aber anzutasten, hieß himmelschreiendes und höllisches Verbrechen.

Die neuen Reichsregenten setzten wieder einen Schattenkönig Chilperich III. auf den Thron, da die Großen ihren allein noch nicht gehorchen mochten; aber sie schlossen auch ihren Stiefbruder von seinem Antheile aus, und dieser floh nach Baiern, zu seinem Schwager, Herzog Odilo; ja Griffo regte auch Sachsen, Friesen, Alemannen, Aquitanier gegen seine Verfolger auf, aber alle wurden, wenn auch nicht ohne Mühe, nach und nach besiegt, die Sachsen bei Hochsenberg, im nachherigen Mannsfeldischen, Teutbald, der Alemannen-Herzog, wurde ganz abgesetzt, das alte National-Herzogthum auf einem Landgericht zu Canstadt 746 völlig als solches aufgelöst und fortan durch fränkische Grafen und Kammerboten verwaltet. Aber Griffo, obwohl wieder abgefunden, ruhte noch nicht, nahm sogar kurze Zeit Baierns Herzogthum für sich, wurde aber ausgeliefert, floh dann nach Aquitanien, und wollte endlich, überall verfolgt, nach Italien fliehen; da fiel der Unglückliche in einem Treffen bei Maurienna, und fand den Hafen, den Jeder nach stiller oder stürmischer Fahrt endlich gewiß erreicht (753). Karlmann aber war schon 747 unerkannt ins Kloster Monte Cassino als Mönch gegangen, und hatte sich, schwerer Dinge bewußt, auch schweren Züchtigungen unterworfen († 754). So stand Pipin allein als Reichsverweser des ganzen Frankenreiches da.

Aber jetzt, durch Unterwerfung der deutschen Völker und beim Gehorsam der Burgunder und Neustrasier, war auch der alte Plan des Hauses reif geworden, für welchen auch der Papst Zacharias durch den berühmten Erzbischof Bonifaz von Mainz gewonnen war, und der sich in der Frage an den Papst kund that, ob es besser sey, daß der König sey und heiße, welcher alle Macht und Geschäfte, oder welcher den Namen desselben besitze? — und der Papst sprach nach Pipins Wunsch und Verlangen. —

Zu Soissons hatte Chlodwig I. vor 266 Jahren den ersten Sieg erfochten, und so den Grund zur Größe seines Hauses gelegt. Zu Soissons traten jetzt (752) die königlichen Leute und das bearbeitete Volk zusammen; alle entband Bonifaz des Eides, und Chilperich wurde des Königthums entsetzt, der langen Haare beraubt, zum Mönch geschoren und in das Kloster S. Bertins zu Sithieu (S. Omer) geschickt. Sein Sohn wurde als Mönch einem andern Kloster zugetheilt. Auf den Schild erhoben, dreimal in der Versammlung herumgetragen, begrüßte Alles Pipin als den neuen König der Franken. Bonifaz von Mainz, der Primas Deutschlands, verrichtete die Salbung. Aber noch feierlichere Weihe erhielt Pipin im nächsten Jahre, wo der Papst selbst zu S. Denys den König und seine Söhne zu Königen und Beschützern des heiligen Stuhles salbte. So war das Werk der Gewalt von der Kirche gebilligt und geheiligt, und selbst das Mitleid mit dem unglücklichen, verschwundenen Geschlechte abgeschnitten. Der Stern der Merovinger erbleichte vor dem glänzenden Gestirn der Karolinger. Aber neben dem hellen Glanze stand doch ein Flecken schwarzen Unrechts, und da bleibt die Vergeltung mit ihrem oft späten aber unerbittlichen Amte nicht aus.

Daß das eigentliche Deutschland in dieser Zeit fast ganz den Franken im Westen und den Slaven und Avaren im Osten unterlag, war ein bedenkliches Zeichen ausgewanderter oder an auswärtige Eroberungen verschwendeter Kraft. Es mußte daher erst neue Stärke gesammelt werden, und erst als dieß geschehen, konnte auch eine völlige Ausscheidung Deutschlands aus der großen Ländermasse der Franken nicht länger verschoben oder verhindert werden. Schon in diesen Theilungen der Merovinger und der Majordome kündigte das Unvermeidliche sich an. Wenn es aber fast noch ein Jahrhundert nach dem Sturze der Merovinger dauert, so erwäge man die neue volle zusammenhaltende Kraft des nächsten Herrscherstammes, und wenn man es nicht begreift, warum nicht Sachsen, Friesen, Baiern, Alemannen, Ostfranken, die in einzelnen Kämpfen ihr Blut und Leben vergeudeten, zur gemeinschaftlichen Erlösung das Schwert erhoben, so lag es eben daran, daß Sachsen, Friesen, Franken, Schwaben, Baiern isolirte Stämme waren, von Slaven und Avaren stets alarmirt, von den Majordomen scharf bewacht, und von der gewonnenen Geistlichkeit immer an die Könige über den Rhein und an die Päpste, ihre Freunde, hingewiesen.

In diesem Zeitraum fangen Alemannen und Sueven, verschiedene Zweige eines Stammes, in Deutschland selbst allmälig an zu dem Namen Suaven oder Schwaben zu verwachsen, und blieb ein Unterschied, so waltete das Alemannische mehr am Bodensee und jenseits des Rheins in Helvetien und Elsaß, das Suevische östlich des Rheins bis an den Lech vor. Die Alemannen-Schwaben oder Suev-Alemannen hatten, wie ihr eigenes Gesetz, so auch ihre eingebornen Herzoge. So werden Leutharius und Bucilin (um 548 die kühnen Kämpfer in Italien), so Leutfried, Unzelin (588), Leuthar (648) und Gottfried (656), Theotbald und Lantfried (746) genannt. Aber die Versuche, sich völlig von den unbequemen Franken loszumachen, scheiterten endlich 746 durch die Waffen der Majordomen, und endeten 748 mit Einverleibung des Landes ins Frankenreich. Warin und Ruodhart, die Franken, erscheinen nun als Kammerboten.

Das Christenthum, so weit dasselbe nicht schon unter den Römern hier geblüht hatte, oder durch neue Menschen und Ketzereien in Abgang gekommen war, predigten besonders Männer aus Irland und Britannien, die es sich zur Aufgabe gesetzt, die erkannte und dort rein erhaltene Wahrheit des Evangeliums den Unwissenden oder Irrgläubigen des festen Landes zu predigen. Armuth und Noth hatten auf jenen Inseln den Glauben rein und frisch, und die Geistlichen wach im Werke erhalten. Im Anfang des siebenten Jahrhunderts erschienen Columban und Gallus an dem Bodensee, und predigten unverdrossen, wie Mancher auch ihnen drohete und sie verschmähete, sie predigten ja einen Meister, der Größeres freiwillig ertragen. Und es gehörte kein gemeiner Muth und kein bloß gewöhnlicher Eifer des Predigers auf seinen fetten Pfründen dazu, mit Aufopferung des Vaterlandes nach stürmischer Meerfahrt unbekannte Menschen zum Theil in barbarischen Wildnissen aufzusuchen, und nun den schweren Kampf mit Leidenschaften und uralten Gewohnheiten zu beginnen, den Mann von seinen mehrern Weibern oder einer zu nah' verwandten Gattin, das Weib von ihren Lieblingsbräuchen, welche Großmutter und Urgroßmutter schon gehabt, zu trennen, den Aberglauben aller Art, dem Unkraut in der Flur des Glaubens, zu steuern, sich darum Verfolgungen und Martern auszusetzen, in Kerkern zu schmachten, und der Lehre Wahrheit, sofern es nöthig, auch mit dem eigenen Blute zu besiegeln, und selbst dann war's oft nur eine Saat auf Hoffnung, ob Gott sie segnen und behüten wolle. Bei einem Wodans-Feste zu Bregenz predigten sie nicht nur, sondern warfen auch die Götzen in das Wasser, und zertrümmerten das große dem Gott geweihete Gefäß voll Bier im Tempel. Gallus gründete das nach ihm benannte Kloster S. Gallen mit der nachmals berühmten Schule; es entstand das Bisthum Constanz. In seiner Nähe traten auch der Irländer Fridolin, dann Trudbert im Breisgau und Pirminius auf, welcher das Kloster Reichenau am Bodensee gegegründet. —

Oestlich vom Lech saßen die Bojoarier (später Baiern genannt), gewiß ächt deutsches Volk, wenn auch sein Entstehen nach Zeit und Weise nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann. Ein Volk kann lange da seyn, ehe es sich selbst um einen Namen bemüht, oder ehe der Nachbar und endlich erst der Schriftsteller denselben erfährt. Als die Franken im Kampf mit den Ostgothen sich nicht nur Helvetiens, sondern auch norditalischer Striche am adriatischen Meere bemächtigten, als Alemannen und im Norden Thüringer ihnen sich unterwerfen mußten, stand es bald auch mißlich mit der Freiheit der so von den Franken eingeschlossenen Bojoaren, wenn diese nicht vielleicht schon früher den Ostgothen verfallen war. Ob Herzog Garibald I. auch der erste Herzog des Volkes war, ob er von den Franken eingesetzt, ob von dem Volke frei gewählt aus dem hohen Hause der Agilolfinger, ist viel bestritten worden. Man hat ihn einen großen, freien König des Volks und hinwiederum einen fränkischen Leibgardist genannt! In vielfache Verhältnisse kamen aber auch die Bojoarier mit ihren neuen südlichen Nachbarn, den Longobarden. Im Hochgebirge, im Val de Non, am Noca riefen sich nachbarlich die Hirten beider Völker an; Terioli (Tirol), Sabiena (Seben), Baupanum (Botzen) waren bojoarisch, Anagnis longobardisch. König Au-

tharis, der Longobarde, ging unerkannt zur Brautschau an die Donau in die alte stolze Radasbona (Regensburg), mit ihren hohen Mauern und Thürmen, und verrieth erst an der Gränze durch den gewaltigen Wurf der Streitart, daß es der König selbst gewesen, dem die Werbung um die schöne Theodolinde gelungen war. Um 595 erscheint ein Herzog Tassilo I. von Baiern, den Childebert der Merovinger eingesetzt. Unter den folgenden Herzogen kam es zu vielen und blutigen Kriegen mit den östlichen Nachbarn, den Slaven und Avaren. Unter Herzog Theodo I. (640 — 680) erscheint der strenge Christusbote Emmeran, der den Tod der Märtyrer in Baiern fand, dann Corbinian mit seinen Wundern, und der noch berühmtere Hruodbert (Ruprecht), der Gründer des neuen Salzburg auf den Trümmern der alten Juvavia. Die Bisthümer Regensburg, Passau, Salzburg, Freising ordnete der berühmte Apostel Mitteldeutschlands, Bonifacius, während Augsburg, mit welchem das Bisthum Neuburg an der Donau, gestiftet 740, im Jahr 800 verbunden wurde, schon länger Bischöfe hatte. Doch waren die frühern Bischöfe nur Reisebischöfe, ohne bestimmten Sprengel, daher auch ohne Nachfolger. — Häufige Abfälle der Baiern von der fränkischen Oberherrlichkeit züchtigten die Majordomen bald mehr, bald weniger glücklich. Theilungen Baierns unter mehrere Agilolfinger sprachen zwar für freiere Stellung, schwächten aber den Staat. Jedoch die volle Unterwerfung des Volks, die Einziehung des Herzogthums fiel erst in Karls des Großen Zeit unter Tassilo II. (788). Ein kleiner Strich nördlich der Donau (die nachherige Oberpfalz, aber nicht der berühmte Nordgau) mag frühzeitig zu Bojoarien hinzugehört haben. —

Nördlich von der Donau bis hinauf zu den Sachsen, und von dem Spessart bis gegen Böhmen war jetzt statt des ehemaligen Thüringerreiches ein Frankenland; Ostfranken, Frankonien, zum Unterschiede von jenen ehemals alemannischen Rheinfranken, und von diesen durch den Speicheshart oder Spessart getrennt, das letztere eine fiscalische Provinz, Ostfranken aber ein Herzogthum, dessen Inhaber zuweilen zu Wirzburg saßen. Als Dagobert seinen Siegbert den Austrasiern als König gab, setzte er zur Beschützung der Ostgränze gegen Slaven und Avaren einen Herzog Radulf ein, der sich aber durch Muth und Glück fast unabhängig und seine Würde erblich machte. Ihm folgte Hethan oder Hedene I. Unter einem folgenden Herzog Gozbert erschien ein Irländer Kyllene oder Kilian (mit 11 Gefährten, wie gewöhnlich, man liebte bei solchen Missionen die apostolische Zahl) zum zweiten Male auf seiner Rückreise von Rom, wo sich diese Heidenboten ihre Sanction vom Papste zu holen pflegten, und taufte den Herzog; als dieser aber seiner Ehe mit Gailana, des Bruders Wittwe, als einer verbotenen entsagen sollte, wurde Kilian 687 ermordet. Unter Hethan II. entstand das erste fränkische Kloster zu Hammelburg. Später unterdrückten die Majordome diese Herzogswürde. Endlich erschien auch der berühmteste der Missionarien, der angelsächsische Benedictiner Winfried oder Bonifacius, 719, 723, 726, 736, in Thüringen und dem alten Land der Hessen (Chatten), nachdem er in Rom am Grabe der Apostelfürsten sich zum großen Werk durch Andacht und päpstliche Bestätigung gestärkt, und nachdrückliche Empfehlung noch von den gewaltigen Hausmeiern bekommen hatte. Bonifaz machte dem Papste keine erbauliche Schilderung von der deutschen Geistlichkeit; die bischöflichen Stühle seyen besetzt von gierigen Laien oder lüderlichen Priestern; die Diaconen hätten zum Theil 4, 5 und mehr Beischläferinnen; andere, die sich solcher Ausschweifungen enthielten, seyen Trunkenbolde und Jäger. Freilich predigte er nun auch das römische Christenthum, das einen Papst in Rom für unerläßlich hält, und Gehorsam gegen die Franken, an deren Autorität er sich anlehnte. Gregor II. hatte ihn zum Bischof, Gregor III. zum Erzbischof, doch noch ohne bestimmten Sprengel, ernannt, den er später erst in Mainz fand. Die päpstlichen Gebote, kein Pferdefleisch zu essen, keine Sklaven an Heiden zu verkaufen, bei Ehen die Verwandtschaftsgrade zu beachten, für keinen Verstorbenen zu beten, welcher der römischen Kirche nicht angehangen u. s. w., mochten freilich anfangs wenig beachtet werden, so wie auch noch heidnischer Aberglaube genug vorhanden war, und Bonifaz bei Geismar in Hessen noch eine Wodanseiche umzuhauen fand. Die Kirchen und Klöster von Fritzlar und Amöneburg, das Bisthum Büreburg in Hessen, die Abteien Fulda im großen Buchenwalde (Buchonia) und Hersfeld, die Bisthümer Eichstädt für den Nordgau, Wirzburg für Frankonien, das schnell verschwindende Bisthum Erfurt für das eigentliche Thüringen waren sein Werk. Als Erzbischof von Mainz (746) war er gleichsam geistlicher Primas oder Patriarch von Deutschland. Aber er gab dieß Amt an seinen Schüler Lullus ab (752), und ging zu den Friesen, wo er den Tod des Märtyrers (1. Juni 755) fand.

Der Sachsen (Ostfalen, Engern, in der Enge oder Mitte, und Westfalen, zu denen noch die über der Elbe, Nordalbinger, hinzuzufügen sind) wird in dieser Zeit als Feinde der Franken oft gedacht, doch alle diese Kriege verschwinden vor dem großen Unterwerfungskampf, den Karl der Karolinger mit ihnen 772 bis 803 führte. Aber jetzt schon zeigten sie einen schwer zu beugenden Muth. Der Tribut von 500 Kühen mag selten entrichtet worden seyn. An den Slaven (Winidern oder Wenden) im Osten bekamen sie Nachbarn, die ihre Schwerter oft in Bewegung setzten. Dem Christenthum verweigerten sie den Eingang hartnäckig, weil es die Religion der Franken war; einen Missionär Ewald, der sich zu ihnen wagte, erschlugen sie. Sie mochten weder salbende Priester noch gesalbte Könige mit dem Recht über Leben und Tod, und keine Lehre, wo nicht Rache und Recht gleichbedeutend und dem Helden sein besonderer Himmel verheißen war. Sie waren ein Volksstaat, nicht ein Fürstenstaat, von freien Männern auf freien Höfen. Sie hatten zwar Gefolge, aber keine eigentlichen Vasallen, Feldherren, Herzoge für den Krieg, nicht für den Frieden. Auf den Landtagen zu Markloh erschienen aus jedem Gau 12 Edelinge, 12 Freie und 12 Lappen. Sie kannten zwar ein Schutzrecht (Hode, Hut) Höherer, aber darum noch keine Dienstbarkeit. Wer aber weder in der Kriegsrolle noch in dem Schutze Jemands stand, ward als Wildfang angesehen und hatte keine Waffen, war rechtlos. Daß der Ackerbau bei ihnen im Werthe stieg, zeigt das Gebot, daß, wer ein Rad vom Pfluge auf dem Felde stahl, gerädert werden sollte. Eben so strenge Gesetze hatten sie gegen die Unkeuschheit. Die Entehrte mußte sich mit dem Strick das Leben nehmen, oder wurde nackt von Hof zu Hof, von Gau zu Gau von den Weibern mit Messerstichen verfolgt, gegeißelt, bis sie so das Leben aushauchte. Der Entführer wurde über der verbrannten Leiche aufgehenkt.

Die Friesen theilten sich in dieser Zeit in Ost- und West-Friesen, welche Yssel und Zydersee (Fly) schied. An der Waal gränzten sie an die Franken. Auch sie finden wir bald mit den Sachsen, noch öfter aber, nebst den Sachsen, mit den Franken im Krieg. Mächtig waren sie, als Fürst Radbod an die Spitze aller Friesen kam. Unter ihm (um 688) erscheinet, wie früher schon Eligius, Wilfried und Wilbert, der berühmte Wilibrod mit seinen Jüngern, der auch auf Helgoland (heilige Land) den Dienst der Göttin Fosite zerstörte, und vom Papst Sergius zum Bischof der Friesen in Willaburg (Utrecht) ernannt wurde. Aber es ging langsam mit dem Christenthum, und oft brachte blinder Eifer der Männer Gottes mehr Schaden als Nutzen. Wirklich wollte sich endlich Radbod taufen lassen (denn bisher hatte er immer hinter dem Taufsteine nur den verhaßten Majordom zu sehen geglaubt); wirklich stand er schon mit einem Fuß im Wasser, als er Wolfrum, den Bischof von Sens, der in taufen wollte, fragte: ob seine ungetauften Vorfahren in den Himmel oder in die Hölle gekommen wären. Auf die Antwort: „in die Hölle," zog er schnell den Fuß zurück; „er wolle seyn, wo die übrigen Fürsten seines Volkes auch wären, und dem Glauben der Väter treu bleiben."

Endlich muß auch noch der östlichen Nachbarn der Deutschen, der Slaven und Avaren, gedacht werden. Nach dem Untergang des thüringischen Königreiches waren die Slaven allmälig immer weiter von dem besetzten Böhmen und Meißen gegen die thüringische Saale vorgedrungen, so wie nach Franken ins nachherige Baireuter- (Slavi Parantani, regis Slavorum) und Bamberger-Land bis an die Rechnitz und wo später Nürnberg (Norje der Berg) entstand und viele heutige Namen noch slavischen Ursprungs sind. Zwar gaben die Sorben an der Elbe und Saale Tribut an die Franken, aber sie benutzten auch jede Gelegenheit zum Abfall. Hinter den Slaven, im heutigen Ungarn (und Oestreich), wo sonst die Hunnen gehauset hatten, und wohl auch mit Ueberbleibseln derselben vermischt (daher ihr Land auch Hunnavarenland oder Hunnivar?), saßen die weit roheren, wahrscheinlich finnischen, Avaren, welche bald viele Slavenstämme sich unterwürfig machten; sie erhoben wenigstens von ihnen Tribut, stellten sie an die Spitze ihrer gegen die Deutschen vordringenden Heere, nahmen und mißbrauchten ihre Weiber und Töchter, behielten die von den Slaven erkämpfte Beute für sich, und kamen ihnen nur im Fall der Noth zu Hülfe. Die Beute aber schleppten sie in ihre Ringe oder Nationalfestungen, große, kreisförmige Erdwälle, in deren Mitte dann das Zelt des Chagan, Chan oder Hauptanführers stand. Endlich lehrte ein fränkischer Kaufmann Samo die Slaven glücklich gegen die Avaren fechten, und vielleicht schon von den Karantanen in Kärnthen und Steiermark an bis zu den böhmischen Bergen traten (selbst Derwan, Fürst der Serben, im Meißnischen, schloß sich nicht aus) alle zu einem Reiche oder wenigstens einer Verbindung unter Samo zusammem. Er aber nahm sich zwölf Weiber aus ihrer Mitte und regierte 37 Jahre. Dieß geschah um 623. Auch Radulf der Thüringer scheint sich mit Samo verständigt zu haben, als er sich von Siegbert, bis auf den bloßen Schein der Herrschaft, den man dem Franken ließ, unabhängig machte. So erkannte auch Samo dem Namen nach der Franken Oberhoheit an, als aber Dagoberts Gesandte, auf Samo's redliches Erbieten von Friede und Freund-

schaft zwischen ihnen, stolz erklärten, daß die Christen, die Knechte Gottes, mit Hunden keine Freundschaft halten könnten, erklärte Samo: daß die Hunde Gottes auch die Knechte beißen könnten. Dagobert griff bald zum Schwert, und führte nicht nur Franken (und die Alemannen unter Herzog Chrodbert) gegen sie ins Feld, sondern vermochte auch die Longobarden, am Kriege Antheil zu nehmen. Longobarden und Alemannen siegten, aber die Austrasier wurden vor Samo's Schloß Wogastisburg (Voigtsberg in Böhmen oder in Steiermark?) in einer dreitägigen Schlacht entscheidend geschlagen. So blieb der Zustand schwankend, bis die Slaven und Avaren an Karl dem Großen den ihnen gewachsenen Gegner fanden. Auch die Bojoarier hatten von den Avaren viel zu leiden, stehen aber auch zuweilen mit ihnen vereinigt gegen die Franken. Vom Christenthume war bei beiden Völkern noch nicht die Rede.

Friedrich Bouterwek

ward am 15. April 1766 zu Ocker bei Goslar, wo sein Vater als Beamter angestellt war, geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause und besuchte dann nach einander das Martineum und das Collegium Carolinum zu Braunschweig, wo er sich vorzugsweise mit alter Literatur beschäftigte. Im Jahre 1784 bezog er die Universität Göttingen, wo er sich dem Studium der Jurisprudenz widmete und eine Preisaufgabe in seiner Wissenschaft gewann. Seine Vorliebe zur Poesie trieb ihn jedoch an, die letztere mit Eifer zu pflegen, und bewog ihn, nachdem er seine akademische Laufbahn vollendet und kurze Zeit in Hannover als Advocat gelebt hatte, nach Berlin zu gehen, um sich eine seinen Neigungen angemessenere Stellung zu verschaffen. Er brachte hier den Sommer des Jahres 1788 so wie den nächstfolgenden Winter mit wissenschaftlichen Beschäftigungen zu und begab sich dann, da seine Wünsche nicht verwirklicht wurden, zuerst nach Goslar und darauf im Herbste des Jahres 1791 wieder nach Göttingen, wo er als Privatdocent auftrat. — In diese Zeit fällt sein Roman, Graf Donamar, der mit lebhaftem Beifall aufgenommen, dennoch später von ihm als eine jugendliche Verirrung betrachtet wurde. Er wandte sich nun eifrig dem Studium der Philosophie zu, machte 1794 eine Reise in die Schweiz und lebte dann eine Zeit lang in Darmstadt, bis er 1796 nach Göttingen zurückkehrte, das er seitdem zu seinem bleibenden Aufenthalt erwählte. Im Jahre 1797 ward er außerordentlicher, 1802 ordentlicher Professor der Philosophie daselbst und 1806 königlich hannöverischer Hofrath, nachdem ihn bereits 1791 der Herzog von Weimar mit dem Titel und Charakter eines H. W. Raths beehrt hatte. Er starb am 9. August 1828 zu Göttingen.

Von ihm erschienen:

Menöceus, Trauerspiel. Hannover, 1788.
Briefe an Theokles. Berlin, 1789.
Parallelen. Göttingen, 1791.
Graf Donamar. Göttingen, 1791. 3 Th. N. A. Gött. 1798 — 1800.
Zehn Phantasien. Berlin, 1792.
Aphorismen. Göttingen, 1793.
Miscellaneen. Göttingen, 1793 — 94. 2 Th.
Fünf kosmopolitische Briefe. Gött. 1794.
Polydora. — Hannover, 1795.
Schweizerbriefe an Cäcilie. Berlin, 1795.
Dialogen. Halle, 1798.
Ideen einer Apodictik. Halle, 1799. 2 Th.
Paullus Septimius. Halle, 1795. 2 Th.
Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Gött. 1801 — 1820. 12 Bde.
Gedichte. Göttingen, 1802.
Neue Vesta. — Leipz. 1802 — 11. 12 Th.
Die Epochen der Vernunft. Göttingen, 1802.
Anleitung zur Philosophie der Naturwissenschaft. Göttingen, 1803.
Ramiros Tagebuch. Leipzig, 1804.
Immanuel Kant. Hamburg, 1805.
Novellen und Reflexionen. Göttingen, 1805.
Aesthetik. Göttingen, 1806. 2 Thle. 3. A. Gött. 1824.
Gustav und seine Brüder. Halle, 1796. 2 Thle.
Practische Aphorismen. Leipzig, 1808.
Lehrbuch der philosophischen Vorkenntnisse. Göttingen, 1810. N. A. 1820.
Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften. Göttingen, 1813. 2 Th. N. A. 1820.
Kleinere Schriften. Göttingen, 1818.
Die Religion der Vernunft. Göttingen, 1824.
Mehrere lateinische Abhandlungen, einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w. u. s. w. —

Ohne Bouterwek's Verdiensten zu nahe treten und seinen anerkannten Ruf beeinträchtigen zu wollen, muß doch hier, dem Gebote der Wahrheit gemäß, die Ansicht unumwunden ausgesprochen werden, daß es ihm eigentlich als Dichter wie als Philosoph an Tiefe fehlte, und daß sich mehr eine angenehme Darstellungsweise und ein blühender Styl als eine wahre Beherrschung des behandelten Stoffes in seinen Leistungen findet. — In seinen Romanen tritt der Mangel an wahrer Lebenskenntniß so wie an gründlicher, consequenter Auffassung und Durchführung der Charaktere überall unabweislich und störend hervor; ein Fehler, den er in späteren Jahren selbst anerkannte, und der ihn dazu veranlaßte, seine poetischen Productionen als Mißgriffe und jugendliche Ausgeburten zu betrachten, wobei er freilich zu streng gegen sich selbst war, denn es ist nicht zu läugnen, daß sie einzelne schöne und gelungene Stellen enthalten und aus der Fluth älterer Romane noch immer vortheilhaft auftauchen. — Der Einfluß Jacobi's auf seine speculativen Forschungen im Gebiete der Philosophie ist unverkennbar, aber B. verfuhr überall zu rasch und stellte zu entschieden Resultate hin, ohne dieselben auf vorhergangene genaue Forschungen zu gründen. Seine philosophischen Schriften sind daher ziemlich spurlos vorübergegangen. Bedeutender ist er als Aesthetiker und Literaturhistoriker, wo er Geschmack mit Belesenheit verbindet, jedoch hin und wieder in seinen Ansichten und Urtheilen zu befangen und beschränkt ist und sich besonders in der Geschichte der deutschen Literatur von kleinlichen Rücksichten beherrschen läßt; auch sind seine Angaben nicht immer zuverlässig, und es finden sich, vorzüglich in den ersten Bänden der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, arge Lücken. Ueberall jedoch offenbart sich der feingebildete Mann, der das Gesammelte mit Geschmack und Geist wiederzugeben und anmuthig zu behandeln weiß. — Unter seinen kleineren Gedichten findet sich manches, nicht bloß der Form nach, höchst Gelungene.

Wir theilen hier, als ein für sich bestehendes Ganze von allgemeinem Interesse, die Einleitung zu dem eben erwähnten Werke mit.

Allgemeine Einleitung in die Geschichte der neueren Poesie und Beredsamkeit.

Als der menschliche Geist in Europa, um die Zeit, wo die neuere Geschichte anfängt, zu neuer Selbstthätigkeit erwachte, war nur noch eine dunkle Spur von dem vorhanden, was die Welt damals gewesen war, als griechische und römische Cultur herrschten. Alle Verhältnisse hatten sich geändert. Ganz andere Menschen beteten zu ganz andern Göttern. Herrscher und Unterthanen regierten und gehorchten nach ganz andern Regeln. Denkart und Sitten aller Stände trugen ein neues Gepräge. Es war eine andere Welt.

Diese Neuheit aller Dinge zeigt sich auch deutlich in dem

ganzen Charakter der ästhetischen Werke des neueren Genies. Und es wäre ein Wunder, wenn sie sich da nicht besonders deutlich zeigte. Denn was man auch von einer reinen Objectivität gewisser, für alle Zeiten und Völker musterhaften Kunstwerke mit Recht rühmen mag; es ist erstens historische Wahrheit, daß gerade die Künstler, die am sichersten für die Ewigkeit arbeiteten, die Eigenthümlichkeit ihres Geistes am innigsten mit dem Geiste ihres Zeitalters vereinigten. Es ist zweitens psychologische Wahrheit, daß die wahrhaftigen Künstler in dieses Verhältniß zu ihren Zeitgenossen treten mußten. Nicht als ob der Geschmack des Jahrhunderts dem Genie gebieten könnte oder dürfte. Wenn das wäre, woher sollten denn die Muster kommen, denen jedes gebildete Jahrhundert huldigt? Aber je weniger gelehrte Abstraction an die Stelle der wahren Begeisterung tritt, desto mehr lebt und webt der Künstler in der Welt fort, in der er aufwuchs. Nicht die Form, aber den ersten Stoff seiner Erfindungen lieferte ihm die Natur, die ihn zuerst umgab. Und wie er auch immer diese Natur nach seinen Ideen und erweiterten Einsichten umbilden und in der Umbildung veredeln mochte; immer blieb er um so fester an den Geist seines Stoffes gebunden, je mehr sich durch Natur und Leben seine Erfindung auszeichnete. Der Künstler, an dessen Werken Natur und Genie größeren Antheil haben, als Beispiel, Unterricht und Lectüre, paßt sich der Welt, von der er unmittelbare Kenntniß hat, in denselben Verhältnissen unmittelbar an, in denen er die Welt überhaupt nach sich bildet.

Die redende Kunst ist noch weit mehr, als die bildende und tönende, von Zeit und Umständen abhängig. Ihr Organ, die Sprache, ist gerade so reich oder so arm an Mitteln der Darstellung, als das Volk, das sie spricht, an Begriffen reich oder arm ist. Da die Bedeutung der Wörter der letzte Grund aller ihrer ästhetischen Verbindungen ist, so fesselt den Dichter seine Sprache durch eben die Kraft, durch die er sein Publicum beherrscht. Was dieses bei dem symbolischen Ausdruck durch Worte nicht verstehen kann, das vermag auch er als Dichter nicht auszudrücken. Wie sich daher der Geist eines Volks in der Sprache zeigt, so zeigt er sich unvermeidlich auch in allen Werken der Poesie in dieser Sprache. An wie vielen Fäden der dunklen Vorstellungen, die jedes Wort begleiten, hängt nicht die ästhetische Bedeutung eines Gedichts! Und dieses Spiel der dunkeln Vorstellungen, zu dem der Dichter den Geist seines Publicums beleben möchte, ist doch größtentheils nur Resultat des Nationalcharakters, der Nationalcultur und der allgemeinen Denkart des Volks, in dessen Sprache der Dichter sich mittheilt.

Wollen wir also die Verdienste, der sich die neueren Nationen um die redende Kunst erworben haben, richtig schätzen, so müssen wir uns vorläufig an die religiösen, gesellschaftlichen und litterarischen Verhältnisse erinnern, durch die sich die neueren Zeiten seit der Wiederentstehung der Kunst von dem classischen Alterthum überhaupt unterscheiden. Haben wir diesen Gesichtspunkt zur Beobachtung des Eigenthümlichen der neueren Poesie und Beredsamkeit im Allgemeinen gewonnen, so laufen wir weniger Gefahr, wahres Verdienst einer eigensinnigen und doch blinden Kritik aufzuopfern. Dann können wir sicherer eine charakterisirende Geschichte des Geschmacks der verschiedenen neueren Nationen, die auf poetisches und rhetorisches Verdienst Anspruch machen, zu entwerfen versuchen.

I. Europa war zum Christenthum bekehrt worden. Und nicht leicht können zwei Religionsarten in ihrem Bezuge auf ästhetische Bildung und Thätigkeit des Geistes verschiedener seyn, als der christliche Offenbarungsglaube und der griechische Mythenglaube.

Die Religion des alten Griechenlands war ein Kind des Zufalls und der Phantasie, von Priestern erzogen, aber ohne Stifter, ohne geschriebenes Gesetz und ohne Glaubensregel. Das Christenthum gehört zu den gestifteten Religionen. Die Geschichte seines Stifters wird durch heilige Bücher verbürgt; und diese heiligen Bücher enthalten ein Gesetz und eine Glaubensregel, denen gelehrte Ausleger bald die Form eines Systems gaben. Das System jedes Auslegers galt unter den Anhängern derselben für das einzige der reinen Wahrheit. Mit der griechischen Mythenreligion konnte die Phantasie der Künstler fast willkürlich spielen. Der christliche Dichter mußte entweder auf alle religiöse Darstellung der Geschichte und der Lehren seines Glaubens Verzicht thun, oder sich gewissenhaft an die gesetzgebende Dogmatik seiner Kirche halten, wenn er auch durch ausschmückende Dichtungen die Gränze der Religionsgeschichte zu erweitern sich erlaubte. Was also auch immer der christliche Dichter von Feuer und Kraft seinen Erfindungen einhauchen mochte; ängstlich mußte seine Darstellung bleiben, wenn sie ihm selbst nicht als gottlos mißfallen sollte. Diese Aengstlichkeit mußte sich in seine ästhetische Ansicht auch derjenigen Dinge mischen, die nicht unmittelbar Religionssachen waren. Wenn also die neuere Kunst die Leichtigkeit der griechischen und mit ihr die wahre Schönheit erreichen sollte, mußte die allgemeine Denkart gegen den strengen Sinn der kirchlichen Orthodoxie gemildert, und, was die unerbittliche Dogmatik theoretisch schadete, wenigstens durch praktische Liberalität gutgemacht werden.

Diese zur Wiedergeburt des Geschmacks und der gesunden Vernunft gleich nöthige Liberalität der christlich-religiösen Denkart läßt sich in der Geschichte der Periode, wo Künste und Wissenschaften wieder auflebten, nicht verkennen. Italien, das Land, von welchem die neue Cultur ausging, war freylich die Wiege der katholischen Orthodoxie. Aber mehrere Umstände vereinigten sich, der katholischen Orthodoxie unbeschadet, in diesem Lande den Geist zur neuen Freiheit zu beleben. Der päbstliche Thron stand fester als je. Wer von diesem Throne herab der Welt gebieten solte, darüber stritten Päbste und Gegenpäbste zum Scandal der ganzen Christenheit; aber die päbstliche Gewalt blieb unerschüttert. Abgerechnet die Schismatiker von der orientalischen Kirche, mit denen man sich im Abendlande schon seit Jahrhunderten abgefunden oder wenigstens müde gestritten hatte, gab es in Europa keine Ketzer. Die Päbste konnten ohne alle Gefahr einer ästhetischen Freidenkerey zusehen, gegen welche die Vorsteher der Kirche in den älteren Zeiten gewaltig eiferten. Die Vermischung altgriechischer, also heidnischer Vorstellungen mit den christlichen hatte aufgehört, bedenklich zu seyn, sobald es damit nur nicht ernstlich gemeint war. Und wer hätte damals den Einfall haben können, das Heidenthum wieder einzuführen? Bischöfe und Seelsorger verboten nicht mehr das Lesen der Schriften des Alterthums, wie sie es bis dahin gethan hatten. Das junge Dichtergenie konnte ungestraft heidnisch schwärmen, wenn es nur nicht aufhörte, christlich zu glauben.

Hätte sich diese Liberalität der orthodoxen Denkart von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an in Italien nicht von selbst eingefunden, so würden weder Dante, noch nach ihm Petrarch die Männer geworden seyn, die sie für ihr Zeitalter und für die Welt wurden. Mag die barocke Ausstaffirung der katholisch-christlichen Theorie von der Hölle, dem Fegefeuer und dem Himmel mit Blumen des Heidenthums in Dante's göttlicher Comödie dem Kritiker noch so anstößig seon; dem Geschichtsforscher ist sie ein erfreulicher Beweis einer vielbedeutenden Umwandlung der allgemeinen Denkart. Anders, aber nur desto glücklicher, wirkte diese neue Denkart auf Petrarch. Er, der seinen Vorgänger ungefähr in eben dem Maße an Geschmack, wie dieser ihn vielleicht an Genie, übertraf, borgte von den classischen Alten, die er als Muster studierte, nur wenig mythologischen Schmuck. Aber seine Verehrung der classischen Alten und sein Eifer für die Erneuerung des Studiums der alten Litteratur war enthusiastisch. Als Apostel seiner Religion hätte er nicht feuriger und inniger alle Welt auffordern können, der Bibel so zu huldigen, wie er seinem Cicero huldigte. So konnte es ihm gelingen, den rohen Provenzalgesang in eine Dichtung zu verwandeln, die an classisch schönen Stellen mit den Werken der Alten wetteifert.

Was eine liberalere Denkart damals in Italien besonders begünstigte, waren zuerst ohne Zweifel die Angelegenheiten der Päbste selbst. Immer in politischem Streit, wo nicht mit Gegenpäbsten, doch mit italienischen Fürsten und Republiken verwickelt, konnte das Oberhaupt der Kirche die schwache Seite seiner Herrschaft vor dem Auge des allgemeinen Menschenverstandes unmöglich länger verbergen. Wer sich als Gibellin gegen den Pabst erklärte, wurde freylich dadurch noch nicht zum Ketzer; aber die päbstliche Unfehlbarkeit mußte ihm doch in einem ganz andern Lichte erscheinen, als dem frommen Ausländer, der die Sünden der Päbste gar nicht, oder nur dem Namen nach kannte. Die Päbste durften es dafür mit ihren Anhängern in Italien auch so genau nicht nehmen, wenn nur keiner gegen die geistliche Macht des Pabstes theologische Einwendungen machte. Durch die politische Freidenkerei der Parteien, der Gibellinen wie der Guelfen, in ihren Verhältnissen zum päbstlichen Stuhle mußte die Phantasie der italienischen Dichter eine freiere Aussicht gewinnen. Dante hätte seine göttliche Comödie nicht mit der Kühnheit, die wir in ihm bewundern, entworfen und ausgeführt, wenn nicht die Rache, die er an den Guelfen von der Gegenpartei und an dem Pabste nehmen wolte, ihn mitbegeistert hätte.

Der Streit der Guelfen mit den Gibellinen, in den das Interesse der Päbste immer verwickelt war, sicherte ferner dem Dichter, mit dessen Poesie der Pabst unzufrieden zu seyn Ursache haben möchte, eine Freistätte bei der Gegenpartei. Versuche der päbstlichen Gewalt, poetische Freiheiten mit dem Bannstrahle zu bestrafen, würden nur lächerlich ausgefallen seyn.

Der Zustand der christlichen Kirche in Italien um die Zeit der Wiederentstehung der Kunst, war also den Künstlern günstig genug. Aber war dadurch der Verlust ersetzt, den die Kunst durch den Untergang der griechischen Götterwelt erlitten hatte?

Es ist hier nicht der Ort, den ästhetischen Werth der griechischen Götterlehre genauer zu bestimmen. Es bedarf auch kaum noch neuer Untersuchungen über diesen Punkt. Wer nicht ganz unbekannt mit dem Geiste der mythischen Dichtungen ist, der weiß, daß die ganze Religion der Griechen im Grunde nichts

anders als Poesie war. Ebendeßwegen war auch die griechische Poesie nie ohne mythischen Schmuck und ohne ästhetisch religiöse Empfindung. Von dieser Art zu dichten und zu empfinden konnte sich aber ein christlicher Dichter des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts nicht einmal eine historische Vorstellung machen. Nur durch mühsame Abstraction können wir selbst jetzt, wo christliche Orthodoxie nicht eben herrschend unter den Gelehrten ist, uns in die griechische Denkart soweit hineinräsonniren, daß wir ungefähr errathen, was der Grieche bei seiner Poesie fühlte. Dante und Petrarch hatten vielleicht kaum eine poetische Ahndung davon. Der durchaus strenge Charakter einer Religion, wie die christliche ist, läßt sich mit griechischer Religiosität auch nicht in den kleinsten Zügen vereinigen. Zog der Dichter die Phantasieen der alten Welt in die natürliche Sphäre der seinigen hinüber, wie es Dante that, so wurden jene finster wie diese, und hörten in ihrer ganzen ästhetischen Bedeutung auf, zu seyn, was sie waren. Machte aber der christliche Dichter, wie es in der Folge geschah, die Götter der Griechen zu bloßen Puppen einer spielenden Laune, so bewies er eben dadurch den gänzlichen Mangel der Begeisterung, die den Griechen beseelte. Und doch blieb ihm, selbst nach den Forderungen eines gesunden Geschmacks, wenn die griechischen Mythen nicht ganz aus der neueren Kunst verwiesen werden solten, nur der zweite dieser Abwege offen. Der gefährliche Amor, zu dem der Grieche aufrichtig und andächtig, wenn gleich nach seiner Art, betete, wurde in der neueren Poesie ein unschuldiges Hirngespinnst, das kalte Emblem einer Empfindung. Und so wurden alle Götter des Olymps zu poetischen Figuren. Das war denn freylich verzeihlicher, als das Verfahren des Dante, der den Pluto zu einem Satan verzerrte. Aber war es Ersatz für den Verlust der ästhetischen Andacht?

Weit weniger, als die Poesie, hatte die bildende Kunst verloren. Sie konnte, nach wie vor, in griechischen Götterbildern die Vergötterung menschlicher Vollkommenheit und menschlicher Schwachheit ausdrücken. Wenn gleich der Maler und der Bildhauer selbst an diese Idole nicht glaubten, hörten darum doch die Gestalten derselben Götter nicht auf, mit unübertreflicher Wahrheit die Ideen zu versinnlichen, deren Werke sie waren. Zur äusseren Darstellung solcher Ideen konnte auch der neuere Künstler keine bessere Formen wählen. Was lag ihm daran, ob seine Bilder Apoll und Venus, oder anders hiessen? Er wolte Selbstgefühl und Begeisterung in der Gestalt des schönsten Jünglings, Grazie in der Gestalt des schönsten Weibes verewigen. Er sah das Ziel seiner Phantasie nach der antiken Vorstellungsart erreichbar. Was hinderte ihn, im Geiste dieser Vorstellungsart fortzufahren und mit dem Griechen so unbefangen zu wetteifern, als er sich gleichen Sinn für Wahrheit und Schönheit überhaupt zutrauete? Das Bild, das er meisselte oder mahlte, war ja doch nur das sichtbare Wort, durch das er seine Idee in der Sprache der bildenden Kunst ausdrückte.

Aber so gut wurde es den Dichtern nicht, wenn sie in der griechischen Götterwelt einkehren wolten. Die Poesie konnte auch hier ihre nähere Verwandtschaft mit dem Verstande nicht verleugnen. Was halfen dem Dichter die Gestalten der griechischen Götter? Durch Beschreibung derselben es dem bildenden Künstler gleich zu thun, war an sich schon die eitelste Mühe. Und wenn er auch Alles leistete, was die Kunst der Beschreibung vermag, so konnte er doch die Natur dieser Kunst nicht abändern. Die Beschreibung blieb immer nur ein Mittel, den poetischen Stoff zu verschönern, der als ein Factum im Reiche der Phantasie schon gegenwärtig seyn mußte. Die dichterische Täuschung setzt das Object der Beschreibung schon als wahr oder eingebildet in Gedanken voraus. Eingebildete Objecte behandelt man aber selbst im poetischen Sinne anders, als solche, die man für wahr hält. Wenn Pindar in seinen Oden den Jupiter und Herkules anruft, so ist der Ausdruck natürlich und ernsthaft. Wenn aber ein lyrischer Dichter unter den Neueren eine griechische Gottheit apostrophirt, so wird seine Anrufung ein Scherz, er mag sie noch so pathetisch in ernsthafte Worte einkleiden. Wir trauen dem lyrischen Dichter wohl zu, daß er uns in dem täuschenden Gemälde seiner Empfindungen auch eine Selbsttäuschung mitmahlen kann. Aber daß ihn seine poetische Selbsttäuschung nie verleitet haben wird, an die Götter, die er anruft, im Ernste zu glauben, davon sind wir im Voraus historisch überzeugt. Er beleidigt also, wenn er diese Götter in seinem Gedichte ernsthaft anruft, selbst die poetische Wahrheit. Er zerstört sein eignes Gemälde.

In der erzählenden und dramatischen Poesie konnten die neueren Dichter etwas freieren Gebrauch von den mythologischen Empfindungen der Alten machen; aber doch auch nur in engen Gränzen. Nur wo der Stoff des neueren Gedichts mehr oder weniger mythologisch war, liessen sich die griechischen Götter ohne Affectation einführen. Durch die Wahl eines solchen Stoffs wurde aber der Dichter seinem Zeitalter fremd. Auf die wahre Popularität, eine Darstellungsart, die sich unmittelbar an die allgemeine Denkart anschließt und nicht etwa vorzugsweise dem gemeinen Manne, aber auch nicht vorzugsweise nur dem Gelehrten verständlich ist, mußte er Verzicht thun. Mochte er dann mit noch so viel Geist und Studium die antiken Dichtungen modernisiren; so, wie die griechischen Dichter auf ihre Nation wirkten, konnte er nicht wirken. Die lebendige Wahrheit der griechischen Poesie konnte er nicht erreichen.

Aber ein anderes Feld, von dem die Alten nichts wußten, war den neueren Dichtern durch die christliche Religion selbst und durch den neueren Aberglauben geöffnet.

Während die christliche Denkart sich mit dem üppigen Reichthum der griechischen Phantasie nicht vertrug, und während sie den Sinn für das Schöne überhaupt von allen Seiten beschränkte, läuterte sie das Gefühl des Erhabenen. So reizend auch die Täuschungen des griechischen Götterglaubens sind; ihre Entstehung setzte eine seltsame Verkehrung der natürlichen Religiosität voraus. Der Grieche dachte sich zwar seine Götter nicht, wie der Neger sich seinen Fetisch denkt, als Wesen, die man wie Kobolte fürchten und wie habsüchtige Menschen durch Schmeicheleien und Gaben gewinnen muß. Er fühlte sich wirklich gegen sie von Ehrfurcht durchdrungen. Er sah in ihnen die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, vorzüglich seiner Nation. Er glaubte, daß sie über Recht und Gerechtigkeit auf Erden wachten, ob sie gleich sich selbst aus einer zügellosen Befriedigung der niedrigsten Leidenschaften kein Gewissen machten und den armen Sterblichen zuweilen unbarmherzig mitspielten. Diese Mischung von streitenden Vorstellungen, die sich in der griechischen Andacht vereinigten, trug vielleicht nicht wenig zur ästhetischen Belebung der Phantasie unter den Griechen bei; denn nur eine Alles verschönernde Phantasie konnte eine solche Andacht in unverwahrloseten Gemüthern retten. Aber was dem Erhabenen der griechischen Religion an moralischer Reinheit fehlte, konnte der ästhetische Schwung der Phantasie nicht ersetzen. Die nothwendige Beziehung aller erhabenen Ideen auf moralische Energie wurde in der griechischen Denkart durch eine in diesem Sinne unnatürliche Begeisterung verdunkelt. Einer solchen Selbstverleugnung war der christliche Dichter durch seine wahrhaft erhabne Religion überhoben. Eine den griechischen Künstlern unbekannte Begeisterung für moralische Ideen konnte sich nun in Gedichten, wie in frommen Gemälden, zeigen. Hölle und Himmel waren zum beliebigen Eintritt wunderbar eröffnet. Contrastirende Charaktere von Engeln und Teufeln, Geschöpfen, deren idealischer Wirkungskreis ausserhalb aller griechischen Fassung lag, gaben den christlichen Dichtern ganz neuen Stoff zu Dichtungen in hohem Styl, die überdem noch, bei aller Excentricität, den Vortheil der Popularität für sich hatten. Die Dogmatik, die über die Zahl und Rangordnung der guten und bösen Geister nur wenig Auskunft gab, ließ der christlichen Phantasie in dieser Richtung um so freieren Spielraum. Die Ideen der Welt, Schöpfung und des jüngsten Gerichts liessen der kühnsten Phantasie, die nach den Extremen ausschweift, nichts zu wünschen übrig. Selbst die Geheimnisse des Christenthums verloren durch ihre Unbegreiflichkeit den Charakter des wahrhaft Erhabenen nicht. Verliert sich doch unser ganzes Nachdenken über den Ursprung der rein moralischen Ideen in Unbegreiflichkeit und Geheimniß!

Der poetische Reichthum des Himmels und der Hölle ist indessen nicht so überschwenglich, daß ihn die Phantasie, wenn sie das Widernatürliche, das Einförmige, und das durchaus Unästhetische vermeiden will, nicht bald erschöpfen solte. Was als religiöses Geheimniß unbegreiflich ist, ist auch unbeschreiblich. Nur durch eine transcendentale Spannung der Einbildungskraft, die das Uebersinnliche in die Schranken der Sinnlichkeit herabziehen will, wird der Geist in diesen excentrischen Dichtungen beschäftigt. An wahre Anschaulichkeit, die Seele der vollendeten Dichtung, ist da nicht zu denken. Und so erscheinen auch der dichterische Himmel und die dichterische Hölle, mit dem Ausdruck eines Griechen, wie Träume von einem Schatten. Statt bestimmter Bilder, die in dieser Höhe unmöglich sind, bleibt der Phantasie nichts übrig als ein dunkles Gewebe von Vorstellungen, die eine in die andre verschwinden. Wenn der Weltschöpfer in einem Gedichte redet, verbietet er selbst, ihn zu hören, wie er verbietet, ihn unter irgend eine Gestalt zu denken. Die Rede seines Mundes ist nur ein Gedanke, so wie der Arm, den er durch die Unendlichkeit ausstreckt, nur eine poetische Redensart ist. Das Uebernatürliche grenzt hier zu nahe an das Widernatürliche, als daß die Poesie an der Grenze nicht straucheln solte. Widernatürlich mußte auch, auf der andern Seite, jede Zeichnung des Oberhaupts der Hölle ausfallen, wenn man dieses Oberhaupt nur als grundböse darstellen wolte. Die Idee einer solchen Bosheit kann eben so wenig wie die Idee der entgegengesetzten Heiligkeit des Willens in klarer Darstellung versinnlicht werden. In beiden Extremen wird nicht die mensch-

liche Natur auf der letzten Höhe des Möglichen gezeigt; es wird eine durchaus andre, eine methaphysische Natur erdichtet, deren sich der Geist nur in der Abstraction bemächtigen kann. Ueberdem behielt die Idee einer solchen Bosheit, wie sie dem Satan dogmatisch zugetheilt werden mußte, etwas Zurückstoßendes für die Phantasie. Das Schrecklich-Erhabene mußte wenigstens durch einen täuschenden Schimmer der Majestät gemildert werden. Nur als eine höllische Majestät konnte sich der Satan in der poetischen Welt behaupten. Die Zweifel, die der Verstand gegen eine Vorstellung dieser Art erregen konnte, wurden zum Glück durch die Phantasie selbst niedergeschlagen, deren Triumph in allen diesen Vorstellungen eben darin bestand, daß sie mit dem Unmöglichen spielte. So konnten die Ideen von Himmel und Hölle den christlichen Dichter ohne Zweifel zu sehr erhabenen Bildern und Erfindungen begeistern; aber nur auf Kosten der Klarheit konnte diese Erhabenheit erreicht werden; und wenn sie erreicht war, mußten doch der menschlichen Phantasie in den Regionen des Uebersinnlichen die Flügel bald sinken.

Belohnender für den christlichen Künstler waren die Scenen des Christenthums auf Erden. Der bildenden Kunst blieben, wenn sie sich nicht weit über ihre Grenzen verirren wolte, wie sie es denn freilich oft genug gethan hat, keine andern Stoffe zur christlichen Darstellung übrig; denn die Gottheit war ohne Gestalt; und das Bild des Satans wurde zur Caricatur, man mochte es verschönern wie man wolte. Aber das Dogma der Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit in der Person des Welterlösers durch die Perioden der Kindheit, der Jugend, und des männlichen Alters war für Maler und Bildhauer eine begeisternde Idee. Dieselbe Idee konnte mehr oder weniger in die Darstellungen der Engel gelegt werden. Auch die Reinheit der Seele im Gesichte der Gottesmutter, und in den Gesichtern der Heiligen und der Sünder die Gradationen der Entfernung des Menschen vom Himmel gaben besonders den Malern Gelegenheit, in den edelsten Erfindungen und Compositionen ihre ganze Kunst zu zeigen. Auch den Dichtern war diese neue Quelle des moralisch Erhabenen und Schönen nicht unzugänglich. Aber auf gleichen Gewinn, wie die Maler, durften sie nicht rechnen. Durch ihre Kunst zu einer psychologischen Zergliederung der Empfindungen genöthigt, versuchten sie so vergebens, wie die Theologen, die Vereinigung der göttlichen Natur mit der menschlichen in der Person des Gottmenschen verständlich zu idealisiren. Entweder zeichneten sie in dieser Person nichts anders als einen göttlich-gesinnten Menschen, oder sie fielen zurück in den Mysticismus, in welchen sich die Poesie von Himmel und Hölle verliert. Die Begebenheiten aus dem irrdischen Leben des Gottmenschen durch poetischen Schmuck zu verschönern, war eine ängstliche Aufgabe. Auf alle Fälle durfte die Geschichte selbst, sofern sie ein höheres Interesse, als das poetische hat, nicht gemeistert werden. Auch die Geschichte der Apostel und der Heiligen, und Alles, was die Legende erzählt, bot dem Dichter nichts weiter als ziemlich gleichförmige und wenig poetische Notizen.

Schwerlich würden die christlichen Dichter in der epischen Poesie etwas den antiken Dichtungen dieser Art Aehnliches zu Stande gebracht haben, wenn nicht der neue Aberglaube, der mit den Kreuzfahrern aus dem Morgenlande gekommen war, ergiebiger an poetischer Ausbeute gewesen wäre, als alle christlichen Legenden. Eine orientalische Geisterwelt, die der Grieche nicht brauchte, die Welt der Feen, Sylphen, Gnomen, und wie diese luftigen Wesen weiter heissen, mußte der Phantasie der christlichen Dichter zu Hülfe kommen, als sie sich im Felde des Wunderbaren mit mehrerem Glücke versuchen wolte, als Dante mit aller Fülle seines Genies in der Hölle, im Fegefeuer und im Himmel gehabt hatte. Im Morgenlande hatte man die Geistermährchen, die mit dem mahomedanischen Glauben ursprünglich gar nichts gemein hatten, mit diesem Glauben ohne alles Aergerniß zu vereinigen gewußt. Warum hätte es den christlichen Fabulirern *), die auf den Ritterschlössern die galanten Herren und Frauen mit ähnlichen Wundergeschichten unterhielten, nicht gelingen sollen, ihre Mährchen, dem Christenthum unbeschadet, mit eben so vielem Scheine der Glaubwürdigkeit auszuschmücken, als es dem fabulirenden Muselmann vor seinem muselmännischen Publicum gelungen war? Und wenn man gleichwohl Bedenken tragen mußte, es mit diesen Mährchen in der Christenheit zu ernstlich zu nehmen, so lag doch der wirklichen Welt, in der man damals lebte, die Feenwelt viel näher, als die griechische Götterwelt. Die Geister, die zu ihr gehörten, waren keine Götter. Sie schwebten als Mittelwesen zwischen dem Himmel und der Erde umher. Sie konnten ohne Widerspruch neben der ganz andern Art von guten und bösen Geistern bestehen, die man als Engel oder Teufel dogmatisch in sein Glaubensbekenntniß aufnahm. Man durfte nur an diese nicht denken, und jene behaupteten das Feld allein. Man konnte aber auch Feen, Engel und Teufel zur Noth in poetische Harmonie bringen, wie es Tasso in seinem Jerusalem sehr glücklich versuchte. Diese Conformität der Feenmährchen und der herrschenden Denkart wurde vollkommen durch den Wirkungskreis, den man den Feen und Gnomen anwies. Nicht Heroen aus der griechischen Fabelzeit, von der man nichts mehr wußte; Ritter und Helden, wie man sie gegenwärtig kannte, nur ebenfalls ein Paar Jahrhunderte zurück und auf ein wundervolleres Theater versetzt und nach Zeit und Umständen idealisirt, waren die Sterblichen, deren Wohl und Wehe die Feen und Gnomen besorgen halfen. An die Stelle der mythischen Giganten traten Riesen, deren Existenz man auch noch damals für möglich hielt. Mit diesen Riesen mußten sich die Ritter schlagen, wenn der Kampf einem Wunder gleichen solte. Was für den griechischen Herkules die Lernäische Schlange, für den Bellerophon die Chimäre gewesen war, das wurden nun für weltberühmte Ritter geflügelte Drachen und ähnliche Ungeheuer von moderner Erfindung. Wie sonst Göttinnen sich in sterbliche Männer verliebten, so ging es jetzt den Feen mit den neueren Menschensöhnen nicht besser. Und wenn die Gnomen in ihren Ansprüchen an die Schönheit der irrdischen Frauen nicht ganz so ausschweifend waren, wie vor ihnen Jupiter und seine männliche Sippschaft, so war der Zustand der Frauen um so rührender, wenn ein lüsterner Riese oder gar ein Zwerg sie in sein Castell einsperrte. Und gewöhnlich waren diese Unholde noch dazu Zauberer, die einen unmittelbaren Verkehr mit den geistigen Mächten trieben. Von solchen Zauberern wußte das griechische Alterthum gar nichts.

So wurzelten morgenländische Träume auf dem europäischen Boden und versprachen den Dichtern eine reiche Ernte. Fiel diese Ernte nicht immer nach Wunsch aus, so lag die Schuld einzig an den Dichtern selbst. Das warme und frische Colorit, das Ariost's und Tasso's Heldengedichte noch jetzt haben, verdanken sie ohne Zweifel unter andern auch ihrer glücklichen Maschinerie. Wie viel frostiger und matter wäre die ganze Dichtung ausgefallen, wenn diese Dichter den Stoff aus der griechischen Fabelwelt genommen hätten! Dann wäre vielleicht aus dem wüthenden Roland eine kümmerliche Nachbildung von Ovid's Metamorphosen, und aus dem befreiten Jerusalem eine langweilige Thebaide geworden. Oder wären Ariost und Tasso gar in Dante's Fußtapfen getreten, so hätte Italien wahrscheinlich noch weniger jemals eine classische Epopöe erhalten.

II. Sichtbarer noch, als die allgemeine Umänderung der religiösen Denkart, ist in der neueren Poesie, wenn wir sie mit der Poesie der Alten vergleichen, der durchaus neue Charakter des geselligen Lebens.

Nicht die Verschiedenheit der Staatsverfassungen, so wie sie nach den Grundsätzen des Naturrechts und der Politik geschieden werden, konnte eine bedeutende Veränderung in der Ansicht der Verhältnisse bewirken, die ästhetisch interessiren. Die eigentlich politischen Verhältnisse gingen von jeher die Kunst sehr wenig an. Nur auf die Geschichte der prosaischen Beredsamkeit haben sie einen bedeutendern Einfluß. Vielleicht begünstigte auch zuweilen der Republicanismus das Genie, so wie in einigen Monarchien mehr die Feinheit des Geschmacks cultivirt wurde. Gewiß aber haben die Berechnungen der politischen Kräfte, auf deren Vertheilung der Unterschied der Staatsverfassungen beruht, ursprünglich nicht den mindesten ästhetischen Reiz. Selbst in der republicanischen Freiheitspoesie hat sich deßwegen, so sehr sie auch zum Patriotismus begeistern kann, noch nie sonderlich viel poetische Begeisterung gezeigt. Freiheitslieder haben in ihrer Art gewirkt wie Kirchenlieder. Wie diese die Andacht, so weckten jene den Patriotismus, ohne Aufwand der Phantasie, durch prosaisch kräftige und metrisch eingekleidete Worte. Selbst die Trennungen der Stände machen keine merklichen Unterschiede in der Poesie monarchisch, aristokratisch, oder demokratisch regierter Nationen, die übrigens ungefähr auf derselben Stufe der Cultur stehen. Zur höheren Bildung des Geistes gehörte immer, wo nicht von Anfang an die Erziehung und der Rang, doch wenigstens ein Hinaufarbeiten zu der Sitte und Lebensart der höheren Stände.

Aber was in einem Staate Sitte und Lebensart der höheren Stände war, darauf kommt desto mehr bei der Geschichte der Poesie jedes Zeitalters an. Dadurch wird die bürgerliche Verfassung, deren Werk großen Theils die Denkart wie die Verschiedenheit der Stände ist, die Quelle einer Menge charakteristischer Züge in den Werken der Dichter. Durch das

*) Fabliers oder Fableors hiessen im Französischen diese Mährchenerzähler, die Erfinder der Ritterromane. Daß es Franzosen waren, die auf diese Art den italienischen Dichtern vorarbeiteten, läßt sich nicht bezweifeln. Man vergleiche Eichhorn's Gesch. der Cultur und Litteratur. I. Band. S. 153 ꝛc. nebst den Beilagen.

Ritterwesen bekam auch die Poesie in Europa einen ganz andren Charakter.

Wenig Neues hatte die heroische Seite des Rittergeistes. Muth und Tapferkeit gehört zum allgemeinen Heldencharakter. An dem Hange zu Abenteuern fehlte es auch den griechischen Heroen nicht. Der Argonautenzug und noch mehr die Expedition gegen Troja waren ja wohl Abenteuer in der ganzen Bedeutung des Worts. Auch löste dort eine Dame den Knoten, wie ihn hier eine Dame geschürzt hatte. Medea und Helena könnten füglich auch in einem Rittergedicht figuriren. Aber das Licht, in welchem dem echten Ritter seine Dame erschien, war von dem Schatten, den die Nationalsitte der Griechen auf alle Weiber warf, so durchaus, wie Licht vom Schatten im eigentlichen Verstande, verschieden; und diese Verschiedenheit ist nichts Geringeres als die Seele der neueren Poesie.

Mehrere Schriftsteller haben die Vergötterung des Weibes, diesen Hauptzug im Charakter der romantischen und ritterlichen Liebe, aus dem Morgenlande herleiten wollen, als ob alle Schwärmerei von dort her seyn müßte. Man beruft sich auf bekannte Nachrichten, die uns die Reisebeschreiber von den Liebesabenteuern der Araber geben. Man läßt nun die romantische Liebe mit den Arabern nach Spanien aus Afrika kommen, in Spanien zuerst einheimisch werden, und von dort aus über Frankreich sich in ganz Europa verbreiten. Eine solche Reise hat nun wohl die romantische Liebe nicht gemacht. Sie konnte sie nicht machen, weil die Denkart, aus der sie erwuchs, den Arabern so fremd ist, wie allen Orientalern. Allen Schwärmereien des verliebten Arabers, so abenteuerlich und rittermäßig sie auch sonst seyn mögen, fehlte von jeher das Princip, ohne welches die echt ritterliche Liebe sich in keiner menschlichen Seele entwickeln konnte. Die schwärmerische Verschönerung der Geliebten in der Phantasie des Liebenden; das brennende Verlangen nach ihrem Besitz; Klagen der Sehnsucht; Freuden der Erinnerung; diese und andre Züge hat die arabische Poesie im Grunde mit der Poesie der ganzen Welt gemein, wenn gleich durch die Localfarben ihre poetischen Gemälde dieser Art einen nationalen Anstrich erhielten. Aber von der Vergötterung des Weibes, die auf misverstandner Achtung beruht; von der fast religiösen Ehrerbietung, mit der ein europäischer Ritter sich seiner Dame nahte und an seine Dame dachte; von der wirklichen Verschmelzung der Liebe mit der Religion im Herzen des Ritters, der Gottes und der Damen Sache zugleich zu verfechten selbst am Altare schwur; von solchen Empfindungen und Träumen ist in der arabischen Poesie schwerlich je die Rede gewesen. Auch ehe Mahomeds Gesetz das Weib überhaupt zu einem bloßen Werkzeuge der Wollust des Mannes herabwürdigte, lag Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts in der morgenländischen Sitte, wie sie in der Sitte der Wilden liegt. Das Höchste, was der Araber dem Weibe einräumte, war eine prekäre Freiheit; und diese gestattete er ihr vermuthlich nur aus Noth, wo die Lebensart eine strenge Einsperrung nicht zuließ. Die nomadische Lebensart verschaft den Weibern der Beduinen in den arabischen Wüsten noch jetzt die im Orient seltenen Vorrechte, die sie schon zur Zeit der Patriarchen hatten. Aber einem Weibe mit platonischer Selbstverleugnung zu huldigen und sein ganzes Glück von ihr in keuscher Ehrfurcht zum Lehen zu tragen, ist wohl nie einem Manne der Wüste in den Sinn gekommen *)

In den kalten Wäldern des alten Deutschlands, nicht in den arabischen Wüsten, wo der brennende Himmel jeden Wunsch zur Begierde macht, müssen wir den Keim der räthselhaften Idee von keuscher Frauenliebe suchen. Lange vor der Einführung des Christenthums wurde das weibliche Geschlecht unter den Deutschen in hohen Ehren gehalten. Während alle übrigen Wilden die Weiber als eine geringere Menschenart ansahen, oder sie doch wenigstens ganz im Geiste dieser Vorstellung behandelten, trauete der wilde Deutsche dem andern Geschlechte eine ganz besondere Heiligkeit zu. Was auch immer die erste Veranlassung zu dieser Nationaldenkart der alten Deutschen gewesen seyn mag; ob besondre Verdienste einiger deutschen Frauen, deren Namen die Geschichte nicht kennt; oder ob eine besondre Nationalvortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts in Deutschland überhaupt, wie einige Gelehrte meinen; oder ob ein zufälliger Aberglaube das natürliche Verhältniß der Geschlechter zu einander in Deutschland anders, als in der übrigen Welt, bestimmte; das Factum der uralten Verehrung der Weiber unter den Deutschen ist so gewiß, wie irgend eine historische Wahrheit *)

Es ist ganz umsonst, Spuren einer ähnlichen Denkart in der Geschichte der Griechen und Römer aufzusuchen. Gewiß wurden auch unter diesen Nationen die Weiber nicht mit sultanischer Geringschätzung behandelt. Die Hausmütter wurden in ihren Familienzirkeln geehrt. Mädchen wurden als heilige Jungfrauen dem Dienste keuscher Göttinnen gewidmet. Auch bei öffentlichen Feierlichkeiten erschienen die Matronen. Aber von einer besondern Huldigung, die der Mann dem Weibe als besondre Männerpflicht schuldig wäre; von einer schwärmerischen Vorstellung von der angebornen Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts überhaupt findet sich auch nicht der kleinste Zug in den Sitten der Griechen und Römer; und ohne diese schwärmerische Vorstellung von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geschlechts überhaupt, konnte der Rittergeist, wenn gleich lange nachher, nicht Geist des Zeitalters werden.

Deutsche waren es, die den Theil des römischen Reichs eroberten, wo in der Folge der Rittergeist einheimisch wurde. Ihre uralte Nationaldenkart, die sich, so weit ihre Eroberungen reichten, in allen von ihnen gestifteten Staatsverfassungen abdrückte, übertrugen sie auch unvermeidlich in die natürlichen Verhältnisse, in die sie unter einem andern Himmelsstrich traten. Je weniger sie über diese Verhältnisse räsonnirten, desto unmerklicher bildete sich nach der Empfindungsart der neuen Herrscher die Sitte der alten Einwohner der neuen römischen Provinzen um. Nicht wenig trug dazu die allgemeine Religionsveränderung bei. Die christliche Religion war damals in den ehmals römischen Provinzen als Volksreligion fast noch eben so neu, als unter den Schwärmen der getauften Barbaren. Durch diese Religion floß die Denkart der alten Insassen und der fremden Ankömmlinge in den neugestifteten Reichen zusammen. Und eben diese Religion begünstigte, wo nicht die germanische Verehrung, doch die bürgerliche Emancipation der Weiber in ganz Europa. Von dieser Emancipation bis zur Erscheinung des Rittergeistes vergingen Jahrhunderte. Aber ohne diesen Gang des Schicksals der Weiber in Europa konnte keine Ritterpoesie entstehen und die neuere Poesie überhaupt nicht ihren am meisten unterscheidenden Charakter gewinnen.

Erst um die Zeit der Kreuzzüge zeigte sich die Blüte aus dem bis dahin im Dunkeln entwickelten Keime. Aber auch erst damals, als das Chaos der neueuropäischen Dinge zu einer Art von fester Welt gediehen war, suchten die neuerwachten Geisteskräfte einen Stoff, der ihrer natürlichen Bestrebung am nächsten lag. Phantasie und Witz fanden diesen Stoff in der dem Historiker bis dahin unbemerkt gebliebenen und nun auf einmal überall bemerklichen Umbildung des menschlichen Herzens. Erster Inhalt der neuen Poesie wurde die neue Art, zu lieben. Unter dem schönen Namen der Erfinder **) traten Liebesdichter auf, die im Grunde sehr wenig erfanden. Die Entstehung der neueren Liebespoesie in der Provence und

*) Nach der Natur dieser Einleitung ist hier nicht der Ort, die Wahrheit jeder historischen Behauptung mit besondern Citaten zu belegen. Aber man sehe nur nach in allen Beschreibungen des Morgenlandes, besonders denen von D'Arvieux, Pococke, Niebuhr und Volney. Man lese ohne Vorurtheil des vortrefflichen Jones Commentarii poëseos Asiaticae und seine Ausgabe der Moallakat. Wie man dann die ritterliche Verehrung der Damen aus dem Orient herleiten kann, ist schwer zu fassen.

*) Wer auch das Buch des Tacitus über Deutschland mehr für eine romanhafte Einkleidung politischer Wahrheiten, als für ein historisches Werk hält, wird denn doch in seiner durchaus unerweislichen Hypothese nicht so weit gehen, auch die Grundzüge des Gemäldes, das Tacitus entwirft, für einen bloßen Einfall zu halten. Ein solcher Einfall wäre damals, als Tacitus lebte, gar zu unglücklich gewesen; denn damals standen seit hundert Jahren römische Legionen am Rhein; und wer Lust hatte, konnte hinreisen, um jeden Schriftsteller Lügen zu strafen, der völlig grundlose Mährchen von den Deutschen erzählte. Uberdem beruft sich Tacitus, als er von der hohen Achtung spricht, in der das weibliche Geschlecht bei den Deutschen stand, auf bekannte Begebenheiten. Inesse etiam sanctum aliquid et providum (mulieribus) putant (Germani). — Vidimus sub divo Vespasiano Veledam diu apud plerosque numinis loco habitam. Sed et olim Aurinian et complures alias venerati sunt; non adulatione, nec tanquam facerent Deas. Tacit. German. c. 8. — Wenn diese Stelle für kein historisches Zeugniß gelten soll, welche wird dann dafür gelten können? Hier ist von keiner Pythia die Rede, die unter Autorität der Priester Orakel ausspricht, die sie selbst nicht erfunden hat. Die Velleden und Aurinien wurden als ausgezeichnete Repräsentantinnen der wundersamen Anlagen ihres ganzen Geschlechts verehrt.

**) Troubadours; trobadores; trovatori; von trovare, dem Stammworte. Die griechische Vorwelt nannte ihre Dichter eben so ποιηταί von ποιεῖν, Producenten oder Erfinder im vorzüglichen Sinne. Und gewiß dachten die Provenzalen nicht an die alten Griechen. Nicht ohne Vergnügen kann man solche kleinen Uebereinstimmungen in den ersten Versuchen bemerken, durch welche die Menschen, wenn sie in ihrer Herzenseinfalt die wundersame Thätigkeit des Geistes benennen wolten, auf ähnliche Wörter geriethen.

den angrenzenden Gegenden ist ein neuer Beweis, daß die ritterliche Galanterie nicht arabisch-spanischen Ursprungs ist. Sie hatte in Spanien durch die Bekanntschaft und die Kämpfe der Christen mit den maurischen Arabern nur einen phantastischeren Schwung genommen. Die Vermischung der Liebesphantasien mit Abenteuern und Wundern, so wie sie durch die französischen Ritterromane in Umlauf kam, ist ohne Zweifel nicht rein europäisch. Aber was die arabischen Mährchenerfinder zu den europäischen Ritterromanen hergaben, waren nur die Wunder und der Erzählungston. Die ritterliche Art, zu lieben, die wesentlich zum Charakter des Ritterromans gehört, findet sich in Tausend und einer Nacht und den ähnlichen Mährchen der Morgenländer so wenig wie in den arabischen Gedichten. Und wenn die französischen Fabulirer sich in ihren Darstellungen des menschlichen Herzens mehr, als die Provenzalen, nach dem arabischen Geschmacke bequemten, so war die provenzalische Poesie um so nationaler und gilt weit mehr als echtes Document der Geschichte der ritterlichen Galanterie, weil sie älter und durchaus europäisch ist.

So war es die neue, ursprünglich germanische und durch die Deutschen in den cultivirtesten Ländern Europa's eingeführte Denkart über das gegenseitige Verhältniß beider Geschlechter, was mit dem Ritterwesen eine neue Poesie erweckte, deren Geist dem Rittergeiste bis auf die gegenwärtigen Zeiten ähnlich geblieben ist und die neuere Poesie überhaupt von der griechischen und römischen scheidet.

Die neuere Poesie ist eine Tochter der romantischen Liebe. Nicht aus religiösen, nicht aus historischen Sagen ging sie hervor. Eine Schwärmerei, den Griechen so unbekannt wie das christliche Credo, bildete die Huldigung, mit der sich der alte Deutsche schon in seinen Eichenwäldern den Frauen nahte, zur ästhetischen Vergötterung der weiblichen Schönheit um. Nicht nur die Damen ehren, sondern ihnen als höheren Wesen dienen; sie im Traum der Liebe als Engel bewundern; ihnen überall den Rang vor den Männern einräumen; in ihre Tugend nicht weniger, als in ihre Reize verliebt seyn; kniend ihnen, wie dem Lehnsherrn, Treue zu schwören; sein ganzes Glück in ihre Hände zu legen; ihnen blindlings gehorchen; auf ihren Wink dem Tode in allen Elementen triumphirend entgegengehen; das ist Rittergeist und mehr oder weniger Geist aller neueren Poesie.

Welch ein ungeheures Hirngespinst! würde vielleicht ein Grieche ausrufen, wenn er dieses Alles vernähme. Und es würde unter uns nicht an Reformatoren fehlen, die sogleich in diesen Ausruf einstimmen und ihn mit Gründen unterstützen würden. Aber so wenig es historisch wahrscheinlich ist, daß das weibliche Geschlecht in Europa jemals wieder von der Stufe der Freiheit herabgedrückt werden wird, die es nun schon so lange behauptet, so gerecht und in der veredelten Natur selbst gegründet ist im Ganzen der Vorrang, den unsre Sitte seit den Ritterzeiten dem weiblichen Geschlechte im gesellschaftlichen Leben einräumt. Die Unterdrückung, die sich dieses Geschlecht als das schwächere gefallen lassen muß, ist überall, wo sie national ist, ein Beweis moralischer Rohheit der Nationen. Der Mittelweg den die Griechen und Römer wählten, führte nicht zum Ziele. Die Huldigung, auf die das weibliche Geschlecht im neueren Europa Anspruch macht, kann nicht ausbleiben, sobald ein freier Umgang zwischen beiden Geschlechtern von der öffentlichen Sitte gestattet wird; und wo dieser gemischte Umgang fehlt, da fehlen die bedeutendsten Züge des Schönen in der Geselligkeit, oder unnatürliche Laster nehmen, wie in Griechenland, die Stelle wahrer Bedürfnisse ein. Entweder muß die Ehre des Weibes durch Trennung der Geschlechter gesichert werden, wie es bei den Griechen und Römern geschah; oder der Mann muß dem Weibe im geselligen Leben eine Autorität abtreten, die er nach den gemeinen Gesetzen des natürlichen Aristokratismus für sich behält. Nur durch eine freiwillige Huldigung dieser Art geschützt, können sich die geselligen Tugenden des Weibes natürlich entwickeln. Hätte die Sitte des alten Roms den Weibern zur Zeit der unverdorbenen Republik die Freiheit im geselligen Leben eingeräumt, die der Deutsche von jeher als etwas ansah, das ihnen von selbst gebührte, so würden nicht in dem verdorbenen Rom unter der Regierung der Imperatoren die Damen so tief in den verächtlichsten Libertinismus versunken seyn, wie sie nach dem Zeugniß der Geschichtschreiber und Dichter ihrer Zeit sanken, als sie sich eigenmächtig die Freiheit nahmen, die ihnen von der alten Sitte versagt war. Auch die Gerechtigkeit fordert zu Gunsten der Weiber den Vorrang im geselligen Leben als ein Aequivalent für die Ausschliessung von der bürgerlichen Autorität Und je mehr, mit einem Worte, der Mann die moralische Würde unsrer Gattung auch in dem andern Geschlechte respectirt, selbst je mehr er als Mann seinen wahren Vortheil versteht, desto mehr wird er ganz von selbst eine Empfindungsart annehmen, die, wenn gleich großen Theils nur eine schöne Täuschung, doch das einzige Mittel ist, den Streit zwischen der Freiheit und der Ehre des Weibes zum Besten beider Parteien beizulegen. Mochte also immerhin die sogenannte Galanterie in der Gestalt, wie sie der Ritter in den Fehdezeiten zur Dienstpflicht erhob, nur eine phantastische Caricatur der ursprünglich edlen Sitte seyn. Der Vorwurf der Unnatürlichkeit, den die alten Griechen nach ihrer Sitte den Neueren, wegen unsrer prosaischen und poetischen Vergötterung der Weiber machen könnten, würde auf die Griechen selbst zurückfallen, so lange wir mit Aristoteles behaupten dürfen, daß als Muster des Natürlichen nur das Vortrefflichste in der Natur angesehen werden muß.

Nichts als eine in der alten Welt unerhörte Liebe sangen im südlichen Frankreich, in Spanien und in Italien die Troubadours, mit deren Liedern die Geschichte der neueren Poesie anfängt. Dante, der Vater der italienischen Redekunst, wurde durch die Liebe zuerst zu Sonetten und Canzonen, dann zu einer Epopöe begeistert, in der er seine geliebte Beatrice unter den Heiligen im Paradiese glänzen lassen konnte. Petrarchs Poesie und Petrarchs Vergötterung seiner Laura ist Eins und Dasselbe. Welch ein Contrast zwischen diesen Gedichten und denen von Homer und Pindar, Virgil und Horaz! Die Erfinder der Ritterepopöe, Bojardo, Pulci, und der alle übrigen verdunkelnde Ariost, gaben der romantischen Liebe in ihren Gedichten durch Nachahmung des Fabel- und Wunderwesens der Ritterromane einen solchen Schwung in's Ungeheure, daß sie unvermeidlich von dieser Höhe auf der andern Seite in das Lächerliche herabfiel, wo schon Berni nach dem Bojardo, nur ohne sonderliches Glück, mit desto mehr ausgezeichnetem Glücke aber Ariost selbst sie ergriff, um den feierlich-komischen Styl zu erfinden, der ebenfalls in der Geschichte der alten Poesie ohne Beispiel ist. Kaum war dieser Styl das Lieblingsspiel der Italiener geworden, so nahm sich der ernsthaftere Tasso auch der ernsthaften Behandlung der Liebe wieder an. Seit dieser Zeit gab nun bald im Scherz, bald im Ernste, so wie sich die neue Cultur über Europa verbreitete, in der Poesie aller Nationen die Liebe vor allen andern Empfindungen den Ton an. Als man wieder dramatische Vorstellungen versuchte, machte auch das Trauerspiel kein Glück, bis man der Liebe eine Hauptrolle gab. Das letzte Erzeugniß dieses allgemeinen Bedürfnisses der ästhetischen Darstellung einer schwärmerisch-gesitteten Liebe war der neuere Roman, eine Erfindung, die mit den ersten Ritterromanen nur den Namen gemein hat. Auch in den mehr oder weniger idealisirten Gemälden des wirklichen Lebens, deren ästhetische Natur noch mancher Prüfung bedarf, muß die Liebe, sei es im Scherz, oder, wie gewöhnlicher, im enthusiastischen und moralischen Ernste, das ganze Interesse auf eine Art leiten, die dem griechischen Geschmack abenteuerlich vorgekommen seyn würde. So behauptet sich die Totalrevolution des Geschmacks, die durch die Ritterpoesie bewirkt worden ist, noch in unsern Tagen, nach aller Erneuerung des Studiums der Antike, so wie sie sich vermuthlich immer behaupten wird. So wenig unsre Nachkommen zur Anbetung der olympischen Götter umkehren werden, eben so wenig wird sich der herrschende Geschmack jemals wieder von der veredelten Darstellung der Liebe losreissen, wenn nicht in eine allgemeine Verwilderung unsre beinahe sich selbst aufreibende Cultur verschwinden wird.

Mit dieser veredelten Darstellung der Liebe ist auch den neueren Dichtern, besonders in Frankreich, England und Deutschland, ein neues Licht aufgegangen. Die Verbindung der Poesie mit der feineren Menschenkenntniß konnte nicht eher gelingen; das menschliche Herz in seinen anziehendsten Verirrungen konnte nicht eher das große Thema der Dichter werden, bis die Poesie den moralischen Schein der Empfindung, die schon an sich eine Art von Poesie des menschlichen Herzens ist, zum Wiederschein der übrigen Empfindungen machen durfte. Alle Leidenschaften, im engeren Sinne des Wortes, ausser der Liebe, sind ein spröder Stoff für die verschönernde Phantasie. Sie müssen poetisch umgeschmolzen werden, um nicht durch ihre zurückstoßende Natur das ästhetische Interesse zu stören. Nur die Liebe kommt dem Dichter auf dem ebneren Wege entgegen. Ihre Träume braucht er nur fest zu halten und mit Geist auszubilden; und die Natur wird als Dichterin aus seinem Busen reden. Soll sie sich aber nicht bald ausreden, so muß sich der Geist mit den zärteren Regungen und den feineren Bildern der anziehenden Leidenschaft und überhaupt mit den Vorstellungen beschäftigen, die bald aus der Collision, bald aus der Harmonie des sinnlichen und moralischen Interesse entstehen. Auf diese Analyse des Herzens läßt sich die Poesie der Alten nur wenig ein. Auch bei der Entstehung der neueren Poesie war noch an keine besondere Menschenkenntniß zu denken. Der Verstand der Troubadours und ihrer Nachahmer, der deutschen Minnesinger, war dazu noch nicht gereift. Ihre Lieder verlieren sich deßwegen in ein bald ermüdendes Einerlei. Selbst Petrarchs classische Verschönerung des Provenzalgesanges ist noch so arm an

psychologischer Mannigfaltigkeit, daß er das Feld rein abgeerntet hatte, als seine Nachahmer, die Cinquecentisten, der Nachlese kein Ende machen wolten. Auch in der Folge machten die Italiener so wenig, wie die Spanier, merkliche Fortschritte auf diesem Wege, der doch auch ihnen offen stand. Der Streit der Liebe mit der Vernunft, der in den lyrischen Gedichten Bocan's, des Petrarchs der Spanier, das Lieblingsthema ist, fällt gewöhnlich in's Pedantisch-phantastische. Aber in England und Frankreich wurde der neue Stoff desto glücklicher benutzt. Shakespear, einzig in seiner Art schon durch das Talent, ohne alles philosophische Studium, nur von seinem hellen Auge und seinem tieffühlenden Herzen geleitet, jede Leidenschaft in ihre Elemente zu zerlegen, ließ als Menschenkenner auch die Liebe mit ihrer feinsten Sophistereien und allen schwärmerischen Reizen der Unschuld auf das Theater treten. Unbekannt mit Shakespears Verdiensten fanden in Frankreich Corneille und nach ihm Racine das sicherste Mittel, den Geschmack ihrer Zeitgenossen für das heroische Trauerspiel zu gewinnen, in den feinsten Zeichnungen des Streits und der Verbindung ritterlicher Liebe mit ritterlicher Ehre. Nun war die Bahn gebrochen. Mit der erweiterten Cultur des Verstandes kamen psychologische Wahrheiten, mit denen sich in der alten Welt kaum die Philosophen beschäftigt hatten, in poetischen Umlauf. Die Poesie rückte der sokratischen Philosophie des Lebens immer näher, bis es zuletzt gar das Ansehen gewann, als ob moralische Belehrung und romantische Unterhaltung Eins uud Dasselbe wären, und als ob man der praktischen Wahrheit keinen größeren Dienst thun könnte,als, sie in einen Roman einzukleiden.

Die schwärmerisch gesittete Liebe hat in unsrer Poesie und unsern Romanen bis auf die neuesten Zeiten auch in ihrer Verbindung mit religiösen Empfindungen ihre uralte Verwandschaft mit der Ritterpoesie nicht verleugnet. Wie unbegreiflich würde einem Griechen der neuere Geschmack auch von dieser Seite vorkommen! Und doch haben vortreffliche Psychologen bemerkt, daß in den natürlichen Schwärmereien der Liebe etwas Religiöses liegt. Es kam also nur darauf an, daß die rechte Art, zu lieben, mit der rechten Religiosität zusammen traf; und die dichtende Phantasie konnte auch aus diesen Mysterien des Herzens etwas Neues machen. Die christliche Religion dringt auf Reinheit der Sitten. Zur Mönchsreligion umgestaltet, erhob sich die Keuschheit gar zum Range der Cardinaltugenden, an denen der Himmel ein besonderes Wohlgefallen hat. Ehe noch der Knabe und das junge Mädchen zwischen geistlichem und weltlichem Beruf wählen konnten, waren sie schon mönchs- und nonnenmäßig erzogen. Klosterphantasien, nicht üppige Dichtungen von der Verehrung der Liebesgöttin in den Myrtenhainen bei Paphos, füllten die jugendliche Seele. So machte das damalige Christenthum gleichsam einen Bund mit der altgermanischen Denkart, um das Phänomen der ritterlichen Liebe mit allen Farben auszuschmücken, durch die es ein ehrwürdiges Ansehen gewann. Durchaus christlich-religiös war Dante's Liebe zu seiner Beatrice, ob er gleich den Amor, als den Gott, der ihn beherrscht, oft mit Namen anruft und ausführlich beschreibt. Auch Petrarch erinnert uns, besonders in den Sonetten und Canzonen, die er *nach dem Tode* seiner Laura sang, nicht öfter an den heidnischen Amor, als an den christlichen Himmel. In seinen *Triumphen* glaubte er sogar die Keuschheit über den Amor förmlich triumphiren lassen zu müssen. In der Folge verlor sich dieser Geschmack an christlich-religiöser Zärtlichkeit in Italien. In der spanischen Poesie herrschte er etwas länger. In Frankreich fand er fast gar keinen Eingang. Da verdrängten die mythologischen Bilder das Christenthum aus der weltlichen Poesie und liessen ihm nur die kümmerliche Alleinherrschaft in geistlichen Oden und Liedern übrig. Auch der englische Geschmack trennte das Geistliche von dem Weltlichen und bekümmerte sich immer weniger um Jenes. Nur in Deutschland zeigte sich die alte Bereitwilligkeit, auf die erste Veranlassung Liebe und christliche Religiosität wieder in Ein Gefühl zu verschmelzen, als die Klopstockische Muse sich Ansehen erwarb. Was seit dieser Zeit die deutsche Empfindsamkeit besonders von der ausländischen unterschied, war eben dieser poetische Einklang der Religion und der Liebe.

III. Das dritte unter den charakteristischen Merkmalen der neueren Poesie ist eine mehr oder weniger auffallende Tinctur von wahrer oder falscher Gelehrsamkeit.

Kunst und Wissenschaft haben überall, wo man sich auf beide recht verstand, die Veredelung des Menschen gemeinschaftlich besorgt und sich immer auf einander bezogen. Wenn aber die Kunst in die Fußtapfen der Wissenschaft trat und mit einem Apparat von gelehrten Kenntnissen glänzen wolte, so betrog sie sich selbst um das Verdienst, das sie allein sich erwerben konnte. Die meisten Dichter der alten und neueren Zeit gehörten zu den Gelehrten ihrer Nation. Aber so wenig die Gelehrsamkeit einen Dichter machen kann, so unvermeidlich mußte der Dichter seine Bestimmung verfehlen, wenn er seine Gelehrsamkeit poetisch zu etwas anderm benutzte, als, im Bewußtseyn einer höheren Geistesfreiheit mit dem Reichthum andrer Schriftsteller wie mit dem seinigen zu schalten, und dadurch das ästhetische Interesse seiner Darstellung zu erhöhen. Verwechselte er dieses Interesse mit dem wissenschaftlichen; sah er Kenntnisse für ästhetische Ideen, Unterricht für die besondre Art von Bildung des Geistes an, durch die sich der Künstler einen ernsthaften Einfluß auf die Welt erwirbt; so verwirrte er seine und seines Publicums Vorstellungen und arbeitete gegen die Gesetze der Natur und des menschlichen Geistes.

Glücklicherweise waren die ersten Dichter, mit denen die Geschichte der neueren Poesie anfängt, nichts weniger als Gelehrte. Die Troubadours folgten, wie die griechischen Rhapsoden, dem Bedürfnissen der Nationalpoesie. Der Ideenkreis ihrer ungelehrten Zeitgenossen war der ihrige; und in einem so engen Kreise ließ sich freylich nicht so viel Neues entdecken, als auf den weitern Feldern der griechischen Mythen. Dafür aber waren die Troubadours durch ihre Unwissenheit vor den Lockungen einer Gelehrsamkeit gesichert, die sich in den Klöstern versteckte und auch da schlimmer als Unwissenheit war. Sobald das Genie eine größere Sphäre suchte, als es in dem ewigen Einerlei der provenzalischen Herzensergiessungen finden konnte, stieß es mit der Gelehrsamkeit seiner Zeit hart zusammen. Wie ganz anders in Griechenland, als sich dort zum ersten Male eine classische Poesie bildete! Dort gab es noch keine Gelehrsamkeit, als Homer sang. Auch gab es keine schulgerechte Kritik. Die Kunst blieb in Griechenland der Natur anvertraut, bis sie die äusserste Höhe erreicht hatte, zu der sie sich erheben konnte. Nur als Gefühl wirkte der ungebundene und doch richtige Geschmack. Der Kritik blieb, als sie hinten nach kam, nichts übrig, als, historisch in die Fußtapfen dieses Geschmacks zu treten, der ihrer Leitung nicht bedurfte. Der subtile Aristoteles begnügte sich als Aesthetiker, seine Kunstregeln von Mustern zu abstrahiren. Aber die neuere Poesie entwickelte sich mühsam unter dem Drucke der älteren Wissenschaft. Sie trägt selbst in den meisten ihrer besseren Werke bis diesen Tag das Merkzeichen der Gelehrsamkeit und duftet, sei es auch noch so wenig, nach der Lampe.

Mit dem Untergange der griechischen und römischen Cultur war die Menschheit nichts weniger als zu ihrer ersten Einfalt zurückgekehrt. Selbst in den finsterssten Zeiten, im neunten und zehnten Jahrhundert, gab es Bibliotheken. Man schrieb Chroniken, Breviere und Legenden. Man verwahrte immerfort in einigen Winkeln die Schriften der heidnischen Alten, auch wenn man sie nicht las. Die christlichen Religionsvorsteher waren durch das Bedürfniß einer Auslegung ihrer heiligen Schriften immer an eine Art von Gelehrsamkeit gebunden. Eine Theologie, deren Dogmen auf die subtilen Abstractionen der Kirchenväter sich gründeten, bildete mit der Rohheit der Sitte und der allgemeinen Unwissenheit ein ungeheures Ganzes. Die ersten Strahlen der neuen Aufklärung, die das erneuerte Studium der Alten verbreitete, kamen zum Unglück auch nicht von der Seite, wo der allgemeine Menschenverstand Licht bedurfte. Aristoteles wurde unter den alten Schriftstellern zuerst aus dem Dunkel der Klosterbibliotheken hervorgezogen. Die abstruseste Grübelei gesellte sich nun zu der crassesten Orthodoxie und brachte mit ihr die Caricatur der Philosophie, die Scholastik, zu Stande. Scholastisch und gelehrt war nun auch Eins und Dasselbe. Scholastisch wurde der Geist verbildet, ehe er sich selbst verstand. Von Dante bis Ariost konnten sich die Dichter noch nicht von der Unverträglichkeit wahrer Poesie und scholastischer Grübelei überzeugen. Selbst wenn sie, wie Petrarch, eine Liebe besangen, von der kein Wort im Aristoteles steht, konnten sie sich doch nicht enthalten, durch gelehrte Anspielungen dem großen Aristoteles ein Compliment im Vorbeigehen zu machen.

Mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts drängten Geschmack und natürlicher Menschenverstand die Scholastik aus der Poesie auf die Katheder zurück, wo sie sich länger behauptete. Aber die gelehrte Erziehung der Dichter wirkte nach wie vor, wo nicht scholastisch, doch pedantisch auf die Poesie. Als Grundlage der Wissenschaften lernte der Knabe eine ausgestorbene Sprache. War gleich das Latein in Italien, Spanien und Frankreich die Mutter der neueren Volkssprache dieser Länder, so paßte es doch nicht für die durchaus veränderte Denkart. Es war, wenn gleich keine ausländische, doch eine fremde Sprache geworden. Wer sie lernte, mußte sich in ihren Geist hineinstudiren. Bald kam zu dem Latein noch das Griechische als die zweite Stufe zur Doctorwürde und zum Parnaß. Je mehr eine jugendliche Seele von Gefühl für das Schöne erfüllt war, desto fester mußte sie sich an die griechischen und römischen Dichter schliessen. Wie hätte nun der gelehrt erzogene Dichter, wo er sich selbst Genüge zu leisten strebte, seine Bekanntschaft mit den Schriften der Alten aus dem Gedächtnisse verlieren können? In dem natürlichsten Gewebe seiner Vorstellungen zeigten sich die Fäden der fremden Kunst. Wer sich die alten Sprachen zugeeignet hatte, der konnte sich in seinen Erfindungen auch der alten

Vorstellungsart nicht entschlagen, die von der neueren durchaus verschieden ist. Je merklicher die gelehrten Erinnerungen sich in das natürliche Dichtergefühl mischten, desto buntscheckiger wurde das Resultat. Die griechischen Götter, Amor immer an der Spitze, erschienen deßwegen nach wie vor in der neueren Poesie, nur, daß man Geistliches und Weltliches trennte. Der Stoff der Dichtung mochte noch so einheimisch und noch so neu seyn; man trug kein Bedenken, die alte Mythologie hineinzuschrauben; und geistreiche Männer fanden in dieser barocken Zusammensetzung häufig eine ganz besondere Schönheit. In Italien, Spanien und Frankreich hat sich dieser Ton bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Poesie muß dort fremd thun, wenn sie gefallen will. Der Dichter, der seine Liebe singt, muß die Geliebte wenigstens mit einem griechischen Schäfernamen beehren. Ein einheimischer Name klänge gegen alle Etikette des dortigen Parnasses. Und wenn der Geschmack in Deutschland jetzt gegen diese Etikette verstößt, wird es ihm im Auslande, wo man überdem kein sonderliches Zutrauen zu unsern ästhetischen Fortschritten hat, gewiß nicht zur Empfehlung gereichen.

Unverkennbar ist auch in der ganzen Poesie die Herrschaft der Kritik, und die Nothwendigkeit dieser Herrschaft. Die Kritik mußte die Musen von dem Schlamme einer barbarischen Gelehrsamkeit säubern, aus dem sie sich nicht ohne Mühe wieder an's Licht gearbeitet hatten. Aber wie lange währte es, ehe die erneuerte Kritik nur einigermaßen sich selbst verstand! Aristoteles wurde der Gesetzgeber unter den Dichtern, wie er es unter den Philosophen und Theologen war. Als ob dieser seltene Geist, der als Selbstdenker vielleicht von keinem übertroffen ist, vom Schicksale zum Unglücksstifter ausersehen wäre, um die Köpfe zu verdrehen, die er aufklären wolte, unterdrückte seine treffliche Poetik die poetische Geistesfreiheit und verderbte den Geschmack, wie seine Logik und Metaphysik den unglücklichen Stillstand aller reellen Wissenschaften verlängerten. Man dachte nicht daran, daß man die wahren Schönheiten der alten Dichterwerke aus sich selbst verstehen muß, ehe man den Aristoteles verstehen kann, der sie bei allen seinen Vorschriften im Sinne hat. Man hielt sich an den Buchstaben der aristotelischen Poetik. Ohne zu fragen, ob nicht eben dieser Aristoteles, wenn er wieder aufstände, für die neueren Nationen eine ganz andere Poetik schreiben würde, commentirte und interpretirte man seine ästhetischen Bemerkungen wie Gesetze des Corpus Juris. Nirgends zeigt sich dieser Mißverstand so deutlich wie in der Geschichte der französischen Poesie. Aber auch bei den übrigen Nationen des neueren Europa hat Aristoteles mit seiner Poetik, wenn gleich nicht unmittelbar, die meisten Dichter geleitet. Seine Lehren gingen in die neuere Kritik als Grundlehren über. Auf ihn bezog man sich, namentlich oder stillschweigend, in allen neueren Versuchen über Poesie und Beredsamkeit. Und welcher neuere Dichter hätte nicht in seinen Schuljahren wenigstens, durch die zweite und dritte Hand, etwas von aristotelischer Kritik vernommen? Selbst zuletzt, als ein Revolutionssturm gegen den alten Erzvater der Kritiker ausbrach, bewies sogar das Beispiel der revolutionären Dichter und Schreier die Fortdauer der Herrschaft des angegriffenen Gesetzgebers; denn von seinen Gesetzen geleitet, arbeitete man ihnen methodisch entgegen und brachte Ungeheuer nach Grundsätzen hervor, um dem Aristoteles zu widersprechen.

Folge von der gelehrten Erziehung der meisten neueren Dichter und ihrem Studium einer schulgerechten Kritik sind auch die Selbstkritiken und die prosaischen Erläuterungen und Anmerkungen, die sie zum Theil selbst ihren Versen beifügten. In Griechenland schrieben die Dichter überall keine Prose, und die guten Köpfe, die sich zur Autorschaft in Prosa berufen fühlten, hörten schon als Jünglinge auf, Verse zu machen. Auch darinn zeigte sich die natürliche Festigkeit des Geschmacks, der wie ein unwiderstehlicher Instinct die Griechen regierte. Wenn aber Sophokles und Euripides gar von den kritischen Vorreden und Anmerkungen hören solten, die Corneille und Racine zu ihren eignen Tragödien schrieben; oder wenn Alcäus ein Exemplar von Hagedorns Gedichten mit den bunten Citaten aus einem halben Dutzend Sprachen erblickte; wie würde ihnen zu Muthe werden! Solche Eingriffe des Dichters in die Rechte des Publicums hätten in Griechenland ein Gelächter erregt. Aber das neuere Genie durfte sich diese Freiheiten wohl nehmen. Es verdankte seinen Zeitgenossen weniger, als seiner Lectüre. Es durfte sich auf seine Lectüre und auf seine Wissenschaft überhaupt berufen, um sich mit den Kritikern, die nun einmal in der Geschichte der neueren Kunst das große Wort führen, nach Standesgebühr zu messen, und mit ihnen dem Publicum zu gebieten, wenn gleich ein edles Stillschweigen auch hier oft rathsamer gewesen wäre.

Johann von Brabant s. Minnesänger.

Karoline Luise Brachmann,

als Schriftstellerin gewöhnlich nur Luise Brachmann genannt, ward am 9. Februar 1777 zu Rochlitz geboren, wo ihr Vater als Kreissecretair lebte. Sie entwickelte schon früh glückliche poetische Anlagen, welche reiche Nahrung erhielten, als ihr Vater nach Weißenfels als Geleitscommissarius des thüringer Kreises im Jahr 1787 zog. Der früh verstorbene Dichter Novalis (von Hardenberg s. d. A.) nahm sich freundlich ihrer Bildung an, leitete ihre Lectüre und machte sie mit Schiller bekannt, der ihre jugendlichen Leistungen wohlwollend und aufmunternd beurtheilte und mehreren bereits in ihrem dreizehnten Jahre geschriebenen Gedichten eine Stelle in den Horen und dem Musenalmanach gewährte. Der Wirklichkeit durch die vorherrschende Richtung ihres Geistes entfremdet, beging sie im Jahre 1800, als sie ihren in Dresden angestellten Bruder dorthin begleitet hatte, eine jugendliche Unbesonnenheit, die ihr den Aufenthalt daselbst verleidete und tiefe Schwermuth im Gefolge mit sich führte. Nach Weißenfels zurückgekehrt, verfiel sie in eine bedenkliche Krankheit und stürzte sich, kaum genesen, aus dem zweiten Stockwerk in den Hof hinab. — Sie ward bedeutend, jedoch nicht lebensgefährlich verletzt. Bald nachher (1801) traf sie der Schmerz, in demselben Jahre ihre eigene Schwester, so wie ihren Jugendfreund Novalis und dessen Schwester durch den Tod zu verlieren. Nicht lange darauf starben ihre beiden Eltern, und von den vielen herben Verlusten bereits niedergedrückt, trug ihre hilflose Lage, welche sie zwang, sich ihres poetischen Talents als Erwerbsquelle zu bedienen, nicht wenig dazu bei, eine tiefe, fast unbesiegliche Schwermuth in ihr zu erzeugen. Ihr Herz bedurfte des Mitgefühls, doch ein unglückliches Geschick ließ sie, zu verschiedenen Malen, Neigung zu Männern fassen, deren Verhältnisse ihnen verwehrten, dieselbe genügend zu erwiedern. Der Eine war bereits in seiner Heimath vermählt, der Andere fand seinen Tod in der Schlacht. Endlich verlobte sie sich im drei und vierzigsten Jahre ihres Alters mit einem jungen fünf und zwanzigjährigen preußischen Offizier außer Dienst, der sich der Bühne widmete und eine dahin einschlagende Anstellung suchte. Sie begleitete ihn demgemäß nach Wien; doch die Folge entsprach ihren Erwartungen nicht, und Luise B. kehrte allein nach Weißenfels zurück. Das Verhältniß zerschlug sich später gänzlich, nicht ohne eine trübe Stimmung in ihr zurückzulassen, welche mit der Zeit immer heftiger wurde. Auf einem Besuche in Halle endete sie am 17. September 1822 freiwillig ihr Leben in der Saale. Erst am 25. wurde ihr Leichnam gefunden und noch an demselben Tage in aller Stille bestattet. Sie hatte folgende Grabschrift auf sich selbst verfaßt:

Treu konnt' ich hoffen und unnennbar lieben,
Und fest verharrt' ich, wo ich Liebe gab.
Was ist von Allem tröstend mir geblieben
Für Lieb' und Hoffnung — als ein einsam Grab!

Von ihr erschienen:

Gedichte. N. A. Leipz. 1808.
Romantische Blüthen. 2 Th. Wien, 1817. 1823.
Das Gottesurtheil. Rittergedicht. Leipz. 1818.
Novellen und kleine Romane. Leipz. 1819.

Schilderungen aus der Wirklichkeit. Leipz. 1820.
Novellen. Nürnberg, 1822.
Verirrungen. Leipzig, 1822.
Auserlesene Dichtungen, herausgegeben von F. K. J. Schütz und K. L. M. Müller. Leipz. 1824—26. 6 Thle.
Einzelne Gedichte, Erzählungen u. s. w. in Almanachen und Zeitschriften u. s. w. —

Leichtigkeit und Anmuth, so wie eine gefällige Behandlung der Form und ein blühender Styl zeichnen ihre Leistungen aus; doch herrscht die Neigung zum Lyrischen zu sehr vor, und es fehlt ihr an Tiefe und Kraft. — Einzelne kleine Gedichte verdienen als wirklich gelungen volle Anerkennung, die Dichterin selbst aber keineswegs den Namen einer deutschen Sappho, da sie nur die Aehnlichkeit der Todesart mit der Lesbierin gemein hat, in allem Uebrigen aber nach den uns von derselben gebliebenen Poesien weit hinter ihr zurückbleibt. — Ausführliche biographische Notizen über L. Brachmann finden sich vor der von Schütz und Müller besorgten Auswahl aus ihren Dichtungen. —

Unmöglichkeit.*)

Das Rechte kommt von Gott.

Pius der Sechste ward einst auf einer Reise nach Spanien im pyrenäischen Gebirge von einem furchtbaren Gewitter überrascht. Die Donner rollten schon entfernt in den verschlungenen Felsenthälern, und dichte schwarze Wolken führten die Nacht früher herauf. Zwar eilte man, so sehr man konnte, die nächste Stadt zu erreichen, doch die Flügel des Sturmes waren schneller; die Nacht brach ein, der Sturm jagte den Staub der Erdschichten empor und bog die Bäume zur Seite des Felsenwegs saußend nieder, indeß der Regen schon in großen Tropfen seitwärts herüber strich, die Blitze zuckten durch die Dunkelheit, und näher, fürchterlicher rollten die Donnerschläge von den tausendfachen Echos des Gebirgs zurück.

Ein allgemeines Zagen herrschte in dem Gefolge; alle bangten für die schon schwächliche Gesundheit eines auf das Höchste geliebten Herrn. In diesem Augenblicke sah man durch die flatternden Zweige, als man eben einer Thalöffnung vorüber kam, den Schimmer eines Lichts aus der Vertiefung leuchten. Erfreut nahm man den Weg dahin, und kam zur Seite eines tosenden Waldbachs bis zu der Stelle, von wo es auszugehen schien. Ein starker Blitz erhellte jetzt auf einen Augenblick die romantische Gegend, und zeigte vor ihnen ein ländliches, doch anmuthiges Haus, in dem zwei freundlich erleuchtete Fenster für diese Nacht ein Obdach hoffen ließen. Ein Diener ward dahin vorausgesandt, um Aufnahme zu bitten; und gleich darauf öffnete sich die Thür nach den nöthigen Erkundigungen. Ein alter Diener kam mit einer Kerze, und führte die erschöpften Reisenden in das Zimmer seiner Gebieterinn; eine edle Frauengestalt trat ihnen entgegen, noch jung doch bleich, und stillen ernsten Ansehens. Sie ahnte wohl nicht, welch hohen Gast heut ihr bescheidnes Dach beschirmen sollte; denn Pius reiste aus staatskundigen Ursachen unter erborgtem Namen, und gab sich blos für einen mailändischen Grafen aus; doch wäre dies ihr auch bekannt gewesen, unmöglich hätte sie mit größerer, zarterer Sorgfalt den ehrwürdigen Herrn und sein Gefolge bewirthen können, als sie es that. Sie eilte gleich mit ihrer einzigen Dienerinn, die besten Erfrischungen aufzutragen, und während das wohlthätig lodernde Kaminfeuer die ganz Durchnäßten wärmte und erquickte, bereitete sie schnell das schönste Zimmer ihres kleinen Hauses zur Nachtherberge für den Gast, und sorgte eben so für sein Gefolge.

Mit einem Gefühl von Behaglichkeit nach dem erlittenen Ungewitter trat der erlauchte Gast in das zierliche, sanft durchwärmte und lieblich duftende Gemach, und genoß diese Nacht des ruhigsten Schlummers.

Am andern Morgen war sein erster Wunsch, seiner liebenswürdigen Pflegerinn die ihm erwiesene Menschenfreundlichkeit auf eine würdige Weise zu belohnen. Er konnte sich nicht denken, warum sie schon in ihren Jahren sich so ganz von der Welt zurückgezogen habe, sie, die, wie er des vorigen Abends gehört, noch unvermählt lebe; und ob die Lage dieses Hauses gleich sehr reizend war, wie er aus seinem Fenster sah, wo Alles neu erquickt von dem gestrigen Regen, im schönsten Morgenglanze lag, dennoch kam es ihm seltsam vor, wie sie gerade diese zwar schöne, doch wilde und so ganz entlegne Einsamkeit gewählt habe. Die stille Trauer ihres Wesens fiel ihm ein und so beschäftigte er sich eine lange Weile mit wahrer Theilnahme für sie; — etwas, das hohen Herren der Erde nicht stets begegnen soll; allein er hatte gestern menschliches Ungemach empfunden, und so empfand er auch heute menschliche Dankbarkeit.

Dies Zimmer schien die innerste heilige Freistatt der Besitzerinn, worein sie sich gleichsam zu einer Art von Festtagsfeier zurückzuziehen schien. Ein Cruzifix stand auf einer Art kleinen Altars in einer Mauernische, und noch dabei hing eine schöne Laute.

Die Dame hatte ihm indeß sein Frühstück eben so sorgfältig bereitet; er ließ sie bitten, dieses mit ihm einzunehmen; sie gehorchte mit ungezwungener Anmuth dem Wunsch des ehrwürdigen Alten. Er fand heut ihr Gesicht noch seelenvoller; der Ausdruck eines ungemein tiefen Gefühls und einer sanftschwermüthigen Schwärmerei, welcher in ihren sanften Augen lag, machte sie ungewöhnlich anziehend. Das Oberhaupt der Kirche hätte seinem Stande getreu in ihr gern eine recht würdige Himmelsbraut gesehen; dennoch schien ihm ein inneres Gefühl zu sagen, daß dieses nicht das Mittel ihres Glückes sey, und daß er dadurch seine kindliche Pflegerinn nicht wohl lohnen würde.

Ihre Unterhaltung bestätigte vollkommen die vortheilhafte Meinung, die er von ihr gefaßt hatte. Unbefangen bezeigte sie ihm ihre lebhafte Freude, einen Bewohner Mailands in ihm zu sehen, und gestand seinen Fragen offen, daß sie aus jener theuern Gegend stamme. Der Umstand, auf so überraschende Weise eine Landsmänninn, und eine so achtungswerthe, hier im fernen wilden Gebirge zu finden, erhöhte noch den Wunsch des Dankbaren, sie würdig zu belohnen. Sagt mir, mein edles Fräulein, rief er aus, Ihr scheint mitten in Eurer holden Jugend nicht ganz glücklich; womit vermöchte ein nicht unmächtiger Mann Euch zu erfreuen? — Euch glücklich zu machen!

Ach, hoher Herr, erwiederte das Mädchen, und ihre sanften Augen senkten sich, indeß sich ihre Brust schwerathmend hob: Das ist unmöglich.

Unmöglich? rief der hohe Fürst, — in sich verwundert über die Kühnheit wie über die Unbegreiflichkeit der Antwort. — Auf alle Weise suchte er nun die Ursache ihres Unglücks zu erforschen; allein auf diese Frage blieb sie verschlossen wie ein wunderbares Buch. Vergebens erschöpfte sich der geistliche Herr in allen ihm erdenklichen Wendungen, das Geheimniß dieses holdseligen und trauervollen Wesens zu entdecken; nur so viel sagte sie, daß sie ihre Eltern sehr früh verloren und dann aus überwiegender Neigung den Aufenthalt in dieser Einsamkeit gewählt habe; allem übrigen Forschen wußte sie mit Gewandtheit und einer stillen Würde auszuweichen. —

Als Pius sie fragte, ob sie denn nicht fürchte so schutzlos hier von Räubern überfallen zu werden, erwiederte sie einfach: — Diese, mein hoher Herr, werden durch keine Schätze nach meiner friedlichen Wohnung gelockt, da ich nichts von Gold oder Kleinodien besitze, und nur die allereinfachsten Bedürfnisse des Lebens. Ueberdem möchte wohl unter diesem biedern, großmüthigen Hirtenvolk, dessen Treue ich mich anvertraut habe, die Räuberei ein seltnes Verbrechen seyn.

So wieß sie auch, als ihr erhabner Gast es endlich wagte, ihr ein großes, seinem Stande und ihrem Dienste angemeßnes Geschenk zu bieten, dies standhaft ab. Dies eben, sagte sie leicht, könnte ja erst den Blick der Habsucht auf mich wenden; und überdem wüßt' ich bei meiner schmucklosen Lebensweise nicht den mindesten Gebrauch davon zu machen.

Pius meinte jetzt noch, daß vielleicht Musik ihren verschloßnen Kummer lösen möchte und bat sie, ihm etwas auf der Laute zu spielen, und — wenn sie ihn nur etwas erfreuen wolle, — ein Lied von ihrem Schicksal dazu zu singen. Sie bewilligte es sanft, schwermüthig lächelnd, und indem sie tonkundig die Saiten rührte, sang sie dazu das nachfolgende Lied:

Ewig nah dem tiefen Herzen,
Doch der Sehnsucht ewig fern,
Glänzt mir unter Nacht und Schmerzen
Mein geliebter Lebensstern.

Tod und Leben fest verbunden
Füllen meine kurze Zeit,
Unter schweren Todeswunden
Grüßt mich nur die Seligkeit.

Dennoch liebt dich meine Seele,
Wie kein Wesen lieben mag!
Wie ich fromm dich auch verhehle
Bis zum letzten Herzensschlag.

*) Aus: Louise Brachmann, auserlesene Dichtungen. Bd. 4. Lpzg. 1834.

Ist das Lichtbild doch errungen,
Was der Ahnung Traum verhieß,
Doch im Anschaun hingedrungen
Bin ich in das Paradies.

O du mein geliebtes Leben
Führst du früh' zum Tod auch mich,
Darf durch dich mein Geist erheben
Doch zur höchsten Tugend sich.

Bis zu tiefen Todesnächten
Segn' ich darum mein Geschick,
Halte dich mit heil'gen Rechten,
Unglückselig'es, theures Glück!

Obgleich Pius gleichsam zum Pförtner der Seligkeit auf Erden eingesetzt war, so kam ihm doch diese Art von Sprache darüber durchaus unverständlich vor; und es ward ihm ganz unheimlich bei diesem wunderbaren Lied zu Muthe, welches vom Anfang bis zum Ende aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt schien. Er schied daher von der Sängerinn, ohne um weitere Erklärung in sie zu dringen.

Er setzte seine Reise fort; als in der Gegend von Saragossa ihn ein neues und größeres Mißgeschick traf: er ward von einer Krankheit überrascht, von der ihm schon bei einem frühern Anfall davon verkündet worden war, daß, wenn sie ihn nochmals überfalle, sein Tod unvermeidlich seyn werde. Seine Leibärzte und alle die geschicktesten Heilkundigen der Nachbarschaft versuchten umsonst Alles, ihn zu retten. Nach einer tiefsinnigen Berathschlagung erklärten sie ihn einstimmig für unrettbar verloren; allein der Vornehmste von ihnen, ein tiefgelehrter Arzt von Saragossa, trat mit edler Verläugnung aller Eigenliebe auf, und schlug vor, man solle noch vorher nach Alcala senden, und den berühmten Aloysio de Vileguas holen lassen; den trefflichsten Arzt der beiden Castilien; so seltnen, hohen Fluges, sagte er, geht seine Wissenschaft Allem vor, was wir sonst gewohnt waren, in dieser Art zu sehen, daß es nichts Unmögliches ist, es könne ihm auch hier noch ein rettendes Mittel zu Gebote stehen.

Ohne Verzug eilten nun Boten nach Alcala zu dem vortrefflichsten der Aerzte, Don Aloysio de Vileguas, der auch in gleicher Eile mit ihnen kam. Man führte ihn zu dem erlauchten Kranken; Don Aloysio war ein schöner Mann, dessen einnehmende Miene schon einen vortheilhaften Eindruck auf den Kranken machte. Er untersuchte den Pulsschlag und alle Umstände der Krankheit; nach einigem stillen und tiefen Nachsinnen ordnete er dann die Mittel an, welche, wie er erklärte, ihm noch die einzige schwache Hoffnung der Rettung boten.

Er wachte darauf mit eifrigster Sorgfalt die nachfolgende Nacht am Bett des Kranken, den hin und wieder ein wohlthätiger Schlummer heimsuchte. Am andern Morgen zeigten sich merkliche Spuren einer Besserung, die man nicht mehr erwartet hatte, und die mit jeder Stunde zunahm; in wenigen Tagen war das kostbare Leben außer Gefahr.

Alles überhäufte nun den trefflichen Arzt mit Lobeserhebungen. Der Kranke selbst aber hatte seinen Retter so lieb gewonnen, daß er beständig um ihn seyn mußte. Die edeln, einnehmenden Züge Don Aloysios fielen gleichsam erquickend in seine matten Augen, da in Krankheiten das Gemüth noch reizbarer und empfänglicher ist für äußere Eindrücke; noch mehr mußte ihn aber wohl die zarte und unermüdliche Sorgfalt rühren, womit der treue Arzt alle Nächte an seinem Lager wachte. Pius hielt immer seine Hand, und sagte einst zu einem seiner Hofleute: Man spricht sonst immer, daß der Arzt einem Engel gleiche, wenn er hülfreich an das Lager des Kranken tritt; mir aber scheint der meinige in voller Wahrheit deren Einer so an Gestalt als an Gemüth.

Doch mit Bedauern merkte er bei näherer Beobachtung, daß eine tiefe Traurigkeit über den edeln Zügen ruhte, und daß der selbst sich unaufhaltsam nach jenem dunkeln Ziele neigte, der Andre so hülfreich davon zurückzuhalten strebte. — O mein Gott! rief der hohe Fürst bei sich selbst, so soll ich denn bestimmt seyn, gerade die wichtigsten Dienste von lauter Unglücklichen zu erhalten! und soll der Mann, der rings um sich Heil und Freude verbreitet, selbst darben an der Freudenquelle? nein! ihn muß ich beglücken! ihn, meinen Lebensretter! Er wird doch meinen Beistand nicht auch so spröde von sich zurückweisen, als jenes eigensinnige Fräulein im Thale von Venasquez that?

Er ließ darauf den Don Aloysio zu sich rufen, der sich, da nun sein hoher Kranker von der augenscheinlichen Todesgefahr gerettet war, ohne Verzug zur Rückkehr nach Alcala bereitete, und nachdem ihm Pius eine fürstliche Belohnung seiner Kunst übergeben hatte, redete er ihn mit folgenden Worten an:

Wohl kann ich mir denken, Ihr Stern der Wissenschaft, daß Euch bei Eurer großen und unvergleichlichen Gelehrsamkeit des Geldes und Gutes nicht mangeln werden, und daß man Euch also auf diese Weise den Dank nicht zollen kann, den man Euch schuldig ist; gleichwohl möchte ich Euch gern auf recht wahre Weise für das lohnen, was Ihr an mir gethan habt, als ich mit namenlosen Schmerzen und mit dem nahen Tode rang. So sprecht denn offen aus, womit ich Euch erfreuen könnte, Ihr freundlicher Besieger meiner Leiden!

Und welchen höhern Lohn, erwiederte Don Aloysio, könnt' ich von Euch erwarten, erlauchter Graf? Nur zu reich habt Ihr mich für das belohnt, was ja doch ohnehin nur meine Pflicht war. Der beste Lohn aber für mich ist Eure Huld, denn auch ich fühle mich in Lieb' und Ehrfurcht zu Euch hingezogen.

Sprecht offen zu mir, Don Aloysio, sagte der unerkannte hohe Fürst; ich habe Euch beobachtet, und wie ich ganz gewiß glaube — seyd Ihr nicht glücklich!

Nicht glücklich? — wiederholt Don Aloysio mit einem schmerzlichen Lächeln. — Wie kommen Ew. Erlaucht zu der Frage?

Weil ich, erwiederte Pius fast unwillig, weil ich Theil an Euch nehmen und Euch beglücken will.

O dann, rief Don Aloysio mit allem Ausdruck hoffnungsloser Trauer, dann dank ich Eurem guten Willen, erlauchter Graf, doch das vermöchte selbst der König beider Castilien nicht! — Das ist unmöglich!

Hier hätte fast der hohe Fürst der Kirche den angenommenen Stand vergessen und hätte dem verwegnen Zweifler an seiner Macht ertlärt, mit welchem Mächtigsten auf Erden er es zu thun habe; allein er hatte wichtige Staatsgründe, ganz unerkannt zu bleiben, und so blieb ihm nichts übrig, als den stolzen eigensinnigen Verschmäher seines Beistandes unbeglückt abreisen zu lassen; während er selbst noch einige Tage der Ruhe genießen mußte, bevor er seine weitre Reise fortsetzte.

Allein in seinem Innersten beschäftigte ihn doch der Fall sehr lebhaft, der ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen war. Unmöglich? wiederholte er sich oft, unmöglich soll es mir seyn, ein einfaches Menschenleben glücklich zu machen? dies wird mir schon zum zweitenmal hier auf spanischem Boden gesagt! Das Oberhaupt der ganzen Christenheit werd' ich geheißen, ja hat mir Gott nicht selbst die Schlüssel des Paradieses anvertraut? und mir soll es unmöglich seyn, ein Paar Wesen aus den mittleren Ständen zu beglücken?

Er theilte seinen Unmuth dem menschenfreundlichen Grafen von Lerma mit, welcher dem hohen Reisenden als ein früherer Bekannter bis Saragossa entgegen gereist war, und der Zuratheziehung Don Aloysio's vorzüglich beigestimmt hatte, da er diesen näher kannte.

Kennt Ihr denn, fing er an, Herr Graf, die ganze Lebensgeschichte dieses sehr achtungswerthen, aber wahrhaftig auch sehr stolzen Don Aloysio?

Wohl kenne ich sie, erwiederte der Graf, und liebe ihn als einen der besten Menschen; er hat selbst eine Zeit lang unter meinen Fahnen gedient, als ihn das erste Jugendfeuer zu Kriegerthaten hinzog, ob er gleich schon auf Alcala's und Salamanca's hoher Schule den Preis der Wissenschaften errungen hatte. Er diente einige Jahre ehrenvoll und trat in seinen jetzigen Wirkungskreis zurück, als er einer empfangenen Wunde wegen zum Waffendienst unfähig ward. So ist er nun noch immer ein muthiger Streiter gegen Krankheit und Elend, die die Menschen heimsuchen, und setzt, so selbstvergessen eifrig, wie er seinen Beruf erfüllt, sein Leben oft mehr der Gefahr aus, als er es je auf dem Felde der Schlacht konnte.

Pius ward von Neuem durch diese Schilderung eingenommen, die er ihrem Gegenstande sehr treu fand. Allein er ist sehr unglücklich! sagte er. —

Das ist er freilich, erwiederte der edle Lerma. Wenn er Ew. Heiligkeit das gesagt hat, so ist es keine Unwahrheit gewesen.

Nein nicht gesagt! rief Pius, verhehlt hat er es mir! — Und was ist denn die Ursache seines Unglücks?

Er liebt ein Mädchen mit namenloser Leidenschaft, erwiederte der Graf von Lerma.

Nun? — — fragte der Fürst der Kirche, der sich in seiner Erwartung etwas getäuscht zu haben schien; und wird von ihr verschmäht?

Sie liebt ihn mit derselben schwärmerischen Zärtlichkeit, versetzte der Graf.

Nun dann, rief Pius heiter, was hat es denn für Noth? für solche Leiden hat unsre heilige Kirche ein gar treffliches Mittel in Priesterwort und Priestersegen. — Ist es nicht ein beseligendes Band, das zu knüpfen der Himmel uns gewählt; wo zwei verschiedne Wesen auf Leben und Tod unzertrennbar vereinigt werden! — — Ihr schweigt, Graf Lerma? gleich als ob Ihr an dieser Wahrheit zweifeltet?

Ich schweige, hoher Herr, weil dieses Band für Tausende beglückend, für viele doch zur schweren Eisenfessel wird, da Menschlichkeit und selbst Vernunft zu wenig Stimme bei jenem

unerbittlichen Gesetze hat, das seine unsichtbaren Schranken, wohlthätig, unerläßlich für die große Menge ziehen mußte, doch das sie auch mit Felsenhärte da undurchdringlich macht, wo alle heiligen Gefühle, die Natur selbst, auf eine Ausnahme zu dringen scheinen.

Ich versteh Euch nicht, Graf, sagte Pius, — — warum will sich Don Aloysio nicht ehelich mit seiner Geliebten verbinden?

Weil — versetzte Graf Lerma langsam — weil er schon der Gatte einer Andern ist.

Ha der Verbrecher! rief der geistliche Fürst in vollem Eifer. —

Doch hat der edle Aloysio nicht das Ansehn eines Verbrechers, setzte Graf Lerma nur leise, begütigend hinzu. Das ist wohl wahr; — erwiederte der Genesene, welchem in diesem Augenblick doch die Erinnerung an seinen liebgewordenen Wohlthäter besänftigend zurückkam; ohne Zweifel ist ihm sein Weib treulos und schlecht.

Sie ist eine würdige, tadellose Frau, versetzte Lerma, auch wohlgebildet — Aber sie liebt ihn nicht. —

Nun dann, rief Pius, so muß da irgend ein Mißverständniß zum Grunde liegen! warum sollte sie einen so liebenswürdigen Mann nicht lieben? — Ich denke doch zu seinem Besten zu wirken, auch wider seinen Willen, und den Verirrten auf die Bahn der Tugend zurechtzuführen. — Ihr aber, Gräf von Lerma, seyd Ihr ein guter Katholik, so werdet Ihr mir nie in einem so leichten Tone über Sätze des Glaubens sprechen.

Graf Lerma wollte noch Einiges hinzusetzen, allein die Strenge, die sich auf der Stirn des geistlichen Herrschers lagerte, gebot ihm Schweigen.

Wenn uns schon bei unsern mäßigen Verhältnissen in irgend einer Sache Schwierigkeiten aufstoßen, so wird in uns das Streben aufgereizt, sie zu besiegen; bei Mächtigen werden sie ein Sporn, der alle ihre Macht aufbietet, und sie das Schwere überflügeln heißt; so daß sie oft auf Dinge, an welche sie, bei ihren wichtigeren Angelegenheiten nicht gedacht haben würden, gerade jetzt ihr ganges Sinnen richten, weil es ihnen als schwierig dargestellt worden ist; denn nichts ist den Großen der Erde empfindlicher, als auf die Schranken ihrer Macht zu stoßen. — So hielt es auch der größte Fürst der Christenheit nicht unter sich, bei seiner Durchreise durch Alcala selbst mit der Gattinn Aloysio's zu sprechen, und sie, ganz in den Geist seiner kirchlichen Würde zurücktretend, über ihre Gesinnungen gegen den ihr angetrauten Ehegemahl zu sprechen.

Donna Isabella, dies war ihr Name, eine große, wohlgebildete Frau, von sehr blühendem und klarruhigem Ansehen, war anfangs überrascht; allein mit weiblichem Scharfblick errieth sie bald, daß sie sich wenigstens einem sehr hohen geistlichen Herrn gegenüber befinden müsse, wenn sie auch nicht die ganze Majestät ihres erhabnen Gewissenrathes ahnen konnte; und willig in frühgewohnter Ehrfurcht gegen diesen Stand unterwarf sie sich der Prüfung; doch offen — und sich keiner Schuld bewußten Blickes fragte sie, als das ermahnende Gespräch sich nun vom Allgemeinen gar zu sehr auf sie selbst richtete: Mein Gott, ist denn Don Aloysio unzufrieden mit mir? ich habe ihn doch meines Wissens nicht beleidigt! Auch hat er mir keinen Unwillen merken lassen. Wir leben in dem besten Einverständniß.

Die sichtbare Ruhe und Schuldlosigkeit ihres Gewissens machte beinahe den erhabnen Friedensstifter ganz irre in seinem Plane. Er fragte endlich, ob sie denn nicht die tiefe Traurigkeit ihres Mannes bemerkt habe, und sein sichtliches Dahinsterben in Jahren der Blüthe? — und eben so unbefangen antwortete sie: Ich habe das nicht so ernstlich genommen; er ist sehr schwärmerisch und macht sich öfter Kummer ohne Noth; daher theilt er sich mir auch gar nicht mit, denn ich bin von Natur sehr klaren ruhigen Gemüths gewesen, dem alles Uebertriebene verhaßt ist, und habe darum auch nie in sein feuriges Wesen einstimmen können.

Und wie, fragte Pius mit sinkender Stimme, da Ihr so wenig übereinstimmt, habt Ihr Euch gewählt?

Gewählt? fragte Isabelle, haben wir uns im Grunde nicht. In unsrer Kindheit schon hatten uns unsre Aeltern mit einander verlobt, und schlossen, sobald wir die Schwelle des jugendlichen Alters betraten, unsern Vermählungsbund. Wir waren zu jung, um die Wichtigkeit eines solchen Schrittes einzusehen; auch habe ich meinerseits wenigstens nie Ursach gehabt, ihn zu bereuen; ich schätzte Don Aloysio im höchsten Grade, er ist ein vortrefflicher Mensch voll Selbstvergessenheit und heißen Strebens nach allem Guten; auch wird er allgemein geachtet, so wie mir Eure Theilnahme für ihn, mein hoher Herr, einen neuen Beweis davon giebt; allein das was man Leidenschaft der Liebe nennt, ist meinem Wesen fremd; ist dieses meine Schuld? Ich hege für ihn die Empfindung einer treuen Schwester — und habe oft gewünscht, der gute Aloysio möchte — — mein Bruder seyn. —

Die Einfalt und Wahrheit in dieser Darstellung hatten den Eindruck auf das Herz des geistlichen Fürsten nicht ganz verfehlt; ein Gedanke schien doch in ihm aufzudämmern, zu welchem Zweck nun eigentlich ein edles Daseyn an ein anderes ebenfalls nicht zu tadelndes gekettet hinschwinden sollte, das seine edelsten Regungen nicht theilte, nicht verstand, und nicht einmal sich ein Glück denken konnte, dem er mit tausendfachem Schmerz entsagte.

Ein günstiger Zufall führte den seelenvollen Grafen von Lerma eben in dem Augenblicke zu ihm, wo er in der ersten Bewegung ihm treu den Erfolg seines Unternehmens mittheilte. Mit Wärme faßte der menschenschenfreundliche Graf das eben dargestellte Bild auf. — Und nun, fuhr er fort, nun vergleichen Ew. Heiligkeit dagegen das erste feurige Zusammenfliegen zweier einander völlig gleichgestimmter edler Wesen, die von der Natur selbst geschaffen scheinen, sich gegenseitig unendlich zu lieben! Ich selbst war Zeuge der ersten Bekanntschaft Aloysios mit seiner Geliebten, und nie habe ich einen stärkern, gleichsam übersinnlichen Eindruck jener geheimnißvollen und gewiß heiligen Macht gesehen, welche man Liebe nennt.

Es war in der Zeit, als Aloysio unter meinen Kriegsbefehlen stand, als ihn der Trieb sich auszuzeichnen, vielleicht auch sein unbefriedigtes Herz aus dem für ihn geknüpften Ehebande in das Waffenleben geführt hatte. Wir standen eben nach einem geschloßnen Stillstande einige Wochen ruhig unserm Feinde gegenüber; der Oberfeldherr hatte den jüngern Führern unsers Heers einen Tanz angeordnet, zu welchem alle die vorzüglichsten Damen der Nachbarschaft sich einstellten. Es war eine reiche Anzahl von unsern schönen jungen Kriegern; Aloysio, schön von Gestalt und reizend von Betragen, war einer der Vorzüglichsten und schien den Augen der Damen ungemein zu gefallen; doch keiner so als einem unendlich liebenswürdigen jungen Fräulein, die ebenfalls durch eine wunderbare Anmuth unter ihren Gespielinnen hervorglänzte, wie eine kleine Huldgöttinn. Sie war mit ihren Anverwandten, einem sehr guten altedeln Geschlecht bei diesem Feste. Unschuldig bang schlug sie anfangs die holden Augen nieder, die wohl noch nie so vielen Männerblicken mochten ausgesetzt gewesen seyn; als Aloysio, den ihr Anblick gleich einem Blitzstrahl in das Herz getroffen zu haben schien, sich ihr nahte, um sie zum Tanze aufzufordern, sah sie an ihm empor, da war es, als ob sich ein Glutstrom über ihr jugendliches Antlitz gösse. Sie tanzte und mit so unvergleichlicher sittsamer Anmuth, daß sie nur auf den Wellen des Wohllauts dahin zu schweben schien. Auch Aloysio schien sich selbst zu übertreffen, und die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf das wunderholde Paar, das noch durch eine andre Macht als den Zauber des Wohllauts gehoben ward. Ich würde vielleicht nicht so sehr darauf geachtet haben, wäre mir nicht das junge Fräulein nur deshalb merkwürdig gewesen, weil ich ihre sehr achtungswerthen Verwandten und selbst ihren verstorbenen Vater gekannt und hochgeachtet hatte. Auch Aloysio schätzte ich schon damals als einen meiner wackersten Offiziere.

Als nach geendigtem Tanze sich Aloysio unter das Getümmel der Uebrigen verlor und aus dem Saale ging, da war es, als ob die ganze Seele des Mädchens in ihre Augen geflohen sey, und ihm, nur ihm durch das Gewühl der Andern nachfolgte. Jene energischen Worte fielen mir unwillkürlich ein, die Julia, als sie Romeo im Getümmel des Maskensaals aus der Thür gehen sieht, ihm nachblickend zu ihrer Amme sagt:

Geh! forsche, wer er ist? Ist er vermählt,
Ist mir das Grab zum Brautgemach erwählt.

Ich kannte damals die unglücklichen Verhältnisse Don Aloysios nicht; er selbst schien im dunkeln Gefühl derselben schon damals den Kampf zu beginnen, aus welchem er vielleicht siegreich hervorgegangen wäre, hätte das Schicksal nicht gewollt, daß mir als Befehlshaber der Krieger, die in jener Gegend standen, das Schloß ihrer Verwandten auf eine Zeit lang zur Wohnung angewiesen, und er mir zum Begleiter zugetheilt ward. Es war eine reizende Villa am Comer-See. Die Liebentbrannten mußten sich nun täglich, stündlich sehen, um so mehr, da das Mädchen von den übrigen Bewohnern des Hauses des Spanischen am mehrsten kundig war, und man von ihr als eine Art pflichtmäßige Gefälligkeit die Vermittelung zwischen den beiden verschieden sprechenden Theilen forderte.

Die Uebereinstimmung war in der That wunderbar, die zwischen diesen beiden gefühlvollen und reichbegabten Seelen herrschte, ich selbst hatte oft meine innige Freude daran und dachte schon im Voraus auf das Fürwort, das ich bei Aloysios Bewerbung an die Verwandten des Fräuleins richten wollte; als ein Auftritt, von dem ich wider meinen Willen Zeuge war, diesen Vorsatz aufhob, und mich selbst auf das Schmerzlichste erschütterte.

Die beiden Liebenden waren eines Nachmittags allein in dem Gesellschaftszimmer, und bemerkten im Feuer ihres Gesprächs nicht, daß ich in einem offnen Seiten-Cabinet mit

Schreiben beschäftigt war, trotz des Geräusches, welches ich mit Absicht machte. Ich achtete im Anfang nicht auf das, was sie sprachen, weil ich es für gewöhnliche hin und wieder flüsternde Liebesreden hielt; doch bald bemerkte ich, daß es ein allgemeiner, die Menschlichkeit betreffender Gegenstand war, worüber sie sich ihre gegenseitigen Meinungen mittheilten; und es ist wahr, mit welcher Schnelle das Mädchen in Aloysios edle, erhabne Ansichten einging, sie faßte, wie sie selbst seinen Ideen gleichsam vorausflog, es mußte von der tiefen innigen Verwandtschaft der Beiden zeugen. Ueberwältigt von dem Gefühle dieser Wahrheit ergriff Aloysio ihre Hand, drückte sie heftig an sein Herz, und hob sie dann zwischen seinen beiden gefaltnen Händen zum Himmel auf, gleichsam als ob er diesen zum Zeugen nehmen wollte, indem er leidenschaftlich ausrief: O wo hat mich ein Wesen so verstanden? himmlisches Mädchen! Seele meiner Seele! Doch gleich nach diesem Ausruf sprang er von dem Sitze empor, auf dem er neben ihr gesessen hatte, und trat in die Vertiefung eines Fensters; er beugte sich vorwärts, die Stirn gegen die Mauer stützend und ein Strom von heftigen Thränen stürzte aus seinen Augen auf den Boden nieder. — Erschrocken, und mit dem zärtlichsten Mitleid, näherte sich ihm das Fräulein, und fragte mit schüchternem, aber innigem Tone: O Gott, was fehlt Euch, Aloysio? — mein edler, — theurer Freund?

Bei diesen ausdrucksvollen Worten hob Aloysio das Gesicht empor, und wandte seine schönen, in Thränen blitzenden Augen mit einem Ausdruck namenlosen Schmerzes auf sie, indem er mit Anstrengung sagte: Fräulein, ja ich kann es nicht länger verhehlen, ich liebe Euch mit unaussprechlicher Gewalt! mehr als mein Leben, mehr als Glück und Ruhm! — allein ich kann Euch nicht täuschen! — Ich — ich bin verheirathet. —

Ein leiser Schauer zuckte bei den Worten auch durch mein Herz, des schon älteren Mannes. — Das Mädchen wankte todtenbleich zurück, und bald sagten auch ihre heftig hervorbrechenden Thränen, wie heiß sie ihn geliebt. Allein sie war es, welche sich zuerst über den sinnbetäubenden Schmerz erhob; mit einer so erhebenden, siegenden Innigkeit sprach sie von der Ergebung in den Willen der ewigen Vorsehung, daß sie auch ihren unglücklichen Freund mit sich emporriß. Er sagte ihr, was auch Donna Isabella bestätigt hat, daß nicht Pflichten der Treue und einer frühern Liebe, daß einzig und allein die kalten Bande des Gesetzes ihn abhielten, die höchste Seligkeit der Erde zu genießen; und beide schlossen einen heiligen Freundschaftsbund, entsagend allem irdischen Glück, und nur durch ein seliges Geisterband durch wetteifernde, immer höher strebende Tugend einander auf ewig vereint. —

Aloysio hat nun alle Kraft seiner Seele auf höchste Trefflichkeit in seiner Kunst, auf möglichste Vervollkommnung im Reich der Wissenschaften gewandt, und ob sich auch sein edles Leben bei diesem rastlosen Emporstreben verzehrt, so wie die lichte Kerze wohlthätig leuchtet und vergeht, so hat er doch den schönen Zweck erreicht, und nicht Beweggrund allein, doch eine stärkend süße Belohnung seiner Anstrengungen scheint für ihn in dem schwärmerischen Gedanken zu liegen, daß der Ruf vielleicht seiner fernen Geliebten von ihm erzählen werde! — So ist sein Ruhm die einzige, doch die edelste Liebeshuldigung, die er zu ihren Füßen legt.

Zu jeder andern Zeit würde das Oberhaupt der Kirche diese empfindsame Geschichte nicht zur Hälfte angehört haben, doch auch das kälteste, auch das vorurtheilvollste Herz hat Stunden, in denen die Natur mit unwiderstehlicher Stärke zu ihm spricht, die jetzige war eine derselben für den geistlichen Fürsten. In dem Gespräch mit Isabella hatten Natur und Menschlichkeit zu ihm gesprochen und das Licht ihrer Wahrheit war in seinen Geist gefallen. Er schwieg bewegt, und mancherlei Betrachtungen und Entschlüsse regten sich in ihm hin und wieder.

Der Graf von Lerma fügte noch hinzu: Ich fragte einst den guten, unglücklichen Aloysio, ob er denn gar keiner Hoffnung auf irdisches Glück Raum gebe? Keiner erwiederte er fest, ich bin Katholik — es ist Unmöglichkeit.

Unmöglichkeit! brach Pius aus, abscheuliches Wort! das mir von allen Seiten zugerufen wird, gerade als ob es ersonnen wäre, mich zu beleidigen! — Er soll sehen, ob dem Statthalter Gottes auf Erden etwas unmöglich ist, sobald erst seine untrügliche Ueberzeugung gewonnen ward! — Und hat sich das Fräulein indeß mit einem Andern vermählt?

Nie wird sie das, versetzte Lerma, nach ihrer festen und treuen Gemüthsart; sie hat beschlossen, nur dem Andenken an den unersetzbaren Freund zu leben. Da sie nun der Tod auch jener Verwandten, einsam, und gänzlich unabhängig gemacht, hat sie in liebend frommer Schwärmerei ihren Aufenthalt in einem reizend einsamen Thal des pyrenäischen Gebirgs genommen, um mindestens dieselbe Luft zu athmen, die ihren unvergeßlichen Geliebten umweht, und die Laute seiner Sprache von den Lippen seiner Landsleute zu hören.

Und der Ort, wo sie lebt? rief Pius mit dem geheimnißvoll-freudigen Blick einer scharfsinnigen Entdeckung.

So viel ich weiß, versetzt Lerma, lebt sie im Thale von Venasquez.

Venasquez? — wiederholte Pius freudig, der wider seinen Willen mit hineingezogen ward in die Welt romantischer Ereignisse. Er theilte dem Grafen die heitre Ueberzeugung mit, in seiner holdseligen Pflegerinn die Geliebte seines edlen Retters schon früher gefunden zu haben; und sein Entwurf, die ihm erzeigten Dienste, wie die im Kampfe bewährte Tugend zu belohnen, war unwiderruflich gefaßt. Auch ihn vertraute er dem edlen menschenfreundlichen Lerma, der ja so schönen Antheil daran hatte. Und beide kamen überein, auf der Rückreise, auf welcher Lerma seinen erhabenen Freund bis nach Italien begleitete, auch Don Aloysio zur Mitreise bis in die Pyrenäen zu bewegen.

Ohne Schwierigkeit ward der Entwurf ausgeführt, sobald Pius seine staatskundigen Angelegenheiten ausgeführt hatte, und seine Rückreise antrat. Aloysio konnte die ehrenvollen und dringenden Anerbietungen des italiänischen Grafen nicht zurückweisen, und Alle kamen ohne Hindernisse in den romantischen Pyrenäen an.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als sich das reizende Thal von Venasquez vor ihren Blicken öffnete. Ein herzen-zückender Anblick, wo Felsen, schäumende, funkelnde Bäche, säuselnde Haine, Laubgrün und Tannendunkel sich vermischten, dazwischen von den schönen blumigen Wiesenmatten unterbrochen, deren weidende Heerden die Landschaft freundlich belebten. Vor allen aber fesselte den Blick ein Bild, das gegenüber im Wiederschein der Abendsonne sich hervorhob. Auf einer etwas erhabnen grünen Matte, vom höchsten Felsen der Gegend überragt, erblickten sie eine holdselige Gestalt in lichtem schneeweißem Gewand, fast einem Engel gleich, um sich einen Kreis holder, blühender Kinder, so wie ein Mahler nur in seliger Begeisterung das überirdische Gemählde hätte fassen können.

Der Felsen stieg voll Hoheit himmelan hoch über die Fichten und Steineichen, die seinen Fuß bekränzten; die dunkeln Sturmwolken, die seinen Gipfel noch unlängst umringt zu haben schienen, zogen sich abwärts, und wunderbar verklärte ihn der goldne Schein der Abendsonne, so wie die lieblichen Gestalten, die ihn schmückten. Er schien ein Bild der kampfbewährten Tugend. Die Stürme, so schien er zu sagen, sie haben meinen Tag getrübt, doch frei und rein darf ich am Abend in den entwölkten Himmel sehen.

Die guten ländlichen Bewohner des Thales von Venasquez, die Hirten und die Ackerleute, kehrten von ihrem Tagewerke nach den friedlichen Hütten heim. Die Reisenden fragten nach jener ungewöhnlichen Erscheinung. —

O das ist unser Schutzgeist, erwiederten die frommen Hirten, die Heilige unsres Thals oder vielleicht ein Engel, der uns zum Glück herabgestiegen ist. Die holde Jungfrau, die seit einiger Zeit in unsrer Gegend wohnt, sie unterrichtet unsre Kinder in allen heiligen Lehren der Frömmigkeit, und auch in vielen nützlichen Künsten für das Leben; ist unter uns ein Kranker oder Leidender, so pflegt und tröstet sie ihn wie ein Engel. Zum Lohn und zur Erquickung nach des Tages Mühen singt sie den Kleinen und uns selbst dann ein himmlisches Lied, wie sie die Laute auch mit engelgleicher Milde rührt. — Sie war sehr traurig, allein sie scheint ihre Trauer bewältigt zu haben durch all das Gute, das sie thut. Hört Ihr jetzt eben den siegenden Gesang an.

Die Fremden waren jetzt unter den Hirten bis an die Stelle gekommen, wo Constanzia — denn sie war es — wie ein seliger Geist unter den rosenwangigen, lockigen Kinderköpfchen hervorglänzte, die alle mit verlangenden, freudefunkelnden Blicken an ihrem Munde hingen.

Himmlische Töne entschwebten den kunstreichen Saiten ihrer Laute, und es klang in Wahrheit wie Siegsgesang, was sie in kindlichfrommer, demüthiger Ergebung sang:

Kinder sind wir; aus der Ferne
Lächelt uns der Vater an;
Seine Blicke, tausend Sterne,
Gießen Licht auf unsre Bahn.

Und auch ird'sche Blumen blühen
Hier als Zeichen seiner Huld,
Uns für Jenseits zu erziehen
Fromm in Lieb' und in Geduld.

Trauert nicht, Ihr armen Kleinen,
Sagt er, seyd Ihr fern mir noch;
Ob auch rauh die Wege scheinen
Und das heil'ge Ziel zu hoch,

Ewig nah dem Vaterherzen
Seyd Ihr auch im dunkeln Thal,
Nur zu mir durch Nacht und Schmerzen
Leitet Euch des Glaubens Strahl!

Seht! auch Felsen am Gestade
Thürmen sich zu steilen Höhn,
Laßt uns auch die schweren Pfade
Fromm und still zur Heimath gehn!

Wenn uns auch in dunkler Ferne
Ein geliebter Strahl entschwand,
Klagt nicht ob dem lichten Sterne,
O er ruht im Vaterland!

Aloysio war betend auf die Knie gesunken, er glaubte den verklärten Geist seiner Geliebten zu sehen, die er lebend nie in dieser Gegend geahnet hätte. Pius, von einer Andacht ergriffen, so wahr und zugleich demuthsvoll, wie er sie vielleicht nie gefühlt, hob den Schwindelnden auf und führte ihn zu seiner seligen überraschten Freundinn; denen beiden in wenig Worten die niegehoffte, beglückende Wendung ihres Schicksals bekannt ward.

Pius übergab ihnen darauf den Lösungsbrief, der ihm in Isabellen eine zufriedene, wohlwollende Schwester, und die Geliebte zur geheiligten Gefährtinn seines Lebens gab. —

Empfangt, Ihr tugendhaften Unglücklichen, sagte er, indem er die Hand zum Segnen gegen sie erhob, empfangt jetzt den Lohn Eurer treuen Kämpfe! Der Herr, der Welten lenkt in ihren Bahnen, er leitet auch in wunderbaren Fügungen das Schicksal guter Menschen, und lenkt die Herzen der Gewaltigen wie Wasserbäche; er ließ den Strahl der Wahrheit in meine Seele fallen und machte mich zu seinem Werkzeug.

Nicht ich, der Gott der Allmacht, aus den Sphären
Des Lichts, er hat den Kampflohn Euch geweiht,
Er weiß in Glück den Jammer zu verkehren,
Und möglich macht er die Unmöglichkeit.

Johann Christian Brandes,

ein Mann, den die seltsamsten und widerwärtigsten Schicksale in seiner Jugend verfolgten, dem es aber durch Eifer und Beharrlichkeit zuletzt gelang, sich auf der von ihm gewählten Laufbahn einen rühmlichen Namen zu erwerben. Er ward am 15. November 1735 zu Stettin geboren. Fehlgeschlagene Speculationen seines Vaters, der früher Magister gewesen und nach seiner Verheirathung einen Victualienhandel errichtet hatte, brachten die Familie in tiefe Armuth. Dies war Schuld, daß der lebhafte Knabe, zumal da der Vater heimlich die Seinigen verlassen hatte, ohne strenge Aufsicht aufwuchs und später als Lehrling bei einem Kaufmann, wegen entdeckter Veruntreuungen harte Strafe fürchtend, ebenfalls davon lief und sich eine Zeit lang in der Welt umhertrieb, bald als Lehrjunge eines Tischlers, als Schweinewärter, als Gehülfe eines Puppenspielers und eines Wunderdoctors sich kümmerlich seinen Unterhalt erwerbend. Die Noth zwang ihn endlich, reuig zu den Seinigen zurückzukehren. Er begab sich darauf nach Berlin, wo er Bedienter ward. Ein unbesonnener Streich zwang ihn jedoch, sich heimlich von hier zu entfernen und nach Hamburg zu gehn, wo es ihm gelang, wieder eine Bedientenstelle im Holsteinischen zu erhalten. Nicht ohne eine gewisse Bildung und mit mehr Neigung als wirklichem Talent zum Schauspielerstande trat er bald nachher als Mitglied der schönemannschen Gesellschaft in Hamburg auf; sein Debüt mißglückte jedoch, und er befand sich in einer schlimmen Lage, als jene Gesellschaft kurz darauf auseinander ging. Nachdem er eine Zeit lang bei dem Dichter Dreyer in Hamburg als Schreiber gedient, begab er sich wieder zu einer wandernden Truppe und zog mit dieser umher, oft von den ungünstigsten Verhältnissen gedrückt. Allmählich gelang es ihm jedoch, sich als Schauspieler wie als dramatischer Schriftsteller immer mehr auszubilden und seinen Ruf zu befestigen. — Einer bleibenden Stätte konnte er sich jedoch nie erfreuen. Seine Gattin, eine geborene Koch, mit welcher er sich in Königsberg verbunden hatte, und welche aus wahrem Beruf sich dem Theater widmete und zu ihrer Zeit als eine talentvolle Schauspielerin gern gesehen ward, gebar ihm in Berlin eine Tochter, die nachherige so sehr gefeierte, aber leider in der Blüthe ihres Lebens der Welt entrissene, berühmte Sängerin Minna Brandes. Er lebte nun, seinem Berufe folgend, abwechselnd mit den Seinigen in Berlin, München, Dresden, Leipzig, Mannheim, Riga und Hamburg, stets den Umgang geistreicher und gelehrter Männer mit Eifer aufsuchend und emsig für sein Wohl und seine Bildung strebend. Leider verlor er seine treue Frau wie seine beiden hoffnungsvollen Kinder durch frühen Tod. Allein und niedergebeugt zog er sich von der Bühne zurück, hielt sich anfangs in der Nähe von Stettin auf einem Gute des Grafen von Schwerin auf und begab sich, einer Hoffnung auf Versorgung folgend, die sich aber später zerschlug, nach Berlin, wo er sich seinen Unterhalt durch schriftstellerische Arbeiten erwarb und, von seinen Freunden aufgemuntert, die Geschichte seines wechselvollen Lebens herausgab. Er starb daselbst am 19. November 1799.

B. schrieb:

Lustspiele. Leipz. 1774–76. 2 Thle.

Sämmtliche dramatische Schriften. Hamburg und Leipzig, 1790—91. 8 Thle. enthaltend: Lustspiele: der Zweifler; Trau, schau, wem? der Graf von Olsbach; der Schein trügt; der Hagestolze; die Schwiegermutter; der Landjunker in Berlin u. s. w. Trauerspiele: der Schiffbruch; Olivie; Ottilie u. s. w. Melodramen: Ariadne auf Naxos; Ino; Festspiele u. s. w.

Meine Lebensgeschichte. Berlin, 1799. 3 Thle. N. A. 1803–5. 3 Thle.

Brandes war zu seiner Zeit als Schauspieldichter ein Liebling des Publicums, und es ist ihm eine gewisse Natürlichkeit, ein lebhafter und leichter Dialog und eine richtige Auffassung der Charaktere so wie deren consequente Durchführung keineswegs abzusprechen; doch fehlt es ihm an komischer Kraft in seinen Lustspielen und an Tiefe und Poesie in seinen übrigen Dramen, weßhalb sich auch keines seiner Stücke auf der Bühne erhalten hat. Seine beiden Melodramen waren die ersten deutschen Versuche in dieser Gattung, doch verdankten sie ihr Glück lediglich der vortrefflichen Musikbegleitung, welche ihnen zu Theil ward; jetzt sind auch sie von der Menge vergessen.

Ernst Brandes

ward am 3. October 1758 zu Hannover geboren, erhielt seine erste Bildung in seiner Vaterstadt und studirte darauf zu Göttingen die Rechte während der Jahre 1775—1778. Nach vollendeter akademischer Laufbahn machte er größere Reisen durch Deutschland, Frankreich und England und trat bei seiner Heimkehr in den Staatsdienst als Kanzleiauditor. Er stieg nach und nach bis zu dem Range eines geheimen Kabinetsraths. B. starb am 13. Mai 1810. — Seine Schriften sind:

Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung im gesitteten Leben. 3 Bde. Hannover, 1802.

Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Hannover, 1808.

Betrachtungen über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeistes. (Fortsetzung des Vorigen.) 2 Abtheil. Hannover, 1810.

Politische Betrachtungen über die französische Revolution. Jena, 1790.

Ueber das Du und Du zwischen Eltern und Kindern. Hannover, 1809.

Ueber einige bisherige Folgen der französischen Revolution in Rücksicht auf Deutschland.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen. Göttingen, 1802.

Bemerkungen über das Londoner, Pariser und Wiener Theater. Göttingen, 1786. N. A. 1816.

Mit wenigen Worten nur, aber höchst treffend charakterisirt der berühmte Historiker Heeren B's Leistungen. Da sie mit unseren Ansichten vollkommen übereinstimmen, so enthalten wir uns alles weiteren Urtheiles, das nur Wiederholung des Gesagten seyn würde, und lassen sie hier folgen. „Als Schriftsteller wenig streng gegen sich, desto strenger gegen Andere; eben darum nicht klassisch, wiewohl er hätte klassisch werden können. Ueberhaupt mehr zum Kritiker als zum Autor gemacht." Unter seinen Schriften möchten die Betrachtungen über die französische Revolution und über den Zeitgeist wohl die bedeutendsten seyn. — Als Staatsmann genoß er allgemeine Achtung und Verehrung, und sein frühzeitiger Tod erfüllte ganz Hannover mit tiefer Trauer.

Sebastian Brandt,

auch Brand oder Brant, ward im Jahr 1458 zu Straßburg geboren und erhielt daselbst, obgleich ihm sein Vater frühzeitig durch den Tod entrissen wurde, eine gute Erziehung. In seinem siebenzehnten Jahre begab er sich nach Basel, um die Rechte zu studiren, und nahm dort nach damaliger Gelehrtensitte den Namen Titio an. Nachdem er 1477 Baccalaureus, 1484 Licentiat und 1489 Doctor der Rechte geworden, lehrte er die Jurisprudenz mit großem Beifall und erwarb sich zugleich einen geschätzten Namen durch rechtswissenschaftliche Schriften und mannichfache Geschäftsthätigkeit. Im Jahre 1501 ward er Syndicus in seiner Vaterstadt und später Stadtschreiber oder, wie er sich selbst gern nannte, Kanzler daselbst. — Kaiser Maximilian, der ihn sehr schätzte und ihn oft an seinen Hof zog, hatte ihn schon früher zu seinem Rathe ernannt und ihm die Würde eines Comes Palatinus mit einem Gehalte von 50 Gulden jährlich ertheilt. S. B. starb zu Straßburg am 10. Mai 1521.

Zu B's Schriften gehören:

Das Narrenschiff. Ausgaben: Basel s. a. 4. ferner Straßburg, 1494. 4. Nürnberg, 1494. 12. Reutlingen, 1494. 4. Basel, 1495. 4. Augsburg, 1495. 4. 1498. 4. Basel, 1499. 1506. 1507. 1508. 1512. 4. Rostock, 1519. Ueberarbeitungen: von M. Joh. Eisleben, Straßburg, 1545. 1549. 4. von Unbekannten, Frankfurt a. M. 1560. 1567. 1626. 8. Zürich, 1563. Straßburg, 1564. 4. Neuer Abdruck in von der Hagen's Narrenbuch. Halle, 1811. — In das Lateinische ward es übersetzt durch Jacob Locher und Jodocus Badius; in das Französische durch Jean Drouin; in das Englische durch Aler. Barklay; ferner in das Holländische, Plattdeutsche u. s. w.

Außer mehreren juristischen Schriften, die nicht hieher gehören, gab B. noch heraus: eine Bearbeitung des Freydank. Magdeburg, 1583. Lateinische Fabeln. Straßburg, 1508 u. ö. und die brabantische Fabel: Von den losen Füchsen dieser Welt u. s. w. Dresden, 1585 in 4. ferner 1605 in 4. ohne Druckort.

Die gesunde, fromme Gesinnung, die Geradheit und Wahrheit, so wie die unerschrockene Kühnheit, mit welcher sich Seb. Brandt den herrschenden Mißbräuchen entgegenstellte und Thorheit und Unrecht geißelte, machen streng genommen den einzigen Werth seines Narrenschiffes aus, da es auf der anderen Seite diesem Werke durchaus an allen Erfordernissen eines satyrischen Gedichtes fehlt, und es ähnlichen Leistungen jener Tage bei Weitem nachsteht. Den zuerst angeführten Eigenschaften verdankte es daher auch vorzüglich zu einer Zeit, wo Alles unter dem Druck der Lüge seufzte, und die reine Wahrheit mehr als je Noth that, die überaus günstige Aufnahme, welche ihm zu Theil ward.

Als Beleg unserer Behauptung lassen wir hier mehrere Auszüge, nach der Ausgabe von 1549, als der ältesten, welche uns zu Gebote stand, folgen. —

Von alten Narren*).

Mein Narrheyt laßt mich nit sein greiß,
Ich bin vast alt darzu gantz onweiß,
Ein böses kindt von hundert jor
Den jungen trag ich dschellen vor.
Den Kindern gib ich regiment
Vund mach jr selst ein testament
Das mir leydt wirt nach meim todt,
Ich gib exempel vnd böß roth,
Vnnd trieb was ich jung hab gelert,
Meinr boßheyt will ich sein geehrt
Vnnd darff mich rümen meiner schandt,
Das ich beschissen hab vil landt,
Vnnd hab gemacht vil wasser trüb
In Boßheyt ich mich allzeyt üb,
Vnnd ist mir leydt das ichs nit mag
Vollbringen mee mein alten tag.
Aber was ich jetzt nimb mag thun
Will ich befelhen Heintz mein Sun.
Der wirt thun was ich hab gespart
Er koppt jetzt mir nach in die art,
Es staht jm dapfferlicher an,
Lebt er es wirt auß ihm ein man,
Er schickt sich gar wol inn das spil,
Freylich es wirt jm niit zu vil,
Mann muß sprechen er sey mein Sun
Dann er den Schelmen recht wirt thun,
Vnndt wird sich inn kein Dingen sparen,
Vnnd inn dem Narrenschiff auch faren,
Das wirt mich nach mein todt ergetzen
Das er mich wirt so gantz ersetzen,
Er treibt jetzt gantz seins vatters berden
Er wird ein gesell ein haffen werden,
Vnd sprechen zu dem jungen nun
Also wolt ich vnnd also thun
Wann es mir noch als wol anstünd
Der welt halb, sunst förcht ich kein sünd
Ich wolt noch diß vnnd jehns erdenken
Wie ich auß schnidt hauptloch vnnd glencken
Vnnd wolt mich halten das man sprech,
Das ist ein schoner dapffer knecht.
Der alter ettwann ehrlich was
Do er sich weyßlich hielt vnnd bas
Da was er aller ehren wert
Des alters jetzt gantz niemant gert
Mann schampt sich sein inn wilder gestalt
Vnnd begeren doch all werden alt,
Dee alter ist darumb vnmeer
Das er sich weiß der weißhyt leer,
Vnnd hat sein jungen tag verzeert
Das er nit recht thun hat gelert,
Sein trefftig zeyt hatt er geleydt
An wolluſt vnnd an üppigkeyt
Vnnd wirt auch von den sünden ehe
Verlassen, dann er selbs abstehe,
Darumb wann er ins alter kumpt
So lebt er on sinn als ein hundt.
Die heilig gschrifft die alten nennt,
Welche seyen inn weißheyt erkennt

*) Aus dem Narrenspiegel oder dem großen Narrenschiff von Sebastian Brandt. Straßburg, 1549.

Nit das sie alt Narren sollen sein
Sunder das auß jn weißheyt schein.
O wee wie vil findst redlicher leut
Die ehrlich gelebt han lange zeyt,
Der weißheit staht in vbung hart
Bis in den todt generet ward.
Als Sophocles, Hesiodus
Symonides, Stesichorus
Homerus vnnd Pythagora
Zeno, Celantes, Seneca
Demetricus vnnd Socrates
Themistocles, Diogenes,
Als Quintus Fabius Maximus
Scipiones vnnd Fabricius
Vnd der blinde Appius Claudius.
Der hatt neün kind gewachsen schon
Die jm so gehorsam vnderthon
Waren, wiewol er alt vnnd blindt,
Der jetzt man aber wenig findt.
Solon wolt des berümet sein
Das jm all tag gieng weißheyt ein,
Vnnd das er alt wurd durch sein leer.
Catho ihm rechnet für groß ehr
Das er was alt bey neüntzig jor
Vnnd hatt kein Griechisch geleert vor,
Vnnd lernt die selb im alter doch,
Als ob er wer ein Jüngling noch.
Plato was achtzig jar geehrt,
Vnnd starb das er noch schrib vnnd leert.
Desselben meister Gorgias
Hundert vnd sieben jar alt was,
Vnnd hort nie auff an seiner leer,
Ja do man von jm forschet seer,
Was ihn so lang glust leben doch,
Gab er ein antwurt ich hab noch
Kein vrsach das ich schelten soll
Den alter denn er thut mir wol.
Das was ein selig antwurt schon,
Die von eim weisen auß solt gohn.
Was mag den alter frewen meer
Dann das er leß solch kunst vnnd leer
Die er hat gelert sein junge tag
Damitt vertreib er leydt vnnd klag.
Cyrus als Xenophon vns seyt
Da er lag sterben im abscheydt,
Sprach er hett entpfunden nie
Das er wer kräncker worden je
Jm alter, dann er was daruor
Da er noch hett sein kindtlich jor.
Drei hundert jar erlebt Nestor
Als sagen etlich geschrifft fürwor
Sein honig süsse wort ihm doch
Vom mundt im alter flüssen noch.
Mann liest von Masinissa das
Er neüntzig jar seins alters was,
Noch gieng zu fuß er also seer
Das er keines Rosses achtet meer,
Vnnd wann er reyt steig er mee ab
Als ob er müd wer worden drab,
Kein reg jn darzu bracht noch kelt
Das er sein Haupt je decken welt,
Vnnd was sein leib so drucken doch
Als ob er all sein hitz hett noch.
Zu Lacedemon die raths Herren
Nannt mann die alten, ihn zu ehren,
Mann nam kein jungen da inn rath
Dann wenig nutz von jn entstaht.
Zu Rom mann sie die vätter nannt
Senatores durch welsche landt.
Allein die Teutschen nemen kindt
Die nie zum Scherer kommen findt,
Die müssen vrteil spalten leeren
Ehe dann sie je kein vrteil hören.
Gleich wie schwach blöd seindt die kindt,
Die Jungen stark vnnd freydig findt,
Mit nutz die mannlicheyt vmb gaht,
Inn dapfferkeyt der alter staht,
Das gibt die natur jedem inn
Stohn in seim wesen vnnd steht sinn.
Vnnd ob wir anders sehen dick
Das kumpt ettwann von vngeschickt.
Als ist es vmb ein alten auch
Der weiß solt sein vnnd ist ein Gauch.
O alter war gedenckstu hin
Du hast vil jar vnnd wenig sinn.
Du hast mehr acht das dir sey leydt
Das du nimb treiben magst boßheyt,
Dann das du rüwen, dauon hast,
Das du doch nimb vollbringen magst.
Aber was vrsach ist daran
Du hast dein tag nie guts gethan
Darum will dir Gott gynnen niit
Das du hie solt büssen inn zeytt,
Sonder must stehts inn Narrheyt gan
Jm alter kanst kein witz meer han.
Susannen Richter zeygen wol
Was man eim alten trawen soll.
Ein alter narr seinr seel nit schont
Schwer ist recht thun, der nit hatt gewont.

Von leer der Kindt.

Der ist inn Narrheit gantz erblindt
Der nit hat acht das seine kindt
Mit züchten werden vnderweißt
Vnnd er sich sunder darauff fleißt,
Das sie gon jrrloß on alle straff
Gleich wie on Hirten gohnt die Schaff,
Vnnd jnen all mutwill vbersicht
Vnnd meint sie dörffens straffens nicht,
Sie seyen noch nit bey den joren,
Das sie behalten inn den oren
Was man jn sag, straaff oder leer,
O grosser thor merck zu vnn hör
Die jugent ist zu halten gering
Sie mercket wol auff alle ding.
Was mann inn newe Häffen schüdt
Den selben gschmack verlonty sie nit.
Ein Junger zweyg sich biegen lath,
Wann man ein alten vnderstaht
Zubiegen, so knelt er entzwey,
Zimlich straaff bringt kein sorglich geschrey,
Die ruth der Zucht vertreibt on schmertz,
Die Narrheyt auß des kindes hertz,
On straffung selten jemants leert
Alls vbel wechst das man nit weert.
Heli was gerecht, lebt on sündt,
Aber das er nit strafft sein kindt,
Des straffe jn Gott das er mit klag
Starb, vnnd seine sünn auff ein tag.
Das man die kindt nit ziehen will.
Des findt man halber hosen vil.
Es stündt jetzt vmb die kindt vil baß,
Geb man schulmeister jn, als was
Phenix, den Peleius seinem sun
Achilli sucht, vnnd zu wolt thun.
Philippus durchsucht Griechenlandt
Biß er seim sun ein meister fandt,
Dem grösten Künig in der welt
Wardt Aristoteles zugeselt,
Der selb hort Platonem lange jor
Vnnd Plato Socratem daruor.
Aber die vätter vnser zeytt
Darum das sie verblendt der geydt
Nemen sie auff solch meyster nun
Der jm zum Narren macht sein sun
Vnnd schickt jn wider heym zu hauß,
Halb Narrechter dann er kam drauß,
Des ist zu wundern nit daran
Das Narren narrecht kinder han.
Vorauß der Weyber teding ist
Sie wolten gar gern alle frist
Auß jren kindern ziehen Herren,
Aber wann man sie zucht soll leren,
Vnd sie mit wort vnnd streich anfert
Nein sprechen sie, der ist zu hert,
Er halt mein kindt so gar on massen,
Es ist nit auff eim baum gewachsen,
Das man es also hert soll halten,
Jch ließ sein ehe als vnglück walten,
Soll mann mir mein kindt also schlagen,
Jch wils dem meyster also sagen
Das er es freylich keim mehr thut,
Er ist ein Schelm im leyb vnn blut,
Schaw zu wie hat mein kind solch mosen,
Die schnatten seind jm auffgebloßen,
Er sols keim narren han gethan.
Mein kind muß nit ind schul mehr gahn
Er muß mir nun daheim wol bleiben.
Solch wort thun narrecht frawen treiben,

Drumb nemens inn der weißheyt zu
Gleich wie in Orglen gſang ein kuw.
Crates der alt ſprach, wann es jm
Zuſtündt, wolt er mit heller ſtimm
Schreyen, jr narren vnbedacht,
Jr handt zu ſamlen Gelt groß acht,
Vnnd achtent nit auff ewer kindt
Den jr ſolch reichthumb ſamlen ſindt,
Aber euch wirt zuletſt der lohn
Wann ewer ſün inn raht ſont gohn.
Vnnd ſtellen zucht vnnd ehren nach,
So iſt jn zu dem weſen gach
Wie ſie von jugent handt geleert,
Dann wirt des vatters leydt gemeert
Vnd frißt ſich ſelbs das er on nutz
Erzogen hat ein winter butz.
Ettlich thunt ſich in buben roht
Die leſtern vnnd ſchmehen Gott.
Die andern hencken an ſich ſeck
Dieſe verſpielen roß vnnd Röck.
Die vierdten praſſen tag vnnd nacht,
Das wirt auß ſolchen kindern gemacht,
Die man nit inn der jugent zeucht
Vnd einem meiſter wol verſicht
Dann anfang, mittel, endt, der ehr
Entſpringt allein auß gutter lehr.
Ein löblich Ding iſt edel ſein,
Es iſt aber frömbd, vnnd nit dein
Es kompt von deinen eltern har,
Ein köſtlich Ding iſt reichtumb gar
Aber das iſt des Glückes fall
Das auff vnd ab dantzt wie ein ball,
Ein hüpſch ding der Welt Glori iſt,
Vnſtandtbar doch, dem allzeit briſt,
Schonheit des leibs man vil acht,
Wert ettwan doch kaum vber nacht,
Gleich wie geſundtheyt iſt vaſt lieb,
Vnd ſtielt ſich ab doch wie ein Dieb,
Groß ſterck, acht man für köſtlich hab
Nimbt doch von kranckheit alter ab,
Darumb iſt nichts vntädtlichs meer
Vnnd bliblich bey vns dann die leer.
Gorgias fragt, ob ſelig wer
Von Perſia der mächtig Herr
Sprach Socrates ich weiß noch nüt
Ob en hab leer vnnd tugent üt,
Als ob er ſprech das gwalt vnd golt
On leer der tugend nichtzen ſollt. ꝛc.

Von Zwietracht machen.

Mancher hatt ſunder freüd daran
Das er verwirret jederman,
Vnd machen mög diß haar auff das,
Darauß vnfründſchafft ſpringt vnd haß,
Mit hinder red vnd liegen groß
Gibt er gar manchem dick ein ſtoß,
Der das erſt vber lang empfindt
Vnnd machet ein feindt auß eim freünd,
Vnnd das ers wol beſiglen mög
Lügt er das er vil darzu leg,
Vnd wils in beichts weiß han gethon
Das nit verweiſſung kumm daruon,
Und will nütz mit zuſchaffen hon
Dann er es vnder der Roſen hett,
Vnnd in dein eygen hertz geredt,
Vnnd wer jm leydt wann mans vernem,
Vnnd das es weitter außhin kem,
Meinen damil gefallen wol,
Die welt iſt ſolches ſchwetzens voll,
Das man ein auff der zungen trag
Weitter dann auff eim Spittel wag.
Als Chore thett vnnd Abſolon
Das ſie groß anheng möchten hon,
Aber es ſchlitzt jn vbel aus,
Vnnd blieben ſelbſt inn dieſem ſtrauß.
Syderites der ſchendtlich ſtein
Der iſt jetzt allenthalben gemein,
Vnnd ſpricht Solinus wer der iſt
Mach er zwitracht zu aller friſt.
Den ſtein warff Jaſon inn Colchida.
Vnnd Cadmus inn Boecia
Vnder die Brüder, die da woren
Erſt newlich auß der erdt geboren
Das ſie den Neidthart wurden ſpielen
Biß ſie all todt zu boden fielen.
Durch den ſtein ward Troia gefalt,
Vnnd mindert ſich der Römer gwalt,
Auch Alexanders reich abnam
Durch zwitracht, wie es erſt auffkam.
Da der ſtein kam gen Babylon
Da wolt der Thurn nimb fürbaß gon.
Das vneins Ariſtobolus
Was, mit ſeim bruder Hircanus,
Des kam gantz in der Römer handt
Durch Pompeium das Jüdiſch land.
Diſcordia hatt öpffel vil
Die ſie noch ettwann vnder weil,
Würfft zwiſchen freünd vnnd gut geſellen
Das ſie jr freündſchafft ab thunt ſtellen,
Als ſie verwirrt die drey geſpielen
Die jnen ſelbs ſo wol gefielen,
Das jede ſich die hübſte meint,
Biß Pariß ſolches abe leynt.
Das Iſmahel ward abgeſcheiden
Von Gottes volck vnder die Heyden,
Was nit ſein muter ſchuldig dran
Sunder das er wolt zwitracht han
Mit Iſaac, vnnd jm zuſetzt
Wardt er am recht ſeins erbs geletzt.
Wen brüderliche lieb verdrüßt
Vnnd er mit zwitracht die beſchlüßt
Auch das er tugent in laſter kert,
Vnnd mit liegen warheyt verſert,
Der ſelb verrath Gott durch ſein haß,
Vnnd thut ein mordt gleich wie Judas,
Der ſelben opffer Gott nit ſicht,
Jhr gab iſt jm genem auch nicht.
Selig iſt wer da iſt bedeckt,
Das jn kein böſe zung befleckt,
Wer weiß nit das vneinigkeyt
Zerbricht vil ſtett, vnnd macht groß leydt,
Vnnd das die menſchen durch mißhell
Fallen in gröſſers vngefell,
Als hat die Chriſtenheit jetzt lang
Gelitten abbruch vnnd abgang,
Dieweil vnhelligkeit regiert
So wirt das Schifflin vbel gefürt.
Des gibt Vegecius ein leer,
Das er da Hauptmann iſt im heer
Lug ob er zwitracht durch all ſachen
Vnder ſein finden mög gemachen,
Vnnd zwiſchen jn mach hor auff hor,
So hat ers ſpiel gewunnen vor.
Do der erſt Soldan ſterben wolt
Gbot er, das mann beruffen ſolt
Zu ihm all ſein Sün zu dem beth,
Das jeder ein ruth bey ihm hett.
Da er ſie all ſtohn vor ihm ſach
Mit wolbedachtem mut er ſprach,
Das ſie zuſamen binden ſolten
Vnnd lugen ob auch brechen wolten
Die ruthen, alſo zamen bunden
Die Sün zubrechen vnderſtunden,
Aber jr keyner mocht es thun,
Da gbot er das ein jeder Sun
Inn ſunders brech ſein ruth allein
Als brachens ſie zu ſtucken klein.
Sprach er als iſt auch ewer reich
Wann jr eins ſeint vnd fridſamlich,
Vnnd jr es mit einander handt
Mag ewer reich wol han beſtandt,
Aber wann jrs nit wennt bekennen,
Vnd durch zwitracht euch thun zertrennen
So mögen jr nit bleiben ſtohn,
Vnnd wirt balt ewer reich zergohn.
Mycipſa der thett auch deß gleich
Ich laß euch ſprach er ein gutt reich
Wann jr eins wöllen ſein vnd gut
Wo ewer einer das nit thut,
Vnnd zu zwitracht ſucht böß vrſach
Sag ich wirt ewer reich zu ſchwach.
Sertorius da ſein Ritterſchaft
Nit wolten ſtreitten ſampt behafft,
Sunder wolten zerteyln jr ſchar
Ließ er zwey Roß ihm füren dar,
Eins ſtark vnnd jung, das ander ſchwach,
Vnnd rüfft eim alten mann, vnnd ſprach,
Er ſolt des ſtarken Roſſes ſchwantz
Mit eintzigem har außrupffen gantz,

Das selb geschach, darnach er wolt,
Das man dem schwachen ziehen solt,
Auff ein mal sein schwantz vnd har,
Das mocht doch nit geschehen zwar.
Darauß zeigt er, was wirt zerteilt
Das solchs dest leychter wurd geseylt,
Dann jedes reich zerteilt inn sich
Mag nit vor stohn dem widerstich.
Als thet auch Starilus seim heer,
Er ließ zween hundt sich beissen seer,
Vnnd mit den zänen größlich rauffen,
Balt ließ er ein Wolff gen ihm lauffen,
Da das die zween hundt namen war
Sie liessen von jrm beissen gar,
Vnd theten sich zusammen beyd
Den wolff zu jagen durch die Heyd
Jhn wer sunst beyden geschehen leyd
Auß zwitracht dick vnnd vil geschicht
Als Aristoteles bericht,
Das vnfall wechst auß kleiner sach
Als den zu Syracusa gschach.
Durch frid auffwachsen kleine ding,
Vnfried zerbricht die grossen gring.
Trew vnnd lieb all ding erhöcht
Vntrew sein eygen Herren schlecht. ꝛc.

Nitt guttem rath folgen.

Der ein Narr der weiß meint sein
Vnn weder glimpff noch maß thut schein.
Ja wenn er weißheit pflegen will
So ist ein Gauch sein federspiel.
Vil seindt von worten weiß vnnd klug
Vnn ziehen doch den Narren pflug,
Das schafft das sie auff jr weißheyt
Verlassen sich vnnd bescheydenheyt
Vnnd achten auff kein frembden rath
Biß ihn vnglück zu handen gaht.
Sein sun Thobias allzeytt leert
Das er an weisen rath sich kert.
Darumb das nit folgt guttem roth
Vnnd den veracht die haußfraw Loth,
Wardt sie geplagt durch Gott daruon
Vnnd must da zu eim zeichen stohn.
Großmechtig landt seindt zerstört
Durch Räth die nit waren gelert,
Vnnd theten ein kindischen anschlag
Biß ihn die Pfeiff im ermel lag.
Da Roboam nitt folgen wolt
Den alten weisen als er solt,
Vnnd folgt den Narren, da verlor
Er zehen gschlecht, vnd bleib ein dor,
Hets Nabuchadonosor Danieln ghört
Jn eim Ochsen wer er nitt verkeert,
Machabeus der sterckest man
Der viel groß tugent hat gethan,
Hett er gefolgt Jorams roth
Er wer nitt so erschlagen todt.
Wer allzeyt folgt seim eygnen haupt
Vnnd guttem rath nit folgt vnnd glaubt,
Der acht auff glück vnnd heil ganz neit
Vnnd will verderben ehe dann zeyt.
Eins freündes rath niemant veracht
Wo vil räth seint ist glück vnnd macht.
Achitofel sich selber todt
Das Saul nit folget seinem roth.
Dem Herren wee, der lieber hat
Ein pfeiffer dann ein trewen rath,
Der meer acht Hundt vnnd Federspiel
Dann das er hab gelerter viel.
Der gsatz schreiber Pomponius
Der spricht inn einer schrifft durch auß,
On kunst ist sunst kein leben meer
Vrsach des Lebens ist die leer.
Als hab ich bracht mein tag da har
Spricht er biß ins achtzigst jar,
Noch ist mir wie ich hör die stimm
Die Julianus sprach von ihm,
Hett ich ein fuß gesetzt ins grab
Dannocht stündt ich der leer nit ab.
Jnn allen zweiffelhafften sachen
Soll man rath han, vnnd anschleg machen,
Und samlen auß dem landt die alten,
Damit mag man ein landt behalten.
Das es in guttem wesen staht,
Dann alte weisen gent gut rath,
Diese erfolgen hie groß ehr
Doch wirt dort jr belonung mer.

Von bösen Sitten.

Vil gohnt gar stolz inn schauben har,
Vnnd werffen die Köpff her vnnd dar,
Dann hin zu tal, dann auff zu berg,
Dann hinder sich, dann vberzwerg,
Wann er wer inn der Vogel orden,
Man sprech er wer winthelsich worden,
Dann gohnt sie balt, dann gar gemach,
Das gibt ein anzeyg vnnd vrsach
Das sie handt ein leichtfertig gemüt
Vor den man sich gar billich hüt,
Als dann Salustius beschrib
Catelinam was werck der trib,
Auch böse stuck das findt man wol
Wann man sein gschicht durchlesen soll.
Er hatt vil nachkum noch auff erden
Die sich wildt stellen mit geberden.
Edel, onedel, arm vnnd reich,
Geystlich, die weiber auch deßgleich,
Gleich wie ein glied das man veracht,
Dem gantzen leib ein mosen macht,
Vnnd wie ein Schaff das rüdig ist
Verwüst ein gantze herd mit mist.
Vnnd ein grindtschebig Saw verderbt
Das je eins von dem andern erbt.
Als ist es auch wann man nachlath
Eim bösen sein vnehrlich staht,
Damitt verwüst wirt dick ein landt
Wee wee der welt ab böser schandt.
Der weiß ist vnnd gut sitten hat,
Dem selb sein wesen wohl anstaht,
Vnnd was der selb anfacht vnnd thut
Das dunckt ein jeden weisen gut.
Die war weißheit facht an mit scham,
Sie ist züchtig still vnnd fridsam,
Vnnd ist jr mit dem gutten wol
Des füllt sie Gott genaden voll.
Spurina der jüngling was
Als gar schon auß der massen, das
Von seiner schön die Frawen all
Hetten böß glüst vnnd wohlgefall,
Das ihn all man inn allen gassen
Anfinngen durch argwon zuhassen
Aber damit er nit geb schandt,
Vnnd ergernuß sunst mancher handt,
Vnnd das man sech das sein hübscheyt
Wer keusch nit zu vnlautterkeyt,
Jhm oder andern solt entspreissen,
Thet er vil bletz ins antlitz reissen,
Vnnd macht sein antlitz also wüst
Das man jn darumb loben müst.
O Gott der Jüngling was ein heyd,
Vnnd treib doch solche erbarkeit,
Wann die ein Christen mensch thet nun,
Er mein Gott solt ein zeichen thun.
Lob hab der Edel jüngling werdt
Er hat kein gesellen meer auff erdt.
Mann kan kein Rock meer recht an tragen
Man muß jn vberd achseln schlagen,
Die ermel nemen inn die handt
Damit der leib vorn offen standt,
Als wirt die welt gereitzt zu schandt.
O frawlich scham was soll ich sagen,
Das du jetzt treibst bey vnsern tagen.
Junckfrawen zucht ist gar dahin
Welch die natur gab ettwann jn,
Als von Rebecca wir verstohn,
Da die sach Jsaac vor ihr gohn,
Vnnd sie merckt das er werden sollt,
Jhr ehemann, dem sie doch was holt,
Barg sie jr Haupt, vnnd floch von dann
Das er sie nitt solt sehen an.
Wa seint jetzt nun semlich Junckfrawen,
Sie giengen ehe an Fischmarck schawen,
Vnnd lieffen steht zur thieren auß
Förchten man sech sie nit im hauß.
Denkent an Paulam vnnd Eustochium,
Die weiber auch jetzt an die Sara frum.

Die best gezierd, vnnd höchster nam
Das seindt gut sitten zucht vnnd scham,
Besser ist haben gut geberd
Denn alle reichtumb auff der erdt,
Kuß sitten man gar balt verstaht
Was einer inn seim hertzen hat.
Mancher der sitten gar wenig schont
Das schafft er hatt sein nitt gewont,
Vnnd ist gezogen nit darzu,
Drumb hat geberd er wie ein kuw.
Zu guttem sitt sich Noach zoch
Doch schlug im Cham sein sun nit noch.
Wer einen weisen Sun geberd,
Der sitt, vernunfft vnnd weißheit leert,
Der soll deß billich dancken Gott
Der ihn mit gnad versehen hott.
Seins vatters naß Albinus aß
Das er nit hat ihn zogen baß.
Keiner ist reich inn seinem stadt
Der nitt gutt sitt auch an ihm hatt.

Gewalt thun eim freünde.

Der ist ein Narr vnd gantz Dorecht
Der einem menschen thut vnrecht,
Dann er dardurch gar manchem trewt
Der sich darnach seines vnglücks frewt.
Wer seinem freündt ichts vbels thut
Der all sein hoffnung, trew vnnd mut
Allein gesetzet hatt auff ihn,
Der ist ein Narr vnnd gantz on sinn.
Freündtschafft ist ein vast mechtig band,
Vnd krefftiger inn frembden gwand
Dann zwischen gsibten freünden dick,
Das schafft das dieses kumpt vön glück
Das einer dein verwandter sey,
Aber auß eygnem willen frey
Wirdt außer welt ein gesellig freündt,
Solch minder abzukeren sindt,
Das sie ein freundt inn nöten lossen
Dann ettwann dick die bluts genossen
Darumb wann einer ihm erwelt,
Ein gutten freünd ihm zugeselt,
Der lug das er so mit jm leb
Vnnd leichtlich ihn nit vbergeb,
Dann menschlich leben ist verlossen
Wann es nit hat ein freinds genossen,
Dem es vertraw leib, ehr vnnd gut,
Solch freindtschafft manchem dick wol thut
Vnnd ist manchem zu gut erschossen,
Der hat eins gutten freünds genossen,
Des trew er wol spürt vnnd war nam,
Da wider wertigkeit ihm kam.
Die selben lobt man auch vil mehr
Dann die inn glück nit gut vnnd ehr
Den freünden beigestanden seint,
Inn nöten wird bewert der freündt.
Man liest nit was freünd hab gehan
Sardanapalus der vnrein man.
On zweiffel der da manchen hat
Der mit ihm voll was frü vnnd spat.
Dieweil mann aber keinen findt
Der inn sein nöten wer sein freündt,
Da ihn Abachus an wolt gahn,
Vnnd ihm sein Reich gewinnen an,
Spricht man er hab kein freünd gehan.
Man hat Orestem mehr erkennt,
Vnnd wirt mehr inn der schrifft genennt,
Durch freundtschafft die er hielt so frei
Mitt seinem gsellen Pyladi,
Dann er gelobet wer, umb das
Agamemnon sein vatter was.
Man findt der selben freündt nit mee
Da einer für den andern stehe,
Wann es ihm and bund riemen gehe.
Als Dauid was vnnd Jonathas,
Damon vnnd sein freünd Pythias,
Als Achilles vnnd Patroclus,
Als Theseus vnnd Pyrithous,
Volumnius vnnd Lucullus
Celius vnnd Petronius.
Solch lieb hat Alexander gehon
Zu seim gutten freünd Ephestion,
Das er nit allein sein glück zammen,
Sunder auch mit ihm teilt sein nammen.
Das was auff erdt die ehrlichst gob
Das er seim fründ gundt sollich lob.
Wo findt man das mee, ho non plus,
Wo gelt brist, da ist freündschafft auß.
Möcht einer sein freünd all verderben,
Das er ihr gut möcht balt ererben,
Oder sie inn eim Löffel ertrencken
Mancher würd sich nit lang bedencken.
Keiner so lieb sein nechsten hatt
Als dann im gsatz geschrieben staht.
Der eige nutz vertreibt all recht,
All freündtschafft, lieb, sibschafft, geschlecht.
Kein findt man Mosi jetzundt gleich.
Der andre lieb hab als selbs sich.
Odder als was Nehemias,
Vnd der Gotsförchtig Thobias.
Wem nit der gemein nutz ist als wert,
Als eygen nutz deß er begert,
Den halt ich für ein närrschen Gauch,
Was gemein, das ist eygen auch.
Doch Cain ist inn allem stadt,
Dem leydt ist was glücks Abel hat.
Freünde wann es gaht an ein not
Gohnt vier vnd zwentzig auff ein lot,
Vnnd die die besten meinen sein
Gohnt sechs fierling auff ein quintlin.
Biß nit gen freünden hert vnnd scharff,
Du weist nit wa man jr bedarff.
Der thut jm selber vnrecht vil
Wer mit sein freünden zürnen will.
Den ältern soll man miltigkeit,
Den freünden dienstlich sein bereit,
Recht thun gen aller welt auff erdt,
So lebstu recht on alle geferd.

Nitt glauben der H. Geschrifft.

Der ist ein Narr der nit der gschrifft
Will glauben, die das Heil antrifft
Vnnd meint das er leben wöll
Als ob kein Gott wer noch kein Hell,
Verachten all predig vnnd leer,
Als ob er nit sech oder gehör.
Kem einer von den todten har
So lieff man hundert meylen dar
Das man von jm hört newe mer
Was wesens in der Hellen wer,
Vnnd ob vil leuth füren darinn
Ob man auch da schenckt newen wein.
Vnd deßgleich ander affen spiel,
Nun hat man doch der gschrifft sovil
Von alter vnnd von newer ehe
Man darff kein zeügnuß fürter mee,
Noch suchen die Cappell vnd die Klusen
Des Sackpfeiffers von Niclaußhusen.
Man hat nit Moisen allein,
Sunder propheten groß vnnd klein,
Zwölff botten vnd Euangelisten
Vnnd sunst vil ander gutter Christen,
Die vns den weg der seligkeit,
Durch jhr geschrifft hand außgeleit.
Aber die welt ist also blind,
Vnnd ist allzeit darauff gesint,
Das sie nit meer gedenckt alle stund,
Dann von der Nasen biß inn mund,
Wir seind allein darauff geflissen,
Das Gott nit will, das wir es wissen,
Vnd was vns wer zu wissen not,
Nach dem vns vnser Hertz nit stot,
Wir begern vns allein bekümmern,
Das wider Gott wir möchten zimmern,
Vnd bäwen auff Babel den Thurn,
Das ob Gott joch vber vns erzürn,
Wir möchten seinem Zorn entpfliehen,
Vnd vns auß seinem gwalt entziehen.
Aber es gschicht inn keinen weg,
Versch dich nach dem rechten steg.
Gott redt das auß der wahrheit sein,
Wer hie sünd thut, der leidt dört peyn,
Es sei dann das es jhm werd leidt,
Vnd Gott jhm thu barmhertzigkeit,
Die er keim sünder je verseit.
Wer sein tag zu weißheyt kert,

Der wirt in ewigkeit geehrt.
Gott hatt geschaffen, das ist wor,
Das seh das aug, vnd hör das ohr,
Darumb ist der blind vnd ertaubt,
Der nit hört weißheit, vnd ihr glaubt.
Wie hören gern new mähr vnd sag,
Ich förcht es kommen bald die tag,
Das man mehr newer mär werd inn,
Dann das vns gefall vnd sei zu sinn.
Hieremias der schrey vnnd lert,
Vnnd ward von niemant doch gehört,
Ja wardt die welt je meer verkert,
Noe der Prediget lang Daruor
Weil er die Arch macht hundert jar;
Aber mann spottet sein daran,
Biß das die welt wolt vndergahn.
So gschach vil ander weisen mee,
Deß ging hernach vil plag vnd wee.

Nichts on besonnen thun.

Der ist mit Narrheit wol vereint,
Wer spricht das het ick nit gemeint,
Dann wer bedenckt all Ding bei zeyt,
Der Sattelt wol ehe dann er reit,
Wer sich bedenckt nach der gedath,
Deß anschlag gmeinglich kompt zu spat.
Wer inn der that gut anschleg kan,
Der muß sein ein erfarner mann.
Ein Frantzoß sein sach vor zuricht,
Ein Lombard ist gut in der geschicht.
Die Teutschen machen jhr anschlag,
Wann mans nit wider bringen mag,
Vnd seind gar weiß nach der geschicht,
Daruor bedencken sie sich nicht,
Deß spott man jhr an manchem Reich.
Hett sich Adam bedacht vor baß,
Ehe dann er von dem Apfel fraß,
Er wer nit durch ein kleinen biß,
Gestossen auß dem Paradieß.
Hett Jonathas sich recht bedacht,
Er hett die gaben wol veracht,
Die jhm Triphon in falschheyt both,
Der jhn erschlug darnach zu todt.
Gut anschleg kondt zu aller zeyt,
Julius der Keyser in dem streit,
Aber da er hat fryd vnd gluck,
Saumbt er sich an eim kleinen stuck,
Das er die brief nit laß zu hand,
Die jm in warnung waren gesandt.
Nicanor vberschlug gering,
Verkaufft das Wildtpret ehe er fieng,
Sein anschlag doch so gröblich felht,
Zung, hand vnd grind man jhm abstrelt.
Gut anschleg die seind allzeyt gut,
Wol dem der sie bei zeytten thut.
Mancher eilt vnd kompt doch zu spot,
Der stoßt sich bald, wem ist zu not.
Wer Asahel nicht schnell gesein,
Abner hett nit erstochen jhn.
Hab rath ehe du all ding anfachst,
Wann du schon jetzt den raht empfachst,
So kumpst du zu dem werck noch wol,
Kein ding man vbereilen soll.
Man spricht, wem sei zu not darumb,
Das er zu bald inn hymmel kumb,
Der far ettwan zu bald dardurch,
Mit eilen, ehren, macht böß furch.
Vergangens soll man dencklich achten,
Das künfftig soll man vor betrachten,
Das gegenwertig ordinieren,
So mag man ein recht leben füren.
Wer nit das künfftig wol versicht,
Dem selben dick vil leids geschicht,
Da er sich nit hett ein gericht.
Wer vor bedenckt sein künfftig schaden,
Der wirt dest minder hart beladen.
Wer ihm fürsetzen kan ein ding,
Dem ist es darnach gar gering.
Ein Pfeil den man fürsehen hatt.
Der selb gar dick fast wenig schatt.
Mancher ein vnfall traurt vnd weint,
Das schafft er hats vor gemeint.

Georg Christian Braun

ward am 23. October 1785 zu Weilburg geboren, studirte Philologie und erhielt nach vollendeter akademischer Laufbahn eine Anstellung als Professer der Rhetorik am Lyceum zu Mainz, wo er zu Anfange des Jahres 1835 starb.

Von ihm erschienen:

Muhammeds Tod. Wiesbaden, 1815.
Hermann der Cherusker. Heldengedicht. Mainz, 1818.
Rafaels Leben und Wirken. Wiesbaden, 1815. 2. A. 1819.
Die Religion der alten Deutschen. Mainz, 1819.
Rafael, dramat. Spiel. Mainz, 1819.
Leonardo da Vinci's Leben und Kunst. Halle, 1819.
Das große Opfer. Mainz, 1819.
Bilder der Natur und des Menschenlebens. Wiesbaden, 1821.
Die Weisen von Hellas. Mainz, 1821. N. A. 1826.
Aristodemus. Trauersp. Altenburg, 1821.
Wanderung durch das alte Athen. Mainz, 1823. N. A. 1827.
Der Sieg des Glaubens. Mainz, 1823.
Laokoon, Tragödie. Mainz, 1824.
Nero, Drama. Mainz, 1824.
Der Schmidt von Antwerpen. Drama. Nürnberg, 1824.
Dramatische Werke. Mainz, 1824. 1r Th.
Die Rheinfahrt. Mainz, 1824.
Das Rheinthal. Mainz, 1828.
Die unsichtbare Kirche Jesu Christi u. s. w. Mainz, 1821.
Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller u. s w.

B. war als Schriftsteller ein gründlich gebildeter und geschmackvoller Mann; als dramatischem Dichter fehlt es ihm an Tiefe und Kraft, wogegen er sich einer edeln Diction bei vorherrschender Neigung zu rhetorischem Schmuck erfreut. Sein idyllisches Gedicht, das Rheinthal, möchte wohl als die gelungenste unter seinen poetischen Leistungen zu betrachten seyn.

Joachim Wilhelm von Brawe

ward am 4. Februar 1738 zu Weißenfels geboren, zeichnete sich schon als Kind durch glückliche Fähigkeiten aus und erhielt seine Vorbildung in der Schul-Pforta. Er bezog darauf die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studiren, beschäftigte sich aber, durch den Umgang mit Gellert, Kleist, Weiße und Lessing angeregt und durch eigene Neigung bewogen, vorzugsweise mit der dramatischen Poesie. — Als Nicolai im Jahre 1756 einen Preis für das beste deutsche Trauerspiel ausgesetzt hatte, bewarb er sich darum durch seine bürgerliche Tragödie, der Freigeist, und erhielt, da Cronegk (s. d.) der Sieger blieb, ein ehrenvolles Accessit. Noch ehe ihm diese an-

genehme Nachricht ward, hatte er bereits ein zweites Trauerspiel, Brutus, in reimlosen Jamben gedichtet. Bald darauf verließ er Leipzig und war im Begriff, die Stelle eines Regierungsrathes in Merseburg anzutreten, als ihn während eines kurzen Aufenthaltes bei seinen in Dresden wohnenden Eltern die Blattern überfielen und ihn in der Blüthe seiner Jahre am 7. August 1758 hinrafften.

Seine Werke wurden von Lessing herausgegeben unter dem Titel:

Trauerspiele des Herrn Joachim Wilhelm v. Brawe. Berlin, 1768.

B's Leistungen verrathen ein schönes Talent, das zwar noch sehr an den Fehlern der Jugend, an Unklarheit und Unsicherheit leidet, aber sich mit der Zeit gewiß glücklich entwickelt haben würde und nicht ohne Einfluß auf die damals sich eben von den Fesseln französischer Beschränktheit losringende und neu gestaltende dramatische Poesie in Deutschland geblieben wäre. Sein Brutus ist übrigens dem Freigeist in jeder Hinsicht voranzustellen.

Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, Bd. III. St. 2. S. 403 fgde. — Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften u. s. w. Bd. VII. S. 1. S. 155 — 157. — C. H. Schmid, Biographie der Dichter, Th. I. S. 132 — 153. = Desselben: Nekrolog deutscher Dichter, Bd. I S. 371 — 384.

Gabriel Gottfried Bredow.

Dieser gründliche und geistreiche Historiker ward am 14. December 1773 zu Berlin geboren. Nachdem er auf dem joachimsthalischen Gymnasium seiner Vaterstadt, wo sich Meierotto seiner mit besonderer Vorliebe annahm, eine gründliche Bildung erhalten, ging er nach Halle, um Theologie zu studiren, widmete sich aber als Mitglied des von F. A. Wolf geleiteten Seminars hauptsächlich den Alterthumswissenschaften und ward darauf, 1794 nach Berlin zurückgekehrt, ein Mitglied des von Gedike gestifteten Schullehrerseminars. Im Jahre 1796 erhielt er einen Ruf als Lehrer an die Stadtschule zu Eutin, wo er mit Voß gemeinschaftlich in den erster Klasse unterrichtete und, als dieser fortging, selbst das Rektorat übernahm, das er bis zum Jahre 1804 bekleidete, wo er sich als Professor der Geschichte nach Helmstädt begab. Er ward 1809 in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt an der Oder berufen, nachdem er im Februar 1807 eine wissenschaftliche Reise nach Paris angetreten hatte, wo er bis zum Herbst verweilte. Als jedoch 1811 die Universität nach Breslau verlegt wurde, ging er ebenfalls dahin. Er starb daselbst als Dr. Phil., k. preuß. Regierungs- und Schulrath und Professor der Geschichte nach schweren Leiden am 5. September 1814.

Seine deutschen Schriften sind:

Ist Dienstbarkeit der Wissenschaft zur Erreichung des allgemeinen Staatszweckes nothwendig? Bresl. 1813.

Umständliche Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte. Altona, 1804. 10. A. (von Stenzel) 1829.

Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte. Altona, 1804. 15. A. 1826.

Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel von 1796 — 1810. (Fortsetzung von Büsch Welthändel neuerer Zeit.) Hamburg, 1810.

Handbuch der alten Geschichte, Geographie und Chronologie. Altona, 1799. 5. A. 1825.

Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte in drei Tabellen, für den ersten Unterricht in der Geschichte. gr. Fol. Altona, 1808. 7. Aufl. Altona, 1819.

Karl der Große u. s. w. Altona, 1814.

Literärgeschichte in drei Tabellen. Altona, 1801. 3. A. 1810.

Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Chronologie und Geographie. 1. und 2. Stück. Altona, 1800 — 1802.

Chronik des 19. Jahrhunderts. Altona, 1805 — 1806. (Fortgesetzt von Venturini.)

Ueber den Vortrag der alten Geschichte auf Schulen u. s. w. Altona, 1799.

Weltgeschichte in Tabellen. gr. Fol. Altona, 1801. 3 A. besorgt von Manso, 1821.

Rabbinische Erzählungen, Mythen und Lügen. Weilburg, Lanz. 2. A. 1833.

Nachgelassene Schriften, biographisch-historischen u. s. w. Inhalts, mit dem Bildnisse und dem Leben B's, von J. G. Kunisch. Breslau, 1810. N. A. 1823.

Strenge Redlichkeit, Eifer für die Wahrheit, Begeisterung für sein Vaterland und Liebe für die Freiheit, verbunden mit gründlichem Wissen, ernstem Fleiß, scharfem politischen Blicke, einer glücklichen Erzählergabe und dem Bestreben, vor Allem seinem Volke zu nützen, verleihen Bredow's Schriften einen bleibenden Werth. Da die Mehrzahl seiner Bücher in unseren Schulen eingeführt und demgemäß allgemein bekannt ist, so haben wir es vorgezogen, einen Auszug aus einem weniger verbreiteten Werkchen von ihm, das ihn von einer höchst liebenswürdigen Seite zeigt, als Mittheilung hier folgen zu lassen.

Moses Tod*).

Und es kam die Zeit, daß Moses sterben sollte. Da sprach Gott zu Gabriel, dem Engel der Barmherzigkeit, welcher im Lande Israels herrschet: Gabriel, gehe hin, und bringe mir des Moses Seele. Er aber antwortete ihm: O du Herr der Welt! sollte ich den können sterben sehen, der den Myriaden Israeliten an Würde gleich ist? sollte ich den erzürnen, den kein Tag seines Lebens gereuet, und dessen Seele nach keinem andern Wohnorte sich sehnet?

Da sprach Gott zu dem Michael, dem Fürsten über Israel, dem eingebornen Messias: Michael, gehe hin, und bringe mir des Moses Seele. Der Engel aber sprach: O du Herr der Welt! ich bin sein Lehrmeister! ich habe ihn unterrichtet in aller Weisheit, ich habe das Gesetz in sein Herz geprägt: ich kann ihn nicht sterben sehen.

Da rief Jehovah endlich den Sammael, den Vater des Bösen und Fürsten der Wildniß, durch den die Erdenbewohner ausserhalb des gelobten Landes sterben. Sammael! sprach er, so gehe denn du hin, und bringe mir die Seele Mosis. — Da bekleidete sich dieser alsobald mit Zorn, und gürtete sein Schwerdt um, und zog sich an mit Grausamkeit, und ging zu Moses. — Moses aber sang zur selbigen Stunde:

Merkt auf, ihr Himmel, ich will singen; und du Erde, höre die Rede meines Mundes.

Meine Lehre triefe wie der Regen, und meine Rede fließe wie der Thau: wie der Regen auf das Gras, und wie der Tropfen auf das Kraut.

Denn ich will den Namen des Herrn preisen: gebet unserm Gott allein die Ehre.

Er ist ein Fels, seine Werke sind unsträflich: Alles was er thut, ist recht. Treu ist Gott, und kein Böses an ihm; gerecht und fromm ist er. (5 Mos. K. 32, v. 1 — 4.)

Wie Sammael den Moses hörte, und sah, daß der Glanz seiner Gestalt der Sonne gleich war, und er einem Engel des Herrn der Heerschaaren ähnlich sah; wie er keine That seines Lebens fand, die er seinem Geiste aufregte, daß Moses vor ihm erbangte; fürchtete sich der Engel, und zitternd wie im Abglanz der Gottheit gedachte er: wahrlich! die Engel können dem Moses die Seele nicht nehmen. — Und Moses, der ihn erkannte, redete ihn an: die Gottlosen haben keine Gemeinschaft mit den Frommen. Was willst du hier? Sammael antwortete: ich bin gekommen,

*) Aus: Bredow, Rabbinische Mythen, Erzählungen und Lügen. 1833.

deine Seele abzuholen. Und Moses sprach: Du wirst mir die Seele nicht nehmen. Von meiner Kindheit an bin ich auf dem Wege des Gesetzes gewandelt, noch ehe es war; ich habe mein Volk aus Egyptens Dienstbarkeit geführt, und habe Wunder und Zeichen gethan vor Pharao und seinem Hause: ich habe das Gesetz empfangen aus Jehovahs Feuerflammen; ich wohnte unter seinem feurigen Thron, meine Hütte war unter seiner Feuersäule; ich redete mit ihm von Angesicht zu Angesicht, und offenbarte seine Geheimnisse den Menschenkindern. Wahrlich, du sollst mir die Seele nicht nehmen!

Und Sammael ging zurück, und gab Bericht an Jehovah. Jehovah aber antwortete ihm dräuend: gehe hin und bringe mir die Seele Mosis! Darauf zog er sein Schwerdt aus der Scheide, und stand vor Moses. Moses aber erhob sich, entrollte ihm die Rolle des Lobgesanges, und sprach:

Er ist ein Fels, seine Werke sind unsträflich, Alles was er thut, ist recht. Treu ist Gott, und kein Böses an ihm; gerecht und fromm ist er. — Keine Gewalt hat der Fürst der Finsterniß über die Kinder des Lichts. Wahrlich, du sollst mir die Seele nicht nehmen!

Moses schwang die Rolle des Gesanges, sein Antlitz strahlte, und zitternd floh Sammael zurück.

Da kam eine Stimme vom Himmel und sprach: Moses, bereite dich! das Ziel deines Todes ist herbeigekommen. Und der heilige gebenedeyte Gott kam hernieder vom obersten Himmel, die Seele Mosis zu empfangen. Meine Tochter, sprach er zu ihr: hundert und zwanzig Jahre hatte ich dir bestimmt, daß du in des Moses Leib seyn solltest. Nun ist dein Ende gekommen, herauszugehen: gehe heraus, und säume dich nicht.

Und sie sprach zu ihm: O du Herr der Welt! ich weiß, daß du ein Gott aller Geister und aller Seelen bist, und daß die Seelen der Lebendigen und der Todten in deine Hand gegeben sind: ich weiß es, daß du es bist, der mich geschaffen und gebildet, und hundert und zwanzig Jahr in den Leib Mosis gesetzt hast. Ist nun aber ein Leib in der Welt, welcher reiner ist, als der Leib Mosis? Er ist von keiner Sünde befleckt; kein Wurm ist in ihm gesehen worden; kein unreiner Hauch hat ihn angeweht. Deswegen liebe ich ihn, und will nicht aus demselben gehen.

Und Jehovah erwiederte: Seele gehe heraus und säume dich nicht! ich will dich in den obersten Himmel führen, und unter den Thron meiner Herrlichkeit zu den Cherubim und Seraphim setzen.

Sie aber sagte zu ihm: O du Herr der Welt! zwey Engel, die Diener deiner Majestät, Asa und Asael sind von der Höhe herniedergestiegen, haben nach den Töchtern der Menschen gelüstet, und ihren Weg auf Erden verdorben, bis daß du sie zwischen der Erde und dem Firmament des Himmels aufgehängt hast. Der Sohn Amrams aber ist rein von jeder Lust; nie widerstrebte sein Leib meinem Willen; er wandelte im Gesetze, ehe es war; und aus seinem Herzen gab er das Gesetz, das ihm göttlich und deine Offenbarung dünkte. Ich bitte dich, laß mich in dem Leibe Mosis.

Doch es stehet geschrieben: Es ist keine Macht, die vom Tode errette.

Und der heilige Gott küßte den Gerechten, und nahm ihm seine Seele hinweg durch den Kuß seines Mundes und weinte: Wer wird mir wider die Boshaften stehen? wer wird sich mir stellen gegen die Uebelthäter? (Ps. 94, v, 16.) Denn es stand hinfort kein Prophet in Israel auf, wie Moses. (5 Mos. 34, v. 10.)

Homer unter den Rabbinen.

Die Sadducäer erhoben sich einst und sprachen: Wir haben wider euch, Pharisäer, diese Anklage und diesen Vorwurf, daß ihr lehret, die heiligen Schriften verunreinigten die Hände, nicht aber die Schriften Homers. Da stand Einer auf aus den Pharisäern, und antwortete: Anklagen der Art könnet ihr leicht mehr wider uns vorbringen; auch dieses, daß wir sagen, die Gebeine eines Esels seyen rein, hingegen die Gebeine eines Hohenpriesters seyen unrein. So wie dieses aus Liebe geschieht, daß wir dergleichen Gebeine für unrein halten, damit nicht jemand aus den Gebeinen seines Vaters oder seiner Mutter sich einen Löffel, damit zu essen, machen möge: so geschieht auch dieses aus Ehrerbietung gegen das Gesetz, daß wir sagen, es verunreinige die Hände, damit es rein und unversehrt erhalten werde; was sich nun bey Homer nicht also verhält.

Salomon und Aschmedai.

Salomon war ein weiser Mann, unterrichtet in aller Weisheit der Erde und in den Geheimnissen des Himmels. Und Israel freute sich sein; und das ganze Heer des Himmels beugte sich vor dem heiligen gebenedeyeten Gott, und lobete ihn, daß er einen solchen König in Israel gesetzt hatte; und alle erfüllten ihm gern seinen Willen, so wie denn gesagt wird (1 Chron. 29, v. 23.): Und Salomon saß auf dem Stuhle des Herrn wie ein König, und regierte über die obere und untere Erde.

Es ward aber dem Salomon geboten, einen Tempel zu erbauen dem Herrn; doch die Steine zum Tempel zu spalten ohne Hammer und Beil, und ohne irgend ein eisernes Werkzeug. (1 Kön. 6, v. 7.) Und er berief die Rabbinen, und sprach: Wie soll ich es machen, daß die Steine zum Tempel ohne eisernes Geräth gespalten werden? Da sagten sie zu ihm: Es ist ein Würmlein Schamir, welchen Mosis von Jehovah erhalten hat zu den Steinen des Leibrocks, dessen Kraft die allerhärtesten Steine spalten kann. Und er fragte sie: wo ist selbiger zu finden? Sie aber antworteten ihm: Laß einen Teufel und eine Teufelin kommen und zwinge sie; vielleicht wissen sie es und offenbaren es dir. — Und er ließ einen Teufel und eine Teufelin kommen, und zwang sie. Sie aber sprachen: Wir wissen es nicht; vielleicht weiß es Aschmedai, der König der Teufel. Er fragte sie: wo ist derselbe denn? Sie antworteten: Auf dem Berge Horeb. Dort hat er sich eine Grube gegraben, dieselbe mit Wasser erfüllet, und mit einem Stein zugedeckt, auch mit einem Pettschaftring versiegelt. Alle Tage steiget er hinauf in den Himmel, und lernet in der hohen Schule des Himmels. Darnach steiget er hinab auf die Erde, und lernet in der hohen Schule der Erde. Dann kommt er, und besiehet sein Pettschaft, und öffnet die Grube und trinket; und wenn er getrunken hat, versiegelt er sie wieder und gehet von dannen.

Darnach schickte Salomon den Benaja, den Sohn Jehojada, und gab ihm eine Kette, auf welcher geschrieben stand: Den Namen des Herrn will ich preisen; gebt unserm Gott die Ehre! Auch einen Ring, auf welchem eingeschnitten war: Treu ist Gott und kein Böses an ihm; gerecht und fromm ist er. Sammt einigen Flocken Wolle und etlichen Schläuchen Weins

Als nun Benaja zu des Aschmedai Grube gekommen war; grub er eine Grube unter derselben, und ließ das Wasser heraus laufen, und verstopfe das Loch mit den Flocken der Wolle. Dann grub er eine Grube von oben, neben der Grube des Aschmedai, goß Wein durch dieselbe, daß er in die Grube des Aschmedai einfloß, und verschüttete dann wieder seine Grube, und stieg auf einen nahen Baum.

Als nun der Aschmedai kam, fand er sein Pettschaft unverletzt. Er öffnete die Grube; aber siehe! es war Wein darin. Da sprach er bey sich: Es stehet geschrieben Sprüchw. 20, v. 1: Der Wein ist ein Spötter, und stark Getränk machet Aufruhr; wer daran irret, wird nimmer klug. So stehet auch weiter geschrieben Hos. 4, v. 11: Hurerey, Wein und Most nimmt das Herz weg. Und er trank nicht. Doch gewaltiger Durst und der liebliche Duft des Weines reitzten ihn bald so, daß er sich nicht lange enthalten konnte, sondern trank, und trank, daß er trunken wurde. Da legte er sich nieder, und schlief ein. Indessen stieg Benaja vom Baum herab, ging zu ihm, warf ihm die Kette um, und schloß sie fest um seinen Hals. Als er erwachte, stellte er sich rasend, und wollte die Kette zerreißen. Benaja aber sprach zu ihm: Der Name deines Herrn ist auf dir; der Name deines Herrn ist auf dir. Und der Aschmedai vermogte nicht, von der Kette sich zu befreyen.

Als nun Benaja ihn hielt, und sie mit einander fortgingen; kamen sie an einen Dattelbaum; und Aschmedai, der Fürst der Teufel, rieb sich an ihm, damit er die Kette zerriebe, und warf den Baum nieder zu Boden. Darnach kam er an ein Haus, und rieb sich daran, und warf es auch um. Hierauf kam er zu dem kleinen Hüttchen einer Wittfrau. Sie hatte gehört, was geschehen war, und ging heraus, und bat ihn flehentlich. Und als er auf die andere Seite des Hauses sich wenden wollte, zerbrach er ein Bein, und sprach: Ja dies ist es, was geschrieben steht Sprüchw. 25, v. 15: Eine gelinde Zunge zerbricht das Gebein.

Nachdem er nun an des Königs Pallast gekommen war; brachte man ihn nicht eher als nach drey Tagen vor den Salomon. Am ersten Tage sprach er zu den Dienern Salomons: Warum läßt mich der König nicht vor sich kommen? Da sprachen sie zu ihm: er hat zu viel getrunken. Da nahm er zwey gebackene Steine, und setzte sie aufeinander. Die Diener aber gingen zum Salomon, und sagten ihm dies. Da sprach er zu ihnen: er hat dieses damit sagen wollen,

gebet dem Salomon wieder Wein zu trinken; denn der Wein erfreut des Menschen Herz. Des andern Tages sagte er wieder zu den Dienern: Warum lässet mich der König nicht vor sich? da antworteten sie ihm: er hat zu viel gegessen. Und Aschmedai nahm den gebackenen Stein von dem andern, und setzte ihn auf die Erde. Hierauf gingen die Diener zu Salomon und sagten ihm dies. Da sprach er zu ihnen: Er hat dies damit sagen wollen, gebet ihm weniger zu essen; denn es heißt; sey nicht unter den Schlämmern, die Schlämmer verarmen. (Sprüchw. 23, v. 20 bis 21.)

Endlich am Morgen des dritten Tages ward Aschmedai vor Salomon geführt. Und er nahm ein Maaß und maß damit vier Längen auf dem Boden; und sprach zu ihm: König! wenn du todt bist, und deine Seele von dir gegangen, so ist von der ganzen Erde nur solcher Raum dein. Nun hast du die Welt bezwungen, alle Menschen sind dir unterthan, und du lebest in Wohlseyn und Freude. Dennoch bist du damit nicht vergnügt gewesen, bis daß du auch mich, den Fürsten der Engel, bezwungen hast. Wisse, dem Falle geht Hoffarth voraus. Salomon aber antwortete ihm: Ich begehre von dir nichts; ich will den Tempel bauen, und dazu hab' ich des Schamir nöthig. Und Aschmedai antwortete ihm: Der Schamir ist nicht mir, sondern dem Fürsten des Meeres übergeben; und er giebt denselben niemand als dem Auerhahne, der ihm getreu ist wegen des Eides, den er ihm geschworen hat. — Was thut dieser damit? — Er nimmt ihn mit sich auf die Berge, wo man nicht wohnen kann; hält ihn an die Felsen des Berges, und spaltet den Berg, und trägt ihn wieder mit sich. Dann bringt er Saamen von Bäumen und Kräutern, und wirft sie hinein; und es wird ein Ort, darin zu wohnen. Deswegen wird er auch der Bergkünstler genannt.

Und Salomon schickte den Benaja aus, daß er erforschte das Nest des Auerhahnes. Und nachdem er es gefunden und gesehen hatte, daß Junge darin waren, bedeckte er dasselbe mit hartem weißem Krystall. Und der Auerhahn kam, wollte hinein zu seinen Jungen, vermogte es aber nicht. Deswegen ging er hin, daß er den Schamir holete und den Krystall spaltete. Wie er ihn aber brachte und daran setzte; fing Benaja an überlaut zu schreyen, daß der Auerhahn erschrack und den Schamir fallen ließ. Und Benaja nahm ihn und trug ihn zu Salomon. Der Auerhahn aber ging hin und erwürgte sich selbst, daß er dem Fürsten des Meeres seinen Eid nicht gehalten hätte.

Und Salomon erbaute den Tempel, und sein Stolz wuchs, daß er mit Hochmuth dem Herrn der Heerschaaren sich verglich, und alle Geister sich unterthau glaubte. Auch lange noch nach der Erbauung des Tempels hielt er den Aschmedai in Ketten gefangen, und zwang ihn zum Gehorsam durch seinen Zauberring, den Jehovah ihm für seine Frömmigkeit geschenkt hatte.

Eines Tages aber stand Salomon bei Aschmedai, und sprach: Deine Stärke ist wie die Stärke eines Einhorns (4 Mos. 23, v. 22); und dennoch siehe! bist du mir unterthan. Worin auch seyd ihr, ihr Teufel, vortrefflicher und besser, denn wir? Da antwortete ihm Aschmedai: Nimm mir die Kette ab, und ich will es dir beweisen. Wohlan, es sey! sprach Salomon, und lösete ihm die Kette. — Nun gieb mir auch deinen Ring; und ich will dir meine Macht beweisen, und große Geheimnisse dir offenbaren. — Und Salomon voll thörichten Stolzes und Begierde die Zukunft zu erfahren, gab ihm den Ring, auf welchem der Name des Jehovah eingeschnitten war. Denn es war also vom Herrn gewendet, daß Aschmedai dem Salomon nach seinen Werken vergelten mögte, weil er drei Verbote übertreten hatte. Denn es stehet geschrieben 5 M. 17, v. 16. 17: Du sollst zum König über dich setzen, den der Herr, dein Gott, erwählen wird. Allein, daß er nicht viel Rosse halte, und führe das Volk gegen Aegypten; auch soll er nicht viel Weiber nehmen, daß sein Herz nicht abgewendet werde; und soll auch nicht viel Silber und Gold sammeln.

Als nun der Aschmedai den Ring bekommen hatte; warf er denselben ins Meer, und kam ein Fisch, welcher ihn verschlang. Aschmedai selbst aber verschlang den Salomon, und setzte den einen Fuß an das Firmament des Himmels, und den andern auf die Erde, und warf ihn vierhundert Meilen weit weg. Er nahm darauf des Salomon Gestalt, setzte sich auf den Königlichen Thron, und regierte Israel drey Jahre.

Damals war es, daß Salomon wehklagte. Pred. 1, v. 3: Was hat der Mensch von aller seiner Mühe, die er ausstehet unter der Sonne? Es ist alles eitel; es ist alles ganz eitel. Und er ging umher, und bettelte vor den Thüren; und wo er hin kam, da sprach er, Pred. 1, v. 12: Ich Prediger war König über Israel zu Jerusalem. Die Leute aber spotteten seiner wegen der Rede, und sagten: Sollte ein König vor den Thüren betteln? Und Salomon blieb lange in diesem schmerzlichen Zustande, und that Buße für seine Sünden, und flehete zu Jehovah: Vergieb deinem Knechte, was er vor dir Böses gethan hat; gehe nicht mit ihm ins Gericht. Ach! ich sprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will wohlleben und gute Tage haben; aber siehe, es war eitel. Der Wein macht böse Leute, und stark Getränk macht wild; wer dazu Lust hat, wird nimmer weise. (Pred. 2, v. 2. Spr. 20, v. 1.) O Jüngling! freue dich in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge seyn in deiner Jugend. Thue was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt: aber wisse, daß Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, was auch verborgen ist, es sey gut oder böse. (Pred. 12, v. 1 u. 16.)

Und Jehovah erbarmte sich der Klagen Salomons, und beschloß ihn zurückzuführen ins Land Israel und ihn wieder zu setzen auf den Thron seines Vaters David.

Salomon wanderte als Vertriebener von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis ihn Gott gehen ließ in das Land der Ammoniter. Und als er hier in die königliche Residenzstadt kam, welche Maschkemem hieß, und auf der Straße stand und um eine Gabe die Vorübergehenden ansprach; kam der Küchenmeister des Königs der Ammoniter, der oberste Koch, welcher dem Könige die Speisen zubereitete und kochte, für die Küche Nöthiges zu kaufen. Und er fand den Salomon müßig da stehen und niedergeschlagen, und sprach zu ihm: Was stehest du so müßig? Ist ein Löwe drausen, daß du mögtest erwürgt werden? (Sprüchw. 22, v. 13.) Fort! trage die Körbe und Zuber. Und er zwang ihn, daß er sie tragen mußte, und führte den Salomon in die Küche.

Und Salomon, seines Umherirrens müde, denn es war ihm Alles ganz eitel, sprach zu dem Küchenmeister: Ich will bey dir bleiben, und dir dienen, und verlange nichts, als nur die Kost. Vielleicht, daß ich dir nützlich werde. Und der Küchenmeister war damit zufrieden; und Salomon blieb bei ihm und dienete ihm.

Salomon aber war ein trefflicher Meister in Zubereitung der Speisen und ward seinem Herrn oft nützlich durch Rath. Nach einigen Tagen sprach er daher zu dem Küchenmeister: Herr, wenn du erlaubst, so will ich dem Könige einige Speisen nach meiner Art bereiten. Und der Küchenmeister war damit zufrieden, und Salomon richtete dem Könige köstliche und leckere Speisen zu. Als nun der König von diesen herrlichen Speisen, welche der Küchenmeister ihm vorgestellet, gegessen, und das Gekochte versucht hatte; fragte er den Küchenmeister: Wer hat diese Speisen zubereitet, daß du mir dergleichen bisher nicht vorgesetzet hast? Und der Küchenmeister bekannte nicht, daß der israelitische Fremdling sie zubereitet habe; sondern sprach mit Lüge: Einst war ich im Lande am Meere, wo Kanaans Erstgeborne, Sidon mit Pracht sich erhebt. Dort lebten die Könige in goldenen Palästen, köstlicher Purpur ist ihr Gewand, und die Tische sind ihnen mit den leckersten Speisen besetzt. Dort erlernte ich aus den Schnecken des Meeres eine köstliche Mahlzeit zu bereiten; und diese Schnecken brachte erst heut, seit ich in deinem Pallast wohne, ein Fremdling uns zu Kauf. — Und der König lobte den Küchenmeister, und beschenkte ihn mit vielem Golde und Silber.

Salomon aber ward hoch gehalten von dem Koche; auch liebten ihn die Frauen und Jünglinge. Denn er war schön von Ansehn und wohlgestaltet, und liebte das Saitenspiel und sang, und lehrete das Volk gute Lehre, und suchte, daß er fände angenehme Worte:

O! freu dich Jüngling in deiner Jugend;
Auf! und laß dein Herz froh seyn in deiner Jugend.
Thu, was gelüstet dein Herz,
Was deinen Augen gefällt:
Doch wisse,
Daß dich Gott um dies All wird vor Gericht führen.
Scheuch Traurigkeit fern,
Fernhin aus deinem Herzen!
Thu Uebeles ab,
Hinweg von deinem Leibe:
Ja, Kindheit und Jugend ist eitel.
Doch denk' auch deines Schöpfers, du Jüngling!
Eh die bösen Tage kommen,
Eh die Jahre herzutreten, da du sprichst:
Sie gefallen mir nicht.

Und es traf sich einst, daß die Tochter des ammonitischen Königs, welche Naama hieß, im Garten spazierete, und hörte die Stimme des Salomon, wie er klagend sang:

Was hat der Mensch von aller seiner Mühe,
Die er bestehet unter der Sonne?

Es ist alles eitel!
Er ist alles ganz eitel!
Ich Sänger war König
Ueber Israel in Jerusalem;
Ich forschte nach Weisheit;
Ach! es war Müh und Grämen.
Wohlleben will ich!
So gedacht ich im Herzen;
Und muß zur Freude sprechen:
Du bist toll?
Ach! wer schlichtet das Krumme?
Wer vertilget den Fehl?

Und Naama folgte der Stimme des Gesanges, und kam zur entlegensten Pforte des Gartens. Dort sah sie Salomon in seiner Traurigkeit und Schönheit, und fragte ihn: Wer bist du? Und er antwortete: Königliche Jungfrau, man nennt mich den Diener des Küchenmeisters. — Und sie sprach weiter: Bist du der Fremdling, der die Schnekken des Meeres zu den Speisen meines Vaters gebracht hat? Ich habe sie nicht gebracht, sondern sammeln lassen von den Knaben des Königes: aber ich habe die Speisen zubereitet. Du hast meinem Vater die Speisen bereitet? So hat dich der Küchenmeister um herrliche Geschenke von meinem Vater betrogen.

Und Salomon war unzufrieden, daß Naama schon ging; denn sie war die schönste Tochter des Landes und die Freude aller ihrer Gespielinnen. — Naama aber ging zu dem Könige, ihrem Vater, und erzählte ihm, was sie gehört hatte von dem unbekannten Fremdlinge. Und der König rief den Küchenmeister. Du hast mich durch Lüge hintergangen, redete er ihm entgegen. Ist dem so, daß ein Israelitischer Fremdling, den du in der Küche als Diener hast, die Speisen mir bereitet hat, die du mir vorgesetzt? — Und der Küchenmeister gestand und flehete um Gnade. Aber der König verstieß ihn, und setzte den Salomon zum Küchenmeister, daß er ihm die Speisen bereitete und kochte.

Und Naama liebte den Küchenmeister, und ging hin, wo er im Mittag ruhete, und hörte seinen Gesang. Und Salomon liebte die Naama, und damals war es, daß er sang:

„O, meine Freundin! du bist schön! sieh, schön bist „du! deine Augen sind wie die Augen der Tauben zwischen „dem Geflecht deiner Locken. Dein Haar ist wie das Haar „der Ziegen auf Gilead; deine Zähne sind wie Heerden mit „beschnittener Wolle, die von dem Wasser kommen."

„Deine Lippen sind wie eine rosenfarbene Schnur, deine „Rede ist lieblich. Deine Wangen sind wie der Granat„apfel, und deine zwey Brüste, wie junge Rehzwillinge, die „unter den Rosen weiden."

„Ja, du bist schön, meine Freundin, und ist kein Fle„cken an dir. Du hast mir das Herz genommen, meine „Freundin, meine Braut, mit einem deiner Augen, mit „deinen Honig triefenden Lippen."

„O, küsse mich mit dem Kusse deines Mundes; denn „dein Kuß ist lieblicher, denn Wein."

Und Naama weigerte sich nicht, und küßte den Freund ihres Herzens, den ihre Seele liebte.

„Wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Freun„din unter den Töchtern."

„Wie ein Apfelbaum unter den Bäumen der Wildniß, „so ist mein Freund unter den Söhnen."

„Naama ist mein, und ich bin dein."

„Mein Freund ist mein, und ich bin sein."

Und Naama erwachte einst des Nachts, und suchte auf ihrem Lager, den ihre Seele liebte; sie suchte, aber sie fand ihn nicht. — Da stand sie auf, und ging umher in der Stadt auf den Gassen und Straßen, und suchte, den ihre Seele liebte. Sie suchte, aber sie fand ihn nicht.

Da fanden sie die Wächter, die in der Stadt umgehn: Habt ihr nicht gesehen, den meine Seele liebt?

Und da sie ein wenig vorüber war, fand sie, den ihre Seele liebte. Und sie hielt ihn und sprach: Ich halte dich, und will dich nicht lassen, bis ich dich bringe in meiner Mutter Haus, in meiner Mutter Kammer.

Und wie der Morgen anbrach, kam Naama zu ihrer Mutter und sprach: Mutter, ich habe ihn gefunden den Mann, den meine Seele liebt; ich bitte dich, gieb ihn mir zum Manne; den Küchenmeister, der meinem Vater die köstchen Speisen bereitet.

Und die Mutter ward unwillig und sprach sie tadelnd: sieh! es sind so viel vortreffliche Fürsten im Reiche deines Vaters, die alle deiner begehren. Wähle einen von diesen, welcher dir nur gefällt; aber kränke mein und deines Vaters Herz nicht so, daß du diesen dienenden Fremdling dir zum Manne erwählest.

Doch flehete Naama: Mutter! was nützen mir Fürsten, ihr Gold und ihre Macht? meine Seele begehret sie nicht. Nur ihn den schönen Fremdling, den lieblichen Sänger begehret mein Herz zum Gemahl, und keinen andern Mann.

Zwar ließ die Mutter nicht nach, sie zu tadeln und zu ermahnen; doch Naama beharrte in ihrer Rede. Da ward die Mutter genöthiget, die Sache dem Könige ihrem Gemahl zu entdecken, daß seine Tochter den Küchenmeister zum Manne nehmen wollte.

Als der König dieses gehört hatte, wurde er sehr zornig, und wollte sie beyde umbringen. Salomon aber ermahnte ihn: Es kommt einer aus dem Gefängniß zum Königreich; und einer, der in seinem Königreich geboren ist, verarmt. (Pred. 4, v. 14.) Und so geschah es, nach Gottes Willen, daß sich der König ihrer erbarmte, und kein unschuldig Blut vergießen wollte, deswegen rief er einen seiner Knechte, und befahl ihm, daß er sie in eine wüste Wildniß führen sollte, damit sie allda von selbst sterben mögten. Und der Diener that, wie es ihm der König befohlen hatte, und ließ sie in der Wüste, und ging seinen Weg zum König, ihm zu dienen, wie zuvor.

Und Salomon und Naama irreten umher, und litten vom Hunger, und fanden nicht zu essen; und ihre Lippen lechzten von Durst, und sie fanden nicht zu trinken.

Da setzte sich Naama in den Schatten, deß sie begehrten, und sprach: „O, traure nicht mein Freund! du schönster unter den Söhnen. Deiner Lippen Süße ist meine Frucht; „deine Liebe ist mein Schild. Deine Linke liegt unter meinem „Haupt, und erquicket mich wie mit Blumen; deine Rechte „herzet mich, und stärket mich wie Duft der Aepfel."

Und Salomon ging aus, Speise zu finden, ihr Leben zu erhalten. Und er kam an eine Stadt, welche am Ufer des Meeres lag. Und als er herum ging, Speise zu suchen zu ihres Lebens Unterhalt; fand er Fischer, welche Fische verkaufen. Und er bat sie, und da sie ihm eine Gabe weigerten; kaufte er um einen kostbaren Saphir einen Fisch von ihnen, und brachte den Fisch seiner Frau. Als diese den Fisch öffnete, fand sie einen Ring in seinen Eingeweiden, auf welchem eingeschnitten stand: Den Namen des Herrn will ich preisen. Und Naama gab diesen Ring an Salomon. Salomon aber erkannte ihn sogleich; und sein Geist kam wieder, und sein Gemüth ward erhoben, und er sang und sprach: Naama, ich war König von Israel in Jerusalem; ich beherrschte die Welt, die Geister waren mir unterthan. Doch wer macht das Krumme gerade? wer tilgt die Fehle der Menschenkinder? Deine Gnade, Jehovah! deine Barmherzigkeit, die jeden Morgen neu über uns waltet. O, dein Zorn ist gestillt; dein Grimm ist gesättiget; meine Thränen haben dich erweicht, mein Kummer hat dein Herz gebrochen. Ja ich will preisen den Namen des Herrn: gebet unserm Gott allein die Ehre!

Und er kam nach Jerusalem, konnte aber nicht in den königlichen Palast gelangen. Er ging daher zu dem hohen Rathe, und sagte: Ich bin Salomon, der König über Israel; und sie verlachten ihn. Da er aber immer wieder kam, und dieselbe Rede sprach; sagten die Rabbinen unter einander: Was mag das seyn? denn ein Narr bleibt nicht bei einer Rede beständig. Und sie sprachen zum Benaja: Lässet dich der König auch vor sich kommen? Er antwortete ihnen: Nein. Da schickten sie zu den Königinnen: Kommet der König zu euch? Sie antworteten ihnen: Ja, er kommet. Da ließen die Rabbinen ihnen wieder sagen: Gebet Achtung auf seine Füße. (Denn die Füße der Teufel sind wie Hahnenfüße.) Die Königinnen berichteten hierauf: Er kommt in Pantoffeln; allein er hat unserer in der Zeit der Monate begehret, und sogar seine Mutter, die Bathseba versucht.

Da erkannten die Rabbinen, daß es der Teufel wäre, der auf dem Thron Israels säße, und glaubten der Rede Salomons. Darauf führten sie ihn hinein in den Palast: und wie Aschmedai den Salomon erblickte, und den Ring an seiner Hand; erschrack er und floh hinweg. — Dennoch fürchtete sich Salomon vor ihm, daß er bei Nacht wiederkäme, und den Ring ihm raubte. Dieses ist es, was geschrieben stehet Hohel. 3, v. 7. 8: Siehe, um das Bett Salomos her stehen sechszig Starken, aus den Starken in Israel. Sie halten alle Schwerdter, und sind gelehrt zu streiten: ein jeglicher hat sein Schwerdt an seiner Hüften, um der Furcht willen in der Nacht. In Jerusalem aber sang man von Naama Hohel. 3, v. 6:

Schauet, wer ist sie, die da gehet
Herauf aus der Wüsten,
Wie ein gerader Rauch,
Wie ein Geruch von Myrrhen,
Weihrauch und balsamischen Düften.

Darnach sandte Salomon hin, ihren Vater, den König der Ammoniter zu rufen. Und als dieser gekommen war, sprach er zu ihm: König der Ammoniter! ohne Erlaubniß und ohne Furcht hast du zwey Seelen umgebracht, die Seele deiner Tochter, und eines israelitischen Fremdlings, der in deinem Palaste wohnte. Er aber antwortete: das sey ferne, ich habe sie nicht umgebracht; aber ich habe sie in eine Wildniß vertrieben, und weiß nicht, was sich mit ihnen zugetragen hat. Ich habe meine Diener ausgesandt, daß sie die Wildniß durchsuchten: ich habe meine kostbarsten Salben und Edelsteine ausgeboten: aber keiner hat sie gefunden, und mein Herz wird verzehrt in meinem Leibe von Kummer und Herzeleid.

Und Salomon sprach: Wenn du sie sehen solltest, würdest du sie wohl kennen? — Und Salomon führete die Naama herbey, als Königin von Israel, und ihr Vater erstarrte vor Staunen, und wagte seinen Blick nicht aufzuheben. Da sprach Salomon weiter: Wisse, ich bin der Küchenmeister, und deine Tochter ist meine Frau. Und Naama beugte sich, und küßte ihrem Vater die Hände. Er aber weinte und freuete sich sehr und blieb ein Freund Salomons, so lange er lebte.

Die Kraft der Buße,

nach Chron. B. 2. K. 33, V. 1 — 13.

Manasse, der Sohn des Hiskias, der in Frömmigkeit erzogen war, that vieles, das dem Herrn übel gefiel und den Heiligen erzürnte. Er betete an das Heer der Gestirne und dienete ihnen; er opferte dem Baal, und ließ seine Söhne durchs Feuer gehen im Thale des Sohnes Hinnom. Zwar bauete er auch Altäre im Hause des Herrn, wie Jehovah geredet hat: Zu Jerusalem soll mein Name seyn ewiglich; doch ehrete er mehr die vielen Götzen der Heiden, als den alleinigen Jehovah, und verführte sein Volk, daß sie Gräuel übten vor Jehovah.

Drum ließ der Herr über sie kommen die Fürsten des Heeres des Königs zu Assur, die nahmen Manasse gefangen, banden ihn mit Ketten, und brachten ihn gen Babel. Da flehete er zu den Götzen der Heiden: Ehret mich wieder, der ich euch geehret habe! Aber sie antworteten ihm: Dienest du uns allein? erbautest du nicht auch Altäre deinem Jehovah? Wohlan, laß ihn dich erretten! Und betrübt in seiner Seele wagte er es nicht, den Blick gen Himmel zu erheben. Wie könnte er mir helfen, den ich verachtet habe? wie könnte seine Macht mich erretten, die ich nicht begehret? O daß die Flammen der Hölle mich reinigen könnten von meinen Sünden! daß ich verginge in meinem Elende! Ja, höret es, mein Volk, der Herr ist Gott! er errettet vom Elend und führet zum Leben.

Und Jehovah erbarmte sich seiner, und erfüllte ihm das stumme Gebet seines Herzens. Da erhuben sich die Engel des Herrn, verriegelten alle Thüren und verstopften alle Fenster des Himmels, und sprachen: O du Herr der Welt! willst du einen Menschen annehmen, der ein Götzenbild in deinen Tempel gestellt hat? — Und er antwortete ihnen: Wenn ich ihn mit seiner Buße nicht annehme; sehet, so schließe ich allen den sündigenden Menschen die Thüre zu. — Dennoch wehreten es die Engel, und verschlossen Thüren und Fenster.

Was hat Gott gethan? Er, nach seiner großen Barmherzigkeit, hat ein Loch unter dem Thron seiner Herrlichkeit gegraben, an einem Ort, wo kein Engel Gewalt haben kann; und errettete den Manasse. Dies ist, was geschrieben stehet: Und er bat ihn; und Jehovah bohrte ihm eine Oeffnung, und erhörte sein Gebet und sein Flehen.*)

Daher betet noch jetzt der Sohn des Gesetzes: Ich bitte dich, Herr mein Gott! erhöre das Gebet deines Knechtes und sein Flehen, und nimm meine Buße, mein Gebet und mein Bitten an: laß sie vor dem Thron deiner Herrlichkeit meine Fürsprecher seyn, mich vor dir vertreten und machen, daß mein Gebet in deine Ohren kommt. Wenn aber wegen meiner vielfältigen Sünden kein Fürsprecher für mich ist, und niemand mich rechtfertiget; so grabe mir ein Loch unter dem Thron deiner Herrlichkeit, und laß mich nicht vergebens von dir zurückgehen; denn du erhöreſt das Gebet.

*) In unserem hebräischen Text aber stehet 2 Chron. 33, v. 13: vajehater lo und er ließ sich ihm erbitten, wofür die Rabbinen lesen vajechater lo, was die von ihnen übersetzte Bedeutung hat.

Alexander an der Pforte des Paradieses.

Auf einem Zuge nach Indien kam Alexander an einen Strom. Er lagerte dort, und nahm kleine gesalzene Fische in seine Hand, daß er sie in die Fluth tauchte und zum Brode äße. — Und siehe! die Fische wurden wohlschmeckend und dufteten von Wohlgeruch. Er wusch sein Antlitz mit dem Wasser des Stromes, und sein Antlitz ward glänzend. Da sprach er: Wahrlich, dies ist der Strom des Paradieses!

Und er machte sich auf und folgte dem Strom, bis er kam zu den Pforten des Paradieses. Oeffnet mir die Thore! rief er: ich bin Alexander. — Aber eine Stimme von innen antwortete: Dies ist die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen. (Psalm 118, v. 20.) — Und Alexander erwiederte: Ich bin ein mächtiger Herrscher, hochgeachtet unter den Menschen, der Herr der Welt. — Aber dieselbe Stimme antwortete: Dies ist die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen. — Da sprach Alexander: So gebt mir wenigstens ein Zeichen, daß ich hier gewesen bin. Und sie gaben ihm einen Todtenkopf.

Alexander trug ihn; doch bald war seine Last ihm zu schwer: und endlich konnte alles Gold Indiens ihn nicht aufwiegen.

Da fragte der König die Rabbinen: Ihr Söhne des Gesetzes! was bedeutet dieser Todtenkopf, und daß er so schwer ist?

Und sie antworteten ihm: Dieser Todtenkopf ist der Mensch; und des Menschen Aug ist unersättlich. (Sprüchw. Salom. 27, v. 10.) Aber nimm ein wenig Staub, und bestreue ihn: alsobald wird er leichter werden. Und sie nahmen Staub und bestreueten ihn; und das Gold und das Silber wogen über.

So stehet geschrieben: Das Grab und die Hölle werden nicht gesättiget, und die Augen des Menschen werden nimmer satt.

Og, König von Basan.

Es sahen aber die Engel des Allerheiligsten die Töchter des Kain, die nackt einher gingen und ihre Augen schminkten. Und sie wurden irre an ihnen, stiegen herab vom Himmel, und nahmen Weiber von ihnen, wie gesagt wird 1 Mos. 6, v. 2. Unter den Engeln aber war der gewaltigste Schamchiel, und erzeugte den Og, den größten der Riesen vor der Sündfluth. Unter seiner Hand verbarg er Städte; mit seiner Fußsohle deckte er das Meer; aus seinen Zähnen machte Abraham Bettladen und schlief darin. Sechzig Städte erbauete er, und die niedrigste war sechzig Meilen hoch; und saß er auf ihren Mauern, so reichten seine Füße bis zur Erde. Seine Speise waren täglich tausend Ochsen, tausend Rehe, und tausend Eber; und sein Trank waren tausend Maaß Weins. Ein Tropfen seines Speichels aber wog sechs und dreißig Pfund.

Darauf erzürnte Jehovah, und wollte sie alle vertilgen, die da lebten auf Erden. Er eröffnete den Abgrund der Tiefe und schloß auf das Fenster des Himmels. Og aber stemmte seinen Fuß gegen den Abgrund und verstopfte die Quelle; und legte seine Hand an den Himmel und verschloß das Fenster. Da ließ Gott das Wasser der Abgründe heiß werden, daß sein Fleisch gesotten ward und die Haut sich abzog, wie gesagt wird Hiob 6, v. 17: Zur Zeit, wenn die Hitze sie brennt, werden sie vertilget; und wenn er heiß machet, weichen sie von ihrer Stätte. Und das Wasser kam über die ganze Erde, und bedeckte die Berge. Da floh Og zur Arche Noahs, und bat den Noah, daß er ihn aufnehme. Noah aber vermogte es nicht; doch erhielt er es durch Flehen von Jehovah, daß das Wasser auf der einen Seite der Arche sich abkühlte, während es rings heiß aus dem Abgrund der Tiefe strömte. Das Wasser reichte dem Og nicht bis über die Hüfte; und Noah hieß ihn sich oben auf die Arche zu setzen, wenn er Ruhe wünschte; auch bohrte er ein Loch und reichte ihm die Speise hinaus. Und so blieb denn der König Og zu Basan allein übrig von den Riesen. (5 Mos. 3, v. 11.)

Zum König aber hatte ihn Gott gemacht, und ihm seinen Lohn gegeben in dieser Welt, damit die Gottlosen in der künftigen Welt keinen Lohn haben mögen.

Denn seine Sünden häuften sich sehr: er suchte den Männern die Weiber zu verführen, und stellete mehreremal der Sarah nach, daß er sie dem Abraham raubte. Doch Abraham erkannte ihn und glaubete seinen Worten nicht.

Endlich zog Israel gegen ihn aus, daß es ihn bekriegte. Und Og sah das Lager der Israeliten, und fragte: wie groß ist das israelitische Lager? und man antwortete ihm: Sechs Meilen. Da ging er hin, und riß aus einem Gebirge einen Fels von sechs Meilen, und legte ihn auf seinen Kopf, daß er ihn über das Lager der Israeliten werfen mögte. Gott aber ließ Ameisen auf den Fels kommen, die ein Loch darin nagten, gerade über seinem Kopf, daß der Fels ihm um den Hals fiel. Zwar versuchte er den Kopf wieder herauszuziehen; aber seine Zähne wuchsen auf beiden Seiten heraus über den Felsen, daß er seinen Kopf nicht zurückziehen konnte. Dies ist es, was geschrieben stehet Ps. 3, v. 8: Du hast der Gottlosen Zähne wachsen gemacht.*) Da ging Moses her, und nahm eine Art, die zehn Ellen lang war, und sprang auf eine Höhe von zehn Ellen, und schlug ihn an den Knöchel seiner Ferse, und brachte ihn um.

Der Schneidermeister Fips im Paradiese **).

Fips hatte manchen Flicken schon
Den Kunden unterschlagen;
Da tönt' es ihm mit hohlem Ton,
Der Welt Valet zu sagen.
Wohl winselt er und jammert laut;
Doch noch erwuchs dem Tod kein Kraut.

Frau Fips auch ächzet mit Gestöhn':
Soll ich, o weh mir Armen!
Forthin allein zu Bette geh'n,
Und keiner mich erwarmen?
Wär' nicht der Altgesell mein Stab
Und Trost noch, folgt' ich dir ins Grab.

So eben holte Satanas
Zum Schmaus des Orts Prälaten,
Daß er voll Freuden fast vergaß
Fips Seel' — ein mag'rer Braten.
Begierig krallt' er jenen fest,
Indeß er Fips nachlaufen läßt.

Wie bebt der vor dem Pferdefuß!
Wie schauert er zusammen!
Fühlt schon aus Müllers Liebeskuß
Des Höllenpfuhles Flammen.
Drum springt er, wo's zur Hölle schrof
Hinabgeht, rechts in's Himmels Hof.

Hier lauert er — das gold'ne Thor
Mal unbewacht zu finden:
Steckt Petrus nur die Nas' hervor;
Gleich springt er hinter Linden,
Die lieblich hier mit würzgem Duft'
Roth-blühend fülleten die Luft.

Einst war ein Schmaus im Paradies'
Um Rettung einer Seele;
Und Petrus, der sich's schmecken ließ,
Vergaß des Herrn Befehle.
Da schlüpfte Fips durch's Thor, und kroch
Fürs erste in das Ofenloch.

Gekrümmt saß er hier und geduckt,
Und regt sich nicht vom Sitze;
Er horcht nur, und zuweilen kuckt
Er durch des Ofens Ritze:
Und schaut des Herren Haupt umstrahlt,
Ganz wie's der Nürrenberger mahlt.

Einst war ein heit'rer Juni-Tag
Nach langem trübem Mayen;
Und Gott, der just im Fenster lag,
Sprach flugs zu den Getreuen:
Heut, Kinder, ist das Wetter schön;
Kommt, lasset uns spazieren geh'n!

Drauf ordnen sie sich Paar und Paar,
Voran der Herr des Himmels;
Und Petrus, der der letzte war,
Spuckt viel: denn des Gewimmels
Gar große Schaar regt einen Staub,
Daß grau sich färbt der Bäume Laub.

Jetzt kuckt Fips aus dem Ofenloch:
Leer ist's, und zu die Thüren;
Da faßt' er muthig Herz, und kroch
Hervor auf allen Vieren.
Er hebt sich; doch des Glanzes Pracht
Hätt' ihn fast blind und starr gemacht.

In Gold strahlt an der Purpur-Wand
Hier Adam, Eva, Abel;
Dort von des Bodens Marmor-Rand
Hoch auf der Thurm zu Babel.
In Jaspis ragt der Sinai;
In Perlen weidet kleines Vieh.

Und Wunder! wie die Tische glüh'n
Von Sapphyr und Opalen!
Hier blitzt' und dort ein Almadin, *)
Smaragd' um Glas und Schaalen:
Doch wie der Sonne Feuer brannt'
Am Thron des Herrn ein Diamant.

Er naht dem Thron: sein zitternd Knie
Sinkt neben eine Thüre.
Er hebt sie auf: Potz tausend sieh!
Wald, Menschen, Städt' und Thiere,
Die Erd' en miniature liegt da,
Wie in obscura camera.

Fips faßte kaum die Lust; er kuckt,
Er kuckt von Ost nach Westen:
Wie überall der Satan spuckt
In Kellern und Pallästen.
Hier zecht der Dieb vom fremden Gut,
Und dort Mätressen Menschenblut.

Vor allem dünkt ihm schandbarlich
Die Weis' und Tracht der Frauen:
Halb nackt geh'n sie, und schmünken sich
Bein, Arm, Wang', Augenbrauen;
Zum Manne geht es ba und bu,
Holdlächelnd hin zum Rendezvous.

Nein, Kätchen, nein! so warst du nicht,
Sprach Fips in seiner Seele:
Und hattest doch ein schmuck Gesicht,
Und eine süße Kehle.
Zwar hieltst du mich ein wenig knab;
Doch treu bist du mir noch im Grab'.

Drauf sucht er seine Vaterstadt,
Und hier zuerst die Gräber:
Doch anstatt der, die er hier hat
Gehofft, wühl'n zahme Eber,
Schon wird ihm bang: da füllt ein Duft
Von Ferkelbraten süß die Luft.

Er sieht umher: sein Schornstein ist's;
Da brennt's und brät es; aber
In einer Stubeneck — da küßt's
Sich ungeseh'n vom Naber.
Wie er Gesell und Weib erkennt;
Kocht seine Brust, sein Antlitz brennt.

Du Metze du! du Rabenaas!
Stahl ich dir drum die Flicken?
Ja dich, dich hohle Satanas!
Und dich, du Schurk! — Jetzt blicken
So zärtlich sie einander an,
Umarmen sich wie Weib und Mann.

Da halt sich wer! er schimpft, er flucht:
Du Schlangenbrut! ich blitze,
Ich donnr' euch todt. — 's hilft nicht. Da sucht
Er Waffen, und vom Sitze
Des Herrn reißt halb er's Fußgestell
Und wirft's nach Frau und Altgesell.

---

*) Einige lesen nehmlich statt schibbarta du zerbrichst, wie Luther übersetzt hat, schirbafta.

**) Aus demselben Werke im Anhange.

*) Almadin ist der schönste hochrothe Rubin, der auch Karfunkel genannt wird.

Da rasselt Petrus Schlüsselring
Am Thor der Himmelshalle!
Und Fips sprang auf, behend und flink,
Warf eilend zu die Falle.
Des Thrones Fuß vergaß er schier;
Er eilt nur rasch zur Ofenthür.

Auf geht die Pfort'; es ziehen ein
Der Herr und seine Schaaren.
Sie bürsten sich und wischen rein
Den Staub von Stirn und Haaren.
Drauf greifen schnell sie zum Pokal,
Zu stillen ihres Durstes Quaal.

Jetzt setzt sich auch der Herr, da kracht
Der Stuhl; und auf den Rücken
Fiel lang der liebe Gott: da lacht
Der Haufen bis zum Sticken.
Doch Er sprang auf: Ihr Teufelspack!
Wer that mir diesen Schabernack?

Wer hat's gethan? Sprecht, oder bebt —
Und zitternd schwuren alle:
„Wir sind, so wahr der Herre lebt!
Unschuldig an dem Falle." —
„Ja, den hohl' auch der Satan gleich,
Der mich hier neckt im Himmelreich.

Auf Petrus! such, ob etwa wer
Hier irgend heimlich stecke."
Er sucht und sucht: da findet er
In 's Ofenloches Ecke
Hineingedrängt den Meister Fips,
Von Furcht und Zittern weiß wie Gyps.

Ach! nur heraus, du Bösewicht!
Wir wollen dich kuranzen:
Du sollst — ich hieße Petrus nicht —
Mir gleich zur Hölle tanzen.
Drauf packt er ihn am linken Bein,
Und schleppt ihn in den Saal hinein.

Fips weinte jetzt und heulte laut:
Erbarmen! ach, Erbarmen!
Ich sah, die mir zur Frau getraut,
In eines Andern Armen.
Da kochte mir das Blut; ich riß
Von deinem Thron den Fuß und schmiß.

Ich hätt's geordnet; aber ihr
Kamt mir zu schnell. O leihe
Dein gnädig Ohr nur diesmal mir:
Verzeihe, Herr, verzeihe! —
Er kniet, und weint so bitterlich,
Und sein erbarmten alle sich.

„Hör' Fips! hätt' ich um jeden Kuß
Und Flick, den du erschlichen,
Geworfen mit des Stuhles Fuß;
Du wär'st schon längst verblichen.
Drum sey gewarnt, o Mensch! und lern'
Sanftmüthig seyn; verzeihe gern."

Der Minnesänger Salomo in der Hölle.

Kam Einer früh zu Salomo:
Er spielte, sang und trank;
Klopft' Einer spät an: seelenfroh
Küßt' er und trank und sang.
Sein ganzes Leben war ein Kuß,
Ein Trunk, ein Würfelspiel,
Und reimt' er nicht, so wie man muß,
Wie Voß, und öfters Klaudius,
So reimt' er doch sehr viel.

Solch einen lustigen Kumpan
Hat Männiglich gar gern.
„Gut'n Tag!" — „Gut'n Abend!" — „Frisch heran!"
Scholl's ihm von nah und fern.
Wo trallernd er vorüber sprang,
Bot man ihm den Pokal;
Die glatten Kinnchen, (lebenslang
Sein Lied bey Knöchelspiel und Trank),
Sich selber allzumal.

Kurz, hold ward ihm, was immer war
Gemacht von Fleisch und Blut;
Ja, endlich kams heraus: sogar
Der Teufel war ihm gut.
Als seine Seel' entschlüpfen will
(Ein Kuß, ein Liederton),
Paßt er mit einem Sacke — Nil
Mirari, Freund! — und mausestill
Huscht er mit ihr davon.

Da seinem Esel — „seinem Leib,"
Nach Vater Augustin —
Zum Hof der Kirche Mädchen, Weib
Nachfolgt und Paladin!
Da man ihn senkt ins kühle Land,
Mit Thränen, Klag' und Lied:
Da schaurt, an Adramelechs Hand,
Sein Ich „bin" ich, halb weggewandt,
Die Höll' an, wie sie glüht.

Doch: „Muthig!" sprach Fürst Satanas,
„Fidelen fehlt hier nichts.
„Hast Durst, mein Sohn? da ist ein Glas!
„Auch nicht an Speis' gebricht's.
„Gebraten und geschmort — man kann's
„Sich denken, hier ists warm —
„Spazieren Hase, Taub' und Gans,
„Und durch die Luft im Flügeltanz
„Ein Krammetsvögel-Schwarm.

„Drum greif nur zu, sperr nur den Mund
„(Die Augen zugedrückt);
„So hast du was, so springt es und
„Spaziert's ein, halbgepflückt.
„Auch nicht an Flammenströme denk!
„Punsch fließt und Malaga,
„Und Jedes ist sein eigner Schenk,
„Man schöpft das gold'ne Feu'rgetränk
„Mit bloßer Hand la la!

„Doch Dich reitzt süßerer Genuß:"
(„„Sprichst fein!"" denkt Salomo)
„Auch hier gibt's Händedruck und Kuß,
„Und Mädchen, nicht von Stroh.
„Da sitzt Miß Dinah, Fryne dort
„— Sie lüftet sich die Brust —
„Hier Ninon schlafend — auf mein Wort!
„Ein Leckerbissen für 'nen Lord —
„Und lacht in Traumeslust.

„Ist's vollends Winter, wird geheitzt,
„Was nur den Busen bloß
„Wo trägt, und brav wird eingeheitzt:
„Dann bin ich selber los.
„Frier't oben bey Sankt Peter und
„Sankt Paul Frau Magdalen';
„Hüpft sie herab und, Mund an Mund,
„Schwingt sie der leichten Schleifer Rund,
„Weil frisch die Fiedeln gehn."

„„Wenn das ist,"" sprach Herr Salomo,
Und strich den Mund sich bas;
„„Wenn das ist,"" lacht er freundlich; „„so —
„„Bin ich Sein, Satanas!""
— „Topp, Brüderl!" schlägt der Roßfuß ein;
„„Topp!"" schreyt der lose Christ:
Und nun fließt brüderlich der Wein,
Nun paukt es und trompetet's drein,
Daß Alles richtig ist.

Von Stund an wuchs drauf unser Held
In Belzebubens Gunst!
Sie dutzten sich, sie lieh'n sich Geld,
Sie theilten Witz, und Kunst.
Fuhr Satan aus, war Salomo
Im Whisky mit dabey!
Und brannt's zu Hause lichterloh,
So stand in dulci jubilo
Er mit am heißen Brey.

Zum Himmel aber — denn nun geht's
Zu höhern Dingen auf —
Nahm Fama unterdeß, die stets
Zu schwatzen hat, den Lauf,
Und kreischt: „Geraubt ist er! Geraubt!"
„„Wer?"" fahr'n sie aus dem Bett.

„Ey, Salomo!“ — „„Ach, theures Haupt!
„„Du fort? Wer thats?““ — Wenn ihr mir glaubt:
„Der, der da unten brät.“

„„Bey meiner Sirchen! um den Mann
„„Gäb' ich den Daum!““ sprach Paul.
„„Doch Peter nur ist Schuld daran:
„„Da liegt er voll und faul —““
„Schilt nicht, Herr Bruder?“ fuhr der fort:
„Noch wird ein Mittel seyn.
„Bald führ' ich ihn zum bessern Port.“ —
„„Brav!““ schallt es rings, und auf sein Wort
Schläft Alles wieder ein.

Sankt Peter aber fährt hinab,
Wo man vor Hitze friert:
Erst ist es dunkel, wie ein Grab;
Doch wie er rings gespürt,
Stralt plötzlich ihn durch einen Spalt
Die Höll' an: seinen Muth
Verliert er drum nicht; fester schnallt
Er nur sein Schwert und denkt Gewalt,
Ins Aug' gedrückt den Hut.

Nun steht er vor dem Riß, und sieht,
Mit vorgebognem Hals,
Viel Pfann'n, worin man Seelen glüht,
Wie so viel Pfannen Salz.
Ach! und der Koch, der diesen Brey
Mit glüher Zange rührt,
Ist — Petrus denkt an Zauberey —
Der Mann, um den laut Klaggeschrey
Der ganze Himmel führt.

Als der Apostel sich verschnauft
Vom Schrecken solcher Schau:
Blickt er umher — doch nichts gerauft
Wird heut; nicht braun und blau
Kneipt Seelchen ein geschwänzter Gott.
Es zog mit Saus und Braus
Der Schwarze — vorne hinkten Spott,
Verläumdung, Neid — in scharfem Trott
Auf Seelenwerbung aus.

„Schön!“ denkt Sankt Peter, „so wird's geh'n!“
Kirrt sanft den Flügel auf,
Die Hand am Degen, etwa steh'n
Ein Paar dahinter. — „Lauf!“
Schreyt donnernd Satanas Vikar
Dem Heil'gen zu, doch der
Reicht listig-lächelnd ihm ein Paar
Der allerschönsten Würfel dar;
Und jener — schreyt nicht mehr

„Wie wär's?“ hebt der Apostel an:
„Ein Spielchen! magst du?“ — „„Ich,
„„Wohl mag ich's!““ ruft Freund Leyermann.
„So komm und setze dich!“
Er faßt die Würfel. — „Aber, halt!“
Ruft Peter: „Hast du Geld?“
„„Das hab' ich nie.““ — „Da hätt' ich bald
„Mich schön betrogen.“ Zornig ballt
Die Fäuste unser Held.

Doch spricht ihm Petrus freundlich zu:
„Freund, nicht so gleich verzagt!
„Die Pfannen hier — was meinest du? —
„Um diese sey's gewagt!“
„„Nun meinethalb!““ ruft Salomo,
Und wirft zuerst, nur Drey.
„So mußt Du werfen, Lieber! Sso!“
Höhnt Petrus, wirft, und schauet froh
Die ersten Seelen frey.

Sie spielen fort. Durch kleines Glück
Entflammet sich zum Spiel
Der Dichter, reitzet sein Geschick,
Und sieht sich bald am Ziel.
All seine Pfannen sind dahin:
„Ach!“ seufzt er, „lerntest du
„So spiel'n im Himmel? — Doch hier bin
„Ich selber: ist's nach deinem Sinn,
„So nimm auch mich dazu.“

Mit diesen Worten würfelt er
Nach Dichter Art: — doch ganz
Pabstmäßig *) wirft der Coiffeur
Von Malchus; und ein Tanz
Beginnt nun plötzlich, wie man wohl
Nicht tanzte seit der Flut:
Zehntausend Seelen, Wonne voll,
Entschweben zum bestirnten Pol
Aus tiefer Schlünde Glut,

Voran zeucht Petrus, an der Hand
Als Freund den Salomo;
Posaunen tön'n durchs Himmelsland
Ein fröhliches Halloh!
„Gegrüßt!“ ruft froh der Engel Schaar,
„Auch du, deß Honigmund
„Selbst Teufel zähmt, und ohn' Gefahr
„Heimkehrt. — Heran du, kluger Narr!
„Tritt ein in unsern Bund!“

So froh ging's oben; aber ach!
Wie ging es unten her,
Als Abends spät der große Drach'
Kahl fand sein Nest und leer.
Er flucht' und hohlt' sich selber fast;
Und fliegt, wie toll und wild
Seitdem, und wird's auch sonder Rast,
Bis wieder er durch Sündenlast
Die Pfannen sich gefüllt.

Johann Jacob Breitinger,

aus altem züricher Geschlechte, ward am 1. März 1701 zu Zürich geboren, erhielt eine vortreffliche Schulbildung und studirte dann Theologie in seiner Vaterstadt. Nach vollendeten Studien ward er 1720 zum Geistlichen ordinirt und beschäftigte sich, seines Freundes Bodmer (s. d. A.) Bemühungen für die Verbesserung des Geschmacks eifrig unterstützend, vorzugsweise mit Kritik, Archäologie und Geschichte. Im Jahre 1731 erhielt er die Professur der hebräischen Sprache, im Jahre 1745 die der griechischen Sprache und zugleich mit der letzteren ein Kanonikat am Stifte zu Zürich. Redlich und uneigennützig für das Wohl seiner Vaterstadt in vielfacher Hinsicht wirkend, starb er allgemein geliebt und betrauert im hohen Alter am 15. December 1776 daselbst. —

Außer den mit Bodmer'n herausgegebenen Schriften erschienen noch von ihm:

Kritische Dichtkunst u. s. w. mit einer Vorrede von J. J. Bodmer. Zürich, 1740. 2 Thle.

Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse u. s. w. Zürich, 1740.

Vertheidigung der Schweizerischen Muse Dr. Albrecht Haller's. Zürich, 1744. —

Anspruchslos und wohlwollend, mit seltener Bescheidenheit sich an den Leistungen seines Freundes Bodmer erfreuend und ihn mit dem Reichthume seines gediegenen Wissens unterstützend, suchte Breitinger durch Lehre und Forschung dem schlechten gottschedischen Geschmack entgegen zu arbeiten und eine bessere Zeit für die deutsche Literatur vorzubereiten und herauf zu führen. Waren gleich seine Ansichten von der Poesie noch sehr einseitig und beschränkt, und verlangte er von der Kunst auch nichts weiter als eine angenehme Einkleidung und Darstellung des

*) Petrus soll der erste Pabst gewesen seyn.

Nützlichen und Wahren, so suchte er doch stets mit ungeheuchelter Redlichkeit das, was er für richtig und gut erkannt, zu befördern und zu verbreiten, und seine Schriften enthalten trotz jenem Irrthum viel Tüchtiges, dessen Anerkennung uns freilich jetzt um so ferner liegt, je mehr wir jenen wohlgemeinten Bestrebungen voraus geschritten sind. Wenn gleich B's Schriften in unseren Tagen nur höchstens noch für den Literaturhistoriker von einigem Interesse sind und seyn können, so verdient doch ihr wackerer Verfasser stets den wärmsten Dank der Nation, für deren geistige Bildung er unablässig zu wirken bemüht war.

Klemens Brentano

ward im Jahre 1777 zu Frankfurt am Main geboren, studirte zu Jena und privatisirte dann daselbst, wie in seiner Vaterstadt, in Wien und Heidelberg, nachdem er sich mit der bekannten Dichterin Sophie Mereau, welche ihm aber bald durch den Tod entrissen wurde, vermählt hatte. Im Jahre 1818 zog er sich von Allem zurück und begab sich in das Kloster Dülmen im Münsterischen, dann 1822 nach Rom, wo er als eifriges Mitglied der Progaganda lebte; später kehrte er nach Deutschland zurück und hält sich abwechselnd in seiner Vaterstadt oder in anderen Städten Süddeutschlands auf, durchaus der Welt und ihren Freuden entsagend.

Von ihm erschienen:

Satiren und poetische Spiele von Maria. Leipz. 1800. I.
Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter, von Maria. 2 Th. Bremen, 1801.
Die lustigen Musikanten. Singsp. Frankfurt, 1803.
Ponce de Leon. Lustsp. Göttingen, 1804.
Der Goldfaden, Heidelberg, 1809.
Kantate. Berlin, 1810.
Der Philister vor, in und nach der Geschichte. Berlin, 1811.
Der Rheinübergang. Wien, 1814.
Die Gründung Prags. Drama. Pesth, 1815.
Victorie und ihre Geschwister, klingendes Spiel. Berlin, 1817.
Schneeglöckchen. Hamburg, 1819.
Gemeinschaftlich mit von Arnim (s. d.):
Des Knaben Wunderhorn. Heidelberg, 1806—8. N. A. 1819. 3 Thle.
Mit Görres.:
Des Uhrmachers Bog wunderbare Geschichte. Heidelberg, 1807.
Einzelne Novellen und Gedichte in Zeitschriften, u. s. w. u. s. w

Eine reiche, mit seltenen Gaben ausgestattete, oft aus den Tiefen des Lebens wunderbare Schätze herauf beschwörende, oft aber wiederum in Uebermuth mit dem Erhabensten ein keckes Spiel treibende Phantasie ist als das Eigenthümlichste in Klemens Brentano's oft verworrenen und, wie er sie selbst mitunter nennt, verwilderten poetischen Leistungen zu betrachten, denen sämmtlich, mit wenigen Ausnahmen, die einem Kunstwerke erforderliche Ruhe gänzlich fehlt. Es mangelt diesem Dichter nicht an Tiefe des Gedankens wie der Empfindung, nicht an Kraft noch an Milde; er beherrscht, wenn er will, Form und Sprache anmuthig und gewaltig: aber ein neckischer Dämon scheint ihn stets zu hetzen und ihn im Leben wie in der Dichtung von einem Extrem zum anderen zu jagen; der Witz tödtet bei ihm das Gefühl, und das Gefühl tritt wiederum zu Zeiten seinem sprudelnden Witze störend in den Weg. Er ist ein poetischer Schalk, doch ohne Gutmüthigkeit, und Heine hat sehr Recht, wenn er die Caprice seine Muse nennt. In seinem Godwi, wie in der Gründung Prags finden sich außerordentlich schöne Stellen; sein Philister wie sein Ponce de Leon offenbaren den glänzendsten Witz, aber erwärmt und erfreut ohne alle Störung wird man nie von ihm. — Am glücklichsten erscheint er in einigen kleineren Erzählungen. Verdienstvoll sind seine Bemühungen für ältere deutsche Dichtkunst, deren Wiederbelebung überhaupt von der romantischen Schule, zu deren Jüngern er gehört, eifrig befördert wurde. —

Die drei Nüsse*).

Erzählung.

Daniel Wilhelm Möller, nachmals Professor und Bibliothekar zu Altdorf, lebte im Jahr 1665 in Colmar als Hofmeister der drei Söhne des Bürgermeisters Maggi. Im Oktober dieses Jahres hatte der Bürgermeister einen reisenden Alchimisten zum Gaste, und als bei dem Nachtische der Abendmahlzeit unter anderm Obste auch welsche Nüsse auf die Tafel gesetzt wurden, sprach die Gesellschaft mancherlei von den Eigenschaften dieser Frucht. Da aber die drei Zöglinge Möller's etwas unmäßig zu den Nüssen griffen und sie lustig nach einander aufknackten, verwieß Möller es ihnen freundlich und gab ihnen folgenden Vers aus der Schola Salernitana zu verdeutschen auf: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est.“ — Da übersetzten sie: „Eine Nuß nützt, die zweite schadet, der Tod ist die dritte.“ Möller aber sagte zu ihnen, diese Uebersetzung könne unmöglich die rechte seyn, da sie die dritte Nuß längst genossen und doch noch frisch und gesund seyen, sie möchten sich eines Bessern besinnen. Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Alchimist mit Bestürzung plötzlich vom Tische aufsprang und sich in der ihm angewiesenen Stube verschloß, worüber alle Anwesende in nicht geringer Verwunderung waren. Der jüngste Sohn des Bürgermeisters folgte dem Fremden, um ihn auf Befehl seines Vaters zu fragen, ob ihm etwas zugestoßen sey; da er aber die Thür verschlossen fand, sah er durch das Schlüsselloch den Fremden auf den Knieen liegen und hörte unter Thränen und Händeringen mehrere Mal ihn ausrufen: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!“

Kaum hatte der Knabe seinem Vater dies hinterbracht, als der Fremde sich von dem Diener zu einer einsamen Unterredung melden ließ. Alle entfernten sich. Da trat der Alchimist herein, fiel auf die Kniee, umfaßte die Füße des Bürgermeisters und flehte ihn unter heftigen Thränen an: er möge ihn nicht vor Gericht bringen, er möge ihn vor einem schmählichen Tod erretten.

Der Bürgermeister, heftig über seine Rede erschrocken, fürchtete, der Mensch möge den Verstand verloren haben, hob ihn von der Erde auf und bat ihn freundlich: er möge ihm sagen, wie er auf so schreckliche Reden komme. Da erwiederte der Fremde: „Herr, verstellen Sie sich nicht, Sie und der Magister Möller kennen mein Verbrechen; der Vers von den drei Nüssen beweist es: tertia mors est, die dritte ist der Tod, ja, ja, eine bleierne Kugel war es, ein Druck des Fingers und er schlug nieder. Sie haben sich verabredet, mich zu peinigen; Sie werden mich ausliefern, ich werde durch Sie unter das Schwert kommen.“

Der Bürgermeister glaubte nun die Verrücktheit des Alchimisten gewiß und suchte ihn durch freundliches Zureden zu beruhigen. Er aber ließ sich nicht beruhigen und sprach: „Wenn Sie es auch nicht wissen, so weiß es doch ihr Hofmeister gewiß, denn er sah mich durchdringend an, als er sagte: tertia mors est.“ Nun konnte der Bürgermeister nichts anders thun, als ihn bitten, ruhig zu Bette zu gehen, und ihm sein Ehrenwort zu geben, daß weder er noch Möller ihn verrathen würden, wenn irgend etwas Wahres an seinem Unglück seyn sollte. Der Unglückliche aber wollte ihn nicht eher verlassen, bis Möller gerufen war, und ihm auch heilig betheuerte, daß er ihn nicht verrathen wolle; denn daß auch er nicht das

*) Aus: Varinka oder die rothe Schenke von Dr. Schiff, und die drei Nüsse von Klemens Brentano. Berlin, 1834.

Mindeste von seinem Unglück wisse, wollte er sich auf keine Weise überreden lassen.

Am folgenden Morgen entschloß sich der Unglückliche, von Colmar nach Basel zu gehen, und bat den Magister Möller um eine Empfehlung an einen Professor der Medizin. Möller schrieb ihm einen Brief an den Doktor Bauhinus und reichte ihm denselben offen, damit er keine Art von Verdacht schöpfen könne. Er verließ das Haus mit Thränen und nochmaligem Flehen, ihn nicht zu verrathen.

Im folgenden Jahre um dieselbe Zeit, etwa drei Wochen später, als der Bürgermeister mit den Seinigen wieder Nüsse aß und sie sich dabei Alle lebhaft an den unglücklichen Alchimisten erinnerten, ließ sich eine Frau bei ihm melden. Er hieß sie hereintreten; sie war eine Reisende in anständiger Tracht, sie trauerte und schien vom Kummer ganz zerstört, doch hatte sie noch Spuren von großer Schönheit. Der Bürgermeister bot ihr einen Stuhl an, stellte ihr ein Glas Wein und einige Nüsse vor; aber sie gerieth bei dem Anblick dieser Frucht in eine heftige Erschütterung, die Thränen liefen ihr die Wangen herab; „Keine Nüsse, keine Nüsse!" sagte sie und schob den Teller zurück.

Diese ihre Weigerung, mit der Erinnerung an den Alchimisten, brachte unter den Tischgenossen eine eigene Spannung hervor. Der Bürgermeister befahl dem Diener, die Nüsse sogleich weg zu bringen, und bat die Frau, nach einer Entschuldigung, daß er ihren Abscheu vor den Nüssen nicht gekannt, um die Angabe des Geschäftes, das sie zu ihm geführt.

„Ich bin die Wittwe eines Apothekers aus Lyon", sagte sie; „und wünsche, mich hier in Colmar niederzulassen. Die traurigsten Schicksale nöthigen mich, meine Vaterstadt zu verlassen." — Der Bürgermeister fragte sie um ihre Pässe, auf daß er versichert seyn könne, daß sie ihr Vaterland frei von allen gerichtlichen Ansprüchen auf sie verlassen habe. Sie übergab ihre Papiere, die in der besten Ordnung waren und ihr den Namen der Wittwe des Apothekers Pierre dü Pont, oder Petrus Pontanus gaben. Auch zeigte sie dem Bürgermeister mancherlei Atteste der medizinischen Fakultät von Montpellier, daß sie im Besitz der Fabrikationsrezepte vieler trefflicher Arzeneien sey.

Der Bürgermeister versprach ihr alle mögliche Unterstützung bei ihrer Niederlassung, und bat sie, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen, wo er ihr Empfehlungen an einige Aerzte und Apotheker der Stadt schreiben wollte. Als er nun die Frau die Treppe hinauf führte, und oben über den Flur weg, kam dieselbe bei dem Anblick eines kindischen Gemäldes in eine solche Bestürzung, daß der Bürgermeister fürchtete, sie möchte an seinem Arme ohnmächtig werden; er brachte sie schnell auf seine Stube und sie ließ sich unter bittern Thränen auf einen Stuhl nieder.

Der Bürgermeister wußte die Veranlassung ihrer Gemüthsbewegung nicht und fragte sie: was ihr fehle. Sie sagte ihm: „Mein Herr, woher kennen Sie mein Elend, wer hat das Bild an die Stubenthür geheftet, an welcher wir vorüber gingen?" Da erinnerte sich der Bürgermeister an das Bild und sagte ihr: daß es die Spielerei seines jüngsten Sohnes sey, welcher eine Neigung habe, alle Ereignisse, die ihn näher interessirten, in solchen Malereien auf seine Art zu verewigen. Das Bild aber bestand darin, daß der Knabe, welcher das Jahr vorher den Alchimisten knieend und die Hände ringend in dieser Stube: „ah, mon Dieu, mon Dieu!" hatte ausrufen hören, diesen in derselben Stellung, und über ihn drei Nüsse mit dem Spruche: „unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est!" auf eine Pappe gemalt und an die Stubenthür, wo der Alchimist gewohnt, befestigt hatte.

„Wie kann Ihr Sohn das schreckliche Unglück meines Mannes wissen?" sagte die Frau; „wie kann er wissen, was ich ewig verbergen möchte und weswegen ich mein Vaterland verlassen habe?"

„Ihres Mannes?" erwiederte der verwunderte Bürgermeister; „ist der Chemiker Todénus ihr Mann? Ich glaubte, nach ihrem Passe, daß Sie die Wittwe des Apothekers Pierre dü Pont aus Lyon seyen."

„Die bin ich", entgegnete die Fremde; „und der Abgebildete ist mein Mann, dü Pont, mir zeigt es die Stellung, in welcher ich ihn zuletzt gesehen, mir zeigt es der fatale Spruch und die Nüsse über ihm."

Nun erzählte ihr der Bürgermeister den ganzen Vorfall mit dem Alchimisten in seinem Hause, und fragte sie, wie er sich befinde, wenn er wirklich ihr Mann sey, der vielleicht unter fremdem Namen bei ihm gewesen wäre.

„Mein Herr", erwiederte die Frau; „ich sehe wohl, das Schicksal selbst will, daß meine Schmach nicht soll verborgen bleiben; ich erwarte von Ihrer Rechtschaffenheit, daß Sie mein Unglück nicht zu meinem Nachtheil bekannt machen werden. Hören Sie mich an. Mein Mann, der Apotheker Pierre dü Pont, war wohlhabend, er würde reich gewesen seyn, wenn er nicht durch seine Neigung zur Alchimie vieles Geld verschwendet hätte. Ich war jung und hatte das große Unglück, sehr schön zu seyn. Ach, mein Herr, es giebt schier kein größeres Unglück, als dieses, weil keine Ruhe, kein Friede möglich ist, weil Alles nach Einem verlangt und verzweifelt, und man in solche Bedrängnisse und Belagerungen kömmt, daß man sich manchmal gar, nur um des ekelhaften Götzendienstes los zu werden, dem Verderben hingeben könnte. Eitel war ich nicht, nur unglücklich; denn ich mochte mich auch absichtlich schlecht und entstellend kleiden, so wurde doch immer eine neue Mode daraus und man fand es allerliebst. Wo ich ging und stand, war ich von Verehrern umgeben, ich konnte vor Serenaden nicht schlafen, mußte einen Diener halten, die Geschenke und Liebesbriefe abzuweisen und alle Augenblicke mein Gesinde abschaffen, weil es bestochen war, mich zu verführen. Zwei Diener in der Apotheke meines Mannes vergifteten sich einander, weil ein Jeder von ihnen entdeckt hatte, daß der Andere ein Edelmann sey, der aus Leidenschaft zu mir unter fremdem Namen in unsere Dienste gegangen war. Alle Leute, die in unsrer Offizin Arznei holten, waren dadurch schon im Verdacht, liebeskrank zu seyn. Ich hatte von allem diesem nichts, als Unruhe und Elend, und nur die Freude meines Mannes an meiner Gestalt hielt mich ab, mich an meiner Larve zu vergreifen und mich auf irgend eine Weise zu entstellen. Oft fragte ich ihn: ob er denn an meinem Herzen und guten Willen nicht genug habe, er möchte mir doch erlauben, mein Gesicht, das so vieles Unheil stifte, durch irgend ein beizendes Mittel zu verderben, aber er erwiederte mir immer: Schöne Amelie! ich würde verzweifeln, wenn ich dich nicht mehr ansehen könnte; ich würde der unglücklichste Mensch seyn, wenn ich den ganzen Tag in meinem rußigen Laboratorium vergebens geschwitzt habe, und meine Augen Abends nicht mehr an deinem Anblick erquicken könnte. Du bist der einzige klare Punkt in meiner finstern Bestimmung, und wenn ich alle meine Hoffnung habe nach schwerem Tagewerk zum Rauchfang hinausfliegen sehen, tritt mir alle meine Hoffnung am Abend in deiner Schönheit wieder entgegen. Er liebte mich zärtlich, aber Gott segnete unsre Liebe nicht, wir hatten keine Kinder. Als ich ihm meine Trauer hierüber einst sehr lebhaft mittheilte, ward er finster und sprach: So Gott will, und mir nicht Alles mißlingt, wird uns auch diese Freude werden. An einem Abend kam er spät nach Hause, er war ungewöhnlich froh, und gestand mir, daß er heute mit einem sehr tief eingeweihten Adepten sich unterhalten habe, der einen lebhaften Antheil an ihm und mir zu nehmen scheine, und unsere Wünsche würden bald erfüllt werden. Ich verstand ihn nicht."

„Nach Mitternacht erwachte ich durch ein Geräusch; ich sah meine Stube voll fliegender, leuchtender Johanniskäfer; ich konnte nicht begreifen, wie die Menge dieser Insekten in meine Stube gekommen sey; ich erweckte meinen Mann und fragte ihn: was das nur zu bedeuten habe? Zugleich sah ich auf meinem Nachttische ein prächtiges venetianisches Glas voll der schönsten Blumen stehen und daneben neue seidene Strümpfe, Pariser Schuhe, wohlriechende Handschuhe, Bänder und dergleichen liegen. Mir fiel ein, daß morgen mein Geburtstag sey, und ich glaubte, mein Mann habe mir diese Galanterie gemacht, wofür ich ihm herzlich dankte. Er aber versicherte mir mit den heiligsten Schwüren, daß diese Geschenke nicht von ihm herrührten, und die heftigste Eifersucht faßte zum ersten Mal in ihm Wurzel. Er drang bald auf die rührendste und dann wieder heftigste Weise in mich, ihm zu erklären, wer diese Dinge hierher gebracht; ich weinte und konnte es ihm nicht sagen. Er glaubte mir nicht, befahl mir aufzustehen und ich mußte mit ihm das ganze Haus durchsuchen, aber wir fanden Niemand. Er begehrte die Schlüssel meines Schreibepultes, er durchsuchte alle meine Papiere und Briefschaften, er entdeckte nichts. Der Tag brach an, ich verzweifelte in Thränen. Mein Mann verließ mich sehr unmuthig und begab sich nach seinem Laboratorium. Ermüdet legte ich mich wieder zu Bett und dachte unter bittern Thränen über den nächtlichen Vorfall nach; ich konnte mir auch gar nicht einbilden, wer den Handel könne angestellt haben, und verwünschte, indem ich mich selbst in dem Spiegel sah, der meinem Bett gegenüber stand, meine unglückliche Schönheit, ja, ich streckte gegen mich selbst, vor innerem Ekel, die Zunge heraus; aber leider blieb ich schön, ich mochte Gesichter schneiden wie ich wollte. Da sah ich in dem Spiegel aus einem der neuen Schuhe, die auf dem Nachttische standen, ein Papier hervorsehen. Ich griff hastig darnach und las unter heftiger Bestürzung folgendes Billet:

„Geliebte Amelie! Mein Unglück ist größer, als je; Dich mußte ich meiden bis jetzt, und nun muß ich auch das Land fliehen, in dem Du lebst; ich habe in meiner Garnison einen Offizier im Duell erstochen, der sich Deiner Begünstigung rühmte man verfolgt mich, ich bin hier in verstellter Kleidung. Mor

gen ist Dein Geburtstag, ich muß Dich sehen, zum letzten Mal sehen. Heute Abend vor dem Thor findest Du mich in dem kleinen Wäldchen unter den Nußbäumen, etwa hundert Schritte vom Wege, bei der kleinen Kapelle rechts. Wenn Du mir einiges Geld zu meiner Hülfe mitbringen kannst, so wird Dir es Gott vergelten. Ich Thor habe es nicht unterlassen können, die letzten wenigen Louisd'ore meines Vermögens an das kleine Geburtstags-Geschenk zu verwenden, das Du vor Dir siehst. Wie Du es erhalten und was ich dabei gelitten, sollst Du selbst von mir hören. Schweigen mußt Du, kommen mußt Du, oder meine Leiche wird morgen in Deine Wohnung gebracht. Dein unglücklicher Ludewig."

„Ich las diese Zeilen mit der heftigsten Trauer, ich mußte ihn sehen, ich mußte ihn trösten, ich mußte ihm Alles bringen was ich hatte, denn ich liebte ihn unaussprechlich und sollte ihn auf ewig verlieren."

Hier schüttelte der Bürgermeister lächelnd den Kopf und sprach: „So haben Sie also doch, meine Dame, für einen fremden Mann Zärtlichkeit empfunden?"

Die Fremde erwiederte mit einem ruhigen Selbstgefühl: Ja, mein Herr; aber verdammen Sie mich nicht zu früh, und hören Sie meine Erzählung ruhig aus. Ich raffte den ganzen Tag Alles, was ich an Geld und Geschmeide hatte, zusammen und packte es in ein Bündel, den ich mir gegen Abend von unsrer Magd nach einem Badehause in der Gegend jenes Thores, vor welchem Ludewig mich erwarten sollte, tragen ließ. Dieser Weg hatte nichts Auffallendes, ich war ihn oft gegangen. Als wir dort angekommen waren, sendete ich meine Magd mit dem Auftrage zurück: mir um neun Uhr einen Wagen an das Badehaus zu senden, der mich nach Hause bringen solle. Sie verließ mich, ich aber ging nicht in das Badehaus, sondern begab mich mit meinem Bündelchen unter dem Arm vor das Thor nach dem Walde, wo ich erwartet wurde. Ich eilte nach dem bestimmten Orte, ich trat in die Kapelle, er flog in meine Arme, wir bedeckten uns mit Küssen, wir zerflossen in Thränen; auf den Stufen des Altares der kleinen Kapelle, die von Nußbäumen beschattet waren, saßen wir mit verschlungenen Armen und erzählten uns unter den zärtlichsten Liebkosungen unsre bisherigen Schicksale. Er verzweifelte schier, daß er mich nun nie, nie wiedersehen sollte. Der Abschied nahte; es war halb neun Uhr geworden, der bestellte Wagen erwartete mich. Ich gab ihm das Geld und die Juwelen, und er sagte zu mir: O Amelie, hätte ich nur heute Nacht vor deinem Bette mich erschossen, aber der Anblick deiner Schönheit im Schlafe entwaffnete mich. An dem Rebengeländer deines offenen Fensters bin ich in deine Stube geklettert und habe die Johanniskäfer fliegen lassen, an denen ich auf meiner ganzen Reise gesammelt, weil ich mich erinnerte, daß du sie liebtest; dann legte ich dir die neuen Schuhe und Strümpfe hin, und nahm mir die mit, welche du am Abend abgelegt hattest; dein trockner, ehrlicher Mann schien mir über seinen tollen Gedanken zu träumen: ich habe ihn gestern schon gesprochen, er begegnete mir hier im Walde botanisirend; es war schon düster und da ich selbst Waldblumen dir zum Strauße suchte, hielt er mich für seines Gleichen und wir geriethen in ein langes alchimistisches Gespräch. Ich theilte ihm die Anweisung eines Mönches mit, der mich auf meiner letzten Reise in der Provence, als ich in einem Kloster übernachtete, lange von dem Geheimniß unterhielt, einen lebendigen Menschen auf chemischen Wege in einem Glase heraus zu destilliren. Dein guter Mann nahm Alles für baare Münze, umarmte mich herzlich und bat mich, ihn bald zu besuchen, worauf er mich verließ; ach, er wußte nicht, daß ich ihn in derselben Nacht wirklich auf halsbrechendem Wege besuchen sollte. Wie muß ich dich bedauern, daß du kinderlos und eines solchen Thoren Gattin bist!

Ich war noch unwillig auf meinen Mann wegen seiner nächtlichen Eifersucht, und sagte: ja, ich habe ihn als einen Thoren kennen gelernt. Aber da die Zeit der Trennung fast verflossen war und ich meine Arme um ihn schlang und ausrief: Lebe wohl, lieber, lieber Ludwig! Sieh, wie diese heilige Stunde des Wiedersehens verflossen ist, so geht auch bald das ganze elende Leben dahin: habe ein wenig Geduld, Alles ist bald zu Ende; da brach er drei Nüsse von einem Baume bei der Kapelle und sprach: Diese Nüsse wollen wir zum ewigem Angedenken noch zusammen essen und so oft wir Nüsse sehen, wollen wir aneinder gedenken. Er biß die erste Nuß auf, theilte sie mit mir und küßte mich zärtlich; ach, sagte er, da fällt mir ein alter Reim von den Nüssen ein, er fängt an: unica nux prodest, eine einzige Nuß ist nützlich, aber es ist nicht wahr, denn wir müssen bald scheiden; die folgenden Worte sind wahrer; nocet altera, die zweite schadet; ja wohl, denn wir müssen bald scheiden! Da umarmte er mich unter heftigen Thränen und theilte die dritte Nuß mit mir, und sagte: Bei dieser sagt der Spruch wahr; o Amelie, vergiß mich nicht, bete für mich! tertia mors est, die dritte Nuß ist der Tod! — Da fiel ein Schuß, Ludwig fiel zu meinen Füßen; tertia mors est! schrie eine Stimme durch das Fenster der Kapelle; ich schrie: o Jesus, mein Bruder, mein armer Bruder Ludwig erschossen!

„Allmächtiger Gott! Ihr Bruder war es?" rief der Bürgermeister aus.

„Ja, es war mein Bruder"; erwiederte sie ernst; „und nun erwägen Sie mein Leid, da mein Mann, als der Mörder mit einer Pistole vor mich trat; er hatte noch einen Schuß in dem Gewehr, er wollte sich selbst tödten; ich aber entriß ihm die Waffe und warf sie in das Gebüsch: flieh, flieh! rief ich aus, die Gerechtigkeit verfolgt dich, du bist ein Mörder geworden. Er war in Schmerzen versteinert, er wollte nicht von der Stelle, wir hörten Leute, die sich auf den Schuß von der Landstraße nahten, ich gab ihm das Geld und die Geschmeide, die ich meinem Bruder bestimmt hatte und stieß ihn aus der Kapelle hinaus."

„Nun ließ ich meinem Wehgeschrei vollen Lauf, und die Ankommenden, unter welchen Männer waren, die mich kannten, brachten mich, wie eine halb Wahnsinnige, nach Hause. Der Leichnam meines Bruders ward auf das Rathhaus gebracht; es begann eine gräßliche Untersuchung. Glücklicherweise fiel ich in ein hitziges Fieber und war lange genug ohne den Gebrauch meiner Sinne, um meinen Gemahl nicht eher verrathen zu können, als bis er bereits in völliger Sicherheit über der Grenze war. Kein Mensch zweifelte, daß er der Mörder sey, weil er an demselben Abend verschwunden war. Die Verläumdung fiel nun mit ihren greulichsten Zungen über mich her; — Alles, was andre Frauen von mir sagten, die mich meines Elends, meiner Schönheit wegen beneideten, alle Schandreden der Männer, welche nichts an mir ärgern konnte, als meine Tugend, will ich hier nicht wiederholen; genug, wenn ich sage, daß man mir den Beweis: der Ermordete sey mein Bruder, durch den schändlichsten Verdacht zu erschweren suchte. Alles wollte mich in den Staub treten, um über meine gehässige Tugend zu triumphiren. Dabei genoß ich der ekelhaftesten Theilnahme aller jungen Advokaten, und war im Begriff, vor Bedrängniß und Jammer wirklich den Verstand zu verlieren. Auf ein Testament meines Mannes, zu Gunsten meiner, ließ ich die Apotheke unter Administration setzen und zog mich auf mehrere Jahre in ein Kloster zurück. So verstummte endlich das Gespräch und ich beschäftigte mich während dieser Zeit mit der Zubereitung der Arzneien für die Armen, welche die Klosterfrauen verpflegten."

„Ihr Unglück rührt mich ungemein", entgegnete der Bürgermeister; „aber die Art, wie Sie von dem Betragen Ihres Bruders sprachen, machte auch mir eher den Eindruck eines Geliebten, als eines Bruders."

„O mein Herr", erwiederte die Fremde; „dies eben war eine Haupt-Ursache meines Leides; er liebte mich mit größerer Leidenschaft, als er es sollte, und mit der kräftigsten Seele arbeitete er dieser bösen Gewalt meiner Schönheit entgegen. Er sah mich manchmal in mehreren Jahren nicht, ja er durfte mir selbst nicht mehr schreiben, nur die Noth hatte ihn bei dem letzten Vorfall zu mir getrieben, und so konnte ich ihm meinen Anblick doch nicht versagen. Mein Mann kannte ihn nicht und ich hatte ihn deshalb geheirathet, um die Leidenschaft meines Bruders entschieden zu brechen. Ach, er hat sie selbst gebrochen mit seinem Leben! Mein Mann, von seiner Eifersucht beunruhigt, hatte sein Laboratorium früh verlassen; die Magd sagte ihm, daß ich nach dem Badehause sey; es fuhr ihm der Gedanke an Verrath durch die Seele, er steckte eine doppelte Pistole zu sich und suchte mich in dem Badehause auf. Er fand mich nicht, aber hörte die Aussage der Bademeisterin: sie habe mich zum nahgelegenen Thor hinausgehen sehen. Da erinnerte er sich des Fremden, der gestern mit ihm in dem Wäldchen geredet und ihn auch nach seiner Frau gefragt habe; er erinnerte sich, daß derselbe Johanniswürmer gefangen, sein Verdacht erhielt Gewißheit; er eilte nach dem Wäldchen, nahte der Kapelle, hörte das Ende unsrer Unterredung: tertia mors est, — er beging die schreckliche That."

„O, der unglückliche, arme Mann!" rief der Bürgermeister aus; „aber wo ist er, was macht er, was führt Sie hierher, konnten Sie ihm verzeihen, werden wir ihn hier wiedersehen?"

„Wir werden ihn nicht wiedersehen, ich habe ihm verziehn, Gott hat ihm verziehen!" entgegnete die Fremde; „aber Blut will Blut, er konnte sich nicht selbst verzeihen! Acht Jahre lebte er in Copenhagen an dem Hofe des Königs von Dänemark, Christian des Vierten, als Hof-Laborant; denn dieser Fürst war den geheimen Künsten sehr zugethan. Nach dem Tode desselben zog er an manchen norddeutschen Höfen herum. Er war immer unstät und von seinem Gewissen gepeinigt, und wenn er Nüsse sah und von Nüssen hörte, fiel er oft plötzlich in die heftigste Trauer. So kam er endlich zu Ihnen, und als er hier den unglücklichen Vers hörte, floh

er nach Basel. Dort lebte er, bis die Nüsse wieder reiften, da ward seine Unruhe unaufhaltsam; seine Zeit war abgelaufen: er reis'te ab nach Lyon und lieferte sich selbst den Gerichten aus. Er hatte vor drei Wochen ein rührendes Gespräch mit, er war gut wie ein Kind, er bat mich um Vergebung, ach! ich hatte ihm längst vergeben. Er sagte mir, ich solle nach seiner schimpflichen Todesstrafe Frankreich verlassen und nach Colmar reisen, dort sey der Bürgermeister ein sehr redlicher Mann. Zwei Tage hierauf ward er unter unzähligem Volkszulauf, bei der Kapelle, wo der Mord geschehen, enthauptet. Er kniete nieder in dem Kreise, brach drei Nüsse desselbigen Baums, welcher meinem Bruder die Todesnuß getragen hatte, theilte sie alle drei mit mir und umarmte mich nochmals zärtlich; dann brachte man mich in die Kapelle, wo ich betend an den Altar niedersank. Er aber sprach draußen: unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est, und bei diesem letzten Worte machte der Schwerdtstreich seinem elenden Leben ein Ende. — Dieses ist meine Geschichte, Herr Bürgermeister."

Mit diesen Worten endete die Dame ihre Erzählung, der Bürgermeister reichte ihr gerührt die Hand und sagte: „Unglückliche Frau! nehmen Sie die Versicherung, daß ich von Ihrem Unglück tief gerührt bin und das Vertrauen Ihres armen Mannes auf meine Redlichkeit auf alle Weise zu Ihrer Beruhigung wahr machen will."

Indem er dies sprach und seine Thränen unterdrückend auf ihre Hand niedersah, bemerkte er einen Siegelring an ihrem Finger, der einen lebhaften Eindruck auf ihn machte; er erkannte auf ihm ein Wappen, das ihn ungemein interessirte. Die Dame sagte ihm: es sey der Siegelring ihres Bruders. — „Und sein Familienname heißt?" fragte der Bürgermeister lebhaft. — „Piautaz"; erwiederte die Fremde; „unser Vater war ein Savoyarde und hatte einen Kram in Montpellier."

Da wurde der Bürgermeister sehr unruhig, er lief nach seinem Pulte, er holte mehrere Papiere hervor, er las, er fragte sie um das Alter ihres Bruders, und da sie zu ihm sagte: heute würde er 46 Jahr alt seyn, wenn er noch lebte, sagte er mit freudigem Ungestüm: „Recht, ganz recht! heute ist er so alt, denn er lebt noch. Amelie, ich bin Dein Bruder! ich bin von der Amme Deiner Mutter gegen das Söhnlein des Mechanikus Maggi ausgewechselt worden; Dein Bruder hat Dich nicht geliebt: es war Maggi's Sohn, der Deines Bruders Namen trug und eines so unglücklichen Todes starb. Wohl mir, daß ich Dich fand!"

Die gute Dame konnte sich in diese Rede gar nicht finden; aber der Bürgermeister überzeugte sie durch ein, über diesen Austausch von der Amme auf ihrem Todesbett aufgenommenes Protokoll und sie sank ihrem neugefundenen Bruder in die Arme.

Sie soll nachher dem Bürgermeister drei Jahr die Haushaltung geführt haben, und als er gestorben, in das Kloster zu St. Clara in Colmar gegangen seyn, und demselben ihr ganzes Vermögen vermacht haben.

Der Abend *).

Nach seiner Heimath kühlen Lorbeerhainen,
Schwebt auf der gold'nen Schale
Schon Helios, es glühen rings die Wellen,
Der Ozean erschwillt in frohen Scheinen,
Die wie mit Blitzesstrahle
Die ernste Nacht der fernen Ufer hellen,
Und über alle Schwellen
Ergießt der Gott die stillen Feuerwogen
'um ew'gen Himmelsbogen,
Daß von den Bergen durch das dunkle Leben
Des Tages Flammen wiederhallend beben.

Hoch auf den Bergen wehen seine Flammen,
Den raschen Mann zu führen,
Der seiner Reise Ziel noch nicht errungen,
Er strahlet mit dem Glanze stets zusammen,
Wenn gleich die Füße gleiten,
Bleibt von dem Lichte doch sein Haupt umschlungen.
Nie von der Nacht bezwungen
Lenkt ruhig nach der Sterne heil'gem Feuer,
Das ernste Schiff den Steuer
Und wandelt heimwärts durch die dunkeln Fluthen
Vertrauend auf des Leuchtthurms hohe Gluthen.

Vom kühnen Felsen rinnen Lichter nieder,
Die Thäler zu ergründen,
Und wo des Feuers milde Quelle ziehet,
Verglimmen bald des Haines wilde Lieder,
Denn alle Töne schwinden,
Bis sie des Abends Flammen rein geglühet —
Und welch ein Lied erblühet —
Es flieht die Nachtigall die gold'nen Schlingen
Und süß gefangen ringen
Im Liede Liebesschmerz und Schmerzes-Liebe,
Daß Schmerz in Liebe, Lieb' in Schmerz sich übe *).

So drang der Töne Frühling aus dem Schweigen,
So auch in reinen Seelen
Des Tages wilde Kämpfe bald zerrinnen,
Wenn Lieb' und Schmerz sich hold zusammen neigen,
Die Zwietracht zu verhehlen,
Und rührend doch den ew'gen Streit beginnen.
Ach, keine mag gewinnen! —
Ein Wundergift fließt beiden von den Pfeilen,
Zu tödten und zu heilen —
Denn er muß stets an ihrem Pfeil gesunden,
Und sterbend lebt sie nur in seinen Wunden.

Doch bald wird nun die Ruhe niederschweben,
Daß alle Schmerzen fliehen,
Den heißen Kampf die stillen Schatten kühlen,
Dann mag der Sehnsucht ungelöstes Leben
In heil'gen Phantasien,
In schönen Träumen dichtend sich erwühlen.
Könnt ihr solch Leben fühlen?
So will, mit seinem Rausch euch zu erfüllen,
Mein Bild ich gern enthüllen,
Mein Bild, wie in des Abends Heiligthumen
Die Jungfrau redet mit den holden Blumen.

Die Jungfrau und die Blumen.

Wo leis' des Gartens dichte Schatten rauschen,
Und in den dunklen Zweigen
Die reifen gold'nen Früchte heimlich schwellen
Gleich holden Engeln, die in Wolken lauschen,
Und freundlich sich bezeigen,
Seht ihr die weiße Jungfrau sich erhellen.
Des Lichtes letzte Wellen
Umfließen sie. Sie sitzt, und ihr zu Füßen
Unschuld'ge Blumen sprießen;
Sie spricht zu ihnen, weckt mit ihren Blicken,
Die schon die Augen schließen, schlafend nicken.

Es scheint ihr Wort sie mehr noch einzuwiegen,
Was ihre Lippen sprechen,
Wall längst im Traum um ihre zarten Seelen
Und wohnt in ihrem Leben still verschwiegen —
Die Stummheit zu zerbrechen,
Sind sie zu schwach, und können's nicht erzählen,
Doch sie kann Nichts verhehlen,
Der stille Abend löst die keuschen Banden,
Die ihren Schmerz umwanden,
Sie klaget leis', und mit den blauen Augen
Will Antwort sie aus ihrer Stummheit saugen.

„Ihr blinden Kinder, wenn der ew'ge Schlummer
„Von euren Augen weichet,
„Wenn eure Lippen seufzend sich erschließen,
„Ein warmes Herz euch bebt, und eurem Kummer
„Die Götter Worte reichen,
„Erblüh' ich eine Blume euch zu Füßen,
„Ihr werdet still mich grüßen,
„Und für der Liebe jungfräuliches Bangen
„Der Blume Trost verlangen,
„Denn wir sind Schwestern, sind im harten Leben
„Der tiefen Liebe frühem Tod gegeben.

---

*) Aus: Godwi, oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. 2r Band. Bremen, 1802. S. 243.

*) Ich konnte das schöne Tonspiel des Italiänischen von amare und amaro nicht anders geben.

„Was Lilje keusch in deinem Kelche webet,
„Was Rose roth dich malet
„Und eure Augen stille Veilchen sagen,
„Auch keusch und bang in meinem Busen strebet
„Von meinen Lippen strahlet
„Und still und wild die blauen Augen klagen.
„Und faßt ein gleich Verzagen,
„Ach! nimmer kann des Herzens still Verbrennen
„Der keusche Mund bekennen,
„Ach! nimmer will die wilde Welt verstehen,
„Was unsrer Düfte stumme Lippen flehen.

„Wenn linde Sonnenstrahlen nieder sehen,
„Sich laue Weste regen,
„Erkennen wir aus uns mit dunklem Sehnen,
„Doch nimmer wissen wir, wie uns geschehen.
„Was wir im Innern hegen,
„Ist süßes Träumen und ein kindisch Wähnen.
„Es fließen alle Thränen
„Noch leicht herab, und weilen keine Schmerzen
„Im unerschloßnen Herzen,
„Bis von der ew'gen Liebe tiefen Quellen
„Das Herz sich dehnt, und leis' die Knospen schwellen.

„Im Busen keimet heimliches Begehren,
„Und mildes Widerstreben,
„Und wie sie liebend mit einander walten,
„Erzeuget sich ein hoffendes Entbehren;
„Der Blüthe junges Leben
„Will nun die zarten Blätter schon entfalten.
„Die freundlichen Gestalten,
„Die in verborg'ner Werkstatt noch gefangen,
„Nach Freiheit sehr verlangen,
„Bis uns des Morgens gold'ner Pfeil erschließet
„Und der geheimen Wunde Thräne fließet.

„Nun lösen sich die räthselhaften Triebe
„Und zu dem reinen Throne,
„Der aus dem Herzen froh herauf gedrungen,
„Steigt schüchtern und verschleiert unsre Liebe.
„Es hat die bunte Krone
„Der sanften Königin das Licht geschlungen.
„Sie hat das Reich errungen,
„Und blickt in ihres Sieges junger Wonne
„So freudig nach der Sonne,
„Die freundlich sich in ihren Schooß ergießet
„Und sie mit gold'nen Strahlen froh begrüßet,

„Dir, arme Königin, wie wird dir bange,
„So einsam und verlassen,
„So arm siehst du hinaus, ins weite Leben,
„Die eignen Düfte küssen deine Wange,
„Du mußt dich selbst umfassen,
„Kein Volk, kein schöner Freund dir Liebe geben.
„Die zarten Säulen beben,
„Auf denen sich dein leichter Thron beweget,
„Vom Weste selbst erreget.
„Die Nacht flieht lieblos dir in dunklen Träumen,
„Am Morgen Thränen deine Blicke säumen.

„Sind nicht dein Thron des Busens junges Wogen,
„Dein Purpur, rothe Wangen,
„Dein Diadem, der Locken gold'ne Schlingen?
„Ach! bald sind all die Wellen weggezogen,
„Der Purpur bald vergangen,
„Gelöst die Flechten, die dein Haupt umfingen.
„Der Liebe Pfeile dringen
„Vom Himmel und der Schmerzen glühes Wühlen
„Im Herzen zu erfühlen,
„Löst du in stillen Thränen dein Geschmeide,
„Der Thränen Weide wirst du, Augenweide!

„Du, arme Königin! so ohne Wehre
„Sollst schweren Kampf du führen,
„Will Keiner für die holde Braut denn streiten,
„Will Keinen, daß die Gluth sie nicht verzehre,
„Solch' zarte Schönheit rühren,
„Des Schattens liebend Dach um dich zu breiten?
„O, stummes bitt'res Leiden!
„Welch Leben, wo die Liebe ungedinget
„Dir keine Hülfe bringet,
„Und wolltest du den dichten Schleier heben,
„So würde dir des Schatzes Geist entschweben.

„Und heißer, immer heißer dein Begehren,
„Und leiser deine Klagen!
„Die Farben schon, die deinen Schmerz verkünden,
„Der Düfte leise Worte sich verzehren,
„Um lauter stets zu sagen,
„Wie dich die wilden Flammen ganz entzünden.
„Die Hülfe zu ergründen,
„Willst du vom freien Throne niedersteigen,
„Dem Frevel dich zu neigen?
„Noch elender ein Handwerk voller Wehe,
„Umzunfte dich der schnöde Tod, die Ehe. —

„Nein! solcher Aermlichkeit dich hinzubieten,
„Wird Armuth dich nicht zwingen,
„Die freie Liebe läßt sich nicht umarmen,
„Wo sie den Kuß in Zweck und Absicht schmieden,
„Wo Trieb und Freiheit ringen,
„Und alle Lüste an der Noth verarmen,
„Dem Handwerk zum Erbarmen,
„Wo zwei geübte Langeweilen weilen
„Und Pflicht und Nothdurft theilen,
„Darfst du dich nicht ergeben — heilig Leben!
„Dein Bild nicht in des Haushalts Linnen weben.

„O, könntest ruhig du dein Sterben leben,
„Die andern nicht erkennen,
„Die alles Lebens eine Hälfte fassen,
„Sich stille wandelnd hohes Ansehn geben,
„Und hin und wieder rennen,
„Als wäre ohne sie die Welt gelassen.
„Ach wohl! ist sie verlassen,
„Das Leben ist zur Selbstbetrachtung worden,
„Die Liebe zu ermorden,
„Und forscht die Schönheit tödtend nach Gesetzen,
„Die Liebe und die Schönheit zu ersetzen.

„Sie wähnen gar, die Liebe sey verloren,
„Weil sie sich selbst vermissen,
„Das Leben in Verzeichnisse schon bringen,
„Als würde fernerhin nicht mehr geboren,
„Als bräch' aus Finsternissen
„Der Tod herauf, die Mutter zu verschlingen.
„Mit solchen Wunderdingen
„Vermeinen sie die längst verlor'nen Grenzen
„Der Liebe zu ergänzen,
„Und ordnen uns und stellen nach den Flammen
„Dem Tode in Systeme uns zusammen.

„Wie schöner Sieg! Wir können hier nicht sterben,
„Denn hier war uns kein Leben,
„Ein Frühling nur, wir sind es selbst gewesen,
„Erblühen und Verglühen — kein Verderben
„Kann unser Bild entweben,
„Nur Opfer kann der Liebe Fessel lösen,
„O, freudiges Genesen!
„Erhebe, sanfte Königin, den Schleier
„Dem reinen Himmelsfeuer,
„Will liebend nicht das Leben dich erringen,
„So laß vom stillen Gotte dich umschlingen.

„Wie glüht der Mittag heiß, in tiefem Schweigen
„Eröffnet sie den Schleier,
„Der Liebe Heiligthum muß sie enthüllen,
„Und zu dem Throne glühe Strahlen steigen,
„Des stillen Gottes Freier,
„Die wachen Schmerzen tödtend ihr zu stillen.
„Sie reicht dem mächt'gen Willen
„Die Liebe hin, und löset ihre Krone
„Und breitet auf dem Throne
„Die duftenden Gewänder, an den Gluthen
„Des Bräutigams sich opfernd zu verbluten.

„Mir ist das schöne Opfer bald verglommen,
„Es wallt das letzte Düften
„Dem lichten Gott, der mit der Krone fliehet,
„Er wand sie mir, er hat sie hingenommen,
„Und in den reinen Lüften
„Das bunte Leben mit ihm heimwärts ziehet,
„Mein stiller Abend glühet,
„Und wo des hohen Glanzes reine Wellen
„In heißem Purpur schwellen
„Da brechen sich der Sehnsucht letzte Wogen,
„Und ist der Streit der Liebe hingezogen."

O Nacht! so voller Liebe,
Ergieße deine dunkle Fluth der Bangen,
Umfange ihr Verlangen,
Laß kühlend um die kämpfenden Gestalten
Das stille Meer der ew'gen Liebe walten.

Sophie Brentano, früher Sophie Mereau,

geborne Schubart, erblickte das Licht der Welt am 27. März 1761 zu Altenburg, vermählte sich mit dem Professor Mereau zu Jena, ward aber von demselben 1804 geschieden und heirathete darauf Klemens Brentano, dem sie am 31. October 1806 in Heidelberg durch den Tod entrissen wurde.

Ihre Schriften sind:

Das Blüthenalter der Empfindung. Gotha, 1794.
Gedichte. Berlin, 1800—1802. 2 Thle. (Der 2. Thl. auch unter dem Titel Serafine.)
Kalathiskos. Berlin, 1801 — 1802. 2 Thle.
Die Margarethenhöhle. Berlin, 1803. 3 Thle.
Amanda und Eduard. Frankfurt, 1803. 2 Thle.
Spanische und italienische Novellen. 2 Thle. Penig, 1804. 1806.
Bunte Reihe kleiner Schriften. Frankfurt, 1805.
Uebersetzungen aus dem Französischen und Erzählungen in: Kleine Romanenbibliothek u. s. w. Göttingen, 1799 — 1801. Gedichte in dem von ihr herausgegebenen Berliner Damenkalender, Berlin, 1799. und der Poetischen Blumenlese, Göttingen, 1803. — Ferner Sappho und Phaon, aus dem Englischen. Aschaffenburg, 1811. N. A. Würzburg, 1824 u. s. w.

Ein vortreffliches Urtheil über Sophie Brentano findet sich in der Allgemeinen Literaturzeitung, Jahrg. 1810, Ergänzungsblätt. Nro. 14, S. 111. — Wir lassen es hier folgen, da es Alles erschöpft, was wir über diese Dichterin zu sagen wüßten, und bemerken nur, daß wir ihren Roman „Eduard und Amanda" für ihre gelungenste Leistung halten. Obwohl dieses Buch in mancher Hinsicht den vorherrschenden Grundsätzen und Meinungen über Ehe und eheliche Treue entgegentritt, so waltet doch in demselben eine reine und edle Gesinnung, die, in anmuthigem Gewande vorgetragen, ihren Eindruck nicht verfehlte.

Das bereits erwähnte Urtheil lautet: „Sophie Brentano, deren früher Tod zu beklagen ist, gehört unter die Dichterinnen Deutschlands, die nicht ohne inneren Beruf und Weihe der Dichtkunst huldigten. Ohne originell zu seyn, wußte sie sich doch die Formen höherer Kunst so innig anzueignen und ihr zartes, von allem Schönen schnell erregtes und begeistertes Gemüth in dieselbe zu ergießen, daß gern das Ohr ihren Melodieen lauschte und gern durch sie an ihre Vorbilder erinnert wurde. Späterhin bestimmte sie Neigung oder der herrschende Geschmack, den Ansichten neuerer Kunstphilosophie zu folgen, die, so tief und wahr gegriffen auch ihre ersten Grundsätze seyn mochten, doch in ihrer Anwendung (weniger durch die Schuld ihrer Stifter, als durch die ihrer Nachbeter) sich nicht selten so vergriff und im Dunkeln irrte, daß sie eine Menge schiefer Speculationen, leerer Träumereien und bizarrer Kunstschöpfungen nothwendig zur Folge haben mußte. Doch bewahrte sie ihr geläuterter Geschmack vor leerem Klingklang und religiösem Aberwitz. Nur zuweilen ging ihre Empfindung in Empfindelei oder in Wortgepräng oder in Gehaltlosigkeit über."

Vgl. Journal des Luxus und der Mode, Jahrgang 1807, Januarheft, S. 68 fgde.

Episode.*)

Es blickt der Sohn, noch mit gestilltem Sehnen,
Froh in der theuern Augen sanftes Licht,
Indeß der Vater süßer Rührung Thränen
Sich trocknet, und das Schweigen unterbricht.
„Rasch," sagt er, „schreitet fort der Stunde Gang,
„Und was ich dir zu sagen hab', ist lang.

„Arm waren, die in Spaniens Gefilden
„Mich einst gezeugt; kein holdes Traumgesicht
„Schlang um die Wiege sich: ich wuchs in wilden
„Umgebungen empor, und alles Licht,
„Das Kenntniß und Kultur dem Geist verleihn,
„Blieb fremd mir, doch mit ihm auch falscher Schein.

„Erst später traf es, daß mein eigner Sinn
„Dem Herrn des Orts, der meine Aeltern nährte,
„Vielleicht durch seine Neuheit, Lust gewährte.
„Sein Wohlgefallen brachte mir Gewinn;
„Denn täglich durft ich nun bei ihm verweilen,
„Mit seinem Sohn den Unterricht zu theilen.

„Mit diesem lebt' ich Jahre lang zusammen,
„Er war ein Kind voll Wildheit und voll Leben,
„Von Schmeichlern, von Vergnügen stets umgeben,
„Oft brennend von des Uebermuthes Flammen.
„Wild war auch ich, doch wieder schmelzend weich;
„Wir liebten uns, und haßten uns zugleich.

„Nach Barzelona zog mich mein Geschick,
„Ich lebte dort ein einsam frohes Leben,
„Den Wissenschaften gänzlich hingegeben,
„Hätt' ich mein stilles unbemerktes Glück
„Mit keinem, den nur eitler Glanz berauscht,
„So sehr er schimmern mochte, je vertauscht.

„Die Armuth schien mir ehrenvoll; ich haßte
„Den knecht'schen Geist, der nur in Zahlen denkt,
„Der Werth und Glück auf eine Menschenkaste,
„Auf todtes Gut mit engem Sinn beschränkt.
„Klein war die Sphäre, die mich äußerlich umzog,
„Doch frei mein inn'rer Sinn, der durch das Weltall flog.

„Wie schmerzlich fühl' ich's, daß die lieben Fluren
„Des schönen Mutterlands ein Fluch noch drückt;
„Daß dumpfe Knechtschaft die geweihten Spuren
„Von innerm Leben frevelnd dort erstickt!
„Dies Bild nur trübte mir die stillen Tage,
„Und oft erschöpft' ich mich in banger Klage.

„Arm, wie ich war, für meine Wahrheit glühend,
„Voll raschen Sinns in jugendlicher Brust,
„Fand ich der Menschen Gunst mir wenig blühend,
„Und nie umstrahlte mich des Glückes Lust.
„Da dacht' ich: mag es doch, daß eine Welt mich haßt!
„Wenn nur ein einziges verwandtes Herz mich faßt!

„Und dieses fand ich. — Nie vergeßne Stunden! —
„Der Erdenfreuden heiligste war mein;
„Was selten nur ein Sterblicher empfunden:
„Ganz rein und unentweiht zu seyn!
„Nicht Stand, nicht Ruhm und Glanz, kein fremdes Gut,
„Erwarben mir der schönsten Liebe Glut.

„Vereinigt durch das unsichtbare Band,
„Das, auf geheimen Einklang fest gegründet,
„Auf ewig die verwandten Seelen bindet,
„War uns die Liebe Reichthum, Ehre, Stand:
„Und weit und breit goß ihren Rosenschimmer
„Die Jugend aus, und wir verzagten nimmer.

„Ihr Vater, der von hoher Abkunft war,
„Doch tief verarmt, die kummervollen Tage
„Durch Arbeit fristete, trug heimlich zwar,
„Doch innig, das Gefühl der vor'gen Lage
„In unzufriedner Brust, und dem verwöhnten Sinn
„Galt Schimmer für des Lebens einzigen Gewinn.

„Wie innig strebte sie, von dem verehrten Alten
„Das lästige Gefühl der Dürftigkeit,
„Mit unverdroßner frommer Zärtlichkeit,
„So viel als möglich war, entfernt zu halten!
„Und so erfuhr auch sie des Zufalls Tücken,
„Und war nur reich, die Herzen zu beglücken.

„Mit Liebe, Jugend und Vertraun im Bund,
„Wähnt' ich gewiß, es sollte mir gelingen,

*) Aus: Serafine, von Sophie Mereau. Berlin, 1802.

„Mich bald in höhre Kreise aufzuschwingen;
„Und dann erst sollte unser Bündniß kund
„Dem Vater werden: um ihn nicht zu quälen,
„Beschlossen wir, jetzt alles zu verhehlen.

„Ein Einsiedler, der sich die steilste Spitze
„Des Montserate schwermuthsvoll erwählt, —
„Auch er sah vormals, in des Lebens Hitze,
„Von schweren Leiden bitter sich gequält, —
„Ward zum Vertrauten unsrer Zärtlichkeit,
„Bei einer Wallfahrt, feierlich geweiht.

„Gedenk' ich jetzt an jene ferne Zeit,
„Wo mich, so hochbeglückt am treusten Herzen,
„Des Mannes grauenvolle Einsamkeit
„Oft ängstete mit namenlosen Schmerzen,
„Fühl' ich von jener Macht mich tief gerührt,
„Die nun mich an ein gleiches Ziel geführt.

„Des innern Lebens heil'ges Element,
„Das unsre Seelen an einander band,
„Und ewig nur in bessern Seelen brennt,
„War diesem Heiligen nicht unbekannt.
„Auch er empfand einst treuer Liebe Freuden,
„Und ihre tiefen, namenlosen Leiden.

„Verfolgung quälte ihn und die Geliebte,
„Sie mußten fliehn; schon war das Ziel der Flucht,
„Die ferne Freistatt, die sie sich gesucht,
„Nun bald erreicht. Doch, siehe! plötzlich trübte
„Der Himmel sich; ein Blitz schoß durch die Stille,
„Und traf die Holde in der Jugend Fülle.

„Sie stirbt; er flieht zur tiefsten Einsamkeit,
„Zur steilsten Höh'; um seine Hütte ranken
„Cypressen sich mit melancholischem Schwanken,
„Schwarz, wie der Tiefsinn, dem er sich geweiht;
„Die Sonne malt mit grünlich düstrer Helle,
„Nur scheidend matt, die nackte Wand der Zelle.

„Ihr Schädel ward sein Becher; ganz ergeben,
„Versöhnt er nun das zürnende Geschick.
„Der Trauer und der Andacht nur zu leben,
„Ist sein Bemühn: bei seinem düstern Blick
„Drängt sich die Ahnung nie gefühlter Schmerzen
„Mit Allgewalt auch in die frohsten Herzen.

„Und dieser Heilige, der unsre Triebe
„Verstand, ward unser Freund; es rief sein Mund
„Des Himmels Segen über unsre Liebe;
„Und das Geheimniß blieb in unserm Bund.
„Den Aeltern alle Sorge zu ersparen,
„Bemühten wir uns streng, es zu bewahren.

„Wir lebten nun, mit Liebe und Natur
„In friedlichem Verständniß, leicht dahin,
„Wo auf der stillen, menschenleeren Flur
„Nur wilde Rosen bei Cypressen glühn;
„Beim Heiligen, der liebend uns verbunden,
„Verlebten wir geweihte, holde Stunden.

„Wie ward mir jede Arbeit nun zur Lust!
„Wir theilten treulich Fröhlichkeit und Schmerzen,
„Und inniger verwuchsen unsre Herzen,
„Und Ein Sinn nur belebte beider Brust!
„In tiefer Heimlichkeit wardst du das Pfand
„Von unserm Glück: ein neues, süßes Band.

„In unsre Stadt kam damals der Gespiele
„Von meiner Kindheit, jenes Reichen Sohn,
„Der mich erzog. Ihm waren im Gewühle
„Die jungen Jahre bunt dahin geflohn;
„Wild hatt' er hingelebt, manch' liebend Herz bethört;
„Viel Bande angeknüpft und wiederum zerstört.

„Der Zufall bracht' uns wiederum zusammen.
„Ich war ein Bild aus seiner Kindheit Traum,
„Er maß an mir den schon durchlaufnen Raum;
„Auch freuten ihn des fremden Lebens Flammen,
„Die, Blitzen gleich, aus meinem Innern sprangen,
„Mit neuer Bilder Glanz ihn zu umfangen.

„Ich ehrt' in ihm die kräftige Natur,
„Den kühnen Sinn und den Zusammenhang
„In seinem Innern, und den eignen Gang
„Ging so ein jedes; er war jünger nur:
„Was dem Verstand, den Sinnen wohlgefällt,
„Reizt' ihn, doch ich genoß im Herzen einer Welt.

„Er sah Elwinen — und an ihren Reizen
„Hing bald sein Blick mit trunkner Lüsternheit;
„Denn ohne nach der Schönheit Sieg zu geizen,
„War gleichwohl sie die Schönste weit und breit;
„Und nie gewohnt, sich Wünsche zu versagen,
„Bestürmt' er sie mit Zärtlichkeit und Klagen.

„Doch ihre Neigung war nicht zu gewinnen.
„Gereizt durch den bescheidnen Widerstand,
„Schien selbst sein Stolz in Liebe zu zerrinnen,
„Und ernstlich fleht' er nun um ihre Hand.
„Den freien Sinn, voll Unruh und Verlangen,
„Hielt Leidenschaft im stillen Kreis gefangen.

„Berauscht von dieses Glückes goldnem Traum,
„Das weit die kühnsten Wünsche überflog,
„Und schnell sie wieder in das Leben zog,
„Begriffen es die trunknen Aeltern kaum;
„Und sie betrachteten mit Ehrfurcht nun Elwinen
„Als eine Heilige, zu ihrem Glück erschienen.

„O, löst'e sich das Bild von jenen Stunden
„Von meiner Seele endlich doch einmal!
„Mit Lieb' und Pflichten, die ihr Herz verwunden,
„Rang sie den innern Streit mit bittrer Qual!
„Ein Leichtes war es mir, den sichern Pfad zu zeigen,
„Ich schwieg aus falschem Stolz, und Frevel war mein Schweigen.

„Ach, gäben doch die Menschen nicht das Eine,
„Das Einzige nicht hin für leeren Wahn!
„Des Herzens Neigung, frei von jedem Scheine,
„Gehöre sie der Wahrheit ewig an!
„Die ächte Tugend duldet keinen Zwang,
„Und hier fährt jeder Sieg zum Untergang.

„Sie ward sein Weib! — Wohl seh' ich es, ich quäle
„Mit diesem Wort im tiefsten Herzen dich;
„Doch tadle nicht die zartgestimmte Seele,
„Auch mir verhüllte einst ihr Wesen sich.
„Jetzt ist nun alles klar, und himmlisch rein
„Steht neu ihr Bild vor mir — und sie ist mein!

„Was that sie denn? — Mit ihrem weichen Herzen
„Rang sie für Pflicht sich selbst vom Liebsten los,
„Aus frommem Irrthum, und erlag den Schmerzen;
„Denn dieses Opfer war für sie zu groß.
„Ein schuldlos Leben heiter zu genießen,
„Schuf sie Natur; — schwer ließ ihr Loos sie büßen.

„Es kann das Weib, in dessen Brust die Sitte
„Und das Gefühl in reinen Tönen spricht,
„Durch's Leben gehn, mit leichtem sicherm Tritte,
„Nur wahr zu seyn, ist ihre einz'ge Pflicht.
„Gut von Natur, voll Phantasie und Liebe
„Darf sie nur sich verstehn und ihre Triebe.

„Sie wandeln ewig frei in sichern Schranken,
„Sind stets in holder Mischung Gott und Kind;
„Sie flechten sich, wie schöne Blumenranken,
„Leicht durch des Lebens dunkles Labyrinth,
„Und brauchen nicht durch Irrthum zu genesen;
„Treu der Natur, sind sie die frei'sten Wesen.

„Doch öfters — ach! und dreimal Weh' der Armen,
„Die in dem Streit mit weicher Seel' erliegt! —
„Geschieht es, daß ihr Schicksal, ohn' Erbarmen,
„In Widerspruch die Zartgeschaff'nen schmiegt,
„Wo selbst die schönsten Triebe sichrer sie zerstören. —
„Ach! warum mußte sie zu dieser Zahl gehören!

„Daß in Elwinens Brust noch Liebe glühte,
„Verrieth mir nun kein heimlich Wort, kein Blick.
„Gewelkt auf immer war des Lebens Blüthe;
„Ein banger Nachhall war mein ganzes Glück;
„Nur dann, wenn Unmuth mir die Brust durchwühlte,
„Gestand sie mir, daß sie mein Leiden fühlte.

„Mehr that sie nicht. Nur sanfte fromme Lehren,
„Von keinem Seufzer, keinem Thränenblick,
„Die leicht geheime, tiefe Hoffnung nähren,
„Begleitet, sollten mir mein Mißgeschick

„Ertragen helfen. Ach! was konnte Trost mir geben?
„Ich konnte nicht mit ihr, und ohne sie nicht leben!

„Doch war mir's, wenn ich so an ihrer Seite,
„Im stillen Traum, des Himmels Ahndung trank,
„Als wenn ein Engel mich zum Schüler weihte;
„Ein süßes, heiliges Vergessen sank
„Auf meinen Schmerz; wie bald, daß uns der Himmel einte,
„War's denn der Thränen werth, die ich der Erde weinte?

„Doch Manchem, der sich gern dem Tode weihte,
„Dehnt oft sich lang der kurze Weg zum Grab.
„Der Jugend Blüthe fiel vergebens ab,
„Und sehen mußt' ich, wie an ihrer Seite
„Ihm Leidenschaften wild die Brust durchstürmten,
„Und Wolken sich um ihre Tage thürmten. —

„Voll Eifersucht, gequält von schwarzen Bildern,
„Empörte sich sein stolzes Selbstgefühl;
„Fast sah ich ihn bis zum Tyrann verwildern,
„Und außer seinem Wunsch war alles Spiel;
„Anbetung heischte er, und glüh'nde Huldigung,
„Und stille Liebe schien ihm schon Beleidigung.

„Und wilder stets, in bänglicher Verwirrung —
„Zog sich das Mißverhältniß um uns her.
„Wie ward durch eine einz'ge bange Irrung,
„Das sonst so lichte Leben uns so schwer!
„Verborgen wuchsen täglich meine Schmerzen,
„Und Argwohn wüthete in seinem Herzen.

„Ein Jeder, stolz, des Andern Werth zu fühlen,
„Wir haßten uns deshalb nur desto mehr;
„Oft suchte sich die inn're Gluth zu kühlen,
„Und brach hervor, trotz aller Gegenwehr.
„Sie nur besänftigte die zürnenden Gedanken,
„Und hielt mit einem Blick uns Beide noch in Schranken.

„Doch lang' ertrug sie's nicht. Neu angefacht
„Von Leiden, die ihr Herz mit Qualen füllten,
„Lebendig ihr die vor'ge Zeit erhielten,
„War nun der alte Muth in ihr erwacht.
„Gelassen wagte sie, ihr voriges Vergehn,
„Und, was sie jetzt noch fühlt, dem Gatten zu gestehn.

„Mit herbem Staunen hört er fremd sie an,
„Und spricht zu ihr mit kalter Bitterkeit:
„„So war ich nur das Spiel von frommem Wahn,
„„Und Tugend gabst du mir statt Zärtlichkeit?
„„Der alten Neigung bist du treu geblieben,
„„Und für ein Opfer galt dir's, mich zu lieben?

„„Dies war es, was dein schönes Auge trübte?
„„Was ich für Regung jugendlicher Scham
„„Und Vorbedeutung scheuer Liebe nahm?
„„Nun haff' ich dich, die ich so innig liebte!
„„Mich hintergingest du; ich glühte wahr für dich
„„Und deine Tugend war Verbrechen gegen mich.““

„Tief traf sie jeder Vorwurf innerlich;
„Dem herben Gram erlag die zarte Hülle;
„Es brach das Herz noch in der Jugend Fülle,
„Und weihte fromm dem stillen Engel sich. —
„Sie schied — und ließ mich auf der Welt allein,
„Allein mit dir, und unnennbarer Pein.

„Dumpf war mein Schmerz; es starb mein vor'ges Leben
„Unwiederbringlich, ganz mit ihr dahin;
„Es regte sich in mir kein weitres Streben,
„Starr stand die äußre Welt vor meinem Sinn.
„Ich suchte keinen Trost: wer Alles fand,
„Und es verlor, den lockt kein neues Band.

„Doch länger in dem vielgeliebten Land,
„Wo jene Zeit, voll Liebe und voll Licht,
„Nun, wie versteinert, ewig vor mir stand,
„Noch zu verweilen: das vermocht' ich nicht.
„Mit dumpfem Geist zog ich von Ort zu Ort,
„Mit dir und meinem Trübsinn, planlos fort.

„Ich lebte fort im Früh- und Abendroth,
„Mein Leben war ein immerwährend Sterben;
„Leicht wußt' ich Unterhalt mir zu erwerben,
„Das Nöthigste war meine kleinste Noth.
„Oft ging mir's gut; doch nicht der fernste Schein
„Von Freude schlich in meine Brust sich ein.

„Noch einmal kehrt' ich zu der Heimath mich,
„Der stillen Kindheit friedlichen Gefilden:
„Verändert hatte hier auch alles sich;
„Ich irrte unter traurigen Gebilden;
„Die Aeltern waren todt; kein Frohsinn winkte mir;
„Nur eine Traurige verweilte einsam hier.

„Die Schwester, die ich redlich stets geliebt,
„Betrogen war sie durch des Mannes Liebe,
„Der mir das Herz bis in den Tod betrübt,
„Ihn hatte sie geliebt mit treuem Triebe;
„Stets ihn zu lieben, war ihr einzig Glück:
„Doch er verschwand, und kehrte nie zurück.

„Komm! sprach ich; du Verlaßne, komm mit mir!
„Dich soll der Hohn der Fremden nicht beschämen;
„An einer weichen Brust sollst du dich grämen;
„Den Trost, denn ich entbehre, geb' ich dir.
„Beruhigung gab ihr des Bruders Wort,
„Und willig zog an meiner Hand sie fort.

„Ich suchte drauf und fand Gelegenheit
„Mit einem Schiff nach Indien zu gehen,
„Um jenes Land, das in der Knabenzeit
„Mir schon gewinkt, in Wirklichkeit zu sehen.
„Auf ewig schied ich von Europa's Strand,
„Und sah mich bald in diesem schönen Land.

„Auf diesem milden, segensvollen Boden,
„Entfaltete der Menschheit Blüthe sich
„Mit vollem Trieb, als von des Geistes Oden
„Kein Schöpferhauch Europa's Flur durchstrich.
„Wie anders war es jetzt! Ich sah, wie nichts besteht,
„Und doch ein hoher Sinn durch alle Zeiten geht.

„Ach! als mich hier die reine Luft umfing
„Zum ersten Mal mit ihren weichen Armen,
„Und nun ein Schwarm von unbestimmten warmen
„Gebilden sich an meine Seele hing:
„Da war's, als fände ich das Ende meiner Qual,
„Als zeugte die Natur mich hier zum zweiten Mal.

„Doch bald erschien die alte Bitterkeit;
„Denn sie, der ich im süßen Herzens-Tausch
„Mich ewig einst zu Freud' und Leid geweiht,
„Sie theilte nicht der Seele frohen Rausch!
„Wo weilte sie? Ach, ganz allein und kalt,
„Schief in der Gruft die liebliche Gestalt.

„Dann quält' ich mich mit böser Lästerung,
„Und stürmte gegen mich und mein Geschick.
„Warum, so rief ich mit verstörtem Blick,
„Flieht ewig mich allein Beruhigung?
„Wenn ich zu steten Schmerzen auserkohren,
„Warum bin ich, Unseliger, geboren?

„Einst, als ich an des Ganges weitem Strand,
„Wo abgeschieden dunkle Haine grünen,
„Mich in der Wildniß ganz verirrt, da fand
„Ich einen alten heiligen Braminen;
„Wohlwollend nahm er mich zum Schüler auf,
„Und hier begann ein neuer Lebenslauf.

„Er weihte mich in seinen Glauben ein,
„Und pflegte meinen Gram mit weicher Hand,
„Bis, mit des innern Zwistes steter Pein,
„Die Rinde auch von meinem Herzen schwand,
„Und ich, beruhigt nun, auf neuem Pfad,
„Tief umgeändert in das Leben trat.

„Wie gerne folgt ich' seiner Rede nach,
„Und wurde nie ihm zuzuhören satt,
„Wenn er mit mir von jenen Wundern sprach,
„Wie Brama einst auf einem Lotosblatt,
„Den dunkeln Abgrund sehnsuchtsvoll umschwebt,
„Und dann mit seinem Hauch den Raum belebt.

„Und wie von seinem Liebeshauch entbunden,
„Zugleich Geliebt' und Mutter, die Natur
„Vom Chaos sich als Göttin losgewunden,
„Und treulich folgend ihres Lichtes Spur,
„Die Wesen alle fröhlich sich gestaltet,
„Und hohe Ordnung überall gewaltet.

„Und immer weiter trat das Leben vor,
„Indem mit hellerm Blick ich um mich sah;

„Zurückgerollet, schwand der Selbstsucht Flor,
„Und heiter lag das Ganze vor mir da;
„In Unermeßlichkeit ich still verging,
„Bis ich mich fand, ein Glied im großen Ring.

„Doch wenn er mir, mit kindlich frommem Sinn,
„Erzählte von den geistigen Gestalten,
„Die sichtbar oft durch Berg' und Thäler walten:
„Da rann ein süßer Schauer durch mich hin.
„Im Zwang der Wunder fühlt das Herz sich freier,
„Und Glaube machte mir das Daseyn theuer.

„O, Glaube! Funke, der im Herzen glühet,
„Von unserm Daseyn treues Unterpfand!
„Beglückt, wen du entzündest! Schöner blühet
„Ihm Erd' und Himmel; es entweicht das Band
„Des gröbern Stoffs; mit überird'scher Lust
„Wohnt die Unendlichkeit in seiner Brust!

„Am innigsten von allen doch umfing
„Die Lehre: daß die abgeschiednen Seelen
„Mit neuen Körpern freundlich sich vermählen,
„Mein Herz. Wenn ich an diesen Bildern hing,
„Da fühlt' ich auch im Innern mich gesunden,
„Und ihnen dank' ich meine schönsten Stunden.

„Vielleicht, wenn jener Vogel mich umschwebt,
„Der oft mit Tönen rings den Hain beseelt,
„Harmonisch seufzet und sich liebend quält,
„Daß die geliebte Seele ihn belebt!
„Oft dünkt es mich, als glimm' ein zart Entzücken,
„Wenn er mich sieht, in seinen stillen Blicken.

„Dann wird er mir so heilig und so lieb;
„Ich pflege sein mit zärtlichem Bemühen,
„Und feierlich erwacht der alte Trieb;
„Ich seufze dann, und meine Thränen glühen:
„Wohl dir, du Seele, die einst schwer gelebt,
„Und die nun leicht in hohen Lüften schwebt!"

Hier hält er ein, und stille Rührung senkt
Das bleiche Angesicht zum Busen nieder,
Indeß sein Sinn der vor'gen Zeit gedenkt;
Doch bald erhebt der trübe Blick sich wieder,
Und sieht erfreut in dem geliebten Sohn
Der Theuern Bild, die aus der Welt entflohn.

Er blickt ihn lang' mit feuchten Augen an;
Dann sagt er ihm: „Mit kindischem Verlangen
„Hast du, als Kind schon Geistern angehangen,
„Und einst im Hain, von der gewohnten Bahn,
„Wo du oft wandeltest, warst du verschwunden,
„Und niemals hat sich eine Spur gefunden.

„Nach diesem letzten schmerzlichen Verlust,"
Fügt' er hinzu, „der niemals sich verblichen,
„War aus der wunden, neu bewegten Brust,
„Zum Leben gänzlich aller Muth entwichen:
„Ich strebte nun, mit redlichem Bemühn,
„Den Sinn vom Irdischen ganz abzuziehn.

„Nun war der einzige Zusammenhang,
„Worin ich noch mit diesem Leben stand,
„Daß ich am Abend täglich einen Gang,
„Verirrte aufzusuchen, that; ich band
„Durch ein Gelübde mich, war treu, es zu erfüllen,
„Und sieh! so mußte dies zuletzt mein Sehnen stillen!"

Heinrich von Breslau s. Minnesinger.

Johann Friedrich le Bret

ward am 19. November 1732 zu Untertürkheim geboren, studirte zu Tübingen die Gottesgelahrtheit und ging dann als Hauslehrer nach Venedig, wo er von 1757 bis 1761 verweilte. In sein Vaterland zurückgekehrt, erhielt er das Amt eines Mittwochpredigers zu Stuttgart und bald darauf eine Professur und die Stelle eines Oberbibliothekars daselbst. Er stieg nun von Würde zu Würde, ward 1779 Consistorialrath, 1780 Kanzler der Militärakademie und 1783 Prälat zu Herrenalz. Im Jahre 1786 begab er sich wieder nach Tübingen, wo er am 6. April 1807 als Doctor und erster Professor der Theologie, Prälat zu Lorch, Kanzler der Universität und Probst der Collegiatkirche starb.

Außer lateinischen Abhandlungen u. s. w. erschienen von ihm:

Giannone's Geschichte des Königreiches Neapel. Riga, 1768—71. 4 Bde.

Geschichte der Bulle in coena domini. Riga, 1767—70. 4 Thle.

Staatsgeschichte der Republik Venedig. Riga, 1769—77. 3 Bde.

Geschichte von Italien. Halle, 1778—87. 10 Bde. gr. 4.

Magazin zum Gebrauch der Staats- und Kirchengeschichte. Ulm, 1771—88. 10 Thle.

Vorlesungen über die Statistik. Stuttgart, 1783—85. 2 Thle. u. s. w.

Le Bret's Schriften sind, vorzüglich die historischen, mit großem Fleiße und gewissenhafter Gründlichkeit zusammengetragen, aber es fehlt ihnen an geistiger Belebung und Wärme, so wie an Eleganz des Styls, so daß man sich nur mit Mühe durcharbeitet und keinen höhern Genuß von der Beschäftigung mit denselben erwarten darf.

Heinrich Gottfried von Bretschneider,

ein Sohn eines Rittmeisters von B. zu Gera, ward daselbst am 6. März 1739 geboren und erhielt seine Jugendbildung in seiner Vaterstadt, nachdem er vorher eine herrnhutische Erziehungsanstalt zu Ebersdorf besucht und dort eine entschiedene Abneigung gegen alles Frömmlerthum gefaßt hatte. In seinem sechszehnten Jahre kam er als Kornet zu einem sächsischen Dragonerregimente, nahm mit demselben 1757 Theil an der Schlacht von Collin und ward zwei Jahre später zum Offizier ernannt. Er trat nachher in ein preußisches Freicorps, hatte das Unglück, von den Franzosen gefangen zu werden, und erfreute sich erst seiner Freiheit wieder nach dem Schlusse des siebenjährigen Krieges. Durch den Reichshofrath von Moser empfohlen, erhielt er jetzt das Amt eines Landeshauptmanns von Nassau-Usingen zu Idstein, ging jedoch, da die Verhältnisse sich hier schlecht gestalteten, auf das Gerathewohl nach England und dann zu Fuß nach Paris, von wo man ihn mit geheimen Aufträgen des französischen Hofes wieder nach Deutschland sandte. Er arbeitete nun in Coblenz unter dem Minister von Hohenstein, begab sich darauf nach Wien und ward hier durch Vermittelung des Freiherrn von Gebler zum Kreishauptmann im temeswarer Banat ernannt. Im Jahre 1778 ward er k. k. Rath und Bibliothekar zu Ofen und sechs Jahre später k. k. Gubernialrath und Bibliothekar zu Lemberg.

Die Anfeindungen seiner Gegner an beiden eben genannten Orten veranlaßten ihn im Jahr 1809 um seinen Abschied anzuhalten, welcher ihm mit einer Pension und dem Hofrathsrange gewährt wurde. — Abwechselnd lebte er jetzt in Wien, Nürnberg, Wiesbaden und Erlangen, hatte das traurige Schicksal, nach der Schlacht von Wagram zu Wien von einem Franzosen niedergerannt und dadurch auf immer des Gebrauchs seines Armes beraubt zu werden, und starb zuletzt, von wiederholten apoplektischen Anfällen gänzlich gelähmt, auf dem Gute seines Freundes des Grafen Wrtby zu Krzinitz in Pilsen am 1. November 1810. —

Von ihm erschienen im Drucke:

Graf Esau, komisches Heldengedicht. 1768, ohne Druckort, in 12.
Papilloten. Frankfurt, 1769.
Familiengeschichte des Junker Ferdinand von Thon. Nürnberg, 1775—76. 2 Thle.
Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther. 1775, o. O.
Fabeln, Romanzen und Sinngedichte. 1781, o. O.
Almanach der Heiligen aufs Jahr 1788. Rom in 12. N. A. Leipz. 1816.
Wallers Leben und Sitten. Köln, 1793.
Die freiwillige Beisteuer. Vorspiel. Lemberg, 1793.
Liebe und Wein in Asien. Oper. Frankf. 1793.
Die Springwurzel oder die böse Lisel. Oper. Nürnberg, 1810.
Reise nach London und Paris, herausgegeben von Göckingk. Berl. 1817.

Ohne eigentliche gelehrte Bildung, aber mit reichem Talent, Scharfsinn, Witz, Laune, Lebenserfahrung und Menschenkenntniß ausgerüstet, zeigte sich v. B. als ein entschiedener Feind alles Aberglaubens, aller Frömmelei und Lüge und bekämpfte dieselben mit entschiedenem Glück auf dem Felde der Satyre. Seine Schriften würden von größerer Bedeutung gebieben seyn, wenn nicht die Mehrzahl derselben nur ein örtliches oder zeitliches Interesse hätte. Am ausgezeichnetsten unter ihnen sind seine Papilloten, der Almanach der Heiligen, Ferdinand von Thon, und Wallers Leben. — Er stand mit den vorzüglichsten Männern seiner Zeit in freundlichem Verhältniß und war ein fleißiger Mitarbeiter am deutschen Merkur, an der berliner Monatsschrift, der frankfurter gelehrten Zeitung u. s. w. —

Vgl. Meusel's historische und literärische Unterhaltungen, Coburg, 1818, und dessen vermischte Nachrichten u. s. w. Erlangen, 1816.

Paris.*)

Mein Erstes in Paris war, meine und Herrn Freyfeld's Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; das ist, ich löste alles ein was versetzt war, und gab F. Beweise meiner Erkenntlichkeit, ohne meine wahren Verhältnisse ihm zu entdecken.

Ich schrieb auch nun an meine Frau, und meldete ihr die glückliche Veränderung unseres Schicksals, ohne mich in ein Detail darüber einzulassen; ich wies ihr Geld an, um eine eigene Wohnung zu beziehen, und sich aus der Abhängigkeit von ihrer Mutter zu setzen. Sie hat eigentlich nie Noth gelitten, denn ihre Mutter ließ ihr und ihren Kindern nichts abgehen. Ich wußte das, und war doch um sie immer sehr bekümmert; aber jetzt, da sich Aussichten aufklärten, die mich bald in den Stand setzen konnten, meine Familie zu mir kommen zu lassen, da grämte ich mich freilich weniger, fand aber auch nach Prüfung meiner selbst, daß gekränkter Stolz vielen Antheil an meinem Kummer gehabt hatte. Ich mußte eine zeitlang stillschweigend zugeben, daß ich mein Weib nicht ernähren konnte. Ehe ich nun von Paris ab- und nach Versailles, den Ort meiner Bestimmung, gehe, will ich, von der Menge der mir vorgekommenen Nebengeschichten, und meinen damit verknüpften Beobachtungen, nur drei Beispiele anführen; das eine von französischer Herablassung aus Höflichkeit; das zweite von deutscher Redlichkeit eines französischen Bürgers; und das dritte von einem großen Grade Reichsstädtischen Stumpfsinns deutscher Junker in Frankreich. Ich war mit Freyfeld in einem Kaffeehause; wir setzten uns in eine Ecke, und sprachen deutsch mit einander. Ein zierlich aufgeputzter Abbé näherte sich unserm Tische, und fragte mit vieler Höflichkeit „Was das für eine Sprache sey, die wir redeten? Ich sagte ihm — Deutsch: und was bekam ich da für ein Kompliment? Sollte man glauben, daß die Franzosen auch sogar den allgemein angebornen National-Stolz ihrer geschmeidigen, feinen Lebensart aufopfern können? — Allemand? sagte er „quel accent? quelle langue! la françoise n'est qu'un jargon en comparaison d'elle." —

„Pardon, Mr. l'abbé; la langue françoise est la Reine de toutes les autres langues." — „La Reine? oui! peut-être; mais pour rendre justice à tout le monde: la votre est l'impératrice de toutes les autres langues vivantes ou mortes." Bien de bonté, Monsieur l'abbé! — Wenn Sie aber bei diesem kurzen Dialog nicht ein so gar ehrliches Gesicht hätten machen können, daß ich, nolens volens, glauben müßte, Sie sprächen von Herzensgrunde: so würde ich nicht umhin gekonnt haben, den Werth Ihres artigen Komplimentes gehörig zu würdigen.

Einst trat ich gegen Abend in einem schlechten Ueberrocke in ein Haus, vor dem ich eine Tafel gesehen hatte, mit der Ueberschrift: *Baltasar, Horloger de Madame la Dauphine.* — Ich verlangte eine tombackne Uhr! Er hatte keine tombackne oder silberne, und fragte: „Warum ich keine goldene kaufen wollte." Antw.: Weil ich nicht so viel Geld habe. Wenn das ist, mein Herr! so ist es mir lieb, daß Sie zu mir gekommen sind; denn ich habe hier eine von mir selbst verfertigte gute Uhr, die ein Spieler von Profession bei mir bestellt hat, für 8 Louisd'or. Er mußte mir 3 Louisd'or vorauszahlen, und brachte vorgestern den Rest mit 5 Louisd'or; ich konnte aber die Uhr nicht eher als heute versprechen, weil noch etwas daran zu machen war. Heute früh kam er, und bat mich, ihm die 5 Louisd'or zurück zu geben, weil er in der Nacht alles sein Geld verspielt hatte. Er mußte Verzicht thun auf seine drei Louis Darangabe, und Sie, mein Herr, können nun in sein Recht treten, und brauchen mir nur 5 Louis dafür zu zahlen." Ich nahm diese Geschichte für einen gewöhnlichen Kunstgriff, ließ mir aber doch die Uhr zeigen, und fand sie, so weit meine Kenntniß reicht — gut; und wahrlich! sie war es, denn ich trage sie noch diese Stunde, und sie hat mir in den dreißig Jahren, in denen sie mich durch manches Land begleitet hat, sehr wenig für Reparatur gekostet. Ich bezahlte die 5 Louis neuf, und Mr. Baltasar bat mich, die Uhr den folgenden Tag Mittags abzuholen, weil er noch etwas daran zu richten hatte.

Zum Unglücke für mich, war ich diesen Mittag besser gekleidet, als den Abend vorher. Wie ich also eintrat, und meine Uhr verlangte, wurde ich fürs erste mit finsterem Gesichte empfangen, und als er mir die Uhr gab, nahm er das grüne Uebergehäuse davon, und schob mir die Uhr, auf dem glatten Tische mit Unwillen zu. Ich fragte: haben Sie mir das Gehäuse nicht mit verkauft? — „Nein, mein Herr! und wenn ich gewußt hätte, was ich jetzo weiß, so hätten Sie die Uhr unter 8 Louis nicht bekommen. Sie kamen aber gestern in einem abgetragenen Ueberrocke, und stellten sich arm — und das ist nicht hübsch, mein Herr!" Also, mein lieber Herr Baltasar, glauben Sie daß alle Leute reich sind, die einen guten Rock anhaben? „Nein, das glaube ich nicht, ich glaube aber, daß wer einen solchen Rock, wie Sie heut haben, bezahlen kann, auch eine solche Uhr, wie diese, nach ihrem wahren Werthe bezahlen sollte." Alles das sagte der alte Mann mit soviel Ueberzeugung und Würde, daß man an seiner Ehrlichkeit gar nicht zweifeln konnte; und der Erfolg hat es bewährt, denn noch jetzt nach dreißig Jahren wäre mir diese Uhr um 8 Louis nicht feil. — Mir scheint diese Anekdote nicht so geringfügig, wie manchem, dem ich sie erzählt habe. Einen gerechten, uneigennützigen und gutherzigen Mann wie dieser war, zu treffen, ist keine gewöhnliche Sache, und was der Menschheit Ehre macht, soll man nicht verbergen.

Auch Beispiele unerhörter Albernheit müssen nicht verhehlt werden. — Ich führte einst zu Mittage Freyfeld in ein Speisehaus; da wurden wir nach dem Essen, als wir eben fortgehen wollten, im Vorhause von einem junger Menschen mit vielen Kratzfüßen deutsch angeredet: „Er habe uns aus der Küche im Speisezimmer deutsch reden hören, und gleich gemerkt, daß wir gnädige Herrn aus Deutschland wären." — Gut, und was ist denn also ihr Begehr? — „Ihre Gnaden, ich bin ein Chirurgus; hier ist mein Lehrbrief; und sehen Sie nur, ich bin mit zwei jungen gnädigen Herren H** aus N** von ihren Aeltern hieher auf Reisen geschickt worden: aber nicht als Bedienter, auch nicht als Kammerdiener — sondern, als etwas mehr. Denn — belieben Sie nur zu lesen; ich habe eine schriftliche Instruction von dem Excellenz, gnädigen Herrn Vater meiner jungen Herren, unterschrieben; worin mir die Macht

*) Aus: Reise nach London und Paris. 1817.

gegeben wird, sie auch allenfalls, wenn ich es für gut befinden würde, arretiren zu lassen." — Ich las die Instruction, und fand zu meinem Erstaunen alles wörtlich wahr. „Wo sind denn Seine gnädige Herren?" Sie wohnen hier im Hause im zweiten Stocke; wir sind schon länger als einen Monat hier; sie gehen aber nicht aus, weil sie die Sprache nicht verstehen, wollen sie Ihre Gnaden besuchen, so will ich Sie hinaufführen. — Das alles kam mir so abentheuerlich vor, daß ich mit F. hinauf stieg, und was fanden wir da? — Zwei junge Burschen von 20 bis 24 Jahren, in beschmutzten Schlafröcken, aus großen meerschaumenen Pfeifen Taback dampfen, in einem übel aufgeräumten Zimmer, an einem Tische, worauf die Reste von der Mittagsmahlzeit — die, wie sie selbst sagten, für den Abend aufgehoben würden — zusammengeschoben waren: um Platz zum Mariagen-Spiel zu gewinnen, womit sich die jungen Herren unterhielten. Eine Frage gab die andere. — „Also, meine Herren! sind Sie schon vier Wochen in Paris?" Antw.: Ja. „Was haben Sie schon alles gesehen, was haben Sie für Bekanntschaften gemacht? An wen sind Sie addressirt?" — „An unsern Banquier; wir waren ein Mal zu Mittage bei ihm eingeladen, seine Frau ist aber zu stolz; wir gehen nicht wieder hin; außerdem sind wir noch gar nicht ausgegangen: denn wir können nicht mit den Leuten reden, und müssen erst die Sprache lernen. Deßwegen haben uns unsere Aeltern nach Paris geschickt, und wir haben einen Sprachmeister, der uns versichert, daß wir bald recht gut würden sprechen lernen; er giebt uns alle Tage zwei Mal Lection." Aber wenn Sie auch die Sprache nicht verstehen, so sollten Sie doch bei dem schönen Wetter die öffentlichen Spaziergänge der Stadt besuchen, um Menschen zu sehen und frische Luft zu schöpfen. — Ach, Spaziergänge! — ja die haben wir in N** so gut, und so schön als hier. — Sind Sie da gewesen? da ist eine Wiese, wo man recht charmant spazieren gehen kann, und die Dörfer um die Stadt herum, wo so gutes Bier gebraut wird. — Warum sind Sie nicht lieber zu Hause geblieben, Sie hätten warlich gescheiter gethan. „Ja! unsere gnädigen Aeltern haben nicht anders gewollt; da fragen Sie nur den Johann: was das für Leute sind, und aus welcher Familie wir abstammen." — Bei so bewandten Umständen wünsche ich Ihnen guten Fortgang im Französischen, damit Sie nach ein paar Jahren die Pariser Luft kennen lernen; denn auf die Art, wie Sie zu Werke gehn, werden Sie wohl noch einige Zeit brauchen, bis Sie unter Menschen sich können sehen lassen. „O nein, es ist uns alles vorgeschrieben; wir dürfen hier nur nach einen Monat bleiben, und in dieser Zeit sollen wir auch auf ein paar Tage nach Versailles gehen." — Nun da werden Sie mich vielleicht finden; denn ich gehe auch dahin, um mich da einige Zeit aufzuhalten. „Aber wo können wir Sie antreffen?" Wissen Sie was, meine Herrn! nehmen Sie noch einen Sprachmeister an, damit Sie desto geschwinder mit der Sprache fertig werden; und dazu empfehle ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Freyfeld, der auch mein Sprachmeister ist. Er wird Ihnen sagen, wo ich in Versailles wohne, denn ich weiß es jetzt selbst noch nicht. — „Nein! zwei Sprachmeister dürfen wir nicht halten: aber wir wollen den andern abdanken, und diesen annehmen; nicht wahr, Johann?" Der gab seinen Willen darein, und die Herren kamen richtig nach einiger Zeit nach Versailles mit Herrn F., und machten da Bocksprünge, die dem Leser nicht verhehlt werden sollen.

Herr Meier, der Gastwirth in der Rue des vieux Augustins, hatte inzwischen wegen meines langen Aufenthaltes in Compiegne eine hohe Meinung von mir gefaßt, die sich nun vermehrte, als ich nach Versailles ging. Er versah mich mit einem Schreiben an seinen Landsmann Schnetz, der Schweitzer an der königlichen Kapelle in Versailles war und ein Speisehaus hielt, darneben auch Zimmer vermiethete.

Versailles.

An welchem Tage des Septembers ich von Paris nach Versailles fuhr, das kann ich nicht sagen. Das Tagebuch in meiner Schreibetafel geht nur bis Compiegne, und ich würde mich auch zeither nicht so gewissenhaft an die Anzeige der Tage gebunden haben: wenn mir nicht selbst die Rückerinnerung jedes Tages, nach Maßgabe seiner eigenen Plage, interessant oder erbaulich gewesen wäre. — In Versailles ging ich wieder an meine Arbeit, in welcher ich nun durch längere Uebung viel Fertigkeit erlangt hatte; wozu ich sonst drei Tage gebraucht hatte, das vollendete ich jetzt in einem, und bekam daher Zeit und Muße genug, Versailles kennen zu lernen, alles Sehenswürdige zu besehen, und der Etikette ihren Zoll zu entrichten. Denn da ich nun mit den Papieren, so wie sie ankamen, geschwinder fertig wurde, und nur selten eigne deutsche Aufsätze zu verfertigen hatte: so blieb mir Zeit genug, mich auf ausdrücklichen Antrieb des Mr. G., täglich in dem Vorgemache des Duc d'Aiguillon zu gehöriger Zeit sehen zu lassen, und mich auch bei andern Gelegenheiten unter die Hofleute zu mischen, so, daß ich endlich mit Versailles so bekannt wurde, als ob ich da zu Hause wäre.

Weil man mich täglich in der Antichambre des Ministers sah, und er selbst mir oft im Vorübergehen einige Worte sagte, mich auch wohl bisweilen hinein zu sich rufen ließ: so bekam ich gar bald ein gewisses Ansehen von Wichtigkeit, sowohl bei Fremden, die in Geschäften oder Cour zu machen da standen, als bei den Leuten des Herzogs, die mich so, wie einen der ins Haus gehört, behandelten; aber keiner wagte es je, mich um meinen Namen, oder meine Verrichtungen zu befragen; oder mit mir weitere Bekanntschaft als ich selbst wollte, zu machen. Einst führte mich ein Hausoffizier, wie es öfter geschah, um mir Kaffee zum Frühstück zu geben; da fand sich auch ein Hofräulein der Herzogin ein, die, nach den gewöhnlichen Komplimenten, wissen wollte: „Ob ich schon lange in Versailles sey?" und endlich: „Ob ich ein Engländer sey, und meinen Namen?" Da nahm der das Wort, der mich herein geführt hatte. „Der Herr ist weder Engländer noch Franzose, und hat keinen Namen; er gehört zu den auswärtigen Geschäften" — und das Dämchen schwieg, und fragte nicht weiter.

Es traf sich oft, daß ich geholt wurde, um dem Minister, in Beiseyn des M. G., eine oder die andere Stelle zu entziffern, oder aufzuklären; oft wurde ich auch noch an einen dritten Ort geführt, um Rechenschaft über einen oder den andern Ausdruck zu geben: denn mein Uebertrag aus den Ziffern wurde nicht alle Mal durchaus wörtlich ins Französische übersetzt, sondern oft nur synopsirt, oft auch nur von Mr. G. mündlich vom Blatte übersetzt, wobei ich zugegen seyn mußte.

Den König Ludwig XV. sah ich täglich, habe ihn oft sprechen hören, und dem Aeußerlichen nach, keineswegs als den entnervten Schlemmer, wie man ihn beschreibt, gefunden: sondern als einen schönen ältlichen Mann, der, wenn er z. B. des Sonntags über die große Spiegelgallerie in die Messe ging, durch eine Menge Menschen, welche da versammelt war, den König zu sehen, so frisch und munter dahin schritt, daß man ihn für weit jünger halten mußte, als er wirklich war. Ich besah oft sein und seines Vorfahren, Ludwig XIV., Wohnzimmer, wenn der König in der Kirche war, auch war ich fast täglich in den königlichen Vorzimmern; denn ich hatte da einen Freund, den alten Leib-Schweitzer des Königs, welcher immer unabgelöst die Person des Königs bewachen, und des Nachts seine Bette queer vor der Thür des königlichen Schlafzimmers aufschlagen, und da schlafen mußte. Dieser ehrliche alte Mann verschaffte mir überall Zutritt. Er war ein ächter Schweitzer, moralisch und physisch. Funfzig Jahre hatte er schon sein Amt verwaltet, und diese ganze Zeit meistens in dem Vorzimmer des Königs unter Ducs und Pairs, Bischöfen und Kardinälen, zugebracht, und noch sprach er nur sehr gebrochen französisch. Er zeigte mir das kleine Behältniß vor der Thür des Schlafzimmers, wo sein Bett am Tage einen Schrank vorstellte, den er Nachts herunter zog, daß er zum Bett wurde, und die Thür zum Könige versperrte. —

Die damalige Dauphine, nachmahlige unglückliche Königin, konnte ich alle Tage speisen sehen, wo ihr auf dem Tabouret nur eine Hofdame zur Seite saß, aber nicht mit essen durfte. —

Nur Sonntags soupirte der König mit seiner ganzen Familie, wobei ich mich auch allezeit einfand, um in einer kleinen Entfernung die Personen selbst, und die seltsamen Tafel-Ceremonien zu beobachten. Dienstag Abends war im Winter 1772 gemeiniglich Ball bei der Madame Dauphine, wozu nur solche Zuschauer gelassen wurden, welche Billets hatten; mir wurde es nicht schwer, so oft ich es verlangte, eins zu bekommen.

Auch an den Reizen der bekannten Madame de Barri konnte ich mich fast täglich weiden; ich sah sie oft; und später wurde ich ihr vorgestellt, weil ich, wie man hören wird, in einem Geschäfft für sie gebraucht wurde.

Zu allen diesen außerordentlichen Begünstigungen waren mir meistens die Schweitzer behülflich, mit welchen allen ich durch meinen Hauswirth Schnetz, den Kapellen-Schweitzer, an den mich Meier in Paris empfohlen hatte, genau bekannt wurde; ich hatte bei diesem Kapellen-Schweitzer Kost und Quartier.

Das Wort Kapelle hat hier nicht die Bedeutung der Musik des Königs, sondern der eigentlichen ersten Bezeichnung des Worts: nähmlich der kleinen Kirche im Schlosse zu Versailles, worin der König täglich Messe zu hören pflegt. Diese Kapellen-Schweitzer hatten nichts anders zu thun, als gegenwärtig zu seyn, so lange die Messe dauerte, auf die Er-

haltung der äußerlichen Ordnung und Stille zu sehen, und außer dieser Zeit die leere Kapelle zu bewachen. Sie waren nicht Militärs, und hatten keine andere Waffen, als einen Degen, oder vielleicht auch Hellebarden, wenn sie im Dienste waren, welches ich mir nicht mehr zu erinnern weiß. Daß ihrer aber wenigstens zwölf waren, ersah ich bei einem Auftritte, den ich erzählen will, weil etwas Charakteristisches der Nation dabei vorkömmt. Es waren goldene Quasten von dem Prunktuche aus des Königs Betstuhle gestohlen worden; und wo mir recht ist, war es der Duc de Noailles, oder ein anderer Herzog, unter dem diese Schweitzer standen, der sie sämmtlich in dem großen Schweitzersaale des Schlosses versammeln, und ihnen durch einen Dollmetscher diesen Raub kund machen, und erklären ließ, daß einer aus ihrer Mitte der Thäter seyn müsse. Ich stand an dem großen Camine dieses Saals; die Kapellen-Schweitzer formirten eine Linie, davon mich der linke Flügel berührte; und da mich Niemand weggehen hieß, so hörte ich, gleich nachdem der Duc ausgeredet hatte, daß die mir nahen Schweitzer, die von ihm entfernt standen, unter einander auf deutsch fragten: Was isch gestohle worden? — Goldene Quasten — und nun war ein allgemeiner Unwille — wie man nur einen Schweitzer in Verdacht ziehen könne, Gold oder Silber gestohlen zu haben? Es entstand ein lautes Gemurmel von Klagen über eine solche Beschuldigung; die Linie warf sich in einen Haufen zusammen; ein wohlgewachsener junger Mann trat vor den Herzog, und sagte ihm auf gut deutsch, ohne alle Wahl in seinen Ausdrücken, alles was beleidigte Ehrlichkeit bei einer solchen Gelegenheit sagen kann; und schloß damit, daß ein Schweitzer nie Gold und Silber stehlen werde. „Ja! wenns Wien (Wein) wäre — meinte er — da könnte eine solche Untersuchung wohl noch statt finden; aber über etwas anders schlechterdings nicht." Der alte Leib-Schweitzer des Königs, dessen ich schon gedacht habe, zeigte sich auch darin als einen Schweitzer, daß er in seinem kleinen Behältnisse, wo sein Bett war, einen kleinen Vorrath von Wein und vaterländischem Käse nie ausgehen ließ, und seine Freunde sub Rosa damit traktirte. Ein kleines Beispiel von der Naiveté dieses alten Schweitzer-Patriarchen, verdient hier Platz. Ich stand an einem Sonntage, nebst vielen andern Menschen, auf der großen Spiegelgallerie, über die der König in die Messe zu gehen pflegte. Bei dieser Gelegenheit wurden ihm gemeiniglich, durch die Gesandten der Höfe, oft Freunde aus ihren Ländern, und von französischen Ministern oder Hofbeamten andere Leute vorgestellt, die etwas zu suchen oder sich für etwas zu bedanken hatten; welche alle der König, der auf einen jeden schon vorbereitet war, mit wenig Worten abfertigte.

An diesem Sonntage war auch ein Marockaner in seiner Landestracht, nebst einem Dollmetscher, auf dieser Gallerie, um dem Könige eine Bittschrift wegen eines ihm von den Franzosen weggenommenen Schiffes zu überreichen. Dem trägen Orientalen war es nicht möglich, sich so lange auf den Beinen zu erhalten, bis der König kam; er ließ sich einen Teppich auf den Fußboden breiten, und setzte sich darauf in der gewöhnlichen Positur; äußerte auch, nachdem er saß, Verlangen nach einer Pfeife Taback, welches ihm aber nicht verstattet wurde. Wie der halbschwarze Patron nun da auf der Erde saß, und von einem zahlreichen Zirkel neugieriger Franzmänner und Ausländer begafft wurde, da kam der alte Leib-Schweitzer, von dem die Rede ist, auf mich zu, und machte meiner Statur das Kompliment, „daß er mich doch immer hübsch über alle die Wälschen wegschauen sehe." Darauf wies er mit Fingern auf den Marockaner, äußerte einiges Mißfallen, daß er sich niedergesetzt hatte und sagte zu mir ganz ehrlich: „Er isch nich von hier" (nähmlich der Marockaner). Ich mußte freilich über diesen kurzen Unterricht innerlich lachen; fragte aber doch den Alten: ob er glaube, daß ich den Mann mit seinem Turban für einen Pariser halte?

„Nu, — nu, antwortete er: Wenn der Herr erst eine Mummerei hier zu Lande sehen wird, da wird er wohl noch närrschere Kleider sehen — und sind doch nur Franzosen."

Nach Versailles kamen nun auch die zwei deutschen Herren, die inzwischen unter Anweisung Herrn Freyfeld's den halben Peplier auswendig gelernt hatten. Er war mit ihnen gekommen, hatte gleich nach seiner Ankunft für alle drei ein Quartier besorgt, wo sie sich, man wird hören, wie? umgekleidet hatten; und dann waren sie alle drei ausgegangen, mir einen Besuch zu machen. Weil es aber gerade Dienstag war, und ich als Zuschauer auf den Ball der Madame Dauphine gegangen war, so verkündete ihnen Herr Schnetz, mein Hauswirth, daß ich erst spät nach Hause kommen würde. Freyfeld machte den Junkern den Vorschlag, in die Komödie zu gehen; sie wollten aber ihr Geld nicht umsonst ausgeben, weil sie doch nichts davon verständen. F. ging also allein.

Sich selbst und ihrem Johann überlassen, fassen sie nun den tollen Entschluß, auch auf den Ball der Dauphine zu gehen, und zwar aufgeputzt, wie folgt. Der älteste hatte einen schwarzen Rock von grobem Tuch an, woran man mitunter röthlich gewordene Faden erblickte, bis auf den halben Rücken mit einem derben Kleister von Puder und Pomade überzogen; aber außerdem feine wollene schwarze Strümpfe; und gelbe tombackne Schuhschallen. Der jüngere, ein leberfarbenes auch grobes Tuchkleid; Rock, Weste und Beinkleider einerlei, welches noch leidlich sauber war; weiße metallene Knöpfe, auch schwarze wollene Strümpfe und tombackne Schnallen. Beide schon in Versailles elegant frisirt, stark gepudert, Haarbeutel, wie sie in jenem Jahrzehend in der Reichstadt N** Mode waren, und grobe Wäsche. In diesem Aufzuge gehen sie gerade, Chapeau bas, nach dem Schlosse, treffen zum Unglück auf dem Hofe einen deutschen Schweitzer, der so dienstfertig ist, ihnen auf ihr Ansuchen die Zimmer zu zeigen wo der Ball war.

Ich stand in meinem Winkel um dem Tanze zuzusehen, und ließ mir nichts von dem träumen, was vor der Thür geschah, bis mir ein bekannter Schweitzer winkte. Als ich an die Thür kam, hörte ich deutsche Stimmen von außen herein tönen, und besonders meinen Namen oft nennen. Man hatte sie bedeutet, daß ohne Billet hier Niemand herein gelassen würde, wogegen sie viel einzuwenden hatten. Sie machten sich unnütz, pochten darauf, daß sie deutsche Herren von Stande wären, welche überall auf freien Zutritt Anspruch hätten; und daß ihr Adel gewiß so alt und stiftsmäßig sey, als der des deutschen Herrn, welcher sich jetzt in dem Zimmer auf dem Ball befände. Das war nun Niemand anders als ich, den sie sehr oft mit Namen nannten. Dieses unbesonnene Betragen brachte mich auf; ich ging hinaus, und bat die Schweitzer, ohne den lauten Klagen dieser saubern Herren Landsleute Gehör zu geben, „sie möchten nur ihr Amt thun;" dem zu Folge die jungen Herren nach dem Takte eines englischen Kontretanzes, der eben gespielt wurde, die Treppe hinunter gewalzt, und auf dem festen Erdboden abgesetzt wurden.

Doch das war nicht der schlimmste Streich den sie mir spielten. Am andern Morgen stellten sie sich bei mir zum Frühstück ein, als ob gar nichts vorgefallen wäre; und da F. mit kam, so fanden wir Behagen daran, die Reichstädtisch-stiftsmäßigen Reichs-Ritter diesen Morgen und die folgenden Tage zu ihrem Besten wacker zu tummeln. Indessen führte ich sie doch an alle Orte, wo es nur immer anging, solche Figuren sehen zu lassen. Sie besahen mit mir die Gärten, die königlichen Wohnzimmer, die Gemälde-Sammlung, und das neuerbaute Bureau des affaires étrangères, worin die Bildnisse aller damals lebenden europäischen Potentaten, von den besten Meistern, zu sehen waren, und andere Oerter mehr. Sie wollten nun aber auch den König sehen, und dieß wußte ich nicht anders anzustellen, als sie in die Kapelle zu führen; und zwar auf das Chor, wo die Musik war, gerade dem königlichen Betstuhle gegenüber, wo man den König recht wohl ausnehmen konnte. Nun dachte ich durch einen genauen Unterricht allen dummen Streichen vorzubeugen, und band ihnen fest ein, alles mitzumachen, was sie von andern Leuten sehen würden: darunter verstand ich das Aufstehen beim Evangelio, das Niederknien bei der Wandelung, und was sonst während der Messe beobachtet wird; aber meine Junker, welche nur Begriffe von lutherischen Kirchengebräuchen hatten, glaubten, es würde gemeinschaftlich gesungen werden, etwa das Lied: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend ꝛc. oder dergleichen. Als nun eben, da wir hereintraten, die Sänger der Hofkapelle ein Tutti anstimmten, fielen die Tölpel, um ja meiner Anweisung getreu, sich in nichts von andern Leuten zu unterscheiden, mit einem erschrecklichen Geblöke mit in den Gesang, und brachten mich dadurch so aus der Fassung: daß ich, ohne mich umzusehen, über den langen Gang, der von dem Chor durch die ganze Kirche führte, herauseilte, um nur nicht für einen Mitgesellen dieser deutschen Klötze gehalten zu werden. Aber sie hatten sichs zur Regel gemacht, mir nicht von der Seite zu weichen, waren hinter mir hergezogen, und standen da, als ich außerhalb der Kirche mich wieder zu erholen anfing. Was ich nun da in der ersten Hitze ihnen für höflich süße Worte mag gesagt haben, dessen werden sie sich vielleicht besser erinnern, als ich. Ich überließ sie von nun an ihrem Schicksale und ihren Thorheiten, von denen mir in Paris noch manches erzählt wurde. Ich glaube aber, der Leser kann sich mit denen begnügen, die ich selbst gesehen und erzählt habe. Indessen ist nicht zu zweifeln, daß diese hochadlige Nachkommenschaft eines stiftsmäßigen Mitregenten republikanisches Volkes gleich nach ihrer Zurückkunft die Fußtapfen ihrer Vorfahren betreten, und nun schon beinahe dreißig Jahre die schwere Last der Regierung mit Beifall getragen, vielleicht auch nun schon ihre Nachkommen mit irgend einem Barbiergesellen cum Facultate incarcerandi, auf Reisen geschickt haben. —

Karl Gottlieb Bretschneider,

einer der vorzüglichsten rationalistischen Theologen Deutschlands, voll tiefen Wissens und gründlicher Klarheit, ist am 11. Februar 1776 zu Gersdorf im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater als Pfarrer lebte, geboren. Er ward von demselben unterrichtet, hatte aber das Unglück, ihn schon in seinem zwölften Jahre zu verlieren, kam nun zu seinem Oheim nach Hohenstein und besuchte die dortige Stadtschule. Später auf dem Gymnasium zu Chemnitz für die Universität vorbereitet, ging er im Jahre 1794 nach Leipzig, wo er Theologie studirte. Im Jahre 1804 ward er Adjunct der philosophischen Facultät in Wittenberg und beschloß, sich der akademischen Laufbahn zu widmen; doch hinderte ihn die durch den Krieg herbeigeführte Auflösung der dortigen Universität daran. Demzufolge ging er durch Reinhard empfohlen 1807 als Oberpfarrer nach Schneeberg und bereits im folgenden Jahre als Superintendent nach Annaberg. Im Jahre 1816 folgte er einem Rufe nach Gotha, wo er als Dr. d. Theol. und Phil., herzoglicher Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent sich eines schönen und seiner würdigen Berufes erfreut.

Seine deutschen Schriften sind:

Aphorismen über die Union der beiden evang. Kirchen in Deutschland. Gotha, 1819.
Apologie der neueren Theologie des evang. Deutschlands. Halle, 1826.
Die historisch dogmatische Auslegung des N. Testaments u. s. w. Leipz. 1806.
Systematische Darstellung der Dogmatik und Moral der apokryphischen Schriften des A. Testaments. 1. Bd. Leipz. 1805.
Erläuterungen zu J. L. Försters Lehrbuch der christl. Religion. Leipz. 1831.
Ueber die Grundprincipien der evangel. Theologie. Altenburg, 1832.
Handbuch der Dogmatik. Leipz. 1814. 2 Bde. 3 A. Leipz. 1826. Mit einem Anhange.
Heinrich und Antonio, oder die Proselyten. Gotha, 1826. 4. A. 1831.
Die besonderen Hindernisse, welche in unseren Tagen der nützlichen Verwaltung des evangel. Predigtamtes entgegenstehen. Erfurt und Gotha, 1817.
Der vierjährige Krieg der Verbündeten mit Nap. Bonaparte. Annaberg, 1816.
Lehrbuch der Religion und Geschichte der christl. Kirche. Gotha, 1824. 2. A. 1827.
Luther an unsere Zeit u. s. w. Erfurt, 1817.
Predigten an Sonn- und Festtagen. 1. Bd. Leipz. 1823. 2. Bd. 1824.
Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage: Ob evangelische Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben. I. und II. Leipzig, 1830.
Der Simonismus und das Christenthum. Leipz. 1832.
Ueber die Unkirchlichkeit dieser Zeit im protestant. Deutschland. Gotha, 1821.
Votum über eine neuerlich geforderte repräsentative Verfassung der evangel. Kirche. Leipz. 1832.
Die Theologie und die Revolution. Lpzg. 1835.
Einzelne Predigten, Abhandlungen, Recensionen u. s. w. vorzüglich in neuester Zeit in der Algemeinen Kirchenzeitung (Darmstadt, Leske), deren Redacteur B. seit Zimmermann's Tode ist.

B. hat in vielfacher Hinsicht höchst segensreich für Deutschland gewirkt, da er alle Interessen des Glaubens und der Kirche in ihren Verhältnissen zu einander wie zu der Außenwelt aufzufassen, zu würdigen und von einem richtigen Standpunkte aus zu beleuchten und darzustellen weiß. Als gelehrter Theolog zeichnet er sich durch tiefe und gründliche Forschungen, als Kanzelredner durch klare und ruhige, aber keineswegs wahrer Begeisterung und warmer Liebe ermangelnde Beredsamkeit, als hoher Kirchenbeamter durch genaue Kenntniß der Zustände des Lebens und der Kirche, in Allem aber durch eine unermüdliche Wirksamkeit und Thätigkeit, frei von allen Nebenrücksichten nur das allgemeine Beste bezweckend, aus. Eben so sehr wie durch seine gelehrten Werke und seine trefflichen Predigten, hat er dem allgemeinen Wesen durch seine kleinen Flugschriften, die nicht wenig zur Belehrung der Menge und Bekämpfung der Feinde des Lichtes beitrugen, genützt.

Ist das Leben ein Traum?

Predigt, am Neujahrstage 1822 gehalten. *)

Text: Psalm 126, 1.

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden."

Der Psalmist spricht von der ersehnten Zeit, wo die Gefangenschaft der Juden in Babylon sich endigen, und die Weggeführten in's theure Vaterland zurückkehren würden. Dann, sagte er, wird uns sein, wie den Träumenden; Alles, was wir litten, wird hinter uns in dunkler Vergessenheit liegen, wie ein nichtiger Traum; sein wird uns, wie denen, die aus einem schweren Traume erwachen, und sich glücklich preisen, daß er nicht Wahrheit war. Der Psalmist vergleicht einen Theil des Lebens mit einem Traume; man kann aber diese Vergleichung auch auf das ganze Leben bis zu unserm Eingang in das ewige Vaterland ausdehnen, und häufig hören wir in gebundener und ungebundener Rede das Wort: das Leben sei ein Traum! — Singt doch auch der fromme Sänger mit unverkennbarer Beziehung auf den Ausspruch des Psalmisten:

Wie den Träumenden wird's dann uns sein!
Mit Jesu geh'n wir ein
Zu seinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr! —

Diese Vergleichung spricht das Herz an; man fühlt, es liege Wahrheit darin, Wahrheit, welche den Schmerz beruhigt und widerstreitende Gefühle versöhnt; man fühlt aber auch, sie sei ein Bild, das nur eine abgemessene Anwendung leide, wenn es nicht trügerisch und schädlich werden soll.

Die Wahrheit jener Vergleichung fühlt aber das Herz besonders am heutigen Tage, wo die Erde ihren Jahreslauf um die Sonne auf's neue beginnt, und uns der fühlbare Schritt der Zeit auf des Lebens Kürze und Vergänglichkeit mächtig hinweiset. Denn nicht groß ist die uns zugemessene Zahl der Lebensjahre, und der Anfang eines neuen Jahres enthält immer eine sehr ernste Aufforderung, den Vorrath von Lebenszeit, der für uns noch übrig sein dürfte, zu berechnen. Dem Kinde, dem Jünglinge scheint dieser Vorrath freilich unerschöpflich, und der Weg bis zum 80sten Jahre dünkt ihm ein ewiger zu sein. Doch wer des Lebens Mittag erreicht, oder schon überschritten hat, der weiß es wohl, daß der Abend nicht ferner von ihm sei, als der Morgen, und daß die Zeit mit schneller Flucht enteile. Und wer in's Alter eingetreten ist, den erinnern die langen Schatten, in welche die Bilder der Vergangenheit zurücktreten, an den Abend und den nahen Untergang der Sonne seines Lebens. Darum erhebt er den Blick zum Quell des Lichts, auf einen neuen Morgen hoffend; die Vergangenheit aber überläßt er den Schatten der Nacht, welche anfängt, sie einzuhüllen, und des Lebens Lust und Schmerz aus der Tafel seines Gedächtnisses zu verwischen. Er fühlt, das Leben sei ein Traum, und er sonnt sich nach dem Erwachen an dem Morgenrothe eines schönern Lebens.

Ist denn aber auch das Leben ein Traum?

In gewissem Betrachte ist es ein Traum; in andrer Beziehung ist es kein Traum. Dem Lebenden aber ist nichts nöthiger, als daß er das Leben im rechten Lichte erblicke, damit er es recht gebrauche.

Das Leben ist ein Traum! — Es ist es, in wiefern die Bilder des Lebens, die in unser Bewußtsein treten, oft

*) Aus: Dr. K. G. Bretschneider's Predigten. Bd. 2. Leipzig, 1823.

eben so täuschend und nichtig sind, als die Bilder des Traums. Der Traum läßt uns oft Dinge sehen, die gar nicht wirklich sind, und versetzt uns in Lagen, in denen wir niemals waren, in welche wir auch nicht kommen werden; und in dieser Rücksicht ist oft das Leben dem Traume gleich. Denn wer vermöchte sie alle zu zählen, die Täuschungen, in die wir wachend verfallen? Bald spiegelt uns die Furcht Schreckniße vor, die nur in unsrer Einbildung vorhanden sind, aber doch die Seele mit Gram und Grauen erfüllen; bald läßt uns die Begierde Güter und Freuden erblicken, die Täuschungen sind, aber doch unser Gemüth in heftige Bewegung setzen, und uns mit Erwartungen von Glück und Ruhe locken, die, wenn wir ihnen näher kommen, in Nichts verschwinden. So wie sich daher die Seele oft in Träumen mit vergeblichen Aengsten quält, aber auch mit Freuden speiset, die nichts sind, als Gaukelbilder der Einbildungskraft: so zittert das Herz auch oft im Leben vor bloßen Schatten ohne Wirklichkeit, jagt aber auch oft nach Gütern, die eben so wenig vorhanden sind. So wie aber das dunkle Bewußtsein im Traume des Lebens Gegenstände oft in falschem Lichte auffaßt, das Vergangene darstellt als gegenwärtig, das Zukünftige im Voraus als ein Wirkliches nimmt, und der Gegenwart nicht selten vergißt: so auch das wachende Bewußtsein im Leben. Das Glück, das wir in Händen haben, o wie oft wird es verkannt in seiner wohlthätigen Natur, und einem Scheingut aufgeopfert, das uns, dem Nebel gleich, entweicht, wenn wir es fassen wollen! — Wie oft ist unser Herz trostlos, wenn uns die höhere Weisheit Gottes nimmt, was sie uns nicht länger lassen kann! Wie oft fliehen wir unser Glück, im Wahne, als sei es Quelle des Unheils. Wie oft aber begrüßen wir das Böse und Verhängnißvolle mit lautem Jubel, als der Freuden Quell! Wie oft sind alle Erwartungen von der Zukunft nichts, als ein nichtiger Traum, den die Wirklichkeit zerstreut! — Und der Schwärmer, ist er nicht ein wachender Träumer? Träumt er sich nicht eine Welt, wie sie nicht ist, und nicht sein kann? — Das Leben ist ein Traum, denn täuschend und nichtig sind oft des Lebens Bilder wie die des Traumes.

Das Leben ist ein Traum! Denn seine Bilder verwischen sich oft eben so leicht aus dem Gedächtnisse wie die Bilder des Traumes. — Nur mit Mühe erinnern wir uns beim Erwachen des nächtlichen Traumes, der uns schreckte oder erfreute, und nach kurzer Zeit entschwindet er gänzlich unserm Gedächtnisse. Nur einzelne Bilder und Scenen, welche der Traum vor unsre Seele führte, bleiben treuer im Gedächtnisse, weil sie entweder besondere Lebendigkeit hatten, oder durch ihre Bedeutung für das Leben uns merkwürdig blieben, oder eine tiefe Bewegung des Gemüths auch nach dem Erwachen zurückließen. — Eben so die Bilder des Lebens. Gegenwart und Zukunft beschäftigen uns gewöhnlich so sehr, daß sich die Bilder der Vergangenheit immer mehr und mehr verdunkeln, und ein großer Theil von ihnen uns gänzlich aus der Erinnerung schwindet. Die Vergangenheit wird endlich dem dunkeln Traume gleich, dessen Bilder wir nur mit Mühe in der Seele wieder auffrischen können. So wie die Zeit die Farben in einem Gemälde bleicht; so verwischt auch die Zeit die lebendige Farbe der Bilder früher genossener Freuden und Leiden, und es sind auch nur einzelne Auftritte unsers Lebens, die das Gedächtniß treuer festhält, und welche auch in spätern Jahren lebendig vor unsre Seele treten. Ist dieses aber schon, während wir noch leben, der Fall; wie vielmehr wird es geschehen, wenn wir das Leben ganz verlassen haben, und die Gegenwart einer neuen Welt mit ihren Zaubern und Wundern unser Bewußtsein erfüllt? Wird dann nicht das kurze irdische Leben wie ein dunkler Traum hinter uns liegen? —

Das Leben ist ein Traum! Denn sein Wohl und sein Wehe gehen eben so schnell vorüber, als die Freuden und Leiden des Traumes. — In Nichts zerrinnt beim ersten Strahl des Morgenrothes des Traumes ganze Bedeutung, er mochte nun entweder die Seele mit Sorgen, Angst und Schrecken belasten, oder sie auf den Flügeln der Freude und Lust über die Wirklichkeit erheben. Setzte dich auch der nächtliche Traum auf einen Fürstenthron, gab er dir der Erde reichste Schätze, übertraf er deine kühnsten Hoffnungen, machte er dich zum glücklichsten Sterblichen; oder peinigte er dich mit Kerker und Banden, machte er dich zum unglückseeligen Sclaven brutaler Gewalt, raubte er dir das Liebste und Theuerste, versenkte er dich in die tiefste Trauer: — es ist Alles nichtig! mit dem Erwachen zerrinnt Freude und Angst in Nichts!

Des Lebens Bilder dauern zwar länger, als die Bilder des Traumes; aber die lebendigen Gefühle, die sie in dem Augenblicke aufregen, wo sie sich uns darstellen, sinken schon hier im Laufe der Zeit oft in Nichts zurück. Der härteste Verlust, der uns, wenn er uns trifft, ganz nieder schmettert, und mit dem wir alles Lebensglück für immer verloren zu haben glauben, — nach Jahren denken wir mit Ruhe an ihn; endlich tritt er noch kaum in unsre Erinnerung; er wird auch wie ein Traum vergessen! Der bitterste Haß, der unser Herz durchwühlt, wenn wir boshaft gekränkt werden, — er scheint im ersten Augenblicke ein Gefühl für die Ewigkeit zu sein, und selbst im Grabe nicht erlöschen zu können: aber wenn Monden, Jahre über unsern Häuptern hingerollt sind, so ist er vergessen, ja, wir erinnern uns vielleicht später seiner mit einem Lächeln über unsre Leidenschaftlichkeit. Wenn dieses schon während des Lebens geschieht, wie vielmehr wird dies nicht der Fall sein, wenn wir endlich aus dem schwachen Traumleben dieser Erde erwachen zum vollen Lichtleben der Unsterblichkeit! — Ob du dann im irdischen Leben eine Krone trugst, oder die Sclavenkette; das Scepter führtest, oder den Spaten; im Glanz des Reichthums lebtest, oder von den Sorgen der Armuth gequält wurdest; ob dir deine Wünsche erfüllt, oder versagt wurden; ob du in Freude jauchztest, oder in Thränen seufztest: Alles wird, beim Erwachen zum ewigen Leben, ein Nichts sein, ein nichtiger Traum, dessen du nicht mehr gedenkst, der dein Herz nicht mehr bewegt.

Das Leben ist ein Traum! Denn auch der Menschen und Völker Geschicke wechseln in bunter Verwirrung, wie die Bilder des Traumes. Wundervoll und regellos wechseln die Bilder, die der Traum vor unsre Seele stellt, ohne daß wir zu sagen vermögen, warum es gerade diese Reihe von Bildern ist, die er uns zur Beschauung vorführt, und warum sie sich plötzlich in andere, oft entgegengesetzte, Darstellungen verwandeln. Denn selten verweilt der Traum lange bei Einer Vorstellung, sondern immer springt er zu einer andern über. Bald mischt er uns unter die Bilder des Glücks, durch die er uns ergötzt, Bilder des Schreckens; bald führt er uns plötzlich aus Verlegenheit, Furcht und Gram zu Freude und Glück. Bald läßt er uns großmüthig und edel handeln, bald schlecht und pflichtvergessen, daß wir uns selbst schämen, wie wir so tief fallen konnten. Er mischt Bilder und trennt sie wieder, versetzt uns in Verhältnisse und hebt uns wieder aus ihnen heraus, und wandelt das Schauspiel, das er uns vorstellt, so wundersam und launenhaft, daß es uns unmöglich ist, einen Grund dieses Wechsels und einen Zusammenhang in demselben zu erkennen.

In dieser Abwechslung und Regellosigkeit ist er aber ein entsprechendes Bild des Lebens selbst. Da gehen freudige und traurige Tage in eben so bunter Mischung unter einander; da tritt das Unglück eben so unerwartet den Glücklichen an, und läßt ihn des Glückes Unbestand empfinden; da reicht aber auch das Glück dem Sorgenvollen und Bedrängten oft eben so unerwartet die rettende Hand, und erfüllt seine Wünsche. Auch das Leben behält dieselbe Gestalt niemals lange, sondern Freude und Trauer, Lachen und Weinen wechseln oft und unerwartet, und Ruhe und Gefahr, Friede und Krieg, Leben und Tod tauchen abwechselnd auf aus dem Strome der Zeit, um den Lebenden ihre willkommene, oder unwillkommene Gabe zu spenden. — Leider zeigt sich dieser Wechsel auch oft im sittlichen Leben des Menschen! Schlechte und gute Handlungen mischen sich in seinem Leben. Es ist eine Zeit, wo ein guter Geist ihn treibt, und seine Thaten Ruhm verdienen; aber es kommt auch eine andre Zeit, wo ein böser Geist ihn ergreift, wo er fällt, — oft tiefer fällt, als er selbst für möglich gehalten hätte.

So im Leben der Einzelnen; so auch in dem Gange der allgemeinen Schicksale. Nationen steigen und sinken, das Licht wechselt mit der Finsterniß, das Gute mit dem Bösen, die Herrschaft des Rechts mit der Gewalt des Unrechts, der Ueberfluß mit Mangel, der Wohlstand mit Armuth, der Glanz und die Macht mit dem Elende und der Ohnmacht, die Bildung mit der Barbarei, die Weisheit mit der Thorheit, — so unerwartet, so wundersam, daß wir betäubt und erstaunt stehen, vergebens den Grund solches Wechsels zu erforschen suchen, und das Ganze uns ein Traumbild zu sein scheint. — Und wenn wir uns daran erinnern, meine Brüder, was wir erlebt haben, — wie die Länder und Herren gewechselt, wie Verbindungen sich geknüpft und gelöset haben, wie Macht und Sieg von einer Seite zur andern schwankte, wie Furcht und Hoffnung die Gemüther bewegte, wie immer unerwartet eine Scene des großen Trauerspiels die andre verdrängte, und uns durch neue Verwickelungen in Erstaunen setzte; wenn wir die Bilder dieser ganzen merkwürdigen Vergangenheit von der ersten Erschütterung des Thrones der Lilien an den Ufern der Seine, bis zu dem unerwarteten Aufflammen eines neuen Wundermeteors in Griechenlands Gefilden, in Ein Gemälde zusammen fassen: — so müssen wir, betäubt von so vielen Veränderungen, gestehen: es sei uns, wie den Träumenden! — auch das Leben im Großen sei ein Traum!

Doch, — wir wollen uns nicht irren! Es ist ein Bild, — eine Vergleichung, die wohl einige Wahrheit enthält, aber in andrer Rücksicht auch falsch ist, und uns gefährlich werden könnte, wenn wir ihr im Handeln unbedingt folgen wollten. Der Traum hat weder Bedeutung, noch Wahrheit, noch wirkt er ein auf unsern Zustand; das Leben aber hat eine hohe Be-

deutung, ist Wahrheit, und steht in enger Verbindung mit der Ewigkeit.

Das Leben ist kein Traum! Denn obgleich die Einbildungskraft uns oft täuscht mit nichtigen Bildern des Wahns, so ist doch das Leben Wahrheit, und hat eine sehr ernste Bedeutung. — Des Traumes Gebilde sind alle Wahn und Trug, und zerrinnen von selbst in Nichts. Des Lebens Ereignisse aber, und die Gefühle, die sie wecken, sind Wahrheit von hoher und ernster Bedeutung, und stehen vor uns mit allem Gewichte und aller Dauer der Wirklichkeit. Der Traum ist nur ein scherzendes Bild des Lebens; das Leben selbst ist die Wahrheit, von der das Bild genommen ist, das Wesen unsers Seins, das uns der Schöpfer gab für hohe Zwecke, und dessen Ende sich mit der Ewigkeit verbindet. Wohl könnte man es dem Unglücklichen gönnen, daß der Kummer, der, Felsen gleich, sein Herz belastet, der Schmerz, der ihm das Leben zur Hölle macht, nur Wahn und Täuschung wäre! wohl dem Sünder es wünschen, daß seine Thorheiten oder Verbrechen, daß das Elend, das er sich und Andern erbaut, nichts wäre, als ein nichtiger Traum! Doch Wahrheit ist's, was er empfindet, was er vollbringt und schafft, es sei nun Böses, oder Gutes. Und auch die Täuschungen selbst, mit denen wir uns ergötzen, oder plagen, sie sind doch, so lange der Wahn dauert, der Wahrheit gleich. So wie Schmerz und Freude im Traume, obgleich grundlose, doch wirkliche Empfindungen sind, und die Bilder der Freude, die uns der Schlaf vorgaukelt, uns entzücken, so lange sie vor der Seele stehen, die Bilder des Schreckens aber uns erschüttern, und die Bilder des Grams uns das geschlossene Auge mit Thränen erfüllen: so ist auch Freude und Schmerz im Leben, wenn gleich grundlos an sich, doch wahr in unsrer Empfindung, und erheitert, oder trübt unsre Lebenstage. — Drum nimm das Leben nicht als einen Scherz, sondern als strengen Ernst! Erkenne, was es dir sein, was du ihm leisten sollst, und suche die vom Schöpfer dir vorgeschriebene Bestimmung mit treuem Fleiße zu erreichen. Wie auch der Traum dir dein Geschick bestimmte, und dein Verhältniß zum Leben wandelte und verkehrte; wenn du erwachst, bist du dennoch der Vorige, und die Wirklichkeit tritt wieder ein in ihre Rechte. Doch wie das Leben dein Geschick bestimmt, oder wie du selbst dein Verhältniß mit Weisheit, oder Thorheit, gestaltest und veränderst: so bist du wirklich; und in der Beschaffenheit, in der du von dem Leben scheidest, trittst du ein in die vergeltende Ewigkeit. — Nimm aber auch des Nächsten Leben nicht als einen Scherz; am wenigsten sein Glück und seine Leiden. Mag auch beides ihm am Ende seiner Tage als ein nichtiger Traum erscheinen; so ist es doch, so lange es währet, Wirklichkeit, und begründet für dich Verdienst, oder Schuld, vor dem Richterstuhle deines Schöpfers. Zerstöre nicht des Glücklichen schuldlosen und ungefährlichen Wahn, der ihn beglückt; obgleich ein Wahn, beseeligt er ihn doch, und nur wenn ihn der Weg an Klippen, Ströme oder Abgründe führen könnte, mußt du ihn wecken, und ihm das Bittre der Enttäuschung nicht ersparen Füllt aber ihn ein Truggebild mit Gram, so eile liebreich, ihn zu verständigen und aus der Täuschung schwerem Traum zu wecken. Erweiset man diese Barmherzigkeit doch dem Schlafenden, wenn schwere Träume ihn quälen; wie vielmehr dem, der wachend träumt von Kummer und von Unglück! —

Das Leben ist kein Traum! Denn ob sich gleich seine Bilder, wie die des Traums, leicht aus dem Gedächtnisse verwischen, so tilgt doch keine Zeit die sittlichen Bilder unsers Lebens aus. — Mag auch von der Vergangenheit noch so viel aus unserm Gedächtnisse verschwinden; mögen auch die genossenen Freuden, die erduldeten Leiden, ganz in das Dunkel der Vergessenheit zurücktreten: für *Eines* ist das Gedächtniß dennoch treu, und dieses ist das Böse oder Gute, das wir gethan, die Schuld, oder das Verdienst, das wir erworben haben. O Mancher wünschte wohl, aus seinem Bewußtsein auszutilgen, was er im Leben gethan hat! — Doch vergebens! Selbst wenn die Erinnerung daran lange geschlummert hat, so kommt sie oft ganz unwillkommen, am liebsten am späten Abende des Lebens, und frischt die Bilder unsers sittlichen Lebens mit neuen und kräftigen Farben auf. Dieses thut das *Gewissen*. — Es ist der Schutzgeist des Menschen, der ihn unabläßig zum Rechten ermahnt, aber im Geräusche des vollen Lebens oft nicht gehört wird. Aber wenn wir anfangen, dem Leben abzusterben; wenn unsre Sehnsucht, unser Hoffen am Leben nicht mehr hängt, sondern sich wendet zu der verborgenen Zukunft der Ewigkeit: da tritt dieser göttliche Schutzgeist uns zur Seite, hält uns den Spiegel unsers Lebens vor, und stellt uns die erloschenen Bilder unsers sittlichen Lebens zur Freude, oder zum Schrecken, vor das Auge. Darauf darfst du also wohl rechnen, daß die Zeit Freude und Schmerz in deinem Bewußtsein verlöschen wird; aber damit schmeichle dir nicht, daß auch dein sittliches Verhalten ein Traum sein werde, sondern bedenke, daß dein Gewissen über dein Leben-Buch und Rechnung hält, und dir sie vorlegen wird zum Schrecken, oder Troste, wo du es am wenigsten erwartest. Und was auch immer aus deinem Gedächtnisse verschwinden möchte, das wäre darum doch nicht so gut als nicht geschehen; denn *Einer* vergißt nie, — der, der aller Menschen Thaten richten wird nach gerechter Wage; der, vor dessen Richterstuhle alles Gute und Böse offenbar werden soll, was wir gethan haben bei Leibes Leben.

Das Leben ist kein Traum! Denn wenn auch sein Wohl und Wehe schnell vorüber geht, wie ein Traum, so bleiben doch die Wirkungen unsers Verhaltens, und tragen ihre Frucht hier und in der Ewigkeit.

Mögen auch alle Güter, Vorzüge und Auszeichnungen mit dem Leben, wie ein Traum, verschwinden; der Gebrauch, den du von diesen äußerlichen Vorzügen machtest, verschwindet nicht, dein weises oder thörichtes, den gerechtes oder ungerechtes Verhalten dabei bleibt nicht ohne Frucht. Brauchtest du die Güter und Vorzüge deines Lebens nach dem Gebote der Pflicht und dem Gesetz der Liebe; so hast du eine Saat des Segens ausgestreut, die noch lange nach deinem Tode fortwächset, und wohlthätige Früchte trägt; so trittst du ein in das ewige Leben, geschmückt mit dem Verdienste eines tugendhaft verlebten irdischen Daseins, und der gerechte Richter deines Lebens wird dich über Vieles setzen, weil du ihm über Weniges getreu gewesen bist. Mißbrauchtest du aber dein Glück und deine Vorzüge, hast du der Pflicht und der Liebe vergessen, Unrecht und Gewalt geübt, Elend und Kummer verbreitet: so hast du einen unheilbringenden Saamen ausstreut, der dir, auch wenn dein Leben verschwunden ist, nur die Frucht des Fluchs und der Selbstverachtung tragen wird; so trittst du ein in's ewige Leben, belastet mit der Schuld eines strafbaren Verhaltens, und der gerechte Richter deines Lebens wird deine Seele durch herbe Leiden heiligen müssen, bis sie lernt, das Böse verabscheuen, und dem großen Gesetze des Schöpfers mit Freude gehorchen. — Und trugst du die Last der Sorgen und Mühen, die dir dein Schöpfer auflegte, mit Ergebung und Standhaftigkeit; hieltest du, so niedrig, arm, bedrängt du auch warst, deine Hände rein von Unrecht: so hast du hier nichts zu bereuen, kein Vorwurf folgt dir in die Ewigkeit, wo die mit Freuden erndten sollen, die hier mit Thränen säeten. Stelltest du dich aber ungeberdig bei den Leiden, die dein Schöpfer dir auferlegte, trugst du deine Niedrigkeit und deine Lasten mit Murren; gabst du dich dem Hasse, der Rache, der Leidenschaft hin; und suchtest du durch Unrecht und Frevel des Schicksals Ungunst zu entgehen, und das Glück, das dir der Himmel versagte, gewaltthätig dem Leben abzutrotzen: so trägst du deine Schuld; dein Unrecht bleibt, wenn auch die Leiden schwinden, und weil du säetest auf dein Fleisch, so wirst du auch von dem Fleische das Verderben erndten. Das aber lerne daraus, daß des Lebens Wohl und Wehe, wie ein Traum, verschwindet, daß du dich deines Glücks nicht stolz überhebst, in deiner Hoheit den Niedern nicht verachtest, in deinem Glanze auch den Armen in dürftiger Hülle für deinen Mitbruder erkennst, und bei dem Streben nach dem irdischen Gute und in seinem Besitze immer bedenkst, daß es schwindet, wie ein Traum. Das lerne, daß du die Leiden geduldig trägst, bei des Glückes Ungunst nicht verzweifelst, durch Unrecht und Gewalt dich nicht zu retten suchst, sondern ruhig harrest der Stunde der Erlösung, die dich von deinem Leiden entbinden wird, wie von einem Traume.

Das Leben ist kein Traum! Denn wenn auch der Menschen und Völker Geschicke in bunter Verwirrung wechseln, wie die Bilder des Traumes: so ist doch in ihnen Zusammenhang und Ordnung unverkennbar.

So regellos auch das Schicksal der Einzelnen oft zu wechseln scheint, und so oft es auch unsre Erwartung täuscht; so offenbar ist doch dem aufmerksamen Auge, wie sich in unsern Schicksalen Ursache und Wirkung die Hände reichen. So viel auch bei der Entwickelung unsers Geschicks von einer höhern, uns unerreichbaren und unbegreiflichen, Macht abhängt; so klar tritt es doch vor jedes Auge, was Fleiß, Redlichkeit, Treue, Vorsicht, Liebe, und alle in unsrer Gewalt stehende sittliche Eigenschaften auf unser eigenes und der Unsrigen Schicksal einwirken, und wie wahr in einem gewissen Sinne das Sprüchwort des gemeinen Lebens sei, daß Jeder sein Glück in eigenen Händen trage, sein Schicksal sich selbst erbaue. Ja, theure Brüder, die Weisheit und Güte Gottes erbauet das Gebäude unsers Glücks nicht allein, sondern wir sollen auch die eigene Kraft gebrauchen. Den Riß des Ganzen hat sie in unsre Seele, das Maaß und Richtscheit des Baues in unser Gewissen gelegt, die Materialien zum Gebäude rings um uns her zum Gebrauche ausgestellt; doch bauen, die eigene Hand anlegen muß der Mensch, damit er auch das Gute schaffen lerne, damit er seinem Schöpfer ähnlich, und für das Wirken in einer höhern Welt ge-

bildet werde. Doch, — wenn du baueſt nicht nach des Schöpfers dir gegebenem Plane, ſondern nach dem Zerrbilde des Glücks, das deine Begierde dir vorſpiegelt; wenn du das Richtſcheit des Gewiſſens von dir wirfſt, und, ohne Rückſicht auf des Wahren, Guten und Schönen heiliges Geſetz, nur Steine auf einander häufſt: ſo wundre dich dann nicht, wenn Alles über einander ſtürzt, wenn dir nichts gelingt, und dein Leben die Regelloſigkeit eines Traumes bekommt. Erkenne aber, daß nicht der Zufall, oder die Laune, nicht ein blindes Geſchick oder eine vernunftloſe Nothwendigkeit, ſondern daß du ſelbſt der Quell der Verwirrungen deines Lebens biſt, und glaube es der Stimme Gottes in dir, dem Gewiſſen, wenn es dir verkündiget, daß Gott des Lebens Thorheit ſtraft in ihren Folgen. Klage daher über Leiden, die du ſelbſt herbei rufſt, nicht die göttliche Vorſehung an, und murre nicht gegen ſie, wenn ſie dir giebt, was du verdienſt; ſondern erkenne deine Thorheit, und werde weiſe, deine Sünde, und werde deinem Gotte gehorſam.

So wie in Einzelnen, ſo iſt es auch bei den Geſchicken der Völker. — So viel auch hier die höhere Macht Gottes nach einer für uns oft unverſtändlichen Weisheit waltet; ſo ſichtbar iſt es doch auch hier, daß Fleiß und Klugheit, Tugenden und Menſchlichkeit, alſo das, was in der Hand der Völker ruht, einen entſcheidenden Einfluß haben auf den Gang ihrer Geſchicke, und daß, wie die Schrift ſagt, Ungerechtigkeit alle Lande verwüſte, Gerechtigkeit aber ein Volk erhöhe. — Und wie könnte es auch anders ſein? — Muß nicht das, was von einzelnen Menſchen gilt, auch von Nationen gelten? Beſteht nicht das Denken und Streben eines ganzen Volks in der Summe das Denkens und Strebens aller Einzelnen? Wird alſo nicht auch hier daſſelbe Geſetz der ſittlichen Verknüpfung zwiſchen Weisheit, Tugend und Wohlfahrt, und dagegen zwiſchen Thorheit, Schlechtigkeit und Elend, ſichtbar ſein? Muß nicht auch das Gebäude der öffentlichen Wohlfahrt zuſammen ſtürzen, wenn die Bauenden nicht nach Weisheit, ſondern nach Leidenſchaft, nicht nach Geſetz und Ordnung, ſondern nach Unrecht und Gewalt, bauen? War uns etwa in den unerwarteten Wechſeln der allgemeinen Schickſale ſeit dreißig Jahren der Zuſammenhang zwiſchen der Beſchaffenheit der Menſchen und den Zeitereigniſſen unergründlich, und nicht auch hier die Hand der Vergeltung, welche Jedem giebt, was er verdient, erkennbar? —

O möchte dieſes die Welt erkennen und beherzigen. Dann würde ſie geneſen von der Blindheit, die ſich den Abgrund ſelbſt aushöhlet, damit er ſie verſchlinge, geneſen von der Verwegenheit, mit welcher ſie dem großen und göttlichen Geſetze der Wahrheit und Gerechtigkeit zu trotzen ſucht, geneſen von dem Uebermuthe, mit welchem ſie den Lauf der Geſchicke nach ihrer eigennützigen Klugheit zu leiten wähnt; dagegen aber ſtark werden an Weisheit, Demuth, Gerechtigkeit und Liebe, die es allein ſind, was die Völker, wie den einzelnen Menſchen, wahrhaft und auf die Dauer beglückt.

Darum haben wir kein heißeres Flehen, was wir heute zu deinem Throne gelangen laſſen, Allmächtiger, als das Flehen um die Weisheit, die das wahre Glück des Lebens ohne Trug erkennt; um die Demuth, die es empfindet, daß wir Staub und Aſche ſind, und gegen deine unveränderlich dauernden Geſetze nichts vermögen; um die Gerechtigkeit und Liebe, die, allem Eigennutze fremd, im Gehorſam gegen deine heiligen Gebote, nur nach dem Wahren und Wohlthätigen trachtet. Erfülle mit dieſen göttlichen Gaben alle Beherrſcher der Völker, daß ſie ihren hohen Beruf erkennen und erfüllen, und nach deinem Bilde Väter, Beglücker der Völker ſind, welche du ihrer Herrſchaft untergeben haſt! Erfülle mit denſelben Gaben die Völker, daß ſie in Treue und Gehorſam deine göttliche Ordnung heilig halten, und unbethört von gefährlichem Wahne den Weg der Ruhe, des Friedens und der Wohlfahrt zu finden wiſſen. Gieb der Weisheit den Sieg über die Thorheit, der Vernunft über den Aberglauben, der Gerechtigkeit über das Unrecht, der Liebe über den Haß, und laß deinen heiligen Willen geſchehen auf Erden, wie im Himmel! — Dem Leidenden gieb Geduld, dem Bedrängten Standhaftigkeit, dem Unglücklichen Ergebung, dem Glücklichen Demuth, dem Verirrten Erkenntniß, dem Zweifelnden Glauben, dem Sünder Reue, dem Sterbenden Hoffnung. Dem Verlaſſenen erwecke einen Freund, dem Bekümmerten einen Tröſter, dem Bedrängten einen Helfer, der Unſchuld einen Retter! — Und wenn du beſchloſſen haſt, daß dieſes Jahr das letzte unſers Lebens ſein ſoll: o ſo laß uns die Stunde des Todes wohl bereitet finden zum Heimgang, ſo ſei du dem Sterbenden gnädig, wie du durch Jeſum verheißen haſt, ſo laß uns nach des Lebens dunklem Traum am Lichte eines neuen Morgens erwachen zum ſeeligen Bewußtſein des ewigen Lebens! —

Chriſtoph Friedrich Bretzner,

der Sohn eines Hoftapezierers zu Leipzig, ward daſelbſt am 10. December 1748 geboren, erhielt eine gute Bildung, widmete ſich dem Kaufmannsſtande, wurde Theilnehmer eines bedeutenden Handelshauſes und ſtarb in ſeiner Vaterſtadt am 31. Auguſt 1807. Seine Mußeſtunden füllte er mit poetiſchen, vorzüglich dramatiſchen Arbeiten, welche zu ihrer Zeit nicht ohne Beifall blieben.

Von ihm erſchienen:

Die Liebe nach der Mode oder der Eheprokurator. Leipzig, 1781. N. A. 1799.
Der argwöhniſche Liebhaber. Leipzig, 1783. N. A. 1792.
Die Luftbälle. Leipzig, 1784. N. A. 1786.
Complimente und Wind. Leipzig, 1792.
Die Erbſchaft aus Oſtindien. Leipzig, 1796.
Das Räuſchchen. N. A. Leipzig, 1790.
Schauſpiele. Leipzig, 1792 — 1808. 4 Bd.
Operetten. Leipzig, 1779.
Singſpiele, Leipzig, 1796.
Das Leben eines Lüderlichen, Roman. Leipzig, 1787 — 88. 3 Thle. N. A. 1790.

B. war nicht ohne Talent für das Komiſche, aber er arbeitete zu flüchtig und haſchte zu ſehr nach Effect; weßhalb keines ſeiner Luſtſpiele einen dauernden Werth hatte, und ſich unter denſelben nur das Räuſchchen und der argwöhniſche Liebhaber auf der Bühne erhalten haben. Unter ſeinen Opern hatten mehrere das Glück, von bedeutenden Meiſtern componirt zu werden (wie z. B. Belmonte und Conſtanze von Mozart, die Schule der Eiferſüchtigen von Salieri); ſeine Dramen und Tragödien ſind dagegen gänzlich als verfehlte Beſtrebungen zu betrachten. Der von ihm nach hogarthiſchen und chodowieckyſchen Zeichnungen geſchriebene Roman huldigt dem Geſchmack ſeiner Zeit, iſt aber jetzt faſt ganz vergeſſen.

Hans Jacob Breuning von und zu Büchenbach

ward im Jahr 1552 zu Buchenberg im Würtembergiſchen geboren, machte größere Reiſen durch Frankreich, Italien und England und ſpäter auch durch Griechenland, Aegypten, Arabien und Syrien. Nach ſeiner Heimkehr ward er Oberhofmeiſter des Herzogs Johann Friedrich von Würtemberg. Er ſtarb 1610.

Seine gut ſtyliſirte und für die damalige Zeit viel Neues und Merkwürdiges enthaltende Reiſebeſchreibung erſchien unter dem Titel:

Reyß des Edeln und Veſten H. J. B. v. B., ſo er ſelbander in der Türkey, ſowohl in Europa als Aſia und Afrika verrichtet. Straßburg, 1612. Folio.

Karl Wilhelm Friedrich Breyer

ward am 29. September 1771 zu Heutingsheim im Würtembergischen geboren und trat, nachdem er seine Studien vollendet, im Jahre 1800 als Privatdocent zu Jena auf. Er erhielt 1804 einen Ruf als Professor der Geschichte zu Landshut und kam 1807 als Mitglied der Akademie nach München, wo er am 28. April 1818 als Doctor der Philosophie, k. b. Hofrath, Ritter des Civilverdienstordens, Mitglied der Akademie und Professor der Geschichte am Lyceum starb.

Seine deutschen Schriften sind:

Ideen über die Erziehung der Fürstensöhne. Stuttgart, 1797.

Grundriß der Universalgeschichte. Jena, 1802—4. 2 Thle. N. A. 1809.

Historisches Magazin. Jena, 1805. I.

Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. München, 1811.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Landshut, 1817 — 1818. 2 Bde.

Mehrere Reden, Abhandlungen u. s. w.

Gründliche Forschung, Scharfblick und eine geistreiche und lebendige Darstellungsweise zeichnen Breyer's historische Leistungen würdig aus; leider wurde er zu früh der Welt entrissen, als daß es ihm vergönnt gewesen wäre, einem größeren Werke seine Kräfte und Fähigkeiten zu widmen und sich den ersten Geschichtsschreibern unserer Nation, denen gleich zu kommen er eifrig strebte, an die Seite zu stellen.

Vgl. Fr. Thiersch, Lobschrift auf B. München, 1818.

Das Aufblühen der Literatur in Italien während des dreizehnten Jahrhunderts*).

2) Das System der römisch-catholischen Hierarchie war nun vollendet. Die Bildung des dritten Standes erleichterte die Fesseln des Feudalsystems. Die Kreuzzüge hatten eine wundersame Regsamkeit in der germanischen Welt hervorgebracht. Durch das Ritterthum ward die romantisch-poetische Stimmung des Zeitalters noch vermehrt. Auch ahnete man bereits die Größe und den Verlust der untergegangenen, alten Welt. — Wie alles dieß die Gemüther stärkte und bereicherte, so weckte und beschäftigte der Scholasticismus den Verstand. Schon begann ein Erwachen zur helleren Ansicht der idealischen Welt, in welche der Catholicismus die Germanier im stillen Laufe der Zeit, ohne daß sie selbst es wußten, allmälig versetzt hatte. Nur konnte dieß Erwachen nicht zur Vollendung kommen, theils, weil es nicht möglich war, daß die ruhige Besonnenheit neben der wilden Kraft Platz gewann, theils weil selbst der reiche Nachlaß, der von der vorgermanischen Welt auf unsere Vorfahren vererbt war, ihre freye Selbstthätigkeit hemmte. Sollte ein wahrer Fortschritt in der Cultur geschehen, so konnte er nur von der Person, welche gleichsam der Grundton dieses ganzes Zeitalters war, erwartet werden.

3) So interessant aber auch die Regsamkeit war, welche jetzt unter den Germanen überhaupt herrschte, so ragte doch in eben diesem Zeitpunkt über alle Länder, welche dieselben eingenommen hatten, Italien bey weitem hervor. Ehrwürdige Trümmer mannigfacher Art erinnerten hier an die alte Roma. Hier war der Geburtsort der Hierarchie und des Kaiserthums. Die Politik der Päpste, die bis zu dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hier fortwährend ihren Hauptsitz gehabt hatten, mußte für die Bildung Italiens vorzüglich wichtig seyn. Mild war sein Himmel, fruchtbar sein Boden, seine Umgebungen äußerst glücklich. Hier war es, wo der Geist der Freyheit und der Republicanismus zuerst erwacht war, und jetzt in den mannigfaltigsten Formen sich entwickelte und darstellte. Auch blühten hier Handel und Wohlstand; Italien war recht eigentlich der Mittelpunkt des Reichthums und der Macht des westlichen Europa's. Der fröhliche Gesang der Provenzalen ward hier auf mancherley und sehr verschiedenen Wegen bekannt, ward hier geliebt, geschätzt und nachgeahmt. Auch fing bereits die Sprache Italiens, bereichert und veredelt durch das Romanzo der Provenzalen, an, sich zu bilden; schon gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts erhob sich aus den mannigfaltigen Mundarten des italienischen Romanzo's eine gemeinsame Sprache der Italiener, eine höhere Volkssprache (Volgare illustre). — In mehr als einer Rücksicht hatte jetzt Italien Aehnlichkeit mit dem glücklichen Küstenstreife Vorderasiens, als dieser auf Homeros stolz seyn durfte.

4) In diesem glücklichen, gleichsam verjüngten Italien trat in diesen Zeiten der erhabene Dichter Dante Alighieri (geb. 1265, gest. 1321) auf. Wie Homeros einst das freye, freundliche Leben der frühern hellenischen Welt in ewigen Gesängen verherrlichte, so stellte Dante den tiefen, ernsten Geist der mit Christus beginnenden, neuen Welt in einer wundersamen Dichtung (la divina Comedia) dar. „In einem Mittelpunkte drängte sich die Kraft seines erfindsamen Geistes zusammen, in einem ungeheuern Gedicht umfaßte er mit starken Armen seine Nation und sein Zeitalter, die Kirche und das Kaiserthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelsten und des Schändlichsten, was er gesehen, des Größten und des Seltsamsten, was er ersinnen konnte; die offenherzigste Darstellung seiner selbst und seiner Freunde, die herrlichste Verherrlichung der Geliebten: alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unsichtbare*)." Wie er der Vater der italienischen Poesie, ja der Stifter der modernen Poesie überhaupt war, so begann auch mit ihm und durch ihn der Zeitpunkt der ästhetischen Cultur der Sprache und Prosa der Italiener. Mächtig ergriff sein Gesang den Geist seiner Nation; in Florenz errichtete man noch im vierzehnten Jahrhundert einen neuen Lehrstuhl, von welchem herab geistvolle Männer den hohen Sinn (polysentum) der göttlichen Comedie erklären sollten.

5) Zum Theil noch in einer Zeit mit Dante lebte Francesco Petrarca (geb. zu Arezzo 1304, gest. 1374); ein Nahme, den die Geschichte mit tiefer Ehrfurcht nennt. Er war gleich groß als Dichter und als Gelehrter, als Wiederhersteller wahrer Poesie und wahrer Gelehrsamkeit. Dante übertraf ihn zwar an Genie aber Petrarca's Geschmack war geläuterter. Wie jener den ganzen großen Inhalt der neuern Zeit in seiner göttlichen Comödie umfaßte, so machte Petrarca das zärteste Element derselben, die Liebe, zum Inhalt seiner Sonette und Canzonen. Sein Gefühl erfand gleichsam die Sprache der Liebe, und gilt nach Jahrhunderten noch bey allen Edlen. Die Verherrlichung seiner Laura ist das schönste Symbol und Denkmal jener allgemeinen, höheren Achtung gegen das weibliche Geschlecht, wozu der Christianismus und das romantische Ritterthum die ursprüngliche Pietät der Germanen gegen die Frauen allmälig veredelt haben. Nächst den Gefühlen der Liebe war es vornämlich eine innige Sehnsucht nach der untergegangenen alten Welt, was seine große Seele beschäftigte, und deßhalb arbeitete er, wie wir tiefer unten sehen werden, soviel wie möglich für die Wiederherstellung der alten Roma. — Uebrigens läßt sich bey Petrarca der historische Zusammenhang seiner Poesie mit dem Rittergesang genauer nachweisen, als bey Dante, obwohl auch dieser ohnstreitig ein Sohn seiner Zeiten war.

6) Giovanni Boccaccio von Certaldo (geb. 1313, gest. 1375) vollendete das Triumvirat der großen Wiederhersteller der ästhetischen Cultur in Italien. Ihm verdankt vornämlich die Prosa der Italiener ihre Bildung. — Die hundert kleinen Erzählungen oder Novellen, die er unter dem Namen des Decamerone kunstreich und ungezwungen in einer Sammlung verbunden hat, galten vor vielen andern Schriften, die er geschrieben, vom Anfange an für ein Muster correcter, toscanischer Diction. Sie sind aber auch ein unversiegbarer Quell interessanter Geschichten für die Dichter jeder Nation, ein schöner Uebergang von den Mährchen des Ritterthums zum neuern Roman, ein Gemälde und Vorbild des geselligen Lebens der neuern Welt. In der Canzone zeichnete sich Baccaccio durch fröhliche Anmuth und gefälligen Scherz aus. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß er der Erste war, der in Florenz die Lehrer-Stelle bekleidete, welche die Regierung daselbst zur Erklärung der göttlichen Comödie des Dante gestiftet hatte. Seine fruchtbare Ansicht von dieser wundersamen Dichtung machte ihn dieses Berufs werth. Er hielt sie für eine irdische Hülle und körperliche Einkleidung der unsichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, und nannte sie geradezu eine

---

*) Aus: C. W. Friedr. Breyer's Grundriß der Universalgeschichte. Jena, 1804. 2. Theil, S. 179.

*) S. das Schlegelsche Athenäum. 3. B. 1. St. S. 77.

Art von Theologie, die nur allgemein verständlicher und lieblicher sey, als die eigentlich so genannte.

7) Nach dem Tode dieser großen Erfinder dauerte es lange Zeit, bis wieder ein Dichter in Italien auftrat, der ihnen gleichkam. Sie ließen keine Schule, sondern nur Nachahmer zurück. Desto mehr aber erweiterte sich die Sphäre der ästhetischen Cultur; durch die Werke jener Triumvirn war in Italien unter Geistlichen sowohl als unter Weltlichen recht eigentlich ein ästhetischer Enthusiasmus geweckt worden. Auch entwickelte sich bald der Keim eines neuen poetischen Gewächses auf dem Boden dieses vorgezogenen Landes, und während dasselbe zur Reife gedieh, bestrebten sich die italienischen Gelehrten mit dem edelsten Wetteifer, die Werke der alten Römer und Griechen wieder aufzusuchen und herzustellen.

8) Obwohl das Studium der alten Literatur im Laufe des Mittelalters nie völlig aus den Schulen des Occidents verdrängt werden konnte, so ward es doch in demselben bey weitem nicht mit dem Eifer und Erfolg betrieben, womit die Byzantiner die Geisteswerke ihrer Vorfahren zu erhalten und zu benutzen suchten. Als aber im Laufe der Zeit die Empfänglichkeit der Germanier für die classische Literatur zunahm, entstand bald auch der Wunsch bey ihnen nach Wiederherstellung derselben; und mannigfaltige Umstände vereinigten sich, ihr Unternehmen zu begünstigen.

9) Italien eilte jedoch den übrigen germanischen Staaten auch in dieser Hinsicht voran. Eine innige Sehnsucht nach der untergegangenen alten Welt überhaupt war es vornämlich, was den Eifer für die alte Literatur zuerst unter seinen Einwohnern anfachte und belebte. Schon die ehrenvolle Stelle, welche Dante dem Virgilius in seiner göttlichen Comödie anwies, ist ein Zeugniß von seiner Verehrung des Alterthums. Vornehmlich aber begeisterte den Petrarca das Andenken an die vorgermanische Welt; und obwohl diese nicht wieder hergestellt werden konnte, so gelang es ihm doch, wenigstens der erste Wiederhersteller der alten Literatur für den Occident zu werden. Mit der Liebe, womit der Gebildete sich an das Gebildete anschließt, las und studirte Petrarca die alten Schriftsteller Roms, und brachte vieles Schöne und Wahre aus denselben in Umlauf; mit Liebe und unermüdetem Eifer sammelte er ihre Schriften und rettete mehrere derselben von dem nahen Untergang, und that alles, was er nur immer für die Wiederherstellung derselben thun konnte *). Mächtig ergriff sein Beyspiel seine Zeitgenossen, von denen er, wie einst Abälard von den Seinigen verehrt, bald der göttliche Petrarca, bald der Mann genannt wurde, deßgleichen die Welt nicht gesehen habe, und auch nicht wieder sehen werde. Noch in seinem Zeitalter war das Sammeln alter Schriftsteller recht eigentlich Lieblingsbeschäftigung der Italiener. — Wie er aber die alten Römer liebte, so verehrte er auch die Schriftsteller des alten Griechenlands. Den Homeros nannte er den Fürsten der Dichter, so wie Plato den Fürsten der Philosophen, und es schmerzte ihn tief, daß ihm seine unzureichende Kenntniß der griechischen Sprache, worin ihm fast alle seine Landsleute gleich waren, die genauere Bekanntschaft mit denselben unmöglich machte.

10) Auch Boccaccio that vieles zur Wiederherstellung der alten Literatur. Wie Petrarca war auch er unermüdet im Sammeln alter Schriftsteller. Um die griechische Literatur erwarb er sich noch größere Verdienste, wie jener. Er war der Erste in Italien, welcher das Studium des Homeros wiederherstellte, und durch seine Bemühung geschah es, daß die Florentiner den Leontius Pilatus als öffentlichen Lehrer der griechischen Sprache anstellten.

11) Nächst Petrarca und Boccaccio verdient unter den Schriftstellern der alten Literatur Johannes von Ravenna (geb. 1347, gest. zwischen 1412 und 1420), ein würdiger Schüler des Erstern, genannt zu werden. Durch mündlichen Unterricht vornämlich verbreitete er die Kenntniß der Alten. Als öffentlicher Lehrer zuerst zu Padua und dann zu Florenz, gewann er für das Studium derselben durch seinen Vortrag der römischen Literatur eine große Menge wißbegieriger Jünglinge, von denen mehrere im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts sich große Verdienste um die Wissenschaften erwarben.

12) Was Johannes von Ravenna für die römische Literatur in Italien that, that noch gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts Emanuel Chrysoloras für die griechische. Er war ein Grieche von Geburt, hatte bereits mehrere Gesandtschaften in den Occident gemacht, wählte sich aber wegen der Bedrängnisse seines Vaterlandes c. 1395 das ruhigere Italien zum seinem Wohnsitz. Mit Freude und Achtung ward er hier aufgenommen. Mehrere große Städte des Landes stritten sich um ihn; wo er lehrte, umgaben ihn wißbegierige Jünglinge und Männer; seit ihm war man in Italien stolz darauf, die alten Griechen zu kennen *). — Ueberhaupt ward von nun an die Liebe zur alten Literatur herrschend in Italien, die Stätte zur Aufnahme der alten Schriftsteller war jetzt gleichsam bereitet, und das denkwürdige funfzehnte Jahrhundert brachte die Saat vollends zur Reife, welche seit Petrarca und Boccaccio gekeimt hatte.

13) Mehrere Umstände vereinigten sich, welche das Aufblühen der alten Literatur, so wie die Cultur überhaupt im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts in Italien noch mehr, wie bisher, begünstigten. Vom Anfange bis gegen das Ende des genannten Jahrhunderts hin ward die Ruhe desselben von auswärtigen Feinden wenig gestört. Die mannigfaltigen politischen Formen, welche aus dem Streben nach Republicanismus daselbst allmälig entstanden waren, erhielten jetzt Festigkeit und Consistenz. Eben diese politische Vielseitigkeit, so wie das Reiben der Freistaaten an einander, erzeugten eine politische Regsamkeit, die mit der Cultur der Italiener überhaupt in der wohlthätigsten Wechselwirkung stand. Es begann jetzt in Italien jene Politik, wodurch es späterhin die Schule der Staatsklugheit für die germanischen Nationen wurde. Und, da höhere Bildung in diesem Lande jetzt sehr viel galt, so waren es, besonders in den Republiken, großentheils geistvolle, gebildete, gelehrte Männer, welche bei den interessanten Staatsverhandlungen die vornehmsten Rollen spielten. Macht, Reichthum und Geistesbildung standen jetzt hier, wie einst zu Athen in dem Zeitalter des Pericles, recht eigentlich in einem schwesterlichen Bunde; ein Umstand, welcher schon darum für das Aufblühen der alten Literatur und Kunst höchst günstig seyn mußte, weil das Sammeln dieses Nachlasses der alten Welt meist mit einem großen Kostenaufwande verknüpft war.

14) Auch das Unglück des byzantinischen Kaiserthums hatte auf das Wiederaufleben der classischen Literatur in Italien einen sehr wohlthätigen Einfluß. Wie die lange, aber räthselhafte Fortdauer dieses sonderbaren Staats für die Erhaltung der Schriften der alten Griechen in mehrfacher Hinsicht vortheilhaft war, so war es auch der endliche Untergang desselben. Schon die Eroberung Constantinopels durch die Franken, wodurch diese ein halbes Jahrhundert lang (von 1204 — 1261) Herrn dieser Stadt nicht nur, sondern auch des Reichs überhaupt wurden, war nicht ohne Folgen für die literarische Cultur des Occidents. Denn obwohl diese Eroberung und Herrschaft der Franken mit mannigfaltigen barbarischen Zerstörungen und dem Untergange vieler Schätze der Literatur und Kunst verknüpft war; so hatte sie doch auch auf der andern Seite die wohlthätige Folge, daß die Empfänglichkeit der Germanier für die Cultur der Byzantiner, vornämlich durch genauere Bekanntschaft der Erstern mit der Sprache der Letztern, aufs neue vermehrt wurde. Bald hierauf ward der Verkehr zwischen Griechen und Occidentalen in eben dem Grade erweitert, in welchem der Andrang der Osmanen gegen das byzantinische Kaiserthum für die Erstern furchtbarer und ge-

*) Wir erinnern hier um so lieber an eine Stelle aus Petrarca's Briefen, da die prosaischen Schriften desselbigen, so wie so manche interessante Schriften des Mittelalters von so wenigen unserer Zeitgenossen gelesen werden. „Abeuntibus amicis, sagt Petrarca, et ut fit petentibus, num quid e patria sua vellem, respondebam, nihil praeter libros Ciceronis, ante alias dabam memoralia, scriptisque et verbis instabam. Et quoties putas preces, quoties pecuniam misi, non per Italiam modo, ubi eram notior, sed per Gallias atque Germaniam, et usque ad Hispanias atque Britanniam, dicam quod mireris, et in Graeciam misi, et unde Ciceronem expectabam habui Homerum, quique Graecus ad me venit, mea ope et impensis factus est Latinus, et nunc inter Latinos volens mecum habitat. — Multo studio multaque cura undique parva volumina recollegi, sed saepe multiplicata. — Si quando visendi studio, quod saepe fiebat, in longinqua proficiscerer, visis forte eminus monasteriis veteribus, divertebam illico: et, quid scimus inquam, an hic aliquid sit eorum, quae cupio. Circa 25 aetatis annum inter Belgas et Helvetios festinans, cum Leodiam pervenissem, audito quod esset ibi bona copia librorum, substiti, comitesque detinui, donec unam Ciceronis orationem manu amici, alteram mea manu scripsi, quam postea per Italiam effudi; et ut rideas in tam bona civitate barbarica atramenti aliquid, et id croco simillimum, invenire magnus labor fuit.

*) Mit Recht sagt H. Heeren in seiner classischen Geschichte der classischen Literatur Th. 1, S. 283: „Wären die griechischen Musen nicht nach Italien geflüchtet, so würde man sie geholt haben; und vielleicht wäre alsdann ihr Einzug in ihre neuen Wohnsitze noch rühmlicher und herrlicher gewesen, als er jetzt war, da man sie als Verbannte — wenn gleich mit offenen Armen — aufnahm."

fahrvoller wurde. Nur im Occident konnten die Griechen Hülfe suchen, aber dem Geiste dieser Zeiten gemäß, wollte sie ihnen dieser nur unter der Bedingung kirchlicher Vereinigung gewähren. Dieß veranlaßte mannigfaltige Unterhandlungen zwischen Constantinopel und Italien, und mit dem politisch-religiösen Verkehr zwischen jenem und diesem erweiterte sich auch der literarische. Noch ehe mit der Eroberung Constantinopels durch die Osmanen (May 29. 1453) der Fall des Kaiserthums vollendet wurde, hatten sich mehrere Griechen, als Lehrer ihrer Literatur, in Italien niedergelassen, und die vielen Flüchtlinge, welche seit dem Falle Constantinopels in immer größerer Anzahl in den Occident herüberströmten, fanden bereits alles vorbereitet, um durch Unterricht in der griechischen Literatur sich in dem neuen Vaterlande Freunde und Unterhalt gewinnen zu können. Endlich war es ein großer Gewinn für die Wissenschaften, daß theils die Eroberung Constantinopels durch die Osmanen minder verderblich war, als die durch die Franken, theils der völlige Untergang des alten Kaiserthums überhaupt in einen Zeitpunkt fiel, wo vornämlich in Italien die Cultur bereits wieder eine Höhe erreicht hatte, daß wenigstens die Einwohner dieses Landes fähig waren, den Nachlaß der alten Griechen nicht nur in Empfang zu nehmen, sondern auch zu ehren.

Karl Gustav v. Brinkmann

gehöret zu den wenigen Ausländern, welche nicht ohne Glück in deutscher Sprache zu dichten versuchten. Er ward am 24. Februar 1764 zu Branokirka bei Stockholm geboren, erhielt seine Jugendbildung in seinem Vaterlande und lebte dann geraume Zeit in Deutschland. Im Jahre 1791 ward er Kabinetssecretair zu Stockholm, 1792 schwedischer Legationssecretair in Dresden und 1797 in Paris. Von hier ging er 1801 als Chargé d'affaires seines Hofes nach Berlin, das er 1807 wieder verließ, um sich nach London als außerordentlicher Gesandter zu begeben. Im Jahre 1810 kehrte er nach Stockholm zurück, wo er sich gegenwärtig noch als Kammerherr, Commandeur des Nordsternordens und Mitglied des Collegiums zur Berathung der Reichsangelegenheiten befindet.

Sein Dichtername war Selmar. Zu seinen deutschen Schriften gehören:

Gedichte. Leipzig, 1783. 2 Bde.
Gedichte. Berlin, 1804. — 1s Bdchen.
Philosophische Ansichten und Gedichte. Berlin, 1806. 1. Th.

Schärfe des Ausdrucks, Herrschaft über die Sprache, Reichthum der Gedanken, Wohlklang und Tiefe der Empfindung zeichnen seine poetischen Leistungen aus; vorzüglich hat er sich im gnomischen Epigramm als Meister bewährt. — Die ihm irrthümlich oft beigelegten bekannten Memoiren des Freiherrn von S — a rühren nicht von ihm, sondern, wie man allgemein behauptet, von dem Woltmann'schen Ehepaare her, das jedoch gerade für dieses geistreiche Buch ihm Manches mag zu verdanken haben. — Als schwedischer Dichter erhielt er 1821 von der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm den ersten Preis für sein Gedicht: Die Welt des Genius.

Barthold Heinrich Brockes

ward am 22. September 1680 zu Hamburg geboren, wo sein Vater, den er jedoch früh verlor, als ein angesehener Kaufmann lebte. Er erhielt eine sorgfältige Jugendbildung in den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt, studirte darauf in Halle die Rechtswissenschaft und machte dann größere Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien und die Niederlande. In Leyden erwarb er sich den Grad eines Licentiaten der Rechte und kehrte dann 1704 nach Hamburg zurück, wo er sich verheirathete und in stiller Zurückgezogenheit wissenschaftlichen und poetischen Beschäftigungen lebte. Im Jahre 1720 ward er jedoch zum Senator erwählt und während der Folgezeit mehrere Mal in Angelegenheiten seiner Vaterstadt an fremde Höfe gesandt. 1735 ging er als Amtmann nach Ritzebüttel, wo er sechs Jahre verweilte. Er starb allgemein beliebt und geehrt am 16. Januar 1747 zu Hamburg.

Er gab heraus:

Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus u. s. w. Hamburg, 1712.
Verdeuschter Bethlehemitischer Kindermord des Ritters Marino, nebst etlichen von des Herrn Uebersetzers eigenen Gedichten u. s. w. (herausgegeben von König, mit Brockes Bildniß von Bernigeroth nach Denner). Cöln und Hamburg, 1715. Fünfte Auflage 1740.
Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in physikalisch und moralischen Gedichten. Hamburg, 1721. 1s. Bd. 9r. Bd. Hamburg, 1748. Einen Auszug aus diesen neun Bänden besorgten Hagedorn und Wilkens, Hamburg, 1738, in einem Bande.
Schwanengesang u. s. w. Hamburg, 1747.
Thomsons Jahreszeiten. Hamburg, 1745.
Pope, Versuch vom Menschen. Hamburg, 1740.
Einzelne Aufsätze im Hamburgischen Patrioten, Hamburg, 1742. Gedichte in Weichmanns Poesie der Niedersachsen u. s. w.

B. ward zu seiner Zeit als Dichter außerordentlich verehrt, denn seine Muse war tiefe Frömmigkeit, und seine Leistungen mußten daher bei der gleichgestimmten Menge lebhaften Anklang finden. Mit einer ungeheuchelten Dankbarkeit erfreute er sich stets aller Gaben des Schöpfers, findet die größte Lust an der Natur und ist unablässig bemüht, ihre Schönheit im Einzelnen wie im Ganzen zu feiern und zu beschreiben. — Eine gründliche, wissenschaftliche Bildung, Herrschaft über die Sprache im Allgemeinen und ein feingebildetes und für den Wohlklang empfängliches Ohr leisteten ihm dabei vortreffliche Dienste. Auf der andern Seite fehlt es ihm jedoch an eigentlicher Tiefe der Empfindung und an wahrer poetischer Begeisterung, so daß er stets zu breit wird und in seinen Schilderungen nie zur rechten Zeit aufzuhören weiß, sondern auch das Kleinste berührt, ähnlich einem Lehrer, der immer, selbst in der besten Gesellschaft, glaubt seine Elementarschüler vor sich zu haben. Es fehlt ihm ferner der richtige Tact, und sein Bemühen, recht verständlich und eindringlich zu seyn, läßt ihn nie sehen, wo das Erhabene aufhört und das Lächerliche beginnt; selbst seine Sprache wird dadurch zu Zeiten platt und alltäglich, ohne sein Wissen und Wollen. So sehr daher seine Gedichte eine Zeit lang gefeiert wurden, so schnell sanken sie nachher in Vergessenheit. Machte die Intention allein den Dichter, so verdiente Brockes unbedingt den Ersten aller Nationen beigesellt zu werden; so aber ist die Nachwelt keineswegs ungerecht, wenn sie ihn zwar einen vortrefflichen Menschen, doch auch zu gleicher Zeit einen langweiligen Poeten nennt.

Vgl. Memoria B. H. Brockesii, scripsit Paulus Schaffshausen. Hamb. 1750.

Der Garten*).

Eccl. II, 5.

Ich machte mir Gärten und Lust-Gärten und pflantzete allerlei fruchtbare Bäume darein.

Ihr durch die Leidenschaft verführte Seelen, höret,
Wer Gott, durch Sein Geschöpf gerührt, mit Freuden ehret,
Und seine Lust mit Ernst in Gottes Wercken sucht;
Dem träget jede Bluhm, die er betrachtend schaut,
Dem träget jeder Baum, dem träget jedes Kraut,
Dem träget jedes Blatt der Freuden süße Frucht.

Aria.

Eröffnet, ach öffnet die Augen, und seht,
Wie alles im Frühling verherrlichet steht,
Wie lieblich die gläntzenden Gärten beblühmet!
Eröffnet die Lippen, kommt, preiset und rühmet
Die Wunder des Schöpfers, durch welchen allein
Feld, Wälder und Gärten verherrlichet seyn!
Sonst ist an euch des Schöpfers Huld verloren;
Ihr unterlaßt den Zweck, zu welchem ihr geboren.

Die Wolcken tröpfelten nicht mehr;
Der Himmel höret' auf zu weinen;
Der Creaturen Kron' und Ehr',
Die Sonne, fieng von Neuem an zu scheinen,
Bestrahlte die beblühmten Hügel,
Bemalte Wiesen, Wald und Feld:
Es wurden in der annoch nassen Welt,
Auf jedem Blatt, aus jedem Tropfen, Spiegel.
Ein heller Glantz, ein mehr als güldner Schein,
Nahm Luft und Land bezaubernd ein,
Und reitzte mich, da Wald und Feld so schön,
Der Gärten Pracht und Anmuth anzusehn,
In welchen die Natur sich mit der Kunst verbindet,
Wo Fleiß, wo Nutz und Lust sich stets verschwistert findet;
Woselbst wir, in der Menschen Wercken,
Zugleich die wirckende Natur,
Und in derselbigen die helle Spur
Von unsers Schöpfers Macht und Gegenwart bemercken.

Aria.

1.

Mich deucht, wenn ich, voll Freude,
Hier Hertz und Augen weide,
Und bei den Bluhmen steh';
Daß ich zu dir mich schwinge,
Und dich, Quell aller Dinge,
Allgegenwärt'ger Schöpfer, seh.

2.

Gerührt durch dieses Dencken,
Wünscht sich mein Herz, zu lencken
Allein nach deinem Sinn.
Leib, Seele, Geist und Leben
Will ich nur dir ergeben.
Nimm, gegenwärt'ger Gott, sie hin!

Nie haben persische Tapeten so geschienen;
Es glänzt kein güld'nes Tuch, wenn Perlen und Rubinen
Auch gleich darauf gestickt, so herrlich und so schön.
Ja was wohl auf der Welt am lieblichsten zu sehn,
Und mit geheimer Lust der Menschen Aug' erfüllt,
Ein' aufgeputzte Meng' von schönem Frauenzimmer,
In tausend-färbigen Damast und Sammt gehüllt,
Mit Perlen, Silber, Gold besetzet und gestickt,
Mit Federbüschen, Band, Brocad und Moor geschmückt,
Scheint, funkelt, glänzt und perlt nicht in so holdem Schimmer,
Als die, durchs Frühlings Hand erneute Welt,
Als ein vom Sonnenglantz bestrahlt beblühmtes Feld.
Der Wunder-schön beaugte Pfauen-Schwantz,
Der Iris Farben-reicher Krantz,
Des hellen Abend-Sterns so lieblich-reiner Glantz,
Erquicken kaum so sehr das menschliche Gesicht,
Als das auf hundert tausend Arten
Gefärbte und gebroch'ne Licht
Von einem bunten Bluhmen-Garten.

Jedwede Bluhme schien
Mein Auge, mit Gewalt, auf sich zu ziehn.
Das helle, Silber-weisse Licht,
Das aus den Tuberosen bricht,
Die lieblich-schimmernden Jesminen,
So, weissen Sternen gleich, an Gröss' und Menge,
Auf vielen nach der Kunst geschor'nen Hecken,
Die sich, so weit man sieht, erstrecken,
Ein Milch-Weg von unabzuseh'nder Länge,
An einem grünen Himmel, schienen;
Die wirkten zu des Schöpfers Ehre,
In meinem Hertzen diese Lehre:

Aria.

Laß der Liljen und Jesminen
Unbefleckten Silber-Schein,
Seele, dir zur Folge dienen!
Suche dich, von Lastern rein,
In der Unschuld weisse Seiden,
Voller Sanftmuth, einzukleiden.

Die dunckel-rothe Gluht der Amaranten,
Der bunte Mahn, worauf, wie Diamanten,
Der Tropfen Menge lag,
Samt der Peonien Blut-rothem Funckeln,
Convolvulen, Violen und Ranunckeln,
Die theils, wie Himmel-Blau und Silber, theils vergüldet,
Und theils in rothen Flammen glühn;
Der frischen Kräuter holdes Grün,
Das tausendfach gefärbt, das tausendfach gebildet,
Bemüheten sich gleichsam in die Wette,
Als ob ein jedes Sinne hätte,
Durch ihrer Blätter Pracht und Schein,
Zu ihres Schöpfers Ruhm, ein Gegenwurf zu seyn.
Man kann in blauen Blumen hier,
In einer Sternen-förm'gen Zier,
Wie weisse Sterne dort am blauen,
Viel blaue Stern' am grünen, Himmel schauen.

Aria.

Der ungezählten Kräuter Menge,
Der Blätter Farben und Natur,
Der Säfte, Kräfte, der Figur
Von tausendfacher Breit' und Länge
Bewundrungs-werther Unterscheid
Zeigt dem, der auf dies Wunder achtet,
Und ihres Schöpfers Macht betrachtet,
Sein' Allmacht und Unendlichkeit.

Der Perlen-Schmuck der weissen Blüthe glimmet
Zuerst auf jedem Baum; die schlanken Zweige krümmet
Der Bluhmen süsse Last. Der Aepfel holde Blüht',
Die recht wie Blut und Milch, in weisser Röthe glüht,
Von Schimmer, Glantz und Schönheit reich,
Sieht Rosen-Knospen gleich.

Auf allen Aesten scheint ein Wunder-Schnee zu liegen,
Der warm und trocken ist; die Silber-weisse Blüthe
Ergetzt nicht nur das Aug', sie labt auch die Gemüthe,
Durch den Geruch, zugleich. Viel tausend Bienen fliegen,
Und sammeln Honig ein,
Mit schwärmendem Getöß' und angenehmem Summen.
Es tönt, als wann Bassons, gedämpfet, sanfte brummen.
Beym zwitschernden Discant von manchen Vögelein,
Beym rauschenden Tenor der wallenden Krystallen,
Die über glatte Kiesel fallen,
Und bey dem hohen Alt, dem lispelnden Gezische
Der Bäum' und Büsche,
Scheint dieses murmelnde Geräusch der Baß zu seyn.
Auf, auf! mein Herz, laß, Gott zu Ehren,
Bey dieser Harmonie, auch deine Lieder hören!

Aria.

Singe, Seele, Gott zum Preise,
Der auf solche weise Weise
Alle Welt so herrlich schmückt!
Der uns durchs Gehör erquickt,
Der uns durchs Gesicht entzückt,
Wenn er Bäum' und Feld beblühmet,
Sey gepreiset, sey gerühmet!

Seele, laß ein helles Singen,
Deinem Gott zum Ruhm', erklingen,
Wenn dir, was du willt, geschicht:

*) Aus: B. H. Brockes, Auszug der vornehmsten Gedichte aus dem Irdischen Vergnügen in Gott. Hamburg, 1738. S. 88.

Und, wofern dir was gebricht,
Murmle sanft, doch murre nicht!
Tiefe Seufzer laß erschallen!
Diese sinds, die Gott gefallen.

Betrachtet man die Obst-Bäum', Aepfel, Pfirschen,
Birn, Apricosen, Mandeln, Kirschen;
Gleicht ihrer Bluhmen lieblich Prangen
Nicht Gärten, die in Lüften hangen?
Ist nicht der kleinste Zweig ein grosser Bluhmen-Strauß?
Haucht ihre Menge nicht den stärcksten Bisam aus?
Sie würtzen, durch so angenehme Düfte,
Die voller Amber und Ziebeth,
Die ausgespannten lauen Lüfte,
Daß ihre Balsam-Kraft uns recht ans Hertze geht.

Aria.

Seele, laß der Bäume Pracht
Dich zu ihrer Folge leiten!
Suche dich, auf allen Seiten
In Gedancken auszubreiten,
Und auf den Betrachtungs-Zweigen,
Blätter deiner Lust zu zeugen!
Laß, durch dieses holde Grün,
Deiner Andacht Bluhmen blühn,
Und des Lobes Früchte bringen!
Auf! mit heller Stimm' und Saiten
Unsern Schöpfer zu besingen,
Der die Erde fröhlich macht!

Da Capo.

Wenn Zephirs flüchtiges Gesinde,
Die holden Frühlings-Winde,
Die lauen Fittigen bewegen;
Fällt von der Blüth' ein Silber-weisser Regen,
Der uns bedecket, doch nicht netzet,
Und das Gesicht, Gefühl und den Geruch ergetzet.
Damit wir ihres Schmucks uns desto mehr erfreuen;
Will uns der Bäume Schaar mit Bluhmen überstreuen.
Es scheint der Blüthe flücht'ges Schweben,
Indem sie fällt, die Lüfte zu beleben.
Die klare, grünlich-dunckle Fluht,
Die in des Teiches Ufers Schooß,
Bekräntzt mit Mooß,
An schlancker Bäume Wurzel ruht,
Auf deren eb'nen Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
Wird unvermuthet hell, und glimmet
In einer weissen Gluht:
Oft läßt es recht, als ob, uns doppelt zu ergetzen,
Die Blätter sich aufs neu zusammen setzen,
Wodurch sie denn noch mehr das dunckle Wasser zieren,
Und neue Bluhmen drauf formiren.
Es scheinen Wasser, Büsch' und Hecken,
Es scheinen Kräuter, Beeten, Gänge,
Als wenn sie riechender Schnee-weißer Flocken Menge,
Und weiße Rosen-Blätter decken.

Aria.

Süßer Bluhmen Ambra-Flocken!
Euer Silber soll mich locken,
Dem zum Ruhm, der euch gemacht.
Da ihr fall't; will ich mich schwingen
Himmelwärts, und den besingen,
Der die Welt hervorgebracht.

Man darf kein Vogel-Haus von dünnem Stahl
In diesem holden Orte bauen,
Um schöne Vögel ohne Zahl
Um sich zu schauen.
Die Luft ist selbst ein weites Vogel-Haus,
Der Garten ist freiwill'ger Kerker,
Ein offenes Gebäu, wo dicht-geflocht'ne Aercker
Der Aest' und Blätter Menge schrenckt,
Woraus kein eintziger zu flieh'n gedenckt,

Aria.

Wenn ihr in den bekräntzten Steigen
Der Anmuth-reichen Gärten geht,
Und, zwischen den belaubten Zweigen,
Die kleinen bunten Sänger seht,
Und ihre süsse Stimmen höret:
So lobt mit ihnen, preis't und ehret
Den Gott, der über alles schätzt,
Wenn man sich Ihm zur Ehr', ergetzt.

Des niedern Bux-Baums festes Laub,
Wodurch der Menschen Witz und Fleiß
Den leeren dunkel-braunen Staub
So künstlich einzuschrencken weis,
Daß schön're Züge, Laub-Werck, Bilder
Kein Mathematicus, kein Schilder,
Fast mit dem Pinsel malen kann,
Treibt mich, wie folgt, zu dencken an:

Ein Gärtner malet hier,
Ohn' Oel und Stafeleyen,
Ohn' Pinsel, ohn' Palet, lebend'ge Schildereyen.
Sein Spaten dienet ihm zum Reiß-Bley, sein Papier
Ist schwarz- und dunkel-braun, er schreibt gezog'ne Namen,
Zieht Laub-Werck selbst von Laub, und fasst in grüne Ramen
Sein schön figürlich Werck, von mehr als hundert Arten,
Ja ohne Bux-Baum ist der Garten kaum ein Garten.

Arioso.

Wie groß, o Gott, ist deiner Liebe Kraft,
Da du so manche Wissenschaft
In deine Creatur gesencket!
Denn bilde dir doch, eitler Mensch, nicht ein,
Daß Künst' und Wissenschaften dein;
Sie sind dir nur, durch seine Huld, geschencket.
Es schmückt die bildende Natur
Das Form- und Bilder-leere Land,
Durch uns're Hand;
Wir sind, trotz unserm Stoltz, ihr Werkzeug nur.
Sprich, ob wir des Verstandes Gaben,
Wie alles, nicht empfangen haben?

Aria.

Wer wird nicht sagen müssen,
Daß Menschen-Kunst und Wissen,
Wie alles, Gaben nur?
Was sind Vollkommenheiten?
Nichts ohne Fähigkeiten,
Und diese kommen von Natur.
Wer, durch des Schöpfers Gunst,
Vom Weisheits-Feur entzündet,
Die Kunst erweg't, der findet
Natur auch in der grösten Kunst.

Hierauf ward ich, mit höchster Lust, gewahr,
Wie ein Orangen-Dach zur rechten Hand,
Auf Säulen-gleichen Stämmen, stand,
Die ein gespitztes Laub, das, wie Smaragden, gläntzet,
Mit hoch-erhab'nen Kronen kräntzet,
Wo, zwischen Silber-weisser Blüht,
Man güld'ne Früchte schimmern sieht.
Es nahm mir dieser holde Schein
Mein Aug' und Hertz, mein gantzes Wesen, ein.

Aria.

Verblend'te Sterblichen, ihr grabet
Das Gold und Geld aus finster'm Schacht,
Das einen kaum von allen Sinnen labet;
Seht, was ihr hier für and're Pracht
Auf Pomerantzen-Bäumen habet,
Wofür ihr billig Gottes Güte,
In froher Ehrfurcht, preisen sollt:
Bebiesamt Silber ist die Blühte,
Die Frucht ein eß- und trinkbar Gold.

Es sind die, nach der Schnur gezog'nen, Gänge
Mit einer wunderbaren Menge
Von Bluhmen, Pflantzen, Blüht' verwunderlich geschmückt,
Es werden, durch viel tausend Früchte,
Die Zunge, der Geruch und das Gesichte
Zugleich erquickt.
Man mag, wohin man will, sich kehren, wenden, drehn:
So wird auf einer jeden Stelle,
Man immer eine neue Quelle
Von Anmuth und Vergnügen sehn;
Man thut fast keinen Schritt, daß man den Fuß
Nicht auf was Schönes setzen muß.

Aria.

1.

Kommt, schmecket und sehet,
Wie freundlich der Herr!
Es wird der Glorwürdigen herrlichen Wercke

Unzählige Menge, Macht, Weisheit und Stärcke
Durch unser Vergnügen, am besten erhöhet.
Da Capo.

2.

Erkennet und fühlet,
Wie freundlich der Herr!
Als welcher, damit in den Wundern der Erde
Sein herrlicher Name verherrlichet werde,
Auf unser Vergnügen am meisten gezielet.
Da Capo.

So manches Kraut, so manche Bluhme
In Gärten, Feld- und Wäldern blüht;
So manches kleine Rauch-Faß glüht,
Dem großen Gott zum Preis' und Ruhme,
Das ein gelinder Wind, wodurch sich alles reget,
Mit sanftem Schütteln hin und her,
Damit es den Geruch vermehr',
Zu noch vermehrter Lust, beweget.

Aria.

Es opfern die Bluhmen bebiesamte Säfte;
Es dünsten die Kräuter erquickende Kräfte,
Dem großen All zur Ehr' allein.
Ach, trachtet, ihr Menschen, es wohl zu bemercken!
Bemüht euch, in Andacht und guten Wercken,
Dem Schöpfer ein süsser Geruch zu seyn!

Blühende Pfirschen und Apricosen.

Ich sah', an einer Garten-Wand,
Jüngst einen Pfirsch-Baum ausgespannt,
Deß, dem Rubin-Balaß an Farben gleiche, Blüthe
Im angenehmen Schimmer glühte.
Es glich der ganze Baum, sowohl an Form und Glantz,
Als runder grüner Zierlichkeit,
Fast einem glänzenden erhab'nen Pfauen-Schwantz,
Nur bloß mit diesem Unterscheid:
Da dort der Pfauen grünes Rad
Von blauem funckelnden Saphir,
Viel hundert schöne Augen hat;
So prangt des Pfirsch-Baums Circkel hier,
In seinem ja so schönen Grünen,
Mit tausend Augen von Rubinen.

Nicht leicht kann man was schöners sehn,
Als wenn wir etwan an der Seiten
Von einem blüh'nden Pfirsch-Baum stehn.
Die Blicke, die sodann
Gemächlich über Bluhmen gleiten,
Die sehn den sonst zertheilten Glantz
Nicht anders an,
Als ein vereintes Gantz',
Und scheint sodann die gantze Wand,
Mit Decken von Damast,
Die Rosen-farb gefärbet, überspannt.

Wenn man dieselbigen nun in der Nähe sieht,
Erblickt, mit tausend Lust, ein aufmerksam Gemüth,
Viel tausend kleine weisse Spitzen
Auf noch nicht offnen Knospen sitzen,
Die, wie ein weisser Peltz von Hermelinen,
Zum Schutz der zarten Blüthe dienen.

Wenn sich dieselbe nun zertheilet; siehet man
Zuerst ein schönes Roth, das man Rubinen,
Mit allem Recht vergleichen kann.
Sie sind sodann recht wunderschön,
Wie Rosen-Knöspchen, anzusehn.

Die rothen Kügelchen eröffnen sich,
Wenn sie der Sonnen Licht bestrahlt, fast sichtbarlich.
Wann ich sodann die offne Blühte schau;
Entdeck' ich voller Lust, und sehe, mit Vergnügen,
Ein weißlich Roth, ein röthlichs Blau,
In süsser Zärtlichkeit, sich auf den Blättern fügen.
Es wird das Roth allmählich blaß,
Recht, wie gesagt, als ein Rubin-Balaß.
Es sieht der Rose dann, die wild, und röthlich-bleich,
An Form und Farb', ein jedes Blühmchen gleich.
Der gantze Pfirsch-Baum scheint, in einem holden Schein,
Ein grosser Rosen-Busch zu seyn;
Der aber (wie nicht leicht ein Rosen-Busch sonst pfleget)
Kein Laub und keinen Dorn, nur Bluhmen, träget.

Noch war in gleicher Form zu schauen
Ein recht, als wie mit Silber-Schaum,
Geschmückter Apricosen-Baum.
Er glich dem schönen Schweif von einem weissen Pfauen.
Aus Knospen, wenn sie noch nicht gantz
Geöffnet, sieht man recht, in einem weissen Glantz,
Gleichwie aus röthlichen zerborst'nen Schaalen,
Die Blüht', als einen Stern mit weissen Spitzen, strahlen.
Wie aber die, sobald sie aufgeblüht,
Den weissen Rosen ähnlich sieht;
So siehet auch der Baum, an schönen Bluhmen reich,
Dem weissen Rosen-Busch, ohn' Laub und Dornen, gleich.

Wie wir, in ausgeschmückten Zimmern,
Tapeten oft in bunten Bahnen schimmern,
Und wechselsweise prangen sehn;
So sind nicht minder wunderschön,
Im Frühling, bunter Garten Schrancken,
Die, bald mit Apricosen, Pfirschen,
Mit Aepfeln hier, und dort mit Kirschen
Besetzt' und überzog'ne Plancken,
Wie bunte Bahnen. Wenn das Licht
Der Sonnen gar, bei aufgeklärtem Wetter,
Durch ihre zarte Blüht' und Blätter,
Mit ihrem klaren Feuer bricht,
Und, durch der Blätter Saft selbst bunt gefärbet, fällt;
So kann nichts lieblichers auf Erden
Den Augen vorgestellet werden.
Der allerherrlichsten Tapeten Pracht
Wird denn mit Recht, bey diesem Glantz, veracht.

Willst du nun recht was zärtlichs sehn:
So schau ein solches Blatt
Aufmercksam an, wie wunderschön
In selbem kleine Bäume stehn,
Die sich darin, mit Stämm- und Zweigen,
Verwunderlich und deutlich zeigen.
Von diesen glaubet man, daß in den zarten Röhren
Die Säfte, so die Früchte nähren,
Bereitet, ausgekocht und zugerichtet werden,
Ja, daß so gar des Saamens Geist und Kraft
In dem geläuterten oft umgetrieb'nen Saft,
In dieser Blätter zarten Decken,
Geheimniß-voll verborgen stecken.

Die Bluhmen lassen durch die Spitzen,
Da, wo sie an dem Kelch vereinet sitzen,
Ein Sternen-förmiges, ein grünlich Blühmchen sehn,
In dessen Mitte sich von kleinen Stangen
Ein netter Circkel zeigt, worauf so zart als schön
Mit einem dünnen Staub bedeckte Zäser hangen,
Die, durch den allerkleinsten Wind,
Verwunderlich beweglich sind,
Aus deren Mitte denn noch eine steiget,
Die, als ein Mittel-Punct der zarten Frucht, sich zeiget.

O wunderbar Gewebe der Natur!
Wer dich mit menschlichem Gemüth,
Und nicht mit vieh'schen Augen, sieht;
Der kann die Allmacht-volle Spur
Von einem ew'gen Wunder-Wesen,
Auf deinen Blättern, deutlich lesen.
Demnach sey dir, mein Hertz, forthin jede Blühte
Ein kleines Lehr-reich Buch von Gottes Macht und Güte!

Ich sah, mit höchster Lust und innigem Ergetzen,
Des Schöpfers Werk an diesen Frühlings-Schätzen.
Mir fiel zu gleicher Zeit, bey solchem holden Schein,
Mit Dank-erfüllter Seelen ein,
Wie nützlich diese Bluhmen seyn;
Welch eine schöne Frucht aus ihrer Schönheit sprieſſet,
Von welcher man, zur schwühlen Sommer-Zeit,
Die wunderbare Lieblichkeit
Nicht mit dem Auge nur, mit Zung' und Gaum, geniesset.
Der Apricosen Silber-Blüht'
Wird Gold in ihrer Frucht, und strahlt in gelber Zier,
Die oft so, wie Aurora, glüht,
Zumahl wenn man sie recht gehäuft, wie Trauben, sieht,
Aus ihrem grünen Laub herfür;
Ihr Saft erfrischt das Blut und das Gemüthe.

Wie herrlich glänzt die Pfirsich, wenn sie reifft,
Auf welcher sich der Schmuck verschiedner Farben häufft!
Bald funckeln sie, in ihrem holden Grünen,
Wie große Kugeln von Rubinen;
Bald blitzt ein Silberweiß auf ihnen;
Bald glimmen sie, wie Gold, bald sieht man, wie die Pracht
Von holden Rosen-rothen Wangen,
Wenn sie am allerschönsten prangen,
Bey holder Fleisch-Farb' uns anlacht.
Auf mancher zeiget sich ein bunter Strahl
Von allen Farben auf einmahl.
Es ist ein solcher Baum so Wunderschön,
Wenn viele Früchte drauf, die reif sind, anzusehn;
Daß, uneracht der süssen Lust,
Die ihm, durch den Geschmack, die heisse Brust
Und seinen trocknen Gaum erquicket,
Ein Näscher selbst sie fast mit Unmuth pflücket.

Bewund're ferner nun, mein Hertz, zu Gottes Ehre,
Von dieser reiffen Frucht die Gröss' und Schwere,
Da viele mehr, als zwey Pfund am Gewicht,
Durch die gehäuffte Meng' der Feuchtigkeiten, haben:
Erkenn' hierinnen auch des grossen Gebers Gaben!
Vergiß dafür des Dankes nicht!

Wenn den Mund die Pfirsich füllet,
Und den Durst mit Anmuth stillet,
Daß die Zung' in Honig schwimmt;
Ach! so schätzt es nicht geringe!
Danckt dem Schöpfer aller Dinge,
Der euch so viel Guts bestimmt!

Der Frosch.

Indem ich nun an diesem schönen Ort
Beständig neue Wunder sehe:
Erheb' ich mich von meinem Sitz', und gehe
Mit sanften Schritten weiter fort,
Worauf ich bald hernach,
In einem nah' gelegnen Bach,
Ein nicht unangenehm Gewäsche
Geschwätziger und froher Frösche,
Mit ungemeinen Freuden, hörte,
Das, ob es gleich die Stille unterbrach,
Mich dennoch nicht in meinem Dencken stöhrte.

Ich dachte dem verwirreten Geschrey
Ein wenig nach,
Und fand, daß es nicht einerley,
Wohl aber sehr verschiedlich, sey.
Der eine quackt, viel hundert quarren.
Hier murret einer sanft, wenn dorten tausend knarren.
Wreckeckeckcks schreyt der, dort einer: merck'es, merck's.
Merck's, schrieen ihrer viel'. Ich stutzte. Ruffest du,
Sprach ich, o kleiner Frosch, dem Menschen: merck' es, zu?
Gewißlich, du hast recht: man macht so wenig Wercks
Von aller Pracht und Schönheit, so die Welt,
Zumahl im Frühling, in sich hält,
Von allen göttlichen Geschöpf- und Wunder-Wercken;
Daß wir nicht aufs Geschöpf, nicht auf den Schöpfer, mercken;
Daß man kaum einst daran gedenckt,
Sich ihrer nicht erfreut, noch weniger auf Den,
Der aller Dinge Herr, den Allgewaltigen,
Der alles Herrliche geschaffen und uns schencket,
Nebst einem frohen Dank, die frohe Seele lencket.

Ach! möchte man doch einst, daß dieses Sünde, fassen,
Und sich so gar vom Frosch daran erinnern lassen!
Aufs wenigste will ich, bist du gleich noch so klein,
Beredter Frosch, dein aufmerksamer Hörer,
Du sollst, so oft du ruff'st, mein Lehrer,
Dein merck's soll meine Lehre, seyn!

Mops.

Um mich, nach vollbrachter Arbeit, wieder etwas zu erfrischen,
Setzt' ich mich, zur Frühlings-Zeit, jüngst bey blüh'nden Rosen-Büschen:
Und es setzte Mops, mein Hund, sich von ungefehr zu mir.
Ich ergetzte mich von Hertzen an der schönen Staude Zier,
Brach von allen eine Rose, deren Farb' am schönsten spielte,
Mit vergnügten Fingern ab.
Wie ich nun von ungefehr Mops sie vor die Augen hielte,
Und sie ihm zu riechen gab;
Kehrt' er Kopf und Schnautze weg. Ach! fiel mir hierüber ein:
Handelst du, lieber Mops, so mit Bluhmen doch allein!
Aber so lässt mancher Mensch der Geschöpfe Schmuck und Pracht,
Mit nicht minder schneller Abkehr seiner Sinnen, aus der Acht;
Wollt ihr denn, vernünft'ge Menschen, Gottes Wercke, die so schön,
Anders nicht, als wie die Hunde, riechen, hören, schmecken, sehn?

Die redende Bluhme.

Mein Bruder, lieber Mensch (verwundere dich nicht,
Daß meine Wenigkeit zu dir: mein Bruder! spricht.
Ich habe Recht dazu, du wirst es selbst gestehen,
Wenn du mich angehört, und mich recht angesehen),
Mein Bruder, sprech' ich denn noch einmahl, sage mir,
Wie kommst du dir so groß, ich so verächtlich, für?
Sind wir, durch eines Schöpfers Macht,
Nicht alle beyd' hervor gebracht?
Ist deine Mutter nicht die Erde, so wie meine?
Werd' ich von ihr nicht auch sowohl, als du, genährt?
Wie dein, ist auch mein, Leib mit Adern gantz durchröhrt,
Und diese sind mit Saft so wohl gefüllt, als deine.
Ich habe zwar nur eins, du aber hast zwey Beine;
Doch überhebe dich des Vorzugs halber nicht,
Weil sonst ein Ochs' zu dir
Mit ja so grossem Rechte spricht:
Wie karg ist gegen dich die gütige Natur,
Armselige zweybeinigte Figur!
Hab' ich nicht ihrer vier?
Sprich ferner nicht: Ich kann mich rühren, lauffen, gehen;
Du, arme Bluhme, must beständig stille stehen.
Sprich, sag' ich, nicht also: sonst werd' ich Vögel kriegen,
Die sagen: Ist der Mensch nicht plump? er kann nicht fliegen!
Ey, pochst du, gantz vom Eifer roth:
Wie elend, wie veränderlich und flüchtig,
Seyd ihr, wie so vergänglich und wie nichtig!
Bist du nicht auch, wie wir, vielleicht schon morgen todt,
Und must du nicht so wohl zur Erden,
Als ich mit meinen Blättern, werden?
Es richten dich annoch mehr Fäll', als uns, zu Grunde.

Wir reden: du bist stumm! ruff'st du mir ferner zu.
Ach höre, lieber Mensch, mit meinem stummen Munde
Lob' ich den Schöpfer mehr, als du.
Ich will nicht erst von meiner Schönheit sagen,
Worin der Vorzug ja unstreitig mir gebührt,
Nicht von dem lieblichen Geruche, der dich rührt;
Denn, wie mich deucht, so hör' ich dich schon fragen,
Und zwar nicht sonder Heftigkeit:
Armseligs Nichts, bey der Vollkommenheit,
So die Natur dich würdigt, dir zu schencken,
Kannst du gedencken?

Die Art, wie ich gedenck', ist anders zwar, als deine,
Das geb' ich zu;
Alleine
Wofern auch du,
Wenn du mich siehst, nicht gleich dein Dencken lenckest
Auf Den, Der uns gemacht,
Und an den Schöpfer nicht gedenckest,
Der uns so wunderbar hervor gebracht,
Der dir dein Wesen so, wie meines mir, gegeben;
So hast du, glaub' es mir, in deinem gantzen Leben
Nicht weniger, als ich, so gut als nichts, gedacht.

Zufällige Gedancken über zwey nach Grönland abseegelnde Schiffe.

Indem ich jüngst, auf einem kleinen Hügel,
Am flachen Elbe-Strande, steh',
Und, wie der glatten Fluthen Spiegel
Sich sanft vorüber ziehet, seh';
Erblick' ich, auf dem sich sanft senckenden Gewässer,
Ein grosses wohl beseegelt Paar
Sehr starck-bemannter Wasser-Schlösser,
So zu dem Wallfisch-Fang bestimmet war;

Wie beyd', in stiller Fahrt, die Fluthen theilten,
Und, Land und Strand vorbey, gemählig See-wärts eilten.
Indem ich nun von ihrer Reise
Den weit entfernten Zweck erwege,
Die, auf so manche Art und Weise,
Sie drohende Gefahr, mit Grausen überlege:
So fällt mir die Betrachtung bey:
Ich dencke, wie es möglich sey,
Daß diese Reisende der schönsten Frühlings-Zeit,
Die jetzo wiederkehrt,
Und da der Erde Schmuck sich stündlich fast vermehrt,
Da Wald und Feld bey uns, in solcher Lieblichkeit,
Bey aufgeklärten Lüften, blühen,
So gantz gelassen sich entziehen,
Um sich den ungestühmen Wellen
Der unergründlich tiefen See,
Des Winters Wuth, Reif, Hagel, Frost und Schnee
Und Boreas Gewalt, in Grönland, bloß zu stellen.
Mich deucht, als ob ich sie,
In schwartzer Luft, die bloß durch Schnee-Gestöber grau,
Auf tausend Art bereits beschäfftigt schau';
Wie sie, mit starrer Hand, und mit verwegner Müh',
Sich, zwischen Eis-Gebürg- und abgeriss'nen Schollen,
Die krachend überall in strengen Strudeln rollen,
Mit mehr als tödtlicher Gefahr, begeben,
Und, in entstand'nem Sturm, bey Rasen, Wüten, Sausen
Der Winde, beym Gebrüll, Geknirsch, Geheul und Brausen
Der Wellen, zwischen Meer- und Wasser-Wundern, schweben.

Geliebter Leser! laß uns nun
Dem Schreck-Bild' unsern Stand entgegen setzen:
Du kannst in Sicherheit, auf deinem Bette, ruhn,
Du kannst, im Feld und Wald, auf Bluhmen, dich ergetzen,
Du kannst, in warmer Luft, wenn laue Winde wehn,
Auf einem sichern Boden gehn.
Ach! laß uns dieses denn doch vor ein Glücke schätzen!
Ach! laß uns oft den Unterschied besehn,
Und, in Erkenntlichkeit, des Schöpfers Huld erhöhn!
Indessen wünschen wir den Arbeit-sel'gen Leuten,
Auf ihrer schlüpfrigen, beschwerlich-rauhen Bahn,
Zu ihrer Reise Glück von gantzem Hertzen an,
Daß sie, was sie gesucht, in Ueberfluß erbauten!

Der gestirnte Himmel.

Sir. XLIII, 9.

Es leuchtet das gantze himmlische Heer in der Höhe am Firmament, und die hellen Sterne zieren den Himmel.

Als unser Theil der Welt sich neulich West-wärts lenckte,
Und in das dunckle Reich der kühlen Schatten sencktе;
Hatt' ein sanft-rauschendes und tröpfelnd Wolcken-Naß,
So in der Luft gekocht, vom Himmels-Saamen schwanger,
Das dürre Feld, den durst'gen Anger,
Das lechzende Gesträuch, das welcke Laub und Gras
Genetzt, getränckt, erquickt, erfrischet,
Des Himmels männlich Feu'r mit ird'schem Saltz gemischet,
Und neue Fruchtbarkeit in Schooß der Erde bracht.
Es weht' ein frischer Wind aus kühler Mitter-Nacht;
Der Himmel ward hiedurch von Duft und Dunst geläutert,
Das Grenzen-lose Reich des Luft-Raums ausgeheitert,
Und stellt, mit solcher Wunder-Pracht,
In unergründlich-tiefer Ferne
Der dünnen Luft, solch eine Menge Sterne
Den starren Augen vor; daß, bey so heiterm Schein,
Das düst're Blau gantz silbern schien zu seyn:
Das Auge kann, an den gestirnten Höhen,
Ein ewig Freuden-Feu'r, mit tausend Freuden, sehen,
Das, Gott zur Ehre, strahl't und unverbrennlich brennt.
Aus tausend Lichtern stammt ein allgemeines Licht,
Durch welches jedennoch, mit immer regem Strahl,
So mancher Sternen Glantz mit stärckerm Funckeln bricht,
Und es bald stärckt, bald schwächt. Hier flammten ohne Zahl
Viel tausend, welche theils, wie schütternde Rubinen
In röthlich-reger Gluth, theils Diamanten gleich,
(Doch welch ein Edelstein war je so Feuer-reich?)
Mit blendenden Schnee-weissen Blitzen, schienen.
Jedweden sichtbar'n Stern umhüllt' ein weisser Schein
Von Sternen, die in ungeheuren Höhen,
So wie das Sternen-Heer des Milch-Weg's, nicht zu sehen:
Daher schien jeder Stern ein Sieben-Stern zu seyn.

Ob diesem der Natur so weiten Schau-Platz starrt
Mein drin versinckend Aug'; die Seele wird gerühret;
Es lässt, als wenn mein Hertz des Schöpfers Gegenwart
In unaussprechlicher Pracht, Gröss' und Klarheit spüret.
Mich deucht, ob säh mein Geist den unsichtbaren Gott,
Der selbst der Ewigkeit Unendlichkeiten füllet,
Der Seraphinen Herrn, den Herrscher Zebaoth,
Als wär' Er in ein Kleid von Glantz und Licht gehüllet,
In ein unendlich Kleid, drauf, statt der Edelsteinen,
Viel tausend tausend Sonnen scheinen,
Statt Perl und Gold, viel Millionen Erden.
Ach! rief ich, möcht' ich, dieß recht zu betrachten, taugen!
Ach! möchte Leib und Geist, zu Gottes Ehr', zu Augen,
Und dann, zu seinem Ruhm, zu lauter Zungen werden!

Die himmlische Schrift.

Ihr Sonnen, die ihr ohne Zahl,
Im unergründlichen unendlich-weiten Thal
Des hohlen Firmamentes stehet:
Ihr Welten, die ihr euch um diese Sonnen drehet,
Die voller Wärm' und Licht, voll Strahlen, Glantz, und Gluth;
Es soll von euch mein fast entzückter Muth
Ein Andacht-volles Lied, ein Ehrerbietig's Singen
Dem grossen All zum Opfer bringen.

Ich fühle, daß mein angeflammter Geist
Dem gross- und kleinen Kreis der Erde sich entreisst,
Zugleich sich in die Tief' ohn' End' und Anfang neiget,
Zugleich auch in die Höh' ohn' End' und Grentzen steiget.
Ein feur'ger Andachts-Trieb
Versetzt mich in die Ewigkeit.
Mein denckend Wesen breitet sich
In's ungemess'ne Sternen-Haus,
Vor Ehrfurcht stumm, vor Lust erstaunet, aus.

Da ich anitzt die allertiefste Höhe,
Den unbegrentzten Raum des hohlen Himmels, sehe,
Die Weite sonder Ziel, die Gott allein erfüllet,
Wo Sein unendlich ewig Kleid,
Gewebt aus Licht und Dunckelheit,
Sein Wesen zeiget und verhüllet;
So stellet dieser Raum recht sichtbar, hell und klar
Nicht unserm Geiste nur, den Augen selber, dar
Selbst die Unendlichkeit,
In deren Tiefe Licht und Dunckel sich vereinet,
Die sonder Farbe blau, dicht sonder Cörper, scheinet.

Vor ungeheurer Tiefe lässt
Die ungeheure Tief', als wäre sie nicht tief:
Es scheint der leere Raum, als wär' er voll und fest,
Da doch in diesen hohlen Gründen,
Wenn gleich ein schneller Blick beständig vor sich lief,
In Ewigkeit kein Ziel, kein Grund, zu finden:
Und dennoch können wir so ungemess'ne Höhen
Mit unsern kleinen Augen sehen.
O Wunder, das kein Mensch begreifen
Und keine Klugheit fassen kann!
O Wunder-Werck, worin sich alle Wunder häufen!
Ach schauet es mit Ehrfurcht an!
Ein Schauplatz, welcher Millionen
Und Millionen Meilen groß.
Ein Platz, in dessen weitem Schooß
Viel Millionen Sonnen wohnen,
Kann, nebst verschied'nen Erden,
Auf einmahl übersehen werden,
Auf einmahl in die spiegelnden Kryställen
Von unsern kleinen Augen fallen,
Und sich so eng zusammen ziehn.

Ach laß mich doch, mein Gott, mit Ernst recht hoch bemühn,
Damit mein forschendes Gesicht
Auch durchs Gestirn oft sey auf Dich gericht't.

Durch diese Wunder-reiche Klarheit
Wird mein erstaunt Gesicht erquickt;
Doch zittert Aug' und Herz, wenn, halb entzückt,
Ich diese Himmel-feste Wahrheit
Von dieser Lichter Wunder-Grösse
Mit Augen der Vernunft ermesse;
Da, wenn ich nah' bey einem jeden stünde,
Ich einen jeden ja so groß,
Als wie ich itzt des gantzen Himmels Schooß,
So wie ich ihn hier sehe, fünde:
Indem ja Jupiter allein,
Nach aller Stern-Verständigen Beweis,

Mehr als acht tausend mahl soll grösser seyn,
Wie unser gantzer Erden-Kreis.
Ob gleich Huygenius, Cassin,
Horoccius und Wendelin,
La Hire, nebst Flamstedius,
Auch Newton und Ricciolus
Von unsrer Sonnen Grösse schreiben,
Sie sey entsetzlich, und die Zahl,
Wodurch dieß helle Licht-Gefässe
An Grösse dieser Erden Grösse
Noch überträf', auf viel viel hundert tausend treiben;
So wollen wir jedoch das allerkleinste setzen,
Und sie auf hundert tausend mahl
Nur grösser, als die Erde, schätzen.

O Gott! wo bin ich doch? wer bin ich? Ich verschwinde,
Indem ich nicht einmahl die Welt,
Nebst allem, was sie in sich hält,
Nur in Vergleich mit einer Sonne, finde.
Solch eine Grösse kommt, wie leicht zu glauben, mir,
Wenn ich sie recht erweg', entsetzlich herrlich für;
Ja, wenn wir endlich gar bey dieser Gröss' und Länge
Noch vollends erst die ungezählte Menge,
Ja die Unendlichkeit
So ungeheurer Lichts- und Sonnen-Cörper schauen
Mit Augen unsrer Seel'; entsteht ein heiligs Grauen.
Im Haupt wird das Gehirn, das Hertz in unsrer Brust,
Von einer frohen Angst, von einer bangen Lust
Geklemmt, gedrückt, gepresst,
Indem der Gottheit Bild,
Wodurch der gantze Bau der grossen Welt erfüllt,
Sich nicht ohn' Ehrfurcht schauen lässt.

Es überleg' ein Mensch, wie ihm zu Muthe seyn,
Welch ein Entsetzen ihn mit Lust befallen würde,
Wenn seinem heiteren Gesicht
Von solchem hellen Schein,
Von solcher Gröss' und schrecklich schweren Bürde
Der Blitz-geschwinde Flug, und zwar von einer nicht,
Von tausend Millionen Kreisen,
Sich sollt' auf einmahl weisen.

Des grossen Schöpfers Wunder-Wercke
Vermehren sich bey mir auf wunderbare Weise,
Wenn ich an die geschwinde Reise
So grosser Cörper denck', und an die Stärcke,
Die sie bewegen kann: da erstlich ausgemacht,
Und durch die Rechnung längst gefunden,
Daß ungefehr in achtzehn Stunden
Die Kugel, welche man aus einem Stücke scheusst,
Wie schnell sie gleich die Luft durchreisst,
Den Durchschnitt unsrer Welt durchführen könne.
Nun soll der Venus Schnelligkeit
Auf hundert sechs und viertzig mahl so weit
Sich, an Geschwindigkeit, erstrecken.
Wer kann doch, sonder Schrecken,
Solch ungemess'ner Gröss' und ungeheurer Last
Und ungezählter Meng' entsetzlich's schnell Bewegen,
In seiner Seelen, überlegen?
Wer kann der so verschied'nen Kreise
Verschied'ne Gröss' und grausam schnelle Reise,
Ohn' einen Seelen-Schwindel, sehn
Entsetzlich durch einander gehn,
Und zwar so ordentlich sich drehn,
Daß nach viel tausend Jahren
Sie noch dieselben sind, die sie vorhero waren?
Es hat sie nichts verwirrt, nichts ihre Kraft geschwächt,
Nichts ihren Lauf gehemmt, der unaufhörlich recht
In steter Ründe fliegt.

Gewiß, mich überläuft ein schreckendes Vergnügen,
Wann sich mein Geist dahin, bloß in Gedancken, lenckt,
Und nur von weitem einst an einen Raum gedenckt,
Wo, in so grosser Eil', so grosse Cörper fliegen.
Sprich nicht: ich würde ja solch ein geschwindes Rennen
Von so entsetzlichen Geschöpfen sehen können.
Es folget nicht, indem ja unsre Augen
Nicht das, was sich zu schnell bewegt, zu fassen taugen.
Wenn wir ein feurig Holtz, das glühet, drehen:
So scheint's ein feur'ger Kreis, und gäntzlich still zu stehen,
Es kommt hinzu, daß der Bewegung Stand,
So wie der Stand der Ruh', uns gäntzlich unbekannt:
Da von Geschöpfen ja ein ruhiges Verweilen
Nicht mehr natürlich ist, als ein geschwindes Eilen.
Durch Gottes Willen fliesst sowohl die rege Fluth,
Als daß die Erd' in sich natürlich ruht.

Erweg't nun die fast grause Kraft,
Die bloß allein dazu gehöret,
Den gantzen Erden-Ball, daß er geschwinder fähret,
Als eine Kugel, fort zu bringen!
Betrachtet eine Kraft, die, durch ein stetes Schwingen,
Viel tausend Körper mit sich rafft,
Wovon verschied'ne noch viel tausend mahl so groß!
Wer kann des Wesens Macht, das alles dieses fasst,
Erschaffen hat, erhält und träget,
Allgegenwärtig führt, beweget,
Und zwar,
Daß alles sich, in stiller Majestät,
Und stets unwandelbar, in solcher Eile, dreht,
So unbegreiflich wunderbar,
In solcher Ordnung leiten kann,
Ohn' einiges Erstaunen, sehen!
Ach! wie verschwinden hier die kindischen Ideen
Von einem alten Mann,
Womit so mancher Mensch erbärmlich sich getragen,
Und, da er sich dadurch ein Götzen-Bild gemacht,
Sich um die Gottheit selbst, durch eigne Schuld, gebracht.

Bedencke, lieber Mensch, um Gottes willen,
Wie gröblich du gefehlt! wie närrisch deine Grillen,
Die, fast wie Lucifern, dein eitles Hirn erfüllt,
Da du, aus einem stoltzen Triebe
Der abgeschmackt'sten Eigen-Liebe,
Fast mehr dich selbst zum Gott, als Gott zum Menschen, machest,
Und wircklich, wenn man's recht erweget, Gott verlachest.
Dein alter Gott-Mann muß entweder klein,
(Der etwa, wie ein Fürst, durch andere, regieret,
Durch andre, sieht und hört und seinen Scepter führet,)
Wo nicht, müst' er ein Mann von solcher Grösse seyn,
Dem hundert tausend tausend Meilen
Nicht einst ein Glied von seinem Finger theilen.
Ja, wär' er auch so groß: So wär' er dennoch klein.
Denn hätt' er eine Form: So müst' er endlich seyn.
Was endlich's aber nun von einer Gottheit glauben,
Heisst, Ihr Allgegenwart, ja gar die Gottheit, rauben.

Unendlich ewig's All, laß unsrer Seelen Augen,
Durch Deine Lieb', eröffnet seyn,
Daß wir der wahren Gottheit Schein,
In deinem Werck zu sehn, und zu verehren, taugen!
Laß unsre Seelen doch Dein unbegreiflich's Wesen,
Im Buch der Creatur, erstaunt, mit Ehrfurcht, lesen!
Laß uns, auch in der finstern Nacht,
Von Deiner unerschaff'nen Macht,
In funckelndem Gestirn, das herrliche Gepränge,
Die ungeheure Gröss', und ungeheure Menge,
Und ungeheure Schnelligkeit
Der himmlischen Geschöpf' besehen und besingen!
So werden wir, in allen Dingen,
Dich, Herr, allgegenwärtig sehn,
Uns selbst vernichtigen, und Dich allein erhöhn.

Seh' ich den Himmel an, so kömmt mir sein Sapphir
Als eine Tafel für,
Die unermeßlich ist, auf welcher eine Schrift,
Die des allmächt'gen Schöpfers Wesen,
Huld, Weisheit, Macht und Majestät betrifft,
Im schimmernden Gestirn, in heller Pracht zu lesen.
Hilf Gott, welch eine Schrift! O! welch ein Wunder-Buch,
In welchem die Gestirne Zeilen,
Die Lettern grösser sind, als hundert tausend Meilen,
Woran, in wunderbarem Schein,
Die Puncte selbsten Sonnen seyn!

Ich seh' es, gantz erstaunt, in tiefster Ehrfurcht, an,
Und, ob den Inhalt gleich mein Geist nicht fassen kann:
So spür' ich doch, daß sie mich so zu dencken treibt:
So schreibt der Schöpfer, wenn Er schreibt.

O dreymahl höchst beglückt', o dreymahl sel'ge Seelen,
Die Gott, das höchste Gut, dereinst wird auserwählen,
Der ew'gen Weisheit Licht noch tiefer einzusehn,
Und Ihn, den Schöpfer selbst, den Inhalt, zu verstehn!
Indessen müssen wir,
Zu unsers Schöpfers Ruhm, so lange wir noch hier,
Das Wunder-ABC der Sternen
In Ehrfurcht buchstabiren lernen.

Es ist kein' eintzige Figur
Im gantzen Reiche der Natur
Zu finden, ja nur zu erdencken,
Die, wenn wir Blick und Witz in diese Höhe sencken,
In diesen tiefen Gründen,
In dem unzähligen Gestirn, nicht auch zu finden.

Sprich nicht: Was Schrift? ich kann sie nicht verstehn,
Ja nicht einmahl die Lettern sehn.
Denn hör'! Kannst du die Lettern der Sinesen,
Der Araber, der Russen, lesen?
Und kommen ihre Schriften dir
Nicht ganz verwirrt, ja sonder Ordnung, für?
Die doch, wenn wir sie erst begreifen und entdecken,
Gar oft voll Geist und Weisheit stecken.

Ich bin, ob dieser Schrift, im Dencken und im Lesen
Gar oft erfreut, gar oft erstaunt gewesen.
Noch jüngst, als ich im Buch der Sternen,
Mit inniglicher Lust, studirte,
Und, voller Ehrfurcht, buchstabirte;
So deucht mich, daß ich hie und da
Und überall geschrieben sah
Den grossen Namen Jehovah.

Wilhelm Heinrich Brömel

ward am 21. April 1754 zu Loburg bei Magdeburg geboren, widmete sich in seiner Jugend aus Neigung der Bühne und war eine Zeit lang Mitglied des Theaters zu Hamburg. Später entsagte er diesem Beruf und erhielt das Amt eines expedirenden Secretairs bei der königlich preußischen Nutz- und Brennholz-Administration zu Berlin. Er starb daselbst als Kriegsrath bei dem Forstdepartement des Generaldirectoriums am 28. November 1808.

Von ihm erschienen:

Der Adjutant. Lustspiel. Hamburg, 1780. (Eine Preisarbeit.)
Die Verlobung. Lustspiel. Wien, 1780.
Gerechtigkeit und Rache. Schauspiel. Wien, 1788.
Beitrag zur deutschen Bühne. Dessau und Leipzig, 1785.
General Schlenzheim von Ch. A. Spies, umgearbeitet von Plümike und Brömel. Regensburg, 1786.
Cecilie Beverly. Neu bearbeitet. 2 Thle. Berlin, 1789.
Der Dechant von Killerine. 2 Thle. Berlin, 1792.
Aufsätze und Recensionen in der Berlinischen Monatsschrift, der Allgemeinen deutschen Bibliothek u. s. w.

Ein einfacher und gefälliger Dialog, glückliche Charakterzeichnung und gefällige Ausführung machten zu ihrer Zeit B's dramatische Arbeiten beliebt; doch sind sie seitdem gänzlich von der deutschen Bühne verschwunden. Seine übrigen Leistungen sind nur Bearbeitungen ausländischer Vorbilder.

Alexander August Ferdinand von Bronikowski,

einer der fleißigsten Romanschreiber neuester Zeit, ward am 28. Februar 1783 (1788?) zu Dresden geboren, trat schon früh in preußische Dienste und nahm Theil an dem Feldzuge von 1806 gegen Napoleon. — In Gefangenschaft gerathen, ging er später zu der polnischen Armee (1812) und verweilte eine Zeit lang im Generalstabe des Herzogs von Belluno. Im Jahre 1815 erhielt er seinen Abschied als Major, bereiste darauf Polen, lebte in Warschau bis 1823, kehrte dann nach Deutschland zurück und privatisirte abwechselnd in Dresden, Leipzig und Halberstadt. Er starb am 22. Januar 1834 in Dresden.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Kasimir der Große, Piast. Dresden, 1825. 2 Thle.
Hippolyt Boratinsky. Dresden, 1825 — 27. 4 Thle.
Er und Sie. Leipzig, 1826.
Der gallische Kerker. Dresden, 1827. 2 Thle.
Der Mäusethurm. Dresden, 1827.
Moina. Dresden, 1827.
Das Schloß am Eberfluß. Dresden, 1827.
Erzählungen. Leipzig, 1828.
Olgierd und Olga. Dresden, 1828 — 29. 4 Thle.
Polen im siebenzehnten Jahrhundert. Halberstadt, 1830 — 31. 5 Thle.
Almanach der Sagen und Novellen. Halberstadt, 1831.
Der Fall der Bourbons. Halberstadt, 1831. 1s Heft.
Sieben Sylvesterabende. Halberstadt, 1831.
Die Frauen Koniecpolskie. Dresden und Leipzig, 1832. 3 Thle.
Die Frauen von Neidschütz. Leipzig, 1832. 2 Thle.
Beate. 3 Bde. Leipzig, 1832.
Veit. 3 Bde. Leipzig, 1832.
Die Magyaren. Leipzig, 1833. 7 Thle.
Eugenia. Leipzig, 1833. 3 Thle.
Novellen. Leipzig, 1834. — 3 Thle.
Die Britten in der deutschen Hauptstadt. Leipzig, 1834.
Die Windsbraut. Leipzig, 1834.
Die Geschichte Polens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Dresden, 1827. 3 Bde.

Bronikowski hatte sich in seinen Romanen, welche mehr oder weniger auf historischem Grunde ruhen, Walter Scott zum Vorbilde genommen, den er mit vielem Glücke und Erfolg nachahmte, so daß er eine Zeit lang zu den beliebtesten Modeschriftstellern Deutschlands gehörte. Eine gefällige Diction, lebhafte Phantasie und genaue Kenntnisse der geschichtlichen Ereignisse, vorzüglich da, wo sein zweites Vaterland, Polen, den Stoff liefert, sind ihm eigenthümlich und geben seinen Leistungen namhaften Werth, nur verfällt er hin und wieder in eine fast unerträgliche Breite, in der er sich mitunter zu sehr zu gefallen scheint. Aus allen seinen Schriften blickt jedoch der feine, gebildete und erfahrene Weltmann, dem kein Verhältniß des Lebens fremd geblieben ist, und der die widerstrebenden Elemente der Zeit aufzufassen, darzustellen und zu würdigen versteht; sie sind daher immer zu einer angenehmen, mehr als flüchtigen Unterhaltung zu empfehlen. — Seine Geschichte Polens ist zwar kein auf gründlichem Quellenstudium beruhendes, aber doch geistreiches und gut geschriebenes Werk. Wir müssen uns, da selbst seine kleineren Erzählungen ungewöhnlich lang sind, hier auf ein Bruchstück als Probe seiner Schreibart beschränken.

Miloslaw und Sendziwoy *).

Es wird nun bald an tausend Jahre seyn, als zween Reitersmänner auf ermüdeten Rossen durch den dichten Wald trabten, welcher durch moorige Brüche und stehende Gewässer ziemlich unwegsam, sich von dem eben erst entstandenen Städtchen Gniezno (Gnesen) an, damals noch ununterbrochen bis an den Goplo-See hinzog. Es war im Beginnen des Frühjahres; der Thauwind sauf'te durch die Wipfel der immergrünen Schwarztannen und Fichten und der blätterlosen Eichen, und schüttelte den Schnee in großen, halbaufgelöften Massen von den starren, seufzenden Aesten herab auf den Grund, auf welchem das junge Gras nur einzeln noch und mühsam die kurzen grünen Halme zwischen vergelbtem Moose, verdorrtem Gestripp und dem abgefallenen nassen Laube hervordrängte. Hoch in den Lüften verkündete das Schreien der einwandernden Zugvögel die nahende schöne Jah-

*) Aus: A. Bronikowski, Mäusethurm am Goplo-See. Dresden und Leipzig, 1827. S. 5 — 25.

reszeit, und der Ruf des Hehers und der Weihe vom wankenden Baume herab unterbrach das eintönige Brausen des Waldes.

Sie sind wohl nicht fern von hier, Herr! begann der älteste der beiden Männer, eine kräftige Gestalt in den Jahren des beginnenden Greisenalters, indem er sein keuchendes, schwerbelastetes Roß vorwärts an die Seite des Andern trieb: sie müssen nahebei sich gelagert haben, oder wir sind fehl geritten. Und so dies wäre, taugte uns fortan die Eile zu nichts, als uns weiter noch abzubringen vom Heerhaufen — auch sind unsere Thiere müde, und vornämlich das meine stöhnt unter der doppelten Waffenrüstung. Sieh, Herr, die Sonne sinkt bereits hinter den Fichten hinab — der Forst ist unwegsam und wild — auch ist die Nacht niemandes Freund, absonderlich hier.

Du hast Recht, Sendziwoy! entgegnete der Angeredete nach einer Pause, sein Pferd anhaltend, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, gleich einem, welcher aus bösen Gedanken erwacht. Du hast Recht, wiederholte er mit einem tiefen Athemzuge, der einem Seufzer glich: so sehr ich auch Eile habe nach der Burg, so ziemt es sich nicht, daß ich daselbst erscheine ohne mein Geleite, und es wäre nicht gut, wenn uns die Nacht überraschte in dem unheimlichen Dickig und fern von den Genossen. Auch bin ich des Weges nicht mehr kundig und es ist wohl, wie Du sagtest, und der Weg am Moorgrund links ist der, welchen sie genommen. Laß uns hier ruhen, Waffengenoß, Dein Pferd ist ermattet, und meyn' ich, Du auch, alter Sendziwoy. — Während er so sprach, war er abgestiegen und trat vorwärts gegen einen geräumigen lichten Platz, der, von himmelhohen Fichten umschirmt, von der Seite an den Waldweg stieß, auf welchem sie daher gekommen.

Sendziwoy hatte die Zügel des Rosses ergriffen, knüpfte sie mit denen seines Thieres zusammen und schlang dann beide um einen starken Baumstamm. Darauf that er einen gewaltigen Schild von sich, der mit einem rauhen Bärenfelle bekleidet und mit großen Nägeln bewahrt war, legte einen Köcher von glänzender Biberhaut, einen mächtigen Bogen und ein Bündel Wurfspieße behutsam auf den Schild, daß des Gebieters Waffenzeug nicht in das feuchte Moos rolle, dann schleuderte er seine runde Tartsche und eine gewichtige Keule daneben hin und warf sich nieder auf den Grund, mit verhaltenem Athem das Haupt tief in die welken Grashalme drückend. — Herr! rief er nach einer Weile dem jüngern Reitersmann zu, welcher mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen unfern von ihm stand: ich höre sie nicht. Rechts im Walde vernehme ich nichts, als das Brausen des Windes und des Ebers Schnauben, der durch das dürre, raschelnde Laub schreitet; doch links, von der Seite, wo Du stehest, höre ich unterweilen ein Geplätscher wie von sturmgepeitschten Wellen und der Kriechenten Geschnatter; auch däucht mir, als trage der Luftzug von Mal zu Mal ein Getöne herüber, als von Posaunen und Kesselpauken. So ist dieser böse Weg doch wohl ein Richtweg gewesen, und der See liegt nicht weit hinter den Bäumen. — Und wir sind unfern Kruszwica, des hohen Schlosses, unterbrach ihn der Gebieter im Tone bittern Unmuths: und Du vernimmst den Lärm von König Popiels Gelage. — Darauf nahm er sein Heerhorn an den Mund und in langgehaltenen, gewaltigen Tönen zog der Feldruf durch den hallenden Wald. Seitwärts aus tiefer Ferne schallte die dumpfe Antwort. Noch zwei Mal ertönte das Horn des Feldherrn in abgemessenen Zwischenräumen, und zwei Mal ward der Ruf in langsamer Näherung erwiedert. Darauf wandte sich der junge Mann gegen die baumleere Stelle, welche er früher wahrgenommen, und ging langsamen Schrittes über den unebenen, mit verdorrtem Gestripp und faulenden Schlingpflanzen bedeckten Boden; ihm folgte sein Waffenträger, von Zeit zu Zeit sorgsam nach den Rossen umschauend.

Der Platz, auf welchem sie sich befanden, schien von Menschenhand gelichtet und bildete ein längliches Rund. Rings umgeben von uralten, zum Theil verwitterten Fichtenstämmen, zwischen welchen dichtes, dorniges Gebüsch in eine hohe, finstere Wand sich zusammenzog, blieb er unberührt in der Tiefe von dem Sturm, welcher hoch oben durch die krachenden Wipfel heulend hintos'te, und eine unheimliche Stille lag auf dem öden Fleck, der unzugänglich für den Hauch der Lüfte, wie für der Sonne Strahl, mitten im lautbewegten Haine leer und schweigend lag wie ein Gefild des Todes. Noch hatte die bleiche Märzsonne draußen im Walde den Schnee nicht völlig hinweggeschmolzen, welcher zusammengeweht an den tiefen Stellen lag, doch hier unterbrach nichts das traurige Modergrün verfaulter Stechäpfel und gleifenden Bilsenkrautes, die den Boden bedeckten, unzählige kleine Erhöhungen halbverbergend, welche in abgemessener Entfernung reihenweise mehr oder minder eingesunken die Lichtung entlang den Schritt der Wanderer hemmten. Ein ungeheuerer roh behauener Stein lag in des Platzes Mitte. Seine geschwärzte Oberfläche deutete auf unlängst erloschene Flammen, und mehrere kleinere Felsblöcke führten von ihm aus in gerader Reihe nach dem Hintergrunde, in welchem zwischen den Fichten und dem Dorngestrippe ein enger und kurzer Waldpfad zu einem düstern, halbverfallenen Gemäuer unförmlicher Bauart führte.

Der junge Krieger betrat den Pfad, auf welchem ihm nach einigen leisen eindringlichen Worten sein Gefährte zögernd nachschritt. Sie standen vor dem Gebäu, dessen dunkele Umrisse sich ungewiß in die Walddämmerung verloren. Es schien sieben ungleiche Seiten zu haben, so viel das üppig aufgeschoßte wilde Gezweig das zu bestimmen vergönnte und war ringsum verschlossen. Eine niedrige Thüre nur aus starken Eichenbohlen zeigte sich ihnen, und als sie sich ihr naheten, erzitterte sie urplötzlich in einem heulenden Windstoß, der aus dem Innern des Gemäuers durch die Fugen in die stille Luft des Waldrundes drang, so daß sie von Grauen ergriffen scheu zurücktraten, unwillkührlich sich abwendend von dem unheimlichen Gebäude. Die Dämmerung des Abends war in dem Schatten der hohen Bäume beinahe zur Nacht worden, einige Augenblicke lang suchten die Männer vergeblich nach dem Waldpfad, der sie wieder hinaus führe auf den öden Platz, und als sie strauchelud über die umherliegenden Trümmer schritten und einen Weg sich bahnten durch das wüste Gedörn, stieß des Waffenträgers Fuß an etwas, das prasselnd über die gebrochenen Steine dahin rollte. Er hob es auf und warf es mit einem kurzen Ausrufe des Schreckens gewaltsam von sich, daß der bleiche Schädel dumpf krachend an einem Strebepfeiler des Gemäuers zerschellte. Im nämlichen Augenblicke ertönte unter ihren Füßen tief im Schooße der Erde ein lange anhaltendes donnerähnliches Rollen, ein heftiger Schlag ließ sich vernehmen, gleich dem gewaltsamen Zuwerfen einer schweren eisernen Pforte, und durch die Ritzen der Thüre drang ein glutrother Schein, der sogleich wieder erlosch. In der schnellen Beleuchtung hatten die Wanderer den Waldpfad entdeckt, und, von tollem Entsetzen getrieben, rannten sie hinaus auf die Lichtung zu dem Steine, der eben durch das Abendroth erleuchtet, das zwischen den hohen Fichten hereinschaute, in sonderbar unheimlicher Beleuchtung dastand in dem dämmernden Rund.

Das ist ein unlustiger Fleck, Sendziwoy, sprach der junge Rittersmann mit leiser Stimme zu seinem Waffenträger: doch ist jenes Haus wohl geeignet, uns zu beherbergen, bis die Andern herankommen. — Ein Gemäuer seh' ich zwar, edler Herr Miloslaw, versetzte der darauf mit Kopfschütteln: doch möchte ich es nicht Haus nennen, noch eine Herberge; und so Du mir vergönnest, daß ich ein treugemeint Wort spreche, so denke ich, wir sind nicht an gutem Ort. Viel spricht das Landvolk in der Gegend vom Walddufer, und zur Zeit, da Tag und Nacht sich scheiden, haben die bösen Geister Macht über den Menschen. Lieber, o Herr, bleiben wir draußen im Walde, wo der Sturm lustig drein fährt und das Abendroth die Wipfel vergoldet, als hier, wo es so still ist und dumpf. — Wie Du meinst, alter Gefährte, entgegnete Miloslaw nach einer kleinen Weile: auch sagst Du wohl nicht mit Unrecht, es sey dieß kein guter Ort. Doch ziemet uns nicht, allzuweit von hier zu gehen, damit jene nicht irre werden am Rufe des Feldherrn. So laß uns denn draußen warten des Volkes unfern von den Rossen, auf daß wir dann zusammen in die Burg einreiten. Die Götter geben, daß wir daselbst bessere Herberge finden. — Und einige Schritte zurückgehend, warf er sich nahe am Ausgange des stillen Rundes auf einen der kleinen Hügel nieder, den Rücken an einen Fichtenstamm lehnend.

Du bist so traurig, mein edler Fürst, begann der Alte, nachdem er eine Zeitlang schweigend vor seinem Herrn gestanden hatte, der, den Kopf in die Hand gestützt, in trübes Sinnen versunken war: seit Du eingesprochen auf der Burg zu Gniezno bei der erlauchten Gnaslawa, Deiner Mutter, ist's, als ob die Siegesfreude gewichen wäre von Dir und der Jugendmuth; und als wir uns nun hierher auf den Weg gemacht haben nach der Königsburg, reitest Du so stumm und finster Deines Weges und sprichst nicht zu dem alten Sendziwoy und schauest ihn wohl gar nicht einmal an. — Eben als der Alte aufhörte zu sprechen, tönte aus weiter Ferne ein dumpfer Klang von Hörnern und Pauken durch den Wald. — Hörst Du? Hörst Du? rief der Jüngling mit wildem Lachen: das Schloß ist gar nicht weit, und es gehet lustig her und gar hoch auf Kruszwica. — Drauf sprach der Waffenträger: Reite nur vollends hinein die kurze Strecke, es wird Dir besser seyn in der hellerleuchteten Halle, als hier im öden Wald zur dunkelnden Abendstunde. Du findest Dich nun wohl, wenn Du dem Getön nachreitest; auch kann ich ja des Kriegsvolkes hier warten, und folge Dir ungesäumt, wenn es gekommen. — Und abermals trug ein Windstoß, der hoch über den Sprechen-

den wegfuhr, das Getöse zu ihrem Ohr. — Wie die Posaunen freudig klingen und das Gewirbel der Pauken! rief Miloslaw, doch plötzlich erbleichend, indem er sich rasch zur Hälfte emporrichtete, setzte er hinzu: Horch! schallte da nicht etwas herüber, wie Gewinsel eines Sterbenden: rief nicht des Vaters Stimme durch den Wald? — Um der Götter willen, antwortete der entsetzte Diener: wie magst Du so schauerlich sprechen? Ist es doch nichts als die Windbraut, die in den Hörnerklang dreinheult. — Recht so! der Ruf der Wehklage läßt sich vernehmen zum tollen Lärm trügerischer Lust.

Zäume ich Dir den Schwarzen wieder, hoher Herr? begann Sendziwoy von Neuem. Es taugt Dir nicht, hier zu verweilen, und das Grauen, das um diesen öden Waldplatz schleicht, drückt Dir den Geist, so daß ich meinen Herrn kaum erkenne und meinen Schüler im Waffenhandwerk, den kühnen, milden und freudigen Miloslaw. Reit', ich bitte Dich, reit' nach der Burg. Es ist dieser Platz den Enkeln des Lech nicht günstig, noch der, welcher unheilbringend auf ihm waltet. Ahnest Du nicht, wo Du bist, Wojewodensohn? Mir hat es jener Stein dort gesagt und der bleiche, zersplitternde Schädel, und manch halbvergessene Mähr aus meinen Knabenjahren tritt wieder vor mich hin und sträubt mir das Haar bergan. Steh' auf von dem Hügel, wo Du sitzest, mein Fürst; die Geister, die aus dem moorigen Boden aufsteigen, sind wohl dem Menschen abhold und verwirren ihm den Sinn mit trüben Gedanken der Trauer und des Ingrimmes, mit denen sie hinabgefahren sind in das finstere Reich. — —

Wohl ahn' ich, wo ich bin, sprach Miloslaw, indem er sich langsam erhob. Es ist das uralte Haus des Nia-Pieklos *), das dort drüben stehet im düstern Waldschatten, und auf diesem Steine strömt fort und fort das Blut der Säuglinge, deren morsches Gebein nun schlummert unter den Hügeln. — Du hast es gesagt, Herr! so mache Dich auf von diesem Ort, wo der Höllengott waltet, der dem Geschlechte des Lech gram ist, seitdem es den hohen Pierun zum Schutzherrn erkohren. Ich sage Dir, es ist Dir nicht gut, hier zu rasten in dieser Stunde, da er heraufsteigt aus der alten Nacht, wie Du vernommen am Rollen seines Wagen tief unten in der Erde Bauch. Laß mich hier warten; die finstern Mächte achten nicht des geringen Knechtes, und der Vater des Unheils wendet das Geschoß nach den Häuptern der Fürsten. — Und wohin willst Du, daß ich reite? Nicht in der Nacht allein schleicht das Verderben, und jenseit dieser blutigen Steine reicht des Pieklos giftiger Pfeil. Auch werd' ich ihm, setzte er halb gedankenlos hinzu: auch wird das Geschlecht des Lech ihm nimmer entgehen. — Du sprichst so schwere, ahnungreiche Worte, Sohn des Wojewoden der Ebene **). Sonst redetest Du nicht so und freudiger warest Du in der heißen Schlacht mit den Kriegsleuten des rothen Landes, als jetzt, wo Deiner der Ruhm wartet und reicher Lohn in der Königsburg. Hat die Rede der erlauchten Cnaslawa Dir also das Herz im Busen gewendet? Verzeih' dem alten Knecht, hoher Herr; wohl ist Frau Cnaslawa ein würdig Bild und Deine Mutter, doch ist ihr Wort nur eines Weibes Wort, und ein solches soll den edlen Sarmaten nicht irre machen an sich und der Welt. Sieh', ich bin nicht, wie Du, aus fürstlichem Geschlecht; doch war es mein Arm, der Dich das erste Mal auf das Roß hob, an meiner Seite erlegtest Du den grimmen Bären, ich lehrte Dich das Schwert führen und den Wurfspieß: so willst Du denn dem alten Sendziwoy fürder nicht vertrauen, und achtest ihn nimmer, weil er ein geringer Mann ist und eines Leibeigenen Sohn? — Nein, wahrlich nein, antwortete Miloslaw, indem er die Hand liebkosend auf die Schulter des Greises legte: ich achte Dich, wie immer, mein alter Lehrer; auch sollst Du erfahren, was mir den heitern Sinn so niedergeschlagen; hab' ich doch immer gehört, daß die Geister der Nacht scheu zurückweichen, wo zwei Menschenherzen sich begegnen in Liebe und Vertrauen; so wird mir auch wieder wohl werden in freundlicher Mittheilung, und ich werde das Grauen abschütteln, das kalt und eisern meine Brust umspannt. —

Sieh, Du weißt noch, mein Sendziwoy, so fuhr der junge Krieger fort in seiner Rede: wie wir uns verabschiedet hatten von der weißen Fürstin ***), der wir mannlich ihren Krieg ausfechten halfen mit dem Herrn des Rothlandes ****) und nun ausritten von der Stadt des Krak auf Gniezno zu, dem hohen Sitze des Vaters, und uns die Kunde kam auf dem Wege, der König habe seine Oheime, die Söhne des dritten Lech, entboten nach Kruszwica auf die Burg, um sich zu berathen mit den Wojewoden, wie sein Vater auch wohl gethan, der erste Popiel, den die lichten Götter aufgenommen haben in ihr Freudenreich. Und damit die ernste Sorge gemildert werde durch fröhliches Gelag und fürstliche Pracht, hieß es, so habe er auch die Frauen und Kinder der Fürsten geladen, und sie würden allzumal ausziehen mit ihren Geschlechtern nach der Königsburg, vierundzwanzig an der Zahl. Da beeilten wir uns nun, mit scharfem Reiten dahin zu gelangen, damit ich den Vater begrüße, und die Mutter, und Rzepicha, die Schwester, welche bei der Königin weilt, und dem Könige Bericht gäbe von dem beendigten Krieg. Da traf uns der Mutter Eilbote am Warta-Strom. Wir hatten, wie Du Dich dessen wohl entsinnest, uns nach langer Tagefahrt gelagert am Ufer um die wärmende Flamme, und horchten den lieblichen Gesängen der beiden griechischen Knaben, die mir die Fürstin des weißen Chrobatien mitgegeben als Leibdiener und die Ihr Alle so werth haltet, ihrer fremdländischen Herkunft ungeachtet und ihres etwas stillen und sinnigen Wesens; da trat der Mann zu uns mit dem Gebot, unsre Fahrt zu richten auf Gniezno, wo Siechthum die erlauchte Frau zurückhalte. Also folgte ich dem mütterlichen Rufe, und Ihr mit mir. Da ich aber in das Gemach trat zu Frau Cnaslawen, fand ich sie, obschon traurig und mit verweinten Augen, doch wohl auf und bei guter Gesundheit. Als ich ihr nun frei heraus gestanden, wie es mich befremde, daß sie der Sitte fürstlicher Frauen und der eigenen zuwider, des Königs Gebot übertreten und ihrem Eheherrn nicht gefolgt sey, wie es sein Wille und die Pflicht der Hausfrau erheischet, unter dem Vorwande erdichteter Krankheit; da sprach sie folgendergestalt zu mir: „Ei, Du vorwitziger junger Kriegsmann, noch hat Dich die Mutter nicht willkommen heißen von der Fahrt in's fremde Land, und hast ihr noch nicht berichtet von mancherlei Abentheuer im Kampf, so Du wohl bestanden, noch überreicht den gebührenden Theil an der Beute, so findest Du schon Tadel an ihrem Beginnen. Wolle mit nichten also thun, bevor Du vernommen, wie sich alles begeben. Wohl war ich Willens, dem Fürsten Leszeck zu folgen des andern Tages nach Kruszwica, wie er mir geheißen, da hatte ich einen Traum in der Nacht nach des Herrn Abfahrt. Es traten nämlich zween hellglänzende Jünglinge an mein Lager und sprachen zugleich, doch vernehmlich, folgende Worte: Höre auf unsere Rede, Frau, und merke sie wohl — Du willst dem Gemahl folgen in die Höhle des Bären? Dem thue nicht also, vielmehr wehre dem Sohne Deines Leibes, daß er sich ihr nahe, auf daß des Lech altes Geschlecht nicht versinke, ehe es geheiligt wird. — Und als sie so geendet hatten, entschwanden sie meinen Blicken und ich fühlte mich wach. Das Gemach aber war noch lange Zeit erhellt von einem wunderbaren rosenfarbenen Lichte, und süße Wohlgerüche schwebten in leichten Wölkchen um meine Bettstatt. Als ich mich nun erhob am Morgen und bedachte, wie der wüste Koszysko *) so unähnlich ist seinem Vater, meinem königlichen Schwäher, wie er die Oheime anfeindet ob der Macht, die ihnen verliehen ist im Reiche der Sarmaten, und wie Rzepicha, mein armes Kind, so räthselhafte Kunde von des Königs Beginnen gegeben, da erwog ich den Traum in meinem Herzen und sandte Dir einen Boten, beschickte auch den Herrn, Deinen Vater, durch einen vertrauten Mann, damit er sich wahre vor böser Hinterlist und mir die Jungfrau herübersende unter sicherer Geleitschaft." — Darauf erwiederte ich, wie Träume oftmals nichts sind denn Schäume; so es aber anders sich verhalte mit dem der Mutter, zieme es sich am allerwenigsten zur Zeit der Gefahr, daß ich den Vater verlasse und in schnöder Furcht mich verkriechend hinter Frau Cnaslawens Schürze, das Unheil hereinbrechen ließe über ihn und die Schwester und die Oheime, welches ich vielleicht gar wohl abwenden könne mit meinen Kriegsgenossen. Als wir nun so sprachen, traten die griechischen Knaben in das Gemach, um, wie es Brauch ist, mir den Nachttrunk zu bringen. Da sie aber Frau Cnaslawa gewahrte, verfärbte sie sich und sprach leise zu mir: „Sage mir, Sohn Miloslaw, wer sind diese? und wie nennst Du sie" — Und ich antwortete ihr! dieß sind meine beiden Leibdiener Michael und Raphael, zwei Griechenkinder, welche mir Olga verehrt, die weiße Fürstin, nebst andern Gaben als Reiterdank. —

*) Pieklos, der Gott der Hölle, des Todes, auch Nia genannt; Pierun, der Gott des Donners, des Himmels, der Macht, der Jupiter der Sarmaten; auch nannte man ihn Jessa.

**) Die Ebene, das heutige Großpolen.

***) Fürstin des weißen Chrobatien, der Gegend von Krakau und eines Theils des Karpathischen Gebirges; auch späterhin noch sagte man der weiße Fürst, die weiße Fürstin.

****) Rothrußland, die Umgebung von Lemberg und Halicz.

*) Koszysko, ein schlechter geflochtener Korb, eine Hürde (an welcher das Geflecht schon faserig geworden), ein Beiname, welchen Popiel der Zweite seinem borstigen, verwilderten Haare verdanken soll. Der Chroniker Dlugosz giebt denselben Namen einem Fürsten von Kujawien aus Piastischem Stamme, Miecyslaw, welcher um das Jahr 1137 lebte, und erzählt von ihm die Sage, welche man sonst allgemein auf Popiel den Zweiten bezieht.

„So wahr mir die Götter gnädig seyn mögen, sprach die Mutter eifrig: dieß sind die Jünglinge meines Traums!" — Deß verwunderte ich mich ein wenig, doch sagte ich: es haben die Geister da fürwahr eine gute Gestalt angenommen treuer Diener und frommer, sittiger Knaben, darum soll man ihre Mahnung nicht gering achten, und es drängt mich, bald beim Vater zu seyn. Wohl mehrmals versuchte Frau Cnaslawa darauf, den Beiden Rede abzugewinnen, doch blieben sie, wie sie pflegten, wortkarg, versahen still und demüthig ihren Dienst und verließen bald darauf die Halle. Da nun der guten Mutter Bitten und Thränen mich nicht vom Wege der Pflicht abzuhalten vermochten, so ward alles bereitet zu meiner Fahrt. Ich sandte den Heerhaufen voraus mit den Knaben, die sich bei der Zurüstung, ihrer sonstigen Weise zuwider, saumselig und unmuthig bezeigt hatten, und nachdem ich das Haus bestellt, bin ich von Gniezno abgeritten mit Dir. Beim Abschiede aber habe ich Frau Cnaslawen theuer versprechen müssen, ich werde die Burg nicht betreten ohne meine Mannen und die Knaben nicht von mir lassen, in welchen, meint die Mutter, gute Geister mir sichtbar zur Seite stehen. Wohl mag ihre Besorgniß einen bessern Grund haben, denn jenen Traum, von den Aengsten der Gattin und Mutter erzeugt, und schwere Ahnung drückt auch mich, denn nimmer hab' ich ein Herz fassen mögen zu jenem düstern Popiel, der den heiter-ernsten Dienst des Pierun verlassen, um im tiefen Gewölbe seine Tage hinzubringen unter dem Gemurmel finsterer Zauberspräche und wüster Schwelgerei. Auch wohl in den Hallen der Königsburg, treuer Waffengefährte, wandelt das Unheil, nicht allein auf des Nia öder Moorhaide. —

Franz Xaver Bronner,

der Sohn eines armen Knechtes in einer Ziegelbrennerei, ward am 23. December 1758 zu Höchstädt im damaligen Herzogthum Pfalz-Neuburg an der nordöstlichen Grenze Schwabens geboren und erhielt eine den Kräften seines Vaters angemessene Erziehung von dem Kantor des Ortes. Später (1769) kam er als Chorknabe in das Jesuitenseminarium zu Dillingen und 1773, als der Orden der Jesuiten aufgehoben wurde, in das Seminarium zu Neuburg. Im Jahre 1776 trat er, vorzüglich durch seine Mutter dazu veranlaßt, in den Orden der Benedictiner und ward ein Mitglied des Klosters zum heiligen Kreuz in Donauwerth. Der Prälat des Klosters sandte ihn 1782 nach Eichstädt, um sich dort in den mathematischen Wissenschaften zu vervollkommnen. Er empfing, nachdem er sich in den Illuminatenorden hatte aufnehmen lassen, im folgenden Jahre die Priesterweihe und kehrte darauf nach seinem Kloster zurück. Der von ihm erwählte Stand war ihm aber so zuwider geworden, daß er beschloß, sich demselben auf jede Weise zu entziehen. Es gelang ihm auch glücklich, in die Schweiz zu entkommen und sich in Zürich seinen Unterhalt als Notensetzer und durch schriftstellerische Arbeiten zu erwerben; dennoch ließ er sich bereden, zwar nicht in sein Kloster, aber doch freiwillig nach Augsburg zurückzukehren. Der Aufenthalt daselbst ward ihm jedoch ebenfalls bald zuwider; er entfloh zum zweiten Mal (im Juli 1793) und gelangte glücklich wieder nach Zürich. — Da ihm der Plan, in Frankreich sein Unterkommen zu finden, fehl schlug, so wählte er, nachdem er 1810 als Professor der Physik nach Kasan gegangen und bereits 1817 zurückgekehrt war, die Schweiz zum bleibenden Aufenthalt, bekleidete nach einander mehrere Aemter daselbst und lebt seit 1830 als Regierungssekretair und Archivar in Aarau. —

Er gab heraus:

Fischergedichte und Erzählungen. Zürich, 1787.
Schriften. — Zürich, 1794. — 3 Thle.
B's Leben, von ihm selbst beschrieben. Zürich, 1795 — 97. 3 Thle. N. A. 1810.
Der erste Krieg. Aarau, 1810. 2 Thle.
Abentheuerliche Geschichte Herzog Werner's von Urslingen. Aarau, 1828.
Lustfahrten ins Idyllenland. Aarau, 1833. — 2 Bde. 12.

B. ward in früherer Zeit, wo sich der Geschmack noch dieser Gattung der Poesie zuneigte, als einer der besten deutschen Idyllendichter gefeiert; wenigstens ist er der glücklichste Nachahmer Salomon Geßner's, den er sogar zu Zeiten übertrifft. — Einfachheit, Wärme, Gefühl und eine gefällige Diction sind höchst lobenswerthe Eigenschaften seiner poetischen Leistungen, welche den Leser erfreuen, sobald er keine höheren Anforderungen an den Verfasser macht. —

Vgl. Bronner's Leben, von ihm selbst beschrieben. S. oben.

Die belohnte Wohlthat *).

Thebe, die arme Fischerinn, war vor der Zeit zur Wittwe geworden. Auf ihren Wangen blühte zwar noch der Gesundheit Roth, und auf ihrem Antlitz fast jugendliche Reitze. Aber keiner der Jünglinge mochte sie freyen; denn sie war arm. Da kam sie zu Kerias dem reichen Fischer. „Ich habe „sieben Kinder, sagte sie traurig, sie sind noch klein, und „ich kann ihnen nicht Brod genug schaffen. Aber dir hat „der Himmel Reichthum beschehret, guter Mann!.. Habe doch „Mitleid mit armen hungernden Kindern, und mit einer „armen hilflosen Mutter: Nimm ein paar Knaben zu dir, „und lehre sie den Hamen und die Netze gebrauchen, daß „sie im Alter einst ihre Nahrung gewinnen mögen, und dir „tausendfach danken: O! nimm sie zu dir, sey ihr Vater, „und nähre sie!" So bat sie, und eine Zähre glänzte in ihrem Auge. Stillschweigend stand sie da, und sah dem Fischer so sehnlich ins Antlitz, so sehnlich, daß ihr Blick ihm tief in die Seele drang.

„Du bist eine gute Mutter, sprach er mit freundlicher „Miene, sey getrost! Morgen werde ich deine Hütte besuchen, „und mir die Knaben wählen, die ich künftig ernähren will. „Hier hast du ein Körbchen voll Wasserbirnen, hier Brod! „Nun esset euch satt, meine Lieben!" Und er gab ihr ein Körbchen mit Wasserbirnen, und Waizenbrod. Unter Thränen der Freude schluchzte ihm Thebe ihren Dank, und eilte nach Hause, den sehnlich wartenden Kindern Speise zu reichen. Wie naschten da die schmachtenden Kleinen im frischen Obste; wie aßen sie begierig, ihren quälenden Hunger zu stillen, das Brod hinunter! Alle hoben dann ihre unschuldigen Händchen empor, und beteten mit ihrer lieben Mutter für den wohlthätigen Fischer.

Am folgenden Tage, da sie eben der aufgehenden Morgensonne gegenüber im Grase spielten, kam Kerias den Fluß herabgefahren, lächelte die Kinder freundlich an, und stieg ans Land. „Was macht ihr hier, meine lieben Kleinen? fragte „er liebreich und trat in ihre Mitte: Sage mir, Töchterchen! „Was soll der Stab in deiner Hand?" „Ach, dort steht eine „Blume am Ufer," antwortete das Mädchen, „sie steht traurig, mit niedergesenktem Haupte, und drohet vor der Zeit zu „verwelken. Es dauert mich das arme Blümchen; es soll „nicht vor der Zeit verwelken; an diesem Stabe will ich es „festbinden, daß es die Sonne anblickt, und wieder aufblüht: „Es wird mir dann noch süßer riechen."

Kerias. Laß dich küssen, frommes Mädchen! Ich lobe dich! .... Und ihr dort an der versiegten Quelle, ihr vier muntere Knaben, mit dem Grabscheit am Arme, was macht ihr da?

Die Knaben. Siehst du den schönen Apfelbaum, der einsam dort in der Wiese steht? Wir leiten einen kleinen Bach aus dem Flusse zu ihm: er trägt gar so gute Aepfel, und itzt dürstet der arme Baum schon lange: Er müßte verdorren, bekäm er nicht Wasser zu trinken. Aber er soll nicht verdorren: denn sieh: wir haben den Rinnsal bald fertig.

Kerias. Gut, recht gut, meine Lieben! Ihr seyd wackere, unternehmende Kinder: Bleibet so! Wie sehr verdienet ihr glücklich zu seyn! .... Und du, Mädchen! mit den zwey Kleinen neben dir im Grase! Ihre Augen sind ja noch von Thränen roth: Du pflückest ihnen gewiß Blumen in den Schooß, daß sie stillschweigen mögen?

Das Mädchen. Sie haben eben geweint, die kleinen Närrchen; denn sie hungerten so sehr; da pflückt' ich Gras-

*) Aus: Fischergedichte und Erzählungen. 1787.

blumen in ihren Schooß, und sie weinen nun eine Weile nicht mehr.

Kerias. Wartet, ihr sollt gleich zu essen bekommen, ihr lieben Kleinen!

Da holte er behende seine Fischlägel aus dem Nachen, und trat zu Thebe in die Hütte. „Meine liebe Fischerinn, sagte „er, hier bring ich Fische; koche sie deinen Kindern, daß sie „essen und satt werden; die armen Jungen hungern schon wie„der." Und Thebe dankte ihm, und kochte fröhlich den Kindern die Fische.

„Eben sah ich sie draußen im Grünen spielen, fuhr Ke„rias fort, es sind aber nicht sieben, wie du mir gestern sag„test; ich zählte sie genau, es sind achte. Gesteh mir's, warum „verhehltest du's?"

Thebe. Fischer! ich verhehlte dir nichts; ich habe nur sieben Kinder; das achte ist ein fremdes Mädchen, das ich halb erhungert im Walde fand. Ich kam im Wald und suchte mir Brombeeren zum Nachtmal, da saß das Mädchen am Sumpfe, und weinte, und klagte laut ihre Noth, daß sie keinen Vater und keine Mutter mehr hätte, und daß sie nun kränklich wäre, und im ganzen Walde keine Speise für ihren Hunger fände. Da hatte ich Mitleid mit dem Mädchen; wo meine Kinder essen, dachte ich, mag sie auch essen, und nahm sie mit nach meiner Wohnung. Sie hat das beste Herz, und wird mir einst tausendmal für diese kleine Wohlthat danken.

„O meine Thebe, wie empfindsam, wie schön ist deine „Seele!" rief Kerias, und drückte sanft ihre Hand in die seinige: „Ich kam her, von deinen Kindern zu wählen, welche „ich nähren will; aber ich mag nicht wählen ... Sage, woll„test du mir wohl auch eine Bitte gewähren?"

Thebe. Du bist reich, was kann ich dir geben?

Kerias. Dich — dich kannst du mir geben, göttliches Weibchen! .. Magst du nicht meine Gattinn werden? Ich liebe dich, Thebe, recht herzlich liebe ich dich .... Du schweigst, und deine Hand bebt in der meinen. O sage mir, sage mir, kannst du mich wiederlieben?

„Mein Kerias, was du für Fragen thuest! antwortete sie mit zagender Stimme, und zog behutsam ihre Hand zurücke: ich bin ja so arm, du weißt es, bin so arm, und habe so viele Kinder; bedenke nur, guter Mann, bedenke es nur! Gewiß du wirst mich nicht lieben können."

Kerias. Warum nicht, beßte Thebe? .... Willst du mich? O dann sind deine Kinder auch meine.

Thebe. Ach! wer liebet dich nicht? .. Doch, ich bin arm, du wirst nicht glücklich seyn.

Kerias. Und wärest du noch ärmer, so hätte ich dich dennoch lieb: Dein fühlendes Herz achte ich höher, als alle meine Habe, meine Fischteiche und Wiesen. O laß mich das erstemal dich küssen, du meine Geliebte, meine künftige Gattinn.

Da küßte er schmachtend sie, und drückte sie zärtlich an seine Brust, und Thebe weinte. „Weine nicht, meine Liebe, sprach „er, und trocknete ihr sanft die Thränen von der Wange; „komm vielmehr, laß uns unsere Kinder versammeln, und den „Nachbar Asphalion herüberrufen, daß ich dir vor seinen Augen „Liebe schwöre, und unverbrüchliche Treue."

Und er lief hurtig hinaus, und rief die Kleinen herein, und holte den Nachbar Asphalion herüber; Dann gaben sie sich in seiner Gegenwart die Hände, und schwuren sich Liebe, daß der Alte vor Freude hüpfte, und diesen Tag ewig selig pries, der bestimmt war, so viele glücklich zu machen. „Sieh, meine Nachbarinn, sprach er, so lohnet der Himmel die Wohlthat, die du mitleidig einem armen verwaisten Mädchen erzeigtest!"

Die Lüge.

Erzählen soll ich dir, du lieber kleiner Heinrich? Aber wenn die Erzählung dich treffen sollte, willst du mir dann nicht böse werden! Nicht? So höre!

Der kleine Lydas, ein hübscher munterer Knabe, wie du, aber auch manchmal muthwillig und lose, wie du, hatte Morgens seinem Vater eine kleine Lüge gesagt; und das war schlimm. Da ging er Nachmittags, einen irdenen Topf in der Hand, an die Schleuße des Mühlbachs hinauf, um dort kleine Fischchen und Krebse unter den Kieselsteinen zu haschen. Sein Schwesterchen Lyde gieng mit.

„Ich fürchte, Brüderchen," sagte das fromme Mädchen, „ich fürchte, dein Fischfang werde heute nicht glücklich seyn; „denn die Mutter sagt immer: Wer lüget, den fliehet das „Glück, wie ein Fischchen den laurenden Hecht."

„O du leichtgläubiges Mädchen! antwortete lächelnd der „Knabe, die Mutter drohte dir nur; das sollst du gleich sehen: „Denn wisse, Homilkon hat mich erst gestern eine neue Kunst „gelehret, die wird mich nicht trügen!"

Da rieb er sich die beiden Hände mit Brennesselsaft, und stieg in den Mühlbach, der lieblichrieselnd über flache Kiesel dahinschlich. Der Bach war auf beyden Seiten mit alten morschen Pfählen, und halbvermoderten Brettern befangen. Ein kleiner Damm hob sich an den Brettern empor.

Auf einen Pfahl an diesem Damme setzte der Knabe seinen mit Wasser gefüllten Topf, und begann nach Schmerlen unter die Steine zu greifen. Lyde lagerte sich an einer grünenden Rasenstätte, und schaute der Arbeit ihres Bruders zu.

„Sieh, Schwesterchen!" sagte itzt Lydas, und zeigte ihr in seiner Hand eine zappelnde Schmerle hin: „sieh, wie sich „heute die Fischchen unter meine Hände schmiegen! O sie ent„schlüpfen mir nicht; es ist, als schwimmen die Närrchen mit „Fleiße mir nach, daß ich sie bequemer haschen kann: Sicher, „Mädchen, sicher werd' ich dießmal einen glücklichen Fang thun."

„O warte du nur, noch hast du nicht viele," antwortete sittsam das Mädchen, und schwieg. Doch Lydas zog immer mehrere aus dem Wasser, und wußte sich groß damit. Lydchen staunte sehr darüber. Noch mehrere, bis der Topf gefüllt war. Itzt fieng sie fast zu glauben an, dem Glücke sey eine kleine Lüge nicht sehr verhaßt.

Der Knabe wollte nun wieder aus dem Bache steigen, und versuchte, an ein morsches Brett eingeklemmt, sich auf den Damm zu schwingen. Wehe aber! da brach das faule Brett, und auch der untenvermoderte Pfahl brach, auf dem sein Schmerlentopf stand. Knabe, Topf und Schmerlen stürzten allzusammen in den Bach.

Die kleine Lyde lief ängstlich hinzu, ihrem benetzten Bruder zu helfen. „Du lieber Bruder," klagte sie, „warum „glaubtest du mir nicht? O gewiß, nun seh' ichs; wer lüget, „den fliehet das Glück weit mehr als ein Fischchen den lau„renden Hecht!" Und zog den Knaben triefend ans Land.

Das Bächlein.

Hier, liebes kleines Bächlein im engen ruhigen Thale, von hohen Linden und Eschen beschattet! Hier an dein blumiges Bord will ich mich setzen, und froh seyn! Andere mögen im leichten Kahne den majestätisch rauschenden Strom beschiffen, oder auf weitem See mit schwellendem Segel einherfahren, und sich freuen, wenn Hütten und Wälder und Hügel unter der spiegelnden Oberfläche hängen. Mir seyest du, Bächlein, Vergnügen itzt und Lust, rein wie deine Silberfluthen, und süß, wie der frische Labetrunk, welchen du dürstenden Wanderern zollst. Hier an dein blumiges Bord will ich mich setzen, und froh seyn! Der reinliche Stein da unten, mit sanftem Moose bewachsen, mag mir zum Schemmel dienen. Aber sieh, fast ist es Schade, daß mein Fuß ein ganzes kleines Mooswäldchen, wie von winzigen immergrünen Fichtenbäumchen zertritt, und so manches schöne Kräutchen unter meinem Lager zerknickt wird.

Welch ein Reichthum zahlloser Schönheiten hier am fruchtbaren Gestade! Gelbe honigreiche Schlüsselblümchen, und röthliche Glöcklein, und himmelblaue Vergißmeinnichtchen schmükken mit lieblich abstechenden Farben das tiefe Grün der dichtstehenden üppiggenährten Gewächse; und wo die schwarze Erde sichtbar wird, da kriechen kleine künstlich gestreifte Schnecklein, oder dunkelgrünes Epheu umgürtet den leicht zerlockernden Sandboden. Kleine Mücken schwärmen über dem Wasser, und tanzen, und trinken die unendlichdünnen emporfliegenden Dünste. Die schöngezeichnete Eidere lauert begierig auf sie, und verschlingt mit schneller Zunge die näherkommende Beute, wie ein Wirbel im Strome schwimmende Rosenblättchen verschlingt.

Warum bläsest du so unbarmherzig durch das Thälchen herab, so plötzlich, spielender Windstoß? Sieh, was du für wildes Zeug gemacht hast! Bis zehen kleine, sorglostanzende Mückchen stürztest du mit einem Hauch in den Bach. Kleine Fischchen schwimmen herbey, und haschen die willkommene Mahlzeit. In Reihen ziehen sie heran, die hungerigen Räuberchen mit röthlichen Flossen und beerschwarzen Augen. Wie sie umherschießen, und rudern! Wie lebhaft und behende! Aber ihr sollt nicht alles rauben, ihr kleinen muthwilligen Nascher! nein — Das Käferchen hier will ich retten, das, auf dem Rücken liegend, hilflos herabrinnt: O wie es zappelt, das arme Thierchen, und ängstlich die zarten Beinchen regt, daß ringsher alle kleine Wellchen zittern! O komm, komm, kleines Würmchen, sieh das Gräschen hier, das ich dir biete! Schwinge dich dran empor, und trockne deine Flügelchen hier auf meiner warmen Hand! Du empfiengst ja auch Leben und Odem von dem, der mir Leben und Odem gab. O wie es sich wälzet, wie es sich zerarbeitet zwischen den Härchen meiner Hand! Hier auf dieß Veilchen will ich dich schütteln, kleines Käferchen! Lebe und freue dich!

Aber sieh hier! Ein Unheil aus meiner Schuld! Den Kiesel da stieß ich sorglos ins Wasser, ich Unachtsamer! Da läuft die fleißige Ameiße drauf bange umher, und irret, vom Gestade abgeschnitten, und eingeschlossen wie auf einer kleinen Felseninsel, am Rande des Kiesels ängstlich dahin und dort-

hin, und suchet eine Furt, dem traurigen Gefängnisse zu entkommen. Entkomme denn, du ämsiges Thierchen, und werde frey; sieh da, deine Insel liegt hier im Trockenen, fliehe!

Ey, du bist kühn, sorglose Bachstelze, daß du mir so nahe am Kopfe vorüberfliegst! Sahst du etwa die langbeinigen Schnacken schweben, die dort auf trocknen Steinchen ruhen, und suchest sie dir zur Speise, so wie ich mir Fische zur Speise suche? Warum fängst du die Mücke nicht, die dort auf dem schwimmenden Laube sitzt? Wie sie stolz in kleinen Wirbeln drauf fortschiffet, und den glänzenden Federbusch kämmet, und die Bläschen anstaunt, die am Rande des leichten Fahrzeugs verpuffen! Itzt entfliegt sie, die summende Schwärmerinn, leicht, wie ein Stäubchen vom Winde getragen! Wende dich dorthin, du kleine Stolze, wo sich auf dem wankenden Grashalm die funkelndblaue Wasserlibelle wiegt, und ihre zwey große Gitteraugen, und ihre schönen Netzflügel in zitternden Wellchen besieht; dann wirst du dich schämen, wie sich die hoffärtige blasse Städterinn schämt, wenn sie an meinem blühendschönen Mädchen vorübergeht.

Lieblich ist es, dich, rieselndes Bächlein, schwätzen zu hören. Reinlich wäschest du deine weißen und röthlichen und blauen Kiesel ab, und bildest kleine rauschende Wasserfälle da und dort, und wälzest feinen Sand zu niedrigen abgeebneten Haufen. Auch hier hast du ein niedliches Sandbänkchen gebildet, zum schützenden Damme einer stillen kleinen Pfütze am Ufer, die mit schielendblauen und röthlichen Farben auf ihrer ruhigen Oberfläche spielt. Flink rudert das Männchen des schwarzbraunen Wasserspinnchens auf ölichten Füßen drüber hin, seinem flüchtigen Weibchen nach, und ziehet farblose schmahle Furchen durch die seifenartige Farbendecke, die zierlich auf dem stehenden Wasser liegt. Unten auf dem sandigen Grunde wurmen junge Kröten umher, wie kleine schwarze Molchen gestaltet, und verstecken sich in aufgejagten Wölkchen von Schlamme. Die zierlich gefleckte Wasserwanze kriechet auch am Boden, und gräbt sich zwischen modernde Kräutchen hinein. Wie euch da so wohl ist, ihr schwächlichen unachtbaren Geschöpfe, wie so wohl, auch eingeschränkt in die faulende Pfütze! Und ich, der ich frey durch die prächtige weite Schöpfung irren, jede lebendige Schönheit der Natur empfinden, aus jedem Gräschen unnennbares Vergnügen schöpfen kann, ich soll mißmuthig die schöne Welt durchkriechen, und den freundlich einladenden Winken der immerlächelnden Freude nicht folgen? O nein! Ich will ihr folgen, will sie sehen im hohen unersteiglichen Gebirge, fühlen in jedem sammtenen Blumenblättchen, und hören im Singvogel wie in dir, lieblichrieselnde Quelle! Nie wird kränkelnder Ekel seinen Wermuth meinen süßen Gefühlen vermischen. Er vergället nur dem seine Freuden, der eingekerkert in goldene Säle die aufsteigende Sonne, den blühenden Hayn, und die bunte Wiese nicht sieht, der in gekünstelten Gärten die Natur ins Puppenkleid zwingt, und dem kein blühendes Mädchen lächelt, wie mir. O mein Mädchen ist schön, wie die Morgenröthe im May, aufblühend wie die junge volle Rosenknospe, und rein wie die unberührte Lilie in der Wildniß. Seit sie mir erröthend ihr warmes, weiches Händchen bot, und mit sanftem Drücken jedes meiner Nervchen beben machte; seitdem singt mir jedes Waldvögelchen schöner, jede Blüthe riecht mir angenehmer, und jedes kühle Lüftchen fächelt mich freundlicher. O Lina, meine Empfindungen sind sanft, wie dein Blick; mein Vergnügen ist rein, wie die Silberfluthen dieses Bächleins, süß, wie sein frischer Labetrunk dem lechzenden Wanderer, und unendlich mannigfaltig, wie die Natur.

Theobald Wilhelm Broxtermann

ward am 16. Juni 1771 zu Osnabrück geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Carolinum seiner Vaterstadt, studirte in Göttingen die Rechte und ward 1792 Advocat. Er gab jedoch diese Laufbahn bereits 1794 wieder auf, um sich dem akademischen Lehrfache zu widmen. Da ihm indessen die Zeitverhältnisse nicht gestatteten, seinen Zweck zu erreichen, so privatisirte er eine Zeit lang in seinem Vaterlande und in Holland und trat dann als Kanzleirath (1797) in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Baiern. Er starb am 18. September 1800 in München.

Von ihm erschienen:

Gedichte von T. W. Broxtermann. Münster, 1794.

Blüthen des Auslandes. 1s Bändchen. (Auch unter dem Titel: Pope's Versuch über den Menschen.) Osnabrück, 1798.

Ehrgefühl und Liebe oder der Cid. Trauerspiel. Brandenburg, 1799.

Poetische und prosaische Beiträge im neuen deutschen Merkur u. s. w.

Frei von aller Manier, correct, genial und mit tiefem Gefühl ausgestattet, würde B. bei längerem Leben Bedeutendes geleistet haben. Unter seinen Gedichten ist „Benno, Bischof von Osnabrück" (ein besonderer Abdruck erschien zu Münster 1789 in 8) als höchstgelungen zu bezeichnen und verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

Ernst Theodor Johann Brückner

ward am 13. September 1746 zu Neezka im Herzogthum Meckelnburg-Strelitz geboren, besuchte die Schule zu Neubrandenburg und seit 1763 das joachimsthalische Gymnasium zu Berlin, das er 1765 verließ, um sich in Halle dem Studium der Theologie zu widmen. Nach vollendeter akademischer Laufbahn kehrte er in sein Vaterland zurück und ward 1770 Adjunct des Pfarrers zu Wesenberg. Im Jahr 1771 wurde er Pfarrer zu Groß-Viehlen, 1789 Prediger zu Neubrandenburg und 1801 Hauptpastor an der Marienkirche daselbst. — Er starb am 29. Mai 1805.

Seine Schriften sind:

Etwas für die deutsche Schaubühne. Brandenburg, 1772.

Predigten für Ungelehrte. 2 Bde. Neubrandenburg, 1778 — 79. N. A. 1783. 4.

Predigten über die gewöhnlichen Evangelien. 2 Bde. Leipzig, 1786. 3. A. 1795.

Predigten über die Sonn- und Festtagsepisteln. 4 Thle. Schwerin und Wismar, 1794.

Einzelne Predigten, Gedichte im Voßischen Musenalmanach, in Campe's Kinderbibliothek u. s. w.

B. zeigte in seinen Gedichten viel Talent, lebhafte Einbildungskraft und eine seltene Herrschaft über Sprache und Form; am glücklichsten erscheint er in seinen Epigrammen und Idyllen. — Seine Predigten sind einfach und zweckmäßig.

Johann Jacob Brückner

ward am 20. September 1762 in Leipzig geboren und starb am 22. Januar 1811 als Notarius daselbst. —

Er gab heraus:

Kabalen des Schicksals. Leipzig, 1798 fgde. 6 Thle.
Die Höhle von Strozzi. Leipzig, 1799.
Wilhelm von Abyssinien. Leipz. 1799. 2 Thle.
Bärbchen. Leipzig, 1799.
Dianora, die Büßende. Leipzig, 1799.
Meine Reisen durch die Palläste der Freude. Leipzig, 1799.
Der Junker von Falkenstein. Leipz. 1799.
Graf Robert. Leipzig, 1800. 2 Thle.
Elsbeth. — Leipzig, 1800. — 2 Thle.
Der Waldfindling. Leipzig, 1800.
Angelika. Leipzig, 1801.
Kaspar, der Wildschützenhauptmann. Leipzig, 1802. — 2 Thle.
Bertha von Dornenstein. Leipzig, 1803.
Gedichte. Leipzig, 1805 — 6. — 2 Thle. u. s. w.

Ein ganz alltäglicher Romanschreiber, der die Leihbibliotheken mit Futter versorgte und dem Geschmacke der Herrn Cramer, Spieß u. s. w. huldigte.

Friedrich Aloys Reichsgraf von Brühl,

der älteste Sohn des bekannten sächsischen Premierministers, ward am 31. Juli 1739 in Dresden geboren, erhielt eine standesmäßige, vortreffliche Erziehung, studirte in Leipzig und Leyden und ward bereits 1758 Generalfeldzeugmeister der Krone Polen. Er machte hierauf eine Reise durch Europa, nahm dann als Freiwilliger Antheil am siebenjährigen Kriege und erhielt später, nachdem er durch August III. Tod seine Bedienungen in Polen und Sachsen, die Kron-Feldzeugmeister-Stelle ausgenommen, verloren hatte, vom Könige Stanislaus die Würde eines Starosten und Gouverneurs von Warschau und Kaminiec. Gegen das Ende seiner Tage zog er sich nach Pförten in der Niederlausitz, seinem Majorate und Lieblingsaufenthalte, zurück und lebte hier seinen Freunden und den Wissenschaften. Er starb auf einem Besuche zu Berlin, vom Schlagfluß getroffen, plötzlich am 30. Januar 1793.

Von ihm erschienen:

Theatralische Belustigungen. Dresden, 1785 — 90. — 5 Bde.
Ueber die Duelle. (Pförten), 1786. — (Nicht in den Buchhandel gekommen.)

Graf B. war ein geistreicher, liebenswürdiger Mann von umfassender Bildung. Seine dramatischen Leistungen sind meist Nachbildungen französischer Muster und leiden trotz der gefälligen Behandlung an Flüchtigkeit und Incorrectheit; Dialog und Charakterzeichnung verdienen jedoch Lob.

Vgl. Schlichtegroll's Nekrolog auf 1793. Bd. 2. S. 24 — 66.

Friederike Sophie Christiane Brun,

eine Tochter des bekannten Predigers an der Petrikirche zu Kopenhagen, Dr. Balthasar Münter, ward am 3. Juni 1765 in Gräfentonna geboren, erhielt eine vortreffliche Erziehung und verheirathete sich 1783 mit dem geheimen Conferenzrath C. Brun in Kopenhagen. Sie bildete sich bereits in ihrer Jugend durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern und machte dann größere Reisen, vorzüglich nach Italien, wo sie eine Zeit lang lebte. Matthisson und Bonstetten gehörten zu ihren genauen Freunden. In den glücklichsten Verhältnissen erreichte sie ein hohes Alter, das nur durch unheilbare Taubheit getrübt ward, an welcher sie seit 1788 litt, wo dieses Uebel, wahrscheinlich Folge einer Erkältung, sie plötzlich überfiel. Sie starb am 25. März 1835 in Kopenhagen.

Von ihr erschienen im Druck:

Gedichte. Zürich, 1795. 4. A. 1805. — 2r Th. Darmstadt, 1812. 3r Th. Bonn, 1830.
Prosaische Schriften. Zürich, 1800 — 1801. — 4 Bdchen.
Tagebuch einer Reise durch die Schweiz. Copenhagen, 1800.
Episoden aus Reisen. — Zürich, Heidelberg, Pesth, 1807 — 18. 4 Thle.
Briefe aus Rom. Dresden, 1816. — 2. A. 1820.
Wahrheit aus Morgenträumen. Aarau, 1824.
Einzelne Aufsätze und Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Tiefes Gefühl, eine edle und gebildete Sprache und wahrhaft gediegene Kenntnisse, so wie ein heller Blick und eine reiche Lebenserfahrung, welche sich in ihren Schriften offenbaren, geben Fr. Brun einen hohen Rang unter Deutschlands achtungswerthesten Schriftstellerinnen; ihr Ruf würde jedoch bleibender seyn, wenn sie nicht, eine treue Freundin und gewissermaßen zu fleißige Schülerin Matthisson's, sich diesen zu sehr zum Muster genommen und dadurch in eine süßliche und pretiöse Manier verfallen wäre, welche sie auf Abwege leitete und den hohen Werth verringerte, den ihre warme Menschenliebe, ihre wahren und reinen Empfindungen, ihre Freude an allem Edeln und Schönen ihr bereitet haben. Vielen ihrer Gedichte fehlt daher der Nerv echter Begeisterung, und man sieht ihnen das Künstliche und Gemachte nur zu sehr an, eben so wie von ihren prosaischen Leistungen trotz des Schönen, das sie bieten, der Vorwurf der Gesuchtheit und der geleckten Glätte auf Kosten der Einfachheit und Kraft nicht wohl abzuweisen ist. — Wir theilen hier deßhalb nur wenige Gedichte von ihr mit, die nach unserem Dafürhalten zu dem Besten gehören, das die vortreffliche Frau lieferte.

Chamonix *)

beim Sonnenaufgange **).

(Im Mai 1791.)

La Terra, il Mare, le Sfere
Parlan del tuo potere.

Metastasio.

Aus tiefen Schatten des schweigenden Tannenhains
Erblick' ich bebend dich, Scheitel der Ewigkeit,
Blendender Gipfel, von dessen Höhe
Ahndend mein Geist ins Unendliche schwebet!

---

*) Aus: Gedichte von Friederike Brun, geb. Münter. Zürich, 1795.

**) Chamonix ist eins der höchsten Bergthäler der Baronie Faucigny in Savoyen. Es wird seiner romantischen, im Kontrast der wildesten Naturscenen mit den sanftesten Schön-

Wer senkte den Pfeiler tief in der Erde Schooß,
Der, seit Jahrtausenden, fest deine Masse stützt?
Wer thürmte hoch in des Aethers Wölbung
Mächtig und kühn dein umstrahltes Antlitz?

Wer goß euch hoch aus des ewigen Winters Reich,
O Zackenströme, mit Donnergetös' herab?
Und wer gebietet laut mit der Allmacht Stimme:
„Hier sollen ruhen die starrenden Wogen!" *)

Wer zeichnet dort dem Morgensterne die Bahn,
Wer kränzt mit Blüthen des ewigen Frostes Saum? **)
Wem tönt in schrecklichen Harmonieen,
Wilder Arveiron, Dein Wogentümmel?

Jehovah! Jehovah! kracht's im berstenden Eis;
Lavinendonner rollen's die Kluft hinab;
Jehovah! rauscht's in den hellen Wipfeln,
Flüstert's an rieselnden Silberbächen.

An eine Sängerin.

Töne länger, Silberstimme! klage
Seelenwohllaut tiefer mir in's Herz!
Ach! wie Augenblick' entflohen Tage
Mir in Thränen, mir bei Orpheus Schmerz.
Zauberin! von welchen Harmonieen
Hast Du Ton, und Red' und Sang entlehnt?
Länger athmend mit Iphigenien
Fühlt' ich Gluck aus Deiner Brust verschönt!

Die Schwester und die Nymphe der Garonne ***).

Die Schwester.

Nymphe des goldenen Stroms ****), verlasse die schäumende Urne,
Heb', o Göttliche, hoch über die Wogen dein Haupt!
Höre die Stimme der Schwester, die laut den Jüngling verlanget,
Den dein mächtiger Arm tief in dem Abgrund verbarg,
Nymphe, pflegest du sein in wogenumdonnerter Halle?
Theilt der Holde mit dir deiner Unsterblichkeit Glück?

Die Nymphe.

Nicht die Nymphe des Stroms entführte den Kühnen, den Schönen;
Hoch zum Olympus hinauf trug ihn ein stärkerer Gott!
Heimlich blühet er dort, umkränzt von ewiger Jugend.
Trockne die Thräne des Harms! weine dem Seligen nicht!

Die Nymphe des Mains und der Wanderer.

Der Wanderer.

Schöne Nymphe des Mains mit den langen wallenden Locken,
Sag', o Liebliche, wem eilet entgegen dein Fuß?
Sage, wem schmückest du dich mit dem Blüthen duftenden Kranze,
Und wem füllte dies Horn sich mit winkender Frucht?

Die Nymphe.

Meinem Geliebten entgegen, des Gotthards mächtigem Sohne,
Wall' ich, bräutlich geschmückt, bringend der Ebene Frucht.
Liebend führet er mich in Bacchus purpurne Lauben,
Tränkt mit der Fülle mich dort herzerquickenden Weins.

Der Frühlingsregen am Genfersee.

Düstrer Wolkenzug, o schwebe näher,
Walle still am Jura dort hinab *);
Und der Landmann, treuer Wetterspäher,
Jub'le: Segen träufelt uns herab!

Seht des schönen Sees Bett verdunkelt,
Wo die Möve dort ins Wasser streift;
Des Saleve Scheitel **) heiß umfunkelt;
Jenes Huhn, das unters Obdach läuft.

Graue Schatten wandeln, schweben, tauchen
Schnell das Thal in trübe Dämm'rung ein;
Kräuterknospen öffnen sich, und hauchen
Süßern Duft als Zeilons Spezerein ***).

Regen rieselt freundlich und gelinde
Jetzt auf Hügel, Acker, Wies' und Feld;
Und der Vögelchor im Frühlingswinde
Tönt im Busch, vom Zitterglanz erhellt.

Auf der Dole ****) schwimmt ein Meer von Strahlen;
Purpur färbt das öde Felsenschloß †);
Rosenschimmer, die den Mole ††) mahlen,
Sinken auf des Sees Spiegelschooß.

Erd' und Himmel, Fels und Thal und Hügel,
Glänzt in reiner Farbenharmonie;
Die Gewässer †††) und der Winde Flügel
Rauschen drein in hoher Melodie.

Schalle dann: Laut durch die Welten töne††††),
Edler Chor, den unser Freund erschuf;
Und der Menschenstimme Zauber kröne
Der Natur vereinten Freudenruf.

---

*) Das Gebirge des Jura begrenzt im Westen das Thal des Genfersees, und ist das Barometer von Genf. Wenn der Rücken unbedeckt sich im Abendlicht auflehnt, erwartet man sicher heiteres Wetter; ist er aber, besonders bei der Oeffnung des Fort Ecluse, mit Wolken bedeckt, dann prophezeit man Regen.

**) Ein Fels, der seiner gigantischen Form wegen sowohl, als durch die scharfgezeichneten Steinlagen merkwürdig ist, welche seine Schöpfung und Bildung durch die Strömung ehemaliger Fluthen deutlich verrathen.

***) Die durch ihren weitverbreiteten Wohlgeruch berühmte Gewürzinsel.

****) Die höchste Kuppel auf dem sonst ziemlich eben hinlaufenden Rücken des Jura.

†) Trümmer eines alten Klosters, auf der Höhe des kleinen Saleve, dessen Portal mit der Inschrift: Nasci, pati, mori, mitten im Hinunterblick auf das Zauberthal des Genfersees, jene Mischung von Freude und Wehmuth erweckt, die fühlenden Seelen so süß ist.

††) Ein Berg, der, von den Höhen um Genf erblickt, dem Reisenden wegen seiner dem Vesuv äußerst ähnlichen Gestalt auffällt.

†††) Die Arve, von den Savoyischen Eisbergen herabrauschend, vereinigt nahe bei Genf, unter den romantischen Hügeln von la Batie und St. Jean, ihre trüben Fluthen mit der, einer frischen Nymphe gleich, aus dem Bade des Sees hervorströmenden Rhone.

††††) Worte aus dem ersten Chore der Athalia, nach Cramers Uebersetzung und Schulzens Composition. Gewisse Akkorde der Natur rufen gewisse Akkorde der Kunst in meine Seele zurück. Dieser Preischor, werth von einer dankenden Welt angestimmt zu werden, schwebte, mit dem Bilde meines Freundes vereint, in jenem schönen Momente meinem Geiste vor.

---

heiten abwechselnden Lage wegen, vorzüglich von Reisenden besucht: die Kette des Mont-Blanc begrenzt es; und außer der Arve wird es von den Gletscherwassern des unaufhaltsam tobenden Arveiron, und vier andern, aus den sich ins Thal senkenden Gletschern entstehenden, Schneewassern durchrauscht.

*) Die aus schwindelnder Höhe in den ungeheuren Felsklüften herabgleitenden Gletscher gleichen gewaltigen Strömen, die mitten im Tumult der raschesten Bewegung von plötzlichem Froste gefesselt werden.

**) Ich pflückte am Gletscher du Bosson, wenige Schritte vom ewigen Eise, die schöne Gentiana major in großer Menge.

***) Ich verlor vor fünf Jahren einen sehr geliebten Bruder, der hier beim Baden ertrank. Indem ich bei meiner Ankunft in Bordeaux über den Fluß setzte, entstanden diese Zeilen.

****) Die Garonne zeichnet sich unter den gelben Strömen Frankreichs durch eine reinere tiefere Goldfarbe aus.

Abendphantasie.

Süßes Bild,
Schwebst mir vor mit leisem Sehnen!
Klagst mit wehmuthsvollen Thränen,
Tief in Trauerflor verhüllt.

Wonnezeit!
Ach! Umstrahlt von Frühlingsmilde,
Froh in Tempe's Lichtgefilde,
Lebt' ich dir, o Zärtlichkeit!

Thränen fließt!
Thauend, wie die kleine Quelle
Rieselnd, perlend, Well' an Welle
Ueber Blumen sich ergießt.

Alles schweigt!
Kaum, daß in des Westes Flüstern,
Unterm Schattendach des düstern
Tannenhains, der Halm sich beugt.

Holder Traum!
Fliehe nicht auf Rosenflügeln;
Weile an des Baches Spiegeln,
Suche nicht des Aethers Raum.

Es entschwand! . . .
So entfloh vor Psyche's Kusse
Amor, da mit holdem Gruße
Sie: Geliebter! ihn genannt.

Die Insel auf dem Bielersee.

An Rousseau's Schatten.

Wo Wogen das liebliche Eiland umzieh'n,
Da sitz' ich hoch über dem Felsen im Grün,
Und höre, mit schmachtendem Sehnen,
Die Fluthen vertönen.

Von ferneher rauschen, mir tief aus dem See
Erschallend, empor in die luftige Höh',
Verdoppelte dumpfige Schläge
Ans Ufergehege!

Umschwebt nicht im West, der das Eichenblatt beugt,
Dein klagender Schatten, ätherisch und leicht,
Die vormals geliebten Gefilde
Mit himmlischer Milde?

Dort, hoch aus dem silberumflossenen Blau,
O senke dich nieder, wie kühlender Thau;
Verkünde der traurigen Müden
Elysischen Frieden!

Du kanntest dies Sehnen, du kanntest den Schmerz,
Der schwer mir belastet das einsame Herz!
Nun schöpfst du am Strome der Klarheit
Unsterbliche Wahrheit!

Stets glaubend, stillhoffend und liebend wie du,
Ach; find' ich im Schooße der Nacht erst die Ruh',
Entschwebend dem moosigen Hügel
Mit stralendem Flügel?

Mailied.

Feier der Lebenden und Todten *).

Wonne schwebet,
Lächelt überall;
Schwebt am lichtbegrünten Hügel,
Lächelt aus der Fluthen Spiegel.
Wonne schwebet,
Lächelt überall!

Liebe waltet,
Wirket überall;
In des Haines kühlem Raume,
In dem weißen Blüthenraume.
Liebe waltet,
Wirket überall!

Unschuld wallet,
Unsichtbar, doch nah'!
Wallt auf hohem Buchenwipfel,
Weilt im Nestchen unterm Gipfel.
Unschuld wallet,
Unsichtbar, doch nah'!

Freude tönet,
Jauchzet fern und nah'!
Auf dem dichtbeblümten Rasen
Hüpfen Kindlein, Lämmer grasen.
Freude tönet,
Jauchzet fern und nah'!

Auf! und windet
Kränze, Mägdelein!
Unschuld, Wonn' und Liebe walten!
Seht die Blümlein sich entfalten!
Auf! und windet
Kränze, Mägdelein!

Hüpfend schwinget
Euch im Maientanz!
Horch! der Kukuk, fern am Weiher,
Ruft dem Sommer! Frühlingsfeier
Währt — ach! währet
Wie der Blüthenkranz!

Wehmuth dämmert
Tief im Blumenkelch!
Seht sie in des Thaues Perlen!
Hört sie klagen unter Erlen!
Wehmuth dämmert
Tief im Blumenkelch!

Töne leiser,
Sanfter Freuden Chor!
Geister schweben in den Lüften —
Geister wallen mit den Düften —
Töne leiser,
Sanfter Freuden Chor!

Frühling blühet
Auf der Todtengruft!
Nur dem Tod' entkeimt das Leben.
Seht die Schmetterlinge schweben!
Hoffnung waltet
Ob der Todtengruft!

Das Bild der Sehnsucht.

Süßes Bild, das mir mit leisem Sehnen
Herz und Sinn, und Geist und Auge füllt!
Reine Quelle meiner stillen Thränen,
Nie vergeßnes, immer nahes Bild!

Lächelnd schwebst du auf des Abends Golde,
Neugeboren unter'm Morgenhain;
Und mit Wonneglanz füllt deine holde
Gegenwart selbst Trauerphantasei'n!

In der Andacht hohem Sternenfluge,
Schwebst du winkend meinem Geiste vor;
Weilst mit mir am ernsten Aschenkruge,
Hebest tröstend mir der Zukunft Flor.

Zeigst mir der Vollendung Sonnenauen,
Und die Ruh', der jede Klage schweigt;
Stützest sanft das sinkende Vertrauen;
Flüsterst: „Muth! Bald ist das Ziel erreicht!

„Wiederfinden heißt des Zieles Krone,
„Ungetrennt dann wandeln Einen Pfad.
„Sieh! Es reift dem himmelsvollen Lohne
„Jede stille ungeseh'ne That!"

*) In diesen Tagen traf der Geburts- und Todestag vieler Freunde der Verfasserin zusammen.

Fern getrennt, und doch für mich geboren?
Dunkles Schicksal, das mein Leben lenkt!
Schnell erkannt, und schneller noch verloren,
Beßres Ich, in das mein Geist sich senkt.

Sah' ich dich, und fühlte höh'res Leben
Schöpferisch durch jede Nerve glühn —
Hörte dich, empfand mit tiefem Beben
Feste Bande uns zusammenziehn!

Licht und Kraft und reine Seelenwürde,
Stille Freude, heitre Geistesruh',
Muth für jede, auch die schwerste Bürde,
Lächelte mir sanft dein Auge zu.

Nie gefühltes inniges Vereinen,
Schmiegte Herz an Herz, und Geist an Geist.
Ach! Um dich, um dich sollt' ich nicht weinen,
Bis des Lebens harter Faden reißt?

Ferne! Du vermagst uns nicht zu trennen!
Seelen trennt nicht Berg, nicht Land und Meer,
Ewig werden wir uns wieder kennen:
Banges Herz! Was trauerst du so sehr?

Der Wald.

Nimm mich in kühligen, schattigen Arm,
Säuselnder Hain!
Fern von rauschender Freuden Schwarm,
Ungestört vom nagenden Harm,
Will ich deiner mich freu'n!

Lieblich strömt von den Gipfeln herab
Wallender Duft;
Langsam ans moosige Ufer hinab,
Rollen die murmelnden Wellen ins Grab,
Spiegel schimmernder Luft.

O Natur! wie bist du so schön;
Lieblich und hehr
Deine verjüngende Schönheit zu sehn,
So durch's Leben lächelnd zu gehn,
Mit der Unschuld daher!

Unschuld nur, und du, o Natur!
Seliges Band!
Ihr versüßet das Leben uns nur;
Stets will ich folgen der blumigen Spur
Mit der Lieb' an der Hand!

Der Herr von Bubenberg, s. Minnesänger.

Anton v. Bucher

ward am 8. Februar 1746 zu München geboren, erhielt seine erste Bildung in den Jesuitenschulen seiner Vaterstadt und studirte in Ingolstadt Theologie. Im Jahre 1768 erhielt er die Priesterweihe und ward gleich nachher als Kaplan angestellt. Seine Predigten erfreuten sich allgemeinen Beifalls. Da man indessen große Fähigkeiten für das Lehrfach bei ihm fand, so ward er auf Veranlassung des damaligen baierischen Schulverbesserers, des geistlichen Rathes Braun, 1771 Rector der deutschen und 1773 Rector der lateinischen Schulen zu München und erhielt 1777 den Charakter eines geistlichen Rathes. Er vertauschte diese ehrenvolle Stellung 1778 mit dem Pfarramte zu Engelbrechtsmünster, wurde aber bereits 1784 als geistlicher- und Schuldirectorialrath, doch mit Beibehaltung seiner Pfarrei, wieder nach München gerufen und verwaltete diese Aemter bis 1813, wo er seines hohen Alters wegen in Ruhestand versetzt wurde. Er starb am 8. Januar 1817 daselbst.

Seine Schriften erschienen gesammelt unter dem Titel:

A. v. Bucher's sämmtliche Werke, gesammelt und herausgegeben von Joseph von Klessing. München, 1819 fgde. 6 Bde.

Sie enthalten: die Jesuiten in Baiern vor und nach ihrer Aufhebung; Allerneuester Jesuitischer Eulenspiegel u. s. w.; Mönchsbriefe; Predigten, Verlassenschaft des Pfarrers Tröstegott; Geschichte des Bürgersohnes Pancraz; Historie von einem Schmiedsohne; geistliches Suchverloren; Charfreitags-Prozession auf dem Lande; die Kinderlehre auf dem Lande; Protiunkulabüchlein u. s. w. Mit außerordentlicher Kraft, glücklicher Laune und echtem Humor suchte v. B. durch diese Schriften die wahre Aufklärung und echte Frömmigkeit in Baiern zu befördern und den Lastern und Thorheiten einer ausgearteten Geistlichkeit, so wie absurden Mißbräuchen im äußeren Gottesdienste Einhalt zu thun. Er verschmähte es daher nicht, sich des niederen Styls zu bedienen, um ganz nach dem Leben zu schildern und das Gute, das er beabsichtigte, desto allgemeiner und leichter zugänglich zu machen. — Treffend sagt daher der Herausgeber seiner Werke (Bd. 6. S. XII.) von ihm: „Bucher führte bei seiner ungemeinen Gabe, das Lächerliche und Verkehrte seiner Zeit aufzufassen und die Mißbräuche in den kirchlichen Umgebungen darzustellen, wie ein echter dramatischer Dichter, weit entfernt von der trockenen Art des abhandelnden Schriftstellers, diese Thorheiten in ihrer eigensten Gestalt uns vor, da er durchgängig das Thema in der Form der handelnden Hauptpersonen als ein belebtes Drama zu dem höchsten Grade des Effectes und getreuer Nachbildung zu bringen wußte. — Die Wahrheit dieser Charakteristik tritt überall in den Gesinnungen, in der Sprache und selbst in den provinciellen Idiotismen der von ihm angeführten Personen dem Leser entgegen. Durch diese Wahrheit unseres Naturmalers und seinen großen Fond von meist groteskem Witz und origineller Laune erhalten diese Denkmale einen unverwelklichen Reiz, den sie um so weniger verlieren können, da keine ähnlichen Produkte in unserer deutschen Literatur über Gegenstände dieser Art vorhanden sind, die ihnen zur Seite gestellt werden können." —

Wir theilen, um ein Ganzes zu geben, hier eine Predigt von ihm mit, in welcher er das falsche, geschmacklose und unanständige Predigtwesen unwissender katholischer Geistlichen, wie es in früheren Jahren noch häufig in Baiern vorkam, auf eine eben so schlagende als witzige Weise parodirt.

III. Predigt.*)

Auf St. Christoph.

Thema. S. Christophorus habebat indusium, alleluja, usque ad Nates, alleluja.
Ex Breviario S. R. Ecclesiae vetustiore.

Was ich Eurer Lieb und Andacht im Latein habe vorgetragen, lautet auf Teutsch also:

St. Christoph trug ein kurzes Hemd,
Dafür sey Gott gepriesen.

Usuard, Beda, Mombrizius, Ado, Nosokomius, Petrus Vizelius, Rogerius Fuldensis, Metaphrastes Ferranus, Lau-

---

*) Aus: A. v. Bucher's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von Jos. v. Klessing. München, 1820. 4. Band. S. 28.

rentius Surius, Martirologistus, Isidorus, Gregorius, Hieronymus Vida, Ambrosius, Baronius, Breviarius, Ribadeneira, Nikolaus Serrarius, Petrus Canisius, Bollandistus, Johannes Pinius, Mabillonius, und — doch jam satis est. — Ha! Welch ein Register gelehrter Männer! Welche Karfunkel unter den Biographen! Und alle diese sagen mit einem Munde, daß der uralte heilige Erzblutmärtyrer Christophorus a Jesu Christo kein non Ens, sondern in der That das gewesen sey, was wir an ihm verehren.

Das ist denn nun so meine Sache, hochansehnliches in Christo u. St. Christoph verehrtestes Auditorium! Das ist meine Sache — zu suchen, wo man findet, — zu nehmen, wo man kann, — und zu brauchen, was ich gefunden und genommen habe, tiefsinnige Elukubrationen hinzuzusetzen, und nichts aus dem Ermel herauszuschütteln, wie das, unter uns geredet, die meisten meiner ehrwürdigen Kollegen, ohne Ruhm zu melden, zu thun pflegen. Nein! Nein! ob ich schon von Herzen einfältig und demüthig bin, so ist doch das meine Sache nicht. Ich überlasse dieß den Miethlingen, oder gar den reißenden Wölfen in weißen Schafskleidern, ohne eben deßwegen etwas zum Präjudiz sprechen oder beleidigen zu wollen.

Gewöhnlich lege ich die heil. Schrift in Folio, die heil. Conkordanz, dann 10, 12, bisweilen auch 20 und 30 Auctores oder Bücher vor mich hin, und suche und sammle ganze Alphabete durch, bis ich auch nur für eine einzige Rede einen Reichthum der Gelehrsamkeit zu Foliobänden anschwellen könnte. So wird aber dann auch aus meinen Arbeiten Etwas, das sich auszeichnet, etwas, das Aufsehen macht. Es erscheint der Sirach neben dem Apostel Judas, das Buch der Weisheit neben den Sprüchen der heutigen Weltthorheit, St. Augustin und Paulus nicht anders, als wären sie alle mit mir auf dem nämlichen fruchtbaren Baum der Wissenschaften des Guten u. des Bösen gewachsen. Doch, ob ich schon den Baum tüchtig geschüttelt habe, sagen mir, leider! leider! alle oben zitirte hochansehnliche Männer nicht, warum eigentlich der heil. Christoph ein so kurzes Hemd getragen habe. Sie sagen mir nicht, warum wir deßwegen Gott preisen sollen. Erst nach langem Meditiren, Bitten, Beten und Kasteien brachte ich es so weit, daß ich mir eine hinlängliche Ursache von einem, wie von dem andern geben konnte.

Sehet, Andächtige! und erstaunet. Da ich euch mit dem Finger auf das kurze Hemd des heil. Christophs deute, da ich euch mit Herz und Mund auffordere, deßwegen Gott zu preisen, ach! was zeigt mir da der Trauergenius des verflossenen Jahrhunderts? Der Viehfall grassirte im ganzen Teutschlande nicht Einmal, sondern wiederholtemale. — Die Franzosen waren im ganzen Teutschlande, nicht nur hier und dort, sondern allenthalben. — Der Schauer fiel vom Himmel, Stürme wütheten, Donner rollten, Blitze zündeten, und wo man nur immer hinsah, herrschten Verwüstung und Elend. Die Feldfrüchte ächzen zerknickt. — Die Trauben weinen. — Die Bäume haben kaum Blätter. — Die Häuser hie und da keine Dächer — arme Landleute oft sogar keine Schlupfwinkel mehr. — Ist es dann ein Wunder, wenn auch unsre Hemden bereits zu kurz sind? Daß es Gott erbarme! Was schnitt nicht daran? Kontributionen, Exekutionen, Meliorationen, Deteriorationen, Vorspanne und Lieferungen aller Art. — Euch ja nicht zu vergessen, ihr unvergleichlichen Herrn Land-, Marsch- und Kriegskommissarien, die ihr euch Fleisch, Brod und Brandtwein bezahlen, — Heu, Haber und Getreid liefern lieset, dasselbe um die Hälfte des Werths wieder verkaufet, das empfangene Geld für euch behalten, Heu, Stroh und Getreide aber nicht weiter geliefert, sondern zu eurem eigenen Nutzen verwendet habt! Euch immer und ewig, und fässet ihr, oh wehe! wirklich in der verdienten ewigen Hölle, wie der Haas in seiner Soß, euch immer und ewig nicht zu vergessen! Doch abermal, o wehe! Ach, wer schnitt nicht, wann er in Röhren saß! — Wer schnitt nicht?

Hat aber sogar St. Christoph ein kurzes Hemd, der doch ein großer Heiliger war, was sollen sündige Menschen sich ärgern, wenn ihr Hemd verschnitten ist? O so preiset, preiset dann Gott, daß er euch ein so herrliches Beyspiel an dem heil. Christoph, dessen Fest wir heute feyern, gegeben habe. St. Christoph trug ein kurzes Hemd, und er war doch ein Riese unter den Heiligen. Daher sey Gott gepriesen; denn aus seinem auch kurzen Hemde geht eine schöne Trost-, Sitten-, Kanzel- und Ehrenlobrede hervor, und ich schreibe folgenden Titul auf den Aushangschild meiner Kanzel*):

Der große heilige Christoph war auch im kurzen Hemd ein Riese.

A. Ein Riese der Natur nach,
B. Ein Riese der Heiligkeit nach,
C. Ein Riese der Gnade nach.

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Bey dem Manuscripte dieser Predigt fanden sich auch einige Nebenbogen, welche uns zu der Vermuthung berechtigen, daß Bucher anfänglich dem Texte eine andere Eintheilung und Ausführung des Thema unterlegen wollte. Der Originalität wegen liefern wir daher auch dieses Fragment ganz so, wie wir es fanden. Der Verfasser hatte nämlich in seinem ersten Aufsatze folgendes entworfen:

Sanctus Christophorus.

Der heilige Christoph war so groß, größer noch als ein Riese. Dieß probiere ich unumstößlich selbst nach dem System heutiger Gelehrter im I. Theile.

Der heilige Christoph ließ sich auch den (Salvaveni) Hobel ausblasen. Aber von wem, das zeigt euch der II. Theil.

Nu! Wie sollt iht euch von Welt, Fleisch und Teufel den Hobel ausblasen lassen? Dieß lehrt euch, merkt nur auf, der III. Theil.

Wer Ohren hat, der höre, und wer seinen Nachbar schlafen sieht, der stoße ihn in die Rippe, damit kein Tropfen meines evangelischen Balsams an ihm verloren gehe, und er aufwache, die Worte, die zu seinem Heile sind, zu vernehmen.

Hollah! Es geht dann aus einem anderen Faß, erzkatholische Zuhörer!

Der heil. Christoph war groß. Groß möchtet ihr alle seyn. Wir werden über dieß schon zu reden kommen.

Also nicht eure weltliche und geistliche Obrigkeiten, sondern eure Erb- und Seelenfeinde sollet ihr brav zu der saubern Arbeit einladen, die ihr uns immer zumuthet. Der Welt, dem Fleisch, und dem Teufel stehet es besser zu, als dem gestrengen Herrn Verwalter, meiner alten Köchin und mir.

Wie ihr das angehen müßt, sollt ihr vollkommene Instruction erhalten. Nur aufgemerkt im dritten Theile.

Pursche, ins G'wehr! Auf! Auf! Bum! — Bum! — Ich beschieße deine Trägheit, katholische Seele! Denke auf Kapitulation! Wirst überwinden, denke an mich. Welche Festungen sind in der Welt nicht schon eingenommen worden, welche getrotzt und lange getrotzt haben. Ergieb dich auf Gnade und Ungnade. Immer mußt du fallen. Nun zum ersten Theile!

Feuriger Helm des heil. Christophs erleuchte mich.
Ich lobe das Haupt, das ich trug, und beneide dich.

Zum I. Theil.

Danket Gott, o Auserwählte in Christo dem Herrn, daß er euch einen so fleißigen Prediger geschickt hat, der seine Predigten nicht aus dem Aermel herausschüttelt, wie es viele meiner Nachbarn thun, sondern der in 6, 8, 12, 20, ja in 30 und 40 Büchern nachschlägt und zusammensucht, was ihm taugt, um ein gelehrtes Konzept auf die Kanzel zu bringen! — Was kostet dieß Schweiß! Was kostet es Mühe! — Und die vom Nachschlagen trüben Augen, die ermüdeten Hände vom Ausschreiben. Ach! daß sich Gott erbarme! Doch zur Sache selbst! — Bemerket am ersten — Andächtige! — Alle Autores sagen nichts, warum eigentlich St. Christoph ein kurzes Hemd getragen habe und warum wir deßwegen Gott preisen sollen. Nach vielem Meditiren und Bitten, und Beten und Kasteien kam ich endlich soweit, daß ich von einem, wie von dem andern eine hinlängliche Ursache geben kann. Wer würde sich nicht schämen unter uns, wenn er im Hemde gehen müßte? Und wie würde der sich nicht schämen, der im Hemde gehen müßte, wenn dasselbe erst noch zu kurz wäre? Der Held Christophorus trug aber aus heiliger Mortification, und um sich immer schämen zu müssen, ein kurzes Hemd.— Welch hohe Ursache haben wir also, Gott zu loben und zu preisen, daß er uns diesen Tugendspiegel katholischer Religion schon in den ersten Zeiten des Christenthums gegeben habe.

O wie mußt du nicht erröthen, du schnöde Kleiderpracht! Sage an, was bist du gegen den heiligen Mann? Du bist nichts mehr, als das Feigenblatt war, welches Gott im Paradiese nahm, die sündigen Blößen von Adam und Eva, den Wurzelsünder der ganzen Welt zu bedecken. Hoffarthsnarr! Weltbockerl! Sieh hin auf den heiligen Christoph im kurzen Hemd. Er, ein thurmhoher Heiliger! Du, in Ansehung seiner, ein klein winziges Krüppel von einer Kreatur! Du Adamsabkömmling in verkürzter Natur, verjüngtem Maaßstabe, hast im Sommer langmächtige Mäntel, und im Winter eine Wildschur bis auf die Schuhe hinab. Du Evchens Töchterl tragst Schleppe und Röcke, die auf den Boden aufstehen. Der heilige Riese Christoph trägt ein Hemd, kürzer als der Chorrock eines Erzbischofs, der, die hohe hierarchische Würde anzuzeigen, nicht weiter geht, als bis zum Nabel. O wie mußt du nicht erbleichen, du gebrechliche, schlüpfrige Weiblichkeit, denn du bist wie P. Sanchez's Foliant von der Ehe in Schweinsleder gebunden, und kannst nicht erröthen. Husch! Husch!

Ich könnte wohl auch sagen, ein Riese der Glorie nach, aber hievon auf das Jahr. Nur Lutheraner und Neulinge, ihre Affen, verlassen die alten Ideas Rhetorices, ich bleibe bey dem wohlhergebrachten Leisten meiner Ahnen und Urahnen, will sagen,

---

der heilige Christoph in seinem Bagatell von einem Hemde möchte erfrieren, und du — von der St. Paulus sagt, non nominetur in vobis — das ist: Halts Maul von dieser Schlamperey! Und du! du! du! du! Ach! du! du!

Ich könnte hier in dem Angesichte des heiligen Christophs alle Tod- oder Hauptsünden, die fremden Sünden, die himmelschreyenden Sünden, die Sünden im heiligen Geist zu Schanden machen. Aber hiezu ist mir der Tag zu heilig. Wir begehen ein Ehren- und Freudenfest. Also will ich nur von Tugenden reden, und kein anderes Wort, als Tugend — und wieder Tugend soll heute aus Mund und Herzen erschallen, in Ohren und Herzen fallen. Wahrlich! Wahrlich sage ich euch: Der heilige Christoph war so groß und größer noch als ein Riese. Dieß probiere ich unumstößlich selbst nach dem Systeme heutiger Gelehrten im ersten Theile. Und in Punkto Punkti, welches die Hauptsache ist, will sagen, seiner Heiligkeit nach, findet er gar nicht seines Gleichen.

Zu Noveredo, in Tyrol, steht eine Kirche, und auf dieser Kirche waren einst Verse zu lesen. Und diese Verse lauten dann also: Merke nur auf, gut katholischer alter Teutscher! so lauteten sie:

St. Christophorus Christum portabat ad Osso
Et vadabat aquas senza bagnarse le culate.

Ich verstehs nicht, sagst du. Ja, so gehts, wenn man nichts lernt. Da stehen die Ochsen am Berge, wenn ein lateinischer Brocken kommt. Ich könnte dirs auch nicht sagen, wenn ich mirs nicht hätte verdolmetschen lassen. Sieh, für dies ist das Lernen gut. Es fallt kein Gelehrter vom Himmel, aber eben darum soll man lernen.

In der Kinderlehre und Predigt aber schlafen die Alten und die Jungen stehen da, wie's Kind beym — Verzeih mirs Gott, hätt' bald was g'sagt. Warum? Darum, weil ihr nicht aufmerkt. „Schenkt der Herr auch nichts mehr aus", sagt hernach ein oder anderes Fletschmaul. Aber was soll ich schenken! Die Bildeln schauts mir ja nimmer an. Ist euch der Eichelober und d' Schellensau lieber.

Und Rosenkränz, Amuleter und Skapulir,
Ja, da schauts, der Daum geht mir für!

Ist euer ganzes Wissen von Groß und Klein nicht so viel werth, als ein Dutzend Rosenkränz und Skapulir kostet. Und auf einen Rosenkranz ohne Blättel, Untermärkeln und gefaßten Landkreuz, oder auf ein Paar Wiedl Ablaßpfennige und auf ein Skapulir ohne seidenes Bandel — da pfeift ihr mir, revereuter zu melden, d'rauf. — Meints, sie kosten Schnellfinger? Ja, gute Nacht, Schnepf!

Die lateinischen Verse heißen in unsrer hochteutschen Muttersprache also:

St. Christoph trug Herrn Jesum Christ
Durchs tiefe Meer,
Ohne daß er,
Und sein Gesäß naß worden ist!

Her da also, erzkatholische Zuhörer, wenn ihr aus eurem Hemde gewachsen seyd, oder wenn euch allenfalls dasselbe in der Wäsche zu sehr eingegangen, oder gar verschnitten worden ist — der heilige Riese Christoph trägt selbst ein kurzes Hemd. Dachtet ihr vielleicht in der Vorzeit: Auch wir sind Riesen und giengt ihr allenfalls eurem armen Nebenmenschen auf dem Kopfe, necktet ihr ihn, wo er euch Blöße gab, und hattet ihr allenfalls an seiner Ehre, an seinem Wohlstande geschimpft und geschnepfelt — ja, hattet ihr vielleicht Lust gehabt, ihm lieber gar den Kopf abschneiden zu lassen, so denket an die Wahrheit: Nichts in der Welt dauert ewig. Es ist auch immer besser, in einem kurzen Hemd zu gehen, als den Kopf zu verlieren. Verehret das Beyspiel des heiligen Martyrers und seyd froh, daß euch nur das Hemd, etwa auch das Tischtuch, aber weiter nichts abgeschnitten worden ist. Wie ich sage: St. Christoph trug ein kurzes Hemd, dafür sey Gott gepriesen.

Da wir denn nun den heiligen Christoph in seinem kurzen Hemd betrachten, und sein Fest feyern, möchte ich heute allen Betrübten etwas Tröstliches sagen. Ich war selbst oft betrübt, und ich kann euch nicht genug rühmen, wie wohl mir da war, wenn mich Jemand mit einem tröstlichen Worte aufgerichtet hat. So lasset uns dann auf Trost, wie man ihn in der Welt giebt, denken.

II. Theil.

Wie ihr nach dem Beyspiele des heiligen Christophs euch solltet den Hobel von euren Feinden ausblasen lassen, ist der zweyte Theil.

Jetzt ist Erndte. Eure Liebe und Andacht haben als einen neuen Feyertag den St. Margarethentag verlobt; wir sind mit dem Kreutze

---

gegangen, war zwar der beste Tag, seitdem wir angefangen haben zu schneiden, haben aber doch gefeyert, und wie ihr mir alle attestiren könnet, so habe ich mit euch Abends um 2 Uhr schon gezwickt, und um 4 Uhr stichbrandelt, weil dem Kirchpropste Wirth und Führer nimmer gestreuet hat.

Dörft's keine saure Gesichter machen, ihr Weiber! Ich spiele nicht theuer. Wenn eure Männer mit dem Sauschneider und Wirthe in die 24er und halbe Gulden spielen, da schlagt die Hände über den Kopf zusammen und betet zum heiligen Stapinus, spanischem Bischofe, daß eure Männer seine Krankheit kriegen. Er konnte sich nämlich auf allen Vieren nimmer rühren und biegen. Ein lahmer Mann kostet euch in Ewigkeit nicht so viel als ein Spieler. Nach der gewöhnlichen Krankenpflege in Dörfern läßt man solche Leute liegen und geht der Arbeit nach. Die Arbeit gewinnt und der versoffene Spieler kann doch indessen im Bette nichts verlieren.

Doch ich bin ein wenig von meinem Vorsatze mit dieser Anmerkung, die übrigens wohlgerathen und gar nicht närrisch ist, abgekommen.

Wir haben, wollte ich sagen, St. Margareth, Gott lob, gefeyert. Tags darauf hatten wir ein Schaueramt. Am Sonntag war Sonntag. Heute feyern wir Anticipando das Fest des heiligen Christophs, weil uns morgen St. Jakob im Wege steht. St. Jakob ist ein Apostel, zu dem Jesus Christus nach Kompostell wallfahrten gegangen ist, auch nach seiner fröhlichen Auferstehung noch, nach Aussage der frommen Kreszentia von Kaufbeuren, bey der er auf einem Baum übernachtet, morgens aber gefrühstückt und ihr Pilgrimmsmuscheln zum Präsent gemacht hat. Dann folgt St. Annu. Da gehen wir nach Faulenhausen mit dem Kreuze. Gehen wir nun immer fort wallfahrten, so liegt uns, was geschnitten ist, gut. Es mag regnen und Wetter werden, welches wolle. Die heilige St. Margaretha breitet ihrer Reifrock aus; das Schaueramt thut auch per se, was der Brief vermag. Die heilige Anna hat 2 Kinder auf dem Arme, denen Gott Vater das ewige Placebo singet, und der heilige Jakob kehret leicht den Stiel um und gehet uns zu lieb jetzt selbst nach Kompostell, um uns gutes Erndtewetter dort zu erbitten, wo unser Heiland auf seinem Altar auch für die fleißigen Wallfahrter eine Schauermesse gelesen, und, wie Ribadeneirens Schwager erzählet, die vier Evangelien gehalten hat.

Elende Tropfen! Dummköpfe! Daß dich! Immer muß man sich erzörnen! Nicht für die Spanier allein; sondern für Schwaben und Baiern vorzüglich. Sind wir ja wenigst auf dem Lande erzkatholisch, als die Spanier.

Da schreyens dann zu München und in allen Diözesen: „das „heißt nichts: nicht einmal den allerheiligsten Portiunkula-Ablaß „wollens mehr in seiner Sasse lassen. In die Erndtezeit gehören „keine Feyertage. Dieß und Jenes, so und so."

Hörst die verführerische Welt, lieber Christ! Sie geht gar nicht auf den Filzschuhen.

Sie will dich in der Erndtezeit um deine Feyertäge und Wallfahrten bringen.

Die Wahrheit zu sagen, liebe erzkatholische Christen. Junge Pfarrer selbst machen schon Gegenprojekte, wollen nicht wallfahrten gehen, nicht neue Feyertage an Werktagen stiften lassen, Schauerämter recht früh halten.

Aber diese Leute wissen nicht, was wohl oder wehe thut. Wohl thun sie dem Bauern, wenn sie ihn ungestört feyern lassen. Wehe sich selbst. — Sie rauben sich ja das Verdienst in dieser und in jener Welt.

Weil ich dir aber thue, was du willst, lieber Bauer und liebe Bäuerin — o, so werdet ihr ja auch gegen mich gerecht seyn.

Wie wohl thut mir eine Zehentfuhr? Wie wohl meinem Kaplan bey der Flachskollektur eine offene Hand, daß er nicht mehr ausschenken darf, als er einnimmt?

Sehe ich einen von euch mit vier Pferden an einem Zehentwagen hereinfahren, so ist mir geistlicher Weise nicht anders, als sähe ich — als sähe ich — ja wohl die vier Evangelisten — mit Ochsen und Löwen, und Adler und Engeln bespannt. — O tausendmal willkommen! ruf ich auf. — Und Salat und Eyer d'rauf Abends, Mittags Speckknödel und Fleisch. — An Bier und Brod fehlts ohnehin nicht.

Wer wird ein tapferes Weib finden? sagt, nach seiner biblischen Scienz, mein Kaplan. Sieh, da kömmt eine — kommen zwey — kommen drey — sechs Bäuerinnen. Er thut Ringe, Rosenkränze, Amulete, Skapulire heraus. Er kriegt a proportione Flachs. Deo Gratias. Liebe Leute! Christliche Seelen! Ihr thut nichts umsonst. Wir machen fleißig Memento für euch in der heiligen Messe, schließen euch ins Brevier ein, und in alle Vespern und Litaneyen.

Da was im Vorbeygehen zu erinnern, so sage ich euch, daß ich und mein Herr Kaplan Alles weihen, Alles benediziren können. Kranke Kinder rühren wir nur an, legen ihnen die Stolle auf, sie

nur in drey abgeschnittenen Zertheilungen meiner Lob-, Kranz- und Ehrenrede.

Ließ Gott seinem Liebling, dem großen heiligen Christoph, sein Hemd verschneiden, so sehet getröstet auf das Beispiel, das hierin liegt, und worauf ich euch öfter hinweisen werde. Fürchtet euch nicht! Ich werde mit meiner Probe nicht zurückbleiben. Sowohl aus der heiligen Schrift, die lange vor, als aus den Büchern der Väter, die lange nach St. Christoph entstanden sind, werde ich St. Christophs Größe beweisen.

Um Geduld und Aufmerksamkeit mögen deßwegen schlechtere Prediger bitten und betteln. Die Zeiten sind mühselig genug,

---

werden wie die Sterzen. Bauer! hast einen kranken Ochsen — ich habe geweihtes Anhängsel — dörfst kein Haarseil ziehen lassen und wenn die Pest selber d'ran wäre. Bäuerin! giebt deine Kuh Blut, anstatt Milch — ich habe geweihtes Petschierwachs, und das hilft, wenn ein Priesterkelch ins Petschier gestochen ist.

Haben wir aber alle seit langen Zeiten Kelche und Becher in der Wappe, als wenn wir lauter himmlisch-göttliche Weingastgeber wären. Item, wer es gerne hat, soll fortfahren.

Die Noviores haben eine Traube und Kornähren; die Novissimi was für Gaukeleyen, weiß Gott.

Doch, zu meiner Materie zu kommen, weil ich jetzt Praejudicia weggeräumet habe, so ist dann die Rede von der Welt, und wie man ihr die Feigen zeigen, sich von ihr den Hobel ausblasen und ꝛc. ꝛc. lassen sollte, versteht sich geistlicher Weise.

(Hier ist in der Handschrift das Ende des Bogens abgerissen, und vom III. Theile nur noch folgendes Bruchstück vorhanden:)

Er wird seyn ein Riese der Gnade bey den Menschen, besonders denen, welche gerne lange leben. — Sie seyen Schwärmer und Schlemmer, Teufchtänzerinnen, oder Waghälse, wenn sie nur der Anblick seines Bildes mirakuloser Weise lange auf diesem Erdenrunde erhaltet, weßwegen ich rathe, einen St. Christophsorden zu errichten, und den Stern desselben immer zu tragen, damit ihnen der heilige Christoph allenthalben begegne, und sie ihn auf Miedern und Latzen, Kantuschen und Corsetten, Harnischen und pauvres diables von Angesicht zu Angesicht sehen und haben vor ihren Augen.

So will ich denn den Sack zubinden; denn wohlgemerkt, Andächtige. Ich habe ein neues Christophorus-Büchlein gemacht, und das wird vor der Kirchthüre draussen verkauft. Da steht Alles drinne, was ich euch im dritten Theile noch sagen könnte, besonders auch das schöne Lied, welches von seinem glorwürdigen Leben und Leiden nach der Wandlung gesungen wird. Kauft euchs, so habt ihr den Schatz beysammen. Vorzüglich zeichnet sich dort aus, was vom heiligen Christophorus-Gebet gesagt wird. Mich nimmts Wunder, daß man dieses Gebet nicht an alle Klöster, an alle Dikasterien, bey den Armeen, und unter alle Zünfte, besonders auf der löblichen Landschaft austheilet, denn bey diesen geldarmen Zeiten stünde es wohl recht gut, wenn der Teufel überall hin Geld bringen müßte, zum Geben, — zum Haben, — zum Nehmen. — O wie viele arme Teufel würden Ruhe kriegen, wenn der verdammte Höllenteufel einmal angehalten würde, Requisitionen und Kontributionen zu bestreiten ꝛc. Zu kurz ist dieser Theil freylich. Aber ich kann nimmer anders, und ich muß Nolens Volens zum Beschluß.

Epilogus.

So lebe dann wohl, neugefaßter heiliger Christoph, und im Himmel so prächtig, wie hier unter deinem Ehrenbaldachin, und so zu sagen, irdischen Hofgärten; denn ich zähle wohl drey Dutzend funkel-nagelneue triumphirliche Maybüschel um dich herum. Lebe wohl, mitten zwischen den zwey heiligen Exjungfern und wirkliche Martyrinnen, Aquilina und Nizetta. Laß dir recht aufwarten von den 48000 Bekehrten. Lebe wohl bis auf das Jahr und erhalte uns unter dem Schutz deines glühenden Helms. Setze ihn im Falle der Noth den steifen Hoffarthspinseln auf, die in der Maske der üppigen Welt uns immer auf den Köpfen gehen wollen. Mache, wenn wir Krieg haben, daß unsere Soldaten treffen, wenn sie schießen. Mache, daß sie fest werden, wenn sie vor dem Feinde stehen, und daß sie nicht zitternd davon laufen. Nimm die unruhige Welt bey ihrem pfauenartigen Schopfe und versenke sie in das tiefe Meer, über welches du so siegreich gegangen biſt, daß sie ersauft darin, wie eine junge Katze. Lebe wohl bis auf das Jahr, und spannet das weichliche Fleisch, spannet das venerische Hurenkind Cupido seinen lüsternen Bogen auf uns, so nimm das lose Bürschel mit deiner allgewaltigen Riesenhand bey der Flitsche und lege es hin auf die glühende Bank, auf der du gelegen biſt. Es wird ihm dann der Kitzel schon vergehen, und eine Hitze wird die andere vertreiben. Lebe wohl bis auf das Jahr, und wagt sich der Teufel an uns, uns zur Sünde zu reitzen, so nimm ihn beym Schweif und wirf ihn in deine glühende Bratpfanne, und laß ihn bis auf den jüngsten Tag brennen und braten, bis er so mürb wird, wie ein Brandteig. B'hüte dich Gott, du Riese der Natur, du Riese der Heiligkeit, du Riese der Gnade, und gieb auch du, daß wir im Himmel neu gefaßt werden, hier aber uns durch eine wahre heilige Beicht und Kommunion so repariren, daß wir glücklich fahren, jetzt und in der Stund unsers Absterbens. Amen.

daß man Trost braucht, und den findet man schon beym alleinigen Anblicke des großen heiligen Christophs im kurzen Hemde — und stärker noch in meiner Predigt. Erhebet vielmehr Herz und Hände mit mir zu dem heiligen kurzen Hemd, daß uns dasselbe erleuchte und stärke, den Schnitt der Zeiten standhaft auszustehen, und dadurch auch den goldenen Lorbeer des heiligen Christophs hier im Leiden und dort in Freuden zu verdienen. Ich rede in deinem Namen, heiliges, uns zum Unterricht und Trost verschnittenes Hemd!!!

A.

Wenn man sich einen Patron sucht, so ist man immer am Besten daran, wenn man sich gleich einen Großen wählt. Nun ist aber der heilige Christoph schon ein Riese der Natur nach. Wer zweifelt, ob es je Riesen gegeben habe, der gehe in das alte Testament, da findet er im ersten Buche der Könige schon im 4. Verse des 17. Kapitels den 6 Ellen hohen Goliath. Hat es aber einen alttestamentischen heidnischen Riesen Goliath gegeben, warum soll es der katholischen Kirche an einem neutestamentischen Riesen zum Abbruch der größern Ehre Gottes erwinden? Alles Neutestamentische hat nach Auslegung biblischer Gelehrter schon seine Figur im alten Testamente; der große Samson mit seinem viktorisirenden Eselskinnbacken scheint mir demnach schon eine biblische Figur von St. Christoph zu seyn, — doch nur Figur, nur Schattenriß; denn St. Christoph, der neutestamentische goliathische Samson, schlug mit dem eisernen Kinnbacken seines Glaubens die heidnischen Esel selbst. Es lebte auch St. Christoph bald nach dem alten Testamente, denn er starb im neuen Testamente schon im Jahre 254. Erasmus Rotterodamus vergleicht den heil. Christoph selbst mit dem Polyphemus, einem Riesen, von dem der große Homerus sagt, er habe die Gefährten des Ulysses aufgefressen, und dem Ulysses selbst ein Aug ausgestossen. (Sieh sein Lob der Narrheit.) Ein Riese, der mehrere Menschen frißt, muß ja doch gewiß ungemein groß seyn. Doch setzen wir indessen die riesenmäßige Größe des heil. Christophs, die Bibel, und den Goliath, und den Samson auf ein samtnes Kissen, lassen wir die Gelehrten schweigen, und nur von dem Zahne des heiligen Christophs reden.

Augustinus Torniellus, ein grundgelehrter Barnabit, der schon um das Jahr 1543 schreibt, erzählet in seinen Jahrbüchern (Annal. V. Tom. ad annum Mundi 987 num. 19.), daß in der Kirche seines heil. Ordens zu Vercell ein Zahn zu sehen sey, der wenigst hundertmal größer war, als ein gewöhnlicher Mannszahn, und daß dieser Zahn von keinem andern Heiligen seyn konnte, als vom heiligen Christoph, weil man keinen andern Heiligen weiß, der hundertmal größer gewesen ist als andere Heilige, wie es doch St. Christoph ungezweifelt war. Man höre den Beweis ferner!

Ich wende mich jetzt doch wieder am ersten zur göttlichen heiligen Schrift. 3tio Regum steht geschrieben: es gebe Elephantenzähne. In Canticis steht: es gebe Zähne, wie eine Heerde von Schaafen. In der Apocalypsi steht: ihre Zähne waren wie Löwenzähne. Wer sich die Mühe geben will, kann in der Konkordanz unter dem Worte Dens noch mehrere Texte finden, welche von großen Zähnen sprechen. Giebts aber nach göttlicher heiliger Schrift große Zähne, warum solls nicht auch zu Vercell einen großen Zahn von St. Christoph gegeben haben? Ich schreite nun von der geistlichen zur weltlichen Geschichte.

Im nämlichen Jahre, als Augustin Torniellus schrieb, sind die vermaledeyten Bücher des Calvinus zu Paris zum Feuer verdammt worden. Je nun! Was stritt dieser höllische Plag- und Fegteufel der katholischen Kirche nicht an! Die ältesten Dogmata waren ihm ein Dorn in den Augen, ein Stich in das Herz. Aber weder den Zahn, noch die Größe des heiligen Christophs finden wir von diesem Patriarchen der Ketzerey in einen Streit gezogen. Selbst Calvin glaubt also, an St. Christoph einen Riesen der Natur nach zu sehen, sonst hätte er ja das Riesenthum des Zahnes des heiligen Christophs bekämpfen müssen.

Im nämlichen Jahre hielt der Pabst selbst mit Karl V. eine geheime — geheime Unterredung. Wovon mag sie in der Hauptsache gehandelt haben, als von dem großer Zahne, von dem eben der gelehrte Bernabit schrieb. Etwas, das hundertmal größer ist, als ein alltägliches gewöhnliches Etwas, ist ja immer ein sehr wichtiger Gegenstand für die Regenten des geistlichen und weltlichen Staates. Nur Schade und abermal Schade, daß wir die Acta der Unterredung eben nicht bei Handen haben, sonst würden wir gewiß von der riesenmäßigen Größe des heiligen Christophs und seinem Wunderzahne auch riesenmäßige Wunder in eben diesen Actis lesen und hören.

Im nämlichen Jahre machte der Kaiser Friede mit dem König in Frankreich, und gewiß ist dieß Niemanden zuzuschreiben, als dem großen wunderthätigen Zahne des heiligen Christophs zu Vercell.

Hätte man doch schon lange zu diesem heiligen Zahne in Teutschland eine Wallfahrt verlobt! Hätte man ihn in die leere Nische zu Loretto, wo unsere liebe Frau sich vor den

Franzosen zu flüchten verschwunden ist, feyerlich eingesetzt, vielleicht wäre längstens schon Friede! Hätte man jetzt noch Vertrauen, vielleicht wäre er im Stande, dem schimpflichen Säkularisationsgeschäfte, das so laut droht, den Faden abzubeißen, und — doch! Es ist noch Zeit und Gelegenheit genug, Wunder wirken zu können. Heilige Religion! Heilige Priesterschaft! laß mich dein Wort nehmen, und meine und deine Herzenswünsche vor dem heiligen Zahne im Geiste ausgießen.

O mache, mache dich auf die Füße, du heiliger Zahn und erscheine drohend zu Lüneville — erscheine rettend im Zirkel der heiligen Bischöfe, Prälaten und Lehrer der Kirche — erscheine strafend in den Privatsynoden zu Rom. Komme, mache dich auf und zermalme Alles, was dir und mir im Wege steht, und nicht mit Glaube, Hoffnung und Liebe, mit zerknirschtem Herzen dich küssen und ehren will. Genug! du bist hundertmal größer, als ein gewöhnlicher Mannszahn, wirst also neben dem, daß du die Größe des heiligen Christophs beweisest, wohl auch dich und die Ehre deines ehemaligen Inhabers zu rächen, eine schöne Arbeit machen können.

O daß du zu uns Teutschen von dem unglücklichen Vercell emigriert wärest! O daß du dir in unserer Klosterkirche einen Tabernakel erwählet hättest! Mit dem prächtigsten Ziborienröckel würde ich dich gekleidet, mit der kostbarsten Krone gezieret haben; denn wir Klostergeistliche sind es vorzüglich, welche den Schatz der Reliquien und Heiligthümer auszeichnend zu schätzen, und der lieben Christenheit ehrwürdig zu machen gewußt haben.

Doch erlaubet mir, Andächtige, hier eine kleine Ausschweifung. Sehet ihr, greifet ihr nicht mit Händen, wie ich Wort halte. Schon habe ich aus der göttlichen heiligen Schrift, schon aus der Geschichte der neuern Zeit, schon aus dem Daseyn ansehnlicher Reliquien die Größe des heiligen Christophs erwiesen. Aber noch nicht genug! Lasset uns eine andere Wanderschaft vornehmen. Am Ziele derselben werden wir uns abermal überzeugen, daß die Wahrheit allemal überwinde.

Nicht das stolze Frankreich allein giebt uns von Vercell aus Beweise in dem großen Zahne von dem großen Manne St. Christoph. Breche auch du auf, felsenreiches Tyrol und beweise, wie groß St. Christoph der Natur nach gewesen sey. Zu Roveredo steht eine Kirche und auf dieser Kirche waren folgende Verse zu lesen:

Christophorus Christum portabat ad Osso
Et vadabat aquas senza bagnarse le culate.

Ich verstehe es nicht, sagst du, christlicher Zuhörer. Ja so gehts, wenn man nichts lernt. Da stehen dann die Ochsen am Berge, sobald ein Blümchen kommt, das nicht auf deinem Mist gewachsen ist. Was thust du aber hernach! Du schimpfst und verketzerst nach dem, was beim heiligen Apostel Judas schon lange geschrieben steht: Sie lästern Alles, was sie nicht verstehen (v. 10.), ja sie nennen sogar Gott geweihte Personen Dummköpfe und Weltbetrüger. Aber mit Nichten recht und billig.

Sieh da mit Demuth im Teutschen, was der Tyroler mit angeborner Weisheit und Delikatesse in seiner feinern, süßen Sprache zu unserer Belehrung über die Größe des heiligen Christophs sagen wollte.

St. Christoph trug Herrn Jesum Christ
Durchs tiefe Meer,
Ohne daß er,
Und sein Gefäß naß worden ist. —

Die treffende Wahrheit dieser Uebersetzung erhärten noch andere Verse einer welschen Stadt in Italien, welche in hübschem Latein abgefaßt, also lauten:

Christophorus est iste,
Qui te portabat Jesu Christe,
Quin gutta fluminis unus
Tetigisset ejus cunus.
Nec mirum,
Erat nempe magnum virum.

Noch schöner klingt dieses zu teutsch:

St. Christoph ist der Mann genannt,
Der übers Wasser an das Land
Hat unsern Herrn getragen. —
War St. Christoph auch hosenlos,
Kein Tröpfl doch zur Lend ihm floß.
Beim Plunder!
Was Wunder?
Er war halt wie ein Riese so groß —
Was wollt ihr weiter sagen?

Kann ich da nicht mit Strach (L, 12) aufrufen: So kurz sein heiliges Hemd immer war, so gab er doch seiner heiligen Kleidung ein herrliches Ansehen, und er war Consumatus in brevi auch im kurzen Hemd ein vollendetes Bild der Vollkommenheit, qui explevit tempora multa (Weisheit IV, 13.) als ein welches er heute noch vor uns auf dem Altar stehet. Nur der Thiermensch begreift das nicht, denn es ist ihm Thorheit (I. Kor. II, 14).

Wir wollen unermüdet fortfahren, noch eins über die natürliche Größe des heiligen Christophs zu philosophiren, denn diese Materie ist eben so unerschöpflich als lehrreich, so lehrreich als fruchtbar

Wenn man fragt, wie tief das Meer sey, so heißt es gewöhnlich, wenn man je schlau antworten will, es habe die Tiefe eines Steinwurfes, weil noch kein Mensch vom Abgrunde heraufgekommen ist. Dieß will dann mit Wenigem soviel sagen, als das Meer ist unergründlich. So lasset uns dann ausrufen: O du unergründliche Größe des heiligen Christophs! — Herr Jesu Christ!

St. Christoph ging durchs tiefe Meer
Ohne daß er,
Und sein Gefäß naß worden ist.

Da greift ihrs ja mit Händen, das er um eine ansehnliche Portion muß größer gewesen seyn, als das Meer tief war.

Wer schwer durch ein Wasser tragt, den senkts auch tief ein. Aber der heilige Christoph trug den, den Himmel und Erde nicht fassen konnten, sohin Pondus Ponderum, das größte Gewicht und doch sagt das lateinische Gedicht:

Non tetigit ejus cunus
Gutta fluminis unus.

Zu Teutsch:

Er wurde im tiefsten Wasser kein Tröpfelein naß,
Giengs auch bis an die Hosen fürbas.

Anerwogen dessen bin ich, ob ich gleich ein sehr starker Verehrer des Alten allemal Gewesenen, bin, schon oft auf den Gedanken gerathen, ob man nicht anstatt den heil. Johann von Nepomuk, einen schwächlichen Domherrn von Prag, den heil. Christoph, den baumstarken Riesen, zum heil. Wasserpatron erwählen sollte. Wißt ihr ja, daß bey der letzten Ueberschwemmung das unvermuthet angeschwollene Wasser die Brücke über die meisten Flüsse sammt dem heiligen Wasserpatron Johannes weggeführt, welches mich aber auf diesen Einfall, dem heil. Christoph das Prä zu geben, gebracht hat. Auch wißt ihr aus der Legende, daß der heil. Johannes von Nepomuk in der weit unbeträchtlicheren Moldau ertrunken, der heil. Christoph aber durch das Meer so unversehrt gegangen sey, als wie wir immer über die Stube gehen. Wenigstens dächte ich, es wäre nicht gefehlt, wenn wir dem heil. Johannes den heil. Christoph zum Kumulativwasserpatron, oder wenigstens als Accessisten beygäben, und ihn auch in seiner Riesengröße auf die Brücken hinstellten. Doch nichts für ungut! Ich habe einen Wurf angebracht. Denkt nach. Verlieren können wir nichts dabey; 2 heben, 2 tragen, 2 können mehr als einer und hiemit meinerseits Punktum *)

Mir wurmen diese schönen Inschriften noch ganz kurios durch den Kopf.

Zu allen Zeiten haben die Maler und Bildhauer den heil. Christoph groß, kirchenhoch gemalt, oder, wo es der Raum nicht litt, seine ganze Größe erscheinen zu lassen, ihn gebeugt vorgestellt. O die Künstler sind theuer, wenn sie ihre Kunst verstehen, und ein so großer heiliger Christoph — versteht mich recht — kirchenhoch — muß etwas gekostet haben. Der heil. Christoph muß also so groß gewesen seyn, weil man da und dort so viel Geld darauf verwendet hat, bis man seine rechte Größe im verlangten Stabe an die Kirche zum Erstaunen aller Vorübergehenden hingebracht hat. Saget mir nicht: Hier liege ein Sophisma: die Esel, welche den heil. Kastul nach Mosburg geführt haben, seyen auch kolossalisch groß an die Wand gemalen. Dieß geschah nur, die Größe des Mirakels anzuzeigen, vermöge welchem die aus Italien kommenden Esel eben bey Mosburg stehen blieben, und um zu erkennen zu geben, daß sich hier St. Kastuls heil. Beine nach Herzenslust eine Kirche und die Benedictinerbrüder für sich und ihre Konsorten ein Kloster, und für ihre Esel einen guten, warmen Stall wünschten; Mirakel fordern aber immer große Abbildungen. — die große Abbildung des heil. Christophs bedeutet aber und kann nichts anders bedeuten, als seine natürliche Größe, weßwegen sich zur Rechtfertigung der Maler und Künstler die Worte aus dem 17. Kapitel des Buches der Könige gar wohl herschicken: 6 Ellen hoch: wie im schon oben allegirten vierten Verse gar schön zu lesen ist. Großer Gott und Herr! Ich habe immer die Zierde deines Hauses geliebet, und den Ort, wo deine Herrlichkeit wohnet (Psalm 25, 3.). Wie sehr wünsche ich also allen Kirchen des heil. Christophs, wo er immer gemalt oder geschnitzt und schön

*) Natürlich! Je mehr Patronen, um so viel mehrere Bauernfeyertäge. Je mehrere Bauernfeyertäge, um so viel mehrere Votivämter pp. Kommt der Tag, so bringt der Tag.

in Gold gefaßt steht, vom Herzen Glück, wenn er kolossalisch groß dort stehet; denn dieß beweiset seine Größe der Natur nach. Wie sehr wünsche ich, daß zur Verehrung dieser natürlichen Größe Gutthäter erwachen, die neue goldene und silberne Monstranzen, Kelche, Leuchter, Ampeln und anderes Kirchengeräth von ungemeiner Größe und seltner Kunstarbeit dem heil. Christoph opfern, damit auch sie mit David einst wieder sagen können: Herr' ich habe die Zierde deines Hauses geliebet. — — — —

Non tetigit ejus Cunus
Vel Gutta fluminis unus.

Die Künstler müssen dann auch allerdings recht haben, denn zu allen Zeiten haben sie, wo es menschenmöglich war, ihn kolossalisch groß vorgestellt. Haushoch, kirchenhoch, thurmhoch!

Wie gottesfürchtig haben eure Eltern der Angabe der Künstler und dabey wie sinnreich gefolgt. Seht hinauf da auf die Decke eurer Kirche. Von der Orgel bis zum Choraltar reicht sein allerheiligstes Bildniß, das zum Erschrecken schön und fast mirakulos erscheint, weil es ungeheuer groß ist und doch nicht herabfällt, um die Säufer und Raufer, die Spieler und Hurer, die Sakramentirer und Schwörer, die Ehebrecher und Kalumnianten, die Diebe und Räuber, die Sünder, alles Schelmenvolk in die tiefeste Hölle, wie sie es vor Gott und der Welt verdienten, hinabzuschlagen, sondern weil es sich vielmehr erhalt, um mit dem breiten Buckel Donner und Blitz, Hagel und Schauer, Pest und Viehfall abzuwenden. Die Augen auf und seht ihn an! Wie mild und väterlich er da auf euch und eure Kinder und Rinder, und eure Rosse und Lämmer, und eure Hühnl und eure Aenten, ja sogar auf eure Schweinheerden herabsieht, das liebe Christkindlein auf der Schulter tragend, einen aus der Erde gerissenen Baum in der Hand habend und mit der andern Hand auf der Hüfte gleich dem Helden Buzephalus seinen Schleyp hoch aufhebend, und euch alle in der Gewalt seines Körpers wider Welt, Fleisch und Teufel benedizirend.

Doch lassen wir die Fabelhansen fahren, wenn sie auch zehnmal Recht haben, wie geschrieben steht:

Pictoribus atque Poetis fingendi semper fuit aequa potestas.

Wir finden es ja in der göttlichen heil. Schrift schon prophezeiht, wie groß er seiner Zeit werde. Schon in Genesis 6to steht geschrieben: 30 Ellen hoch. Wende dieß, wer will, auf die Arche Noe, so wende ich es mit eben dem Rechte auf den heil. Nothhelfer Christoph. Ja, du dreymal gesegneter Nothhelfer! Wie weit mehr bist du werth, 30 Ellen hoch zu seyn, als die Arche Noe; denn diese trug nur Menschen, du trugst das liebe Jesu-Kindlein und bist also — ein wahrer Nothhelfer des vermenschten Gottes. Ach wie wäre das arme Kind über das Meer gekommen, wenn du ihm nicht so barmherzig hinüber geholfen hättest! — Bey Exodi lese ich 100 Ellen. Ich weiß es schon, daß da von Gezelten die Rede ist. — Will aber der Beschirmer, St. Christoph, seinen Schutzmantel ganz ausbreiten, so klecken nicht, daß er 1000 Ellen dazu hat, denn wo flehen nicht arme verlassene Stoffeln zu ihm um Hülfe. Wie groß bist du Welt, aber doch noch zu klein. Auch die armen Seelen im Fegfeuer schlagen um seine Hülfe Hände und Füße zusammen und wollen par force, besonders die, welche auf der Welt seinen Namen getragen haben, oder in eine seiner Bruderschaften eingeschrieben gewesen sind, von ihm allein erlöset werden.

Möchtet, möchtet ihr euch dieß merken, Brüder und Schwestern der heil. Christophorus-Bruderschaft. Der heil. Christoph ein Nothhelfer nach der neuen Art, wie eine Arche, in der Menschen und Vieh, so zu sagen, die ganze Welt wohnt. Ein Gezelt, das vor Regen und Sonne, Hitz und Kälte schützt.

Laßt euch nichts verdrießen, nichts reuen. Betrachtet, daß er seine Ohren nicht so leicht zu euch herabneigen kann, weil er sich nicht bücken darf, damit das göttliche Christkindlein nicht herabfällt und daß er eure schwachen Menschenstimmen also nicht gleich das erste, zehnte, hunderte Mal hören könne. Denket, daß ihr Vorspann brauchet, und daß der geistlichen, besonders armen Religiosen genug sind, die euch gerne vorspannen. Die guten Christen verstehen mich schon und bey Freygeistern würde es nichts nützen, hilf Himmel! schaden, wenn ich lauter reden wollte.

Wagen wir nun einen Passus in seine heil. Lebensgeschichte. — Der Kaiser, wir wollen ihn indessen Imperator nennen, also des heil. römischen Reichs Kaiser, Imperator genannt, ein Götzenknecht, wollte den heil. Christoph handfest machen. Wie viel glaubt ihr, daß er Männer geschickt habe, ihn zu fangen: 10, 12, 20 Mann höchstens werdet ihr glauben, aber nichts errathen. Er schickte nicht weniger als 200 Mann. St. Christoph muß also allerwenigstens 100 Mal größer gewesen seyn, als ein kaiserl. Mann. Welch eine stupende Größe! Einen Mann zu fangen, ziehen 200 Mann aus. — Und haben sie ihn gefangen? Nichts weniger! Er hat sie alle überwunden, hat ihnen den christlichen Glauben gepredigt und da sind sie siegreiche Märtyrer geworden, sind den Heldentod für die römisch-apostolische Religion gestorben. Seht einmal her da 200 gegen 1. Qualis Comparatio!

In Ewigkeit werden wir aber keinen schönern und durchdringendern Beweis von seiner Größe antreffen, als wenn wir auf die Reliquien seines heil. Leibes sehen und sie betrachten, wo wir sie überall antreffen. Denkt euch nur, sein heil. Haupt war anno 1204 noch zu Konstantinopel, bis es die Franzosen dort weggenommen haben. Wie groß es aber gewesen seyn muß, leuchtet uns aus dem ein, daß ein kleines Stück davon die Camerazensische Domkirche mit Mirakeln erfülle, ein anderes von Audomar aus die ganze Welt erleuchte. Zu Rom ist sein Schulterblatt, und vermuthlich werden sich die schlauen Römer dasjenige behalten haben, welches das liebe Jesukindlein mit seinem süßen Sitzfleische geheiliget hat. Dort residirt auch sein rechter Arm, der linke zu Ravenna. Von den Jesuiten zu München höre ich, daß sie einen Finger haben sollen, aber das glaube ich in Ewigkeit nicht. Sie würden gewiß die ganze Hand ausgelassen haben, wenn sie auch nur den kleinen Finger gehabt hätten? Sie haben also probalissime die ganze Hand, wenn sie einmal einen Finger gehabt haben. Ich könnte noch von seinen heil. Gebeinen reden, die in Italien, in der Schweiz und in allen vier Ecken der Welt auf Trödler- und Tandler-Märkten feil stehen. Was muß aber nun der Heilige für eine Größe haben, der seine Gebeine und seinen heil. Körper durch die Welt so weit ausgebreitet hat. Wir wollen uns hier nicht aufhalten, und bey seinem Wunderzahne allein stehen bleiben. Schon dieses zeiget überflüssig von seiner Riesengröße der Natur nach.

Nun zur moralischen Anwendung; denn ein guter Prediger muß nichts sagen, ohne es auf der Stelle anzuwenden. Wenn heut zu Tag ein Graf, ein Baron, oder auch nur ein ordinari Herr Von in seinem Prädikat den Narren gefressen hat und ihm das Maul nach vielen alten Ahnln und Guckahnln wässericht wird, was thut er? Da kriecht er zum Kreuz. Da sucht er alle alte Inschriften, alle Grabsteine, alle Votivtafeln auf und schaut, ob nicht da ein Name steht, der dem seinigen gleich sieht, ob nicht unter diesem oder jenem Stein einer von seiner Familie fault und ob sich keiner in einer Schlacht, oder in der schweren Noth, in dem Viehfall, oder anderen grassirenden Uebel hierher oder dorthin verlobt hat. Alle Tauf- und Ehe- und Sterbebücher müssen aufgeschlagen werden, und alle Fünf schleckt er ab, wenn nur ein Name eines alten Ritters oder Edelvesten herauskömmt, der seinem Familiennamen ähnlicher ist, als ein spanisches Dorf. Nur her da, hocherlauchter Adel! Da habt ihr ja Inschriften, welche aus der Sprache und dem Tone, in dem sie verfaßt sind, schon ihr Alter beweisen. Aber nicht wahr? Was für euch ein guter Fund, ein gemähtes Wiesel ist, das ist in Religionssachen ein Aberglauben, Mönchstand. Deßwegen erschlafft auch der Eifer, nach Heiligkeit zu ringen, weil ihr zufrieden seyd, Grafen und Barone zu heißen, Aber es ruft das Buch der Weisheit (V. 8.): Wir sind auf dem Wege der Sünde ermüdet worden und haben den Weg des Herrn nicht erkannt.

Seht, Hochansehnliche, der Grund meiner Moral liegt im Buche der Weisheit. Wohl uns dann, daß der heilige Christoph groß gewesen; denn eben darum wirkte er schon in seinem Zahne riesenmäßige Mirakel.

Lasset uns dannenhero in die Christenlehre zurückkehren. Welche Tugend ist da die erste, die man Christen lehret? O das heilige Kreuz machen, das Vater unser, das Ave Maria, das Salve Regina, den katholischen Glauben an, nicht in, Gott beten. Lasset uns diese Tugend mit kindlichem Vertrauen ausüben.

Großer mirakuloser Zahn. Hast abgebissen den Faden des Kriegs zwischen Frankreich und Karl dem V. Komme und beisse wieder! Du beißt mit ab alle Quartiere. Deo Gratias! Du beißt mit ab alle Vorspannen. D. G.! Du beißt mit ab alle Plünderungen. D. G.! Du beißt mit ab alle freywilligen Beyträge, die wir sub parata executione, bey Drohung von Mord und Tod, Sengen und Brennen machen müssen. D. G.! Du beißt ab — doch genug gebissen. Etwas anders, das ich beissen muß.

Sagt mir etwa dort ein Bursch, ein Frischling: Möcht' auch so groß seyn! Bist mir schon der saubere. Ja das ging dir noch ab. — Du spielst jetzt schon den Burgermeister im Dorfe, und bist kaum 4 einen halben Schuh groß. — Wärest du so groß, wie St. Christoph — Gott bewahre! Dein Baum würde schwer auf uns fallen, denn du würdest Jesum Christum, den Gott der Liebe, nicht auf deinen Schultern tragen. Wie ein Reichsprälat (Gott verzeihe mir diese Gleichniß) würdest uns despotisiren. Gott sey Dank, daß er dir, wie dem Bock und der Gais, die Hörner nicht zu hoch hat wachsen lassen. Was für ein Uebel

wärest du nicht mit 10, will nicht sagen, hundert Schuhen. Deo Gratias! Je kleiner die Maus ist, ein desto kleineres Loch braucht sie.

Möchte auch so groß seyn, sagt hier ein spannlanger Bube. — Nicht wahr, Flegel, daß dich der Pater Sakristaner nicht beym Schopf nehmen könnte, wenn du das Confiteor verdalferst — daß dir der Schulmeister das Leder nicht gerben könnte, wenn du dein Hauptstück nicht auswendig weißt, und in den 9 fremden Sünden eine auslassest. — Gott sey gepriesen, Deo Gratias! daß ihr kleine Uebel nur zu großen nach und nach heranwachset. Es steht noch immer ein bischen besser um uns, so lange euch der Schulmeister noch unter seinem Maasstabe hat. — Da eure Väter um Heller spielen, spielt ihr ja schon um Groschen aus euern Ministrierkreuzern. O gens perversa progeniem datura mox deteriorem, will sagen, sind jetzt schon Rekruten für Würfel, Karten und Kegelspiel. D. G.! Du erst, mein lieber Zehentdieb — du würdest mich in der Größe des heil. Christophs freuen. Bist nur 5 Schuh hoch und deine Finger sind schon 10 Schuhe lang. Erschrickt der brave Hr. Dechant, unser Erzgutthäter, schon so an dir, daß er uns gewaltig an Schmalz und Korn abbricht und jammert, wenn wir nur ins Haus hineinschmecken — und hundertfach längere Finger, wie der hundertfach größere Zahn? Gott bewahre den Hrn. Dechant, unsern Erzgutthäter, und uns vor deiner Größe.

Sind unsere Hütten so klein. Ach! wie oft könnte ein Mann oder ein Weib im eigenen Hause nimmer aus- und eingehen. Die Hörner würden ihnen immer Ungelegenheit machen. Deo Gratias, Deo Gratias! Ich hätte zwar noch mehr auf mir, aber wir kommen ja öfters zusammen, und ich muß mich für heute einschränken.

Also jetzt im vollen Ernste zum zweyten Theil.

B.

Daß der heil. Christoph auch ein Riese der Heiligkeit, will sagen, ein überaus großer Heiliger gewesen, braucht nicht viel Schwätzen. Man hat zu seiner Ehre viele Kirchen erbaut, mithin ist er heilig. Und daß er groß war, das habe ich ja im ersten Theile schon demonstrirt. Ich könnte also beschließen. Aber das wäre hübsch. Es hat noch nicht einmal drey Viertel auf 9 Uhr geschlagen. Wie! Was? Ich sollte nicht länger predigen können, als dreyviertel Stunden? Freylich giebts jetzt Prediger, die nach einem eine halbe Stunde langen Sermon schon Amen sagen. Pfui Teufel! Seyd ihr Prediger? Warum gab euch Gott Gurgeln wie den Ochsen, eine Brust wie dem Stiere, als ad Ministerium Evangelii, daß ihr von einem Eck der Welt zum andern das Wort Gottes verkündigt. Vos insensatos! Ihr seyd Trommel und Pfeifen — ach! was sage ich, ihr seyd Trompeten und Pauken der katholischen Lehre. Sitzet dann auf die Maulthiere eurer geistlichen Beredsamkeit, und schreyet, was der Brief vermag, in die Ohren der Freygeister, in die Ohren der Deisten, in die Ohren der Schelmen und Diebe, in die Ohren der Gotteslästerer, in die Ohren der Afterchristen und Afterpolitiker, in die Ohren katholischer Generale, welche den Franzosen offenes Feld geben und ihres Soldatengesindels, das Haasenfüße hat, in die Ohren der Beamten und Marschkommissarien, die ut supra in Röhren sitzend, sich die Pfeife schneiden und die Bauern schinden, schreyt in die Ohren der Huren und Ehebrecher, in die Ohren — — doch rechts umkehrt euch! Halt! Huren und Ehebrecher! Hieraus nehme ich den ersten Beweis, daß der heilige Christoph ein großer Heiliger gewesen.

Höret einmal! An Bordellen und Hurenhäusern giebts, besonders in großen Städten, keinen Mangel. Man sagt, sogar in Rom, der Residenzstadt des Statthalters unsers lieben Herrn und Heilandes, seyen eine Menge solche S. V. Baraken. Groß und Klein geht da aus und ein. Und du Allergrößter unter den Heiligen, St. Christoph, ich bitte dich ums Himmelswillen, was fangst du an. Sehet und denket, Geliebte! Ich sey im Geiste verzuckt. Verzuckte haben Erscheinungen. Ich sehe denn nun den heil. Christoph an der Schwelle eines Bordelles stehen. Ich schreye eines Schreyens: Ach! Wo willst du hin, St. Christoph? Sieh doch, das ist ein Hurennest! Was machst du da beym hellichten Tage? Schäme dich doch! Deine Heiligkeit geht zum Plunder! Der schlechteste Mesner von der Welt stellt dich nimmer auf den Altar, gehst in April, trifft deines Gleichen nicht an, was hast hernach? Wirst ausgekickert und ausgelacht. Bist ein Heiliger und die Lumperey da. — Durch deinen heiligen Schein! — durch die Litaney und Tagzeiten, die man dir macht und singt, wenn du heilig bleibst! — durch die Statuen und Bilder, die man von dir schneidet und malet! — durch die Altäre und Tempel, die man dir bauet! — durch deine breite Schultern! — durch deinen langen grauen Bart! — durch deinen blühenden Baum! — durch das tiefe Meer! — Durch das liebe Christkindelein! — Ach! bleibe, bleibe heraus! — So schreie ich, aber nichts nutz!!! Er zieht die Glocke, läutet am Hause. Ein großer Mann thut gewöhnlich nichts sanft. Es schellet, als wenn man zum bösen Wetter schlüge. Ein Dutzend Köpfe sind alsogleich am Fenster. Die Luder und Kanaillen sehen den ungeheuren Riesen und laufen, daß sie sich die Hälse übereinander brechen möchten. Jede will die erste an der Thüre seyn. Flugs ist die Thüre offen, und es hallet, im ganzen Hause: St. Christoph! St. Christoph! d'rinne ist er. Ei, daß dich der Hahn pecke! Freylich bist groß, aber desto ärger. Steht ja schon in der heiligen Schrift: 7 Weiber werden um einen Mann kämpfen. Und, lieber Heiliger, ein einziges schlimmes Weib ist schon ärger als 7 Teufel.

Ich lasse den Heiligen, weil er mir ohnehin nicht folgte, im Bordelle; verbrennet er sich seinen Famam Sanctitatis, und kostet es ihn Haut und Haar, so bleibt doch hier auf der Kanzel meine Haut heil, mein Kopf sicher. Merket auf mich, Andächtige! Ich will euch ein Exempel erzählen. Der König Friedrich, den man sonst auch den Einzigen nennt, kam einmal während des Kriegs zu einer Wirthin, bey der er schon zuvor einmal im Quartier lag. O lieber Herr Jesus! Wie sehen Eure Majestät aus, sprach die Wirthin; denn der König sah aus, wie die theure Zeit. Ja, es ist auch kein Spaß, antwortete er, wenn man zwey Weiber und die Franzosen am Halse hat. Die Kaiserin Katharina von Rußland und die Kaiserin Theresia von Teutschland stritten nämlich mit den Franzosen wider ihn. Friedrich war denn nun auch ungefähr unter den Potentaten der Welt an Geistesgröße so groß, wie St. Christoph am Körper. Und 2 Weiber hetzten ihn so herum, wie ihr aus den Zeitungen, woraus ich die lehrreiche Geschichte genommen habe, alle Stunden lesen könnet. Ach! Wie wirds dir gehen, heiliger St. Christoph, im Bordelle! Wie wirds dir gehen, heiliger St. Christoph!

Freylich ist St. Christoph groß, und ganz was anders, als ihr kleine Schnauser und Pfifferlinge, die ihr euch noch mit einem Quintel von Lunge in solche Häuser wagt. Da kann ich nichts anders thun, als lachen, wenn es mit euch Matthäi am letzten wird. Bey dem, der sich nicht brennet, bey dem brauchts nicht blasen. Ist euch das Wasser zu tief, warum geht ihr hinein? Speit sie nur gar aus, eure verhurte, ehebrecherische Lunge. Die vier, die zusammenschreyen: Heb auf! sind für euch die besten verdientesten Doctores. Hinaus mit euch! ad tenebras exteriores, ihr kalmuckische Venusknechte! Damit ihr unsere Gemeinden nicht verpestet, seyd ihr besser über die Planke zur höllischen Ewigkeit drüben. Adieu, prosiziat Schwefel und Pech, Höllenpfuhl, bissige Schlangen und Nattern, teuflische Furien, etzetera.

Sagt mir nur nicht, hier ist keine Gefahr. Auf dem Lande giebts keine Bordelle. Ja! wenn ihr so wollet. Ich will nur beyspielweise reden; denn es schickt sich doch nicht, auf der Kanzel Jemanden zu nennen; das geht die Polizey an, hier Rath zu schaffen. Obrigkeiten, versteht ihr mich? Ihr habt Augen, aber nur Hühneraugen (Leichendornen), welche drücken, aber doch nicht sehen. Ihr habt Hände, aber solche, die ihr euch, wenn ihr geschmiert seyd, und eure Strafgelder eingestrichen habt, waschet, wie sie Pilatus gewaschen hat. Ihr habt Füße, die aber die nämlichen bösen Wege gehen, wie eure Unterthanen. Deßwegen seht ihr durch die Finger, wo nichts zu gewinnen ist und geht auf Zehen, damit ihr ja keinen reichen Bauern beleidigt, der in eurer Schule krank ist.

Ich sage es noch einmal. Ich verrathe und nenne Niemanden auf der Kanzel. Aber aus meinem Fenster sehe ich alle Wunder. Ihr wisset ja, wo ich wohne. Da gehen denn in das Haus, in welches ich von meiner Zelle schnurgerade hineinsehe, früh und spät eine Menge Leute aus und ein. — Mein! Warum? Den Rosenkranz beten sie dort Abends so wenig, als wenig sie das Morgengebet da beten. Ja! Ja! Gnadenbilder sind freylich d'rinne im Hause, welches von mir, wie ich gesagt habe, schnurgerade hinüber steht. — Aber keine Andacht ist d'rinne. Singen höre ich zwar, wenn ich vorbeygehe, aber nichts aus Davidspsalmen — den lüderlichen Pumpernikel hört man, und dazu läutet man mit allen S. V. S — Glocken.

Es ist zwar der heil. Florian auf dem Hause angemalt und es brennt im Hause. Aber St. Florian löscht nicht. Das Luderhaus könnet ihr nun wohl errathen, aber ich nenne Niemanden, wie es sich auch auf der Kanzel nicht schickt.

Ach! daß der heil. Geist selbst Cantica Canticorum durch den weisen Salomon gemacht hat! Freylich hat alles seine Zeit. Aber die Schuhknechte und Schneidergesellen sind keine Salomonen. Doch Cantica Canticorum. — Weiter! Ich habe eine falsche Farbe geworfen. Zurück dahin, wo ich geblieben bin. —

Keine Andacht ist d'rinne, habe ich gesagt, in dem Hause, welches gerade von mir hinüber steht. Ja dennoch! Man muß nicht verläumden. Es ist eine Andacht d'rinne, und zwar in der Früh eine Mette — welche Mette? Ach! eine H — Mette — eine Rausch — Mette. — Nichts für ungut, liebe Eltern! die Unbild thut das Maul auf. Zieht eure Kinder besser, so darf man euch die bittere Wahrheit nicht auf öffentlicher Kanzel so stinkend unter die Nase reiben.

Was ist aber die radikale Wurzelursache aller dieser abscheulichen Vorfälle. Ach! Ich muß unterkommen, schreyt die Tochter. Ich muß mich versorgen, schreyt der Sohn. Falsche Begriffe von der natürlichsten Sache in der Welt. Anders, ganz anders reden die Aszeten und Geistväter. Höret, so sagen sie — der jungfräuliche Stand ist vor Gott weit vortrefflicher und für den Menschen weit glückseliger. Ehestand, Wehestand! So brauchts dann nicht, daß du in der Welt unterkommst, geschnippiges Vesperglöckl! Du brauchst nicht zu deiner Versorgung die schöne Tochter deines reichen Nachbars zu suchen, eitler Flitterhanns. Bleibt im jungfräulichen Stande; und traut ihr euch nicht, euer irdenes Geschirr in der Welt zu erhalten, so geht in die Klöster. Habt ihr kein Geld, so bettelt es dazu. So sagt der heil. Geist: Nichts ist kostbarer, als eine keusche — will sagen jungfräuliche — Seele (Eccl. 20, 26.). Mein Geliebter hält sich unter den Lilien auf, sagt die Braut, das ist, bey Reinen, denn die Lilie ist ein Sinnbild der Reinigkeit. Merket euch, wie schön der gelehrte Abt Rupertus sich fraget: Warum kam doch der Heiland nicht gleich als gestandener Mann auf die Welt? und wie sinnreich und spitzfindig er sich antwortet: Darum, weil er ein Sohn einer Jungfrau seyn wollte; denn er liebte den jungfräulichen Stand so sehr, daß er das Predigtamt und das Werk der Erlösung verschieben und die Armseligkeiten des kindlichen Alters auf sich nehmen wollte, um nur der Sohn einer Jungfrau seyn zu können (Libr. 3. in Joan.). So freut euch denn, ihr Jungfrauen; denn euch hat eine Jungfrau den Bräutigam geboren, mit welchem ihr euch, ohne Verletzung eurer Jungfrauschaft, vermählen könnet (S. Aug. serm. 184 in Natal. D. N. n. 2.). Aber nicht Gott allein, auch die Heiligen schätzten die Jungfrauschaft über Alles. Maria, die Unbefleckte, schrie, als sie auch nur den Engel sah: Es ist nichts, und wird nichts! Ich erkenne keinen Mann! und hätte ihr der Engel nicht vom heil. Geist gesagt, so hätte sie sich auch nicht darein gegeben. Die Jungfrauen, sagt der heil. Bernard, fürchten sich halt nimmer. Sie glauben in der verführerischen Welt sicher zu seyn, mögen sich nimmer martern lassen (S. Bern. hom. 3. super mis. n. 9.). Schaut hinein in die Klostergeschichten. Wie dachten die heil. heil. Jungfrauen Kolumba, Agatha, Barbara, Katharina, Salome, Mariana, Dorothea, Luzia, Cäzilia (und sieh weiter: Allerheiligen-Litaney)? Köpfen, hängen, rädern, spießen, verbrennen ließen sie sich lieber, als daß sie ihre Jungfrauschaft auch für Kronen der Kaiser, Könige und Potentaten hingaben. St. St. Benedikt, Ignaz, Aloys, Stanislaus, Edmund, Nizetas, Franz — in Dörnern, im Eis, im Schnee, in Flüssen liegen sie — sie geiseln sich aufs Blut, sie beißen sich die Zungen ab. — Warum? um Jungherrn zu bleiben. Die heil. Väter (seht nur in Floribus Patrum unter dem Titel Virginitas) schreiben Folianten von der Jungfrauschaft, die ich auswendig zu lernen nimmer Memori, zu kopiren nicht Federn genug weder habe, noch haben kann. Und was ist es nicht für ein lamentabels Ding um den Ehestand? Eine Jungfrau sorget für das, was des Herrn ist, den Geist ꝛc. Und welche Unruhe hat ein Ehemann? In seiner Stube schreyen die Kinder, man wäscht und backt, und kocht und spinnt, und webet und haspelt und hammert, klopft, hobelt — seine Frau fatschet aus, fatschet ein, wieget, Eiapupeiet, bettet auf, kehret aus, die Mägde fegen, kehren, putzen (S. Hieron. contr. Helind. S. Chrysostomus de virg. Cassianus coll. 21.). Was lehret der heil. Paulus? Es ist eine Sklaverey, sagt er, um den Ehestand. Das Weib ist ihres Leibes nicht mehr mächtig, sondern der Mann; ingleichen ist auch der Mann nicht Herr von seinem Leib, sondern das Weib. (Richtig! so stehts I. ad Cor. 7, 4.) Pfui Teufel! Weiberknecht. Es ist keine Bosheit größer, als die Bosheit der Weiber. Pfui Teufel! Weiberknecht! Es ist kein Zorn über den Weiberzorn. Pfui Teufel! gefangener Weiberknecht. Die Bosheit eines Mannes ist besser, als ein schmeichelhaftes Weib. Pfui Teufel! betrogener Weiberknecht. Die Zunge eines eifersüchtigen Weibes ist eine wahre Geisel. Pfui Teufel! gegeiselter Weiberknecht. Ein versoffenes Weib ist eine große Plage. Pfui Teufel! dürstender Weiberknecht. Ein böses Weib ist über ein Joch Ochsen, und der ein solches hat, dem ist, als hätte er einen Skorpion ergriffen. Pfui Teufel! von Skorpionen zermetzelter Weiberknecht. Aber wer sagt dieß alles, Andächtige? Ich nicht. Gott erhalte mir meine gesunden Augen vor den Krallen bissiger Weiber. Der heil. Geist sagts (Eccl. 25, 26, 42.). Gut, daß er fliegen kann. Aber ich möchte auch nicht einmal als eine Taube auf dem Taubenschlag meiner Nachbarin sitzen, ein so verteufeltes Raffelscheit ist sie. — Darum sagt St. Paulus: Heyrathet nicht, denn ich will, daß ihr ohne Sorge seyd. Heyrathet ihr aber, so werdet ihrs schon erfahren (1. Cor. 7, 32.).

Der heilige Christoph wußte dieß alles sehr wohl, deßwegen blieb er auch ledig, und im Stande der Jungfrauschaft bis an sein Ende, wie ich und meines Gleichen. —

Wie! Was! der heilige Christoph im Bordelle, und er eine Jungfer? Ja, ist wahr! da haben wir ihn verlassen. Freylich ist es verdächtig. Lasset uns aufbrechen, und Arm an Arm ihn eilig suchen, und brauchts ers, und können wir, so lasset uns ihn retten. — Geschwind — Geschwind!!! Doch — Halt! In ein Bordell gehe ich in Ewigkeit nicht, wenn ihr auch alle meinetwegen aus geistlichem Vorwitz, oder irdisch verdammlichen Absichten mit mir gelaufen wäret. Nein, sage ich, nein! Und dabey bleibts. —

Just kommen wir recht. Er spatzieret uns gerade in die Hand hinein, wie wir sagen. Seht nur her da! Der heilige Christoph kommt aus dem Bordelle wieder heraus, und mit ihm Nizeta und Aquilina, ein Paar Kebsweiber, die im Hurenhaus ihr Kapital auf Interesse legten und respective von der Unzucht lebten. Noch ein schöneres Spektakel, wird jetzt einer oder der andere sagen. Ist gewiß, mein lieber Prediger, aus deinem großen heiligen Christoph ein Stoffel geworden, der sich von den Weibern einfädeln, und in die Bande der Venus vermascheln ließ? —

Das Feuer falle vom Himmel, und verzehre dich zu Staub und Asche, wer du immer bist, Frevler! So gehts in der Welt. Ich stehe von ungefähr bey einer ehrbaren Frau oder Jungfrau auf der Gasse, und rede mit ihr vom Hauswesen, von ihrem Beruf ins Kloster, oder sonst einer wichtigen Materie; denn das Spaßmachen hat bey mir schon lange ein Ende. Schau, heißts, wie der arme Kapuziner mit der schönen reichen Frau dort spienzelt. Er machts gar nothwendig. Wie er lacht, wenn ihm die blonde Roserl, oder die braune Lieserl, oder die schwarze Urserl die Hand küßt! Dieß und jenes, so und so — Schandmaul! Sollst dich sanfter in den Finger beißen, als von dem Gesalbten des Herrn einen ärgerlichen Gedanken schöpfen. Laß dichs also nicht verdrießen, großer heil. Christoph, wenn man von dir so ehrvergessen in den Wind hinein räsonirt. Warum bist du hineingegangen in das Bordell? Da sollten mich wohl 100, ja 1000 Pferde beym hellichten Tage nicht hinziehen. Es geht mir, mit allen 7 heil. Weihen eingeweihten Priester des allmächtigen Gottes um kein Haar besser, als dir, und ich möchte oft lieber in einer faulenden Froschlacke liegen, als in den ungewaschenen Goschen einer gestrengen Frau Mesnerin und meines gnädigen Herrn Schulmeisters! Natternzucht! Teufelsbrut! Uebertünchte Gräber! Pharisäer seyd ihr, die ihr von mir und den Heiligen Böses redet. Das steht schon im Evangelium. Es murrten aber die Pharisäer, als sie das Weib bey den Füßen Jesu sahen. Sind nicht meine Hände geweiht? Giebt man nicht, was geweiht ist, zu küssen? Seht, ihr Springinsfeld, da habt ihrs. Hätte ich nur Zeit, ich wollte euch den Planeten schon ärger lesen. Aber ich habe noch weit heim.

Was macht aber denn der heil. Christoph im Ernste mit den 2 Weibern? — Was er mit ihnen macht? Kannst dir in deinem kurzsichtigen Eselsinn gar kein gescheidtes Konzept zusammensetzen, so halte ein andermal das Maul, und stoß nicht mit deinem Büffelsgrind gegen die Wand, sonst giebts Beulen. Schau! Siehst nichts um den Kopf der 2 Frauen herum? Ich schon! Einen großmächtigen Schein sehe ich, größer, als der Vollmond, und heller, als die Sonne. Wie reimt sich aber dieser große Schein zu den S. V. Huren? Siehst nicht und hörst nicht, und weißt nichts und doch schnappst überall d'rein, trotz unserm Prokurator. Der große heil. Christoph hat Mirakel gewirkt, hat die Huren bekehrt und heilige Martyrinnen daraus gemacht. Das hat St. Christoph gethan viele Jahrhunderte zuvor, ehe der unsterbliche baierische Kodiziff, Baron von Kreitmair, den Christen Erbarmen gegen die Huren ans Herz gelegt und sie zu versorgen ein Beneficium grande genannt hat. Sieh also auch aus dem baierischen Codex die Größe seiner Heiligkeit. Gar schön lesen wir in dem verbesserten Kirchenbrevier von einer heil. Jungfrau, daß sie, als sie in ein Hurenhaus zum Schänden geführt wurde, den Engel des Herrn dort in Bereitschaft gefunden habe. Sieh, der heil. Christoph war auch ein solcher Engel. Er hat die ausgeschändeten Metzen, die ihr Jungferkränzl verscherzt haben, wieder zu Ehren gebracht, indem er ihnen zur unverwelklichen Krone der heil. Martyrer verholfen hat, in welcher Pracht sie nun mit Gott dem Vater, Sohn und heil. Geist in alle Ewigkeit die Welt beherrschen und regieren *).

Und St. Christoph soll kein großer Heiliger seyn? O du Zaunschlüpferl gegen einen Heiligen, der du daran zweifelst! Du darfst, wer du immer bist, deinen Verstand gleich in eine

*) Der geistreiche P. Ribadeneira sagt: Die Huren wären zum heil. Christoph in den Kerker geschickt worden, um ihn zu verführen. Es stieß aber die Luder ein solcher Schrecken an, daß sie auf der Stelle ihre Bekehrung suchten. Es liegt eben nichts d'ran, ob zu dem heil. Christoph die Huren, oder er zu ihnen gegangen. Der Ausgang ist viel glorioser, wenn wir annehmen, daß er ihnen nachgegangen und sie überwunden hat, denn der Teufel wird oft über die Weiber kaum Herr. Sieh oben.

Zeitung unter die verlornen Sachen einrücken lassen; da er aber so weit herunter gekommen, ist er kaum ein Rekompens werth.

Wer trägt glimmende Kohlen auf der Hand, ohne daß er sich brennt? Wer bratet mir Stroh auf dem Roste über dem lodernden Feuer? Nur der Niemand, sagen die heil. Väter. Wer die Gefahr liebt, geht in selber zu Grunde, so schreyen sie wie aus einem einzigen Halse zusammen! Doch nichts errathen, ihr heil. Väter. St. Christoph bändiget selbst das wilde Feuer der Unzucht und thut noch mehr, als St. Franz, der aus schmutzigen Kapuzinern Seraphen macht — er wandelt Huren — zu geistl. Gefäßen der Heiligkeit um — und die, welche auf den Pranger gehören, prangen nun auf den Altären.

Höret den heil. Cyprian. Wer die Unzucht unterdrückt, der ist der stärkste — (de bono pudic.) Atqui St. Christoph — Ergo —

An Aquilinen und Nizeten fehlts uns nicht, auch wohl nicht an geistl. Gefäßen. — — So komme denn, du großer heil. Christoph, in unsern Augiasstall, und — —

Doch! Klingklingkling! Was höre ich? Hollah! die Uhr schlägt — alle 9, jetzt heißt es, Auserwählte in Christo dem Herrn, eingepackt, sonst fangens auf der Orgel auch wieder das Dudeln an, wie neulich. Aber geh' mir nur einer her und stimme er mir eine Geige. Ihr flegelhaften Spielleute und Musikanten! Stundenlange, ja ganze Tage und Nächte im Wirthshause zu sitzen, das währt euch wohl nie zu lange. Aber wenn ich euch mein Wort Gottes vortrage, da hängt ihr eure hohen Ohren und kriegt Langeweile. Wißt ihr das Exempel von der heiligen Kummerniß, die einem armen Musikanten einen goldenen Pantoffel vom Altare herabgeworfen, weil er ihr ein geistl. Stückl vorgefidelt hat? Geht auch hin mit eurer Lauigkeit. Was wette ich, sie wirkt ein anderes Mirakel, steigt etwa gar vom Kreuze herab und schlägt euch denselben nach Verdienst um den Kopf. O wirke doch das Mirakel, heilige Kummerniß, steige herab und nimm dein Kreuz. — — Doch da käme die Heilige schon zu spät. Ihr elende Kummernißgeigerln! Ihr steckt ja ohnehin schon im Kreuze bis über die Ohren, habt nichts, als Weib und Kinder, Schulden und bittere Noth. Der versoffene Kantor hat gewiß auf den heutigen Verdienst vom heil. Christoph schon wieder ein Paar Zechen beym Hofwirth stehen. Doch wird ihm in der Kirche gleich übel. Ja wohl nicht darum, weil todte Leute d'rinne liegen, sondern weil er selbst ein stinkendes Todtenaas ist, versteht sich, geistl. Weise im schlechten Gewissen, kalten Glauben, kalter Hoffnung, kalter Liebe, kalter Reue und Leid, kalter guter Meynung — kalter, eiskalter Irreligiosität, Sittenlosigkeit und lumpichter Hauswirthschaft. Und so ists bey mehrern, wo nicht bey allen. Es schickt sich nicht, auf der Kanzel Jemanden beym Tauf- und Zunamen zu nennen. Nicht wahr? Heute könnt ihr schweigen. Ich weiß schon, wie man das Maul stopft. Laudate Dominum in Tympanis et Choris, sagt der Psalmist. Lobet den Herrn mit Trompeten und Pauken, nicht mit Gurgelwaschen, Spielen, Walzer- und Kehraus-Kratzeln. O heilige Cäzilia! welch ein Glück ist es für dich, daß du deine heilige Jungfrauschaft in den Himmel salviret hast. Müßtest du auf der Erden unter diesen Lumpen herum gehen, so kämest du kaum ungerußigt davon.

Wenn es aber hundertmal 9 Uhr geschlagen hätte, so muß ich euch Folgendes noch sagen. Ich predige, so lange es mich freut, und Verbum Dei non est alligatum, das ist, mein Gottes-Wort ist nicht an den Stundenhammer gebunden. Wer Predigten nicht gern höret, der hat das Zeichen der ewigen Verdammniß schon an sich. Doch will ich Niemanden aufhalten. Wer hinausgehen will, der gehe. Unter der Thüre steht der Teufel und schreibt alle auf, die gehen. Sie werden dann ihren Theil schon kriegen. Weiter!

Daß der heil. Chrysostomus — Christophorus will ich sagen. — Es ist zwar der heilige Chrysostomus auch ein großer Heiliger, aber bey weitem nicht so groß, wie der heilige Christophorus. St. Chrysostomus hat nur den freygeisterischen Bürgermeister Eutropius brav in die Enge getrieben, wie ich von Herzen wünsche, daß es allen verdammten Freygeistern geschehen möchte. St. Chrysostomus hat zwar den Kaiser Arkadius im Schnürlein gehabt, dirigirt wie ein Komödiant seine Marionetten, aber St. Christoph hat gar Christum getragen. Und er hat ihn mirakuloser getragen, als unsre liebe Frau, die ihn nicht anders getragen hat, als wie Mütter ihre Kinder tragen. Dem honigfließenden heil. Ambrosius saß eine Taube auf der Schulter, das ist der heil. Geist. Dem heil. Christophorus aber Christus, die zweyte Person in der Gottheit. St. Christoph ist also auch mehr, als Ambrosius, so wie Christus mehr ist, als seine Evangelisten sind, die nur sein Leben, Thaten und Leiden beschrieben haben, wie St. Ambrosius das Leben und Leiden des heil. Christophs. Ich möchte fast sagen, St. Christoph wäre ein größerer Heiliger, als Christus, und wer kann mir dieß an seinem hohen Ehrentage verübeln, verbieten und wehren, besonders, wenn ich beweise? Nun hat zwar Christus Blut geschwitzt, aber St. Christoph ist gar im Oele ausgesotten worden. Sehr schmerzlich lief mir oft in Hundstägen das Wasser wie ein rieselnder Bach über den Rücken herunter, wenn ich auf der heil. Kollectur mit meiner Schmalzbutte von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus herumstappelte, und St. Christoph erscheint mir jetzt gar wie ein Paulanerfisch in Oel ausgesotten! Hilf Himmel! dieß könnte ich um alles in der Welt nicht ausstehen. — Nun ist zwar Christus gegeiselt worden. Hingegen stund St. Christoph den ganzen Tag an einem Pfahle gebunden, und eine Menge Soldaten schossen auf ihn. Zum Glücke, daß er fest war und kein Pfeil eingieng. Ach! Ich bin schon müde, wenn ich, besonders des Nachts, in der heil. Mette ein Paar Stündlein stehe, und könnte um alles in der Welt nicht einen halben Tag stehen, viel minder auf mich schießen lassen. — Nun ist zwar Christus mit Dörnern gekrönet worden. Aber St. Christoph trug einen glühenden Helm auf seinem Haupte. O! drückt mich oft meine Kapuze so sehr, daß ich sie das zehntemal nicht aufsetze, wie würde ich mit einem glühenden Helm hausen? Aber weil St. Christoph einen glühenden Helm trug, eben deßwegen muß er auch ein großer Patron in Kopfschmerzen seyn, und nimmt mich wohl Wunder, daß nicht mehrere wächserne Köpfe oder Votivtafeln bey seiner heiligen Statur hängen. Am Heiligen kann es nicht fehlen. Es geschieht dann den Leuten recht, wann sie brav leiden müssen. Warum verloben sie sich nicht? Warum suchen sie nicht Hülfe? — Nun hat zwar Christus sein heil. Kreuz getragen. Aber St. Christoph hat es übertragen, daß er auf Kohlen geröstet, und in einer Bratpfanne gebraten worden ist. Wo bist du hin, du christopheliſche Starkmuth? Ach! wer wird sich wie eine Bratwurst rösten, wie eine Leberwurst braten lassen! Gesteht es nur mit mir. Lettfeigen sind wir, und von uns würden Metaphrastes, Surius, und der aus allen Alterthümern schöpfende Ribadeneira nicht 3 Zeilen zu schreiben haben. Ihre Folianten würden in jetzigen Zeiten so mager werden, als unser lungensüchtiger Baßgeiger. — Ja, hat einer einen Rost voll Geröstetes, eine Pfanne voll Gebratenes, da wird er Gäste genug kriegen, ohne viele hiezu laden zu dürfen. Der Geruch ist schon anziehend. Aber um Christi willen sich rösten oder braten zu lassen, da sollen die Leute Staubaus machen. — Nun ist zwar Christus am heil. Kreuze gehangen. Hingegen St. Christoph auf einer glühenden Bank gelegen. An einem dürren Kreuze hängen, ist ja kühles Thau gegen das Liegen auf einer glühenden Bank. — Nun ist zwar Christus mit einer Lanze durchstoßen worden, aber er war schon todt und behielt seinen Kopf. Aber der gesottene, angeschossene, geröstete, gebratene St. Christoph wurde lebendig geköpft und verlor also seinen Kopf. — Den Kopf verlieren ist ein zu hartes Ding, besonders für Prediger, wenn seine Zuhörer den Kopf verloren haben. — Jetzt wieder zurück von dem todten Christus zu dem Lebendigen. Nun hat zwar Christus Einige bekehret, aber wir wissen nicht, wie viele. Von 9000 wissen wir gewiß, daß er ihnen in der Noth zu essen gegeben hat; und wer Brod verschaffen kann, hat immer die meisten Konvertiten gemacht. Hingegen hat St. Christoph 48000 Menschen bekehret. Welch eine ungeheure Summe gegen die von Christo Bekehrten. — Nun hat zwar Christus unter den Bekehrten auch eine Hure gezählet, der heil. Christoph 2, und zwar der Bordellen- und geheimen Huren, wozu immer ein größeres Meisterstück gehöret, weil sie besser gehalten, besser bezahlet werden. Nun hat zwar Christus 12 Jünger gehabt, aber unter den Jüngern Christi hat sogar einer umgesattelt, Judas; doch wir wissen nicht, daß ein einziger von St. Christoph Bekehrter zum Spitzbuben geworden ist. Alles dieses zusammen genommen, ist dann in Instanti bewiesen, daß St. Christoph nicht nur, wie mein heil. seraphischer Vater Franziskus Christo ähnlich, sondern in manchem Betrachte größer als Christus sey (Ecce discipulus supra Magistrum). — So setzet denn nun meiner Rede die Krone auf, da ihr sehet, daß ich unwiderleglich dargethan habe, St. Christoph sey auch ein großer Heiliger, denn er ist noch größer, als der Abglanz Gottes, Christus selbst war. Also zum Beschluß. — Ja, zum Beschluß, wo denket ihr hin? das wäre hübsch. Wißt ihr denn nicht, was ich gleich Anfangs gesagt habe — der heilige Christoph ein Riese der Gnade. Also zum dritten Theil.

C.

Ach, die Predigt wird aber mörderisch lange, werden nicht nur die Spielleute auf der Orgel, sondern auch ein oder der andere sagen, der den Hanswursten mit seinem Affen vor der Kirche draußen lieber sieht, als einen frommen geistreichen Prediger, von Hokkus Pokkus lieber höret, als vom Worte Gottes. Meinetwegen sagt ihr und denkt ihr, was ihr wollt! Quod scripsi, scriptum est Der heil. Christophorus ein Riese der Gnade bey Gott und den Menschen; dieß ist der Inhalt des dritten Theiles. Doch in der That, meine lieben Christen! Ich muchse ja schon wie mein Stier, wenn er von einer Hochzeit heimkömmt. Ueber die Flegeln von Musikanten habe ich mich heisern geschrien.

Mit aufgehobenen Händen bitte ich hier alle kunstverständige Redner hinter Gott und vor Gott um Verzeihung, daß ich den dritten Theil meiner Rede nicht akkurat so lange machen kann, als den ersten und zweyten. Ich muß abbrechen, wenn ich ja nicht haben will, daß mir der Stimmstock auf 6 Wochen verfalle. Und was wäre dieß für ein Unglück für mich und den heil. Orden? Müssen oft ein Paar von uns im Chore plären, als wären unserer sechs, und das bloß darum, weil uns die Freygeister nimmer wollen aufnehmen lassen. Doch es ist mir, als sähe ich sie schon als Verdammte mit den Teufeln auf den Kreuzwegen eben so ihren höllischen Chor heulen, wie wir das seraphinische Lobgesang intoniren. Freut euch nur, eure Teufelsmette dauert ewig und wir singen uns in 2 Stunden schon schachmatt.

Doch vom heil. Christoph als Riesen der Gnade zu reden, so sage subdivisionaliter, als Riesen der Gnade: Alpha bey Gott, Omega bey den Menschen. Sehet nur seinen neu vergoldeten Schein um sein heil. Riesenhaupt. Wer gab es seinen gottseligen Verehrern ein, diesen schönen Sonnenschein neu fassen zu lassen, als Gott der Vater, von dem geschrieben steht, daß er sitze in der Sonne (Psalm 119. v. 86). Ist also der heil. Christoph ein Favorit'l vom heil. Geist. Sieh 1mo: Ein Riese der Gnade bey Gott dem Vater. Sehet die grünende Lorbeerkrone auf dem eisernen Helme des Heiligen so schön glänzen, daß Ecclesiastes schon im Verse 14, im 25. Hauptstück schrieb: die Corona über sein Haupt mit heiligen Sanctitätszeichen. Wer gab dem Ecclesiastes ein, von dieser Krone zu schreiben, als das heilige Christkindel, das auf seiner Schulter honigsüß sitzet? Sehet 2do: Ein Riese der Gnade bey Gott dem Sohne! Sehet das wunderschöne ins Hellblaue versilberte Meer unter St. Christophs Füßen. Wer gab es dem Maler ein, es so schön zu blauelen, als der heil. Geist, qui ferebatur super aquas, der so hinpflatschelt übers Wasser, wie ein unschuldiges Wasserhühnl, Tuck-Aentl, oder reverenter zu melden, ein Zaunschlüpferl. St. Christoph also ein Riese der Gnade bey Gott, ja, was sage ich! Nicht nur bey Gott allein, sondern bey der göttlichen dreyeinigen Dreyfaltigkeit.

Sehet und staunet! Sehet auf die Millionen der Millionen Mirakel, welche durch St. Christoph und die Instrumente seiner Leiden schon gewirkt worden sind, wenn man dieselben mit Vertrauen angerufen hat. Was singen die großen wächsernen Köpfe, die da hängen zum Zeichen seiner plötzlichen Hülfe im rasenden Kopfschmerzen? O sie singen zuckersüß, wie ein Lerchlein: Gnade bey Gott! Was geigen die Gebährmütter? Sie geigen von leichten Geburten durch Gnade bey Gott! Was posaunen die Augen und Ohren? Sie posaunen: die Tauben hören, die Blinden sehen durch Gnade bey Gott! Was trompeten und paucken die hölzernen Krücken an der Wand? Sie trompeten und paucken mit klaren Menschenstimmen: die Krummen gehen durch Gnade bey Gott! Was konzertiren alle Votivtafeln zusammen? Sie pfeifen wie die Orgel, sie schnurren wie das Fagot, sie blasen wie das Waldhorn: Gnade bey Gott! Gnade bey Gott!

Sind sie auch wohl theuer diese Gnaden, die St. Christoph für uns erhaltet bey Gott? Höret ein eben geschehenes Mirakel. Wer hat es nicht gehört, daß ich fast nicht mehr laut reden konnte. Und — merkt auf! Ich verlobte mich mit einem einzigen heil. Memento zu dem blühenden Baum des heil. Protomartyrers, und seht Wunder! es geht wieder, als wenns geschmiert wäre.

Lachet nun, die ihr euch gefreut habt, daß meine Predigt bald ein Ende nehmen müsse. Ridebo et ego, et subsanabo. Mit beyden Händen will ich zusammenschlagen, und euch einen Plaus machen. Reden will ich zu Ehren des Heiligen, bis mir die Zähne wackeln; und soll ich nicht mehr können, verlobe ich gar eine ganze heil. Messe, und soll ich die ganze Woche keinen Taback mehr schnupfen können. Hat schon ein einziges heil. Memento so viel vermocht, wie viel muß vermögen eine heil. Messe. Und was kostet sie? 24, 30, hoch und theuer 36 kr. Müßt ihr nicht schon für ein einfältiges Lavierträukl, für ein Dutzend vergoldete Pillen dem Doktor 1 bis 2 Thaler ohne Apotheke zahlen? O! so nehmt euchs doch ad notam! Um ein solches Bagatell Gnade bey Gott durch den heil. Christoph! Noch größer müssen die Gnaden werden um ein Dutzend, und 50, 60 und 100 heil. Messen, um eine ewige Stiftung in ein armes Klösterl, um ein Pfändl voll Bier, und einen Wagen voll Korn, und Salz und Schmalz die Hungrigen zu speisen, die Durstigen zu tränken, wenn es geschieht zu Ehren des heil. Christophs, der da steht in Gnaden nicht nur bey Gott, sondern bey der ganzen dreyfaltigen Dreyeinigkeit.

Ich habe wirklich viel, manchem lauen Christen wohl schon zu viel, doch mir zu Ehren des heil. Christophorus noch nicht genug gesagt. Lasset uns, Andächtige! hier des Teufels nicht vergessen! Ihr wisset es alle so gut, als ich. Diesem, diesem kann St. Christoph in seiner Riesenstärke, wenn der Teufel schon nur purer Geist ist, doch so zu Leibe kommen, daß er mit Schande und Spott da steht. 1. Viel hat gegolten bey Gott der heil. Job. Doch hat ihn Gott dem Teufel überlassen. Nicht so den heil. Christoph. — Sieh da noch einmal: Gnade bey Gott. 2. Viel hat gegolten bey Gott der heil. Paulus — doch sagt er selbst: Satanas colaphizavit — der Teufel hat mich beohrfeiget. — Nicht so den heil. Christoph. — 3. Die Hexe von Endor hat durch den Teufel den Propheten Samuel gebracht, aber kein Geld. — Ach! der Propheten ohne Geld hat die Welt schon genug, wie der Projectanten, die das Plus immer ins Minus schmelzen. Unendlich mehr thut St. Christoph. — 4. Der heilige Michael hat den Teufel in die Hölle geworfen, aber kein Geld abgejagt, außer dasjenige, welches die Franziskaner pie, prudenter, fortiter et fortunate in den Bruderschaftsformeln des heil. Michaels sammeln. Unendlich mehr thut St. Christoph.

Aber warum gehe ich nicht zu der Stärke des obigen Beweises zurück? Also marsch, ohne weiters!

Es kam der leidige Teufel, dieser schlaue Schelm, mit seinen Hörnern und Bocksfüßen zum Heiland in die Wüste, als ihn eben hungerte. O! da wäre ein gebratener Kapaun und eine Bouteille ungarischer Ausbruch gut gestanden. Was brachte aber der Teufel dem Heilande? Einen Stein. Was! einen Stein? Spottweise setzte der Höllendrache noch hinzu: Bist du Gottes Sohn, so mache aus diesem Steine Brod. — Er forderte also auch noch Mirakel. Weiter! Er nahm ihn mit sich und zeigte ihm alle Reiche der Welt und sprach: das sey dein, wenn du mich anbetest. Ich glaube, alle heilige Väter und Biblizisten seyen mit mir einhellig dahin verstanden, daß dieser gottlose Teufel der Luzifer selbst gewesen, weil er schon einmal den Gedanken hatte, mehr als Gott zu seyn, sohin jetzt gewünscht habe, von dem vermenschten Gott selbst angebetet zu werden. Kanaille! So was traust du dir, als armer Teufel, so viel wagst du gegen Christus und Gott deinen Herrn.

Und nun geht her, altgläubige, gottselige Christen, und betet das Christophsgebet. Was geschieht da? Höret und staunet! Der Teufel kömmt auch da, aber nicht freywillig. Er kömmt, wie euer Kalfakter, muß kommen gleichsam wie ein compassirter Bauer. — Gehorsamer Diener, heil. Christoph, das ist ganz was anders. Und was bringt er, wenn er kömmt, etwa auch einen Stein? Den wollte ich ihm sauber an den Hals hängen, um ihn in der Tiefe des Meeres zu ersäufen (Matth. 18, 1.), wenn er nicht zu seiner Pein wohlverdientermaßen unsterblich wäre, wie Gott zu seiner Glorie. Ja wohl einen Stein — Geld muß er bringen, baares Geld. — Darf ers etwa auch nur herzeigen, wie er Christo alle Reiche der Welt gezeigt hat? Ei ja wohl! Bringen muß ers und da zahlen, und er kann dann hingehen, wo er hergekommen ist. Darf er etwa auch verlangen, daß man ihn deßwegen anbete? Ei ja wohl! Hat man das Geld, so verschwört man ihn aufs nächste beste Moos. Darf er etwa auch Späße machen, wie er sie mit Christo dem Herrn gemacht hat? — O — nichts wenigers. Muß er thun etwa gar, was du verlangst? Nichts Gewissers. Du betest das Christophorus-Gebet, der Teufel erscheint dir unterthänig gehorsamst — du verlangst Geld nach dem Tausend — und der Teufel muß dir bringen Geld nach dem Tausend — nach dem Tausend. —

O, heiliger Christoph! um wie viel größer erscheinst du in der Gnade eines dienstbaren Geistes, als selbst Christus der Herr war, der nur um das Spottgeld von 30 Silberling verkauft worden ist. — Besonders in diesen geldklemmen, nothigen Zeiten, wo die meisten Hauskassen singen und klingen, wie ein jämmerlich abgezapftes Faß.

Was brauchts jetzt weiter fragen und beweisen, daß St. Christoph ein Riese der Gnade bey den Menschen ist. Sey Jud oder Christ! hast du nur Geld, so bist du willkommen. Gehörst wirklich an den Galgen, das Geld kann dich noch retten. Mußt wie der Lazarus im Grabe, und trägst eine reiche Goldbürste in der Hand, du riechst schöner als Bisam und Ambra.

Wer gerne giebt, soviel die Säcke fassen,
Der wird gewiß geliebt in allen Gassen.

Er wird auch seyn kein Zwerg der Gnad, sey er auch nicht gleich, wie St. Christoph, ein Riese.

Nur noch eines, aber kein kleines, Andächtige! Es steht zwar hie und da auf den Apotheken geschrieben:

Contra vim mortis
Non est medicamen in hortis.

Das ist zu Teutsch: In einer Apotheker-Büchs,
Findest du wider den Tod gar nix. —

Da sagt aber ein viel schönerer Vers diesem zum Trotz:

Qui te mane videt,
Nocturno tempore ridet.

Und will soviel sagen:

Der dich, o St. Christoph, ansieht zur Morgenszeit,
Zur Nachtszeit wird er lachen und haben große Freud.

Welches auf Lateinisch auch so viel bedeutet, als:

Christophori sancti speciem quiscunque tuetur,
Ista nempe die, non morte mala morietur.

Wer lebt aber wohl nicht gerne lange?

O so laßt denn den heil. Christoph malen auf alle Fahnen und Standarten der römisch-apostolischen christl. Armeen. Laßt ihn graben auf eure Hüte und Stockknöpfe. Stiftet Orden des heil. Christophs, Erzbruderschaften des heil. Christophs, Bündnisse und Pacte des heil. Christophs. Tragt ihn am Halse und in Knopflöchern. Raus, Jungfern, mit der korallenen Feige, mit den silbernen Weintrauben aus euren silbernen Brustschnüren. Hängt statt der Feigen den heil Christoph hin. Sey schon der heil. Michael mit dem Teufel dran, thut nichts, St. Christoph wird sich schon damit vertragen; aber hin muß er, damit ihr habet das ewige Leben.

So will ich denn den Sack zubinden, Hochansehnliche! Denn wer Geld und Gesundheit, kann nicht bessers mehr d'rein geben, als ein langes ewiges Leben. St. Christoph hat es also sehr wohl verdient, daß ihr ihn neu habt fassen lassen, und wer ihn ansieht, muß die Wahrheit gestehen: Wahrhaftig! Er ist so hübsch gefaßt, daß er in der himmlischen Glorie wohl auch weder silber-, noch goldreicher seyn kann.

Was kann aber nun ich dir geben, heil. Protomartyrer Christoph, ich armer, laufiger Kapuziner, was kann ich dir geben? O ich weiß es, ich weiß es. Denket, mit der Kreuzesschmach erkaufte katholische Christen, ich habe es gewagt, ein neues Christophorus-Büchlein zu machen, und das wird da vor der Thüre draußen verkauft. Da ist noch alles d'rin, was ich in der kurzen Predigt wegen dem engen Raum der Zeit nicht anbringen konnte, besonders auch das Lied, das gleich nach der Wandlung gesungen wird. Ich lege es nicht auf deinen Altar, sondern dir zu Füßen auf das, wie Kristall, versilberte Meer. Greift zu, liebe Christen, greift zu, ehe es das wilde Meer verschlingt. Du aber, wildes Meer, diene selbst zur Glorie des großen Heiligen, und schwemme es hunderttausendweis fort zu den Armeen. Kann man ihnen den Sold nicht bezahlen, so bete man das Christophorus-Gebet, und dann — zahlet der Teufel. Schwemme es hin zu den — — schwemme es hin — schwemme es hin. — — —

Doch es thuts einmal nimmer, und es ist mir nicht anders, als hätte mir das wilde Meer auch die Memori wegeschwemmt, also Punctum satis!

Nolens volens muß ich denn zum Lobruf als Beschluß. —

Lobruf

zu Ehren des heiligen Martyrers Christophorus.

Auf, ihr Spielleut', Musikanten!
Nehmt die Orgel frisch zu Handen,
Nehmt Trompeten, Paucken, Geigen,
Auch soll keine Zunge schweigen,
Stimmt ein frohes Loblied an,
Christoph ist ein Gottesmann.

Er — er ist der große Ritter,
Dem du süße Welt zu bitter
Bist mit deinem Honig worden,
Denn in Christo starken Orden
Bietet er nun, daß dich Potz!
Selbst den wilden Heiden Trotz.

Christum tragend durch die Wellen
Läßt er seine Lehr' erhellen,
Den er trug, der war sein Stützen,
Ließ ihn auf der Achsel sitzen,
Während dem der Baum schön grünt,
Der ihm statt dem Stecken dient.

Ihn die Richter nit erschrecken,
Laßt sie toben, laßt sie blecken,
Will ihn auch die Venus hetzen,
Fangt er sie in seinen Netzen,
Nichts macht sich St. Christoph eig'n,
Selbst dem Teufel zeigt er d' Feign.

Doch der Richter unverdrossen,
Ließ ihn stark mit Oel begossen,
Legen auf ein' glühend Platten,
Daß er soll lebendig braten.
Aber, lieber Christ, da schau,
Er liegt wie im kühlen Thau.

Da das Feuer nichts gewonnen,
Hat der Richter sich besonnen:
Auf ganz neu erfund'ne Plagen.
Er läßt ihn erbärmlich schlagen.
Nichts geht ein, so daß man meint,
St. Christophus sey verbeint.

Man setzt nun dem armen Tropfe
Glühend einen Helm am Kopfe,
Trotz dem Frischen und Gesunden
Hat St. Christoph nichts empfunden.
Also ja wohl armer Tropf!
Er hat d' Marter selbst beym Schopf.

Nein! Oel, Geisel, Feuerhauben
Bringen ihn nicht ab vom Glauben,
Und jetzt an den Pfahl gebunden,
Konnt' ihn auch kein Pfeil verwunden,
Ja zurück gieng wohl in Eil'
In des Schützen Aug' ein Pfeil.

Christoph hat ihn dann bekehret,
Und des Christenthums belehret,
Stampfend, wüthend, schäumend, tobend
Schrie der Richter, Götzen lobend:
Henker! mit dem Kopf herab —
So fand Christoph nun sein Grab.

O du großer Held, wir bitten,
Woll'st dich unser nicht entschütten,
Der du darum kürzer worden,
Weil so klein die Himmelsporten,
Trag uns in den Himmel ein,
Träger unsers Jesulein.

Der von Buchheim s. Minnesinger.

Johann Simon Buchka

ward am 27. April 1705 zu Arzberg bei Baireuth geboren, studirte zu Jena und Leipzig Theologie, wurde nach vollendeter akademischer Laufbahn Lehrer an der Klosterschule Bergen bei Magdeburg, 1734 Conrector am Gymnasium zu Hof und 1745 Freitagsprediger daselbst. Er starb am 25. März 1752.

Er gab heraus:

Muffel, der neue Heilige u. s. w. Leipzig, 1731.
Evangelische Bußthränen über die Sünden seiner Jugend u. s. w. Leipzig und Baireuth, 1737. — 3. A. Hof, 1756. 8. (Ein Widerruf der vorigen Schrift).
Auserlesene Gedichte (mit B's Leben, herausgegeben von J. M. P. [Purrucker.]) Hof und Baireuth, 1755.

Buchka, seiner Zeit als Dichter gefeiert, zeigte große Anlage zur Satyre, hielt diese aber für unverträglich mit dem geistlichen Stande und entsagte hr daher später gänzlich. — Correctheit und Gewandtheit sind seinen übrigen poetischen Leistungen nicht abzusprechen, doch leiden sie an den Fehlern der damaligen Zeit und arten oft in gewöhnliche Reimereien aus.

Andreas Heinrich Bucholtz,

auch Buchholz und Buchholtz, ward am 25. November 1607 zu Schöningen im Braunschweigischen geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung auf den gelehrten Schulen zu Magdeburg und Herford und studirte von 1627 — 1630 Theologie zu Wittenberg. — Nach seiner Rückkehr ward er Conrector zu Hameln, ging 1636 in gleicher Eigenschaft nach Helmstädt und 1637 als Rector nach Lemgo. Hier vertrieben ihn die Unruhen des dreißigjährigen Krieges und führten ihn nach Rinteln (1639), wo er Vorlesungen hielt und 1641 Professor der praktischen Philosophie wurde. Im Jahre 1647 kam er als Coadjutor der Brüderkirche nach Braunschweig und verwaltete dieses Amt bis 1663, wo er herzoglich braunschweig-wolfenbüttelischer Superintendent und Kirchen- und Schulinspector wurde. Er starb am 20. Mai 1671, am Tage nach dem Beginnen der Belagerung Braunschweigs durch den Herzog.

Seine Schriften sind:

Des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der Böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte u. s. w. Braunschweig, 1659. 4. N. A. 1665. 4. 1676. 4. 1693. 4. 1713. 4. 1744. — Eine Umarbeitung erschien Leipzig, 1781 — 83 in vier Bänden unter dem Titel: die deutschen Fürsten aus dem dritten Jahrhundert.

Der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisla u. s. w. Wundergeschichte u. s. w. Braunschweig, 1659. 4. N. A. 1676. 4. Frankfurt, 1713. 4.

Deutscher poetischer Psalter Davids. Rinteln, 1640. 12.

Geistliche deutsche Poemata. Braunschweig, 1651. 4.

Christliche gottselige Hausandachten u. s. w. Braunschweig, 1663. 12.

Häusliche Sabbaths-Andachten. Braunschweig, 1665. 12.

Ausführlicher Beweis, daß die Lehre der Intercession u. s. w. falsch und abgöttisch sei. Braunschweig, 1666. 4.

Grund- und Hauptursach, warum ein verständiger evangelischer Christ nicht römisch-katholisch werden, sondern evangelisch-katholisch sein und bleiben muß u. s. w. Braunschweig, 1671. 4

Erstes verdeutschtes und mit kurzen Noten erklärtes Odenbuch des vortrefflichen römischen Poeten Q. Horatius Flaccus. Rinteln, 1639. 8.

Verdeutschte und mit kurzen Noten erklärte Poetereikunst des u. s. w. Q. Horatius Flaccus. Rinteln, 1639.

Lucian von Samosata aus Syrien sinnreiches Gedicht wahrhaftiger Geschichte und seltsamer Gesichte u. s. w. o. O. 1659. 8.

Ein treffendes und wahres Urtheil über Bucholtz's Leistungen fällt Küttner in den Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten S. 145 fgde. mit folgenden Worten: „An reiner Moral und mannichfaltiger Verwickelung fehlt es den buchholtzischen Romanen nicht, aber desto mehr an Wahrscheinlichkeit, Sitten und Interesse. Einzelne Localzüge und individuelle Gemälde, die mit hervorstehender Lebhaftigkeit ausgeführt sind, verbergen das Ungleiche und Langweilige des Ganzen bei Weitem nicht. Gelehrsamkeit und Erfindungskraft hat der Verfasser in vollem Maaße gezeigt, aber Ordnung in der Anlage, feines Gefühl in der Bearbeitung und Leichtigkeit und Natur im Ausdrucke sucht man in seinen Werken vergebens. Der herrschende Geschmack des Jahrhunderts am Spielenden und Gesuchten hat auch ihn bethört und nicht selten zu den abgeschmacktesten Ausschweifungen verleitet. Auch seine übrigen Werke sind alle im Geiste der zeitverwandten Poeten, pedantisch und geziert und voll schimmernder Fehler."

Dessen ungeachtet waren B's Romane einst die Lieblingslektüre ihres Jahrhunderts und wurden um so eifriger gelesen, als man in ihnen versteckte Anspielungen auf lebende hohe Häupter und geschichtliche Ereignisse zu finden glaubte. Wir theilen, zur Bestätigung des küttnerschen Urtheiles, dem mir vollkommen beistimmen, hier ein Kapitel aus einem der Roman B's mit.

Festus redet mit Aurelius von seiner Liebe zu Frl. Even Marien, welche Begebnis hier erzählt wird. Sie reisen bald nach Statiren Schlosse, werden wol empfangen, und geben sich endlich kund, worauf ihnen Statira der Groß-Fürstin Zustand meldet *).

Es verweilete sich gleichwol ihr Aufbruch in den dritten Tag nach ihrer Ankunfft aus Mangel guter Gesellschafft, und befand Festus sich die Zeit über mit schwermühtigen Gedancken beladen, dessen Ursach Aurelius zwar merckete, aber sich dessen nicht vernehmen ließ, daher er ihn einsmals fragte, ob er sich am Leibe oder Gemüht übel befünde. Worauf er antwortete: Du wirst, lieber Bruder, mein Anliegen sehr wol wissen, welches mich daheim zu peinigen pflegete; eben dasselbe hält annoch bey mir an, und ob ich mir zwar vorgenommen habe, es gantz aus dem Sinne zu schlagen, und es meinem Gott und Heilande heimzustellen, wie ich ihm dann solches in meinem täglichen Abend- und Morgen-Gebeht andächtig befehle, so macht mir doch die Erinnerung manchen traurigen Angst-Seuffzer, weil ich in lauter furchtsamer Hoffnung lebe, und wie Du weist, gantz keine beständige Erklärung auff mein Hertzinbrünstiges Ansuchen bißher erhalten mögen. Drücket Dich dieser Schuch noch, mein Bruder, und zwar in der so weit abgelegenen Ferne? sagte Aurelius: Du weist ja, wie es mit dieser Deiner Heimlichkeit eine Bewandnis hat, und Du Dich nicht fürchten darffst, daß einiger ander Mensch, wer der auch seyn mag, Dir diesen Deinen Schatz entziehen wird, da er sonst Willens ist, sich einigem Menschen zu ergeben. Ja, mein Bruder, sagte Festus, es ist ja wol etwas, aber wie, wann ich dessen so wenig als ein ander genieſſen soll, wird mir dann solches meine Geister stillen können? Traue Deinem Gott, sagte Aurelius, und stelle es dessen Versehung anheim, dann was will oder kann Dein Tichten und Trauren helffen, wann es wider Gottes Willen seyn solte? Hat aber derselbe es versehen, so wird er auch die Gemühter schon also lencken, daß sie seinem Willen sich ergeben.

Es betraff aber dieses Gespräch die Liebe Herren Festus oder Herkuliskus, welche er zu Frl. Even Marien, König Ladislaen Frl. Tochter trug; dieselbe war nunmehr 16 Jahr und 30 Wochen alt, und von ihrer lieben Mutter Königin Sophien zu allen Hoch-Fürstlichen Tugenden auferzogen. Sie war über die Masse schön von Angesicht, zart von Leibe, und sehr klenlich von Gliedmassen, doch einer mittelmäßigen Länge, und war ihre höchste Belustigung, daß sie in der Heiligen

*) Aus: Der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisla, auch Ihrer Hochfürstl. Gesellschafft anmuthige Wunder-Geschichte. Frankfurt und Leipzig, 1713. S. 121.

Schrifft und andern gottseligen Büchern lase, wie sie dann nebst Frl. Elisabeth, König Herkules Frl. Tochter (welche 14 Wochen älter als diese) in Griechischer und Lateinischer Sprache wohlunterrichtet war, da sie hernach zur Lust von ihren beyden Brüdern, Herkuliskus und Herkuladisla die Persische Sprache lerneten, daß sie dieselbe wohl verstehen und ziemlich reden kunten. Die beyden jungen Herren waren anfangs mehrentheils an Herkules Hofe, woselbst sie auferzogen und unterrichtet wurden. Hingegen die Fräulein zu Prag bey Königin Sophien; wiewol gar zeitig früh sich eine hohe Neigung zwischen ihnen spüren ließ, daß Herkuliskus gerne mit Frl. Even Marien, Herkuladisla aber mit Frl. Elisabeth umging. Da diese Fräulein kaum 12 Jahr alt waren, und die Eltern die festen Gedanken fasseten, es würde aus dieser kindlichen Liebe mit den Jahren eine inbrünstigere entstehen, daß sie einander heyrahten solten, welches dann ihr einiger Wunsch war in dieser Welt, da ließ Frl. Eva Maria sich stets vernehmen, wie große Beliebung sie trüge, ihr Leben in steter Jungfrauschafft zuzubringen; welches ihre liebe Eltern nicht sonderlich beantworteten, weil sie gedachten, es w u den die Jahre ihr wol andere Gedancken eingeben.

Es trug sich aber einsmahls zu, wie König Herkules und Waliska, nebst den beyden jungen Herren, König Ladisla zu Prag besuchten, da Frl. Eva Maria das dreyzehende Jahr bey nahe geendiget hatte, daß Königin Sophia in der jungen Herren Gegenwart zu Königin Valisken sagte: Hertzgeliebte Fr. Schwester, ich muß eurer Liebe meiner Tochter Gedancken zu erkennen geben, welche sie so fest auf den Stand der steten Jungfrauschafft gebauet hat, daß sich täglich vernehmen lässet, sie wolle nimmermehr sich in den Ehestand begeben, sondern in diesem ihrem jetzigen Stande, biß an ihres Lebens Ende verharren. Königin Valiska liebete dieses Fräulein hertzlich, und weil sie dasmahl ihr allernächst saß, umfing sie dieselbe mit einem innigen Kusse; hernach gab sie Königin Sophien diese Antwort: Daß der Jungfern-Stand ein heiliger und Gottwolgefälliger Stand sey, daran hat ein Christ nicht zu zweifeln, massen der Apostel Paulus in seinem ersten Send-Briefe an die Gläubigen zu Korinth es gnugsam sehen lässet, wie weit er den reinen Jungfern-Stand dem Ehelichen vorziehe; nicht daß er den Ehestand solte verwerffen, oder vor unrein halten, weil ja ausser allem Zweifel derselbe von unserm Gott selbst eingesetzet ist, und zwar als der Mensch noch ohne Sünde im Stande der Vollkommenheit lebete, daher dann derselbe Apostel am andern Orthe befühlet, daß die Ehe ehrlich gehalten werden solle bey allen; und wer könnte solches leugnen, nach dem uns ja bewust ist, daß Gott selbst saget: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, ich will ihm eine Gehülffin machen, die um ihn sey. Worauf er den ersten Menschen Adam in einen tieffen Schlaff fallen ließ, aus dessen Leibe er eine Riebe nahm, und die Even darauß machete, welche er dem Adam zuführete, und sie mit einander ehelich trauete; daher ists unmöglich, daß ein Mensch sündigen solte, wann er in einen von Gott dem Herrn selbst geordneten Stand tritt, da es nur gebührlicher Weise geschieht. Ich gestehe aber gerne, daß der Jungfern-Stand in reiner Keuschheit geführet, ein heiliger und fast ein Wunder-Stand sey: Aber diese Gabe, ohn böse ärgerliche Gedancken und Begierde seine gantze Lebens-Zeit biß ans graue Alter hinzubringen, ist wegen angebohrner Fleisches-Schwachheit sehr wenigen gegeben, daher auch unser Heiland saget: Dieses Wort fasset nicht jedermann; und eben darum räht man allezeit gerne zum Ehestand, weil man's nicht leicht bey jungen erwachsenen Leuten vermuhten ist, daß sie diese Gabe haben solten. Da heissets demnach, es ist besser freyen, dann Brunst leiden; es ist besser, in ehelicher Zucht und Liebe mit seinem Ehegatten leben, als im Jungfrauen-Stand also verbleiben, daß die fleischlichen Anfechtungen einen Menschen reitzen, und wol gar zu stummen Sünden bewegen solten.

Betreffend aber meine Fräul. Base, so träget dieselbe den Nahmen, beydes der ersten Ehefrauen Even, unser aller Mutter, und den Nahmen einer gantz keuschen, reinen und hochgeheiligten Jungfer, nemlich der Mutter unsers Heilandes, der Marien; stehet ihr auch frey, den Ehe-Stand, oder den Jungfräulichen zu wählen, wann ihre Eltern einwilligten; aber weil sie annoch jung ist, und sich selbst nicht prüfen kan, soll sie ja nicht sagen; sie wolle im Jungfräulichen Stande bleiben; sie wolle in keine Heyraht sich einlassen, weil sie ja nicht wissen kan, ob ihr Gott nicht wol bereit einen Ehegatten ausersehen habe, dessen Willen zu widerstreben, nichts als verwegene Frechheit seyn wolte. Derwegen muß sie in Stille und Gehorsam der Schickung Gottes erwarten, und derselben sich gerne unterwerffen. Zwar ich muß bekennen, daß wann mein Schatz Herkules in der Welt nicht wäre gewesen, würde ich schwerlich Lust und Liebe zum Ehestand bekommen haben, dann mein Gewissen gibt mir Zeugnis, daß ausser denselben ich die gantze Zeit meines Lebens noch keinen einzigen Mann gesehen habe, dem ich mich, wie mich däucht, hätte können zur ehelichen Liebe und Gehorsam unterwerffen; Aber solche Gedancken habe ich nie in mein Hertz gefasset, daß ich mich hätte wollen zum Jungfräulichen Stande verlobet haben, es hätte mich dann mein Gott so hart gestraffet, daß er mir meinen Herkules vor unser Vermählung durch den frühzeitigen Tod hinweg gerissen, alsdann würde ich ausser allem Zweifel durch übermässige Bekümmernis und Trauer abgemattet, ihm bald gefolget seyn. Das ich nun zum Ende meines Vorhabens komme, so will ich meine hertzliebe Frl. Base Mütterlich gewarnet haben, ihr den ewigen Jungfern-Stand nicht gar zu tieff einzubilden, damit sie nicht vermessentlich handele, noch daher in Versuchung falle. Ja, liebte sie mich und ihre Fr. Mutter kindlich, nach rechtschaffenem Gehorsam, soll sie uns alsbald versprechen, daß vor Ausgang des sechs und zwantzigsten Jahrs ihres Alters, Sie zu solchem Stande sich nicht verloben wolle, ob derselbe sie wolle heissen ehelich werden oder nicht.

Herkuliskus hörete diese Rede seiner Fr. Mutter mit hertzlicher Vergnügung an, aber überaus hefftig erschrack er, als er diese Antwort der Fräulein hörete; Gnädigste hertzgeliebte Fr. Base, als Mutter zu ehren; ich bedancke mich in unterthänigsten kindlichen Gehorsam, vor die ertheilete Unterrichtung; und wie ich den heiligen Ehestand nimmermehr werde verachten, oder einigen Menschen davon abrathen, also zweifele ich nicht, daß die heiligen Gedancken, die bißher den jungfräulichen Stand mir so angenehm uud werth gemacht haben, werden in mir erhalten werden, und mich je länger je mehr in meinem Vorsatz steiffen und bestätigen, weil ich ohn das meinen andern Namen Maria viel höher und werther, als den Namen Eva schätze, ob ich gleich sehr wohl weiß, daß ich ein schwaches und gebrechliches Kind bin, und mich der heiligen Mutter des Herrn nicht im geringsten zu vergleichen habe, welcher Stoltz auch ferne von mir ist. Damit auch meine Gn. Fr. Königin und Frau Mutter meinen Gehorsam wissen mögen, will ich das mir vorgestellete Ziel der 26 Jahre hiemit und krafft dieser kindlichen Verheissung angenommen haben, und biß dahin keine Verlobung der Jungfrauschafft vornehmen, obgleich der Vorsatz bey mir vest bleiben möchte.

Diese Rede wolte Königin Waliska beantworten, aber Herkules und Ladisla tratten zu ihnen hinein, sie fragend, ob dem Frauen-Zimmer geliebete zur Lust mit auszufahren, und der angestelleten Hirsch-Jagd zuzusehen: welches sie ihnen wol gefallen liessen, da dann die beyden Königinnen in einer kleinen Kutsche bey einander blieben, die beyden Könige zu Pferde fortgiengen, und Herkuladisla bey Frl. Elisabeth anhielt, sie möchte ihr nicht zuwider seyn lassen, ihn vor einen Reisegefährten in ihre Kutsche aufzunehmen, alsdann wolte er seine Frl. Schwester vermögen, seinen geliebten Bruder Herkuliskus zu ihr auffsteigen zu lassen; welches doch dieser gerne abgewendet hätte, wann es Ehren halben hätte geschehen können, dann sein Hertz war aller Dinge über der Fräulein Rede erschlagen, daß er fürchtete, er würde seine Schwermüthigkeit nicht können verbergen. Weil aber F.l. Elisabeth ihres Oheims Gesellschafft gerne annahm, und Herkuliskus nicht umhin kunte, deswegen selbst bey Frl. Even Marien anzuhalten, ward ihm solches auch willig gegönnet, da dann Herkuladisla mit seinem geliebten Fräulein allerhand freundliche Unterredung hielt, weil dieselbe ihm von Hertzen gewogen war, und bereit in dieser Jugend die Liebes-Pfeile in ihrer Seele empfand, wiewol sie es dergestalt zu verbergen wuste, daß weder er selbst, noch einiger ander Mensch dessen ichtwas an ihr merckete.

Herkuliskus aber besinnete sich, was vor Gespräch er mit dem Fräulein anstellen wolte; aber sie gab ihm bald Anlaß nach seinem Willen, da sie ihn fragete, wie bald er seine Reise nebst ihrem Bruder nach Franckreich zu König Hilderich fortsetzen würde, die Ehre von ihm zu begehren, daß er sie zu Rittern schlüge; er hoffete, dieser Reise von seinen lieben Eltern zu rechter Zeit gewähret zu werden, wiewol er wenig Vergnügung daselbst antreffen würde, gelebete sonst der Zuversicht zu ihrer Liebe, dieselbe würde es ihr nicht lassen zu wider seyn, daß er nebenst seinen lieben Bruder Herkuladisla diese Frühlings-Zeit sich bey ihnen zu Prag aufhielte, und einen oder andern Monath daselbst zubrächte. Nun trug das Fräulein gegen ihn eine recht schwesterliche Zuneigung und Liebe, daher sie solches gantz gerne vernahm, und ihm zur Antwort gab: Es würde nicht allein ihr, sondern auch seiner Fräul. Schwester, Frl. Elisabeth, solches sehr angenehm seyn, als welche grosse Begierde trüge, sich mit Mannesbildern im Tantzen zu üben, welches Hof-Junckern und andern edlen Jünglingen zu thun, sie gar kein Belieben hätte, und daher Gelegenheit suchen würde, mit ihnen, als Brüdern und Oheim solches fortzusetzen; Sie aber ihres Theils achtete dieses Springens und Hüpfens gantz nicht, weil sie es vor gar zu eine irrdische Lust schätzete,

und davor lieber die von seinen Eltern gemachte geistreiche Lieder spielete und sünge. Worauf er zur Antwort gab; so wird mein geliebter Bruder Herkuladisla vor mich sehr glückselig seyn, weil an meiner Frl. Schwester, deren er in Ehren ergeben ist, er solche Gesellschafft wird haben können, wie ich dann wol weiß, mit was Gedancken sein Hertz umgehet, und ich mirs doch nicht darff mercken lassen, daß ichs wisse, hoffe auch, es werde eure Liebe diese meine Worte keinen andern Menschen wissen lassen; mich wundert aber, daß meine Frl. Base der ehrliebenden Tantz-Uebung so abhold ist, ja dieselbe, wie mich düncket, fast vor unzulässig hält.

Zwar daß sie hohes Belieben trägt, die geistlichen Lieder zu spielen und singen, ist sehr rühmlich, und gibt sie dadurch ihre Gottesfurcht an den Tag; weil wir aber Menschen sind, und unmöglich ist, daß unsere Andacht zu Gott immerzu feurig seyn könne, sondern auch zu Zeiten wir einer leiblichen Ubung und zulässigen Ergetzlichkeit bedürffen, insonderheit wann wir unsern Fürsten-Stand betrachten, alsdann wird uns wol erlaubt seyn, solche und dergleichen Ubungen fortzusetzen. Will gleichwol dieses nicht aus solchem Vorsatz geredet haben, ihr Vorbringen zu straffen, sondern bloß anzuzeigen, daß eure Liebe ohn einigen Gewissens-Anstoß wol könne solchen züchtigen Täntzen beywohnen, und darinnen sich zu Zeiten üben, weil ohn das solche Bewegungen der Gesundheit zuträglich sind, und unsere Gliedmassen in gutem Wolstand erhalten. Ich stelle aber dieses alles bey Seit, und bitte mir zu verzeihen, daß ihre mit meiner Fr. Mutter geführte Reden mich überaus bestürtzt gemacht haben, wie auch nicht weniger ihren geliebten Bruder selbst, da sie sich der ewigen Jungfrauschafft zu ergeben, und den Ehestand zu meiden sich vernehmen lässet. Nicht, meine in Ehren hertzgeliebte Frl. Base, nicht lasset solche Gedancken euer Hertz einnehmen, sondern stellet es dem Willen des Allmächtigen Gottes anheim, und erinnert euch dabey, daß wie derselbe eurer Liebe alles das mit großem Uberflusse mitgetheilet, was an einem Fräulein vor schön gerühmt wird, also werde derselbe euch solches nicht vergebens zuwenden, sondern, daß in künfftig euer Gemahl dadurch erfreulich vergnüget werde. Will sonst nicht wiederhohlen, was meine Fr. Mutter von dem heiligen Ehestande angeführet hat, nur daß ich neulich eine Schrifft gelesen, in welcher sehr nachdencklich angezogen ward, was vor grosse Vergnügungen ein Mensch im wolgerathenen Ehestande genieße, und wie eine elende Beschaffenheit es dagegen mit dem ehelosen Stande habe, und solches insonderheit an Seiten der Frauenbilder, die ohn das ihrer Schwachheit und Unvermögens wegen, eines Hauptes und Schutzes sehr wol bedürffen. Zwar so lange eure liebe Eltern im Leben sind, würde es ihr an Schutz und anderer Nothdurfft nicht ermangeln, aber wann dieselben ihr nach Gottes Willen dereins werden abfallen, und sie selbst dem unvermögenden Alter nahen, dann würde Sie auf diesen unverhofften Fall es befinden, wie eine Verstossene dieselbe sey, die keinen Ehefreund hat; Zugeschweigen, daß eine veraltete runtzlechte Jungfer auch der Kinder Spott seyn, und sich wol von ihren Mägden höhnen lassen muß.

Das Fräulein verwunderte sich dieser Rede überaus sehr, insonderheit, da sie sahe, wie ernstlich er sich dabei bezeigete. Sie wolte aber eine Kurtzweil draus machen, und gab ihm zur Antwort: Durchl. Herr Oheim; was eure Liebe von der Widerwärtigkeit anführet, welche den ledigen Weibsbildern nach ihrer Eltern Ableben zustossen könne, dessen habe ich mich gantz befreyet zu seyn eingebildet, und mich versichert gehalten, daß so lange mein hertzlieber Bruder und eure Liebe am Leben sind, mirs an Schutz und wahren Freunden nicht mangeln könnte; Wer demnach mir den Jungfern-Stand unangenehm machen wolte, müste aus andern Gründen meinen Willen und Vorsatz bestreiten. Herkuliskus wuste nicht, was er hierauf antworten solte, weil er sahe, daß sie seine Verliebung gegen sie nicht merckete, oder doch nicht mercken wolte, wie sie dann in Wahrheit auch nicht anders meynete, als daß seine gute Zuneigung bloß wegen der nahen Anverwandtschafft entstanden wäre; endlich sagete er: Durchl. Fräulein, an ihres Bruders und meiner gäntzlichen Ergebenheit, hat eure Liebe im wenigsten nicht zu zweiffeln, und würde ich ungleich lieber und freudiger mein Blut und Leben einbüssen, als zugeben, daß ihrer Liebe einiges Leyd angethan würde, welches, gilt gleich, durch meine Krafft oder Verderben könte abgekehret werden. Wann aber ihre Liebe mit der Zeit einen geneigten Willen zum Ehestande annehmen könte und wolte, würde dieselbe keinen Menschen in der gantzen Welt, als mich, dadurch höher beseeligen, weil mir unmöglich ist, glückselig zu seyn, als lange dieselbe in solchem Vorsatze verharret, und ihrer Liebe ichs länger zu verschweigen nicht vermag, daß die Hoffnung, dermahleins ihr angenehmer Diener zu werden, der einige Aufenthalt meines Lebens ist, wie ich mir dann gäntzlich vorgesetzt habe, keiner Fräulein dieser Welt, als bloß allein ihrer Liebe mich zu ergeben; Kann nun diese meines Hertzens-Beichte derselben nicht angenehm seyn, so wolte dieselbe aufs minste mir diese Gnade und Freundschafft erzeigen, daß, was ich anjetzo vorgebracht habe, in dem tiefsten ihres Herzens verschlossen bleibe.

Durchl. Oheim, sagte sie mit einer Bestürtzung, ich hätte nicht gemeynet, daß derselbe gegen mich einen solchen Willen trüge, insonderheit, weil ich meine Kinder-Schuh noch nicht vertretten, und in der einfältigen Jugend lebe; da auch ein ander, wer der gleich seyn möchte, mir solches vortrüge, ichs nicht ohn Anzeige eines schweren Unwillens beantworten würde; Weil aber unsere nahe Anverwandtschafft nicht zugeben will, daß ich auf eure Liebe zürne, und meine Eltern, dieselbe zu ehren, mir ernstlich gebotten haben, soll ihr solches Vorbringen vergeben seyn, und, ihrem Begehren nach, verschwiegen bleiben; nur bitte ich, mein hinführo mit dergleichen Reden zu verschonen, und sich zu versichern, daß mein Vorsatz, den jungfräulichen Stand nicht zu ändern, nicht bald werde gebrochen werden; aber auch, daß mit meiner Schwesterlichen Liebe und Ergebenheit ich nimmermehr von ihm absetzen wolle. Dem guten Herkuliskus war dieses nicht anders, als ein Schwert in der Seele, hätte auch gerne es beantwortet, aber Sie naheten dem Jagd-Platze, und ritten unterschiedliche Ritter herzu, das Fräulein auf die Schaubühne zu begleiten, da dann nach geendigter glücklichen Jagd sie auf der Heimreise sich anderweit vergesellschafftеten, so daß Königin Valisca Frl. Even Marien, Königin Sophia Frl. Elisabeth zu sich nahmen, und daher Herkuliskus und Herkuladisla bei einander blieben.

Es hatte aber Herkuliskus nachgehends so viel Hertzens nicht, bey dem Fräulein um Liebe weiter anzuhalten, weil er hörete, daß sie aller ehelichen Verpflichtung sich zu enthalten Willens war; wiewol nachgehends, da diese beyde junge Fürsten aus Franckreich und Engeland wieder zu Prag anlangeten, da die Fräulein etwas besser zu ihren mannbahren Jahren kommen waren, Herkuliskus das Fräulein überaus hefftig anstrengete, und ihren Bruder zu Hülffe nahm, aber dannoch keine gewierige Antwort erhalten kunte, nur daß sie bey dieser ihrer endlichen Erklärung blieb, dafern ihr Gott den Sinn zu heurathen geben würde, solte ihr Oheim Herkuliskus versichert seyn, daß kein Mensch in der Welt als er, ihr Hertz und Willen zu ehelicher Verpflichtung haben solte; mit welcher ungewissen Verheissung er sich muste abspeisen lassen, als er die morgenländische Reise anzutretten, Abscheid von ihr nahm. Auf seinen Abzug aber begunte das Fräulein allgemählig ihr Hertz und steiffen Sinn zu ändern, welches Frl. Elisabeth verursachete; dann derselben hatte ihr Bruder Herkuliskus diese seine Heimlichkeit, welche er vor seinen Eltern verschwiegen hielt, geoffenbaret, und sie inständig ersuchet, daß sie nicht allein bey der theuren, Herrn Herkuladisla gethanen Versprechung beständig verharren, sondern auch ihre Base Frl. Even Marien ihm zur ehelichen Treue gewogen zu machen, nicht ablassen möchte; Wie sie dann ihm solches vestiglich versprach, und Zeit seiner Abwesenheit sie dergestalt strengete, daß da unsere Helden vor dißmahl sich zu Susa aufhielten, sie ihr schon diese Anzeige gethan hatte, daß sie ihr Hertz je länger je mehr dem Ehestande gewogen befünde, und sie in ihrer unverständigen Jugend ihr die Gedancken hätte gemacht, als wann die Zufälle des Ehestandes ihr unerträglich seyn würden; aber so glückselig war Herkuliskus nicht, daß er solches vor Wiederkunfft in sein Vatterland eigentlich erfahren mögen; Ja, es ward ihm auch hernach noch ziemlich schwer von ihr gemacht, weil sie in diesem Stücke sehr wanckelmüthig war, und nach gethaner guten Vertröstung doch wieder zurück treten wolte, einwendend, sie dadurch ihr Gewissen verunruhen, und einen stets nagenden Wurm in ihrer Seele haben würde, so daß noch endlich ihre Eltern sie mit Ernst vermahnen musten, und durch Anführung allerhand vermuthlichen Unglücks, so auf ihre beständige Wegerung folgen würde, sie dahin bewegeten, daß sie sich erklärte, ihrem Willen und Befehl ein Gnügen zu leisten; wovon an seinem Ort ausführlich wird zu melden seyn. Vor dißmal, als Herkuliskus oder Festus mit seinem vertraueten Freunde Aurelius zu Susa hievon tedete, erklärete er sich endlich, seinem Zweifelmuth zu wehren, und Gotte zu trauen, derselbe würde es nach seinem gnädigen Willen schicken, daß er ihm vor völlige Vergnügung würde können von Hertzen dancken.

Sie gingen aber mit einer Kauffmanns-Gesellschaft, 54 Mann stark, von Susa in aller Stille hinweg, gerade nach Süden zu, weil diese Kauffleute in dem Reiche Armuzia, am Persischen Meer gelegen, seßhaft waren, und ihr Weg nahe bey Fr. Statiren Schlosse herging. Auf der Reise waren sie ein vester Schutz ihrer Gesellschafft, welche ohn ihre Gegenwart um Leben und Gut würden kommen seyn, aber sie trieben auf diesem kurtzen Wege alle Gefahr durch ihre Tapfferkeit zurück, und erlegten drey starke Räuber-Hauffen. In dem Flecken, woselbst Fabius Vatter bey Orsillos etliche Wochen vor Leibeigen gedienet hatte, erfuhren sie, daß derselbe erst vor 2 Jahren in sehr hohem Alter, auf Fr. Statiren Gütern todesverblichen

wäre, und vor 20 Jahren nach seines alten Weibes Absterben, auf seiner gn. Frauen Einwilligung sich an ein junges ehrliches Mägdlein verheurathet, auch mit derselben einen Sohn und Tochter gezeuget hätte, da die Tochter sich in Fr. Statiren Frauen-Zimmer als eine Leib-Dienerin aufhielte, und ein feines erzogenes Mägden von 16 Jahren wäre, Namens Beroe; den Sohn aber von 19 Jahren gebrauchte sie als ihren Aufseher über ihr Vieh und Korn, hätte ihn auch in Abrichtung der Pferde und Gebrauch der Waffen neben ihren jüngsten Sohn lassen unterrichten, und wäre von ihm gute Hoffnung, daß er mit der Zeit zum feinen Mann gedeyen könte. Statikleon zeigete Festus an, daß derselbe mit ihm als sein Leib-Diener wäre auferzogen, und fürchtete von demselben am ersten erkennet zu werden. Dieses sagte er darum, weil sie Abrede genommen hatten, sich nicht so bald zu erkennen zu geben, sondern sich bey ihr als fremde Griechische Ritter anzumelden, welche mit ihrem Sohn in Italien Kundschafft gemacht, und von demselben ihr ein Schreiben einzureichen hätten.

Als sie nun vor dem Schloß-Thor, um eingelassen zu werden, anhielten, ward ihnen solches gewegert, aus Furcht, es möchte eine Räuber-Gesellschafft seyn, welche ihren Hauffen im Hinterhalt verborgen hielten, und das Schloß abzuplündern Vorhabens wären. Und als sie immer weiter anhielten, und die Schildwacht versicherten, daß sie ehrliche Leute wären, und bey der Frauen des Schlosses einige angenehme Werbung abzulegen hätten, wolte man dannoch so leicht nicht trauen, biß die Unsern einwilligten, daß sie auf etliche hundert Schritte zurück reiten, und einen oder zwey ihres Mittels allein hinein ziehen lassen wolten; da dann Festus nebst Philipp den Einzug nahmen, ihre Harnische in einer Stuben des Vorhofes ablegeten, und in ihren guten ledernen Kleidern, das Schwert an der Seite führend, zu der Frauen gingen, welche mit Traur-Kleidern angethan, von 6 Dienerinnen begleitet, sie im Innerhofe empfing, und ehe sie dieselben zu reden gestattete, sich ihres Mißtrauens entschuldigte, weil in weniger Zeit unterschiedlicher Freyherren und edler Ritter Sitze und Schlösser schändlich überfallen und abgeplündert wären, ungeachtet dieselben mit ziemlicher Mannschafft besetzt gewesen. Festus that ihr grosse Ehre an, und nach ausgesprochenem Lobe, daß sie durch solche Vorsichtigkeit ihren klugen Verstand sehen liesse, zeigete er an, daß mit einem tapfern jungen Ritter er zu Padua in sonderliche Kund- und Freundschafft gerahten wäre, und als derselbe von ihm vernommen, daß er bald würde in Gesandtschafft aus Griechen-Land nach Charas an den Groß-König gehen, hätte er ihn sehr gebeten, einen geringen Umweg zu nehmen, und seiner Frau Mutter ein Schreiben einzuhändigen, auch sonsten ihres Zustandes sich zu erkundigen. So bald die Mutter solches hörete, geschwall ihr das Hertz vor Freuden, und gab zur Antwort: Gesegnet sey die Stunde, in welcher mein Herr in des jungen Ritters Kundschafft gerahten ist; aber werde ich auch so glückselig seyn, daß mir dessen Nahme genennet werde? Gar wohl, sagte Festus, er wird von seinem Leib-Knaben Herr Statikleon geheissen. Ach mein lieber Sohn, sagte sie darauf: so lebestu noch, und erfreuest mich so hoch durch diese angenehme Zeitung? Inzwischen nahm Festus den Brief hervor, welcher also lautete:

Hertzgeliebte gnädige Frau Mutter, ich getröste mich der Güte Gottes, daß sie annoch in gutem Wohlstande leben werde, hieselbst werde ich über mein Verdienst und Würdigkeit, nicht minder als ein Sohn gehalten, und mangelt mirs weder an überflüssigen Mitteln, noch guter Aufwartung. Und weil ich nunmehr den Ritterstand angetreten, Italien und Griechenland hin und her besehen, diese Sprachen auch wol gefasset habe, hoffe ich schier Gelegenheit anzutreffen, euch zu besuchen, und gäntzlich eures mütterlichen Willens zu geleben. Inzwischen gehabt euch wol, und lebet glücklich mit allen den Unsern. Geschrieben zu Mantua im Anfange des Frühlinges, im sechsten Jahr eures Groß-Königes Sapores, von eurem gehorsamen Sohn Statikleon.

Ach mein Sohn, sagte sie nach Verlesung, helffe Gott, daß ich Dein Angesicht bald sehen möge; aber ihr meine Herren wollet gebethen seyn bey mir einzukehren, ich werde alsbald eure Gesellschaft lassen herzuhohlen, und unter eurem Schutze mich vor sicher und bewahret gnug halten. Festus bedanckete sich der Ehren, und gab zur Antwort; dafern in dem nechst gelegenen Flecken Nachtherberge, wie er hoffete, würde zu bekommen seyn, wolte er mit seiner Gesellschafft daselbst ablegen, und auf dem Schlosse ihr gantz keine Ungelegenheit verursachen; aber sie verbaht solches inständig, und daß sie nicht so hoch von ihm möchte beleidiget werden. Also ließ er sich gerne halten, und ging nebst Philipp mit ihr auf die Gaststube. Sie sah ihn steiff an im Angesicht, und dauchte sie, deßgleichen mehr gesehen zu haben, wiewol ihr solches so bald nicht einfallen wolte. Als Aurelius nebst Fabius und den andern darzu kamen, wurden sie sehr freundlich empfangen, und verwunderte sich Statira sehr über solcher schönen jungen und ansehnlichen Gesellschafft, daß sie zu sagen sich nicht enthalten kunte: Hochedle Herren Ritter, ich gläube nicht, daß mein Schloß, so lange es gestanden, das Glück und die Ehre solcher treflichen Gäste gehabt habe, und bitte sehr, sie wollen damit, was ich ihnen gütlich werde thun können, freundwillig vorlieb nehmen. Wir als Abgesandten eines grossen Fürsten, sagte Festus, werden nicht dulden können, daß ihre Liebe einige Kosten unsert wegen mache, nachdem wir, Gott Lob, Mittel gnug haben, die uns erzeigete Wohlthaten gebührlich zu ersetzen. Sie sahe aber niemand ernstlicher an als Fabius, dessen Anschauen sie alsbald ihres ehmaligen Kleons erinnerte; ihr Sohn aber meidete vorsetzlich ihre Gegenwart, aus Furcht, am ersten erkennet zu werden. Aurelius merckete eine sonderliche Veränderung an ihr, ließ sichs doch nicht vernehmen; sondern rieff Fabius unter dem Nahmen Antiphates zu sich, ob hätte er mit ihm zu reden, da er ihn dann warnete, das Angesicht von Statiren abzukehren, dann es liesse sich ansehen, als betrachtete sie ihn fleißig vor allen andern. Sie aber, da er von ihr ging, sagete bey sich selber; nun sihet dieser junge Ritter dem Römischen Herren Fabius so ähnlich, als jemahls ein Kind seinem Vater sehen kann; begab sich doch dieser Gedancken gar bald, insonderheit, weil Fabius sich nicht anders bezeigete, als wäre er Aurelius Diener, und der geringste unter allen. Wodurch auch ihre Vernunfft geblendet ward, daß sie sich ihrer Meynung begab. Sie wurden diesen Abend nach Möglichkeit bewirthet, und dabey von Statiren ersuchet, ihre Gesellschafft ihr noch etliche Tage zu gönnen, dessen sie sich sehr wegerten, und doch endlich den folgenden Tag zu bleiben versprachen.

Der junge Orsillos kam desselben Morgens sehr früh zu seiner gebietenden Frauen, über ein ander Geschäffte Befehl einzuhohlen, und als derselbe diese fremde ansehnliche Gesellschafft sahe, welche alle mit einander, insonderheit Festus, Aurelius, Fabius und Statikleon ihre schöne Kleider angelegt hatten, gab er genaue Acht auf ihr Thun, endlich kennete er Statikleon bey einem Zeichen an der Hand, welches gar ein kleines Brandmahl war, ward darüber voller Freude, und sagte zu ihm: Gn. Herr, ist ein grosses dran gelegen, daß sich eure Gn. hieselbst so heimlich hält, will ich schweigen; ists aber möglich, so wolle er das getreue liebreiche Mutter-Hertz zu erfreuen, nicht länger aufschieben. Auf welche Rede er ihm gar eine grosse Ehrerbietung durch Neigen und dargebohtenem Hand-Kusse bewiesen. Frau Statira war nicht zugegen, aber Festus sagte zu Statikleon, mein Freund, weil wir erkennet sind, so erfreuet eure Fr. Mutter, und weil an ihrer Treue uns zu zweifeln nicht gebühret, stehet euch frey, uns ihr gleicher gestalt anzumelden. Statikleon bedanckete sich unterthänig, daß seiner Frau Mutter diese hohe Gnade ihrer Kundschafft solte widerfahren, und alsbald darauf dieselbe zu ihnen hinein ins Gemach trat, mit abermaligen Gedancken, ob nicht Fabius Sohn mit unter ihnen wäre, setzete Statikleon sich vor ihr auf die Knie, und sagete: Verzeihet, gnädige Fr. Mutter, eurem Sohn Statikleon, daß derselbe sich alsbald zu melden unterlassen hat. Sie durch höchste Bewegung gerühret, ließ einen tieffen Seufftzer gehen, und indem sie zu ihm sagete, stehe auf mein Sohn, empfing sie ihn Mütterlich, und fragete; warum er ihr diese Freude biß daher mißgönnet hätte. Worauf er antwortete: Gn. Fr. Mutter, sie weiß sich zu erinnern, daß ein Diener schuldig ist, seiner Herren Willen zu erfüllen; weil dann die Durchleuchtigste Fürsten, Herr Herkulis-kus, Königs Herkules und Königin Valisken Herr Sohn, auch Herr Herkuladisla, Königs Ladisla Herr Sohn und Herr M. Fabius, Herrn Kajus Fabius Herr Sohn, gnädigst beliebet, uns bißher verborgen zu halten, wird ihr solches nicht können zuwider seyn. Sie entsetzete sich über solcher Anmeldung, und begehrete zu wissen, wer dann diese Durchl. Fürsten und Herren wären; und als Festus darauf zu ihr trat, ihr seiner lieben Eltern Gruß anmeldete, und gar ein köstliches Kleinod von seiner Frau Mutter ihr einreichete, welches in Gestalt ihres ehmahls geführten Zeichens aus lauter Demant zusammen gesetzet, und in Gold verfasset war, bereitete sie sich zum Fußfalle; welches er aber ihr durchaus nicht gönnen wolte, sondern sagte zu ihr: Grosse und liebwerthe Freundin; sie wolle mich Dergestalt nicht beleidigen, sondern mit mir als einem vertrauten Freunde umgehen. Worauf er sie umfassend küssete; wie dann Aurelius eben solcher Gestalt sich gegen sie bezeigete. Da sie aber an Fabius gerieth, kunte sie aus hertzlicher Zuneigung nicht unterlassen, ihn zu umfahen, da sie zu ihm sagete: Durchleuchtiger Herr, ich gebrauche mich dieser Kühnheit bloß aus hertzlicher Untergebenheit, damit seinem Durchl. Herrn Vater ich mich verpflichtet zu seyn erkenne, und kann ich bey meinem Gewissen betheuren, daß in dieser irrdischen Welt mir keine grössere Vergnügung und Glückseligkeit zustossen kan, als diese Ehre ihrer Gegenwart und Kundschafft, nach dem ich schier vor unmöglich halte, das Glück in dieser Welt zu haben, ihre hertzgeliebte Eltern, meine gnädigste und gnädige Herren und Frauen wieder zu sehen. Und welcher Gott hat meinen Sohn Statikleon so hoch beseliget, daß in eurer Hoch-Fürstlichen Gesellschafft zu reiten ihm gegönnet ist? Fabius grüssete sie sehr von seinen Eltern,

reichete ihr auch ein Schreiben von seinem Vater, welches sie lase, und die Thränen dabey häuffig fallen ließ, weil dieses der Inhalt war:

Wohlgebohrne Frau, hochwerthe Freundin; nebst meinem Sohn Markus Fabius, liefere derselben ich hiebey das Pfand unser ehmahl begangenen Thorheit, ihren und meinen geliebten Sohn Statikleon, welchen ich hoffe zur wahren Gottesfurcht und allen Ritterlichen Tugenden erzogen zu haben; und wie ich nicht zweiffele, der grundgütige Gott, welchen wir, ihm sey Dank, allerseits erkennen, werde unsere in Heydnischer Blindheit begangene Sünde uns gnädig vergeben haben; also trage ich zu demselben die Zuversicht, er werde an diesem unserm Sohn der Eltern Verbrechen nicht heimsuchen, sondern ihm neben uns, Gnade widerfahren lassen. Und wie vor jedermann ich seinen warhafften Vater stets verschwiegen gehalten, und noch halten werde, also wolle sie ihr lassen ein gleichmässiges gefallen, damit wir allerseits vor den verleumderischen Mäulern mögen frey bleiben. Meinen und der meinigen Zustand werden meine Söhne wissen anzumelden, und ihr zu bedencken geben, dafern ihr und den ihrigen nicht solte anstehen, in den Morgen-Ländern länger zu bleiben, ihnen dieses Orths oder in Griechenland, oder wo es ihnen mag gefällig seyn, gewünschte Gelegenheit sol verschaffet werden. Habs aus wahrem Freundes-Hertzen an die Hand geben wollen, und erwarte Erklärung, nebst dem Erbieten, ihr getreuester Freund und Bruder zu leben und zu sterben. Gott mit uns allen. Gegeben zu Padua im andern Jahr nach dem 255. Olympischen Spiele. Kajus Fabius.

Sie muste wegen des vielen Weinens einen Abtrit nehmen, erholete sich doch bald wieder, und ließ überall stattlich anrichten, diesen vornehmen Herren ihren unterthänigsten Gehorsam sehen zu lassen, da sie auch alsbald Orsillos hinreiten ließ zu ihrem Stieff-Sohn dem jungen Nabarzenes, ihm seines Bruders Wiederkunfft anzudeuten, und daß er seiner brüderlichen Schuldigkeit sich würde erinnern, auch nicht unterlassen sie zu besuchen, da sie dann dergestalt gegen ihn sich zu erzeigen bedacht wäre, daß er ihre Gewogenheit erkennen solte, ihn dabey versichernd, daß alles, was seinetwegen ihr Leides von seines Vaters Bruders Gemahl angethan wäre, der ewigen Vergessenheit zu befehlen, und Zeit ihres Lebens dessen nicht zu gedencken. Weil sie auch von Festus beweglich erinnert war, ihre Heimlichkeit und Gegenwart vor jeder männiglich zu verbergen, gab sie zur Antwort, es solle ihr dieses ein vor allemahl genug befohlen seyn.

Nach gehaltener Maalzeit forschete Festus nach Groß-Fürstin Klaren Zustande, über deren Erinnerung Statira erseufftzete, und darauf diese Erzehlung anfieng: Ach der allerliebsten preißwürdigsten Fürstin, deren gleichen an Frömmigkeit, Demuht und Gottesfurcht schwerlich in dieser Welt lebet. Als mein gnäd. Fürst Pharnabazus annoch dieses Landes Herrschafft führete, pflegte sich dessen Gemahl Fürstin Barsenen, und diese jene hinwiederum jährlich zu besuchen, da ich dann allemahl die Ehre hatte, ihrer anmuhtigen Gesellschafft beydes zu Susa und zu Ekbatana beyzuwohnen; auch fand sich gemeiniglich die Fürstin aus Assyrien Frau Rorane, Fürstin Barsenen Schwester, mit bey dieser Zusammenkunfft, welches wir eilff Jahre aneinander also trieben, als lange der theure Groß-Fürst Phraortes im Leben war; ja auch noch drey Jahr hernach, weil unser Groß-König Artarerres herrschete, waren uns dergleichen Zusammenkunfften wohl zugelassen; aber sobald der jetzige grausame Bluthund Sapores die Herrschafft überkam, musten wir uns drücken, und solches wegen unsers Christenthums. Ich zweiffele nicht, fuhr sie fort, meine Gn. Herren werden von ihren preißwürdigen Eltern des Zustandes der Morgenländischen Fürsten ziemlichen Bericht eingenommen haben; aber die, so zu ihren Zeiten lebeten, sind leider alle durch den Tod hingerissen. Groß-Fürst Phraortes hat schon vor 9 Jahren diese Welt gesegnet. Fürst Mazeus in Assyrien vor 4 Jahren, Groß-Fürstin Saptina in Meden wenig Wochen nach ihres sonderlichen Freundes, Fürst Mazeus Ableiben. Mein Gn. Fürst Pharnabazus vor drey Jahren. Fürstin Rorane erst vor anderthalb Jahren, an welcher meine Gn. Groß-Fürstin Fr. Klara eine getreue aufrichtige Freundin verlohren hat; Und zwar ists Gott lob dahin gerahten, daß alle diese Fürstliche Häupter vor ihrem Ende das Christenthum angenommen, und in ihrem Heylande selig entschlaffen sind. Zwar Phraortes und Mazeus sind rechtes Todes gestorben, jener am Schlage, dieser am Nieren-Steine und Schwindsucht; aber wie der theure Groß-Fürst Arbianes ungezweiffelt durch Gifft hingerichtet ist, also habe ich eben dessen auch von meinem Gn. Fürsten Pharnabazus grosse und wichtige Muthmassungen; dann als er das letztemahl wieder von Charas zu Hause anlangete, empfand er immer zu grosse innerliche Hitze, welche durch keine kühlende Artzneyen sich wollte löschen lassen, also daß er innerhalb 6 Wochen davon verzehret und gantz ausgedorret ward; dann alle redliche und aufrichtige Fürsten dieses Reichs waren bey dem Wüterich Sapores verhasset, welcher solche Fürstenthümer andern versprochen hatte; daher musten sie räumen, und auf solche Weise Abscheid nehmen. Fürstin Rorane wiche alsbald aus dem Fürstenthum Assyrien hinweg, massen der neue bübische Fürst ihr sehr gram war, und ihr nach dem Leben stund, weil sie auf sein inständiges Anhalten ihn nicht zum Erben aller ihrer beweglichen Güter machen wolte, sondern vorgab, daß sie das Groß-Fürstliche Medische Fräulein (wie dann war) schon damit bedacht hätte; und weil ihr seine Boßheit bekandt war, machte sie sich nach Ekbatana zu Groß-Fürstin Klaren, woselbst meine Gn. Fürstin Barsene sich annoch aufhält. Es zog ihr aber Hochgedachte Fürstin Rorane diese Verfolgung dergestalt zu Hertzen, daß sie drüber in die Schwindsucht gerieth, und, wie gesagt, vor anderthalb Jahren diese Eitelkeit verließ, welchen Todesfall ihre Schwester Fürstin Barsene noch diese Stunde sehr betrauren soll.

Festus fragte sie weiter, ob sie dann nicht neulich von der Groß-Fürstin Zeitung gehabt hätte, auch was vor Gesellschafft bey ihr seyn, und in ihrer grossen Traurigkeit ihr Trost mittheilen möchte. Darauf antwortete sie; fast innerhalb Jahres-Frist hätte sie weder Schreiben daher bekommen, nach Gelegenheit gehabt, ihre dahin zu senden, gleichwol vor drey Wochen einen Ritter, so ihr etwas verwandt, gesprochen, dessen Schwester zu Ekbatana wohnete, und dieselbe vor 8 Wochen besucht hätte, welcher mir anzeigete, sagte sie, es lebete zwar die Groß-Fürstliche Wittib mit ihrer gewöhnlichen Gesellschafft noch, aber sie hielten ingesamt sich so eingezogen, daß sie wunderselten sich sehen liessen. Es findet sich aber bey ihr, meine gn. Fürstin Barsene, dann eine vornehme Frey-Frau, Namens Artonis, unserm vorigen Groß-Könige Artarerres verwandt, so ehmals in Griechenland gewohnet, woselbst ihr Gemahl, Namens Perdickas von König Ladisla erlegt worden, eine sehr gottfürchtige und haabselige Frau, ihres Alters von ohngefehr 50 Jahren. Weiters hält sich bey ihr auf Fr. Kleosis, Königin Valißken ehmahlige Kammer-Jungfer zu Charas, deren Ehe-Gemahl, Herr Bubazes, von etlichen Meuchelmördern vor vier Jahren entleibet worden, und solches durch Anstifftung des jetzigen Fürsten zu Persepolis, Namens Artabastes, des vorigen Groß-Königes Sohn, und des jetzigen Wüterichs Sapores Bruder, dem er an Boßheit gleichet, und an Ungerechtigkeit ihn übertrifft. Diese finden sich stets bey der Groß-Fürstin und ihrer Frl. Tochter, Frl. Damaspien, und haben ihr versprochen, sich lebendig von ihr nicht zu trennen. Sie haben etwa drey oder vier Aufwärterinnen überall; aber Wolffgangs Gemahl, eine Böhmin, und Herr Tyriotes Gemahl Fr. Amestris, Königin Valißken ehmalige Kammer-Jungfer, welche nebst ihrem Ehe-Juncker schon vor 15 Jahren sich aus Susiana nach Meden erhoben, als der bey Groß-Fürst Phraortes in ansehnliche Dienste getreten ist, leben täglich bey ihnen; wie auch Zariaspes, Syfigamben Sohn und seine Ehe-Liebste, eines vornehmen Medischen Herren Tochter, Namens Terena; Dann nebst diesen, der Hirkaner Bazaentes (welchen Groß-Fürst Arbianes Gemahlin, auf Königin Valißken Begehren, bald bey ihrer ersten Ankunfft in Dienste genommen) mit seiner Laudize, gehen ihr stets zur Hand, und hinterbringen ihnen alles, was ihnen zu wissen nöthig ist. Es ist aber diese Gesellschafft in ihrem itzigen Zustande ihr noch so lieb und angenehm, daß sie nicht anders meynet, sie würde sterben müssen, da sie deren zu entrahten gezwungen würde. Ihr Leben und Wandel betreffend, sagte sie, wäre ihr meistes, Singen, Lesen und Beten, und müste ein alter Kirchen-Lehrer alle Woche zweymahl zu ihnen kommen, und ihnen eine Predigt aus Gottes Wort halten. Der lieben Armuth theileten sie täglich grosse Allmosen aus, und würden sie von den gottlosen Juden sehr geneid.t, die ohn Zweiffel ihr grosses Unglück zurichten dürfften, wann sie nicht vor Wolffgang sich scheuen müsten, welcher dann, um solches Ubel abzuwenden, zu Zeiten den Juden in einem und andern willfahrete, so weit Gewissens halben geschehen könte. Sonsten giengen sie nicht müßig, sondern ihre Lust-Arbeit wäre, daß sie schöne grosse Persische Decken zurichteten, und sich offt daran zuarbeiteten, daß sie sich gar abmatteten. Zu Zeiten erzehleten wohl eine oder andere, was von Königin Valißken und ihren Begebnissen sie wüsten, und hätte sie selbst wohl ehmals rechtschaffen aus hertzlichem Mitleiden dieser Hoch-Fürstlichen Gesellschafft helffen Thränen vergiessen, wann die Groß-Fürstin hätte erzehlet, wie es ihr und ihrem damahls verlobten Bräutigam, Groß-Fürst Arbianes, Zeit ihres Elendes ergangen wäre, da sie eine Dienstmagd, er aber ein Bettler gewesen.

Aurelius begehrete zu wissen, ob dann die Groß-Fürstin nicht Belieben hätte, wieder in ihr Vaterland zu ziehen; Worauf sie antwortete: Daß nunmehr über drey Jahr lang sie nebst ihrem vertraueten Diener Wolffgang darauf gedichtet hätte, durch was Mittel in solchen ihren einigen Wunsch glücklich fortsetzen und ausführen möchten, aber die Kriegsleufften und stete Uneinigkeit zwischen den Persen und Römern machten die Gefahr gar zu groß, da insonderheit die Groß-Fürstin pflegete einzuführen, sie hätte schon in der Jugend erfahren, daß sie unter keinem guten Glücks-Zeichen zu reisen gebohren wäre; über das käme ihr ein Grausen an, wann sie sich erinnerte, was vor ein langer beschwehrlicher und mühseliger Weg es von Ekbatana biß

nach Prag wäre; doch wann sie gute und genugsame Begleitung haben solte, würde sie wohl in dieser Welt nichts mehr wünschen, als ihr Vaterland wieder zu sehen, und ihr Leben darinnen zu endigen; Ich fürchte aber, das fromme Gottesfürchtige Hertz werde sich zu todt grämen, wann sie erfahren solt, wie ihr einiger Sohn Henrich so gar aus der Art schläget, und allen Leichtfertigkeiten, Sünden und Lastern sich ergeben hat, daher er seinem Wüterich so angenehm und lieb seyn sol, daß derselbe ihm die Verheissung gethan, nicht allein ihn mit dem Groß-Fürstenthum Meden wieder zu belehnen, sondern ihm Armenien (welches er den Römern zu nehmen willens) zu übergeben. Festus erseufftzete hierüber, und sagte: Er wolte sich glückselig schätzen, wann er diese arme verlohrne Seele retten, und den verführten Menschen wieder zum Christenthum und Gottseligen Wandel bringen könte; aber es war dieser Wunsch vergeblich. Sonsten frageten sie fleißig nach der Fürstin zu Susa und Persepolis Wandel und Herrschung, und erfuhren, daß an diesen Höfen sich die jetzigen Fürsten ihrem Könige fast gleich bezeigeten, nur daß die Verfolgung der Christen bey ihnen etwas erträglicher wäre.

August Buchner

ward am 2. November 1591 zu Dresden geboren, erhielt seine Jugendbildung in seiner Vaterstadt und auf der Klosterschule Pforta und studirte dann zu Wittenberg die Rechtswissenschaft, der er aber bald entsagte und sich gänzlich der schönen Literatur widmete. Im Jahr 1618 ward er Magister und Professor der Poesie zu Wittenberg, mit welchem Amte er 1631 die Professur der Beredsamkeit und das Ephorat der kurfürstlichen Stipendiaten verband. Das Seniorat der Akademie erhielt er 1649. — Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, mit dem Beinamen „der Genossene", und der erste deutsche Professor, der es neben den zu seinem Amte gehörenden, pflichtmäßigen lateinischen Poesieen nicht verschmähte, auch in deutscher Sprache zu dichten. — Er starb den 12. Februar 1661.

Seine Schriften sind:

Wegweiser zur deutschen Tichtkunst. Jena, 1663.
Poemata selectiora. Leipzig, 1694.
Einzelne Lieder, in Neumeisters diss. de claris poetis u. s. w.

B's Bestrebungen für die deutsche Literatur sind verdienstlicher als seine poetischen Leistungen, in welchen er sich Opitz zum Muster nahm.

Vgl. Adolphi Clarmundi Lebensbeschreibungen etlicher hauptgelehrten Männer. Wittenberg, 1704. Thl. II.

Johann Gottlieb Buhle,

ein gründlicher und gelehrter Forscher auf dem Gebiete der Philosophie, ward am 29. September 1763 in Braunschweig geboren, studirte zu Göttingen und widmete sich daselbst dem akademischen Lehrfach. 1787 ward er außerordentlicher, 1794 ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität, verließ dieselbe jedoch 1804, wo er als Collegienrath und Professor nach Moskau ging. Im Jahre 1811 erhielt er das Amt eines Vorlesers und Bibliothekars bei der Großfürstin Katharina, kehrte indessen 1814 nach Deutschland zurück und ward 1815 Professor und Syndicus, später Mitdirektor des Collegium Carolinum seiner Vaterstadt. Er starb hier am 11. August 1821.

Seine deutschen Schriften sind;

Ankündigung und Empfehlung öffentlicher logisch-practischer Uebungen u. s. w. Göttingen, 1797.
Bemerkungen über den Gebrauch der Quellen zur älteren Geschichte der Kultur bei den Kelt. und Scandinav. Völkern. Göttingen, 1788.
Einleitung in die allgemeine Logik und Kritik der reinen Vernunft. Göttingen, 1795.
Entwurf einer Transscendentalphilosophie. Göttingen, 1798.
Geschichte des philosoph. menschlichen Verstandes. 1. Th. Lemgo, 1793.
Geschichte der neuern Philosophie seit Wiederherstellung der Wissenschaften. 6 Bde. Göttingen, 1800 — 1805.
Grundzüge einer allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften. Lemgo, 1790.
Ideen zur Rechtswissenschaft u. s. w. 1. Sammlung. Göttingen, 1799.
Journal der schönen Künste. 3 Hefte. Moskau, 1807.
Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 8 Thle. Göttingen, 1796 — 1804.
Lehrbuch des Naturrechts. Göttingen, 1798.
Sertus Empirikus. 1. Bd. Lemgo, 1801.
Untersuchung über die Hausgötter des römischen Volks. Moskau, 1805.
Ueber Ursprung und Leben des Menschengeschlechts. Braunschweig, 1822.
Ueber den Ursprung u. s. w. des Ordens der Rosenkreuzer und Freimaurer. Göttingen, 1804.
Versuch einer kritischen Geschichte der Litteratur der Russischen Geschichte. 1. Thl. Moskau, 1810.

Ein Anhänger des kantischen Systems, suchte B. hauptsächlich die historische Kenntniß der Fortschritte der Philosophie, seit den ältesten Zeiten, in Deutschland zu befördern und auszubilden. — Mit gründlichem Wissen ausgerüstet, von rastlosem Fleiße beseelt, hat er vorzüglich in diesem Fache Bedeutendes geleistet und sowohl als akademischer Lehrer wie als Schriftsteller nach vielen Seiten hin gewirkt. Haben gleich neuere Forschungen den Standpunkt, von welchem aus diese Gegenstände betrachtet werden müssen, vorgerückt, so ist es doch immer Pflicht, dankbar anzuerkennen, was durch ihn auf der von ihm eingeschlagenen Bahn geleistet ward.

Ueber die Moralphilosophie der Jesuiten *).

Im J. 1540 ward der Orden der Jesuiten vom Ignatius Loyola gestiftet. Der Zweck desselben war ursprünglich, das durch manche Umstände und Ereignisse damals gesunkene Ansehn der Kirche wieder herzustellen, und dasselbe durch Mittel, wie sie dem Geiste des Zeitalters und dem äußern Verhältnisse der Kirche angemessener seyen, auf's neue zu stützen und für die Zukunft zu sichern. Die positiven Religionen, vornehmlich die katholische, waren in ihrer Autorität erschüttert worden, und Unglauben, schwärmerischer Mysticismus und blinder Supernaturalismus begannen mit einander zu streiten. Mehrere der vorzüglichsten philosophirenden Köpfe hatten sich in der theoretischen Philosophie zu einer skeptischen Denkart hingeneigt. Die praktische Philosophie aber, soferne man sie auf zufällige Erfahrungsmaximen gründete, war in eine schwankende sich im Innern selbst widerstreitende Klugheitslehre übergegangen, die den eigensüchtigen Genuß des Lebens begünstigte, und den Menschen von seiner wahren

*) Aus: Geschichte der neuern Philosophie seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften. Von J. G. Buhle. Göttingen, 1801. Bd. 3. S. 334.

Bestimmung und der ihr entsprechenden Pflicht ableitete, oder wenigstens ihn in Ansehung der Gründe derselben nicht befriedigte und beruhigte. Es bedurfte demnach allerdings damals für das hierarchische Interesse eines solchen Instituts, wie der Orden der Jesuiten war, zumal da die übrigen Mönchsorden, besonders der Orden der Dominicaner, in der Achtung des Publicum's sehr verloren hatten, und für das so baufällige Gebäude der römischen Kirche nur schwache Stützen zu werden anfiengen.

Freylich ahndete der Stifter des Jesuitenordens die Macht nicht, welche dieser erhalten würde. Man kann ihm und den ersten Gliedern des Ordens den Plan arglistiger Herschsucht nicht zuschreiben, der in der Folge das Benehmen und die Schritte der Jesuiten leitete. Aber schon die ganze Anlage des Instituts, so zufällig und ohne weit aussehende politische Tendenz sie auch gemacht wurde, war doch von der Art, daß sie die Politik begründete und herbeyführte, wodurch der Orden bald so berühmt, mächtig und furchtbar geworden ist, und hauptsächlich in den katholischen Ländern nicht nur auf die Theologie und Hierarchie der katholischen Kirche, sondern auch auf den Zustand der Philosophie, und namentlich des praktischen Theiles derselben, den entscheidendsten Einfluß gewann.

Ein Hauptmittel, dessen sich die Jesuiten bedienten, war, daß sie den Unterricht der Jugend und die Cultur der dahin gehörigen wissenschaftlichen Kenntniße an sich zogen. Dadurch wurden sie in den Stand gesetzt, gerade die bedeutendsten Volksclassen, und selbst die regierende von ihrer Leitung und Willkühr abhängig zu machen; dieselben, oft ohne daß diese es wußten oder ahndeten, an das Interesse des Ordens anzuknüpfen und für den Dienst desselben zu erziehen; auch diejenigen Köpfe und Charaktere kennen zu lernen, die am fähigsten waren, Mitarbeiter für den eigenthümlichen Zweck des Ordens zu seyn. Der Unterricht der Jugend ward anfangs bloß als ein verdienstliches Werk von den Jesuiten angesehen, bis nach und nach den Obern des Ordens das hierarchische Interesse klarer wurde, das sie selbst nach dem Plane ihres Instituts verfolgen könten, und sie die Vortheile wahrnahmen, welche ihnen die verstattete Theilnahme an der Erziehung und wissenschaftlichen Bildung der Nationen darbot. So ward der Orden der Jesuiten sehr bald in einen geheimen Orden umgewandelt, der zwar mit der Verfassung der römischen Kirche überhaupt zusammenhieng, und sich, wenigstens nach dem äussern Anscheine, dem obersten Zwecke dieser unterordnete; aber doch seine eigene für sich bestehende politische Verfassung hatte, selbstständig für sein besonderes Interesse arbeitete, und dadurch die römische Kirche oder vielmehr den Papst, wie die katholischen weltlichen Fürsten, auf gleiche Weise tyrannisirte. Die Ordensgenerale Lainez, Aquaviva und Salmurius gaben der innern Organisation des Ordens für die politischen Absichten desselben die Vollendung.

Unter allen Wissenschaften, auf deren Beschaffenheit den Jesuiten zur Bildung, Stimmung und Richtung sowohl ihrer eigenen Mitglieder, als der Layen, am meisten ankam, war die wichtigste die Philosophie, vorzüglich ihrem praktischen Theile nach. Diese mußte unter ihrer Hand ein Mittel werden, die Köpfe so umzubilden, und die Charaktere so zu formen, daß sie den jedesmaligen Absichten entsprachen, welche die Häupter des Ordens durch sie erreichen wollten. Das Studium der theoretischen Philosophie mußte ihnen nicht sowohl als Mittel der vernünftigen Aufklärung überhaupt, wie vielmehr der Uebung des Scharfsinns, des Witzes, der sophistischen Kunst dienen; und zu diesem Behufe war ihnen nichts willkomner, als die scholastische Dialektik und Metaphysik, die sie deßwegen auch in ihrem Ansehn zu erhalten, und nur so umzuformen suchten, wie es der Geist des Zeitalters und der Zweck des Ordens mit sich brachten. Die theoretische Philosophie erfuhr inzwischen verhältnißmäßig noch geringere Veränderungen von ihnen, als die praktische, weil jene, so wie sie dieselbe zu ihrer Zeit noch auf den Universitäten und Schulen großentheils herrschend fanden, sich mit ihrem hierarchischen Systeme vertrug, und da sie am Ende auf ein Gewebe dialektisch metaphysischer Raisonnements für und wider hinauslief, sich sehr leicht mit dem härtesten Supernaturalismus und dem blindesten Glauben an die Aussprüche der Concilien und Kirchenväter vereinbaren ließ. Hingegen die praktische Philosophie bedurfte einer gänzlichen Umwandelung, wenn sie ein taugliches Werkzeug für die geheimen Zwecke des Ordens werden sollte. Sie mußte einen Charakter empfangen, durch welchen sie einerseits leichter beim großen Publicum Eingang finden, und die Lehrer derselben, die Jesuiten, empfehlen konte; andererseits den Absichten des Ordens nie widersprach, sondern sich in jedem Falle denselben anschmiegen ließ, und dadurch sowohl die Mitglieder selbst wegen jeder Handlung, die ihnen das Interesse des Ordens zur Pflicht machte, rechtfertigte, als auch Layen, auf welche der Orden wirken wollte, in ihrem eigenen Urtheile und in dem Urtheile des Publicum's wegen der Moralität der Handlungen beruhigte, zu welchen die Jesuiten sie verleiteten. Um nun aber der Moral insbesondre jenen Charakter zu ertheilen, stellten sie zuvörderst die Moral der ältern Lehrer, namentlich der übrigen Mönchsorden, als zu strenge und finster dar, und ließen dagegen die ihrige sich mehr nach den sinnlichen Neigungen und dem Egoismus der Menschen bequemen, wodurch ihr Orden selbst mehr Theilnehmer bekam, und auch ihr religiöser und praktischer Unterricht bey dem großen Haufen beliebter wurde. Dann wandten sie hauptsächlich ihren Fleiß auf die Casuistik, und brauchten die Ungewißheit der Entscheiduug in einzelnen Fällen, mit Hülfe sophistischer Erschleichungen, um die unmoralischsten Maximen, sobald die Umstände es erforderten, geltend zu machen. Für die Casuistik, als Beyspiel, wie scheinbar sophistische Heuchler die Moral verdrehen können, ist die Geschichte der Jesuitischen Moralphilosophie höchst lehrreich. Da die Zahl der sogenannten Gewissensfälle unerschöpflich ist, so gedieh unter ihrer Bearbeitung die Moral zu einer enormen Weitläufigkeit. Mehrere Jesuiten füllten mit ihren casuistischen Moralsystemen ganze Reihen Folianten und Quartanten aus, und auch dadurch entrückten oder erschwerten sie unvermerkt den Layen die Möglichkeit, sich zu allgemeinen und wahren Principien der Moralität zu erheben, weil sie dieselben gleich in das Labyrinth ihrer Casuistik verstrickten, wo kein anderer Ausgang war als der Eingang, und dadurch das Benehmen derselben bey wichtigern Schritten im Leben ganz von ihrer Entscheidung abhängig machten. Dazu brauchten sie nun noch ihre Dialektik, um ihrer wissenschaftlichen Casuistik das Ansehn der Gründlichkeit zu geben, und die Mitglieder des Ordens in den Stand zu setzen, Maximen zu vertheidigen, gegen die etwa der noch unverderbte moralische Sinn ihrer Zöglinge oder der Layen protestiren möchte.

Zu den merkwürdigsten und verderblichsten Eigenheiten der Jesuitischen Moral gehören die Maximen: Der Zweck heiligt das Mittel. — Zwischen der innern Gesinnung und der äussern Handlung findet kein nothwendiger moralischer Zusammenhang statt, und man darf also unter gewissen Umständen eine böse That äusserlich verrichten, sobald man nur im Herzen das Gegentheil denkt oder will (reservatio mentalis). — Eine wahrscheinliche Meynung, man müsse so oder so handeln, rechtfertigt die Handlung. Die Wahrscheinlichkeit einer Meynung von der richtigen Maxime wird auch dadurch begründet, daß ein älterer angesehener Moralist, besonders unter den Jesuiten, sie behauptet. Je länger man eine solche wahrscheinliche Meynung hegt, desto gültiger wird sie. Man kann selbst eine minder wahrscheinliche Meynung einer mehr wahrscheinlichen mit gutem Gewissen vorziehen, sofern einmal jene Meynung überhaupt wahrscheinlich ist. — Mit solchen Grundsätzen war es möglich, sogar die höchsten Abscheulichkeiten des Frevels als moralisch erlaubt darzustellen, Zöglinge des Ordens und Layen zu Verbrechen zu verführen und sie zu überreden, daß sie damit gar nichts Unrechtmäßiges und Böses begiengen.

Es ist jedoch hierbey auch nicht zu vergessen, daß in dem damaligen Zustande der wissenschaftlichen Moral überhaupt mit ein Grund zu der Richtung lag, welche jene von den Jesuiten empfieng, und daß nicht Alles einer verschmitzten Bosheit dieser allein zuzuschreiben sey. Schon sofern man die Quelle der philosophischen Moral in der Erfahrung und Geschichte suchte, konte nichts anders als eine bloße Klugheitslehre herauskommen. Denn wie könte irgend eine Erfahrung als solche von den Folgen der Handlungen eine Pflicht begründen? War aber einmal die Moral zu einer bloßen Klugheitslehre herabgewürdigt, so war es ein ganz natürlicher Uebergang, daß sie eine Theorie der Arglist wurde, und hierzu lagen in dem menschlichen Egoismus und der Dialektik der Vernunft überhaupt mancherley Veranlassungen, die nur bey den Jesuiten um so kräftiger wirkten, je mehr sie mit dem Interesse ihres Ordens harmonirten. Eigentlich hatten die Jesuiten alle wahre Moral zerstört, und an die Stelle derselben ein System des schnödesten Eigennutzes gesetzt, das jede Maxime zuließ und rechtfertigte, welche die Absicht und die Umstände des Subjects mit sich brachten, das aber doch in einen Schleyer der Vernünftigkeit, wissenschaftlicher Gründlichkeit, und selbst der Religiosität gehüllt war, wodurch es um so täuschender wurde, und um so schwerer hervorgezogen und in seiner schändlichen Blöße aufgedeckt werden konte.

Da das Studium der wissenschaftlichen Moral der Jesuiten, auch ihrer Weitläufigkeit und Subtilität wegen, meistens auf die Mitglieder und Zöglinge des Ordens eingeschränkt blieb, und diese entweder selbst darin versirkt waren, oder ihre Zweifel nicht zu äußern oder durchzusetzen wagen wolten oder durften; so blieb das Gift des praktischen Jesuitismus lange innerhalb

des Ordens verborgen, bis das äußere Benehmen der Jesuiten, vorzüglich der Vornehmern unter ihnen an den Höfen, und ihre Streitigkeiten mit andern Orden und Religionsparteyen Aufmerksamkeit darauf erregten. Am meisten wurde in der Folge das Arge, das in der wissenschaftlichen Moral der Jesuiten lag, von den Jansenisten zur Sprache gebracht, und durch die kühnen vortrefflichen Gegenschriften des Pascal, Nicole u. a. wurde ihr der größte Theil ihres Giftes benommen, weil nun das Publicum sie genauer kennen lernte *).

Nicht bloß als Gegner der Jesuiten, sondern auch in Hinsicht auf die Philosophie überhaupt, namentlich die Philosophie der Religion, verdient insbesondre Blasius Pascal ein ehrenvolles Andenken in der Geschichte. Er wurde im Jahr 1623 gebohren. Sein Vater war Stephan Pascal, königlicher Staatsrath und Kammerpräsident zu Clermont, ein sehr einsichtsvoller Mann, der sich durch tiefe Kenntniße in den mathematischen Wissenschaften auszeichnete, und auch an den Debatten über die Carteſianischen Behauptungen Antheil genommen hatte. Blasius Pascal war der einzige Sohn, und wurde, da er früh seine Mutter verlohr, von seinem Vater mit der größten Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Dieser verließ sogar deßwegen die Provinz, und begab sich mit seiner Familie nach Paris, um sich der Erziehung seiner Kinder desto ungehinderter widmen zu können. Pascal hatte einen sehr kränklichen Körper, der ihm sein ganzes Leben hindurch viel Leiden verursachte, auch auf seine ganze Gemüthsstimmung und Denkart, vornehmlich in den letztern Jahren, großen Einfluß hatte, und ihm einen frühen Tod zuzog. Desto energievoller aber waren sein Genie und Charakter. Schon als Knabe gab er Beweise von einem außerordentlichen Talente. Er untersuchte für sich selbst mit rastlosem Eifer, was ihm Merkwürdiges vorkam, und hatte dabey einen unüberwindlichen Hang zur Mathematik, wo er dem elementarischen Unterrichte, welchen ihm sein Vater absichtlich verweigerte, durch eigene Erfindung zuvoreilte. Der Vater wünschte nehmlich, daß der Sohn, bevor er zu den wissenschaftlichen Studien schritte, sich erst der lateinischen und griechischen Sprache gründlich bemächtigen sollte; und vorenthielt ihm deßwegen nicht nur alle mathematischen Bücher, sondern vermied es auch, über mathematische Gegenstände im Beyseyn desselben zu reden. Allein der junge Pascal zeichnete sich selbst in einsamen Stunden geometrische Figuren, untersuchte ihre Verhältniße, schuf sich eine Terminologie, und gelangte durch eigenes Nachdenken bis zur zwey und dreyßigsten Proposition im ersten Buche des Euklid, bey deren Betrachtung ihn der Vater überraschte, und über die unerwarteten Anlagen und Fortschritte des Sohnes in das froheste Erstaunen gerieth. Von dieser Zeit an setzte der Vater der Wißbegierde Pascal's keine Schranken weiter; sondern kam ihm selbst und mit Unterstützung andrer Gelehrten durch Unterricht in der Mathematik und Physik zu Hülfe. Im sechszehnten Jahre seines Alters arbeitete Pascal bereits einen Versuch über die Kegelschnitte aus, der von Kennern, unter andern auch von Des Cartes, bewundert wurde, aber nicht im Drucke erschienen ist. Im neunzehnten Jahre erfand er die bekante Rechnenmaschine; und eben so bekant sind seine Experimente über den leeren Raum nach dem Toricelli, die er bald darauf anstellte. Nicht weniger Sinn, als für die Mathematik, hatte Pascal auch für philosophische Studien. Was seinem Geiste in Ansehung dieser eine eigenthümliche Richtung gab, war der echte und zarte moralische Sinn, welchen er hatte, und der ihn, ungeachtet seiner philosophischen Skepsis und seines Mistrauens gegen die Vernunft, doch die Verbindlichkeit und Nothwendigkeit der Moral nicht verkennen, und diese, da er sie durch die Autorität der gesetzgebenden Vernunft nicht genug gesichert glaubte, auf die geoffenbarte Religion, als ihr gültigstes und unerschütterliches Fundament, stützen ließ. Pascal war in gewissem Betrachte ein religiöser Schwärmer; aber seine Schwärmerey war die moralisch edelste von der Welt; sie war Folge eines philosophischen Skepticismus, der ihm nichts als einen freylich gewissermaßen mystischen Glauben an die Offenbarung übrig ließ, um die Anfoderungen und Bedürfniße des Gewissens erklären und befriedigen zu können. Sein Privatleben enthält mehrere Züge, die Achtung und Liebe gegen seinen Charakter erwecken müssen. Gegen das Ende seines Lebens bewogen ihn seine Kränklichkeit und religiöse Stimmung, auch das Zureden seiner Schwester, die ebenfalls eine schwärmerisch religiöse Person war, sich dem Umgange mit der Welt fast ganz zu entziehen, und meistens auf dem Lande zu leben. Er starb 1662 im vierzigsten Jahre seines Alters.

Zwey Werke philosophischen Inhalts haben den Ruhm Pascal's bey der gebildeten Nachwelt gesichert. Das erste sind seine Pensées sur la religion*), voll Geist und Wahrheit, und oft sehr sinnreich, kräftig und edel ausgedrückt. Sie gewähren zur moralischen und religiösen Bildung des Herzens eine höchst interessante und fruchtbare Lectüre. An und für sich sind sie nur nach dem Tode Pascal's unter seinen Papieren aufgefundene Bruchstücke eines großen Werks, das zum Zwecke hatte, die Falschheit und Untauglichkeit aller profanen Religionssysteme darzuthun; das religiöse Bedürfniß der Menschheit und diesem gemäß die Kriterien einer wahren Religion hervorzuheben, und die Uebereinstimmung des wahren Christenthums mit diesen Kriterien zu zeigen. Aus einer mündlichen Erzählung Pascal's selbst kennt man noch den Plan, welchen er zur Ausführung des ganzes Werkes entworfen hatte. Er wollte beweisen, daß die Lehren der christlichen Religion keine geringere Evidenz hätten, als alle anderen Wahrheiten in der menschlichen Erkentniß, welche für die evidentesten gehalten werden. Er schildert also den Menschen überhaupt nach seiner wahren Natur, seinen Kräften, Neigungen, Bedürfnißen, Wünschen, nach seinen innern und äussern Verhältnissen. Nun dachte er sich einen wirklichen einzelnen Menschen, der bisher in Beziehung auf sich selbst und die Dinge um ihn her durchaus gleichgültig und unwissend gewesen sey, itzt aber in jenem Bilde sich getroffen fühle, über sein Wesen und seine Bestimmung nachzudenken anfange, und sehnlich nach Aufklärung hierüber strebe. Pascal verweist diesen zuerst an die Philosophen; belehrt ihn, was die größten Köpfe aller Zeiten über die Natur und Bestimmung des Menschen gemeynt haben; deckt die Widersprüche und das Unbefriedigende in ihren Behauptungen auf; und ziehet aus Allem den Schluß, daß die Philosophie ihn nicht über die wichtigste Angelegenheit seines Lebens beruhigen könne und werde. Eben so schildert ihm Pascal die mannichfaltigen Religionen älterer und neuerer Völker, um ihn auch bey diesen von den unzähligen Irrthümern, Thorheiten und Ausschweifungen des menschlichen Verstandes zu überführen. Dann richtet er die Aufmerksamkeit seines Zöglings insbesondere auf die jüdische Religion; auf die ausserordentlichen Umstände, welche bey dieser eintraten; auf das alte Testament, als die unzweifelbar göttliche Urkunde derselben; auf das Licht, welches durch diese Urkunde über die menschliche Natur, ihre Unvollkommenheit, ihren Hang zum Bösen verbreitet werde; endlich auf den Zusammenhang des Judenthums mit dem Christenthume, als eine Vorbereitung des letztern. Die Wahrheit des Christenthums selbst bewies er hauptsächlich aus den Weissagungen. Dann charakterisirte er Christus, die Geschichte des Christenthums, den Geist der originalen christlichen Sittenlehre; und auf diesem Wege glaubte er die religiöse Ueberzeugung und Bildung seines Zöglings bewirkt und vollendet zu haben.

Das andere Werk des Pascal sind die bekannten Lettres provinciales, die er unter dem Namen Ludewig Montalt herausgab. Sie sind hauptsächlich gegen die Jesuiten gerichtet, welche damals, wie ich vorher erzählt habe, durch ihre sophistische Casuistik die Sittlichkeit der höhern Volksclassen in Frankreich, so wie aller Nationen, bey denen sie die vornehmsten Lehrer der Jugend waren, vergifteten, und alle wahre Gewissenhaftigkeit zu zerstören drohten. Da jene Briefe mit Wahrheit, Anmuth, Energie, und bewundernswürdiger Freymüthigkeit geschrieben sind, so hatten sie eine ausserordentliche und sehr wohlthätige Wirkung. An den Lettres provinciales hatte Ni-

*) Die Moral der Jesuiten und ihren Werth lernt man am besten kennen aus folgendem Werke: La Morale des Jesuites extraite fidelement de leurs livres, imprimez avec la permission et l' approbation des Superieurs de leur compagnie. Par un Docteur de la Sorbonne (Perrault): à Mons; 1669. Als theoretische Philosophen haben sich mehrere gelehrte Jesuiten, hauptsächlich durch Lehrbücher der aristotelisch-scholastischen Philosophie, und durch Commentare über die Schriften des Aristoteles selbst, berühmt und in ihrer Art verdient gemacht. Als Commentatoren des Aristoteles zeichneten sich vorzüglich Franciscus Suarez, Franciscus Toletus, und die Jesuiten von Coimbra aus, deren Erläuterungen auch noch gegenwärtig sehr brauchbar sind.

*) Pensées de Mr. Pascal sur la religion et sur quelques autres sujets; à Amstd. 1697. 12. nouvelle édition augmentée de plusieurs pensées, de sa vie, et de quelques discours; à Paris 1720. 12. Die vorgesetzte Biographie hat die Schwester Pascal's zur Verfasserin. Deutsch: Gedanken Pascal's, mit Anmerkungen und Gedanken von J. F. K. (Kleuker); Bremen 1777. 8. — Ideen über Menschheit, Gott, und Ewigkeit von Pascal, mit Betrachtungen von Carl Heinrich Heydenreich. Erstes Bändchen; Leipzig, ohne Jahreszahl. Voran geht eine Einleitung über den Zweck und Plan des Pascalschen Werks, und eine charakteristische Biographie Pascal's vorzüglich in moralischer Hinsicht. Die Uebersetzung der Pensées des P. selbst ist sehr fehlerhaft.

cole großen Antheil. Dieser übersetzte sie auch in's Lateinische, und fügte unter dem angenommenen Namen Wilhelm Wendrock Anmerkungen hinzu *).

Zwar nicht als Gegner der Jesuiten, aber doch in Ansehung der Denkart über Philosophie und Religion war dem Pascal sehr ähnlich einer seiner Zeitgenossen Peter Daniel Hüet. Er wurde gebohren zu Cadom aus einer edeln und angesehenen Familie im J. 1630. Er verlohr seinen Vater, der die Partey der Hugenotten verlassen hatte und zur katholischen Religion übergegangen war, sehr früh. Seine erste literarische Erziehung wurde meistens durch die Jesuiten geleitet, und hatte mancherley Mängel, die aber zum Theil durch sein treffliches Genie und seine unbegrenzte Wißbegierde ersetzt wurden. Die frühern Studien desselben betrafen hauptsächlich classische Literatur, Mathematik und Philosophie. Auch in der Poesie machte er glückliche Versuche. Noch als Jüngling lernte er die neue Cartesische Philosophie kennen, und ward anfangs sehr für sie eingenommen, worin ihn auch der enthusiastische Beyfall bestärkte, welchen ihr mehrere der geschätztesten Gelehrten der Zeit, selbst unter den Jesuiten, gaben. In reifern Jahren ward er einer ihrer eifrigsten Widersacher. Inzwischen schränkte sich Hüet's Wißbegierde nicht auf jene Studien ein. Durch die Lectüre der Geographia Sacra des Samuel Bochart, und die persönliche Bekanntschaft mit diesem ward er auch veranlaßt, die orientalische Literatur zu treiben; und so artete seine literarische Beschäftigung überhaupt in eine Polyhistorie aus, die auf die nachherige Richtung seines philosophischen Talents entscheidend einwirkte. Da Bochart von der Königinn Christine von Schweden auf Empfehlung des Isaak Vossius nach Stockholm berufen wurde; so ließ sich Hüet von ihm bereden, ihn dahin zu begleiten. Diese Reise wurde für ihn nicht nur durch die persönliche Verbindung, in welche er mit den berühmtesten Gelehrten in Holland, Dänemark und Schweden kam, sondern auch in mancher andern Hinsicht interessant und lehrreich. Hüet verband mit seiner Gelehrsamkeit auch äussere Bildung und Feinheit im gesellschaftlichen Benehmen; er gefiel daher auch der Königinn Christine im persönlichen Umgange. Sie entließ ihn ungerne von ihrem Hofe. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland lebte er theils zu Cadom, theils zu Paris, wenn seine gelehrten Arbeiten ihm den Aufenthalt in der letzten Stadt nothwendig machten. In Cadom stiftete er, durch die allgemeine Theilnahme aufgemuntert, welche damals die physikalischen, astronomischen und philosophischen Wissenschaften fanden, eine gelehrte Gesellschaft zur Beförderung derselben, die sich wöchentlich in seinem Hause versammelte, und selbst die Aufmerksamkeit des Staatsministers von Frankreich, Colbert, dieses großen Gönners der Literatur, auf sich zog. Dieser bewilligte sogar eine Summe zur Bestreitung der Kosten für die zu machenden Versuche unter königlicher Autorität. In dieser Periode war es auch, wo Hüet, durch einen seiner gelehrten Freunde dazu bewogen, die Werke des Sextus Empiricus studirte, und eine Vorliebe für den Pyrrhonismus gewann, die er sein ganzes nachheriges Leben hindurch behielt. Da Ludwig XIV. auf Colbert's Antrag mehreren der größten Gelehrten Europa's ansehnliche jährliche Pensionen ertheilte, so erhielt auch Hüet eine solche. Kurz hernach ward er nebst dem Bossuet zum Lehrer des Dauphin von Frankreich ernannt, und mußte nun seinen beständigen Wohnsitz zu Paris nehmen. Er war einer der vornehmsten Urheber der Idee, die classischen Schriftsteller in vsum Delphini besonders zu bearbeiten und zu erläutern, und er selbst hat nach dem dabey zum Grunde gelegten Plane den Manilius mit seinen Noten herausgegeben. Seine damalige Musse benutzte er überdem zunächst für sein berühmtes Werk: De demonstratione evangelica. Als er einige Jahre am Hofe gelebt hatte, vollführte er einen schon lange gefaßten Entschluß, und trat in den geistlichen Stand. Da man am Hofe auf die Verheyrathung des Dauphin dachte, und der Unterricht desselben als beendigt angesehen wurde, erhielt er die Abtey zu Aulne, wohin er sich im Jahre 1680 begab, nachdem er zehn Jahre dem Lehramte bey dem Dauphin vorgestanden hatte. In diesem Orte, der in einer der reizendsten Gegenden Frankreichs liegt, widmete er sich mit unausgesetztem Eifer den Wissenschaften. Er schrieb hier seine Quaestiones Alnetanas und seine Censuram philosophiae Cartesianae. Daß er als Gegner der Cartesischen Philosophie auftrat, geschah wohl mit auf Betrieb der Jesuiten, die immer großen Einfluß auf ihn behielten, zumal da mehrere seiner Freunde, die er auch wegen ihrer Gelehrsamkeit hochschätzte, Peter Lobbé, Bavassor, Rapin, Sirmond, zu diesem Orden gehörten. Da er durch seine Schrift gegen den Cartesianismus mehrern Angriffen von den Anhängern desselben ausgesetzt wurde, die ihn durch ihre Bitterkeit und Grobheit von einer ernsthaften Fortsetzung des Streites aus philosophischen Gründen abschreckten; so ergriff er das Mittel, die Cartesianer lächerlich zu machen. Er gab anonymisch neue Nachrichten zur Geschichte des Cartesianismus heraus, worin er die Cartesianer mit vielem Witz und Laune durchzog. Er dichtete darin, daß Des Cartes, nachdem er die Schweden durch ein falsches Gerücht von seinem Tode getäuscht, sich heimlich zu den Lappländern begeben, und unter ihnen eine neue philosophische Schule errichtet habe, von welcher denn mancherley Scurrilitäten erzählt werden. Hüet war glücklich genug, lange Zeit hindurch die Anonymität zu behaupten, so daß ihn Niemand für den Verfasser hielt, und er also auch persönlich für seinen Muthwillen weiter nicht von den Cartesianern gezüchtigt wurde. Die letztern Jahre seines Lebens brachte er zu Paris zu, in der Gesellschaft seiner gelehrten Freunde unter den Jesuiten. Er verfaßte hier noch seinen Commentarius de rebus ad eum pertinentibus, der seine eigene Lebensgeschichte enthält. Seine große Bibliothek vermachte er dem Orden der Jesuiten, jedoch unter der Bedingung, daß sie zum öffentlichen Gebrauch frey stehen sollte. Er starb im Jahre 1721, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert hindurch den größten literarischen Ruhm genossen hatte.

Bey Hüet war das Resultat einer großen viel umfassenden Gelehrsamkeit, und insbesondere des Studiums der verschiedenen ältern philosophischen Systeme, der vollendetste Skepticismus, vor dem er keine andere Rettung wußte, als in dem Glauben an die Offenbarung *). Er hatte anfangs die Peripatetische und Platonische Philosophie studirt. In der erstern misfiel ihm der anmaaßende Dogmatismus, der sich doch nicht vor der prüfenden Vernunft bewähren konte; auch die verschiedenen Vorstellungsarten, die sie bey den griechischen Auslegern, den Arabern und den spätern Scholastikern veranlaßt hatte, machten ihn nicht nur in Ansehung des eigentlichen Sinnes des Aristotelischen Systems, sondern auch der Wahrheit desselben überhaupt irre; und am meisten misbilligte er die sophistische Dialektik und Disputirsucht, die eine Frucht der Aristotelischen Philosophie gewesen war. Der Platonismus schien ihm mehr ein Aggregat philosophischer Phantaseen, als ein auf festen Principien gegründetes System. In mehreren Dialogen des Plato selbst fand er eben so viel Gründe für als wider gewisse Sätze, und die Entscheidung der wichtigsten Probleme hieng von Hypothesen und unerwiesenen Voraussetzungen ab. Wie bey dem Aristotelischen Systeme, so nahm er beym Platonismus ebenfalls daran einen Anstoß, daß so viel verschiedene philosophische Schulen und Meynungen aus demselben hervorgegangen waren. Die atomistische Philosophie des Epikur, die damals vom Gassendi gleichsam neu belebt war, konte Hüet's Beyfall um so weniger gewinnen, je mehr sie mit der Lehre der Offenbarung contrastirte, deren Wahrheit er allein für unerschütterlich hielt. Der Cartesianismus hatte durch die neue Methode der Speculation ihn zuerst überrascht; aber bald sah er auch die Einseitigkeit und Falschheit der Principien ein, von welchen derselbe ausgieng, so wie das Willkührliche in den Folgerungen, und dies machte, daß er förmlich als Gegner desselben auftrat. So wurde er nach und nach durch den Widerstreit der philosophischen Systeme selbst, mit denen er bekant geworden war, zum Skepticismus gestimmt. Die Lehren der Akademiker, des Arcesilas und des Karneades, bestärkten ihn darin; und er trat zuletzt ganz auf die Seite der Pyrrhonier, nachdem er die Werke des Sextus gelesen hatte.

*) Lettres provinciales ecrites par Louis de Montalte (Pascal) à un Provincial de ses Amis. Avec des notes de Guillaume Wendrock (Nicole). A Leide 1761. 4 Tomes 12. Der deutschen Uebersetzung von den Provincialbriefen (Lemgo 1774. 8.) ist eine Geschichte derselben beygefügt, in welcher auch manche merkwürdige Notizen über Pascal vorkommen.

*) Hüet's Schriften, soferne sie sich auf Philosophie beziehen, sind folgende: Petri Danielis Huetii de interpretatione libb. IV. Paris. 1661. 4. — Ejusd. Demonstratio evangelica; Paris. 1679. fol. — Ejusd. Quaestiones Alnetanae; Cadomi 1690. 4. Lips. 1693. Lips. 1719. 4. Dieser letztern Ausgabe ist auch des Hüet Commentarius de rebus ad eum pertinentibus beygefügt, der zuerst zu Haag 1718 noch bey Lebzeiten Hüet's herauskam. — Ejusd. Censura philosophiae Cartesianae; Paris. 1688. 12. Helmstad. 1690. 4. Vgl. Philosophiae Cartesianae adversus censuram P. D. Huetii Vindicatio, in qua pleraque intricatiora Cartesii loca clare explanantur, auctore D. A. P. (Doct. Augusto Petermann). Lips. 1690. 4. — Nouveaux memoires pour servir à l' histoire du Cartesianisme par M. G. de l' A; à Paris 1692. 12. — Traité de la foiblesse de l' esprit humain (par Mr. Huet); à Amsterdam 1723. 12. Dieses Werk erschien nach des Verfassers Tode. Es ist deutsch übersetzt herausgekommen mit Anmerkungen gegen den Skepticismus zu Frankfurt am Mayn 1724. 8.

So häufig er indessen in seinen frühern Schriften, namentlich in der Demonstratio evangelica und den Quaestionibus Alnetanis, seine Vorliebe für die skeptische Denkart äussert; so lebhaft er den erwähnten Akademikern wegen ihrer Art zu philosophiren Lobreden hält; so trauten doch Hüet's Zeitgenossen ihm den Skepticismus nicht in dem Grade zu, wie er ihm wirklich eigen war. Er hatte ihn in jenen frühern Schriften vorzüglich gebraucht, um die Autorität der Vernunft herabzusetzen, und auf den Trümmern der Philosophie der Offenbarung einen Triumph zu bereiten. Deßwegen waren seine skeptischen Raisonnements den gelehrten Lesern jener Schriften nicht sonderlich aufgefallen, und von dem größern Publicum wurden jene Schriften nicht gelesen. Um so allgemeineres Aufsehen erregte Hüet's Tractat von der Schwäche des menschlichen Verstandes nach dem Tode desselben, in welchem der Skepticismus in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Stärke, die ihm die Pyrrhonier gegeben haben, und noch überdem von Hüet's eigener Gelehrsamkeit ausgestattet und gegen die herrschenden philosophischen Systeme seiner Zeit gekehrt, dargelegt war. So wenig Hüet's Skepticismus in den Schriften, die er während seines Lebens herausgab, aufgefallen war; so deutlich zeigten sich doch in ihnen allen die Spuren dieser Denkart. Sie kommen schon in der Demonstratio evangelica vor, wo Hüet die Erkentniß der Vernunft als ungewiß und schwankend darstellt, und dagegen die Offenbarung als die einzig zuverlässige Erkenntnißquelle der Wahrheit empfiehlt. Er giebt hier bereits der Philosophie der Akademiker vor allen übrigen Philosophieen des Alterthums den Vorzug. Auch seine Censur der Cartesianischen Philosophie gieng nicht von einem entgegengesetzten Dogmatismus, sondern von der Skepsis aus, und sie führte nur auf skeptische Resultate. In den Quaestionibus Alnetanis wollte Hüet die Harmonie des Offenbarungsglaubens mit der Vernunft darthun; jedoch setzte er immer die Autorität jenes als unbezweifelbar und als die höhere voraus; anstatt daß er bey dieser ihre Trieglichkeit voraussetzte. Er suchte zu beweisen, daß es keinen unerschütterlichen Grund der Ueberzeugung von der Einstimmung der Objecte mit unsern Vorstellungen derselben gebe: und daß der Gewinn, welchen man von aller philosophischen Untersuchung einerndte, zuletzt die Ungewißheit sey, von welcher sich zu befreyen kein anderes Mittel übrig bleibe, als der Glaube an die Offenbarung. Nun sind freylich unter den Glaubenslehren mehrere für die Vernunft widersinnig und unbegreiflich; aber dies kann nicht berechtigen, sie zu verwerfen, da man in der Geschichte findet, daß auch die aufgeklärtesten Völker dergleichen Lehren, Maximen und Gewohnheiten angenommen haben.

Der Skepticismus des Hüet stimmt, wie schon bemerkt worden, nach seinen Gründen im Wesentlichen mit dem Pyrrhonismus zusammen. Eigenthümlich ist ihm aber die Art, wie er sich dem Glauben an die Offenbarung anschließt. Hüet leugnete das Daseyn einer objectiven Wahrheit nicht; denn Gott müsse doch die Objecte wirklich so erkennen, wie sie sind; er supponirte also, um das Daseyn einer objectiven Wahrheit annehmen zu können, das Daseyn Gottes gleichsam als ein Axiom; wiewohl er dieses hernach wieder auf den Offenbarungsglauben stützte. Er leugnete eben so wenig die Möglichkeit einer Erkentniß der objectiven Wahrheit für den Menschen; nur sey es diesem unmöglich, sich mit Gewißheit zu überzeugen, daß er eine solche Erkentniß wirklich besitze. Was der Mangel der Gewißheit der Vernunfterkentniß für den Menschen ersetzt, ist der Glauben, durch welchen wir sogar erst mit Zuverlässigkeit erkennen, daß Gegenstände wirklich ausser uns vorhanden sind. Dieser Glaube ist aber nicht ein Erzeugniß des Menschen selbst, sondern wird dem Menschen von Gott mitgetheilt, sowohl in dem gegenwärtigen als in dem künftigen Leben; nur mit dem Unterschiede, daß der Glauben der Seligen noch stärker ist, als der Glauben der Menschen in diesem Leben seyn kann.

Hiergegen erhebt sich der Einwurf, daß der Skepticismus sich auch nicht mit dem Glauben vertrage, weil dieser immer bereits etwas dogmatisch Gewisses bedarf, worauf er selbst fußen kann, z. B. die Existenz Gottes, oder auch einer göttlichen Offenbarung selbst; daß also mit der Zerstörung aller Vernunftgewißheit auch die Möglichkeit des Glaubens schlechthin aufgehoben werde. Hüet antwortete folgendes: Der Glaube hat seinen Ursprung nicht in der Vernunft; er ist eine übernatürliche Wirkung Gottes in dem Menschen; die Vernunft kann also durch ihre Skepsis selbst an der Möglichkeit einer wahren Erkentniß verzweifeln, und der Glauben, soferne er von Gott unmittelbar in dem Menschen hervorgebracht wird, findet dennoch statt; ja er ist um so kräftiger, je mehr der Mensch durch den Skepticismus die Schwäche und Blindheit seiner Vernunft eingesehen hat. Jener Glauben bezieht sich auf die geoffenbarte Grundwahrheit (veritas prima revelata), die nicht darum geglaubt werden muß, weil sie der Vernunft etwa als evident erscheint, sondern, wie sie ist, um ihrer selbst willen. Das Licht macht sich selbst und zugleich die Objecte sichtbar, die es beleuchtet; eben so offenbart uns jene Grundwahrheit ein Geheimniß, und macht uns zugleich für den Glauben an den Gegenstand desselben empfänglich. Die Vernunft ist also nicht die Ursache des Glaubens, sondern das Werkzeug desselben. Sie empfiehlt selbst den Glauben, nachdem sie mit ihrer eigenen Schwäche vertraut geworden ist. Beurtheilt man die Argumente für die Wahrheit der christlichen Religion aus bloßer Vernunft, so haben sie nur Probabilität; der Glaube hingegen giebt ihnen Gewißheit. Soferne Hüet bey seinem Skepticismus den Glauben zum Zwecke hatte, oder vielmehr jenen durch diesen niederschlug, wollte er auch nicht für einen Pyrrhonier oder Skeptiker angesehen seyn, als welche die Gültigkeit des Glaubens nicht anerkennen. Er erklärte ferner ausdrücklich, daß er nicht den Meynungen anderer folge; es sey seine Meynung, die er vortrage, und die er selbst immer in Zweifel stelle; er wollte deßwegen, wenn seiner philosophischen Denkart ein besonderer Name beygelegt werden sollte, Idiognomiker genannt seyn. Daß Hüet übrigens dem obigen Einwurfe durch die von ihm genommene Ausflucht nicht entgieng, ist klar. Ob die vorausgesetzte geoffenbarte Grundwahrheit wirklich göttlich sey? — Dies zu entscheiden ist gar kein Kriterium vorhanden; da mehrere Völker sich auf göttliche Offenbarungen berufen, die einander schnurstraks widersprechen, und der Glauben daran von Allen als eine übernatürliche Wirkung Gottes betrachtet wird. Demnach vernichtet der Skepticismus der Vernunft auch den Offenbarungsglauben. Es ist dieser Glauben auch nur durch eine Täuschung des Gefühls und der Phantasie, die in frühern religiösen Eindrücken ihren Grund hat, möglich. An sich selbst ist er bey einem vollendeten Skepticismus der Vernunft ein bloßer Wahn*).

Ein anderer skeptischer Gegner des philosophischen Dogmatismus war damals Joseph Glanwill, ein Engländer. Er stritt in einem Werke, das er scientifische Skepsis betitelte**), gegen den Unglauben und gegen den Aberglauben; also war der Zweck seines Skepticismus nicht, alle Wahrheit der Erkentniß verdächtig zu machen, sondern nur Bescheidenheit im Urtheilen zu empfehlen, weil die Schwäche der menschlichen Vernunft seit dem Sündenfalle diese nothwendig mache. Manche seiner Raisonnements sind von den ältern Pyrrhoniern und auch von Montaigne und Charron entlehnt. Er geht die vornehmsten Gegenstände der Erkentniß durch, und zeigt die menschliche Unwissenheit in Ansehung derselben. Am längsten verweilt er bey der Kritik des Aristotelischen, des Cartesianischen und auch des Hobbesischen Systems, und bemüht sich, nicht nur die Blößen dieser aufzudecken, sondern überhaupt darzuthun, daß kein philosophischer demonstrativer Dogmatismus, wie er von den Peripatetikern, Cartesianern u. a. versucht sey, sich zu Stande bringen lasse.

Unter seinen skeptischen Argumenten ist am merkwürdigsten dasjenige, was er von der Zufälligkeit des Caussalverhältnisses hernahm, die er aus eben dem Grunde folgerte, aus welchem sie späterhin von Hume hergeleitet wurde; so daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß Hume dieses Argument ihm verdankte. Die Erfahrung lehrt uns nur, daß ein Ding das andere begleite, oder auf dasselbe folge; nicht aber, daß das eine die Ursache des andern sey. Glanwill fügt noch mehr Gründe gegen die Gültigkeit unserer Erkentniß von den Ursachen der Erscheinungen hinzu. Die Erscheinungen sind in der Welt so mit einander verbunden und vermischt, daß es nicht leicht möglich ist, eine bestimte Wirkung einer bestimten Ursache mit Gewißheit zuzuschreiben; und da nach dem Begriffe der Causalität selbst die Ursachen eine fortlaufende Reihe ausmachen; so müssen wir alle Ursachen eines Dinges kennen, wenn wir über die Ursache desselben überhaupt urtheilen wollen; was doch nicht möglich ist. Aller Dogmatismus beruht folglich auf einer eitlen und ungegründeten Anmaaßung; er geht aus der Unwissenheit hervor, erzeugt Einseitigkeit, Irrthümer und ist dem freyen Philosophiren schäd-

*) Die Entstehungsart des Skepticismus des Hüet lernt man am besten aus der Vorrede zu der Schrift über die Schwäche des menschlichen Verstandes kennen. Das Verhältniß des Glaubens zur Vernunft untersucht Hüet auch im ersten Buche der Quaest. Alnet. Vgl. Stäudlin's Geschichte und Geist des Skepticism B. II. S. 80 ff.

**) Scepsis scientifica, or confest ignorance the way to Scienzy, in an essay of the vanity of dogmatizing and confident opinion; with a reply to the exceptions of the learned Thomas Albius. Den Verdacht des völligen Skepticismus und der Verachtung aller Philosophie lehnt Glanwill besonders in der Vertheidigung gegen Thomas Albius ausdrücklich von sich ab.

lich. In diesem Betrachte ist es wohlthätig, ihm die Skepsis entgegenzusetzen. „Die Dogmatiker", sagt Glanwill, „verrathen Armuth und Beschränktheit des Geistes. Sie sind Pedanten, die sich der Geistesesclaverei unterworfen haben. Ein liberaler Geist behauptet die Freyheit seines Urtheils, und wird sich nicht in einen Meynungskerker einsperren lassen. Er prüft Alles mit gleicher Aufmerksamkeit, und urtheilt so unpartheyisch, wie Rhadamanth; anstatt daß der Pedant nichts hören mag, als was mit seinen Vorurtheilen zusammenstimt, und nicht weiter sehen kann, als der Horizont seines Gefängnißes sich erstreckt. Die Vorstellungsart des liberalern Geistes ist nur temporär; er behält sie so lange, bis eine bessere Evidenz seine vorige Ueberzeugung ändert."

Heinrich Graf von Bünau

ward am 2. Juni 1697 in Weißenfels geboren, studirte zu Leipzig und zeichnete sich schon früh durch Geist und Fähigkeiten aus, so daß er bereits 1716 Oberhofgerichtsassessor daselbst wurde und von Stufe zu Stufe zum wirklichen Geheimerath, Appellationsgerichtspräsidenten und Director der Grafschaft Mannsfeld 1734 emporstieg. 1742 trat er in die Dienste Kaiser Karl VII. und ward zum wirklichen Reichshofrath, Reichsgrafen und bevollmächtigten Minister erhoben und nach Niedersachsen gesandt. Nach des Kaisers Tode ward er Statthalter von Weimar und Eisenach (1751) und, sobald der Herzog von Weimar mündig geworden, dessen erster Minister. Als sein Fürst jedoch 1758 starb, wählte er sein Gut Osmannstädt zu seinem dauernden Aufenthalte und entschlief hier zu einem besseren Daseyn am 7. April 1762.

Von ihm erschienen:

Deutsche Kaiser- und Reichshistorie. 8 Bde. Leipzig, 1728 — 43. 4.

Historie des Krieges zwischen Frankreich, England und Deutschland (französisch und deutsch). Regensburg, 1763 — 67. Fol. 4 Bde.

Graf B. war einer der ersten gründlichen Bearbeiter der deutschen Geschichte; gründliches Quellenstudium, historischer und politischer Scharfblick und eine für die damalige Zeit seltene Sorgfalt in der Darstellung werden ihm stets einen ehrenvollen Rang unter den deutschen Historikern sichern. — Leider blieb sein größeres Werk (deutsche Kaiser- und Reichshistorie) unvollendet.

Friedrich Gottlob Julius Burchard,

als dramatischer Schriftsteller Max Roller genannt, ward am 26. April 1767 in Rostock geboren, studirte die Rechte und starb in der Blüthe seiner Jahre als Dr. jur., Privatdocent und Advocat am 27. Juli 1807 in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

Der Graf von Santa Vecchia, Gemälde der Schwärmereien des 18. Jahrhunderts. Berlin, 1792.

Die Dichterfamilie. Lustspiel. Berlin, 1794.

Ihm ist Talent, Gefühl und Kraft nicht abzusprechen; nur gefällt er sich in der Rohheit, weßhalb auch seine Schriften im Ganzen nur wenig Beifall fanden. — Bei größerer Strenge gegen sich selbst würde er gewiß manches Gute geleistet haben.

Samuel Gottlieb Bürde

ward am 7. December 1753 in Breslau geboren, erhielt seine Jugendbildung auf dem Elisabeth-Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann die Rechte zu Halle. Nach seiner Rückkehr von der Universität ward ihm eine Anstellung als Lehrer an einem Institut, und er trat darauf 1778 als Privatsecretair in die Dienste des Grafen von Haugwitz, mit dem er eine Reise in die Schweiz und Italien machte. Nach Vollendung derselben widmete er sich der kameralistischen Laufbahn, wurde Kammersecretair, dann geheimer Secretair bei dem General-Finanzdepartement und 1806 Kanzleidirector der k. Kammer zu Breslau. Er starb daselbst in hohem Alter am 28. April 1831.

Seine Schriften sind;

Die Entführung. Lustspiel. Breslau, 1779.
Der Hochzeitstag. Trauerspiel. Breslau, 1779.
Erzählungen von einer Reise durch die Schweiz und Italien. Breslau, 1785.
Geistliche Poesieen. Breslau, 1787. N. A. 1818.
Vermischte Gedichte. Breslau, 1819.
Milton's verlornes Paradies. 2 Thle. Breslau, 1793. N. A. 1822.
Die Morlaken, aus dem Französischen. Berlin, 1790. 2 Thle.
Operetten. Königsberg, 1794.
Erzählungen. Königsberg, 1795.
Das verlassene Dörfchen, aus dem Englischen. Breslau, 1796. N. A. 1812.
Poetische Schriften. Breslau, 1803 — 5. 2 Thle.
Erbauungsgesänge für den Landmann. Breslau, 1817.
Poetische und prosaische Beiträge in Becker's Erholungen, dem neuen deutschen Merkur, theils unter eigenem Namen, theils unter dem Namen Londin u. s. w.

Echte, ungeheuchelte Frömmigkeit, Leichtigkeit und Wohlklang, Correctheit und warmes Gefühl zeichnen B's Leistungen vortheilhaft aus; doch fehlt es ihnen auf der anderen Seite an Tiefe und Originalität der Gedanken und an Kraft. Seine Uebersetzungen sind größtentheils sehr gelungen zu nennen, und es ist zu bedauern, daß er nicht mehr in diesem Fache arbeitete. — Wir theilen hier eine Probe aus der Uebertragung des ersten Gesanges von Arioste's rasendem Roland, welche zwar durch die treffliche Arbeit von Gries weit überflügelt wurde, aber doch wegen der Leichtigkeit und Gefälligkeit, die in derselben vorherrscht, nicht geringes Lob verdient.

Arioste's rasender Roland *).

Erster Gesang.

1.

Die Damen und Ritter, die Waffen, die Kämpf', auf dem Felde
Des Ruhms und der Liebe, besing' ich, und melde,

*) Aus: Erholungen, herausgegeben von Becker. 1803.

Was damals sich begab, als übers Meer
Von Afrika der Mauren Heer
Nach Frankreich kam, das schönste Reich der Christen
Mit Schwert und Feuer zu verwüsten.
Sie führte Agromant, ihr König, der über den Tod
Trojans erbittert, Carln, dem Kaiser, Fehde bot.

2.

Und Ding', in Prosa nicht und nicht in Reimen vorhanden,
Vom Ritter Roland, erzähl' ich dabei:
Wie er aus Liebeswuth zuletzt in Raserei
Verfiel; Er, der so lang' im Ruf der Klugheit gestanden:
Gefällt es anders ihr, die mich ihm ähnlich macht,
Von meinem bißchen Witz, um das sie mich gebracht,
So viel mir wieder auszuspenden,
Als ich bedarf, was ich beginne, zu vollenden.

3.

Nimm, edler herkulischer Sproß, erlauchter Hippolyt,
Du, unsrer Zeiten Stolz und Zierde! —
Nimm diesen bunten Strauß von Blumen — bald verblüht! —
Das dürftige Geschenk grenzloser Dankbegierde!
Zwar Töne sind es nur, vergängliches Papier,
Kein Ehrenmal von Erz: doch die geringe Gabe
Bezahlt dir meine Schuld; o Herr! genüge dir
Dieß Wenige! — es ist das Ganze meiner Habe!

4.

Lobpreisen soll mein Lied der Vorzeit würdigste Helden.
Voll brennenden Eifers betret' ich die Bahn,
Um Alles, was Roger, dein glorreicher Ahn,
Geleistet, der staunenden Nachwelt zu melden.
Von seinen Tugenden und Thaten sing' ich dir vor,
Wenn du, in Stunden der Muße, dein Ohr
Mir gönnst, und sich dein Geist, einheimisch in höheren Sphären,
Herabläßt, dem Gesang des Dichters zuzuhören.

5.

Graf Roland, der seit langer Zeit
Sein Herz und seinen Arm der schönen Angelica weiht,
Für die er am Ganges und Nil unendliche Trophäen
Zurückließ, war am Fuß der Pyrenäen
So eben angekommen mit ihr.
Wer drob sich höchlich freut, ist Kaiser Carl, der hier
Im Lager stand, an den äußersten Schranken
Des Reichs, mit einem Heer von Deutschen und Franken.

6.

Zwei Königen galts; es soll Marsil und Agromant,
Bereuend ihren Wahn, sich vor die Stirne schlagen. —
Der hatt' aus Africa, was Schwert oder Lanze zu tragen
Vermochte, hergeführt; und Jener, von Rachgier entbrannt,
Das schöne Frankreich zu verwüsten,
Ganz Spanien aufgehetzt, sich gegen den Kaiser zu rüsten.
Recht zur gelegenen Zeit erschien der Ritter beym Heer
Des Ohms; doch bald bereut er seine Wiederkehr.

7.

Hier, wo er sich eben am sichersten glaubt,
Wird ihm (so pflegt des Menschen Urtheil zu trügen!),
Die er in Ost und West, auf langen Wanderzügen,
Beschützt, — Angelica, im Kreis der Freunde geraubt.
Kaum angelangt im Vaterlande
Verliert er sie. Der kluge Kaiser sah
In ihr den Zunder zu einem gewaltigen Brande;
Auf sein Geheiß verschwand Angelica.

8.

Nicht minder als Graf Roland war
Rinald, sein Vetter, verliebt in die Schönste der Schönen;
Und darum kam es zwischen diesem Paar
Rivalen bald zu heftigen Scenen.
Carl, den es kränkt, daß ein verliebter Zwist
Ihm Beider Hülf' entzieht, bedient sich einer List;
Er übergiebt, dem Uebel im Keime zu steuern,
Das Fräulein der Obhut des Herzogs von Baiern.

9.

Und zu belohnen verspricht der Kaiser mit der Schönen
Von beiden Werbern den, der an dem Tage der Schlacht
Die größre Zahl im Heer der Saracenen
Erlegt. Doch anders, als man gewünscht und gedacht,
Entschied das Glück. Die Heiden errangen
Den Sieg, die Christen flohn, der Herzog ward gefangen,
Mit ihm zugleich noch mancher Held;
Und ohne Wächter blieb das Zelt.

10.

Hier war Angelica. Doch da ihr ahnt, es werde
Den Franken heut das Glück den Rücken drehn,
So stieg sie, eh es noch zum Treffen kam, zu Pferde,
Den Weg zur sichern Flucht im Voraus zu erspähn.
Und als sie sieht, daß die Getauften weichen,
Spornt sie ihr Roß, und sucht den nahen Wald zu erreichen;
Dort trifft sie auf verengter Bahn,
Bald einen Ritter, der zu Fuß daher kommt, an.

11.

Er lief, am Arm den Schild, an der Seite den Degen,
Den Helm auf dem Kopf, mit dem Panzer die Schultern beschwert.
Nicht schneller rennt, dem Preiß des Wettlaufs entgegen,
Die Jugend des Dorfs; nicht plötzlicher fährt
Die Schäferin zurück, die einen Strauß sich pflücket,
Und unter Blumen die Natter erblicket,
Als jetzt, so bald sie den Ritter ersieht,
Angelica ihr Roß umlenkt, und Spornstreichs flieht.

12.

Es war der Sohn des Herrn von Montalban,
Der tapfre Paladin Rinald, der, ohne Bahn,
Den Wald durchzog, nacheilend seinem Pferde,
Dem edlen Bajard, der ihm, er wußte nicht wie?
Entkommen war. — Und an der holden Geberde,
Und reizenden Gestalt, die seiner Phantasie
Stets vorschwebt, kannte er, sobald er sie erblickte,
Die Schöne, die sein Herz mit Liebesnetzen umstrickte.

13.

Die Dame, leichenblaß vor Schrecken,
Ob dieser Erscheinung, lenkt um, giebt ihrem Gaule die Sporn,
Und jagt Wald ein, durch Busch und Dorn,
Setzt über Graben, springt über Hecken,
Und läßt dem Gaul des Weges Wahl.
Schon war sie weit über Berg und Thal,
Mit aufgelöstem Haar und flatterndem Gewande,
Gejagt; jetzt fand sie sich an eines Flusses Rande.

14.

Der Sarazene Ferrau stand
Am Wasser hier. Erschöpft von Kampf und Sonnenbrand,
Hatt' er vom Schlachtfeld sich gestohlen,
Durch einen frischen Trunk und Ruh sich zu erholen.
Doch wider Willen hielt ein eignes Mißgeschick
An diesem Ort ihn länger zurück;
Aus Unvorsichtigkeit war ihm, als er getrunken,
Der Helm entfallen, und untergesunken.

15.

Das Fräulein schreit, so laut sie kann,
Und hurtig springt der Saracene
Auf ihr Geschrei das Ufer hinan;
Und, obgleich die verfolgt sich glaubende Schöne,
Ganz außer sich vor Angst und Hast,
Und todtenbleich erscheint, — so wie er ins Auge sie faßt
Erkennt sie Ferrau: es sind Angelica's Züge;
Unmöglich ists, daß so die Aehnlichkeit trüge!

16.

Auch Ferrau liebte sie, vielleicht nicht minder warm,
Als jene tapfre Vettern Beide.
Er fliegt ihr zu Hülfe, er beut ihr den Arm,
Reißt seinen Säbel schnell aus der Scheide,
Und rennt, wenn schon das Haupt kein Helm ihm bedeckt,
Kühn auf Rinalden, den sein Angriff wenig schreckt;

Denn oft schon hatte dieß Paar sich mit den Waffen gemessen,
Und keiner des muthigen Gegners vergessen.

17.

Sie steigen ab, und mit entblößtem Stahl
Beginnen sie auf Tod und Leben zu fechten:
Die Hiebe fallen dicht, und schneller als der Strahl
Des Donners auf Panzer und Schild. Ambose kaum vermöchten
Der Schwerter Schärf' und Wuth zu widerstehn;
Die Rüstung muß, so stark sie ist, in Trümmern gehn.
Die Schöne wendet ihr Pferd, und mit verhängtem Zügel,
Jagt sie davon, über Ebnen und Hügel.

18.

Geraume Zeit focht das ergrimmte Paar,
Doch keiner krümmte dem andern ein Haar;
Denn Dieser führte genau so gut wie Jener den Degen,
Auch stemmte gleiche Kraft sich gleicher Kraft entgegen.
Der Sohn des Herrn von Montalban
Hielt ein; und redete zuerst den Gegner an;
Weil dieser, dem das Blut in allen Adern kochte,
Vor Wuth sich nicht zu zügeln vermochte.

19.

Er spricht zum Heiden: mir nur glaubst du Quaal
Zu schaffen, und du schärfst dir selbst die Schmerzen.
Entzündete der neuen Sonne Strahl
Der Liebe Brand in deinem Herzen,
Glühst du für sie: was frommt es dir,
Mich zu besiegen! — Nichts kann dir mein Tod gewinnen;
Den Preis des Siegs — die Schöne, lassen wir,
Indeß wir fruchtlos kämpfen, entrinnen!

20.

Liebst du sie auch; so höre meinen Rath!
Laß uns sogleich, eh wir die Spur verlieren,
Verfolgen den von ihr gewählten Pfad,
Und glückt es uns, sie auszuspüren,
Sie einzuholen; — nun, alsdann
Mag unser Loos das Schwert entscheiden:
Jetzt seh' ich nicht, was uns der Kampf gewähren kann,
Als Zeitverlust; wir häufen nur Leiden auf Leiden.

21.

Dem Saracenen leuchtet dieß ein,
Der Zweikampf wird für jetzo aufgehoben;
Und die vor Wuth und Rachgier schnoben,
Die reichen sich die Hand zum friedlichen Verein.
Der Heide will allein, (ist gleich das Pferd sein eigen,)
Nicht reiten; er verlangt, es soll der Paladin
Den Sattel, den er ihm einräumt, besteigen,
Um so Angelica's Spur gemeinsam nachzuziehn.

Gottfried August Bürger.

Wir weichen bei diesem ausgezeichneten Dichter von unserer gewöhnlichen Art und Weise einer kürzeren biographischen Notiz ab und theilen, da Raum und Verhältnisse es uns gestatten, hier die ausführlichere vortreffliche Skizze von Bürger's Lebensverhältnissen, welche dessen Arzt und Freund Althof kurz nach dem Tode des Dichters entwarf, zu besserem Verständniß des Folgenden mit. Sie lautet:

Johann Gottfried Bürger, der Vater unsers Dichters, war im Jahre 1706 zu Pomsfelde, wo sein Vater Pachter eines Asseburgischen Gutes war, geboren. Er studierte von 1726 bis 1729 in Halle, wurde 1742 Prediger zu Wolmerswende, und verheirathete sich noch in demselben Jahre mit der einzigen Tochter des Hofesherrn Jacob Philipp Bauer in Aschersleben, Gertrud Elisabeth. Im Jahre 1748 wurde er dem Prediger Abel zu Westorf im Ascherslebischen adjungirt, und trat diese neue Stelle 1763 an; starb aber schon 1765 an der Ruhr. Seine Gattinn war den 16. März 1718 in Aschersleben geboren, und starb daselbst zehn Jahre nach ihrem Gatten den 24. November 1775. Sie hinterließ von fünf Kinder nur folgende drei:

1. Henriette'n Philippine'n, jetzt verehelicht mit dem geistlichen Inspector, Herrn Doctor Oesfeld in Lößnitz im Erzgebirge;
2. unsern Gottfried August;
3. Friederike'n Philippine'n Luise'n, jetzt Gattinn des Herrn Amts-Procurators Müllner zu Langendorf bei Weißenfels.

Unser Dichter wurde im Jahre 1748 zu Wolmerswende, Freiherrlich Asseburgischen Gerichts Falkenstein im Fürstenthum Halberstadt, geboren, und zwar, wie er selbst sagte, in der ersten Stunde des Jahres, unter den Gesängen, womit man nach alter Sitte das angekommene neue Jahr vom Kirchthurme herab zu begrüßen pflegt.

Von seiner Kindheit erzählte er, daß seine Aeltern sich gar nicht zu großen Erwartungen von ihm berechtigt, vielmehr ihn für einen erzdummen Jungen gehalten hätten; wie er denn überhaupt, sowohl am Leibe als Geiste, nur langsam gewachsen sey. Indessen lernte er doch sehr früh Deutsch lesen und schreiben. Ja, er versicherte oft, daß er sich vieler Dinge aus seinem dritten Lebensjahre noch sehr lebhaft erinnerte; daß er aber die Zeit nicht mehr wüßte, da er noch nicht vollkommen fertig lesen und schreiben können. Offenbar ist dieses wohl ein leicht begreiflicher Irrthum seines Gedächtnisses; denn ein Kind, das im dritten Jahre schon vollkommen fertig lesen und schreiben gekonnt hätte, würde unfehlbar allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich gezogen haben, wenigstens von Niemanden für einen erzdummen Jungen gehalten worden seyn. Bürger versicherte ferner: So wenig diese Fertigkeiten, als irgend eine andere Kenntniß seines nachfolgenden Lebens bis in sein männliches Alter, hätten ihm die geringste Anstrengung oder Mühe gekostet; es wäre auch sehr wenig, was er von Lehrern und aus Büchern gelernt hätte, da es ihm immer in den Lehrstunden an Aufmerksamkeit, und außer denselben an Geduld gefehlet, ein Buch anhaltend aus zu lesen. Er müßte sich oft innerlich wundern, wenn er einen Blick in die Vorrathskammer seiner Kenntnisse thäte, wie und woher der Plunder alle hinein gekommen? Das Meiste wäre ihm hier und da und dort und überall wie von selbst gleichsam angeflogen.

Bis in sein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als lesen und schreiben; behielt aber mit großer Leichtigkeit im Gedächtnisse, was er sowohl in der Bibel, als im Gesangbuche las. Er liebte vorzüglich die historischen Bücher, die Psalmen und Propheten, am allermeisten aber die Offenbarung Johannis. Auch aus dem Gesangbuche behielt er viele Lieder, die er einige Male gelesen hatte, auswendig. Seine Lieblingslieder waren: Eine feste Burg ist unser Gott, u. w.; O Ewigkeit du Donnerwort, u. w.; Es ist gewißlich an der Zeit, u. w.; und eins, das sich anfing: Du, o schönes Weltgebäude, u. w. Er erinnerte sich noch kurz vor seinem Tode der Begeisterung, zu welcher ihn das erste jener Lieder oft erhoben hatte, und bei einigen Strophen des Liedes: Es ist gewißlich an der Zeit, u. w. tönten, wie er sagte, schon damals ganz dumpf die Saiten seiner Seele, welche nachher ausgeklungen haben.

Schon als zehnjähriger Knabe suchte Bürger zuweilen die

Einsamkeit. Er liebte vorzüglich die freien grünen und mit sparsamen Buschwerk bewachsenen Hügel, wo er jeden Busch, jede Staude, jeden Distelkopf um sich her beleben konnte. Das Grausen, welches uns oft in der Einsamkeit, oder in der Dämmerung, wenn Tag und Nacht sich scheiden, oder im Mondscheine, oder in dunkeln Wäldern ankommt, verursachte ihm eine sehr angenehm erschütternde Empfindung.

Schon diese Züge scheinen eine besondere Stimmung der Phantasie und poetische Anlage zu verrathen; aber diese Anlage zeigte sich noch deutlicher dadurch, daß der Knabe ganz aus eigenem Triebe, und ohne durch das Beispiel seines sehr prosaischen Vaters, oder durch andere Muster, als welche Bibel und Gesangbuch ihm lieferten, dazu aufgefordert zu werden, anfing, Verse zu machen, ehe er noch die allerersten Elemente der Grammatik erlernt hatte. Das größte Verdienst dieser Verse mochte freilich wohl darin bestehen, daß sie im Metrum vollkommen richtig waren. Noch als Mann that er sich etwas darauf zu gute, daß er in dieser Rücksicht schon als Knabe manche erwachsene und geschickte Leute übertroffen hätte, die für einen Fuß in der Scansion zu viel oder zu wenig, für eine lange oder kurze Sylbe, für einen richtigen oder unrichtigen Reim, für einen männlichen oder weiblichen Ausgang kein Ohr haben. Bürger hörte und fühlte das Alles in seiner ersten Kindheit schon gleichsam von Natur; er wußte, was recht oder unrecht war, und ließ, nach seinem eigenen Ausdrucke, sich dabei todt schlagen; er wußte aber nicht, warum?

Bei dem Allen wollte und konnte der poetische Knabe erst lange kein Latein lernen. Man gab ihm den Donat; aber er konnte, ungeachtet aller Schläge, und aller Anstrengungen von seiner Seite, in zwei Jahren noch nicht Mensa declinîren, ob er gleich, wie er meinte, das ganze Gesangbuch ohne Schwierigkeiten auswendig gelernt haben würde.

Bürger's Vater war zwar mit mancherlei Kenntnissen nach der damaligen Studier-Art, versehen, und dabei ein guter, ehrlicher Mann; aber er liebte eine ruhige Bequemlichkeit und seine Pfeife Toback so sehr, daß er, wie mein Freund wohl zu sagen pflegte, immer erst einen Anlauf nehmen mußte, wenn er einmal ein Viertelstündchen auf den Unterricht seines Sohnes verwenden sollte. Seine Gattinn war eine Frau von den außerordentlichsten Geistesanlagen, die aber so wenig angebauet waren, daß sie kaum leserlich schreiben gelernt hatte. Bürger meinte, seine Mutter würde, bei gehöriger Cultur, die berühmteste ihres Geschlechts geworden seyn; ob er gleich mehrmals eine starke Mißbilligung verschiedener Züge ihres moralischen Charakters äußerte. Indessen glaubte er von seiner Mutter einige Anlagen des Geistes, von seinem Vater aber eine große Uebereinstimmung mit dessen moralischem Charakter geerbt zu haben.

Wenn der Vater sich nicht allzu oft mit dem Söhnchen abgab, so überhörte ihm die Mutter desto öfter das Donat-Pensum. Als aber dennoch gar zu wenig davon in den Kopf wollte, so wurde der Knabe zu dem Informator der Kinder eines benachbarten Predigers geschickt. Zum Unglück waren die Zöglinge desselben schon gar zu weit vor unserm Bürger voraus, und während der Lehrer jenen den Virgil erklärte, wurde diesem Lange'ns Grammatik in die Hand gegeben, um die Declinationen daraus zu lernen. Aber wenn er gleich seine Augen wohl auf die Grammatik richten mußte, so waren doch Geist und Ohr immer mit den poetischen Brocken beschäftigt, welche bei der Erklärung des Virgils abfielen, und die unser junge Dichter begierig auffing. Die Folge davon war, daß er seine Declinationen nie lernte, und daß man ihn für sehr hartlernig und unfähig zum Studieren hielt.

Als er schon zwölf Jahr alt war, nahm sein Vater einst wirklich eine Art von Anlauf, und beschoß ihn selbst im Nepos vorzunehmen. Er übersetzte ihm denselben zuerst Wort für Wort, dann erklärte er ihm den Sinn, und zuletzt sagte er ihm eine ganze Periode Deutsch vor. Auf diese Art lernte der junge Bürger zwar in kurzer Zeit den Nepos vollkommen verstehen, aber die Lateinischen Wörter darin blieben ihm Böhmische Dörfer.

Bald darauf, im Jahre 1760, wurde er zu seinem Großvater nach Aschersleben geschickt, um die dortige Stadtschule zu besuchen. Der Rector derselben war Georg Wilhelm Auerbach, welcher dem Vater unsers Dichters zu Westorf im Amte nachfolgte. Ob er nun gleich hier wohl nebenher ein wenig Latein lernte, so erkaltete doch seine Liebe zu Allem, was poetisch war, so wenig, daß er vielmehr jetzt sich schon selbst an größere Versuche wagte. Es ist noch ein, wie wohl einige Jahre später verfertigtes Fragment von siebenzehn achtzeiligen Strophen vorhanden, welches die Aufschrift führt: Die Feuersbrünste am 4. Januar und 1. Aprill des 1764. Jahres zu Aschersleben, geschildert von Gottfried August Bürger, d. F. K. u. W. B. Dieses Product hat wenigstens das vorhin gerühmte Verdienst der Richtigkeit in Reim und Sylbenmaß; ob es noch andere Verdienste habe, und bereits etwas von dem ahnden lasse, was sein Verfasser in der Folge geleistet hat, darüber getraue ich mir nicht zu urtheilen. Es ist durchaus voll religiöser Gefühle.

Aber auch in einer andern Gattung von Gedichten machte der junge Bürger schon damals Versuche, deren Folgen wenigstens nicht sehr aufmunternd für ihn waren. Nach dem Urtheile der Kunstrichter würde der Verlust für die Kunst eben nicht groß gewesen seyn, wenn er sich durch diese Folgen, die ich gleich erzählen werde, für immer von ferneren Versuchen in dieser Gattung hätte abschrecken lassen. Vielleicht hätte er noch den Vortheil davon gehabt, daß ihm dann in den letzten Jahren seines Lebens Mancher wohl gewollt hätte, der ihm nun übel wollte. Doch zur Sache. Er verfertigte einst auf den ihm anstößigen ungeheuern Haarbeutel eines Primaners ein Epigramm, welches eine solche Wirkung auf den Herrn des Haarbeutels machte, daß es in der Schule zum Haargemenge kam. Diesem machte der Rector Auerbach ein Ende, und bestrafte, nach angestellter Untersuchung, den Epigrammatisten, als auctor rixae, mit so derben Schlägen, daß der Großvater desselben den Rector verklagte, und wirklich eine Art von Genugthuung für die zu harte Bestrafung seines Enkels erhielt. Dieß war die Veranlassung, daß dieser nun, im Jahre 1762, von dem Großvater nach Halle auf das Pädagogium geschickt wurde.

Auch hier ließ derselbe sich zuweilen muthwillige Streiche zu Schulden kommen, welche ihm zwischen durch kleine Züchtigungen zuzogen; doch war dabei nie eine Spur von Bosheit oder Schadenfreude zu entdecken. Das damals übliche Chrienmachen wollte ihm durchaus nicht gefallen. Desto besser gefielen ihm die Uebungen im Versemachen, welche der nunmehrige Herr Professor Leiste in Wolfenbüttel, als damaliger Lehrer am Pädagogium, mit den Schülern seiner Classe anstellte. Es wurden ihnen nämlich Anfangs Verse aus den besten Deutschen Dichtern in versetzter Ordnung der Wörter aufgegeben, um sie wieder in die metrische Ordnung zu bringen. Dann wurde ihnen bloß der Inhalt guter Gedichte angegeben, um ihn poetisch zu bearbeiten, und ihre Arbeiten wurden nach den ungenannten Mustern verbessert. Diesen Unterricht genoß zu eben der Zeit auch der jetzige Herr geheime Finanz-Rath von Göckingk. Bei Beiden zeigte sich, nach der Bemerkung ihres Lehrers, schon damals die entschiedene Anlage zur Dichtkunst, und bei Bürger'n soll sich auch schon die besondere Vorliebe für die Volks-Poesie deutlich verrathen haben.

Im Jahre 1764 bezog er die Hallische Universität, um, nach dem Willen seines Großvaters, Theologie zu studieren. Dieses Studium war zwar seiner Neigung ganz entgegen, und er hätte lieber jedes andere gewählt; aber der Großvater, von dem er, zumal nach dem bald darauf erfolgten Tode seines Vaters, ganz abhing, wollte durchaus einen Geistlichen

aus ihm haben. Bürger hat auch wirklich einmal in einer Dorfkirche in der Gegend von Halle gepredigt.

Einen großen Gönner und Freund fand er in dem geheimen Rath Klotz. Wer den Charakter und die Sitten dieses für sein Glück und bleibenden Ruhm zu schnell berühmt gewordenen Mannes gekannt hat, der wird es sehr begreiflich finden, daß der öftere und ziemlich vertraute Umgang mit demselben auf die Moralität eines Jünglings von Bürger's lebhafter Phantasie und reger Sinnlichkeit großen Einfluß haben mußte. Und ich möchte behaupten, dieser Einfluß sey noch lange in des Dichters Leben, und selbst in seinen Gedichten bemerkbar geblieben.

Doch mochte Bürger auch manches Nützliche von seinem Freunde lernen, vorzüglich in dem Fache der alten Literatur, mit der er sich damals am liebsten beschäftigte. Unter Meusel's Vorsitze vertheidigte er eine Dissertation De Lucani Pharsalia mit Beifall. Aber im Ganzen studierte er doch ohne rechten Plan, und schwärmte zwischen durch, unter Anführung seines Lehrers und Freundes, nicht wenig; bis endlich der Großvater erfuhr, daß der Enkel nicht so lebte, als es seinen Wünschen und der künftigen Bestimmung desselben gemäß wäre, und ihn im Zorn von Halle zurück berief. Aber es muß dem geliebten Enkel doch gelungen seyn, den Zorn des Großvaters zu besänftigen; denn dieser erlaubte ihm, nicht allein Ostern 1768 nach Göttingen zu gehen, sondern auch, die seiner Neigung so wenig entsprechende Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen.

In Göttingen legte er sich nun mit einigem Eifer auf die Rechtswissenschaft, und lernte wenigstens seine Pandecten recht gut verstehen. Aber der Einfluß seiner Verbindung mit Klotz'en wurde hier auf's neue sichtbar. Er bezog nämlich das Haus, welches Klotz'ens Schwiegermutter bewohnte; gerieth in diesem Hause bald in noch engere Verbindungen welche weder auf sein Studieren, noch auf seine Sitten vortheilhaft wirken konnten, und verlor nun auch allmählig den Hauptzweck seines Aufenthaltes in Göttingen so sehr aus den Augen, daß der Großvater, der Alles erfuhr, nach und nach seine Hand von ihm abzog, und ihn, den er für einen ohne Rettung verlornen Menschen ansah, ganz ohne Unterstützung ließ. Einer seiner nachherigen besten Freunde sagt: Bürger sey damals in einer Lage gewesen, daß man ihn habe kennen und schätzen müssen, um sich seinem Umgange nicht zu entziehen. — Indessen hatte er doch das Glück, mit einer Gesellschaft trefflicher Köpfe, die seinen Werth wenigstens zu ahnen wußten, in Bekanntschaft und mit der Zeit in innige Freundschaft zu kommen. Unter ihnen waren Biester, den er immer vorzüglich liebte, Boie, Baron von Kielmannsegge, Sprengel, u. A. Ohne diese wackeren Freunde, die ihn hielten, wäre Bürger vielleicht wirklich verloren gewesen. Glücklicher Weise verdrängte ihn auch ein rüstigerer Liebhaber aus dem Herzen der Zauberinn, die ihn fesselte, und er warf sich wieder in das Studium der alten Literatur. Er machte um diese Zeit auch Verse; allein seine Freunde bemerkten oder achteten doch damals noch nicht die Geniefunken, welche aus den ungeheuer erhabenen Producten, die er ihnen zuweilen vorlas, hervor blitzten. Aber einst hatte er in einer Gesellschaft auf Sprengel's Zimmer einen Abend froh hingebracht, und seinen Ueberrock zurück gelassen. Diesen forderte er am andern Morgen in einer burlesken, aber geistvollen Epistel in Versen wieder. Sprengel fand in dieser Epistel viel Genialisches, und auch Boie, dessen Urtheil damals auf ihn zu wirken anfing, meinte, er habe hier vielleicht zufällig die Art getroffen, in der er in der Folge etwas Vorzügliches leisten könnte. Dadurch wurde er zu ähnlichen Versuchen ermuntert, und sein nächster war das erste von ihm gedruckte Lied: Herr Bacchus ist ein braver Mann, u. w., welches unverändert, so wie es niedergeschrieben worden war, bekannt gemacht wurde.

Um diese Zeit las und studierte er mit seinen Freunden gemeinschaftlich die besten Muster der Alten und Neueren, der Franzosen, der Engländer, der Italiener und auch der Spanier, deren Sprache sie mit großem Eifer und zum Theil ohne Lehrer erlernten. Boie verwahrt noch eine Novelle, welche Bürger damals, durch eine Wette veranlaßt, in Spanischer Sprache schrieb. Shakespear war so sehr ihr Liebling und Muster, daß sie in ihrem Zirkel nur in seinen Ausdrükken zu reden pflegten. Einige von ihnen, unter denen sich auch Bürger befand, feierten einmal Shakespear's Geburtstag mit so öffentlichem Jubel, daß sie ihren Rausch auf dem Carcer ausschlafen mußten.

Gotter, nach Französischen Mustern gebildet, und schon damals ein Mann von Welt und gutem Tone, wurde in Göttingen allgemein als Dichter anerkannt, als Boie um Ostern 1769 dahin kam. Gleiche Neigungen knüpften zwischen Beiden bald das Band der Freundschaft. Der Französische Musen-Almanach, den sie zusammen lasen, erzeugte in ihnen den Gedanken eines ähnlichen Institutes für Deutschland, und dieser Gedanke wurde unverzüglich ausgeführt. Der vortreffliche Kästner, dem sie ihn mittheilten, billigte ihn, und unterstützte die Ausführung. Beide Freunde trugen bei, was sie unter ihren Versuchen am wenigsten unvollendet glaubten, und den übrigen Raum füllten einzeln gedruckte, oder in fliegenden Blättern verlorne Stücke älterer Dichter. So entstand der erste deutsche Musen-Almanach für das Jahr 1770, dem die Sammler am wenigsten die günstige Aufnahme versprachen, die er fand. Von den folgenden besorgte Boie, dessen literarische Verbindungen sich durch eine Reise nach Berlin vermehrt hatten, die Herausgabe allein, und setzte ihn, von Gotter, Bürger, den nach und nach um ihn versammelten jüngeren guten Köpfen, und selbst von Meistern in der Kunst unterstützt, bis 1775 fort. Zwei von den beiden genannten Freunden dem lieblichen Bernard nachgesungene Lieder hatten Bürger'n gereizt, auch dessen Hameau nachzubilden. Die Feile mußte aber lange und wiederholt gebraucht werden, ehe er es dem mit der Kritik schon vertrauten und von Ramler'n mehr in die Geheimnisse der Kunst und des Versbaues eingeweiheten Boie zu Danke machen konnte, und das Dörfchen so da stand, wie wir es nun in seinen Werken lesen.

Bürger beneidete, nach seiner eigenen Versicherung, die Leichtigkeit und Correctheit seines Freundes, und bildete sich under dem Tadel desselben, indem er ihm naß aus der Feder Alles brachte, was er schrieb, sich gegen dessen Kritiken manchmal herzhaft wehrte, und in der ersten Freude über ein gelungenes Stück ihn oft komisch beschwor, doch ja keinen Fehler daran zu finden! Er lernte dadurch die diesem Freunde oft verdankte Kunst, de faire difficilement des vers; und diese freundschaftlichen Erörterungen legten den Grund zu der Correctheit, welcher Bürger immer mehr nachstrebte, und die in der Folge seine Gedichte so vortheilhaft auszeichnete. Ich habe es oft aus seinem Munde gehört, daß er glaubte: „Er hätte seinen Dichterruhm nicht so wohl ungemeinen Talenten, als vielmehr der großen Mühe und dem langen unverdrossenen Gebrauche der Feile bei seinen Kunstwerken, zu verdanken. Dazu triebe ihn ein gewisser Geschmack an, dem selten etwas ganz Schlechtes genügte. Das wäre aber der Fehler der meisten mittelmäßigen Dichter, daß sie sich in jede Geburt ihrer Muse sogleich verliebten, und sie keiner weiteren Verbesserung bedürftig und empfänglich glaubten. Wenn Alle, bei richtigem Geschmacke, so viel Fleiß anwendeten, als er: so würden selbst die Mittelmäßigen endlich gute Gedichte zu Stande bringen können. Seine besten Gedichte hätten ihm gerade auch die meiste Anstrengung bei'm Ausbessern gekostet." — Er veränderte nicht bloß einzelne Wörter und Zeilen; sondern es blieb oft, wie er zu sagen pflegte, kein Stein auf dem andern.

Percy's Relicks, welche nachmals so sehr auf seinen Geist wirkten, wurden um diese Zeit sein Handbuch. Jetzt entstand das Lied an die Hoffnung, und die Nachtfeier der Venus. Schon früher hatte er sich mit dem Pervigilium Veneris kritisch beschäftigt, hatte einen Commentar darüber

im Sinne, und eine reimfreie Uebersetzung davon versucht *). Diese fand Boie steif, und veranlaßte die gereimte Nachahmung, welche vortrefflich gerieth, und nicht allein dessen, sondern auch Ramler's Beifall in hohem Grade erhielt. Sie wurde mit einigen Veränderungen von dem Letzten, die aber nicht alle des Dichters Beifall fanden, zuerst im Deutschen Merkur (1773. 2. Band, 1. Stück) und nachher, nach Bürger's eigener Handschrift verbessert, im Musen-Almanache (1774) abgedruckt. Die um diese Zeit entstandene Europa erschien einzeln, weil sie dem Herausgeber des Musen-Almanachs für diese Sammlung zu muthwillig vorkam.

Schon im Jahre 1771 wurde Bürger in Göttingen als Dichter genannt, und manches Gelegenheitsgedicht von ihm wurde bezahlt, gedruckt, und vergessen. Hölty, der seinen Namen hörte, sobald er nach Göttingen kam, suchte ihn auf, und Bürger, der erkannte, was in diesem noch nicht entwickelt war, führte ihn seinem Freunde Boie zu. Miller ward von Hölty'n mit Beiden bekannt gemacht. Nun kamen auch Voß, die Grafen von Stolberg, und Karl Friedrich Cramer nach Göttingen, und die Gesellschaft fing an sich zu bilden, aus der einzelne Mitglieder so mächtig auf die Deutsche Literatur gewirkt haben, und zum Theil noch fort wirken. Außer den bereits Genannten, und Einigen, die nur Liebe zu den Musen mit ihnen verband, gehörten und gesellten sich nach und nach zu ihr: ein zweiter Miller aus Ulm; Hahn aus Zweibrücken, durch dessen frühen Tod die Deutschen Musen viel verloren haben, vorausgesetzt, daß nicht etwa Verkünstelung ihn auf Irrwege geleitet hätte; Leisewitz; von Closen, ein auch schon verstorbner guter Kopf aus Zweibrücken; und zuletzt Sprickmann. Bürger war schon auf dem Lande, als ihre Gesellschaft ihre Consistenz erhielt, und hing eigentlich nur durch Boie'n, Hölty'n und Cramer'n, der oft zu Fuße zu ihm wanderte, mit ihr zusammen. Er schätzte Hölty'n, lobte und liebte vorzüglich den Liederdichter Miller, und klagte nicht selten in seiner komischen Art, daß ihm lauter Ehrendiebe zugezogen würden. In dieser Laune nannte er sich den Adler des Gesanges, und ließ die Andern nur für gute kleinere Gesangvögel gelten.

Eine solche Verbindung mußte an einem Orte, wo man billig mehr für das Nützliche, als für das Schöne gestimmt ist, großes Aufsehen erregen, und die zum Theil albernen Sagen, die sich von diesem Bunde durch ganz Deutschland verbreiteten, sind vielleicht noch nicht ganz vergessen, da Niemand bis jetzt das Wahre davon hat erzählen wollen. Zu diesen Sagen gehört auch Eine, welcher ich nicht gedenken würde, wenn sie nicht laut genug geworden wäre, um Bürger'n zu einer Nachschrift Gelegenheit zu geben, die vermuthlich der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte hat angehängt werden sollen. Das Gedicht, von dem die Rede ist, war nicht in Göttingen gemacht, und der edle Dichter, der einer solchen Mißgeburt nicht fähig war, hat es bis auf diesen Tag wohl nicht einmal gesehen. — Die Nachschrift lautete so:

„Noch Eins bei dieser Gelegenheit! Zu mehreren abgeschmackten Anekdoten, welche Peter Meffert und Consorten aus meinem poetischen und prosaischen Lebenslaufe erzählen, wieder erzählen, und bis in die hundert tausend Male hinauf erzählen, gehört auch folgender Wechselbalg. Ich hätte mit meinem vortrefflichen Freunde Friedrich Leopold Grafen von Stolberg einst gewetteifert, wer von uns Beiden das größte Meisterstück des Schmutzes und Ekels hervor bringen könnte. Mein Freund hätte endlich den Sieg davon getragen, und ein Gedicht zu Stande gebracht, das unter dem Titel: Die künftige Geliebte, als ein Non plus ultra dieser Art, im Manuscripte ziemlich bekannt geworden ist. Dieß Geschichtchen habe ich nicht ein oder zwei Mal, sondern mehr als hundert Mal bis auf den heutigen Tag hören, und natürlicher Weise eben so oft widerlegen müssen. Um nun dieser Beschwerlichkeit endlich einmal enthoben zu seyn, so bitte ich alle Diejenigen, die sowohl für den genannten großen und edeln Sänger, als auch für meine Wenigkeitt die mindeste Achtung und Liebe hegen, diese Armseligkeit sowohl in Absicht seiner, als meiner, bis auf das kleinste Pünktchen für völlig erlogen, und Denjenigen, der es von nun an noch zu Markte bringt, für ein Mitglied der witzbankerotten, noth- und breßhaften Spaßvogel-Familie zu halten, welche die Vademecums-Gespinste aus der Arche Noah als selbst erlebte Vorfälle zu erzählen pflegt. Wer nichts Wichtigeres und Interessanteres über uns und unsere Werke zu sagen weiß, der thut weit besser, wenn er sein Glas Punsch stillschweigend austrinkt."

Im Jahre 1772 brachte es Boie nach vielen Schwierigkeiten *) dahin, daß die Herren von Uslar, mit denen er gelegentlich bekannt geworden war, unserm Bürger die Stelle ihres Justiz-Beamten im Gerichte Alten-Gleichen übertrugen. Die Freunde des Dichters sahen zwar recht gut ein, daß diese Stelle sich für ihn eigentlich gar nicht schickte; daß sie einen Mann von so lebhaftem Geiste weder befriedigen, noch angenehm beschäftigen könnte: aber Bürger hatte nicht zu wählen, und sie schien wenigstens seiner gegenwärtigen traurigen Lage ein Ende zu machen. Eigentlich sollte dieses Aemtchen auch nur Zuflucht, nur Rettung aus dringender Noth seyn. Bürger sollte darin die Ruhe finden, der er bedurfte zur völligen Entwicklung seines Geistes, und zur Erschaffung und Vollendung eines Meisterwerkes, wozu er damals noch die volle Kraft in sich fühlte. Mit diesem sollte er dann hervor treten, um die Aufmerksamkeit derer auf sich zu ziehen, welche ihm einen größeren Wirkungskreis anweisen konnten. So gut aber dieser Plan, den damaligen Umständen nach, angelegt seyn mochte: so verschaffte ihm das Amt doch die Ruhe und die Bequemlichkeit keinesweges, welche er davon gehofft hatte.

Der gute Großvater, der, wie ich bereits angeführt habe, seine Hand von dem Enkel abgezogen hatte, weil er glaubte, es würde, bei der planlosen Lebensart desselben, nie ein in Geschäften brauchbarer Mann aus ihm werden, wurde nun, da er hörte, daß dieser sich um ein Amt bewerbe, versöhnt, bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden, und kam, als das neue Amt angetreten werden sollte, selbst, um ihn bei seiner Einrichtung zu unterstützen, und die erforderliche Cautions-Summe zu erlegen. Da er aber das Geld seinem Enkel in die Hände zu geben Bedenken trug, und Boie, der Einzige, den er als dessen Freund namentlich kannte, zum Unglück verreiset war: so vertrauete er es den Händen eines Mannes an, dessen eigene Umstände zerrüttet waren, der aber selbst einen so vorsichtigen Greis zu täuschen die Gewandtheit hatte, und durch den Bürger nachher mehr als sieben hundert Thaler von diesem Gelde verlor **).

*) Klotz schrieb ihm darüber schon unter dem 10. März 1768, als Bürger noch nicht in Göttingen war, nach Aschersleben Folgendes: „Mittes quoque Pervigilii Veneris versionem literis Tuis, quam videre et legere aveo. Est enim illud carmen molle, dulce, jucundum; adde etiam, difficile quibusdam in locis. Quare illius interpretatio haud facilis videtur. Tui vero ingenii vis, mi Burgere, omnes difficultates facile vincet. Novi enim, qualis sis et qualia a Te exspectare possim.

*) Diese Schwierigkeiten rührten hauptsächlich daher, daß bereits einem andern Bewerber bestimmte Hoffnung gemacht worden war, welche dieser nicht aufgeben wollte. Beide mußten demnach eine Probearbeit verfertigen, welche der Juristen-Facultät in Göttingen vorgelegt wurde. Diese that den Ausspruch: Beide Arbeiten zeugten zwar von hinlänglichen Kenntnissen ihrer Verfasser; aber die des Herrn O. verdiente doch vor der Bürgerischen den Vorzug, und verriethe mehr Uebung. Dagegen führte Bürger an: Herr O. habe seine Relation, gegen die Abrede, in Göttingen, auf seinem eigenen Zimmer, umgeben von seinen Büchern und Freunden; er selbst aber habe sie, der Abrede gemäß, auf dem Lande, in einem fremden Hause, und entblößt von allen Hülfsmitteln, ausgearbeitet. Auch hatte Herr O. wirklich bereits einige Jahre practicirt. Endlich kam es doch dahin, daß Bürger, der die Geschäfte schon mehre Monate hindurch verwaltet hatte, förmlich beeidiget wurde.

**) Dieser Mann war der nun verstorbene Wirtembergische Hofrath Liste zu Gellichausen, ein Mann von Kopf und Kraft.

Dieß legte den ersten Grund zu der Zerrüttung in unsers Dichters ökonomischen Umständen, welche, leider! bis an sein Ende fortdauerte, und nicht allein bei Leuten, die ihn nicht näher kannten, seinen maralischen Charakter oft zweideutig machte, sondern höchst wahrscheinlich auch auf seinen poetischen und literarischen Charakter Einfluß hatte.

In dem ersten Winter, den er auf dem Lande zubrachte, mochte die Einsamkeit Funken entflammen, die noch aus den Relicks in ihm glommen, und welche Herder's Blätter von Deutscher Art und Kunst neu belebten. Einst, wie er mehr als Ein Mal erzählt hat, hörte er im Mondscheine ein Bauermädchen singen:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Feins Liebchen, graut dir nicht?"

Diese Worte tönten immer in seinem Ohre, und wirkten so auf seine Einbildungskraft, daß er schnell einige Strophen von der einige Manate nachher vollendeten Lenore entwarf, welche Boie'n, dem er sie mittheilte, so bezauberten, daß dieser ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war. Mit dieser Vollendung ging es freilich sehr langsam, und es blieben immer einzelne Strophen, die erst zuletzt ein Faden an einander reihete. Bürger hat so wenig von einem Originale dieser Ballade etwas gewußt, daß er sich vielmehr allenthalben sehr angelegentlich nach dem alten Liede, von dem jene in mehreren Gegenden Deutschlandes noch im Munde des Volkes lebenden Laute ein Theil seyn müssen, aber immer vergebens, erkundigte. Und eine alte Englische ähnliche Ballade würde seinem Freunde Boie, der mit den Schätzen der Göttingischen Bibliothek in diesem Fache sehr vertraut war, schwerlich entgangen seyn, wenn sie daselbst zu finden gewesen wäre *). — Dieses so berühmt gewordene Gedicht äußerte seine volle Wirkung zuerst in dem poetischen Zirkel zu Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als es vorgelesen wurde, und Bürger bei der Stelle:

„Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel."

mit seiner Reitgerte an die Thür des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf. Bürger, der bisher nur mit ängstlicher Besorgniß an das Schicksal eines von aller conventionellen Form so abweichenden Gedichtes gedacht hatte, glaubte nun selbst etwas Gutes hervor gebracht zu haben, und es wurde ihm, als er bald nach dem Abdrucke im Musen-Almanache eine Reise in sein Vaterland machte, die Freude, in einer an seine Schlafkammer stoßenden Bauerstube seine Lenore vom Schulmeister, unter dem lautesten Beifalle der ländlichen Zuhörer, vorlesen zu hören. Aber auch bei dem gebildeteren Publicum machte dieses Gedicht Aufsehen, und verschaffte seinem Urheber eine nicht geringe Celebrität, welche sich durch zahlreich einlaufende Briefe aus verschiedenen Gegenden von Deutschland ankündigte.

Um desto ungehinderter alle Zeit und Kraft, welche seine Amtsgeschäfte ihm übrig ließen, auf die Hervorbringung irgend eines Werkes verwenden zu können, welches ihm einen seinen Fähigkeiten angemesseneren Wirkungskreis verschaffte, hätte Bürger für's erste noch nicht heirathen müssen. So sehr er selbst davon überzeugt war, so war doch kaum ein Jahr verflossen, als eine von den Töchtern des benachbarten Hannöverischen Beamten Leonhart zu Niedeck einen so starken Eindruck auf ihn machte, daß er seinen Vorsatz schnell vergaß, sich um die Hand dieses guten und, wie man in der Folge sehen wird, großmüthigen Frauenzimmers bewarb, und sich im September 1774 ehelich mit demselben verband.

Schon vorher hatte ihn eine traurige, in völligen Wahnsinn übergehende Gemüthskrankheit der Hofräthinn Liste und eine mit ihrem Manne entstandene Mißhelligkeit veranlasset, seine meiste Zeit zu Niedeck zuzubringen, und nur dann nach Gelliehausen zurück zu kommen, wann die Gerichtsstube seine Gegenwart forderte. Zu seinem künftigen Wohnorte wurde nun das in seinem Gerichtssprengel liegende Dorf Wöllmershausen ausersehen, und er bezog mit seiner jungen Gattinn ein zu seiner Wohnung eingerichtetes Bauerhaus.

Das erste Stück des Deutschen Museums, welches Boie und Dohm mit dem Jahre 1776 herauszugeben anfingen, begann mit dem fünften Buche der Ilias im Jamben. Bürger, der sich damals überredet hatte, eine Uebersetzung in der Versart des Originales könne in unserer Sprache nicht glücken, fragte durch diese Probe bei dem Publicum an, ob es eine solche Arbeit von seiner Hand wünschte. Mit der Idee derselben hatte er sich schon seit Jahren beschäftigt, und hoffte dadurch, wenn nicht gänzliche Unabhängigkeit, in der er nur glücklich seyn konnte, dennoch einen anständigeren Wirkungskreis zu erringen. Wenn gleich Einige seiner Freunde ihm riethen, lieber etwas Neues hervorzubringen, so ermunterten ihn doch Viele, die Verdeutschung des Griechischen Dichters fortzusetzen. Am entscheidendsten war für ihn die Aufforderung, welche von Weimar aus durch Göthe'n an ihn erging *). Er arbeitete demnach fort, fertigte mehrere Bücher der Ilias, vollendete aber nie; vielleicht an der Vorzüglichkeit seiner Jamben selbst irre geworden, oder durch die nun auch angekündigte Stolbergische Uebersetzung abgeschreckt. So sehr indessen Bürger den hohen Genius und die Kraft seines Mitkämpfers anerkannte, so trat er doch nicht furchtsam aus der Bahn zurück, sondern warf seinem Freunde im ersten Unmuthe den Fehdehandschuh hin. Als Graf Friedrich Leopold von Stolberg ihm diesen so freundlich und edel wieder zurück gab, ward er sogleich besänftigt. Man weiß, daß er in der Folge sich sogar mit den Hexametern aussöhnte.

Gleichwohl beschäftigte ihn der alte Grieche doch nicht so

Er war selbst Uslarischer Beamter gewesen, hatte im siebenjährigen Kriege eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, und durch seine Verschlagenheit den Einwohnern seiner Gegend wichtige Dienste geleistet. Durch eben diese Verschlagenheit hatte er sich auch noch immer einigen Einfluß auf die Familie zu erhalten gewußt, vermittelst dessen er aus allen Kräften mitwirkte, um Bürger'n die Stelle zu verschaffen. Dieser wohnte, so lange er unverheirathet war, in dessen Hause, aß an seinem Tische, und verlebte in der Gesellschaft seiner zwar nicht mehr jungen, aber sehr geistvollen und gebildeten, nur etwas schwärmerischen Gattinn angenehme Stunden. Sie war einst von Gemmingen und Zachariä als Elise und Lucinde verehrt und besungen worden. Bürger schätzte sie eben so sehr, als sein Freund Boie, und theilte sogar ihre frommen Schwärmereien. In einem Briefe an diesen vom 2. August 1772 schreibt er von ihr: „Dieß Frauenzimmer soll einst meine Genossinn in den paradiesischen Lauben werden; auf Erden aber soll ein unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art von Gesang, so ich mir zu bilden beschäftigt bin, dieser schönen Seele hinfort allein geweihet seyn." — Als einen reinen Erguß seiner damaligen Gefühle betrachte man das schöne Gedicht an Agathe, das sie eingegeben hatte, und welches an sie gerichtet war.

*) In The Monthly Magazine (September, 1796) wird der seit Bürger's Tode in England so sehr gepriesenen und so oft übersetzten Lenore die Originalität streitig gemacht, und behauptet, der Stoff dieses Gedichtes sey aus einer alten Englischen Ballade, The Suffolk Miracle, genommen. Die zur Begründung dieser Behauptung daselbst ausgehobenen Stellen dürften wohl keinen unbefangenen Leser überzeugen, und obige Erzählung (welche sich auf das Zeugniß des Freundes gründet, dessen Stimme hier desto entscheidender ist, weil er der einzige Vertraute des Dichters bei dieser strophenweise unter seinen Augen entstandenen Arbeit war) widerlegt das ganze Vorgeben durchaus. Ein ähnliches altes Volklied ist gewiß vor Zeiten in Deutschland, warum nicht auch in England? gesungen worden. Aber nicht die Erfindung des Stoffes macht hier das Verdienst des Sängers, sondern die Behandlung, welche ihm unstreitig allein gehört, und die Entstehung seiner Manier, wie im Keime, zeigt.

*) S. den Deutschen Merkur vom Jahre 1776. Februar. 193. Seite.

ganz, daß nicht auch seiner eigenen Muse von Zeit zu Zeit ein Lied hätte gelingen sollen; und die ersten Jahre auf dem Lande scheinen für ihn, wenn auch nicht ganz glücklich, doch nicht ohne zufriedene Stunden und Tage gewesen zu seyn.

Im Jahre 1775 wurde die Bekanntschaft zwischen Bürger und Göckingk, der mit ihm zugleich auf dem Hallischen Pädagogium gewesen war, erneuert. Diese Bekanntschaft wurde nachher zur innigsten, bis an Bürger's Tod fortgesetzten Freundschaft.

Im Jahre 1777 verdeutschte Bürger, von Boie aufgefordert, die Hexen-Scenen im Macbeth, welchen Schröder damals in Hannover auf die Bühne bringen wollte. Die Bekanntschaft dieses philosophischen Schauspielers war die Folge dieser Gefälligkeit. Bald darauf starb sein Schwiegervater, der Amtmann Leonhart zu Niedeck; und nun fiel unserm Dichter eine solche Last von Geschäften in Haushaltungs-Familien- und Erbschafts-Angelegenheiten zu, daß ihm vollends weder Zeit noch Kräfte zu einem Meisterwerke übrig blieben. Indessen gab er durch geschickte Führung eines durch diesen Todesfall veranlaßten schwierigen Rechtshandels einen Beweis, daß es ihm weder an juristischen Kenntnissen, noch an der Fähigkeit, sie anzuwenden, fehlte.

Nun aber vermehrten sich mit dem Anwachs seiner Familie seine Bedürfnisse, ohne daß die Einnahme in gleichem Verhältnisse zugenommen hätte. Bürger fing daher an, eine Verbesserung seiner Umstände immer sehnlicher zu wünschen. Er machte sich einige Hoffnung, seinem Schwiegervater in dem ungleich einträglicheren Amte Niedeck nachzufolgen; allein diese Hoffnung konnte, aller Fürsprache ungeachtet, bei der Menge der bereits in Kammerdiensten stehenden Expectanten, nicht wohl erfüllet werden.

Im Jahre 1778 übernahm Bürger die Herausgabe des Göttingischen Musen-Almanachs, nachdem Göckingk, der bisherige Herausgeber desselben, sich mit Voß zur Besorgung des Hamburgischen vereinigt hatte. Aus dieser Uebernahme hat man meinem Freunde, wegen seiner Verbindung mit Voß und Göckingk, einen Vorwurf gemacht, den er aber selbst entkräftete, indem er die guten Gründe, welche ihn zur Annahme der Anerbietungen des Verlegers bestimmen mußten, seinen beiden Freunden offen und freimüthig vorlegte. Unter diesen Bestimmungsgründen waren die Vorstellungen und Bitten angesehener Männer in Hannover und Göttingen, die auf sein künftiges Glück Einfluß haben konnten, nicht die unwichtigsten.

In demselben Jahre gab er auch die erste Sammlung von Gedichten heraus, welche, außer den in Almanachen und Journalen bereits abgedruckten, verschiedene neue und treffliche Stücke enthielt. Dadurch wurde nun zwar sein Dichterruhm noch fester gegründet, aber nicht eben so sehr die Hoffnung zu einer besseren Stelle. Er faßte einst den etwas kühnen Entschluß, an Friedrich den Zweiten zu schreiben, und ihn um eine seinen Fähigkeiten angemessene Versorgung in den Preußischen Staaten zu bitten. Der große König befahl sofort seinem Groß-Kanzler, Bedacht darauf zu nehmen, und dieser eröffnete unserm Bürger in einem sehr gütigen Schreiben: Wie er ihm gern eine Stelle anbieten wollte, die sich ganz für ihn schickte; da aber eine solche gerade jetzt nicht offen wäre: so bäte er ihn, sich nur noch einige Zeit zu gedulden. Gleichwohl wurde Bürger's Hoffnung nie erfüllt, vermuthlich, weil er's versäumte, sich zu rechter Zeit wieder zu melden *).

Um seine ökonomischen Umstände einstweilen zu verbessern, und um sich und seiner guten Gattinn mehr Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen zu können, beschloß er, eine zu Appenrode erledigte Pachtung zu übernehmen. Er trat dieselbe im Jahre 1780 an; aber es war vorher zu sehen, daß dabei für ihn kein Segen heraus kommen würde, da so wohl er selbst, als seine Gattinn, weder Neigung genug zur eigentlichen Landwirthschaft, noch auch hinlängliche Kenntniß und Erfahrung hatten, um dieselbe auf eine ersprießliche Art zu betreiben. Dazu kamen dann freilich auch noch allerlei Unglücksfälle, über deren eigensinnige Verfolgung sich Bürger oft mit der ihm eigenen Laune beklagte. Kurz er sah sich bald genöthigt, diesen Erwerbszweig wieder fahren zu lassen, und die Pachtung 1783 aufzukündigen, nachdem er bei diesem Unternehmen in drei Jahren einige tausend Thaler zugesetzt hatte.

Noch konnte dieser Verlust, durch den er den größten Theil der ihm von seinem Schwiegervater zugefallenen Erbschaft wieder einbüßte, nicht verschmerzt seyn, als ihm eine andere Kränkung zubereitet wurde, die für ihn ohne Vergleichung empfindlicher gewesen seyn würde, als jener Verlust, wenn er nicht noch zu rechter Zeit davon unterrichtet, und dadurch in den Stand gesetzt worden wäre, die hämische Absicht seiner Feinde wenigstens in so fern zu vereiteln, als seine bürgerliche Ehre dabei auf dem Spiele stand.

Ein jetzt verstorbenes Mitglied der von Uslarischen Familie, ein Mann, der unserm Bürger ohnehin nicht gewogen war, ließ sich durch die wiederholten Ohrenbläsereien eines sehr verschmitzten Menschen endlich dahin bringen, daß er in einer von eben diesem Menschen entworfenen Vorstellung an die königliche Regierung zu Hannover seinen Amtmann beschuldigte:

1. Er suchte weder die allerhöchsten landesherrschaftlichen Hoheitsrechte, noch die Gerechtsame der Familie, gegen die Eingriffe ausländischer Nachbaren gehörig zu vertheidigen.
2. Er vernachlässigte die ihm obliegende Justiz- und Policei-Pflege gänzlich.
3. Er hätte die Kirchensachen in Unordnung gebracht.
4. Er beobachtete in Ansehung der ihm anvertraueten Depositа nicht die strengste Ordnung.
5. Er legte die Lehnsrechnungen nicht zu rechter Zeit ab, fertigte die Lehnsbriefe nicht gehörig aus, und gäbe dadurch zu Klagen und Beschwerden der Vasallen Anlaß.

Wenn ich nun gleich den Vorwurf einiger Nachlässigkeit in den Amtsgeschäften, die ihm freilich nicht so angenehm seyn mochten, als die Unterhaltungen mit den Musen, ohne offenbare Parteilichkeit nicht von meinem Freunde abwälzen kann: so war doch in den ihm gemachten Beschuldigungen so viel Uebertriebenes, daß es ihm nicht schwer wurde, sich dagegen zu vertheidigen, und den Verfasser der Klagschrift, dessen hämische Absicht zu deutlich hervor leuchtete, zu beschämen. Er that dieses in einem ausführlichen Aufsatze, welcher bald nachher ohne sein Wissen und gegen seinen Willen in dem von Wekhrlin herausgegebenen grauen Ungeheuer abgedruckt wurde. Gegen das Ende heißt es darin:

„So sind nun sämmtliche mit so gehässigen und schwarzen Farben geschilderten Beschwerden gegen mich beschaffen. Ich habe mich mit dem Lichte der Wahrheit darüber ausgebreitet, und es unter der Würde meines Charakters gehalten, mich irgend wo durch Lügen, oder Beschönigungen zu vertheidigen."

„Wegen solcher zum Theil grundlosen, zum Theil auf eine lieblose Weise in's Ungeheuere übertriebenen Beschuldigungen kann also wohl eben so wenig ich selbst mich meines Amtes für verlustig achten, als irgend ein billiger und unparteiischer Richter in der Welt das thun kann und wird. Dessen ungeachtet aber muß ich erklären, daß die Absicht dieser Vertheidigung keinesweges dahin geht, mich etwa bei meinem Amte, oder, welches manchem Unkundigen gleich viel däuchten möchte, bei Ehre und Brot zu erhalten. Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brot, welches es mir gewährt, ist für mich fast mehr für Verlust, als für Gewinn zu achten. Ich habe daher beschlossen, sobald dieser gegenwärtige Klaghandel abgethan seyn wird, und ich meine etwa rückständigen Geschäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlassung von der Familie selber zu suchen."

Und dieses geschah wirklich im Jahre 1784, nachdem kurz

*) Bürger selbst hat mir diese Sache mehr als Ein Mal erzählt; ich kann also an der Wahrheit derselben nicht zweifeln, obgleich sich unter seinen Papieren weder der Brief des Groß-Kanzlers, noch eine Abschrift von Bürger's Briefe an den König findet.

vorher seine gute und edle Gattinn an der Schwindsucht gestorben war. Es verdient noch angeführt zu werden, daß der Mensch, der den verstorbenen General-Major von Uslar so sehr gegen Bürger'n einzunehmen gewußt und die Klagschrift verfasset hatte, kein anderer war, als eben der, welcher ihn um die von dessen Großvater ihm anvertrauete Summe betrogen und außer dem von ihm manche Wohlthaten und Gefälligkeiten genossen hatte.

Nun war also Bürger zwar wieder frei; aber wenn er sich zwölf Jahre vorher genöthigt sah, ein Amt anzunehmen, um zu leben: so war das Bedürfniß eines sicheren Unterhaltes jetzt noch dringender für ihn, weil er Kinder hatte. Auf der andern Seite war ihm die Art seiner bisherigen Amtsgeschäfte, die ihm nie viel Vergnügen gemacht hatte, nun vollends zuwider geworden. Er wünschte, sich künftig ganz seinen Lieblingswissenschaften widmen zu können. Zu diesem Ende beschloß er, sich wieder nach Göttingen zu begeben, daselbst die Herausgabe seines Musen-Almanaches zu besorgen, und für's erste als Privat-Lehrer Vorlesungen über Aesthetik, Deutschen Styl und ähnliche Gegenstände zu halten. Manche seiner Freunde widerriethen es ihm, weil sie glaubten, Göttingen wäre gar nicht der Ort, an welchem er gedeihen könnte. Einer suchte ihn für Berlin, ein Anderer für einen andern Ort zu gewinnen, und Alle wollten ihn gern in ihrer Nähe haben. Aber er glaubte damals nirgends so gute Aussichten für sich zu finden, als in Göttingen. Zunächst glaubte er darauf rechnen zu dürfen, durch Collegia, Privat-Unterricht und andere gelehrte Arbeiten so viel zu verdienen, als er zum Unterhalte brauchte; und in der Folge, hoffte er, würde die Regierung ihn als öffentlichen Lehrer der schönen Wissenschaften anstellen und mit einem Gehalte versehen, weil er sich's bewußt war, sein Name werde der Universität weder Schaden noch Schande bringen. Allein seine Hoffnung, Professor zu werden, wurde erst fünf Jahre nachher erfüllet, und mit einer Besoldung versehen zu werden, erlebte er gar nicht.

Noch im Jahre 1784 fing er an, Vorlesungen zu halten, und auch einigen Studierenden Privat-Unterricht zu ertheilen.

Im folgenden Jahre verband er sich am Altare zu Bissendorf, nicht weit von Hannover, mit der jüngsten Schwester seiner verstorbenen Gattinn, mit seiner bis an ihren Tod angebeteten und nach ihrem Tode noch so hoch gefeierten Molly, mit der sein Herz schon seit vielen Jahren auf's allerinnigste verbunden gewesen war. Ueber diese Verbindung, welche für Bürger'n eine Quelle von Trost und Wonne, aber auch von Sorgen, Kummer und bitterem Leiden war, würde ich hier etwas sagen müssen, weil sie Theils großen Einfluß auf seinen moralischen und poetischen Charakter und auf seine Schicksale gehabt, Theils Gelegenheit zu manchem strengen, lieblosen und ungerechten Urtheile über seine sittlichen Grundsätze gegeben hat. Allein da Bürger selbst dieses Verhältniß in einem eigenen Aufsatze, den ich meinen Lesern mittheilen werde, genau und richtig angibt: so brauche ich mich nicht dem Tadel strenger Sittenrichter auszusetzen, indem ich mich vielleicht bemühen würde, Einiges, nicht zur Rechtfertigung, aber doch zur Entschuldigung meines auch in Rücksicht auf dieses Verhältniß von Vielen allzu strenge beurtheilten Freundes anzuführen.

Im October 1785 kam er mit dieser süßen Anvermählten nach Göttingen; hatte sich aber kaum daselbst eingerichtet, als ihn der allerhärteste Schlag traf, der ihn treffen konnte; als er dasjenige verlor, dessen rechtmäßiger Besitz ihn allein entschädigen konnte für Alles, was er entbehren mußte; mit Einem Wort, als ihm der Tod seine Molly wieder entriß, welche ihm kurz vorher eine Tochter geboren hatte. Wie ihm bei diesem Verluste zu Muthe war, davon gibt die Art, wie er ihn seinen Freunden anzeigte *), nur eine schwache Vorstellung. Er schien nun allen Muth und alle Kraft des Körpers und der Seele verloren zu haben. Alle seine Freunde und Bekannten, welche das ungemein holde und liebenswürdige Geschöpf gekannt haben, stimmen darin überein, daß Bürger, wenn er seine Molly behalten hätte, nicht allein zufrieden und glücklich gelebt haben, sondern auch mit der Zeit gewiß in bessere Vermögensumstände gekommen seyn würde. Sie würde ihm Lust und Muth und Kraft zum Erwerben verliehen, und das Erworbene fein zu Rathe gehalten haben.

Ein anderer Brief von Bürger an seinen Freund Boie stellt die Lage seines Herzens und das, was er mit seiner Molly verloren hatte, so schön und rührend dar, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn ebenfalls abzuschreiben, und dabei auf den Dank der Leser rechne.

„Göttingen, den 16. März, 1786.

Herzlichen Dank, liebster, bester Boie, für Deinen gütigen theilnehmenden Brief! Aechtes Mitleid ist immer ein Becher, wo nicht der Heilung, dennoch wenigstens süßer Labung für den Zerschlagenen, besonders wenn ihn eine so liebe Hand, wie die Deinige, darbietet. — Ich bin ein armer unheilbarer Mensch bisher gewesen; ich bin es noch immer fort, und werde es bleiben bis in mein Grab neben der Unvergeßlichen; ein armer, an Kraft und Muth und Thätigkeit gelähmter Mensch, der zu jedem Dinge langsam und verdrossen ist. „O, das gibt sich mit der Zeit!" wirst Du mit hundert andern herzensguten Trösterinnen sagen. Freilich ist wohl die Zeit noch unter allen Trösterinnen die beste; allein was sich geben wollte, geben konnte, das hat sich längst und schon in den ersten zwei Tagen gegeben. Was aber nun nach zwei Monaten noch übrig ist, das gibt sich auch schwerlich mein Leben lang. Wann wird der Schwarm von tausend und abermal tausend Erinnerungen aufhören, meine Seele zu umflattern? und wann wird jede derselben bis dahin ermatten, um nicht mehr wie bisher mein Herz auf das schmerzlichste zusammen zu krampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufschreie? Eben so tief war einst meine unendliche Liebe, eben so tief mußte sich nun mein unendlicher Schmerz in meine Seele graben. O! wie könnte ich Ihrer vergessen? Ach, Ihrer, Ihrer! der ich seit länger als zehn unglücklichen Jahren voll Drang und Zwang mit immer gleich heißer, durstender, verzehrender Sehnsucht nachseufzte? Ihrer, durch welche ich bin Alles, was ich bin und nicht bin! Ihrer, um welche die einst so gesunde Jugendblüthe meines Leibes so wohl als Geistes vor der Zeit dahin welkte! Ihrer, die diese verwelkte Blüthe endlich ganz wieder zu beleben versprach, die endlich die Meinige, die Meinige! — ein Wort, ein Begriff von unendlicher Kraft für mich! — die Meinige endlich ward, mich gleichsam aus der Nacht der Todten zurück rief, und in einen lichten Freudenhimmel empor zu heben anfing! — Ach und wozu? Um so schnell, so auf Ein Mal mir wieder zu entschwinden, mich mitten auf den Stufen des Hinaufgangs zum neuen besseren Leben fahren und noch tiefer in die vorige Nacht zurück sinken zu lassen! O Boie, ich liebte sie so unermeßlich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß

---

*) Hier ist der Trauerbrief: „Auch meine zweite Gattinn, meine liebenswürdige Auguste Marie Wilhelmine Eva, geborne Leonhart, Sie, die Ganzvermählte meiner Seele, Sie, in deren Leben mein Muth, meine Kraft, mein Alles verwebt war, hat gestern, am funfzehnten Tage nach ihrer Anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, ein grausames, unüberwindliches Fieber getödtet. O des kurzen Besitzes meiner höchsten Lebensfreude! — Ich kann weder meine unaussprechliche, ach! so unglückliche Liebe! noch den namenlosen Schmerz, worunter nun mein armes auf immer verwitwetes Herz erseufzt, in Worte fassen. Gott bewahre jedes fühlende Herz vor meinem Jammer! Göttingen, den 10. Januar, 1786."

Diejenigen, welche wissen, wie stark er sich gewöhnlich auszudrücken pflegte, mögen vielleicht hier noch stärkere Ausdrücke erwartet haben. Aber eben diese Mäßigung scheint mir mehr, als die allerstärksten Worte, von der großen Heftigkeit seines Schmerzens zu zeugen. Mäßige Affecten bemühete er sich wohl, Andern durch Worte mitzutheilen; allein das, was er jetzt empfand, würden Worte doch nimmermehr haben darstellen können. Auch kommt es mir vor, als sähe man es diesem Briefe an, daß Bürger auf die Abfassung desselben nicht viel Sorgfalt verwendet, und dabei kaum an sich gedacht habe.

der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu seyn schien. Wie so ganz verwittwet ich nun bin und wahrscheinlich immer bleiben werde, das kann ich Dir mit Worten nicht begreiflich machen. Freilich kann man oft von sich und seinem Herzen, diesem Proteus, keine Stunde vorher etwas Gewisses prophezeien; Gefühle kommen und verschwinden, wie der Dieb in der Nacht: aber das Gefühl dieser Liebe hat sich so lange und so tief mit meinem innersten Ich verwebt, daß, wenn es auch nicht unmöglich wäre, dieses mein Ich umzustimmen, dennoch dasjenige Weib, welches das Bild der einzig und höchst geliebten Unvergeßlichen gänzlich in Schatten zurück zu drängen vermöchte, ein wahres Meister- und Schöpferwerk an mir verrichten würde."

„Ach, liebster Boie, ich sage es ja nicht allein, daß sie eine der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts war. Könntest du die Stimmen auch der Gleichgültigsten, die sie näher kannten, sammeln: so dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheil ausfallen. Hat jemals die schönste Weiberseele sich in entsprechender Leibesgestalt sichtbarlich offenbaret, so war es bei ihr geschehen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Gesichts, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, selbst des Flötentones ihrer Stimme, kurz Alles, Alles an ihr mußte es Jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrloset war, verrathen, weß himmlischen Geistes Kind sie war. Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde seyn kann, so war sie es; und was sie ja in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mir und meiner heißen, flammenden, allverzehrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich gewesen, dieser, bei eben so hinreißenden Gefühlen auf ihrer Seite, zu widerstehen? Und dennoch, dennoch hat sie ihr Jahre lang unter den stärksten Prüfungen widerstanden. Dennoch ist sie ihr endlich nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchst reinste weibliche Unschuld und Keuschheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag. Denn ich wüthender Löwe, der ich oft weder meines Menschenverstandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die sie mir hätten streitig machen wollen, mit den Zähnen zerrissen; in meinem Wahnsinne hätte ich lieber meiner ewigen Glückseligkeit, als dem Himmel ihres Genusses entsagt, so herzlich ich es auch vor Gott betheuern kann, daß Sinnenlust der kleinste Bestandtheil meiner unaussprechlichen Liebe war. Der Allbarmherzige wird mir's um seines Lieblingswerkes willen verzeihen, was ich im höchsten Taumel der Liebe zu diesem verbrochen habe. An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzu lieblich, als daß es nicht zu den feinsten Organen der geistigsten Liebe hätte hinauf dringen sollen. — Doch, wo gerathe ich hin? Ich sage Dinge, die ich nicht sagen sollte. Du bist ja einer meiner ältesten und vertrautesten Freunde. Und am Ende, wenn ich's auch der ganzen Welt sagte? — Pah! Was kümmert mich denn nun noch die ganze Welt? Hin ist ja nun hin! Verloren ist verloren! — Niemand nehme sich's heraus mir zu sagen: Bürger, sey ein Mann! Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich so etwas und noch so zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünsche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzen so schön, so frühlingsmäßig blüheten, liegen sie nicht alle zerschmettert um mich her, wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geist und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. Aber wer anders, als nur der todte Grenzpfahl im Felde kann eine solche Scene der Verwüstung gleichgültig ansehen lernen, wenn gleich der erste Schmerz der Verzweiflung sich bald genug austobt? Welcher Mensch, der ein Herz von Fleisch und nicht von Stein hat, kann wieder eben so fröhlich und in seinem Gott vergnügt dabei essen, trinken, schlafen und handthieren, als da noch Alles rings umher unversehrt blühete und duftete? Man wälzt sich ja freilich, nach wie vor, aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tausendste merkt es kaum, was und wie viel Einem fehlt. Aber . . doch wozu noch viele Worte? — Hin ist hin! verloren ist verloren, das ist die Hauptsumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünsche; wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufstehen nach etwas noch strebe: so geschieht es um meiner Kinder willen. Wären diese nicht, so würde der sehnende Wunsch, mich je eher je lieber neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Wozu sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange da stehen, nachdem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinan schlang, herab gerissen ist?" —

Ah! te meae si partem animae rapit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec carus aeque, nec superstes
Integer? Ille dies utramque
Ducet ruinam: non ego perfidum
Dixi sacramentum: ibimus, ibimus,
Utcumque praecedes, supremum
Carpere iter comites parati *).

„Diese Verse, an die ich seit zwanzig Jahren nicht dachte, fielen mir nach meinem Verluste plötzlich wie Weissagung ein, und dröhnen mir seitdem mit ihrem Todesinhalt durch Mark und Bein."

„Meine Gedichte würde ich schwerlich in meinem ganzen Leben wieder zur Hand nehmen, wenn ich mich nicht noch für etwas mehr, als meine eigene armselige Person, zu interessiren hätte. Die Beilage wird Dich von der nun nahe bevorstehenden neuen Auflage weiter unterrichten. Kannst Du etwas für mich thun, so weiß ich, Du thust es ungebeten. Du kannst diese Ausgabe ziemlich als mein Letztes, als mein Testament ansehen. Meine Kraft ist dahin; was mir noch übrig ist, das will ich zur Verherrlichung meiner Unvergeßlichen zusammen raffen. Anders kann ich ihr doch die Leiden, welche ihr meine unglückliche Liebe so viele Jahre hindurch in den Frühlingstagen ihres Lebens verursachte, nicht mehr vergelten."

„Meine häuslichen Umstände sind erträglich, ob ich gleich harte Ausgaben diesen Winter über gehabt habe. Sie würden in kurzen merklich besser geworden, ja ich würde wieder auf einen grünen blühenden Zweig gekommen seyn, wenn ich meine mit allen häuslichen und wirthschaftlichen Tugenden gezierte Auguste, und mit ihr meinen Muth und meine Thätigkeit behalten hätte. Nun muß ich mich wieder fremden Leuten Preis geben, so enge ich mich auch zusammen gezogen habe. Meine älteste und einzige Tochter erster Ehe, ein sehr viel versprechendes Mädchen, habe ich der Frau Professorinn Erxleben in Kost und Erziehung gegeben. Den Nachlaß meiner Entflohenen, nebst seiner Amme, hat meine Schwiegerinn mit nach Bissendorf genommen. Höchst traurig ist es, daß ich meine lieben Küchlein nun so von mir entfernen muß. Wann werde ich sie wieder zu mir versammeln können?"

„Eben laufen Briefe aus England ein, daß ich einen jungen Engländer in's Haus und unter meine Aufsicht nehmen, auch ihn von Brüssel, wohin ihn sein Vater, Lord Lisburne, selbst begleiten will, in ungefähr drei Wochen abholen soll. Ich hoffe, diese Zerstreuung soll mir etwas wohl thun."

„Leb' wohl, mein bester Boie! Gott segne Dich nebst Deinem trauten Weibe mit allem dem Segen, den ich einst so heiß, allein umsonst, für mich erflehete! Unveränderlich Dein getreuer

Bürger."

So trauerte, so wehklagte Bürger noch zwei Monate nach dem Tode seiner Molly. Indessen suchte er sich doch, nachdem die Zeit und die Zerstreuung der Reise, welche bald darauf wirklich vor sich ging, seinen Schmerz noch mehr abgestumpft hatten, so gut es gehen wollte, aufzuraffen, und fing nun wieder an, sich den akademischen Beschäftigungen ganz zu widmen. Im Winter 1787 hielt er öffentliche Vorlesungen über die kritische Philosophie, welche zahlreich besucht wurden. Unterdessen hatte seine Gesundheit, die schon lange zerrüttet gewesen war, durch die vielen großen und kleinen Leiden und Unannehmlichkeiten,

*) Horat. Carm. II. 17.

welche er erfahren hatte, immer mehr gelitten, und nothwendig mußten dadurch die Schwingen seines Geistes gelähmt werden. Er schrieb einst: „Immer währende Kränklichkeit des Leibes belastet mehr denn allzu oft die natürliche Kraft und Thätigkeit meines Geistes mit so drückenden Fesseln; sie lähmt dergestalt die lebendigsten Springfedern des Herzens: daß bisweilen kein Leben, kein Streben, kein Wunsch mir noch übrig zu seyn scheint, als der letzte Wunsch aller Mühebeladenen und Müden, der Wunsch, aus einem beschwerlichen zusammen gepreßten Daseyn in die Ruhe des Nichtseyns hinab zu taumeln."

So quälte er sich unter körperlichen Leiden und ungewohnten zum Theil nicht leichten Arbeiten fort, bis im Jahre 1787 seine Gesundheit nach einer gebrauchten Kur ein wenig besser geworden zu seyn schien. Jetzt hatte er der heiteren Stunden mehr, in denen er das längst empfangene hohe Lied vollendete und gebar, das Gedicht an Boie, Vorgefühl der Gesundheit überschrieben, nebst einigen andern Gedichten verfertigte, und Vorbereitungen zu der zweiten Ausgabe seiner Gedichte machte, welche 1789 in zwei Bänden erschien.

Bei der funfzigjährigen Jubelfeier unserer Universität im Jahre 1787, die er durch zwei Gedichte verherrlichte, ertheilte ihm die philosophische Facultät, auf den Vorschlag des geheimen Justiz-Rathes Michaelis, damaligen Dechanten derselben, die Doctor-Würde. Zwei Jahre darauf, im November 1789, wurde er endlich zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt.

Schon einige Jahre vorher hatte er einen guten Theil seiner Zeit dem Studium der Schriften des berühmten Königsbergischen Philosophen gewidmet. Dieses Studium lag ihm damals sehr am Herzen, und er wünschte nichts sehnlicher, als, daß er erst gelernt haben möchte, die Kritik der reinen Vernunft vollkommen zu verstehen. Dieser Wunsch beweiset wenigstens, wie weit er von dem selbstgenügsamen Dünkel mancher Jünger des großen Mannes entfernt war. Da aber in der Folge seine Gesundheit wieder schwächer wurde, war er genöthiget, sich aller erschöpfenden Anstrengungen der Denkkraft zu enthalten. Eben diese Ursache hinderte auch die Ausführung eines andern Entwurfes, mit dem er sich einige Zeit nachher beschäftigte. Er wollte eine darstellende Biographie von Julius Cäsar ausarbeiten, hat aber, außer einigen ganz unbedeutenden Collectaneen noch nichts davon auf's Papier gebracht.

Da Bürger nun wieder ein öffentliches Amt und Hoffnung zu künftiger Versorgung hatte, so wurde der Wunsch immer lebhafter in ihm, seine drei Kinder, welche er schon seit mehreren Jahren von sich hatte entfernen müssen, wieder zu sich nehmen und für ihre Erziehung selbst sorgen zu können. Dieser Wunsch konnte aber, bei dem noch zarten Alter der jüngeren Kinder, nicht füglich erfüllet werden, wenn er ihnen nicht auch eine Mutter geben konnte. Aus diesem Grunde war er beinahe schon entschlossen, sich zum dritten Male zu verheirathen, und sah sich hier und dort nach einer Gattinn um, die für seine Kinder eine gute Mutter seyn, und ihm den Verlust seiner Molly, wenn auch nicht ganz ersetzen, dennoch minder schmerzlich machen könnte: als ihm von Stuttgart ein Gedicht zugesendet wurde (welches das Publicum nachher im Musen-Almanache für das Jahr 1791 und nun auch im zweiten Theile der letzten Sammlung seiner Gedichte gelesen hat), worin ein, dem Ansehen nach, edles Mädchen von gebildetem Verstande und gefühlvollem Herzen, durch den Eindruck, den Bürger's Gedichte auf dasselbe gemacht hatten, zu inniger Liebe zum Dichter hingerissen, ihm Herz und Hand antrug. Bürger betrachtete diesen Antrag Anfangs freilich nur als das Spiel einer aufgeregten Phantasie, und scherzte und lachte darüber. Allein als verschiedene Nachrichten einliefen, welche von der naiven Dichterinn ein sehr reizendes Bild entwarfen: so glaubte er mit einigen seiner Freunde, die Sache verdiente doch wohl eine ernstlichere Erwägung. Ein Mädchen, meinten sie, welches den Muth hätte, öffentlich aufzutreten, und einem Manne, der so Vielen im Publicum lieb und werth wäre, sich als Gattinn anzubieten, müßte doch wohl von unbescholtenem Adel des Herzens und der Sitten seyn. Wäre das nicht der Fall, so würde ja wohl mehr als Eine Stimme sich erheben, um den Freund vor dem Sirenen-Gesange zu warnen. Diese Betrachtungen bewogen ihn zuvörderst, das Lied poetisch zu beantworten, und diese Beantwortung leitete Unterhandlungen ein, welche sich damit endigten, daß Bürger sein Schwaben-Mädchen im October 1790 als Gattinn abholete. — Daß er in dieser so sonderbar geknüpften Verbindung nur wenige Wochen glücklich war, daß sie nachher für ihn eine Quelle des bittersten Kummers, daß sie nach drittehalb Jahren durch richterliche Entscheidung wieder getrennt wurde, und daß sie zu Bürger's frühem Tode nicht wenig beigetragen zu haben scheint: das Alles ist unter seinen Freunden so allgemein bekannt, daß ich schon darum nicht nöthig haben würde, mich bei der umständlicheren Erzählung dieser Begebenheiten zu verweilen, wenn auch nicht andere und wichtige Rücksichten mir ein genaueres Detail durchaus verböten.

Im Februar 1792 wurde Bürger zum dritten Male Witwer, nachdem er, vorzüglich in den letzten fünf Monaten der letzten unglücklichen Ehe unaussprechlich viel Unangenehmes und tief Kränkendes erfahren hatte. Einsam und von den meisten sogenannten Freunden verlassen, an Leib und Seele heftig erschüttert, an Kraft und Vermögen nun ganz erschöpft, verbarg er sich jetzt in sein kleines Studier-Zimmerchen, das er fast den ganzen Tag verschlossen hielt, und nur wenigen Auserwählten öffnete.

Kurz vor der Trennung von seiner Gattinn hatte er sich durch Erkältung eine Heiserkeit der Sprache zugezogen. Da er nun bei dieser Heiserkeit einige Wochen hindurch täglich und stündlich in der allerheftigsten Leidenschaft und mit der größten Anstrengung laut zu reden sich bemühete: so hatten diese oft wiederholten Anstrengungen der kranken und geschwächten Stimm-Organe die Folge, daß er das Vermögen, laut zu reden, ganz verlor, und bis an seinen acht und zwanzig Monate nachher erfolgten Tod heiser blieb. Manche seiner auch auswärtigen Freunde, welche ihn in dieser Zeit gesprochen haben, werden sich noch mit Rührung der dumpfen, rauhen und widrigen Stimme des lieblichen Sängers erinnern.

Unter allen seinen Freunden war Einer, dessen trostvolle Briefe ihn in diesem trostlosen Zustande aufrichteten; Einer, der sich noch jetzt mit der freundschaftlichsten Thätigkeit bemühete, ihm eine bessere äußere Lage zu verschaffen; der eine Zusammenkunft mit Bürger'n veranstaltete, welche diesem, bei seinem schon allzu sehr zerrütteten Gesundheitszustande, doch neuen Muth und auf kurze Zeit neue Lust und Hoffnung zum Leben einflößte. Den Namen dieses edeln Mannes nenne ich nicht, um das schwache Dankopfer, welches ich ihm hier darbringe für Alles, was er an meinem armen, von den Meisten verlassenen Freunde that und noch gethan haben würde, wenn dieser länger gelebt hätte, nicht der Schmeichelei verdächtig zu machen.

Zu den widrigen Schicksalen, welche unsern guten Bürger niederdrückten, gehörte nun auch, daß er ohne alle gewisse Einnahme und seine Casse ganz erschöpft war. Er würde jetzt kaum haben leben können, wenn er nicht den größten Theil seiner Zeit und den geringen Rest seiner Kräfte dazu angewendet hätte, für auswärtige Buchhändler aus fremden Sprachen zu übersetzen. So weit war es mit dem Lieblingsdichter der Nation, mit dem Verdeutscher des Homer gekommen! Glück genug für ihn, daß der Herausgeber einer periodischen Schrift ihm Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen auftrug, und dafür den ganzen Ertrag des Journales großmüthig und freundschaftlich mit ihm theilte.

Unterdessen wurden die Kräfte seines siechen Körpers immer schwächer. Im October 1793 nöthigte ihn ein mit Fieber verbundener heftiger Schmerz in der rechten Seite, das Bett zu hüten. Jetzt fing er erst eigentlich an zu merken, daß seine Gesundheit zerrüttet sey, und für die Wiederherstellung derselben besorgt zu werden. Gleichwohl genas er von dieser bedeutend scheinenden Krankheit bald in so fern, als er sich zuweilen wieder aufgelegt zur Arbeit fühlte, und dann auch wohl wieder anfing zu hof-

fen, er werde doch vielleicht im Herbste seines Lebens sich noch heiterer Tage zu erfreuen haben. Aber gesund ist Bürger von dieser Zeit an keinen Tag gewesen. Mancherlei kleine und große Beschwerden und Zufälle wechselten mit einander ab, und zwischen durch schimmerte auch wohl ein schwacher Schein von Hoffnung zur Besserung; bis endlich die Brustbeschwerden immer mehr überhand nahmen, und die gefürchtete eiternde Lungen-Schwindsucht sich deutlich verrieth.

Da er nun gar nicht mehr arbeiten konnte, so würde er am Ende seines Lebens auf's neue von bitterem Mangel gedrückt worden seyn, wenn nicht die Milde der königlichen Regierung zu Hannover diesem durch ein nicht erbetenes Geschenk einiger Maßen abgeholfen hätte. Dadurch, noch mehr aber durch die zugleich geschöpfte Hoffnung zu künftiger Besoldung, wurde der Arme, der nicht wußte, daß er bald keine Besoldung mehr brauchen würde, ungemein erfreuet und aufgerichtet.

Bürger lernte die über seinem Haupte schwebende unüberwindliche Todesgefahr erst wenige Tage vor seinem Ende kennen. Bis dahin nahm bei ihm, wie das bei Schwindsüchtigen meisten Theils zu geschehen pflegt, die Hoffnung zur Besserung mit der Krankheit zu; und ich habe es da, wo nicht besondere Umstände eine Ausnahme nothwendig machten, immer für grausam gehalten, solchen Kranken das Einzige auch noch zu entreißen, was ihnen die Natur absichtlich, wie es scheint, gelassen hat, um ihren bejammernswürdigen Zustand erträglich zu machen, — die Hoffnung. Erst als ihm selbst die Augen über seinen Zustand aufzugehen anfingen, gestand ich ihm, daß er freilich jetzt nicht mehr hoffen könnte, von dieser Krankheit zu genesen. Weit entfernt, durch diese Entdeckung beunruhigt zu werden, antwortete er, es komme ihm nun selbst so vor, und wünschte sich nur einen leichten Tod. Er sagte mir, er würde es gern sehen, wenn in seiner Todesstunde sich einige Freunde um ihn versammelten, und sich, ohne die allergeringste Betrübniß zu äußern, in munteren und geistreichen Gesprächen unterhielten, indem er die Augen für immer schlösse. Allein dazu kam es nicht. Am achten Junius 1794 verging ihm gegen Abend der kleine Ueberrest von Sprache vollends. Er wollte seinem mehrjährigen rechtschaffenen Freunde, dem Herrn Doctor Jäger, der auf seine dringende Bitte die Vormundschaft über die Kinder übernommen hatte, und mir etwas sagen, konnte aber kein vernehmliches Wort mehr hervor bringen. Wir baten ihn, zu versuchen, ob er uns seine Meinung nicht schriftlich mittheilen könnte; aber auch die Augen versagten ihm ihren Dienst; es war und blieb ihm, aller angezündeten Lichter ungeachtet, zu dunkel, und indem er den Mund öffnete, um mir eine ihm vorgelegte Frage mit Ja zu beantworten, blies er sanft seinen letzten Athem aus, in einem Alter von sechs und vierzig Jahren, fünf Monaten und acht Tagen.

Folgendes ist ein genaues Verzeichniß von Bürger's Schriften:

Anthia und Abrokomas. Aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus. Leipzig, 1775. 8.

Gedichte. Göttingen, 1778. 8.

Macbeth. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach Shakespear. Göttingen, 1783. N. A. 1784.

Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart u. s. w. Erstes Blatt. Göttingen, 1787.

Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen u. s. w. Aus dem Englischen. London (Göttingen), 1787. N. A. Göttingen, 1788.

Gedichte. — 2 Thle. Göttingen, 1789.

Benjamin Franklin's Jugendjahre u. s. w. Berl. 1792.

Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Reinhard. 4 Bde. Göttingen, 1796 — 98. Diese Ausgabe erschien in verschiedenem Format zu wiederholten Malen.

G. A. Bürgers sämmtliche Werke. 6 Thle in 12. Göttingen, 1829. *)

*) Ausgeschlossen von diesen Ausgaben sind jedoch B's Actenstücke über einen poetischen Wettstreit. Berlin, 1793;

Eine neue Ausgabe von Dr. Bohtz besorgt, in einem Bande, ist unter der Presse.

Im Verein mit Andern gab B. heraus;

Musen-Almanach. — Göttingen, 1779—1794. 16.

Akademie der schönen Redekünste. Bd. 1. St. 1—3. Berlin, 1790—91.

Einzelne Gedichte, Abhandlungen, Uebersezzungen u. s. w. finden sich in der deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, im deutschen Merkur, deutschen Museum, Journal von und für Deutschland, der Akademie der schönen Redekünste, der Göttingischen poetischen Blumenlese, dem Lauenburgischen Musenalmanache, der Allgemeinen deutschen Bibliothek und der Allgemeinen Literaturzeitung.

Nie ward ein Dichter so sehr von den Verhältnissen gedrückt, nie von seinen Zeitgenossen so ungleich beurtheilt, wie Bürger. Während er der Liebling eines großen Theils der Nation war, griff ihn Schiller *) von der anderen Seite auf das Strengste an und verletzte den körperlich und geistig bereits schwer leidenden Sänger empfindlich dadurch. — Auch hier wie überall hat die Zeit gezeigt, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Eine gewisse Rohheit und Derbheit, Anklänge niederer Sinnlichkeit, welche leicht in Lüsternheit umgewandelt werden können, Einseitigkeit, Uebertreibung und ein irrthümliches Gefallen am Niedrigen, das er für volksthümlich hält, sind Vorwürfe, welche selbst der mildeste Kunstrichter nicht von Bürger's Muse abzuwenden vermag. Wie dem aber auch sei, alle diese Flecken werden von den glänzenden Eigenschaften, welche sie besaß, herrlich überstrahlt. Wärme der Empfindungen, Gluth der Einbildungskraft, seltener Zauber des Wohlklanges, Tiefe und Innigkeit des Gefühls, Gewandtheit im Ausdruck und in der Wahl der Bilder, Wahrheit und Echtheit der Gesinnungen, Alles dies findet sich im reichsten Maaße bei Bürger und erwirbt und bewahrt ihm gerechte Ansprüche auf die ungetheilte Neigung und Verehrung des Lesers. Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die mannichfachen Leiden und Sorgen, unter deren Last er beinahe erlag, und die seinen irdischen Wandel durch eine dornige und rauhe Bahn führten, und betrachten wir zur selben Zeit, was er immitten dieses selbst den begabtesten Geist lähmenden Jammers leistete, so müssen wir ihm dankbar den reichsten Lorbeerkranz zuerkennen, der je einem Dichter auf das Haupt gedrückt wurde, denn einem so schwer geprüften Manne gegenüber ziemt nur Milde und Liebe. Seine Verdienste um die deutsche Dichtung sind lange nicht genug anerkannt worden; er war es, der mit allen Kräften die im Schulzwange eingepferchte deutsche Muse zur Wahrheit und Natur zurückzuführen strebte, der die tiefe und sinnige, aus der vollsten Wahrheit des Lebens entsprungene englisch-schottische Ballade in ihrer reichen und doch so einfachen Weise in Deutschland einheimisch machte, und dessen Einfluß gewiß keinen geringen Antheil an der Vollendung und Schönheit jener herrlichen späteren deutschen Dichtungen dieser Gattung hat, welche wir als eben so viel Perlen in dem Schatze unserer Literatur betrachten dürfen. — Durch ihn ward das Sonnett mit seinem geheimen Zauber wieder bei uns erweckt und mit so entschiedenem Erfolge behandelt; kurz, er hat fast Unglaubliches gethan und würde unter günstigeren Verhältnissen bestimmt noch weit Bedeutenderes hervorgebracht haben: aber zu einer Zeit, wo sein Geist in voller Reife hätte wirken können, mußte der Aermste für das tägliche Brot, im kleinlichsten Sinne des Wortes, schreiben, und doch strebte er rastlos nach Vollkommenheit und war unaufhörlich bemüht, seine Werke zu feilen und zu veredeln. —

Hauptmomente der kritischen Philosophie. Münster, 1803; Lehrbuch der Aesthetik, herausgegeben von K. Reinhard. Berlin, 1825. 2 Bde; und Lehrbuch des deutschen Styls. Berlin, 1826.

*) Schiller's Recension findet sich im 14. und 15. Stücke der Allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1791.

Die richtigste Würdigung Bürger's als Dichter bleibt immer die von A. W. von Schlegel gegebene (Characteristiken und Kritiken Bd. II. S. 1 fgde); sie möge hier folgen: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuherziger als zarter Empfindungsweise, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstande im Entwerfen, mehr in der Romanze und dem leichten Liede als der höheren lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zierlichkeit seltner Größe hat." —

Bürger's Gedichte sind in Aller Händen. Mehr als ein Monument des edeln Todten, das er sich selbst errichtete, als weil wir es für nöthig hielten, Auszüge aus seinen Schriften folgen zu lassen, setzen wir sein hohes Lied von der Einzigen, sein schönstes, tiefstes Werk, hieher.

Das hohe Lied
von der
Einzigen,
in Geist und Herzen empfangen
am Altare der Vermählung *).

Se tu avessi ornamenti, quant' hai voglia,
Potresti ad tamente
Ussir del bosco, e gir infra la gente.
Petrarca.

Hört von meiner Auserwählten,
Höret an mein schönstes Lied!
Ha, ein Lied des Neubeseelten
Von der süßen Anvermählten,
Die ihm endlich Gott beschied!
Wie aus hoffnungslosen Banden,
Wie aus Nacht und Moderduft
Einer tiefen Kerkergruft,
Fühlt er froh sich auferstanden
Zu des Frühlings Licht und Luft.

Diademe, Purpur-Zonen,
Demant-Ringe hab' ich nicht:
Hätte gleich, ihr voll zu lohnen,
Schmuck, erkauft für Millionen,
Ein genügendes Gewicht.
Was ich habe, will ich geben.
Ihren Namen, den mein Lied
Lange zu verrathen mied,
Will ich in ein Licht erheben,
Welches keine Nacht umzieht.

Schweig, o Chor der Nachtigallen!
Mir nur lausche jedes Ohr!
Murmelbach, hör' auf zu wallen!
Winde, laßt die Flügel fallen,
Rasselt nicht durch Laub und Rohr!
Halt in jedem Elemente,
Halt in Garten, Hain und Flur
Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feier stören könnte,
Halt den Odem an, Natur!

Glorreich, wie des Aethers Bogen,
Weich gefiedert, wie der Schwan,
Auf des Wohllauts Silberwogen
Majestätisch fortgezogen,
Wall', o Lied, des Ruhmes Bahn!
Denn hinab bis zu den Tagen,
Die der letzte Hauch erlebt,
Der von deutscher Lippe schwebt,
Sollst du deren Adel tragen,
Welche mich zu Gott erhebt.

Jubelvoll auch offenbaren
Sollst du dessen Göttermuth,
Der entrückt nun den Gefahren,
Wie Ulyß nach zwanzig Jahren,
In der Wünsche Heimath ruht.
Sturm und Woge sind entschlafen,
Die durch Zonen, kalt und feucht,
Dürr und glühend, ihn gescheucht.
Seines Wonnelandes Hafen
Hat der Dulder nun erreicht.

Seine Stärke war gesunken;
Lechzend hing die Zung' am Gaum;
Alles Oel war ausgetrunken,
Und des Lebens letzter Funken
Glimmt' am dürren Dochte kaum.
Da zerriß die Wolkenhülle,
Wie durch Zauberwort und Schlag.
Heiter lacht' ein blauer Tag
Auf die schöne Segensfülle,
Welche duftend vor ihm lag.

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wiesenplan,
Weht vom glatten Wasserspiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wangen an;
Wonne, deren Vollgenusse
Kein tyrannisches Verbot
Hinterher mit Seelennoth,
Oder Sturm und Regenguße
Strafender Gewitter droht.

Nah in diesem Luftgefilde,
Allen seinen Wünschen nah,
Waltet mit des Himmels Milde,
Nach der Gottheit Ebenbilde,
Adonid-Urania.
Froh hat sie ihn aufgenommen
In der Labungsregion,
Ihn, des Kummers müden Sohn,
Froh mit lieblichem Willkommen
In Aedons Flötenton.

Ach, in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen, ohne Schuld;
An dem Busen zu erwarmen,
An dem Busen voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu' und Huld:
Das ist süßer, als der Kette,
Süßer, als der Geierpein
An Prometheus rauhem Stein,
Auf der Ruhe Flammenbette
Durch ein Wort entrückt zu sein.

Ist es wahr, was mir begegnet?
Oder Traum, der mich bethört,
Wie er oft den Armen segnet,
Und ihm goldne Berge regnet,
Die ein Hahnenruf zerstört?
Darf ich's glauben, daß die Eine,
Die sich selbst in mir vergißt,
Den Vermählungskuß mir küßt?
Daß die Herrliche die Meine
Ganz vor Welt und Himmel ist?

Hohe Namen zu erkiesen,
Ziemt dir wohl, o Lautenspiel!
Nie wird die zu hoch gepriesen,
Die so herrlich sich erwiesen,
Herrlich ohne Maß und Ziel:
Daß sie, Trotz dem Hohngeschreie,
Trotz der Hoffnung Untergang,
Gegen Sturm und Wogendrang
Mir gehalten Lieb' und Treue,
Mehr als hundert Monden lang.

Und warum, warum gehalten?
Hatt' ich etwa Krösus Thron,
Krösus Schätze zu verwalten?
Prangt' ich unter Mannsgestalten
Herrlich, wie Latonens Sohn?
War ich Herzog großer Geister,
Strahlend in dem Kranz von Licht,
Den die Hand der Fama flicht?
War ich holder Künste Meister? —
Ach, das Alles war ich nicht!

*) Aus: Bürger's Werke, Göttingen, 1829. Bd. II. S. 76 fgde.

Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Gesang geschlagen,
Tausende mit Wissenschaft.
Doch des Herzens Loos, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerstört.
Meiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes werth.

Sie, mit aller Götter Gnaden
Hoch an Seel' und Leib geschmückt,
Schön und werth, Alcibiaden
Zur Umarmung einzuladen,
Hätt' ein Beßrer leicht beglückt.
Sie vor ihren Schwestern allen
Hätte Hymens Huld umschwebt,
Und ein Leben ihr gewebt,
Wie es in Kronions Hallen
Hebe mit Alciden lebt.

Dennoch, ohne je zu wanken,
Wo auch Liebe sinken läßt,
Hielt sie an dem armen Kranken,
So mit Wünschen und Gedanken,
Wie mit ihren Armen fest.
Liebend, voller Kümmernisse,
Daß der Eumeniden Schaar,
Die um ihn gelagert war,
Nicht in Höllengluth ihn risse,
Bot sie sich zum Schirme dar. —

Macht in meiner Schuld, o Saiten,
Ihrer Tugend Adel kund!
Wahrheit knüpfe, des geweihten
Lautenschlägers Hand zu leiten,
Mit Gerechtigkeit den Bund!
Manche Tugend mag er missen:
Aber du, Gerechtigkeit,
Warst ihm heilig jederzeit.
Nein! Mit Willen und mit Wissen
Hat er nimmer dich entweiht.

Ruf' es laut aus voller Seele:
Schuldlos war ihr Herz und Blut!
Welches Ziel die Rüge wähle,
O so trifft sie meine Fehle,
Fehle meiner Liebeswuth!
Geißle mich des Hartsinns Tadel!
Wölke sich ob meiner Schuld
Selbst die Stirne milder Huld!
Büß' ich nur für ihren Adel,
O so büß' ich mit Geduld.

Ach, sie strebte sich zu schirmen,
Strebte, — das ist Gott bewußt!
Doch was konnte sie den Stürmen
Meiner Lieb' entgegen thürmen?
Was den Flammen meiner Brust?
Nur in Plutons grausen Landen
Hätten mit der Brust von Erz,
Taub für Lust und taub für Schmerz,
Unholdinnen widerstanden:
Nicht der Holdin weiches Herz.

Unglückssohn, warum entflammte
Deinen Busen solche Gluth?
Sprich, woher, woher sie stammte?
Welches Dämons Macht verdammte,
Frevler, dich zu dieser Wuth? —
Eitle Frage! Nimm, Gesunder,
Nimm mein Herz und meinen Sinn
Ohne dieses Fieber hin!
Staune dann noch ob dem Wunder,
Wie ich dieser war und bin.

Nimm mein Auge hin und schaue,
Schau' in ihres Auges Licht!
Ah, das klare, himmelblaue,
Das so heilig sein: Vertraue
Meinem Himmelssinne! spricht.
Sieh die Blüthe dieser Wange!
Lust verheißend winke dir
Dieser Lippe Frucht, wie mir!
Und dein heißer Durst verlange
Nie gelabt zu sein von ihr!

Sieh, o Blöder, auf und nieder,
Sieh in meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder!
Wende dann das Auge wieder!
Sprich: Ich sah nur eine Frau!
Sieh das Leben und das Weben
Dieser Graziengestalt,
Sieh es ruhig an und kalt!
Fühle nicht das Wonnebeben
Vor der Anmuth Allgewalt!

Hat die Milde der Camönen
Gütig dir ein Ohr verliehn,
Aufgethan den Zaubertönen,
Die in's Freudenmeer des Schönen
Seelen aus dem Busen ziehn,
O so neig' es ihrer Stimme!
Und es ist um dich gethan;
Deine Seele faßt ein Wahn,
Daß sie in der Fluth verglimme,
Wie ein Funk' im Ocean.

Nahe dich dem Taumelkreise,
Wo ihr Liebesodem weht;
Wo ihr warmes Leben leise,
Nach Magnetenstromes Weise,
Dir an Leib und Seele geht;
Wo die Letzten der Gedanken,
Wo in Ein Gefühl hinein
Sich verschmelzen Dein und Mein, —
Ha, aus diesen Zauberschranken
Rette dich, und bleibe dein! —

Doch — dein Auge blickt bedenklich;
Und ich ahnde, was es schilt.
Irdisch nennt es und vergänglich,
Was mit Lust so überschwänglich
Nur der Sinne Hunger stillt. —
Wohl! — Verachtend mag es schelten,
Was aus Erde sich erhebt,
Und zur Erde wieder strebt.
Nur der Himmelsgeist soll gelten,
Der den Erdenstoff belebt.

Ach, nur Ein, nur Einmal strahle
Ihn, der mich nicht fassen kann,
Wesen aus dem Göttersaale,
Nur von fern und Einmal strahle
Diesen kalten Tadler an!
Lebensgeist, von Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rath,
Kraft zu jeder Edelthat,
Selig, was in dich sich tauchet,
Frommer Wünsche Labebad!

Schmeichelfluth der Vorgefühle
Hoher Götterlust schon hier
Wallet oft, bei Frost und Schwüle,
Wie mit Wärme, so mit Kühle,
Lieblich um den Busen mir.
Fühlet wohl ein Gottesseher,
Wann sein Seelenaug' entzückt
In die bessern Welten blickt,
Fühlt er seinen Busen höher,
Unaussprechlicher beglückt?

O der Wahrheit, o der Güte,
Rein wie Perlen, echt wie Gold!
O der Sittenanmuth! Blühte
Je im weiblichen Gemüthe
Jeder Tugend Reiz so hold? —
Hinter sanfter Hügel Schirme,
Wo die Purpurbeere reift,
Und der Liebe Nektar träuft,
Hat kein Fittich böser Stürme
Dies Elysium bestreift.

Da vergiftet nichts die Lüfte,
Nichts den Sonnenschein und Thau,
Nichts die Blum' und ihre Düfte;
Da sind keine Mördergrüfte;
Da beschleicht kein Tod die Au;
Da berückt dich keine Schlange,
Zwischen Moos und Klee versteckt,
Da umschwirrt dich kein Insekt,
Keins, das deiner Brust und Wange
Ruh' und Heiterkeit entneckt.

Alle deine Wünsche brechen
Ihre Früchte hier in Ruh:
Milch und Honig fließt in Bächen;
Töne wie vom Himmel sprechen
Labsal dir und Segen zu —
Doch mein Lied fühlt sich verlassen
In so hoher Region,
Lange weigern sich ihm schon,
Das Unsägliche zu fassen,
Bild, Gedanke, Wort und Ton. —

Er, dem sie die Götter schufen
Zur Genossin seiner Zeit,
Ist vor aller Welt berufen,
Zu erobern alle Stufen
Höchster Erdenseligkeit.
Ihm gedeihn des Glückes Saaten;
Seinem Wunsch ist jedes Heil,
Ehre, Macht und Reichthum feil:
Denn zu tausend Wunderthaten
Wird Vermögen ihm zu Theil.

Durch den Balsam ihres Kusses
Höhnt das Leben Sarg und Grab,
Stark im Segen des Genusses,
Giebt's der Fluth des Zeitenflusses
Keine seiner Blüthen ab.
Rosicht hebt es sich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieser Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.

Erd' und Himmel! Eine Solche
Sollt' ich nicht mein eigen sehn?
Ueber Nattern weg und Molche,
Mitten hin durch Pfeil' und Dolche
Könnt' ich stürmend nach ihr gehn.
Mit der Stimme der Empörung
Könnt' ich furchtbar: Sie ist mein!
Gegen alle Mächte schrein;
Tempel lieber der Zerstörung,
Eh' ich ihrer mißte, weihn. —

Ihrer Liebe Nektar missen,
Hieß in dürren Wüstenei'n
Einsam mich verlassen wissen,
Und den Tod erschmachten müssen
In des Durstes heißer Pein. —
Läßt die Strebekraft sich dämpfen,
Wenn wir dann, so weit wir sehn,
Nur noch Einen Quell erspähn?
Gilt was anders, als erkämpfen,
Oder kämpfend untergehn?

Herr des Schicksals, deine Hände
Wandten meinen Untergang!
Nun hat alle Fehd' ein Ende.
Dich, o neue Sonnenwende,
Grüßet jubelnd mein Gesang!
Hymen, den ich benedeie,
Der du mich der langen Last
Endlich nun entladen hast,
Habe Dank für deine Weihe!
Sei willkommen, Himmelsgast!

Sei willkommen, Fackelschwinger!
Sei gegrüßt im Freuden-Chor,
Schuldversöhner, Grambezwinger!
Sei gesegnet, Wiederbringer
Aller Huld, die ich verlor! —
Ach, von Gott und Welt vergeben
Und vergessen werd' ich sehn
Alles, was nicht recht geschehn,
Wann im schönsten neuen Leben
Gott und Welt mich wandeln sehn.

Schände nun nicht mehr die Blume
Meiner Freuden, niedre Schmach!
Schleiche, bis zum Heiligthume
Frommer Unschuld, nicht dem Ruhme
Meiner Auserwählten nach!
Stirb nunmehr, verworfne Schlange!
Längst verheertest du genug!
Ihres Retters Adlerflug
Rauscht heran im Waffenklange
Dessen, der den Python schlug.

Schwing', o Lied, als Ehrenfahne
Deinen Fittich um ihr Haupt!
Und erstatt' auf lichtem Plane,
Was ihr mit dem Drachenzahne
Pöbellästerung geraubt.
Spät, wann dies' im Staubgewimmel
Längst des Unwerths Buße zahlt,
Strahl' in dieß Panier gemahlt,
Adonide, wie am Himmel
Dort die Halmenjungfrau strahlt!

Erdentöchter, unbesungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit solchen Huldigungen
Lohnt die theuern Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!
Offenbar und groß auf Erden,
Hoch und hehr zu jeder Frist,
Wie die Sonn' am Himmel ist,
Heißt er's vor den Edeln werden,
Was ihm seine Holdin ist. —

Lange hatt' ich mich gesehnet;
Lange hat ein stummer Drang
Meinen Busen ausgedehnet.
Endlich hast du sie gekrönet
Meine Sehnsucht, o Gesang! —
Ach! dieß bange süße Drücken
Macht vielleicht ihr Segensstand
Nur der jungen Frau bekannt.
Trägt sie so nicht vom Entzücken
Der Vermählungsnacht das Pfand?

Ah, nun bist du mir geboren,
Schön, ein geistiger Adon!
Tanzet nun, in Lust verloren
Ihr, der Liebe goldne Horen,
Tanzt um meinen schönsten Sohn!
Segnet ihn, ihr Pierinnen!
Laß, o süße Melodie,
Laß ihn, Schwester Harmonie,
Jedes Ohr und Herz gewinnen,
Jede Götterphantasie!

Nimm, o Sohn, das Meistersiegel
Der Vollendung an die Stirn!
Ewig, meiner Seele Spiegel,
Ewig strahlen dir die Flügel,
Wie Uraniens Gestirn!
Schweb', o Liebling, nun hinnieder,
Schweb' in deiner Herrlichkeit
Stolz hinab den Strom der Zeit!
Keiner wird von nun an wieder
Deiner Töne Pomp geweiht.

Christian Karl Ernst Wilhelm Buri

ward im Jahre 1758 zu Offenbach geboren, studirte die Rechte und ließ sich dann als Advocat in seiner Vaterstadt nieder. Später wurde er Regierungsrath daselbst und zuletzt Regierungsdirector des Landgrafen von Hessen zu Homburg vor der Höhe. Er starb daselbst am 28. Juli 1820.

Von ihm erschienen:

Gedichte. Offenbach, 1791. 2 Bde.
Skizzen und kleine Gemälde. Offenbach, 1792.
Taschenbuch für 1815. Offenbach, 1814.
Der Sieg über den Welttyrannen. Frankf. 1815.
Harfenschläge einer religiösen Muse. Frankfurt, 1816. 1818. 2 Bde.

B. ist ein gemüthlicher, warm empfindender und zarter Dichter; seine religiösen Gedichte athmen besonders Adel

der Gesinnungen, Gluth der Andacht und tiefe Innigkeit und reihen sich den besten Erzeugnissen dieser Gattung würdig an.

Das Reich der Kräfte*).

Ein Geisterreich umgibt mich, wo ich wandle;
In jeder Kraft erkenn' ich einen Geist.
Nicht blos die Kraft, wodurch ich denk' und handle,
Auch die im Sandkorn wirksam sich beweist,
Gibt von dem großen Urgeist stille Kunde,
Ein Hauch aus seinem schöpferischen Munde.

Wie viel gewinnt mir jed Geschöpf an Werthe,
Ahn' ich in ihm der ew'gen Allkraft Theil!
Als ob sich mir die ganze Welt verklärte,
Entzückt mich neue Wonne, neues Heil;
Ein Gottesfriede, nie zuvor empfunden,
Umathmet mich, und heiligt meine Stunden.

Tief bet' ich an, wenn Sturm und wenn Geflüster
Vom Wunderbaren, Nahen, mir erzählt.
Wir Menschen sind im großen Tempel Priester,
Wo dem geringsten Wurm nicht Freude fehlt.
Es webt im Stufengange der Organe
Des Geistes Leben, den ich gläubig ahne.

So schlingen zahllos sich Verwandtschaftbande
Um's Heer der Wesen, die das All umschließt.
Doch mit der Liebe brüderlichem Brande,
Geschlecht der Menschen! sey du mir gegrüßt.
Ein Vater rief uns alle in das Leben;
Von seinem Geiste hat er uns gegeben.

O welch ein Schauplatz wundersamer Triebe,
An deren Seilen jedes Wesen kreis't!
Durst nach Vereinung, sehnsuchtvolle Liebe
Zieht zum Umwandelbaren jeden Geist,
Zu Ihm die Herzen, die gen Himmel flammen.
So eilen Ström' ins Meer, dem sie entstammen.

Die Urkraft.

Wer in der Weihe hehren Stunden
Das ew'ge große Eins gefunden,
Die Urkraft, die das All bewegt,
Die millionenfach verwandelt,
Im Stäubchen schwebt, im Menschen handelt,
Und alle Lebenspulse schlägt:
Dem ist zu höherem Berufe
Der Erdball nur die erste Stufe,
Die einst ihn zu der zweiten trägt.

Er lebt und schwebt im Urgeheimniß,
Und achtet alles für Versäumniß,
Was, irdisch, seinen Sinn zerstreut.
Der stillen Morgenstunden Eile
Nützt er zu seinem ew'gen Heile
In Gott geweihter Einsamkeit.
Dann tritt er unter seine Brüder,
Verrichtet treu, gerecht und bieder
Das Tagewerk der Menschlichkeit.

Hoch lodern seiner Andacht Flammen
Dem Himmel zu, aus dem sie stammen;
Beflügelt schwebt empor sein Geist.
Doch seines Herzens Brüderliebe
Neigt erdwärts sich mit mildem Triebe
Zu jeglichem, was menschlich heißt.
Mit Erd' und Himmel so im Bunde,
Erwartet er die große Stunde,
Die ihn zurück zur Urkraft reißt.

Abendfeier.

Wenn an der buschumkränzten Uferzunge,
Die weithin in den Fluß sich streckt,
Der heit're Niedergang der Abendsonne
Das Herz zur Andachtfeier weckt:
Ahn' ich die Nähe geistiger Naturen,
Das Unsichtbare lebt in ird'schen Spuren.

Die 'Fluten lispeln von des Weltbau's Seele,
Von ihr erzählt der Pappelweide Blatt;
Die Ephemer' im weißen Leichenkleide,
Die sich der Pupp' entrungen hat,
Zu sterben nach minutenlangem Leben,
Freut sich des Odems, den ihr Gott gegeben.

„Hörst du mein dankend Liedchen?" zirpt die Grille,
Vergnügt im späten Strahl des Lichts.
Die Blume fragt: „Du siehst mein Kleid von Seide,
Ahnst du von meiner Seele nichts?"
Der Balsam nützt der Abendstunden Kürze,
Zu hauchen durch die Gegend edle Würze.

Mitwesen! Ja, es knüpfen zarte Bande
Geheim euch an die Geisterwelt.
Es gibt Verwandtschaft, welche höhern Wesen
Des Staubs Gebilde beigesellt.
Vielleicht begrüßet mich in diesem Fächeln,
Das euch bewegt, der Unsichtbaren Lächeln.

Entreiß dich, o mein Geist, der Rohheit Wahne,
Und glaube stets das Geist'ge nah:
Wie einst im Traumgesicht der fromme Wandrer
Entzückt die Himmelsleiter sah.
Er rief: (o sprich ihm nach die sel'gen Worte)
„Hier, hier ist Gottes Haus, des Himmels Pforte!" *)

Die Welt der Erscheinungen.

„Erwache, Sterblicher, und sieh
„Rings um dich her der Welt Allegorie;
„Hör' was die Schöpfung, Geist im Körper, spricht!"
Herder.

Nichts ist ohn' innern Sinnes Leitung,
Was Mutter Erde trägt und hegt;
Nichts ohne stille tiefe Deutung,
Was lebenvoll sich regt und wegt.

Nicht sinnlos und nicht ohne Weihe
Thürmt sich, und strebt im Schöpfungsraum
Hier Fels, dort Wald zur Himmelsbläue,
Dumpf träumend ihres Wesens Traum.

Es wehet im Schmarotzermoose,
Im Epheu, der den Baum umkreist,
Wie in der königlichen Rose,
Verschiedenartig Sinn und Geist,

Und gibt nur dem sich zu erkennen
Der, liebevoller Achtsamkeit,
Die Schale strebt vom Kern zu trennen,
Sein Ohr der Schöpfung Tönen leiht. —

Vernehmbarer weht's im Gebiete,
Wo der Instinct Bewegung lenkt,
Unfähig selbsterworb'ner Güte
Das Thier nur fühlt, nicht will, nicht denkt.

Das fromme Lamm kann nicht bekriegen;
Die wache Schwalbe grüßt das Licht;
Der Maulwurf muß in Blindheit pflügen;
Die Taube weiß vom Würgen nicht.

Für sich nicht, für die Weiblein fodert
Das Gerstenkorn der edle Hahn.
Getreue Mutterliebe lodert,
Sich opfernd, in dem Pelikan. —

Soll sich der Späheblick verdunkeln
Da, wo der Freiheit Glanz ihm strahlt,
Wo sichtbarer der Gottheit Funkeln
Sich in Vernunft und Willen malt?

---

*) Aus: C. C. C. W. Buri's Harfenschläge einer religiösen Muse. Hanau, 1814.

*) 1 Mos. 28, 17.

Wird, im unseligen Gewirre
Von Heuchelschein und Leidenschaft,
Des Weltbetrachters Forschung irre,
Durch Wahn und Trugschluß hingerafft?

Durchschleichen tückische Gestalten
Der Freundschaft trautes Gartenland;
Und blitzen Dolch' aus Mantelfalten,
Wo jüngst des Bundes Rose stand?

Und in Vertilgungsflammen rauchen
Die Völkerschaften auf, wie Heu;
Und meilenlange Gräber hauchen
Den Faulqualm durch die Wüstenei!

Erblick' ich schwarze Höllenlarven?
Wo strahlt das Seyn des Menschenthums
Im Ursprungsglanz? Wo tönt, wie Harfen
Rein, klar, der Grundton seines Ruhms?

Soll da der Blick die Spur verlieren,
Wo höchste Schöpfungsglorie flammt?
Irrlichter ihn zum Orkus führen,
Aus dem die Brut der Laster stammt? — —

Wie? welch ein Tempel thut sich offen?
Ein sanftes Klar durchleuchtet ihn.
Was ich erblicke, läßt mich hoffen;
Ich sehe Kant und Herder knie'n.

Die Tugend thront, bekränzt von Sternen,
Im Tempel der Humanität.
Laßt, Priesterpaar! mich Aufschluß lernen,
Von eurem Genius umweht.

Mich ladet in die Tempelbogen
Ein Wink, der in das Mark mich trifft.
Ich fühle mich sanft hingezogen,
Les' am Altar die goldne Schrift:

„Daß Geister sich entadeln, hebet
„Den Zweck der Geisterwelt nicht auf;
„Einst der Gefallnen Tiefster strebet
„Zu sittlich höh'rer Würd' hinauf.

„Wie weit herab, vom Wahne trunken,
„Ein Geist in der Entwürd'gung sinkt:
„Im rohen Busen schläft der Funken,
„Aus dem einst Himmelsflamm' entspringt.

„Einst wandeln glorreich alle Geister,
„Ein Chor, vereint durch Liebesdrang,
„Errung'ner höh'rer Stufen Meister,
„Den ewigen Vollendungsgang."

Andacht.

Wem ahnend sich der Sinn erschlossen
Für's Urgeheimniß der Natur,
Wem sich Erleuchtungs-Strahl ergossen,
Der wandelt auf des Geistes Spur.
Still lebet alles um ihn her,
Nichts ist für ihn bedeutungsleer.

Aus des Allgegenwärt'gen Munde
Ein Hauch beseelt das große All.
Von Ihm gibt jedes Sandkorn Kunde,
Von Ihm der Sonne Feuerball.
Zög' Er den Lebensodem ab,
Würd' alle Welt ein stummes Grab.

Laß mich in der Gestirne Bahnen,
Wie im Atom, das mich umfleugt,
O Du Lebendiger! Dich ahnen
Mit Demuth, die sich kindlich beugt;
Dir danken, daß Du, Herr der Welt!
Auf Geisterstufe mich gestellt.

Dem Geist strahlt Aetherlicht, und höher
Und immer höher dringt sein Flug.
Die Heiligung bringt Dir ihn näher,
Doch keine Näh' ist ihm genug.
Selbst eine Ewigkeit nicht stillt
Den Durst, zu seyn Dein Ebenbild.

Andachtfeier.

„Hoch über mir Dein Sternenhimmel,
„Und Dein Gesetz, o Gott in mir,
„Erhebt den Geist vom Staubgewimmel
„Anbetungsvoll zu Dir, zu Dir!"

Hinauf, hinauf, Bewunderung,
Zum Sphärentanz und Sternenschwung!
Im Anschaun jener Myriaden
Verliert die Phantasie den Faden,
Und der Verstand verwirret sich.
Ein Ocean von Harmonie
Umtönt, umrauscht, umdonnert mich —
Ich sink' aufs Knie'

Hinab, hinab ins eigne Ich,
O Seele! und erforsche Dich!
In Dir thront ein Gesetz des Guten,
Untilgbar durch des Zeitstroms Fluten.
Laut zeugt's vom Heil'gen, der es gab,
Wie Himmelsbau vom Schöpfer spricht.
Ob Erd' und Himmel sänk' ins Grab:
Verging' es nicht.

Dort in dem Flammenmeer des Lichts
Erkennt des Staubes Sohn sein Nichts;
Hier fühlt zerknirscht und bang die Seele,
Wie viel zur Heiligung ihr fehle.
Allmächtiger, Allgütiger!
Bewund'rung, Demuth, Liebe Dir!
Urlicht, Urgeist, Allheiliger,
Anbetung Dir!

Das Wechsellose.

Uns umkreist der Ring der Ewigkeit,
Und wir Pilger stehn in seiner Mitte;
Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit
Kommen, stürzen, fliehn mit raschem Schritte.
Die Sekunde überholt den Pfeil,
Abgeschnellet von des Schützen Bogen.
Unbesorgt, ob uns zum Weh, zum Heil,
Rauschen immer fort des Zeitstroms Wogen.

Ach! so wäre nirgend ein Bestand?
Wechsel nur des Menschen Loos auf Erden?
Glück und Ruh' auf ewig uns entwandt,
Oft im Nu, da sie geboren werden?
Welche Fragen, müßt ich sie bejah'n!
Könnt' ein Gott im Grimme härter strafen? —
Nein, o nein! Wir haben im Orkan
Einen Anker, einen Sicherhafen.

O Religion, du Diadem,
Du Verwandtschaftband mit höhern Wesen,
Du verknüpfst — o Wonne! — uns mit Dem,
Der zur Geisterwürde uns erlesen.
Selig, selig, wer im Wechselnden,
Wenn der Erde Blüthen all' erblassen,
Kleinod, das nur Geistesaugen sehn,
Unvergängliches! dich weiß zu fassen.

Selig! ihn entzückt Unsterblichkeit,
Und sein Sinn ist himmelwärts erhoben.
Ruhig blickt er in den Strom der Zeit,
Der sich schäumend wälzt mit wildem Toben.
Seines ird'schen Glücksgebäudes Fall
Trifft nicht ihn, sein Herz schlägt unbekümmert.
„Tugend bleibt, und Gott ist überall!"
Jauchzt er, wann der Erdball sich zertrümmert.

Das Bleibende.

„Die Jahre strömen gleich den Bächen,
„Und pfeilschnell eilt die Zeit davon.
„Indem von ihrer Flucht wir sprechen,
„Ist sie auf ewig schon entflohn.
„O Immerkommen, Immerschwinden,
„Da ist kein Trost für's Herz zu finden!

„Der Mensch selbst wechselt mit den Jahren,
„Und aus dem Kinde wird ein Greis.
„Wir sind nicht, was wir gestern waren;
„Das rasche Blut erstarrt zu Eis.
„O Immerkommen, Immerschwinden,
„Da ist kein Trost für's Herz zu finden!"

Bist du nie müde, dich zu täuschen?
O Sterblicher, lern' weise seyn!
Hör' deine inn're Stimme heischen:
Streb' wahren Gütern nach, statt Schein!
Befreundet Ewigem zu werden,
Dieß sey dein großes Ziel auf Erden!

„Was nennst Du ewig?" hör' ich fragen.
Was uns mit Gott vereinigt, Freund! —
Forsch' in der Schrift, sie wird Dir sagen,
Wodurch man sich mit Gott vereint:
Durch Herrschaft über Sinnentriebe,
Durch Heiligung und Nächstenliebe.

Denn dieß ist nur ein geistig Leben,
Und Geistiges nur hat Bestand.
Das Sinnliche, nach kurzem Streben,
Verläßt uns an des Grabes Rand.
O Thorheit, stets wie Blinde zielen,
Mit Tand und Flittern kindisch spielen!

Was Sinnen gnüget, ist vergänglich;
Was Geist erkiest mit weiser Wahl,
Ist jedes Wechsels unempfänglich,
Und geht mit uns durchs Todesthal.
D'rum laß uns, Freund, nur solches wählen,
Was nachfolgt in das Land der Seelen.

Des Weltalls Urgeist, Gott, ist heilig;
Unheil'ges schließt sich aus von ihm,
An dessen Thron ein: Dreimal heilig!
In Demuth singt der Seraphim.
In Gottes heil'ges Reich zu kommen,
Gelingt nur Gott geweihten Frommen.

Der Schwestergeist.

Schwebt um mich im Morgensonnenstrahle
Nicht ein Geist aus jener Welt,
Der für der Vollendung Ideale
Mein Gemüth in Glut erhält?
Traun! er schwebt. Woher sonst diese Feier,
Die mein Wesen hehr durchbebt?
Diese Sehnsucht, die durch Erdenschleier
Ewiges zu schauen strebt?

Schutzgeist! Engel! oder wie dich nennen
Darf ich? Wenn mein Staub zerfällt,
Dann erst werd' ich freudig dich erkennen
An der Schwelle jener Welt.
Aber darf ich leiser Ahnung glauben,
So bist du's, verwandter Geist,
Der des Himmels amaranthnen Lauben,
Mich zu sehen, sich entreißt.

Ach! Du warst das erste liebe Wesen,
Das mein Herz erwachend fand.
Ohn' einander klügelnd zu erlesen,
Knüpft' uns zarter Freundschaft Band.
Mit den Lämmern — unsrem Sinnbild — tanzten
Wir die Gartenwies' entlang;
Rosen, Erdbeer' und Lupinen pflanzten
Wir längshin am Rebengang.

Kehrten Abends in der Stube Fessel
Wir zurück zum Elternpaar:
Theilten traulich wir den großen Sessel,
Der der Stube Prunkstück war.
Meine Schwester!!——Ach, mir sinkt im Malen
Jener sel'gen Zeit die Hand,
Und ich fühle mich von Lust und Qualen
Ueberwältigt, übermannt.

Hat, seit Rosmarin dein Grab beschattet,
Schwesterlicher Liebe Flehn
Gott erhört, und deinem Geist gestattet,
Wandeln mich im Staub zu sehn?
Streutest du in mancher Morgenstunde
Andachtfunken mir ins Herz,
Weihtest es zum neuen sel'gen Bunde,
Hobst es mächtig himmelwärts?

Ja, du bist, du bist der Geist der Schwester,
Und mich täuscht kein leerer Wahn!
O umschling' mein geistig Wesen fester,
Kräft'ge mich im großen Plan!
Mit der Liebe zärtlichem Erbarmen
Lenke meine Schritte hier!
Bald im Palmenhain, mit off'nen Armen,
Theure! schweb' entgegen mir!

Der Greis.

Was zaubert dich, Elysium
Der Kindheit, mir zurück?
Was wandelt in ein Heiligthum
Die Erde meinem Blick?
Welch' hehre Feierstille ruht
Auf Halmenfeld und Wiesenflut?

Die reine Lust an dir, Natur,
Der treusten Führerin,
Schuf Eden aus der Blumenflur
Dem frommen Kindessinn.
Und dieser Sinn ist wieder mein!
Unschuldig schlägt mein Herz und rein.

Der Sonne Strahl, der um mich spielt,
Durchdringt mich himmlisch süß.
Der Mond verschönt das Erdgefild
Zum Wonne-Paradies.
Was gab dem Herzen dieses Glück,
Dieß Seligkeit-Gefühl zurück?

Geöffnet wurde Geist und Sinn
Für's Göttliche in mir;
Und Sehnsucht strebt zum Kleinod hin,
Gottähnlichkeit, zu dir.
Das gab dem Herzen dieses Glück,
Dieß selige Gefühl zurück.

Auch spät-errung'ne Unschuld gilt,
Wie die der Kinderflur,
Für ein getreues Ebenbild
Der höheren Natur.
Nur Kindeseinfalt, Kindessinn
Führt uns zum Himmelreiche hin.

Ernst Karl Ludwig Isenburg von Buri

ward am 21. Juni 1747 zu Bierstein im Isenburgischen geboren, trat schon früh in Kriegsdienste, war eine Zeit lang Hauptmann in einem gräflich-wied-runkelschen Corps und kam später als Obriftwachtmeister des westerwaldischen Kreisbataillons nach Gießen, wo er am 7. März 1806 starb.

Von ihm erschienen:

Gedichte. Basel, 1784.

Schauspiele. Neuwied und Frankfurt, 1789—92. (meist einzeln wie: die Pflegetochter, die Matrosen, die Zerstörung der Bastille u. s. w.)

Anekdotensammlungen von Friedrich II. (1786, 2 Thle) Joseph II. 1790, und Anderen (1789–92) u. s. w.

J. von Buri gefiel eine Zeit lang dem Publicum, besonders in seinen dramatischen Schriften, durch seinen populairen Ton, ward aber schnell, und nicht mit Unrecht, vergessen, da es seinen Leistungen an Gehalt fehlt.

Johann Bürkli

ward am 26. October 1745 in Zürich geboren, erhielt eine vortreffliche Bildung und lebte als ein sehr wohlhabender Mann vorzüglich den Wissenschaften, da er ein öffentliches Aemtchen fast ganz umsonst bekleidete. Er war nämlich von 1773 bis 1780 Assessor des Stadtgerichtes und dann bis 1798 Mitglied des kleinen Raths in seiner Vaterstadt. Später privatisirte er in Bern, wo er am 2. September 1804 starb.

Von ihm erschienen:

Amor's Reisen. Bern, 1773.

Schweizerische Blumenlese. Zürich, 1781 — 83. 3 Thle.

Meine Phantasieen und Rhapsodieen. Zürich, 1785.

Trophäen des schönen Geschlechts. Tübingen, 1791.

Neue schweizerische Blumenlese. St. Gallen, 1798.

Auserlesene Gedichte. Bern, 1800.

Sämmtliche Gedichte. Bern, 1802.

Als Lyriker zeichnete er sich nicht ohne Erfolg durch Wärme und Gefühl aus, doch tritt ihm eine gewisse Unbehülflichkeit im Ausdrucke oft störend in den Weg. — Wir theilen hier einige Gedichte von ihm mit.

An die Andacht. *)

Andacht, holde Freundin weicher Seelen!
Drückt des Erdenlebens Bürde mich,
Wen kann ich zur Muse besser wählen,
Als, o reine Himmelstochter, dich?

Möcht' empor mein Geist zum Lichte schweben,
Von dem Pilger hier nur Funken sehn!
Wonneschauer, möcht' er mich durchbeben,
Möcht' ich jetzt auf Tabors Höhen stehn!

Dieses Thränenthal, giebts ein Vergnügen,
Das die Sehnsucht meines Herzens stillt?
Tränk' ich Wollust hier in vollen Zügen,
Wasser wär' mir's, das aus Sümpfen quillt!

Mich durchschauerst du mit Himmelsfreuden,
Du erhöhest den gesunknen Geist,
Trostesbalsam träufelst du im Leiden,
Wenn dein Hauch Unsterblichkeit verheißt.

Wie ein Kind ruh' ich in Vaterarmen,
Schmieg' ich mich an dich — mein Lohn bist du,
Ueb' ich Tugend — Flüsterst oft Erbarmen
In durchweinter Nacht dem Sünder zu.

Wenn auch Feinde mich mit Füßen treten,
Wenn das Laster Blumennetze legt;
Zeigst du mir in glühenden Gebeten
Den, der mich auf seinen Händen trägt.

Wenn im matten Aug' auf welken Wangen
Schon des innern Lichtes Stralen glühn,
Malt die Zukunft schmachtendes Verlangen,
Und läßt Seligkeit in Hoffnung blühn.

Uns führst du zum Urquell reiner Liebe,
Schwingst empor uns zur Vollkommenheit;
Und des bangen Herzens letzte Triebe,
Andacht, dir allein sind sie geweiht!

Zwar zu schauen in dieß Meer der Klarheit
Kann im Raupenstand dieß Auge nicht;
Dämmernd sehn wir hier den Glanz der Wahrheit
Dort erst leuchtet uns ihr volles Licht.

Uns schwingst du zu hohen Jubelchören,
Wo vor Gottes Thron die Cherubs stehn:
Wo wir Davids Silberharfen hören,
Wo verklärt wir unsre Lieben sehn.

Wenn beym nahen Tode der Verbrecher
Zittert, wenn ihm Muth und Hoffnung sinkt;
Honig gießen in den Wermuthsbecher
Glaub' und Ruhe, wenn der Tod ihm winkt.

Mag von Leim und Thon die Hütte beben,
Wächst nicht bald ein neuer Bau aus mir?
Staub und Asche blühn zum schönern Leben,
Weih' der Tugend ich mein Herz und dir.

*) Aus: Bürkli's auserlesenen Gedichten. Bern, 1800.

Erster Psalm.

Sey die Bahn auch steil und dunkel,
Wohin mich mein Schicksal führt;
Soll der vor Gefahren zittern
Welchen Gottes Rechte schützt?

Bey der Sonne Mittagshöhe,
Bey der Abendröthe Stral,
Und bey Lunens blassem Schimmer,
Und der Sterne hellerm Licht

Wacht er, wie die treue Mutter,
Ueber ihr sanft schlummernd Kind;
Unter seinem Schild zu ruhen,
Ist sie dann zu groß die Welt?

Auf Aurorens Rosenstirne
Lächelt deine Huld uns zu;
Und wenn Blitz auf Blitz sich schlängeln,
Lächelt sie gleich heiter uns.

Wer dich liebt, genießt das Leben,
Und schaut nicht des Grabes Nacht;
Einer schönern Welt Gestirne
Sieht darin sein Geist entzückt.

Aller Kummer wird dort schwinden,
Der hier den Gerechten quält;
Des Verbrechens stolze Siege,
Nicht mehr trüben sie sein Glück.

Quellen reiner Lieb' und Wonne
Strömen in den Becher hin,
Der der Seele Wünsche labet,
Ihre Freuden nie erschöpft.

Und Jahrhunderte verfließen
Schneller als der schönste Tag.
Unsers Wissens enge Grenzen,
Jede Stund' erweitert sie.

Sey die Bahn auch steil und dunkel,
Wohin mich mein Schicksal führt;
Soll der vor Gefahren zittern,
Welchen Gottes Rechte schützt?

Mein Geheimniß.

Dank, Himmel, dir! du hast mir einen Freund gegeben
Von heit'rer Laune — klug in Rath und That!
Der mit mir Hand in Hand durchwallt dieß Erdenleben,
In Freud' und Leid mich nie verlassen hat.
Ein Freund, der mit mir fühlt und denket,
Mich, ohne daß ichs merke, lenket;
Ein Freund, der mit mir lacht und weint,
Wenn Stürme droh'n, und wenn die Sonne scheint.

Auch eine Schwester hat der Himmel mir gegeben,
Die, wie ich selbst, in meiner Seele liest;
Wenn, wie ein Nebeldunst, mich Sorgen rings umschweben,
So trägt sie, weil die Last dann leichter ist,
Die Hälfte gern. — Wir theilen Freuden,
Sie schmecken süßer uns. — Die Leiden
Erhöhen ihren Reiz, wie Phöbus Licht,
Das dämmernd durch Gewitterwolken bricht.

Auch eine Schaffnerin hat mir das Glück gegeben,
Wie Martha flink, und wirthschaftlich und treu.
Doch nicht bloß eingeengt auf dieses Erdenleben
Weiß sie was hier und dort das Beste sey.
Sie weiß, was ich bedarf in meiner kleinen Hütte,
Und die Erfüllung eilt zuvor der leisen Bitte.
Mein Soll und Haben stößt sich nicht,
Ihr Auge hält's im Gleichgewicht.

Ein Liebchen hat mir auch des Himmels Gunst gegeben.
Denn ohne Liebchen, ach! was ist die Welt?
Der Liebe Sonnenstral erhellt dieß Pilgerleben
Mehr als ein Diadem und Crösus Geld.
Der Liebe Flamme kühlt sich sanft im Freundschaftstriebe,
Nicht Zeit, nicht Krankheit schwächt in mir die treue Liebe,
Wenn schon nicht mehr ihr Auge glüht,
Sie nicht mehr frisch, wie Hebe, blüht.

Dank, Himmel, tausend Dank dir für die seltnen Gaben,
Für Schwester, Liebchen, Schaffnerin und Freund!
Das unter Tausenden kaum Hundert einzeln haben,
Find't alles sich in meinem Haus vereint.
Ihr Brüder, wollt ihr auch ein gleiches Glück genießen?
Ich wünsch' es Euch: Ihr sollt mein ganz Geheimniß wissen
Seht, Schwester, Liebchen, Schaffnerin und Freund
Sind alle vier in meinem Weib vereint.

Täuschung.

Einst, als die Morgenröthe glühte,
Irrt' ich durch's blumenreiche Thal,
Versenkt in süßen Träumereyen.
Mir blickt hervor ein heller Stral
Sanft zitternd aus dem Schlehenbusche.
Ist's ein Demant, ist's ein Saphir?
Rief ich voll Hoffnung. Ihn zu haschen
Eilt' ich — und was fand ich dafür?

O Hoffnung! giebst du nur Chimären,
Und süße Träume für Genuß?
Mein Edelstein war — eine Thräne,
Wie jeden Tag im Ueberfluß
Aurorens Thau den Fluren schenket.
Verschwunden war itzt jede Spur!
Und des Demantes heller Schimmer —
Ein Tropfe Wasser war er nur.

So klimpert' einst auf seiner Leyer
Ein junger Dichter. Er besang
Im Liebestaumel Phillis Reize,
Daß Berg und Thal und Hayn erklang.
Bald war sie Grazie, bald Muse,
So schön war Juno, Cypris nie;
Nun singt er: Phillis liebt Damöten;
„Ach, höchstens nur ein Weib war sie!"

Der Weise.

„Des Glückes Zorn trotz' ich, nie werd' ich weibisch zagen,
„Ich hülle mich in meine Tugend ein,"
Sprach jüngst Arist. — „In diesen Wintertagen
„Wirst du (versetzt' ich ihm) zu leicht gekleidet seyn!"

Gottlob Wilhelm Burmann

(eigentlich Bormann, doch änderte er später seinen Namen um) ward am 8. März 1737 zu Lauban in der Oberlausitz geboren, besuchte die gelehrten Schulen zu Löwenberg und Hirschberg und studirte seit 1758 die Rechte in Frankfurt an der Oder. Nach vollendeten Studien nahm er jedoch kein öffentliches Amt an, sondern lebte in Berlin als privatisirender Gelehrter, sich seinen Unterhalt durch Unterricht und Schriftstellerei erwerbend. — Vom Schlage getroffen brachte er die letzten Jahre seines irdischen Daseyns im Elend und fast an Allem Mangel leidend zu; er starb am 5. Februar 1805.

Seine Schriften sind:

Etliche Gedichte. Hirschberg, 1764.
Spaziergänge. Frankfurt a. d. O. 1764.
Fabeln und Erzählungen. Berlin, 1773.
Lieder. Berlin, 1774.
Kleine Lieder. Berlin, 1777.
Auswahl einiger vermischten Gedichte. Berlin, 1783.
Liederbuch für das Jahr 1787. Berlin.
Gedichte ohne den Buchstaben R. Berlin, 1788.
Badinagen. Berlin, 1794.
Viele einzeln gedruckte Gedichte u. s. w.

Burmann war ein Sonderling im hohen Grade und schien sich darin zu gefallen. — Obwohl mit vielseitigem Talent begabt und sich besonders eines großen Ideenreichthums und lebhafter Phantasie erfreuend, gehorchte er doch zu sehr in seinen poetischen Leistungen augenblicklicher Laune und bekümmerte sich weder um Bildung des Geschmacks noch um Correctheit. Sein Liebling und Vorbild war der schlesische Dichter Günther (s. d. Art.). Bei größerer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit würde B. Ausgezeichnetes geleistet haben. — Wir theilen hier seine beiden gelungensten Poesieen mit.

Vgl. das in der Anm. angeführte Buch von Jördens.

Lied an meine Quaterne,

so gut als gewonnen*).

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos.
Horat.

Willkommen, Tochter mystischer Kabale!
Mein baarer Ruhm! mein goldnes Glück!

*) Aus: K. H. Jördens Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichsten Dichter und Prosaisten. Leipzig, 1812. 1. Bd. S. 67.

Vom Strohdach bis zum Götterſaale
Lacht mir nun aller Weſen Blick.

Da biſt du ja! o du, die meinen Tagen
Die Freude vor die Stirne prägt,
Und alle meine Börſenklagen
Auf ewig in die Urne legt!

Laß dich umarmen, göttliche Quaterne,
Die den Poet zum Mylord macht!
Ei, ei! ſo ſchnell werd ich zum Sterne?
Das hätt' ich ewig nicht gedacht!

O welche kitzelnde Metamorphoſe!
Iſt's möglich? bin ich noch das Ding,
Bei dem ſogar die Tabacksdoſe
Des Stutzers jüngſt vorüberging?

Bin ich das Weſen, das vor wenig Stunden
Nur Dint' und Feder vor ſich ſah?
Heil mir! die Muſen ſind verſchwunden!
Der Hunger auch! und — Gold iſt da!

Und Gold iſt da! — Lebt wohl, ihr Pierinnen!
Wir hören auf, vertraut zu ſeyn.
Denn, wer Quaternen kann gewinnen,
Macht ſich mit euch nicht mehr gemein!

Ich habe Tauſende zu kommandiren!
Witz, Einſicht und Verſtand, lebt wohl!
Nun kann ich mich ganz anders rühren!
Nun hebt mich jeder Schritt zum Pol!

O Schade! daß ich noch ſo vieles denke! —
Das Denken paßt zum Reichthum nicht.
Genie! altväteriſch Geſchenke
Des Himmels, wem giebſt du Gewicht!

Du, mein elaſtiſch Lehnſtuhl, ſollſt mich tragen,
Und als ein ſtrahlend Nichts mich ſehn! —
Und will Verſtand und Witz mich plagen,
So laſſ' es nie mein Schlaf geſchehn!

Viktoria! nun kann ich mich erheben —
Und wär' ich dummer noch als dumm!
Denn Gold und Kleid kann alles geben;
Zum Herrn Johann dreht's Hannſen um.

Hervor mit euch, ihr breitbetreßten Kleider!
Steig' auf, pathetiſche Friſur!
Ihr Götter, kommt! — euch mein' ich, Schneider! —
Macht mich zum Wunder der Natur!

Eilt, zaubert mir die feinſte Garderobe,
Daß Gallier und Britte ſtaunt;
Und daß zu meiner Kleider Lobe
Die Fama Sekula poſaunt!

Du Rock von Moll ſollſt Pudermantel werden!
Zu lang' warſt du mein Gallatleid! —
Fort mit dem Kittel! O ihr Erden,
Seht mich in ſeidner Herrlichkeit!

Ha! dieſer Rock mit ſeinem Scharlachfutter
Läßt ein ganz andres Thier mich ſeyn!
O ſäh' mich meine ſel'ge Mutter,
Sie würde ſich zu Tode freun!

„Ach, Junge!" würde ſie treuherzig ſprechen:
„Nun wird doch noch ein Kerl aus dir!"
Und ich, ich würde ſchön mich rächen —
Und ſchenkte die Quaterne ihr!

Lakaien! Kutſcher! Sekretaire! Läufer!
Poeten! Hunde! aufgepaßt!
Den Wagen her! ich werde ſteifer!
Vor Gold und Würden brech' ich faſt!

Deckt mir die Tafel! Zwanzig arme Teufel
Verhungernder Genie's, freßt mit! —
Nur tragt an meinem Werth nicht Zweifel,
Der bald auf Marmorpflaſter tritt!

Ha! welcher Epopöen Oceane
Verkünden ſchon der Nachwelt mich!
Zu mancher Ode Rieſenplane
Bin ich das hohe Thema — ich!

Nun will ich frei'n! Ein Mädchen! deren Tugend
Ein unbeneidet Strohdach deckt;
Groß durch ein Herz — das Puppenjugend,
Und Stadt und Mode nicht befleckt;

Ein armes Mädchen will ich glücklich machen — —
Was? — raſ' ich? — bin ich wohl geſcheid? —
Nein, eine Lady ſoll mir lachen;
Mit einer Göttin Zärtlichkeit!

Drei Zofen ſollen ihre Schleppe tragen,
Und rechts und links Bediente gehn!
Heiduck und Mohr ſoll auf dem Wagen,
Wie Mitternacht und Rieſe, ſtehn!

Kein Tag flieh' ohne Ball und ohne Feſte
Für mich Glückſeligen dahin!
Und denken ſollen meine Gäſte,
Daß ich der große Mogul bin! —

Zu viel Entzücken! — ich kann's nicht ertragen?
O Pluto! Jupiter! halt ein!
Ich möchte ſonſt im Glück verzagen,
Und ärmer als ein Dichter ſeyn! — —

Dank aber ſei dir, himmliſche Quaterne,
Die mich in frohe Schwindel tunkt! — —
Ihr Eulers! zählt mich unter Sterne!
Reſpekt! ich bin nicht mehr ein Punkt!

Widerruf des Vorigen.

Velut aegri somnia, vanae
Finguntur species.

Horat.

Gewonnen? was? — ich hätte ſie gewonnen?
Erſtauntes Deutſchland, glaub' es nie!
Quaternenglück — ach! ſchneller iſt's zerronnen,
Als ein Verſuch der Alchymie.

O ruft nur, ruft, ihr ſchmetternden Trompeten,
Und ihr Genoſſen meines Harms:
Es iſt kein Glück für ehrliche Poeten,
Zumal für deutſche — Gott erbarm's!

Ich bin erwacht aus meinem ſüßen Schlummer:
Kein Gold iſt da, kein Kleid beblecht.
Fortunens Tücke zog mir keine Nummer —
Für eine Göttin herzlich ſchlecht! —

O ſchöner Traum! — wie bald biſt du verſchwunden!
Heiduck und Mohren, gute Nacht!
Der Mylord hat ſich ſchnell von mir entwunden,
Und keine Lady mir gelacht!

Lebt wohl, ihr breitbetreßten Kleider!
Komm her, du treuer Rock von Moll!
Ihr Götter, weicht! jetzt brauch' ich einen Schneider,
Der mir voll Mitleid borgen ſoll.

Und ihr, ach! ihr verſcheuchte Pierinnen!
Sprecht immer wieder bei mir ein.
Ein Elend iſt's, Quaternen zu gewinnen:
Ihr ſollt mir meine Quinen ſeyn.

Sie kommen ſchon — O wie wird mein Gefühle
Von ihrem holden Einfluß groß! —
Bei ihrem neubeſpannten Lautenſpiele
Ruh' ich dem Himmel ſelbſt im Schooß;

Und lache nur der myſtiſchen Kabale,
Die mich aus ihrer Rolle ſtreicht,
Indeß mein Geiſt nach keinem Flitterſtrahle,
Nein, zu der Sonne ſelber fleucht.

Lakaien, Kutſcher, Läufer, Sekretäre,
Poeten, Hunde, geht nur, geht!
Ich kehre jetzt zurück zur alten Sphäre,
Und habe nichts — bin ein Poet.

Ihr armen Schlucker hungernder Talente,
Speist anders wo: es ist nichts da,
Als was ihr selbst habt, und man missen könnte,
Als Nektar und Ambrosia.

Faßt euch, wie ich: bei einer Kaffeetasse
Sind Dichter oft, wie Schulzen fett;
Denn Gram und Noth stärkt die Poetenmasse,
Bewiesen durch X, Y, Z.

Ich aber will dem Himmel ewig danken,
Daß ich der arme Burmann blieb.
So lange mir nur Kopf und Herz nicht wanken,
Bleibst du mir, Armuth, lieb.

Vielleicht daß ich wohl gar in stolz'rer Sphäre,
Zu welcher mich mein Glückstraum schwang,
Ein reicher Taugenichts geworden wäre,
Wie scherzhaft ihn mein Lied besang!

Schwer ist's, im Glück, bei lauter guten Tagen,
Ein Weiser stets, stets gut zu seyn.
Wie mancher weiß sein Glück nicht zu ertragen,
Und muß zuletzt es nur bereun!

Laß du mich nur, lobwürdigste Quaterne,
O Weisheit, nicht an deinen Gütern leer!
Daß in mir selbst den Schatz ich finden lerne,
Und nicht beim blinden Ohngefähr.

Nie werd' alsdann, o Glück, ich vor dir kriechen,
Nie deinem Altar Weihrauch streun:
Und hat sich Laura erst mit mir verglichen,
O dann sind hundert Lady's mein!

Anton Friedrich Büsching,

der Gründer der neueren Geographie in Deutschland, ward am 27. September 1724 zu Stadthagen im Schaumburg-Lippischen geboren, entfloh der strengen Behandlung seines Vaters und erhielt seine Bildung im hallischen Waisenhause. Er studirte darauf Theologie, ward nach vollendeter akademischer Laufbahn Privatdocent zu Halle und, nachdem er eine Zeit lang Hauslehrer gewesen, 1754 außerordentlicher Professor zu Göttingen, worauf er sich im folgenden Jahre mit der damals hochgefeierten Christiane Dilthey, Ehrenmitgliede der göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften und kaiserlicher gekrönter Dichterin, vermählte. Seine theologische Doctordissertation zog ihm Unannehmlichkeiten zu; er begab sich, um diesen zu entgehn, als Prediger nach Petersburg (1761), kehrte jedoch, da es ihm hier nicht sonderlich gefiel, trotz der glänzenden Versprechungen Katharina's II. nach Deutschland (1765) zurück und ließ sich als Privatgelehrter in Altona nieder. Bereits im folgenden Jahre ward er jedoch als Director der Schule des grauen Klosters und Oberconsistorialrath nach Berlin berufen, wo er am 28. Mai 1793 starb.

Seine Schriften sind:

Erdbeschreibung. Hamburg, 1754 fgde. 8 Bde. (nur die vier ersten Bände und der erste Theil des 5. Bandes sind von B.)

Nachrichten von dem Zustande der Künste und Wissenschaften in den dänischen Reichen. Copenhagen, 1754–56. 2 Thle.

Geschichte der lutherischen Gemeinden im russischen Reiche. Altona, 1766. 2 Thle.

Magazin für Historie und Geographie. Halle, 1767—88. 23 Bde. 4.

Geschichte der Philosophie. Berlin, 1772—74. 2 Thle.

Geschichte und Grundsätze der schönen Künste und Wissenschaften. Berlin, 1772–74. 2 Thle.

Neueste Geschichte der Evangelischen in Polen und Litthauen. Halle, 1784—87. 3 Thle. 4.

Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. Halle, 1783—89. 6 Bde.

Als Geograph und Pädagog hat sich Büsching äußerst verdient gemacht; er war es, der zuerst wissenschaftliche Begründung und Vollständigkeit in der Erdkunde und Erdbeschreibung einzuführen strebte und die Bahn zu einer neuen Behandlung dieser Fächer eröffnete. Obschon seine dahin einschlagenden Schriften längst veraltet und unbrauchbar geworden sind, da er nur den politischen Standpunkt im Auge hatte, so verlangt doch das, was er geleistet, mit Recht lebhafte und dankbare Anerkennung. In seinen historischen Schriften geht er mit Gründlichkeit und Umsicht zu Werke; eine gewisse Sicherheit und Behaglichkeit gediegener Kenntniß tritt uns überall in denselben entgegen, verleitet ihn jedoch mitunter zu einer ermüdenden Breite.

Sein Verhalten gegen Seine Familie*).

Gegen Seine Familie hat Er sich auf eine sehr ungleiche Weise verhalten. Seinen Großvater, König Friedrich den Ersten, verachtete Er, wie aus Seiner Lebensbeschreibung desselben bekannt ist. In seinem Charakter findet Er nichts zu rühmen, als Gutherzigkeit. Selbst die königliche Würde, die er Seinem Hause erworben hat, verdanket Er ihm nicht, ungeachtet Er ihre Erwerbung ein Meisterstück der Politik, und für eine grosse Sache erkennet, die es auch in Ansehung des Churhauses Brandenburg wirklich war. In gesellschaftlichen Unterredungen pflegte Er ihn wohl den neugebackenen König zu nennen, der in Ansehung des eitlen Gepränges (en fait de faste) Ludwig dem Vierzehnten habe nachahmen wollen. Das letzte war unstreitig ein Fehler, aber als der erste König von Preussen war er hochachtungswürdig. Ganz anders hat Er von Seinem Vater, Friedrich Wilhelm dem Ersten, gesprochen und geschrieben, ungeachtet der ausserordentlichen Härte, die er an Ihm, als Er noch Kronprinz war, ausgeübet hatte. Ich nehme hier Gelegenheit, diese Härte bekannter zu machen, als sie gewesen ist, und zugleich ihre Ursachen anzugeben.

König Friedrich Wilhelm lebte mit seiner Gemalin auf einem bürgerlichen Fusse. Er nannte sie, wenn er von ihr sprach, seine Frau, wohnete ganz nahe mit ihr zusammen, und da sie fast beständig mit ihren Kindern umgeben war, so begab er sich täglich einigemal in diesen Familienkreis. Den hohen Grad seiner Häuslichkeit kann folgende Probe beweisen. Als die Königin die Prinzessin Amalie geboren hatte, und dieselbe gewaschen und gewickelt war, nahm sie der König, und setzte sich mit ihr vor dem Camin, legte sie auf seinen Schooß, und wiegte sie auf demselben hin und her. Die Hitze des starken Feuers in dem Camin, war dem Kinde so nahe, daß es sichtbarlich aufschwoll, und kaum holte es noch Athem, als eine Kammerfrau der Königin kam, zu welcher der König sagte, siehest du wohl, daß ich es so gut als du verstehe, ein Kind zu warten. Als sie aber das Kind erblickte, sagte sie zu dem König, Ihro Majestät, es ersticket, es ist zu nahe beym Feuer. Geschwind nahm sie es dem König ab, und trug es weg. Dieser Familienkreis gefiel dem Kronprinzen nicht, als er die Kinderjahre zurückgeleget hatte, Er fand sich also ungern und selten in demselben ein, wodurch Er sich aber Seinem Vater unangenehm machte. Zu dem Soldatenspiel, welchem der König so sehr ergeben war, hatte der Kronprinz bey weitem keine so grosse Neigung, sondern zog demselben das Lesen in französischen Büchern, die Verfertigung französischer Verse, und das Spiel auf der Flöte, vor, daher befürchtete der König, daß er künftig das Soldatenwesen verabsäumen würde, welches ihm so sehr am Herzen lag. Der lebhafte, hitzige und jähzornige König schlug bey der Uebung der Soldaten in den Waffen, auf dem Paradeplatz, und an jedem andern Orte, bald mit der Faust, bald mit dem Stocke, blindlings auf die ungeschickten Soldaten los; dem Kronprinzen aber, der bey ihm stand, mißfiel dieses sehr, und seine Gesichtszüge verriethen es. Dieses bemerckten Officiere, die es dem König anzeigten, der König nahm es auch zuweilen selbst wahr, und ärgerte sich darüber. Er fassete also die Meynung von dem Kronprinzen, daß Er sich zu seinem Nachfolger auf dem Thron nicht schicke, und zog Ihm seinen zweyten Sohn, den Prinzen August Wilhelm, weit vor, weil dieser sehr gern in dem Fa-

*) Aus: Dr. A. F. Büsching's Character Friedrichs des Zweyten, Königs von Preussen. Halle, 1788. 2. Ausgabe. S. 177.

milienkreise war, und überhaupt sich in allen Stücken dem König gefällig machte, der ihn deswegen zu seinem Nachfolger in der Regierung bestimmte. Der König drang also von Zeit zu Zeit, wenn er über den Kronprinzen erbittert war, in denselben, daß Er der Thronfolge entsagen, und sie Seinem nächsten Bruder abtreten sollte. Es ist mir wahrscheinlich, daß er dabey an das Beyspiel des russischen Kaisers Peters des Ersten gedacht hat. Allein der Kronprinz erklärte, Er wollte sich eher den Kopf abschlagen lassen, als dem König in seinem unrechtmäßigen Begehren willfahren. Seine letzte Erklärung ging dahin, daß wenn der König in einem öffentlichen Manifest, zur Ursache Seiner Ausschliessung von der Thronfolge, angeben wolle, daß Er kein leiblicher und ehelicher Sohn von ihm sey, so mögte er den Prinzen August Wilhelm zu seinem Nachfolger ernennen. Das konnte und wollte aber der König nicht, weil er dadurch die Königin, die er sehr achtete und liebte, unversöhnlich beleidiget und gekränket haben würde. Also beschloß der Kronprinz 1730, Sich von Seinem harten Vater heimlich zu entfernen, und Sich in den Schutz des Königs Georg des Zweyten von Großbritannien nach London zu begeben. Diesen Zufluchtsort erwählte Er desto lieber, da zwischen Seinen Eltern auf einer, und Seiner Frau Mutter Bruder, dem König von Großbritannien, Georg dem Zweyten, auf der andern Seite, war verabredet worden, daß der Kronprinz von Preussen sich mit einer Tochter des Königs von Großbritannien, und umgekehrt, der Kronprinz von Großbritannien sich mit einer preußischen Prinzessin vermälen solle. Der Kronprinz ließ durch die jungen Officiere von Katt und von Keith, zu denen Er freundschaftliches Vertrauen hatte, heimliche Anstalten zu Seiner Flucht machen, es wußte auch Seine älteste Schwester, die Prinzessin Friederike Sophie, nachmalige Markgräfin von Bayreuth, um dieses Geheimniß. Es ward aber verrathen; der König ließ den Kronprinzen und den jungen von Katt, Lieutenant bey den Gens d' armes, gefangen nehmen, Keith aber entfloh. Der Kronprinz wurde nach Cüstrin auf die Festung gebracht, woselbst Er ein schlechtes Wohnzimmer bekam, und anfänglich ohne alle Bequemlichkeit war. Die erste verschaffte Ihm der damalige Präsident von Münchow, der durch den Boden über dem Arrestzimmer ein Loch machen ließ, durch welches er mit dem Kronprinzen sprach, Ihm sein Mitleiden bezeigte, und seine Dienste anbot. Er klagte über das schlechte Essen, Geschirr und Tischzeug u. s. w. Der Präsident versprach Ihm besseres zu verschaffen, ließ das letzte Ihm auch, ohne daß es die Schildwache bemerkte, in einem neuen Nachtstuhle zubringen. Der Kronprinz, der voller mißmüthigen Gedanken war, sagte zu dem Präsidenten, daß Er auf die Thronfolge Verzicht thun, und Sich von Seinem Vater eine Pension, nebst der Erlaubniß, dieselbe ausserhalb Landes, etwa in England, oder sonst irgendwo, verzehren zu dürfen, ausbitten wolle; und alsdann mögte Sein Vater den Prinzen August Wilhelm immerhin zu seinem Nachfolger in der Regierung ernennen. Der Präsident widerrieth dieses dem Kronprinzen, versicherte, daß es Ihn gereuen, und viel Schlimmes daraus entstehen werde, ermunterte Ihn also zur Geduld und Hoffnung.

Die Gefangenschaft des Kronprinzen machte in ganz Europa großes Aufsehen, und bewog insonderheit die protestantischen Staaten und Höfe, an den König zu schreiben, und Fürbitte für den Kronprinzen einzulegen. Diejenige, die König Friederich von Schweden abschickte, ist vorzüglich schön, und deswegen will ich sie unten mittheilen *).

Der König ließ dem Kronprinzen eben sowohl als dem Katt den Proceß machen. Die Commission, die er zu seinem Verhör verordnete, bestand vermuthlich aus eben denselben Personen, die Ihm hernach den Eid abnehmen mußten, und unten vorkommen werden. Er bezeigte Sich in den Verhören gar nicht biegsam, und sie erkannte zuletzt wirklich, daß Er geköpft zu werden verdiene *).

Als der gefangen genommene Lieutenant von Katt nach Berlin gebracht wurde, hatte er, anstatt des Rocks, einen Kittel von Leinwand an, wie die Reuter von dem Regiment Gens d' armes, ausser dem Dienst, zu tragen pflegen, über der Weste seiner Montur aber hing noch das Johanniter-Ordenskreutz. Bey seiner Ankunft in Berlin und auf dem königlichen Schlosse, da er dem König vorgestellet wurde, riß ihm der Monarch erst das Ordenskreutz ab, das er erblickte, und hierauf gab er ihm, unter den heftigsten Worten, einen Stoß mit dem Fuß, und ließ ihn wegführen. Nun ging er auf seine älteste Tochter los, und gab ihr Faustschläge ins Gesicht, denen sie durch eine Kammerfrau der Königin entzogen, und dem König aus dem Gesicht gebracht wurde. Den Lieutenant von Katt, Sohn des Generalfeldmarschalls von Katt, verdammte das Kriegesgericht nicht zum Tode, womit aber der König sehr unzufrieden war, und am ersten Nov. 1730 das Urtheil dahin veränderte, daß, ob er gleich, wegen des begangenen Verbrechens der beleidigten Majestät, mit glühenden Zangen zerrissen und aufgehangen zu werden verdienet hätte, er doch, in Rücksicht auf seine Familie, geköpft werden solle. Am vierten Nov. ward er schon von dem von Schack, Major des Regiments Gens d'armes, von Berlin nach Cüstrin geführet, woselbst der Kronprinz aus der Festung seine Hinrichtung ansehen sollte. Er kam daselbst am fünften Nov. in Begleitung des Feldpredigers des Regiments, Joh. Ernst Müller an, und am sechsten ward er auf dem Wall der Festung enthauptet. Der Kronprinz ward an ein Fenster geführet, aus welchem Er auf den Wall sehen, und den Soldatenkreis erblicken konnte, der den Sandhaufen einschloß, bey welchem Katt niederknien sollte. Als Katt nach dem Kreise geführet und hingerichtet wurde, überfielen den Kronprinzen Ohnmachten, und Er konnte Sich des Vormittags von dem Schrecken nicht erholen.

Er konnte also auch mit dem Feldprediger Müller, den Er nach der Hinrichtung zu Sich rufen ließ, sich nicht mit Verstand unterreden; aber Nachmittags ließ Er ihn schon vor 2 Uhr wieder zu Sich kommen, und behielt ihn bis 5 Uhr bey Sich. Nun hörte Er an, was Katt dem Müller am Abend vor seinem Tode aufgetragen hatte, dem Kronprinzen vorzustellen **); gestand zu, daß alles wahr sey, und betheurete, daß er vom Anfang des Arrests an eine herzliche Reue empfunden habe, die aber dem

*) Sie lautet also:

Monsieur mon Frère!

Ayant appris, que le Prince Royal a eu le malheur de deplaire à Votre Majesté, et de s'attirer sa disgrace, je ne sçaurois m'empêcher de lui en marquer ma profonde douleur. Je me fais la plus triste image de la situation, ou Elle se trouve en qualité de Roy et de Père, et je compatis avec tous les sentiments, que les liens du sang m' inspirent, sur un événement si inopiné. Mais ces mêmes sentiments me persuadent aussi, que Votre Majesté voudra bien me permettre de lui faire remarquer, q' ayant à choisir entre les grandes obligations de Roy et de Père, Elle trouve en même tems, l'occasion la plus eclatante et la plus belle, de se determiner, pourvû qu' Elle daigne écouter sa gloire et son coeur. Sa famille Royale, ses peuples, les Protestants et toute l' Europe, l' attend de sa bonté naturelle, et l' en conjurent, et l' amitié tendre et sincère, que je lui porte et à toute sa maison, me le fait souhaiter ardemment, et avec la dernière impatience. Je suis

de Votre Majesté

le bien bon frère, ami et voisin

Friedrich.

Stockholm,
ce 25 d' Août 1730.

*) Der Kronprinz rächte sich an den Personen, die dieses Urthel gesprochen hatten, als König nicht. Eine derselben war der Obrist Christian Wilhelm von Derschau, den Er nicht nur in Diensten behielt, und zum Generalmajor machte, sondern dessen Sohn Friedrich Wilhelm von Derschau Er auch 1759 zum Staats- und Finanz-Minister bestellte, und mit besonderem Zutrauen beehrte. Die Inquisitionsacten hat der Generalauditeur, Geheimerath Mylius, versiegelt in das geheime Archiv geliefert. 1751 ließ sich König Friedrich die wichtigsten Stücke von dem Staats- und Cabinets-Minister Grafen von Podewils übersenden, schickte sie ihm aber versiegelt zurück, und in diesem Zustande werden sie noch im geheimen Cabinetsarchiv verwahret. Die Zurückschickung ist sehr merkwürdig, und zeiget deutlich an, daß der König die Acten für seinen künftigen Geschichtschreiber habe aufheben lassen, keinesweges aber das Andenken an diese Sache vertilget wissen wollen.

**) Nämlich, er schiebe die Schuld seines Todes nicht auf den Kronprinzen, und gehe nicht mit Widerwillen gegen Ihn aus der Welt, sondern unterwerfe sich dem in Demuth, was Gott wegen seines Ehrgeitzes und um seiner Gottesverachtung willen über ihn verhänget habe. Der Kronprinz mögte auch weder gegen den König darum, daß er ihn hinrichten lasse, einen Groll fassen, noch denken daß er, Katt, aus Mangel an Klugheit in dieses Unglück gerathe: vielmehr mögte Er Sich Seinem Vater und König unterwerfen, und der gleichlautenden Ermahnung erinnern, die er Ihm ehemals zu Brandenburg gegeben, Sich auch der beweglichen Vorstellungen erinnern, die er ihm im sächsischen Lager gethan, woselbst die erste Unterredung wegen des Weggehens vorgefallen sey, und er Ihm den Ausgang der Sache vorhergesaget, so wie er dieses auch zuletzt in der Nacht wiederholet habe, da er Ihm zu Potsdam einen Besuch gegeben u. s. w. Dieses, und alles, was ich nun oben anführe, ist aus dem Beytrag zur Lebensgeschichte Friedrich des Grossen gezogen, der den Briefwechsel Königs Friedrich Wilhelm des Ersten mit dem Feldprediger Müller im November 1730, wegen des Kronprinzen, enthält, und erst gedruckt erschienen ist (Berlin 1788, auf drittehalb kleine Octavbogen), als mein Buch in der ersten Ausgabe schon gedruckt war.

König nicht bekannt geworden seyn müsse, weil Er sonst Ihn nicht würde haben die harte Hinrichtung ansehen lassen. Er unterwarf Sich aber desselben Willen und Befehl in allen Stükken. Der König hatte Ihn die Hinrichtung ansehen lassen, und dem Müller befohlen, gleich nach derselben zu Ihm zu gehen, weil er hoffte, daß Sein Herz alsdenn gerühret und weich seyn, und Er auf bessere Gedanken kommen werde: er hatte Sich aber auch den Fall gedacht, daß sie keinen sichtbaren Eindruck auf Sein Gemüth machen werde, und auf beyde Fälle dem Feldprediger Verhaltungsbefehle ertheilet; in dem ersten, soll er bey dem Kronprinzen bleiben, und Ihn zu bekehren und zu belehren suchen; in dem zweyten, Ihn verlassen, und nach Berlin zurückkehren. Der Feldprediger berichtete dem König am sechsten, siebenten und achten November, daß der Kronprinz sich bekehre, Gott und den König um Vergebung bitte, und in der Bibel lese, sich seiner Irrthümer in Ansehung der absoluten Gnadenwahl und der Fatalität, benehmen lasse, und das Folgende äußere. Er habe Sich in den Verhören der Seinetwegen verordneten Commission sehr vergangen; wäre Ihm aber vom Anfang an nur von einem Menschen beweglich, und ohne harte Drohungen, zugeredet worden, so würde Er nicht in solche Ausschweifungen gerathen seyn. Er fürchte, daß Er die Gnade des Königs nie wieder erlangen werde, denn Er habe sie schon lange erbeten und erwartet, und sehe noch nicht die geringste Spur von derselben. Er müsse fast aus des Feldpredigers Besuch schliessen, daß er Ihn auch zum Tode bereiten solle. Auf diesen Bericht antwortete der König am achten November, er solle fortfahren, den Kronprinzen zu vermahnen, daß Er die Sünden, die Er gegen Gott, gegen Seinen Vater und König, und gegen Sich selbst und Seine Honneur darinn begangen, daß Er Geld geliehen, das Er nicht wieder bezahlen könne, und desertiren wollen, bereue. Und da er, der Feldprediger, auf sein Gewissen versichere, daß der Prinz sich zu Gott bekehre, Seinen König, Herrn und Vater wegen alles Begangenen und Verbrochenen um Vergebung bitte, auch versichere, es thue ihm von Herzen leid, daß Er Sich nicht allemal Seines Vaters Willen willigst unterworfen habe: so solle er Ihm in seinem (des Königs) Namen andeuten, daß er Ihn zwar noch nicht ganz pardonniren könne; er werde Ihn aber doch aus unverdienter Gnade aus dem scharfen Arrest entlassen, und Ihm Leute zugeben, die auf Seine Conduite acht geben sollten.

Er solle in der ganzen Stadt Cüstrin umher, aber nicht aus derselben, gehen dürfen. Er werde Ihm auch Geschäfte geben, mit welchen Er vom Morgen bis auf den Abend zu thun haben solle, nemlich, Er solle bey der Kriegs- und Domainen-Kammer, und bey der Regierung (zu Cüstrin) in ökonomischen Sachen arbeiten, Rechnungen abnehmen, Acten nachlesen, und Auszüge (aus denselben) machen. Ehe und bevor aber solches geschehe, wolle er die Generallieutenants von Grumkow, von Bork, und von Röder, den Generalmajor von Buddenbrock, die Obristen von Waldow und von Derschow, und den Geheimenrath von Thulemeier, zu Ihm schicken, die Ihm den Eid abnehmen sollten, daß Er seinen Willen und seinen Befehlen in vollkommenem Gehorsam nachleben wolle. Diesen Eid solle Er laut, deutlich und redlich nachsprechen, und ehrlich halten. Werde Er aber wieder umschlagen, und auf die alten Sprünge kommen, so solle Er Krone und Chur bey der Succession, und nach den Umständen wohl gar das Leben verlieren.

In einer Beylage meldete der geheime Cabinetsrath Schumacher dem Feldprediger auf des Königs Befehl, daß er das königl. Schreiben dem Kronprinzen zeigen könne, wenn er es für rathsam erachte. Das that er am zehnten Nov., und der Kronprinz, der vorher starken Zweifel äusserte, daß der König Ihm wieder gnädig seyn werde, wurde dadurch sehr gerühret, versicherte, daß Er sich des Königs Befehl in allem gefallen lasse, und insonderheit den Eid mit lauten und deutlichen Worten ablegen wolle; doch äusserte Er dabey das Vertrauen, daß der König in der Eidesformel Ihm nichts vorschreiben werde, als was väterlich, und Ihm (dem Kronprinzen) möglich wäre; bat auch, daß die Eidesformel mit den dazu gehörigen Puncten, Ihm von den Commissarien zur vorläufigen Kenntniß und Ueberlegung vorgeleget werden mögte. Dieses wird auch ohne Zweifel geschehen seyn.

Alle diese tragische Auftritte bezeugen auf Seiten des Vaters außerordentliche Härte, mit vermeynter Religion bemäntelt, und auf der andern Seite unzuverlässige Besserung des Sohns, die durch Todesfurcht gezwungen worden.

Endlich, nachdem der Kronprinz fast zwey Jahre in Cüstrin zugebracht hatte, beschloß der König, daß er durch desselben Zurückberufung an den Hof, das Fest der Vermälung seiner ältesten Prinzessin Tochter, Friederike Sophie Wilhelmine, mit dem Erbprinzen Friederich von Bayreuth, verherrlichen, und insonderheit seiner Gemalin dadurch eine große Freude machen wolle. Er vertrauete dieses Vorhaben einer Kammerfrau der Königin an, die bey derselben vorzüglich viel galt *). Diese stärkte ihn in der Ueberzeugung, daß er die Freude der Königin vollkommen mache, wenn er sie an diesem Hochzeitstage auch ihren Liebling, den Kronprinzen, wieder sehen lasse, setzte aber weislich hinzu, wenn es nicht der Königin ganz unvermuthet geschähe; denn die ganz unerwartete Erblickung des Kronprinzen könne ihr auch tödtlichen Schrecken bringen. Der König nahm diese Vorstellung an, und bewilligte, daß die Kammerfrau der Königin einige Hoffnung dazu mache, am Hochzeitsfest ihrer Prinzessin Tochter auch den Kronprinzen wieder zu sehen; doch befahl er ihr, dafür zu sorgen, daß sonst kein Mensch von seinem Vorhaben etwas erfahre. Die Vermälung geschahe am 20. November 1731 auf dem Schloß zu Berlin. Der König setzte sich des Mittags nicht mit an die Tafel, sondern ging herum, und munterte die Gäste zum Essen und Trinken auf. Die Königin saß in dem grossen Saal oben an der Tafel, nahe bey ihrem Vorzimmer, in welchem ihre Kammerleute waren. Jene Kammerfrau gab genau acht auf die Ankunft des Königs mit dem Kronprinzen, um dieselbe durch ein verabredetes Zeichen der Königin anzuzeigen. Als der König in Begleitung des Kronprinzen in den langen Saal trat, und denselben hinauf nach der Königin ging, empfing diese von ihrer Kammerfrau das bestimmte Zeichen, sahe aber nicht auf, sondern nur auf den vor ihr stehenden Teller, aß und sprach mit ihren Nachbaren so lange, bis der König mit dem Kronprinzen vor ihr stand. Da sahe sie in die Höhe, sprang von dem Stuhl auf, erhob die Hände, und rief erstaunet und erfreuet aus: o mon fils! der König aber sagte zu ihr: sehet ihr, Madame! da ist nun der Fritz wieder u. s. w. Da war und that die ganze Tischgesellschaft hoch erfreuet. Der König kaufte nicht lange hernach das Gut Reinsberg, schenkte es dem Kronprinzen, und ließ Ihn daselbst mit Seinen Büchern und Gelehrten, insonderheit mit Seinen französischen Hofleuten, machen was Er wollte.

Man hätte vermuthen sollen, daß der Kronprinz an die Strenge und Härte Seines Herrn Vaters lebenslang unter unangenehmer Empfindung gedenken, und sich bey allen Gelegenheiten über dieselbige beklagen würde: das hat Er aber als König nicht gethan, sondern ist der stärkste Lobredner Seines Herrn Vaters gewesen; und in Seiner Lebensgeschichte desselben kommt sogar folgende, auf diese Begebenheit zielende, ganz unerwartete Stelle vor: Nous avons de même passé sous silence, les chagrins domestiques de ce grand prince. On doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans, en faveur des vertus d' un tel père. Ich nenne sie mit Recht unerwartet, denn sie hat ausser anderen den Herrn von Moser so befremdet, das er in seinem patriotischen Archiv Th. 3. S. 160 schreibet: man müsse vielmehr sagen, il faut pardonner la sévérité du père, en faveur des vertus d'un tel fils. Man könnte denken, der König habe in einem gedruckten Buche so geschrieben, damit man Seine Großmuth bewundern möchte: es ist aber gewiß, daß Er auch in gesellschaftlichen Unterredungen, wenn von Seines Herrn Vaters Hitze und Heftigkeit die Rede gewesen, sehr gelind und schonend von ihm gesprochen hat. Es ist auch offenbar, daß Sein Herr Vater in den wichtigsten Regierungsgeschäften Sein Muster gewesen ist, ausser daß Er in der Kriegeszucht und Kunst stark von ihm abgegangen, und eine neue eingeführet hat. Sein Herr Vater hatte, wie glaubwürdige Nachrichten versichern, einige Stunden vor seinem Tode zärtlichen Abschied von Ihm genommen, und Ihn seinen lieben Fritz genennet: bloß diese letzte Handlung kann schon alle Bitterkeit des Andenkens an die ehemalige väterliche Strenge in Seinem Gemüth vertilget haben. Ob damals geschehen sey, was Er Selbst erzählet hat, daß Er Seinem Vater bey desselben Sterbebette habe angeloben müssen, ihn an dem Hause Oesterreich zu rächen? muß ich dahin gestellet seyn lassen.

Daß Er Seine Frau Mutter bis an ihren Tod verehren würde, war nicht nur wegen ihrer grossen Liebe zu Ihm, sondern auch um Seiner Grundsätze willen zu erwarten. In der weisen und liebreichen Anweisung, die Er 1744 dem jungen Prinzen Carl von Wirtemberg gab, als derselbe im Begriff war, die Regierung seines Herzogthums anzutreten **), schrieb er:

„Respectez en votre mère l'auteur de vos jours. Plus „que vous aurez d'égard envers elle, plus vous serez

*) und von deren Sohn ich alle diese Umstände weiß.

**) Sie ist nicht lange vor dem ersten Druck dieser Stelle durch den göttingischen Professor Herrn Spittler in dem vierten Stück des ersten Bandes des göttingischen historischen Magazins S. 683 f. bekannt gemacht worden, und die oben daraus angeführte Stelle stehet S. 689.

„estimable. Ayez toujours tort, quand vous pourriez „avoir quelque demelé ensemble. La reconnoissance „envers ses parens, n'a point de bornes, on est blamé, „d'en faire trop peu, mais jamais d'en faire trop."

Wer so denket und räth, der wird gegen seine eigenen Eltern die pflichtmäßige Ehrerbietung zu beweisen, nicht unterlassen.

Alle Seine Geschwister haben Proben und Beweise von Seiner Bruderliebe genossen, wiewohl mit Unterschied. Aus Seiner ältesten Schwester zu Bayreuth machte Er vorzüglich viel, und sie hatte es verdienet, weil sie für Ihn etwas Hartes gelitten (Siehe oben). Er hat nach ihrem Tode, nahe bey Seinem neuen Schloß unweit Sanssouci, ihr den marmornen Tempel der Freundschaft also gewidmet, daß er ihre schöne sitzende Bildsäule enthält. Seine Schwester, die Königin von Schweden, hat Er 1771 nach ihres Gemahls Tod, sogar von Stockholm zu Sich eingeladen, und ohngefähr ein halbes Jahr bey Sich behalten. Die regierende und nun verwittwete Frau Herzogin von Braunschweig hat Er oft auch bey Sich gesehen, und sie war Ihm äusserst ergeben. Einmal feyerte Er ihren Geburtstag auf eine sonderbare Weise. Er war, als er einfiel, am Podagra bettlägerig, stellte aber doch zu Potsdam ein Gastmal an, und lud ihren Herrn Sohn, den Herzog Friedrich, von Berlin dazu ein. Unmittelbar vorher, als Er ihn in Sein Zimmer rufen lassen wollte, behing Er Sich, im Bette liegend, mit einem Stück kostbaren Silberstoffs, dergleichen zur inwendigen Ausschmückung des neuen Schlosses gebraucht worden, und als der Herzog zu Ihm kam, sagte Er, sehen Sie, wie Ich Mich am Geburtstage Ihrer Frau Mutter schmücke! *) In Seinem Testamente vermachte Er der Herzogin 50,000 Rthlr. und ein silbernes Tafel-Service. Er ist vielleicht niemals nach Berlin gekommen, ohne Seine jüngste Prinzessin Schwester Amalia zu besuchen. In Seinem Testament hat Er ihr ein silbernes Tafel-Service, und jährlich 10,000 Tthlr. vermacht, die sie aber nicht lange genossen hat, weil sie bald nach Ihm gestorben. Er schenkte 1745, Seinem ältesten Bruder, dem Prinzen August Wilhelm, das Schloß zu Oranienburg, und es scheint nicht, daß er wegen dessen, was oben erzählet worden, ein Mißtrauen in ihn gesetzet hat, es ist auch zuverlässig bekannt, daß dieser großmächtige und edelgesinnte Bruder ihn hochgeachtet, geliebet und geehret hat. In dem siebenjährigen Kriege vertrauete der König demselben die bey Collin geschlagene Armee an, war aber mit des Prinzen Rückzug, in die Gegend von Zittau, unzufrieden, und schrieb am 10. Julius einen harten Brief an ihn. Der Prinz verließ die Armee, und ging nach Dresden. Der damals zwischen ihm und dem König geführte Briefwechsel ist 1769 in deutscher Sprache unter dem Titel: Anecdoten zur Erläuterung der brandenburgischen Geschichte und des letztern Krieges, gedruckt, und nimmt die Leser sehr für den Prinzen ein, weil daraus erhellet, daß er nichts ohne sorgfältige Ueberlegung, und ohne Berathschlagung mit den Generalen, die unter ihm standen, gethan, daß aber einer derselben, nemlich der General von Winterfeld, ihm den Unwillen des Königs zugezogen hat, der nach der Schlacht bey Collin natürlicher Weise ohnedem sehr mißvergnügten Gemüths war. Der bekümmerte Prinz, der einen vortrefflichen Gemüthscharakter hatte, lebte hernach kein Jahr mehr, sondern starb schon im May 1758, nicht ohne Thränen des Königs. In Ansehung der beyden andern königl. Herren Brüder ist mir nichts Besonderes bekannt, als daß Er dem Prinzen Heinrich in Seinem Testamente 200,000 Rthlr., den Ring mit einem Chrysopas, von Brillianten umgeben, den Er Selbst am Finger trug, einen schönen Leuchter, und 50 Anker ungarischen Wein, und der Gemalin desselben jährlich 6000 Rthlr.; dem Prinzen Ferdinand aber 50,000 Rthlr. und eine Kutsche, nebst 6 Pferden, und seiner Gemalin 10,000 Rthlr. und eine kostbare Dose, vermacht hat.

In der Vermälung des Königs hat sich Gottes Regierung auf eine verehrungswürdige Weise gezeiget. Es ist oben schon gesaget worden, daß verabredet gewesen, Er solle eine großbritannische Prinzessin heirathen; allein der Graf von Seckendorf, den der Kaiser Karl der Sechste, gleich nach Königs Georg des Zweyten Gelangung zum großbritannischen Throne, nach Berlin sendete, der auch den König Friedrich Wilhelm von der großbritanischen Partey abzog, und mit dem Kaiser verband, überredete ihn, den Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, Nieçe der römischen Kaiserin, zu vermälen, welches am 12. Junius 1733 wirklich geschahe. Der Kronprinz hatte zwar diese Prinzessin Sich nur in so fern Selbst zur Gemalin erwählet, daß Er sie zwo anderen, die Ihm Sein Herr Vater zugleich mit ihr vorgeschlagen (unter welchen aber keine großbritannische war), vorgezogen; das war aber aus Gehorsam gegen den ihm bekannten väterlichen Willen geschehen, dem sich zu widersetzen, Er nicht für rathsam hielt. Es hätten aber die gesammten königlichen Länder 1783 das Jubelfest dieser Vermälung mit den größten und fröhlichsten Feyerlichkeiten begehen können, weil diese Königin ihnen zu einem ausnehmend großen Segen gegeben worden. Gott hat ihnen in derselben eine unschätzbare Wohlthat, ein Muster der Gottseligkeit, der christlichen Tugenden überhaupt, und der Menschenliebe insonderheit, geschenket und aufgestellet. Man kann sich keinen edlern und vortrefflichern Character, als den ihrigen, gedenken. Sie ist nun schon über 54 Jahre lang ein herrliches Vorbild dem königlichen Hause, die zweyte Krone desselben, welche die erste an kostbarem Werth unendlich übertrifft, die Freude aller Unterthanen, gewesen. Den Beobachtern und Kennern ihrer Tugenden gereichet es zum unbeschreiblichen Vergnügen, daß der sie verehrende König, ihr Neffe, ihr hohes Alter frey von Sorgen, und reich an Vergnügen machet, und schon deswegen wünschen Ihm Seine Unterthanen die höchste Glückseligkeit in dieser und in der künftigen Welt. Ich selbst, ein dankbarer Zeuge ihrer ausnehmend grossen Gnade, Leutseligkeit und Herablassung, habe ihre mehr als halbhundertjährige Zufriedenheit mit ihrem Zustand, und ihren zärtlichen Eifer für den Nutzen und Ruhm des Königs, während des Lebens desselben, tief bewundert, und ehrfurchtsvoll gedacht, das ist ein Beyspiel ohne Beyspiel!

---

*) Von der Form der Briefe, die der König und Sein Schwager, der regierende Herzog Carl von Braunschweig-Wolfenbüttel, an einander geschrieben, habe ich eine kleine Probe zur Hand, welche ich mittheilen will; sie ist aber im Kanzleystil geschrieben.

Ein Abbate, Namens Arcelli, zu Braunschweig, bat den König 1752 um eine katholische Pfründe in Seinen Staaten Der Herzog begleitete desselben französische Bittschrift mit folgendem Briefe.

Durchlauchtigster großmächtigster König,
Hochgeehrter, freundlich geliebtester Herr Vetter,
Schwager, Bruder und Gevatter!

Ew. königl. Majestät werden aus dem Originalanschlusse zu ersehen geruhen, was massen bey Deroselben ein gewisser Abbate Arcelli, welcher sich verschiedene Jahre in Braunschweig aufgehalten, und, so viel ich weiß, ein anständiges und sittsames Leben geführet hat, um Ertheilung eines geistlichen Beneficii in E. K. M. Landen allerunterthänigste Ansuchung thut. Es hat mich derselbe dabey besonders angelanget, dieses sein Memorial mit meinem ergebensten Vorwort zu begleiten. So ungern E. K. M. ich darunter beschwerlich falle, so habe ich dennoch den Supplicanten, in Ansehung des besondern Vertrauens, so er darinn gesetzt, und seines oftmals wiederholten Gesuchs, damit nicht füglich entstehen mögen. Wannenhero mir zu vieler Dankverbindlichkeit gereichen wird, wenn E. K. M. Impetranten die gehoffte Wirkung davon angedeyen zu lassen geruhen wollen. Womit zu E. K. M. hochgeschätztem Wohlwollen ich mich bestens empfehle, und in unabänderlicher wahren Hochachtung beharre, E. K. M. dienstwilligster, treu ergebenster Vetter, Schwager, Bruder, Gevatter und Diener

Wolfenbüttel
den 16ten Oct. 1752. Carl, Herzog zu Br.

Die Staats- und Cabinets-Minister Grafen von Podewils und Finkenstein überschickten dieses Schreiben dem König, und baten um Befehl, wie die Antwort lauten solle. Der König sagte mündlich (vermuthlich zu Podewils), es solle obligeant geantwortet, und angeführet werden, daß, nach den hiesigen Landesgesetzen und Gewohnheiten, die geistlichen Beneficia nicht anders als nach den Statutis jedes Stifts vergeben werden könnten, welche die Ausländer nicht wohl admittirten. Dieses wurde so eingekleidet:

Ew. Durchl. sind verhoffentlich nach Meiner Ihro gewidmeten treuen Freundschaft und Ergebenheit völlig versichert, daß Ich alles dasjenige, was nur immer zu Derselben Vergnügen gereichen kann, und von Mir dependirt, jederzeit willig und mit Freuden anzuwenden, gewiß nie entstehen werde; und würde Ich daher keinen Anstand genommen haben, die Würkung Eurer Durchl. vor den Abbate Arcelli bey Mir eingelegten Vorworte, denselben thätig spüren zu lassen. Gleichwie aber nach denen in Meinen Landen eingeführten Gesetzen und hergebrachten Gewohnheiten, die geistlichen Beneficia nicht anders, als wie desfalls in den Statutis eines jeden Stiftes disponiret worden, vergeben werden könne, diese aber keinen Ausländer admittiren: So werden Ew. Durchlaucht von selbsten leicht erachten, daß Ich in Ertheilung Dergleichen Beneficiorum nicht allerdings freye Hände habe, mithin Mich ausser Stande befinde, darunter besagten Abbate zu gratificiren. Ich ersuche jedennoch Ew. Durchlaucht hiermit freundvetterlich, Mir in andern Fällen Gelegenheit zu geben, Meine Bereitwilligkeit, Ihro zu Gefallen zu leben, darzuthun, und zu gleicher Zeit die besondere Hochachtung an den Tag zu legen, mit welcher Ich beständig verharre ꝛc.

Berlin, den 13ten Nov. 1752.

Der Auszug aus dem Testament des Königs, der in vieler Personen Händen ist, enthält folgende Sie betreffende Stelle:

Je vous prie, mon cher neveu Frederic Guillaume! de laisser à la reine mon epouse ce qu'elle a eu jusqu' à cette heure, savoir 41,000 Risdalers, et d'y ajouter 10,000 R. de rentes. Elle ne m'a jamais donné du chagrin pendant le cours de mon regne, et elle merite le respect, l'attachement, et les egards, par ses vertus inébranlables.

Die Familie Seines ältesten Herrn Bruders schränkte Er in Wohnung und Unterhalt noch mehr ein, als Sein Herr Vater Ihn eingeschränket hatte. Es scheint aber, daß Er es aus dem Grunde gethan hat, weil sie doch nach Seinem Tode alles, was Er hinterlasse, erbe und dadurch für die vergangene Zeit schadlos gehalten werde. Vielleicht hat Er die Worte Seines Testaments erst lange im Sinn, und seit 1769, da Er sie eigenhändig niedergeschrieben, im Gedächtniß gehabt:

„Je vous donne, mon cher neveu! mes pays hereditaires „et conquis, mes chateaux, mes jardins, mes galeries, „mes meubles, mes nipes:"

die gleich hernach so wiederholet werden:

„mes états, mon bien, mes thresors, mon bon peuple, „est votre heritage. '

Dem sey aber wie ihm wolle, so verdienet doch diese Stelle Seines Testaments durch die feurigsten Wünsche Seiner ehemaligen Unterthanen unterstützet zu werden; in welcher Er, nach den bestimmten Legaten und Geschenken, saget:

„Je me flatte, qu'il n'y aura point de dispute entre „la famille, que la bonne intelligence regnera toujours „entre vous, pour l'honneur et la gloire de vos ancetres."

Betragen des Königs gegen Seine Bedienten.

Anfänglich hatte der König 8 Leibpagen, 8 Kammerlackeyen, 12 gemeine Hoflackeyen, 12 Hofjäger, 4 Leibjäger, 12 Hofpagen, 30 Hofpagen in Berlin, 12 grosse Heyducken, 6 Läufer. Einige Zeit nach dem Antritt Seiner Regierung nahm Er auch 2, 3 bis 4 Kammerhusaren an, und bey der Einrichtung des neuen Pallastes unweit Sanssouci, noch 6 gemeine Lackeyen. Läufer, Lackeyen und Jäger wurden an ihren Diensttagen zum Ausschicken gebrauchet, und die Lackeyen blieben auch des Nachts zur Wache im Vorzimmer des Königs. Kammerherren hat der König, meines Wissens, nicht zur Aufwartung gebrauchet; an Vermälungsfesten aber standen Kammerherrn und eine Hofdame oder Hofmeisterin hinter dem fürstlichen Brautpaar. In den letzten Jahren Seines Lebens behalf Sich der König mit 2 Leibpagen, die keine andere Verrichtungen hatten, als Ihm bey der Tafel aufzuwarten, und Ihm auf Reisen und Spatzierritten zu Pferde zu folgen. In des Königs Kammer hatten sie gemeiniglich nichts zu thun, sondern in derselben ließ Er sich von 2 Kammerhusaren und 2 Kammerlackeyen bedienen. Diese mäßige Zahl seiner Bedienten stach von dem Ueberfluß, den einige andere Könige Seiner Zeit an dergleichen Leuten hatten, eben so sehr ab, als des Königs Weisheit und Sparsamkeit von der ihrigen. Er duzte alle Seine Bedienten, und ging meistentheils strenge mit ihnen um. Ihre wirklichen, und auch die von Ihm nur dafür gehaltenen Fehler bestrafte Er mit harten Worten, auch wohl mit Faust- und Stock-Schlägen; Vergehungen und Verbrechen aber auf eine weit härtere Art. In Kriegszeiten standen sie viel aus, und mußten wie die gemeinen Soldaten mit Gewehr zu Fuß gehen. Er hat vorsetzlich unterschiedene ganz unwissende Leute, die weder lesen noch schreiben konnten, zu Seinen Bedienten, und zum nicht gewöhnlichen Gebrauch, angenommen, in der Meynung, daß Er von ihnen nichts Nachtheiliges und Gefährliches zu befürchten hätte; sich aber geirret. Ein solcher war der Kammerhusar Deesen, für den er eine geraume Zeit viele Gunst und Gnade hatte, dem er auch manches Geschenk zuwandte, auf den Er aber zuletzt, als Er Ihm gleichgültig geworden war *), eine so grosse Ungnade warf, daß der Mensch darüber in Verzweiflung gerieth. Beyde stiegen 1775, wenn ich nicht irre, im Monat Julius, aufs höchste. Der König hatte damals Besuch von Seinen Verwandten, und während desselben ließ Er es dabey bewenden, daß der Mensch Ihm nicht vor die Augen kommen durfte. Als der Besuch geendet, und der König wieder zu Sanssouci war, ließ Er ihn an einem Vormittag vor sich kommen, und übergab ihn dem Adjutanten, der den Rapport gebracht hatte, mit dem Befehl, ihn bey dem unrangirten Corps als Trommelschläger anzusetzen. Der Mensch that einen Fußfall vor Ihm, Er stieß ihn aber mit den Füssen von Sich; und als er sich aufs neue an Seinen Knien fest hielt, ließ Er ihn mit Gewalt losreissen. Deesen bat den Adjutanten, der mit ihm fortging, ihm zu erlauben, daß er seinen Huth holen dürfe; und als er auf seine Stube kam, erschoß er sich mit einer auf diesen Fall geladenen und in Bereitschaft gehaltenen Pistole. Als dieses dem König berichtet wurde, sagte Er erst, wo hat der Kerl die geladene Pistole her gekriegt? und hernach, Ich habe ihm so viel Courage nicht zugetrauet. Man bemerkte aber auch an dem König viel Unruhe des Gemüthes über diesen Vorfall, und aus den Fragen, die Er wegen desselben an Seine Leute that, konnte man wohl erkennen, daß Ihm die Begebenheit sehr unangenehm sey. Es konnte dieser Mensch zwar wenig lesen und schreiben, er ließ sich aber wohl von einem andern etwas Geschriebenes, das auf des Königs Tische lag, vorlesen.

Ein anderer Liebling des Königs, Namens Glasow, den Er im Anfang des siebenjährigen Krieges, entweder 1756 oder 1757, bey sich in Sachsen hatte, war von sehr verliebter Natur, und ließ sich von einer Frauensperson, die er liebte, und hinter welche sich wieder andere steckten, bewegen, dem König einen Brief aus der Tasche zu ziehen, und ihr mitzutheilen; er soll sich auch haben den Antrag thun lassen, seinem Herrn in Caffé Gift beyzubringen Als dieses bekannt wurde, belegte ihn der König mit der gelinden Strafe, daß er ihn nach Spandau schickte, woselbst er etwa nach einem halben Jahre starb. Man saget, Er habe ihn um diese Zeit seines Todes loslassen wollen, und sey über denselben betrübt gewesen, weil Er noch Gefühl für ihn gehabt.

Noch gelinder bestrafte Er einen Kammerbedienten, Namens Pretsch, der Ihm einige tausend Thaler gestohlen hatte. Als er den Diebstahl bemerkte, ließ Er dem Thäter aufs stärkste nachforschen, und da er entdecket wurde, ihn zur Strafe an das Füsilierregiment, das zu Königsberg in der Neumark lieget, abgeben *).

Es sind auch Beyspiele von gnädiger Nachsicht, die der König gegen Seine Domestiken bewiesen hat, vorhanden. Er hatte einen, der ein Säufer war, aber nicht dafür gehalten seyn wollte. Diesem befahl Er, auf der Ritze zwischen zwey Dielen gerade einherzugehen, und wenn er es nicht thun konnte, lachte Er darüber **). Gegen Seine Lieblinge, die Er bloß um ihres Gesichtes und Wuchses willen aus den Soldaten erwählte, so roh sie auch seyn mogten, war Er zu liebreich und freygebig.

Zu den Schwachheiten der Prinzen und Prinzessinnen pfleget zu gehören, daß sie sich gern in vertrauliche Gespräche mit ihren Bedienten einlassen, und ihre Erzählungen anhören. Man hat mir versichert, daß bey dem König dieses selten statt gefunden habe ***).

Er machte Seinen Bedienten verschiedener Klassen zuweilen Geschenke, Er versprach ihnen auch wohl dergleichen, und befahl, daß sie Ihn daran erinnern sollten. Diese Erinnerung war aber niemals nöthig, sondern Er blieb Seiner Zusage eingedenk, und erfüllete sie wenige Tage hernach. Solche Geschenke wurden insonderheit in den letzten Jahren Seines Lebens als, nach überstandenen Krankheiten, und zu Weihnachten, gewöhnlich. Wer sich ihm gewissermaßen unentbehrlich gemachet

*) Die grosse Menge schlechter Handlungen dieses Menschen, ist dem König, allem Ansehn nach, unbekannt geblieben; er hat sich aber selbst dafür bestraft.

*) Wenn in den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs des Zweyten, Samml. 1. S. 72—74. von dem Diebstahl des Pretsch die Rede ist, so sind die daselbst angeführten Umstände eben so unrichtig, als die Summe, die nicht einmal dreytausend Thaler, geschweige zehntausend, betrug Die folgende Erzählung von S. 74 bis 76, ist auch unrichtig. Erstlich ist wohl höchst unwahrscheinlich, daß sich der König sollte haben 60,000 Thaler stehlen lassen, und dem Thäter, der es selbst gestanden, noch 7 bis 800 Friederichsd'or darzu geschenket haben. Zweytens, der Mann ist zu dem Hause auf folgende Weise gekommen. Er wußte, daß der König im nächsten Jahr ein altes Bürgerhaus bauen lassen werde, und kaufte es. Als es neu gebauet war, wandte er eine ansehnliche Summe an desselben innere Auszierung. Dieses Geld hatte er von den Einkünften, die mit seinem Dienst verknüpfet waren, und von eigenen Geschenken des Königs. Ein Jonquillenzimmer ist nicht in dem Hause, der König hat auch das Haus nie betreten. Herr Geheimerath Schöning hat dieses zur Verbesserung der Anekdoten bemerket.

**) Alles übrige, das in der ersten Sammlung S. 72 und 77 der Anekdoten ꝛc. erzählet wird, ist unrichtig.

***) Eine solche Unterredung wird in der ersten Sammlung der Anekdoten S. 55 erzählet; und sie ist nicht unwahrscheinlich, aber die S. 57 erwähnten hundert Thaler sind es.

hatte, bekam größere, und wer Sein Liebling war, die gröſsesten. Ueberhaupt ging Er in den letzten Lebensjahren mit Seinen Domestiken gelinder um, als ehedessen. Es war auch Sein Betragen gegen dieselben anders in kranken, und anders in gesunden Tagen; in jenen war Er mehrentheils so wie geduldig und zufrieden, also auch sanft und gelinde gegen sie, so lange die Krankheit und der Schmerz währeten und zunahmen: wenn Er aber anfing, ungeduldig und unzufrieden, hart und heftig zu werden, so war es ein zuverläſsiges Kennzeichen Seiner wieder anfangenden Genesung.

Nichts konnte Er weniger an Seinen Domestiken leiden, als Gemeinschaft mit Frauenspersonen. Er verlangte, daß sie nicht nur unverheirathet seyn und bleiben, auch keine Maitressen haben, sondern nicht einmal mit Frauenspersonen sprechen sollten. Erfuhr Er von ihnen das Gegentheil, oder nahm Er es Selbst wahr, so war entweder ihre Verabschiedung, oder doch wenigstens ihre harte Behandlung, die unausbleibliche Folge davon. Da Er nun dieses Verbot dem stärksten natürlichen Triebe entgegen setzte, so war die äuſserste Verheimlichung der Uebertretung desselben nur etwas gelindes, in Vergleichung mit den schlimmen Wirkungen, die es haben konnte, und nicht selten würklich hatte. Ob der König durch dieses Verbot nur hat Nachläſsigkeit und Untreue in Seinem Dienst verhüten wollen? oder ob Er sonst noch eine Ursache gehabt hat? wage ich nicht zu vermuthen.

Betragen gegen Sein Kriegsheer.

Den Kriegesstand zog Er den andern Ständen des Staats weit vor. Schon im ersten Jahr Seiner Regierung fing Er an, denselben zur ansehnlichen Vergröſserung Seines Staates nützlich zu gebrauchen, und es zeigte sich, daß Er zu dem Kriegeswesen ein großes Talent habe. Dieses konnte Er ohne ein ansehnliches Heer nicht noch mehr beweisen, und zu hoher Vollkommenheit bringen, Er konnte Sich auch ohne ein solches nicht auf der vorzüglichen Höhe, die Er unter den europäischen Monarchen erstiegen hatte, erhalten: also wurde die Kriegeswissenschaft Seine Hauptwissenschaft, und das Kriegesheer der vornehmste Gegenstand Seiner Achtung und Fürsorge. Mit Generalen war Er öffentlich am meisten umgeben, ihnen widmete Er vor allen andern den schwarzen Adlerorden, für die übrigen Officiere stiftete Er den Orden für das Verdienst. Keiner der anderen Stände muß dem Kriegesstande diesen Vorzug in der Ehre beneiden, weil er derjenige ist, der für mäßige Bezahlung Gesundheit und Leben für den Staat waget und aufopfert. Wer in der Lebensgefahr vor allen hergehet, der muß auch in der Ehre von rechtswegen den Vorzug haben.

Er hatte auch zu den Officieren mehr Vertrauen, als zu Seinen Bedienten vom Civilstande, und gebrauchte sie sogar in Kirchen-, Schul-, Rechts- und andern das Kriegeswesen gar nicht betreffenden Sachen. Seine Generale und Obristen bekamen allein, wenigstens die meisten und größten Geschenke an baarem Gelde, Landeshauptmannschaften, Canonicaten und anderen Pfründen *). Und dennoch war es schwer, sich als General und Obrister lange, ja beständig in Seiner Gunst zu erhalten *); ein geringes Versehen konnte den Abschied nach sich ziehen, und sogar um Gnadengehalt bringen; wenn sie aber Pensionen bekamen, so waren sie sehr verschieden. Officiere, die in Krieges-Diensten schwer verwundet, auch auf andere Weise schwach geworden waren, und sonst nicht versorget werden konnten, machte Er zu Postmeistern, Inspectoren verschiedener Art, Oberforstmeistern, Forstmeistern, Forsträthen, Förstern, Salzfactoren, Rendanten, Controlleurs, Cassirern, Holzverwaltern, und anderen Bedienten höherer und niederer Klassen; in welchen Aemtern und Diensten sie, insonderheit wenn sie Edelleute waren, sich noch von ihren Kriegsämtern benennen liessen. Es ist auch mancher invalide Officier mit einer sehr einträglichen Stelle und mit einem Civilamt versehen, ja Minister geworden. In Kriegeszeiten ließ Er Sich auch zu den Unteroffizieren und gemeinen Soldaten sehr herab, hörete ihre unzufriedene Worte und Reden mit Geduld und Sanftmuth an, und machte aus ihren Lobsprüchen etwas. Er erzählte nicht selten mit Vergnügen, daß die Soldaten Ihm oft zugerufen hätten: „alle Monat eine Schlacht bey Rosbach gegen die Franzosen; und alle Jahr eine Schlacht bey Leuthen gegen die Oesterreicher.“ Er half auch den invaliden Unterofficieren und Soldaten gern zu allerley geringeren Diensten, wie die oben angeführten Proben zeigen. Ein Feldwebel, Namens Cuno, der 38 Jahre lang Kriegesdienste geleistet hatte, war zum Rendanten bey dem Waisenhause zu Züllichau bestellet worden, bekam aber 1776 den Abschied. Als er sich darüber bey dem König beklagte, und auf Desselben Befehl der Staatsminister bey dem geistlichen Departement berichtete, daß es geschehen sey, weil die Ausgaben des Waisenhauses wegen seiner Schulden eingeschränket werden müßten, schrieb der König gleichsam klagend an den Rand des Berichts:

„aber Sie jagen meine Invaliden weck (weg), das
„ist auch (doch) nicht recht.“

Aus manchem invaliden Feldwebel ist ein angesehener Mann geworden, dem Er etwas Grosses anvertrauet hat. Ein Beyspiel ist der, noch in einem hohen Alter und wirklicher Dienstleistung lebende, allgemein geehrte Joh. August Buchholz, Krieges- und Domainen-Rath, Tresorier und Hof-Staats-Rentmeister, der zugleich die königliche Hand- und Dispositions-Geldcasse verwaltete, und durch dessen Hände sehr viele Millionen gegangen sind. Ein geringeres Beyspiel von des Königs Andenken an Soldatenverdienst, ist der Unterofficier Wolf, bey dem Regiment Prinz von Preussen. Der König erinnerte sich, behauptete wenigstens, sich zu erinnern, daß bey Burkersdorf ein gemeiner Soldat von diesem Regiment die feindlichen Pallisaden in Brand gestecket habe, und dafür nicht belohnet worden sey. Beim Nachforschen wurde bekannt, oder doch angegeben, daß der genannte Unterofficier es sey, der die Heldenthat verrichtet habe, und nun gab ihm der König nicht nur einige mal ein Geschenk von 10 bis 12 Thalern, sondern auch, entweder am Ende des 1785sten, oder im Anfang des 1786sten Jahrs, zwey Präbenden, eine von 30 und die andere von 50 Thalern Einkünften **).

Betragen gegen die Bauern.

Der König wußte, daß der Bauernstand die Grundfeste des Staats sey, und achtete ihn also, ging auch so weit, daß Er

*) Ein solches Canonicat, wenn es in einem römisch-katholischen Stifte war, bekam derjenige, welchem es geschenket wurde, mit der Erlaubniß, daß er es einem stiftsfähigen Katholiken abtreten und verkaufen konnte. Es währete aber oft lange, ja mehrere Jahre lang, ehe er dazu Gelegenheit fand, starb auch wohl darüber, und seine Erben suchten noch Gelegenheit zum vortheilhaften Verkauf desselben. Beyspiele sind, der Generallieutenant von Bülow, dem er 1774 eine katholische Präbende im Domstifte Minden schenkte, die desselben Erben nach 12 Jahren noch nicht verkaufen konnten, und der Obrist von Troschke vom waldeckischen Regiment, dem er 1781 in eben demselben Stift eine katholische Präbende, 1200 Thaler werth, verliehe, die auch 1786 noch nicht verkauft war. Er erlaubte zwar, daß der Obrist von Köhler eine katholische Präbende einem Evangelischen (dem Herrn von Reck) abtreten durfte, diesen Fall wollte Er aber doch nicht zur Regel und Richtschnur machen. Denn als die verwittwete Obristin von Troschke 1786 bat, daß der König ihr erlauben mögte, die ihrem Manne (1781) verliehene katholische Präbende ihrem ältesten Sohn, dem Lieutenant, abzutreten: schrieb der König am 30. Junius 1786 an das geistliche Departement: Seine Absicht sey vom Anfang gewesen, daß der Verkauf dieser Präbende auf alle nur mögliche Weise begünstiget, und alle dagegen sich hervorthuende Schwierigkeiten aus dem Wege geräumet werden sollten. Dieses müsse auch noch in Ansehung der Wittwe und Erben, ohne alle Widerrede, geschehen; wie aber solches am besten anzufangen, und nach den Rechten in Richtigkeit zu bringen sey, überlasse Er des Ministers Ermessen, und erinnere nur, daß Er dabey die Familie, so viel nur irgend geschehen könne, vorzüglich begünstigt wissen wolle.

*) Von vielen Beyspielen will ich nur eines erzählen. Der Generallieutenant von Lentulus verlor die lange genossene vorzügliche Gnade des Königs auf folgende Weise. Der Monarch schickte ihn 1776 zum Empfang des Großfürsten von Rußland nach Memel ab, und ließ ihm zu der Reise 1500 Thaler auszahlen, die, nach des Königs Absicht, zu seiner und seines Gefolges (zu welchem einige Officiere von der Leibgarde gehörten) Beköstigung bis Memel dienen sollten. Der General aber ließ sich und sein Gefolge von der königlichen Küche speisen, die nach der Vorschrift des Königs erst in Memel zu kochen hätte anfangen sollen. Als er mit dem Großfürsten zu Berlin ankam, legte er dem König die Rechnung der Unkosten vor, und der Monarch bezahlte dieselbige. Nachher wurden von den Provinzial-Krieges- und Domainen-Kammern, und von den Kämmereyen der Städte, noch viele Rechnungen eingeschicket. Dieses fand der König mit Seiner Anordnung und Erwartung nicht übereinstimmig, und ward also kaltsinnig gegen den General, welches diesen bewog, um seinen Abschied zu bitten, den er auch empfing.

**) Es scheint diese Geschichte in den Anekdoten-Samml. I. S. 16. gemeynet zu seyn, woselbst aber andere Umstände erzählet werden. Herr geh. Kriegesrath Schöning.

in dem am 11ten December 1779 dictirten, und sogleich gedruckten Protocoll wegen des Müllers Arnold sagte:

„Der geringste Bauer, ja, was noch mehr ist, der „Bettler, ist eben sowohl ein Mensch, wie Se. Ma„jestät, und es muß ihm alle Justitz wiederfahren.“ „Vor der Justitz ist der Prinz dem Bauer gleich.“

Es sind oben viele Proben mitgetheilet worden, wie willig Er gewesen sey, den Bauern, die zu Seinen Domainen gehöreten, die Wahl ihrer Prediger nachzugeben. Er verstattete den Bauern, ihre Klage- und Bitt-Schriften unmittelbar an Ihn gelangen zu lassen. Diese Freyheit, und des Königs Nachsicht und Geduld gegen die Bauern überhaupt, mißbrauchten viele, und verursachten dadurch den Güterbesitzern, Beamten, Landräthen, Gerichten, Landescollegien und Staatsministern oft grossen Verdruß und sehr beschwerliche Mühe; sie wurden auch wohl so dreist, frech und widerspenstig, daß Soldaten wider sie ausgeschicket werden mußten, an welchen sie sich sogar vergriffen, wenn sie bemerkten, daß sie keinen Befehl hatten, ganz ernstlich gegen sie zu verfahren; und diese Widerspenstigkeit nahm in den letzten Jahren der Regierung des Königs merklich zu. Der Monarch ließ Sich aber durch nichts in Seinem System irre machen, sondern beharrete in der Bereitwilligkeit, die Bauern unmittelbar zu hören. Als Ihn 1774 der damalige Großkanzler, Staats- und Justitz-Minister, Freyherr von Fürst, von dem Ungrund der Beschwerden eines Landmannes überzeugte, und bat, daß Er unmittelbar demselben eine Strafe auflegen mögte, lehnte Er es in Seiner Cabinetsantwort vom 22sten Februar ab, und sagte:

„Es ist Meinen Gesinnungen zuwider, dergleichen „arme Bauersleute deshalb gleich ins Gefängniß wer„fen zu lassen; und ob sie schon öfters unrecht ha„ben, so kann Ich ihnen doch als Landesvater das Ge„hör nicht versagen.“

Es wird zwar in dem bald folgenden Abschnitt, der den König als Landesvater beschreibet, der vielen Millionen Erwehnung geschehen, die Er den durch Krieg, Ueberschwemmung, Mißwachs und auf andere Weise sehr beschädigten Kreisen einiger Provinzen zu ihrer Wiederherstellung zugewendet hat: man muß aber doch gestehen, daß die Landleute der meisten Provinzen, je länger je mehr verarmet sind, und dazu haben die Verpflegung der Pferde der Reuterey in den Sommermonaten, die Kriegsfuhren und die geringe Bezahlung des nach und nach sehr vermehrten Vorspanns überhaupt, vorzüglich viel beygetragen.

Sein Betragen gegen die Bürger.

Auch die allergeringsten Bürger konnten sich mit ihren Beschwerden, Klagen und Bitten unmittelbar an Ihn wenden, und gewiß seyn, daß ihre schriftliche Eingaben entweder von Ihm gelesen, oder Ihm doch nach dem Inhalt vorgetragen würden. Nur ein Beyspiel anstatt vieler tausenden. Gegen meinem Garten über wohnte einer der geringsten Bürger, der einen sehr kleinen Budenhandel hatte. Er entdeckte mir, daß er gewillet sey, den König um ein Darlehn auf sein Haus, und um Vorschuß an Schafwolle zu bitten, damit er die angefangene Wollspinnerey weiter treiben könne; und bat, daß ich ihm einen Brief an den König schreiben mögte. Ich sagte ihm zwar voraus, daß der König ihm auf die Weise, als er es verlangte, nicht werde helfen können, schrieb aber den Brief, und er ward an einem Abend auf die Post nach Potsdam geschicket. Am Anfang des zweyten Tages hernach bekam er aus dem Cabinet eine von dem König eigenhändig unterschriebene Antwort, in der ihm gemeldet wurde, daß der König Seinem Generaldirectorium befohlen habe, über sein Gesuch und seinen Zustand Bericht abzustatten. Das Generaldirectorium verfügte sogleich nach empfangenem königlichen Cabinetsbefehl, daß die churmärkische Krieges- und Domainen-Kammer die nöthigen Nachrichten einziehen solle, und diese verlangte dieselben von dem Magistrat. Am dritten Tage nach abgeschickter Bittschrift erschien schon ein Rathmann in des geringen Bürgers Hause, und erkundigte sich nach seinem Zustande und nach seinem Wunsch. Der Magistrat berichtete schleunig alles an die Kammer, diese an das Generaldirectorium, und dieses an den König; von diesem aber bekam der Bürger innerhalb der ersten acht Tage schon den zweyten Cabinetsbrief, in welchem ihm zwar das Darlehn, aus angeführten Ursachen, abgeschlagen, wegen der Schafwolle aber befohlen wurde, sich nach der Wollschur wieder bey dem Könige zu melden. Das unterließ er nicht. Nun konnte ihm zwar der König auf die vorgeschlagene Weise nicht helfen (wie ich ihm vorher gesagt hatte), aber der König hatte doch mit seiner gewöhnlichen Herablassung an ihn geschrieben.

Unzählbare Manufacturisten, Fabrikanten, Künstler, Kaufleute, Bediente, Beamte, Gelehrte und Räthe von bürgerlichem Stande haben Zeichen, Proben und Beweise Seiner Achtung und Gnade genossen, und nur in drey Fällen hat Er den Bürgerstand dem Adel nachgesetzet, nemlich in Officier-, Präsidenten- und Minister-Stellen. Es war ein seltener Fall, wenn Er bey einem andern, als bey einem Artillerie-, Besatzungs- und Husaren-Regiment, einen Bürgerlichen zum Oberofficier ernennete; und geschahe es wegen vorzüglicher Kriegeskunst und Geschicklichkeit, so erhob Er ihn doch vorher oder zugleich in den Adelstand, gleich als ob dieser eine wesentliche Erforderniß zu einem Stabsofficier wäre. Doch es sind auch, wo ich nicht irre, einige Beyspiele vorhanden, daß Er bürgerlichen Officieren die Generalswürde ertheilet hat, als dem Generalmajor Möhring und Generallieutenant Salenmon, ohne ihnen zugleich einen Adelsbrief zu geben. Bloß die Präsidentenstellen bey den Magistraten der grossen Hauptstädte seiner Staaten konnten mit Personen vom Bürgerstande besetzet werden, in den Provinzial- und Landes-Collegien aber wurden nur Edelleute Präsidenten. Er hat auch nur einmal während Seiner langen Regierung einen bürgerlichen Mann zum Staatsminister gemachet, ohne ihm zugleich eine Adelsurkunde zu ertheilen, und dieser war Friedrich Gottlieb Michaelis, Sohn eines Apothekers und Bürgermeisters aus einer kleinen Stadt in der Neumark, der nach einander die Aemter eines Regimentsquartiermeisters, eines Krieges- und Domainen-Raths, eines Directors der churmärkischen Krieges- und Domainen-Kammer und geheimen Finanzraths, verwaltete, und 1779 von dem König zum wirklichen geheimen Staats-, Krieges- und dirigirenden Minister beym Generaldirectorium ernannt wurde; ein Adeldiplom aber gab ihm der König nicht, weil er unverheyrathet, und für seine Person durch die Ministerstelle schon geadelt war. Ein solcher Adelstand muß einem edelgesinnten Bürger angenehmer seyn, als derjenige, den ein Adelsbrief giebet, ohne zugleich ein Rittergut zu ertheilen. In mündlichen Anreden nannte der König die bürgerlichen Personen bald ihr, bald er, je nachdem sie waren, oder es Ihm beliebte. Hätte Er nicht das bürgerliche Gewerbe durch Monopolia und auf andere Weise eingeschränket und vermindert, so würde Er wegen der vielen Millionen, die Er an die Wiederaufbauung und Verschönerung vieler Städte einiger Seiner Provinzen gewendet hat, von dem Bürgerstande ohne Maaß verehret worden seyn.

Sein Betragen gegen den Adel.

Den Adel zog Er den beyden andern Ständen weit vor, machte auch unter dem alten und neuen einen merklichen Unterscheid, hatte viel Kenntniß der alten Familien Seiner Länder, und äußerte nicht selten Zweifel an dem hohen Alter dieser und jener adeligen Familie, von welcher sich ein Officier benannte, nach dessen Namen Er Sich erkundigte. In Seinen Cabinetsschreiben, Antworten und Befehlen wurden die verschiedenen Klassen des Adels genau beobachtet, z. E. Mein lieber Etatsministre von Münchhausen! Mein lieber Etatsministre Freyherr von Fürst, u. s. w. Für die Unterhaltung, Erziehung und Unterweisung der jungen Edelleute sorgete Er durch Vergrösserung des adeligen Cadettencorps zu Berlin, durch die Anlage kleinerer von demselben abhangender ähnlicher Anstalten zu Stolpe in Hinterpommern und zu Culm in Westpreussen, durch die neuangelegte Rtterakademie zu Berlin, und durch die Verbesserung der Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien. Um den in Verfall und grosse Schulden gerathenen adeligen Familien einiger Provinzen wieder aufzuhelfen, stiftete, unterstützte und beschenkte Er das sogenannte landschaftliche System, welches zuerst in Schlesien errichtet wurde und die Pfandbriefe einführete; schenkete einzelnen verschuldeten Personen ansehnliche Capitalien, und zur Wiederherstellung der im Kriege sehr beschädigten adeligen Güter grosse Summen, liehe noch grössere zur Verbesserung der Güter unablöslich für sehr geringe Zinsen, und diese Zinsen bestimmte Er für arme adelige Wittwen, suchte auch den letzten durch kleine Pensionen und durch Plätze in den weiblichen Stiftern, auch Armen- und Wittwen-Häusern, zu helfen. Es war Ihm der Mißbrauch, der mit den Plätzen in den weiblichen Stiftern getrieben wurde, nicht unbekannt, Er wollte sie aber bloß den wirklichen Armen zuwenden, und um diese zu erfahren, machte Er 1763 folgenden Versuch. Er schrieb am 11. April an den damaligen geheimen Rath und Kammergerichtspräsidenten von Fürst, es habe Ihm der Staatsminister Freyherr von Dankelmann ein Verzeichniß von Vacanzen in den Frauenstiftern eingesandt, und diejenigen, welche um dieselbe angehalten, beygefüget. Er wolle sie aber bloß an recht arme Personen weiblichen Geschlechts vergeben, die des Mitleidens und der Hülfe wirklich benöthiget

wären. Diese könne Er nicht unmittelbar und zuverläßig erfahren; Er fasse also das Vertrauen zu ihm, und trage ihm auf, pflichtmäßig zu untersuchen, welche wirklich die ärmsten und hülfsbedürftigsten unter denselben wären? Dieser nahm wieder andere zu dieser Untersuchung zu Hülfe, und schickte dem König eine Liste der bedürftigsten ein. Nun schrieb der König am 9. May an den Staatsminister von Dankelmann, Er habe aus eigener Bewegung für gut befunden, dem nunmehrigen Staatsminister Freyherrn von Fürst unmittelbar aufzutragen, daß er sich auf das sorgfältigste und genaueste nach der Supplicantinnen um die erledigten Frauenstifterstellen wahren Umständen erkundigen solle, und Ihm dieselben berichten, damit bloß die ärmsten und bedürftigsten Competenten mit den Stellen versorget würden. Er schickte ihm die Liste dieser ärmsten Personen, die der Freyherr von Fürst Ihm geliefert habe, genehmige dieselbige, und er solle nun das Nöthige ausfertigen lassen. An den Minister von Fürst aber schrieb Er an demselben Tage, es gereiche Ihm zum gnädigen Gefallen, daß er sich auf Sein Verlangen alle Mühe gegeben habe, die eigentlichen Vermögensumstände der Competenten zu erforschen. Es durften die geringsten adeligen Wittwen unmittelbar an Ihn schreiben, und sie konnten gewiß erwarten, daß Er ihnen entweder unmittelbar antworten, oder doch ihrentwegen an eines Seiner hohen Collegien schreiben werde. Von beyden Arten der Schreiben, deren unzählbare vorhanden sind, können die folgenden zu Proben dienen.

An die Witwe von Ellert.

„Besonders Liebe! Ich ersehe aus eurem Schreiben, was „ihr von der Bedürfniß eurer und eurer Kinder vorge„stellt. Ich wünsche euch helfen zu können, und wenn „in den benannten Stiftern eine Vacance entstehet, so „könnet ihr euch wegen eurer Tochter nur gerade bey Mir „melden. Ich bin euer wohlaffectionirter König. Berlin, „den 31. Jan. 1747."

Fr.

Die Wittwe des Unterofficiers Claus George von Below, bey dem prinzl. Ferdinandischen Regiment, eine geborne von Putkammer, die schon ein Kind von ihm hatte, und mit einem andern schwanger ging, bat den König am 24. Jun. 1743 um Erbarmung und Hülfe. Er schrieb an den Staatsminister von Brand:

„Ich adressire (an) euch hiebey die Vorstellung der Witwe „von Below, mit deren kümmerlichem Zustande ich gnä„dige Compassion habe. Ihr sollt also mit allem Ernst „sehen, wie sie irgendwo zu ihrem Unterhalt, etwa in „einer Stiftung, Witwenhause ꝛc. untergebracht, oder „sonst versorget werden könne, und wird es Mir zu gnä„gem Gefallen gereichen, wenn ihr damit zum Stande „kommet. Potsdam, den 30. Junius 1743."

Friedrich.

Durch diese und andere Gnadenbezeugungen wurde der Adel zum Theil für die Einschränkungen einiger seiner alten Privilegien schadlos gehalten, die ihm von Personen, die Er in den verschiedenen Zweigen des Finanzwesens gebrauchte, vorgeschlagen, in Ansehung welcher auch gemeiniglich versichert wurde, daß sie unschädlich, wenigstens unumgänglich nöthig und leidlich wären. Denn daß Er den Wohlstand des Adels gewünschet habe, bezeugen diese Seine ausdrückliche Worte, die Er am 25. May 1786 mit eigener Hand schrieb:

„ich mach (mag) lieber Reiche Edelleute als Reiche Stifter „haben."

Wie Er die Klagen, die wegen der Einschränkungen unmittelbar an Ihn gelangten, beantwortet hat, kann folgende sehr lesenswürdige Probe zeigen, die Er augenscheinlich einem Seiner Cabinetsräthe dictiret hat.

„Se. königl. Majest. von Preussen, unser allergnädigster „Herr, lassen Dero hinterpommerschen Landständen, auf „ihre Vorstellung wegen der geordneten Versteurung des „Weins und Caffé auf dem platten Lannde, hierdurch zu „erkennen geben, daß sie darüber wohl keine Ursach sich zu „beschweren haben; denn was den Caffé betrift, so ist „dergleichen zu der Zeit, wie sie ihre Privilegia gekrigt, „nicht da gewesen, sondern erst lange nachher aufgekom„men. Ihren Privilegien geschiehet also kein Eingriff, „vielmehr haben Höchstdieselben darunter ganz andere Ab„sichten, nemlich die greuliche Consumtion etwas einzu„schränken, und auch zu verhindern, daß unter ihren Na„men nicht so viel Caffé eingebracht, und ein contrebander „Handel damit getrieben wird. Es ist abscheulich, wie „weit es mit der Consumtion des Caffé gehet, und reichen „kaum 600,000 Rthlr., die dafür jährlich aus dem Lande „gehen, ohne was die andern Sachen sind. Das macht, „ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnet sich jetzt „zum Caffé, weil solcher auf dem Lande so leicht zu ha„ben ist. Wird das ein bischen eingeschränkt, so müssen die „Leute sich wieder an das Bier gewöhnen, und das ist ja „zum Besten ihrer eigenen Brauereyen, weil sie alsdenn „mehr Bier verkaufen. Das ist also mit die Absicht, daß „nicht so viel Geld für Caffé aus dem Lande gehen soll, „und wenn es auch nur 60,000 Rthlr. sind, so ist es im„mer schon genug. Was sie hiernächst von der Visitation „anführen, so ist solche um der Ordnung willen nöthig, „besonders auch in Ansehung ihrer Domestiquen, und sollten „sie wie gute Unterthanen dawider nicht mahl was sagen. „Uebrigens sind Se. königl. Majestät Höchstselbst in der „Jugend mit Biersuppe erzogen, mithin können die Leute „dorten eben so gut mit Biersuppe erzogen werden. Das „ist viel gesunder wie der Caffé. Die Stände können sich „also um so mehr bey der Sache beruhigen, zumahl denen „für beständig auf dem Lande wohnenden von Adel, so viel „Wein und Caffé, wie sie zu ihrer und ihrer Familien „Consumtion nöthig haben, fernerhin freygelassen wird. „Nur soll kein Mißbrauch dabey weiter vorgehen, daß die „Sachen unter ihren Namen hereingebracht werden, und „denn damit ein contrebander Handel getrieben wird, und „der Caffé verkaufet wird. Das kann durchaus nicht ge„stattet werden. Potsdam, den 27. Aug. 1779."

Friederich.

In Cabinets-Schreiben und Befehlen hiessen die Adeligen eben sowohl als die Bürgerlichen, ihr, und in mündlichen Unterredungen in deutscher Sprache bekam kein Edelmann, Freyherr und Graf, wenn er auch General-Feldmarschall und Staatsminister war, eine höhere Anrede, als er.

Johann Gustav Büsching,

ein Sohn des Vorigen, ward am 19. September 1783 zu Berlin geboren, studirte in Halle und ward 1806 Regierungsreferendarius in Breslau, vertauschte jedoch dieses Amt sehr bald mit dem akademischen Lehrfach. 1811 erhielt er eine außerordentliche Professur und die Verwaltung des Archives in Breslau, so wie 1822 eine ordentliche Professur an derselben Universität. Er starb am 4. Mai 1829.

B. gab heraus:

Der Ameisen- und Mückenkrieg. Leipzig, 1806.

Mit von der Hagen:

Deutsche Volkslieder. Berlin, 1807.

Altdeutsche Gedichte des Mittelalters. Berlin, 1808—20. 2 Thle.

Das Buch der Liebe. Berlin, 1809.

Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie. Berlin, 1812.

Mit von der Hagen, Docen und Hundeshagen:

Museum für altdeutsche Literatur und Kunst. Berlin, 1809—11. 3 H.

Sammlung für altdeutsche Lit. und Kunst. Breslau, 1812.

Mit K. L. Kannegießer: Pantheon. Leipzig, 1810. 6 Hefte.

Theils mit von der Hagen, theils allein:

Götz von Berlichingen's Selbstbiographie. Berlin, 1810. 3. A. 1813.

Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Zürich, 1810.

Volkssagen, Mährchen und Legenden. Leipzig, 1812—18. 4 Thle.

Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien. Breslau, 1813.

Zeitbücher der Schlesier. Breslau, 1813—23. 4 Thle.

Erzählungen, Dichtungen u. s. w. Breslau, 1814. 2 Hefte.

Lied der Nibelungen. Leipzig, 1815.

Wöchentliche Nachrichten für Freunde des Mittelalters. 3 Thle. Breslau, 1816—17.

Der Deutschen Leben u. s. w. im Mittelalter. Breslau, 1811—19. 2 Thle.

Bild des Gottes Tyr. Leipzig, 1819.

Reise durch einige Münster und Kirchen des nördl. Deutschlands. Leipzig, 1819.

Hans Sachs's Schau- und Fastnachtsspiele. Nürnberg, 1819—24. 3 Thle.

Die heidnischen Alterthümer Schlesiens. Nürnberg, 1820—24. 4 H.

Blätter für schlesische Alterthumskunde. Breslau, 1820—22. 4 H.

Begebenheiten des Ritters Hans von Schweinichen. Breslau, 1820—23. 3 Thle.

Einleitung in die Geschichte altdeutscher Bauart. Breslau, 1821.

Das Schloß der deutschen Ritter zu Marienburg. Berlin, 1823.

Riterzeit und Ritterwesen. Leipzig, 1823. 2 Bde.

Deutsche Alterthumskunde. Weimar, 1823.

Sagen und Geschichten aus dem Schlesierthale. Breslau, 1824.

Der heilige Berg und dessen Umgebungen in Oswitz. Breslau, 1824.

Grabmal des Herzogs Heinrich V. von Breslau. Breslau, 1826. u. s. w. u. s. w.

Als Gründer des schlesischen Vereins für Alterthümer und Geschichte, so wie als geschmackvoller und gründlicher Forscher durch die Herausgabe von Monumenten deutscher Vorzeit hat sich B. sehr verdient um die Verbreitung und Wiederbelebung der Kunde des deutschen Mittelalters in unserem Vaterlande gemacht.

57771

ROTANOX
oczyszczanie
maj 2008

KD.605.1
nr inw. 846